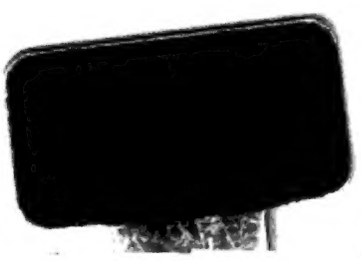
UNTERHALTUNGEN AM HÄUSLICHEN HERD

Digitized by Google

Ser. 195 b/4, 2



Digitized by Google

<36608647380019

<36608647380019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Vierte Folge. Zweiter Band.

4. Folge
2

29, 6

Digitized by Google

Digitized by Google

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Frenzel.

Vierte Folge.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In gebundener Rede.

Aus Thomas Moore's „Irischen Melodien". Von Julius Rodenberg. I. Schlagt mir die Harfe! II. Nein, lieblicher nicht. — III. Ich hab' ein Geheimniß ..... 16—36
Nacht auf dem Meer. Von A. Teniers 96
Gedichte aus dem Ungarischen des Alexander Petöfi. Von A. Teniers. 1. Dichter und Rebe. 2. Brot im Aelternhaus. 3. An treulose Freunde. 4. Ab die Larve! ..... 116—176
Im wiener Prater. Von Friedrich Hebbel 156
Gedichte von H. Kletke. 1. Strombild. 2. Nur ein Erinnern. 3. Echo ..... 216—236
Gräber in Schleswig. 1863 296
Ghaselen von Hieronymus Lorm. I. II. 316
Gedichte von Otto Buchwald. I. II. 356
Freut euch! Gedicht von M. A. Niendorf 396
Gedichte aus dem Schottischen. Von Otto von Urbas. Die Maid von Ballochmyle. Die schönen Ufer des Ayr 416
Größe. Gedicht von Karl Stelter 536
Eine Weinphantasie. Gedicht von Karl Stelter 576
Gedichte von Hermann Kletke. 1. Du mußt. 2. Ein Grab. 3. Zur Lebensreise 596
Lob und Tadel. Gedicht von Otto Buchwald ... 616
Gedichte von M. Solitaire 636
Herbstregen. Gedicht von Ernst Scherenberg 756
Gedichte von Hermann Kletke. 1. Im Herbst. 2. Endlich! 836
Sommerfrühe. Gedicht von Karl Altmüller ... 856
Spätherbst. Gedicht von Otto Buchwald 956
Die kranke Nachtigall. Gedicht von Otto Buchwald 976
Ein Weihnachtslied. Von Karl Stelter 996

II. Erzählungen.

In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel ..... 1—407
Böhmische Christussagen. 1. Jesus und die Kinder. 2. Vom Vogel Kreuzschnabel. 3. Der Wein Christi. 4. Jesus und die weinende Jungfrau. 5. Das Fest der Vögel. 6. Sanct-Peter als Spielmann. 7. Die Bienen. 8. Jesus und die Seele. 9. Des Mägdleins Himmelsgang. 10. Das Mägdlein im Walde. Von Alfred Waldau ..... 33—254

Seite

Ein Saltomortale. Anekdote, erzählt von Elise Polko ..... 248—252
Eine Ballnacht. Anekdote. Von Elise Polko ... 309—315
Die Waldblume. Novelle von Theodor König 391—506
Der Cortigo San-Felipe. Eine Anekdote von Paul Stein ..... 446—451
Eine Jugenderinnerung. Novelle von Rudolf Hübner 521—545
Des unseligen Jakob seliges Ende. Theaternovelle in drei Kapiteln nach einer wirklichen Begebenheit. Von M. Solitaire ..... 560—607
Die Heidemaid. Eine Geschichte aus früherer Zeit. Von Ph. von S. ..... 621—649
Arzt und Gräfin. Novelle von Adeline Volckhausen 661—730
Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich 741—831
Aus einem Künstlerleben. Von Rosa Dorn ... 841—868
Das schwarze Haus. Nach einer wahren Begebenheit von R. E. Hahn ..... 868—892
Auf bewegter Flut. Novelle von Arthur Stahl 881—945
Liebe heilt. Erzählung von Franz v. Nemmersdorf 961—1028
Das Medaillon. Von Heinrich Asmus ..... 1010—1032

III. Lebensbilder und Skizzen.

Jean Paul und die Frauen. Von Ludwig Habicht 7—11
Helena Schubart. Ein deutsches Frauenleben. Von P. Glöckler ..... 26—110
Träumereien auf Wegen und auf Stegen. Von Moritz Horn. 1. Die Landstraße. 2. Feldweg. 3. Gartenpfad. 4. Marktsteig. 5. Der Kirchhofsteig. 6. Der Kirchsteig. 7. Gebirgspfade 54—94
Mangin, der Bleistifthändler von Paris ..... 199—200
Der Mann mit der eisernen Stirn. Von Karl Neumann-Strela ..... 209—234
Ein polnisches Gastmahl vor zwei Jahrhunderten. Eine Skizze von Marie von Roskowska ... 226—229
Alexander Soltwedel. Charakterbild von Heinrich Asmus ..... 266—271
Georg Stephenson. Von A. S. ..... 286—331
Friedrich Hebbel's letzte Lebenstage ..... 334—336
Madame Schlanzowsky und die Kirschkernkanonade. Von Karl Neumann-Strela ..... 425—432
Ein fürstliches Frauenbild aus den Befreiungskriegen. Von Georg Hesinger ..... 650—655
Theophrastus Paracelsus. Von E. Schnellen ... 686—690
Gräfin Dora d'Istria. Von S. Augustin ..... 764—768

Digitized by Google

Seite

Eine Luftreise. Skizze von Heinrich Asmus... 771—775
Eine Hexe in Schweden. Von P. von Sick ... 786—792
Timoleon der Bürgerfreund. Von Karl Neumann-Strela ..... 807—852
Was bringst du mit? Von Karl-Neumann-Strela 971—1010
Ein Held der Wissenschaft. Von Ludwig Habicht 986—992

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

An unsere Leser 17
Berliner Briefe. La cour s'amuse. Ein Bild von Knaus. Festlichkeiten. Die Verwundeten. Ein Künstlerhaus. Der Einzug der eroberten Geschütze. Aus der musikalischen Welt. Vom Theater. Eine Gemäldeauction. Der Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Rußland. Niemann's Gastspiel. Meyerbeer's „Apotheose". Blumenausstellung, Wettrennen und Wollmarkt. Wartburgblätter, Düppelblätter. Die Seidencultur. Vom Theater. Die akademische Kunstausstellung ..... 40—820
Winter in London. I. Weihnachten. II. Auf dem Eise. III. Eine Pantomime ..... 77—180
Athen beim Einzug des Königs Georg. Nach einer griechischen Zeitschrift ..... 97—98
Briefe aus der Kaiserstadt. I. Stimmungen. Aus dem Reichstag. Vom Theater. Der Concordiaball ..... 137—138
Pariser Mittheilungen. Die alte und die neue Stadt. Der Nationalcharakter der Franzosen. Gegensätze. Aus dem Bürgerstande. Prellerei. Auf den Straßen. In der Schenke und im Theater. La science spirite. Ein öffentlicher Ball. Die Theater. Die Portiers. Eine pariser Gesellschaft. Die Fremden ... 157—300
Verwahrung 156
Was nun? 197
Die evangelische Bewegung in Italien ..... 257—258
Die Mode in den Taufnamen ..... 259—260
Für Hermann Marggraff's Hinterlassene 260
Scenen englischen Landlebens. Die Red-herrings-(Böklings-)Jagd ..... 318—319
Pius IX. in seiner Häuslichkeit ..... 339—340
Garibaldi in London ..... 377—378
Die Shakspeare-Feier im Krystallpalast 420
Eine Mission in Jerusalem ..... 438—439
Für das Haus 440
Blondin und Charles Felu ..... 499—500
Englische Bureaukraten. Von Franz Proemel .. 571—573
Engländer und Deutsche ..... 577—578
Beschlüsse des ersten Deutschen Journalistentags 599—600
Schleswig-Holstein deutsch? ..... 637—638
Die Arbeiten am Suezkanal ..... 639—640
Scenen aus dem englischen Landleben. 1. In einem reichen Hause. 2. Klosterruinen. Die Königin von Frankreich ..... 677—698
Das Kaiserreich Mexico ..... 737—738
Aus den thüringischen Bädern ..... 757—780
Bilder aus Paris. Das Jagdfieber. Alexandre Dumas. Ehrenpreise. Die Ausstellung. Die neuen Theater. Dichter und Componisten. Corneille's Todestag. Maison de refuge. Deutscher Musikverein. Deutsche Wissenschaft. Roland in Ronceval. Eine Galavorstellung in der Großen Oper. Der Park von Monceaux. Ein Blick auf Paris ..... 799—1020
Florenz, die Hauptstadt Italiens ..... 817—818
Die Schillerstiftung ..... 837—838
Platen's Grabmal in Syrakus 840
Die Entscheidung in der Schillerstiftung ..... 897—898
Die Mühle von Gournay ..... 959—960
Noch einmal die Schillerstiftung ..... 999—1000
Zum Abschied, an unsere Leser 1040

V. Völkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen.

Aus dem Wasgau. Von Friedrich Lampert ... 11—73
Die Klimascheide. Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion ... 17—19
Albanesische Colonien in Sicilien ..... 34—36
Moritz von Beurmann ..... 37—39
Eine Fahrt auf der Theiß ..... 39—140
Auf dem Ocean. Seebilder von Theodor Oelckers 147—174
Der Friedhof der Guillotinirten. Von Gustav Rasch 271—275
Fahrende Musikanten und Sänger in Wien .... 277—279
Das Wäggithal im Canton Schwyz. Von G. H. 289—292
Die Villen am Comersee ..... 319—320
Ein Besuch in Schleswig. I. Bei den Batterien. II. Die Spitäler. III. Der 18. April .... 337—398
Die Sturmfluten an der Westküste Schleswig-Holsteins. Von A. Gottfriedsen ..... 372—391
Die Einwanderung der Deutschen in die nordamerikanischen Freistaaten und ihre geographische Verbreitung ..... 373—376
Konstantinopel im Mai ..... 358—400
Die Zigeuner. Von Wilhelm Girschner ..... 432—509
Auf dem Naschmarkt in Wien ..... 457—458
In einem russischen Gefängniß ..... 477—498
Aus dem walliser Rhônethal. Von Friedrich Lampert ..... 512—530
Eine Razzia. Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion ..... 517—539
Das Johannisfest ..... 537—579
Deutsche Städte. Bremen. 1. Uebersicht. 2. Der Dom. 3. Die übrigen Kirchen. 4. Die weltlichen Gebäude. 5. Monumente ..... 437—580
Die Mormonen ..... 545—630
Der Tandelmarkt in Wien ..... 597—599
Albanesische Volkslieder in den Albanesercolonien Siciliens ..... 613—616
Der Sturm auf Alsen ..... 617—618
Anconas Belagerung und Fall. Aus dem Tagebuch eines Soldaten ..... 638—659
Deutsche Städte. Lübeck. 1. Lübecks Architektur. 2. Die Kunstalterthümer ..... 657—740
Sitten und Gebräuche der holsteinischen Bauern. Von H. A. ..... 673—712
Nach Cayenne ..... 718—719
Auf dem Mittelländischen Meere. Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion ..... 738—760

Digitized by Google

Seite

Nordöstlich. Von Friedrich Lampert ..... 751—771
Das Schütteln der Bäume in Böhmen ..... 838—839
Thier- und Menschenleben in Australien. Von Wilhelm Girschner ..... 852—935
Nach San-Francisco. Aus einem Briefe ..... 858—860
Monaco ..... 937—958
Gebräuche in den griechisch-albanesischen Colonien Siciliens ..... 953—976
Eine Nacht in den Straßen von London. Von Theodor Küster ..... 966—971
Nachklänge aus der deutschen Vorzeit. Von Hans Weininger ..... 1032—1036

VI. Geschichte.

Daniel Manin 80
Der Tod des Märtyrers von Apenrade. Ein Bild dänischer Gewaltherrschaft. Von Gustav Rasch 151—155
Ein Vorspiel des Bauernkriegs. Von Dr. H. Kleinstreuber ..... 166—190
Graf Moritz von Sachsen ..... 235—236
Aus dem Leben Washington's ..... 297—298
War Amerika den Alten bekannt? Von K. Gottfriedsen ..... 331—334
Die vier George von Thackeray. Von Amely Bölte 353—372
Die Vitalienbrüder. Von Heinrich Asmus .... 407—410
Das stockholmer Blutbad. Historische Skizze von Julius Hagen ..... 489—492
Don Carlos, der Infant von Spanien ..... 514—516
Vor Friedrichstadt. Eine Erinnerung aus dem schleswig-holsteinischen Feldzuge 1850. Von Walther vom Norden ..... 549—554
Zur Geschichte des Postwesens. Von J. Philippson 610—673
Der historische Kohlhase ..... 695—696
Zur Geschichte der Freimaurerei. Von Dr. Hugo Schramm ..... 712—751
Eine folgenschwere Ohrfeige. Von Georg Heusinger 730—734
Ein deutscher Prinz unter den Jakobinern ..... 857—858
Ines de Castro und Dom Pedro der Strenge von Portugal. Von Dr. Hugo Schramm .. 907—912
Karl Martell. Ein deutsches Geschichtsbild von Karl Silberschlag ..... 928—952
Das Begräbniß eines Königs ..... 958—959

VII. Der Mensch, sein Wesen und Befinden.

Die Dauer des menschlichen Lebens ..... 57—58
Der Mensch, sein Wesen und seine Entwickelung 94—96
Gehirn und Geist ..... 315—316
Ueber die Macht der Phantasie. Ein Beitrag zur Psychologie. Von Karl Silberschlag ... 326—329
Der Mensch und die Gesundheit ..... 675—676
Welche Einflüsse verwandeln den Menschen? ... 698—699
Frauenschönheit und Gesundheit ..... 995—996
Marie Antoinette ..... 1037—1039

VIII. Die Erziehung.

Eine Zeitschrift für häusliche Erziehung 280
Die Volksschule — ihre Noth und deren Hülfsmittel 917—918

Seite

IX. Philosophie.

Auguste Comte und der Positivismus ..... 194—196
Claude de St.-Martin ..... 355—356
Ueber den Adel der Seele ..... 413—416
Von der Bedeutung des Tragischen in der Poesie. Von Karl Silberschlag ..... 472—474
Ueber den Begriff des Lächerlichen in der Poesie. Von Karl Silberschlag ..... 530—532
Schwarz, Strauß, Renan ..... 557—558
Die heilige Sage und die Wissenschaft ..... 735—736
Spinoza als Staatslehrer für die Gegenwart .. 797—798
Sprachforschung und Darwinismus ..... 977—998

X. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

Das Beleuchtungsmaterial der Neuzeit ..... 139—140
Das Glück des Lebens ..... 214—216
Die meteorologisch-nautischen Observatorien .... 219—220
Statt Nizza — Grönland 240
Die Luft- oder Röhrenpost in London ..... 379—380
Photochemie ..... 478—480
Zur Gartencultur 520
Unsere Nahrungsmittel ..... 777—778
Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen 798—860

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Zur Kenntniß der Natur 60
Die Naturwissenschaft in der Jetztzeit ..... 135—136
Frühlingserwachen. Von Wilhelm Girschner ... 346—349
Naturforschung und Culturleben 680

XII. Die Nachtseiten der Natur.

Ueber das Ahnungsvermögen des menschlichen Geistes. Von K. S. ..... 190—209
Zur Gespensterkunde. Von Franz Broemel .... 292—294
Somnambulismus und Magnetismus ..... 815—816
Die Macht der Einbildung ..... 877—919

XIII. Das All und die Himmelserscheinungen.

Ist der Mercur bewohnt? ..... 317—318

XIV. Pflanzen- und Thierwelt.

Die Rose in der Dichtung und im Leben. Ein Beitrag zur Aesthetik der Pflanzenwelt. Von J. E. Födisch ..... 110—135
Die Thiere und Pflanzen des Gärungsprocesses 178—199
Die Schwalbe. Ein Lebensbild aus der Natur. Von Karl Ruß ..... 246—248
Die Thiere des Waldes ..... 295—296
Die Birke. Ein Naturbild von Karl Ruß .... 510—512
Die Kaiser-Dahlia 599
Die Weide. Ein Naturbild von Karl Ruß .... 792—795
Die Erle. Ein Naturbild von Karl Ruß ..... 952—953

Digitized by Google

XV. Sprache und Geſchichte der Literatur.

	Seite
Joſeph Hilſcher	56
Theodor Parker	59—60
William Makepeace Thackeray	115—116
Honoré von Balzac. Von Claire von Glümer	126—133
Ein Handbuch zur Geſchichte der Literatur	140
Der „Simpliciſſimus“	155—156
Alexander Petöfi	217—240
Auch ein Urtheil über Jean Paul	255—256
Der „Ungariſche Simpliciſſimus“	275—295
Die Sprichwörter	455—456
Die Thierſage. Von E. Schnellen	467—470
Die Luſtſpiele des Terentius	474—476
Shakſpeariana. I. Shakſpeare und Anna Hathaway. II. Shakſpeare als Hirſchtödter. Die Lucys. III. Shakſpeare's Denkmal und Todtenmaske	533—555
Die Robinſonaden	574—576
Ein Beſuch bei Tiedge. Von R. E. Hahn	591—595
Zur böhmiſchen Nationalliteratur	595—596
Die Naturwiſſenſchaften in Deutſchland während des 17. Jahrhunderts	618—620
Deutſchlands gekrönte Poetinnen. Eine Skizze aus der Zopfzeit	634—636
Saadi's Roſengarten	655—656
Lucian und Voltaire. Von Richard Treitſchke	666—708
Briefe an Ludwig Tieck	754—795
Das Zeitalter Friedrich's des Großen	835—836
Die Luſtſpiele des Plautus	875—876
Deutſche Herzen. Erinnerung an zwei Heimgegangene	1017—1019

XVI. Kritiſch-äſthetiſche Miscellen.

	Seite
Friedrich Hebbel	15—16
Der Teufel im deutſchen Sprichwort	175—176
Quinten	196
Hiſtoriſche Romane	220
Bühne und Leben	240
Tſchabuſchnigg's Gedichte	256
Criminalnovellen	300
Levin Schücking	340
Engliſche Romane	380
Eine ägyptiſche Königstochter	395—396
Victor Hugo über William Shakſpeare	434—436
Neue Gedichte	456
Schilderungen aus der Geſellſchaft	460
Deutſchlands Kampf- und Freiheitslieder	460
Schwarzgelb	500
Robin Hood	555—556
Auf fremder Erde	580
Shakſpeare als Lehrer der Menſchheit	597
Neue Romane	620
Zur Unterhaltung	640
Joſeph von Eichendorff	715—716
Der Rhein und die Dichter	717—718
Reiſeliteratur	720
Dichter-Aerzte	758—759
Für das Jahr 1865	800
Zur Lektüre	820—840
Adolf Stahr über Kleopatra	854—856
Sammelwerke	880
Aus deutſchen Städten	895—896
Die Bettler-Oper	915—916
William Bryant	916
Für die Winterabende	920—960
Die epiſchen Gedichte Lord Byron's	935—936
Iwan Turgénjew	940
Kalender für 1865	940
„Beaumarchais“, ein Roman von Brachvogel	978—980
Für den Weihnachtstiſch	980—1020
Das deutſche Lied	1016
A. Stifft	1039
Literariſche Ueberſicht	1039—1040

XVII. Schöne Kunſt.

Aus den Privat-Bildergalerien Wiens	19—20
Zur Geſchichte der Malerei	76
Flandrin und Calame	359—360
Die Künſtler aus der Karlsſchule	398—418

XVIII. Bühne und Muſik.

Zur Geſchichte des Théâtre français	117—118
„Montjoye“, eine Komödie von Octave Feuillet	159—160
Eine deutſche Shakſpeare-Geſellſchaft	160
Der Geſang ein Bildungsmittel	338—339
Zur Geſchichte der Muſik. Von Alexander Meyer. I. Die Muſik der Barbaren. II. Die Muſik der Griechen. III. Die mittelalterliche Kirchenmuſik. V. Die Entſtehung der harmoniſchen Muſik. V. Die theoretiſche Vollendung der Muſik	350—370
Zur Geſchichte des deutſchen Dramas	495—496
Deutſche Luſtſpiele	780
Die Vorſtadttheater in Wien	878—880

XIX. Zur Kunſt des Lebens.

Aus dem Leben für das Leben. Von Agathon Keber	496
Lebensblicke von Ludwig Habicht	676—756

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 1.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. I. — Jean Paul und die Frauen. Von Ludwig Hadicht. — Aus dem Wasgau. Von Friedrich Lampert. I. — Friedrich Hebbel. — Aus Thomas Moore's „Irischen Melodien". Von Julius Rodenberg. I. Schlagt mir die Harfe! II. Nein, lieblicher nicht. — Beiblatt: An unsere Leser. — Die Klimascheide. Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion. — Aus den Privat-Bildergalerien Wiens.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

I.

Allons enfants de la patrie..

Mächtig, von kräftigen jugendlichen Männerstimmen gesungen, brauste das Sturmlied der Französischen Revolution über die Landstraße. Einem Trupp Freiwilliger voran, die zu dem Heer an der Nordgrenze gegen Oesterreicher und Preußen zogen, wirbelten die Trommeln. Alle noch jugendliche, schlanke Gestalten, manche kaum dem Knabenalter entwachsen, in zerrissenen Schuhen die einen, andere barfüßig, mit schlechten Flinten auf den Schultern; der da schwang einen Säbel, den vielleicht der Großvater auf ihn vererbt, diese führten nur Piken als Waffen; der Aelteste von ihnen hatte unter Rochambeau den Krieg in Amerika für die junge Republik im Westen mitgemacht und trug noch als blutrothe Narbe den Säbelhieb eines englischen Dragoners im trotzigen, schwerdurchfurchten Gesicht. Lustig über sie hin, in dem Morgensonnenschein eines Frühlingstags, flatterte die dreifarbige Fahne — eine Begeisterung, ein feuriger Zug in ihnen allen, als hätte sie dieselbe Glut aus dem Vulkan, den wir jetzt die Revolution nennen, angehaucht, wie berauscht von dem Schlachtentumult, dem sie entgegenziehen, von dem Liede, das sie singen...

Ja wohl, eine berauschende Weise, wie es weder vor ihr noch nach ihr eine auf Erden gegeben; berauschender als der edelste Wein, als höchstes Glück und seligste Liebe zusammen — eine Weise, die aus Menschen Dämonen macht.

Auf dem Hügel, an dessen Fuß die Freiwilligen vorüberziehen, hält die Postkutsche, die eben seinen Gipfel erreicht hat, still. Der Postillon knallt mit der Peitsche, die Passagiere öffnen die schwerfälligen Thüren des alten Wagens und springen heraus. Es sind mehrere Männer und ein junges Mädchen.

Ihre rothen Mützen schwenken die Männer. „Es lebe die Republik!" rufen sie den Freiwilligen zu. „Kehrt als Sieger heim!" „Erobert die Welt für die Freiheit und Gleichheit!" „Denkt", sagt der stattlichste der Passagiere, der eine rothe Sammtweste und darüber eine silberne Uhrkette trägt, mehr zu den Umstehenden als zu den unten Vorüberziehenden, „an Hannibal und seine dreihundert Spartaner!"

„Aber, Bürger Grollier", meint ein kleiner magerer Mann, der neben seinem breitschulterigen und behäbigen Freund eine traurige Rolle spielen würde, wenn er nicht so beweglich, leichtfüßig

und galant wäre wie die frühern Marquis im Schloſſe zu Verſailles, „der König der Spartaner hieß Leonidas und Hannibal war ein ſchwarzer Afrikaner!“

„Hannibal oder Leonidas“, entſcheidet der andere, „waren beide gute Jakobiner! Abgemacht! Du biſt zu gelehrt, Bürger Bruneau, und ein halber Ariſtokrat! Wetter, Burſche, warum warſt du auch Friſeur bei der Hexe, der Lamballe!...“

„Nur bis zum Baſtilleſturm —“

Was ſonſt noch Bruneau zu ſeiner Entſchuldigung ſagt, erſtirbt in dem wildjauchzenden Ruf der Freiwilligen: „Siegen oder ſterben!“

Und noch einmal ein Trommelwirbel — „Allons enfants! Vorwärts!“ befiehlt, mit dem Degen winkend, der Held aus dem amerikaniſchen Feldzuge, den die wollenen Epauletten als Offizier kenntlich machen... Unter den wildbrauſenden Klängen erreicht die Spitze der Colonne das jenſeit der Fahrſtraße gelegene Gehölz. Der Lärm der Trommeln, der Geſang verſtummt und verhallt allmählich in der Morgenfrühe — nun ſind alle vorüber und hinter den Erlen verſchwunden. Nachdenklich mit ſeinen ernſten, ſtillen Augen ſchaut ihnen das junge Mädchen nach.

Der Mann mit der Sammtweſte zieht ſeine Uhr. „In drei Stunden werden wir in Paris ſein. Einſteigen, meine Herren! Soll ich Ihnen helfen, Bürgerin?“

Aber das Mädchen iſt ſchon im Wagen, auf ſeinem frühern Platz und betrachtet, ſo viel es die blinden Scheiben der Kutſchfenſter zulaſſen, in ruhiger Gleichgültigkeit die Landſchaft.

Die Pferde ziehen an. „Vorſichtig, Schwager!“ warnt Meiſter Grollier. „Bedenkt, der Hügel hat eine jähe Senkung und Ihr fahrt die beſten Patrioten in ganz Frankreich! Alles gute Patrioten!“ Und er ſieht ſich im Kreiſe um. „Sie ſind doch eine Republikanerin, Bürgerin?“

„Es lebe die Freiheit!“ erwidert ſie lächelnd — eine klangvolle, ernſte, tiefe Stimme, die zugleich etwas Gebietendes, Ueberwältigendes und Rührendes hat.

Außer ihr beſtand die Geſellſchaft, die ſich in der Kutſche zuſammengefunden, aus ſieben Männern. Die meiſten waren unterwegs aufgeſtiegen, nur einer hatte wie ſie die Reiſe von dem Poſthauſe in Caen in der Normandie bis hierher mitgemacht. Er war noch einſilbiger und verſchloſſener als das junge Mädchen; kurz und ſcharf hatte er alle Fragen abgewieſen, welche die Mitreiſenden an ihn gerichtet; ſeine ſtattliche Haltung, der finſtere Blick ſeiner dunkeln, von buſchigen Brauen überwölbten Augen, vielleicht auch die vierzig Jahre, die man in den tiefen Furchen ſeiner Stirn und um ſeinen Mund erkennen mochte, ſchüchterten die Fragenden allmählich ein. Im leiſen Geflüſter nur theilte Bruneau ſeinem Nachbar Grollier ſeine „unmaßgebliche“ Meinung mit: der räthſelhafte Fremde ſei entweder ein Ariſtokrat oder, noch ſchlimmer, ein Spion Pitt's, der mit dem Auftrag nach Paris gehe, den Convent in die Luft zu ſprengen. „Halte an dich“, ermahnte ihn darauf ſein Freund und Nachbar — in der Straße, wo ſie nebeneinander wohnten, hieß Grollier der Fleiſcher Goliath und Bruneau der Friſeur David —, „bis wir in Paris ſind! Paris iſt die Stadt der Patrioten, da werden alle Complote und Verräthereien entdeckt!“ Inzwiſchen ſchien es ihm das Gerathenſte, den Fremden genau zu beobachten. Damals lagen die Verſchwörungen in der Luft. Jeder gute Patriot war auf der Fährte der Ariſtokraten. Zu den Adelichen und den Prieſtern, die den Eid auf die Verfaſſung weigerten, waren ſeit dem 2. Juni dieſes Jahres noch die Girondiſten gekommen. Traurig, daß nun einmal das Reich der Brüderlichkeit nicht auf Erden erſcheinen will, nicht auf der Erde, die das königliche Blut Ludwig Capet's getrunken. Ja, was hilft's, daß die entſchloſſenſten der Pariſer im vergangenen glorreichen September auf Befehl des großen Danton die Ariſtokraten in den Gefängniſſen zu Hunderten getödtet, da die neue Maſchine des wunderlichen Arztes Guillotin damals noch nicht recht gehen wollte? Was hilft ſelbſt die Schlacht bei Valmy, wo die Sansculotten die Huſaren des großen Friedrich in die Flucht gejagt? Trotz der Reden des unbeſtechlichen Robespierre, die Tugend und die Brüderlichkeit ſind noch immer nicht ſichtbar. Merkwürdig, aber unleugbar, daß die einen nach wie vor den Wein von Bordeaux und die andern Waſſer trinken. Und nun gar die eine untheilbare franzöſiſche Republik! Sie liegt noch immer in blutigen Windeln. Armes Schmerzenskind des Volks, von heftigern Wünſchen herbeigeſehnt als je ein Königsſohn! Bei deiner Geburt von Hoffnungen begrüßt, wie ſie ſich niemals an ein Ereigniß auf dieſer Welt geknüpft, welch kümmerliches Daſein friſteſt du jetzt! In jeder Stunde ſchwankſt du zwiſchen Tod und Leben. Ungezählte Feindesſcharen an allen Grenzen, die Bauern der Vendée im hellodernden Aufſtand gegen den Convent,

und dieſe Verſammlung, welche das Vaterland retten ſoll, ſelbſt in ſich getrennt und zerſpalten — wüthende Parteien, die das ungenähte Gewand des Vaterlands zerreißen möchten, um wenigſtens einen Theil davon ihr Eigenthum zu nennen.

„Schlimmer noch als die Oeſterreicher", ſagt da einer der Reiſenden, „ſind dieſe Verräther, die Girondiſten!"

„Sie wiegeln die Provinzen gegen uns Pariſer auf. Hab' ich doch ſelbſt die Worte des Schuſtes Isnard gehört: man müſſe Paris zerſtören und mit den Steinen die Seine zudämmen."

„Es iſt ſchauderhaft, ſo etwas auszuſprechen! Paris verbrennen! Was iſt die Freiheit und die Republik ohne Paris?"

„Als wir den Convent von den Verräthern reinigten und die Rädelsführer gefangen nahmen —"

„Das war ein gutes Werk. Hoch der Volksfreund Marat, der es begonnen!"

„Ja, wären nur nicht die Schändlichſten entkommen!"

„Sie ſollen in Caen ſitzen, der tolle Barbarour an ihrer Spitze..."

„Und die Nationalgarden gegen Paris aufbieten..."

„Sind Sie nicht aus Caen, Bürgerin?" fragt mit einer plötzlichen Wendung Grollier, ſeine großen Augen zuſammenziehend, um ihnen dadurch einen ſchrecklichern Ausdruck zu geben.

„Nein, Bürger!..." Ein Erröthen fliegt über ihr Antlitz und in ihrer Stimme zittert etwas.

„Ich bin aus Caen", antwortet der Fremde im gelblichen Rock und lenkt dadurch die Blicke aller von dem Mädchen ab. David Bruneau wird ganz Ohr. „Aus Caen!" murmelt er. Sein Verdacht iſt Gewißheit geworden, er ſitzt einem Verſchwörer gegenüber und eilig zieht er ſeinen Fuß zurück, aus Furcht, er könnte mit dem Verdächtigen in eine verhängnißvolle Berührung kommen. Grollier indeß iſt nicht umſonſt ein Vertrauensmann der Jakobiner; in ſeiner ganzen Länge richtet er ſich auf und runzelt die Stirn.

„Im Namen des Vaterlands, Bürger, was geht in Caen vor?"

„Das alte Lied. Die Sperlinge fliegen wie in jedem Frühling um den Thurm der Stephanskirche. Aber, im Ernſt, Bürger, am Sonntag war Heerſchau in Caen. Barbarour und Pétion waren zu Pferde und ließen die Nationalgarde am Stadthauſe vorbeimarſchiren. Schöner Tag — ich meine die warme Luft und den Sonnenſchein. Dahinter kam ein Bataillon Freiwilliger — und wie ſie die Mützen ſchwenkten und «Es lebe die Republik! Nieder mit Robespierre! Nieder mit Paris!» riefen..."

„Abſcheulich! Schändlich! Sie werden ihrer Strafe nicht entgehen! Als Gefangene werden ſie in Paris einziehen!" lärmten die Paſſagiere untereinander.

„Ich verſichere euch, Bürger" — und die Stimme des Fremden erhob ſich über den Lärm —, „es waren ſtattliche Leute und das Ganze ein prächtiges Schauſpiel für die Feinde der Freiheit! Auf einem Schimmel ritt ihnen der General Wimpfen voran; er hatte einen mächtigen Federhut auf dem Kopf, und auf der Bruſt, wo die Offiziere früher die Ordenskreuze trugen, eine große dreifarbige Cocarde. Er blickte ſo ſtolz umher wie Coriolan, als er vor Rom zog, und er hielt ſeinen Soldaten eine Standrede: in Paris ſäßen die Verräther, kein Stein von der gottloſen Stadt ſollte auf dem andern bleiben..."

„Kein Stein! Habt ihr's gehört, Bürger?" ſchrie Gollier.

„In der Stadt, die ihren König gemordet —"

„Den König gemordet... Da merkt man die Ariſtokratenbrut!" flüſterte der vorſichtige Friſeur.

„«Die ganze Normandie iſt in Aufſtand!» ſagte der General; «die Vendée und die Provence, Frankreich erhebt ſich einmüthig gegen die Tyrannei des Bergs...»"

„Ich ſeh' ihn noch unter der Guillotine, dieſen Wimpfen!"

„Beruhigt euch, Bürger! Die wahren Patrioten werden ſich doch nicht vor hohlen Worten fürchten? Die verpuffen in die Luft wie blinde Schüſſe. Sie haben keine Kartätſchen, glaubt mir! Und das iſt's: wer die Kanonen hat, dem gehört die Welt! Der General ſpielt nur den Coriolan und noch dazu iſt er ein ſchlechter Schauſpieler."

„Bürger", ſagte Grollier, im Gefühl ſeiner Würde dem Fremden die Hand entgegenſtreckend, „das Vaterland dankt Dir!"

Mit einer gewiſſen Verbindlichkeit erwiderte der den Handdruck; jetzt fiel es dem Friſeur auf, daß er Handſchuhe von däniſchem Leder trug. Handſchuhe bezeichneten den Ariſtokraten oder doch ariſtokratiſche Gewohnheiten. David-Bruneau erinnerte ſich der Zeit, da er ſelbſt dieſem eiteln Pomp gefröhnt; in ſeinem Herzen ſtieg ein unbe-

ſchreibliches Gefühl auf, wie ein Bedauern — ja, wenn er nur gewußt, ob mit ſeiner Gegenwart oder Vergangenheit? Köpfe ſind im Grunde Köpfe und Haare eben Haare, ob er die Prinzeſſin Lamballe oder die Geliebte Marat's, Simonne Evrard, die ſich indeß lieber die Schweſter des großen Volksfreundes nennen ließ, täglich friſirte, konnte das David Bruneau nicht gleich ſein? O David, bei all deinem Patriotismus und Cynismus, bei dem Andenken an den 10. Auguſt 1792, wo du nach dem Tode der Schweizer ſo keck warſt, in die Tuilerien zu dringen, und mit einer Dame der Halle die Carmagnole getanzt haſt, bei all deinen Reden über das Glück, für die Republik zu ſterben, deinen Verwünſchungen der Könige: was biſt du doch im tiefſten Innern für ein unverbeſſerlicher Ariſtokrat! Wie ſeidenweich waren die Locken der Prinzeſſin und wie ſtruppig iſt das ſtarre, ein wenig ins Röthliche ſpielende Haar der Bürgerin Marat! Und in dieſen wunderlichen Gedanken blickt er mit einem melancholiſchen Lächeln, das an Rouſſeau's Empfindſamkeit gemahnt, zu dem ſchönen Mädchen hinüber, deſſen blonde Haarlocken unter ihrem Filzhut hervor auf ihre Schultern niederrollen. Unwillkürlich fangen ſeine Finger an zu zucken, als ſuchten ſie nach Kamm und Schere... Eine allgemeine Stille iſt eingetreten, langſam ſchleicht der Wagen durch den tiefen Sand des Wegs. Im Morgenwind und Sonnenlicht wiegen ſich die Wipfel der Bäume; weiterhin, in der Ferne dehnen ſich Kornfelder aus; bald an einzelnen Gehöften, bald an Dörfern fahren ſie vorüber. Zuweilen taucht dann auch wie ein breiter Streifen Silber die Waſſerfläche der Seine hervor. Auf den Feldern wird, je mehr ſie ſich Paris nähern, deſto weniger gearbeitet; in den Dörfern ſtehen die Bauern in Gruppen ſtreitend, lärmend vor den Wirthshäuſern zuſammen. Der Wagen muß langſamer fahren. „Woher des Wegs? Was wißt ihr Neues? Iſt's ruhig in der Normandie? Wird's Schläge ſetzen?“ So durcheinander irren die Fragen an den Poſtillon, an die Reiſenden. Eine fieberhafte Ungeduld ſcheint alle aus den gewohnten ſtillen Kreiſen des Daſeins getrieben zu haben; vor ihnen gaukelt ein wunderbares Bild, eine Luftſpiegelung, unklar, verſchwimmend, aber ſie doch nach ſich ziehend. Die einen ſehen es glänzend wie die Sonne, die über Feld und Wald emporſteigt, die andern durch eine Wolke von Feuer und Blut. Der vulkaniſche Dampf und die Gluthitze, die um die Hauptſtadt ſchweben, haben ſich allmählich immer weiter verbreitet: wie im Alterthum der Taumel der Bachanten und Mänaden jeden ergriff, der ihrem raſenden Zuge begegnete, ſo rauſcht jetzt die Göttin Freiheit über Frankreich dahin; ihre Fittiche ſauſen, ihre Stimme klingt, mächtig, als ob alle Glocken in ſämmtlichen Kirchſpielen Frankreichs zuſammenſchlügen: ein ſchreckliches Wunderweſen; wer will ſagen, ob es aus der Hölle oder dem Himmel ſtammt? Denn die Flügel der Morgenröthe, die es zuerſt, im Sommer 1789, roſig und goldig umglänzte, ſind ſchwarz geworden wie die Rieſenſchwingen des Dämons.

Aber wie auch die Menſchen ſchwanken, die Natur iſt dieſelbe geblieben. Die Linden blühen, die Roſen duften; an den Bäumen und Feldern ſind alle Wandlungen ſpurlos vorübergegangen.

Erfüllten dieſe Gedanken die Seele der jungen Reiſenden, als jetzt die Kutſche vor dem Wirthshauſe in Neuilly hielt und ihre letzte Raſt machte? Während die Männer in das Gaſtzimmer traten und bald eine laute Unterhaltung begann, hatte ſie von dem Glaſe Wein, das ihr Bürger Bruneau mit unwiderſtehlicher Höflichkeit anbot, einige Tropfen getrunken und ſich auf der grünangeſtrichenen Holzbank unter der breitſchattigen Kaſtanie niedergeſetzt. Der ſchwere ſchwarze Filzhut, den ſie nach der Mode der Zeit trug, mochte ſie drücken; ſie nahm ihn von ihren ſtarken blonden Haaren und legte ihn neben ſich. Ueber ihr ernſtes Geſicht fiel der Sonnenſchein. Dem träumeriſchen Blick, mit dem ihr Auge einem aus den Zweigen des Baums ſich aufſchwingenden Vogel folgte, entſprach ein ſchmerzlicher Zug, der zuweilen um ihren Mund zuckte. Aber wiederum verſchwand plötzlich dieſer ſinnige und ſchwermüthige Ausdruck ihrer Züge; ſie wurden feſt, entſchloſſen, als wären ſie von Marmor oder Erz. Dann ſtrahlte ein eigenthümliches Leuchten von ihnen, ein dämoniſcher Glanz, der in denen, die ſie ſo ſahen, eine unbeſchreibliche Empfindung, aus Furcht und Staunen gemiſcht, erweckte. Keiner von all ihren Gefährten war tiefer von dieſem geheimnißvollen Widerſpruch ihres Weſens ergriffen worden als der junge Mann, der nun ſchon eine Weile, ohne daß ſie ihn bemerkt, in der Thür des Hauſes ſtand und ſie ſtill beobachtete. Geſtern, gerade beim Untergang der Sonne, hatte er auf einer Station die Kutſche beſtiegen. Er kam von einem Landgut in der Nähe jenes Orts, das, wie er erzählte, einem ſeiner Verwandten gehörte, und kehrte nach Paris zurück.

Leicht und gefällig wußte er ſich zu geben, ſein Geſpräch unterhielt und regte an; wie ſehr er ſich auch bemühte, jeden Schein einer höhern Bildung, der etwa ſeine Mitreiſenden hätte verletzen können, zu vermeiden, ſo verrieth ſich doch bald ſein größeres Wiſſen, ſeine feinere geſellſchaftliche Form. Grollier, der überall Ariſtokraten witterte, beruhigte ſich darum auch nicht eher in ſeinem Argwohn, als bis er den Namen des jungen Mannes erfuhr. Marcel Lecomte hatte keine Urſache, ihn zu verſchweigen; faſt in der ganzen Stadt war ſein Vater als guter Bürger und Wohlthäter der Armen bekannt, er ſelbſt Offizier in der Nationalgarde und bei dem Sturm auf die Tuilerien am 10. Auguſt 1792 von der Kugel eines Schweizers gleich beim Beginn des Gefechts verwundet worden. Harmlos, im Laufe der Unterhaltung, gab er dieſe Auskunft über ſich ſelbſt; er beſeitigte ſo nicht nur den Verdacht des Fleiſchers, er verſchaffte ihm zugleich die beſte Gelegenheit, ein Großes von ſeinen Heldenthaten an jenem Tage der Freiheit und des Mordens zu erzählen. Wer ſtill für ſich, mit halbgeſchloſſenen Augen wie der Mann im gelben Rock, Grollier's Prahlereien zuhörte, hätte glauben können, von der mächtigen Fauſt des wackern Schlächters wären ſämmtliche Schweizer erſchlagen worden und die Männer von Marſeille, die Barbarour herbeigerufen — „Männer, die zu ſterben wiſſen" —, das Volk von St.-Antoine und die Nationalgarde von Paris hätten, ohne Piken und Gewehre zu rühren, dieſem Schauſpiel zugeſehen.

„Ja, damals", hatte Marcel Grollier's Erzählung unterbrochen, „damals liebte Barbarour noch die Freiheit und ich ihn! Wir waren wie Brüder — O Bürger, es war eine ſchöne Zeit, als wir noch alle einig zuſammengingen, der Zukunft entgegen und der Republik! Das iſt vorbei! Barbarour hat ſich mit den Verräthern eingelaſſen..."

Bei dieſen Worten hatte ihn der erſte Blick ſeiner Gefährtin getroffen, die ihm bisher ſtumm, die Augen niedergeſchlagen, gegenüber im Rückſitz des Wagens geſeſſen, bei der Enge des Raums ihm ſo nahe, daß ihre Knie ſich zuweilen berührten. Unter dieſem langen, prüfenden, finſtern Blick lief ein leiſer Schauer über ihn — ein Schauer, der ihn entſetzte und doch wieder ſo eigen berührte, daß er keinen Namen für dieſe Empfindung fand. Lauter ſchlug ſein Herz; die Ahnung erfüllte ihn, daß in dieſem Augenblick ſein Los geworfen und unauflöslich ſein Geſchick mit dem jenes Mädchens verknüpft werde. Von ihr wußte er nichts, weder ihren Stand noch woher ſie kam; er vermuthete nur, daß ſie nach Paris ginge; kaum hatte er ihr Geſicht noch geſehen. Und doch ward er während der Nacht den Gedanken nicht los: ſie und du, ihr ſeid füreinander beſtimmt, euch zum Segen oder zum Unheil, gleichviel, fortan habt ihr beide Ein Schickſal. Wol war ſie ſchön — er bemerkte es nur zu gut am andern Morgen —, von einer Schönheit, die das Herz entzückt und die Sinne verwirrt, deren Bild ſich unvergeßlich der Erinnerung einprägt. Es wollte ihm nicht gelingen, ein längeres Geſpräch mit ihr anzuknüpfen; freundlich ablehnend antwortete ſie auf ſeine Fragen, und ernſter in ſie zu dringen, hielt ihn die Scheu zurück, die ſie ihm einflößte, der Adel ſeiner Seele, der es unedel ſchalt, einem alleinſtehenden Mädchen Verlegenheit zu bereiten. Auch jetzt, auf der Schwelle des Hauſes, konnte er zu keinem Entſchluß kommen. Wie mächtig ihn auch das Verlangen vorwärts trieb, ſie anzureden, Näheres von ihr zu erfahren, den namenloſen Gefühlen, die in ihm wogten, Ausdruck zu geben; ein Etwas feſſelte ſeinen Fuß und lähmte ſeine Zunge. Und ſo wäre vielleicht auch dieſer kurze Augenblick ihres Alleinſeins vorübergerauſcht ohne Entſcheidung, wenn nicht der Fremde im gelben Rock, der Mann aus Caen, eben aus der Gaſtſtube getreten und ſich neben Marcel geſtellt hätte. Vierzig Jahre und darüber liegen in ſeinem Geſicht und den Furchen ſeiner Stirn. Viel und mancherlei haben dieſe klugen, ſtechenden Augen beobachtet. Feſt zuſammen ſchließen ſich die ſchmalen Lippen, zum Trotz und Widerſtand, in einem eiſernen Willen. Ein dichter ſchwarzer Bart verleiht dem Fremden zu dem allen noch ein männlicheres, muthigeres Ausſehen; das iſt einer, der der den Stürmen des Lebens wie der Bosheit und den Tücken der Menſchen unerſchrocken die Stirn bietet, der die Furcht nicht kennt, aber ebenſo wenig die Vergebung; es mag gut ſein, ihn zum Freunde zu haben, aber noch gewiſſer iſt es, daß er ein gefährlicher und unverſöhnlicher Gegner. Dem jungen Marcel flößte die Erſcheinung des Fremden, der ſo unwillkommen und unerwartet, wie aus der Erde gewachſen, neben ihm ſtand, ein ſtilles Unbehagen ein, das er nicht zu rechtfertigen wußte, das ihn aber doch einen Schritt von der Thür zurücktreten ließ. Der andere ſchien es nicht zu bemerken; die Arme über-

einandergeſchlagen, betrachtete er die müden Pferde, die langſam ihren Hafer verzehrten, als wäre dies Schauſpiel für ihn von beſonderer Anziehungskraft. Nur einmal ſchaute er zu dem Mädchen unter der Kaſtanie hinüber; zufällig hatte ſie das Geſicht nach dem Hauſe gewandt: ſo begegneten ſich ihr und ſein Blick. Gab es eine Beziehung zwiſchen beiden? Einen leichten und doch unzerreißbaren Faden hinüber und herüber? Haſtig ſtand ſie auf, ihren Hut in der Hand haltend, und entfernte ſich von dem Baum in die menſchenleere Straße des Fleckens hinein. Dies wurde für Marcel zur Entſcheidung ſeines Schickſals. In dem Wahn, den ihm die Liebe eingab, ſie habe den Fremden, der ihm immer unheimlicher erſchien, zu fürchten, eilte er ihr nach; er war jetzt in der Stimmung, ſeine Neigung zu geſtehen, ihr ſeinen Schutz anzubieten.

Da ſie langſam ging, hatte er ſie bald erreicht.

Auf dieſer Reihe der Straße lagen Gärten, durch Zäune, Hecken und Gitter von dem Wege getrennt. Darüberhin warfen Linden und Kaſtanien ihren Schatten. Obgleich die meiſten der Gärten nur aus Gemüſeanpflanzungen beſtanden, drang doch aus einigen der Duft von Roſen und Reſeda zu den beiden jungen Leuten, die nebeneinander, wortlos, ohne ſich anzublicken, dahinſchritten.

„Iſt es nicht thöricht", ſagte endlich Marcel, „daß wir den ſchönen Morgen und ſeine liebliche Ruhe mit unſern politiſchen Geſprächen ſtörten und über unſern Streitigkeiten ſo ganz der Natur vergaßen? Die reinſte Freude keimt doch nur aus ihrem Schoſe! Ich glaube, Fräulein, es in Ihren Augen zu leſen, daß auch Sie von der friedlichen Stille und Schönheit um uns her entzückt ſind und den Duft der Blumen lieber einathmen —"

„Als die Lobſprüche des Convents", entgegnete ſie lächelnd. „Sie mögen recht haben, mein Herr, aber Sie können es einem Mädchen nicht verargen, wenn ihr ein ſchöner, einſamer Garten mit Lauben und Springbrunnen, der Wald mit ſeinem ernſten Frieden, das Ufer eines kleinen Sees beſſer gefällt als der Markt der Städte, der Tummelplatz des Lebens."

„Da wird Ihnen Paris wenig Erfreuliches bieten! Wie die Sturmwellen über die Düne, ſo gewaltig ſchäumt die Aufregung über alles dahin. Meine Aeltern ſtehen allein; der Vater iſt ſeit einem Jahre gelähmt: das führt mich zunächſt von der Beſitzung meines Oheims zurück. Auch ich war dieſer beſtändigen Anklagen der Parteien, dieſes unaufhörlichen Bürgerkriegs müde geworden; aber ich begreife es nur zu wohl, in dieſen ſchreckensvollen Tagen muß der einzelne auf Frieden und Glück verzichten. Ob freiwillig, ob wider ſeinen Willen, er muß hinein in das Meer! Sieg oder Tod, wie vorhin die Freiwilligen ſagten, es iſt die einzige, gültige Loſung für uns alle!"

Ohne eine Bewegung oder ein Wort der Billigung hatte ihm das Mädchen zugehört. Als er ſo in ſeiner Rede innehielt und ſie noch immer ſchwieg, empfand er es wie einen ſtummen Vorwurf. „Vergeben Sie!" fuhr er fort. „Ich theile Ihnen meine Empfindungen mit und ſollte eher fragen, ob ich in irgendeiner Sache Ihnen nützlich ſein kann."

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, aber ich hoffe, mir in allen Dingen ſelbſt helfen zu können. Nehmen Sie es nicht für einen Ausdruck des Stolzes oder Uebermuths! Es iſt die nothwendige Folge deſſen, was Sie ſoeben ſagten. Wir ſind alle in einem ungeheuern Schiffbruch; jeder iſt auf ſich ſelbſt und die Planke angewieſen, die ihn trägt."

„Waren Sie ſchon in Paris?" Es drängte ihn, mehr von ihr zu erfahren.

„Niemals! Ich habe bis vor kurzem das ruhigſte und einſamſte Leben geführt, in einem Nonnenkloſter, auf dem Gute meines Vaters, im Hauſe einer Tante..."

„Und Sie wollen jetzt das friedliche Aſyl mit der Unruhe und dem Lärm der Stadt vertauſchen?"

„Mein Schickſal ruft mich."

„Und wenn es nur eine Laune wäre, der Sie folgten? Verzeihung, meine Freundin! Aber es iſt mir, als müßte Ihnen alles widerrathen, Paris zu betreten —"

„Und in mir ruft alles «Vorwärts!» Wir verſtehen uns nicht. Und was wäre denn auch ſo Schreckliches in jener Stadt? Nicht all ihre Bewohner ſind im September zu Mördern geworden! Auch gute Menſchen wird es unter ihnen geben, Ihre Aeltern zum Beiſpiel, Sie ſelbſt." Wie ſie das ſagte, erheiterte ein Lächeln der Anmuth ihre ſtrengen Züge; ſie erſchien ihm verwandelt; das Prieſterliche und Unnahbare ihres Weſens hatte ſich in holde Mädchenhaftigkeit gelöſt.

Woher er den Muth genommen, wußte er nicht, aber plötzlich hielt er ihre Hand gefaßt. „Könnten Sie mir doch vertrauen!" bat er mit

ſanfter Stimme, die vor Erregung leiſe bebte. „Anvertrauen, was Sie bekümmert, wenn ein Misgeſchick Sie verfolgt! Schelten Sie mich nicht zudringlich! Wer möchte einem ſo zarten und hülfsbedürftigen Weſen, wie es jedes Weib im Kampf der Männer iſt, einem Mädchen, das er auf der Fahrt mit ſolchen Männern" — er deutete verſtohlen mit dem Finger nach der Thür des Gaſthofs, an deren Pfoſten noch unbeweglich der Fremde mit den unheimlichen Augen und dem ſchwarzen Barte lehnte —, „unter Jakobinern kennen lernte, nicht ſeinen Arm zum Schutz leihen?"

„Iſt denn das Wort Schwäche auf meine Stirn geſchrieben?"

„Nein, ein ſchlimmeres ſteht darauf: Ariſtokratin!"

Wieder flog das ſonnige Lächeln um ihre Lippen. „Oho, mein Herr, ich bin eine gute Republikanerin! Eines Tags werden Sie mich näher kennen lernen und beſſer von mir denken!"

„Beſſer?" Nun ſiegte auch bei ihm die heitere Lebensanſchauung, die unbeſorgt die Roſe pflückt, die ihr entgegenblüht. „Das iſt unmöglich, ich denke ſchon das Beſte und Schönſte von Ihnen, daß der Mann glücklich wäre, den Sie Ihren Freund nennen würden."

Ihr wurde die Antwort erſpart, denn mahnend knallte der Poſtillon mit der Peitſche, die andern Reiſenden winkten mit den Händen und Mützen. Grollier erhob ſeine weithinſchallende Stimme: „Beeilt Euch, Bürgerin!"

Bei dem Einſteigen in den Wagen ſtreifte Marcel den Fremden —

„Hüten Sie ſich!" ziſchelte ihm der ins Ohr, mit einer unmerklichen, aber nicht zu misdeutenden Bewegung gegen das Mädchen hin.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Jean Paul und die Frauen.

Von Ludwig Habicht.

Zwiſchen Dichtern und Frauen hat immer eine innige und wunderbare Wechſelwirkung ſtattgefunden, weil der Dichter weibliche Reinheit, die Frau poetiſche Fülle des Herzens beſitzen muß, um ihr Leben und ihre Stellung würdig auszufüllen. Oft war es der Einfluß einer reichbegabten Frau, der in dem Herzen des Mannes die Töne weckte und ihn zum Lied begeiſterte; zuweilen wurden ihm dadurch erſt die Pforten zu einer reichen, ſchönen Zukunft geöffnet und immer war der Umgang mit edeln Frauen für den Dichter wie ein Quell, aus dem er ſeine herrlichſten Werke ſchöpfte. Aber nur für den jungen, aufſtrebenden Dichter iſt der Fraueneinfluß wie ein belebender Frühlingshauch; dem bereits auf dem Gipfel ſeines Ruhms ſtehenden Dichter wurde die ſchwärmeriſche Bewunderung der Frauen nur zu oft gefährlich.

Auch um das Haupt Jean Paul's haben die Frauen ſo lange das Weihrauchfäßchen der Bewunderung geſchwenkt, bis er in Wolken eingehüllt war und niemand mehr ſah als ſich ſelbſt. Zu ſeinem Glück brauchte er für ſein Schaffen die Außenwelt nicht, aus ſeinem Herzen ſprudelte der unverſiegbare Quell ſeiner Poeſie. Scheint er doch überhaupt nur zwei Menſchen mit dem Blick des Sehers aufgefaßt zu haben; der eine war ſein Freund Oertel, der andere er ſelbſt. Dieſe beiden tauchen in den wunderlichſten Verkleidungen faſt in all ſeinen Romanen auf und ſind, wo ſie auftreten, lebendig und wahr. Seine übrigen Geſtalten und vor allem ſeine Frauen ſind ſchattenhaft und zerfließen vor uns in Nebel. Jean Paul hatte nicht wie Goethe das Glück, daß ſchon in den Tagen ſeiner Jugend eine edle Frauengeſtalt in ſeine Kreiſe trat; er lernte kein „Lottchen" kennen, das ihn zu einem „Werther" begeiſterte. Als die erſte geniale Frau, Charlotte von Kalb, ſeinen Lebensweg kreuzte, war er bereits 33 Jahre alt; er ſtand bereits auf der Höhe ſeines Ruhms, hatte die ſchönſten und herrlichſten ſeiner Werke ſchon geſchaffen: den „Hesperus", die „Unſichtbare Loge", die „Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke"; ja er arbeitete bereits an jener Dichtung, auf die er ſpäter den höchſten Werth legte, am „Titan". Charlotte von Kalb trat als feine, ſinnige Bewunderin ſeiner Schöpfungen an ihn heran und Jean Paul hätte nicht ſolange einſam und unverſtanden im Leben daſtehen müſſen, um nicht die Hand freudig zu ergreifen, die ſie ihm reichte. Aus einem kurzen, lebhaften Briefwechſel entſtand die Sehnſucht nach perſönlicher Bekanntſchaft. Am 29. Februar 1796 hatte Frau von Kalb ihm den erſten „verſtändnißinnigen" Brief geſchrieben und ſchon am 10. Juni 1796 drückte Jean Paul, wie er an ſeine Freundin ſchreibt, „die Himmelsthore auf", ſtand mitten in Weimar und ſeine erſte bittende Frage war: „Welche einſame Stunde?" Wol hatte nur Frau von Kalb ihn nach Weimar gezogen, aber jetzt ſtreckten auch andere begeiſterte Verehrerinnen nach ihm die Hände aus, und es gehörte die

ganze kindliche Harmloſigkeit Jean Paul's dazu, um ſich nicht von der vornehmen Welt abnutzen zu laſſen.

Charlotte wurde bald eiferſüchtig auf ihren Dichter; ſchon im Juni ſeufzt ſie: „Alle Welt will ihn haben, bei Gott, alle Welt! Nein, nein, nein! Sie ſollen ihn nicht haben oder ich will vergehen, ich will erſt vernichtet ſein, dann kann ſie ihn haben!" Die Bewunderung für den Dichter war bereits in Liebe verwandelt; dies tritt in dem folgenden Briefe noch deutlicher hervor, als ſie Jean Paul von einem Beſuch bei Schiller berichtet: „Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt, das wußte ich ſchon; im Ton merkte ich's wieder. Ich ſagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Ton: «Er iſt ſehr, ſehr intereſſant!»" Wie naiv ſpiegelt ſich darin die Eitelkeit einer Frau, die dem frühern Geliebten, er ſie aufgegeben, von neuen Triumphen berichtet! Und Schiller, der in ſeiner ſchwäbiſchen Gutmüthigkeit den Angriff nicht verſteht oder nicht verſtehen will, antwortet ruhig: „Ja, ich verlange auch ihn kennen zu lernen!" „Sobald müſſen Sie ihn nicht beſuchen", fährt Charlotte eifrig in ihrem Briefe an Jean Paul fort, „er muß Sie erwarten! Und der Eindruck, den Sie auf die Menge machen, muß ihn von dem Geiſt und beglückten Sein Ihres Weſens überzeugen, und doch iſt er nicht ganz ſo, aber ſehr von ſeiner Individualität beſchränkt!"

Schiller und Goethe aber ließen ſich von der Begeiſterung der Menge nicht mit fortreißen; ſie blieben gegen Jean Paul kühl und ablehnend; es war weniger der Neid auf Jean Paul's Ruhm, als das Nichtverſtändniß, das ſie von ihm fern hielt; ſie konnten Schöpfungen keinen Geſchmack abgewinnen, deren beſtrickender Zauber im Gegenſatz zu den ihrigen in einer genialen Formloſigkeit lag.

Charlotte von Kalb mag wol geahnt haben, daß auch Jean Paul die Schmetterlingsflügel regen und ſie verlaſſen würde; ſie hatte ſchon einmal die Unbeſtändigkeit eines Dichterherzens in ihrer ganzen Bitterkeit erfahren. Zwar vertheidigt er ſich auf den Vorwurf der Unbeſtändigkeit noch lebhaft und behauptet, er habe noch keinen einzigen Menſchen aus Weimar vergeſſen, geſchweige ſie; aber kurze Zeit darauf war doch in ihm das Gefühl für eine Frau erkaltet, die ihm mit ihrer hochfliegenden, feurigen Seele wie eine „Titanide" erſchienen war. Vielleicht würde er ſich von der alternden, halb erblindeten Frau nicht ſo raſch gewandt haben, wenn ihn nicht eine faſt fieberhafte Sehnſucht getrieben, in den Hafen der Ehe einzulaufen. Die Frau, für die ſein Herz kaum entflammt war, wollte er auch raſch als Gattin heimführen, und ſobald ſich ihm hier Hinderniſſe in den Weg ſtellten, ſteuerte er ſogleich wieder mismüthig hinaus auf die hohe See, um endlich der heißerſehnten, ſchönen Unbekannten zu begegnen, die ſein klopfend Herz zur Ruhe bringen ſollte. Wol ſelten hat ein Dichter ſo ſtürmiſch nach dem Beſitz eines häuslichen Herdes verlangt als Jean Paul. Frau von Kalb war verheirathet; dies Band ließ ſich nicht ſo leicht löſen, als der ungeduldige Dichter wünſchte, und noch ehe Charlotte ſich zu einem feſten Entſchluß ſammeln konnte, hatte bereits eine andere ſein leicht entzündliches Herz in Flammen geſetzt: Frau von Berlepſch. Sie war ſchön, mit einem Zug des Schmerzes im Antlitz, der ſie noch anziehender machte, überdies Mitarbeiterin am „Göttingiſchen Muſen-Almanach", Verfaſſerin der „Sommerſtunden". Und jetzt begannen die beiden Frauen einen harten Kampf um den geliebten Mann. „Lebe wohl, Seele meiner Seele! Denke daran, daß unter allen keine ſo liebte wie ich, und daß Du den Gifttropfen einer ewigen Sehnſucht in meine weiche Seele geworfen haſt!" ſchreibt ihm Charlotte am 21. Juni 1797. Wunderlicher erſcheint ſchon die Zärtlichkeit der Frau von Berlepſch. Sie wird blaß und muß ſich ſtützen, als ihr ein Freund Jean Paul's deſſen Rock abfordert und verſichert, keinen herbern Schmerz in ihrem ſchmerz- und täuſchungsreichen Leben gefühlt zu haben.

Jean Paul indeß ſteuert kühn durch die höher rauſchenden Wogen. Zwar verſichert er ſeiner „hochſtehenden" Seele, der Frau von Kalb, mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit, daß er Frau von Berlepſch von Franzensbad her kenne und ſie hoch achte; aber einen Monat vorher hat er an dieſe „Bekannte" geſchrieben: „Ihr Bild hing wie eine Sonne zwiſchen meinen andern Bildern und dieſe hingen als Nebenſonnen um Sie"; und während Frau von Kalb auf ſeinen Beſuch und eine Entſcheidung hoffte, die ihn für immer an ſie feſſeln ſoll, verſichert er ſeiner neuen Freundin: „Sie wiſſen nicht, wie ich Sie liebe!" Aber auch Emilie von Berlepſch war nicht mehr jung, älter als Jean Paul; ihre Empfindungen, wie ſie in ihren Briefen Ausdruck gefunden, ſind weder reich noch tief; es fehlte ihr jene geiſtige Atmoſphäre, die um Frau von Kalb ſchwebte; ſie war vielmehr einer jener talentloſen „Blau-

ſtrümpfe", die durch die Verbindung mit einem berühmten Dichter ihr Anſehen erhöhen wollte. Doch die Flamme der Liebe, die ſich nur an dem berühmten Namen eines Mannes entzündet, erliſcht nur zu bald, und ſchon am 7. Januar 1798 ſchreibt Jean Paul an Emilie: „Nicht wir, meine Freundin, ſondern das Schickſal ſtellt uns gegeneinander in Streit. Die Unähnlichkeiten, die jetzt zwiſchen uns nur Schranken ſind, würden einmal, wenn Ihr ſchöner Traum keiner wäre, zu Klüften werden, worin drei Menſchen untergingen." Zwar bittet ſie ihn noch einige Monate ſpäter, mit ihr von Weimar nach Leipzig zu reiſen und von ihrem Wagen Gebrauch zu machen, weil man in Weimar geſagt, daß ſie beide aufs äußerſte miteinander zerfallen und ſie dies widerlegen möchte; aber es will nicht mehr klingen, und welch weibliche Armſeligkeit zeigt ſich ſchon in dieſem Wunſche! Es erfolgt auch hier eine Trennung, und aus dem früher ſo reich ſprudelnden Born des Briefwechſels beider Frauen ſickern nur einige Tropfen. Eigenthümlich genug, die letzten Briefe Charlottens und Emiliens an den Dichter ſtammen aus demſelben Jahre 1810.

Mitten in dieſem Sturm tauchte noch eine dritte Frauengeſtalt auf — Jean Paul ſollte das Schickſal des Paris erfahren — Joſephine von Sydow. Auch ſie hatte bereits viel erlitten und erfahren und die Blütentage der Jugend hinter ſich; ſie gehörte zu den „unverſtandenen Frauen" ihrer Zeit: jubelte ebenfalls aus der Ferne dem Dichter zu, deſſen Töne wie die Klagen einer Nachtigall ſie berührt. Frau von Sydow war eine geborene Franzöſin, und mit derſelben Glut, mit der ſie als vierzehnjähriges Mädchen ihren Rouſſeau, drückt ſie jetzt den „Hesperus" des deutſchen Dichters an ihr Herz. Sie hat mit ihren Thränen die ſchönſten Stellen jenes Werkes benetzt und oft ſchluchzend wiederholt: „O, wenn der Menſch nichts mehr zu lieben hat, ſo umfaßt er das Grabmal ſeiner Liebe und der Schmerz wird ſeine Geliebte!" Jung und unglücklich verheirathet, will Joſephine ihr grauſam verwundetes Herz heilen, indem ſie ihr Leben „den Muſen, der Vernunft, ihren Pflichten und ihren Freunden" widmet. Trotzdem geht ſie ein anderes Ehebündniß ein, iſt auch in dieſem unglücklich und wendet ſich, als wäre es ein „letztes" Mittel, an den Dichter. „O mein Freund", ſchreibt ſie ihm, „vereinige Dein Herz mit dem meinen! Leiſten wir den Schwur einer ewigen Freundſchaft, deſſen Bande der Tod ſelbſt nicht brechen kann und deren Grundlage die Tugend, damit ich, wenn ich einſt dies Leben verlaſſe, ſagen kann: ich habe ein Herz gefunden, das das meinige verſteht!" Und das Herz Jean Paul's hätte nicht eben eine Magnetnadel ſein müſſen, die bei der geringſten Annäherung verwandter Metalle eine Abweichung zeigt, wenn er nicht auch dieſe „ſchöne Seele" hätte ſtürmiſch umfangen wollen! Gleich in ſeiner erſten Antwort auf ihre Briefe verſichert er ihr: „Mein Herz ſehnt ſich nach Dir und vergißt Dich nicht!" Die Freundin lädt ihn zu einem Beſuch auf ihrem Landgute in Pommern ein; aber Jean Paul weiß nur, daß er ſie in Berlin ſehen und an ſein Herz drücken wird. Nun wird auch Frau von Sydow von dieſen Gefühlen fortgeriſſen; ihre Sprache, die ſie bisher in den Schranken der Bewunderung gehalten, wird wärmer. „Es wäre der ſchönſte Tag meines Lebens, wenn ich Sie in meiner Zurückgezogenheit beſitzen könnte!"

Schon aber ſuchte Jean Paul ſeine Herzenserfahrungen und Frauenbekanntſchaften für ſeine Romane zu benutzen. „Zu Clotilde und zu allen meinen Heldinnen hatte ich keine Modelle; ich nahm ſie aus meinem Herzen und am Ende fand ich ſie auch außer demſelben; nur die gute Joſephine habe ich früher gefunden als gemalt und ihr beſcheidenes Auge würde es nicht errathen, wo ich ſie malte und meinte", ſchreibt der Dichter der Freundin. Aber weder Frau von Sydow noch den andern Frauen würde es möglich geweſen ſein, ihren Abbildner zu entdecken, wenn nicht Jean Paul den Schleier ſelbſt gelüftet hätte! In der „Natalie", der „Mumie" wollte der Dichter ſeiner ſchweſterlichen Freundin ein Denkmal geſetzt haben, und Frau von Sydow ſchreibt ihm hierauf: „Aber Gott behüte mich in allem Natalie zu ſein!" und in Hinſicht ihres baldigen Zuſammentreffens ſetzt ſie ſcherzend hinzu: „Ich hoffe, daß die Gärten von Monbijou nicht ebenſo gefährlich ſein werden als die von «Fantaiſie», und daß das Bild Ihrer Karoline wieder zwiſchen uns ſein wird!" Denn bereits iſt in die ewig auf- und niederwallende Bruſt des Dichters eine neue Liebe eingezogen für Karoline von Feuchtersleben, der ſchönſten und anmuthigſten Erſcheinung aus dem Jean Paul'ſchen Frauenkreiſe. Statt der von Lebensſtürmen ſchwer heimgeſuchten Frauen, die ſich bisher um ihn gedrängt, nahte ſich ihm jetzt zum erſten mal ein edles, reichbegabtes Mädchen. Dies iſt das einzige Herzensverhältniß Jean Paul's, das nicht an Ueber-

ſchwenglichkeit krankt. Voll inniger Wärme, nicht in prunkvollen Worten, ſchenkt ihm Karoline ihr Herz. „Geliebter, ich bin Dein! O, nimm' meine Seele auf und liebe mich ewig wie ich Dich! — Ich achte und liebe Dich unſaglich und will Dich ſo glücklich machen, als ich es durch meine Liebe kann." Die Verwandten Karolinens ſuchen vergeblich ihre Verbindung mit einem Bürgerlichen, der nichts als ſeine Feder hat, zu hindern; ſie trotzt allen, ſelbſt ihrer Mutter. Endlich gibt ihr Oheim ſeine Einwilligung zu ihrer Heirath mit Jean Paul und mit rührender Innigkeit ſchreibt ſie dem Geliebten: „O mein Richter, ich habe nun in der weiten Welt nichts mehr als Dich und von allen Herzen keins als Deines!" Ganz ohne Eiferſucht iſt ſie freilich nicht. „Guter", ſchreibt ſie ihm einmal, „zeige mir keine Briefe mehr von Deinen übrigen Freundinnen — Joſephinens Briefe ausgenommen! Liebe ſie alle, ſchreibe an alle, ſei ein warmer Freund aller guten weiblichen Seelen, aber — ſage mir nichts mehr davon!" Aber ſie fährt fort: „Ich lege unbeſorgt den Frieden meiner Seele in Deine Hände und Deine reine Seele verbürgt mir ſeine Erhaltung! Theile immer den Reichthum Deiner Seele und beglücke mit Deinem Herzen andere! Das Eine Herz, das für Dich alles gibt und alles duldet und Dir ewig vertraut, das wirſt Du auch ewig am meiſten lieben!"

„Sie hat etwas Hohes, Ungemeines, was die Weltleute ergriff und die Herderin überraſcht" — dennoch löſte ſich auch dieſer Herzensbund ſehr bald. Viele ſeiner wohlmeinenden Freunde traten dazwiſchen; ſie machten die Verſchiedenheiten des Standes, der Lebensgewohnheiten geltend — Karoline von Feuchtersleben war Hofdame der Herzogin von Hildburghauſen — ſie würde ſich nur mühſam in beſcheidene bürgerliche Verhältniſſe gefunden haben, und anſtatt der Verlobung erfolgte ein Bruch auf immer. Im September 1800 ſchreibt ſie an Jean Paul: „Du ſiehſt Joſephine wieder, lange, länger als Du die verlaſſene Karoline je geſehen, und wenn Ihr glücklich, ſelig Euch fühlt, wenn Joſephinens Wunſch und Sehnen geſtillt iſt durch Dein freies Herz, ſo zeig' ihr meine Seele und meine Theilnahme — die ſonſt von ihr beneidete Karoline in ihrer jetzigen Armuth: — und wenn ſie nicht triumphirt, dann iſt ſie edel und Deiner werth!" Auch Frau von Sydow indeß ſollte nicht über dies bewegliche Herz triumphiren — die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Dichter führte zu keiner innigern Vereinigung. „Noch biſt Du glücklich — bleib' es lange!" fährt dann die hochherzige Frauenſeele fort. „Aber wenn Du es einſt nicht mehr wäreſt, wenn die Menſchen mit ihrer Liebe Dich verlaſſen könnten, dann nenne meinen Namen, rufe meine Seele — ſie iſt Dein!" Und als Jean Paul ſelbſt ihren Verluſt ſchneller verſchmerzt, als ſie es verdiente, und Karoline Maier als Gattin heimgeführt, ſchreibt ſie im Juli 1801 an dieſe: „Ich habe hier eine Freundin, die wird uns zuſammenführen und Du wirſt in meinem feuchten Auge den Wunſch wieder leſen, den ich immer für Dich habe und Dir jetzt blos ſchreiben kann: Sei lange, lange glücklich, liebes Weib!" Karoline von Feuchtersleben hat dem geliebten Dichter das wärmſte Andenken bewahrt; nie verloſch ihr Bild aus ſeinem Herzen; auch auf ſie trafen die Worte ein:

Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir ſuchen immer noch den Traum zu halten;
Nur ſtiller ſei geworden ſein Empfinden!

Erſt die Liebe Jean Paul's für Karoline Maier führte zu einem Ehebündniß. Sonderbar genug war es bisher nur von adelichen Frauen gewonnen worden; ſchon die erſte Neigung zu einer Bürgerlichen brachte ihn an das erſehnte Ziel: den Beſitz einer Gattin. Jean Paul fühlte ſich damit im Hafen und ſo ſicher, daß ihn ſelbſt zuweilen vor ihm wieder auftauchende Frauen jener ſturmbewegten Tage nicht mehr außer Faſſung und aus ſeiner nur dem Dichten und Schreiben zugewandten Stimmung bringen konnten. Als im Jahre 1810 Frau von Berlepſch ihm einen Beſuch verſpricht, heißt er ſie zwar herzlich willkommen, verſichert aber, daß er jetzt nur für das Publikum arbeiten müſſe; „einige treffliche Menſchen werde ich durch Sie beglücken können und Sie durch jene; aber mich, ihr Menſchen, laßt beiſeite, ich bitte euch ſchön!" Er hatte bei den Frauen ausſtudirt und die Ueberzeugung gewonnen, daß er für ſein Schaffen dieſe Irrfahrten des Herzens nicht mehr bedurfte, ja daß ſie ihm wenig eingebracht und nur viel koſtbare Stunden geraubt, die er beſſer hätte verwenden können.

Nach ſeiner Individualität hatte Jean Paul damit recht. Wie ein Menſch, der gern ſpricht, nie auf die Worte eines andern hört und ſie verſteht, ſo ſprudelte in dem Dichter ein zu reicher Quell von eigenen Gedanken, Empfindungen und Lebensanſchauungen, der zur Erſcheinung drängte, als daß er Ruhe und Zeit gefunden hätte, diejenigen aufmerkſam zu beobachten, mit denen er

verkehrte. Alle ſeine Briefe an die ſo verſchieden gearteten Frauen ſind in demſelben blumenreichen und überſchwenglichen Stil; er ſah nur immer die „ſchöne Frau“ und war ſtets bemüht, das Feuer zu ſchüren, das in der Seele ſeiner Verehrerinnen für ihn loderte. Für ſeine Dichtungen haben ihm all ſeine Frauenbekanntſchaften nichts genutzt; ſeine hohen Frauengeſtalten im „Titan“ ſind nicht realiſtiſcher als die ſeiner erſten Werke. Aus Aether gewoben, verſchwimmen ſie im Aether. Er ſelbſt hatte die ganze Geiſtesbeweglichkeit und Gemüthstiefe eines Weibes; er macht neue Bekanntſchaften mit der Schwärmerei eines jungen Mädchens, die mit jeder ihr entgegenkommenden Geſpielin einen ewigen Freundſchaftsbund ſchließt. Im Fluge ſucht er zu erobern, zu feſſeln, alle etwaigen Hinderniſſe mit jugendlicher Begeiſterung zu beſeitigen, um zuletzt, wenn ihm die Ahnung aufdämmert, dieſe ſchöne Seele könnte ihn aus ſeinen Träumen umſonſt aufwecken, ebenſo raſch das Verhältniß aufzugeben und ein neues anzuknüpfen.

Es iſt nicht Leichtſinn, was Jean Paul ruhelos von einem Weibe zum andern treibt, um „die rechte“ zu finden: es iſt die Folge jahrelanger Vereinſamung und Abgeſchloſſenheit. Nur in ſeinen Gedanken tauchten jene idealen Frauengeſtalten auf, die ein Herz für ihn hatten, die ihn verſtanden. In der Wirklichkeit hatte er kein weibliches Weſen, über das er die Liebesfülle ſeines Weſens ausſchütten, dem er die Glut ſeiner Seele hätte mittheilen können. Mit den Bürgermädchen in Hof konnte er ſcherzen und tändeln und ihnen Tänze auf dem Klavier aufſpielen, aber bei ihnen kein Verſtändniß ſeines Schaffens und Strebens finden. In den Jahren, wo ſeine Phantaſie den höchſten Aufſchwung nahm, ſtand er allein; es fehlte ihm die Eleonore, die Taſſo's Poeſie erweckt. Niemand glaubte an ihn, nur er vertraute ſeinem Stern und dem „Gott in der Bruſt“. Den Liebesfrühling ſeiner Gefühle mußte er tief in ſich verſchließen; kein Wunder, daß tauſend Blüten in berauſchender Fülle aufſprangen, als der erſte warme Lufthauch des Glücks ihn berührte. Jetzt öffneten ſich ihm die Kreiſe jener vornehmen Geſellſchaft, nach denen er ſtets eine ſtille Sehnſucht getragen, und die feinfühligen, ſinnigen und poetiſchen Frauengeſtalten ſeiner Romane neigten ſich zärtlich zu ihm herab und flüſterten ihm zu: „Wir ſind die lebendig gewordenen Geſtalten deiner Träume!“ Ein Rauſch war's, der über ihn kam; er dachte gar nicht an eine Wahl. Was brauchte er ängſtlich herumzutaſten? Er mochte Hand und Herz ſchenken, welcher von dieſen Göttergeſtalten er wollte, er war gewiß, daß er ein Ideal heimführen würde. Dies nur war ſein Glück, daß er ſich in Karoline Maier nicht täuſchte; wenn auch kein „Ideal“, war ſie ein Weib, wie ſie ſeinen Träumen entſprach.

Aus dem Wasgau.

Von Friedrich Lampert.

I.

Es war in den Julitagen des Jahres 1862. Drüben in der alten Kaiſerſtadt am Main knatterte und feuerte es noch luſtig vom deutſchen Schützenfeſt, redete und toaſtete man noch unermüdet von Deutſchlands trauriger Gegenwart und zweifelsohne herrlicher Zukunft, und all das hatte ich nun auch ein paar Tage mitgemacht und war müde darüber geworden und ſehnte mich nun, wieder auszuruhen ſo recht in einer friſchen, freien Natur. Und hatte man ſo viel von deutſchen Klagen und deutſchen Hoffnungen eben in Gegenwart und Zukunft hören müſſen, ſo ſchadete es nebenbei auch nichts, ſo ein wenig in Gegenden, auf Höhen und Bergen, an Burgen und Ruinen herumzuſchweifen, wo deutſche Vergangenheit, deutſche Geſchichte zu einem reden und das Herz mit dem friſchen, ſtärkenden Hauche, der einen an ſolchen Orten anweht, erlaben konnten. Und da hatte ich, denke ich, keinen falſchen Weg eingeſchlagen, wenn ich mainabwärts und rheinüber in die ſchöne Pfalz gezogen war. Schaute ich doch da gleich alle Morgen aus dem gaſtlichen Hauſe zu den waldumzogenen Trümmern der alten Sickingenburg hinauf und ging da an Landſtuhl und ſeinem edeln Ritter Franz nicht gleich ein ganzes Stück deutſcher Herrlichkeit und herrlich deutſcher Geſchichte an mir vorüber? Und ſolcher Punkte gab es ja noch viele hierzulande. „Kennen Sie den Trifels, den Wasgau, die Wegelnburg?“ ſo hatte man mich mehrmals des Abends im Kreiſe der Freunde und Bekannten gefragt. Ja, wie man dergleichen aus Büchern und „maleriſchen und romantiſchen“ Albums kennt! Ich mußte mich ſchämen, war ſchon ſo oft in der ſchönen Pfalz am Rhein geweſen und doch faſt nie über ihre weniger reizenden Partien hinausgekommen und gerade die reichſten und ſchönſten waren mir noch fremdes Land.

Doch was kann da den Fremdling „von drübe“ ein Vorwurf treffen, wenn ſelbſt ein

gutes Drittheil der lieben Gefreundeten, die so viel von der Pracht und Anmuth ihrer „Pfalz" zu rühmen wußten, wenn ich nun Umfrage nach dem oder jenem Einzelnen hielt, die Antwort schuldig blieb und auch noch nicht viel weiter als ich gekommen war? Namentlich mit der Wegelnburg hatte es sein eigenes Ding. Das mußte eine wundersame Burg sein; fast geheimnißvoll sprachen sie von ihr. Ich hörte sie zum ersten mal nennen und gestehe das bereitwillig und in der getrosten Ueberzeugung ein, daß in der Beziehung meine geographischen Kenntnisse mit denen vieler meiner geehrten Leser auf gleicher Stufe stehen oder vielmehr *standen* — denn ich habe ja nun die unbekannte Burg gefunden und entdeckt, und sie nun auch meine Leser finden zu lassen, soll ein Hauptabschnitt dieser Skizze sein; und schon jetzt kann ich verrathen, daß an dieser „Grenzburg deutscher Lande" wirklich etwas ganz Besonderes ist.

Aber wie ich zu ihr kommen sollte, welche „nächsten Wege" zu ihr führten, das konnte mir an jenem Abend niemand sagen; nur auf der Specialkarte stand eine ganz schwache Andeutung von ihr, noch mehr zum Glück in August Becker's wackerm „Pfalzbuch", dem ich überhaupt für seine Führung recht dankbar geworden bin. Und so war's das Vernünftigste, sich sofort selbst aufzumachen und einen kleinen Kreuz- und Streifzug in den alten „Wasgau" vorzunehmen. Wasgau — dahinein gehört alles, womit ich auf der Tour in Berührung kam: die pfälzische Schweiz, die Felsenwelt von Dahn, das Burgenland von Schönau, der Grenzstrich, das Berggelände von Klingenmünster u. s. w.; Wasgau, der „Wassichin" der Celten, der „Wasgenwald" der Nibelungen, wie klingt das schon so vertraut aus alter Zeit herüber! Die Modernen sagen freilich „die Vogesen" — aber wir wollen's bei dem Namen lassen, mit dem das Mittelalter von der Benennung des Landes zwischen Queis und Lauter auch das Gebirge so genannt hat, das bekanntlich in 40 Meilen langem Zug Lothringen vom Elsaß scheidet, westlich die große oberrheinische Ebene eindämmt, die Vorderpfalz vom Westrich trennt, sich jenseit der Queis in der Haardt fortsetzt und mit dem Donnersberg würdig abschließt, während der „Hochwald" und Hundsrück Aeste von ihm bilden.

Doch jetzt noch keine topographische Paraphrase! Vorläufig befinde ich mich noch am Bahnhof von Landstuhl, mein schon gelöstes Billet nach Landau in der Hand, des von Forbach kommenden Morgenzugs gewärtig und doch unentschieden, ob ich fahren soll oder nicht. Denn der Himmel, der seit Wochen nicht gewußt, was ein Wölkchen ist, hat sich auf einmal tückisch überzogen; was Regen in den Bergen bedeutet, das weiß ich auch aus sattsamer Erfahrung — und soll ich nun doch es wagen und allen Auspicien auf schlechtes Wetter und den beunruhigenden Versicherungen der Bahnhofsbeamten, „daß der Wind gerade aus dem Regenloch komme", trotzen? Da kommt ein lieber Bekannter des Wegs, ein hochmögender Herr für die Ludwig-Verbacher Eisenbahn, ein Verwaltungsrathsmitglied; der Zug kommt gleich hinter ihm drein, der Conducteur reißt achtungsvoll ein Coupé erster Klasse auf, schiebt jenen und mich, trotz meines eine Klasse tiefer weisenden Billets, hinein und mein Schicksal ist entschieden! Fort geht es in sausendem Flug, an der alten Rothbartstadt Kaiserslautern vorüber, zum Westrich hinaus, durch Tunnel und abermals Tunnel, unter alten Burgen durch, zur Haardt, ins offene, weinselige Land der Vorderpfalz hinaus und hinein, und schneller, als ich gedacht, war Landau erreicht.

Aber der Wolkenhimmel war geblieben; nur bei Edenkoben waren schüchtern ein paar Sonnenstrahlen durchgedrungen, um die Marburg und die Königsvilla zu zeigen; aber über den fernern Bergen, die hier schon hinter dem üppigen Lande immer deutlicher hätten hervortreten sollen, und über diesem selbst, „des Landes Aue", wie ein alter Geognost schon den Namen Landau deutet, „dieweil man aus dem dicken, waldigen Gebürg Wasgau hier heraus in eine schöne, lustige Auen kommt", lag ein trüber Schleier, so einer, wie er sich so leicht, namentlich beim Beginn einer Wanderung, von der Landschaft dann auch auf die Stimmung herüberzieht. Und den sogleich zu zerreißen, dazu war nun die Stadt, die da vor mir lag und in die ich vom Bahnhof noch ein gut Stücklein zu gehen hatte, gerade auch nicht geeignet. Die Bundesfestung und die reichste Stadt der Pfalz und was Landau sonst noch alles ist, in allen Ehren — aber eine so gar absonderliche und unterhaltende Stadt ist es eben doch nicht; man hat sich in ein paar Stunden genug an ihr ersehen, und verleidet einem der Regen auch diese Besichtigung, nun, dann ist auch nichts verloren. Und es regnete ganz anständig fort. Was blieb da anderes übrig, als ruhig sich im guten „Pfälzer Hof" hinter einen

Schoppen „Gräfenhäuſer" zu ſetzen, an dem Geliſpel der jungen Dame da am Fenſter mit dem zu ihr ſich niederbeugenden Herrn Lieutenant oder an dem lauten Brummen des eben eintretenden Herrn Oberſten, dem der Kellner die gewünſchte Zeitung nicht ſchaffen kann, ſo ein wenig „Soldatenleben im Frieden" zu ſtudiren, noch einmal Buch und Karte vorzunehmen, endlich alle gefaßten Pläne umzuwerfen und ſich ganz dem, wie es nun eben kommen wird, hinzugeben? Doch, da auf einmal leuchtet ein ganz reſpectables Stück Sonnenſchein zum Fenſter herein! Wahrhaftig guckt droben ganz luſtig ein ordentliches Stückchen Blau vor, faſt ſo ſchön blau wie die neue Uniform des Poſtens vor dem Commandanturgebäude draußen; die Akazien um den großen Paradeplatz ſchütteln ſehr entſchieden die läſtigen Regentropfen ab, das Wetter ſcheint ſich allen Ernſtes eines Beſſern beſonnen zu haben und nun fährt auch gerade der Omnibus vor, der nach Annweiler geht; es kann noch einen herrlichen Nachmittag für den Trifels geben. Alſo fahr' wohl, Landau, und hinein in beſagtes Vehikel, das zwar immer aller Fahrgelegenheiten ſchlimmſtes und mit Schattenſeiten unverhältnißmäßig reichbedachtes iſt, diesmal aber wenigſtens ſeinem Namen nicht Rechnung trug, ſondern mich ganz allein aufnahm und mich obendrein nun durch eine Landſchaft führte, die alles andere gern vergeſſen ließ. Kommt man natürlich auch nicht durch alle „vierthalbhundert Flecken und Dörfer, welche", nach Sebaſtian Münſter, „innerhalb zwo Meilen ringsherum liegen und die Wochenmärkte zu Landau mit Kaufen und Verkaufen pfleglich beſuchen", ſo iſt's doch ein wunderſchönes Stück Land, zuerſt das Gau- und dann das Siebeldingerthal, das man da durchfährt, wie Lenz, der unglückliche Jugendfreund Goethe's, von dieſer Gegend geſchwärmt hat: „Berge, die den Himmel tragen, Thäler voll Dörfer zu ihren Füßen, die dort zu ſchlafen ſcheinen wie Jakob am Fuße ſeiner Himmelsleiter". Es iſt nicht mehr die ewige Heiterkeit einer Mainlandſchaft wie jener an der Haardt, was ſich hier bietet, es tritt mehr Abwechſelung nahe; jedes einzelne Thal, jedes Dorf in ſeiner Umgebung hat mehr einen für ſich abgeſchloſſenen, eigenen Charakter. Noch geht der Blick über weite, üppige Fruchtfelder und die wol auch hier nicht fehlenden Rebengelände, aber ſchon ſteigen auch dort hinten die Vogeſenkegel empor, einer hinter dem andern, dunkelbewaldet, mit Felſenhäuptern, gleich mächtigen Pyramiden; ſchon ſchauen wir die Madenburg, den Trifels, das ganze Gebirge hebt ſich immer näher, amphitheatraliſch empor, und hier, hinter dem maleriſch gelegenen Siebeldingen, öffnet ſich nun ſein eigentliches Thor, der ehemals ſo wichtige Vogeſenpaß, dem zur Linken über den Weinhügeln von Birkweiler der Felſenkegel des Hohenbergs ſich aufthürmt, zur Rechten noch höher der Orensberg aufſteigt, während zwiſchendurch die Queis kommt und die Kraſſe zieht. Anmuthig auf den Höhen hüben und drüben gelegen, bewahren die zwei neuen, im byzantiniſchen Stil aus rothem Sandſtein erbauten Kirchen des ſtattlichen Dorfes Albersweiler dieſen Eingang ins Gebirge. Eng ging's noch eine Weile zwiſchen den jäh herabſtürzenden Berglehnen hin, dann erweiterte ſich das Thal wieder, neue ſchmucke Dörfer zogen vorüber und endlich lag, hoch überragt vom Trifels und nördlich vom waldigen Adlersberg, Annweiler vor mir, wieder im engern Thal, in dem das Städtchen kaum es ſich bequem machen kann, ſchon in ſeinem Namen ein Zeuge der Kaiſererinnerungen ſeiner Nachbarſchaft und Vergangenheit; denn Barbaroſſa's Gemahlin Anna ſoll ihm Pathe geweſen ſein. Alſo da ſind wir auf claſſiſchem Boden, nur ein kurzer Gang und nun auch am Waldesrand, am Bergeshang, und bald, nach nicht mühevollem Anſteigen durch träumeriſche Buchennacht, oben auf der Höhe, unter des Trifels Trümmern.

Wir dürfen ihn obenan ſtellen unter die Schlöſſer und Burgen, die Deutſchlands Berge krönen: den Trifels; keine Burg, ſelbſt die Wartburg nicht ausgenommen, hat eine ſolche Geſchichte, eine, die eins mit Deutſchlands größter und herrlichſter Geſchichte ſelbſt iſt. Der Trifels war Reichsburg im vollſten Sinne des Worts; die ganze Herrlichkeit der Kaiſerzeit, ihrer Blütezeit zumal, der Hohenſtaufenzeit, liegt wie Widerſchein noch um ſeine Trümmer. Dort wurden die Reichskleinodien verwahrt, von hier jedesmal zur Krönung abgeholt; als das Reich immermehr zerfiel, da ward's auch um den Trifels einſamer und ſtiller, beider Herrlichkeit erblich zuſammen. Schon im Dreißigjährigen Kriege ſtand die ſtolze Kaiſerburg verödet und zerfallen; da ſchlug auch noch ein Blitzſtrahl zündend in die Mauern, und was jetzt noch da oben auf dem Bergkamme in tiefer Waldeinſamkeit ſteht, iſt wirklich nicht viel mehr als ein Trümmerhaufe. Aber auch der zeugt noch, wie nur irgendeiner in Deutſchland,

von der frühern Pracht und Schönheit. Noch weisen Gewölbe und Kammern die alte Stärke, noch hebt sich der schöne Hauptthurm 50 Fuß hoch empor und zeigt an Fenstern und Gesimse, Sockel und Pforte unverkümmert seine schönen romanischen Formen, und noch vor allem haben wir fast unversehrt die alte Burgkapelle mit ihren Kreuzgewölben und Nischen, die ebenfalls zu den besten Resten der romanischen Baukunst gehören. In dieser Burgkapelle wurden eben die Insignien des Reichs verwahrt, deren Besitz das Anrecht des ersten Throns der Christenheit gewährte: Krone, Scepter, Reichsapfel, Mantel, Gürtel, goldener Rock, das dalmatische Kleid Karl's des Großen, die mit Edelsteinen geschmückten goldenen Handschuhe, das Schwert des großen Karl, die heilige Lanze und Dornenkrone des Herrn und andere Kleinodien und Reliquien. Hier war auch die Schatzkammer der Kaiser, wo der energische Heinrich VI. die sicilianische Erbschaft niederlegte.

Ueber der Burgkapelle befand sich der prachtvolle Marmorsaal, den der Rothbart ausbauen ließ und bewohnte; aber von ihm findet sich keine Spur mehr. Da, wo die Marmorsäulen standen und Marmorplatten lagen, stehen und blühen nun nur die Bäume und Blumen des Waldes. Es ist geisterhaft still auf der Stätte; man erschrickt fast, wenn ein dürrer Ast vom Baume fällt oder eine Wildtaube aus einem Fenster des alten Thurms fliegt. Man ist so recht allein mit den Erinnerungen einer großen Vergangenheit. Licht und Schatten ziehen über sie hin. Da sitzt der alte Heinrich IV. auf dem Kaiserschlosse: gebannt von der Kirche, verlassen vom Reich, verfolgt vom Sohn; allein der Trifels ist noch sein Schutz. Da hält jener Sohn, Heinrich V., seinen Feind, den Erzbischof von Mainz, Adalbert von Saarbrücken, in dem heute noch erhaltenen Verließ gefangen. Ganze Scharen von Gefangenen, Reichs- und Kaiserfeinden, namentlich als Heinrich VI. über Sicilien strenges Gericht gehalten, werden auf den Trifels gebracht, und einer von denen ist's vor allen, dessen Name auch den Trifels mit romantischem Zauber umkleidet: König Richard Löwenherz von England, den eben jener sechste Heinrich zehn Monate lang hier, fern seinem Volk und Land, gefangen hielt. Ob es Geschichte, ob Sage, aber es paßt zu diesem Berge; England wußte nicht, wo sein Held und König geblieben; da zog sein treuer Sänger Blondel aus, ihn zu suchen; von Burg zu Burg erklang sein Lied: „O Richard, o mein König!" Vom Trifels tönt ihm die Antwortstrophe entgegen, die nur ihm und Richard bekannt sein konnte, die der Gefangene seinem Befreier entgegensang. Die Hohenstaufen zumal waren es, denen der Trifels die Lieblingsburg blieb, und ihr Geist ist wie gebannt an ihn, mehr noch als selbst an die Stammburg, den Berg im Schwabenlande. Auch der herrlichste unter ihnen, der zweite Friedrich, „der über sein Jahrhundert emporragt, einsam wie der Trifels über den dunkeln Wald", hat oft und gern hier geweilt; und seitdem auf Neapels Markt Stamm und Name des Heldengeschlechts erloschen war, hat doch das Volk seiner Lieblinge Namen nicht vom Trifels trennen können; und alle die Sagen, die sich um andere Hohenstaufenburgen weben, ranken sich auch an des Trifels Mauern empor, und allnächtlich muß dem Rothbart ein Bett auf Trifels gemacht werden, denn er geht jede Woche einmal über ihn nach seinem Kaiserslautern.

Es ist viel anders geworden, seitdem die letzten kaiserlichen Bewohner des Trifels schlafen gingen; und nur das, was *sie* einst von der stolzen Höhe sahen und was *wir* von den Trümmern der Burg aus entzückten Auges auch noch sehen, ist unverändert das Alte, Schöne geblieben. Der Trifels ist eine einsame Burg; die weite, fast überwältigende Rundschau wie seine Nachbarburg, die Madenburg, hat er nicht, aber doch ist seine Aussicht reich und groß. Es sind eigentlich drei hintereinander stehende Burgen, die den Trifels bilden und, alle drei auf dem Sonnenberg ruhend, aus dem Thal der Queis aufsteigen. Aber die beiden andern, Scharfenberg oder die „Münz" und Annebos, sind noch mehr zerfallen als der Trifels, und so gebührt der Hauptburg allein der Name, wie sie sich auch durch eine tiefe Thalschlucht von jenen beiden trennt. Aber mächtig, schwindelerregend senkt sich über diese der gewaltige Fels hinaus und hinab, der den Burghof trägt. Wie eine Scheibe scheint er in der Luft zu schweben; aber nur am Rande ist's gefährlich, zu stehen, sonst steht und geht es sich noch so sicher auf der großen Fläche als dazumal, da sich Roß und Reiter hier tummelten. In seiner Mitte steht ein Stein mit einer die Hauptmomente der Trifelsgeschichte wiedergebenden Inschrift. Von ihm aus genießt man am besten die Aussicht, wenig auf Städte und Dörfer, denn ganz nahe hat sich am Fuße des Bergs nur das Dörfchen Bindersbach auch noch halb hinter einem

grünen Wieſenſtreifen verſteckt und aus dem kleinen, von der Sonne und dem Sandſtein rothgefärbten Stück des Annweilerthals, das ſichtbar iſt, ſchaut nur das freundliche Städtchen herauf, und was man an Orten und Thürmen durch die engen, perſpectiviſch ſich öffnenden Schluchten des dem Trifels zur Seite liegenden Rothen- und Hohenbergs draußen in der Ebene ſieht, das liegt eben zu weit draußen; aber dafür lohnt der Blick tief hinein in eine reiche, ſchöne Berg- und Waldnatur, in den mächtigen, den dreigipfeligen Berg ſelbſt herrlich umgrünenden hohen Buchenwald und weiter hinaus in die Waldespracht der innern Haardt, aus welcher die grauen Mauern von Ramberg, Scharfeneck und Meiſterſeele ſchauen, und über das hin und wieder ſtreifenweiſe auftauchende goſſenweiler Thal hinweg in die ſtarre, abenteuerliche Felſenwelt des alten Wasgau, als deren erſte und wildſchöne Bilder der Aſenſtein und der hohe Lindenboln uns ganz nahe ſtehen. Und, wie geſagt, dazu iſt's, war's da ſtill, tief feierlich einſam hier oben; ſo gehört ſich's zur alten Kaiſer-, zu dieſer Burg. Die Raben fliegen auch noch um ſie; aber wenn ſie verſcheucht ſind, wenn der alte Barbaroſſa, das iſt: des Vaterlandes Einheit und Freiheit, aus dem langen Schlafe erwacht iſt, dann mag ſein Banner auch von der alten Reichsveſte wieder niederwehen!

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Friedrich Hebbel.

Das alte Jahr nahm bei ſeinem Scheiden einen Mann von uns, den die Nachwelt einen großen Dichter nennen wird: Friedrich Hebbel. 1813 geboren, hatte er eben das funfzigſte Jahr überſchritten, als ihn ein unheilbares Leiden ergriff. Seinem Tode fehlte der Triumph nicht. Wie man auch über ſein letztes Werk: „Die Nibelungen", denken, welche Schwächen und Verirrungen man auch darin finden mag, ſie verdienten den Preis, den ihnen die Preisrichter zuſprachen. Aber ſie konnten nur auf das Haupt eines Sterbenden den Kranz drücken. Vielfach und ſchroff ſind die Meinungen über Hebbel auseinander gegangen, es iſt nicht möglich, daß der Tod, der große Verſöhner, auch die äſthetiſchen Urtheile über ihn vereinige. Darin aber werden alle übereinſtimmen: eine große, ſeltene, eine dämoniſche Kraft ſchied von uns.

Hebbel iſt ein Sohn holſteiniſcher Erde, ein dithmarſiſcher Bauernſohn. Wer zu der Anſicht neigt, daß der Boden und das Klima einen entſcheidenden Einfluß auf den Menſchen ausüben, der wird in Hebbel's Dichtungen dieſen norddeutſchen Zug, das Herbe und Verſchloſſene dieſer Natur wiederfinden. Keine ſüdliche Fülle, keine weiche Linie: die Lieblingsgeſtalten Hebbel's ſind knorrig, eckig und zugleich in einen gewiſſen Nebel gehüllt. Gern trachten ſie über Menſchliches hinaus, ſo Holofernes, ſein erſter, wie Siegfried, ſein letzter Held. Sie haben eine Sehnſucht nach dem Weltuntergang, der Götterdämmerung. Nicht das gemeine Menſchenlos, ihnen fällt ein außerordentliches zu. Die Tragödie Hebbel's verſchmäht die Erweckung des Mitleids — nicht einmal den Tiſchlermeiſter Anton in „Maria Magdalena" wird man bemitleiden, wie man mit dem Kreon des Sophokles, am Ausgang der „Antigone", mit Shakſpeare's Lear in der Sturmnacht das tiefſte und ergreifendſte Mitleid empfindet — ſie geht auf die Erſchütterung und das Erhabene aus. Und hier tritt, wie Karl Gutzkow einmal vor Jahren in dieſen Blättern bei einer Beſprechung der Gedichte Hebbel's bemerkte, die gefährlichſte Feindin des Dichters ein, die Pauſe. Es iſt die Unmöglichkeit, ſich immer wie der Adler des Zeus in den Wolken zu halten. In der Gegenwart hat die Dichtkunſt ſchon an ſich eine ſchwierige und wenig dankbare Rolle. Zeiten, in denen die Naturwiſſenſchaften vorwalten, erzeugen keine großen Dichter. Als England Newton beſaß, hatte es keinen Milton und keinen Byron. Ein Geiſt, in dem der Keim zu dem Höchſten in allen Dingen lag, Voltaire, iſt darum ein mittelmäßiger Poet geblieben, weil ihn der reale Zug ſeiner Epoche mit ſich fortriß. Die moderne Dichtung ſoll unterhalten, erfreuen, das Leben in dem gewohnten Sinne des Worts verſchönern. Tiefe, ſeeliſche Erregungen erwartet weder, noch wünſcht ſie die Menge von ihr. Dahin aber zielt Hebbel; er hat das Bewußtſein und den Stolz des dichteriſchen Genius: das Menſchenherz in ſeiner Tiefe aufzuwühlen, zu zerreißen; er begnügt ſich nicht mit der Aufgabe des Talents: das Anmuthige und das Rührende, das Scherzende und Sinnige darzuſtellen. Freilich haben viele von Hebbel's Gedichten den weichſten und melodiſchſten Klang, aber niemand wird behaupten, daß hierin ſein Weſen zu ſuchen iſt. Er hat eine Ader von Aeſchylus. Aber was bei dem Griechen uns wunderbar und unerreichbar dünkt, weil wir durch zwei Jahrtauſende von ihm getrennt ſind und ſeine Schöpfungen nur durch einen Schleier ſehen, erſcheint bei Hebbel gezwungen, ungeheuerlich. In der poetiſchen Anſchauung war ihm der Untergang der „Nibelungen" ein Schauſpiel voll ergreifendſter Tragik, dem kühlen Verſtande aber kommt dies ſich durch zwei lange Acte hinziehende Völkergemetzel burlesk vor. Die Recken werden zu hölzernen Puppen. Nicht Holofernes, nicht Herodes, weder Judith noch Mariamne gehen wie andere Sterbliche, ſie ſpringen von einer tragiſchen Situation zur andern, dazwiſchen iſt der Abgrund des Nichts. Mit dieſer Vorliebe für das Seltſame und Gewaltige theilt Hebbel mit Heinrich von Kleiſt, der von allen deutſchen Dichtern ihm der nächſte an Empfindung und

Begabung iſt, die Neigung, den ſeiner Phantaſie aufgegangenen Vorfall, ſeine Erfindung, ſeine Grille pſychologiſch, nach dem Geſetz von Urſache und Wirkung zu entwickeln. In den Novellen kommt dies ſtreng geſetzmäßige Herleiten des einen aus dem andern, ſo genau, als handele es ſich um einen mathematiſchen Beweis, in einer Weiſe zur Geltung, die wiederum, während ſie das Tiefſinnigſte beabſichtigt, hart an den tollſten Scherz ſtreift. Man braucht nur an die Erzählung „Die Kuh“ zu erinnern, wo eine ganze Familie zu Grunde geht, das Haus verbrennt und von der Kuh nur der Schwanz übrig bleibt, weil das Kind des Bauern im Spiel die Thalerſcheine, womit das Thier bezahlt werden ſollte, verbrannt hat. Daſſelbe Beſtreben, das Wunderliche, außerhalb der Bahn des Gewohnten ſich Bewegende, zu erklären, offenbart ſich in „Maria Magdalena“, dem Trauerſpiel Hebbel's, das nach unſerm Gefühl ſeine ſchönſte und lebensfähigſte Dichtung iſt. Hebbel's Geſtalten haben wie die Kleiſt's ein Räthſel in der Bruſt, für ſich unlösbar wie für die andern; ja es ſcheint oft, als würden ſie erſt im Augenblick des Sterbens ihrem Schöpfer klar. Solch ein Iſisbild iſt die lydiſche Königin im „Ring des Gyges“; niemand weiß, wen ſie geliebt, Kandaules oder Gyges. In dem Schaffen der echten Dichter liegt ein Unabſichtliches, ein Etwas, deſſen ſie ſich nicht im vollſten Maße bewußt ſind. Bei Hebbel miſcht ſich aber das dialektiſche Element in das Walten der Phantaſie, und ſtatt des Kunſtwerks entſteht zuweilen ein Kunſtſtück. Dieſer Zug unterſcheidet ihn von Grabbe und den „Stürmern und Drängern“ des vorigen Jahrhunderts; er beſitzt, was ihnen fehlte: das Verſtändniß ſeiner Kunſt; was bei ihnen Willkür, iſt bei ihm Nothwendigkeit.

Hebbel iſt kein Dichter des Volks; ſeine Natur war zu eigenartig und künſtleriſch vornehm, um auf die Maſſe anregend zu wirken. Die Stoffe, die er gewählt, und noch mehr die Form, die er ihnen gab, liegen weit ab von der Denkweiſe der „Vielen“. Wie Michel Angelo's Statuen, gehören ſeine Dichtungen den Wenigen; er iſt ein — einſamer Geiſt. Selten war der Drang nach dem Erhabenen und Tiefſten in unſerer Zeit in einem Menſchen mächtiger als in ihm. Was er ſchuf, hatte das Gepräge des Genius. Es mochte uns häßlich und abſtoßend erſcheinen: aber es war da, es hatte die Gewißheit ſeines Daſeins in ſich. Er beſang nicht erborgte Empfindungen, in ihm iſt nichts Schwankendes, Geliehenes. Vor ſeinen Zeitgenoſſen zeichnet ihn das Männliche und das Tragiſche aus; er allein verdient den Beinamen — des Schrecklichen. Seine herbe und düſtere Weltanſchauung hat mit der Schopenhauer's manches gemein. All denen, welche dieſe „beſte“ Welt mit der Brille des Optimismus betrachten, mag die Poeſie Hebbel's wie eine ſchroffe Diſſonanz erklingen; ein Sänger des Frühlings und der Liebe, ein minneſeliger Meiſter Frauenlob war er nicht. Wer nach dem Weſen der Dinge trachtet, der hat jenen Blick, vor dem die Frauen Veronas ihre Kinder hüteten, wenn Dante nahte, der Mann, der, wie ſie ſagten, in der Hölle geweſen. Diejenigen aber, denen die Dichtkunſt mehr iſt als eine heitere, die Langeweile vertändelnde Muſe, blicken freudig zu ihm auf; ſie erkennen in ſeinen Werken etwas von jenem Tiefſinn, jener Kraft und der durch alle Schrecken des Untergangs rauſchenden, troſtreichen Harmonie wieder, die einſt den Geſang Shakſpeare's beſeelten.

Aus Thomas Moore's „Iriſchen Melodien“.

Von Julius Rodenberg.

I. Schlagt mir die Harfe!

Schlagt mir die Harfe! — Seht, hoch iſt der Mond,
Und treu ſeinem Licht, wie des Oceans Regung,
Gehorcht auch mein Herz, drin die Jugend noch wohnt,
Dem ſtummen Gebieter und wogt voll Bewegung.
Drum gebet mir Lieder — und gebt mir die beſten,
Die jemals gehört bei den ſeligſten Feſten. . .
Noch eins! Noch eins!

O würde Muſik, die das Herz ſo verführt,
Gehört in der Steinſtadt, die Märchen uns ſchildern
So zaub'riſch: es würde der Marmor gerührt,
Und Tänzer ſelbſt würden aus ſteinernen Bildern.

Drum keinen Verzug — wenn die Seele voll Klang
Und die Blumen der Schönheit ſacht' vor uns erbeben;
Wenn Sterne verlaſſen den Sphärengeſang
Und, lauſchend dem unſern, uns ſtaunend umſchweben.
Ein Lied noch! — wenn alſo die Harfe geſchlagen,
Dann müſſen die Pulſe des Todes ſelbſt jagen. . .
Noch eins! Noch eins!

O welch eine Luſt, wenn mit ſonnigem Blick
Die Freud' und die Jugend — zwei wallende Flammen —
Hintanzen wie Stunden bei Maienmuſik
Und Lieder und Sonnenſchein miſchen zuſammen!

II. Nein, lieblicher nicht —

Nein, lieblicher nicht aus ewigen Räumen
Spielt Feenmuſik um des Schläfers Ohr;
Wenn halb er erwachend aus ängſtlichen Träumen
Sich nah glaubt dem vollen Himmelschor:
Als jene Stimme zu dieſem kranken,
Einſamen Herzen ſich leiſe ſtahl,
Das lang' ſchon aufgab den Gedanken,
Zu hören ſolch himmliſchen Klang noch einmal!

Süße Stimme des Troſtes! Gleich Windesbeben
In einer bekränzten Harfe Gold —
Als ob mein tiefſtes, mein beſtes Leben,
Von ihrem Zauber erwachen ſollt'!
's war Balſam geflüſtert — 's war Sonn'ſchein geſprochen;
O, gern lebt' ich Jahre voll Kummer und Qual,
Um, wenn einſt der Schlaf meines Elends gebrochen,
Zu hören ſolch himmliſchen Klang noch einmal!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

An unsere Leser.

Das Jubeljahr ist aus... Wir betreten unter verhängnißvollen Zeichen die Schwelle eines neuen Jahres. Deutsche Truppen feierten auf holsteinschem Boden die Sylvesternacht. 1814 am Neujahrstage ging Blücher über den Rhein; „Paris!" hieß die Losung; heißt sie 1864 „Kopenhagen"?

Eine große, nationale Sache erfüllt mit unwiderstehlicher Begeisterung alle Herzen; von der Hütte bis zum Palast tönt derselbe Ruf. Wird er uns Frieden oder Krieg bringen? Wir sind nicht gewohnt, im Lärm des Marktes, unter den streitenden Parteien unsere Stimme zu erheben; unsere „Unterhaltungen" stehen unter dem Schutz der Penaten, im Frieden des Hauses. Dort, am Herd, wird ihnen der alte Platz gern von den Freunden eingeräumt werden. Seit einer Reihe von Jahren wissen unsere Leser, „was wir bringen"; wir bieten ihnen kein — neues Programm. Denn mit den Programmen der Zeitschriften wie mit denen der Minister spielt der Zufall voll Eigensinn und Laune. Die höchsten Versprechungen werden nicht gehalten; die besten Verfassungen sind bekanntlich die, welche nicht nur „auf dem Papier" stehen. Darum ist es gut, mit dem Publikum wie mit einem alten guten Freunde reden zu können. Man sieht sich, man grüßt sich und schüttelt sich die Hand: „Viel Glück zum neuen Jahre!" Nimm mich, denkt jeder von beiden bei sich, wie du mich kennst! Nach unsern Kräften sind wir im Dienst des Guten und Wahren redlich bemüht gewesen und auf der Bahn, die wir uns vorgezeichnet, unter guten und schlechten Gestirnen geblieben.

In dieser Gesinnung beginnen wir unsern zwölften Jahrgang. Möge der freudige Zuruf, der uns bei dem Erscheinen unserer ersten Nummer begrüßte, uns auch durch dieses Jahr begleiten!

Die Klimascheide.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion.

Th. K. — Wir waren sämmtlich aufs höchste ermüdet. Nicht allein hatte die seit 3 Uhr früh zurückgelegte Entfernung von 35 Kilometer diese Ermüdung herbeigeführt; noch zahlreiche andere Umstände hatten mehr oder weniger hierzu mitgewirkt: — obenan die unverhältnißmäßige Last, die ein jeder von uns zu tragen verpflichtet war; dann die schlechte Beschaffenheit des Wegs (wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein konnte); endlich der vollständige Wassermangel bei einem sehr hohen Wärmegrad der Atmosphäre.

Es war 11 Uhr vormittags, als wir angesichts jener dem Auge als endlos erscheinenden Höhenzüge halt machten, die ein jeder, der je die Provinz Konstantine bereist hat, als die „Klimascheide" kennt und durch deren Felsmassen es nur *einen* ohne Beschwerde passirbaren Weg, den Paß El-Kantara, gibt. Wir befanden uns funfzehn Tagemärsche südlich vom Ufer des Mittelländischen Meeres, in einer ich möchte fast sagen aller Vegetation baren Gegend; denn das erste Grün, was wir seit dem Verlassen unsers letzten Bivouaks sahen, waren die zahllosen Oleanderbüsche (Laurier rose), welche zu beiden Seiten des Uled El-Kantara (Ouled, Fluß) so dicht gedrängt standen, daß wir Mühe hatten, Wasser aus dem Flusse zu schöpfen, um unsern unvermeidlichen Rendezvous-Kaffee zu kochen.

Das dunkle Grün der Oleander und das herrliche Rosa seiner Blüten bildeten einen frappanten Contrast gegen die seit drei Tagen, das heißt seit Batna durchwanderte Gegend. Kein Baum, kein Strauch, kein Quell, kein Schatten! Eine so todte, so gleichförmige und öde Gegend, daß mir ein isolirter Felsblock oft als ein ersehnter Wechsel erschien. Und vorwärts, immer vorwärts, trotz Ermüdung, trotz unsers von dem scharfen Gestein des Bodens durchschnittenen Schuhwerks und peinlich schmerzender Füße; immer schnell vorwärts, trotz der nach Erquickung, nach Nässe lechzenden, fast vertrockneten Zunge. Ein Freudenschrei ertönt plötzlich: „Wasser!" Alles jubelt; doch die ältern Soldaten, die den Weg nicht zum ersten mal (vielleicht zum hundertsten schon) machen, schütteln mitleidig lächelnd den Kopf und brummen: „Ce n'est qu'une fontaine d'eau salée." (Es ist nur eine Salzwasserquelle.) Und doch sieht da Wasser so einladend, so frisch und klar aus und sprudelt so lustig unter dem Gestein hervor. Als ich vorbeipassire, kann ich dem alten griesgrämigen Voltigeur, der neben mir marschirt, nicht glauben; ich will mich überzeugen und fülle mein Quar (kleines Trinkgeschirr von Blech). Ich koste — welch abscheulicher Geschmack! Isländisches Moos ist Honig dagegen! Und weiter geht es, unaufhaltsam, immer angespornt durch die den Zug beschließende Arrièregarde, denn Zurückbleiben ist Tod, sicherer und grausamer Tod! „Vorwärts, Kinder! Vorwärts!" ruft der Major, der eben vom letzten Mann der Arrièregarde zurückkommt und nach der Spitze seiner Marschcolonne vorreitet. „Laßt keinen eurer Kameraden aus dem Zuge treten, wie ermüdet er auch sein möge! Einer stehe für den andern! Wir haben bald gewonnen! In El-Kantara könnt ihr euch ausruhen, baden, erquicken und erfrischen! Noch eine halbe Stunde, und wir sind auf unserm heutigen letzten Rendezvous. Dann noch eine kleine Stunde, und wir sind im Bivouak!"

Und ein jeder griff noch einmal zu den letzten Kräften, bis endlich der Duft der Vegetation und das Rieseln der Wellen über das Gestein im Flußbett uns die Nähe des „letzten Rendezvous" und vor allem des Wassers ankündigten.

Da waren wir denn am nördlichen Fuße der Felsenhöhe, durch deren ſchmalen Paß der Bergſtrom ſchäumend und toſend ſich wand, um dann in der weiten Ebene ſich auszubreiten und vorwärts gegen das Meer hin ſeinen Lauf fortzuſetzen.

„Halt! In Ordnung! Gewehre zuſammengeſetzt! Niemand tritt aus!“ waren die erſten Commandos, als wir zehn Schritte vom Ufer des El-Kantara ſtanden. „Gepäck ablegen!“ folgte dann; endlich: „Nach Holz!“ Holzſammeln war ſtets die erſte und ſofortige Arbeit der Ruhe, und oft traf es ſich, daß der größte Theil der Marſchruhe in erfolgloſem Suchen nach Brennmaterial verſtrich. In Fällen gleich dem heutigen, wo große Anſtrengung und Ermüdung zu dem Waſſermangel während des Marſches kam, mußte das Holzſuchen entweder in einer dem vorhandenen Waſſer entgegengeſetzten Richtung geſchehen oder es wurde erſt eine Zeit lang geruht, bevor der den Trupp commandirende Offizier den Leuten auszutreten geſtattete. Dies geſchah, um zu raſches Trinken nach einer ſo allgemeinen Erhitzung des Körpers zu verhüten.

Nur die Sergeanten und Corporale waren vom Holzſuchen ausgenommen, gingen meiſt jedoch freiwillig, um auch ihrerſeits zum erlabenden Kaffee beizutragen. Schlimmer war es, wenn vorausſichtlich auf der ganzen Strecke des Tagemarſches kein Waſſer zu finden war; in dieſem Falle mußte jeder Soldat auf dem Bivouak der letzten Nacht ſich vor dem Ausmarſche genügend mit Waſſer verſehen. Ein jeder erhielt zu dieſem Zweck einen blechernen, anderthalb Quart haltenden und in dunkelgraues, dickes Tuch eingenähten Bidon (Feldflaſche), den man an ledernem Riemen über die Schulter gehängt trug. In holzarmen Gegenden mußte auch Holz mitgeſchleppt werden. Wer nun alsdann auf dem Rendezvous nicht ſeinen Abtheil an Waſſer, Holz oder Holz und Waſſer, je nach Umſtänden, ſtellen konnte, erhielt Kaffee und Zucker, ſo viel auf den Mann fiel, im Naturzuſtande, d. h. ungekocht. Dieſem ſich auszuſetzen, ſuchte ein jeder ſo viel als möglich zu vermeiden.

Wenn dann endlich der Kaffee in Escouaden (Corporalſchaften) gekocht, vertheilt und in Eile mit einem Stück Schiffszwieback getrunken war, dann war in der Regel auch die Rendezvous-Stunde vorüber und das berühmte Casquettenlied Vater Bugeaud's ertönte als Signal fürs Fertigmachen zum Weitermarſch. Dann ging's an ein eiliges „Bepacken“. Um dem Leſer die Idee eines ſolchen zu geben, führe ich die Einzelheiten deſſelben in Kürze an. Gleichviel, ob Sommer oder Regenzeit, heiß, warm, kalt, trocken oder naß — auf dem Marſch beſtand der Anzug ſtets und unfehlbar in rothen Tuchhoſen, weißen Gamaſchen über denſelben und der ſogenannten Capote, einem Aermelmantel von dickem, grauem Tuch. Das „Umhängen“ geſchah in folgender Ordnung: die Feldflaſche am Riemen über die rechte, dann der Brotbeutel (das heißt, wer als Privateigenthum einen ſolchen beſitzt) über die linke Schulter; ein Sack mit ſcharfen Patronen (60—80 Stück) an einem Riemen um den Leib; die Cartouchière (Patrontaſche) mit Bajonnetſcheide zuſammen um den Leib; ein Stück Schanzzeug (Spaten, Art, Radehacke u. ſ. w.) über die rechte Schulter; der Torniſter, gefüllt mit Wäſche, Reſerve-Schuhwerk, Putzmaterial, leinenen Beinkleidern und Privathabſeligkeiten, auf dem Rücken. Auf, um und an demſelben befanden ſich Brot- oder Zwiebackrationen für mehrere Tage, ein Kochgeſchirr (in demſelben ein Antheil an den Victualien der Corporalſchaft, als: Fleiſch, Speck, Reis, Bohnen, Salz oder dergleichen, ſowie Kaffee und Zucker), eine zuſammengerollte blaue Tuchjacke, eine wollene Decke, ein Zelttheil (vier derſelben machen ein Marſchzelt für vier Mann), ein Zeltſtock mit vier Pflöcken und Zeltſchnur, und endlich, erforderlichenfalls, ein Bündel Holz obenauf. Dazu 35 Grad Hitze und ein kaum paſſirbarer Weg ſowie ein 11½ Pfund ſchweres Gewehr — — Sapienti sat!

Ganz in der eben detaillirten Weiſe waren wir ausgerüſtet, als wir an dieſem Vormittag vom letzten Rendezvous aufbrachen, um die noch zurückzulegende Stunde Wegs zu machen und den Felſenpaß der El-Kantara zu paſſiren, die Klimaſcheide zwiſchen dem nach dem Mittelländiſchen Meere zu abfallenden Hochplateau und dem Saharadiſtrict. Die Vegetation ſowie die Thierwelt hatten bis zu dieſem Punkte uns kaum einen Unterſchied mit dem ſüdlichen Europa bemerken laſſen; wo die erſtere überhaupt vorhanden geweſen, trug ſie noch das europäiſche Gepräge, und mit Ausnahme einer iſolirten Dattelpalme dicht vor der Stadt Konſtantine hatte ich noch nichts von tropiſcher Flora und, einige Schakals abgerechnet, nichts von tropiſcher Thierwelt geſehen. Nach der Paſſage El-Kantara jedoch — war mir von all den alten, bärtigen Geſellen der Legion geſagt — ſollte das Ding einen andern Anſtrich bekommen. Von der Hitze, die mir auch als eine „ganz andere“ geſchildert, hatte ich, meiner Anſicht nach, ſchon einen ganz leidlichen Vorgeſchmack gehabt. Gegen 12 Uhr Mittags betraten wir die Schlucht, welche eben nur wenig mehr Raum neben dem ſie durchſtrömenden Fluſſe für den Reiter oder Fußgänger läßt. Himmelhoch thürmten ſich auf beiden Seiten die ſenkrecht aufſteigenden Felſen, ein unheimliches Dämmerlicht herrſchte, das, je mehr wir vorwärts kamen, um ſo mehr zunahm, und eine Temperatur, total entgegengeſetzt der, welche wir ſoeben verließen; eine feuchte, kalte Luft, welche die bekannte Gänſehaut hervorrief; in der Ferne der heiſere Ruf eines in den Felslöchern niſtenden Geiers oder einer aus dem Schlaf geſtörten Hyäne, und oft dicht neben, oft dicht unter uns das Brauſen des Waſſers. Einer nach dem andern marſchirten wir links vom Eingange der Schlucht auf dem unebenen, ſchlüpferigen Pfade, bald hinaufkletternd, bald mit größter Vorſicht abwärts ſteigend, bald in gleicher Höhe mit dem Waſſerſpiegel, bald hoch über ihm, ſchweigend und unter dem Eindruck eines beengenden Gefühls

dahin. Nach etwa zehn Minuten des beſchwerlichen und im beſtändigen Zickzack ſich windenden Wegs ſahen wir plötzlich ein architektoniſches Meiſterſtück, einen Pendant zur ſchweizer Teufelsbrücke vor uns: eine maſſive, aus gebrannten Steinen erbaute Brücke. Sie paſſirend, gelangten wir aufs linke Ufer der El-Kantara und blieben dort bis kurz vor dem Austritt aus der Schlucht. Eine eherne Denktafel auf der Mitte der Bruſtwehr jener Brücke zeigt dem Reiſenden in goldenen Lettern, daß franzöſiſche Soldaten dieſelbe errichtet, und zwar Truppen vom Geniecorps und von der Fremdenlegion. Nach weitern fünf Minuten durchwateten wir bis ans Knie den Fluß und blieben nun auf ſeinem rechten Ufer. Jetzt wurde es nach und nach heller und die Luft wärmer; endlich, bei einer der zahlloſen Krümmungen des Wegs, bot ſich uns ein Anblick, den zu beſchreiben eine geübtere Feder als die meinige nöthig iſt.

Wenn man plötzlich aus der kalten Luft unmittelbar vor einen geheizten Backofen tritt, ſo kann man ſich eine Idee machen von dem plötzlichen Wechſel der Temperatur, den wir beim Verlaſſen dieſes Paſſes empfanden. Eine glühende, ſengende Hitze ſchlug uns entgegen, welche den Schweiß mit Macht aus den Poren trieb. Doch wer ſchildert das entzückende Panorama, das ſich unſern Blicken bot und das einen Ausruf der Bewunderung allen denen entlockte, die noch Neulinge auf afrikaniſchem Boden waren? Ein Palmenwald lag ausgebreitet vor uns und unabſehbar da; ein im reichſten Grün prangender Wieſenteppich trennte ihn von der Schlucht und durch ihn hin zog der Fluß ruhig und klar. Hunderte, nein, Tauſende von Kameelen, Ziegen, Maulthieren, Rindern u. ſ. w. belebten die Landſchaft, gegen deren dunkles und lichtes Grün die erſte rein orientaliſche Stadt, ebenfalls El-Kantara genannt, mit dem blendenden Weiß ihrer mauriſchen Häuſer und Tempel contraſtirte.

Das Ziel unſers beſchwerlichen Marſches lag einen Büchſenſchuß von uns entfernt, und bald hatten wir die Strapazen und Entbehrungen des Tags in dem erquickenden Flußbade, in einem reichlichen Mahl und im Genuß der unvermeidlichen Pfeife unter dem ſchattigen Dom der Dattelpalmen vergeſſen. Die Araber brachten uns Milch, Honig, Eier und Datteln und ihre herrlichen, duftenden Wieſen gaben uns Ruheplätze; ſo ſchön, ſo ſüß, daß ich hier anfing, von den Märchen der „Tauſendundeine Nacht" zu träumen.

Aus den Privat-Bildergalerien Wiens.

III. — Zu den in den beiden letzten Nummern des Jahrgangs 1863 unſerer „Unterhaltungen" beſprochenen Privat-Bilderſammlungen Wiens laſſen wir hier noch einen Nachtrag folgen.

Die Gemäldegalerie des Grafen Harrach in ſeinem Hauſe auf der Freiung iſt jeden Mittwoch und Samstag geöffnet. In drei großen Sälen mit Oberlicht ſind die Werke der ältern Kunſt vereinigt; in einem kleinen Nebengemach befindet ſich die Sammlung neuer Gemälde von einheimiſchen Künſtlern. Die mit ſchätzbaren Notizen über die Meiſter und den Inhalt ihrer Werke ausgeſtatteten gedruckten Kataloge haben die zweckmäßige Einrichtung, daß die Bilder zum leichtern Ueberblick nach den Wandflächen verzeichnet ſind, die Sammlung zählt über 300 Stück. Ihr vorzüglichſtes Werk iſt eine große Landſchaft von Claude Lorrain. „Die Strahlen der untergehenden Sonne ſenken ſich in das Meer, deſſen Wellen unter dem glühenden Kuſſe funkenſprühend aufzittern. Links vom Beſchauer erheben ſich prachtvolle Gebäude." Man weiß, wie Claude Lorrain ſolche Scenen malt, und dennoch wird dieſes Bild von einem kleinen, anſpruchsloſen Ruisdael beinahe verdunkelt. „Ein Fluß bewegt ſich, links vom Beſchauer, in ſanften Krümmungen, hier und dort leiſe aufſchäumend, aus der Ferne gegen den Vordergrund; hellere und dunklere Wolken ziehen darüber hin. Rechts vom Beſchauer liegt ein Keller, hinter dem in mäßiger Höhe eine Baumgruppe ſteht, durch welche der ferne Horizont magiſch herüberſchimmert."

Eine feſſelnde Gewalt übt auch jene lebensgroße „Lucretia, im Begriff, ſich den Dolch in das Herz zu ſtoßen", von Caravaggio. Eine ſchöne, hohe Geſtalt! Im bleichen Geſicht ſteht es geſchrieben, daß der Entſchluß unwiderruflich iſt; aber dem Ausdruck der Willenskraft iſt ein ergreifend herber Leidenszug beigemiſcht. Die Richtung des Dolches, den die rechte Hand nur noch nicht erhoben hat, zeigt den Weg an, den er gehen, das Ziel, das er treffen wird; die linke Hand öffnet den Buſen, indem ſie das Kleid am Saum des Ausſchnitts mit raſchem Entſchluß nach außen zieht. Die That iſt noch nicht geſchehen; aber ſie geſchieht im Geiſte vor uns; wir fühlen die ganze erſchütternde Gewalt des Augenblicks, ohne das Entſetzliche zu ſehen.

Ein „Chriſtus mit dem Kreuze, dem Maria und der Jünger Johannes trauernd zur Seite ſtehen", angeblich von Leonardo da Vinci, ergreift durch den Schmerzensausdruck im Antlitz des Heilands und Maria's und würde noch ſchöner und kräftiger wirken, wenn nicht die offenbar übermalte Geſtalt des Johannes die Harmonie des Eindrucks empfindlich ſtörte. „Maria auf dem Throne mit zwei weiblichen Heiligen", ein ſehr ſchöner Perugino, iſt eine Hauptzierde der Sammlung. Von Giordano zeichnen ſich zwei große Bilder: „Jeſus treibt die Käufer und die Verkäufer aus dem Tempel", und „Iſaak ſegnet Jakob", aus; von Tintoretto ſehen wir eine Skizze ſeiner berühmten, in Venedig befindlichen „Kreuzigung", von Giulio Romano eine großartige, die „Schlacht des heiligen Jakob von Compoſtella" darſtellende Compoſition und einen intereſſanten männlichen Kopf; ein „Johannes der Täufer, das Lamm umſchlingend", angeblich von Correggio, blickt uns mit großen Augen gar lieblich an. Ein lebensgroßes, die Nichte des Herzogs von Nivernois darſtellendes Bruſtbild von Rembrandt hat eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit;

ein Kinderkopf von van Dyck zeichnet ſich durch pikanten Reiz aus. Rubens iſt nebſt einem reizenden Mädchenkopfe auch ein „Chriſtus bei dem Phariſäer Simon", jedoch mit Beifügung eines Fragezeichens zugeſchrieben. Jedenfalls iſt eine mächtige Seelenſprache darin und der Gegenſatz des Ausdrucks im ſchmerzerfüllten Angeſicht Magdalena's in den mannichfach erregten Phyſiognomien der übrigen Anweſenden und in der milden hohen Ruhe des Heilands von ergreifender Wirkung.

Die Spaniſche Schule glänzt vor allem durch ein Bild Murillo's: „Eſau verkauft ſein Erſtgeburtsrecht an Jakob." Feiner könnte der Gegenſatz zwiſchen der kindlich zutraulichen Phyſiognomie Eſau's und der liſtig überlegenen Jakob's in Linien und Farben nicht ausgedrückt ſein; jeder Zug, jede Geberde ſagt uns, was für Gedanken und Empfindungen hier gegeneinander wirken.

Ein Bild mit lebensgroßen Figuren von dem Spanier Coëllo: „Die Madonna ſteht neben dem auf einem Tiſche ſitzenden Jeſuskinde, dem die heilige Anna einen Blumenkorb hinhält; daneben der heilige Cajetan", macht einen mild anregenden, aber nachhaltigen Eindruck.

Eine Reihe Bilder von Velasquez befreunden uns mit dieſem Hofmaler Philipp's IV. Weit mehr aber als das lebensgroße Bildniß dieſes Königs im Ornate, dann jenes einer Nonne und eines kleinen Prinzen im Cardinalsornate ziehen die Bruſtbildniſſe des heiligen Petrus und Paulus voll Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks die Aufmerkſamkeit auf ſich. Den berühmten franzöſiſchen Maler Leſueur lernen wir durch ein größeres hiſtoriſches Gemälde: „Der Kindermord in Bethlehem", und ein zweites: „Die Gefährten Rinaldo's bekämpfen den Drachen", kennen; Joſeph Vernet durch einen ſchönen „Seeſturm" und noch andere fünf Landſchaften. Auch Salvator Roſa iſt vertreten.

Ein meiſterhaftes Thierſtück (Kühe) von de Potter und ein draſtiſches Genrebild von Rokhaert: „Drei ſitzende Männer, von welchen einer aus Noten ſingt, der zweite trinkt, der dritte die Clarinette bläſt", ein Bild von erquicklicher Wahrheit und Komik, dürfen nicht überſehen werden.

Mehrere hervorragende Kunſtwerke machen den Beſuch der gräflich Schönborn'ſchen Galerie in hohem Grade lohnend. Vor allem iſt es Rembrandt, der hier ſeine Kunſt entfaltet. Neben dem berühmten Bilde: „Jeſus läßt die Kleinen zu ſich kommen", das längſt als eins ſeiner vorzüglichſten Werke anerkannt iſt, ragen noch drei große Bilder: eine durch Anordnung, Beleuchtung und Ausdruck gleich bewundernswürdige „Kreuzabnahme", „Simſon's Gefangennehmung" und eine „Hagar in der Wüſte mit dem Engel", hervor, denen ein kleines Bild: „Der Traum des Tobias", ſich anſchließt. Zwei „Ecce homo" — einer von Albrecht Dürer, der andere von Guido Reni — fordern zur Vergleichung auf, aus welcher der deutſche Rafael ſiegreich hervorgeht; denn ſo ausdrucksvoll der Kopf des dorngekrönten Heilands von Guido Reni iſt, ſo dringt doch die wundervolle Tiefe im Schmerzensausdruck des Dürer'ſchen Bildes viel ergreifender in die Seele.

An einem figurenreichen Bilde von van Eyck: „Die Anbetung der heiligen drei Könige", wird kaum jemand vorübergehen, ohne ſich durch den Anblick deſſelben gern in eine der Gegenwart ſo fremde Stimmung kindlicher Gläubigkeit und Andacht verſetzen zu laſſen. „Ein Faun mit einem Blumenkorbe und ein Mädchen" von Rubens tritt uns mit jener charakteriſtiſchen Kraft entgegen, mit der der Meiſter auch den widerſtrebenden Beſchauer in ſeine Stimmung zwingt. In einem zweiten großen Bilde ſeiner Hand: „Neptun und Thetis", ſtehen ein Tiger und ein Löwe vor uns, deren Pracht unſere Blicke beinahe von der ernſten Geſtalt des Meerbeherrſchers und dem lieblichen Angeſicht ſeiner Gattin abzieht. Ein anmuthiges Bild von Maratti, dem letzten Maler der Römiſchen Schule, wie Richardſon ihn nennt: „Maria mit dem Kinde", eine „heilige Katharina" von Carlo Dolce, eine „Madonna mit dem Kinde" von van Dyck, „Zwei muſicirende Männer" von Honthorſt, Porträts von Cranach, Holbein, van Dyck und Cuyp, ein treffliches Thierſtück: „Zwei junge Stiere im Stall", von Roos, eine „Seelandſchaft mit Kühen" von Cuyp und ein vorzüglicher Tenier, einen Bauerntanz darſtellend, erfreuen das Auge.

Die Gemäldeſammlung der Akademie der bildenden Künſte, ein Vermächtniß des Grafen Anton von Lamberg-Sprinzenſtein, iſt jeden Samstag und Sonntag offen gehalten und enthält faſt 400 Nummern. Leider fehlt ein Katalog; doch ſind die Künſtlernamen an den Gemälden angebracht. Die Sammlung enthält unter vielem Unbedeutenden mehrere vorzügliche Stücke.

Unter den Gemälden der Italieniſchen Schulen ragt eine „Madonna auf dem Throne" von Francesco Francia hervor, dem ſich einige treffliche Paul Veroneſe und Tintoretto anreihen. Von Murillo behauptet unter den vorhandenen Genrebildern die „Blumenverkäuferin", eine gar reizende Schöpfung, den Vorrang.

Die Niederländer ſind am beſten vertreten. „Die Schönheit wird von der Zeit entführt", ein herrlicher Rubens, zeigt, wie das Genie auch Abſtractionen zu beſeelen und allgemeine Ideen in concretes Leben auszuprägen weiß.

„Ein Mädchen am Piano" von van Dyck, ein „Weibliches Porträt" von Rembrandt, ein Genrebild von Lukas Cranach: „Ein junges Weib entwendet einem zudringlichen Alten die Börſe"; „Die Zeitungsleſer" von Oſtade*), mehrere Teniers („Teufelsbeſchwörung" — „Fünf Sinne"), mehrere de Potter, Ruisdael und Claude Lorrain ſind Zierden dieſer Sammlung.

*) Dieſes koſtbare Gemälde iſt vor einigen Jahren entwendet worden und bisher nicht wieder zum Vorſchein gekommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 2.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. II. — Helena Schubart. Ein deutsches Frauenleben. Von P. Glöckler. I. — Aus dem Wasgau. Von Friedrich Lampert. II. — Böhmische Christussagen. 1. Jesus und die Kinder. 2. Vom Vogel Kreuzschnabel. 3. Der Wein Christi. 4. Jesus und die weinende Jungfrau. Von Alfred Waldau. — Albanesische Colonien in Sicilien. — Thomas Moore's „Irische Melodien". Von Julius Rodenberg. III. Ich hab' ein Geheimniß. — Beiblatt: Moritz von Beurmann. — Eine Fahrt auf der Theiß. I. — Berliner Briefe. I.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

II.

In der Kutsche führte wieder Grollier das Wort, diesmal nicht über die hohe Politik, er erlaubte sich einige nicht allzu zarte Anspielungen auf das lange Gespräch, das Marcel und die schöne Bürgerin am Gartenzaune geführt. Nach ihm verdiente ein Mann wie Marcel Lecomte, der sich schon so herrlich ausgezeichnet hätte, ohne Widerrede ein so liebenswürdiges und schönes Mädchen, denn er könne versichern, daß im ganzen Hofstaate der Oesterreicherin keine Herzogin oder Gräfin gewesen, die werth wäre, der hübschen Bürgerin das Wasser zu reichen. Der Landwein von Neuilly hatte die „angeregte" Stimmung, in die ihn der Gesang der Marseillaise versetzt, noch erhöht; das Glas in der einen, den Säbel in der andern Hand, fühlte er sich fähig, die Welt zu erobern. Und da er den jungen Marcel nachdenklich, mit gesenktem Kopf dasitzen sah, schlug er ihn auf die Schulter: „Munter, Bürger! Ihr seid ein schmucker Kerl, ein Patriot! Ich wette, ehe der Wind umspringt, werdet Ihr noch General. Heute Abend werde ich in meiner Section eine Rede halten. Was ist das für eine schläfrige Kriegsführung, werde ich sagen. Was sind das für Generale an unsern Grenzen! Wofür haben wir sie hingeschickt? Um die Feinde zu schlagen. Und was thun sie? Maulaffen halten sie feil. Maulaffen, Bürger! Einer wie der andere, es sind Verräther: der Bouillé, der Lafayette, der Dumouriez. Sollen wir das länger dulden, wir Männer des zehnten August? Nimmermehr, mancher unter uns trüge mit viel mehr Anstand eine Krone als Ludwig Capet, dem wir glücklich Krone und Kopf genommen. Wir alle könnten Generale sein und würden große Siege erfechten und herrliche Städte erobern. Es sind aber noch zu viele Aristokraten in der Welt, welche das Talent nicht aufkommen lassen. Denn, hat der Volksfreund Marat gefragt, wo wohnt die Tugend? In den Dachstuben. Alle großen Generale sind in Paris geboren, schon Cäsar war ein Pariser. So haben wir auch jetzt einen Helden unter uns, den Bürger Marcel Lecomte..." Hier unterbrach ihn das laute Gelächter der andern, denn ein wunderliches Schauspiel bot sich ihnen dar.

Sie waren in der Nähe der Stadt und hatten eine Schafheerde eingeholt, die dorthin getrieben wurde. In einer tollen Laune hatten die Fleischergesellen, die sie begleiteten, die Thiere mit Namen und Bändern geschmückt, die einen mit rothen,

die andern mit weißen. Auf dem Rücken des einen war ein Papier mit der Inſchrift geklebt: „Dies iſt das Haupt der Verſchwörer in der Normandie, der grimmige Barbarour.“ An den Schwanz des andern war eine Krone aus Pappe und Goldpapier gebunden, die nun in dem Staube des Wegs umhergeſchleift wurde. Mitten unter dieſe Heerde gerieth der Wagen, die erſchreckten Thiere jagten querfeldein, einer Ebene zu, auf der eine Compagnie der Nationalgarde aus den äußerſten Vorſtädten von Paris ihre Exercirübungen hielt. Dieſe nahmen die rothen Halsbänder und den tricoloren Cocardenſchmuck der Schafe im böſen Sinne und fanden ſich in ihrem Patriotismus und ihrer kriegeriſchen Würde dadurch gekränkt; ihre Spieße und Piken umkehrend, ſchlugen ſie mit den Stäben auf die Thiere ein, die Hauptleute und Offiziere bedrohten mit geſchwungenen Säbeln die Treiber, dazwiſchen heulten und bellten die Hunde: es war wie am Faſching, wenn der „Große Ochſe“ im Jubel durch die Gaſſen der Hauptſtadt geführt wird.

Von denen, die im Wagen ſaßen, theilten nur drei nicht die Freude ihrer Gefährten an dieſem lächerlichen Schauſpiel. Wie im Traum war Marcel bei dem wilden Lärm aufgefahren und dann wieder in jenes dumpfe Grübeln verſunken, in das ihn die räthſelhafte Aeußerung des Mannes aus Caen, dies „Hütet euch!“ in Bezug auf das ſchöne Mädchen geſtürzt. So kurz ihr Geſpräch auch nach ſeiner Meinung geweſen, wenn es gleich der häßliche Peitſchenknall des Poſtillons und die ungeduldig ſcharrenden Roſſe im entſcheidenden Augenblick geſtört — wie oft die neidiſche Parze den Lebensfaden eines Sterblichen gerade da durchſchneidet, wo ſeine Hoffnungen ſich erfüllen, ſeine Arbeit ihren Lohn erhält — dennoch hatte er in ihm ſein Herz an dies unbekannte, ſeltſame Mädchen verloren. Er hatte einen Einblick in eine ſtolze, muthige Seele gethan, empfunden, wie ſeine Worte in ihrem Innern widerhallten. Vielleicht war dies der Hauptreiz, den ſie, ihm ſelbſt unbewußt, auf ihn ausübte. Gab es im Bürgerſtande ſolche Frauen, die mit dieſer adelichen, vornehmen Haltung und Schönheit ſo freundliche Anmuth, ſolch Feuer und ſolche Erhabenheit der Geſinnung verbanden? Megären genug hatte Marcel durch Paris raſen ſehen, das blutende Herz ihrer Feinde auf eine Pike geſteckt, wie ſie in Tanz und Getümmel um den Wagen des Königs getoſt, als ſie ihn, einen halben Gefangenen, von Verſailles herbeiſchleppten — und dagegen ſtille, zaghafte, ſchüchterne Frauen und Mädchen, die nicht mehr über die Gaſſe zu ſchreiten wagten und, alles fliehend, was ſie an die Wildheit der Zeit und den Umſturz der alten Welt erinnern konnte, nur ihren häuslichen Geſchäften ſich widmeten oder mit inbrünſtiger Hingebung in die Arme der Religion warfen. Kannte er nicht ſolch eine beſcheidene Blume in ſeiner nächſten Nähe? Eine flammende Röthe ſtieg in ſein Geſicht, wenn er daran dachte. Die arme, ſanfte, vom Unglück ſo ſchwer heimgeſuchte Genoveva. . . Wie hatte er ſie verlaſſen, wie kehrte er heim! Welch Herz brachte er ihr zurück? Ein Herz, von dem eine andere Beſitz genommen. All dieſe Gedanken, zuſammen auf ihn einſtürmend, quälten und ängſtigten Marcel, daß er für die Außenwelt kaum einen Blick, viel weniger Aufmerkſamkeit hatte.

Als der Mann im gelben Rock die wilde Flucht der Schafe, die Prügelei zwiſchen den Treibern und den Nationalgardiſten gewahrte, verzog ſich ſein Geſicht zu einem ſpöttiſchen Ausdruck der Verachtung. In der allgemeinen Heiterkeit bemerkte niemand den Wechſel ſeiner Mienen als der Friſeur Bruneau, deſſen kleine, ſcharfe Augen auf keinem Punkte lange ruhten und denen dennoch nichts entging. „Aha“, dachte er innerlich frohlockend, „er iſt doch ein Ariſtokrat. Ich täuſche mich nicht, ich kenne die Handſchuhe und das pomadiſirte Haar. Wahrhaftig, dieſer Grollier iſt trotz ſeiner Goliathsgröße dumm wie ein Eſel; Buridan's Eſel, wie wir Gelehrte ſagen.“ Und damit guckte er nach der Bürgerin hinüber, die eben ihren Hut mit den ſchwarzen Schnüren und der ſchwarzen Cocarde wieder auf den Kopf ſetzte und dann in ihrem Taſchenbuche blätterte. Ihr verurſachte das Schauſpiel, das die andern zum ausgelaſſenſten Gelächter zwang, Pein und Widerwillen, ſie wandte ſich davon ab; was ihr das Höchſte und Heiligſte dünkte, wurde im frechen Gaukelſpiel erniedrigt und verhöhnt.

Noch einige Minuten rollte der Wagen auf dem gepflaſterten Wege dahin: da waren ſie an den Barrièren von Paris.

„Paris!“ rief der Poſtillon, als ſie durch das Gitterthor fuhren, den mit Bäumen beſetzten Weg entlang, der auf den Platz der Revolution mündete.

„Eine ganz andere Luft, anderes Licht!“ meinte David Bruneau, ſeine Augen wie vor Entzücken ſchließend. „Es lebe Paris! Solch eine Stadt gibt es nicht noch einmal in der

Welt! —" und mit einer zierlichen Beugung ſeines kleinen, trotz der rothen Jakobinermütze, die es krönte, ſorgfältig friſirten Kopfes nach dem jungen Mädchen hin, ſetzte er hinzu: „Lächeln Sie nur, Bürgerin! Spotten Sie, daß David Bruneau ein eingefleiſchter Pariſer iſt! Nach drei Tagen werden Sie ſeiner Meinung ſein! Unſere Spaziergänge im Mondſchein an der Seine, unſere Bälle: durchaus Natur, voll Unſchuld und Schwärmerei; durchaus, wie es der große Rouſſeau wünſchte."

„Aber der große Rouſſeau flüchtete doch aus Ihrem Paris —"

„Sehr begreiflich! Damals gehörte Paris den Edelleuten, jetzt gehört es uns."

In dieſer ſtillen Stunde des Mittags ließ ſich während der erſten Minuten ihrer Fahrt wenig von dem Lärm und Gewühl einer großen Stadt vernehmen. Bauern, die mit leeren Wagen und Gemüſekörben von den Märkten nach ihren Dörfern zurückkehrten, Milchkarren, Männer und Frauen, die eilig vorüberſchritten, begegneten ihnen. Mit jenem Staunen, das eine unerwartete Erſcheinung in uns erweckt und unverkennbar in unſern Zügen ſich widerſpiegelt, blickte die Reiſende umher. So war das Paris nicht, das in ihren Träumen ſtand. Wie ſo ruhig lagen die Häuſer da, friedlich von friedlichen Bäumen beſchattet; hier wehte aus einem halbgeöffneten Fenſter ein weißer Vorhang, dort waren die grünen Läden geſchloſſen; ſogar die Töne eines Klaviers klangen über die Straße. In ihrer Heimat war es nicht anders. Gerade ſo müde und ſo glänzend wie dort ſchlichen hier die Sonnenſtrahlen über die Steine, durch die Wipfel der Bäume. Wo war die tobende Bewegung, das wüſte Geſchrei? Wo die Scharen raſender Männer und Frauen, die, Waffen ſchwingend, wie eine Legion losgelaſſener Dämonen in dieſen Gaſſen umherſtürmen ſollten? Das Bild dagegen, das ſich ihr in Wirklichkeit bot, erſchien in hellen und gefälligen Farben. Je näher ſie dem Platz der Revolution kamen — ehemals hieß er nach Ludwig XV., dem Vielgeliebten —, deſto größer ward das Getümmel. Zahlreicher ſtrömten die Menſchen hin und her, einige mit aufgeregten, andere mit bekümmerten Mienen; aber die Maſſe der Gleichgültigen, die den Tag hinnahmen, wie er erſchien, mit Regen oder Sonnenſchein, bildete auch hier wie überall die Mehrzahl. In der lebhaftern Phantaſie Marcel's und des Mädchens mochte ſich die Revolution wie in einem vergrößernden Spiegel zeigen, die meiſten indeß hatten ſich an ihre Schrecken, Greuel, ihre Kämpfe gewöhnt, wie einer, der längere Zeit an einem ſtürmiſchen Meere wohnt, zuletzt nicht mehr von dem Gebrüll der Wogen in ſeinem Schlafe geſtört wird. An den Mauern forderten Anſchlagzettel zum Beſuch der Theater auf, Proclamationen des Wohlfahrtsausſchuſſes, der Gemeinde von Paris hingen daneben; Flugblätter einzelner Perſonen, die ſich alle mit „Freund des Vaterlandes" unterzeichneten, beſchäftigten ſich bald mit der Vertilgung von Ratten und Mäuſen, bald gaben ſie ein untrügliches Mittel an, wie man die Feinde beſiegen, die Verräther entdecken und das Brot billiger machen könne. Die Vorübergehenden blieben ſtehen, laſen ſie und lachten; vor denen, die am ſtärkſten durch die Wunderlichkeit ihrer Vorſchläge oder die Uebertreibung ihres Ausdrucks auffielen, bildeten ſich Gruppen. Doch behielten die Mittagszeit und der Sonnenbrand den Sieg über die Neugierde. Keiner verweilte lange, alle beeilten ſich, ihres Wegs zu gehen.

Jetzt hatte auch die Poſtkutſche ihr Ziel erreicht; ausſteigend ſchüttelten ſich die Reiſenden gegenſeitig zum Abſchied die Hände. Dem Mann mit dem gelben Rock, der ſich mit kurzem Gruß entfernte, ſandte Bruneau einen ſeiner nachdenklichſten Blicke nach, bis an die Straßenecke, in deren Biegung er verſchwand. Marcel Lecomte, deſſen ganzes Gepäck in einer zur Reiſetaſche umgewandelten Jagdtaſche und einer Flinte beſtand, zögerte noch; er wollte nicht eher ſcheiden, als bis er wußte, wohin ſich die ſchöne Fremde gewandt. Dieſe ſah ſich nach einem Gepäckträger um, der ihr den kleinen Koffer nachtragen und ſie nach dem Gaſthof führen könne, deſſen Adreſſe ſie aus ihrem Taſchenbuch gezogen.

„Erlauben Sie, Bürgerin", ſagte der Ritter der Damen, Bruneau, „es ſcheint ſich keiner der vielen Tagediebe zum Tragen Ihres Gepäcks einzufinden! Geben Sie her — eine ſo leichte Laſt! So leicht wie der Meerſchaum, aus dem Venus emporſtieg! Bitte, bitte! David Bruneau wird ſich nicht die Ehre nehmen laſſen, Ihr Diener zu ſein! Und laſſen Sie mich einmal die Karte da leſen! Was ſeh' ich? Schau' einmal her, Goliath! «Madame Louiſe Grollier empfiehlt ihr Hotel de la Providence Nr. 19 in der alten Auguſtinerſtraße, nahe beim Victoriaplatz, allen Reiſenden. Möblirte Zimmer zu jedem Preis.» Bürgerin, Sie haben ſich für das beſte Haus in Paris entſchieden! Sie werden dort ſo gut aufgehoben

ſein wie die Engel im Himmel! Und in unſerm Schutz! Rechts gegenüber iſt der Laden meines Freundes Grollier, links mein Salon. Madame Grollier ſoll Ihnen ein Zimmer geben, wo Ihnen mein Schild und mein Name immer vor Augen kommen! Vorwärts, Grollier! Du haſt längere Beine als ich und die Bürgerin! Verkünde deiner Schwägerin unſere Ankunft!"

Einen Augenblick irrte ein finſterer Schatten über das Geſicht des Mädchens; ſie ſchien willens, die aufdringliche Höflichkeit des Friſeurs zurückzuweiſen, die Klugheit aber beſiegte den Trotz ihres Herzens. „Wenn Sie ſo gütig ſein wollen, mich zu führen!" antwortete ſie. . . Da ſtand Marcel neben ihr, er hielt ihr die Hand hin. Nicht ſeine Lippen, doch ſeine Blicke fragten: Seh' ich dich wieder? Sollte er das leiſe Schütteln ihres Hauptes als Verneinung, durfte er es ſich als Bejahung deuten? „Leben Sie wohl und glücklich!" damit legte ſie ihre Hand in die ſeinige.

„Kinder", rief Grollier, „es wird nicht das letzte mal ſein, daß ihr euch die Hand drückt! Für heute Adieu, mein General!"

„Bürgerin, Ihren Arm!" bat Bruneau.

„Dank, ich gehe ſicherer allein!"

„Wie die Jungfrau von Orleans." Bruneau liebte geſchichtliche Anſpielungen. „Aber Ihren Namen darf ich doch wiſſen?"

„Warum nicht? Ich heiße Charlotte Corday."

Es iſt ungewiß, ob Marcel Lecomte dieſe Worte noch hörte; er hatte ſich ſchon nach dem Pantheon zugewandt, während Charlotte und Bruneau rechterhand abbogen. Einer aber folgte dem ſeltſamen Paar: der Mann im gelben Rock. In dem Thorbogen eines der großen Häuſer umher hatte er ſich vor den Späherblicken Bruneau's verſteckt gehalten; jetzt ſchritt er ihnen in gemeſſener Entfernung nach. Viel zu eifrig war der Friſeur beſchäftigt, ſeiner Schutzbefohlenen die Merkwürdigkeiten der Stadt Paris zu zeigen, die auf ihrem Wege lagen, wie den Garten und den Palaſt der Tuilerien, die Kaſtanien des Palais-Royal, deren Blätter 1789 auf den Vorſchlag Camille Desmoulins' zu den erſten Cocarden der Patrioten gehört, um einen Blick hinter ſich zu werfen; hatte er doch ſeit dem Umſturz des Königthums mit keinem ſo ſchönen und gebildeten Mädchen geredet. Im Geſpräch mit ihr konnte er ohne Zwang alle jene nach Verſailles duftenden Redensarten wieder gebrauchen, die ihm aus ſeinem frühern Verkehr mit den „ariſtokratiſchen Heren" angeflogen, durch die Revolution aber in die Tiefe ſeiner Bruſt hinabgedrängt waren. Und wie wenig Charlotte auch von ſeinem Weſen und Reden ſich angenehm berührt fühlen mochte, das Neue, das ſie ſah, ein ſo vielfach anregendes Schauſpiel, beſchäftigte, feſſelte ſie. Einen höhern und freundlichern Glanz ſtrahlten ihre Augen aus; es war, als wiche die Starrheit aus ihrem Antlitz, ein finſterer Gedanke aus ihrer Seele. Voll Lebhaftigkeit ging ſie auf die Worte und Schilderungen ihres Begleiters ein, zuweilen erſchien das muntere Lächeln auf ihren Lippen, das Marcel ſo entzückt. Da blieb Bruneau plötzlich ſtehen und machte ſie auf einen ſchlanken, noch jugendlichen Mann aufmerkſam, der, von vielen aus dem Volke begrüßt und ihren Gruß freundlich, doch mit einer gewiſſen Herablaſſung, erwidernd, auf der andern Seite der Straße vorüberſchritt. Ein Geſicht, durch nichts ausgezeichnet, weder häßlich noch ſchön, von einer gelblichen Färbung, die ins Grünliche ſpielte, die Haltung des Mannes aufrecht und beſcheiden; nur ſein Anzug für jene Tage, die in der Zerlumptheit und Unſauberkeit gleichſam den Stolz eines freien Mannes ſuchten, von beſonderer Feinheit und modiſchem Schnitt: ein grauer Frack, eine farbige Weſte, dunkle Beinkleider und blankgeputzte Halbſtiefeln.

„Das iſt Maximilian Robespierre, der Unbeſtechliche, der beſte Bürger, der edelſte!" ſagte Bruneau ſo laut, daß es der Gerühmte wol noch hören konnte, wenn er ein Ohr für die Schmeichelei hatte.

„Ah!" Charlotte Corday ſchaute hinüber mit ihrem dunkelſten Blick — aber er traf nicht auf Robespierre, ſondern auf den Fremden. Ein Zittern durchfuhr ſie, als hätte ihr Gewiſſen körperliche Geſtalt vor ihr angenommen und ſähe ſie ſtillfragend an.

Indeß hatte Marcel Lecomte das Haus ſeiner Aeltern erreicht. So kurz ſein Aufenthalt auf dem Gute des Oheims auch gedauert, den Seinigen hatte ſie eine Ewigkeit geſchienen. Marcel war das einzige Kind des reichen Kaufherrn Joſeph Lecomte und ſeiner Gattin Eliſabeth; ſchon nicht mehr jung bei ihrer Verheirathung — der Mann zählte über vierzig Jahre und die Frau ſtand in den dreißigen —, hingen beide mit rührender und eiferſüchtiger Zärtlichkeit an dem Sohne. Nur ungern hatten ſie ihn zu ſeiner Ausbildung im kaufmänniſchen Geſchäft nach

Lyon in ein anderes Handelshaus geſchickt; dort verweilte Marcel noch bei dem Ausbruch der Revolution. Eilig kehrte er nach der Hauptſtadt zurück, die neuen Gedanken ergriffen ihn wie ein Wirbelwind, und da er eine ſchwärmeriſche und feurige Natur war, ſtürzte er ſich in eine Bewegung, deren Ziel die Hochſinnigſten der damaligen Jugend in einem Idealſtaat, dem Reiche der Freiheit und Gleichheit, wie es die Philoſophen gepredigt und beredte Stimmen von der Tribüne herab verkündigt, ſahen. Der alte Lecomte liebte den Sohn zu ſehr, um ſeinen Wünſchen auch nur das geringſte Hinderniß entgegenzuſtellen; dazu ein wohldenkender Mann, den Misbräuchen, der Ungerechtigkeit und Sittenloſigkeit des franzöſiſchen Königthums abgeneigt, ein Freund der Reformen, fand er auch von ſeinem Standpunkt aus den Eifer Marcel's für „die gute Sache" lobwürdig und gerechtfertigt. Vorſichtig, in der Ahnung, daß die Bewegung ſich weiter ausdehnen und alle Verhältniſſe erſchüttern würde, auch von herannahender Kränklichkeit gepeinigt, gab er ſeine Handelsgeſchäfte auf und erwarb im Verein mit ſeinem Bruder bei dem Verkauf der geiſtlichen Güter einen anſehnlichen Landbeſitz. Als dann in ihrem Verlauf die Revolution von dem dritten Stande zu den beſitzloſen Volksklaſſen überging und neben den Edelleuten überhaupt alle Reichen verdächtig wurden und für Feinde des Gemeinwohls galten, diente ihm die anerkannte Vaterlandsliebe ſeines Sohnes zum ſichern Schild. Im ganzen Viertel St.-Honoré hatten die Lecomte kaum einen Feind, aber viele, auf deren aufopfernde Hingebung ſie im Fall der Noth rechnen konnten.

Es war ein alterthümliches Haus, das ſie bewohnten; und wenn es auch in ſeinem Innern manche Veränderungen erfahren haben mochte, in ſeinem Aeußern trug es noch das Gepräge der Zeit ſeiner Entſtehung. 1610 war als Jahreszahl derſelben über dem Giebelfeld der ſchweren Flügelthür, die eher einem Burgthor glich, in verwitterten Zeichen zu leſen. Das Wappen aber, das damals darüber geprangt, konnte jetzt ſelbſt von den Heraldikern nur errathen, nicht erkannt werden, was indeß auch ſein Gutes hatte, da es ſo der Zerſtörung durch das Volk entging. War doch das Geſchlecht, das dies Gebäude gegründet, eine adeliche Familie der Normandie, ausgeſtorben oder doch verſchollen; ſchon vor der Revolution gab es aus einer Seitenlinie nur noch einen Baron von Pontmartin, der, wie es hieß, in den Septembertagen umgekommen. Joſeph Lecomte erbte das Haus von ſeinem Vater, wie dieſer es von ſeinem Großvater erhalten. Die untern Räume, vor einigen Jahren zu Waarenlagern und Geſchäftszimmern benutzt, hatte der alte Handelsherr jetzt in einer großmüthigen Laune, die, wie alle ſeine Handlungen, nicht ganz frei von kluger Berechnung war, einem demokratiſchen Club ſeines Bezirks allwöchentlich zu ſeiner Verſammlung eingeräumt: ein Zeichen, das an ſeinem Patriotismus nicht mehr zweifeln ließ. Seine Gattin, die ſich beſcheiden und weiſe, wie es ihre Art war, über den Lärm und die Unruhe beklagte, die dieſe Sonnabendsſitzungen mit ſich führten, beruhigte er mit ſeinem und vielſagendem Lächeln: Jeder müſſe etwas für das Vaterland thun; wohl denen, welchen es nicht theurer zu ſtehen komme als ihnen. Niemals ward er ſelbſt in dieſen Sitzungen geſehen, aber ſein Sohn erſchien öfters darin und bekleidete ſogar nach der Heilung ſeiner „glorreichen" Wunde einige Monate lang das Amt eines Schriftführers in dem Vorſtande des Clubs. „Der Sohn", ſagten da wol die Argwöhniſchſten — denn den Argwohn athmete man mit der Luft ein —, „iſt uns Bürge für den Vater!" Die Menge hielt die Franken des Herrn Lecomte noch für ſicherer, und dieſe fehlten niemals, wenn eine Liſte „zur Ausrüſtung von Freiwilligen" oder zum „Ankauf von Brot für die armen Sansculotten" in dem Bezirk umherwanderte.

Ihre Prunkgemächer beſaß die Familie im erſten Stockwerk, aber ſeit zwei Jahren waren ſie nicht geöffnet worden. „Große Verluſte gehabt", pflegte der alte Herr zu ſagen, wenn der eine oder der andere ſeiner Nachbarn an die Feſte erinnerte, die vordem dort gefeiert waren. „Die Republik iſt theuer!" Eingeſchränkt, in bürgerlicher Einfachheit lebten ſie in den Gemächern eines Hinterhauſes, deren Fenſter alle nach dem ſchönen, ſchattigen Garten gingen. Für die Erhaltung ſeines Gartens that Joſeph Lecomte, was er vermochte; dafür hatte er Geld und ſparte keine Koſten. Es war wie ein Heiligthum, das er pflegte und werth hielt. Nur ſeinen vertrauteſten Freunden zeigte er ihn. Gern ließ er ſich in den Nachmittagsſtunden in einem Rollſeſſel darin umherfahren oder ſaß unter den drei mächtigen Linden, wie in einer natürlichen Laube, in ſeinem Lehnſtuhl, in ein Buch vertieft. In ſeiner Jugend legte man an die Bildung eines Mannes aus dem Mittelſtande, eines Kaufmanns, nur einen

geringen Maßſtab; der alte Lecomte hatte eben nicht viel gelernt, doch eine Vorliebe für das Leſen gefaßt, die in ſeinem Alter bei dem Mangel anderer Beſchäftigung noch geſtiegen war. Ueber ſeinen engliſchen Geſchichtswerken und Reiſebeſchreibungen konnte er alle Fragen des Tags und die Revolution vor allem vergeſſen. Freundſchaft wie Vortheil hatten ſeine Heirath mit dem Fräulein Eliſabeth Regnard geſtiftet, ſein Verſtand gleich vielen Antheil daran wie ſein Herz. Nie gab ſie ihm Veranlaſſung, ſeine Wahl zu bereuen. Sanft wie Eliſabeth's Antlitz war ihre Seele. Von einer ſtrengen Mutter erzogen, oft mit Härte behandelt, verlor ſie auch als Herrin eines reichen Hauſes die Schüchternheit nicht; zaghaft in ihrem Auftreten, nachgiebig und geduldig, war ſie für Gatten und Sohn ein rechtes Bild der Zärtlichkeit. Ihr Gefühl lohte nicht auf wie eine Fackel, ſondern verbreitete eine wohlthuende Wärme um ſie her; von ihr berührt, ſchien auch das Kleinſte einen höhern Schimmer zu gewinnen; niemals kam ein Wort der Härte über ihre Lippen. Ob Stürme auch in dieſer Ehe getobt? Wenigſtens hatte Eliſabeth ſie voll Geduld ertragen und zuletzt überwunden. Von dem Vater wie der Mutter gleich verzogen, würde Marcel mit ſeiner feurigen Seele und dem ganzen Muth und Leichtſinn der Jugend auf manche Abwege gerathen ſein, wenn ihn nicht die treffliche Erziehung, die ein Freund des Hauſes, der Abbé Sabbatier, ihm gegeben, und die ſtrenge Schule, die er in Lyon durchgemacht, gekräftigt und auf dem Pfad des Guten erhalten hätten.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Helena Schubart.

Ein deutſches Frauenleben. Von P. Glöckler.

I.

Die Führungen einer höhern Hand, die ſich ſelbſt im Laufe des gewöhnlichen Lebens offenbaren, machen den Menſchen, ſtreng genommen, erſt zu dem, was er iſt; die Schickſale, welche den Pilgerpfad bald heller, bald dunkler erſcheinen laſſen, die Kreiſe, in welche der einzelne eingereiht wird, die Verbindungen, welche geſucht oder ungeſucht eingegangen werden: dies alles wirkt zuſammen, um das eigentliche Sein, den Kern eines Menſchen, ſeinen geiſtigen Gehalt zu läutern und zu reinigen oder ihn auch in ſeinen ſchwärzeſten Farben zu zeigen. Schade, daß die Menſchen ſo häufig auf dieſe Führungen nicht achten, ſie ſo ſelten benutzen! Sind nun auch die Geſchicke der Frauen weder ſo vielumfaſſend noch ſo tiefgehend als die der Männer, ſo ſind ſie doch oft nicht weniger merkwürdig und folgenſchwer. Ganz beſonders gilt aber bei dem Weibe der Satz: „In den Stürmen des Ungemachs erſtarkt, was in den lauen Lüften des ſorgloſen Glücks nicht gedeihen will.“ Nicht, als ob gerade die Nöthen des Lebens dem Weibe allein zugeſchrieben werden müßten, um ſein Weſen in voller Schöne zu ſehen! Aber wenn die Geſchichte die Heroen in ihrer Thatkraft nach außen zu ſchildern weiß, ſo ſteht gemeinhin das Weib groß und bewundernswürdig als ſtille Dulderin da. Und die Zahl ſolcher Frauen iſt nicht klein. Zu ihnen gehört nun auch Helena Bühler, die Gattin des vielbewegten und eigenartigen Dichters Chriſtian Friedrich Daniel Schubart.

Es war im Jahre 1763, als Schubart, der vierundzwanzigjährige Predigtamtscanditat, nach dem Präceptorſtabe des damaligen ulmiſchen Städtchens Geißlingen griff. Dieſes Städtchen liegt in dem fruchtbaren Thal der Fils, gegürtet von felſigen Bergen, die auf die Häuſer herabzuſtürzen drohen. Im Thale ſelber prangen herrliche Gärten und Wieſen und ergiebige Felder bieten dem genügſamen Weltbürger alles, was er zu ſeines Lebens Unterhalt bedarf. Schubart ſagt von den Bewohnern dieſer reizend gelegenen Stätte, ſie haben für denjenigen, der eben aus der weiten Welt dahin komme, ein verdrießliches, ſteifes Anſehen, ſie gleichen beinahe den elfenbeinernen Figuren, die ihre Drechsler auf Käſten und Toiletten machen; doch bei genauer Unterſuchung entdecke man bald eine Gruppe redſeliger Menſchen von altſchwäbiſchem Zuſchnitt, die aus den heroiſchen Zeiten der Grafen von Helfenſtein und Geißelſtein, die beide hier weiland ihr Felſenneſt hatten, noch manche Miene erhalten haben. Auch finde man hier Fleiß und erfinderiſchen Geiſt, welch letzterer nur zu ſehr mit Kleinigkeiten ſpiele. Zudem haben die Geißlinger ſchöne Anlagen zur Muſik; man finde da viel ungemein helle weibliche Stimmen und unter den Bürgern nicht wenige Inſtrumentenſpieler.

Mochten die Eingeborenen ſich aber noch ſo behaglich fühlen in ihrem Städtchen: dem jungen Präceptor gefiel es nun gar nicht. Ein abſchreckendes Schullokal — es „ſah einem Stalle ähnlicher als einem Erziehungshauſe für Chriſtenkinder“ — und eine Ueberzahl von Lehrſtunden und Schülern, letztere zum Theil den niederſten

Volksklaſſen angehörig, ein ärmliches Einkommen und dazu noch Nebengeſchäfte, die ſein Selbſtgefühl empörten — dies alles machte dem feurigen Mann ſeine Stellung in Geißlingen bald läſtig und endlich unerträglich. Dennoch gründete er hier, nicht lange nach Uebernahme des „Präceptorſtabs", ſeinen Hausſtand: er fand in Helena Bühler eine treue Gattin.

Helena war die Tochter des Oberzollers Bühler. Die Familie dieſes Mannes war eine bürgerlich rechtſchaffene; „proſaiſch geordnet", jeder höhern Bildung ermangelnd, waren die Glieder derſelben von engen Anſichten getragen. In Helena aber lag ein gediegener ſittlicher Kern, ein Herz voll Liebe und Treue, auch viel natürlicher Verſtand verborgen. „Sie iſt ein Weib", ſagte Schubart in ſeiner ſpätern Lebensbeſchreibung, „geraden und einfältigen Herzens, zur Demuth und Niedrigkeit gewöhnt, geſchickt zu allen Verrichtungen der Hausmutter; ſie liebt nach Grundſätzen und nicht nach vorüberrauſchenden ſinnlichen Eindrücken, daher hat ihre Liebe Dauer und immer gleiche Wärme; ſie hatte nie die leichten und blitzſchnellen Reize der Buhlerin, aber die tiefer liegende Anmuth des treuen Weibes und der zärtlichen Mutter; ſie empfand gleichſam mit dem Verſtand, der bei ihr ungemein richtig, ſcharfblickend und die beſtändige Leuchte ihres Lebens war; ihre Leidenſchaften lagen ſehr tief verſteckt, wie angefeſſelt vom Verſtand; wenn ſie ſich aber zeigten und an den Feſſeln zerrten, ſo waren ſie heftiger als bei mir ſelbſten und ſie konnte ſich durch nichts als durchs Gebet helfen. Ihr Herz war immer zum allgemeinen Wohlwollen geſtimmt, dem Mitleiden geöffnet, Bruder- und Schweſterliebe ausgießend, ſtark, den Anblick des Elends auszuhalten, der ihre Lieben traf, und zu einer Mütterlichkeit gebildet, die alle Minuten bereit war, ihr Leben dem Glück ihrer Kinder aufzuopfern. Sie war ihrer vaterländiſchen Religion einfältig zugethan, liebte die gemeinen redlichen Leute mehr als die in Weltglanz gekleideten, nach Rang und Anſehen haſchenden Menſchen — dabei war ſie eine Feindin aller Niederträchtigkeit. Stille häusliche Seligkeit, ruhiger Beſitz eines kleinen, rechtmäßig erworbenen Eigenthums, zuweilen ein heiterer Cirkel von ihren Verwandten und Freundinnen um ſie her; ihre Kinder verſorgt und glücklich zu wiſſen und einſt mit Gott verſöhnt und des ewigen Wiederſehens gewiß in den Armen ihres Mannes ſterben: das war alles, was ſie ſich wünſchte; alles Uebrige war ihrer genügſamen Seele Ueberfluß und Greuel."

So weit Schubart's Schilderung ſeiner Gattin. Allein in Geißlingen war ſie noch nicht zu dieſer herrlichen Stufe edler Weiblichkeit gelangt, konnte es auch nicht wohl, umwaltet von den Einflüſſen der Ihrigen; vielmehr war ſie in dem zwar ehrenwerthen, aber beſchränkten Kreiſe der Vorſtellungen und Beſtrebungen derſelben befangen. Erſt im Umgange mit Schubart wurde ſie allmählich zu dem gebildet, was ſie ſpäter war und wodurch ſie ihre übrige Familie ſo weit überragte, daß ſie von dieſer hinfort wie ein Orakel angeſehen wurde. Schubart ſelbſt nennt ſeinen Schwiegervater einen weiſen und vorſichtigen Mann, dem es der größte Ernſt war, Gott zu dienen und der Welt zu nützen. Freilich kam er ſpät genug zu dieſer Anſicht!

Und welche Züge traten bei Schubart zu Tage? Nach einer wilden und ausſchweifenden Univerſitätszeit, die ihn beim Studium nur allzu ſelten fand, haſchte er mit Ungeduld nach einer feſten Anſtellung. Er findet eine ſolche in Geißlingen; allein ſie iſt in keiner Weiſe ſeinem Weſen entſprechend. Beſonders ungünſtig war ſie der ruhigen Entfaltung und Pflege ſeines dichteriſchen Talents. Seine literariſchen Bedürfniſſe und Beſtrebungen waren in den Augen ſeiner nächſten Angehörigen in Geißlingen Ergüſſe, denen ſie mit aller Kraft entgegenzuarbeiten ſich gedrungen fühlten. Und vollends ſeine poetiſchen Ergüſſe! Zudem erſcheint der Charakter des Dichters auch nicht entfernt in einem vortheilhaften Lichte. Warm war Schubart, aber auch ſinnlich; ſchnell gerührt und ſchnell verführt; reich an guten Vorſätzen vor dem Schreibtiſche, die am Wirthstiſche im Nu in den Wind geſchlagen waren; ſtets bußfertig und ſtets wieder rückfällig; unternehmend, aber nicht beharrlich; voll Selbſt- und Freiheitsgefühl und doch ohne wahre Würde nach innen, ohne Haltung nach außen. Seine ſittliche Unfreiheit hielt ihn auch feſt in geiſtiger Knechtſchaft.

Mit dieſem Manne verehelichte ſich Helena Bühler am 10. Januar 1764. „Es war", ſagt Schubart ſelbſt, „die Verbindung des Sturms mit der Stille, der feurigen Thorheit mit der abgekühlten Vernunft, der Anarchie mit der Ordnung. Ich war" — fährt er fort — „viel zu wild, um die Seligkeit des häuslichen Lebens ganz empfinden zu können, und doch koſtete ich es in einigen ruhigen Augenblicken und glaube, daß nach den höhern Geiſtesfreuden, die aus dem

Bewußtſein unſerer Erwählung in Chriſto und unſerer künftigen Seligkeit entſpringen, keine Freude dem Vergnügen gleicht, Vater und Mutter zu ſein."

Wie zu allen Zeiten, ſo vergingen auch dieſem jungen Ehepaare die erſten Monate des häuslichen Lebens heiter und froh; aber bei der „feurigen Thorheit" des Mannes und der „abgekühlten Vernunft" der Frau blieb der Himmel nicht lange wolkenlos. Die Roſen verblühten nur zu früh in der dumpfen Luft, die keine Erquickung darbot. Einige Zeit zwar ſuchte Schubart mit rühmenswerther Selbſtüberwindung den kleinen und drückenden Verhältniſſen ſich anzugewöhnen. Aber ein Menſch von ſeiner Regſamkeit und brennender Sinnlichkeit konnte nicht lange täglich neun Stunden Unterricht geben. Bald ertönen Klagen über Klagen aus ſeinem gedrückten Herzen. „Ein Menſch", ſagt er in einem Briefe an einen ſeiner Gönner in Ulm, „der eine Frau hat, die zugleich ſeine Magd iſt; der unter liederlichen Arbeiten keucht; der vor dem Sarge einer alten Spitelfrau mit acht geflickten Mänteln wie unſinnig ein Todtenlied ſchreien muß; der unter hundertundzwanzig Tataren mit der Knute in der Hand zwölf Stunden des Tags umherwandeln muß; der endlich an des Herrn Ruhetag mit neun Furien, die anſtatt brennender Fackeln Fiedelbogen tragen, gemartert wird; der die heiligen Chriſtfeiertage mit zweiundvierzig Eſeln und einem Maulthier, das auf lateiniſch Cantor heißt, von Haus zu Haus betteln gehen muß; der mit all dieſen tödtenden Verrichtungen nicht ſich ſelbſt, ſondern einem alten ausgedienten Schulmeiſter den Branntwein ins Haus ſchaffen muß; der endlich, um den Kelch des Elends und der Niedrigkeit bis auf die Hefen auszuſaufen, keinen Freund um ſich hat, dem er ſeinen Jammer klagen kann: der Menſch ſollte noch beneidet werden können?" Niedergedrückt von dieſen kleinen, undankbaren Geſchäften, umringt von den häßlichſten Larven der Unmenſchlichkeit, fühlt er ſich auch noch „eingekerkert durch den Despotismus" ſeiner Verwandten von ſeiten ſeiner Frau. Natürlich — der Schwiegervater Schubart's, ein energiſcher und wackerer, aber auch eigenſinniger und grilliger Mann, konnte dem Treiben des Tochtermannes nicht gleichgültig zuſehen, konnte nicht zugeben, daß ſeine Tochter mit ihren Kindern von dem gähnenden Abgrund, an deſſen Rand ſie von dem unſteten, excentriſchen Manne geführt worden waren, verſchlungen werde. Wie hätte er nicht einſchreiten und dem abſonderlichen Beginnen des wankelmüthigen Sohnes entgegentreten ſollen? War dieſer doch von jedem Winde erregbar und bewegbar, verlor er doch in jedem Sturm das Steuer unverſehens aus den Händen!

In der Schule fand Schubart keine Befriedigung; im Hauſe ward ihm auch nicht dasjenige geboten, was er ſuchte. So nahm er ſeine Zuflucht zu den Büchern und nicht ſelten zum Wein. Endlich trat er 1767 als Schriftſteller mit Gedichten auf. Dieſe wurden mit leidlichem Beifall aufgenommen; ſein Name wurde hin und wiedergenannt und gelobt. Allein ſein Schickſal verſchlimmerte ſich dadurch wieder nach einer andern Seite hin; die Stille ſeines Wohnorts, die Enge ſeiner amtlichen Verhältniſſe wurden ihm immer unerträglicher. Ein lorbergekrönter Poetenſcheitel paßte doch unmöglich unter das niedrige Dach des geißlinger Schulhauſes. Er ſehnte ſich heraus aus ſeinem Druck, ſuchte literariſchen Verkehr und Umgang. Die lockende Außenſeite eines freien und unabhängigen Literatenlebens geſellte ſich zu ſeinen Träumen. Aber Schubart wollte die Erfüllung ſeines Wunſches vom Glück in den Schos geworfen haben und das Glück verweigerte ſie ihm. Und Helena — hat ſie ihn nicht darüber getröſtet, ihm das Bittere ſeines Geſchicks zu verſüßen gewußt? Es kamen freilich Stunden, in denen er ſich freudig erheitert fühlte: allein ſie waren ſo ſelten, verflogen ſo ſchnell! Wenn er von dem öden Thurme, den die Heiden auf den nahen Berg gethürmt hatten, mit dem „Sehrohr" hinabſah ins blühende Thal, „von Menſchen und Heerden bewimmelt", und ſeiner Gattin, die ſich auf ſeine Schultern lehnte, die ſüßen Gefühle mittheilte, die jung und leicht beſchwingt aus ſeiner Bruſt emporſtiegen; wenn er ſeine Kinder auf dem Knie wiegte und Unſchuld und Freude aus ihren Augen ſchimmern ſah: dann wich freilich aus ſeinem Herzen der Kummer und Gram, von dem es ſonſt durchtobt war; aber nur zu bald kehrte die Unzufriedenheit wieder; und er jammert über ein Leben ohne Freund, ohne Ruhe, ohne Freude! Klagen, nichts als Klagen bringt er denen entgegen, mit denen er damals ſchriftlich verkehrte. Klagen, nichts als Klagen mußte ein Weib aus dem Munde deſſen vernehmen, an dem ſie mit ganzem Herzen hing, dem ſie ihre Liebe auch dann nicht entzog, als er auf abſchüſſigen Wegen leichtſinnig wandelte, als er in ſeinen nächſten Angehörigen nur Auflaurer ſah, die ihn mit Liſt, Haß und Verfolgung um-

gaben, als er aus ſeinem Hauſe den Geiſt der Vertraulichkeit gewichen wähnte und er wider ſeine Neigung falſch ſein zu müſſen glaubte.

Wer könnte ſich nicht den Kummer Helena's vorſtellen, der bei ſolcher Lage an ihrem Herzen nagte? Zu dieſen innern Leiden kamen aber auch noch äußere Schmerzen. Mehrmals lag ſie krank danieder; der ſchnelle Tod eines Söhnleins verſetzte ſie in tiefe Trauer; die ärmlichen Verhältniſſe, in denen ſie mit ihrem Manne lebte, beugten ſie ſehr danieder; eine unglückliche Geburt brachte ſie in große Gefahr. Und dabei der unruhige, unzufriedene Mann!

Durch die verſchiedenartigſten Umſtände war indeſſen Schubart's Exiſtenz in Geißlingen eine unerträgliche geworden. Theils war es eigene Schuld, theils fremder Unverſtand, theils Ungunſt der Verhältniſſe, welche ſeine Stellung vollſtändig gefährdeten. Mit beiden Händen ergriff er deshalb die Ausſicht auf eine Anſtellung in Ludwigsburg — er wollte dort Organiſt werden. Die Stelle war gering und brachte Schubart von der geiſtlichen Laufbahn vollends ab; aber ſie half ihm von Geißlingen fort und ſeinem Hange zur Muſik und zu den ſchönen Künſten winkte reichſte Befriedigung. Zudem befand er ſich ja in der „Situation eines Kranken, dem es Erleichterung iſt, wenn man ihn auf die andere Seite legt".

Aber ſo leicht ging dieſe Aenderung ſeiner Stellung nicht vor ſich. Er ſelbſt hatte verſchiedenerlei Bedenken, obgleich er ſie ganz leicht zu beſeitigen wußte. Beſonders ſtieß er ſich an die „Kleidertracht ſeines Weibes, die zur Zeit der Höchſtädter Schlacht in Stuttgart unter den Hausjungfern Mode geweſen ſein könne", während in Ludwigsburg der Luxus wie ein Waldſtrom alles mit ſich fortreiße und man den Mann nach dem Kleide beurtheile. „Welch eine Figur" — ruft er aus — „werden wir machen! Zwar hab' ich wol Kleider, die der Demuth eines Theologen zu ſtatten kommen, aber als Politikus erſcheinen! Miene, Tracht und Farbe eines Weltmannes annehmen! Mich umkleiden zu einer Zeit, wo ich zu thun haben werde, die ſchweren Reiſekoſten zu beſtreiten! Nach meinen jetzigen Grundſätzen hab' ich mir vorgenommen, zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Stande zu balanciren, damit mir der Uebergang entweder zur Rechten oder zur Linken gleich leicht bleibe. Man entſagt der Welt, um Gott im Geiſtlichen zu dienen; ich kleide mich in die Farbe der Welt, um — — doch nein, auch ich diene Gott und werde ihm in Ludwigsburg von ganzem Herzen dienen! Meine Denkungsart ſoll weder durch Kleid noch Stand profanirt werden!" Wie ſchön dieſe Vorſätze lauten!

Ganz anderer Art waren die Bedenken Helena's und ihres Vaters. Vom Geiſtlichen zum Muſikus hinabſteigen war in beider Augen ein zu greller Rückſchritt. Und dann — was ließ ſich von dem excentriſchen Manne erwarten, wenn er in einem Orte wie Ludwigsburg ſich ſelbſt überlaſſen war? Hatte er auf dem rauhen geißlinger Boden geſtrauchelt, ſo war alles zu wetten, daß er auf dem glatten ludwigsburger Parquetboden fallen mußte. War es deshalb unverzeihlich, daß Frau und Schwiegervater nichts von dieſer Ueberſiedelung wiſſen wollten? Sie kannten ja das heiße Blut und den Wankelmuth Schubart's zu gut, als daß ſie nicht für ihn hätten fürchten müſſen.

Als aber Schubart dennoch ſeine Entſcheidung traf und die Organiſtenſtelle annahm, ſteigerte ſich der Widerwille ſeines Schwiegervaters aufs höchſte. Und mit ſeinem Weibe lebte Schubart jetzt in beſtändigem Verdruß. Ja es kam ſo weit, daß er in der Hitze ſie thätlich beleidigte und ihr einige Ohrfeigen gab. Und jetzt „brach der Vater der Beleidigten in ſein Haus und ſchleppte wider alle Geſetze Weib und Kinder mit ſich fort"; zudem verklagte er ihn und ſprach vom Eheſcheiden und von allen demjenigen, „was die Wuth einem Barbaren eingeben kann", berichtet der Organiſt einem Freunde.

So war Schubart von Frau und Kindern getrennt und doch näherte ſich der Tag ſeiner Abreiſe. Er wollte ſich ohne Abſchied wegſtehlen. Aber Helena konnte ihn nicht alſo ziehen laſſen. Ihre Liebe war größer als ihr Schmerz. Die Nacht vor ſeinem Weggange von Geißlingen kam ſie vor ſein Bett, fiel mit Schluchzen auf ihn hin und konnte vor Schmerz nicht reden, „weil ſie glaubte, ihm den ewigen Abſchiedskuß geben zu müſſen". Und am Tage ſeiner Abfahrt kam ſie wieder in die Wohnung ihres Mannes und bat ihn mit aufgehobenen Händen: „O Mann, werde ein Chriſt!" Unter verzweiflungsvollen Thränen flehte ſie ihn an, doch ſie und ihre Kinder nicht zu verlaſſen. Schubart war gerührt ſeinem Schwiegervater ſchrieb er noch ein paar Zeilen, worin er ihm ſein ganz „ausgeſöhntes Herz darbot" und ihm zu verſtehen gab, daß er nichts verlange als ſein Weib und ſeine Kinder.

Die Stunde des Abzugs ſchlug — unter tauſend Thränen, durch die langen Reihen ſeiner

Schüler hindurch, von vielen noch beſchenkt, von allen geſegnet, fuhr der Vielgeprüfte von Geißlingen weg. Es war im September 1769. Aber es war keine freudige Reiſe, die er unternehmen mußte: ſeine Frau und Kinder fehlten ihm — ſein Schwiegervater ließ dieſe nicht mitziehen. Doch, wie hätte Helena ihren Mann lange allein laſſen können? Die Sorge um ihn wich Tag und Nacht nicht aus ihrem Herzen, und getrieben von treuer Liebe, ſchrieb ſie ihm bald und bat ihn, ſie ſammt den Kindern in Geißlingen abzuholen. Mit Freuden erfüllte Schubart dieſe Bitte und ſöhnte ſich auch mit ſeinem Schwiegervater aus. So waren endlich die trüben Stunden verſcheucht und ein neuer Lebensweg war begonnen.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Aus dem Wasgau.

Von Friedrich Lampert.

II.

Wie leicht verträumt man die Stunden, wo ſolches Geiſterleben, wie in den Trümmern von Trifels, um einen weht! Ich hatte noch viel vor mir an dem Tage, die Sonne war ja ſo hold und freundlich ſeiner Herr geworden, legte ſich ſo mild und verſöhnend um die alten zerfallenen Mauern, füllte mit wahrem Glanz das Annweilerthal da draußen; dorthinein konnte ich nun guten Muths meine Wanderung fortſetzen und darum mußte ich doch fort von der gefeiten Stätte, ſo ſehr ſie mich auch noch bannen wollte, und ſchritt wieder die noch guterhaltene Burgtreppe herab, unter den ſo drohend und doch ſo feſt herabhängenden Mauervorſprüngen hin, durch den dunkeln, ſchattigen Buchenwald, bis ich wieder tiefer und tiefer gekommen war, wieder am Fuß der alten Burg ſtand und nur noch den Abſchiedsblick hinaufſenden konnte zu dem majeſtätiſch noch aus den grünen Wipfeln vorbrechenden Kaiſerthurm auf der Höhe.

Das Annweilerthal iſt zweifelsohne in jenem Gebirgstheil der Pfalz der ſchönſten und reizendſten eins; es lohnt ſich wohl, es zu Fuß zu durchwandern, aber es entgeht einem auch wenig von ſeinen Reizen, wenn man auch, namentlich im Hinblick auf eine folgende ſtarke Luſtpartie, die günſtige Gelegenheit, kann man ſie haben, benutzt und die paar Stunden bis Dahn fährt. Warum ſollte ich alſo die Poſt, die in den Spätſtunden des Nachmittags die Straße fuhr, unbenutzt laſſen? Ich konnte mich da immer noch ein wenig in Annweiler ſelbſt ausruhen und umſehen. Letzteres iſt zwar bald geſchehen: das freundliche Städtchen hat nichts mehr von dem Glanz der alten Reichsſtadt, der vom Trifels auf ſie widerſchien, höchſtens, daß ſich einige Schnurren und Schnaken für den Volkswitz aus jener Zeit herübergerettet haben. Heißen doch die biedern Annweiler heute noch die Bockſtaller, entweder von der Einen Pforte, die das enge Städchen, gleich einem Bockſtall, nur gehabt haben ſoll, oder weil wirklich, wie eine Verſion meldet, bei einer Belagerung die Schneider der Stadt, in Bockshäute gekleidet, auf den Wällen ſich herumgetrieben und den feindlichen Feldherrn mit dem Rufe: „Dieſes Neſt iſt ja ein wahrer Bockſtall!“ zum Abzug genöthigt haben; und geht doch auch noch die Sage von den „Sammtärmeln“, welche der ehrbare Rath der immer mehr verarmenden Stadt zu ſeinem Amtsornat nicht mehr auftreiben konnte und ſo eins ſeiner Glieder mit dem letzten übrig gebliebenen und zuletzt nur noch auf den Aermel beſchränkten Sammtrock an das Fenſter ſetzen ließ, auf daß die edle Bürgerſchaft in den ſchlechten Zeiten ſich doch noch damit tröſten konnte, daß der Rath noch immer im Sammtſtaat oben ſaß.

Gleich hinter Annweiler wird das Thal recht eng; die Berge haben das Städtchen ganz umſtellt; die Schluchten des waldigen Adlerbergs ſtürzen ſich zum Thal herab. Schon beginnt die eigenthümliche Felsbildung, welche dieſer und noch mehr der Gegend von Dahn ihren beſondern Charakter gibt; in allerlei bizarren Formen treten ſie näher oder ferner heran; die Queich fließt klar und friſch neben der Straße; dieſe iſt gut; es fuhr ſich leicht und raſch auf ihr. Da war Rinnthal, ein ſchmuziger Ort, zu dem die abgeſchmackte Kirche, ein grün beſtrichener griechiſcher Tempel mit koloſſalen Säulen, abſonderlich paßt. Wie viel ſchöner ſpäter die von Wilgartswieſen, die mit ihrer impoſanten Façade und ihren zwei Thürmen, an den grünen Wald gelehnt, das rings zu ihren Füßen ausgeſtreute Dorf beherrſcht. Aber wie viel ſchöner auch iſt die Gegend um Rinnthal als das Dorf ſelbſt! Prächtige, lockende Seitenthäler münden da in das Hauptthal, friſche Gebirgsbäche kommen aus ihnen zur Queich heruntergeſchoſſen und wir mochten ſchon ihnen folgen, ſo den Wellenbach hinauf, an dem es, die ſchönſten Wald- und Wieſenthäler entlang, in meilenweite, faſt unentweihte Waldſtille geht. Das iſt ſchon ein Stückchen vom „Wasgenwald“

des Heldenbuches, ein Stück Jagdgrund der Kaiſerzeit.

Als im Frühling 1848 es Frühling wirklich zu werden ſchien im deutſchen Lande und der Birnbaum dort auf dem Walſerfeld bei Salzburg wieder ausſchlug, da glaubte das Volk nach der alten Prophezeiung, daß der alte Barbaroſſa auf dem Trifels droben vom langen Schlaf erwacht, daß der Tag der Volksfreiheit gekommen ſei; die Pfälzer glaubten es auch, das Annweilerthal gibt Zeugniß davon. Da, gerade hier bei Rinnthal, hallte es um Johanni des Jahres 1849 in den Bergen von den Schüſſen eines hitzigen Gefechts wider. Die Preußen drangen durch das Thal gegen Landau vor; ſchon waren die Hauptorte des Landes in ihrem Beſitz; Willich ſtellte ſich ihnen hier noch einmal entgegen. Tapfer ſchlugen ſich ſeine Leute, allein das Volksheer wurde zurückgedrängt — die Raben flogen eben noch um den Berg: die Zeit war noch nicht erfüllt.

Das iſt vorbei. Wie ſtill, wie friedlich iſt's nun wieder in dieſem Thal geworden! Es iſt einſam, abgeſchieden. Kommen auch immer wieder einzelne Gehöfte, Mühlen u. ſ. w., die meiſt der ſchon genannten großen Gemeinde Wilgartswieſen angehören, an die Straße, ſo trägt doch die ganze Landſchaft den Charakter einer großartigen Gebirgsabgeſchiedenheit. Zieht ſich doch hier das tiefe, einſame Gemälde, der „Waſſichenfirſt", der alten „Frankenweiden", in von Menſchen faſt unbetretenen, unabſehbaren Forſten weithin durch das Land. Hart an die Straße kommt nun der Wald heran; bald ſind's lange, dichte Buchenreihen, bald ſchlanke, ernſte Föhren und Tannen, die ſich ſäumen. Immermehr groteske Felshäupter ſtoßen aus dem Walddunkel vor; aus ſchroff abſtürzender Höhe horſten die Trümmer der Falkenburg; Fels- und Waldſchluchten öffnen ſich zur Seite; und einſamer und ſtiller ward's, je mehr es dem Abend zuging. Kein Menſch faſt auf dem Wege, trotz des ſchönen Tags; nur der Förſter am weltentfernten Forſthauſe trat heraus, dem Wagen ſeine Zeitungen abzunehmen; ſeine Hunde ſchlugen an und bellten noch lange dem dahinrollenden Wagen nach; wenn ſie es gewußt hätten, daß gleich weiter unten aus dem Wald ruhig weidend die Rehe traten und auf der duftigen Wieſe dicht neben dem Weg Meiſter Reineke behaglich und gravitätiſch durch das hohe, fette Gras ſtieg! Er ließ ſich auch von uns nicht ſtören; der Poſtillon blies ihm ein luſtig Stücklein zu, wir fuhren weiter und weiter, endlich auf der Waldenge wieder heraus in eine größere Thalbreite, einen Thalkeſſel vielmehr, in dem ein großer Hof vor uns lag, die Poſtſtation Kaltenbach, an der Vereinigung von fünf Thälern und vier Forellenbächen, der Kreuzpunkt für die Straßen nach Landau, Pirmaſenz und Weißenburg.

Es mag ein günſtiger Standort hier ſein zu Ausflügen in die Wälder ringsum; Becker's Buch rühmt uns deren nicht wenige; allein der flüchtig Reiſende wie ich ſieht ſich nur den „Teufelstiſch" an, ganz nahe bei dem Poſthauſe, zwei mächtige, aufrecht ſtehende Felſenpfeiler, über welche horizontal eine gewaltige Steinplatte gelegt iſt, die natürlich dem Volke comfortabel genug für ein Satansdiner ſchienen. Wir ſehen natürlich in dieſem Teufelstiſch nur einen Vorläufer der dahner Zauber- und Felſenwelt, der ich nun ganz nahe gekommen war und mich vollends auf der wiederum zwiſchen Föhren- und Buchenwäldern hinziehenden Straße durch das Lauterthal zuwandte. Es war wirklich ſchon dunkel geworden, als ich in Dahn einzog und wenig mehr in ſeiner Umgebung deutlich zu unterſcheiden vermochte; aber dafür ſtellte ſich dieſe Umgebung gerade um ſo geheimnißvoller und phantaſtiſcher dar. Ein Felſenring umgab den Ort, das ſah man noch, weit, unregelmäßig ihn umziehend, aber um ſeine einzelnen Glieder lagerten ſich, ſie verhüllend, ſchon abendliche Nebel; nur dort war's, als ob ein langer, koloſſaler Eiſenbahnzug herangebrauſt käme und plötzlich im Fahren in Stein verwandelt worden wäre, ſo deutlich iſt Locomotive, Tender und Wagenreihe aus den Felsgebilden zu enträthſeln, und hier, als ob ſich ein fürſtlich Schloß hoch hinaufbaue in den nächtlichen Himmel, und dann hing dicht über dem Wege die gigantiſche Maſſe des „Jungfernſprungs" nieder; arglos hat ſich ein Häuschen unter ihm angeſiedelt, und doch, meint man, könnten die drohenden Felſen jeden Augenblick niederſchmettern und müßten dann Straße, Fluß, Thal und Flecken überſäen — ich war in eine Wunderwelt eingetreten.

Dieſen Namen verdient die ſogenannte „Pfälziſche Schweiz" ſchon, wenn ihr auch die letztere Bezeichnung mit Unrecht zukommt, wie das auch bei der „Sächſiſchen", „Fränkiſchen" oder gar „Pommerſchen" der Fall iſt. Etwas Alpenmäßiges hat nun der ungefähr vier Quadratmeilen umfaſſende ſogenannte Strich, die Gegend um Dahn, das Goſſenweilerthal u. ſ. w., ganz und gar nicht; aber das Wunderbare finden wir

in den phantaſtiſchen, originellen Formen, die hier der rings zu Tage ſtehende bunte Sandſtein, wie ſonſt faſt nirgends bei ſeinem Vorkommen, angenommen hat; in den gewaltigen Felsbildungen, in denen ſich hier die ſchaffenden und zerſtörenden Gewalten der Natur gütlich gethan haben. Denn nichts iſt regelrecht, alles durcheinander geſchoben und -geworfen, der aus dieſen Felskoloſſen Geſtalten bildenden Phantaſie freieſtes Spiel gelaſſen; ſelbſt dieſelben Gebilde erſcheinen nicht immer die gleichen; auf jedem andern Standpunkt wechſeln ſie die Geſtalt, und namentlich des Abends, wenn zerriſſene Wolken über die ſtarren Felshäupter hinfahren und dieſe im Mondenſchein ihre langen, dunkeln Schatten auf die Bergabhänge und in die Thäler werfen, erhält die Gegend einen magiſchen, faſt geſpenſterhaften Ausdruck. Und doch iſt's nicht immer nur ein wüſtes Felſenmeer, das ſich hier durchs Land ergoſſen hatte; fehlt natürlich auch der Segen und die Fruchtbarkeit der „Pfalz am Rhein" und gibt's auch nur Tannen und Föhren und Buchenhaine ſtatt der Kaſtanienwälder, und Brombeeren und Schlehen ſtatt der Reben, ſo durchbrechen doch auch friſche grüne Thäler und Schluchten mit muntern Bächlein und duftigen Wieſengründen und ſchmucken Dörfern dieſe ſtarre Welt nach allen Seiten, und der Contraſt zwiſchen der wilden Erhabenheit hier und der lieblichen Idylle dort, auf nur wenigen Schritten vereint, gerade iſt's, was hier das Wandern ſo wechſelnd und anziehend macht. Aber dominirend freilich iſt die Stein- und Felswelt. Auf allen Gipfeln und Bergkämmen hat ſie ſich angeſiedelt; ihre untern Halden mag noch rothes Ackerland umgeben, aber oben aus dem Kiefernwald ragt gewiß ein hoher Felsthurm hervor, von deſſen Haupt Birken und Tannen „wie Helmbüſche nicken", oder die Felſen ſelbſt bilden zackige, fortlaufende Bergkämme, überhängende rothbraune oder moosgraue Platten, zerbröckelt, verwittert „gleich Ruinen einer zertrümmerten Welt und doch für Ewigkeiten feſt". Bald ragen ſie aus dem Dunkel des Waldes in ſo ſeltſamen Formen als Kegel, bald als ſtaffelartige Cyklopenmauern hervor, daß wir alles und jedes aus ihnen herausfinden können: Thier- und Menſchengeſichter, Thürme und Burgen, Feenpaläſte und Rieſenſchlöſſer; ſollen's doch auch die Rieſen des „Wasgenwaldes" geweſen ſein, die einſt in dieſen Felſenſchlöſſern wohnten und oft über das Gebirge wanderten, um die Drachen zu erſchlagen. Hier meint man, es könne nicht anders ſein, hier müſſe eine Burg in Trümmern liegen, ſo wölben ſich Thürbogen und Fenſter, liegt Schutt und Stein zuſammen, und doch, aber erſt, wenn man ganz nahe herzugetreten iſt, iſt's nichts als reine Naturbildung; und dort glaubt man, dieſe wiederzufinden, aber diesmal iſt's doch Kunſt und Menſchenwerk, ſteckt eine wahrhaftige Burgruine mitten in den Felſen, iſt mit ihnen zuſammengewachſen und verkittet. Man hätte tagelang zu thun, wollte man von einem der ſeltſamen Gebilde zum andern wandern, jedem einzelnen gerecht werden, die Phyſiognomik eines jeden ſtudiren. Um Dahn herum, in ſeiner nächſten Nähe allein hätte man genug zu ſuchen; da ſteht alles voll von den wilden Geſtalten, da ſind ſie am groteskeſten und phantaſtiſchſten; da möchte man ſich faſt einbilden, ſie könnten alle auf einmal Leben bekommen und den ſchon enge genug um das Oertchen gezogenen Kreis noch mehr verengen und alles auf einmal zermalmen; da iſt der ſchon genannte gewaltige „Jungfernſprung", ein mächtiger, lang ſich hindehnender Berg, mit ungeheuerm, zu Tage ſtehendem Felſenkamm und ſcharfen Graten und dem Kreuz auf der über der Straße hängenden Felſenſtirn, und dort, ihm gegenüber, der „Hochſtein", frei und domähnlich aus einem Felsrißſpalt hervorragend; jenſeit und dieſſeit des Fluſſes ziehen die Felsmauern, und als wirkliche Ruinen und Schlöſſer ſchauen zwiſchenhinein die Burgen Alt- und Neudahn aus dem Dunkel der Buchenwälder vor.

Nicht blos für die Bewunderung und Träumereien des Touriſten, ſondern auch für das Nachdenken des Geologen iſt hier ein reiches Feld. Denn die Phänomene, welche ſich hier zeigen, ſtehen dem bunten Sandſtein höchſt ſelten zu, und nur vulkaniſche Maſſen, wie z. B. am Baſalt bei Lepuy in Velais, zeigen ähnliche Erſcheinungen. Darum müſſen hier auch örtliche Urſachen, Kräfte beſonderer Art thätig geweſen ſein, und nur die Annahme einer mittelbaren Hebung durch nicht zu Tage gekommene plutoniſche Gebilde und dadurch bewirktes gewaltſames Hervorſtoßen einzelner Sandſteinpartien erklärt die auffallende Kegelform der meiſten Berge ſowie die Windung und Ineinanderſchiebung, mit Einem Worte die Störung der Schichten, wobei jedoch nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß die hervorgeſtoßenen Maſſen durch die Einwirkung der Atmoſphäre und durch Waſſerfluten manche Aenderung ihrer äußern Geſtalt erlitten haben.

Als ich, in Dahn angelangt, den ziemlich langen Ort durchschritten und faſt an ſeinem äußerſten Ende in dem Gaſthauſe des Herrn Stedtmann ein ganz gutes Unterkommen gefunden hatte, war natürlich während des mit dem ganzen behaglichen Gefühl eines gut zurückgelegten Wandertags eingenommenen Abendbrots mein Fragen an Wirth und Gäſte hauptſächlich nach der Fortſetzung meines Wegs in das Grenzland von Schönau und zur Wegelnburg gerichtet. Allein ich fand auch hier in der nächſten Nähe faſt dieſelbe Unklarheit, die mich ſchon in Landſtuhl erheitert hatte; am allerwenigſten glaubte der gefällige Wirth für einen ſichern Führer, deſſen ich von hier aus nicht mehr entbehren konnte, einſtehen zu dürfen, meinte aber endlich doch, wenigſtens Ein Individuum auftreiben zu können, das ſich des Amtes, auf die Wegelnburg und von da geradewegs nach der Madenburg zu leiten, getrauen dürfte. Da war das ſeltene Exemplar, ein flottes Bürſchlein, die Mütze bezeichnend etwas hintenüber geſchoben, auch ſonſt an Naſe und übrigen Geſichtsattributen den Stamm Iſrael's ſcharf verrathend, alſo ein Vielwanderer wol; und richtig, er war wohlbekannt, wie ſeine Beſcheidenheit ihm eben zu äußern erlaubte, mit den Pfaden und Fährten des Waldes, war zwar wol noch nie auf, aber wenigſtens ganz nahe an die Wegelnburg hingekommen, wol auch noch nicht zur Haardt hinaus, aber er getraute ſich doch den nächſten Weg zu finden u. ſ. w. Und es hat Wort gehalten, das Jüngelchen; ſein Debut als Führer, das er unter meinen Auſpicien machte, war ganz befriedigend; die Anerkennung that ihm wohl und als er auf der Madenburg von mir ſchied, ſprach er faſt in poetiſchem Schwung von der glänzenden Zukunft, die ihm noch als ſtetigem und vielbegehrtem Fremdenführer durch die „Pfälziſche Schweiz" bevorſtehen würde, wenn die „durch mich nur erſt recht in der Welt bekannt geworden wäre". Sollte einer oder der andere meiner freundlichen Leſer wirklich durch mich veranlaßt werden, jene Gegenden aufzuſuchen, ſo will ich ihm doch den edeln Levi empfohlen haben; er mag ſeine damals erworbenen Kenntniſſe nun ſchon verwerthen können. Nur darüber vermied er deutliche Auskunft zu geben, woher ihm die offenbar an der Grenze genauere Bekanntſchaft des Landes gekommen ſei; die Berufung auf ſein edles Gewerbe, die Metzgerei nämlich, war mir doch zu ungenügend, und daher durfte ich mir das verſtohlene Lächeln ſeiner ſchlauen Augen ſchon ſo deuten, daß ihm das an dieſem Grenzſtrich noch ziemlich florirende Gewerbe der Schmuggelei nicht ganz fremd, wenigſtens geweſen, ſei. Aber mit dieſer vielleicht nur poetiſchen Vermuthung irgendeine Denunciation gegen den hoffnungsvollen Jüngling ausgeſprochen zu haben, will ich mich ausdrücklich verwahren.

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Böhmiſche Chriſtusſagen.*)

1. Jeſus und die Kinder.

Auf dem grünen Anger vor dem Dorfe ſpielten einige muntere Kinder. Da kam aus dem nahen Laubgehölz ein wunderſchöner Knabe mit goldblonden Locken hervor, geſellte ſich zu ihnen und nahm Antheil an ihren Spielen. Zuletzt griff er in die nahe ſprudelnde Quelle und holte prächtige blaue, rothe und goldgelbe Steinchen heraus, die wunderbar im Sonnenlicht glänzten. Mit dieſen beſchenkte er jeden der Dorfknaben. Als ſich die Sonne bereits den Bergen zuneigte, nahm der fremde ſchöne Knabe von ſeinen Geſpielen Abſchied. Einer der Knaben wollte ſich aber von ihm nicht trennen, ſondern rief flehentlich: „O nimm mich mit dir! Ich will in den grünen Wald mit dir gehen und immer bei dir bleiben!" Da ſagte der Knabe mit dem goldenen Haar: „Jetzt kannſt du nicht mit mir gehen, allein in drei Tagen kehre ich in meine ſchöne Heimat zurück und dann hole ich dich daheim ab." Hiernach verſchwand er. Die Kinder kamen nach Hauſe, erzählten den Müttern von dem fremden Knaben und wieſen die ſchönen Gaben vor. Und als die Mütter die funkelnden Steine prüften, da zeigte es ſich, daß es lauter koſtbare Edelſteine waren. Die wunderbare Mär verbreitete ſich ſchnell im ganzen Dorfe. Viele Leute eilten in den Wald, fanden aber den bildſchönen Knaben nirgends. Andere umlagerten die Quelle, um noch neue Edelſteine zu finden, allein ſie erhaſchten nur gemeine Kieſelſteine. Das Kind jedoch, das mit dem fremden Knaben in den grünen Wald gehen wollte, war ſehr traurig und ſtill. Am nächſten Tage weinte es, am zweiten war es krank, am dritten — todt! Die Kirchenglocken läuteten hell und die arme weinende Mutter erinnerte ſich, daß heute ein hoher Feiertag ſei — Chriſti Himmelfahrt! Nun wußte ſie beſtimmt, daß der fremde Knabe niemand anders geweſen als Jeſus, der himmliſche Freund der Kleinen. Sie weinte noch — aber ſie weinte Thränen der Freude.

*) Vgl. Nr. 39 u. 41 des vorigen Jahrgangs dieſer Blätter.

2. Vom Vogel Kreuzſchnabel.

Als unſer göttlicher Heiland, von aller Welt verlaſſen, am Kreuze litt, da flogen einige barmherzige Vögel herbei und bemühten ſich, rechts und links die ſcharfen, mörderiſchen Eiſennägel aus ſeinen heiligen Händen und Füßen herauszuziehen. Dabei wurde ihr grünes Gefieder von dem göttlichen Blute geröthet und ihre Schnäbel verbogen ſich kreuzförmig. Da ſprach der todesmüde Chriſtus ſanft zu ihnen: „Seid geſegnet, ihr barmherzigen Vögel! Zum ewigen Andenken an dieſe Stunde ſollt ihr das blutrothe Gefieder und die Kreuzesſchnäbel behalten. Ihr ſollt dem Menſchenerlöſer von nun an geheiligt ſein und die Menſchen ſollen euch verehren und preiſen ob eurer Wunderkraft!“ Und das Segenswort Chriſti ging in Erfüllung wie jede ſeiner Verheißungen. Die rothen Vögel hießen von nun an die Kreuzſchnäbel, und zwar wurden jene, die zur Rechten des Heilands die Nägel herauszogen und ſich die Schnabelſpitzen nach rechts verkrümmten, die Rechtsgeſchnäbelten, die andern aber die Linksgeſchnäbelten genannt. Und bis zum heutigen Tage ſind ſie dem Erlöſer geheiligt und unter allen Vögeln brüten ſie allein in der weißen Weihnachtszeit unter den breiſten Fichtenäſten und ſingen, als ob es Frühling wäre. Und wie Chriſtus die Krankheiten der Seele heilt, ſo heilen ſie die Krankheiten des Leibes, indem ſie dieſe an ſich ziehen und dann ſterben, wie Chriſtus für die Menſchheit geſtorben iſt.

3. Der Wein Chriſti.

Als unſer theurer Heiland Jeſus Chriſtus bereits am Kreuzesſtamm hing, um für die ſündige Menſchheit den unſaglich ſchmerzlichen Tod zu leiden, da ſtanden die böſen Juden vor ihm und jeder von ihnen hielt ein ſcharfes Meſſer in der Hand und ſtach damit den Herrn Jeſus. Allein da kam ſeine hochgebenedeite Mutter, Jungfrau Maria, und ſammelte die Blutstropfen, welche aus ſeinen fünf heiligen Wunden und unter der aus ſiebenundſiebzig Dornenäſten geflochtenen Marterkrone hervorquollen, in einen goldenen Becher und ging hernach in einen Garten, den ſie mit dem Blute des ſterbenden Gottesſohnes beſprengte. Wo ein Tropfen im hellen Graſe niederfiel, keimte alsbald eine grüne Pflanze aus der Erde empor, wuchs mit wunderbarer Schnelligkeit immer höher und trieb Blätter, Knospen und Blüten. Bald reiften daran herrliche Trauben und aus den Trauben ward ein balſamiſch duftender Wein von der Glutfarbe des Rubins, ſo koſtbar, wie ihn ehedem noch niemals ein Sterblicher auf Erden getrunken. Und wer von dem aus ſolchen Reben gekelterten Wein trinkt, wird frei von aller Sündenſchuld, ſieht den Himmel offen und geht dereinſt zur ewigen Seligkeit ein. Doch iſt dieſer Chriſtuswein ſo ſelten, daß kaum die Schätze eines Königs hinreichen, um einen vollen Pokal davon kaufen zu können. Trotzdem hat ſchon mancher arme Mann von dieſem koſtbaren Wein getrunken, als er zufällig einem fremden Wanderer begegnete, der freundlich mit ihm ſprach und ihm dann zu trinken gab. Manche ſagen, der Wanderer ſei der heilige Petrus geweſen, andere wieder behaupten, Chriſtus der Herr ſei es in eigener Perſon geweſen. Wer vermag das Geheimniß zu ergründen!

4. Jeſus und die weinende Jungfrau.

Vor Zeiten lebte in Böhmen eine ſchöne Jungfrau. Ihre guten Aeltern ruhten längſt im Grabe und ſie hatte zum Beſchützer nur den einzigen Bruder, den ſie zärtlich liebte. Allein auch dieſer ſtarb frühzeitig. Nun weinte die arme Verlaſſene den ganzen Sommer lang an ſeinem Grabe und konnte keinen Troſt finden. Da ging einmal der Herr Jeſus dort vorüber und fragte die Jungfrau, warum ſie gar ſo traurig ſei. Als dieſe dem Heiland, den ſie nicht kannte, ihr Herzeleid klagte, ſagte er zu ihr: „Du mußt den guten Bruder in der weiten Welt ſuchen!“ Dann erbarmte er ſich der Weinenden und verwandelte ſie in einen Kukuk. Seitdem fliegt ſie zur Sommerszeit überall umher und ſucht den Verlorenen. In den Wäldern und Gärten, auf den Felſen und Auen ruft ſie ihn raſtlos, doch bis zum heutigen Tage hat ſie ihn nicht gefunden. Wenn ſie den Herrn Jeſus zum zweiten male ſieht, wird ſie auch ihren Bruder ſehen.

Alfred Waldau.

Albaneſiſche Colonien in Italien.

Wer die „Siciliana“ von Ferdinand Gregorovius geleſen hat, der wird dort auch den Aufſatz über „Die ſicilianiſchen Volkslieder“ (S. 277—331), beſonders wenn er im allgemeinen für das Volkslied tiefern Sinn und Verſtändniß hat, mit nicht geringem Intereſſe geleſen haben. Manches darin wird ihm neu und noch unbekannt geweſen ſein, und vor anderm mag dies namentlich von demjenigen gelten,

was Gregorovius S. 295 fg. über die albaneſiſchen Colonien in Sicilien mittheilt, die ſeit vierhundert Jahren ihre Sprache und ihren griechiſchen Cultus (d. h. den der orthodoxen morgenländiſchen Kirche) beibehalten haben. Wie nämlich dort zu leſen iſt, wanderten nach der Unterwerfung von Epirus durch die Türken (nachdem Georg Caſtriota Skanderbeg dem Andringen der Türken keinen weitern Widerſtand entgegenſetzen konnte und ihnen unterlegen war) nach dem Tode Skanderbeg's viele ſeiner Landsleute (aus Croja, der Reſidenz Skanderbeg's) nach Italien aus; einige ließen ſich in Calabrien nieder, andere wurden von Ferdinand dem Katholiſchen in Sicilien aufgenommen. Sie kamen dorthin im Jahre 1482 unter der Führung ihres Kapitäns Georg Mirsgi und ſiedelten ſich in Palazzo Adriano an. Ihnen folgten andere Coloniſten in der Nähe von Palermo, wo ſie die Lehen des Erzbisthums von Monreale Merco und Aidingli beſetzten, welche nun nach ihnen Piana de' Greci heißen.*) Noch heute beſtehen dieſe Albaneſercolonien mit einer Bevölkerung von 10000 Seelen in Mezzojuſo, Conteſſa, Piana und Palazzo Adriano (ſämmtlich in der Nähe Palermos in verſchiedener Entfernung). Außer ihrer Nationalſprache, der albaneſiſchen, reden dieſe Fremdlinge auch griechiſch, und nachdem ſeit dem Ende der byzantiniſchen Herrſchaft die griechiſche Sprache auch in Sicilien gänzlich erloſchen geweſen war, wurde ſie zum dritten mal, und zwar von dieſen Einwanderern, auf die Inſel gebracht. Der Ritus dieſer albaneſiſchen Coloniſten iſt griechiſch; der griechiſche Biſchof der Albaneſen reſidirt in Palermo, und neben dem Bisthum beſteht dort ein griechiſches Seminar oder Collegium, woraus bereits einige namhafte Helleniſten, wie der ſprachgelehrte Biſchof Criſpi, hervorgegangen ſind.**) Freilich iſt die griechiſche Sprache unter den Albaneſen nur die Sprache des Cultus und der Wiſſenſchaft; ihr eigenes Idiom aber iſt von dem Griechiſchen weit verſchieden. Sie ſprechen dieſes Idiom untereinander, ſie dichten darin ihre Klephtenlieder und Liebesgeſänge und ihre Apoſtrophen an die alte Heimat, die ſie verlaſſen haben. Die albaneſiſche Sprache klingt fremdartig und weicht von jeder bekannten Sprache ab, und Gregorovius bemerkt ſehr richtig, daß das Albaneſiſche unter den lebenden Idiomen „faſt ſo räthſelhaft daſteht, wie es für uns heute unter den todten das Etruskiſche iſt". Der genannte Criſpi, der zu der Sammlung ſicilianiſcher Volkslieder des Leonardo Vigo von Aci Reale („Raccolta di canti popolari siciliani", Catania, 1857) eine kleine Sammlung ſiciliſch-albaneſiſcher Volkslieder gegeben hat, ſagt in ſeiner Einleitung zu derſelben: „Die albaneſiſche Sprache zählt ein ſo hohes Alter, daß man ſie zu den Urſprachen rechnen kann, denen ſie durch Mechanismus und Laute nahe kommt. Denn ſie ähnelt darin dem Chaldäiſchen und Hebräiſchen, ſie iſt innig verbunden mit dem Phrygiſchen, Pelasgiſchen, dem alten Macedoniſch und dem primitiven Aeoliſch. Ihr größter Ruhm iſt jedoch der, einer der urſprünglichen Stämme zu ſein, auf denen die göttliche Sprache der Hellenen wuchs. Obwol nun aber das Albaneſiſche ſo alt iſt und obwol es als ein außerordentliches Phänomen betrachtet werden kann, daß ſich dieſe Sprache im Munde des Volks, welches ſie ſpricht, immer lebend erhielt, ſo hat ſie doch nur ſehr wenig Schriftſteller der Art gehabt, welche ſie zu einer Schriftſprache hätten erheben können."*) Das urſprüngliche Alphabet der Albaneſen, ſagt Gregorovius, war phöniziſcher Art; jetzt bedienen ſie ſich, und zwar ſchon ſeit langer Zeit, der griechiſchen Charaktere; aber in der Propaganda von Rom und in Sicilien ſchreiben ſie mit lateiniſchen Buchſtaben. Mit ſolchen hat auch Criſpi die von ihm in der Sammlung Vigo's zuſammengetragenen ſiebzehn Canzonen und zwei geiſtlichen Geſänge aufgezeichnet und er hat ihnen eine italieniſche Ueberſetzung beigegeben. Gregorovius ſelbſt urtheilt über dieſe albaneſiſchen Volkslieder nicht beſonders günſtig. Er findet ſie „nicht durch große Schönheit ausgezeichnet" und meint, daß ſie den ſonſt bekannten Volksgeſängen aus Epirus und Griechenland weit nachſtänden und daß ſie durchaus an die ſerbiſchen Lieder erinnern, hier und da jedoch eine eigene Färbung durch ſicilianiſches oder neapolitaniſches Lokal

*) In einzelnen dieſer Colonien hat ſich auch die griechiſche Tracht unter den Frauen und Mädchen faſt ausſchließlich erhalten, in andern wieder nur ausnahmsweiſe und bei beſondern Veranlaſſungen.

**) Die genannten Albaneſercolonien in Sicilien wurden vielfach beſchützt und unterſtützt von den dortigen Königen, beſonders von Karl III., Ferdinand I. und Ferdinand II., und zu ſolchen Wohlthaten, die ihnen durch königliche Fürſorge zutheil wurden, gehört auch das obenerwähnte Collegium in Palermo, das die Erziehung der griechiſch-albaneſiſchen Jugend bezweckte, ſowie in Piana eine Stiftung für griechiſche Geiſtliche nach der Regel des Filippo Neri, und eine Erziehungsanſtalt für junge Mädchen der orientaliſchen Kirche. Wir finden dies in der untenangeführten Schrift des genannten Criſpi von 1853, der dabei auch mittheilt, daß in dem griechiſchen Seminar zu Palermo unter anderm auch altgriechiſche Trauerſpiele in der Urſprache zur Aufführung kamen. Nach ſeiner weitern Mittheilung hatten ſich griechiſche Einwanderer aus der Stadt Koron in Morea, die ihre Heimat ſpäter ebenfalls verlaſſen hatten, um der türkiſchen Herrſchaft zu entgehen, an die Albaneſercolonie in Palazzo Adriano angeſchloſſen. In alten Schriften dieſer Colonie würden — ſagt Criſpi — dieſe Einwanderer unter dem Namen Nobili Coronei aufgeführt und nach ihnen ſei auch eine Straße in Palazzo Adriano genannt.

*) Schon in einer frühern Schrift: „Memoria sulla lingua albanese, di Giuseppe Crispi" (Profeſſor der griechiſchen Literatur an der Univerſität in Palermo — Università degli Studi, wie es auf dem Titel heißt), die 1831 in Palermo erſchien, ſuchte der Verfaſſer den Beweis zu führen, daß die albaneſiſche Sprache ſehr alt und eine Urſprache ſei, die bis zu den alten Pelasgern, Phrygiern, Macedoniern und Aeoliern zurückreiche, daß ſie auch zum großen Theil die Mutter der griechiſchen Sprache ſei und daß auch die lateiniſche Sprache genau mit ihr zuſammenhänge.

erhielten. Der eine dieſer Geſänge, den er mittheilt, beſtätigt auch das Urtheil von Gregorovius. Außerdem bemerkt er noch, daß nach dem Bericht des obgenannten Vigo es bei den Albaneſen in Sicilien noch vor wenigen Jahren Sitte geweſen ſei, jedesmal am 24. Juni, vielleicht dem Tage der Abfahrt ihrer Vorfahren aus Albanien, „gemeindeweiſe auf den Berg der Roſen zu ſteigen und beim Aufgang der Sonne, gegen Oſten gewendet, einen ſehnſüchtigen Klaggeſang zu erheben, deſſen Refrain lautet:

O ſchönes Morea,
Seit ich geſchieden, ſah ich dich nimmer!
Dort lebt mein Vater,
Dort lebt meine Mutter,
Dort ließ ich im Grab meine Brüder!
O ſchönes Morea,
Seit ich geſchieden, ſah ich dich nimmer! *)

So viel oder ſo wenig iſt das, was wir bei Gregorovius a. a. O. über albaneſiſche Volkslieder finden und woraus mancher Leſer ſeiner „Siciliana" die erſte Kunde über jene Albanerſercolonien in Sicilien und über albaneſiſche Volkslieder erfahren haben wird. Indeß war auch früher ſchon manches darüber in Deutſchland in die Oeffentlichkeit gelangt und namentlich wußte man aus Reiſebeſchreibungen, daß ſolche Albaneſercolonien nicht blos in Sicilien vorhanden ſeien, ſondern daß albaneſiſche Einwanderungen auch im ſüdlichen Italien im 15. Jahrhundert ſtattgefunden hatten und daß von ihnen bis auf die Gegenwart ſichtbare Spuren ſich erhalten haben. **) So laſen wir z. B. in der „Reiſe durch die neapolitaniſche Provinz Baſilicata und die angrenzenden Gegenden, von Dr. C. W. Schnars" (St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer, 1859), daß dort der Reiſende in manche Ortſchaften kam, deren Bevölkerung er als albaneſiſchen Urſprungs bezeichnete, namentlich Ripacandida und Gineſtra. Uebrigens bemerkte der Verfaſſer zugleich, daß die Sitten und Trachten dieſer Bevölkerung einen ganz griechiſchen Charakter an ſich trügen, und er erwähnt auch noch mehrere andere Ortſchaften, die theils von Albaneſen erbaut ſeien, theils in der Geſichtsbildung und in den Trachten ihrer Bevölkerung viel Griechiſches an ſich haben. Man läßt übrigens hier die Frage von einer Stammesverwandtſchaft der Albaneſen und Pelasger ſowie von der Verwandtſchaft der griechiſchen Sprache mit der albaneſiſchen, welche letztere der obgenannte Criſpi behauptet und welche auch andere Sprachforſcher annehmen, ganz auf ſich beruhen; aber man erinnert nicht ohne Grund daran, daß im 15. und in den darauffolgenden Jahrhunderten auch griechiſche Einwanderungen nach dem ſüdlichen Italien ſtattgefunden haben. Die Beweiſe dafür reichen bis in die Gegenwart herein und treten beſonders in dem Umſtande hervor, daß es z. B. in Calabrien viele Ortſchaften gibt, die nicht allein griechiſch klingende Namen an ſich tragen, ſondern deren Bewohner theils in Tracht und Sitte einen griechiſchen Typus offenbaren, theils die griechiſche Sprache, wenn auch mehr oder weniger mit Italieniſchem vermiſcht, als Sprache des Volks bewahrt haben, wofür auch die Volkslieder ein lebendiges Zeugniß ablegen, die ſich dort finden. Wir kommen in einem zweiten Artikel auf albaneſiſche Volkslieder ſowie auf Sitten und Gebräuche in jenen Albaneſercolonien des weitern zurück.

*) Ich habe außer der obenerwähnten auch noch eine andere kleine, ebenfalls italieniſch geſchriebene Schrift des obengenannten Giuſeppe Criſpi, Biſchofs von Lampſakus, Profeſſors der griechiſchen Literatur an der Univerſität (Università degli Studj) in Palermo, unter dem Titel: „Memorie storiche di talune costumanze appartenenti alle colonie greco-albanesi di Sicilia" („Geſchichtliche Mittheilungen über einige Gebräuche der griechiſch-albaneſiſchen Colonien in Sicilien"), Palermo 1853, vor mir liegen, in der ebenfalls von dem erwähnten Klaggeſang die Rede iſt. Danach ſangen ihn, wie in alten Schriften zu leſen iſt, die Albaneſen in Mezzojuſo gleichfalls im Juni, in Conteſſa in den erſten Tagen des Mai, dagegen in Piana zu Pfingſten, und immer zogen ſie dabei nach einem nahen Berge, der ihnen die Ausſicht nach Morgen, ihrer frühern Heimat, geſtattete.

**) In der obenangeführten Schrift von Criſpi von 1853 erwähnt der Verfaſſer, daß auch die albaneſiſchen Einwanderer in Calabrien den nämlichen Klaggeſang wie die albaneſiſchen Coloniſten in Sicilien, jedoch immer zu Oſtern, die Blicke nach dem Joniſchen Meer gerichtet, geſungen hätten. Er bemerkt zugleich, daß ſolche albaneſiſche Einwanderungen in Italien auch noch im 18 Jahrhundert aus Morea ſtattgefunden hätten, nachdem daſelbſt die Herrſchaft der Venetianer von den Türken wieder verdrängt worden war. Viele Albaneſen hätten ſich während dieſer Herrſchaft Venedigs in Morea aus Epirus nach der Halbinſel gewendet, um der türkiſchen Herrſchaft zu entgehen, und ſie ſuchten dann eine abermalige Zuflucht im weſtlichen Europa. Das Nämliche hatten früher auch griechiſche Flüchtlinge aus gleichem Grunde gethan.

Aus Thomas Moore's „Iriſchen Melodien".

Von Julius Rodenberg.

III. Ich hab' ein Geheimniß —

Ich hab' ein Geheimniß — doch ſtill! nicht hier —
O, nicht, wo der Becher der Weltluſt ſchäumt:
Ich ſuch', um ins Ohr es zu flüſtern dir,
Einen Strand, wo der Geiſt des Schweigens träumt.
Wo die Sommerwoge geräuſchlos ſtirbt,
Wo kein Strom die Schlafende wecken will,
Wo ſelbſt, wenn die Nachtigall Liebe wirbt,
Die Roſe ihr zuhaucht: „Geliebte, ſtill!"

Dort, in dem tiefen Schweigen der Zeit,
Wo man hört, wenn ein Stern taucht in Meeresruh',
Unter Roſenlaub, in Verborgenheit,
Mit dem Finger am Mund, ſtumm ſitze auch du!
Gleich ihm, dem Knaben vom Nilgebiet,
Der, wo er geboren in Blütengeſchwill
In Ewigkeit ſitzet — ſein einzig Lied
Für Erd' und Himmel ein „Still, o ſtill!"

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Moritz von Beurmann.

Der einzige Sohn des ehemaligen Oberpräsidenten der Provinz Posen und Gutsbesitzers in der Provinz Sachsen, Herrn von Beurmann, hatte die Militärcarrière erwählt und war bereits mehrere Jahre Ingenieuroffizier, ehe sein Verhängniß ihn in jene so vielen jungen Leuten Verderben und Tod bringende afrikanische Wüste trieb.

Nicht die Bitten der Aeltern noch Vernunftgründe triftigster Art vermochten den einmal in ihm erwachten Drang zu besiegen, den jetzt interessantesten, weil gefahrvollsten Welttheil zu besuchen. Der in den angenehmsten Familienverhältnissen lebende und bemittelte junge Mann ging der Heuglin'schen Expedition nach, denn man wünschte, daß sich jemand finden möge, der, schon mit den afrikanischen Verhältnissen bekannt, von Bengasi aus es unternehme, nach Wadai vorzudringen. Herr von Beurmann meldete sich zu diesem Wagstück. Am zweiten Weihnachtsfeiertage 1861 verließ er sein Vaterhaus zum zweiten mal, um nimmer wieder dahin zurückzukehren.

Nur eine eiserne Consequenz ließ ihn von vornherein alle jene fast unübersteiglichen Hindernisse und Schwierigkeiten einer afrikanischen Reise besiegen und in kurzer Zeit Ausgezeichnetes leisten. Es schien, als stähle sich in diesem harten Kampfe seine sonst nicht gerade hervorragende Körperkraft. Bis zu seiner Abreise von Mursuk, Ende Juni 1862, gingen in regelmäßigen Zwischenräumen Briefe, Berichte und Karten von ihm ein.

Nach derselben gelangten infolge erschwerter Communication nur selten noch Nachrichten von ihm nach Europa; erst nach Monaten erhielt endlich Professor Barth wieder einen Bericht von ihm, der über sein Vordringen ein Näheres mittheilte. Von der großen Bornustraße aus hatte er einen bedeutenden westlichen Umweg gegen das Land der Tuareg hin durch zuvor von keinem Europäer betretene Gebiete gemacht, und zwar nach einer höchst beschwerlichen Reise durch die Große Wüste, die nur Schrecken und Entbehrungen ihm darbot; dennoch war er Mitte August an der Grenze von Bornu angekommen. Seine Absicht war, gleich von der Nordseite des Tsadsees, ohne erst nach Bornu zu gehen, direct nach Wadai vorzudringen; aber keiner seiner Diener war zu bewegen gewesen, selbst nicht für doppelten Lohn, ihn auf dieser gefahrvollen Reise zu begleiten, sodaß er nothgedrungen sich nach Kuka, der Hauptstadt Bornus, begeben mußte, wo er gut aufgenommen wurde.

Am 12. September, im Begriff, nach Wadai aufzubrechen, kam ihm vom Sultan von Bornu die Weisung, nicht zu reisen; es wären ihm Nachrichten zugegangen, daß an der Wadaigrenze Unruhen ausgebrochen, welche die Wege nördlich vom Tsadsee als gefahrvoll bezeichneten; die Absicht, nun südlich vom Tsadsee vorzudringen, war großer Ueberschwemmungen wegen ebenso unmöglich. Aeußerst niedergeschlagen, mußte er sich dennoch in Geduld ergeben, bis ein günstigerer Zeitpunkt seinen Wünschen förderlich sei. Um indeß nicht ganz unthätig zu bleiben, ging er in den südwestlichen Theil von Bornu, besuchte die östlichen Theile des Sokotoreichs bis Jakoba und kehrte am 13. December nach Kuka zurück, leider durch zu große Anstrengungen und klimatische Einflüsse in seiner Gesundheit tief erschüttert. In einem vom 24. December 1862 aus Kuka datirten Briefe an Barth spricht sich der junge Mann sehr betrübt über sein Befinden, das ihn arbeitsunfähig gemacht hat, aus; auch erwähnt er, daß ihm die Reise große Verluste gebracht; er habe sein Pferd und drei Kameele verloren und könne nur durch Aufopferung eines Theiles seiner eigenen Waffen noch die Mittel finden, nach Wadai aufzubrechen.

In einem spätern Briefe an den englischen Consul Reade sagt er, daß seine am 26. December angetretene Reise nach Wadai sehr unglücklich ausgeschlagen, denn schon am zweiten Tage sei er unterwegs von zweien seiner eigenen Leuten überfallen und beraubt worden. Nur einer sei ihm treu geblieben. Er habe nun nothgedrungen nach Kuka zurückkehren müssen, wo ihn das Anerbieten des arabischen Kaufmanns Mohammed-Titiwi aus großer Verlegenheit herausgerissen, indem er ihm Leute, Geld und Provision zu der Reise nach Wadai gegeben habe, wofür er ihm einen Wechsel auf 450 Maria-Theresia-Thalern nach Tripolis ausgestellt und diesen zu respectiren bitte. Der Brief schließt: „Meine Gesundheit ist tief erschüttert, meine Mittel sehr beschränkt; ich werde deshalb von Wadai auf dem nächsten Wege nach Bengasi zurückkehren." Von jener Zeit an sind keine weitern Berichte mehr von ihm selbst eingegangen, wol aber haben sich durch den englischen Generalconsul in Tripolis die unzweifelhaftesten Nachrichten über den Tod des jungen und kühnen Reisenden zur allgemeinsten Trauer bestätigt.

Ein in Mursuk weilender Kurier hatte von einer aus Wadai zurückkehrenden Karavane gehört, daß der vor wenig Wochen nach Wadai gegangene Christ daselbst ermordet worden sei. Ausgesandte Kuriere bestätigten die traurige Nachricht, und am 7. November 1863 theilte Professor Barth der berliner Geographischen Gesellschaft mit, daß den weitern Nachrichten zufolge Herr von Beurmann zu Mao im Lande Kanem, der nordwestlichsten Provinz von Wadai, auf ausdrücklichen Befehl des Herrschers von Wadai ermordet worden sei. Die zur Aufklärung dieses tragischen Ereignisses von Bornu ausgesandten Boten waren nach 40 Tagen mit der Habe des Reisenden dorthin zurückgekehrt. Ebenso befand sich

nach den letzten Nachrichten die zahlreiche Reisegesellschaft, an deren Spitze die heldenmüthige Frau Tinne stand, in der Sumpfgegend westlich vom Bahar-Ghazal, ungefähr 8 Grad nördlicher Breite, im Juni und Juli 1863 in sehr bedrängter Lage und gibt auch zu den schlimmsten Befürchtungen eines traurigen Endes Veranlassung.

So tiefbetrübend der Tod Moritz von Beurmann's für seine Angehörigen und Freunde ist, ebenso schmerzlich beklagt die Wissenschaft seinen Verlust. Mit der vollsten Zuversicht auf das Gelingen seines Plans, den werthvollen Nachlaß Vogel's noch aufzufinden, war er ausgezogen, und weder Widerwärtigkeiten noch Hindernisse hatten ihm diese Zuversicht geraubt. Ein ehrender Nachruf Petermann's sagt von ihm: „Verrathen, verlassen, beraubt, immer wieder in seinen Plänen gekreuzt, körperlich erschüttert und geschwächt, wankte seine Seelenstärke auch nicht um ein Haar breit, und von dieser Hoffnung ist er noch bis auf den letzten Augenblick dermaßen beseelt gewesen, daß er in den drei kurzen Briefen an Barth ausdrücklich erwähnt, er werde fernere Sendungen erst von Wadai aus über Chartum machen und wünsche Sendungen von Europa auf ebendemselben Wege." „Wahrhaft erhebend", so schließt Petermann, „war dieser Seelenmuth für diejenigen, die den Reisenden persönlich kannten und ihn seine Mission so antreten sahen; aufs tiefste traurig ist es nun für sie, diesen heldenmüthigen Mann in seiner schönsten Lebenszeit gefallen zu wissen."

Ueber die ebenso erschwerenden als gefährlichen Reisen in Afrika gibt ein ausführlicher Bericht des vom schweizer Bundesrath ausgesandten Reisenden, Werner Munzinger, vielfach interessante Daten.

Munzinger und Theodor Kinzelbach sollten 1862 eine über Abyssinien gehende Reise nach Wadai unternehmen, um auch in dieser Richtung hin nach Dr. Vogel zu forschen. Wir entnehmen Munzinger's Darlegung afrikanischer Verhältnisse einige Hauptpunkte, die ein Schlaglicht auf die Ursachen werfen, wodurch dem europäischen Reisenden die bedrohlichen Gefahren erwachsen. Zunächst sind es die vom Zufall gegründeten Monarchien, deren Existenz durch keinen tiefern Halt gesichert wird, da zusammengeworfene Stämme noch kein vom Nationalgeist durchdrungenes Volk bilden; daher nur Schlauheit und Betrug dem Absolutismus gegenüber zum Recht verhilft. Das sind Zustände, die allein schon das Reisen erschweren und gefährden.

Ein zweites Moment ist die Religion, die, was ihr an sittlichem Werth abgeht, durch dogmatische Strenge ersetzen will. Sie predigt einen unversöhnlichen Haß gegen das Christenthum, und um so fanatischer, je mehr der weiße Mann in Afrika einzudringen wagt. Die Verachtung und der Abscheu wird durch die blasse Farbe des Europäers verdoppelt; nur ein ganz verworfenes Wesen kann so bleich aussehen, so von der Natur vernachlässigt und gekennzeichnet sein. Nun besucht sie der Europäer immer häufiger, dessen ethische Zwecke niemand begreifen kann, dessen Fragen, Forschen, Wandern ihnen als eine frevelhafte Spionage oder als Wahnsinn erscheint.

Daß die Engländer in Indien, die Franzosen in Algier, also im Lande der Gläubigen, herrschen, ist bekannt, ebenso die Allgewalt der Consuln in der Türkei; das alles ist keine Empfehlung für den Reisenden. Die theilweise schlechtgeführten Streiche gegen den Sklavenhandel stempeln vollends den Franken zum Erbfeind, besonders in Darfur und seinen Nachbarländern, wo dieser Handel die Haupteinnahme des Königs bildet; der Sklave überwiegt dort numerisch noch mehr als einst in Athen, und die ganze Gesellschaft beruht auf dem Grundsatz, daß der geborene Gläubige von seinem Sklaven ernährt und gepflegt werden muß.

Endlich kommt hinzu, daß der Handel von Ostsudan in den Händen der Nilbewohner ist, die über den europäischen Handelsgeist sehr gut unterrichtet sind und für die eine Concurrenz mit den Europäern ein Kampf auf Leben und Tod werden muß. Auch sie handeln vorzugsweise mit Menschen, ihre Interessen sind mit denen des Königs eng verbunden, der ihr Lieferant ist und dessen Bankiers sie sind. Sie müssen alles aufbieten, um die Europäer fern zu halten, sie so viel als möglich anzuschwärzen und wenn sie ihr Eindringen nicht verhindern können, es doch so schwer und erfolglos wie möglich zu machen. Als der Engländer Browe nach Darfur reiste, bestanden diese Verhältnisse noch nicht; er hatte nur mit dem religiösen Fanatismus, der grenzenlosen Dummheit und der boshaften Gemeinheit der Eingeborenen zu kämpfen, und dennoch hat seine dreijährige Gefangenschaft der Wissenschaft nichts genützt.

Von Tripolis tiefer in das Land hinein existiren nicht die gleichen Verhältnisse, da es zu weit abliegt, um viel Eifersucht zu erregen; aber es steht zu fürchten, daß auch von da aus das Eindringen gefährlicher wird, wenn die Versuche und Besuche der Europäer regelmäßiger werden.

Befriedigt — wo es auch sei — der Fremde die Erwartung nicht, welche die Habsucht an ihn macht, wagt er, lästige Forderungen abzuweisen, so verwandelt sich die Habsucht in Rachsucht. Daran ist Vogel zu Grunde gegangen. Der Fürst von Wadai verlangte Vogel's Pferd; der Weiße mußte sich durch solches Verlangen geehrt fühlen — das ist die Meinung des Gastherrn, dem gegenüber der Gast kein Recht hat; der Ungläubige, das blasse Gesicht wagt es, sich seinem Begehr zu widersetzen — das fordert Rache! Und um dieses elenden Pferdes willen ist Vogel ermordet worden.

Erst die nächste Zukunft wird ermitteln können, welchem Umstande Moritz von Beurmann zum Opfer fiel; anzunehmen ist jedenfalls, daß er die an ihn gestellten Forderungen unvorsichtigerweise zurückwies. Jedenfalls geben die Erläuterungen Munzinger's über die afrikanische Anschauungsweise einen Hauptschlüssel

für vieles dem Europäer Undenkbare, und ſein ausführlicher Bericht wird entſchieden dazu beitragen, die Stellung des civiliſirten Reiſenden in Afrika deutlicher zu machen und zu noch erhöhterer Umſicht und Vorſicht anregen.

Eine Fahrt auf der Theiß.

I.

E. Sch. — Unſere leichten Wagen, jeder von einem flüchtigen Dreigeſpann gezogen, rollten aus dem reizenden und rebenſchweren Hegyallvergebirge *) hinab zu dem Thal der Theiß und gingen an den Schauplatz von Lenau's „Miſchka", dorthin, „wo auf ſonnenfrohen Hängen die Tokayertraube lacht". Es war der 1. Auguſt 1854. Wir waren ein Fähnlein „Culturträger" — wie man uns nachmals benamſete —, faſt alle erſt ein Jahr in Ungarn und begreiflich alle voll Freude, unſere weſtliche Muttererde für die Zeit der Ferien wenigſtens wieder begrüßen zu können. Die Sonne ging in den Bergen prachtvoll unter. Der Dampfer kam, da der Strom im Augenblick nicht gerade waſſerarm war, aus dem obern Theißthal, vermuthlich alſo von Naméný, wo er die Szamos aufgenommen, herab, während er bei niederm Stande erſt von Tokay aus ſich hinabbewegt. Mancherlei Waſſervögel umſchwärmten den Dampfer, während dieſer majeſtätiſch die ſtille Fläche hinabglitt. Wir hatten eben noch Zeit, in der Dämmerung den Unterlauf der trägen Bodrog, welche als ſtattlicher Fluß in auffallend breitem Bett oberhalb Tokay in die Theiß fällt, anzuſehen und die Reihen von Flößen und Schiffen, die an dem Ufer des Stroms befeſtigt waren, zu muſtern. Das Gewühl des Tags verſtummte, die Flöße aus dem obern Theißlande hatten beigelegt, weil die mondloſe Nacht die Thalfahrt gefährdet hätte; die Laſtſchiffe (welche von Tokay aus die Rohproducte der Ebene hinab gegen Szegedin der Eiſenbahn zuführen, oder gegen den Franzenskanal, der ſie in die Donau trägt, worauf ſie dann gegen Peſth oder weiter weſtwärts gelangen) hatten ihre Ladung bereits eingenommen, darunter manches eine Laſt von 3—4000 Centnern Getreide, und erwarteten nun den Sonnenaufgang; der Dampfer lag vor Anker und als die letzten verſpäteten Kähne angebunden waren, erſtarb allmählich alles Leben am Strande. Nur um den Dampfer entſtand eine Zeit lang ein Drängen und Stoßen, als ſein Kielraum Waaren und Gepäck nach dem Süden einlud. Auch auf dem Strome wurde es ſtill; nur auf den Salzflößen brannten hier und da kleine Feuer, um welche Ungarns rohe Hinterwäldler, rutheniſche, ſeltener romaniſche Schiffer aus der Marmaroſch bei dem einfachen Abendbrote ſaßen und lagen; mächtige Burſche, ſonnenverbrannt, nur in Bundſchuhe, Gatjen, und in das kurze Hemd, das kaum die Bruſt deckt, gekleidet, das langhaarige Haupt von einem breitkrempigen Hut beſchattet. Dieſe Männer ſind gegen jegliches Wetter ſo gleichgültig wie der magyariſche Roßhirt; ſie rudern mit beneidenswerthem Gleichmuth den ganzen Tag ihr ſchwerfälliges Fahrzeug, übernachten, wo ſie eben die Dunkelheit überraſcht, führen ihren Mundvorrath — Schwarzbrot und Speck — auf mehrere Tage mit ſich, trinken das Waſſer ihres Stroms und kommen daher auf der Reiſe nur ſelten in Ortſchaften, um Lebensmittel anzukaufen, oder an Sonn- und Feiertagen vormittags die Meſſe, nachmittags vielleicht eine Kneipe zu beſuchen. Neben den Salzflößen liegen die Holz- und Kohlenflöße, und Tokay beſitzt ebenſo bedeutende Salz- als Holzniederlagen. Die Flößer alle ſcheinen ſtumpfe oder wenigſtens phlegmatiſche Naturen, denn kein Lied und keine Muſik tönt von den Waſſern, und bald liegt alles auf den Schiffen und Flößen in tiefem Schlafe. Ringsum wird es ſo ruhig, daß man mit Staunen gewahrt, wie die Theiß ganz lautlos ihre lauen Fluten hinabträgt.

Wir ſchlendern noch eine Zeit lang in dem deutſch-magyariſchen „Judenneſte" Tokay umher, in deſſen Weichbild und Umgebung die Iſraeliten ein volles Sechstheil der Bewohner ausmachen. Tokay — bei deſſen Namen man ſonſt unwillkürlich an den König der Weine denkt — mit ſeinen engen, winkeligen, ſchmuzigen Straßen iſt nichts als ein Aufenthaltsort von Geſchäftsleuten, unter welchen die Juden als Holz- und Weinhändler und Speculanten in allem, was nicht niet- und nagelfeſt iſt, das Heft in Händen haben. Die Gaſthäuſer zeigten ſich ſo wenig einladend, daß die meiſten von uns, welche keine Bekannten in der Stadt hatten und den Abend nicht in deren Kreiſe verplaudern konnten, aus Langeweile wieder auf das Schiff getrieben wurden.

Wir ſuchten die Kajüten auf, aber wir konnten in dem Dunſt und der Hitze des geſperrten Raums nicht ausdauern; wir gingen auf das Verdeck. Hier konnten wir wol die milde, weiche Luft, eine Zeit lang aufathmend, trinken, aber bald fielen fabelhafte Schwärme von Gelſen über uns her, hielten an uns ihr grauſames Mahl (wobei ſie ſich gegen die Fremden förmlich verſchworen zu haben ſchienen) und ließen ſich in ihren blutigen Orgien weder durch unſere Kleidung beirren, durch die ſie ſich fanatiſch einbohrten, noch durch die Wolken ungariſchen und türkiſchen Tabacks, mit denen wir ſie bekämpften, verſcheuchen. Als alle Bemühungen und alle ſelbſtbeigebrachten Backenſtreiche ſich zwecklos erwieſen hatten, ergaben wir uns endlich und dachten zuletzt ſogar an das Nachtlager. Wir eroberten in der Kajüte eine Anzahl Matratzen und Lederpolſter, um den Boden des Verdecks zuerſt mit ihnen und dann mit unſern natürlich vollſtändig bekleideten Geſtalten zu veredeln. Als wir im „willigen Schlummer ſo lagen",

*) Im Lande gebraucht man die im Ausland üblichen Namen Tokayergebirge nicht für dieſes 14 Quadratmeilen umfaſſende Gebirge; auch Mád und Tállya geben herrlichen „Tokayer", nicht blos der vielgerühmte Berg, an deſſen Feſte wir vorüberkamen.

bewegte es sich neben uns, und wir gewahrten zu unserm lebhaften Staunen, daß junge wohlgekleidete und, wie es schien, hübsche Mädchen, auf dem Verdeck sitzend, sehr ernsthaft damit beschäftigt waren, sich aus einigen Gewändern zu schälen und ihre Toilette auf ein möglichst bequemes Négligé zu reduciren. Einer von uns zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß die muthigen, auf ihre Tugend oder der jungen Passagiere Ritterlichkeit so vertrauenden Kätzchen die Zöfchen einiger mit uns reisenden Gräfinnen waren. Wir überließen ihnen unsere durch historisches Recht ersessenen Lagerstellen und saßen und campirten einzeln und zu zweien auf dem Verdeck herum, bis, da wir durch Lärm die Mitreisenden nicht stören durften, wir allgemach einschliefen.

Berliner Briefe.

I.

Ohne großen Jubel und Klang ist das alte Jahr ausgeläutet und das neue begonnen worden. Die Erwartung der Dinge, die in Schleswig-Holstein geschehen werden, hält Herzen und Augen aller gefesselt. Daß ein schnelleres Vorgehen von deutscher Seite die Angelegenheit längst zur Entscheidung gebracht, sagt sich jeder, aber in den Regierungskreisen überwiegt die Furcht vor einer volksfreundlichen That jede andere Rücksicht. Unter diesen Umständen wollte sich die rechte Weihnachtsstimmung nicht einstellen; es fehlt an der leicht befriedigten Gemüthlichkeit, die sonst die berliner Weihnachten auszeichnete. An Zahl seiner Buden wächst der Weihnachtsmarkt mit jedem Jahre, an Poesie indeß verliert er ebenso viel, als er an Umfang gewinnt. Für die großartigen Verhältnisse der Stadt reicht der Markt nirgends mehr aus, die Läden mit ihren kostbaren, prunkenden Schaufenstern verdrängen die Buden mit ihrem meist unbedeutenden und nicht einmal billigen Inhalt. Der Waldteufel und die Knarre sind längst von dem Stuhl ihrer Herrlichkeit gestürzt, nur vereinzelt hört man noch ihre ohrzerreißenden Töne, die sonst jede Straße unsicher machten. Auch das Reich der Weihnachtsausstellungen ist vorüber, eine einzige fristet bei Krolls ihr Dasein.

Die Politik hat den harmlosen Scherzen und Caricaturen der vormärzlichen Zeit ein Ende gemacht. Wenn man die bissigen Reden und Anspielungen aus „erster Hand" vernehmen kann, von den Tribünen des Abgeordnetenhauses herab, wenn sogar in den heiligen Räumen des Herrenhauses Vorerkämpfe stattfinden, erregen Transparentbilder, in denen Romulus den Remus ersticht, keine sonderliche Theilnahme. Die Wirklichkeit drängt auch hier den schönen Idealismus der Kunst zurück. Unsere Theater feiern und die Arena ist wie früher für die Batty'schen Löwen frei. Nie hat die Hofbühne sich in einem stattlichern Bettlerkleide gezeigt als in diesem Winter — stattlich, denn fast sämmtliche Costüme zu der „Marquise von Villette" sind neu und kosten ein paar tausend Thaler; aber kann ein gebildeter Geschmack dies langweilige Intriguenstück und Bauernfeld's melancholisches „Letztes Abenteuer" für etwas Besseres als Bettlerlumpen halten? Von diesen Stücken lebt die Bühne. Im Jahre 1834 brachte es das „Letzte Abenteuer" nur zu drei Vorstellungen, 1864 wird es ohne Mühe das Dutzend voll machen.

Thackeray's plötzlicher Tod an einem Gehirnschlage hat auch hier in literarischen Kreisen die größte Theilnahme hervorgerufen. Denn außerhalb Englands zählte der Humorist vielleicht seine wärmsten Verehrer in unserer Hauptstadt. Sein außerordentlicher Scharfblick in menschliche Schwächen und Fehler entspricht der kritischen Stimmung der Norddeutschen. Thackeray's Ruhm beruht auf seinem ersten größern Roman „Vanity Fair", den er in seinen spätern Schöpfungen, was die Fülle und die Vollendung der Composition betrifft, nicht wieder erreicht hat, und seinen Skizzen über die englischen Humoristen und die „Vier George", die Könige von England aus der Welfendynastie. Wenn man seine Erzählungen mit denen seines berühmten Nebenbuhlers auf diesem Gebiete, mit Boz, vergleicht, so fällt zunächst zu seinem Nachtheil ihre nur wenig inhaltreiche Handlung auf; bei Boz ein weiter Kreis, vielfach verschlungene Lebensverhältnisse, eine Reihe eigenthümlicher Persönlichkeiten, die nicht nur vorübergehen, sondern in die Begebenheiten eingreifen; bei Thackeray dagegen enggezogene Grenzen, hier und dort Episoden, Einschaltungen, die an Jean Paul's Nach-, Vor- und Zwischenreden erinnern und mit einer für uns Deutsche unbegreiflichen Gemüthsruhe, um nicht zu sagen Unverschämtheit gegen das Publikum vorgebracht werden, eine Phantasie ohne Aufschwung und tragische Färbung. Dringt man indeß tiefer in den Kern des Werkes ein, so überrascht der Gedankenreichthum und die grausame Unerbittlichkeit Thackeray's, mit der er auch den letzten Schleier von der sich so gern verhüllenden Menschenseele zieht. Er sah die Seelen nackt, unter seinem Secirmesser, seiner Lupe. Einen andern würde dies Schauspiel entsetzen, er betrachtet es mit einem Lächeln, das man bald ein humoristisches, bald ein cynisches genannt hat. In dieser Hinsicht steht er weit über Boz, der die Welt eben gehen läßt wie sie ist und keine tiefere Empfindung an ihr verschwendet. Derselbe Tiefsinn, die gleiche Beobachtungsgabe macht einzelne seiner Vorträge, so den über Swift, zu einem kleinen Meisterwerke. Wäre mehr Ruhe, Klarheit und harmonische Anordnung in ihnen, so würden diese Essays mit Macaulay's Arbeiten wetteifern können. Aber die glänzendsten Gaben des Talents erreichen selten, wenn sie der Regel der Schönheit eigensinnig widerstreben, die Erfolge und das für alle Zeiten gültige Gepräge, die eine ursprünglich schwächere Begabung, in dem fleißigen Studium der Muster, in der Aneignung ihrer Vorzüge und Verschmelzung mit der eigenen Individualität zu gewinnen weiß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Zeitung des Landlichen Vereins
für Kunst und Literatur
Nr. 1

Der Tag des Herrn.

Es ist Sonntag. Ein Tag, der Ruhe und Erholung bringt, ein Tag, der Gott geweiht ist. Ein Tag, an dem wir uns versammeln, um Gottes Wort zu hören und zu beten. Ein Tag, an dem wir uns freuen, weil wir wissen, daß Gott uns liebt und uns nicht vergessen hat.

Der Sonntag ist ein Geschenk Gottes an uns Menschen. Er soll uns daran erinnern, daß wir nicht nur für die Arbeit und für das Geld leben, sondern auch für Gott und für unsere Seelen. Darum sollen wir diesen Tag heiligen und ihn nicht mit weltlichen Dingen verbringen.

Wie können wir den Sonntag heiligen? Indem wir in die Kirche gehen, indem wir beten, indem wir Gottes Wort lesen und indem wir Gutes tun. Wir können auch unsere Familie besuchen, mit unseren Kindern spielen und uns an der Natur erfreuen.

Aber wir müssen aufpassen, daß wir den Sonntag nicht zu einem Tag der Faulheit machen. Wir sollen nicht den ganzen Tag im Bett liegen oder vor dem Fernseher sitzen. Wir sollen aktiv sein und etwas Sinnvolles tun.

Der Sonntag ist auch ein Tag, an dem wir unsere Nachbarn besuchen können. Wir können ihnen helfen, wenn sie Hilfe brauchen, und wir können mit ihnen über Gott und die Welt reden.

Wir sollen den Sonntag nicht als einen Tag der Last betrachten, sondern als einen Tag der Freude. Wir sollen uns freuen, daß wir diesen Tag haben, und wir sollen ihn nutzen, um unsere Beziehung zu Gott zu vertiefen.

Der Sonntag ist ein Tag, an dem wir uns daran erinnern können, daß wir nicht allein sind. Wir sind Teil einer großen Gemeinschaft, der Gemeinschaft der Gläubigen. Und wir können uns gegenseitig helfen und ermutigen.

Lasst uns den Sonntag also heiligen und ihn zu einem Tag machen, der uns Freude und Segen bringt.

Stadt raubt dir den Schlaf und reibt dich auf."

In ſeinen jungen Jahren war Joſeph Lecomte weit in der Welt umhergekommen, in England, in der Levante, auf der Inſel Bourbon geweſen, jetzt aber hatte er ſeit dreißig Jahren das Weichbild von Paris nicht verlaſſen, mit allen Faſern war ſein Weſen mit der Stadt zuſammengewachſen. So lächelte er denn auch nur auf den Vorſchlag des Sohns: „Weisheit der Jugend, die ſich von einem Ortswechſel wunderbare Heilungen verſpricht! Da müßt' ich noch die alte Luſt am Neuen haben! Aber ſo! Sind die Bäume dort grüner als in meinem Garten? Scheint die Sonne dort wärmer? Ich würde nur vermiſſen, was mich hier umgibt, und bin zu alt, um mich leicht in ein fremdes Haus zu finden und zu ſchicken."

„Es iſt ja dein eigen, Vater, und du könnteſt dort ſchaffen und wirken, wie du willſt. Ich fürchte faſt, du haſt dich vor der Zeit in den Ruheſtand begeben! Es drängt dich noch zur Arbeit, anzuordnen, zu bauen, zu verwalten! Du würdeſt dem Oheim willkommen ſein! Von der Mutter rede ich gar nicht, die ſich in dem hübſchen Wohnhauſe behaglicher fühlen würde als in den Schreckensſcenen von Paris."

„Beſorgſt auch du einen neuen Sturm?"

„Vielleicht iſt es nur die ſchwüle Juliluft, aber mir war's, als zöge mit uns eine Gewitterwolke in die Stadt ein."

Der Alte entgegnete: „Und ſie wirft ihren Schatten auf deine Stirn; ich bemerkte ihn gleich, als du eintrateſt. Ich hatte immer gute Augen, mein Sohn, und deine erzwungene, haſtige Fröhlichkeit täuſcht mich nicht über den Aufruhr in deinem Herzen!"

Bis unter die Schläfe erröthete Marcel und er wandte ſich raſch zur Seite, um dem Vater dieſen verrätheriſchen Wechſel der Geſichtsfarbe zu verbergen; der aber achtete, in Gedanken verloren, weniger auf den Sohn. „So ſeh' ich auch unter der Aſche das Feuer draußen glühen", fuhr er fort. „Es iſt Windſtille vor dem Sturm eingetreten. Wohin werden dieſe Volksbewegungen uns noch führen? Ich liebte die alten Zuſtände nicht, ſie waren drückend, hemmend, verletzend. Feurig wie ihr jungen Brauſeköpfe begrüßte auch ich die Morgenröthe der neuen Zeit. Glaube nicht, ich wäre müde geworden, gemäßigt, wie ihr es nennt! Mich erſchreckt nur das Schrankenloſe, das Ungewiſſe, dem Frankreich zuſteuert, von blindwüthigen Menſchen geleitet. Wo habt ihr ein Ziel? Ein allgemeines Morden, wie Marat will, eine allgemeine Plünderung? Ja, wenn nur nachher das Reich der Tugend, der Freiheit und Gleichheit ſich wie eine Triumphpforte von Pappe und vergoldetem Holz aufrichten ließe! Was liegt an uns Alten, wie wir in die Grube fahren? Die Erfindung unſers guten Freundes Guillotin — mache ihm übrigens nächſtens deinen Beſuch, er iſt bei alledem ein echter Menſchenfreund — hilft ſicher am beſten und ſchmerzloſeſten über den großen Augenblick hinweg! Wahrhaftig, ich hätte auch noch ſo viel Lunge, um vor der Maſchine zu rufen: «Es lebe die Republik! Es lebe die Jugend!» und mein Haupt darunterzuſchieben!"

„Vater, welch gräßliche Vorſtellungen!"

„Mein Kind, es wird gut ſein, daß wir uns alle mit ihnen vertraut machen! Die Luft riecht nach Blut, ſelbſt über den Roſenſträuchern meines Gartens! Und das Schlimmſte iſt, unſer Tod wird euch nicht retten! Dein Los bekümmert mich; ich bin fertig mit der Welt, ich hoffe und fürchte nichts mehr von ihr! Welchen Enttäuſchungen aber gehſt du entgegen! Die Freiheit, die ihr als Göttin angebetet, wird ſich mit jedem Tage mehr zur fürchterlichen Furie verwandeln! Wo ſind denn unſere Waſhington, unſere Franklin? Große Männer regieren da draußen" — und er zeigte über die Mauer ſeines Gartens hinaus —, „große Männer! Welche Bruſt hat dieſer Danton und welchen Schlund! Eine Million Francs hat er ſchon verſchlungen, alles zum Beſten des Vaterlands!"

„Leiſe!" warnte Marcel mit aufgehobenem Finger.

„Die Wände haben Ohren, die Bäume nicht! Die Revolution iſt ein Kegelſpiel; dann gibt's den tollſten Jubel, wenn irgendein vierſchrötiger Geſell alle Neun mit dem König umgeworfen. Der König liegt, der Thron und die Kirche; jetzt kommen die Beſitzenden an die Reihe. Im Grunde iſt es billig, daß einmal der Reiche vom Tiſche geht und der arme Lazarus ſich an ſeine Stelle ſetzt. Billig, aber unbequem!"

„Du biſt in deiner ſpöttiſchen und finſtern Stimmung. Die Mutter, ihre Freundinnen und unſere alten Bekannten haben dir die Dinge in den ſchwärzeſten Farben gemalt. Keine ehrlichere Seele in ganz Frankreich als unſer wackerer François, dein Leibdiener! Nur hat er zwei Schwachheiten: eine rothe Mütze erregt ihm dieſelbe Furcht, die er, wie die Köchin behauptet,

früher vor Geſpenſtern gehabt haben ſoll, und nie will er vergeſſen, daß es zwanzig gutgezählte Jahre her ſind, ſeit er mich zum letzten mal auf ſeinen Knien geſchaukelt! Der hat dich mit ſeiner Angſt ein wenig angeſteckt. In der Normandie verſpürſt du von all dem Schrecken, der hier waltet, nicht einen Hauch. Die Bewegung der Girondiſten in Caen wurde mir noch auf der Reiſe als nichtig geſchildert, ein Schuß ins Blaue. Friedlich gehen die Bauern ihren Feldarbeiten, die Leute in den kleinen Landſtädten ihren Geſchäften nach. Die Revolution hat viel geändert, aber das Leben und die Tracht dieſer ganzen Bevölkerung hat ſie doch nicht umwandeln können. Nach wie vor bilden Proceſſe und Märkte den Inhalt des Geſprächs, dreht ſich um ſie das ganze Jahr. Wenn die normänniſche Bäuerin nur ihre ſtattliche Haube behält, macht es ihr keinen Kummer, daß die Königin in den Tuilerien ihre Krone verloren. Gäbe es keine Verräther, welche die Republik zerſtückeln wollten, ihres Ehrgeizes wegen, wie bald würde die Aufregung ſchwinden! Nur an den Grenzen hätten wir Feinde zu bekämpfen, im Innern würden alle Künſte des Friedens blühen und doppelt herrlich ſich entfalten, da die Freiheit für alle Kräfte die Bahn geebnet hat."

„Du glaubſt ſelbſt nicht an deine Hoffnungen! Die konnten wir hegen, als Ludwig XVI. den Thron beſtieg; hegten ſie auch; verkündigten doch die Philoſophen das Zeitalter glücklicher, unblutiger Revolutionen! Sobald ſie nur eines Beſſern belehrt wären, würden die Menſchen gern ihre Vorurtheile aufgeben. Wenn jeder die Encyklopädie leſen kann, iſt das Paradies wiedergefunden. Herrliche, philoſophiſche Träume, wir waren alle wie die Nachtwandler! Traurig, daß eben nicht alle leſen können, ſondern nur hungern, dürſten und leiden! An die Stelle des Worts tritt die Fauſt. Genug, mein Sohn! Tritt einmal näher, gib mir die Hand! Verſprich mir, dich, ſobald du kannſt, aus all dieſen patriotiſchen Verbindungen zurückzuziehen! Vermeide die großen Männer, die berühmten Redner! Es ſind gefährliche Bekanntſchaften, Mühlſteine, zwiſchen denen du zerrieben wirſt. Gleichviel, welcher Partei du dich anſchließeſt, die Tage der Revolution ſind wie der Gott Moloch: jeder fordert ſein Menſchenopfer. Wärſt du nicht unſer einziges Kind, der Augapfel der Mutter, ich würde dir rathen: geh' zum Heere! Wenn Frankreich noch einen Genius hat, dann iſt er dort, nicht auf den Bänken des Bergs! Hm — das würde eine ſchöne Auferſtehung für unſern guten Patriarchen Voltaire ſein! Die Welt in Waffen, in Brand und Rauch, die Soldaten ihre Herren wie in der Barbarei. Wie eilig würde er in ſeinen Sarg zurückflüchten, wie eilig! Das war der klügſte Streich unſerer Philoſophen, und darum bewundere und beneide ich ſie, daß ſie ſchlafen gingen, als der Morgen graute. Aber, wie ich dir ſagte, du kannſt nicht in das Heer eintreten, du mußt bei uns bleiben! Selbſtſucht des Alters — ich begreife es wohl und tadle mich ſelbſt darüber, nur kann ich mein Herz nicht bezwingen. Und die Thränen der Mutter! Dich verdrießt die Unthätigkeit, in der du dich verzehrſt. Die Ruhe des Landlebens, die du mir ſo beredt geprieſen, dich hat ſie nicht lange gehalten! Scheint es doch, als ob die ländlichen Muſen nur für uns alte Herren ihre Tänze noch aufführten! Wie wär's, wir packten alleſammt auf nach der Normandie? Ich und die Mutter, du und die kleine Genoveva. In der Dorfkirche feierten wir eure Hochzeit. Vielleicht ſäßeſt du dann lieber am häuslichen Herd, würdeſt ein tüchtiger Landwirth, ein hitziger Jäger, ein Freund deiner Freunde, ein ſtiller und ein guter Mann. Du ſchüttelſt den Kopf? Dies Stilleben hat nichts Verlockendes für dich. Die Ferne, der Kampf, der Ruhm: danach trachtet dein Herz!"

„Schilt mich nicht eitel und ehrgeizig! Streben nicht alle vorwärts, in die Weite? Ich habe Muth, Jugend und Kraft; ich fühle da etwas in mir" — und er ſchlug an ſeine Bruſt. „Warum ſollt' ich, gerade ich, in dieſer Zeit auf Heldenthaten verzichten? Aus ſchlechterm Stoff ſind Heerführer und Geſetzgeber geworden. Du haſt den Wunſch errathen, den ich dir verſchwiegen: ich gehöre nicht hierher, nicht auf die Rednerbühne eines Clubs! Ich müßte an der Spitze von Freiwilligen ſtehen, die eine öſterreichiſche Batterie ſtürmen! Dort wäre mein Platz, dort würde mir wohl ſein! Und ich verzweifle nicht: du wie die Mutter, ihr werdet mich endlich ziehen laſſen! Ich ins Feld, das Vaterland zu vertheidigen, ihr in Sicherheit nach der friedlichen Normandie, ſobald die Ordnung in Caen wiederhergeſtellt und die Girondiſten daraus vertrieben ſind."

„Und Genoveva? Wird ſie dich ziehen laſſen?"

Um die Linden hatte der Gärtner nach Anordnung des Herrn einen freien Platz in der

Form eines Halbkreiſes angelegt, der rings von Blumenbeeten umfaßt war und ſich in eine lange, ſchattige Kaſtanienallee öffnete, die bis zu dem Wohnhauſe führte. Joſeph Lecomte ſaß ſo, daß er von ſeinem Seſſel aus den Laubgang überſchauen und jeden, der ſich näherte, ſchon in einiger Entfernung erkennen konnte: er liebte es nicht, ſich in ſeiner Lectüre überraſchen und ſtören zu laſſen. So ſtreckte er denn auch jetzt ſeine Hand aus, einem jungen Mädchen entgegen, das mit leichten, ſchwebenden Schritten vom Hauſe herkam; langſamer folgte ihr eine ältere Frau. Durch die dichtbelaubten Zweige der Bäume, die ſich an einzelnen Stellen wie zu einem Dach zuſammenwölbten, fielen die ſanften Strahlen der Nachmittagsſonne. Wenn das junge Mädchen den lieblichen Kopf erhob, glitten ſie über ihr Antlitz hin; wenn ſie geſenkten Hauptes dahinſchritt, ſpielten ſie mit goldigem Glanz in ihren braunen Haaren. Unwillkürlich mußte ſie Marcel im Geiſte mit ſeiner Gefährtin in der Poſtkutſche von Caen vergleichen. In allem erſchien ihm Genoveva als der Gegenſatz zu jenem wunderbaren Mädchen, und er konnte oder wollte es ſich nicht erklären, wie jemals dieſer zarte, faſt noch kindliche Reiz ſeinen Zauber um ihn geſchlungen. Keine Hoheit, keine Strenge umgab Genoveva wie mit ſchützendem Panzer; ſie war geſchaffen, ſich auf einen fremden Arm zu ſtützen. Die Anmuth hatte ihre Formen und Züge gebildet und die Schwermuth zuerſt ihre Lippen geküßt. Eine Erſcheinung, deren Vornehmheit ihr einen Platz unter den Schönheiten eines Hofs geſichert und die wiederum in ihrer Demuth, mit dem ſchwimmenden Blick ihrer Augen wol für das Kleid und den Schleier der Nonne gepaßt.

Noch hatten die Aeltern dem Sohne das Geheimniß, das über ſie ſchwebte, oder beſſer, nach ſeiner lebhaften Einbildung, ſchweben mußte, nicht enthüllt. Marcel wußte nur dies Eine, daß am Nachmittag des 12. Auguſt, im vergangenen Jahre, als er in den Schmerzen und Phantaſien des Wundfiebers ſtöhnte, an der Hand ſeiner Mutter Genoveva an ſein Lager getreten. Damals hatte er ſie als einen Engel des Himmels begrüßt. An aufopfernder Hingebung, an liebevoller Sorge mit der Mutter wetteifernd, bewachte und pflegte ſie ihn, als wäre ſie ſeine Schweſter geweſen. Ihr plötzliches Erſcheinen in dem enggeſchloſſenen Familienkreiſe weckte Marcel's Neugierde, ihre Freundlichkeit gegen ihn rührte ihn, ihr Weſen und ihre Schönheit entzückten ihn. Auf ſeine Frage nannte der Vater Genoveva die Tochter eines Mannes, dem er früher viel verdankt habe, deſſen Schuldner er ſeitdem ſei. Die Revolution hätte die Verhältniſſe deſſelben zerrüttet, er ſelbſt aus Frankreich fliehen müſſen; die Tochter, die bisher in einem Kloſter erzogen worden, da die Mutter früh geſtorben, hätte er nicht in die Fremde, in das Ungewiſſe mit ſich nehmen wollen, ſondern ihn, Joſeph Lecomte, gebeten, ihr in ſeinem Hauſe Obdach und Schutz zu geben. Am 11. Auguſt wäre Fräulein Genoveva denn bei ihnen eingetroffen. In gewiſſen Dingen war der alte Lecomte kein Freund von vielen Worten und Marcel mußte ſich mit dieſen Eröffnungen begnügen. Nur waren ſie wenig geeignet, ſeine Neugierde zu befriedigen. Die Erzählung des Vaters hatte ſo viele Lücken, verſchwieg und umging die Hauptſachen, daß Marcel, auch wenn er eine geringere Theilnahme für Genoveva empfunden, nach der Aufklärung dieſer Dunkelheiten getrachtet hätte. Eine Fremde im Hauſe der Lecomte wie eine Tochter behandelt und geehrt, eine Fremde, die keinen andern Namen haben ſollte als den Genoveva! Das war für die Dienerſchaft daſſelbe Wunder wie für den Sohn. Für den aber ſollte es bald noch ein größeres werden. Während Paris in den Septembertagen unter der bleiernen Wolke des Schreckens — der Verhaftungen, der Ermordungen, des herannahenden Gewitters, das der Herzog von Braunſchweig an der Spitze der Preußen in ſeinem Manifeſt verheißen — verſtummte und erſtarrte, begann in dem Garten zwiſchen dem langſam geneſenden Marcel, wenn er in der Mittagsſtunde unter den Linden Sonnenſchein und Wärme genoß, und Genoveva, die, neben ihm ſitzend, mit ihm ſcherzte oder ihm vorlas aus St.-Pierre's entzückendem Buche „Paul und Virginie", eine Liebesidylle. Zum erſten mal im Leben, wie ſie ihm geſtand, athmete ſie die Luft der Freiheit und des Glücks. Weder von ihrem Vater noch ihrer Mutter hatte ſie eine ſichere Kenntniß. In ihrem vierten Jahre war ſie nach Caen in das Nonnenkloſter der heiligen Dreifaltigkeit gebracht worden. Die Damen des Kloſters hatten ſie erzogen in ſtrengen Pflichten, ohne ihr jedoch ganz die weltliche Bildung zu verſchließen. Nach der Aufhebung des Kloſters nahm ſich, da ſie ganz hülflos und verlaſſen ſchien, eine ihrer Lehrerinnen ihrer an. Bei deren Verwandten, die in der Nähe von Sceaux ein Gut beſaßen, hielt ſie ſich auf, als ihr an

einem Abend von denſelben ein Mann vorgeſtellt wurde, der ſich ihren Vater nannte und als ſolcher von den andern empfangen wurde. Sie konnte ſich nur undeutlich entſinnen, ihn ein- und ein andermal im Sprechzimmer des Kloſters geſehen zu haben. Sein Anblick flößte ihr kein Vertrauen ein, ſie fürchtete ſich vielmehr vor ihm und fühlte bei ſeinem Blick all ihre Widerſtandskraft erlahmen. Noch ehe er geſprochen, war ſie bereit, ſich ſeinem Willen zu fügen. Er kündigte ihr an, daß in der Frühe des nächſten Morgen ein Wagen kommen würde, um ſie nach Paris, zu guten Leuten zu bringen. Dort ſolle ſie ihm und dem Gedächtniß ihrer Mutter Ehre machen und den Herrn des Hauſes als ihren Vater betrachten und lieben. Paris: das war für ein junges, ſiebzehnjähriges Mädchen, das noch nie aus der Stille eines Kloſters und beſchränkter Verhältniſſe gekommen, ein Zauberwort. Genoveva glaubte, es müßten ihr über Nacht Flügel an den Schultern gewachſen ſein, als die Pferde vor der Thür ſtampften. Die Leute, bei denen ſie bisher verweilt, ſahen ſie, wie es ſchien, nicht ungern ſcheiden; ſie fühlten ſich einer Laſt erledigt. Der Empfang dagegen, den ſie bei dem alten Lecomte und ſeiner Gattin fand, übertraf all ihre Erwartungen. Eliſabeth hatte nichts eiliger zu thun, als ſie in die kleinen Geheimniſſe des Hauſes und die große Sorge ihres Herzens: die Verwundung Marcel's, einzuweihen. Am erſten Tage ſchon ſprach hier alles das junge Mädchen heimatlich an; als hätte ſie eine weite und gefährliche Reiſe gemacht und wäre endlich glücklich in das Vaterhaus zurückgekehrt, ſo war es ihr. Wer hätte Herrn Lecomte und Frau Eliſabeth nicht lieben ſollen? Ihr ganzes Herz hätte ihnen Genoveva ausſchütten mögen. Vor dem Manne, der ſich für ihren Vater ausgab, hatte ſie ſich ängſtlich und ſcheu zurückgezogen: zu Marcel's Aeltern zog ſie Dankbarkeit und Neigung, jene feinſten Regungen der Seele, die der Zerlegung wie der Bezeichnung ſpotten.

Das geſtand ſie in jenen Septembertagen in harmloſem Geſpräch ihrem neuen Freunde. Mit eigenen Augen betrachtete ſie Marcel. War es das wonnige, heitere Gefühl der Geneſung, die Milde und der Farbenſchimmer des Spätſommers, die ihm ſeine Gefährtin im Verklärungsglanz zeigten? Er war überzeugt, daß ihm nie ein ſchöneres und holdſeligeres Mädchen begegnet ſei als Genoveva. Eine Weile gewann der Zauber ihrer Lieblichkeit, ihres Umgangs Gewalt über die heftigen Leidenſchaften, das Kriegeriſche und Abenteuerliche in ihm. Allmählich verwandelte ſich die Theilnahme, die er anfangs für ſie, eine arme, verlaſſene Waiſe, empfunden, in eine innigere Neigung. Wenn es nicht Liebe war, ſo doch zärtlichſte Freundſchaft. Arm in Arm gingen ſie durch die Kaſtanienallee des Gartens, während die Blätter in herbſtlicher Stimmung ſich gelb und roth färbten; und Frau Eliſabeth fragte ſich ſtill, ob Genoveva den Sohn oder er das Mädchen ſtütze. Noch glich das Verhältniß beider einer ſchwellenden Knospe; wird ſie der Sonnenſchein zur herrlichſten Blüte zeitigen? Durch kein Liebeswort, kein ſtürmiſches Begehren ſtörte Marcel die Unſchuld ihres Zuſammenſeins, kein vorſchneller Strahl durchbrach die freundliche Dämmerung dieſer Idylle. Als wäre jene arkadiſche Landſchaft mit ihrem Glück und ihrer ungetrübten Sonnenhelle, die Pouſſin gemalt, in der ſelbſt der Grabſtein mit der Inſchrift: „Ast ego in Arcadia!" nur zu ſanfter, das bedrängte Herz in Thränen löſender Klage ſtimmt, für ſie noch einmal geſchaffen worden! Um ſie der ſtille, im Herbſtſchmuck prangende Garten — eine hohe Mauer trennt ihn und ſie von der Außenwelt. Nicht der Schall kriegeriſcher Trommeln, noch das Wuthgeſchrei des empörten Volks dringt in ſeine duftige Einſamkeit. Ein Stück vom Garten Eden, mitten in dem Sodom und Gomorrha des aufſtändiſchen Paris. Draußen Kampf und Streit, der an die Schlacht Lucifer's und der Seinen gegen die treugebliebenen Engel des Lichts, an den Himmelsſturm der Titanen erinnert: unter den Kaſtanien die Liebe zweier jungen, unſchuldigen Herzen — etwas von Paul und Virginie, deren Geſchichte ſie ſo gern, oft von Genoveva's Schluchzen und Weinen unterbrochen, laſen, wieder auflebend in ihnen...

Dieſe Bezauberung konnte nicht ewig dauern. Joſeph Lecomte war ſelbſt nicht gewillt, den Sohn in unthätige Träumerei verſinken zu laſſen. Und dann machte auch, wie der Präſident des Patriotiſchen Clubs, der ſeine Sonnabendſitzungen in dem Hauſe hielt, bei einem Beſuche bemerkte, den er dem „verwundeten Helden" abſtattete, die Revolution ihre Anſprüche auf ihren Sohn geltend; wie „Rom den jungen Scipio", ſo ſollte, nach ihm, Paris den jungen Marcel brauchen, worauf der alte Herr Lecomte mit einer ſeiner ſeltſamen Aeußerungen, von denen niemand recht wußte, ob ſie ernſthaft oder ſpöttiſch gemeint waren, erwiderte: „Dann bereite dich bei zeiten

darauf vor, mein Sohn, in die Verbannung zu gehen und fern von Paris zu sterben!" Die Folge aber war denn doch, daß Marcel wieder aus dem Frieden des Hauses auf den Markt des Lebens, in den Zwiespalt der Parteien gerissen wurde. Um sich in der Weise seines Vaters abzuschließen und allen Ereignissen bald die Ruhe eines Weisen, bald das Lachen Voltaire's entgegenzusetzen, hätte er eben älter und ohne Hoffnung und Ehrgeiz sein müssen.

Der Convent war eröffnet worden; gleich seine ersten Sitzungen offenbarten die tiefe Kluft, welche die Girondisten auf den rechten Bänken der Versammlung von den Männern trennte, die, um Danton, Robespierre und Marat geschart, auf den erhöhten Sitzen, dem Berg, der linken Seite ihre Plätze genommen. Die Republik wollten beide Parteien — aber die Republik Vergniaud's und Barbarour' hatte den Firniß des alten Königthums; die „Gebildeten" sollten in ihr die Herrschaft über die Menge behaupten, der Abgrund der Revolution in ihr geschlossen sein. So standen sie still, mitten in Nebel und Rauch, während die Männer des Bergs vorwärts schritten. Die Girondisten gleichen den Adlern, die, lange Zeit hindurch in Käfigen gefangen gehalten, durch einen glücklichen Zufall ihre Freiheit erlangt haben. Eine Strecke weit fliegen sie mit gelähmten Fittichen, dann sitzen sie wieder auf den Felszacken nieder; sie können sich noch gegen ihre Feinde vertheidigen, aber nicht mehr siegen. In der Hauptstadt hatten ihre Anschauungen nie festen Boden gewonnen. Die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung waren am 10. August vom Schauplatz zurückgetreten: Paris gehörte den Armen, den Sansculotten. Und diese unruhigen, im Innersten aufgewühlten Massen, alle mit Piken bewaffnet, die rothe Mütze auf den Köpfen, im Vollgefühl ihrer Macht, mit leeren Magen und durstigen Kehlen, ohne Arbeit und Glauben — den beiden Ankern, die im Wirbelwind der Welt allein unser Fahrzeug zu halten vermögen —, drängten zu immer neuen Aufläufen, Bewegungen; sie verlangten nicht nach Stillstand und gesicherten Verhältnissen; in der dunkeln Ahnung, daß sie mit dem Aufhören der Unruhe in die Hütten des Elends und der Armuth, denen sie kaum entstiegen waren, wieder verschwinden würden, folgten sie dem stürmischsten Mann am willigsten. Was verstanden sie auch von der pomphaften Beredsamkeit Vergniaud's, der witzigen Schärfe Guadet's? Anders klang in ihr Ohr und an ihr Herz die Löwenstimme Danton's, die Schlichtheit und Förmlichkeit Robespierre's; sein Puritanerthum sprach sie an, wo sie die vornehme Kühle und Kälte der Girondisten abstieß. Wie ihr Wesen und ihre Auffassung der republikanischen Freiheit sie dem Volke entfremdete, so zerfielen sie auch bald mit den wenigen, die ihnen, wie Marcel, in persönlicher Freundschaft anhingen. Da sie in der Hauptstadt sich ohne Einfluß sahen, in dem eingeschüchterten Convent ihre beredte Stimme machtlos, unter dem Höhnen und Zischen der Tribünen verhallte, gestaltete sich in ihrem erfindungsreichen Geiste nicht der feste Plan, aber doch der Gedanke einer Föderativ-Republik, deren Vorbild die Schweiz und jenseit des Meeres Amerika darbot. In den Provinzen des Südens und Ostens zählte die Gironde ihre wärmsten Anhänger; hier ließ sich vielleicht ein Widerstand gegen die Allgewalt der pariser Gemeinde vorbereiten... Aber darüber verlor die Partei in Paris jeden Halt; auch Marcel trennte sich von ihnen. Das einige Vaterland galt ihm mehr als die Freundschaft.

An dem sturmumwölkten Himmel Frankreichs stand für ihn nur Ein Stern: Genoveva. Der Glanz dieses klaren und freundlichen Gestirns erheiterte das Dunkel um ihn her. In die Nähe des Mädchens wagte sich keine Häßlichkeit, keine Bosheit. Es hätte nicht des ausdrücklichen Befehls Herrn Lecomte's bedurft, daß in Gegenwart der Frauen des Hauses nicht von Politik solle gesprochen werden, Marcel wäre immer davor zurückgeschreckt, Genoveva's Seele und Phantasie durch die Erzählung der Greuel zu beflecken die geschahen. Nur Dinge, die sich nicht verschweigen ließen, wie die Verurtheilung und Hinrichtung des Königs, pflegte Joseph Lecomte selbst mit wenigen Worten, ohne jede Bemerkung und Betrachtung darüber, nach der Mittagsmahlzeit seinen Angehörigen mitzutheilen. So trübte keine Wolke den heitern Frieden des Mädchens. Sie hatte schwesterliches Zutrauen, schwesterliche Hingebung zu Marcel. Ihre Liebe, die noch kein Hinderniß erfahren, kein Misgeschick getroffen, entbehrte des leidenschaftlichen Aufschwungs, stürmischer Zärtlichkeit. Weder er noch sie dachten daran, daß es je anders sein könne. Es war nicht gewisser, daß an jedem Tage die Sonne aufging, als daß sie sich sahen, sprachen und unbekümmert um die Zukunft den Reiz ihres Zusammenseins, einer heitern Gegenwart genossen. Da

die Flammen fehlten, gab es auch keinen Rauch; nur zuweilen ein gutmüthiger Scherz, eine muthwillige Neckerei — sie wandelten wie in einer Wolke von Gold und Azur. Schade, daß wir Sterbliche nicht geschaffen sind, beständig eine balsamische Luft einzuathmen oder ein ruhiges Glück zu ertragen! In uns ist eine dunkle, unbezwingbare Sehnsucht nach dem Neuen, Seltsamen, aus dem Frieden in die Aufregung des Kampfes. So wurde Marcel allmählich gleichgültiger gegen die Schönheit und Freundschaft Genoveva's. Das junge Mädchen hatte eben nur ihr Herz zu verschenken, ihre Seele klang in zwei Accorden: in Zärtlichkeit und sanfter Trauer. War sie sich selbst doch wie ein unbekanntes Land, unbewußt der Leidenschaft, die in ihr schlummern mochte. Wie hätte sie Marcel anders als ein bescheidenes Veilchen erscheinen können, dessen Duft auf einen Augenblick entzückt! Er vergaß sie nicht, er nahte ihr in gleicher Freundlichkeit wie früher; an seinem Arm ging sie, als es Frühling wurde, auf den Boulevards, im Garten des Palais-Royal spazieren, fuhr mit ihm nach Longchamp hinaus, aber die blaugoldene Wolke um sie her hatte einen grauen Ton erhalten.

Ob Genoveva diesen Wechsel in der Stimmung des Freundes empfand? Ihre Jugend und Unschuld bewahrten sie vor dem herbsten Schmerz: es war wol anders zwischen ihr und Marcel geworden, aber verloren hatte sie im Grunde doch nichts. Und wollte sie zuweilen über die Hast und Unruhe Marcel's im Hause, der, kaum eingetreten, schon wieder hinausstürmte, in leise Thränen ausbrechen, so kam Frau Elisabeth tröstend ihrer Klage zuvor: so seien nun einmal die Männer, rastlos und unstet. Als dann Marcel nach der Normandie reiste, ertrug Genoveva leichter die Qual der Trennung in der Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens, wo die Schatten verschwunden sein und ihr und ihm heiter das Licht des Himmels und der Liebe lächeln würde.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Helena Schubart.

Ein deutsches Frauenleben. Von P. Glöckler.

II.

Schubart in Ludwigsburg! Gewiß eine gewaltige Veränderung in seinem bisherigen Leben. Einen gefährlichern Ort hätte er wol nicht finden können. War doch das Ludwigsburg jener Periode das gelungenste Gegenbild des damaligen Versailles! Und in dieser Stadt will der gewandte Musiker in stiller Musenfreude, gewissenhafter Amtsthätigkeit, Gottvertrauen und Gebet leben! Er glaubt also leben zu können an einem Hofe, der zu den berüchtigtsten jener Zeit gehörte! Er glaubt mit diesem Hofe gar nicht in Berührung zu kommen! Mit diesen Vorspiegelungen und Selbsttäuschungen zog er in Ludwigsburg ein; kaum war er aber wenige Tage dort, so wurden seine besten Vorsätze schon zu Schanden. Die Hofleute waren nach seinen geselligen Talenten, seinem Flügelspiel, seinem Witz und seiner Laune ebenso begierig, als für ihn ihre leckern Tafeln, ihre Champagnerflaschen, ihre schönen und gefälligen Weiber verführerisch waren. Wie hätte er, das schwankende Rohr, diesen Reizen zu widerstehen vermocht! Ade Geißlingen! Ade Studien und häusliche Beschränkung! Liebe zur Veränderung und zum freien Genuß des Lebens zogen ihn unaufhaltsam in den Strudel der üppigen, glänzenden Nichtigkeit. Und doch war dieser Strudel nicht Schubart's Element! Und doch war es ihm — das bezeugt mehr als ein reuevoller Ausspruch von ihm — in demselben niemals so wohl und behaglich als seinen Genossen! Kragen, schwarzen Rock und Mantel — die Kleidung des Theologen — legte er früh genug ab und zog mit dem bordirten Rock, dem Treffenhut und dem Degen den Weltgeist auch äußerlich an.

Und Helena? Sie weinte über das Beginnen des Gatten; ihre wohlgemeinte Einsprache hatte kein Gehör gefunden. Der einfachen bürgerlichen Frau war es unter dem Adels- und Gnadenvolk, unter „dem Hofgeschmeiß und Virtuosenpack, unter dem vergoldeten und gelegenheitlich auch nackten Laster" noch keinen Augenblick wohl gewesen. Und als sie nun zu ihrem tiefsten Leid wahrnehmen muß, daß ihr Mann sich gänzlich in dieser Gesellschaft verliert und auf den dunkelsten Wegen wandelt, hätte ihr Herz brechen müssen, wenn sie nicht Trost und Stärkung in religiöser Erhebung gefunden hätte. Ihre einzige Zuflucht in ihrem herben Kummer war das Gebet. Wenn der Vater schwelgte, saß sie, die betrübte Mutter, mit den Kindern einsam, verlassen zu Hause und — betete! Hatte sie doch — nach dem brieflichen Ausspruch Schubart's — ihren „Stark", ein jetzt noch in gewissen Kreisen beliebtes älteres Andachtsbuch, „ganz gelb gegriffen". Krankheiten kehren zudem im Hause des Jammers ein. Helena zittert und ängstigt sich ab; ein Kind stirbt! Seine Seufzer, seine stillen Leiden,

ſeine wehmüthigen, hülfeflehenden Blicke, mit denen es zu ſeiner Mutter emporſieht, ſein Röcheln durchbohren ihr Herz. Auch Schubart iſt ergriffen von dieſem Schlag aus heiterm Himmel. Zerknirſcht ſchreibt er über dieſen Todesfall ſeinem Schwager Böckh (Rector in Eßlingen); ja er malt ſich ſogar die Seligkeit des verlorenen Kindes aus: — aber wie hätten ſolche Gemüthsbewegungen in ihm von Dauer ſein können! Zwei andere Kinder liegen ebenfalls ſchwer an den Blattern danieder. Helena ſorgt und pflegt, jammert und weint. Muß ſie ſolchen Heimſuchungen und Anſtrengungen nicht erliegen? — War ihr Schmerz über dieſen Verluſt groß, größer iſt ihr Kummer über den Gatten. Er iſt „nunmehro ein Hofmann, ſtolz, wiedicht, unwiſſend, vornehm, ohne Geld und trägt ſammtne Hoſen". Endlich erkrankt auch ſie, die Mutter des Hauſes; doch ihre Lebenskraft ſiegt über den ſchweren Anfall. Zu ihrer Erholung macht ſie im Auguſt 1771 eine Reiſe zu ihren Aeltern. Gekräftigt kehrt ſie wieder nach Ludwigsburg zurück zu ihrem Mann, deſſen äußerliche Lage „damals eine ſehr gute Außenſeite hatte". Aber ihr fehlte auch jetzt das Schönſte: die treue Liebe des Gatten. In den glänzendſten Geſellſchaften war Schubart willkommen. Dorthin zog es ihn. „Die Tafeln der Großen ſind vor mich gedeckt", ſchreibt er ſeinem Schwager, „aber mein Herz bleibt bei all dieſem Prunke leer — ich ſuche Ruhe und finde ſie nicht — Tugend, und der Lärm verjagt ſie. Trüber Ernſt, Schwermuth, Schmerz, mürriſches Weſen und finſtere Reflexionen einer finſtern Seele ſind die Furien meiner gegenwärtigen Tage." Und trotz dieſer düſtern Stimmungen hielt Helena treulich bei ihm aus, hielt bei ihm aus auch dann noch, als dieſelben ganz andern Anwandelungen wichen, was nur allzu bald der Fall war. Täglich mußte ſie nämlich wahrnehmen, wie der Gatte und Vater ihrer Kinder Zucht und Sitte und eheliche Treue mehr und mehr mit Füßen trat. Sie verſank in düſtere Schwermuth, weinte und ſeufzte ſtumm gen Himmel. Und als es mit Schubart zum Aeußerſten gekommen war, konnte ſie länger nicht mehr bei ihm bleiben. „Warum ſoll ein Menſch mehrere unglücklich machen?" rief ſie in ihrem Jammer. Und ihr Vater holte ſie mit ihren Kindern ab und nahm die Bekümmerte mit ſich nach Geißlingen. Das geſchah im December des Jahres 1771.

Schubart, hierüber beſtürzt, weiß ſich anfangs kaum zu faſſen. „Mein Weib ſchwebt mir immer mit ihren Thränen und Seufzern vor Augen", ſchreibt er jetzt ſeinem Böckh, „daß ich nicht ſchlafen, nicht eſſen, nicht ſtudiren und nicht denken kann. Ich weiß, daß ich ſie oft ſchon beleidigt habe; Gott aber und ſie werden es mir verzeihen. Ich bin ſchon oft niedergefallen und habe den Himmel vor mich, vor ſie und meine Kinder um Erbarmung angefleht." In ſchneidenden Verzweiflungstönen ſchreit er ſeine Selbſtanklage gen Himmel. Aber nach wenigen Tagen ſieht er auch dieſe Sache mit leichterm Herzen an: ſeine hohen Gönner erkannten ſeine Vergehen als unbedeutende Kleinigkeiten; dagegen erſchien ihnen der ſchlechte Geſchmack und der Schritt ſeiner Frau — unverzeihlich. Arme Helena!

Rührend iſt es aber zu ſehen, wie Schubart ſich trotz ſeiner Umgebung nicht auf die ariſtokratiſche Höhe ihres Standpunkts zu ſchwingen vermag. Sehnlich wünſcht und betreibt er die Rückkehr ſeiner Familie, und als er vollends die Erkrankung ſeiner Frau vernimmt, erwacht ſein Gewiſſen in voller Stärke. „Wann ich unter Wind und Schneegeſtöber nach Geißlingen zu Fuße gehen müßte, ſo wollte ich es thun, wann es ihr Hülfe und Troſt wäre", ſchreibt er dem Schwager. Und voll Zärtlichkeit wendet er ſich an Helena ſelber, beſchwört ſie, zurückzukehren, ſendet ihr Geld und will alles thun, was Gott und Menſchen von ſeinen Kräften verlangen können. Aber daß er wie ein Wurm zu ihren Füßen falle und ſie um Gnade flehe, ſich wieder zu ihm zu begeben: das ſchien ihm doch gegen die Vernunft und ſelbſt gegen die Würde des Mannes zu gehen. Nun, deſſen bedurfte es auch nicht; Schubart's einziger Wunſch ward dennoch erfüllt: Helena kommt mit den Kindern nach Ludwigsburg zurück im Anfang des Märzmonats 1772. Wie hätte ſie ſolchen Gelübden, ſolch heiligen Betheurungen, wie ſie von Schubart ihr ſchriftlich zukamen, widerſtehen können! Seine Thränen und Schwüre hätten ja einen Stein erweichen müſſen, geſchweige ein liebebedürftiges Frauenherz!

Aber nicht lange währte die Freude, lachte das Glück. Kaum waren die erſten Entzückungen der Wiedervereinigten verrauſcht, ſo wurde Helena abermals krank, und zwar ſo krank, daß ſie einem „Marterbilde" glich. Ihre Nerven hatten durch anhaltenden Kummer gelitten; unbeſchreibliche Müdigkeit laſtete auf ihren Gliedern; „ſie litt faſt an allen Sinnen". Das Elend ſchien nicht mehr von der herbgeprüften Dulderin weichen zu wollen. Und doch wäre ihr dieſes Elend noch

erträglich gewesen; weit tiefer erschütterte sie die Wahrnehmung, daß alle Gelöbnisse ihres Mannes nur leere Worte geblieben waren! Er konnte von seinen Gesellschaften und Gewohnheiten nicht lassen und endlich erfaßte ihn „die Strömung des Verderbnisses" abermals und führte seinen völligen Sturz herbei. Sein Lebenswandel, der fort und fort Aergerniß erregte, und ein Spottlied, das er auf einen vielgeltenden Hofmann verfaßte, sowie eine Parodie auf die Litanei: dies alles beschleunigte seinen Fall und bald wurde er seiner Stelle verlustig erklärt, und Würtemberg mußte er schleunig verlassen.

Im „Unsinn der Betäubung" von diesem ungeahnten Schlage stürmte der Bestrafte aus Ludwigsburg hinaus und ließ Weib und Kinder, ohne sich nur von ihnen zu verabschieden, in den traurigsten Verhältnissen zurück. So war Helena gänzlich verlassen und den beschimpfenden Vorwürfen der Feinde ihres Mannes preisgegeben. Der Leidenskelch war für sie über und über gefüllt. Es war im Mai 1773, als sie von diesem herbsten Lose getroffen wurde. Hätten nicht wenige edle Seelen sich der bedrängten und schwer heimgesuchten Frau angenommen, sie wäre vergangen in ihrem Elende. Wurde sie doch von unzähligen andern als Bettlerin angesehen, kalt bemitleidet und heiß verachtet. Und all diese Noth und all diese fürchterliche Pein wurde ihr zugefügt von dem, dessen einzige Sorge es hätte sein sollen, ihr das Leben zu versüßen! Wer vermag ihren Jammer zu ermessen?

Helena kam zum zweiten mal mit ihren Kindern in Geißlingen an. Wohin hätte sie sich sonst wenden können? Das Vaterhaus war ihre einzige Zufluchtsstätte. Und als sie dort eintrat, fand sie Mutter und Bruder am hitzigen Fieber krank. Wer hätte sie da noch trösten können? Sie verließ sich einzig auf Gott. Ueber der Pflege der Kranken vergaß sie wol auf Augenblicke ihr trauriges Los; aber endlich ward auch ihre Gesundheit untergraben, ihre Knie brachen zusammen und das Gift der Krankheit ergriff auch sie; und unter solchen Stürmen ist es nur zu verwundern, daß sie denselben nicht völlig erlag. Fürwahr, sie gibt ein wunderbares Beispiel davon, wie Schweres ein Menschenherz zu ertragen vermag! Tröstung, Erhebung in ihrem Leide gab der Betrübten, nachdem die Gefahren der Krankheit vorüber waren, nur der Aufblick zu Gott. Im Gebet suchte sie Balsam! Für ihre Kinder aber lebte sie mütterlich treu.

Unstet und flüchtig wanderte Schubart nach seinem jähen und schimpflichen Abgange aus Ludwigsburg als „Abenteurer und Schmarotzer zwischen Manheim, Heidelberg und Schwetzingen hin und her und suchte die Vorwürfe seines Gewissens durch geräuschvolle Vergnügungen und lustige Gesellschaften, durch Trinkgelage und Ausschweifungen zum Schweigen zu bringen". Aber schmerzliche Gewissensbisse und finstere Verzweiflung verbitterten ihm immer und immer wieder sein Schlemmen und Schwelgen. Und vergessen konnte er die Seinigen in ihrem Elend doch nicht ganz.

Helena selbst beschäftigte sich in ihrer trostlosen Lage nur mit dem treulosen Gatten. Als sie das erste mal in ihrer Krankheit die Augen wieder zu neuem Leben aufschlug, stammelte sie die Frage: „Wo ist mein Mann?" Und eben da bot ihr der gute Vater, der sie nie verließ, einen Brief von dem, nach dem sie so sehnlich fragte. Mehr als durch alle Arzneien wurde sie dadurch erquickt. Sie genas bald vollständig und hoffte aufs neue auf gründliche Sinnesänderung ihres irrenden Schubart. Selbst bei den größten Verfinsterungen seiner Seele ließ sie die Hoffnung auf seine Wiederkehr zu Gott nicht fahren. Sie betete nur um so heißer für ihn, je schauerlichere Pfade er wandelte. Ihre Kinder besuchten die Schule zu Geißlingen. Und wenn sie dann heimkamen, standen sie manche Stunde vor dem Bild ihres Vaters und wollten es mit Thränen und liebevollen Ausdrücken ins Leben rufen. Und Helena konnte sie nur damit trösten, daß sie den Lieben die gewisse Versicherung gab, er komme bald zu ihnen.

Aber Monde um Monde vergingen und der Vater — kam nicht. Manheim mußte er endlich ebenso schleunig verlassen als seinerzeit Ludwigsburg; sein unvorsichtiges, tadelndes Reden vereitelte die sicherste Aussicht auf seine Anstellung in der Pfalz; und jetzt zog er auf Zureden des bairischen Gesandten nach München, dort sein Glück zu versuchen. Um es desto sicherer zu erreichen, faßte er sogar den Entschluß, Katholik zu werden: gewiß der schmählichste Plan in seinem Leben, hervorgegangen aus heilloser Speculation, Faulheit und vollständigem sittlichen Bankrott. Aber „die flittergoldenen Heiligenbilder an allen Ecken, die summenden Processionen, das Gewimmel der Pfaffen und Mönche, der Stumpfsinn des Volkes" — das war seinem protestantischen Bewußtsein doch zu stark. Zudem war es ein Glück für Schubart, daß eingezogene Erkundi-

gungen über ihn auch entfernt nicht günſtig lauteten. Auf dieſe hin ließ man ihn laufen, und ſo war ihm ein Schritt erſpart, der vollends ſeine ſittliche Kraft und ſein Selbſtgefühl hätte lähmen müſſen. In München blühten ihm alſo wieder keine Roſen — zu ſeinem wahren Wohl!

Jetzt wollte er ſich nach Stockholm wenden; allein er kam nur bis Augsburg, und dort blieb er, gehalten einestheils durch vortheilhafte Anerbietungen, anderntheils durch die wehmüthigen Bitten ſeiner einſamen, trauernden Gattin. Flehte ſie doch unter Thränen, er möge ſie und die Kinder nicht ganz verlaſſen, nicht ſo in die Weite hinausirren, ſondern in ihrer Nähe bleiben! Und er blieb in Augsburg und gründete — die „Deutſche Chronik". Damit war über Schubart's ganzes ferneres Leben der Würfel geworfen. Dieſe Zeitſchrift gewährte ihm bald ein ſolches Auskommen, daß er wenig mehr zu klagen hatte. Später wurde die „Chronik" nach Ulm verpflanzt und nicht lange nachher war auch ihr Verfaſſer durch allerlei misliche Verhältniſſe gezwungen, nach Ulm zu überſiedeln.

Mit dem Anfang des Jahres 1775 finden wir Schubart in Ulm, und hier begann die beſte und glücklichſte Periode ſeines Lebens. Leider dauerte ſie nur gar zu kurze Zeit! Jetzt ſah er auch ſeine Frau nach zwei Jahren zum erſten mal wieder. Welch ein Wiederſehen! Helena ſaß kränkelnd am Nähtiſche und träumte heiße Wünſche für die Wohlfahrt des Gatten. Da tritt er ein in das melancholiſche Zimmer — er, für den die liebetreue Gattin lebte, betete, litt. Sie fährt auf, als ſie ihn ſieht und ſtreckt die verlangenden Arme nach ihm aus. Kein Wort vermag ſie zu ſagen; bleich wie eine Leiche liegt ſie in ſeinen Armen. „Da haſt du deinen Herumſchwärmer!" ruft Schubart endlich beſchämt und tief ergriffen aus. „O, es iſt gut, daß du nur da biſt!" erwidert Helena im zärtlichſten Tone der nimmer verglühenden Liebe. Bittere Thränen und Thränen der Freude rollen über ihre bleichen Wangen. Schubart „ſitzt wie ein Stock, gegen Donner und Regen abgehärtet, in einem Seſſel". Endlich ſchmilzt das Eis und ſeinem Herzen entſtrömen die feurigſten Worte der Liebe. „Willſt du mit mir? Ich bin nun in Ulm", fragt er bittend die Gattin; „der Sturm hat mich aus Augsburg gejagt. Was ich habe, iſt dein." „O ja, ich will mit dir und nur der Tod ſoll uns zum zweiten mal ſcheiden!" bejaht ſie freudig. „Und wo ſind ſie denn, meine Kinder, meine guten Kinder?" ruft jetzt der Vater mit gehobener Stimme. Helena holt ſie herbei. „Nun dürft ihr nimmer mit eures Vaters Porträt reden; da iſt er ſelber!" ſagt ſie zu ihren Lieblingen. „O Papa, Papa!" jubeln die Kleinen und hängen ſich an ſeinen Arm und liebkoſen ihn innig. Zerknirſcht umſchlingt Schubart die Kinder und dem Thränenſtrom kann er nicht länger wehren. Fürwahr, eine ebenſo feierlich ernſte als freudige Stunde! Nach langer, langer herber Zeit ſchien Helenen und ihren Kindern die Sonne des Glücks wieder ungetrübt. Und nach Jahren bekennt der gedemüthigte Gatte mit reuevollem Herzen: „Gerechter Gott, wie kannſt du einem Unwürdigen, einem Empörer ein ſo zärtliches Weib und ſo unſchuldige Kinder anvertrauen? War's etwa zu meinem Gericht?"

Als ſich die Sturmwogen der Freude nach und nach gelegt hatten, ſuchte Schubart ſeinen Schwiegervater auf. Dieſer that zwar „etwas kalt", fühlte aber in ſeinem Herzen doch ſo heiß für den Sohn, als ob er nie ein Verbrecher geweſen wäre. „Nun, willſt du Frieden ſuchen mit Gott und aller Welt?" fragte der Alte mit Nachdruck, und Schubart betheuerte dies mit ſichtlicher Rührung, und verſöhnt ſchieden die beiden voneinander, nachdem ſie ſich längere Zeit miteinander beſprochen hatten. Zugleich willigte auch Vater Bühler in die Bitten ſeiner Tochter, mit ihrem Manne nach Ulm gehen und dort bei ihm bleiben zu dürfen. Wer konnte über dieſe Zuſage freudiger geſtimmt ſein als Helena?

Wenige Tage und die Langgetrennten lebten in Ulm wieder beiſammen, und vom Augenblick ihrer Wiedervereinigung an ſchien das Glück ihnen hold zu ſein. Helena ſorgte mit alter Hingebung für das Hausweſen. War ſie auch anfangs kränklich, ſo erholte ſie ſich doch bald wieder, und überglücklich fühlte ſie ſich, als ſie bemerkte, daß die ganze Familie bei ihrer ſorgfältigen und haushälteriſchen Wirthſchaft ihr nöthiges Fortkommen und Wohlbefinden habe. Der Sohn des Dichters, Ludwig, machte im Gymnaſium in Ulm ſehr ſchöne Fortſchritte und erfreute die Aeltern durch glückliche Entwickelung ſeiner Anlagen; die Tochter, Julie, ein naives Mädchen von vieler Empfindung, zeigte entſchiedene Neigung und Anlage zum Singen und machte Mutter und Vater und vielen andern tauſend Freuden durch ihr Klavierſpiel. Schubart ſelber lebte nun auf. Seine „Chronik" fand immer größern Beifall, und wenn ſie ihm auch nicht wenige Feinde zuzog,

ſo ſtanden ihm noch weit mehr Freunde zur Seite. Beſonders innige Freundſchaft ſchloß er mit dem Dichter und nachmaligen Profeſſor Miller. *) Freilich war er auch jetzt noch das ſchwankende Rohr, das morgens mit ſeinem Miller in Gottes Natur ſchwärmen, für Freundſchaft, Tugend und Unſterblichkeit ſich begeiſtern konnte, um am Abend im Weinhauſe unter lärmender Geſellſchaft den Freigeiſt zu ſpielen und in alte Schwelgereien zu verfallen. Aber er kam ja überhaupt bei ſeinem Dualismus, „wo es zu ebener Erde mitunter ſehr gemein zuging, während im erſten Stock die höchſten Gedanken, die edelſten Empfindungen aus- und eingingen, niemals hinaus", und wir wollen dieſe Wirthſchaft nicht loben, ja nicht einmal entſchuldigen. Trotzdem war Helena mit ihrem Loſe zufrieden, ſo mancherlei Anfechtungen ihr auch beſchieden ſein mochten. Und auf ihren Mann ſuchte ſie auf die ſanfteſte Weiſe einzuwirken. So hatte ſie die Gewohnheit, Bibelſprüche auf kleine Zettel zu ſchreiben und ſie an ſolche Orte zu legen, wo ſie Schubart finden mußte. Er ſchien ſie zwar zu verachten, behielt ſie aber doch alle im Herzen, wie er ſpäter offen bekannte.

Hören wir hier gelegentlich eine Lebensgefahr des Dichters mit ſeinen eigenen Worten. Es war am 20. Auguſt 1777, als er mit einigen Freunden in der Donau gebadet hatte. „Mein Sohn" — erzählt Schubart — „kam nun mit ſeiner Mutter und Schweſter zu mir und wollte unter meinen Augen auch baden. Er war kaum im Waſſer, ſo riß ihn die Donau in ihren Wirbeln fort. Ich ſtürzte mich, ob ich gleich nicht ſchwimmen kann, ſchon angekleidet in die Donau, ſchrie meinem Knaben, von dem ich bald Kopf, bald Fuß ſah, unaufhörlich zu: «Rechts, Ludwig, rechts!» hatte bald ſelbſt keinen Grund mehr und wurde doch von der Flut wie unter den Armen getragen. Ich ſah endlich mein Kind ans Ufer ausgeworfen und arbeitete mich gleichfalls glücklich ans Geſtade. Der Knabe hatte einen Weidenſchoß unter dem Waſſer erwiſcht, an dem er ſich mitten durch Rohr und Gezweig emporklammerte. Ein Zweiglein zitterte noch in ſeiner Hand, als man ihn aus dem Gebüſch zog. Da ſtanden nun Vater und Sohn, träufelnd von Waſſer, wie Monumente der beſondern Vateraufſicht Gottes über ſeine Geſchöpfe; — weit oben am Geſtade mein Weib und meine Tochter, bleich wie Todte, und nach dieſer wundervollen Rettung — wie Auferſtandene, die ihr erſtes Leben athmen."

Das Jahr 1777 ſollte für Schubart das verhängnißvollſte werden. Er blieb mit Helenen in der damaligen Neujahrsnacht bis Mitternacht wach. „Mit dem Schlag zwölf ſah ich der Gattin", ſchreibt er in ſeiner Biographie, „ins bleicher werdende Antlitz, drückte ihr mit unausſprechlicher Wehmuth die Hand. «Daß ich dich liebe, das weißt du! Was kann ich dir wünſchen?» Das war alles, was wir ſtammelten, weinend lächelten, zitterten und — ach, unſere ſo nahe Trennung hing in ſchweren Wolken über uns und bildete nur einzelne, aber große Tropfen der Wehmuth im Auge."

Und nicht umſonſt war es den beiden ſo wehmüthig ums Herz. Nach wenigen Wochen waren ſie voneinander getrennt, getrennt auf viele Jahre! Getrennt auf ruchloſe, ſchmähliche Weiſe. Am 22. Januar gab Schubart ein Concert. Helena holt den Mann aus dem Concert ab. Stumm und trübſelig ging ſie neben ihm her, daß ſie Schubart wegen ihrer Schwermuth zur Rede ſtellte. „Ich weiß nicht wie mir iſt", ſagte ſie und ließ eine Thräne fallen. Schubart ſchlief aber ſanft, obgleich auch auf ſeiner Seele eine unſagliche Bedrückung laſtete. Am Morgen darauf fuhr er mit dem Kloſteramtmann Scholl in Blaubeuren, ſeiner Einladung folgend, in letztere Stadt, um dort einen Fremden, der ſich ſehr für ihn intereſſire, zu ſprechen. Der Gattin bangte; die Kinder ſtanden ſchweigend um den Vater herum. „Leb' wohl, Weib!" ſprach Schubart, und Helena bot ihm die Hand, ward bleich und immer bleicher und alle Muskeln ihres Angeſichts zitterten. „Kann denn dieſer Fremde, der dich in Blaubeuren ſehen will, nicht zu dir kommen?" fragte ſie den Scheidenden. Und dies war das letzte Wort aus ihrem Munde. Der Schlitten fuhr ab. Ludwig aber rief dem Vater aus dem Fenſter noch nach: „Papa, komm' doch bald!" Aber er kam nicht wieder — die Fahrt, die jetzt unter-

*) Johann Martin Miller, geboren in Ulm am 3. December 1750, ſtudirte von 1770 an Theologie in Göttingen, wurde nach einem längern Aufenthalt in Leipzig im Jahre 1775 Vicar am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, 1780 Pfarrer in Jungingen, 1781 Profeſſor in Ulm, bekleidete von 1783 an verſchiedene geiſtliche Aemter daſelbſt und ſtarb als Dekan und geiſtlicher Rath am 21. Juni 1818 in Ulm. Großes Aufſehen erregte ſein erſter Roman „Siegwart, eine Kloſtergeſchichte", ſowie die „Geſchichte Karl's von Burgheim und Emiliens von Roſenau", die in den Jahren 1776 und 1778 erſchienen. Durch dieſe und andere ähnliche Arbeiten iſt Miller der Urheber der ſentimentalen Romane in der deutſchen Literatur geworden.

nommen wurde, fand ihren Endpunkt im Kerker auf dem Asperg. Hatte Helena den Kelch der Leiden ſchon oft zu koſten gehabt: diesmal war er mit bitterm Wermuth gefüllt, und bis auf die Neige hatte ſie ihn diesmal zu leeren. Entriſſen war ihr der Mann, an dem ſie mit inniger Liebe hing! Entriſſen war den Kindern der Vater! Verlaſſen — vereinſamt ſtand Helena, die Dulderin, im Leben, und wie es ihr gehen werde: ſie wußte es nicht. Nacht, dunkle Nacht war über ſie und ihre Kinder hereingebrochen!

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Aus dem Wasgau.

Von Friedrich Lampert.

III.

So brachen wir denn am frühen Morgen ſelbander auf, nicht ohne uns vorſorglich mit etlichen Vorräthen des Hotels verſehen zu haben, um zunächſt die Ruinen der beiden Burgen, beſſer Felſenneſter, Alt- und Grafendahn zu beſteigen. Sie liegen nahe genug an Dahn; der Weg zu ihnen ſtieg durch feuchte Wieſen, dunkeln Föhrenwald und zuletzt recht anſtändiges Dornengeſtrüpp auf. Wild und finſter ragen dieſe Burgtrümmer aus der gar nicht idylliſch gefärbten Umgebung hervor; alles iſt zerfallen, aber die Ausdehnung der Ruinen zeugt von dem bedeutenden einſtigen Umfange der beiden Schlöſſer; nur ein Felſengraben hält ſie voneinander getrennt; ſie konnten ſo ganz freundlich miteinander verkehren, aber ſich auch gleich aus erſter Hand auf den Hals kommen. Treppen, Gänge, Kammern u. ſ. w. ſind alle mit manchmal großer Mühe in die Felſen gebrochen und von künſtlichem Mauerwerk oft ſchwer zu unterſcheiden. Das Rittergeſchlecht derer „von Than", das hier hauſte, muß ein ſtreitbares, mannhaft trotziges und gewaltthätiges geweſen ſein; ſolches Felſenneſt iſt kein Haus für einen weichen Sinn, und wer ſolch ſchauerliche Verließe bauen konnte, wie das hier in Geſtalt eines umgekehrten Trichters in den Felſen eingekeilte eins iſt, der hatte jedenfalls ſtarke Nerven. Es war nicht nur der auf- und abwogende Morgennebel, der die Ausſicht von dieſer wilden Stätte verdeckte; ſie iſt überhaupt nicht weit gehend, keine lieblichen Bilder zeigend; nur ganz ſchmale grüne Thalgründe tauchen hier und da auf, ſonſt geht meiſt der Blick auf Wald und Fels, überall wird er von den ſcharfen, riſſigen Kuppen und Kämmen beengt.

Und dieſe ſahen nun von allen Seiten, nachdem wir von Altdahn zum Fiſchweger Hof mit der einſamen Mühle herabgeſtiegen waren, auf unſern Weiterweg herein, immer wechſelnde, phantaſtiſche, abenteuerliche Steinbilder. Wir waren wieder auf einer großen Hauptſtraße, der nach Wieſenburg führenden, welche Säulen mit der doppelten Aufſchrift: „Linien gegen das Ausland — gegen das Inland", als Grenzſtraße bezeichneten, und das Thal, in welchem wir nun gingen, war das Grenz-, das Lauterthal. „Wenn auch die natürlichen Grenzlinien Deutſchlands und Frankreichs nicht am Rhein, nicht an der Lauter liegen, ſondern wol noch eine gute Strecke hin näher gegen Paris, auf den Firſten der Argonnen und Ardennen, ja, wenn das Elſaß nicht, wie die Franzoſen meinen, bis zur Queich, ſondern der alte Speiergau und pfälziſches und rheinfränkiſches Weſen noch einige Meilen über die Lauter reicht und erſt an der Motter das alemanniſche Element den Sieg erringt, ſo iſt doch die heutige politiſche Grenzbeſtimmung durch die Lauter in mancher Hinſicht eine den Verhältniſſen entſprechende. Gleichſam vermittelnd tritt die Lauter ein, theilt das ſtreitige Land in zwei völlig gleiche Theile, indem ſie zwiſchen Queich und Motter, gleichweit von beiden entfernt, die rechte Mitte bis zum Rhein hält und den Anſprüchen Frankreichs und dem Rechte Deutſchlands zwei gleiche Hälften zutheilt. Beinahe im Herzen der Pfalz, am hohen Eſchkopf entſpringend, bildet ſie mit ſüdlichem Lauf ein durch jene Felſenwunder ausgezeichnetes Längenthal bis zur jetzigen franzöſiſchen Grenze, wo ſie ſich mit einemmal öſtlich wendet und nun, ein Querthal bildend, die Vogeſenkette durchbricht, bei der Grenzſtadt Weißenburg ins offene Land tritt und bis zum Rhein hin mit den Spuren der einſt berühmten Weißenburger Linie Deutſchland und die Pfalz von Frankreich und dem Elſaß ſcheidet. Die Lauter hat darum eine hohe politiſche uud militäriſche Bedeutung von jeher behauptet. An ihren Ufern liegt das Grenzland, zum allergrößten Theil mit Wäldern bedeckt, ſowol in der Ebene als im Gebirge. Die elſäſſiſche Stadt Weißenburg kann als Mittelpunkt dieſes Grenzlandes gelten. Vor ihr öffnet ſich die Rheinebene mit dem großen Bienwald, hinter ihr thürmen ſich die Wasgauberge mit dem ſchönen Forſt der Mundat. In der Kriegsgeſchichte ſpielt dieſer Strich eine beſonders große Rolle; ſeit zwei Jahrhunderten bekämpften ſich in ihm

Franzoſen und Deutſche. Dieſſeit wie jenſeit der Lauter ſind die Bewohner ihrer Abkunft nach gute Deutſche, und die deutſche Sprache, das rheinfränkiſche Idiom mit alemanniſchen Elementen vermiſcht, hält ſich tapfer und ſiegreich gegen das „Welſch" der Franzoſen. Was die politiſchen Sympathien betrifft, ſo verhält ſich dies leider anders."

Iſt doch Napoleon in den Rheinlanden noch viel zu ſehr der volksthümliche Held, und ſo mußten ſie auch aus einem der Felsbilder dieſes Landes das getreue Conterfei deſſelben herausfinden. Da, als ich eine gute Strecke das Lauterthal durchwandert, an den ſeitwärts herſchauenden Felskoloſſen des Thals von Buſenberg, namentlich dem wirklich eine Ruine auf ſeinem ſtarren Scheitel tragenden Drachenfels, oder den kühn in die Luft ſpringenden ſcharfen Graten des Dörndt, oder dem wahrſcheinlich einen ägyptiſchen König auf ſeinem Thron darſtellenden Fladenſtein meine Phantaſie geübt, hinter den hübſchen Dörfern Bruchweiler und Bärenbach das Lauterthal verlaſſen hatte und die Berghalde der Gaſſenwies hinangeſtiegen und nun bei Bundenbach auf die Straße zum Bumbacherthal und nach Schönau gekommen war, da hatte ich wirklich den „Napoleonsfelſen" neben mir. Man kann einige Aehnlichkeit mit dem Frankenkaiſer herausbringen, aber das Volk dort läßt ſich's nicht nehmen, daß dieſe koloſſale Felſenbüſte genau die Züge ſeines Helden trage, genau den kleinen Mann im dreieckigen Hut und mit den gekreuzten Armen darſtelle, und ſo läßt es ihn „auf den Grenzbergen der großen Reiche ſtehen, deren eins er ſo tief erniedrigte, während er das andere ſo hoch erhoben, verſteinert als gewaltiger Fels, an deſſen Bruſt die Stürme und Wetter zerſchellen, am Rande des Lauterthals im pfälziſchen Wasgau, unfern der franzöſiſchen Grenze. Um das ſtarre Haupt kreiſt der Falke, um an den Adler zu erinnern, der ſeine Schwingen über drei Welttheile breitete und den gewaltigen Flug im einſamen Weltmeer endigte."

Eine andere Landſchaft als bisher umgab mich auf einmal, als ich aus dem Bumbacherthal in ein neues, das der Suhr oder Sauer, das Hauptthal dieſes Theils der Vogeſen, gekommen war. All die ſtarre und wilde Felſenwelt ſchien wie mit Zauberſchlag verſchwunden; weiche, runde Formen, bis hoch hinauf mit prächtigen Buchen beſtandene Waldhügel waren an ihre Stelle getreten und ſäumten das enge, vom klar prächtigen Waſſer des Fluſſes durchrauſchte, mit einem im friſchen Grün prangenden Wieſenboden bedeckte Thal. An ſeinen beiden Seiten, unter dem Schatten der Waldberge hin, zogen von Eiſenſtaub geſchwärzte, trefflich gehaltene Straßen, ein paar der in der Pfalz wohlbekannten „Gienanthſtraßen", auf deren eine nun der bei der Hitze des Morgens herrlich erfriſchende Waldweg einmündete. Sie führte mich vollends nach Schönau, einem reizend inmitten des Thals am Ende eines großen Teichs gelegenen Ort, dem Mittelpunkt der berühmten Eiſenwerke, welche auch hier die faſt alle Eiſenbergwerke und -Hütten der Pfalz beſitzende Familie Gienanth angelegt hat und betreibt.

Wiederum wäre es hier gut geweſen zu bleiben und Standquartier zu machen; gar zu lieblich, friedlich liegt das Dorf; das Leben und Treiben an den Hohöfen und Werken hebt nur den poetiſchen Reiz, ihr Pochen und Hämmern hallt melodiſch an den Waldrändern wider und ringsherum breitet ſich die tiefe, feenhafte Waldherrlichkeit des alten Vogeſus aus mit ſeinen Bergen und Burgen. Das „Burgenland" wird mit Recht das Land um Schönau genannt; nirgends wol liegen, oft nur büchſenſchußweit auseinander, ſo viel Burgruinen zuſammen als in dieſem ſo wenig gekannten reizvollen Grenzlande. Wenigſtens an zwanzig ſolcher Burgen finden ſich im Umkreis weniger Stunden bei Schönau; faſt ein jeder Kegel und Felsſpitz der hier quer über das Gebirge laufenden Grenzlinie iſt mit ihnen gekrönt. Da iſt der Kulmenfels, ſchön und trotzig, aber unbekannt ſeine Geſchichte wie ſeine Lage; keine Chronik, keine Sage meldet von ihm; dort auf hohem, dickem, ſäulenartigem Fels der Fleckenſtein, deſſen Herren einſt zu den „vier Landrittern" des Elſaß gezählt, und hier, ganz nahe bei ihm, wieder der Löwenſtein, vom Volk der „Lindenſchmidt" genannt, der noch immer aus dieſer ſeiner Burg auf hohem Roß an der Spitze des wilden Heeres am Rheinſtrom auf und ab und über das Waſſer hinzieht und Krieg und Unheil verkündet. Dann könnt ihr euch wieder mitten im Faunwald, einem der ſchönſten und ſtillſten Forſte hart auf der ehemaligen „Bitſcher Grenzmarke", wo ſich Pfalz, Elſaß und Lothringen die Hände reichen, den auf einſamem Felskegel ſtehenden Blumenſtein und die faſt unnahbare Lützelhardt beſehen, und unweit von ihnen ſteht ihr ganz auf claſſiſchem Boden, dem des

Heldenbuches und Nibelungenliedes, am „Wasgenſtein".

Nu, wer was, der uff ſie ſchilte vor dem Waſchenſteine ſueg,
Do im von Spanir Walter ſo viel der vriunde ſlueg —

ruft der alte Hildebrandt dem finſtern Hagen vorwurfsvoll zu, als der allein noch von den burgundiſchen Helden übrig iſt und den Hunnen und Etzel's Mannen gegenüberſteht. Da am Wasgenſtein ſtand nämlich der gothiſche Königsſohn Walter auf ſeiner Flucht mit Hildegunde, von der das Lied „Walter und Hildegund" erzählt, den ihn verfolgenden Burgundern gegenüber und ſchlug, „wo von zweier Felſen Gipfeln iſt überwölbt die Schlucht", im Einzelkampfe die rheiniſchen Helden. Nur Hagen wollte nicht gegen den Jugendfreund kämpfen und ſaß traurig am Wasgenſtein, bis König Gunther in ihn drang und erſt aus dem neuen Kampfe der Friedensbund zwiſchen den Streitenden entſproß.

Und ſo könnt' ich euch noch viele, viele dieſer Burgen und Ruinen herzählen! Da ſind noch die Wittburg und Freundsburg, Windeck und Schöneck, Hohenfels und Altwinſtein; da ſind endlich die Hohenburg und Wegelnburg, ſie denn vor allen, die mühſam geſuchte und endlich geſundene, die Königin dieſer langen, weiten Burgenreihe, die ſtolze Grenzburg deutſchen Landes.

Zu ihr ging nun mein Weg hinauf in der heißen Mittagsſtunde, aber ich merkte faſt nichts von ihrer Laſt, denn ein dichtes Buchendach überwölbte den Pfad, ſobald ich kurz hinter Schönau die Gründe des nach dem Thal der Suhr von Kulmenfels ſich abſondernden und tiefbewaldeten Schwobthals betreten hatte und dies entlang an der Berghalde höher und höher ſtieg. Mein Führer fand ſich ganz gut zurecht. Nach einer guten halben Stunde ungefähr hörte das Anſteigen auf und wir gingen auf einem Bergjoch oben fort. Prachtvoller Hochwald ringsum und in ihm tiefe, tiefe Stille. Kein Menſch auf dem Wege, nur hier und da in dem Laub ein Raſcheln und Kniſtern von flüchtig dahineilendem, durch den ſeltenen Beſuch aufgeſcheuchtem Wild. Wir gingen hart auf der Grenze, die hier um die abſchüſſigen Halden der Wegelnburg und auf dem Bergjoch zwiſchen ihr und der Hohenburg läuft. Da ſteht der Markſtein, welcher ſie deutlich und ſichtbar bezeichnet. Jenſeit deſſelben iſt franzöſiſches Land. Ich trat hinüber ohne Paß, ohne Quälerei; kein Wächter, kein „Qui vive!" kein „Vive l'empereur!" Was ſollte das am Fuße der deutſchen Reichsveſte? Das war die Wegelnburg, die nun da, nur wenige Schritte dieſſeit des Markſteins, alſo auf deutſchem Grund und Boden, vor mir aufſtieg; eine herrliche Waldpyramide, aber ein ſteiler, hoher Berg.

Schon im 13. Jahrhundert war die Burg von den Strasburgern zerſtört worden, weil Qualvert von Geroldseck daraus den Landfrieden geſtört hatte. Später kam ſie vom Reich an Pfalz-Zweibrücken und gab dem Amt Wegelnburg den Namen. Im Dreißigjährigen Kriege war ſie noch Zufluchtsort der vom Feind bedrängten Landleute des Oberamts Bergzabern. Im Jahre 1680 wurde ſie vollends zerſtört. Und arg muß mit ihr verfahren worden ſein, denn ſehr wenige Trümmer ſind es nur noch, die ſich finden. Dunkel iſt ſo ziemlich ihre Geſchichte, wenig mehr, was ſie äußerlich kennzeichnet; das mag dazu beitragen, daß ſie ſo wenig bekannt iſt, und doch, welche Herrlichkeit thut ſich einem da oben auf! Aber mühſam iſt der Weg zum Gipfel; der Berg iſt ſteil, abſchüſſig, 2000 Fuß hoch. Die eigentliche, letzte Spitze ſtarrt noch dazu felſig, ſcheinbar unnahbar aus dem Geſtein vor. Ein Verlieren des rechten, im Zickzack hinaufleitenden Pfades würde in gefährliche Wildniß führen. Aber der Sorgfalt der Hüttenbeamten von Schönau ſcheint man es zu verdanken, daß der Weg leicht findbar gemacht iſt. Endlich ſtehen wir vor einem Thorbogen, hinter dem es uns finſter anſchaut; aber wir müſſen hindurch, zunächſt in einen düſtern Felſenſaal, in dem die gebannte Prinzeſſin im Schlafe liegt. An einem Freitag kann ein Sonntagskind ſie ſehen und erlöſen. Dann liegt dort auf dem Krötenſtuhl, wie ein Fels in der Nähe heißt, eine Muſchel mit einer Schlangenſchuppe, eine Krötenhaut und eine blonde Haarlocke. Wer dieſe Dinge in die Burg mitnimmt, dem kommt die Verzauberte zuerſt als Schlange, dann als Kröte und zuletzt, wenn er ſie zweimal geküßt hat, als ſchöne Jungfrau entgegen. Verſucht haben's manche ſchon, aber vollführt hat's noch keiner; mitten im Wagniß hat noch jeden Furcht und Entſetzen ergriffen und von dannen getrieben.

(Ein vierter Artikel in nächſter Nummer.)

Träumereien auf Wegen und auf Stegen.

Von Moritz Horn.

Ich glaube kaum, daß die Ueberſchrift für die nachſtehenden einfachen Gedanken eine vollkommen richtige iſt; indeſſen, ich habe ſie gewählt, weil

ich eine andere, beſſere oder bezeichnendere aufzufinden nicht vermochte.

Die Träumereien, die ich hier niederſchreibe, waren mir auf mancher einſamen Fußwanderung gar liebe Begleiter; hege ich deshalb für ſie eine beſondere Vorliebe, ſo möge dieſe verzeihlich erſcheinen.

1. Die Landſtraße.

Sie iſt in unſern Tagen, wo das Eiſenbahnnetz über alle Länder ausgeworfen iſt, eine vereinſamte Witwe geworden, welche unter dem Laubdach ihrer Bäume trauert über eine Vergangenheit, in welcher ihre Reiche liegen; ſelten nur ſtört ſie eine Erſcheinung in ihren Träumen.

Wie anders ſonſt, als ſie mit mächtigen, weithin gebietenden Armen Städte miteinander verband und Länder einander vereinigte! Da knarrte auf ſchwerer Achſe der gewichtige Fuhrmannswagen, beladen mit Kaufmannsgütern für Meſſen und Märkte. Im Wind weht die ſchützende Plane, in welcher der Name des Eigners, mit gar leſerlichen Buchſtaben eingenäht, ſich ſehen läßt; ein Vier-, Sechs-, wol Achtgeſpann ſtämmiger Pferde mit den Haarkrauſen über den Hufen, geſchmückt mit Kummeten, an denen rothe Tuchſtücken prangen, und mit einem Geſchirr, das von blanken, aneinanderklingenden Meſſingtellern ſtrotzt, verſieht ſeinen Dienſt mit freudiger Ausdauer. Neben dem Wagen geht der Herr — die Leitung der Pferde iſt das Geſchäft ſeiner Knechte — mit jener Gravität des gemeſſenen Schrittes, welcher dem eigen zu ſein pflegt, der ein Beſitzthum ſein nennt. Aus der Taſche des ſtattlichen Beinkleides aus Hirſchleder guckt das Beſteck mit Meſſer und Gabel; der mit Silber beſchlagene Griff beider zeugt ebenfalls von Wohlhabenheit, mehr noch die gefüllte, ſogenannte Geldkatze, die er um den Leib geſchnallt trägt.

Oft ſchon hat er den Weg gemacht und groß iſt ſein Anſehen in den Schankſtätten an der Straße, in denen er Herberge zu nehmen pflegt; er hat die Welt geſehen und erzählt gern nach eingenommener Abendmahlzeit dem verſammelten Kreiſe ſtaunender Hörer, welche entweder als einfache Fußgänger ebenfalls dort Nachtquartier ſuchen oder unten aus dem Dorfe heraufgekommen ſind, weil ſie wiſſen, er iſt da.

Sonſt trabte auf ſeinem Roſſe die Straße entlang der Kaufmann, „dem die Welt gehört", um ferne Kunden zu beſuchen, hinter ſich den kunſtgerechten Mantelſack und vor ſich in der Holſter nicht ſelten die ſicher treffenden Piſtolen.

Sonſt flog die Extrapoſtkutſche durch den aufwirbelnden Staub und das Horn des Poſtillons hatte einen ebenſo guten Klang als das des Lilienfürſten Oberon; denn ehrerbietig gab jegliches Fuhrwerk Raum.

Sonſt wanderte der Burſche „mit dem Stab in der Hand" unter dem Schatten der weithin ſich ſtreckenden Pappelallee, um draußen mehr noch ſich anzuerlernen, als er daheim Gelegenheit hatte.

Rüſtig und wohlgemuth ſchreitet er, ein Lied aus der Kinderzeit — ſein heimgegangenes Mütterlein hat es ihm gelehrt — in einfacher Volksweiſe trällernd. Das an ſich heitere Lied macht ihn plötzlich ernſt; wie kommt das? Er hat das Andenken an ſie mit dem Liede wach geſungen, welche ihn unter einem Herzen voll unendlicher Liebe getragen. Da blickt er empor zu dem blauen Abendhimmel; immer tiefer erſcheint dieſer, je länger unſer Wanderburſche hineinſchaut; er getröſtet ſich, daß da oben ein ungetrübteres Glück wohne als hienieden, und daß ſein liebes Mütterlein dieſes Glücks auch theilhaftig geworden ſei. Aus den dunkeln Wolken trüber Trauergedanken tritt die Sonne der Heiterkeit wieder. „Der Wanderburſch mit dem Stab in der Hand" ſieht ſich als Meiſter in eigenem Hauſe und „ſein Schätzchen", das beim Abſchied von der Bruſt den Strauß auf ſeinen Hut ſteckte, als zierliches Weib, blühend in voller Jugendroſigkeit, walten am eigenen Herd.

Wer möchte um dieſe herzerquickende Träumerei ihn nicht beneiden?

Sonſt trieb der reiche Viehhändler ſtattliche Heerden die Straße entlang und tauſchte nicht mit dem Kärrner, der auf zweiräderigem Wagen, beladen mit Weinfäſſern, gefüllt da draußen am Rhein und Main mit dem köſtlichen Saft der Traube, ſitzend, ſein in die Gabel geſpanntes Pferd in behaglich ſorgloſer Ruhe lenkt.

All dieſes reiche Wallen und Wandeln iſt vorbei; an die glatten Schienen, auf denen die ſauſende Locomotive den Train der Wagen hinter ſich fortreißt, übergegangen, einſam und verwaiſt trauert die Landſtraße über die einſtige Bedeutſamkeit ihres Daſeins.

(Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Joseph Hilscher.

Am 12. November 1837 starb in der österreichischen Garnison zu Mailand der Fourier Joseph Emanuel Hilscher: einer, dem das widrige Schicksal die Gabe eines großen poetischen Talents grausam verkümmerte. Damals erregte sein Tod und noch mehr die Reliquien seines poetischen Schaffens ein allgemeines Interesse. Der Widerspruch seiner Lebensstellung und seines Genius hatte einen tragischen Zug und zugleich lag eine gewisse Ironie des Schicksals darin, daß die besten Uebersetzungen, die wir Deutsche von einzelnen Gedichten Lord Byron's haben, in einer österreichischen Garnison gedichtet wurden. „Ich besuchte", erzählt ein Bekannter Hilscher's, „ihn oft in der Kaserne ai servi in Bologna, wo er nach Beendigung seiner Berufspflichten, in einer Ecke, im Fenster auf einem Brete, umgeben von dem Lärmen von vielleicht achtzig Soldaten, die mit ihm ein großes Zimmer bewohnten, seine Uebersetzungen Byron's schrieb." Leider ist der Unstern, der über Hilscher waltete, auch über diese Uebertragung mächtig gewesen: sie ist ein Bruchstück geblieben; von Hilscher sind nichts übrig als die „Disjecta membra poetae".

Ein Zufall hat jetzt wieder die Aufmerksamkeit auf den Halbverschollenen gelenkt. Einige Czechen erinnerten sich im Jahre 1861 eines jungen Dichters ihrer Sprache, Mácha's, der in Leitmeritz 1836 gestorben, und errichteten ihm dort ein Denkmal. Das erweckte den Wetteifer der dort lebenden Deutschen. War nicht Joseph Hilscher in ihrer Stadt am 22. Januar 1806 geboren? Es war nur billig, auch sein Andenken in edler Huldigung durch ein Denkmal zu verewigen. Dieser Anregung verdanken wir eine zweite und vermehrte Auflage von Hilscher's Reliquien: „Gedichte von Joseph Emanuel Hilscher. Originale und Uebersetzungen. Redigirt von L. A. Frankl" (Leitmeritz, Mercy u. Blömer, 1863). In der Einleitung erzählt uns Frankl den unglücklichen Lebenslauf des Dichters. Hilscher war ein Soldatenkind, sein Vater Profoß im 17. Infanterieregiment. Schon in den Soldatenschulen entwickelten sich die frühreifen Gaben des Knaben; Alxinger's Rittergedicht „Bliomberis" lernte er auswendig und seine liebste Beschäftigung war es, seinen Kameraden Ritter- und Geistergeschichten zu erzählen. Als das Regiment 1818 nach Laibach in Krain geschickt wurde, erhielt er in Friedrich Dahl einen hochgebildeten und phantasievollen Lehrer. Mit ihm las er Schiller, Tasso, Shakspeare. Alle Neigungen des Jünglings wandten sich der romantischen Poesie, dem Theater zu. Es wurde im Regiment ein Liebhabertheater errichtet, für das Hilscher dichtete, Decorationen malte, auf dem er spielte. Wie wenig solche Beschäftigungen sich für seine Zukunft eigneten, begreift sich. Sie mußten ihn nothwendig in unlösliche Conflicte stürzen. Einzelne seiner Gedichte gefielen, man wird, das Wunder eines „Naturdichters", der Sonette von bewunderungswürdiger Reinheit und Klangfülle schrieb, anstaunend, ihn mit Schmeicheleien überschüttet haben; das Leben im Dienst, wo er nur zu gehorchen hatte, und außer dem Dienst, wo man ihn grüßte und feierte, machte aus ihm erst einen zwiespältigen, zuletzt einen stolzen, verbitterten Menschen. Eine unglückliche Liebe kam dazu: mit schnödem Wort wies die Tochter eines laibacher Kaufmanns seine Bewerbung ab. Schicksalsschläge genug, die ihn in dem Trotz und der Weltverachtung Byron's den wahlverwandten Geist erkennen, lieben und bewundern ließen. Als Feldwebel marschirte er mit seinem Regiment nach der Lombardei. Aus Bologna schreibt er einem Freunde: „Die Stadt gefällt mir ungemein, und wer ein Kunstsinniger ist wie ich, dem bieten verwandte Künste reichlichen Genuß" — diese Worte schrieb ein Feldwebel. Daß in solchem Zwiespalt aus Hilscher jemals hätte ein großer Dichter werden können, unterliegt vielem Zweifel. Sein Gedankenkreis ist klein, selbst seine Verstimmung, seine Klage wirkt ermüdend. Nicht seine Schöpfungen, er selbst, sein Geschick fordert unser Mitgefühl. „Einer gewissen Größe", urtheilt Anastasius Grün, „entbehrt Hilscher nicht als Träger einer höhern, aus dem Alltagswust und dem Kasernenzwang sich emporringenden Culturidee. Diese Größe ist aber mehr rein menschlicher als literarischer Natur. Er ist nicht groß als das, was er ward, sondern dadurch, wie er's geworden; hochragend in seinem engen Corporalskleide, verliert er an Höhe, sobald man ihn der Uniform, die ihm zugleich ein Nessushemd war, entkleidet." Die außerordentliche Gewalt, die Hilscher über die Sprache erlangt, sein feines Gefühl für die Harmonie des Ausdrucks befähigten ihn zumeist zum Uebersetzer. Seiner Stimmung nach zog ihn das Düstere und Trotzige mehr an als das Halbe und Leichtbewegliche. Wenn er „Manfred" nachdichtete, mochte er in sich selbst etwas von jenem Helden Byron's empfinden. Wir setzen eins seiner Gedichte her; es mag zugleich seine Kunst und sein Wesen charakterisiren.

Aufschluß.

Ihr nennt mich kalt. Ich bin es, ja! Und kalt
Wie Gletschereis, an dem umsonst der Strahl
Der Sonne übt die schmelzende Gewalt,
Die Laub und Blüten sich erschafft im Thal.

Und ungesellig — Ja, ich bin es! Gleich
Dem Aar, der, herrschend in dem Steingeklüft,
Nicht wohnen mag im niedrigen Gesträuch,
Und finster, einsam nur die Luft durchschifft.

Und bin ich so, so bin ich es mit Recht,
Denn ihr seid wie die Wüste, aber fühl;
Miskennend, was in mir ist wahr und echt,
Habt ihr gehöhnt, gemisbraucht mein Gefühl

Ihr habt die Blüten meiner Brust zerstört
Und Dornen mir ins öde Herz gesä't;
Zu arger Wallung mir das Blut empört
Und Wolken mir ins Angesicht geweht.

Drum laßt mich kalt und ungesellig sein!
Was frommt's, mit euch zu leben im Verkehr?
Ich habe nichts mit eurer Art gemein,
Ich bin für euch, ihr seid für mich zu leer.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die Dauer des menschlichen Lebens.

K. G. — Fontanelle war fast hundert Jahre alt, als in einer Gesellschaft eine etwa ebenso alte Dame zu ihm sagte: „Ich glaube, uns beide hat der Tod vergessen!“ „Bst!“ erwiderte er, „sprechen Sie nicht so laut!“ Indeß schien der Tod doch etwas gehört zu haben, denn er kam bald und Fontanelle erreichte das hundertste Jahr nicht ganz; er war am 11. Februar 1657 geboren und starb am 9. Januar 1757 mit den Worten: „Mes amis, je sens une certaine difficulté d'être!“ Sein langes Leben verdankte er übrigens nicht etwa einem besonders kräftigen Körper, denn seine Brust war schwach, sondern neben einem thätigen und mäßigen Leben vor allem seiner sich stets gleichbleibenden Gemüthsruhe. Niemand hat ihn je laut lachen hören, aber er hat auch seiner eigenen Versicherung nach niemals geweint. Dem menschlichen Geiste jene wahre Selbstbeherrschung zu geben, die ihm auch unter den schwersten Schicksalsschlägen die Ruhe und selbst die Heiterkeit erhält, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Erziehung.

Und doch ist gerade diese Seite der Erziehung so äußerst wichtig. Wer die Welt und die Menschen kennt, weiß auch, daß dies das erste Zeichen eines Gebildeten ist, daß er in keinem Augenblick die Herrschaft über sich selbst verliert und auch in Momenten heftiger Erregung nicht vergißt, was er seiner Manneswürde schuldig ist. Wie viele Stunden der Reue und des Elends hat nicht eine einzige Minute ungeregelter Leidenschaftlichkeit hervorgerufen! Aber nicht blos für das geistige, auch für das leibliche Wohl und die Lebensdauer des Menschen ist jene Selbstbeherrschung von unermeßlichem Einfluß, der nur deshalb nicht immer hoch genug angeschlagen wird, weil er nicht unmittelbar empfunden wird. Unter der Zahl derjenigen Menschen, denen es vergönnt wurde, ein außergewöhnliches Alter zu erreichen, gibt es keinen einzigen, der sich von seinen Leidenschaften hätte beherrschen lassen.

Die größere Hälfte der Menschen stirbt vor Vollendung des siebzehnten Lebensjahres. Wer dies Jahr überlebt, genießt schon einen Vorzug, welcher der Mehrheit versagt ist. Nun soll nicht behauptet werden, daß ein langes Leben ein vorzugsweise zu erstrebendes Gut sei. Es liegt eine tiefsinnige Wahrheit in dem griechischen Spruche: „Wen die Götter lieb haben, der stirbt im Jünglingsalter.“ Doch gebietet schon die Pflicht der Selbsterhaltung und der Erfüllung der Aufgabe, die uns auf dieser Erde gestellt ist, alles zu vermeiden, was zur Verkürzung unsers irdischen Daseins beitragen könnte, und ein hundertjähriger Greis ist ein Gegenstand der Ehrfurcht, weil er ein Leben voll Arbeit und Entsagung hinter sich hat.

Menschen von hundert Jahren sind übrigens keineswegs selten. Es dürfte durchaus nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man die Zahl derer, die im gegenwärtigen Augenblick auf dem Erdkreise hundert Jahre und darüber zählen, nach Tausenden schätzt. Dann nimmt aber die Sterblichkeit außerordentlich rasch zu, das hundertzehnte Jahr erreichen nur sehr wenige. Vereinzelt finden sich jedoch Beispiele von einem weit höhern Alter. Von den Sagen der jüdischen Geschichten muß man hier absehen, denn neben unserer völligen Unkenntniß der damaligen Zeitrechnung weiß die Tradition jedes Volks aus seiner mythischen Periode von Personen zu erzählen, deren Leben eine mit den heutigen Bedingungen des menschlichen Daseins durchaus nicht zu vereinbarende Dauer erreicht haben soll. Andere orientalische Völker berichten von Männern, denen gegenüber Methusalem in jugendlichem Alter gestorben ist. Betrachten wir darum nur die Erscheinungen, von denen wir eine gewisse Kunde haben.

Das merkwürdigste Beispiel bietet uns ein ungarischer Bauer aus Köffrötsch bei Temeswar, Namens Petraez Czartan. Er war 1539 geboren, dreizehn Jahre nach der Schlacht bei Mohács, in der König Ludwig von Ungarn Sieg und Leben verlor, zu einer Zeit, da Luther auf dem Höhepunkte seines Ruhms stand und Karl V. noch nicht durch Moritz von Sachsen gedemüthigt war. Als das Jahrhundert zu Ende ging, war er 61 Jahre alt. Der Dreißigjährige Krieg verwandelte Deutschland in eine Wüste; Karl I. von England wurde enthauptet, seine Nachkommen wurden zurückberufen und wieder vertrieben; Ungarn wurde von seinen Peinigern, den Osmanen, befreit, unter deren Joch es 160 Jahre geseufzt hatte; man schrieb das Jahr 1700, und der Bauer in Köffrötsch lebte immer noch. Ludwig XIV. wurde durch den Spanischen Successionskrieg genöthigt, sein stolzes Haupt zu beugen, und starb zwei Jahre nach dem Utrechter Frieden als ein siebenundsiebzigjähriger, einsamer Greis, der seine Söhne, seine Enkel und seinen Ruhm überlebt hatte, und war doch 99 Jahre jünger als der alte Mann bei Temeswar, der noch täglich auf seinen Acker ging und seine Schweine fütterte. Auch im Norden war Friede geworden, nachdem Karl XII. vor Friedrichshall erschossen war; da endlich starb Petraez Czartan in einem Alter von 185 Jahren.

Zu einer nicht viel geringern Zahl der Lebensjahre brachte es der Schotte Wilhelm Shanoly. Er hatte auf der Flotte Karl's I. gedient und starb 1771, 178 Jahre alt. Die Zahl seiner directen Nachkommen hätte sich, wenn sie alle am Leben gewesen wären, bei seinem Ende auf 1033 belaufen.

Unter den Menschen, die ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht haben, befindet sich kein einziger, der nie geheirathet hätte. Daß sich die Fähigkeit zum

langen Leben auf die Nachkommen vererbt, iſt nicht zum Verwundern; pflanzen ſich doch viele phyſiſche und moraliſche Eigenſchaften, gute wie ſchlechte, oft mehrere Generationen hindurch fort. Sonderbar iſt die Beobachtung, die Franz Bacon gemacht haben will: daß nämlich Kinder von alten Männern und jungen Weibern lange leben. Wir können die Richtigkeit dieſer Beobachtung weder behaupten noch beſtreiten; ſicher iſt es aber, daß Männer im höchſten Alter noch geheirathet haben und daß aus dieſen Ehen Kinder entſproſſen. So hinterließ der Norweger Johann Surringten, als er 160 Jahre alt ſtarb, ein Söhnlein von 9 Jahren. Thomas Paren, ein Bauer aus England, heirathete, als er 120 Jahre alt war. Sein Gedächtniß und ſeine Geſichtsorgane blieben ihm völlig treu, bis er 1635 in einem Alter von 152 Jahren ſtarb; und er hätte vielleicht noch länger gelebt, wenn er nicht von Karl I., der ihn zu ſehen wünſchte, nach London berufen worden wäre, wo ihn die ungewohnte Lebensweiſe tödtete. Er hatte Kinder und Enkel, die über hundert Jahre lebten. Mit den Heirathsprojecten war der Norweger Drakenborg nicht ganz ſo glücklich. Von ihm weiß man noch in Jütland zu erzählen, wo er die letzte Periode ſeines langen Lebens zubrachte. Er war früh zur See gegangen und diente noch bis in ſein einundneunzigſtes Jahr als Matroſe. Funfzehn Jahre hatte er in der türkiſchen Sklaverei im äußerſten Elend gelebt. Als er ſich dann vom Seeleben zurückgezogen hatte, fand er zwar noch in einem Alter von 111 Jahren eine Frau; als dieſe aber geſtorben war, wollte er es mit einer jungen verſuchen und ging, 121 Jahre alt, noch einige Stunden, um ſich um ein Mädchen von 18 Jahren zu bewerben. Um ihr einen Beweis ſeiner Rüſtigkeit zu geben, ſprang er, die Hand auflegend, über die untere Hälfte einer der Quere nach durchgeſchnittenen Thür, wie man ſolche in Jütland noch jetzt findet. Sie nahm ihn aber doch nicht; und nachdem er noch einen ähnlichen, ebenfalls vergeblichen Verſuch gemacht hatte, gab er verdrießlich ſeine Heirathsabſichten auf. Er ſtarb 1772, 146 Jahre alt, und noch zeigt man in der Domkirche zu Aarhuus den zur Mumie zuſammengeſchrumpften, außerordentlich groß geſtalteten Leichnam des alten Norwegers in ſeinem Sarge den Fremden vor.

Deutſchland hat keine Beiſpiele eines ſo hohen Alters aufzuweiſen, obgleich die mittlere Lebensdauer hier gerade ſehr hoch iſt. Soweit bekannt, hat Wunder von Salzburg das höchſte Alter erreicht: er lebte 136 Jahre. Daß die Länder am Mittelmeer noch ſeltener einen hundertjährigen Greis aufweiſen, erklärt ſich aus klimatiſchen und andern Verhältniſſen. Rußland dagegen und Skandinavien zählen deren, im Vergleich zu der dortigen mittlern Lebensdauer, auffallend viele. Ebenſo die britiſchen Inſeln. Außer den angeführten Beiſpielen iſt noch in hohem Grade merkwürdig Heinrich Jenkins aus Yorkſhire, der 1670 ſtarb. Genau kannte er freilich ſelbſt ſein Geburtsjahr nicht und die Kirchenbücher aus jener Zeit gaben ebenſo wenig Aufſchluß. Nur wußte er beſtimmt, daß er, als die Schlacht bei Floddenfield zwiſchen den Engländern und Schotten geſchlagen wurde, Pfeile in die Nähe des Schlachtfeldes getragen hatte, wo er ſie einem ältern Burſchen übergab. Er meinte, damals 12 oder 13 Jahre alt geweſen zu ſein. Die Schlacht bei Floddenfield aber ward 1513 geliefert; demnach mußte er 1500 oder 1501 geboren und 169 oder 170 Jahre alt geworden ſein. Er zählte mehr als hundert Jahre, als er ſich noch im Schwimmen übte, und mehr als hundertundvierzig, als er noch meilenweit zu Gerichtsſitzungen ging.

All dieſe Alten ſind Männer, doch weiß man auch von einigen Frauen, die ein hohes Alter erreichten; ſo wurden in Irland die Gräfin Desmond 140, die Gräfin Ekleton 143 Jahre alt, und durchſchnittlich leben die Frauen länger als die Männer. Ein Arzt behauptete ungalanterweiſe: dies käme daher, weil die Frauen in der Regel mehr ſprächen als die Männer; aus demſelben Grunde leitete er das hohe Alter vieler Kanzelredner her. Der wahre Grund liegt indeß wol in dem Umſtande, daß Frauen und Geiſtliche häufiger ein gleichmäßiges und ſtilles Leben führen. Denn gerade die Regelmäßigkeit des Lebens bedingt im naturgemäßen Verlauf ſeine Dauer; Stand und Beſchäftigung des Menſchen üben darauf den größten Einfluß. Diejenigen, deren Aufgabe es iſt, uns das Leben zu erhalten und zu verlängern, die Aerzte, haben darum nicht viel Ausſicht, ein hohes Alter zu erreichen. Zu der Gefahr des täglichen Aufenthalts in Krankenzimmern kommt die nothwendige Ruheloſigkeit ihres Lebens. Wie ſehr aber, wo ſolche Verhältniſſe nicht obwalten, der einzelne im Stande iſt, ſein Ende hinauszuſchieben, dafür liefert der Venetianer Ludwig Cornaro ein merkwürdiges Beiſpiel.

Er war im Jahre 1467 aus einer der älteſten venetianiſchen Familien geboren. Bis in ſein vierzigſtes Jahr hatte er ein Leben geführt, wie es eben die vornehmen Venetianer jener Zeit zu führen pflegten, und war infolge deſſen ein kranker Mann. Den Entſchluß, ſein Leben durch die äußerſte Regelmäßigkeit und Mäßigkeit noch zu erhalten, führte er mit mannhafter Conſequenz ſechzig Jahre lang durch; denn er, dem alle Aerzte die Hoffnung benommen hatten, auch nur die Mannesjahre zu überleben, ſtarb erſt 1566 oder, nach andern, 1569, wurde alſo gegen hundert Jahre alt, und ſeine im höchſten Alter verfaßten Schriften zeugen von einer wunderbaren Heiterkeit und Friſche des Geiſtes.

Daß zu den Bedingungen, unter denen ein hohes Alter allein möglich iſt, Mäßigkeit und Arbeitſamkeit in erſter Reihe ſtehen, iſt ſelbſtverſtändlich; allein wir kommen auf unſere erſte Bemerkung zurück, daß die gleichmäßige Heiterkeit des Gemüths zur Lebensdauer ebenſo nothwendig iſt.

Eine Fahrt auf der Theiß.

II.

E. Sch. — Um mich für die Nacht so bequem als möglich zu betten, hatte ich mich auf die um das Verdeck laufende, mit einem senkrechten Netzwerk von Seilen umgebene Bank gestreckt und war unwillkürlich eingeschlafen. Bei meinem Erwachen war es stockfinster; ich erinnerte mich sogleich, wo ich lag, konnte aber weder das Netzwerk noch den Boden des Schiffs entdecken. Durch vorsichtiges Tasten mit den Füßen brachte ich endlich heraus, daß ich gerade an jene Stelle mich gelegt, wo das Netzwerk in der Länge von einer Klafter oder darüber unterbrochen war, weil hier beim Landen die Taue zum Befestigen des Schiffs durchgezogen werden. Die geringste Bewegung im Schlafe — und ich unruhiger Geist bin nicht einmal im Schlafe ruhig — und die Theißfische hätten sich darüber orientirt, ob ich genießbar oder nicht. Daß ich diese Nacht nicht mehr schlief, werden mir meine Freunde, die wissen, daß ich sonst nicht leicht erschrecke, wol verziehen haben.

Die Nacht machte der Dämmerung Platz. So todt und verlassen der Strand am Abend dalag, ebenso rege war das Treiben auf demselben am Morgen. Die Schiffsglocke ertönte und der Dampfer begann schnaubend nach Süd-West den zahllosen Krümmungen des Stroms zu folgen, der bei Tokay bereits alle Anschlemmungen des Oberlaufs fallen gelassen hat und bis zur Sajomündung fast ohne erdige Beimischungen fließt. Als wir im Jahre 1854 thalab fuhren, war das linke Ufer bis zur Sajomündung *) ein Sumpf- und Moorland, in welchem die Orte Eszlar, Lök und Dob gar übel gebettet waren, welches Ufer aber seither infolge der Theißregulirung trocken gelegt ist und sich trefflicher Wiesen erfreut, die durch das neue Kanalsystem künstlich und ganz nach Bedarf bewässert werden. Mit solchem Ungestüm werfen sich Hernad und Sajo, durch zahlreiche Nebenflüsse reißend gemacht, in den Strom, daß sie diesen, sobald sie angeschwollen sind, bis gegen Tokay, also mehrere Meilen weit, zurück- und über das rechte Ufer hinaus in das Becken des großen Sumpfes Veres nád drängen; Kähne und Flöße der Theiß haben dann genug zu kämpfen, wenn sie nicht wider Willen stromaufwärts getragen werden wollen.

Sobald das Schiff Tokay im Rücken hatte, entfalteten sich vor uns die der Theiß so eigenthümlichen Scenerien und fesselten uns stundenlang an das Verdeck. Bald rechts, bald links, bald auf beiden Ufern dehnten sich Sumpfwiesen und Sümpfe Hunderte und Tausende von Klaftern aus; meist waren die Ufer niedrig und manchmal so flach, daß der Kiel des Schiffs, sobald er dem Strande nahe kam, Fischbrut und pfundschwere Fische mit dem Wasser ans Festland spülte, wobei wol die größern Thiere durch langes Zappeln und Springen endlich wieder in ihr Element kamen, die kleinern aber elend in der Sonne verschmachteten. Nur zwölf, und zwar unbedeutende, Ortschaften zählten wir auf unserer Fahrt, welche thalab ging und — auf dem Dampfer! einen vollen Tag in Anspruch nahm. Selten war ein einzelnes Haus sichtbar, ebenso selten ein Szálás (Complex von Wirthschaftsgebäuden); nicht zu oft tauchte der bekannte langarmige Ziehbrunnen auf; selten nur war das Anland so trocken, daß einzelne große Felder nahe am Ufer sichtbar wurden, auf denen flinke Rosse das Geschäft des Getreidaustretens besorgen mußten; ja nicht einmal zur Weide waren die größten Strecken verwendbar, denn nur wenige Rinderheerden kamen uns wiederkäuend und neben dem Wasser gelagert zu Sicht. Fläche und immer wieder nur Fläche! Wasser und Sumpfland bilden die einförmige Staffage einer Theißlandschaft. Bis gegen Mittag erblickten wir auf beiden Seiten des Flusses, obwol genug entfernt, einzelne Hügel, etwa 30 Fuß hoch und 100 Fuß im Umfang, welche manchmal in zwei Reihen zu ziehen scheinen und sich zuletzt gegen Siebenbürgen wenden. Ob sie uralte Grabstätten sind, kann ich nicht entscheiden; sie werden von gebildeten Einwohnern dafür gehalten, andere wollen ehemalige Warten gegen die Osmanen in ihnen erblicken.

Die offene Fläche des Hauptstroms selbst bietet wenig Bemerkenswerthes. Möven aller Art, keck und zudringlich, tummeln sich mit widerlichem heisern Geschrei, ewig lärmend, eine Zeit lang um den Dampfer; dann entfernen sie sich, heben sich, silberglänzend, senken sich herab, schweben leichthin über den Fluß, sodaß sie mit den Flügeln die Wellen streifen, setzen sich auf den Wasserspiegel nieder, lassen sich eine Weile von der Strömung tragen, hüpfen dann plötzlich, wie übermüthige badende Jungen zu thun pflegen, kreischend in die Höhe, bald einzeln, bald in Gruppen; dann rasten sie wieder scheinbar unbeweglich auf der nassen Fläche. Immer aber, mögen sie im fröhlichen Uebermuth spielen oder sich einen Bissen streitig machen, immer vollführen sie einen gellenden, närrischen Lärm. Viel liebenswürdiger sind die Geschlechter der seltenern, schöngezeichneten, zierlichen Seeschwalben. Mit klagendem Ruf fliegt ein Volk Kiebitze, von einem großen Falken aufgeschreckt, empor und zieht mit nickenden Helmbüschen über den Fluß in das sichere Ried des andern Ufers und stört dort durch sein Erscheinen den schnarrenden, einsamen Wachtelkönig.

*) Das untere Sajothal ist den Ungarn eine ebenso traurige Erinnerung als das Blachfeld von Varna oder Mohács durch die Mongolenschlacht 1241.

Theodor Parker.

Theodor Parker wurde im Jahre 1812 in Massachusetts in der nordamerikanischen Union geboren; er war der Sohn eines unbemittelten Landmanns. Seine Vorfahren hatten einst, religiösen Verfolgungen zu entgehen, England verlassen und sich in Amerika eine neue Heimat gegründet. Auch den Kampf für Ame-

rikas Unabhängigkeit hatte die Familie Parker tapfer mitgekämpft und Theodor war ein würdiger Sprößling des Stammes, dem er angehörte.

Mit der Holzart bewaffnet, folgte er als Knabe dem Vater in den Wald oder half ihm auf dem Felde; er hatte Freude an der Arbeit und erkannte bald, daß sie kein Fluch, sondern ein Segen für die Menschheit ist. Abends saß die Familie um den häuslichen Herd und der Vater las mit seinen Kindern oder lehrte sie Lesen und Schreiben. Er leitete sie zu selbständigem Urtheil an und wiederholte ihnen oft die Worte: „Suchet die Wahrheit, liebet die Wahrheit, laßt's euch Ernst sein mit der Wahrheit!" Des Vaters Worte sanken in des Knaben Herz und erst nach gewissenhafter Prüfung, nachdem er sich die Frage: Hast du die Kraft, bei der Wahrheit auch in Verfolgungen zu stehen? Willst du, kannst du, was deine Lippen als Recht bekennen, in deinem Leben zur Wirklichkeit werden lassen? mit: Ja, ich will und ich kann! beantwortet hatte, wählte er den Predigerberuf. Er studirte in Cambridge in dem Harvard-College, promovirte mit großer Auszeichnung und wurde im Jahre 1836 Prediger einer Unitariergemeinde zu Boston.

Sein reiner Charakter, seine treue Pflichterfüllung, sein Geist und seine Gelehrsamkeit gewannen ihm bald Freunde und Bewunderer. Statt eines Bibeltextes nahm er häufig eine politische oder sociale Frage zum Gegenstand seiner Kanzelreden. Heute war es die Erziehung der arbeitenden Klassen, morgen die Rechte der Frauen, ein andermal das harte Los der Sklaven! Seine Worte drangen zum Herzen der Hörer und befeuerten dieselben zur Theilnahme an den nothwendigen Reformen, aber sie zogen ihm auch den bittersten Haß der Strenggläubigen und der Reformfeinde zu, und als es bekannt wurde, daß entflohene Sklaven Aufnahme und Schutz in seinem Hause gefunden hatten, als er es für seine Pflicht erklärte, dieselben im Nothfall mit der Waffe in der Hand zu vertheidigen, da gerieth selbst sein Leben in Gefahr. Er wußte, daß man ihm nachstellte und Mörder gedungen waren, ihn zu ermorden; doch änderte dies nicht das Geringste in seinem Verhalten. Er hatte ein tiefes, unerschütterliches Gottvertrauen

Leider kam die Kraft seines Körpers der seines Geistes nicht gleich; dazu widerstrebte es seinem rastlosen Arbeitssinne, sich zu schonen. So kam es denn, daß sich im Jahre 1859 Zeichen der Schwindsucht, die in seiner Familie schon mehrere Opfer gefordert hatte, bei ihm zeigten. Die Aerzte empfahlen eine Seereise nach Europa, in ein wärmeres Klima. Er ging, begleitet von den Segenswünschen seiner Gemeinde, die aus eigenem Antrieb beschlossen hatte, ihm den Gehalt für das nächste Jahr nachzusenden, zuerst nach England, dann nach der Schweiz und Italien. Seine treue Gattin folgte ihm, bald hoffend, bald zagend, je nach den wechselnden Aussprüchen der Aerzte. In Florenz schwand jedoch alle Hoffnung, und an einem Maiabend des Jahres 1860, umgeben von liebenden ihm ganz ergebenen Freunden, schlossen sich, in vollem Bewußtsein des Scheidens die Augen dieses edeln Mannes für immer.

Zu Theodor Parker's vorzüglichsten Werken gehört die in London erschienene Sammlung seiner „Critical and miscellaneous works", „Discourses upon matters pertaining to religion" („Reden über Religion" und „über das Dauernde und Vergängliche im Christenthum").

Zur Kenntniß der Natur.

Unter vielen neuern naturwissenschaftlichen Werken heben wir zwei als besonders ansprechend hervor. Seinem Inhalt und seiner Darstellung nach wendet sich Dr. Böhner's „Kosmos. Bibel der Natur" (Hannover, Rümpler, 1863), dessen Ursprung aus Alexander von Humboldt's „Kosmos" sich nicht verleugnet, wenn auch die Weltanschauung des Verfassers sich in wesentlichen Punkten von der des großen Todten trennt, mehr an das allgemein gebildete Publikum als an die Gelehrten. Den vielen populären Schriften über Naturwissenschaften reiht es sich würdig als ein echtes Volksbuch an. Seine Darstellung athmet Wärme und Frische; gegenüber der materialistischen Richtung der Zeit spricht sich eine gewisse ideale und deistische Anschauung mit großer Bestimmtheit, doch ohne die Andersdenkenden zu verunglimpfen und in einen todten Köhlerglauben zu verfallen, darin aus. Zahlreiche und wohlgelungene Illustrationen erläutern und veranschaulichen die geschilderten und besprochenen Erscheinungen.

„Die Riesen der Pflanzenwelt", von Eduard Mielck (Leipzig u. Heidelberg, Winter'sche Buchhandlung, 1864), sind ein kostbar mit 16 Illustrationen ausgestattetes Werk, das zunächst allen Freunden des Waldes willkommen sein wird. Aber auch in weitern Kreisen wird es allen, welche die Natur und ihre eigenthümlichen Schöpfungen lieben, einen großen Genuß bereiten. Die wunderbarsten Gebilde der schaffenden Natur, an deren Stelle, wie Heinrich Cotta einst warnend sagte, keine Kunst und Pflege ähnliche erziehen kann, führt uns der Verfasser und der Zeichner vor. Die Eichen und Buchen Holsteins und Oldenburgs senden uns einen echt deutschen Gruß aus ihren hochschattigen Kronen, schon in südlicher Pracht zeigen sich uns der Kastanienbaum des Aetna, die Platanengruppe bei Konstantinopel. Damit betreten wir die Wälder des Ostens: die Cedern des Libanon, Drachenbäume und Brotbäume erheben sich phantastisch. Aus Mexico ist eine gewaltige Cypresse da. Der höchste Baum soll ein Mammuthsbaum in Californien sein, 450 Fuß hoch, also höher als die Pyramide des Cheops und das strasburger Münster. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne bei seinen Schilderungen von der Schönheit und Erhabenheit der Natur ergriffen zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 4.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. IV. — Helena Schubart. Ein deutsches Frauenleben. Von P. Glöckler. III. — Aus dem Wasgau. Von Friedrich Tampert. IV. — Träumereien auf Wegen und auf Stegen. Von Moriz Horn. 2 Feldweg. 3. Gartenpfad. — Zur Geschichte der Malerei. — Beiblatt: Winter in London. I. Weihnachten. — Eine Fahrt auf der Theiß. III. — Daniel Manin.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

IV.

Herr Joseph Lecomte warf noch einen sorgenvollen Blick auf den Sohn und wandte sich dann in halberzwungener Heiterkeit zu der nahenden Genoveva. „Da kommt unser Töchterchen! Willst du dir auch einmal Bewegung machen? Recht so! Du hast so manchen Tag mit der Mutter am Fenster gesessen und in die Wolken gestarrt! Nicht grübeln, nicht den Kopf hängen lassen, lustig sein: das ziemt sich für die Jugend! Die Sperlinge sind ja klüger wie du! Die fliegen, hüpfen und zwitschern, daß es eine Freude ist. Warum blühen die Bäume, warum scheint die Sonne, wenn wir Menschen keinen Genuß davon haben?"

Es waren Ermahnungen, die er vielleicht mehr an sich selbst als an das junge Mädchen richtete. Denn auf Genoveva's Wangen hatte, als sie Marcel neben dem Lehnstuhl des Vaters gewahrte, schon ein holdes Erröthen die Blässe und den Ausdruck der Traurigkeit wie mit rosigem Sonnenaufgangsschimmer vertrieben. „Ich bin gar keine Grillenfängerin!" erwiderte sie, mit lieblichem Muthwillen ihre Locken schüttelnd. „Nur der Regen der vergangenen Tage hielt mich im Zimmer gebannt. Bei solchem Unwetter sitzen auch die Vögel verdrießlich und griesgrämig in den Zweigen. Wäre der Himmel immer blau und die Luft weich und mild, da würde ich so viel Unruhe und Lärm anstiften, daß Sie Ihr eigenes Haus nicht wiedererkennen sollten!"

„Oho, mein Kind, triumphire nicht zu früh! Denkst wol, weil ich das Podagra in den Füßen hätte, ich könnte nicht einmal mit dir herumtanzen? Wart', wir wollen einen Ball geben, ein großes Gartenfest! Mir fällt ein, wir haben ja deinen Eintritt in unser Haus noch nicht gefeiert, und nun Marcel's glückliche Heimkehr! Zwei Fliegen mit Einem Schlage. Warum ist die Welt schön? Wir wollen auch einmal lustig sein!"

„Ich kenne dich kaum wieder!" sagte mit gutmüthigem Lächeln Frau Elisabeth, die jetzt zu ihnen getreten. „Bist du doch übermüthig wie ein junger Marquis! Ach, du weißt nicht, meine liebe Genoveva, wie leichtsinnig und toll zu meiner Zeit die jungen Edelleute waren! Wahre Schreckensgeschichten haben sie in Paris aufgeführt und nun will Herr Joseph Lecomte in ihre Fußtapfen treten."

„Frau Elisabeth" — und mit einer gewissen altmodischen Höflichkeit, die ihm nicht schlecht

ſtand, küßte er der Gattin die ſchmale, feine Hand —, „die jungen Leute müſſen ſich zerſtreuen! Haben Sie nicht gehört, daß die Welt in den Geſundbrunnen geſtiegen und tauſend Jahre jünger daraus hervorgetaucht iſt? Draußen, auf den Plätzen, vergnügt ſich täglich das Volk; da gehören wir beide nicht hin; gelt, Frau Eliſabeth, wir würden eine ſchlechte Rolle bei dem Tanz um den Freiheitsbaum ſpielen! Aber hier, das ſind unſere Linden, unſere Kaſtanien, da richten wir nach unſerm Gutdünken unſer Feſt ein. Wir laden unſere Bekannten ein, da ſind Mädchen und Jünglinge —"

„Das iſt hübſch!" rief Genoveva, in die Hände ſchlagend. „Ein Ball! Ich habe im Leben noch keinen Ball mitgemacht; im Kloſter durften wir gar nicht davon ſprechen. Und in einem fremden Hauſe würde ich auch nicht tanzen; ich fürchtete mich vor all den Menſchen, die mich beobachteten. Unter Ihren Augen aber, meine Mutter — o, Sie ſind ſchlecht, Herr Marcel, warum lachen Sie mich nur aus?"

„Liebſte Genoveva, ich ſpotte nicht, ich freue mich Ihrer Freude! Um einen erſten Ball gaukeln alle Genien des Scherzes und der Heiterkeit — und mir iſt, als wären Sie ſchon ein klein wenig von ihnen verwandelt. Es iſt hier zu einſam um Sie her geweſen, das ſtimmt ernſt und trüb. Nun ſollen Sie deſto fröhlicher in den Frühling ſchauen."

„Abgemacht", entſchied Herr Joſeph, „wir laden unſere Freunde auf den nächſten Sonntag zu uns ein! Junges Volk zumeiſt! François ſoll morgen die Einladungsſchreiben beſorgen."

Die freundlichen Worte Marcel's, in die ſie mit der Selbſttäuſchung der Liebe mehr hineinlegte, einen tiefern Sinn, als ein anderer daraus entnommen, die Ausſicht auf ein Feſt, das ihre Bruſt in ſo befremdlichen und doch ſo ſüßen Ahnungen leiſe erbeben ließ, hatten wirklich Genoveva, wie Marcel ſagte, verwandelt. Mit ihrer frühern Schüchternheit kämpfte erwachend der Uebermuth und Muthwille des jungen, ſchönen Mädchens, das zum erſten mal, es kann nicht erklären woher und warum, zum Bewußtſein dieſer ſeiner jugendlichen Schönheit gelangt und ſtaunend und entzückt zugleich die Wirkung erkennt, die ſie auf die andern ausübt. Als ſie den Namen des alten Dieners François hörte, ſchüttelte ſie bedächtig ſinnend den Kopf: „Auf Herrn François werden wir wol verzichten müſſen, der iſt verſtört!"

„Verſtört?" fragte Marcel, bereit, auf ihren Scherz einzugehen.

„Er hat vor einer Stunde ein Geſpenſt geſehen."

„Ein Geſpenſt am hellen Nachmittag!"

„Sie ſind ein Ungläubiger, Herr Marcel! — Ein wirkliches großes Geſpenſt —"

„Wo denn? Wo iſt es ihm erſchienen?" Verbarg der alte Lecomte hinter dem kurzen Gelächter, womit er ſeine Frage begleitete, doch eine ernſte Neugier?

„Hier im Garten. Er hatte Ihren Seſſel und das Tiſchchen dort zurechtrücken wollen und iſt ganz leichenblaß ins Haus gekommen und hat der Magd, die es mir erzählt, zugeflüſtert: «Er iſt wieder da, der Kobold!»"

„Unſinn!" ſagte Joſeph Lecomte und nahm ſein Buch vor, Hume's „Geſchichte der Stuart". „Hört nicht auf ihn, Kinder! Der Alte träumt zuweilen mit offenen Augen. In meinem Garten Geſpenſter! Die pflegen doch nur auf Kreuzwegen oder Kirchhöfen umherzuwandeln, natürlich nur für die Sonntagskinder ſichtbar. Kindiſches Geſchwätz! Wieder ein Beiſpiel, daß die Philoſophie nicht für das Volk iſt." Damit vertiefte er ſich in die Schlachten des engliſchen Bürgerkriegs, in offenbarer Verſtimmung, wenngleich ihr Grund den beiden jungen Leuten verborgen blieb. Und da nun auch die Mutter an dem kleinen Gartentiſch von dunkelm Nußbaumholz ſich niedergeſetzt und eine Näharbeit begann, winkte Marcel dem Mädchen mit den Augen...

Im nächſten Augenblick gingen beide nebeneinander die Kaſtanienallee im halblauten Geſpräch entlang.

Ganz verſchüchtert, mit zurückgehaltenen Thränen ſagte Genoveva: „Was habe ich nur gethan! Warum iſt der Vater über meinen Scherz böſe geworden? Ich habe die Geſchichte nicht erfunden."

„Das iſt es eben!" entgegnete Marcel nachdenklich. „An Geſpenſter glaubt der Vater nicht, aber wenn François einen Menſchen geſehen —"

„Einen Dieb? Einen Räuber? Sie erſchrecken mich!"

„Sie werden ſich doch nicht fürchten, wenn ich bei Ihnen bin?"

Nun blitzten ihre Augen wieder hell durch den leichten Thränenſchleier; ihre Hand, die ſie in die ſeine legte, mochte ihm die Antwort ſagen: Nein! Dennoch wich der nachdenkliche Zug nicht aus Marcel's Geſicht. „Ein Geheimniß ſteckt

dahinter, Genoveva! So thöricht iſt der Alte doch nicht, im Sonnenſchein Geiſter zu erblicken! Und im Garten wäre es geſchehen?"

„Bei dem Pavillon an der Mauer — in der Geſindeſtube heißt es bei allen, dort ſpuke es."

Marcel blieb ſtehen. „Haben Sie Muth, Genoveva? Wollen wir einmal den verrufenen Ort beſuchen?"

Sie nickte. „Doch thue ich es nicht gern. Der Vater mag es nicht leiden, daß man dort umherſtreift."

„Gerade das treibt mich dahin."

„Ihr Ernſt — dieſer Ton... Wiſſen Sie, Herr Marcel, daß Sie mich nun auch furchtſam machen?"

„Sie lieben meinen Vater, meine Mutter..."

„Wem ſagen Sie es? Ohne Ihre Aeltern wäre ich verkümmert, vielleicht geſtorben. Ich habe ſo wenige Freuden in meinem Leben genoſſen, erſt hier in Ihrem Hauſe lernte ich Glück und Zufriedenheit kennen. Fordern Sie doch etwas Großes und Schweres von mir, ich bin bereit! Halten Sie mich nicht für ein ſchwaches, ſcheues Mädchen! Für meine Lieben habe ich Muth, kann ich ſterben!"

„Gute, liebe Genoveva! Noch bedroht ja kein Blitzſtrahl unſer friedliches Dach! Ich wollte Sie nur auf eine Gefahr vorbereiten, die vielleicht herandroht — von dem Geſpenſt."

„So reden Sie nur, ich bin ſtark!"

Und ſie hob den zierlichen Kopf, den ſie immer ein wenig geſenkt trug, mit einem Ausdruck von Entſchloſſenheit, der Marcel überraſchte, in die Höhe. In andern Tagen, unter gewöhnlichen Verhältniſſen hätte der Heldenmuth, zu dem ſich Genoveva emporraffte, da er weder zu der Sanftmuth ihres Weſens noch der Feinheit ihrer Geſtalt zu paſſen ſchien, etwas Herausforderndes oder Drolliges gehabt, in der Revolution aber überwog für die Zeitgenoſſen der pathetiſche und tragiſche Zug. Alle erwarteten, hoffend oder fürchtend, das Außerordentliche; entſetzliche Vorfälle, ungeheure Schickſalswechſel hatten die Menſchen mit den Schreckniſſen des Todes gleichſam vertrauter gemacht und den Schwächſten eine ſtählerne Ader gegeben. Auch in Genoveva ſprang ſie auf. Frauen, die früher vor einer Spinne in Ohnmacht gefallen, bebten vor der Guillotine nicht mit den Wimpern. Das Leben hatte an Werth und Reiz verloren, eine unbändige Leidenſchaft des Kampfes beſeelte und entzündete alle.

In einen Seitengang der Allee einbiegend, verloren ſich Marcel und Genoveva bald aus den Blicken der Aeltern. „Hier", hob er aufathmend an, „kann ich freier mit Ihnen reden. Sie ſind mir in der kurzen Zeit unſers Beiſammenſeins theuer, ja theuer wie eine Schweſter geworden. Warum ſollte ich Ihnen verſchweigen, was mich bedrückt? Es iſt mir, als wäre das ein geheimer Raub an Ihrem Beſitzthum. Vorhin, ehe Sie mit der Mutter zu uns kamen, hatte ich dem Vater vorgeſchlagen, Paris auf einige Monate zu meiden. Er läßt es ſich nicht merken, aber die wilde Bewegung zehrt an ſeinem Daſein. Auf unſerm Gute fände er das beſte und ſicherſte Aſyl, Ruhe und in vielfacher Arbeit Zerſtreuung. Mit einer Hartnäckigkeit, die mich ſtutzen ließ, weigerte er ſich indeß, auf meinen Vorſchlag einzugehen. Ich bringe ſeine Weigerung mit dem Geſpenſt in Verbindung. Wenn er einen Freund, einen Verfolgten in dem Pavillon verbirgt? Wenn François ihn durch einen unglücklichen Zufall entdeckt?"

In ihrer Unſchuld und Harmloſigkeit ſah ihn Genoveva mit großen Augen an; ſie erkannte die Gefahr nicht, die für ſie alle in dieſem Umſtand liegen ſollte.

„Glückliche Unwiſſenheit! Ach, Genoveva, wir leben nicht unter freundlichen Geſtirnen, ein Schwert hängt über uns! In ſeiner Sorge für die Mutter und Sie hat der Vater mit künſtlicher Decke Ihnen die Wirklichkeit verhüllt. Jenſeit der Gartenmauer herrſcht ein unerbittliches Geſetz, ein ſchreckliches Regiment..."

„Ich ahnte es wol, aber Sie wird das Schwert nicht treffen, Sie nicht!"

Zum Zeichen, daß ſie ſchweigen ſollte, legte Marcel den Finger auf den Mund; wenige Schritte von ihnen entfernt erhob ſich, ein kreisrundes Gebäude, mit Spitzen und Thürmchen und kleinen Glocken im chineſiſchen Rococoſtil, der Pavillon.

Der Garten der Lecomte dehnte ſich von der Straße Du Coq, in der das Haus gelegen war, bis zu einer der kleinen unanſehnlichen Gaſſen aus, in die damals Paris nach dem Hügel des Montmartre zu ſich verlor. Eine Steinmauer trennte ihn von dieſen Hütten und dem freien Felde. Obwol gepflegt und ohne auffallende Spuren der Vernachläſſigung, hatte doch dieſer Theil des Gartens an der Mauer, da er weniger von der Familie betreten wurde, einen wildern und einſamern Charakter. Dichter wuchſen hier die Hecken und Gebüſche ineinander, üppiger ſchoß das Gras auf den Raſenplätzen empor.

Nicht ſo ſorgfältig wie in dem vordern Theil war jedes Unkraut und jede wilde Blüte entfernt worden. Hier nun ſtand der Pavillon, aus gelbem Sandſtein, vor etwa funfzig Jahren aufgebaut. Der Großvater Marcel's, der es den vornehmen Leuten gleichthun wollte, hatte ihn errichtet. Sein Sohn Joſeph aber liebte das Chineſiſche und Verſchnörkelte nicht, er gab der engliſchen Gartenkunſt den Vorzug. So war denn das Gartenhaus dem Verfall und den Stürmen der Zeit ausgeſetzt geblieben. Der Glanz ſeiner vergoldeten Spitzen war erblichen, ſeine ſilbernen Glöckchen waren zerſprungen oder fehlten ganz. Grüne Jalouſien ſchloſſen ſeine Fenſter. Die Waſſerkunſt, die ehemals den Platz belebt, ſprudelte und rauſchte nicht mehr. In den Steinfugen der kleinen Granitſchale ſproßten die Gräſer auf, der ſchwarzgewordene Triton blies in eine geſpaltene Muſchel. Ringsumher ſtanden Tarushecken; ſie allein prangten in friſchem Grün, als wäre ihnen nichts geſchehen. Die Gänge, die ehemals über den Raſen zu dem Pavillon geführt, waren überwachſen, von kleinen Schlingpflanzen überwuchert.

Ein Hauch der Vergänglichkeit über allem... er durchſchauerte auch Genoveva's Herz, daß ſie ſich unwillkürlich näher an Marcel drängte und ihren Arm in den ſeinen legte.

Sie hatten aber das Ende des Baumgangs erreicht und blieben vor dem Platz, in deſſen Mitte der Pavillon aufragte, ſtehen.

„Hier alſo ſpukt es!" meinte Marcel endlich. „Nur ſcheint der Ort mehr zu einem Elfentanzplatz als für Kobolde geeignet. Und das Drolligſte iſt, daß ich, der Sohn des Hauſes, zuletzt von dieſen Geiſtern erfahre."

„Wer hätte Ihnen davon erzählen ſollen? Der Vater liebt ſolche Geſchichten nicht, und Sie —"

„Ich glaube nicht daran. Sie aber, Genoveva, ſind wol oft hierher gekommen; haben Sie je eine Spur von dem Geiſte bemerkt, den François geſehen?"

„Nie! Mich zog das verlaſſene Haus nicht an; doch bin ich in den letzten Wochen, als Sie fern von uns waren, täglich durch den Garten und hier vorübergegangen; es war immer ſo wie jetzt."

„Immer — und doch... Iſt da oben nicht eine Jalouſie aufgezogen?"

Genoveva beſtätigte es; aber wer ſagte ihnen denn, daß ſie nicht immer aufgezogen geweſen? Der Stelle gerade gegenüber, auf der ſie ſtanden, war die Thür des Pavillons. Auf drei Stufen ging man hinan. Spinnengewebe hingen, leiſe im Winde ſich ſchaukelnd, an ihren Angeln. Die Neugier der beiden jungen Leute war einmal geweckt ... vielleicht war der Pavillon durch irgendeinen Zufall geöffnet. Arm in Arm eilten ſie über den Raſenplatz. Aber das Haus war feſt geſchloſſen. Wie ſie auch klopften und lauſchten, kein Ton wurde vernehmlich. Hier und dort ſchloſſen die Jalouſien ſchlecht; ſie legten das Geſicht an die Oeffnungen: leere, kleine Zimmer mit koſtbarer Einrichtung, die allmählich verwitterte. Seit Jahren mochten dieſe Räume nicht gelüftet worden ſein. „Ob wir die Thür gewaltſam aufbrechen?" fragte halblaut Marcel ſeine Begleiterin. Genoveva indeß mahnte von dieſem Plane ab: ſie würden den Vater erzürnen, wenn ſie wider ſeinen Willen ſich in ſein Geheimniß drängten. So gab Marcel nach, obgleich mit verletzter Eigenliebe; war er denn ein Knabe, dem man noch kein wichtiges Geſchäft anvertrauen durfte? Wenn es ſich in Wirklichkeit um die Rettung eines Verfolgten handelte, hätte der Vater ſie ihm auftragen ſollen; ſolche Angelegenheit erforderte den Muth und die Thatkraft eines jungen Mannes, ſie war zu ſchwer für die Schultern eines Greiſes. In ſolchen Gedanken ſchritt er um den Pavillon, während Genoveva an der Granitſchale des Springbrunnens verweilte. Nur wenige Fuß breit war der Pavillon von der Gartenmauer entfernt. Eine alte, vielfach verriegelte Thür führte nach der Gaſſe. Marcel konnte ſich nicht entſinnen, daß man ſie jemals benutzt hätte; nie hatte er ſie offen geſehen. Einmal argwöhniſch geworden, betrachtete er alles mit mistrauiſchem Auge. Auch ihm erſchien das Einfachſte verdächtig. Wie leicht war es, aus der öden, faſt unbewohnten Gaſſe, wenn man nur den Schlüſſel hatte, in den Garten und den Pavillon zu ſchlüpfen! Waren einem die Verfolger nicht hart auf den Ferſen, mußte man ihnen ſo entgehen. Der geheimnißvolle „Er" des guten François war ein politiſcher Flüchtling, ein Ariſtokrat oder ein Girondiſt, daran zweifelte Marcel nicht mehr. Doch wußte der Vater um ſeinen Aufenthalt im Gartenhaus?

Dies erwägend, ging er zu Genoveva zurück.

Nichts gefunden? fragte ihr Blick und laut ſetzte ſie hinzu: „Das Ganze mag doch nur eine Einbildung des alten Dieners geweſen ſein. Und um all ſeinen grauſigen Erſcheinungen ein Ende zu machen und dieſem ſchönen, einſamen Platz

ſeine frühere Ehre wieder zu verſchaffen, wollen wir hier am Sonntag unſer Feſt feiern. Helfen Sie mir, Herr Marcel, etwas Ueberraſchendes zu erſinnen!"

„Ich bin ſo gar nicht in einer feſtlichen Stimmung, liebe Genoveva. . ."

„O, nun haben Sie mir meinen Traum geſtört, noch ehe ich ihn geträumt! Ich mag nicht tanzen, wenn Sie traurig blicken! Vergeben Sie mir meine Fröhlichkeit, ſie iſt ein Unrecht in ſo harter Zeit!"

„Liebes, gutes Mädchen! Was ſoll ich verzeihen? Ihr Lächeln? Aber die Welt würde ja in Dunkelheit verſinken, wenn die Sonne nicht leuchtete. Nicht zu heiter, zu traurig ſind Sie für unſer Haus! Mich treibt mein Ungeſtüm in die Ferne; ich bin ein ſchlechter Sohn, nicht fähig, thatenlos neben dem Stuhl meines Vaters zu ſitzen! Da dacht' ich oft: wenn du fern biſt, wird Genoveva deine Stelle einnehmen, deine Pflicht erfüllen und den Aeltern den verlorenen Sohn erſetzen. Ihre Fröhlichkeit wird den Vater erheitern, ihre Zärtlichkeit der Mutter ſo manche Sorge abnehmen. Das tröſtete mich. Soll es nun anders werden? Soll Ihre Traurigkeit nun auch meine Unruhe verklagen?"

„Nein, Marcel, nein! Was könnte mir heiliger ſein als der Friede dieſes Hauſes? Sie hätten mich nur nicht mit Ihren Grillen erſchrecken ſollen! Ich will mich ſo gut verſtellen, ſo gut! Es mag draußen ſchlimm genug hergehen, aber einmal muß es doch enden! Jede Nacht, ehe ich einſchlafe, bete ich, Gott möge Sie, die Aeltern und das Vaterland ſegnen! Ganz heimlich thue ich es. Sie ſind der erſte, dem ich es geſtehe, und ich habe die feſte Zuverſicht, mein Gebet werde erhört werden. Eines Morgens wachen wir alle mit einem Lächeln auf dem Geſicht auf. Bis dahin aber ſoll niemand merken, daß ich weinen kann, da ſollen mich alle die luſtige Genoveva nennen! Iſt's ſo recht?" Und um ihren Worten noch größern Nachdruck zu geben, fing ſie eine Arie aus einer damals beliebten komiſchen Oper von Grétry und Sedaine zu ſingen an. Ein lieblicher Reiz holder Mädchenhaftigkeit umſchwebte ſie in dieſem Augenblick. So mußte ein Weib beſchaffen ſein, an deren Seite ein Mann ein glückliches Leben zuzubringen hoffen konnte. Nichts war in ihr, das eine heftige Leidenſchaft entflammen mochte, aber eine Jungfräulichkeit des Weſens, ein Hauch der Anmuth und ſanft ſich anſchmiegender Zärtlichkeit, welche die Bürgſchaft dauernder Liebe ſind.

„Genoveva!" Er bedeckte ihre Hand mit Küſſen.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Helena Schubart.

Ein deutſches Frauenleben. Von P. Glöckler.

III.

Verweilen wir, ehe wir weiter gehen, noch einen Augenblick bei der Gefangennehmung und Einkerkerung Schubart's. Warum wurde denn der Dichter auf ſolche Weiſe behandelt?

Weder in Schubart's Lebensbeſchreibung und Briefwechſel, noch in denjenigen Stücken, die ſein Sohn nach des Vaters Tode über dieſen veröffentlichte, finden wir eine Urſache angegeben, welche ausreichen könnte, ſeine lange und harte Gefangenſchaft zu erklären. Schubart ſelbſt nennt als den giftigen Sumpf, aus welchem die Wolke aufſtieg, die ſich ſo furchtbar über ſeinem Haupte entladen ſollte, den Haß der Prieſter, „der nicht eher verliſcht, als bis er den Gegenſtand ſeiner Wuth zerſtört hat". „Wäre es den Pfaffen nachgegangen, ſo wäre ich" — ſagt er in ſeiner Selbſtbiographie — „längſt an langſamen Martern geſtorben." Mitten in einem Bezirke, den ſie ungeſtört zu beherrſchen gewohnt waren, ſiedelte ſich Schubart an, der mündlich und ſchriftlich, in Zeitungsblättern und Geſellſchaften einen Feuerbrand um den andern gegen ſie ſchleuderte. Allein er befand ſich auf einem Gebiete, wo ſeine Feinde unmittelbar nichts zu ſagen hatten; darum ſahen ſie ſich nach einem Arme um, der den Schlag auf den Verhaßten nur um ſo kräftiger führen ſollte. Und dieſen Arm fanden ſie, nach Schubart's und der Seinigen übereinſtimmender Angabe, in dem kaiſerlichen Miniſterreſidenten, General von Ried, in Ulm. Dieſen ſtolzen und hochfahrenden Mann hatte Schubart, der ſich übrigens noch im Februar 1775 in einem Briefe an ſeinen Bruder der Gunſt dieſer „ulmiſchen Geiſel" rühmte, durch eine Virtuoſencaprice gegen ſich aufgebracht; er hätte nämlich einmal vor dem General den Flügel ſpielen ſollen, verweigerte dieſes jedoch, weil ihm das Inſtrument nicht gut genug war. Freudig begrüßten „die Religionsverwandten" des Generals dieſen Vorfall und dem einflußreichen Manne ſchilderten ſie Schubart als einen Religionsverächter und als einen gegen

Oeſterreich überdies noch feindſeligen Zeitungsſchreiber, der auf deſſen Koſten Preußen zu erheben ſuche. Hiervon wurden die fromme Kaiſerin Maria Thereſia und ihr Miniſterium getreulich unterrichtet. Die Hand war alſo über den argloſen Schubart aufgehoben: es fehlte nur noch die Veranlaſſung, ſie auf ihn herabfallen zu laſſen. Und ſie war bald gefunden.

Aus einem wiener Briefe ſetzte nämlich Schubart in ſeine „Chronik" die Nachricht: „die große Kaiſerin ſei mitten im Anſchein der dauerhafteſten Geſundheit — vom Schlage gerührt worden." Dieſe Mittheilung war für den General erheblich genug, den Zeitungsſchreiber, der übrigens acht Tage ſpäter jene Nachricht in ſeinem Blatte widerrufen hatte, aufheben und ihn nach Ungarn in ewige Gefangenſchaft abführen laſſen zu können. Und trotz des Widerrufs ſehen wir Schubart zehn Tage ſpäter verhaftet und — nicht nach Munkács oder einer andern öſterreichiſchen Feſtung, ſondern auf den Asperg ins Gefängniß geführt.

Der kaiſerliche Geſandte hatte nämlich ſeinen Plan mit Schubart dem Herzog Karl von Würtemberg mitgetheilt, und dieſer erbot ſich, die Verhaftung des Chronikſchreibers zu vollſtrecken, weil er ſelbſt nicht wenig an ihm auszuſetzen finde. Was er aber an ihm auszuſetzen, wodurch er ſich die Ungnade des Herzogs in ſo hohem Grade zugezogen habe: dieſes Räthſel iſt niemals gelöſt worden. Wenn der Herzog in ſeinem Verhaftsbefehl an den Kloſteroberamtmann Scholl in Blaubeuren bemerkt, Schubart habe es in der Unverſchämtheit ſo weit gebracht, daß faſt kein gekröntes Haupt und kein Fürſt auf dem Erdboden ſei, der nicht von ihm in ſeinen Schriften auf das freventlichſte angetaſtet worden, ſo iſt dieſes ſicher mehr für den Vorwand, als für den eigentlichen Beweggrund zu ſeiner Gewaltmaßregel zu halten. Angenommen darf werden, daß ſich Schubart durch die Ungebundenheit ſeiner Zunge und die Rückſichtsloſigkeit ſeines Benehmens mehr Feinde machte, als er nur wußte, und dieſe mögen ſich ein Geſchäft daraus gemacht haben, ſeine alten und neuen Sünden dem Herzog gelegentlich mit den grellſten Farben vorzumalen. Genug — das furchtbarſte Geſchick ereilte den durch Ahnungen und treue Freunde aufmerkſam gemachten Dichter; aber unentrinnbar ergreift es den dem Verderben geweihten Mann. „Durch ſchale, ſelbſtverdächtige Vorwendungen — nicht einmal eines vermeintlichen Freundes, ſondern eines bloßen Bekannten läßt er ſich auf das Gebiet des Fürſten locken, der das Recht hatte, ihn auszuweiſen, aber ſich das Recht nahm, ihn einzukerkern."

Wir wenden uns nach dieſer Abſchweifung wieder zu der tieferſchütterten treuen Gattin des Gefangenen und ihren Leiden und Entſagungen, ihrem Bitten und Weinen, ihrem Muth und Edelſinn, ihrem Gottvertrauen und ihrem ganzen Weſen; alles ſoll nun an unſerm Auge vorübergehen. Und im hellſten Lichte echter Weiblichkeit, unverzagter Duldung und ehelicher Treue erſcheint gerade in dieſer herbſten und finſterſten Zeit ihres Lebens die arme Helena. Ihr Mann hatte ſie oft ſchwer gekränkt — deſſen bleibt ſie ſich bewußt; aber dieſes grauenvolle Schickſal hat er nicht verdient. Und nun, da ſie ihn unſchuldig leidend weiß, wird ſie erſt der unendlichen Fülle von Liebe inne, welche ſie für ihn empfindet. Jetzt iſt kein Gang ſo dornig, den ſie nicht mit Freuden thäte, um für ihren gefangenen Mann zu bitten; keine Abweiſung ſo hart, daß ſie ihr den Muth benähme, bei nächſter Gelegenheit wiederzukommen; kein Opfer ſo ſchwer, das ſie zu bringen ſich nicht beeilte, wenn es eine Erleichterung oder einen Wunſch ihres Gatten gilt. Unerachtet ihre äußere Exiſtenz durch den Herzog — wenn auch kärglich, doch im Durchſchnitt beſſer geſichert worden iſt, als ſie dies zeitweiſe während ihres Zuſammenlebens mit ihrem Manne geweſen war, geht doch ihr ganzes Weſen in dem Einen Wunſche auf, ihren Mann wieder zu haben. Dieſer Wunſch iſt die Macht, die ſie umtreibt; ſeine beharrliche Nichtgewährung bringt ſie oft beinahe von Sinnen; doch weiß ſie, wie Schubart einmal in einem Briefe halb ärgerlich von ihr ſagt, ſich echt weiblich immer wieder mit einem Waldſprüchlein zu beruhigen. In der Galerie deutſcher Dichtergattinnen gebührt unſerer Schubartin ein Ehrenplatz. Mit dieſen bezeichnenden Worten ſpricht ſich der Herausgeber von „Schubart's Leben in ſeinen Briefen" über Helena aus, und unſere Aufgabe iſt es, ſie nach ihrem Handeln und Dulden zu zeichnen.

Zwei Tage nach jener verhängnißvollen Fahrt nach Blaubeuren ſpricht ſich Helena in einem Briefe gegen ihren Schwager, den Stadtſchreiber Schubart in Aalen, über ihre verzweiflungsvolle Lage in den bitterſten Worten aus. „Ein Teufel in menſchlicher Geſtalt", ſagt ſie, „hat mir meinen Mann geſtohlen, vielleicht auf ewig geſtohlen. Ich bin nicht im Stande, den Jammer auszudrücken, der mich quält. Da ſitz' ich ohne Mann,

ohne Brot und keinen Gulden im Vermögen und werde von allen Seiten her gequält. Ich bin ganz sinnlos und unmächtig. Hätte mir Gott meinen Mann genommen, so wollte ich's als Christin ertragen; aber das ist unerträglich! Kommt mein Mann nicht bald los und ich habe mich ein wenig erholt, so lasse ich alles im Stich und gehe vor den Herzog und sag' ihm, daß er mir lieber mein Leben als meinen Mann nehmen soll! Will alles nichts helfen, so wird er mir doch erlauben, ein gleiches Schicksal mit meinem Manne zu haben; ich wage alles; Leben oder Tod — alles ist mir gleich! Was soll ich anfangen? Betrachten Sie meine armen Kinder, meinen unglücklichen Mann, und ich — ach, Verzweiflung ist mein Theil, wenn mir nicht Gott und gute Menschen beistehen! Schon heute soll mein Mann auf den Asperg geliefert worden sein. Warum — weiß ich nicht, weiß hier niemand."

„Nimm Dich meines Weibes und meiner Kinder an! Ich kann es nicht mehr, denn ich bin gefangen" — diese Worte schrieb Schubart zitternd und fast besinnungslos von Cannstatt aus seinem Freunde Miller in Ulm, der aber nicht in den Besitz derselben kam; allein auch ohne diesen Wunsch brieflich zu vernehmen, that Miller noch mehr, als der Bittsteller nur verlangte. Wir werden dies später noch hören.

Herzog Karl, auf dessen nächsten Befehl hin Schubart eingekerkert worden war, hatte Helenen einen Jahresgehalt von zweihundert Gulden ausgesetzt und ihre beiden Kinder, Ludwig und Julie, in die damalige Akademie zu Stuttgart aufgenommen — ein Lichtstrahl in die Kerkernacht Schubart's.

Helena verließ Ulm, die Stätte ihres seitherigen Glücks, und zog — nach Stuttgart, wenige Wochen nach dem furchtbaren Schlag, der sie betroffen. Bald erfährt sie daselbst, daß ihr Mann „gleich dem Teufel schwarz gemacht worden", und daß „hier kein Mensch das Herz hat, etwas zu sagen, selbst die Wahrheit nicht"; sie sucht aufrichtige, redliche Menschen, um in ihrer Bedrängniß eine Zuflucht zu haben, und findet sie nicht. Sie gibt sich alle erdenkliche Mühe, den Gatten besuchen zu dürfen, allein es ist alles vergebens. Sie schreibt an den Obersten Rieger, den Commandanten der Festung Asperg, und bittet ihn um die Erlaubniß eines Besuchs; allein sie muß zufrieden sein, wenn er ihr mittheilt, daß Schubart „gesund und an Leib und Seel' wohl versorgt sei"; und als eine „Gnade" preist sie es, daß sie dem Gefangenen auf dessen Begehren die Bibel, Klopstock's „Messias" und „Oden", die Schriften von Leß und Schubart's „Todesgesänge" — seine zuerst erschienenen Gedichte — schicken und ihm alle Wochen zweimal schreiben darf, während sie selber von ihm keinen Buchstaben erhält, weil — er von seinem Zuchtmeister keine Erlaubniß zum Schreiben bekam. Mit gewisser Hoffnung erwartet sie die Befreiung ihres Mannes; aber Monate um Monate vergehen, und am Jahrestag der heillosen Verlockung desselben zur Fahrt nach Blaubeuren steht sie noch gleich einsam, verlassen, gebeugt im Leben! An diesem Tage schreibt sie an den edeln und hochherzigen Miller in Ulm: „Ich bin öfters ganz melancholisch; ich bete, seufze und suche Ruhe der Seelen, aber der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach; ja, Geduld ist euch noth; hierinnen übte ich mich schon lange und glaube, daß mich Gott nicht über Vermögen heimsuchen werde. Durch Stillesein und Hoffen werde ich gestärkt; hat mich Gott schon aus so vielen Trübsalen erlöst, so will ich auch jetzt geduldig harren; ich thue immer nur so viel, als ich glaube, daß meine Pflicht sei. Die Menschen gebrauche ich als göttliche Werkzeuge; erzwingen kann und will ich aber nichts, Gott wird helfen. Letzten Freitag ging ich, ohne einen Menschen zu fragen, in die Audienz; zuvor setzte ich eine Danksagung für die Gnade auf, die ich und meine Kinder schon seit einem Jahre genießen, bat auch zugleich um Gnade für meinen armen Mann; ich ließ gerade mein Herz reden und übergab solches dem Herzog. Er schien es gnädig aufzunehmen und versicherte mich seiner fernern Gnade. «Was aber Ihren Mann betrifft», sagte er, «so soll Sie einen gebesserten Mann wiederbekommen; gegenwärtig ist er aber noch immer auf Irrwegen.» Er wies mich zur Geduld und fleißigem Gebet zu Gott. Das ist auch meine einzige Zuflucht. Ich bin nun wieder etwas ruhiger und glaube, nach Pflicht gethan zu haben. Nützt es nichts, so kann es auch nichts schaden; Gott hat die Herzen der Menschen in seiner Hand und kann es lenken, wie er will. Ich hoffe, mein lieber Mann werde doch bald Festungsfreiheit bekommen, vielleicht auf den Geburtstag des Herzogs; geschieht das, so will ich geduldig alles Weitere abwarten."

Mit Rührung hören wir die betrübte Gattin sprechen; mit tiefer Verehrung betrachten wir dieses weibliche Herz, das einerseits keinen Schritt

ſcheut, um den Mann zu retten oder ihm doch Linderung in ſeiner qualvollen Gefangenſchaft auszuwirken, andererſeits aber von einem Gottvertrauen durchglüht iſt, das ſtärker und herrlicher in keiner Menſchenbruſt wohnen kann.

So viel ſie aber auch für ihren Mann thut: ſie iſt immer nicht ruhig, ſie meint, immer noch mehr für ihn thun zu können. Sie ſchreibt wiederholt an den Oberſten Rieger; ſie geht ſogar ſelber auf den Asperg und beſtürmt den Commandanten mit heißen Bitten für ihren Mann — und darf dieſen immer nicht ſehen und ſprechen und tröſten. Sie bewegt mit treuherzigen Worten ihren theuern Freund, Rathgeber und Verſorger Miller, er möge doch dahin wirken, daß Klopſtock und andere große Männer, die ihren Gatten kennen, ſich bei dem Herzog für deſſen Befreiung verwenden, und dieſer werde dann ſolchen Bitten nicht widerſtehen können. Was ſie in ihrer Drangſal erſinnen kann, was ihr zur Erlöſung ihres Mannes nur im geringſten zuträglich erſcheint, ſucht ſie auszuführen. Und wenn alles, alles fehlſchlägt, ſo wird ſie nicht eingeſchüchtert oder läſſig: jedesmal beginnt ſie ihre Bitten und Rettungsverſuche von neuem; ſie läßt den Muth und das Vertrauen auf Gott niemals ſinken. Fürwahr — ein edles, ein herrliches Weib!

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Aus dem Wasgau.

Von Friedrich Lampert.

IV.

Die Spitze des Bergs iſt eigentlich nur ein kleines Plateau; die Burg — um die jetzt nur der Zauber der Sage ſchwebt — muß eben auch ein Felſenneſt geweſen ſein; wie geſagt, nur wenig Mauerwerk findet ſich noch; man kann nicht ſagen, wie ſie gebaut war, wie das oder jenes geſtanden und ausgeſehen haben mag; man kann nur rathen, ahnen; man braucht noch gar keinen Blick in die Ferne hinaus zu thun; ſchon in der nächſten Umgebung fühlt man ſich ganz eigenartig geſtimmt; man gibt der Volksſage recht: „Die Stimmung eines verzauberten Schloſſes, zu dem es dieſe macht, übergießt magiſch die einſame Felſenhöhe.“ Und das iſt's namentlich, was ſie ſo eigenthümlich macht, dieſe Wunderburg — ihre große, hehre Einſamkeit; daß ſie ſo einſam ſteht auf der Grenze zweier Lande, daß wir, wie Moſes vom Berge Nabo, von ihr hineinſchauen dürfen in ein Land, in das wir nicht kommen ſollen und das doch vielleicht nach Gottes Rath und Willen unſerm Volke einſt wieder zu eigen werden ſoll, wie es einſt ſein eigen war.

Wie auf einem Felſeneiland im Meer ſtehen wir auf der Wegelnburg, allein, abgeſchieden von der Welt, nur daß es ein weites, grünes Waldmeer iſt, das um uns flutet, deſſen Wellenhügel ſich zu unſern Füßen lagern. Nur ganz wenig von bewohntem Land ſehen wir in nächſter Nähe; der einſame Meierhof da drunten auf der grünen Waldwieſe, das Dörfchen Rothweiler hart am Fuße des Bergs ſind die einzigen Zeugen des Menſchenlebens und -Treibens, die uns nahe ſind; was wir da draußen jenſeit der Berge von Städten und Dörfern gewahren, das liegt meilenweit entfernt. Nur nach Norden hin, da zieht ſich das Felſenland hinaus, die Wunderwelt von Dahn und des Hohenweilerthals, in ſchönſter Perſpective liegt es offen vor uns da, ſeine Hauptgebilde, Bernwartſtein und das lindenbrunner Schloß vor allen, ragen deutlich vor, die Madenburg und der Trifels ſchließen das Felſenland, aber noch weiter hinaus zeigt ſich das weite Waldgebirge der Haardt bis zum fern aufſteigenden Donnersberg. Aber da nach allen andern Himmelsſeiten ruht das Auge wie trunken nur auf Wald und abermals Wald, nicht auf monoton hingebreiteter Fläche, ſondern auf einem weiten, ausgedehnten Waldland, in dem ganze Hügelketten hinter tiefen Thälern und Schluchten hintereinander aufſteigen, auf der ganz und gar vor einem erſchloſſenen Herrlichkeit des alten Vogeſus. Da drüben ſüdweſtlich zieht das Gebirge wie ein rechter Grenzwall weit vorgeſtreckt ins Land hinaus, ein dunkel hinſcheinender Waldfirſt, und hüben und drüben liegen offene, ſonnige, blühende Lande, des Deutſchen Reichs alte, herrliche Provinzen: Lothringen, Elſaß. Weithin glänzt und leuchtet die elſäſſiſche Ebene, fern zwar, jenſeit der Berge und Schluchten, aber das Münſter von Strasburg ſteigt doch rieſenhaft aus ihr empor, und noch weiter dahinter, ganz am Horizont, taucht geiſterhaft ein langer weißer Streifen auf: „die freie Schweiz grüßt mit ihren Alpen über das verlorene Elſaß herüber die ſchöne Pfalz am Rhein“.

Und angeſichts ſolchen Blicks in die Nähe und Ferne möchte ich mich fragen: ob es viele Burgen in den deutſchen Landen gab, die dieſer koſtbaren Grenzhüterin die Spitze bieten können.

Ich glaube nicht; ich habe nichts übertrieben; ich halte die Wegelnburg allein einer Reiſe werth, und den Tag, an dem man ihrer Herrlichkeit innewerden, für einen jener, die man nie vergißt.

Einer ſolchen Burg gebührt ein ſtolzes, würdiges Gegenüber; die Wegelnburg hat's in der Hohenburg gefunden, die, nur durch eine tiefe Bergſchlucht von ihr getrennt, gerade ihr ins Angeſicht ſchauend, ſchon auf franzöſiſchem Gebiet emporſteigt, ein ebenſo ſchöner, hoher, vom Gipfel bis zur Sohle in ein ſchimmernd Waldkleid gehüllter Berg wie ſein deutſcher Geſelle. Aber faſt ſind die Ruinen ſeines Schloſſes beſſer erhalten. Es war die Stammburg der Witwe Franz von Sickingen's und ward darum in den Fall des „letzten Ritters" nachgezogen; die Kurfürſten, die Landſtuhl zerſtörten, legten ſich auch vor die Hohenburg, und was ſie noch geſchont hatten, ſank durch den Pfalzverwüſter Monetar im Jahre 1680 vollends in Vernichtung. Nun fließt kein Blut mehr um die beiden Nachbarburgen, ein wunderbarer Friede legt ſich um ihre Nähe, der Fuß haftet wie gebannt bei ihnen. Auch hier treibt die Sage ihr Spiel. Der waldige, ebene Platz auf der Höhe zwiſchen den beiden Burgen heißt der „Stöckelgarten"; er ſoll ehemals ein prächtiger Garten geweſen ſein, wo die Ritter ſich mit goldenem, noch jetzt im tiefen Brunnen begrabenen Kegelſpiel vergnügten. Und weiter abwärts quillt der „Maidsbrunn", in dem die „Weiße Jungfrau" von Hohenburg ihre langen, ſchönen Haare wäſcht, um dann weinend wieder zur Burg emporzuſteigen.

Hätten wir nur etwas von der Waldfriſche und Waldkühle, die da oben Leib und Seele erquickt, auf die weitere Wanderung mitnehmen können! So aber ging's gleich eine ſteile, abſchüſſige, ſchattenloſe Halde hinab ins Rothweilerthal, in dem das Gebirgsdörfchen, das ihm den Namen gibt, zwar ſchmuck und freundlich lag, aber die Waldberge, die es umringen, eben doch zu fern ſtanden, um nicht eine Sehnſucht nach dem bisherigen ſchattenden Laubdach und Waldgeheg empfinden zu laſſen. Aber ſchön war es trotzdem doch wieder, namentlich der Rückblick auf die Wegelnburg, deren herrliche Pyramide noch einmal in ganzem Glanz vor mir aufſtieg, bis die Mündung des Thals auch ſie dem Auge entzog. Unweit des Dörfchens Niederſchlettenbach, wo die Halbruine der gothiſchen St.-Annakapelle vom Bromelberge auf die Straße herabſchaut und das „Erzhäuſel" der bedeutenden ſchlettenbacher Erzgruben ſteht, trat unſer Weg aus dem engen Thal, dem wir bisher gefolgt, in das breitere, uns ſchon bekannte der Lauter ein, zwar nur, um es zu kreuzen und gleich wieder in dem des Schlottenbachs an dem klaren Bach dieſes Namens und zwiſchen ſtillen, friedlichen Berghalden hinaufzugehen. Nur einmal wird die nicht unfreundliche Einſamkeit dieſes Thals unterbrochen, wo unvermuthet zwei Ruinen in daſſelbe vorſpringen, die eine groß, umfangreich, trotzig: Burg Berwartſtein; die andere kleiner, finſter ihr gegenüberliegend: Kleinfrankreich. Berwartſtein, vom Volke auch „Bärbelſtein" genannt, zählt zu den intereſſanteſten Ruinen der Pfalz. Ein gewaltiger Fels iſt ihre Unterlage und bildet durch die ihm eingehauenen Gänge und Gemächer ſelbſt einen Theil der Burg. Ihre traurigſte Geſchichte hatte dieſe unter ihrem gewaltthätigen Herrn, dem Marſchall Hans von Tratt, dem Bedränger des ſchlottenbacher Thals und der weißenburger Mönche, der 1503 in Reichsacht und Kirchenbann ſtarb und in der obenerwähnten St.-Annakapelle begraben liegt. Als Gefängniß für die unglücklichen Opfer ſeiner Ränke und Gewaltthaten ſoll ihm eben jene andere Ruine, Bärbelſtein gegenüber, von ihm ſelbſt in einer Handſchrift „Thurm Frankreich", vom Volke „Kleinfrankreich" genannt, gedient haben. Geſpenſtige Sagen gehen noch viele von dem verfallenen Thurm, der unheimlich genug, faſt nie von einem Menſchen betreten, aus ſeiner Waldeinſamkeit herausſieht. Aber um den düſtern Eindruck zu mildern, öffnet ſich ſeitwärts ein anmuthiger Blick in ein freundliches Wald- und Wieſenthal, das „Lauterſchwaner Thälchen", und breiten ſich vor uns, maleriſch um den Schloßhügel des Berwartſtein gelagert, die Häuſer des uns willkommene Raſt bietenden Dorfes Erlenbach aus. Bald war dann das Dorf Glinterweidenthal erreicht und von ihm aus auch bald die dürre, waſſerloſe, felſige Hochplatte erſtiegen, über die hinüber und hinab der nächſte Weg nach Wingenmünſter führen mußte. Ich war noch einmal in die ganze Abenteuerlichkeit des Felſenlandes von Dahn zurückverſetzt; wilde Felsbilder ſchauten näher oder ferner heran, alle aber zurücktretend vor der Großartigkeit des Lindenbolns, eines ſchroff, kahl und maſſig über der rauhen, windumtoſten Hochebene aufſteigenden Felsberges, der auf ſeinem zackigen, ſtarren Scheitel das lindenbrunner Schloß trägt, welches ſich wieder ſo in die Felſen verſteckt hat, daß von weitem ſchwer zu glauben iſt, daß

man wirklich eine, und noch dazu ziemlich geräumige, Burg vor ſich hat. Eine einſame Wohnung, da der lindenbrunner Hof, ein Forſthaus, deſſen Bewohner faſt den ſteten Streit mit Wind und Wetter zu kämpfen haben. Auch uns trieb ein ungeſtümer Wind möglichſt ſchnell weg über die unerquickliche Heide, bald war ſie auch zu Ende und im wunderbaren Contraſt zu ihr thut ſich vor uns ein neues liebliches Thal, das des Klingbachs, auf. Reizend lag am Abhang der Hochebene, inmitten eines Obſtwaldes, Dorf Sitz. Ein freundliches Wirthshaus lud noch einmal zu kurzem Halt ein. Das Thal trug ſchon einen andern Charakter, nicht mehr das Wilde, Hochgebirgliche der andern heute durchwanderten, ſanfte, geſchmeidige Formen hatten die es umbordenden Berge angenommen; ganz fremdartig ſchaute der hier noch einmal gewaltig vortretende Lindenboln herunter, und wenn auch vor uns der Abtskopf und Treitelsberg hoch genug ſich über die andern Berge erhoben, ſo fügten ſich doch auch ſie harmoniſch in das idylliſchere Bild, und das ward noch weniger verwiſcht durch die Weiterwanderung in den letzten ſchönen Windungen des Thals und fand ſeinen vollen Abſchluß, als ich endlich am Fuße der ſtattlichen Burg Landeck wieder an den Rand der weiten, üppigen Rheinebene, an das ſonnige „Berggelände von Klingenmünſter" gekommen war.

Klingenmünſter iſt in landſchaftlicher Beziehung ein Glanzpunkt der Pfalz, und A. Becker hat recht, wenn er in ſeinem Buche ſein Vaterdorf mit den ſchönſten Farben ſeines friſchen Pinſels ſchmückt und uns in ſeiner eingehend geſchriebenen Geſchichte einen richtigen Blick in das Leben und Treiben eines Pfälzerdorfs thun läßt. Aber die guten „Münſterer", wie ſie ſo ſchlechtweg genannt werden, ſcheinen auch ihr gutes Theil Stolz auf ihren ſie ſo verherrlichenden Landsmann zu haben; denn um ein Sichtliches zuvorkommender ward man noch gegen mich im freundlichen Gaſthaus, als man ſah, daß ich Becker's Buch bei mir führte; und als ich abends mit mehreren Herren gemüthlich bei einem Schoppen zuſammenſaß, durfte ich ihm ſogar eine angenehme Bekanntſchaft mit ſeiner eigenen Familie verdanken.

Doch ehe der Tag vollends zu Ende ging, konnte ich noch bequem einzelne Stunden dem Beſuch der großen Irrenanſtalt widmen, die Klingenmünſter in neuerer Zeit auch noch in anderer Hinſicht bekannt gemacht hat. Hält man in der Pſychiatrie als ein Haupthülfsmittel der Heilung auch eine gute und zweckmäßige, nicht blos geſunde, ſondern auch von der Natur begünſtigte Lage einer derartigen Anſtalt für maßgebend, ſo kann wol keine günſtiger ſituirt ſein als eben die von Klingenmünſter. Iſolirt, abgeſchieden und doch nahe genug, wo man ihn haben muß, dem Verkehr, liegt ſie ungefähr eine Viertelſtunde vom Kloſter entfernt auf luſtiger und doch durch den hinter ihr anſteigenden Waldhang geſchützter Höhe am Fuße einer ſchönen Vorhöhe des Treitelsbergs im Angeſicht des Neucaſtells und der Madenburg wie eines weiten, überreichen Blicks in die Ferne. Ueber den dunkeln, kaſtanien- und hellgrünen Weinberghang des Vordergrundes geht der hinaus ins „Oberland", zum Schwarzwald, den Thürmen Caſtionke's und den Schlöſſern von Baden, und während ſo das Auge draußen in der Ferne ſucht, haftet es wieder in der Nähe am romantiſchen Thal des von ſchroffen Bergwänden eingeſchloſſenen Kaiſerbachs, das der Rehberg in ſeiner ſchönen Einzelpyramide mit einigen Felskoloſſen endet, oder unten auf dem baumumzogenen Orte, oder, wiederum höher ſteigend, auf des Neucaſtells oder der Madenburg ſtolzer Höhe. Schöngehaltene, mit den nahen Weinbergen und Wäldern in Verbindung ſtehende Gartenanlagen umgeben den großartigen Bau. Dieſer iſt ſehr lang und ausgedehnt, aber die Länge der Fronte ermüdet das Auge dennoch nicht, da durch Vorſprünge, mannichfache Gliederung, Kanten, Geſimſe und Säulenhallen wohlthuende Ruhepunkte erzielt ſind. Durch die Colonnade aus weißem Sandſtein, welche die hübſche Vorhalle bildet, trat ich ein. Der Pförtner brachte meine Karte dem Director; nach wenigen Minuten erſchien dieſer, Herr Dr. Dick, ſelbſt und lud mich freundlich ein, ihn noch einige Augenblicke auf den Hof der Anſtalt zu begleiten, wo das „Theater" gleich zu Ende ſei. Was konnte mir erwünſchter ſein, als einmal ein Theater in ſolchen Räumlichkeiten zu ſehen? Auf einer ſehr improviſirten Bühne ſpielte eine drunten im Ort gaſtirende und heraufentbotene ziemlich mittelmäßige Geſellſchaft gerade „Den geraden Weg der beſte" zu Ende; ein ſeltſam gemiſchtes Publikum ſaß vor dem Vorhang: welche Verſchiedenheit in all dieſen Geſichtern, Seelen! Welch verſchiedenen Stufen des Einen Elends! Und doch ſchienen in dieſem Augenblick aller Gedanken nur auf Eins concentrirt zu ſein. Ein Vergnügen, Ein Lachen; ein dankbareres Publikum haben wol ſel-

ten Schauspieler vor sich gehabt. Die Vorstellung war zu Ende; lachend und plaudernd kehrten die Bewohner des Hauses in ihre verschiedenen Abtheilungen zurück; ich mußte mir es selbst wiederholen, daß wir beiden, an denen sie grüßend vorübergingen, in dem Augenblick die allein Vernünftigen unter der ganzen Gesellschaft waren. Mit größter Liebenswürdigkeit führte mich der Director noch, so weit es der Tag erlaubte, durch die verschiedenen Räume der Anstalt, und aus diesen sowol wie aus allem, was ich sah und hörte, konnte ich nur die Ueberzeugung gewinnen, daß man recht hatte, wenn man mir von competenter Seite Klingenmünster und seinen trefflichen Leiter längst als im ersten Range stehend rühmte. Die neuere Psychiatrie hat bekanntlich ganz neue Bahnen eingeschlagen; sie baut längst die Irrenanstalten nicht mehr als Zwangs- und Gefängnißhäuser, sondern eher als Paläste, meist aber als wohnliche Familienhäuser, in denen unter dem alles belebenden Einfluß eines intellectuell und moralisch gleich hochgebildeten Vorstandes dem gestörten Geistes- und Seelenleben der armen Kranken auf alle Weise nahe gekommen werden soll; wie es in solchem Falle namentlich die Familie des Directors sein kann, die Segen und wohlthuende Wirkung auf die Kranken auszuüben im Stande ist, davon konnte ich mich auch hier überzeugen, als ich nach vollendetem Rundgang durch das Haus noch eine Stunde in den eigenen Gemächern des Dr. Dick mit ihm und seiner liebenswürdigen Familie zusammensein durfte, für deren Genuß ich ihm auch hier noch meinen Dank ausspreche. Es war völlig Nacht geworden, als ich wieder nach Münster hinunterkam.

Die Frühstunden des dritten Tags meiner kurzen, aber genußreichen Wanderung gehörten der Madenburg. Mit ihr muß man abschließen, nicht beginnen. Von ihr muß man zurückschauen in das durchwanderte Land. In drei Viertelstunden kann man sie von Klingenmünster aus besteigen, aber mühsam ist der Weg, besonders wenn man wie ich sammt meinem noch nie oben gewesenen Führer den rechten nicht weiß und nun geradezu durch dick und dünn die steile, oben bedeutende Hindernisse entgegenstellende Höhe hinanklimmt. Die „Anstalt" lag noch in tiefster Morgenstille, als ich wieder an ihr vorüberkam, der kaisersbacher Mühle zu, die malerisch zwischen dem „Heidenschuh" und dem „Pfaffenberg" am Ausgange des pittoresken hambacher Thals liegt und von welcher man noch am besten zur Madenburg emporsteigt. Schroff fallen hier die südöstlichen Hänge des Rothenbergs zum Thal ab. Ueberall blicken aus ihnen die rothen Sand- und Steinmassen hervor, welche dem Berg seinen Namen geben. Man kann in ihnen die Gewalt und den Druck erkennen, den aus der Tiefe aufgestiegene Dioritmassen zersplitternd auf den Vogesensandstein ausgeübt. Gleichsam wie gebrannt erscheint die Natur dieser Felsen; scharf contrastiren diese zerrissenen, schwarzblauen und dunkelroth gefärbten Massen mit dem Wiesengrün des Thals unten, während an ihren obersten Rändern die schönsten Achat- und Amethystkrystalle aus ihnen herausschauen. Der Rothenberg steht nicht allein; westlich hängt er durch ein Joch mit dem Sonnenberg zusammen, auf dem die drei Burgen des Trifels ruhen; ebenso mit dem Rehberg, dem Nonnkapler und Hohenberg, und diese Berggipfel bilden dadurch eigentlich nur einen einzigen, schluchtenreichen, vielgliederigen Gebirgsstock, mit dem sich der Vogesenzug an der Queich in seiner charakteristischen Gestaltung abschließt, während jenseits die zusammenhängende Bergreihe der Haardt beginnt.

Schauen wir den Rothenberg für sich allein an, so trägt er die Form eines ungeheuern Bergwalls, dessen Böschungen nach allen Seiten steil abfallen, während tiefeingeschnittene Schluchten ihn mehrfach gliedern. Auf dem Vorsprung nach Südosten steht die Madenburg; sie ist Ruine, aber so ausgedehnt, daß von manchen Punkten der Ebene es scheint, als sei es eine kleine Stadt, die da oben horste; nur von der Südseite erscheint sie wirklich klein, weil sie hier ihre schmal auf den Felsen auslaufende Stirnseite zeigt.

Ich hatte mich durch den Föhrenwald des Pfaffenbergs, eines Vorsprungs des Rothenbergs, dann an diesem selbst tapfer hinaufgearbeitet und übersprang nun die obere, halbzerfallene Ringmauer. Ein äußeres Thor geleitete in den Zwinger und zum Haupteingang. Die Jahrzahl 1149 mit Wappen und Inschrift steht am Portal. Ein geräumiger Schloßhof umfing mich, ganz umschlossen von Mauern und Gebäuden, nur nach Nordosten offen für den Blick ins offene Land hinaus. Rechts vom Hauptportal führt eine Felsentreppe auf eine breite Platte mit einigen Gebäuden. Darüber hinaus, nach Südost, liegen in der Verlängerung des Burghofs die verwilderten, ganz zerfallenen Räume des ältern Schlosses, der ursprünglichen Maden-, Maiden-,

Madelburg. Ihnen gegenüber ſtellen ſich die des neuern, den innern Burghof umgebenden, zum Theil noch ganz gut erhalten dar; man erkennt noch gut den zierlichen Stil des ganzen Baues, zwei Thürme mit Wendeltreppen zeigen deutlich Renaiſſancen; Wappen und Inſchriften fehlen nicht; man kann ſogar in die wohlerhaltenen Säle des obern Stockwerks hinaufſteigen oder, wenn man will, hinunter in eine lange Reihe großer Gewölbe und Keller, die kühn gewölbt und geſpannt ſind. Feſt und ſchwer einzunehmen war die Madenburg, das zeigen allenthalben noch die ſtarken Mauern und ſchroffen Felſenkanten, auf denen dieſe ſtehen, und die jäh zur Tiefe abfallen, aus der, mit ihren Wurzeln die fallenden Steine haltend, prächtige Lärchenbäume aufragen und, wenigſtens nach zwei Seiten, die alte Burg mit gefeitem Waldesfrieden umgeben.

Die Madenburg hat von jeher als eins der prächtigſten und feſteſten Bergſchlöſſer am Rhein gegolten und gar viele haben daher Luſt nach ihrem Beſitz gehabt und um ſie gerungen, bald die Leininger mit den Fleckenſteinern, die Landecker mit den Würtembergern, und denen nahm ſie Biſchof Georg von Speier aus dem pfalzgräflichen Hauſe ab, wie eine Inſchrift meldet:

Maydenburg bin ich genannt,
Pfalzgraf Jörg hob mich uss der von Würtemberg Hand;
1516 nahm er mich ein, hat mich Maria zu eigen gegeben,
Gott der Herr geb' ihm das ewig' Leben.

Im Bauernkrieg warfen die nußdorfer Hauſen, 1528 die ſchwarzen Reiter des in „die Pfaffengaſſe des Reichs" eingebrochenen wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades die Brandfackel in die Burg; 1622 ſtürmte ſie der mannsfeldſche Oberſt Graf Löwenſtein; dann tummelten ſich abwechſelnd Franzoſen, Schweden, Kaiſerliche auf ihr, während ſie in der Zwiſchenzeit der Schrecken der reformirten Dörfer der Umgegend war, indem der ſpeieriſche Fauth auf Madenburg, Fuß von Stromberg, mit bewaffneter Macht umherzog und die Proteſtanten in die katholiſchen Kirchen zwang, ihnen die eigenen wegnahm und ihre Pfarrer verjagte. Die Franzoſen Monetas' waren die letzten feindlichen Truppen, die der Madenburg nahten, aber ſie machten ihrer Herrlichkeit auch vollends ein Ende, d. h. der, die an Mauern und Thürmen haftet; der, die landſchaftlich der Madenburg gegeben iſt, konnten ſie nichts anhaben; ſie bleibt unverwüſtlich dieſelbe und ſie iſt's, die die Ausſicht von dieſer Höhe zu der großartigſten und reichſten weit auf und ab am ganzen Rhein macht. Und doch, wie viele ſind auch hier oben noch nicht geweſen, haben dieſe Wunderherrlichkeit, die das Auge faſt nicht faſſen kann, noch nicht ſelbſt geſchaut!

Nur gegen Süden, über die waldigen Berge der Mundat, läßt die Kuppe des Treitelsbergs keine Ausſicht zu und nach Nordweſt deckt der Kamm des Rothenbergs ſelbſt und des Rehbergs Pyramide den Blick auf den Trifels, ſonſt aber iſt nach allen Seiten Blick und Ausſicht ungehemmt. In zwei große, ganz verſchiedenartige Bilder ſcheidet ſich dieſe: das eine gen Südoſt in der Felſenwelt der Pfälziſchen Schweiz, das Innere des Wasgaus, das andere nach Nordoſt, Oſt und Südoſt in die weite, weite Ebene. Treten wir zuerſt an dieſen Blick heran. Wie am Strande eines Meeres ſtehen wir: unendlich weit dehnt ſich die Ebene hin; nur in weiter Ferne, aber im einzelnen erkennbar doch, zieht ſich ihre Bergbegrenzung; weit im Norden fängt ſie mit dem Bildberg und Altkönig des Taunus an, dann kommt der Odenwald mit ſeinem Melibocus, der heidelberger Kaiſerſtuhl, und nun blauen des Schwarzwalds liebe Berge bis weit in den Breisgau hinauf; höher und höher ſteigen ſie allmählich an, der Thurmberg, der Schwan und Dobel, dann das Bergjoch hinter dem Murgthal, die Burgen bei Baden, die dunkle Waldung der Hornisgriml, bis das Gebirg, mit dem Kniebis ſteil abfallend, ſich noch weit nach Süden fortſetzt und endlich mit der Ebene wieder zuſammenfließt. Wie zieht es uns hinüber zu den alten Bekannten, zu der Pracht auch da drüben auf ihren Höhen, in ihren Thälern! Aber war's nicht unrecht, nur mit den Gedanken über das hinauszugehen, was wir in nächſter Nähe kaum bewältigen können? Wir können uns nicht zurechtfinden in den Hunderten von Städten und Dörfern, die da in das blühende, üppige Land hinausgeſtreut liegen. Heſſen, Baden, das Elſaß, die Pfalz, dieſe von Gott ſo reichgeſegneten Lande, haben ihre ſchönſten Gefilde vor uns ausgebreitet; ein Paradies von 30 Meilen Länge, von Mainz bis Freiburg, zieht ſich vor uns hin, durchwirkt vom Silberſtrom des Rhein, an dem die alten heiligen Münſterthürme von Worms und Strasburg hoch in den Himmel hineinragen, der hier vielleicht das anmuthigſte und reichſte Stück deutſcher Erde überwölbt.

In welch wunderbarem Gegenſatz ſteht nun zu dieſem Bild der zweite Blick ins Innere des alten Vogeſus hinein! Wieder mahnt's uns an

ein Stehen am Meergeſtade, allein nicht ruhig und glatt liegt's, wie dort, zu unſern Füßen, ſondern mitten im Wallen und Wogen ſcheint's erſtarrt zu ſein; die nackten, drohenden Klippen ſtehen wild und ſchroff zu Tage. Das ganze Felſenland, hier vom offenen Bergthor des Treitelsbergs und Rothenbergs an bis weit hinaus nach Dahn, liegt, ein gewaltiges Relief gleichſam, vor uns; wir können faſt jeden Felſen, jede Kuppe, jede ſeltſame Bildung zählen; eins ſteht hinter dem andern, was wir ſchon geſehen, woran wir vorübergegangen, was wir hier noch einmal unſerer Phantaſie einprägen können. In einer Reihe ſtehen da der Hundsfels, der Hahnenſtein, der Rehfels und Leberſtein; zwiſchenhinein ziehen ſich wieder die reizenden, ſtillen Thäler mit ihren Dörfern und Bächlein, Gründen und Wieſen; da und dort nicken die Felſenhäupter, erheben ſich die Felſencaſtelle, und unter ihnen iſt wieder der hohe Lindenholn, der das lindenbrunner Schloß auf ſeiner Stirn trägt. Und über dieſe phantaſtiſche, verſteinerte Welt hin eilt das Auge zurück zu dem dunkeln, grünen Berg- und Waldland, in dem wir geſtern gewandelt, von dem deutlich die Wegeln- und Hohenburg herübergrüßen, durch deſſen Schluchten die Berge Lothringens aus weiter Ferne hereinſchauen.

An der Madenburg ſchließt dieſes Wanderſtück aus den Vogeſen ab. Mein Rückweg durch die grünen Weingelände von Reinsweiler, Siebeldingen u. ſ. w. hinüber zur Haardt, nach Gleisweiler und zur Villa Ludwigshöhe vor allen, dieſem reizenden Luſt- und Königsſchloſſe, gehört einer andern Bilderreihe an, und vielleicht iſt's mir vergönnt, auch dieſe, wenigſtens theilweiſe, einmal aufzurollen. Für jetzt laßt euch an dieſer genügen, und zieht ihr, wie ihr wol ſchon öfters gethan, wieder einmal an den Rhein, ſo laßt's euch nicht verdrießen, auch ein wenig in die ſchöne Pfalz hinüber und den Wegen, die ich euch da gezeigt, nachzugehen: es wird euch nicht gereuen, und ihr unterſchreibt wol auch den alten Spruch:

Pfalz, Gott erhalt's!

Träumereien auf Wegen und auf Stegen.

Von Moritz Horn.

2. Feldweg.

Mitten in den Gefilden hin liegt er; unmittelbar hinter dem Gehöfte beginnend, führt er hinaus bis an das letzte Beſitzthum ſeines Herrn. Er hat nur die Breite, die ein Wirthſchaftswagen und der neben dieſem gehende Pferdeknecht bedarf; das beweiſt das Gleis zu beiden Seiten; auch auf dem Stück, welches zwiſchen den beiden Radſpuren liegt, iſt Gras gewachſen, da und dort auch aus der Hand des Säemanns ein Korn vom Winde hierher verweht worden, und nun ſteht ein gar ſtattliches Aehrenbüſchel aus dem Raſen des Wegs aufgewachſen.

Bäume faſſen dieſen einſamen Weg nicht ein, nur vereinzeltes Strauchwerk zeigt ſich; unter dieſem ſteht obenan der wilde Roſenſtrauch, der uns im Lenz mit duftigen Blumen und im Herbſt, „wenn der Kranich nach der Heimat ſtrebt", mit den ſchlanken rothen Früchten erfreut.

Im Winter, wenn der Schnee gefallen, iſt der Feldweg nicht zu erkennen. Wie ſeine Nachbarin, die junge Saat, ruht er unter der wolligen, weichen Decke; zuweilen nur läßt ein flüchtiges Wild oder der Fuß des ſuchenden Jägers, der über die Fluren pirſcht, eine Spur zurück, die der ſcharfe Nordwind über Nacht verweht. Die Sträucher erſcheinen wie kauernde Schneefiguren.

Ueberall Oede, Leere, Erſtarrung!

Aber wenn der Frühling heimkehrt, der längſterwartete Beſuch, auf deſſen verſprochene Ankunft ſich jung und alt gefreut, weil er Sonnenſchein und Blumen mitbringt; wenn der erſte Vogelflug kommt, ein Vorläufer und Quartiermacher für die vielen, vielen Scharen, die nachfolgen aus weiter Ferne her, ſelbſt von den Ufern des geheimnißvollen Nil, dann, wenn der Schnee ſchmilzt, da iſt es auch der wirthſchaftliche Weg, der auf ſeinem Raſen die erſten Blumen blühen läßt; freilich rinnen in ſeinen Gleiſen die zu Waſſer gewordenen Schneeflächen, aber die Sonne wirkt von Tag zu Tag mächtiger, die kleinen Bäche verſickern, die dürſtende Erde hat ſie alle eingeſogen.

Immer weiter ſteigt das entwinterte Jahr hinan auf die ſonnigen Höhen des Frühlings; der Wind hat das Erdreich des Wegs getrocknet, ſchon kräuſelt ſich der Staub, der wilde Roſenſtrauch blüht. Jetzt erhält der Feldweg Beſuch mancherlei Art; die Aecker wollen in früher Zeit beſtellt ſein, der Beſitzer des Gutes ſelbſt zieht hinaus auf ſeine Felder, die Mägde folgen, die Knechte bleiben nicht zurück. Bald ſteht die Heumahd bevor, bald fährt der mächtige Wagen, mit dem duftigen Wieswachs beladen, den Feldweg herein nach dem Gehöfte.

Der Frühling gibt ſein Scepter an den Som-

mer — die Saaten wachſen ſichtlich empor; bis ſie ihr goldenes Kleid anlegen, geſtickt mit Cyanen und Raden, iſt der Weg weniger beſucht; von Zeit zu Zeit nur wandelt der Meierhofsbeſitzer auf dem Raſen ſeines Guts- und Wirthſchaftswegs hinaus in die geſegneten Feldbreiten und wägt die ſchwellenden Aehren in der prüfenden Hand; heißer liegt der brennende Sonnenſchein auf dem Wege und die geſchäftige Schwalbe ſchießt, Beute ſuchend, darüber hin.

Der Auguſtmonat naht; ach, nur zu ſchnell vergeht das blühende Jahr! Schon hat es außer der Aſter nur wenige Blumen noch, das Haupt damit ſich zu kränzen; zum Schnitt reif ſtehen die Fruchtgewände. Nun iſt des Hin- und Hergehens auf unſerm Wege kein Ende, nun hört er die Sicheln und Senſen neben und um ſich klingen.

Noch ehe das Grau des Morgens die erſten rothen Tinten empfing, ſind die fleißigen Mähder hinausgezogen, denn die Arbeit gebietet Haſt und Eile; wer weiß, wie lange der Himmel blau, wie lange rein und warm die Luft, und ehe der geſegnete Vorrath nicht in den Banſen der ſichern Scheune eingeheimſt iſt, hat der Landwirth in der Bruſt ein ſorgenſchweres Herz.

Siehe, das Glück will ihm wohl! Ohne von den Unbilden neidiſcher Wetter bedroht oder gar heimgeſucht zu werden:

Herein
Schwerbeladen
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen,
Bunt von Farben,
Auf dem Wagen
Liegt der Kranz.

Das Erntefeſt iſt erſchienen, das ſchönſte auf dem Lande; der Hausherr fährt zur Stadt und kauft für ſeine Leute den Labetrank des Biers; die Hausfrau ſteht vor dem Backofen und wartet der Feſttagskuchen. Ueberall heitere Geſichter, in denen heitere Herzen ſich widerſpiegeln. Abends ruft Geige und Flöte in die Schankſtätte des Dorfs,

Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.

Spät, wenn der luſtige Reigen längſt vorüber iſt, wandelt wol noch ein Paar, ſtatt die Ruhe des ſtillen Kämmerleins zu ſuchen, den mondbeſchienenen Wirthſchaftsweg hinaus und erzählt ſich von der Liebe Glück und der Hoffnung, bald einen eigenen Herd begründen zu können.

Nun erſcheint die Zeit des Herbſtes — die Gefilde haben ihren Fruchtſegen gewiſſenhaft abgeliefert; nur ein Acker, auf deſſen Oberfläche verdorrte Stengel mit welkem Blatt ſtehen, hat ſeine Frucht noch im Schos; noch einmal erſcheint reges Leben auf dem Feldwege, die Kartoffelernte beginnt. Aber gegen das Ende des Herbſtes hin wird es auf ihm wieder ſtill und einſam; noch ſpäter, wenn ſchon rauhere Lüfte das nahe Gebirge über die Ebene entſendet, zieht ein armes Weib aus dem Dorfe des Wegs; ſie kommt aus dem Buſch des Bauers, in den jener ausgeht, mit Erlaubniß des Beſitzers und darf auch durch ſein Gehöfte gehen. Sie ſammelt das Winterholz für ihren mehr als beſcheidenen Haushalt, vom Winde gebrochene Aeſte und Geniſt auf dem Boden hin verſtreut; bisweilen trägt ſie auch wol ein wandelbar gewordenes Bäumchen oben auf dem Korbe oder in der Hand.

Endlich hat der vergehende Herbſt aus weißen Fäden das eigene Todtenhemd ſich ſelbſt geſponnen; der Winter verhüllt wieder mit ſeiner Schneedecke die Fluren, das Feld und ſeinen Weg.

3. Gartenpfad.

Der blumenreichſte und vielverzweigteſte aller Wege führt er uns durch den ganzen Garten. Je nachdem wir uns ſeiner Führung überlaſſen, gelangen wir hier an das Gewächshaus — es iſt abgedeckt, und der warme Sonnenſchein erfreut die darinnen befindlichen Bäume, deren Vaterland die Länder und Inſeln heißerer Zonen ſind — dort an ein niedliches Luſthaus. Wie lauſchig iſt der Ort! Die grüne Jalouſie iſt heruntergelaſſen, aber nicht feſt geſchloſſen; die weiche, milde Luft ſtreift und ſtreicht hindurch und erquickt uns, wenn wir dort auf das Sofa uns niederlaſſen und unſern Gedanken nachhängen wollen.

Gehen wir auf dem Nebenpfade fort, ſo gelangen wir auf ein freies Rundtheil; es liegt höher als der Gartenplan; breite Stufen führen hinan. Die Mitte ziert eine Marmorfigur, eine blendend weiße Nymphe, deren Schönheit uns entzückt; der ſpröde Stein ſcheint in untadeliges Fleiſch verwandelt und die Formen von dem Jugendleben eines weiblichen Weſens zu ſchwellen. In der einen Hand hält ſie einen antiken Krug, mit der andern das niederſchwebende Gewand.

Wir treten an das bronzene Gitter vor, das den Garten nach dieſer Seite hin abſchließt, und erlaben Lunge und Herz an dem Ausblick in die Anmuth einer weiten Ferne.

Denſelben Weg, den wir gegangen, zurück-

zugehen, haben wir nicht nöthig; zur Seite des Rundtheils beginnt ein Park und aus ihm heraus läuft abermals ein ſandbeſtreuter Weg, der uns, wenn wir ihn annehmen wollen, ſeine Dienſte gefällig anbietet.

Wir werden es nicht bereuen, wenn wir ſie annehmen. Zu Anfang des Parks — ein prächtiges Laubholz treffen wir, das mit der Heiterkeit ſeiner glänzigen Blätter mächtig mit dem Ernſt des Nadelholzes contraſtirt — laden uns Ruheſitze zur Raſt ein, weiterhin glänzt uns ein dunkler Weiher entgegen; zierlich gefächertes Farnkraut umgibt ihn und Schilf, deſſen leiſes Flüſtern uns an die ſchöne, ſinnreiche Mythe von der Nymphe Syrinx erinnern will. Wir folgen dem uns leitenden Pfade weiter in das Dunkel des Waldes.

Dort aus dem Moos hebt ſich ein einfacher Denkſtein, die vor und auf ihm liegenden Kränze erregen unſere Aufmerkſamkeit; eine dankbare Hand und ein liebendes Herz muß dieſe Blumengabe gebracht haben. Wir leſen die Inſchrift, ſie bewahrt den Namen deſſen, der einſt dieſe Anpflanzung geſchaffen.

Indem wir leſen, bildet ſich in unſerer Seele die Figur der Blumenſpenderin; wir ſehen am Morgen ein ſchlank gewachſenes, aber in ſeiner vollwirkenden Erſcheinung bezauberndes Mädchen das Haus, an welches der Garten ſtößt, verlaſſen. Sie trägt ein weißes Gewand, ein blauer Gürtel ſchließt ſich, froh ſeines Amts, um den Leib; die Blumenkönigin Roſe läßt ſich von den Athemwellen des jungen Buſens wiegen, die Fülle des blonden Haars, über der Stirn in unzählig kleine Locken gekräuſelt, bezähmt kaum das Netz aus brauner Seide, von des Mädchens kunſtfertigen Händen geſchaffen. Ueber den Armgehängen trägt ſie die Kränze, die das Denkmal des Ahnherrn ſchmücken ſollen; denn heute iſt die Wiederkehr des Tags, an dem er einſt das Auge aufſchlug, an dem er den hochheiligen Weihekuß eines Weſens erhielt, das uns das liebſte bleibt auf Erden — den Weihekuß der Mutter.

Ernſten Angeſichts wandelt die Jungfrau auf dem Gartenpfade, der entzückt die ſüße Laſt des leichten Fußes trägt, nach der Stelle, wo wir ſtehen und auf der wir bisjetzt ſo lieblichem Traumgebilde uns gern überließen.

Tiefer hinab ſteigt unſer Führer; wir folgen ihm und ſiehe da, auf einer kleinen Wieſe — wie duftig iſt hier die Luft, die über Waldkräuter herüberkommt — erhebt ſich eine Einſiedelei, aus Rinden künſtlich zuſammengefügt; ſie ſteht offen, die Wände ſind aus Moos mit kleinen Muſcheln und glänzenden Bachkieſeln verziert; ein einfacher Seſſel ſteht vor einem Tiſche, ein Crucifix hängt an der Wand und wieder ſchmeichelt uns die Phantaſie mit der Idee, daß jenes Mädchen mit dem blonden Haarſchmuck und dem ſchöngeſchnittenen Geſicht auch hierher von dem freundlichen Pfade geführt worden ſei und hier an dem Bilde deſſen, der uns ſein unerreichtes Vorbild hinterlaſſen, gebetet habe für den Ahnherrn und vielleicht für einen theuern, ſüßen Herzfreund, deſſen Namen nur ihre Bruſt kennt. Wir möchten mit dem Dichter ſprechen und ausrufen:

Betend dieſe Liebliche zu ſchauen,
Iſt ein Blick in jene Welt.

Verloren in ſo liebliche Gedanken, haben wir des Weges kaum Acht und erwachen aus unſern Träumereien erſt an dem Ufer eines kühl-anmuthigen Gewäſſers, das in haſtiger Eile an uns im grünbeſäumten Bette dahinrauſcht; der Pfad, der uns bis hierher gebracht, läuft jetzt mit dem Bache in gleicher Richtung. Wie freundlich iſt dieſer Gang am Waſſer hin! In uns klingen die wunderbar ſchönen Melodien der „Scene am Bache", jener ſymphoniſchen Idylle wider, die der größte der heimgegangenen Tondichter in unerreichter Meiſterſchaft ſchuf. Jenſeits liegt eine anmuthige Häuſergruppe, die, ſo klein ſie iſt, doch den Namen eines Dorfs führt; auf dem Felde ſehen wir geſchäftige Hände ſich regen; wohin wir blicken, erfreut uns das friſche, quellende Luſtbild einer geſegneten und ſegenverbreitenden Naturherrlichkeit.

Wir gehen, recht innig froh über den Frieden unſers Herzens, weiter; jetzt hören wir ein Rauſchen, das iſt die Rädermuſik einer fleißigen Mühle; richtig, da liegt ſie vor uns! Eine mächtige Eiche breitet den Schutz ihrer Zweige über das Dach, von dem ein weißer Taubenzug durch die Luft hinſegelt. Unſer Pfad endet an der Thür, wir treten in das Haus; eine gar liebe Frau Müllerin geleitet uns in den Garten zur Laube und dort unter jungen Linden, die das Dach unſers Ruheſitzes bilden, ſchreiben wir die Träumereien nieder, die uns auf unſern Pfaden bis hierher geleiteten.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Zur Geſchichte der Malerei.

Neben der Muſik iſt in unſern Tagen die Malerei die populärſte Kunſt. Weder der Holzſchnitt, noch die Maſchinenarbeit des Photographen haben ihr Eintrag gethan. Bringt ſie auch keine Werke mehr wie die Rafael's oder Michel Angelo's hervor, ſo hat ſich doch der Umfang ihres Schaffens wie der Kreis ihrer Bewunderer in einer Weiſe vergrößert, welche das Erſtaunen jener alten Meiſter hervorrufen würde. Zwar iſt ſie nicht mehr die Blüte und die Verklärung des Lebens, ſie dient wie alles jetzt irdiſchen Zwecken, den Launen des Reichthums, aber ihre Wirkung reicht weiter als früher.

Trotz der großen Theilnahme indeß, welche die Malerei bei allen Volksklaſſen findet, entbehrt ſie im Grunde noch einer Geſchichte. Für die Kunſthiſtoriker gibt es freilich bänderreiche Geſchichten, die das Leben der Maler und die Großthaten ihres Pinſels ſchildern. Schwerer wird es dem gebildeten Laien, ſich den Verlauf der Entwickelung der Malerei klar zu machen. So vielen Dank auf dieſem Gebiete auch die Schriften Franz Kugler's verdienen, ſo ſehr ſie auch beigetragen haben, kunſthiſtoriſche Kenntniſſe unter den Gebildeten zu verbreiten und das Vorurtheil zu läutern, es fehlt ihnen die anſprechende, leichte Form. Ein Verſuch nun, die Geſchichte der Malerei populär darzuſtellen, liegt uns in der „Geſchichte der Kunſt, insbeſondere der Malerei von Ch. Deleutre, überſetzt von Dr. S. Feſter" (Leipzig, Verlag von A. Abel) in zweiter Auflage vor. In drei Abtheilungen: die Kunſt im Alterthum, im Mittelalter und ſeit der Renaiſſance, bietet dies Buch einen vortrefflichen Ueberblick über die geſammte Entwickelung der Malerei bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Ohne flüchtig zu werden, weiß der Verfaſſer ſeiner Arbeit doch allen ſchwerfälligen Ballaſt eines ungeordneten Wiſſens zu nehmen, der ſo oft die Werke der berühmteſten Kunſthiſtoriker zum Leſen ungenießbar macht. In Deleutre's Buch ſpricht uns alles lebendig und friſch an, die Beobachtung iſt ſcharf und fein, das Urtheil geiſtvoll und oft von überraſchender Tiefe. „Alle Meiſter der Kunſt", ſagt er, „die eine vorherrſchende Eigenſchaft vertreten, denen die Kunſt eine neue Entdeckung verdankt, die eine lebendige und unbeſtreitbare Originalität beſitzen, können in der großen Republik der Kunſt als gleichberechtigt betrachtet werden. Solcher Künſtler gibt es ſieben: Michel Angelo, die energiſche Form, Leonardo, die poetiſche und elegante Form, Rafael, die göttliche und harmoniſche Form, Tizian, das Licht der Sonne, Correggio, die im Schatten ſichtbare Form und Farbe, Rubens, das leuchtende und lebendige Fleiſch, Rembrandt endlich, der Gott des Helldunkels, der Zauberer des Schattens." Sollte ſich nicht Velasquez als derjenige Maler, der von allen am kraftvollſten und originellſten die Züge des Geſichts wiederzugeben verſtand, als achter zu ihnen geſellen?

Unſere Kenntniß von der Malerei des Alterthums iſt eine durchaus lückenhafte, da uns faſt nichts von ihr geblieben als die Wandmalereien in den Häuſern Pompejis. Die Beſchreibung, die wir von einigen Werken des Polygnot, des Apelles und Zeuris beſitzen, erſetzt den ungeheuern Verluſt nicht, den uns der Untergang dieſer Schöpfungen bereitet. Wie griechiſche Muſik oder griechiſche Malerei auf uns gewirkt, iſt nicht mehr zu entſcheiden. Von dem Auftreten des Chriſtenthums aber können wir die Entwickelung der Kunſt auf jeder Stufe verfolgen. Nicht nur die bemalten Wände und Tafeln, auch die Miniaturen, mit denen der kunſtreiche Mönch ſein Gebetbuch und ſeinen Pſalter ſchmückte, zeigen uns ihren Weg. Dieſe Bahn iſt lang und mühſam geweſen. Die Kunſt des ganzen Mittelalters, wie hoch man auch die Innerlichkeit, das Gefühlsleben ſchätzen mag, das ſich in ihr müht, zum Ausdruck zu gelangen, erſcheint uns im Hinblick auf die Schöpfungen der Renaiſſance veraltet, unharmoniſch und häßlich. Die italieniſchen Bilder des 17. Jahrhunderts, wenngleich ſich nach dem Urtheil der ſtrengſten Richter ſchon tiefe Spuren des Verfalls in ihnen offenbaren, ſprechen trotz ihrer Manier verſtändlicher zu uns als die gutgemeinten, aber ſo durchaus unvollkommenen Werke der deutſchen Malerſchulen des Mittelalters. In Italien blieb die Kunſt, im großen und ganzen, unter der Gewalt der Kirche und der Fürſten. Faſt nur Heiligenbilder, mythologiſche und hiſtoriſche Scenen und Porträts haben Rafael, Michel Angelo, Correggio, die Venetianer und die Carracci gemalt. Nur zwei Meiſter verfolgten eine eigene Richtung: Caravaggio und Salvator Roſa, ſie ſind in Italien die einzigen Vertreter des Genre und der Landſchaft, der beiden Gattungen der Malerei, durch die ſie jetzt ihren größten Reiz auf die Menge ausübt. Genre und Landſchaft konnten nur in einem republikaniſchen Volke Ausbildung und Vollendung erhalten, wo der Bauer und Bürger eine Stimme im Rathe hatten, wo das Volksfeſt eines Jahrmarkts und einer Kirmeß Wochen vorher eine ganze Bevölkerung beſchäftigte. Den Aufzug der Bürgerſchützen konnte Rembrandt malen, da individuelles Leben, eigene Schickſale in dem Geſicht eines jeden einzelnen lebten, ſie nicht Maſchinen waren wie etwa die Staatswache eines ſpaniſchen Königs. Eins hatten Spanien und Holland indeß gemein: den Bettler; den haben denn auch die Maler beider Länder zu Ehren gebracht. Treffend bemerkt Deleutre über dieſe Aehnlichkeit und doch wieder Verſchiedenheit: „Der vlämiſche Bettler lacht und trinkt Bier; der ſpaniſche Bettler iſt wild und düſter, iſt faſt ein Räuber und faſt ein Mönch. Er iſt katholiſch und muthig; der holländiſche Maler lacht über ſeinen Bettler, der ſpaniſche liebt ſeinen Bettler und faßt ihn großartig und epiſch auf." Dieſe wenigen Anführungen mögen hier genügen, um das vielfach anregende Buch dem Laien wie dem Künſtler zu empfehlen.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Winter in London.

I. Weihnachten.

M. S. — Wenn die in England lebenden Deutschen auch nach und nach in ihren eigenen Häusern englische Sitten, Gebräuche und die englische Küche einführen und sich dabei erträglich wohlbefinden — ein Tag im Jahre kommt, wo durch ihre Brust eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der fernen Heimat zieht, wo sie sich weit über das Meer hinwegwünschen und mehr als je fühlen, nicht daheim zu sein. Dies ist der Weihnachtsabend. Glücklich derjenige, welcher dann Gastfreundschaft in einer deutschen Familie findet, in der man an jenem Abend wenigstens nach den Gebräuchen der Heimat zu leben sich bemüht. Die Sitte des Christbaums, welche nie recht heimisch in England war, ist dort fast ganz abgekommen. Auch zeigen Master Tommy und Miß Lily durchaus nicht das rege Interesse unserer Kinder dafür. Was sie an schönen Kleidern brauchen und an Spielsachen wünschen, erhalten sie alle Tage, und würden ebenso wenig wie ihre Aeltern begreifen, warum eine solche Schenkung gerade auf den 24. December verlegt werden sollte. Sie trinken am Christabend wie gewöhnlich ihren Thee, indem sie sich vielleicht von dem brennenden Plumppudding und dem gebratenen Truthahn unterhalten, welche, mit Holly und Misseltoe bekränzt, am folgenden Tage auf die Tafel kommen. Nicht so die Kinder hiesiger deutscher Aeltern. Ist ihnen die Vorliebe für deutsche Weihnachtsgebräuche angeboren oder haben ihnen Aeltern und Verwandte davon erzählt — genug, sie hören nicht auf, Vater und Mutter um „a german Christmas" zu bitten, welchen ihnen diese, eingedenk der eigenen glücklichen Kindheitserinnerungen, versprechen. Der Vater übernimmt die schwierigste Aufgabe, die Besorgung des Baums. Mit einer Bereitwilligkeit, die ein englischer Vater in solchem Falle nie begreifen würde, eilt er nach Harrow-Road zum deutschen Pfefferküchler, steigt hurtig in den nächsten Omnibus und ruft dem Conducteur zu, an Coventgarden-Market zu halten. Dort allein sind die wenigen, eigentlich nur für „foreigners" bestimmten Weihnachtsbäume zu haben, wobei den deutschen Familienvater, welcher zum ersten mal in dieser Absicht dorthin kommt, eine besondere Ueberraschung erwartet. Dürftig aussehende Rothtannen, deren untere Aeste vertrocknet sind und denen man durch Oculiren an verschiedenen Stellen oben künstliche beigebracht hat, stehen umher. Nach vielem Suchen hat er endlich eine etwa $4\frac{1}{2}$ Fuß hohe Rothtanne gefunden und fragt nach dem Preise. „Six and six pence!" ist die kurze Antwort. „But that is very dear!" erlaubt er sich zu bemerken. „Six and six pence!" (2 Thaler 5 Sgr.) ertönt es noch nachdrücklicher und gröber von den Lippen des grämlichen Verkäufers. Der deutsche Vater, der, wenn er sich auch eines Vergleichs mit den berliner Weihnachtsbaumpreisen nicht enthalten kann, doch seine Kinder nicht enttäuschen möchte, zahlt den unerhörten Preis, accordirt mit einem Träger, der sich für 18 Pence (15 Sgr.) herbeiläßt, ihm das erstandene Gut nach Hause zu tragen, und hat endlich die Genugthuung, für die Totalsumme von 2 Thalern 25 Sgr. einen leeren Baum in seiner Wohnung zu sehen. Doch der Jubel der Kinder hat ihn an der Thür empfangen, alles Unangenehme ist vergessen, die Familie mit einigen deutschen Freunden beginnt den Baum zu schmücken, der abends in hellem Lichterglanz auf weißgedeckter Tafel zwischen schönen Geschenken prangt, die glücklichen Gesichter der entzückten Kinder beleuchtend, welche deutsche Weihnachtslieder mit etwas englischem Accent hersagen.

Doch nun zur englischen Weihnachtsfeier in London. Der allgemeine Hauptfeiertag ist der Boxing-Day, der 26. December. Alle öffentlichen Vergnügungsorte bemühen sich, an diesem Tage Außerordentliches zu bieten, und es war diesmal in der That viel Schönes und Geschmackvolles in Theatern und Ausstellungen zu sehen. The Polytechnic ist eine der Zehngroschen-Weihnachtsausstellungen, welche sehr hoch in der Gunst des hiesigen Publikums stehen, und hat mehr als je seine Aufmerksamkeit angezogen, seit dort die ersten berühmten Geistervorstellungen in der Saison stattfanden, welche seitdem in vielen Theatern und andern Lokalen Londons und von dort aus in Deutschland Nachahmung fanden. Natürlich begann die Vorstellung mit der Erscheinung eines Geistes und endigte mit einem großen Christbaum, welcher seine aus Zuckerwerk und Spielsachen bestehenden Blüten auf die empfangslustigen Kinder herabwarf. Interessant und lehrreich zugleich war dazwischen ein Vortrag Mr. Papper's über die Rettung vom Tode durch Verbrennen. In England, wo abends die Damen im Salon in dünnen Musselinkleidern erscheinen, wird gerade diese leichte Bekleidung oft die Veranlassung zu dem schrecklichen Unfall ihrer Trägerinnen, wenn sie sich dem Kaminfeuer zu sehr nähern. Nach der „Times" belief sich die Durchschnittszahl der täglich im vorigen Winter verbrannten Personen auf sechs, wovon ungefähr die Hälfte auf die obenerwähnte Weise umkam. Mr. Papper erklärte nun, wie auch das luftige Musselinkeid feuerfest würde durch eine für wenige Pfennige bei jedem Apotheker zu habende Ingredienz, in welche man das Kleid nach der Wäsche vor dem Trocknen einzutauchen habe, erläuterte die große Sicherheit, die dieses Verfahren den Damen im Salon und den Tänzerinnen auf dem Theater gewähre; er bewies seine Worte durch ein Beispiel. Eine lebensgroße Figur, elegant in weiße Musselingewänder gekleidet, erschien auf dem Theater, näherte sich dem Feuer und wurde trotz der

augenblicklich herbeigebrachten naſſen Laken, welche leider in Wirklichkeit niemals da ſind, wenn ſie gebraucht werden, ein Raub der Flammen. Nun erſchien eine junge Dame, genau auf dieſelbe Weiſe wie die eben verbrannte Holzfigur gekleidet, deren Gewänder man von allen Seiten mit den Flammen in Berührung brachte, worüber das Publikum in nicht geringe Aufregung gerieth. Allein das Kleid fengte und glimmte wol, erzeugte aber nicht die geringſte Flamme, was endlich einen allgemeinen Beifallsſturm hervorrief.

„Der Kryſtallpalaſt" iſt ſo oft beſchrieben, in ſo viel Bildern, Panoramen und Stereoſkopen gezeigt worden, daß er ſogar jenſeit des Kanals im Munde derer, die ihn nie geſehen, eine gewiſſe Volksthümlichkeit gewonnen hat. Eine Beſchreibung des Gebäudes, deſſen unübertroffene Großartigkeit ſelbſt von den Nichtbewunderern Altenglands anerkannt wird, iſt unnöthig. Nur von dem zauberhaften Anblick, den es am zweiten Weihnachtstage gewährte, will ich erzählen. Die Zahl der Beſucher belief ſich am 26. December auf 43741, wobei man aber nicht vergeſſen darf, daß in England derartige Vergnügungslokale, ſtatt wie bei uns erſt mit einbrechender Dunkelheit, ſchon morgens um 10 Uhr geöffnet werden. Das Strömen der Menſchenmenge von allen Seiten nach dem Kryſtallpalaſt glich einer rieſenhaften Proceſſion. Eiſenbahnzüge, Omnibusreihen, Fußgänger und Equipagen, vom eleganten Brougham bis zum kleinen, zweiräderigen Fleiſcherwagen, der mit Kindern ſtatt mit Mutton-legs und Beafſteaks beladen war, alles eilte nach Sydenham. Doch das eigentlich Sehenswertheſte des Tags begann erſt um die Zeit, wo wir dort ankamen, als eben die vielen Tauſend Gasflammen angeſteckt worden waren. Die leichte Architektur des luftigen Rieſenbaues trat wunderbar klar hervor in der feenhaften Beleuchtung. Längs der Wände des ungeheuern Mittelraums befanden ſich, dicht aneinandergereiht, unzählige Gascandelaber, während die das Orcheſter umgebenden Säulen mit Tauſenden von Gasflammen bedeckt waren, welche ſich als Myriaden von Feuerpunkten in den zahlloſen Glasſcheiben des Gebäudes widerſpiegelten. Der Glanzpunkt des Ganzen war eine 60 Fuß hohe Fichte, als Weihnachtsbaum geſchmückt, welche, ein Lichtmeer von ihren unzähligen Aeſten niederſtrahlend, aus der Ferne wie eine rieſenhafte Feuerſäule ausſah. Dazwiſchen hingen an den Wänden tauſend bunte Fahnen, Banner und Weihnachtszierden. Das Ganze war ſo zauberhaft, daß man ſich in die Märchenwelt von Tauſendundeine Nacht, in irgendeinen indiſchen Feenpalaſt verſetzt glaubte. Dem Weihnachtsbaume war ſogar der Ehrenplatz eingeräumt worden, den in der letzten Zeit Nadar's Rieſen-Luftballon innehatte. Dieſer hing jetzt, einem vorſündflutlichen koloſſalen Fabelthier ähnlich, von der Decke herab, während ſich Gondel und anderes Zubehör zu beiden Seiten des Baums befanden. Auf dem im großen Saale befindlichen Theater wechſelten indeſſen Schatten-Pantomimen, Burlesken, Ballets und Zauberpoſſen ab, begleitet von dem großen aus 350 Mann beſtehenden Orcheſter, welches vortrefflich ſpielte und wiederholt Anklänge aus Gounod's „Fauſt und Margarethe" hören ließ, während ſich um die Reihen zierlicher Weihnachtsbuden ein kauflуſtiges Kinder-Publikum drängte. Das Ganze war bunt, originell und großartig anzuſehen und rechtfertigte wol den hier und da gehörten Ausſpruch: Es gibt nur Einen Kryſtallpalaſt.

Eine Fahrt auf der Theiß.

III.

E. Sch. — Im ganzen bleibt das Theißufer öde und leer, von Menſchen wie von Thieren. Zuweilen bemerkt man einzelne ſtelzbeinige Störche, die, Steinbildern gleich, am Strand ſtehen, das eine Bein hochaufgezogen, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, und auf ein vorwitziges Fiſchlein oder einen naſeweiſen Froſch warten. Sind Waldungen nicht allzu fern, dann erſcheint ſtatt des gewöhnlichen Storchs der ſeltenere kleinere ſchwarze, tiefer unten dagegen in Ungarn der Pelikan und der Ibis. Nicht zu häufig zeigt ſich auf dem Fluſſe ein fiſchender Reiher. Die Vögel lieben den offenen Fluß nicht, namentlich wenn nicht wenigſtens ſeine Ufer mit Rohr und Sumpfpflanzen eingeſchloſſen ſind; ſie werden hier durch die Schiffe geſtört und finden nebenan in den todten Armen ungleich leichter und reichlicher ihre Nahrung.

Viel mannichfaltiger und großartiger iſt das Thierleben auf dieſen Sümpfen, und das Auge wird lange nicht müde, unterſtützt durch ein gutes Fernrohr, die Millionen von Enten und Rohrhühnern in ihrem völlig vom Menſchen ungeſtörten Treiben zu beobachten. Natürlich kann man nur einigermaßen, nur im Fluge beobachten und auch dann nur auf den ganz offenen Teichen oder ſtillen Blänken, in denen Farren und Sumpfwurm, Schilf und Kalmus ſich, nicht zuſammenhängend, nur partienweiſe, angeſiedelt haben. Jammernd ſchwimmen Rohrhühner, aller Berechnung ihrer Anzahl ſpottend, über die Spiegel; am prachtvoll, metalliſch rothglänzenden langen „Mietzel" um Kopf und Hals ſind die Jungen kenntlich; dieſe etwas langweiligen, wenn man ihnen aber die Haut abzieht indeß nicht übelſchmeckenden Vögel haben bereits zeitig geäſt und ziehen ſich bald in das Schilf zurück. Am Morgen aber ſind manche Strecken mit dieſem ſeltenen Vogel, den man meines Wiſſens hier nicht gern ißt, ſo überdeckt, daß ſie von weitem ſchwarz ausſehen. Intereſſant iſt es manchmal, einen Taucher zu beobachten, der plötzlich untertaucht, nach längerer Zeit bereits weit entfernt den Kopf emporſteckt uud wenn er ſich bemerkt ſieht, abermals entſchwindet, um vielleicht in noch größerer Entfernung daſſelbe Manöver zu wiederholen, bis er ſich endlich Ruhe gönnt. Am meiſten Unterhaltung gewährt unſtreitig das Beobachten der klugen und wachſamen, aber doch nicht ſo lächerlich ſcheuen Enten. Alle erdenkbaren Gattungen, mit Ausnahme der nor-

diſchen, welche bei uns nur ſelten vorkommen, treten hier geſellig und in Maſſen auf; die ſtarke und anſehnliche Stock-, die zierliche Kriekente, die ſchöne im Schwimmen und Tauchen überaus behende Tafel-, die bewegliche, feinſtimmige Pfeifente kommen wol am häufigſten vor; aber welche Mannichfaltigkeit an Tönen, Geſtalt, Größe, Farbe des Kleides, verſchieden nach Gattung, Geſchlecht und Alter bei dieſen ſchönen, muntern und intelligenten Sumpfbewohnern! Dieſe Enten alle ziehen bald in Haufen, bald einzeln einher, bald in der Luft, bald auf dem Waſſer, tauchen bald mit halbem Leibe, den Bürzel neckiſch hebend und bewegend, bald mit dem ganzen Körper, um in ziemlicher Entfernung wieder in die Höhe zu kommen; hier tändeln einige in drolligen Neckereien, dort ſcheinen andere einen ernſtern Strauß miteinander auszukämpfen. Hier ſtürzt ſich eine ganze Kette, welche die Alte in der Mitte nicht aus ihrem geſetzten Weſen zu bringen vermag; dort fährt pfeilſchnell ein Trupp ins Rohr und nur das Schwanken der Halme verräth den Weg, welchen die Eilenden genommen.

Ein an der Theiß ſehr gemeiner Vogel iſt der Reiher, als gemeiner, Löffel-, Nacht-, Raben-, Zwerg-, Seiden-, Purpur-, ſelten indeß als Silberreiher mit hochgeſchätztem Gefieder. Man kommt faſt an keinem Tümpel vorüber, ohne einen dieſer ſchwerfälligen Geſellen aufzujagen, und verſchmäht es, ihm einen Schuß nachzuſenden. Ebenſo häufig erſchreckt den nächtlichen Wanderer hier das eigenthümliche Trommeln der Rohrdommel, dagegen hält ſich der Kranich nur in den unzugänglichſten Sümpfen verborgen. Neben den Sümpfen auf den naſſen Wieſen treiben ſich Schnepfen, zunächſt Heer- und Moorſchnepfen, in bedeutender Anzahl umher, Kibitze und Pfeifer erſcheinen in Schwärmen; nahe den Hutweiden treiben die luſtigen, ſchwatzhaften Staare ihre unermüdlichen Schalkspoſſen, in dem Rohre niſten unterſchiedliche liebliche Sänger, in den ſchroffen Ufern aber die Uferſchwalben, welche ſich zwei bis drei tiefe horizontale Löcher zur Wohnung aushöhlen. Zwiſchendurch begegnen uns wol auch die bekannten, unvermeidlichen Geſtalten der Krähen und Raben, in der Dämmerung auch die bei Tage äußerſt drolligen Sumpfeulen. Ein Schreck der kleinern Waſſervögel werden manchmal die großen und muthigen Falken, welche von entfernten Gehölzen Beute zu machen heranſtürmen. Einen überaus prächtigen Anblick gewährt der Fiſchadler, welcher zuerſt in blauen Höhen ſeine ſtolzen Kreiſe zieht, dieſe allmählig verengert und plötzlich lothrecht ſchnell wie ein Gedanke ſich herabſtürzt. Hat er ſein Ziel verfehlt, ſo entfaltet er die mächtigen Schwingen mit einem Ruck horizontal unmittelbar über dem Waſſerſpiegel, ſchwebt eine Zeit lang ſo weiter, hebt ſich abermals in die Höhe und ſtürzt ſich bald wieder mit reißender Schnelligkeit herab. Hat er aber ſeine Beute erfaßt, ſo ſchlagen die aufſpritzenden Waſſer manchmal ellenhoch über dem kühnen Räuber zuſammen, der eine Weile in dem glänzenden Giſcht unſichtbar wird; im nächſten Augenblick aber ſteigt er triumphirend empor, den ſchweren Fiſch in den ſcharfen Krallen, und ſchüttelt das Naß mit majeſtätiſchen Schlägen von ſeinen Flügeln, daß die herabfallenden Tropfen in Regenbogenfarben wie tauſend Demanten herabſprühen.

Beſucht man die Brutplätze, ſo zeigen ſich die ſonſt ſo ſcheuen Vögel ganz zutraulich; ſie laſſen den Kahn ganz nahe herankommen, laſſen ſich die Eier, denen man gern nachſtellt, leicht wegnehmen und werden auch oft auf den Eiern geſchoſſen. Die Neſter ſind faſt durchweg kunſtlos angelegt, theils im Röhricht, theils auf den allerdings ſpärlichen Sahlweiden. Die Rohrammer klebt ihr Neſt zwiſchen drei bis fünf Rohrhalme, die Reiher bereiten es aus dünnen Halmen, über welchen etwas Sumpfheu liegt. Nur der Silberreiher verwendet auf den Neſtbau größere Sorgfalt. Wo das Rohr recht dick iſt, knickt er die Halme in einem größern Kreiſe ſo ein, daß die Spitzen gegen die Mitte fallen; er verflicht ſie dann zu einem etwas napfförmigen Teller und polſtert dieſen mit etwas Sumpfheu aus. Die Reiher vertragen ſich gut miteinander, denn in demſelben Neſte finden ſich mitunter Eier von zwei Arten, was daher rühren mag, daß die verſchiedenen Arten durcheinander wohnen und die Alten gern auf nahen Weiden übernachten, alſo das Neſt nicht immer behüten. Auffallend iſt, daß die Brutplätze nicht immer genau auf derſelben Stelle bleiben, obwol ſie natürlich den Anwohnern (z. B. „Reiherdorf") bekannt ſind.

In den Rohrdickichten hauſen die kleinen, aber für die Schafheerden ſo gefährlichen Rohrwölfe und viele Füchſe, welche hier die leckerſten Biſſen finden. Hat man im Herbſt das für den Hausbedarf (zum Decken des Hauſes und der Wirthſchaftsgebäude, zum Flechten von Matten, als Streu, Brennmaterial u. ſ. w.) nöthige Schilf eingeſammelt, dann wird das Rohr angezündet; dann gilt es Reineke's und Iſegrimm's Balg; beide werden übrigens gern mit Treibern gejagt, ſobald man ſie ſpürt.

Würde ein Fremder wol glauben, daß in dieſem mit eßbarem, zum Theil ungemein ſchmackhaftem Geflügel ſo überfüllten Sumpflande die Jagd nur in einem äußerſt beſcheidenen Maße geübt wird, daß ſie hier für niemand ein Erwerbszweig, ſondern nur eine ziemlich laue Paſſion einzelner Wohlhabenden iſt? Feuert man in dieſen Sümpfen einen Schuß ab, ſo ſteigen Tauſende von Waſſerhühnern und Enten, an manchen Orten Hunderte von Gänſen in die Luft, kreiſen eine Weile umher und fallen entweder wieder in dieſelben oder doch in einen benachbarten Teich ein und entfernen ſich erſt nach wiederholten Schüſſen. Man hat hier nicht nöthig, Lockteiche anzulegen oder ſich mit einer unbequemen Puntejagd abzugeben; dafür ſind die Sümpfe mitunter ſchwer zugänglich und das Mühſame iſt nun einmal nicht nach dem Geſchmack des bequemen, gemächlichen Magyaren. Nur an wenigen Orten werden Waſſervögel durch ausgeſtopfte Lockenten getäuſcht

und in Schlingen gefangen. Thut sich eine größere Gesellschaft zusammen, so jagt sie auf geeigneten Teichen vom Kahne aus; ist aber der Teich klein und verwachsen, so schickt man Hunde hinein und umstellt den Sumpf mit Schützen; von eigentlichem Sport ist meines Wissens nirgends die Rede. Wer ohne Gesellschaft jagen will, legt sich in ein Loch am Ufer oder verbirgt sich in einer Rohrhütte mitten im Schilf in der Nähe seichter Stellen. Hat jemand die Geduld, abends an einem günstigen Orte, d. h. dort, wo mehrere Teiche beisammenliegen, das Geflügel also hin- und herstreicht, auf dem Anstande zu passen, so kann er, wie ich das von glücklichen Schützen weiß, mitunter seine 20—30 Enten schießen. Aber wie viele Eingeborene geben sich diese kleine Mühe! Ueberhaupt schlagen Leute aus dem Nordwesten der Monarchie die Hände über dem Kopf zusammen, wenn sie sehen, welches Vergnügen man sich hier entgehen läßt, während auf den Teichen Mährens und Böhmens z. B. ganz nennenswerthe Entenjagden abgehalten werden. (Der Naturforscher Dr. T., aus Böhmen stammend, ein eifriger Jäger, verwünschte die Theißregulirung, „weil sie die Sümpfe verderbe".)

Daniel Manin.

Unter den Helden des neuen Italien nimmt Daniel Manin, der Dictator Venedigs 1849, eine hervorragende Stellung ein. Er wurde am 13. Mai 1804 zu Venedig geboren, wo sein Vater Advocat war. Siebzehn Jahre alt, bestand er die Prüfung zum Doctor der Rechte, und da er seiner Jugend wegen keine Processe führen durfte, so setzte er seine Studien fort und fing an, sich als Schriftsteller bekannt zu machen. Aber nicht der Ehrgeiz beschäftigte ihn; in tiefster Seele nährte er nur Eine Hoffnung, Einen Wunsch: die Befreiung Italiens. Sein durchdringender Verstand ließ ihn bald erkennen, daß dem Volke der Gemeingeist fehle und daß dieser zuerst geschaffen werden müsse. Eine Gelegenheit dazu bot sich ihm, als der Plan zu einer Eisenbahn zwischen Venedig und Mailand in Anregung gebracht wurde und eine Gesellschaft dafür zusammentrat. Hier gewann Daniel Manin zuerst als Redner und Patriot die Popularität, die er in so ungewöhnlichem Grade bis zu seinem Tode besessen hat; hier suchte er, der Mann des Gesetzes, das Volk durch eine gesetzliche Opposition für den großen Zweck, den er nie aus den Augen verlor, vorzubereiten.

Gegen Ende des Jahres 1847, als die italienische Reformbewegung begonnen hatte, war er das Haupt der nationalen Partei in Venedig und reichte eine Petition an den Kaiser ein, in der um freie Institutionen für das Lombardisch-Venetianische Königreich gebeten ward. Die Folge der Bittschrift war Manin's Gefangennehmung. Doch ließ sich nichts Gravirendes gegen ihn vorbringen und bald darauf brachen die Revolutionen des Jahres 1848 aus. Das Volk verlangte stürmisch Manin's Befreiung und trug ihn auf seinen Armen aus dem Gefängniß. Jetzt galt es nicht mehr, das Recht mit Worten zu vertheidigen, sondern die Freiheit mit den Waffen zu erringen. Manin bildete eine Bürgergarde, zwang die österreichische Besatzung zum Abzug und proclamirte auf dem Marcusplatze die Republik. Eine provisorische Regierung wurde nach dem Wunsche des Volks ernannt, Manin und der Dichter Tommaseo standen an ihrer Spitze.

In jeder Weise zeigte sich Daniel Manin seiner hohen und schwierigen Stellung gewachsen. Er war der Schutz und Schirm aller, duldete keine Unordnung, keine Anarchie und schritt ungesäumt zu den dringendsten Reformen. Nur zu schnell brach der junge Bau der italienischen Freiheit wieder zusammen. Die Oesterreicher faßten nach Radetzky's Siegen wieder festen Fuß in der Lombardei; Venedig wurde von ihnen bedroht. Umsonst flehte Manin um Englands und Frankreichs Beistand, beide Staaten verweigerten den „Rebellen" ihre Hülfe und Venedig sah sich genöthigt, sich Sardinien anzuschließen. Damals legte Manin sein Amt nieder, um einen Monat später, nach der gänzlichen Niederlage der Piemontesen, wieder auf seinen Posten zurückzukehren. Diesmal als Dictator der Republik.

Von dem Gedanken beseelt, daß, solange Venedig frei sei, auch die italienische Sache noch nicht ganz verloren, behauptete sich Manin während eines Jahres in der Stadt und setzte den Oesterreichern den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Er war die Seele der kleinen Republik, zu jedem Opfer bereit und erwartete dasselbe von jedem andern. Vergeblich forderte Haynau die Stadt zur Uebergabe auf. Manin feuerte durch seine Begeisterung alle Klassen der Gesellschaft zu gleichem Muth und gleicher Opferbereitwilligkeit an. Endlich, als die Cholera in der Stadt ausbrach und Hunger und Elend hinraffte, was von dem Bombardement verschont geblieben, capitulirte Manin und sprach am 13. August 1849 zum letzten mal zu den Venetianern, die ihn mit Segenswünschen und Thränen scheiden sahen.

Er ging nach Paris. Schon unterwegs starb ihm die Gattin; sein einziges Kind folgte ihm in die Verbannung, eine Tochter, an der sein Herz ganz besonders hing. Für sie lebte und arbeitete er fortan; ihr brachte er abends den kleinen Erwerb, den er als Sprachlehrer verdient hatte; mit ihr redete er von der Vergangenheit und ihr theilte er seine nie zu erschütternde Hoffnung für den endlichen Sieg der Freiheit mit. Aber auch diese letzte Freude seines Lebens ward ihm 1854 durch den Tod entrissen. Diesem Schlage widerstand er nicht lange; ein Herzübel, an dem er schon längere Zeit gelitten, raffte ihn hin. Daniel Manin starb am 22. September 1857. Seine Abschiedsworte an seine ihn umgebenden Freunde waren: „Europa wird nicht eher Friede haben, als bis die Gerechtigkeit siegt! Und sie wird siegen, wenn wir auch über das Wie nichts wissen!"

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 5.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. V. — Helena Schubart. Ein deutsches Frauenleben. Von P. Glöckler. IV. — Träumereien auf Wegen und auf Stegen. Von Moritz Horn. 4. Marktsteig. 5. Der Kirchhofsteig. 6. Der Kirchsteig. 7. Gebirgspfade. — Der Mensch, sein Wesen und seine Entwickelung. — Nacht auf dem Meer. Von A. Teniers. — Beiblatt: Athen beim Einzug des Königs Georg. — Winter in London. II. Auf dem Eise. — Eine Fahrt auf der Theiß. IV.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

V.

Ueber den Rasenplatz waren sie wieder in die Allee zurückgekehrt. Den Pavillon, die Absicht, weshalb sie hierher gekommen . . . beide hatten es vergessen. Vor den Augen des Mädchens schimmerte und flimmerte es, der Garten schwamm in Rosenduft. Da rief von dem andern Ende des Ganges eine Dienerin: „Ach, da sind Sie, Fräulein Genoveva! Herr Lecomte und Madame Elisabeth lassen bitten; es ist Besuch gekommen, Herr Guillotin und Herr Le Coulteur. . ."

Genoveva hatte ihre Hand Marcel schon entzogen und eilte ohne Abschied von ihm. Diesmal hätte sie nicht mit ihm zugleich vor die Aeltern treten können. Eine Empfindung, die noch namenlos war, erfüllte sie mit unaussprechlicher Seligkeit, mit einer so reinen und himmlischen Freude, daß es ihr eine Entweihung geschienen, hätte ein anderer darum gewußt oder gar ihr Geheimniß in ihren Zügen gelesen.

Die Ahnung dessen, was in ihrer Seele vorging, beschlich Marcel; er wandte sich, um ihr den Vorsprung zu lassen, nach dem Gartenhause zurück. Ihre grauen Schleier senkte die Dämmerung allmählich nieder. Die Wipfel der Bäume hatten noch einen rothgoldenen Schimmer und die Wetterfahne auf dem Thurm des Pavillons, die längst eingerostet war, ein ursprünglich grün, roth und golden gemalter eiserner Drache, gewann im Sonnenuntergang etwas von ihrem verlorenen Glanz.

Gemächlich, als wäre er gewohnt, hier täglich aus- und einzugehen, öffnete jetzt von innen jemand die Thür des Hauses.

Bei dem Klirren des Schlüssels, dem Knarren der Angeln fuhr Marcel zusammen.

Vorsichtig steckte der geheimnißvolle Bewohner seinen Kopf aus der halbgeöffneten Thür; sei es nun, daß er Marcel nicht gewahrte oder den jungen Mann für durchaus ungefährlich hielt, er trat heraus.

Mit Einem Sprunge war Marcel neben ihm. Eine so große Kaltblütigkeit bewahrte der Fremde, daß er die Thür verschloß, den Schlüssel zu sich steckte und erst dann, seinen Hut abnehmend, höflich sagte: „Guten Abend, mein Herr!"

Bei dem Anblick dieses Gesichts, bei dem Ton dieser Stimme prallte Marcel zurück: es war der Reisende aus der Postkutsche, nur trug er statt des gelben Rocks einen dunkeln.

„Ah", fuhr der Fremde fort, „wir ſind alte Bekannte! Sehr erfreut, Sie wiederzuſehen, Herr Lecomte!"

„Danke, mein Herr! Aber ich bin verwundert . . ."

„Mich ſo unerwartet wiederzufinden? Spiel des Zufalls!"

„Wollen Sie mir gefälligſt erklären, wie Sie hierher gekommen ſind?"

„Ich glaube, die Auseinanderſetzung kann ich mir erſparen, Sie ſehen es mit Ihren Augen. Uebrigens ein ſchöner Garten und ein hübſches Mädchen, mit dem Sie vorhin am Springbrunnen ſprachen."

„Mein Herr! . . ."

„Bitte, ich trat ohne Abſicht an das Fenſter" — er zeigte nach der halbaufgezogenen Jalouſie — „und mußte Sie beide bemerken. Vermuthlich Ihre Schweſter oder Baſe?"

„Sie haben eine ſo ſeltſame Weiſe des Benehmens, daß ich noch keine rechte Bezeichnung dafür finde. Ich bin der Sohn des Hauſes, dieſer Boden iſt der meine — Sie müſſen es entſchuldigen, wenn ich meine Frage wiederhole, wer gibt Ihnen das Recht, hier zu verweilen?"

„Recht? Ich könnte antworten: ich nehme es mir! In der Revolution herrſcht der allein, der die kräftigſte Fauſt hat. Jedoch, ſehe ich aus wie ein Dieb, wie ein Räuber? Nein! Ich habe dieſen Pavillon von Ihrem Herrn Vater gemiethet, zwar ſehr billig gemiethet, aber immer gemiethet. Ich komme, ich gehe, wie und wann ich will. Halt, da ſchlägt eine Uhr die ſiebente Stunde! Ich habe noch mancherlei Geſchäfte für den Abend und kann im Augenblick dieſe anziehende Unterhaltung mit Ihnen nicht fortſetzen."

„Ich will Sie nicht hindern. Wann werden Sie mir die Aufklärung geben, die ich verlange?"

„Die Sie verlangen? Schwerlich je! Allein ich bin nur auf der Durchreiſe durch Paris und habe doch den Wunſch, Sie näher kennen zu lernen. In den Theatern ſpielt man heute nichts, was mich lockt; machen Sie mir das Vergnügen, in dem Garten des Wirthshauſes «Zur Nation» mich um neun Uhr zu erwarten! Ein Volksball iſt angezeigt; ſchöne Bürgerinnen werden da ſein; wir werden alle patriotiſche Lieder ſingen. . ."

„Ich dächte, in Ihrer Wohnung hier könnten wir ungeſtörter miteinander reden."

„Niemals mache ich in meinem Hauſe Geſchäfte ab, noch empfange ich Beſuche dort! Sonderbarkeiten, die Sie mir bei näherer Bekanntſchaft vergeben werden. Alſo um neun Uhr! Ich werde eine rothe Nelke im Knopfloch tragen. Haben Sie einen Gruß an Herrn Marat zu beſtellen? Ich gehe ſtehenden Fußes zu ihm."

„Zu Marat — Sie?"

„Wir ſind alte Freunde. . . Auf Wiederſehen, Herr Marcel Lecomte! Schönſten Gruß an Ihre Verwandte, Schweſter oder Baſe, gleichviel!"

Ehe Marcel ſich noch gefaßt, hörte er die Thür in der Mauer ſich drehen und mit einem leiſen Schlag wieder ins Schloß fallen.

„Laurent, ſind die Blätter in Ordnung?"

„Alles in Ordnung! Die neueſte Nummer wird ſchon in den Straßen ausgerufen. Sieben Uhr vorüber; die Mädchen haben tüchtig gefalzt und ſind eben fortgegangen — es gibt heute Abend einen Ball."

„Iſt das eine Zeit zum Tanzen? Hat das Volk kein Gefühl für das Unglück des Vaterlands? Warum muß ich auch gerade jetzt krank daliegen und meine Stimme nicht erheben können!"

„Sie ſchallt laut genug aus deinem «Volksfreund»."

„Schallt ſie? Warum ſtände dann die Revolution ſtill? Schändlich, wir werden von den Ariſtokraten betrogen und ausgelacht! Wozu haben wir die Guillotine, Laurent, wozu? Dies Volk iſt noch nicht reif für die Tugend, es ſingt und ſpringt —"

„Deine eigene Gattin läßt ſich zum Ball friſiren. . ."

„Und ich wälze mich umher, elend, den Tod in der Bruſt!"

„Ruhe, ſagt der Doctor, dann wirſt du auch wieder geneſen. Wenn du ſtürbeſt, hätte das arme Volk ſeinen letzten Freund verloren. Wetter, Bürger, ärgere dich doch nicht über jeden Schatten! Alle können keine Philoſophen und Volksfreunde ſein wie du! Keiner lieſt eifriger deine Schriften wie ich! Während die andern tanzen oder trinken, ſitze ich in meiner Dachkammer und ſtudire. Recht haſt du: die Welt iſt niederträchtig, und ſchaden kann's auch nicht, wenn hunderttauſend todtgeſchlagen werden, damit Raum für uns andere wird. Hab' ich mich ſo in die Wuth hineingeleſen, fang' ich an, Holz zu hauen; jedes Scheit, das abfliegt, iſt ein Ariſtokrat."

„Bravo, Laurent! Immer drauf zugeſchlagen, immer drauf zu!"

Und er ſprang trotz ſeiner Krankheit aus ſeinem ſchlechten, mit fahlem grünen Zeuge über-

zogenen Armſtuhl auf und fuhr ſich mit der Hand durch die wild und unordentlich herabhängenden Haare — eine kleine, ſchmächtige Geſtalt, mit triefenden und doch funkelnden Augen in einem von Elend hagern und von der Krankheit gerötheten Geſicht, die Bruſt nur halb von einem ſchmuzigen Hemd bedeckt, das aus der offen ſtehenden Weſte hervorſah; in eine lange, grauwollene Decke gewickelt, den einen nackten Arm drohend ſchüttelnd. Das Gemach war nur klein, ſeine Fenſter ſchauten nach dem Hofe und ein ſpärliches letztes Licht der Sonne fiel von den gegenüberliegenden Dächern widerſtrahlend hinein.

„Alle todt!“ rief er, nach einigen tollen Sprüngen athemlos in den Stuhl zurückſinkend.

„Ja, Bürger, aber wird es etwas helfen? Den Adel ſind wir glücklich los geworden, allein die reichen Bäcker, die Brauer und Fleiſcher ſind geblieben.“

„Unter den Fleiſchern ſind gute Patrioten; denk' an Legendre, der uns in ſeinem Keller beherbergte!“

„Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Das Fleiſch iſt theuer, Brot und Branntwein auch. Wenn wir ein Mittel hätten, das alles umſonſt zu bekommen. . .“

„Du biſt ein Eſel, Bürger Laurent Bas! Arbeite, falze den «Volksfreund» und haue Holz, dann wirſt du verdienen, was du brauchſt!“

„Arbeit! Und wieder Arbeit! Sind wir dazu auf Erden? Siehſt du, das hat mich nachdenklich gemacht! Piken hat das Volk, rothe Mützen und die Guillotine. Es iſt eine Ehre, keine Hoſen zu haben — aber bei alledem, Reichthum ſchändet nicht und Hunger iſt kein Vergnügen. Mit vollem Magen läßt ſich viel beſſer: Es lebe die Republik! rufen als mit leerem; ein Menſch mit trockener Kehle iſt zu allen Schandthaten bereit; einer, der getrunken, iſt weiſe wie Sokrates und wie du.“

„Unverwüſtlicher Trunkenbold, was willſt du?“ Wieder fuhr er mit jenem Aufſchnellen, das dem Sprunge wilder Katzen glich, in die Höhe.

„Nichts, gar nichts! Aber es wäre mir lieb, Bürger, wenn du mir einige Livres vorſtrecken könnteſt; für einen Sansculotten wird das Leben täglich koſtſpieliger.“

Seine buſchigen Augenbrauen runzelte der Kranke: „Jeden Monat erhältſt du den Lohn, den du dir ausbedungen, nicht früher, nicht ſpäter, nicht mehr, nicht weniger! Gefällt es dir nicht, geh'! Du haſt ſchlimmere Zeiten mit mir durchgemacht als dieſe, als wir vor den Ariſtokraten und ihren Gerichtsdienern von einem Verſteck zum andern fliehen mußten. Jetzt iſt dir der Hochmuthsteufel in den Kopf gefahren. . .“

„Bürger Marat, du biſt Mitglied des Convents, ein großer Mann geworden, vielleicht wirſt du noch einmal Herr der Republik —“

„Schweig'! Die Republik hat keinen Herrn!... Kerl, ich glaube, du biſt ehrgeizig und trachteſt nach einem Miniſterpoſten!“

„Was wäre dabei? Ich würde wenigſtens das Vaterland nicht verrathen und die ſchurkiſchen Ariſtokraten ohne Gnade verfolgen.“

„Alle todt!“ Marat's Stimme klang heiſer und dumpf, ſei es nun infolge ſeiner Krankheit oder der Aufregung, in die er ſich hineingeredet. „Kein Frieden, ehe der Boden Frankreichs nicht von ihnen geſäubert iſt! Sie ſind die Wolke, welche die Sonne der Republik verhüllt! Durch einen Blutſtrom müſſen wir waten, Laurent Bas, alle bis an den Hals, um an das Ufer des Gelobten Landes zu gelangen! Zu viel Ungerechtigkeit und Lüge iſt in der Welt! Wie Ein Mann müſſen ſich die Armen erheben, ſie fortzuſchaffen! Aber die Kraft fehlt, der Muth! Ihr habt nicht die Tugend, nur eure Feſte und Trinkgelage im Sinn! Statt loszuſchlagen, ſingt ihr. Eure Gaſſenlieder koſten keinem Ariſtokraten das Leben, höchſtens machen ſie gute Patrioten taub. Ihr ſeid elende Muſikanten und jämmerliche Bürger! Brutus ließ ſeine Söhne hinrichten, ihr ſchreit beſtändig: Ruhe und Mäßigung! Memmen, die ihr kein Blut ſehen könnt! Was ſagt Hippokrates? Eiſen und Feuer heilen die Welt. Verſtanden, Laurent Bas? Heilige Tugend, heilige Armuth, wann werdet ihr hienieden herrſchen über ein frohes und glückliches Geſchlecht? Das wird keine Schwelgereien und Laſter, keinen Reichthum und kein Verbrechen kennen! In Eintracht und Brüderlichkeit werden die Menſchen nebeneinander wohnen und das Feld bebauen. . . Heilige Tugend! Nach Hauſe, Laurent, in deine Bodenkammer, und Holz gehauen, jedes Scheit ein Ariſtokratenhaupt!“

Eben erloſchen die letzten Sonnenſtrahlen auf den Dächern drüben. Ein phantaſtiſches Halbdunkel verbreitete ſich im Gemach; noch grotesker und unheimlicher erſchien in ihm die Geſtalt Marat's, der mit großen Schritten, in niedergetretenen Schuhen, mit loſe herabhängenden Strümpfen umherhuſchte, während Laurent Bas mit offenem Munde, die Hände in den Hoſen-

taſchen, auf der Schwelle der halbgeöffneten Thür ſtand, die in das Nebenzimmer führte. Jetzt wandte er ſich haſtig um; die Portiersfrau war unbemerkt von beiden eingetreten und zupfte ihn an dem Schoß ſeines Rocks.

„Was ſoll's?“ rief Marat argwöhniſch.

„Ein Herr iſt da, der Sie zu ſprechen wünſcht. . .“

„Ich bin krank, ich empfange niemand.“

„Das hab' ich ihm auch geſagt, aber er will ſich nicht abweiſen laſſen.“

„Wo iſt Simonne? Sie ſoll mit ihm reden! Was ſtehſt du noch hier? Was lauerſt du?“

„Herr Bruneau iſt bei Madame im Vorderzimmer, ſie zum Ball zu friſiren, und der —“

„Zum Teufel dieſe Weiber!“

„Und der Fremde behauptet, ſie würden ihm eine Unterredung unter vier Augen gewähren.“

„Unter vier Augen? Ich weiche nicht von deiner Seite, Bürger Marat! Der kommt nicht in guten Abſichten zu dir!“ Und Laurent Bas richtete ſeine athletiſche Geſtalt in ihrer ganzen Höhe auf.

„Aber der Fremde ſagt, er wäre Ihnen wohlbekannt, er brächte Ihnen Grüße von Monorgeuil.“

„Ah!“ Marat ſchlug ſeine Decke wie eine römiſche Toga um ſich, in der Weiſe, wie es damals Veſtris auf dem Theater that, und trat betroffen einen Schritt zurück. „Monorgeuil! — Herein mit dem Fremden! Das hätteſt du mir gleich melden ſollen, Bürgerin Pain, aber du biſt und bleibſt eine unverbeſſerliche Schwätzerin!“

„Monorgeuil“, brummte Laurent Bas, „das klingt ariſtokratiſch!“ Und da er nie zu den Klügſten gehört, war ſeine Neugier um ſo größer, und er beſchloß, den Fremden zu erwarten.

Marat indeß hatte ein ſcharfes Ohr und ein gutes Auge. Sein ganzes Leben lang war er den Schlägen des Schickſals und der Bosheit der Menſchen ausgeſetzt geweſen, mit tauſend Liſten hatte er ſich durch alle Fährlichkeiten durchkämpfen, ſich jeden neuen Tag aufs neue erobern müſſen. In ſeinem Weſen hatte ſich ſo die Vorſicht, der lauernde Zug ausgebildet, der ihn ſelbſt in der Umgebung ſeiner treueſten Anhänger nicht verließ. „Monorgeuil“, fuhr er darum Laurent an, „iſt ein Pferdename. Ein Schimmelhengſt hieß ſo; der war freilich klüger wie du! Guten Abend, Bürger! Mach', daß du fortkommſt!“

So drohend ſchüttelte er die Fauſt gegen den „eifrigſten Leſer des «Volksfreund»“, daß es dieſer doch für das Gerathenſte hielt, ſich zu entfernen; aber das Glück wollte ihm wohl: im Vorgemach ſtieß er auf den eingetretenen Fremden.

„Bürger Marat?“ fragte der.

„Dort!“ zeigte Laurent. . .

„Biſt du noch hier?“ ſchrie der Volksfreund.

Da war Laurent Bas aus der Thür und die beiden Männer allein.

„Bei der heiligen Guillotine! Baron —“ fing Marat an.

„Bitte, der Adel iſt abgeſchafft! Wenn dir's gefällt, Bürger Marat, nenne mich Lefranc!“

„Hoffſt du, durch einen Namenswechſel der Guillotine zu entgehen?“

„Ich bin kein Narr — die frißt uns alle! Das muß ein Troſt für dich ſein!“

„Du biſt doch nicht nach Paris gekommen, um zu ſterben? Zum zweiten mal werde ich dir keinen Paß nach England verſchaffen!“

„Du brauchſt auch nicht! Den kleinen Dienſt, den ich dir geleiſtet, haſt du durch einen größern bezahlt.“

„Kleinen Dienſt?“ Und Marat wiederholte ſein pathetiſches Spiel mit der wollenen Decke. „Klein! Und du willſt ein Edelmann ſein, Bürger Lefranc? Die Menſchen ſind heimtückiſche Beſtien und keiner hat Gutes von mir verdient, keiner, außer dir! Niemand wird mich wieder vor Peitſchenhieben retten, wie du es gethan! Hätte ich ihn jetzt nur hier, dieſen tollköpfigen, hochmüthigen Artois, ich ließe ihn zerreißen und mir ſein Herz auf einer Pike vorantragen, wenn ich in den Convent ginge!“ Er knirſchte mit den Zähnen und wühlte in ſeinen Haaren.

„Ereifere dich nicht, Volksfreund! Der Graf ſitzt in Deutſchland bei einer Flaſche Champagner; dich hat kein Schlag getroffen! Wir ſind gute Freunde, und der Weiſeſte von uns allen war der Schimmel Monorgeuil, der an deinen Pillen geſtorben.“

„Nicht durch meine Pillen!“ erwiderte ärgerlich, in ſeinem gelehrten Stolz gekränkt, Marat. „Miſche dich doch nicht in Angelegenheiten, die du nicht verſtehſt! Das arme Thier ſtarb, weil es der eigenſinnige Artois während der Cur geritten. Das ſagt' ich ihm ins Geſicht; ich habe nie die Wahrheit verſchwiegen; er aber ſchrie ſeinen Stallknechten zu: «Peitſcht den Frechen, peitſcht ihn!» Da ſprangſt du dazwiſchen, du, ein hochgeborener Baron!“

„Abgeſchafft — und dafür brachteſt du mich im vergangenen September glücklich aus der

Abtei, gerade zwei Stunden, ehe die Mörder kamen."

„Es waren keine Mörder —"

„Vergebung, es waren die Vertreter des freien und herrſchenden Volks!"

„Aber du ſtehſt noch immer, Bürger Lefranc! Setz' dich!" Und als der Fremde ſich auf einen der ſchweren Holzſchemel niedergelaſſen, fuhr er, nicht ohne einen leiſen Anflug von Eitelkeit, fort: „Kahle Wände, harte Stühle! Es iſt nicht wie in Verſailles! Die Freunde des Volks wohnen nicht in Paläſten!"

Kärglich und wüſt zugleich, ſo weit es der Fremde in der Dämmerung gewahren konnte, ſah es in dem Gemach aus. Links von der Thür ein ungemachtes Bett, davor ein Tiſch mit Schreibzeug und Papieren; an den Wänden ein Schrank, ein Bücherregal, neue und alte Nummern des «Volksfreund», Marat's vielgeleſener und vielbeliebter Zeitung, auf dem Fußboden verſtreut; an den Fenſtern Vorhänge, die längſt grau geworden und manchen Riß hatten; drei oder vier Schemel und der Armſtuhl, in dem er ſelbſt Platz genommen: das war die Einrichtung Marat's. Das Gepräge der Armuth, das allem aufgedrückt war, verletzte weniger als der Mangel jeder Ordnung und Sauberkeit. Mit cyniſcher Frechheit ſchien die Nothdurft und das Elend des Lebens hervorgekehrt zu ſein, um Zeugniß für die Uneigennützigkeit und Tugend des Volksfreundes abzulegen.

„Licht!" rief Marat hinaus, als beide Männer an dem viereckigen Tiſch ſich gegenüberſaßen. „Willſt du ein Glas Wein haben?" Es war ihm eine Art Genugthuung, daß er — ehemals der arme Thierarzt in den Ställen des Grafen Artois — jetzt den vornehmen Edelmann bewirthen konnte. Die Dunkelheit verbarg ihm das ſpöttiſche Lächeln, das wie ein Blitz um deſſen Lippen ſpielte; laut ſagte indeß Bürger Lefranc mit verbindlicher Artigkeit: „Warum nicht? Ein Glas Wein bei einem guten Freunde habe ich nie verſchmäht!"

Die Bürgerin Pain, die in der Wirthſchaft Marat's auch den Dienſt einer Köchin leiſtete, brachte darüber das Licht in einem zinnernen Leuchter und eine Flaſche Burgunder.

„Schenk' dir ein, Bürger Lefranc! Ich darf wegen meiner Krankheit nicht trinken."

„Krankheit? Hm, du ſiehſt übel aus, aber das iſt die Folge deiner Arbeiten, du ſchreibſt zu viel" — und mit einem derben Fußtritt ſtieß er einen Haufen Journalblätter fort. „Da liegt der Bettel! Auf deine Pillen verſtehe ich mich nicht, dafür verſtehſt du dich nicht auf die Revolution. In dem ganzen Wirrwarr haben nur zwei Männer das Richtige getroffen: Mirabeau und Danton. Der erſtere iſt in den Armen ſeiner Tänzerinnen an Opium, Champagner und Trüffelpaſteten geſtorben, der andere lebt noch herrlich in Saus und Braus, ſpielt hoch, ißt gut und hat mehr als Eine Geliebte, du aber —"

„Ich bin kein Wüſtling, ich nehme kein Geld von den Ariſtokraten!"

„Nein! Du biſt wie in den Pferdeſtällen, wo wir uns kennen lernten, nach wie vor ein trauriger Narr! Wenn ihr euch nicht an die Stelle derer ſetzen wollt, die bisher die Beſitzenden geweſen, wozu der Lärm? Hungern und darben konntet ihr auch unter dem König."

Marat zuckte die Schultern, nicht im Grimm, ſondern wie einer, der die Unfähigkeit eines andern bedauert, ſeinem Gedankengang zu folgen. „Du haſt kein Herz für das Volk", meinte er, „du denkſt nur an dich! Es iſt unrecht, daß ich dich vom Tode gerettet, aber ich vermochte meine Schuld nicht anders abzutragen. Und ich will keinem Menſchen etwas ſchulden, keinem! Die Gebeine deines Mirabeau wird man nächſtens aus dem Pantheon holen und auf den Schindanger werfen, wohin er gehört."

„Ihr ſolltet ſeine Haut zu Handſchuhleder gerben, dann brächte dieſer Verräther doch noch den Sansculotten einen Nutzen!"

„Und dieſer Danton", fuhr Marat vor ſich hinbrütend fort, „wird kein beſſeres Schickſal haben. Ich werde all dieſe Schwelger dem Volke anzeigen und die Revolution, die ſie ſchänden, von ihnen befreien."

Inzwiſchen hatte der Fremde zwei Waſſergläſer — denn andere waren nicht vorhanden — halb vollgegoſſen und reichte das eine dem Kranken dar. „Trink, die paar Tropfen werden dir nicht ſchaden. Stürz' dich ins Leben, verkümmere nicht hier. Weiß man die Welt richtig zu nehmen, kann man ſie wie Wachs kneten."

„Nun, aus alter Freundſchaft zu dir und den Aerzten zum Trotz!" Marat ſtieß mit ihm an und trank. „Mögeſt du ſicher wieder aus Paris und über die Grenze gelangen."

So heftig ſchlug der Bürger Lefranc auf den Tiſch, daß die Gläſer zitterten und der Zinnleuchter umzufallen drohte; aus dem Vorderzimmer fragte ängſtlich eine weibliche Stimme: „Iſt dir

nicht wohl, geliebter Freund? Ich bin ſogleich fertig."

Schweigend leerte indeſſen Lefranc ſein Glas, ſtützte das Haupt auf den Arm und ſagte: „Ich ſchelte dich und bin ein Thor wie du, nur in anderer Weiſe. Wir Menſchen ſind wunderbare, verrückte Thiere. Ich komme nicht fort von dieſem franzöſiſchen Boden. Er hält mich feſt, ſo oft ich einen Verſuch mache, ihm zu entfliehen. Statt nach England ging ich nach der Vendée, ihr Republikaner habt da eine harte Nuß zu knacken. Von der Vendée nach der Bretagne, war dann bei den Girondiſten in Calvados."

„Bei Barbaroux und Pétion?"

„Bei ihnen. Diesmal aber ſteh' ich zu dir, Volksfreund, das ſind jämmerliche Schwachköpfe, geſchniegelte, eitle Gecken, zu ehrgeizig für ein Königthum und zu vornehm für die Republik. Du und die Deinen, ihr hattet ein Recht, dem armen Ludwig den Kopf abzuſchlagen, dieſe Wortdreſcher nicht. Entweder das Volk oder der Adel! Von Caen bin ich wieder nach Paris gegangen."

„Warum? Willſt du dich aufrichtig für die Republik erklären? Du biſt ein tapferer Mann, es fehlt uns an tüchtigen Offizieren, du ſollſt Oberſt werden."

„Sachte! So weit reichten meine Erwartungen nicht. Ich hab' einige Geſchäfte hier abzumachen, Privatangelegenheiten, bei meinem Ehrenwort! Der Staat iſt mir gleichgültig. Unter andern eins mit dir."

„Da bin ich neugierig."

Einige Secunden lang klopfte der Fremde mit ſeinen Fingern an das Glas wie einer, der in Verlegenheit nach dem beſten Ausdruck für ſeine Gedanken ſucht. Trübe brannte mit verglimmendem Docht das Licht und warf einen fahlröthlichen Schimmer über Marat's Geſicht.

„Was haſt du?" fragte er endlich.

„Hm — was würde Monſeigneur Artois ſagen, wenn er uns beide ſo zuſammenſitzen ſähe? Eine verkehrte Welt! Die Schafe kommen zum Wolfe, ihn vor den Hunden zu warnen. Im Ernſt, Paul Marat, es droht dir Gefahr!"

„Gefahr? Ich gebe gern mein Blut zur Rettung des Volks!"

„Das iſt deine Sache, die meine war's, dich zu warnen!"

„Deshalb biſt du nach Paris gekommen?"

Darauf antwortete Lefranc nichts, ſondern ſtand von ſeinem Holzſchemel auf; beide Männer maßen ſich lange mit den Augen, prüfend, wortlos.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Helena Schubart.

Ein deutſches Frauenleben. Von P. Glöckler.

IV.

In ihrem Jammer um die Gefangenſchaft ihres Mannes, in ihrer Verlaſſenheit ſucht und findet Helena Schubart einzig und allein Troſt und Beruhigung im Worte Gottes, in den erhebenden Wahrheiten der Religion. Aber es kommen auch Stunden, in denen ihr dieſe Leuchte verſchwindet; ſie fühlt, daß ſie ſich ſelbſt zur Qual iſt. Das fürchterliche Warten iſt ihr ärger als der Tod. Und immer wieder in den ſüßeſten Hoffnungen getäuſcht werden; immer wieder erfahren müſſen, daß an entſcheidender Stelle nur ein höhnendes Spiel mit ihr getrieben wird, daß ſchnöde Bedrückung die höchſte Luſt der Großen iſt: das bringt ſie ſchier zur Raſerei. Zudem meint ſie, Schubart ſei „ein Raub der ſchwärzeſten Melancholie geworden", da man ihr gelegentlich mittheilt, er verabſcheue alles, was nicht in den engſten Rahmen des Chriſtenthums paſſe; von einem Briefe von des Gatten Händen war ohnehin keine Rede — er durfte ihr immer noch nicht ſchreiben. Dann erkennt ſie wieder das Walten der Vorſehung und klammert ſich mit ganzer Kraft an dieſen Glauben, erwartet alles Gute von dem lieben Gott. Da ſie bei Menſchen kein Gehör findet, ſo meint ſie, ſie müſſe den Himmel ſtürmen. „Wann ich meinen Mann nur wieder hätte", ſchreibt ſie an ihren einzigen Freund, „und wenn er auch eine Zeit lang Nachtwächter ſein müßte, ſo wäre ich zufrieden; ich bin ſein Weib und er mein lieber Mann." Als ſie ſodann ſpäter die Nachricht bekommt, daß es mit Schubart's Lage ſich freundlicher geſtaltet habe, daß er den Gottesdienſt beſuchen und ſogar auf der Feſtung im Freien ſich bewegen dürfe, da ſprudelt hell und voll der Quell der Dankbarkeit gegen Gott. Und wenn ſie die Länge der Zeit ihres Wartens und Hoffens faſt tiefſinnig machen will, ſo ermannt ſie ſich doch wieder und will alles geduldig ertragen und auf die Güte des Herrn hoffen.

Am 22. Januar 1779 erbittet ſich Helena abermals eine Audienz bei dem Herzog. Sie dankt ihm für ſeine Fürſorge für ihre Kinder und fleht um die Freiheit ihres gefangenen Mannes.

„Sie kann verſichert ſein", antwortet ihr der Fürſt, „daß ich vor Sie und alle die Ihrigen ſorgen werde! Gehe Sie und ſei Sie ruhig!" Damit war ſie abgewieſen. „Ach", ſeufzt ſie in ihrem Kummer, „ein gefangener Mann iſt eben ein armer Mann! Und ich laufe ſo in der Irre herum und weiß nicht, was ich anfangen ſoll!" Als ſodann in der Stadt Stuttgart ſich das Gerücht verbreitet und alle Menſchen behaupten, auf den Geburtstag des Herzogs werde Schubart frei, werde in der Akademie erſcheinen, iſt ſie überaus freudig erregt. Aber der Tag erſcheint und vergeht, ohne daß jenes Gerücht ſich bewahrheitet, und Helena ſieht ſich abermals betrogen!

Mit neuer Hoffnung geht ſie dem Tage entgegen, an dem ihr Sohn Ludwig confirmirt werden ſollte; ſie glaubt feſt, dieſer heiligen Handlung werde doch der Vater beiwohnen dürfen. Alſo tröſtet ſie ſich; allein auch dieſe Hoffnung bleibt unerfüllt. Zu Oſtern 1779 wird Ludwig confirmirt, aber der Vater bleibt auf dem Asperg gefangen.

Im September des nämlichen Jahres erſcheint die Magd des Oberſten Rieger bei Helena und erzählt ihr alle möglichen Neuigkeiten von Schubart; nebenbei bemerkt ſie auch, daß er ſchon längſt hätte einen Beſuch von ihr, von Helena, annehmen dürfen, aber er wolle es nicht haben. Neue Scrupel erwachen darüber in Helena's treuliebendem Herzen; ſie meint, wenn dies wahr wäre, ſo würde das ihr Leiden noch ſchwerer machen, weil ſie es als eine Kaltſinnigkeit betrachten müßte. Dennoch hofft ſie bald wieder das Beſte und thut aufs neue ſo viel für den Gefangenen, als in ihren Kräften ſteht.

Iſt es bei ſolchen Leiden zu verwundern, wenn endlich Helena's Geſundheit gebrochen wurde? Ein hitziges Fieber bringt ſie dem Tode nahe. Aber in all ihren Schmerzen martert ſie doch der Gedanke an ihren lieben Mann. Ihn nicht mehr hienieden zu ſehen, iſt ihr ärger als Schmerzen und Tod. Und als ſie wieder leidlich körperlich hergeſtellt iſt, ſo — ſagt ſie ſelber — iſt ihr Herz tief verwundet; „oft liegt die ſchwerſte Melancholie auf mir. Ach, ich bin zum Leiden gemacht und mein Schmerz iſt immer vor mir!"

Abermals geht ſie vor den Fürſten und bittet um die Befreiung ihres Mannes. Und als der Herzog ihr erklärte, ihre Rathgeber meinen es nicht gut mit ihr, ſo ſpricht ſie mit freimüthigem Ton: „Euer Durchlaucht, mein Herz iſt mein Rathgeber!" „Schon gut", erwidert der Herzog und verweiſt ſie eben wieder zur Geduld. Geduld, nichts als Geduld verlangt man von ihr, und wer übte dieſe Tugend in höherm Grade als Helena?

Ein neuer Lichtſtrahl fällt in die Leidensnacht der armen Frau: ſie erhält den Beſuch eines redlichen Freundes, der täglich um Schubart iſt. Dieſer erzählt ihr „unausſprechlich viel im Vertrauen". Und als ſie hört, daß auch Klopſtock ſich für den Gefangenen verwenden werde und deshalb zunächſt an den Oberſten Rieger geſchrieben habe, da wird die Hoffnung wieder mächtig in ihrem Herzen und Preis und Dank und Lob ſtammelt ſie dem göttlichen Erretter. Alles Weitere will ſie abermals der göttlichen Vorſehung überlaſſen. Wunderbar iſt es ihr aber, daß eben um dieſe Zeit der „Herr Baron von Ried — jener kaiſerliche Miniſterreſident in Ulm — in die Ewigkeit gehen mußte"; denn dieſen ſieht ſie wenn nicht als den einzigen Urheber ihres Unglücks, ſo doch als denjenigen an, der vieles dazu beigetragen hat. „O, wie wunderbar iſt die Gerechtigkeit Gottes!" ruft ſie aus; „wir ſind Sünder und Gott iſt Richter!"

Zu derſelben Zeit — im December 1779 — traf auch Goethe in Stuttgart ein. Helena iſt ganz entzückt über deſſen Ankunft Gott, denkt ſie, vielleicht iſt auch dieſer ein göttliches Werkzeug, uns Freunde zu erwerben. Und ſie entſchließt ſich, ihm ihre Aufwartung zu machen. Goethe aber, von dem Wunſche Helena's, ihn zu ſprechen, durch einen Freund unterrichtet, verſpricht, ſie aufzuſuchen und mit ihr zu reden. Aber der Fürſt wird gegen Goethe eingenommen durch allerlei Verleumdungen; der Beſuch deſſelben wird vereitelt und Helena getraut ſich unter den obwaltenden Umſtänden auch nicht, den „großen Mann" aufzuſuchen. „Laut ſpricht mein Herz mit ihm", ſchreibt ſie an Miller, „und mir möchte mein Herz zerſpringen; aber ich darf es nicht wagen, zu ihm zu gehen, wenn es nicht von ungefähr geſchehen kann; denn ich müßte ſorgen, mehr böſe als gut zu machen."

Wieder will Helena vor den Fürſten treten; aber er verreiſt und ſie hört, er werde auf ſeiner Reiſe auch Klopſtock beſuchen. Da beſtürmt ſie den guten und liebenswürdigen Miller, an dieſen Mann in Bezug auf Schubart's Gefangenſchaft zu ſchreiben, damit er dann den Herzog um die Befreiung des Gatten angehe. Sollte auch das umſonſt ſein, ſo bleibt ihr nur noch der einzige Weg übrig, bei der Wiederkunft des Fürſten ihren Gnadengehalt, den ſie ohnehin für Blutgeld

anſehen müſſe, demſelben zu Füßen zu legen und dann die ganze Chriſtenheit um Hülfe aufzufordern; vielleicht ſchicke ihr der erbarmende Gott einen Menſchenfreund, der die Macht habe, ſie durch göttlichen Beiſtand zu retten.

Neue Freude kehrt in Helena's Herz ein. „Freuen Sie ſich mit mir", ruft ſie dem edeln Miller zu, „heute war der glücklichſte Tag, wo der gnädige Gott des Fürſten Herz zu unſerm Beſten lenkte! Seine herzogliche Durchlaucht hatten heute Mittag — am 4. December 1780 — die Gnade, meinem Sohn bei Tiſch zu ſagen: «Er wird bald ſeinen Vater ſehen; er wird ihn beſuchen.» Unſere Freude iſt unbeſchreiblich, wie Sie ſich vorſtellen können! Die glückliche Stunde ſeiner Ankunft kann ich noch nicht beſtimmen, auch weiß ich noch nicht, unter was vor Umſtänden es geſchehen wird; doch ich bin ruhig und überzeugt, daß alles nach Gottes Willen gehen muß. Dem Allmächtigen aber gebührt Lob und Preis und Anbetung von nun an bis in Ewigkeit! Hallelujah!" Aber wie grauſam wurde die Glückliche getäuſcht! Nichts von allem traf ein. Ob ſie der Herzog durch ſolche vereitelte Hoffnungen noch verhöhnen wollte? Welch Glück für die Arme, daß ſie nicht wußte, wie viel lange Jahre noch vergehen mußten, bis ihr heißeſter Wunſch erfüllt werden ſollte!

Doch wurde der trauernden Frau endlich Ein Wunſch gewährt. Zu Ende des Jahres 1780 ſehen wir dem Gefangenen die Mittel und die Erlaubniß zu ſchreiben ertheilt. Auch Beſuche durfte er annehmen — nur ſeine Helena und ſeine Kinder darf er nicht ſehen! Wurde dadurch ihr Jammer gelindert, ihr Herz beruhigt? Wie hätte dies ſein können! Jetzt empfindet ſie das Leiden ihres Mannes doppelt ſchmerzlich. „Ein Sklave, ein bedauernswürdiger Sklave bin ich vom Morgen bis in die Nacht", ſchreibt er ſeiner Frau. „Länger kann ich die Qualen nicht ertragen, die meine Seele beſtürmen. Küſſe meine Kinder im Namen ihres elenden Vaters! Segne alle, die mir fluchen und verwünſche ſie nicht!" Und in immer höherm Grade ſteigern ſich die Klagen des Gefangenen, und ſeine Bitten, Helena möge doch nichts unverſucht laſſen, was zu ſeiner Freiheit beitragen könne, laſten mit unnennbarer Wucht auf ihr. Wohin ſoll ſie ſich wenden? Man zuckt die Achſeln, verſpricht alles und hält — nichts! Darum will ſie ſich nun um ſo ſtärker zu dem Allmächtigen wenden; von ihm allein erwartet ſie Hülfe.

Im Verlauf des brieflichen Verkehrs des Gefangenen mit ſeiner Gattin wiederholen ſich deſſen mannichfaltige Klagen immer von neuem; keinen einzigen Brief erhält Helena, aus dem nicht der grauſigſte Jammer ſpricht. Er nennt ſich einen lebendig begrabenen Mann, deſſen bitterſtes Leiden die Entfernung von ſeiner Gattin iſt.„ Erbarm' es Gott!" ruft er dann wieder verzweifelnd aus, „daß ich meine Kinder nicht heranwachſen und ihren Geiſt ſich entfalten ſehen ſoll! Ruhe und Frieden hat meine Seele verlaſſen und Hoffnungsloſigkeit zerfleiſcht mein Herz!" Und ein anderes mal jammert er im Angeſicht des Frühlings: „Der Frühling kommt, die ſteigende Lerche ſingt, der freie Käfer ſummt unter dem Blütenbaum — und ich bin allein zum eiſernen Kummer verdammt und ſchmachte allein — ohne Weib, ohne Kinder, ohne Freund, ohne Freude in der blühenden Schöpfung!" Dann dankt er aber wieder voll Rührung ſeinem Gott mit freudigen Thränen, daß ſeine Helena geſund iſt.

Zu verſchiedenen Zeiten kommt der Herzog auf Hohenasperg an, theilt Gnaden über Gnaden aus — aber Schubart bleibt ſtets vergeſſen. Die Feſtungscommandanten verwenden ſich für ihn — umſonſt! Jede Hoffnung, frei zu werden, iſt leerer Wahn. „Der Herzog iſt ein Satan gegen mich! Mördern erlaubt er, ihre Weiber zu ſprechen, wann ſie wollen, und mir — der acht Jahre in unverſchuldeter Gefangenſchaft ſeufzt — mir verſagt er den Troſt, das Weib meines Herzens, die Kinder meines Blutes zu küſſen!" Was er ſich in ſolchen Anfällen von Verzweiflung wünſcht, iſt — der Tod.

Und all dieſe unendlichen Klagen ſchüttet er aus in den Schos Helena's; und ſie iſt von Jammer faſt zu Boden gedrückt. Als ſie zudem hört, daß der Herzog ihren Mann „ärger als zuvor behandle" wegen des im Druck erſchienenen Gedichts: „Die Fürſtengruft", ſo weiß ſie in ihrem Elende ſchier keinen Ausweg mehr. „O Gott", ſeufzt ſie unter Thränen, „laß mich lieber ſterben, als noch länger in ſolcher Qual leben!" Später wäre ſie wieder zufrieden, wenn ſie nur ihren Mann auf dem Asperg beſuchen dürfte. Sie trägt dieſe Bitte dem Herzog ſelber vor und er antwortet ihr: „Das hat Sie nicht mehr nöthig, denn der Arreſt Ihres Mannes iſt zu Ende." Aber Schubart bleibt trotzdem nach wie vor Arreſtant. Mußte Helena ob ſolcher Täuſchungen nicht allen Glauben verlieren?

Endlich — endlich durchbricht die Sonne die

Schrecken der Nacht! Im neunten Jahre ſeiner Gefangenſchaft wird ihr die langerſeufzte, ſo oft vergeblich erflehte Erlaubniß ertheilt, einige Tage bei ihrem Manne verweilen zu dürfen! Doch — laſſen wir die überraſchte Helena dieſes freudige Ereigniß ſelber ſchildern!

„Am 4. Juli 1785" — erzählt ſie einem Freunde — „wurde ich von einem Bedienten aufgeweckt, der mir einen Brief von dem vortrefflichen Herrn Generalmajor von Bouwinghauſen brachte. Der Inhalt war: ich möchte bis halb acht Uhr zu demſelben kommen; ſie hätten mir eine angenehme Nachricht zu geben. Ich hoffte ſogleich viel Gutes und konnte die Zeit kaum erwarten. Als ich hinkam, ſagten ſie zu mir: ich würde heute meinen lieben Mann ſehen und ſprechen. Damit ich aber auch Geſellſchaft hätte, machten ſie die Thür auf, wo meine zwei Kinder herauskamen. Ich war ganz außer mir, konnte aber meine dankbaren Empfindungen nicht genug ausdrücken, und gern hätte ich dem lieben Mann die Füße geküßt, wenn er es gelitten hätte. Dann gaben ſie mir zwei Briefe: einen von Sr. herzoglichen Durchlaucht an den Herrn Commandanten der Feſtung Asperg, General von Hügel, den andern von der Frau Reichsgräfin von Hohenheim an die Frau Generalin. Die Kutſche war beſtellt, wir nahmen ein Frühſtück ein, und wir, ich und meine Kinder, fuhren nun dem Asperg zu. Wie es uns auf der Hinreiſe zu Muthe war, läßt ſich nicht beſchreiben, ſondern nur nachempfinden. Auf dem Asperg kam uns gleich der zweite Schutzengel, der Herr General von Hügel, obwol unwiſſend der Abſicht unſerer Ankunft, entgegen. Wir freuten uns alle auf das, was uns bevorſtand, mit Zittern. Ich übergab dem Herrn General meine Briefe und der liebe Mann ſorgte ſogleich durch ſeinen Herrn Sohn für die Vorbereitung meines Mannes auf unſer Wiederſehen, der auch nichts davon wußte; uns aber führte er einſtweilen zu ſeiner Gemahlin und blieb bei uns, bis die Nachricht kam, mein Mann wäre bereit, uns zu ſprechen. Der Herr General ging ſelbſt hin, um ihn abzuholen. Indeſſen ſtanden wir alle ſtumm und wie verſteinert da. Auf einmal ging die Thür auf und der Herr General und mein Mann traten herein. Mein Mann ſchien voller Starkmuth; aber wie er uns erblickte, war er ganz Empfindung. Er, ich und meine Kinder drängten uns zuſammen und erſtickten faſt vor Liebe unſern Schmerz; unſere Thränen floſſen zuſammen wie ein Bach. So ſtanden wir lange, ohne ein Wort zu ſprechen; es läßt ſich nicht nachempfinden, viel weniger beſchreiben, was wir da empfunden haben. Mein Mann erholte ſich zuerſt und hielt eine rührende Rede, lobte und dankte dem Allmächtigen und unſerm gnädigen Fürſten — dann ſetzten wir uns und lobten alle Gott.

„Wir hatten die Erlaubniß, etliche Tage zu bleiben, und waren ſechs Tage lang himmliſch vergnügt zuſammen. Zwar floſſen täglich unſere Thränen, aber es waren ganz andere Thränen, als wir bisher geweint haben. Ob ich gleich mit meinem Manne ſchon vieles ausgeſtanden habe, ſo bin ich doch ſtolz darauf, daß Schubart mein Mann iſt. Sie können nicht glauben, wie viele edle und erhabene Perſonen ſich zu ihm drängen und ihn hochſchätzen. Dieſe Theilnehmung ſo vieler edeln Herzen iſt denn doch auch etwas werth. Ich fand zwar immer noch den alten Schubart, der fehlen, aber auch viel Gutes thun kann. Was mich am meiſten an ihn zieht, iſt ſein gutes Herz, das ganz Liebe gegen Gott und auch ganz Liebe gegen die Menſchen iſt; und er kann nun ſagen: Ich weiß, an wen ich glaube! O, wenn Sie die guten Ermahnungen gehört hätten, die er ſeinen Kindern gegeben hat! Aber es iſt zu viel, ich kann Ihnen unmöglich alles beſchreiben. Am ſechsten Tage unſers Aufenthalts auf dem Asperg, um die herzogliche Gnade nicht zu misbrauchen, fuhren wir wieder nach Stuttgart, voll inniger Dankbegierde gegen die unausſprechliche Wohlthat, womit Se. herzogliche Durchlaucht uns begnadigt haben, die Gott dem erhabenen Fürſten nebſt allen mir und den Meinigen zugefloſſenen hohen Gnadenbezeigungen zum Segen anſchreiben wolle ewiglich. Auch der Herr General von Hügel und deſſen ganze vornehme Familie erwieſen uns auf dem Asperg alle nur erſinnliche Gnaden, die wir nicht genug verdanken können. Nun belebt uns aufs neue die troſtvolle Hoffnung, daß uns der liebe Mann und Vater bald ſicher nachkommen werde. . ."

Bedarf es nach ſolchen Ergüſſen noch weiterer Worte, um das Herz Helena's in ſeiner vollen Glut verzeihender Liebe, gottinniger Dankbarkeit und zuverſichtlicher Hoffnung kennen zu lernen? Und dieſes Herz hat nur Einen Wunſch, ſtöhnt nur Einen Seufzer: den Mann ihrer Liebe und Fürbitte frei zu wiſſen!

Die Beſuche auf dem Asperg durften ſich — wiewol ſelten genug — wiederholen. Insbeſondere iſt Schubart über ihre Seltenheit voll gerechter

Unzufriedenheit, und in bittern Worten läßt er ſich hierüber gegen Helena aus. Sie aber ſchreibt ihm im Januar 1787, ihn zu tröſten: „Mein Gott, was ſoll dann noch aus uns werden! Zwar ſind wir Menſchen, und ich kann Dir's nicht verdenken, wenn Du oft muthlos biſt; aber ſage mir, was nützt es, wenn wir uns vollends zu Tod quälen? Häufen wir nicht unſere Leiden noch mehr dadurch und verſündigen uns an Gott und uns ſelbſt? Ich bitte Dich deswegen um Gottes willen, faſſe Muth und ſei noch ein wenig geduldig! Gott wird und muß uns endlich doch helfen! Niemand kann mehr darunter leiden als ich, daß wir ſo getrennt leben müſſen; aber ſage mir, wie kann oder ſoll ich es ändern? Ich will Dir gern folgen. Uebrigens haſt Du recht, daß mein Herz getheilt iſt und daß ich ſuche, meine Pflichten ſowol gegen Dich als auch gegen unſere Kinder zu erfüllen, und dies kann ich nicht laſſen, ſolange ein Odem in mir iſt. Ich dichte, bete, ſorge mich faſt zu Tode, wie ich immer alles zu Eurem Beſten einrichten ſoll. Aber was mir unmöglich iſt, kann ich nicht ändern."

Sie hatte wahrgeſprochen, die gute Helena! Gott half den ſchwergeprüften Seelen, und — der Tag der Freiheit brach an für den gebeugten Dulder. Am 11. Mai 1787 wurde Schubart aus ſeiner Gefangenſchaft entlaſſen. „Schreien möcht' ich vor Freude", ſchreibt er ſeinem Freunde Poſſelt in Karlsruhe in trunkenem Entzücken, „möchte mich wälzen unter freiem Himmel im Frühlingsgraſe oder klettern mit der Gemſe auf den höchſten Zackenfels, die gefalteten Hände in die Wolken ſtrecken und dem großen Geber der Freiheit laut weinend danken." Vorüber war die lange, lange Zeit der Trübſal und des Jammers und der Qual. Und Helena war ſelig, ihr Gebet erhört, ihre einzige Hoffnung erfüllt zu ſehen. War ſchon jenes erſte Wiederſehen auf dem Berge der Gefangenſchaft „nicht zu beſchreiben, nicht einmal nachzuempfinden", um wie viel weniger die Wonne, die jetzt Helena's Herz durchzitterte! Vergeſſen war alles Leid der vergangenen Jahre und hell und ſonnig lachte ihr, der Bewährten, der Himmel entgegen!

„Mein Herz iſt getheilt", hörten wir Helena ſagen; „ich ſuche meine Pflichten ſowol gegen Dich als auch gegen unſere Kinder zu erfüllen, und dies kann ich nicht laſſen, ſolange ein Odem in mir iſt." Ja, ſie war für ihre Kinder nur Liebe, Sorge, Treue! An ihnen hängt ihr Herz mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit. Was ſie von ihnen erfährt über ihr Betragen und ihren Fleiß, iſt ein Balſam für ihre Wunden. Ihre Kinder ſind während der Gefangenſchaft Schubart's neben ihrem Freunde Miller das einzige, was ihr das Leben erträglich macht, die einzige Stütze, die ſie froh machen kann. Und wenn ſie von ihnen hört, daß ihre Lehrer mit ihnen zufrieden ſeien, daß ſie das allgemeine Lob haben, ſo richtet ſie ſich durch ſolche Nachrichten in ihrem Elend wieder auf. Als ſie eines Tags vernimmt, daß ihr Sohn Ludwig ſich im Examen ſehr gut gehalten habe und ſogar etliche Preiſe verdient hätte, die er aber nicht bekam, ſondern blos mit dem Lob fürlieb nehmen mußte, weil „es der Fürſt ſo wollte", da iſt Helena dennoch zufrieden. „Ich bin zufrieden", ſagt ſie, „wann er nur fromm iſt und etwas Rechtſchaffenes lernt." Auch über ihre Tochter Julie ſpricht ſie ſich freudig aus; nur weiß ſie nicht, ob ſie es gutheißen ſoll, daß ſie ſchon auf dem Theater ſich hören laſſe, wo ſie ſich Lob erworben habe. So äußert ſie ſich im Jahre 1779. Im folgenden Jahre bringen beide Kinder das gleiche Lob der guten Mutter zu; Ludwig erhält ſogar einen Preis und gehört in allen Fächern zu den beſten Zöglingen der Akademie. „Das Julichen hat auch das beſte Lob und erhielt kürzlich von der Frau Gräfin (von Hohenheim) ein Geſchenk von Silber."

Von ihrem Sohne Ludwig hofft ſie viel Gutes; doch iſt ſie in Sorgen wegen ſeiner Zukunft, weil ſie einſieht, „daß ſeine Nothwendigkeiten höher ſteigen, als ſie im Stande iſt, ihm anzuſchaffen" Das „Julichen" wünſcht ſie 1783 von der Akademie zu ſich zu nehmen, ehe ſie ſich ganz dem Theater widmet; denn dies war nie ihr, der Mutter, Wunſch, und es würde ſie ſchwer bekümmern, wenn Julie doch dabei bliebe und vielleicht auch einen Mann von dieſer „brotloſen Kunſt" mit der Zeit bekommen ſollte. Helena gibt ſich alle Mühe, der Tochter das Theater zu verleiden; auch iſt dieſe folgſam; aber — „was kann ich gegenwärtig anders thun, als alles dem Allmächtigen befehlen und ihn bitten, daß er es wohlmachen möge?" ſchreibt ſie an Miller.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Träumereien auf Wegen und auf Stegen.

Von Moritz Horn.

4. Marktſteig.

Der einſamſte der Wege und der ſchmalſte, denn er gewährt kaum zwei nebeneinandergehenden Perſonen ausreichenden Raum.

Bald führt er über Wieſen, auf dem Rain des Feldes hin, bald durch einen kleinen Erlenniederwald, bald an einer Gruppe ſtattlichen Nadelholzes vorüber, das einem wohlhabenden Landwirth gehört. Den Weg betritt nur, wen an Markttagen Geſchäfte nach der Stadt führen, daher ſein Name Marktſteig.

Dann wird es auf ihm lebendiger; meiſt Verkäuferinnen wandeln über ihn hin, ſchwere Körbe auf dem Rücken, gefüllt mit den Erzeugniſſen der Landwirthſchaft. Ein großes Tuch — der Gang in die Stadt zu Markt hat immer etwas Feſtliches, deshalb wird das beſte „Kopftüchel" aus der Lade genommen — ſchützt vor den Strahlen der Sonne, denn wenig Schatten nur beglückt den Steig.

Wer mag es den nach der Stadt wandelnden Frauen verargen, wenn ſie mit frohen Blicken die jetzt aus dem Hintergrunde auftauchenden Thürme derſelben begrüßen, bis endlich das Steinbild mit ſeinen Häuſermaſſen in voller Ueberſicht daliegt! Der Anblick hebt die Kräfte, die ermatten, der Schritt wird belebter, ſchneller, und ehe die Wanderfrauen es glauben, ſind ſie am erſehnten Ziel, das ihnen manche Hoffnung erfüllen ſoll. Sah man nach der Stadt die Marktbeſuchenden meiſt vereinzelt gehen, ſo iſt es nunmehr, da die Verkäuferinnen den Heimweg antreten, anders. Bekannte, Befreundete haben ſich auf dem Marktplatz getroffen und gemeinſame Rückkehr beſprochen.

Die Sonne ſteht tiefer, dem Abend zu, als ſie von der Stadt ſcheiden. Leichter iſt der Korb, denn die wenigen Päckchen und Düten mit Zucker, Kaffee u. dgl., die ſie für die eigene Hauswirthſchaft oder aus Gefälligkeit für eine Nachbarin, die ſie darum gebeten, mitbringen, wiegen nicht ſchwer und ſind eine kaum fühlbare Laſt, die das lebhafte Geſpräch der heimkehrenden Marktfrauen nicht hindert. Wie belebt aber auch der gegenſeitige Gedankenaustauſch erſcheint, harmlos iſt er in eben dem Maße.

Um die kleinen Erlebniſſe der Familie dreht ſich die Unterhaltung; mancher Sorge, mancher überſtandenen ſchweren Stunde, aber auch mancher frohen Zeit wird gedacht; ſo kommen ſie, wenn der Küſter läutet, nach dem im Glanze der Abendſonne zwiſchen ſeinen grünen Bäumen und Gärten liegenden Dorfe heim.

Zu Anfang jener Nadelholzgruppe, durch welche unſer Steig läuft, befindet ſich ein Rain- oder Grenzſtein; hier ruht und raſtet eine jener Frauen, welche den Marktſteig begehen — die Botenfrau.

Sie iſt hochbetagt, aber in ihrer ſaubern, ſchlichten Kleidung, über die ſie bei den Stadtgängen eine beinahe den ganzen Körper umſchließende blau- und weißgedruckte Schürze mit einer beſcheidenen Falbel trägt, in ihrer weißen Haube mit einer einzigen blauen Schleife — mit dem gutmüthigen Geſicht und den blauen Augen, welche graue Wimpern überſchatten, eine, man kann den Ausdruck brauchen, rührende Erſcheinung, auf welche die nachſtehenden Reime ſich anwenden laſſen:

Wohin ſind deine Jugendtage?
Wohin iſt deine Mädchenluſt?
Wie Nonnen lebt dein Herz geſchieden
Von Luſt und Welt in ſtiller Bruſt.
Kein Schmeichelwort der Liebe nahet,
Die einſt wol heiß für dich geglüht;
Sie iſt gegangen und geſchieden,
Als deine Wange abgeblüht.

Solange die Jahreszeit ſchön, geht die Frau Tag für Tag nach der Stadt; nur wenn der Winter kommt, bleibt ſie daheim im Dorfe, in ihrer Auszugswohnung, ſpinnt und betet allabendlich: „Erhalt' mir, Gott, mein Stübel!"

Sie beſitzt außer dieſem und dem ſonſtigen Ausgedinge an Unterhalt nicht Geld, nicht Gut, aber ſie iſt eine reiche Frau, denn ſie beſitzt ein Herz voll unendlicher Liebe; und das iſt jung geblieben, jung, wie es in der Mädchenbruſt einſt geſchlagen!

Ihr Mann, ihre Kinder, alle, die ſie mit jener unerſchöpflichen Liebe umſchloß, ſind ihr durch den Tod entriſſen; das letzte Enkelkind liegt auf der Bahre, und die heute aus der Stadt heimkehrende „Großmutter-Botenfrau", wie ſie die Enkelin nannte, trägt in ihrem Korbe, was ſie noch nicht trug — ein Todtenkränzchen für den Liebling, der ſeine Augen geſchloſſen hat; — die blaue Schleife der Haube hat einer ſchwarzen weichen müſſen.

Dort, auf dem Rainſtein, ſitzt ſie und in ihre Schürze gleiten ſtille Thränen. Unter dem Himmel blau, der Sonne klar und rein, dem Walde grün,

mitten in dem Geſange fröhlicher Vögel ein trauerndes Menſchenherz.

Lange ſitzt das Mütterchen; ihr Leben wandert an der Seele vorüber; und ob auch die Erinnerung ſchmerzlich ſie ergreift, Einen Troſt hat ſie, denn ſie kann ſich ſagen: Ich geb' ihnen allen, was den Menſchen am meiſten freut, was ihm nöthig iſt, um glücklich zu ſein: ein ganzes Herz voll Liebe.

Das Todtenkränzchen für die Enkelin im Korbe, geht ſie dem Dorfe zu; wir aber rufen ihr nach: Du haſt recht, Mütterlein! Der Menſch, der nicht liebt und nicht geliebt wird, iſt das ärmſte, verlaſſenſte Geſchöpf der Erde! Alles Glück, die ganze Seligkeit unſers irdiſchen Daſeins wurzelt in dem Reich der Liebe!

5. Der Kirchhofſteig.

Er hat meiſt die Form eines Kreuzes, das Symbol unſers Glaubens.

Nur an die Schlafſtätten, die unmittelbar an ihn grenzen, kann man auf ihn gelangen, zu den andern führt kein Pfad; der Fuß muß zwiſchen große und kleine Hügel treten, wenn der Beſuch des „Gartens Gottes" einem jener gilt.

Es iſt ein ernſter Pfad und doch ein troſtreicher; daher erklärt ſich wol auch der Zug in der Menſchenbruſt, an ſchönen Tagen den Friedhof zu beſuchen, auch wenn in ſeinem Schos noch kein Liebes von uns ſchlummert, und auf ſeinen Wegen gedankenvoll zu wandeln. Blühen nicht Roſen, grünen nicht die Bäume auf und neben den Hügeln? Sind Blüten und Blumen, obſchon ſie der Winter getödtet, nicht wieder in verjüngter Pracht auferſtanden? Sollte unſer Leib, in Staub zerfallen, Staub bleiben? Nein, er wird in erneuter Schönheit aus der Gruft hervorgehen und der Seele, die durch den Lichtraum der Ewigkeiten wandelt, ein würdiges Kleid werden! Das ſagen uns die Blumen, die auf dem Grabe die Knospen auseinanderſchlagen; das ſteht auf jedem Blütenblatt des Baums geſchrieben!

Wenn das Feſt Johannes des Täufers, von dem blühenden Juni mit den quellenden, ſchwellenden Roſen gekränzt, erſcheint, dann iſt der Kirchhofſteig nicht einſam, dann hält auf ihm und über ihm die Liebe ihre Wallfahrt mit Kränzen und Blumen, dann trägt jeder Hügel den Schmuck der Jahreszeit; der Kirchhof iſt in der That zu einem Garten umgewandelt und die Erinnerung hält ihren Gottesdienſt unter dem Himmel, in dem die wohnen, welche ſeine Vorhalle, unſere Erde, verlaſſen haben.

Wie in der Welt nahe beieinander Luſt und Leid liegen, ſo wohnt auch vertraulich neben der Stätte der Trauer das ungetrübte Glück eines ſtillen, beſcheidenen, häuslichen Herdes; — das Haus des Küſters ſieht mit ſeinen Fenſtern auf den Friedhof hinaus und ein ſchmaler Pfad führt dahin. Vor dem Hauſe iſt ein grüner Plan; dort breitet ein junges Weib das blendende Linnen im Schein der Sonne aus; im kurzgemähten Graſe ſitzt ihr Kind, ein blühender Knabe, der mit Blumen ſpielt, die auf ſeinem Kleide liegen. Manchmal blickt er nach der Mutter und klatſcht laut lachend mit den kleinen Händen, freilich etwas ungeſchickt.

Die Mutter richtet ſich von ihrer Arbeit auf.

Welchen Namen ſoll man dem Lächeln geben, das ſie verklärt, indem ſie ihr Kind anblickt? Möchte man es nicht ein heiliges nennen?

Der Knabe wächſt der Schulzeit entgegen; der Spielplan vor dem Hauſe hat für ihn den Reiz verloren, aber die Denkſteine mit ihren Inſchriften und Emblemen um ſo größern gewonnen. Er wandelt gern zu ihnen hin, ja er verſucht wol auch Inſchriften zu reimen.

Zum Manne gereift, iſt er ins Leben getreten und weilt fern von der Stätte ſeiner Geburt; aber in manchen einſamen Stunden ſchwebt ſeine Seele dahin nach dem Kirchhof, deſſen Pfade er gegangen und auf dem Vater, lieb Mütterlein und — ſeine ſchöne Jugendzeit beſtattet ruhen.

6. Der Kirchſteig.

Ihn kennt man nur auf dem Lande; er führt die Dorfbewohner zur Gnadenpforte ihres Gotteshauſes. Seit länger als Menſchengedenken hat er ſeine jetzige Richtung beibehalten; die jetzt Greiſe geworden oder Matronen, ſind auf ihm zur Betſtunde, zur Confirmation, zur Trauung gegangen, manchem Täufling dahin gefolgt. So kommt es denn, daß der Kirchſteig auf dem Lande eine gewiſſe Ehrerbietung, jedenfalls einen gewiſſen Vorzug vor allen andern genießt, daß man an ihn zu rühren Anſtand nimmt.

So ungern ſonſt der Landwirth auf ſeinem Grund und Boden Fußwege ſieht, die von jedem betreten werden, den Kirchſteig hat er nicht ungern; er hält ihn „ſäuberlich" in Stand und ſchaut mit einem gewiſſen behaglichen Stolz im Kreiſe umher, wenn man ſeiner Bemühungen lobend erwähnt und hinzufügt: ſo ſei es immer

auf dem Gute von Urgroßvaters Zeiten her gewesen — —

Pfingsten, das liebliche Fest, ist gekommen, es grünen und blühen
Feld und Wald, auf Hügeln und Höh'n; in Büschen und Hecken
Ueben ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
Jede Wiese sprießt von Blumen in duftigen Gründen;
Festlich heiter glänzet der Himmel und farbig die Erde —

sagen wir heute mit dem Dichter, denn der erste Pfingsttag steigt auf den schimmernden Wolken der Morgenröthe über das Dorf herauf; noch wenige Augenblicke, und die Königin des Tags, die Sonne, drückt ihm die strahlende Krone auf das Haupt. Thau glänzt auf den Wiesen und dem Laub, die Lerche entschwebt dem Saatfeld und bringt ihr schönstes, bestes Lied dem ankommenden hochherrlichen Festtag als erste Opfergabe. Die Sängerin hören andere, bald musicirt es in Hecken und Büschen aus frohen Kehlen.

Im Garten, durch den der Kirchsteig hindurchschneidet, aus dem Dorfe drüben herüberführend, hört man das Schwirren einer frühgeschäftigen Sense; — vor dem „Einlauten" gestattet sich der Landwirth eine derartige Beschäftigung.

Die Morgenstunde rückt weiter und jetzt verkündet „die Nachbarin des Donners", die Glocke, „mit metallenem Munde", daß es Zeit sei, zum Gesang, zum Gebet sich zu versammeln im Hause des Herrn.

Der an den Tagen der arbeitsamen Woche nur selten betretene Steig belebt sich; aus der stattlichen Pforte des Bauernhofs sowol als durch die niedere Thür eines Häuslers kommen sie, die dem Ruf der Glocke folgen.

Es ist ein gar liebes Bild, das sich dem Auge darstellt; — die bunte Menge, das Grün der Bäume und der lachende Morgenhimmel! Jedes trägt in der Hand das Gesangbuch, oben darauf das Communionbüchel; Frauen und Mädchen haben noch überdies ein „Kirchsträußel" aus dem Garten heute früh geschnitten; die duftige Reseda, der Rosmarin und die Federnelke — in manchem dieser kleinen Sträußer glänzt eine Perle, ein Diamant; ein Thautropfen hat sich darin verhalten; nun, da sich das Licht der Sonne in ihm bricht, sprüht er die Farben des Regenbogens über die Blumen, die mit zur Kirche getragen werden.

Natürlich hat jedes aus der Gemeinde mit dem besten Staat aus der Lade sich geschmückt, die Frauen mehr als die Männer; breite Bänder an der neuen Haube flattern und wehen in der Luft, neue Kleider rauschen.

Wenn die Glocken zum dritten male ertönen, ist es wieder ruhig und still auf dem Kirchsteige; die Kirchgänger sind im Gotteshause versammelt, die Orgel klingt, die Menge singt, der Küster schließt das Thor.

Wünschen wir allen am frohen, glücklichen Pfingstfest die Segnungen des Himmels.

7. Gebirgspfade.

Sie alle, der eine mehr, der andere weniger, sind wilde, ungefüge Söhne des Waldes; allein wollen sie in den Gründen und auf den Höhen der Berge herrschen; sie lieben den geselligen Menschen nicht, deshalb erschweren sie die Wanderung, wälzen Steinblöcke herbei, ziehen die knorrigen Wurzelausläufer der alten Bäume über sich oder bitten den brausenden Waldbach, daß er über sie das kalte Bad seiner Wasser schütte.

Wenige nur unter ihnen sind milder gesinnt und leiten eine fröhliche Wanderschaft gern hinauf in das Luftbad der frischen Berge.

Ach, wie herrlich ist eine solche Wanderung! Im langsamen Aufwärtssteigen gewährt bald hier, bald dort eine Durchsicht erquickende Abwechselung; dazu rauscht es majestätisch durch den Wald; die Drossel schlägt, die Holztaube ruft, zuweilen ertönt das Geschrei eines Raubvogels; über den Weg huscht und schlüpft es in das Dickicht: es sind Eidechsen oder Bauchschlangen, die sich ein sonniges Plätzchen gewählt haben und die wir erschreckt. Man hört noch eine Zeit lang das Rascheln in dem vom vorigen Jahre her noch liegenden dürren Laub; jetzt verstummt es, die tiefe Ruhe tritt wieder ein; — zu unsern Füßen blüht die Heide roth und am grünen Kraut färbt sich die Beere.

O Herz, wenn dir die Erde
Nicht hält, was sie versprach;
Wenn Lieb' und Treu' die Schwüre
In arger Falschheit brach:

Dann komm'! ruft's aus dem Walde,
Komm' her in meine Ruh'!
Mein leises, kühles Rauschen
Küßt deine Wunden zu.

Danken wir unserm Bergpfad, der uns auf Höhen leitet, von denen aus man weit hinaussieht in das gesegnete Land; Städte, Dörfer sehen wir und das in der Fülle seines Reichthums stehende Gefild. Die wilden Pfade suchen die

muthigen Jäger, der kühne Sohn des Gebirgs, der, am Fuße der Berge geboren, groß wuchs auf ihren Kämmen, der keinen Gebirgspaß fürchtet und von ſich ſagen kann:

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwind'ligem Weg.

Kehre glücklich heim, Waidmann, von deiner Wanderung in dein Thal, in deine Hütte, zu deinem Weibe, das unruhig die Stunden zählt, bis jene erſcheint, die dich an ihre Bruſt heimbringt!

Nun gibt es noch einen Pfad; länger oder kürzer beginnt er geheimnißvoll mit unſerm Eintritt in das Leben, um einſt einzumünden in den Kirchhofſteig und geheimnißvoll zu enden, wie er begonnen: es iſt unſer aller Erdenpfad. Seine Richtung kennt niemand, niemand weiß, wie lange Blumen auf ihm blühen werden; ob er rauh, ob weich ſein, ob ihn die Sonne lange beſcheinen oder ob düſteres Gewölk über ihm hängen; ob uns die Liebe darauf entgegenkommen wird oder ob wir mit einem ſehnenden, liebenden Herzen einſam gehen müſſen. Selten nur dürfen wir auf ihm ſüßen Träumereien uns hingeben, denn die Schrift ſagt: „Wachet!"

Doch, ob der Pfad mühſelig ſei, ob leicht, vom Glück begleitet, an ſeinem Ziele ſteht geſchrieben unverlöſchbar die Schrift von der Hand des Ewigen: „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben!"

Dieſe Verheißung im Herzen, wollen wir auf dem Erdenpfad hinwandeln im muthigen Glauben an dieſe Worte.

Der Menſch, ſein Weſen und ſeine Entwickelung.

Anthropos nannten die Griechen den Menſchen als den „Manngeſichtigen". Anthropologie iſt ſomit die Lehre vom Menſchen, genauer von der Beſchaffenheit ſeiner Natur und ihrer Geſetze — unſtreitig die für alle bedeutſamſte Wiſſenſchaft, welche die höchſten Aufgaben in ihren Kreis zieht, an denen der Menſch, ſie zu löſen, ſeine Kraft ſeit lange verſucht hat und weiter verſuchen wird. Zu dieſem Ziele der Erkenntniß des Lebens ſchreiten wir allmählich aufwärts und die Anthropologie regiſtrirt die einzelnen Schritte. Im Grunde iſt ſie erſt in unſern Tagen möglich geworden, nachdem wir eine bis ins einzelne gehende Kenntniß der Geſchichte aller Völker des Erdbodens gewonnen, wie ſie in Adolf Baſtian's unſterblichem Werke: „Der Menſch in der Geſchichte", hervortritt, und ebenſo eine genügende Ueberſicht über das ganze Gebiet der Naturwiſſenſchaften, wie ſie ſich in Darwin's genialem Werke: „Ueber die Entſtehung der Arten", der Frucht zwanzigjähriger Reiſen und Forſchungen, zeigt.

Weder Baſtian's noch Darwin's Werk iſt zur ſogenannten „Lektüre" geeignet, ſie wollen ſtudirt ſein. Um ſo verdienſtlicher iſt die Mühe gelehrter Kräfte, durch Vorträge oder populäre Schriften den ungeheuern Stoff, der beſonders in den letzten Jahrzehnten uns zugefloſſen iſt, im Bedeutſamſten wenigſtens einem größern Publikum zugänglich zu machen.

Ein ſolches Buch liegt uns in Maximilian Perty's „Anthropologiſche Vorträge" (Leipzig und Heidelberg, Winter'ſche Buchhandlung, 1863) vor. Dieſe im vergangenen Winter in der Aula zu Bern gehaltenen Vorträge beginnen mit einer Betrachtung des Weltalls, von welcher der Verfaſſer allmählich zu dem Menſchen fortſchreitet. Ohne dieſem Gange zu folgen, greifen wir mitten in die vielfach intereſſanten Mittheilungen hinein, welche ſich über Entſtehung, Alter, Raſſen der Menſchheit, ihre Wanderungen und Culturverhältniſſe erſtrecken und ſo von der Beleſenheit wie von der ſelbſtändigen Forſchung des Verfaſſers zeugen.

Indem die alten Sprachbildner den Menſchen als den „Manngeſichtigen" bezeichneten, ſtellten ſie das Geſicht als charakteriſtiſches Merkmal des Menſchen hin, in welchem ſich der Unterſchied zwiſchen ihm und den Thieren ausprägte. Die neuere Wiſſenſchaft ſetzt als allgemeinſten und auffallendſten Unterſchied des Menſchen die Perfectibilität, d. h. die Fähigkeit, ſich zu immer höherer Vollkommenheit heranzubilden. Dieſe Fähigkeit aber ſcheint uns mit dem Geſicht aufs engſte verknüpft und jener ſeeliſche Unterſchied einzig und allein durch das Geſicht bedingt zu ſein. Während die Thiere nur „perfectibel" ſind durch den Menſchen, ſtellt man für die Perfectibilität des Menſchen mehrere Factoren auf, unter dieſen natürlich auch, und zwar als „weſentliche Bedingung zur Civiliſation", den Menſchen ſelbſt „das Auftreten ſchöpferiſcher Genies, hervorragender Geiſter unter einem Volke". Der jüngſtverſtorbene Buckle in ſeiner „Geſchichte der Civiliſation in England" nennt beſonders vier große Factoren, von denen die drei erſten — Klima, Nahrung, Boden — die geſellſchaftlichen Einrichtungen geſchaffen oder doch beeinflußt, der vierte und mächtigſte — die Naturerſcheinung im ganzen — die Raſſenunterſchiede begründet hätte. Urſprüngliche Raſſenunterſchiede ſind für ihn nicht vorhanden, ſie ſind durch äußere Umſtände, durch Wirkungen von außen entſtanden. Ebenſo behauptet Darwin, daß jede Art von Organismen bis auf einen gewiſſen Grad veränderlich ſei, ſowol durch äußere wie durch innere Umſtände, und immer weiter auf dieſem Wege zurückſchreitend ſtellt er den Grundſatz auf, daß alle Pflanzen und Thiere, mithin auch der Menſch, nur von fünf bis ſechs Grundformen, progenitors, ja vielleicht von einer einzigen abſtammen.

Die Vorſtufe, von welcher der Menſch aufgeſtiegen, iſt ihm der Affe. Andere Gelehrte behaupten dagegen die Unveränderlichkeit der Gattung. Perty vertritt eine mittlere Anſicht: an eine abſolute Unveränderlichkeit der Species könne er nicht glauben, nur ſehe er in den Entwickelungen und Aenderungen keine zufällige, wie Darwin, ſondern eine geſetzmäßige Entwickelung, ſo für die Erde wie für die organiſche Natur im ganzen und für jedes einzelne Weſen.

Für jedes Weſen — nicht blos für das eine oder andere bevorzugte Geſchöpf! Was den Menſchen betrifft, ſo wollten einige neuere Forſcher für Indogermanen und Semiten, die große Familie der Deutſchen und Juden, eine beſondere Berufung zur Cultur beanſpruchen. Aber ſchon Waitz in ſeiner „Anthropologie der Naturvölker“ ſuchte zu beweiſen, daß alle Völker durch glückliche Conjuncturen — alſo „zufällig“ — zur Bildung fortſchreiten könnten und die Culturunterſchiede nicht auf innerer Begabung, ſondern auf beſtimmten äußern Urſachen beruhten. Stimmt auch Perty dem gewiſſermaßen bei, ſo hebt er doch auch die Exiſtenz von Unterſchieden in der pſychiſchen Anlage und Beſchaffenheit des Menſchen hervor.

Dieſe pſychiſchen Unterſchiede gewinnen ihren Hauptausdruck im Geſicht, in der Schädelbildung des Menſchen. Das Verhältniß der Stirn- und Geſichtszur Kieferpartie und der daraus folgende Geſichtswinkel bekundet eine höhere oder geringere Intelligenz. Die kaukaſiſche Raſſe beſitzt nun die am meiſten ausgebaute Stirn und damit das ſtärkſte Hirn, wogegen die Negerraſſe mit den mächtig ausgebildeten Kauwerkzeugen ein vorgeſtrecktes Kinn bei zurücktretender Stirn verbindet. Von dem bedeutendſten Einfluß iſt dieſe Bildung auf die Urtheilsfähigkeit, welche beim Neger im allgemeinen ſchwach iſt wie bei den Kindern, während Gedächtniß und Nachahmungsfähigkeit vollſtändig vorhanden ſind. Die größten Schädel hat man bei den alten Griechen, bei Juden und Deutſchen beobachtet und wieder bei den germaniſchen Völkern faſt 6 preußiſche Kubikzoll mehr Hirn als bei den romaniſchen gefunden. Das mittlere Gewicht des germaniſchen (männlichen) Hirns beträgt ungefähr 3 preußiſche Pfund. Demnächſt aber ſind von der höchſten Bedeutung die Windungen des Hirns, die bei hochſtehenden Völkern am zahlreichſten, tiefſten und feinſten gegliedert erſcheinen. Man könnte ſie die Wege nennen, auf denen die Gedankenarbeit ſich macht. Jede durch Auge und Ohr eintretende Erregung zieht das Gehirn zuſammen oder dehnt es aus und ſetzt es in gewiſſe Schwingungen; je ſtärker die Erregung iſt, je öfter ſie auftritt, um ſo zahlreicher, um ſo tiefer und feiner gegliedert müſſen dieſe Wege werden.

Buckle hat deshalb recht, wenn er als mächtigſten Factor, als Raſſenbildner, die Naturerſcheinungen im ganzen aufſtellt. Denn ſie ſind es, welche Geſicht und Gehör, alſo die obere Schädelpartie, elektriſiren und zur Ausbildung derſelben beitragen. Aber Naturerſcheinungen finden ſich ebenſo im Lande der Negervölker als in dem der kaukaſiſchen Raſſe, es muß alſo noch ein anderes an ſie herangetreten ſein, das ihre Cultur vor der des Negers förderte. Man könnte es in dem Klima finden, das den Neger unter dem Einfluß einer drückenden Sonne und gewaltiger Thiergeſchlechter nicht zur Ruhe und frohen Empfänglichkeit kommen läßt oder wenigſtens ließ, ſondern ihn in ſklaviſcher Furcht erhielt, bis höhere Geſchlechter ſich ihm nahten. Dieſe Geſchlechter, deren Wanderung über Arabien und die Straße Bab-el-Mandeb feſtſteht, gehörten den Semiten, der kaukaſiſchen Raſſe an, die am früheſten unter den Indogermanen von der heutigen Wüſte Gobi, einem alten Meergrunde, aufbrach. Für dieſe Stämme aber iſt ein Factum durch die Sage conſtatirt, welches ein gewiſſes Licht auf den Urſprung ihrer Civiliſation werfen kann, ja das ſich zuweilen noch jetzt wiederholt. Eine plötzliche, wunderbare Naturerſcheinung, vielleicht der Anblick der aus dem nie früher geſehenen Meere auftauchenden Sonne, mag dieſen Urmenſchen die erſte Erleuchtung gebracht haben. Bemerkt doch dieſer Meinung ſich anſchließend Baſtian: „Der Menſch hat ſeit ſeiner Kindheit täglich die Sonne aufgehen ſehen, aber eines Tags, wo er ſie länger und nachdenkend betrachtet, regt ein Ideenkreis den andern an, bis die Mächtigkeit der Erſcheinung ihn immer gewaltiger ergreift. Und iſt auch die Gemüthsverfaſſung nur wenig über ihr gewöhnliches Niveau erhaben, ſo wird ſie bald durch das Impoſante der Erſcheinung auch ihrerſeits zu entſprechender Thätigkeit angeregt.“ Mit dieſem Urtheil Baſtian's vergleiche man das Selbſtbekenntniß Jung-Stilling's, des deutſchen Schriftſtellers und Arztes, wie er, auf der Solinger Gaſſe hinwandelnd, als er noch Schneider war, im Anblick einer glänzenden Wolke, die plötzlich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, eine ganz eigenthümliche Erregung verſpürte und von dieſem Augenblick ſeine Wiedergeburt datirt. Wem fällt dabei nicht auch Luther's Umwandlung ein, als der Freund neben ihm vom Blitz getroffen todt niederſank?

Es iſt nicht die alltäglich wiederkehrende Naturerſcheinung, welche eine Neugeburt zu ſchaffen vermag, ſondern die ungeahnte Plötzlichkeit einer ſolchen, welche, durch Geſicht oder Gehör auf das Gehirn wirkend, den Geiſt entweder vollſtändig vernichten oder aufs höchſte beleben kann.

Es iſt nicht möglich, in dieſer kurzen Beſprechung des hochwichtigen Gegenſtandes, des Urſprungs der Civiliſation, zu entwickeln, wie ſich der menſchliche Geiſt allmählich durch die verſchiedenen Stufen hinaufarbeitete, wie er zuerſt die Sprache ſchuf und die Organe des Mundes zugleich mit denen des Geſichts und Gehörs ſich ausbildeten, wie eine geiſtige Urreligion und mit dieſer die geſellſchaftlichen Einrichtungen hervortraten — es möge genügen, mit Perty zu bemerken, daß phyſiſche Bildung ſich mit der geiſtigen, ſittlichen und politiſchen ändert, und je höher und allgemeiner die Bildung eines Volks wird, um ſo

bedeutender ſich auch die individuelle Verſchiedenheit der Schädel- und Geſichtsbildung geſtaltet. Denn Religion, Literatur, Geſetzgebung ſind ſowol Urſachen der fortſchreitenden Bildung als Wirkungen einer vorangegangenen. Man könnte auch hier mit Darwin von einem progenitor, einer Grundform der Civiliſation, ſprechen, aus dem ſtufenweiſe die verſchiedenen Gattungen derſelben hervorgegangen, und dieſer Urerzeuger wäre dann kein anderer als der Urſprung der Sprache. Die Zunahme und den Wachsthum der Civiliſation verdankt man, nach Buckle, der Menge der entdeckten Wahrheiten und deren Verbreitung. Und hier wirken nun zwei Factoren ein, ohne die, wie Perty richtig hervorhebt, die Civiliſation kaum merklich ſich entwickelt hätte: das Auftreten ſchöpferiſcher Genies in einem Volke und der Einfluß der Culturvölker auf die noch ungebildeten Stämme. Die Beweiſe dafür liegen bis in die neueſte Zeit vor Augen. Von den älteſten Culturvölkern der alten Welt, den Aegyptern und Chineſen, wie von den beiden Amerikas, den Azteken in Mexico und den Peruanern, gibt Perty in den vier letzten Vorträgen lebendige Bilder ihres Geſammtlebens, wobei er auch das Verhältniß des weiblichen Geſchlechts in Betracht zieht.

Es ſei uns vergönnt, bei dieſem Gegenſtand noch einige Augenblicke zu verweilen.

Die Behandlung, welche die Frauen erfahren, ſagt Perty, kann füglich als ein allgemeiner Maßſtab für die Stufe der Humanität angeſehen werden, auf der ein Volk und eine Zeit ſteht, und er führt die traurige Stellung der Frauen bei den amerikaniſchen Stämmen wie bei vielen Völkern der Alten Welt als Belege an. Ohne daß er ihn nennt, liefert ihm Baſtian hier reichen Stoff zu Mittheilungen. War bei den Griechen wie bei den Aegyptern die Frau auch von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen, ſo genoß ſie doch als Herrin im Hauſe, nicht ſelten als despotiſche, eine oft einflußreiche Stellung, und ſelbſt Buddha und Mohammed haben der Sage nach dieſer mächtigen Einwirkung ſich nicht verſchließen können. Dagegen treffen wir bei dem Lehrer Alexander's, bei Ariſtoteles, die Anſicht, daß die weiblichen Geburten zu den Monſtroſitäten gehörten; alles Weibliche galt ihm für verſtümmelt dem Männlichen gegenüber, und bei dem Einfluſſe ſeiner Philoſophie auf die Gelehrſamkeit des Mittelalters blieb dieſe Anſicht noch lange geltend, bis auf dem Concil zu Macon der Satz: daß die Frauen nicht Menſchen ſeien, als ketzeriſch verdammt wurde. Billiger urtheilt unſer Verfaſſer: „Jedes der beiden Geſchlechter bildet gewiſſe Anlagen einſeitig aus, beide zuſammen ſtellen erſt den ganzen Menſchen dar.“ Ob die älteſten Geſetzgeber aus dieſer höhern Einſicht, oder weil ſie ein Althergebrachtes war, die Ehe durch Geſetze feſtſtellten und regelten, bleibt ſich ſchließlich gleich, nur iſt zu bemerken, daß Unverheirathete bei manchen Völkern verachtet, ja ſogar angeklagt werden durften, während freilich andere Philoſophen wie Thomas von Aquino und der Verfaſſer des „Buch der Weisheit“ Hageſtolze und Unfruchtbare als höhere und heiligere Menſchen darſtellten.

Auf unſere Vorträge wieder eingehend, ſo „begegnen uns erfreulichere Anſichten — als bei den meiſten Urvölkern — über den Werth der Frauen bei den Germanen, welche ſie nicht für ein niedrigeres, ſondern nur ſchwächeres Geſchlecht hielten, das des männlichen Schutzes bedurfte“. Woher nahm Perty dieſe Anſicht? Bemerkt doch Tacitus ausdrücklich, wo er von der Mitgabe ſpricht, welche die deutſche Frau empfing — Pferd, Schild, Lanze und Schwert —, daß ſie dem Manne gleichſtehe, Gleiches mit ihm im Frieden, Gleiches in der Schlacht zu dulden und zu wagen habe. Ja es deutet manches ſogar auf eine höhere Stufe für das deutſche Weib: ſo das höhere Wergeld, welches für Mord oder Verletzung einer Frau, beſonders wenn ſie ſchon Mutter war, gezahlt werden mußte; es überſtieg das Wergeld für den Mann um die Hälfte, wenigſtens um ein Drittel. Bündniſſe oder Friedensſchlüſſe, bei denen edle Frauen als Geiſeln geſtellt wurden, galten für die feſteſten. Etwas Heiliges und Prophetiſches glaubten unſere Väter in den Frauen zu finden, und mehr als einmal werden mächtige Prieſterinnen erwähnt. Dies übergeht Perty, erinnert aber an den ritterlichen Frauendienſt und die Innigkeit des Mariencultus im Mittelalter, welches beides im heidniſchen Frau Holle-Cult wurzelt, nicht aber, wie Perty meint, allein den Humanitätsideen, welche durch das Chriſtenthum kamen, entſtammt. Die heutige Stellung der Frau bei gebildeten Völkern bezeichnet er mit folgenden Worten: „Herrſcht der Mann durch Verſtand und Kraft, ſo herrſcht die Frau durch Gemüth und Anmuth, und beide werden durch die Liebe zu gleicher Höhe erhoben, wobei er die Familie nach außen im größern Ganzen vertritt, während ſie deren inneres Leben entfaltet und lenkt.“

Nacht auf dem Meer.

Die See war ſtill . . . auf ihrem feuchten Gleiſe
Zog ſtolz das Schiff einher;
Da warf der Mond die ſchönſten Strahlen leiſe
Ins tiefe, blaue Meer.

Landüber wehten holdberauſchend Düfte
Aus nahem Palmenhain,
Und fröhlich hallten milderregt die Lüfte
Von ſüßen Melodei'n.

Glanz, Duft und Sang, ſie ſchienen nicht zu enden;
Der Sterne lichte Schar
Glich einem Blütenſtrauß, der Gottes Händen
Zu Nacht entſunken war.

Da floſſen meine Zähren . . . helle Tropfen,
Wie Hoffnung weint im Schmerz;
Und wieder und für immer fühlt' ich klopfen
An Gottes Herz . . . mein Herz! . . .

A. Teniers.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Athen beim Einzug des Königs Georg.

Nach einer griechischen Zeitschrift.

Auch wenn man nicht wissen kann, wie fest oder wie wankend — während wir dies schreiben — der neue Thron des Königreichs Griechenland stehen und sein mag, so wird man doch auch noch nach Monaten eine Schilderung aus Athen mit Interesse lesen, wie sich die alte, „veilchenumkränzte Stadt der Athene" gegen Ende October 1863 geschmückt hatte, um den neuen König der Griechen festlich zu empfangen, — eine Schilderung, für welche wir im wesentlichen eine griechische Zeitschrift als Quelle benutzen. Hat auch die Beschreibung in politischer Beziehung ihr besonderes Interesse verloren, so hat sie doch jedenfalls ein solches in culturgeschichtlicher Hinsicht und um der Oertlichkeit willen behalten, an die sie sich knüpft.

Ein fast wahnsinniger Enthusiasmus hatte sich der Stadt Athen bemächtigt, als sie sich anschickte, den längsterwarteten König zu empfangen. Der von Athen nach der Hafenstadt Piräus führende Weg wimmelte von Menschen, in Athen selbst aber standen unzählige Massen hinter den aufgestellten Reihen der Soldaten und durchbrachen dieselben gleich einem Strome, welcher Dämme und Schranken durchbricht und überflutet. Die freudige Begeisterung der erwartungsvollen Menge gab sich nicht nur in den lorbergeschmückten, bunten Balkonen, den fliegenden Fahnen und in allem dem äußerlich sichtbaren Schmuck der Gebäude und Menschen zu erkennen, die zugleich die hellleuchtenden Strahlen der griechischen Sonne wie mit Gold übergossen, er durchdrang gleichsam die Luft selbst und schwebte über ihr, wie man noch wenige Tage vorher die ängstliche Unruhe aller in der schwülen und drückenden Atmosphäre fühlen konnte, welche auf Athen lag. Das Gemüth des Menschen war wie neugeboren, seine Gestalt verjüngte sich, Freude und Frohlocken überzog alle Gesichter und jedes griechische Herz lachte vor Wonne und Entzücken. Das Volk ward in diesen Tagen sogar zum Dichter: eine Compagnie Gensdarmen war am Abend nach der Ankunft des Königs in einer Weinstube beisammen und sie dichteten da unter Gläserklang ein zweizeiliges Lied, in welchem sie das Erscheinen des Königs in Griechenland feierten und ihn priesen, daß er endlich „nach langen Stürmen die Griechen zu beruhigen gekommen sei". Unter häufigen Vivatrufen zogen sie dann durch die Straßen Athens und sangen das Lied in ihrer harmlosen Freude, wo wir selbst es unter unsern Fenstern vernahmen.

Ein Triumphbogen und zwei Trophäen waren auf Kosten der Gemeinde und der Gensdarmerie errichtet worden. Der Triumphbogen erhob sich vor der Dreieinigkeitskirche, zu der er gleichsam den Eingang bildete, mit Säulen im dorischen Stil, und in der Mitte trug er einen Thurm, der in dem bunten Geschmack, den er zeigte, vorzugsweise an eine indische Pagode oder einen venetianischen Thurm erinnerte. Die Trophäe auf dem Einigkeitsplatze (dieser Platz hieß vor der Octoberrevolution 1862 Otto-platz) war von besonderer Schönheit. Mit Stufen umgeben, erhob sich ein hoher, säulenartiger Würfel, an dessen vier Seiten vier allegorische Figuren sich befanden, und auf seiner Spitze standen vier schildtragende Frauen; in den Schilden führten sie ein gekröntes G und oben wehten neben grünen Blumenvasen und zierlichen Trophäen bunte Fahnen flatternd im Winde. Auf dem Platze selbst und die Straße entlang, die nach der Dreieinigkeitskirche führt, standen fahnengeschmückte Mastbäume, die durch Myrtengirlanden verbunden waren und dem Eingang zur Stadt zu besonderer Zierde gereichten.

Alle Häuser der Stadt prangten in Blumenschmuck, mit Bildern und Büsten des Königs, mit Teppichen und Tüchern aller Art und in allen Farben. Der Anblick hatte etwas wahrhaft Bezauberndes, und namentlich aus der Ferne gesehen, gewährte er das Schauspiel eines buntgefiederten Pfaues, der ein Rad schlägt.

Auf dem Verfassungsplatze war eine doppelte Trophäe errichtet, die in Gestalt von Pyramiden emporstieg und mit Myrten und Lorbern sowie mit den verschiedenartigsten Waffenstücken geziert war, sodaß sie von weitem aussah wie eine Rüstkammer, und dahinter erhob sich unter Blumen ein Balkon auf reichgeschmückten Säulen, der für die Militärmusik bestimmt war. An den Seiten der Straße oberhalb des königlichen Gartens und des nach dem Olympion führenden Wegs hingen bunte Laternen in den mannichfachsten Gestalten, die des Abends den Glanz der dreitägigen Illumination noch mehr erhöhten. Der Anblick der letztern hatte etwas Magisches und zugleich Rührendes an sich; denn auch in der kleinsten Hütte und in der abgelegensten Wohnung fehlte es nicht an Freudenfeuern. Wie sehr sehnte sich das Volk nach dem König und wie schwoll die Freude und erheiterten sich die Gesichter, als er nun wirklich kam und in Athen einzog!

Auch in Athen hatte man bei dieser Gelegenheit die Fenster und Balkone gegen hohes Geld vermiethet und einige Zeitungen wurden sogar zur Feier des Tags auf blaues Papier gedruckt. Die Wagen waren diesmal nur für die wohlhabende Klasse der Bevölkerung vorhanden, und solche, die sich ihrer für die Fahrt nach Piräus bedienten, mußten dafür die höchsten Preise bezahlen.

Am dritten Abend der Illumination wurde vom Tempel des olympischen Jupiter ein Feuerwerk abgebrannt, das begreiflicherweise eine unzählige Men-

ſchenmenge herbeigelockt hatte. Die Säulen des Tempels gewährten ein wundervolles maleriſches Schauſpiel in den verſchiedenen abwechſelnden Farben, in denen ſie erglänzten. Auf dem Lykabettus war mittels Pechflammen das Bild einer großen Krone dargeſtellt, unter welcher ein G flammte, und ihr weithin ſtrahlender Glanz war wie das Licht des Himmels. Nach dem Feuerwerk am Olympion ward die ganze Akropolis mit bengaliſchen Flammen erleuchtet, und man konnte ſich einbilden, es ſei ein neuer Xerres herabgeſtiegen und habe die atheniſche Burg angezündet. Es war ein wundervolles Schauſpiel, die Akropolis im Licht einer attiſchen Mondnacht erglänzen zu ſehen. Wer dort oben ſtand und in der Stille der Nacht die Tempel der alten Herrlichkeit durchwandelte, konnte von da aus in der Ferne das Leuchten des Meeres erſchauen, und auf den Flügeln der Phantaſie ſegelte er nach der gegenüberliegenden Inſel Aegina und zu den Bergen des Peloponnes, von denen tiefe Schatten über die glatte Meeresoberfläche ſich hinlagerten. Die Karyatiden des Erechtheums mögen wol niemals eine reinere und wonnigere Luft geathmet haben als damals, und es konnte ſcheinen, als lächelten ſie unter dem ſtrengen Ernſt ihrer Geſtalt. Der attiſche Mond erglänzte zwiſchen den Säulen des Parthenon und ſeine Strahlen ſpielten um ſie in der zauberiſchen Stille der griechiſchen Octobernacht.

In dieſer poetiſchen Weiſe ſchildert der unbekannte Grieche die Phyſiognomie der Stadt Athen beim Einzug des Königs der Griechen im October 1863. Zufällig haben wir aus dem Jahre 1833 die Erinnerungen aus Griechenland von Ludwig Roß neben uns liegen („Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland von Ludwig Roß") und finden darin einige Mittheilungen über die Ankunft des Königs Otto in Griechenland im Februar 1833. Es gewährt ein eigenthümliches Intereſſe, das ſpätere Ereigniß mit dem frühern zu vergleichen. Die Ankunft des Königs Otto fand damals in Nauplia an der öſtlichen Küſte der peloponneſiſchen Halbinſel ſtatt, wo noch die einſtweilige Reſidenz des Königs war, indem erſt im December des darauffolgenden Jahres in Athen ſelbſt, als der Hauptſtadt des neuen Königreichs, der Einzug des Königs erfolgen konnte. Bei der Landung in Nauplia am 6. Februar 1833 war Roß nicht ſelbſt gegenwärtig, da er gerade damals in Athen war; er hatte ſich zwar, nachdem zu Anfang Februar die Nachricht dorthin gekommen war, daß „der Erſehnte nun wirklich da ſei", ſofort zur eiligſten Reiſe nach Nauplia gerüſtet, aber er kam zur Landung des Königs zu ſpät. Er bemerkt jedoch, daß „die Freude groß und allgemein war"; „denn", ſetzt er hinzu, „nach zwölfjährigen Kämpfen, Entbehrungen und Leiden aller Art durfte das griechiſche Volk hoffen, jetzt endlich unter bleibenden, geregelten Zuſtänden einer beſſern Zukunft entgegenzugehen und den Lohn für ſeine Ausdauer zu ernten." Roß fand damals „alles voller Jubel über die Ankunft des Königs", und er hörte, daß dieſer „unter dem ungemeſſenſten Jubel einer herbeigeſtrömten dichten Menge ſeinen Einzug gehalten habe". Auch Roß ſelbſt machte bald nachher die Bemerkung, daß „der König der Abgott aller Griechen war"; das Volk drängte ſich auf ſeinen Wegen; die Bauern, die Frauen bezeichneten ſich mit dem Kreuz und prieſen ſich glücklich, daß ſie nach langen Leiden einen König von Angeſicht zu Angeſicht ſchauten. Zu Feſten im europäiſchen Sinne, wie ſpäter Athen im October 1863, war freilich das enge Nauplia noch wenig angethan; doch war der Empfang ſelbſt ein herzlicher. Ebenſo war es ſpäter, als im Februar 1837 der König und die junge Königin im Hafen von Piräus unter dem Donner der Geſchütze und tauſendſtimmigem lauten Jubel ans Ufer ſtiegen, obgleich es hierbei, wie Roß ſagt, „ohne Schöppenſtädtereien nicht abgehen konnte"; denn „mit der weſtlichen Civiliſation, mit den wirklichen Segnungen derſelben waren auch die obligaten dummen Einfälle über Griechenland gekommen". So ſchrieb der Deutſche Roß, nachdem König Otto von Baiern den Thron von Griechenland beſtiegen hatte.

Jenen frühern Jahren — 1833 und 1837 — iſt nun erſt die Octoberrevolution 1862 und ſpäter der Einzug des neuen Königs der Griechen in Athen 1863 gefolgt. Wir finden in der eingangs erwähnten Schilderung des Griechen über dieſen Einzug nichts, was zu der Annahme berechtigte, daß dabei etwa ebenfalls irgendwelche Schöppenſtädtereien vorgekommen ſeien; wol aber dürfte es gerathen ſein, bei dem Enthuſiasmus des Jahres 1863, woran es bekanntlich nicht nur in Athen, ſondern auch anderswo unter den Griechen, namentlich außerhalb Griechenlands, nicht gefehlt hat, an den Jubel der frühern Jahre zu erinnern.

Winter in London.

II. Auf dem Eiſe.

M. S. — Hydepark iſt verödet und Rotten-Row iſt ſtill im Winter. Kahl ſind die Bäume, vereinſamt die Spaziergänge, grau und trübe liegt Buckinghampalaſt da, hinter welchem nebelhaft die Thürme von Weſtminſter ſich abzeichnen. Dahin ſind die tauſend glänzenden Equipagen, eleganten Reiter und Reiterinnen, die ſich in den dichtbelaubten Alleen vor wenig Monaten bewegten, die unzähligen Zuſchauer, die der Muſik lauſchten und ſich des glänzenden Anblicks freuten. Nun iſt es Winter und alles trübe, ſtill und farblos. So hatte auch ich Hydepark vor wenig Tagen geſehen. Da kam ein ſcharfer, klarer Froſt, ein ſeltener Gaſt in London, und brachte Leben in dieſe Einöde. Hell ſchien die Winterſonne auf die weiten weißen Flächen und eine bunte, in Pelze und lebhafte Farben gekleidete Menge ſtrömte von allen Seiten in den Park, deſſen Hauptanziehungspunkt heute der Serpentine mit ſeiner zu einem klaren

Spiegel gefrorenen Waſſerfläche war; 20—30000 Perſonen ſtanden in den Mittagsſtunden längs der Ufer des Serpentine, um den ſich darauf beluſtigenden Schlittſchuhläufern zuzuſehen. Unter letztern befanden ſich nicht ſo viele Damen, wie man auf dem Feſtlande gewohnt iſt zu ſehen; doch zogen ſich ſechs derſelben, welche, in eine Art polniſches Coſtüm gekleidet, eine Quadrille aufführten, den lauteſten Beifall der Zuſchauer zu.

Anhaltendes Winterwetter iſt in London des ewigen Nebels wegen eine Seltenheit und der Anblick eines gefrorenen Sees wie Serpentine eine Scene voll Neuheit für die Engländer, welche einige mühſam ausgeführte Manöver und Figuren und eine mittelmäßige Fertigkeit im Laufen überhaupt mit großem Beifall aufnahmen und für etwas Außerordentliches erklärten. Meine Begleiter und ich, an deutſches Schlittſchuhlaufen gewöhnt, wir konnten uns freilich eines Lächelns nicht erwehren, als wir einzelne gewandtere Läufer inmitten ſo vieler ſtümperhaften Verſuche als Koryphäen der edeln Kunſt begrüßt ſahen. Die Damen waren, wie immer hier, reich gekleidet und verliehen der Scene durch die bunten Farben ihrer Kleider einen beſondern Reiz, doch mehr, wenn ſie ſtillſtanden oder ſich auf Schlitten umherfahren ließen, als wenn ſie ſich ſelbſt in kühnen Uebungen ergingen, die gar oft mit einem tragiſchen Fall auf die Eisfläche endigten. Noch anziehender als am Mittag war die Scene, die der Serpentine abends darbot. England ſchien entſchloſſen, die ſeltene Gelegenheit, ſich auf dem Eiſe zu beluſtigen, bis in die Nacht hinein benutzen zu wollen. Als wir um 6 Uhr durch den Park zurückkehrten, ſahen wir rings um den See große Feuer angezündet, während auf dem Eiſe ſelbſt eine bedeutende Anzahl Fackeln leuchtete. Dies war außerordentlich maleriſch und originell. Größere Zuſchauermaſſen als am Tage umgaben den See, während die Schlittſchuhläufer wie dunkle Schatten über die von Feuer und Fackelſchein glühende Eisfläche dahinſchwebten. Darüber ſtanden ernſt und düſter die alten Weiden, deren langherabhängende Zweige leiſe in der Nachtluft hin- und herſchwankten. Indeſſen zeigten dieſe Vergnügungen nicht nur heitere Lichtſeiten, auch tiefe Schatten folgten ihnen. Unerhört ſind die zahlloſen, größern und kleinern Unglücksfälle, welche innerhalb der letzten zwölf Tage in London durch das Eis veranlaßt wurden. Auf den Eisflächen von Hyde- und St.-Jamespark waren Aerzte mit ihren Aſſiſtenten den ganzen Tag über beſchäftigt, um verwundete Köpfe und beſchädigte Glieder einzurichten und zu verbinden. Dazu kam, daß die Leidenſchaft für das ſeltene Vergnügen zu einer ſolchen Höhe wuchs, daß trotz einer Menge Polizei- und Parkbeamten, welche an gefährlichen Stellen und an Tagen, wo das Eis noch nicht hielt, dort aufgeſtellt waren, um die Vorwitzigen abzuhalten, dennoch eine Menge Perſonen ins Waſſer fielen, aus dem ſie nur mühſam gerettet wurden. Viele waren ſo beſchädigt, daß ſie in den nächſten Hospitälern untergebracht wurden, mehrere aber ſind ertrunken, ſechs Knaben an Einem Tage.

Einen wirklich intereſſanten Schlittſchuh-Sport (skating-sport), wie man hier ſagt, brachte der 8. Januar auf dem unfern Windſorpark gelegenen See Virginia-Water. Es hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß an dieſem Tage der Prinz und die Prinzeſſin von Wales beabſichtigten, an den Vergnügungen auf dem Eiſe dort theilzunehmen und daß das ſogenannte Hockey-Spiel ausgeführt werden ſollte. Wir fuhren um 10 Uhr von Hauſe fort und waren nach 11 Uhr am Virginia-Water, wo wir eine nicht große, aber auserleſene Geſellſchaft von ſchlittſchuhlaufenden Herren und Damen verſammelt fanden. Vor 12 Uhr trafen die Herrſchaften ein, der Prinz in einem offenen und die Prinzeſſin in einem geſchloſſenen Wagen. Ein großes Feuer war am Ufer angezündet, nicht um Licht, ſondern um Wärme für das Muſikcorps der Leibgarde zu verbreiten, welches, rings um daſſelbe ſitzend, das prinzliche Paar mit einem Tuſch empfing. Die Prinzeſſin ſah ſehr wohl und friſch aus; ſie trug einen dunkeln Sammtmantel mit Zobelpelz beſetzt und einen weißen Seidenhut; langſam wandelte ſie auf und ab oder ſah, in einem Schlitten ſitzend, dem bunten Treiben zu. Der Prinz nahm ſofort an dem Hockey-Spiel theil, welches von einem Theil des Gefolgs arrangirt wurde. Die Geſellſchaft theilte ſich in zwei Abtheilungen, von denen die auf der Seite des Prinzen ſpielende weiße Bandſchleifen als Unterſcheidungszeichen am Arme trug. Dann wurden für jede Partei zwei kleine Pfähle in das Eis geſchlagen und nun begann das Spiel, welches darin beſteht, vermittels Stöcken einen großen Lederball mitten durch die beiden Pfähle der Gegner zu treiben, woran dieſe den Ball mit ihren Stöcken zu verhindern ſuchen. Es dauert lange, wenn die gegenſeitige Vertheidigung gut iſt, bis es einer Partei gelingt, den Ball durch die beiden Pfoſten der Gegner zu treiben und ſo das Spiel zu gewinnen. Erſt gegen 5 Uhr begaben ſich der Prinz und die Prinzeſſin nach Hauſe. Am Abend deſſelben Tags erfuhren wir beim Thee die Entbindung der Prinzeſſin. Sogleich wurden die Theetaſſen weggeräumt, Champagnergläſer gebracht und der Tag mit einem Hoch auf das Wohl des künftigen Thronfolgers von England beſchloſſen.

Eine Fahrt auf der Theiß.

IV.

E. Sch. — Von einigen der Theißbewohner hört man in der Ferne ſehr viel reden, ohne daß man in der Nähe viele oder anſehnliche Vertreter derſelben zu Geſicht bekäme; ich meine die Fiſche, von denen nur gelegentlich einer ſpielend ſich emporſchnellt. Im Auslande macht man ſich die fabelhafteſten Vorſtellungen von dem Fiſchreichthum der Theiß, aber auch ein magyariſches Sprichwort ſagt prahlend: „Annyi hala van a Tiszának mint vize“ („Die Theiß hat

so viel Fische als Wasser"). Ich war acht Jahre in Ungarn und kann versichern, sowol die Zahl als auch die Größe der Theißfische nimmt zusehends ab; einmal, weil die Fischerei in Ungarn auf einer sehr niedrigen Stufe steht, denn sie ist reine Raubfischerei; zweitens, weil durch die Regulirung viele ansehnliche Teiche und Sümpfe trocken gelegt werden. Die Dampfschiffahrt ist an dieser Abnahme ziemlich unschuldig, denn die meisten Fische leben in den Sümpfen und Teichen, weil diese wärmer sind und mehr Nahrung enthalten; die laichenden Fische, die im Flusse leben, gehen aber fast alle in das warme Teichwasser. Der beste Beweis für die Abnahme des Fischreichthums ist der, daß die Fische, einige Stunden vom Ufer entfernt, von Jahr zu Jahr theuerer werden, während man sie noch vor zehn Jahren fast geschenkt bekam und die Dienstleute in der Nähe der Theiß ehedem mit ihren Dienstgebern vertragsmäßig ausmachten, daß man ihnen nur zwei- bis dreimal in der Woche Fische vorsetzen dürfe, da sie sich sonst leicht Ekel an den fetten Fischen gegessen hätten. So wenig industriös ist man in Ungarn, daß z. B. die Stadt Kaschau, nur zehn Stunden von der Theiß entfernt, wochenlang ohne Fische bleibt, wenn die „Fischjuden" gerade Feiertage haben, — und daß vor einigen Jahren fremde Speculanten aus Böhmen nach Pesth mit Karpfen kamen und sehr gute Geschäfte machten. Die Römer fingen in der untern Donau Welse von sechs bis acht Centnern: die größten Fische dieser Gattung werden heute in der Theiß ein bis zwei Centner schwer. Die Fischerei an der Theiß läßt sich also nicht im entferntesten mit der in den südrussischen Flüssen vergleichen und wirft einen sehr geringen Nutzen ab. Das Recht, zu fischen, gehört den einzelnen Ortschaften und größern Grundbesitzern an der Theiß, soweit eben ihre Gemarkung reicht; diese verpachten es gegen eine Kleinigkeit, z. B. einige Centner Fische, an die Fischer. Die aber könnten von solchem magern Gewerbe nicht leben und betreiben darum noch andere Geschäfte. So gehen z. B. in den niederungarischen Städten und Dörfern die kleinen Handwerker (z. B. Tschismenmacher, Kürschner, Zimmerleute), wo sie nicht in Zünften leben, in einer Fischerborde, bestehend aus dem halászgazda und vier bis sechs Gesellen, auf den Fischfang, welcher am liebsten vor Sonnenaufgang betrieben wird. Auf dem Flusse wird das mächtige Zugnetz angewendet; die Sümpfe, welche mit der Theiß zusammenhängen, werden, sobald das Wasser nach den Ueberschwemmungen abzulaufen beginnt, abgesperrt und ausgefischt. Zu dieser Zeit sind die Fische aber spottwohlfeil, denn die Theißfluten haben in alle Niederungen so viel Fische getragen, daß diese nunmehr auf dem austrocknenden Boden absterben und durch ihre Fäulniß manchmal die Umgebung verpesten. Dann treiben die Leute zu den austrocknenden Pfützen ihre Schweine, welche durch die reichliche Atzung eine Zeit lang einen ganz unerträglichen Fischthrangeschmack annehmen.

Noch einmal, in der warmen Jahreszeit, ist die Beute des Fischers sehr ergiebig, wenn nämlich Anfang oder Mitte Juni die merkwürdige Theißblüte (Tisza-viragzása) eintritt. Ein nahezu mikroskopisch kleines Thierchen, Libellula ephemera (Eintagsfliege, Uferaas, Haft), erscheint ungefähr neun Tage lang plötzlich in so großer Masse über und auf dem Wasser, daß, wie man erzählt, manchmal ein Kahn in seinen Bewegungen gehemmt wird. Die Fische sind dann wie besessen hinter dem Fraße her und vor Gier wie blind und taub; aber auch Frösche, Vögel und Schweine holen sich ihren ergiebigen Antheil, ja sogar Hunde und Katzen halten erkleckliche Mahlzeiten an diesem seltsamen Leckerbissen, mit dem manche Weiber ihre Hausthiere einige Tage hindurch füttern. In dem Flusse selbst erbeuten die Fischer, die mitunter auch vom Kahn aus oder auf einem hölzernen Gestelle, das einige Klaftern weit ins Wasser gebaut ist, mit Glück angeln — zumeist verschiedene Sorten von Stören, dann zarte Barsche und Zander, Hechte „wie die Krokodile", 30—40 Pfund schwer, schwarz, mit ungeheuerm Rachen; in den todten Armen und Teichen wimmelt es manchmal von großen Weißfischen und kleinern Fischen: Flußkarpfen, Schleien, Karauschen, Schlammpeitschern, Kaulköpfen u. s. w. Der Erlös wird entweder gleich verkauft oder in großen Barken aufbewahrt und dann in den nächsten Orten auf den Wochenmärkten von den gleich den „Damen der Halle" durch ihre urwüchsige Beredsamkeit bekannten Fischweibern verkauft oder auch von den „Fischjuden" abends — nicht etwa in wassergefüllte Fässer gethan, sondern auf einen mit Korbflechten versehenen Leiterwagen lebend und ellenhoch aufeinandergeworfen und die Nacht hindurch in entferntere Orte geführt; „sie werden" — wie mir ein Jude sagte — „schon von selber todt."

Künstliche Fischzucht kennt man an der Theiß fast gar nicht.

Die Scenerie auf und an der Theiß wird durch ihre Eintönigkeit endlich so ermüdend, daß sie zuletzt für den, welcher nicht das nöthige geistige Interesse mitbringt, belästigend, ja drückend wirkt. Man sinnt endlich, wenn es nicht etwas Besonderes zu schauen gibt, auf allerhand Zeitvertreib, man spielt Karte; aber es ist in den geschlossenen Räumen zu heiß; die vielen Wasserspiegel, von der Sonne mit Flimmer so übergossen, daß sie das Licht massenhaft zurückwerfen, machen den ununterbrochenen Aufenthalt auf dem Verdeck nachgerade unangenehm. Man bedenke, daß die Hitze gegen Mittag auf 40 Grad Réaumur steigt, und man wird die unvermeidlich eintretende Abspannung und Erschlaffung begreifen, nachdem der Naturfreund stundenlang die neuen Bilder voll Spannung in sich aufgenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 6.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. VI. — Helena Schubart. Ein deutsches Frauenleben. Von P. Glöckler. V. — Die Rose in der Dichtung und im Leben. Ein Beitrag zur Aesthetik der Pflanzenwelt. I. II. III. Von J. E. Jödisch. — William Makepeace Thackeray. — Gedichte aus dem Ungarischen des Alexander Petöfi. Von A. Teniers. 1. Dichter und Rebe. 2. Brot im Aelternhaus. 3. An treulose Freunde. — Beiblatt: Zur Geschichte des Théâtre français. — Eine Fahrt auf der Theiß. V. — Berliner Briefe. II. La cour s'amuse.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

VI.

Das Innere der beiden Männer, die sich so gegenüberstanden, konnte keinen schärfern Gegensatz darbieten als ihre äußere Erscheinung.

Der Fremde, stattlich, hochgewachsen, adelich in seiner Haltung, in gewählter Tracht, mit ruhigem Gesichtsausdruck; Marat, eine kleine, groteske Gnomengestalt, hüpfend wie eine Bachstelze, sagt einer seiner Gegner von ihm, in beständiger Unruhe, mit beständig zwinkernden Augen, vom Scheitel bis zur Sohle eine fratzenhafte Verkörperung der wildesten Leidenschaft, der ein unheimlicher Zug des Wahnsinns nicht fehlte, in schmuziger Kleidung, mit ungekämmtem Haar...

In plötzlicher Bewegung, der er sich selbst vielleicht nicht vollkommen bewußt war, hatte Marat die Hand ausgestreckt, als wolle er die des andern ergreifen; der aber spielte mit den Knöpfen seines Rocks, scheinbar absichtslos, in Wahrheit aber, wenn man in seiner Seele hätte lesen können, suchte er dadurch die Berührung jener schrecklichen Hand zu vermeiden, an der das Blut der Septemberopfer klebte.

„Laß gut sein!" meinte er gleichgültig. „Auch andere Angelegenheiten riefen mich nach Paris, die deinige zählt nicht. Und dann weißt du ja, wie auch die andern von dir denken mögen, ich habe ein gewisses Freundschaftsgefühl für dich. Du hättest bei der Medicin bleiben und Hunde und Pferde curiren sollen! . . ."

„Ich curire den Staat."

„Zu Tode, wie den guten Schimmel Monorgeuil. Nichts für ungut, Bürger! Ich habe dich gewarnt —"

„So bleib' doch! Von wem droht mir Gefahr?"

„Das ist mein Geheimniß! Du hast dir aber doch Feinde genug gemacht, um in jeder Hand einen Dolch blinken zu sehen."

„Ich verachte sie alle! Ich bin bereit, wie Regulus für das Vaterland zu sterben."

„Es wäre viel gescheidter, wenn du dir nicht wie Regulus, aber wie Diderot, den du doch zu den Heiligen deines Kalenders rechnen wirst, einen neuen Schlafrock kaufteſt. In den Wind mit allem Patriotismus, wenn du dir nicht einmal so viel erübrigt hast!"

„Geh'", erwiderte Marat, „du bist des Umgangs der Weisen und Patrioten nicht werth!"

„Drum hielt ich es stets für meine Pflicht, fern von ihnen zu bleiben."

„Trink' die Flasche leer, Lefranc, trink' aus! Du bist ein Lump, wenn du es nicht thust! Ich trinke mit. So, im Zorn, sollst du nicht von mir gehen! Ich hab' eine Ahnung, daß du, einmal über diese Schwelle, sie nicht wieder überschreiten wirst. Der Patriotismus hat zehntausend Augen und die Guillotine Hunger."

„Und ich Durst! Jedem das Seine!

Sie hatten wieder an dem Tische Platz genommen; langsam brannte das Licht herab.

„Erinnerst du dich noch des Abends", begann Marat wie aus einem Traume heraus, „im Garten von Versailles, als ich dir meine Erfindung des Perpetuum-mobile auseinandersetzte?"

„Du warst immer ein erfinderischer Kopf! Dem Dinge fehlte damals nur das Eine Rad, das es überhaupt zum Laufen brachte."

„Fehlgeschossen! Das Ding ist da — Revolution heißt es! Wir wußten nur nicht, womit wir die Räder einschmieren sollten. Blut brauchen die Räder, um zu rollen! Ueber Frankreich, über Europa, durch die ganze Welt — ein unaufhörliches Rollen, kein Stillstand! Je höher das Blut steigt, um so schneller läuft das Perpetuum-mobile. Niemand vermag es auf längere Zeit aufzuhalten; hier und dort prallt es wol von einer stählernen Mauer zurück, nur um mit verstärkter Gewalt vorzustürzen und sie einzurennen. Alle Königthümer der Erde sind Kartenhäuser gegen diesen eisernen Sichelwagen! Aber Blut kostet es, Blut und Feuer, Dampf und Rauch! Dann aber ist die Kanonenkugel nicht schneller, noch die Pest... Ça ira! Ça ira! bis ans Ende der Welt!" In dem fahlen Schein des Lichts begann er wieder seine Sprünge durch das Gemach, bei denen die wollene Decke ihm nachschleppte — wie er selbst ausrief, als er bei dem Spiegel vorbeikam und einen Blick in dessen zersprungenes Glas warf: „gleich dem Schweif eines Löwen".

Hatte der Fremde bei den wunderlichen Reden Marat's, bei dem dumpfen Ton, mit dem er sie vortrug und in dem etwas von der Stimme eines Geisterbeschwörers klang, eine Anwandlung des Grauens nicht überwinden können, diese letzte Vergleichung der Decke mit dem Löwenschwanz gab ihm seine frühere Kaltblütigkeit wieder. Und in das laute Gelächter, in das er ausbrach, stimmte, als wäre nichts geschehen, auch der Volksfreund ein. Er nahm das gefüllte Glas in die Rechte, schwang es um seinen Kopf, daß die Weintropfen an die Erde fielen, und krächzte ein Straßenlied:

Gott der Liebe, Gott des Scherzes,
Sage, wo verbirgst du dich?
Statt mit Küssen schließt jetzt alles
Mit der Guillotine sich.

Auf einem Fuße stehend, drehte er sich noch einmal herum und wiederholte: „Mit der Guillotine sich. . ."

In diesem Augenblick wurde die Thür, die zu dem Vorderzimmer führte, stürmisch aufgerissen und David Bruneau zeigte sich auf der Schwelle. „Bürger Marat", sagte er mit dem ganzen Stolz eines Künstlers, „mein Werk ist vollendet, Sie werden es loben!"

„Werd' ich, du Narr?"

Durch die offene Thür strömte zugleich eine Fülle von Licht herein und inmitten dieses Glanzes wurde eine schlanke Frauengestalt sichtbar. Mit einiger Verwunderung schaute sie der Fremde an; das Ganze entwickelte sich mehr und mehr zu einer tollen Fastnachtsposse.

„Komm' nur näher, Simonne", winkte Marat mit dem Glase, das er noch immer in der Hand hielt, „ohne Furcht! Freunde haben keine Geheimnisse voreinander und der Bürger Lefranc ist mein bester Freund!"

„Bürger Lefranc... Habe die Ehre —" stotterte Bruneau, der den Mann aus der Postkutsche in dem „besten Freund" Marat's wiedererkannte.

Indeß war Simonne näher getreten, sicher im Gang, fast mit einem herausfordernden Blick. Ein blasses, längliches Gesicht, dem die Kunst David Bruneau's einen rosigen Farbenschimmer geliehen, die Züge stark und fest, mit vorspringenden Knochen — der Bürger Lefranc nannte sie heimlich bei sich eine Marktschönheit. Gewisse Furchen, die um ihren Mund lagen, mochten sowol Spuren des Elends und der Entbehrung als eines wilden und zerstörenden Lebensgenusses sein. Zwischen Noth und Orgien hin- und hergetrieben, schien sie ihr Dasein bald in Dachstuben oder Kellern und in hellerleuchteten Tanzsälen verbracht zu haben. Der funkelnde Blick ihrer großen, schillernden Augen überflog den Fremden —

„Mein Herr", sagte sie... Ganz ohne Anmuth war die Bewegung doch nicht, mit der sie ihn grüßte.

„Bürgerin, Vergebung, wenn wir Sie durch die etwas laute Freude des Wiedersehens bei dem wichtigsten Geschäft der Damen, bei Ihrer Toilette, gestört haben!"

„Höre nicht auf ihn, meine Freundin, er iſt noch ein halber Ariſtokrat!“ unterbrach ihn Marat.

Der Bürger Lefranc aber fuhr fort: „Es lebe die Republik! Allein ich müßte mich entſchieden gegen ſie erklären, wollte ſie uns verbieten, höflich gegen die Damen zu ſein! Nicht wahr, Bürger Bruneau?“

„Vollkommen einverſtanden!“ Die Ritterlichkeit war die ſchwache Seite des Friſeurs und er rieb ſich vor Vergnügen die Hände, daß endlich einer es wagte, dem „großen Volksfreund“ in dieſer Hinſicht die Wahrheit ins Geſicht zu ſagen.

„Wir ſtörten Sie — erlauben Sie uns dafür, Sie bewundern zu dürfen. Unſere Huldigung mache unſere Unart gut!“ Gewandt, wie es nur ein Edelmann thun konnte, erhob er ſein Glas: „Aufs Wohl der Schönen!“

„Kommt mit den ſüßen Redensarten zu Ende!“ fuhr Marat dazwiſchen. „Gib mir die Hand, Simonne! Bürger Lefranc, an einem ſchönen Tage, im Angeſicht der Sonne wurde ſie meine Gattin! Die Patrioten brauchen keine Könige und keine Prieſter!“

Dennoch ſchien Simonne von dieſer Aufrichtigkeit nicht angenehm berührt und auch der Fremde mochte kein Verlangen hegen, Marat's cyniſchen Späßen zuzuhören; er fragte: „Warum dieſer Putz, Bürgerin? Feiert die Stadt Paris ein republikaniſches Feſt? Ich bin erſt dieſen Mittag hier eingetroffen und kenne die Neuigkeiten der Stadt nicht.“

„Nein, Bürger, es gibt nichts Außerordentliches! Aber meine Schweſter, die ſeit einigen Wochen bei uns wohnt, hat noch nie einen Ball mitgemacht; heute Abend findet im Wirthshauſe «Zur Nation» Ball und Gartenfeſt ſtatt und Bürger Bruneau iſt ſo gütig geweſen, uns Billets zu verſchaffen! Er will uns begleiten!“

„Ein Mann zwei Damen, das geht nicht! Bürgerin, Sie geſtatten mir, Ihnen meinen Arm anzubieten; Bürger Bruneau wird Ihre Schweſter führen.“

„Allzu gütig, mein Herr! . . .“ Nicht beſſer als durch dies Wort „mein Herr“ konnte Simonne die befriedigte Eitelkeit ausdrücken, die ſie über den Antrag Lefranc's empfand.

„Wirſt du denn nie vernünftig werden?“ kreiſchte Marat, der ſich bei dem Gedanken, daß ſeine Geliebte am Arm eines Barons einherſchreiten würde, vor Lachen ausſchütten wollte. „Noch immer der alte Wirrkopf wie im Schloſſe. . .“

„Sachte! Vertrauſt du deine Gattin nicht meinem Schutz?“

„Dir noch eher als dem Hafenfuß Bruneau!“

„Oh!“ — Beleidigt zog ſich der Friſeur in das andere Gemach zurück.

„Gehen wir zu Fuß?“

„Nein, wir haben einen Wagen!“ — Simonne hob den Kopf ſtolzer empor — „In einer halben Stunde wird er hier ſein.“

„Setzt euch, ſetzt euch! Wir können noch ſo lange plaudern; nachher und die ganze Nacht werde ich doch allein ſein“, ſagte Marat mit einem leiſe verklingenden Seufzer. „Das war mein Geſchick von jeher: Einſamkeit! Mutter erhabener Gedanken nennen ſie die Dichter, aber aus ihrem ſchwarzen Schoſe ſteigen auch ſchreckliche Geſichte, ſchlangenhaarige; ſie ſchütteln die Fackeln, ſie fletſchen die Zähne. . .“

„Bürgerin, unſer Freund iſt ſchwarzſichtig und ſchwarzgallig! Er muß mehr ſpazieren gehen und weniger arbeiten, das iſt die beſte Arznei! An unſerer glorreichen Republik arbeiten ſo viele kluge Leute — er kann ſich ſchonen.“

„Täglich rede ich ſo, aber folgt er mir?“

„Arbeit iſt das Leben, Arbeit und Kampf! Was wäre eine Freiheit und ein Daſein, die wir nicht den tückiſchen Mächten abringen müßten? Nur die Frauen und die Ariſtokraten fordern beſtändig Vergnügen und Genuß! Ich bin da, das Volk aufzuklären und die Verräther zu entlarven!“

„Du haſt das Deinige gethan! Die Republik ſollte dir eine Leibrente geben und du dich damit zur Ruhe ſetzen! Da fällt mir ein, kennſt du vielleicht den jungen Marcel Lecomte?“

„Ich kenne ihn“, antwortete Simonne raſch; „ich legte ihm am 10. Auguſt den erſten Verband an; ein hübſcher, ein tapferer junger Mann!“

„Sie kennen ihn? Um ſo beſſer! Ich hatte ein Zuſammentreffen mit ihm im Garten «Zur Nation» verabredet. Wie wird er ſich freuen, ſeine Retterin wiederzuſehen! Aber der Volksfreund hält noch immer ſeine Kaſſandralippen geſchloſſen —“

„Es gefällt mir nicht, daß du mit ihm ein Stelldichein haſt! Das wirft einen Schatten auf den fleckenloſen Ruf des jungen Lecomte!“ murrte Marat.

„Du wirſt ihn darum nicht geringer ſchätzen, weil ich mit ihm verkehre! Uebrigens ſind wir keine Freunde. Politik iſt nicht mein Fach; ich

meinte, ob du ſonſt Gutes oder Böſes von ihm wüßteſt?"

„O mein Herr, von Marcel Lecomte wie von ſeinem Vater ſpricht die ganze Stadt nur Gutes!" Simonne konnte und wollte ihre Theilnahme für den „jungen Helden" nicht verbergen, aber Marat grollte: „Sein Vater iſt ein klugverſtellter, heimtückiſcher Ariſtokrat, der ſich die Miene eines trefflichen Bürgers gibt; er hat große Beſitzungen in der Normandie von den frühern Klöſtern gekauft; er iſt ein Wucherer. . ."

„So? In der Normandie! Warſt du einmal in dieſer Provinz?"

„Ja, vor acht Jahren. Arm und elend kam ich aus England zurück. Ich war Hauslehrer bei einem Lord geweſen und ſchimpflich davongejagt worden, weil ich die Wahrheit geſagt. Aus Mitleid nahm mich der Kapitän eines Kauffahrteiſchiffs, das nach Cherbourg ging, mit an Bord."

„Hm — Kamſt du vielleicht durch Caen?"

„Ich glaube nicht. Warum fragſt du?"

„Magnetiſche Anregungen. Du glaubſt ja an Mesmer und ſeine Erfindung. In den Klöſtern der Normandie ſoll viel Geld vergraben ſein, dort wie in der Bretagne. Die Aufſtändiſchen in der Vendée wiſſen darum, aber ich dächte, Bürgerin, gute Patrioten wie wir könnten dieſe Schätze beſſer gebrauchen."

„Freilich!" beſtätigte Simonne. „Das Brot wird täglich theurer und man lebt doch nicht allein von Brot und Waſſer."

„Geld und wieder Geld! Pfui darüber!" Marat ſpie auf den Boden. „Das Vergnügen entnervt den Körper und das Geld verdirbt die Seele der Männer. Die Spartaner hatten kein Geld."

„Dafür hätten die Spartaner auch nicht deinen «Volksfreund» gekauft, ſondern dich als Federfuchſer aus dem Lande gejagt."

„Sie glauben wirklich an vergrabene Schätze in — ich habe den Namen vergeſſen —" Ganz Ohr war Simonne bei dieſen Eröffnungen Lefranc's geworden.

„In Caen. Ein reiches Nonnenkloſter befand ſich dort, jetzt iſt es von der Gemeinde in Beſitz genommen worden. Aber es ſoll den Nonnen und ihren Freunden gelungen ſein, einen Theil ihrer Schätze, die ſie nicht über die Grenze retten konnten, in dem Hofe des Kloſters unter einer alten Linde zu vergraben. . ."

„Haſt du ihn gehoben?" höhnte Marat.

„Setze den Fall, ich hätt's!"

„Sie haben den Schatz!" rief Simonne in Aufregung. Ihre Augen ſprühten und ihre von David Bruneau kunſtvoll, nach dem Vorbild der Mediceiſchen Venus, in einen Knoten verſchlungenen Haare drohten in Unordnung zu gerathen. „Sie haben den Schatz!"

Bei dieſem Ausruf eilten auch der Friſeur und ein ſchüchternes, junges Mädchen, das ſich bisher wie verſteckt gehalten, in das Arbeitszimmer Marat's.

„Nichts da!" Und der Volksfreund ſprang auf den Stuhl. „Keinem von euch gehört der Schatz! Er iſt das Eigenthum des Volks, der Republik!"

„Auch gut! So möge ihn die Republik ſich holen!"

„Sehr gut, Bürger!" Bruneau klatſchte in die Hände vor Freude, daß die ſchnöde Bemerkung, die Marat kurz vorher über ihn gemacht, dem Uebermüthigen jetzt heimgezahlt wurde.

In dem Lärm der Stimmen hatten ſie alle das Heranrollen eines Wagens in der engen Straße überhört, als jetzt die Bürgerin Pain durch die offene Thür hereinrief: „Der Wagen! Der Wagen!"

Marat und die Seinen benutzten eine Carroſſe ſo ſelten, daß bei ſolch einer feierlichen Gelegenheit alle Hausgenoſſen in eine gewiſſe Aufregung geriethen; es fehlte nur noch, daß der Volksfreund ſelbſt die neue mit ſchwarzer Seide gefütterte Soutane angezogen, die er bei dem erſten Verhör Ludwig Capet's im Convent getragen.

Während nun Bruneau den beiden Schweſtern Mäntel und Tücher umgab — aus Vorſorge gegen die kalte Nachtluft, wenn ſie erhitzt vom Ball kämen —, raunte der Fremde Marat noch einmal zu: „Gehab' dich wohl und wahre dich!"

„Ich bin unverwundbar wie die Revolution!"

„Auch ſie hat ihre Achillesferſe — die Dictatur."

„Hätten wir nur einen ehrlichen, volksliebenden Staatsmann, ſie zu übernehmen!"

„Ueber Nacht wird er auferſtehen, ein glücklicher Soldat. . . Aber die Damen warten. Ihren Arm, Bürgerin! Sie führen das Fräulein, Bruneau! Eins, zwei, drei, vorwärts!"

„Gute Nacht, mein Freund!" winkte Simonne noch Marat zu.

„Gute Nacht! . . . Säßet ihr doch alle in der Hölle!" grollte der, und kaum hatte die Bürgerin Pain die Thür hinter ihnen geſchloſſen,

ſo warf er die Weinflaſche dagegen, daß die Scherben klirrend umherflogen.

Auf der Treppe hörten die Fortgehenden das Geräuſch und Lefranc ſchaute ſich befremdet um. Doch Simonne beſchwichtigte ihn: „Das iſt ſo Marat's Art! Der Doctor ſagt, es ſeien Anwandlungen der Tollheit.“

Und er war allein. . .

Vor Erſchöpfung war er in ſeinem Stuhl zuſammengeſunken; während ſein Kopf glühte, fühlte er ſeine Hände und Füße eiskalt werden. Er hüllte ſich dichter in ſeine Decke; die Dienerin mußte ihm Kiſſen reichen, damit er darin erwarme. Aber kein Laut der Klage entſchlüpfte ihm, etwas in ihm war von Erz. Im wirren Herentanz umſchwebten ihn Geſtalten, wirkliche und phantaſtiſche, wunderlich ineinandergemiſcht. Nicht wie der Dämon, er ſah aus wie der Kobold der Revolution, bluttriefend, das Meſſer wetzend und zugleich zum unauslöſchlichen Gelächter auffordernd. Von ſeiner frühern Stellung als Arzt, von ſeinem damaligen Hochmuth, für einen berühmten Phyſiker zu gelten, ſchrieb ſich der Zug des Markiſchreieriſchen her, der nicht von ihm weichen wollte. Auch auf der Rednerbühne des Convents, wo er einmal, als die Girondiſten eine Anklage gegen ihn erhoben, ein Piſtol hervorzog und erklärte, er würde ſich auf der Spitze des Bergs den Kopf zerſchmettern, wenn das Decret gegen ihn durchginge, blieb er der Wunderdoctor, der Zahnarzt, der auf den Jahrmärkten ſeine Bude aufſchlägt. Ein Kobold — aber mit Tigertatzen! In der erſten Zeit der Revolution glaubten nur wenige an das Daſein Marat's. Von der Polizei und der Nationalgarde verfolgt, lebte, ſchrieb, druckte er in unterirdiſchen Verſtecken, in Kellern, in den Gewölben des frühern Kloſters der Franciscaner. Das Volk von Paris liebte ihn; es berauſchte ſich, mordwüthig, wie es ſeit dem Sturm der Baſtille geworden, in der unermeßlichen Blutſündflut, deren Herannahen Marat in ſeinen Blättern weiſſagte. So, von den Vorſtädten zum Abgeordneten gewählt, erſchien er wie ein erdentſtiegener Gnom, ſchmuzig, ungewaſchen, mit borſtigem Haar, in dem Anzuge eines Sackträgers, plötzlich in der Verſammlung des Convents. Von jenem September bis zu dieſem Julitag war ſein Stern im Steigen geweſen. Danton mochte ein Mann der That, ein Held, Robespierre ein Redner und Philoſoph ſein: Marat drängte bei der Menge ſie beide in den Schatten. Die Verkörperung ihres Elends, ihrer Rachſucht, ihres Branntweinrauſches, daneben ihre dunkeln Hoffnungen, ihre Ahnungen, daß auch ſie ein Recht an dem Genuß des Lebens hätten, das Sinnbild ihrer Unterdrückung und ihrer Erhebung: das war ihnen Marat — ein betrunkener Gott in Lumpen.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Helena Schubart.

Ein deutſches Frauenleben. Von P. Glöckler.

V.

Der Sohn Ludwig hatte endlich ſeine Studien vollendet und hielt ſich längere Zeit auf dem Asperg bei ſeinem Vater auf, der ihn in preußiſche Dienſte zu bringen bemüht war. Und dieſes gelang ihm auch. So erfreut nun Helena hierüber iſt, ſo ſchwer nimmt ſie ſeinen nahen Abſchied. Zudem legt ſie ihm den Wunſch ans Herz, vor ſeiner Abreiſe noch in Geißlingen bei ſeinen Großältern einen Beſuch zu machen, die er wol in dieſer Welt nicht mehr ſehen werde; durch Aalen komme er ja auf ſeiner Reiſe. Nach einer herben Trennung (1787) entläßt ſie den Herzensſohn und heiße Thränen und Gebete begleiten ihn in ſein neues Vaterland. „O mein lieber Sohn“, ſchreibt ſie ihm, während er noch auf der Reiſe iſt, „vereinige Du nur ferner Dein Gebet mit uns und ſei verſichert, daß Dich Gott immer mächtig unterſtützen und mit Dir ſein wird.“ Sie ſchmachtet nach nähern Nachrichten über den Verlauf ſeiner Reiſe und wünſcht, daß er geſund bleibe. „Dein Julichen weint noch immer um Dich“, heißt es in einem andern Briefe, „und ich kann ihr's nicht verdenken, denn ſie verlor freilich durch Dich viel. Wir ſuchen Dich noch immer in Deinem Zimmer; aber wie einſam ſieht es aus! Doch wann es Dir nur wohl geht, ſo iſt unſer Wunſch erfüllt. Ich drücke Dich an mein Herz.“

Auch Julchen wird endlich verſorgt: ſie verehelicht ſich mit dem Hofmuſikus Kaufmann, und dadurch iſt auch dieſer Sorgenſtein dem Herzen der Mutter abgenommen. Für beide Kinder iſt ſie aber auch dann noch zärtlich beſorgt, als ſie ihr ehrliches Unterkommen gefunden hatten. Wie hätte ein Mutterherz wie dasjenige Helena's nicht lebenslang der Kinder voll Liebe gedenken, für ſie beten und ſorgen ſollen?

Noch nach einer andern Richtung lernen wir Helenen ſchätzen. Schon zum öftern haben wir

angeführt, wie ſie während der Gefangenſchaft Schubart's bei einem bewährten Freunde reichen Troſt und Hülfe fand in all ihrem Leid, in all ihrem Kummer. Und dieſer edle Mann war der liebenswürdige Dichter Miller in Ulm. Dieſes erhebende Verhältniß können wir nicht ohne Rührung betrachten.

Voll jugendlicher Friſche und Begeiſterung haben wir den Dichter in jenen Tagen kennen gelernt, da er mit Schubart in Ulm „in Gottes freier Natur ſchwärmte". Als aber Helena des Gatten beraubt war, da zeigt er ſich als der edeldenkende, hochherzige Freund und Verſorger der Verlaſſenen. „Er war es, der nach Schubart's Gefangennehmung deſſen „Chronik" fortſetzte und das Honorar für die Zeitſchrift Helenen übermachte; er war es, der auch ſpäter noch, als für die dringendſten Bedürfniſſe der Schubart'ſchen Familie anderweitig geſorgt war, der widerſtrebenden Freundin den Ertrag ſeiner Arbeit aufnöthigte; er war es, der niemals verſäumte, dem Nützlichen auch das Angenehme, der leiblichen Hülfe auch den gemüthlichen Troſt hinzuzufügen; er war es, der die Betrübte auch dann noch aufzuheitern wußte, als ſie in Trübſinn und Verzweiflung verſinken wollte; er war es, der durch ſeine Dichtungen, die er ihr treulich zuſandte, der Leidenden ſelige Stunden bereitete. War ſie doch von ſeinem „Burgheim" oft ſo hingeriſſen, daß ſie ein paarmal erſt über dieſe Dichtung ihr Herz ausleeren muß, ehe ſie auf ihren Mann zu reden kommt, daß ſie über den Fürbitten, die ſie für das fernere Schickſal der Perſonen des Romans bei dem Dichter einlegt, diejenigen einen Augenblick vergißt, welche ſie ſelbſt ſoeben wieder vergeblich bei dem Fürſten vorgebracht hatte. Und wie dankbar, wie demüthig ergeben iſt die unglückliche Frau dem engelgleichen Freunde! Wie ſucht ſie ihm echt weiblich im kleinen, aber doch thatſächlich ihre Erkenntlichkeit zu beweiſen!" Kaum findet ſie Worte, dem Guten ihren Dank auszuſprechen, als er ihr die erſte erkleckliche Spende durch den Verleger der „Chronik" zukommen läßt. „Was denken Sie? Wollen Sie alles umſonſt gethan haben?" ruft ſie ihm tiefbewegt zu. „Gott ſei der Vergelter! Ich war geſonnen, Ihnen wenigſtens den halben Theil wieder zurückzuſchicken, wenn ich nicht ſorgte, es würde Sie beleidigen." Und um nicht ganz unerkenntlich zu ſein, nimmt ſie ſich die Freiheit, dem freundlichen Spender mit einem „Wein-Preſend" aufzuwarten und wünſcht, daß es nach deſſen Geſchmack ſein möge und daß er den Wein in guter Geſundheit genieße. Zugleich fügt ſie bei, daß ſie ſich wohl denken könne, daß er bei ſeinen vielen Geſchäften des Chronikſchreibens müde ſein werde, weshalb ſie nicht wiſſe, was ſie dem Freunde in dieſer Beziehung ſagen ſolle; ſie ſtelle ihm alles anheim; wann er es morgen aufgeben wolle, ſo müſſe ſie doch ſagen, er habe mehr gethan, als ſie nur habe erwarten können. Und echt weiblich ſorgend, bittet ſie den Freund noch nachträglich, jenen Wein ein paar Tage im Keller liegen zu laſſen, ehe derſelbe „angeſtochen werde".

Ein anderes mal — am 29. Mai 1778 — ſendet Helena ihrem theuerſten Gönner und Freunde die erſten Kirſchen als ein Zeichen ihrer Liebe. Später folgt ein wenig Wein „mit der gehorſamſten Bitte, das Wenige nicht zu verſchmähen", und mit dem Wunſche, daß er dem Empfänger wohlſchmecken möge und daß der Geſundheit „unſers lieben Schubart dabei gedacht werde". Im Herbſt 1779 ſucht ſie Miller durch Trauben zu erfreuen. So iſt ſie bemüht, dem edelmüthigen Berather und Verſorger ihre Dankbarkeit und Verehrung auch mit der That zu beweiſen, und keine Gelegenheit läßt ſie entſchlüpfen, dem Drange ihres Herzens zu folgen. Als das größte Glück in ihrem Unglück erſcheint ihr dies Freundſchaftsverhältniß mit Miller. „Der Gedanke: Miller iſt dein Freund, iſt Wonne für mich", ruft ſie in einem Briefe an ihn begeiſtert aus. Sie nennt ihn ihren „göttlichen Freund", und in jedem ihrer Briefe fließt ſie von heißem Dank für ſeine Güte über. Alles, alles darf ſie ihm anvertrauen; über all ihre Anliegen erbittet ſie ſich ſeinen Rath. Einmal kommt Miller nach Stuttgart und beſucht ſelbſtverſtändlich auch die verlaſſene Helena. „O wie dank' ich dem lieben Gott", ſchreibt ſie ihm dann in ihrem erſten Briefe nach dem Beſuche, „der mich einen ſo edeln Mann finden ließ, dem ich mein ganzes Herz ſagen kann und darf. Eine dankbare Thräne verſiegele dieſen Brief."

Gewiß, Miller handelte an Helenen und ihren Kindern als „edler Mann". Was die „Chronik" abwarf, ſandte er gewöhnlich der Bedrückten; die Kinder erfreute er nicht ſelten mit ulmer Brot, Zuckerbrot und andern Geſchenken; und mit ſeinem „Burgheim" machte er Helenen manche freudige Stunde. Wahrhaft rührend iſt es, wie ſie ſich gegen ihn als Verfaſſer über dieſe ſeine Erzählung äußert. Ueber jede der auftretenden Perſonen ſpricht ſie ſich echt weiblich aus und tiefergriffen

trägt ſie Miller mehr als Eine Bitte über dieſelben vor. Mit Sehnſucht erwartet ſie das Fehlende, damit ſie doch endlich erfährt, wie es den guten Seelen ergeht. Und kommt dann ein neuer Band, ſo verſchließt ſie ſich in ihre Kammer und lieſt und — weint! — So erſcheint Helena auch in dieſer Richtung als ein Weib von tiefer Empfindung und feinem Gefühl. Doppelt glücklich iſt ſie aber auch deshalb, weil ſie weiß, daß noch viele gute Seelen ihrem Freunde die größte Achtung zollen. Das durfte ſie zu ihrer großen Freude erfahren, als Miller in Stuttgart anweſend geweſen war. Damals hätten ihn noch viele gute Menſchen gern geſehen. „Viele Thränen floſſen", ſchreibt ihm Helena ſpäter, „als ich ſagte, Sie wären ſchon wieder fort; ich wies ſie zur Geduld und ſagte, Sie hätten mir verſprochen, wann mein Mann los ſei, wiederzukommen und eine Zeit lang hier zu bleiben und alle zu beſuchen. Nun ſchrie alles: «Das wollen wir von Gott erbeten, daß es bald geſchieht!»" Wie fröhlich war Helena, den ihren Freund nennen zu dürfen, der überall ſo hochgeſchätzt war! Endlich dankt ſie dem Freunde auch dafür, daß er in ſeinem „Burgheim" am Ende alle Perſonen der Erzählung noch glücklich macht. Einen ganzen Bogen voll möchte ſie darüber ſchreiben; aber ſie fürchtet, ſeine Geduld zu misbrauchen, und „ich ſchweige demnach", ſchließt ſie einen Brief, „und empfinde mehr, als ich mit der Feder ausdrücken kann!"

Schubart war alſo frei — frei, nach einer mehr als zehnjährigen Gefangenſchaft. Und jetzt lebte Helena neu auf. Die Jahre des Sturmes waren vorüber, und wenn auch jetzt das Lebensſchifflein noch manchmal von Gefahren umdroht war, ſo wiegte es ſich doch meiſt auf glattem Spiegel dahin. Und die Gewißheit, Schubart zu beſitzen, hielt die Seele Helena's heiter, auch wenn ihr Körper kränkelte oder von anderm Ungemach heimgeſucht wurde.

Von dem Herzog, der von der Außenwelt nicht blos als ſein Peiniger, ſondern auch als ſein „gnädiger" Beſchützer angeſehen ſein wollte, wurde Schubart zum Hofdichter und Director des Schauſpiels ernannt, und wir ſehen ihn, ganz in ſeiner Art, dieſes Amt mit Feuereifer antreten, um es nur um ſo bälder mit Ueberdruß hängen und zuletzt ganz liegen zu laſſen. Sein Hauptgeſchäft wurde die „Chronik", die er ſechs Wochen nach ſeiner Freilaſſung aufs neue eröffnete; in kurzer Zeit fand dieſe Zeitſchrift auch ſolchen Anklang, daß ſie ihm eine erkleckliche Summe eintrug. Dadurch war für ſeine und Helena's äußere Exiſtenz hinlänglich geſorgt. Dem Herzog war er ſehr zugethan; er verſprach ihm ja, „väterlich" für ihn zu ſorgen, und dies Wort „hauchte allen Groll gegen ihn" aus ſeinem Herzen weg. Unter der treuen Pflege Helena's geht es ihm wohl; er findet endlich einmal Ruhe. Sein verwildertes, ſchwankendes Herz erwärmt ſich an der immer gleichen Frömmigkeit, Treue und Sitteneinfalt der liebenden Gattin.

Den Segen ſeines reichlichen Einkommens machte Schubart ſich vollauf zu Nutze. „Er gab Tractamente und nahm ſolche an, ließ Keller und Küche ſtattlich beſtellen und ſuchte der zahlreichen Innung der Bonvivants gleichſam zu zeigen, daß es ein Poet doch auch auf einen grünen Zweig bringen könne. Wer hätte ihm dieſen harmloſen Lebensgenuß nach einer ſo langen Sichtung nicht gönnen ſollen?" Mit innigem Behagen lebte er ein neues Leben. Hatte er auch den einen Tag mit einem durchreiſenden Fremden oder mit andern Geſellſchaftern getrunken, „daß die Haare dampften", ſo war es ihm am andern um ſo mehr Bedürfniß, an der Seite der — nach alter Sitte — ſpinnenden Hausfrau, umſpielt von den Enkeln, die ihm ſeine Tochter gebar, in brieflicher Mittheilung an den lieben Sohn in der Ferne ſich zu ergießen. In dem vollen Maße des hohen Werths ſeiner Helena wußte er jetzt die vielgeprüfte Gattin zu ſchätzen, und ein ſchönes geiſtiges Band verknüpfte ihn mit ſeinen beiden Kindern, deren lebenslängliche begeiſterte Anhänglichkeit an den Vater hier wiederum ein Zeugniß dafür ablegt, welch ein guter, liebegebender und liebeweckender Vater Schubart war. Mit beſonderer Rührung vernehmen wir aus den Briefen an ſeinen Sohn immer und immer wieder, wie er von der Mutter ſpricht. „Sie kränkelt, betet, ſingt, ſtrickt, gebeut der Magd", heißt es einmal, „fördert ihren bauchichten Mann ins Bett, trocknet ihn ſäuberlich ab, phantaſirt ſich zu ihrem Ludwig und läßt eine Maſche fallen, wenn ihr der launiſche Wolf ſagt, er ſei geſund."

Das ſonnenhelle Glück Helena's blieb aber auch jetzt nicht immer ungetrübt. Der Tod einer Freundin geht ihr ſo nahe, daß ſie ſelbſt krank wird. Noch tiefere Betrübniß verurſacht ihr der im November 1789 erfolgte Hingang ihres guten Vaters. Auch Schubart iſt über dieſen Todesfall erſchüttert. Bübler, der kerndeutſche Mann, der redliche Bürger, der treue Diener des Staats,

der beſte Ehemann, Vater und Freund, der Rathgeber und die Stütze ſeines Hauſes — wie ihn der Dichter in einem Briefe nennt — hatte ſich beſonders während der Gefangenſchaft ſeines Schwiegerſohnes voll Liebe und Fürſorge gegen dieſen gezeigt. Wie hätte er ihm nicht eine Thräne des Dankes nachweinen ſollen! Helena aber verlangt über die letzten Stunden des Todten die nächſten und umſtändlichſten Nachrichten, auch wie ſich ihre Mutter dabei gefaßt habe und welche Anſtalten zur künftigen Verſorgung derſelben getroffen worden ſeien. Und als ſich die trauernde Tochter über den herben Verluſt wieder etwas gefaßt hatte, ſo kommen andere Leiden und Kümmerniſſe über ſie. Beſonders beſorgt macht ſie die nach und nach eingetretene Unthätigkeit ihres Mannes. So ſchreibt ſie ihrem Sohne Ludwig im Auguſt 1790 unter anderm: „Dein Vater iſt jetzt ſo unthätig, daß es ihm oft ſchwer fällt, ſeinen Namen zu unterzeichnen. Aus dieſem entſtehen tauſend Fehler, da ſein lebhafter Geiſt doch beſchäftigt ſein will. Zwar liefert er ſeine „Chronik“ — um leben zu können; und dies koſtet ihm wöchentlich zwei halbe Tage. Dies iſt aber auch alles, was er thut; denn ſein Amt hat er ganz abgeſchüttelt. Unter Zwang und Drang macht er noch die Prologen auf die Durchlauchtigen Namens- und Geburtstage, ſonſt kommt er das ganze Jahr nicht ins Opernhaus. Er beantwortet oft die wichtigſten Briefe nicht, was ihm ſehr nachtheilig iſt; auch verſpricht er bald dieſem, bald jenem viel und hält nichts; entweder iſt er hypochondriſch und bildet ſich ein, er wäre krank, oder will er den großen Mann machen und Vergnügen haben, die geldfreſſend ſind, oft dazu mit Leuten, die ihm nicht anſtehen. Das meiſte kommt leider von ſeiner Erziehung her und vom Asperg.“

Nicht umſonſt klagte die Gute über dieſe immer mehr zunehmende Unthätigkeit des Gatten, nicht umſonſt wandte ſie alle Mittel an, um ihn zur Arbeit und Bewegung zu treiben. Sie wußte ja zu gut, daß er nur durch Arbeiten von ſeinen ſonſtigen Einbildungen und Träumereien könnte weggezogen werden. Während ſie ihn in frühern Tagen nicht hatte zu Hauſe halten können, übernahm Helena nunmehr die umgekehrte Pflicht, ihn ſo viel als möglich in Geſellſchaft zu treiben. Düſtere Todesahnungen hatten ſich ſeiner bemächtigt, und indem er ihnen nachhing, beſchleunigte er ihre Erfüllung. Freilich war auch der Uebergang von ſeiner Lebensweiſe als Arreſtant zu derjenigen nach ſeiner Gefangenſchaft ein zu jäher und für ſeine Geſundheit zu nachtheiliger. Von der magern Gefängnißkoſt zu leckern Gaſtereien war ein zu greller Abſprung. Und wenn wir bedenken, daß er Ein Jahr lang in einem dumpfen Loch auf faulem Stroh, ein zweites zwar in einem beſſern Lokal, aber ohne Bewegung in freier Luft, zwei weitere Jahre mit ſehr eingeſchränkter Bewegungsfreiheit, und dann noch ſechs fernere Jahre zwar mit Feſtungsfreiheit, aber immer noch als Gefangener verleben mußte; wenn wir ſein Seelenleiden — Einſamkeit, vergebliche Sehnſucht nach Freiheit und den Seinigen, Anwandlungen von Zorn, Lebensüberdruß, Verzweiflung während ſeiner langen Gefangenſchaft — ins Auge faſſen: können wir uns dann noch wundern, daß er nur etwas über vier Jahre der neugewonnenen Freiheit ſich erfreuen durfte? Solche Schläge hätten auch den ſtärkſten Organismus tief erſchüttern, ein auf die längſte Dauer angelegtes Leben verkürzen müſſen! Nur häufige und anſtrengende Bewegung wäre vielleicht im Stande geweſen, das Uebermaß von Genuß nach ſeinen asperger Tagen unſchädlich zu machen; aber ſeine Luſt zur Bewegung nahm in demſelben Verhältniß ab, in dem ſeine Körpermaſſe zunahm.

Gegen den Herbſt des Jahres 1791 befiel ihn ein Schleimfieber; ſchon war er beinahe wieder geneſen, als ihn ein Rückfall aufs neue niederwarf und die Aerzte ihn verloren gaben. Sein Sohn Ludwig eilte herbei, um ihn mit der Mutter zu pflegen. Allein er ſtarb am Morgen des 10. October 1791 in einem Alter von 52½ Jahren und wurde zwei Tage darauf auf dem ſogenannten Hoppelaukirchhofe in Stuttgart beerdigt.

Wie ſchmerzlich dieſer unerwartet frühe Tod die treue Gattin traf, die ihres langverlorenen Gatten eben erſt wieder froh geworden war, ſpricht ſie ſelber gegen ihren längſtbewährten Freund Miller aus, der ſie theilnahmsvoll über das Scheiden ihres Mannes zu tröſten ſuchte und ihr auch jetzt wieder als ein liebender Engel zur Seite ſtand. „Noch immer blutet mein Herz“, ſchreibt ſie ihm am 4. März 1792. „Ach, lieber Freund, härter gibt es nichts hienieden, als ein ſolches Band zerriſſen zu ſehen. Sie wiſſen, was ich mit meinem lieben ſeligen Mann durchgemacht habe, und nun wollte ich gern alles vergeſſen, da ich ſagen konnte, ich habe meinen verlorenen Groſchen wiedergefunden; denn wir lebten für dies Leben wirklich glücklich und vergnügt; aber wie kurz! Kaum konnte ich mich freuen, ſo entriß ihn mir der Tod in den beſten Jahren ſeines

Lebens. Sie haben freilich recht, mein Lieber, da Sie ſagen: ihm iſt nun wohl! Ja, ewig wohl, deß ich ganz überzeugt bin; denn ſeine Krankheit war eine wahre Chriſtenſchule, voll Geduld und Vertrauen auf Gott. Sein letzter Seufzer war: «Ja, ich komme, Herr Jeſu, ich komme!» Und ſo ſchlief er ſanft und ſelig ein. Aber ich elender Wurm muß nun kämpfen, daß ich faſt vergehe; denn die Folgen einer ſolchen Trennung ſind ſchrecklich, beſonders wenn man ſo mit einem ſiechen Körper zu kämpfen hat wie ich; denn ſeit dem Tode meines ſeligen Freundes hatte ich noch keine geſunde Stunde; doch ſcheint es ſeit wenigen Tagen etwas beſſer zu werden. Herr, dein Wille geſcheh' auch an mir! Das iſt mein täglicher Seufzer. Soll ich länger leben, ſo bitte ich nur um Geſundheit, weil der Tod weit beſſer iſt als ein ſieches Leben. Wenn mir mein ſeliger Freund nichts zurückgelaſſen hätte, als ſeine Standhaftigkeit im Chriſtenthum und ſo manche gute Lehre, die ihm Gott lohne, ſo hätte ich Urſache genug, ihm zu danken. Und ſeine Liebe! Ach, dieſe war ohne Grenzen! Er ſagte mir auch noch: «Liebe ſtirbt nicht, das bleibt dir in Ewigkeit.» Ihm will ich folgen und Gott ſtille halten, es gehe mir auch, wie es wolle. Habe ich doch zu meinem Troſte meine zwei Kinder, die mir Freude machen, auch noch ſo manchen guten Freund, worunter ich vorzüglich Sie zähle. Alſo faſſe dich, mein Herz, ſuche Troſt in Gott und freue dich mit den Seinigen!" Auf ſeinem Sterbebette aber rief ſie dem Scheidenden ſchluchzend zu: „Du warſt Liebe, ganz Liebe. Gott lohne ſie dir in der Ewigkeit."

Durch die Verbindung mit Schubart waren alle Anlagen und Kräfte des Geiſtes und Herzens Helena's gleichſam mit Gewalt hervorgetrieben worden. Allmählich lernte ſie auch den ſchweren, wildfreien Charakter ihres Mannes ſo ganz kennen und zähmen, daß ſie alles aus ihm herauszubringen, immer allein den rechten Zeitpunkt zu treffen und ihn unvermerkt an Zielpunkte zu führen wußte, die ihn ſelbſt überraſchten und ihm eine Lobrede ihres ſo oft verſchmähten Verſtandes abnöthigten. Ohne ſie und ihre kluge Haushaltung wäre er mehr als einmal in die äußerſte Verlegenheit gerathen, und er hätte wahrſcheinlich den Knoten nur durch einen Streich der Verzweiflung gelöſt. Ein ſolches Weib verdiente allerdings die ausdauerndſte Liebe und die thätigſte Dankbarkeit.

Noch über ein Vierteljahrhundert verlebte die ſchwächliche Frau in einſamem Witwenſtande. Und wie kümmerlich war ihr Leben! Schubart hatte ihr nichts hinterlaſſen. Zwar hatte er in die hanauer Witwenkaſſe ſo viel eingelegt, daß ſie alljährlich bis zu ihrem Tode hätte 200 Francs erhalten ſollen; allein „er ſtarb nach dem Plane um etliche Wochen zu früh", weshalb ſie keinen Kreuzer zu erwarten hatte. Auch meinte der Kranke in ſeinen letzten Tagen noch, der Herzog werde für ſein Weib ſorgen, Gott werde es ihm ins Herz geben, was er ihm und ihr ſchuldig ſei; aber der Herzog und ſeine Nachfolger hatten ſie bald aus ihrem Gedächtniß verloren. Dennoch war ſie ruhig dabei, weil ſie glaubte, Gott wolle ihr dadurch zeigen, daß ſie ſich ganz allein auf ihn verlaſſen ſolle. Die „Chronik", von ihrem Sohne Ludwig und einem andern Gelehrten, Stäudlin, fortgeſetzt, war zwar anfangs noch eine wiewol ſpärlich rinnende Nahrungsquelle für die Familie; aber ſchon mit Schubart's Tode ſank die Zahl der Abnehmer derſelben, und nach zweijährigem Fortbeſtand hatte ſie eingehen müſſen. So hörte auch dieſer Born zu fließen auf. Ihr einziger Sohn Ludwig trat aus ſeinem preußiſchen Dienſtverhältniß, anfänglich mit einer kleinen Penſion, die aber ſchon im Jahre 1806 ins Stocken gerieth, und noch vor Ablauf deſſelben Jahres raffte ihn ein früher Tod unvermählt und ohne Nachkommen hinweg. So war Helenen auch dieſe Stütze von der Seite geriſſen. Zehn Jahre nach dem Vater war auch ihre Tochter Julie geſtorben. Wo konnte die Einſame fürder noch Hülfe ſuchen? Wen hatte ſie zu ihrem Troſte noch auf der weiten Welt? Ja, ſie hat recht, wenn ſie ausruft: „Ich bin zum Leiden gemacht!"

Im Herbſt 1810 zog die alte Dulderin nach Tübingen, unerachtet ſie ſchon 19 Jahre „blos als Koſtgängerin" in Stuttgart lebte — es war für ſie in dieſer Stadt zu theuer! Mit der einzig übrigen Enkeltochter lebte Helena in einem fremden Hauſe der Univerſitätsſtadt: eine Frau Conſulent Kloz, eine reiche Witwe, nahm ſie auf. In klöſterlicher Stille und völliger Zurückgezogenheit floſſen ihre Tage hin, umdüſtert von den Sorgen um das tägliche Auskommen. Und dennoch ſank niemals ihr Gottvertrauen, trotzdem blieb wechſellos ihr wahrhaft chriſtlicher Sinn!

Auch ihre Enkeltochter verheirathete ſich im Jahre 1817 und folgte ihrem Manne, dem Profeſſor Kern, der am Seminar in Blaubeuren angeſtellt worden war, als Gattin dahin, wo damals der Mann noch lebte, der vierzig Jahre

früher ihren Großvater ins Verderben gelockt hatte, und wo sie von ihrer Wohnung aus in die Fenster des Hauses sah, in welchem er gefangen genommen worden war. Sie starb frühzeitig in Tübingen, wohin ihr Gatte befördert worden war, der — ein geliebter und unvergeßlicher Lehrer — nur zu bald der Gattin im Tode nachfolgte. Ein Sohn und zwei Töchter aus dieser Ehe sind die einzigen Nachkommen Schubart's, nachdem der Mannesstamm schon mit dessen Sohne Ludwig erloschen war.

Nach der Verehelichung ihrer Enkelin zog Helena wieder nach Stuttgart, wo sie, gänzlich vereinsamt und der Welt unbekannt, noch zwei Jahre lebte. Nie kam eine Klage über ihre Lippen, obgleich der Kelch des Leidens ihr voll eingeschenkt war. Sie hatte ja längst gelernt, ihren Trost und ihre Hülfe bei dem zu suchen, der sich der Verlassenen allein annimmt, der die Vergessenen niemals vergißt. Auch sie ward nicht vergessen; der Vater der Witwen und Waisen, der die Vielgeprüfte und Schwerbedrängte so lange geläutert hatte und ihre Seele ganz zu sich gezogen, nahm sie endlich auch auf in die Wohnungen des Friedens. Im sogenannten Pfleghause, einem Hospital für kranke Hofdiener, schloß sie am 25. Januar 1819, sechsundsiebzigjährig, ihr kummervolles Dasein.

Groß und bewunderungswürdig steht sie vor uns, die leidende, entsagende, pflichttreue, liebende Helena. Wir beugen uns vor ihr aufs neue voll Verehrung und Rührung; wir beugen uns vor der Reinheit und Tiefe, vor der Aufopferungsfreudigkeit und Erhabenheit dieser weiblichen Natur! Spielend, als ob es nicht anders sein könnte, verrichtet sie die schwersten Pflichten. Mit der Glut der reinsten Liebe umfaßt sie die Seelen, die ihr angehören! Mit scharfem Blick ordnet sie alles zum Besten! Alles Ungemach, und wäre es auch noch so schwer, vergißt sie, wenn nur einmal der Stern der Freude ihr scheint. Und ihren einzigen Anker hat sie in Gott! Im reinsten Glanze strahlt ihre ungeheuchelte Frömmigkeit! Ein edles, liebewarmes Herz wahrt sie sich bis zu ihrem letzten Hauche. Fürwahr, ein Weib, das eine herrliche Perle bildet in dem reichen Kranze schöner weiblicher Seelen! Ehre sei ihrem Andenken, Friede und Seligkeit ihrem Geiste!

Die Rose in der Dichtung und im Leben.

Ein Beitrag zur Aesthetik der Pflanzenwelt.
Von J. E. Födisch.

I.

Königin von allen Blumen
Ist die Rose!
(Griechisches Hochzeitslied.)

Die sinnige Auffassung der Rosenblüte und des Rosenlebens in der Poesie des Morgen- wie des Abendlandes, dann die Beliebtheit, deren sich diese Blume allenthalben, sei es als Zierpflanze in den Augen des Blumenfreundes, sei es als Symbol des Lenzes und der Liebe, namentlich bei der Frauenwelt, erfreut, dürften folgenden Versuch einer Zusammenstellung dichterischer Ideen, die Orient und Occident, Nord und Süd an die Rose knüpfen, rechtfertigen.

Es ist die hundertblätterige Rose (Rosa centifolia), von deren Ruhm hier Weiteres gesprochen werden soll. Die Heimat derselben hat man im westlichen Asien, in den sonnigen Thälern Persiens, Kurdistans, Armeniens zu suchen, wo sie stellenweise in großer Anzahl wild angetroffen wird. Von dort kam sie nach Griechenland, später nach Italien; in Deutschland wurde sie erst im 17. Jahrhundert mehr verbreitet, heute fehlt sie fast in keinem Hausgärtchen der deutschen Dörfer. Keine andere Blume kann sich einer so allgemeinen und beständigen Anerkennung rühmen, wie sie der Rose, aber auch mit vollem Recht, schon seit mehr als zwei Jahrtausenden zutheil geworden ist. Denn zwei Sinne finden durch die Rose nicht blos Anregung, sondern auch befriedigte Erquickung. Farbe und Gestalt wirken auf das Auge. „Der klare, durch nichts getrübte, mildleuchtende Purpur kommt in der ganzen Pflanzenwelt nur an der Rose, und zwar in vollkommenster Weise nur an der Centifolie vor", sagt Th. Bratranek („Aesthetik der Pflanzenwelt"). Der Purpur aber ist sowol die Farbe des Siegs und des Königthums als auch der glücklichen Liebe. So wird die Rose einerseits schon durch die Reinheit und Vollkommenheit ihrer Farbe auf den Thron der Blumenwelt erhoben; andererseits hat dies „mildleuchtende Roth" sowie die Rose selbst seinen Ursprung von den Göttern, und zwar von den allbezwingenden Göttern der Schönheit und der Liebe, Venus und Amor. Denn nach dem Liede Anakreon's entsproß die Rose aus dem Schaum, der an Aphrodite's Gliedern hing, da sie dem Meere entstieg, und weiß wie der Schaum des Meeres war die Farbe dieser ersten Rose.

Doch als die Göttin ſpäter dem geliebten vom Eber verwundeten Adonis zu Hülfe eilte, ritzte der Dorn des Roſenbuſches ihren Fuß, und das Blut der Liebesgöttin benetzte die weißen Roſen, die von da an im zarten Roth prangen. Spätere lateiniſche Dichter laſſen die Roſe den warmen Küſſen entſpringen, womit Venus den Adonis beglückte. Nach andern wieder war Amor der unfreiwillige Schöpfer der rothen Roſe. Beim Göttermahl nämlich ſtieß der kleine Liebesgott eine mit Nektar gefüllte Schale um; der Trank der Himmliſchen ergoß ſich über die weißen, duftloſen Roſen des Olymps, deren Kelch ſich alsbald mit zartem Roth und bezaubernden Düften füllte. Herder ſtellt in den „Paramythien" die Roſe als eine Schöpfung der Grazien Thalia und Euphroſyne dar; dieſe „webten mit ſchweſterlicher Hand die Blume der Liebe und Freude, die jungfräuliche Roſe". Und dieſelbe Roſe, die freilich im Nordweſten Europas erſt gegen Ende des Frühlings zur Blüte kommt, ſodaß der tiefſinnige deutſche Dichter in vollſter Wahrheit ſingen konnte:

Lächelnd ſtirbt der Lenz dahin,
Sein Herzblut ſtill verſtrömend, ſeine Roſen (Lenau) —

iſt für den Orientalen wahrhaft Königin; denn mit ihrem Erſcheinen iſt der Winter vollſtändig beſiegt, hat der Lenz ſeine luſtige Herrſchaft begonnen:

Den Winter abzuſetzen, hat der Frühling
Das Machtdiplom geſiegelt mit den Roſen. (Kjatibi.)

An der Roſe hat die Natur ferner die edelſte, ſchönſte Blütenform enthüllt, das Rund des Kreiſes, das aber hier nicht, wie bei tauſend andern Blumen, leer, unerquicklich und zerſetzt um ein Centrum flattert, ſondern, die vollſte Ueppigkeit entfaltend, dennoch dieſe reiche Anmuthsfülle feſt und gedrungen zuſammenhält

Die Schönheit in ſich ſelbſt beſchrieben
Hat einen Kreis —

und genau nach dieſer Regel ſchließen ſich die runden rothen Blütenblätter um den Mittelpunkt der Blume, eine Halbkugel bildend, die heiter aus dem Grün der Zweige lacht:

Ein Thron iſt's aus Smaragden,
Auf dem die Roſe ſitzt. (Saadi.)

Die Knoſpe zeigt die Form des Kegels; ſie gilt im Orient häufig als Symbol der aufwärts ſtrebenden Flamme der Liebe, Verehrung und Andacht; in der geſchloſſenen, in ſich zurückgezogenen Knoſpe ſchlummern zarte Geheimniſſe; man vergleicht ſie ſo gern dem ſchüchtern keuſchen Weſen der Jungfrau, in dem träumende Sehnſucht und Ahnung webt, bis das Herz ſich erſchließt im Gefühl der Liebe und das verſchämte Roth der Wange, das Roſenblatt, mit der Tiefe des Gefühls, dem Duft der Blume ſich paart. Denn „Düfte ſind die Gefühle der Blumen", meint Heinrich Heine, und im Duft „ſchlummert die Liebesluſt und Seele des Pflanzenlebens" (Schelver).

So hat die Hand des Schöpfers Form, Duft und Farbe vereint, um in der Roſe das Meiſterwerk der Blumenwelt zu bilden. Gern vergleicht darum der Dichter die Roſe mit der Königin der Geſtirne, der allerleuchtenden Sonne:

Die Sonn' iſt eine gold'ne Roſ' im Blau,
Die Roſ' iſt eine rothe Sonn' im Grünen. (Rückert.)

Der myſtiſche Geiſt des Orients verſenkt ſich aber noch tiefer in die Betrachtung der Roſe, und ſein Auge dann vom Irdiſchen erhebend zum unendlichen Raume, ſchaut er in ihrer Schönheit die Herrlichkeit des Weltalls enthüllt:

Gott ſchuf das Roſenbeet des Weltalls mit Prangen,
Und hat's im Blumenkelch des Raumes aufgehangen;
Hervor aus dieſem Blumenbeete glühten
An jedem Zweige and're Blumen und Blüten. (Dſchami.)

So nennt der Dichter ferner die Welt gern „Roſenbeet der Erkenntniß", aber auch wieder ob der unerforſchlichen Mannichfaltigkeit und Entfaltung ihrer Kräfte „Roſenbeet des Geheimniſſes", bis Hafis, die höchſte Stufe der Naturanſchauung erklimmend, in der Roſenblüte die Selbſtoffenbarung der Gottheit ſieht, indem er den blühenden Roſenſtrauch mit jenem brennenden Dornbuſch Moſis vergleicht, aus dem

Lind und lieblich
Spricht zu dir der Herr, der große.

II.

Der Nachtigall leg' hundert Sträuße vor,
Umſonſt — ſie ſehnt nach Roſenduft ſich nur!
(Dſchami.)

Das eigentliche Vaterland der Roſendichtung iſt die perſiſche Literatur. W. Ouſely, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der perſiſchen Poeſie, vergleicht dieſelbe in ihrer Geſammtheit mit einem reichen Roſengarten, worin Tag und Nacht die Liebesklage der Nachtigall ertönt. Die Roſe iſt die Lieblingsblume des Perſers, insbeſondere des perſiſchen Dichters. Allenthalben in Perſien iſt es Sitte, die erſte erblühende Roſe, aber auch die letzte, die mit dem Scheiden des Frühlings welkt, zu ſuchen und zu pflücken. Die Roſe verdankt dort dieſe Verehrung außer ihrer bereits

gewürdigten duftigen Form und Farbe ihrem Auftreten im Wechsel der Jahreszeiten. Perſien beſitzt weder die üppige Pracht tropiſcher Palmen- und Urwaldgeſtalten wie Indien, noch das melancholiſche Dunkel nordiſcher Fichten- und Tannenwälder. Die Sommer ſind infolge der weit vorgeſchrittenen Entwaldung des Landes glühend heiß, die Winter kalt und trocken. Nur in den Monaten Mitte Januar bis Mitte März tränken wärmere Regengüſſe den ausgedörrten Boden und nun verwandeln ſich die Thäler der Hochebene raſch in einen Zaubergarten voll Blütenreichthum im reichſten Farbenſchmuck. Dieſes Erwachen des Frühlings ſchildert Farruchi:

Die Fluren kleidet blauer Blumenſchleier,
Die Berge ſiebenfarb'ger Seidenſtoff;
Die Erde haucht den Duft der Moſchusblaſen,
Die Weiden tragen Papagai'n wie Blätter.
Es kam um Mitternacht des Frühlings Wehen:
Willkommen, Nordwind! Heil euch, Frühlingsdüfte!
Du meinſt, der Wind trägt Moſchus in den Aermeln,
Und Spiele liegen in des Gartens Armen.

In der Gegend von Schiras, der Heimat des bedeutendſten lyriſchen Dichters Perſiens, des Hafis, entfaltet ſich die Lenzespracht beſonders reich. Aeltere und neuere Reiſende können die Reize der ſchiraſer Thäler nicht genug preiſen. „Wahrlich", ſagt der Engländer Mandelslo, „hätte Mohammed die Annehmlichkeiten von Schiras gekoſtet, er hätte Gott gebeten, dort ewig leben zu dürfen"; und ein anderer, Thomas Herbert, iſt überzeugt, daß die Gegend von Schiras die Ideen von Tibull's Elyſium verwirkliche, jener himmliſchen Stätte, „wo bei ſüßem Vogelſang tanzende Chöre ſich wiegen über duftenden Roſenmatten". Iſt der Lenz in dieſe Thäler gekommen, dann „ſpielt um Tulpen der Widerſchein des Feuers; die Wieſen gleichen bunten Blumenmärkten und die ſchlanke Cypreſſe ſchwankt im Morgenwind im Garten, violett von Veilchen". Endlich beſteigt die Roſe, die Blumenkönigin, ihren Smaragdenthron, und nun hat der Lenz ſeine Herrſchaft befeſtigt, nun erſt pulſirt der volle Reichthum orientaliſcher Lebensüppigkeit.

Auch dem Griechen gilt die Roſe als Lenzesblume.

Siehe, wie die Charitinnen,
Nun der Frühling wiederkehrt,
Ganz mit Roſen ſich bedecken! (Anakreon.)

Der Hore des Frühlings gab die bildende Kunſt eine Roſe in die Hand, und an die Roſe denkt der Frühling als an ſeine Offenbarung. Nicht minder erkennt der Südſlawe in der Roſenzeit die Zeit des Lenzes und der Liebe:

Winter vorbei; Lenz iſt gekommen!
Vögelein ſingen;
Herzchen, mein Liebchen,
Blühen die Roſen,
Liebet ſich alles! (Serbiſches Volkslied.)

Im Norden dagegen bezeichnet die Zeit der Roſenblüte ſchon mehr den Ausgang des Frühlings oder den Anfang des Sommers, aber freilich damit die in höhern Breitegraden angenehmſte Jahresperiode. Als Sommerblume geradezu faßt ſie der Amerikaner Street:

Das Veilchen weckte, Lenz, dein Gruß,
Roth wuchs die Roſe in die Höh';
Der Mais gelbt in des Herbſtes Kuß,
Der Winter brachte Schnee. („Der Anſiedler im Weſten.")

Auch in Amerika iſt nun die Roſe heimiſch geworden; allenthalben ſieht man in den Anſiedelungen vor den Fenſtern blühende Roſen, aber auch vor den Hütten der Indianer fehlen ſie ſelten. (Vogel, „Landſchaftsbilder".)

An den Fürſtenhöfen des Orients verweilen ſtets Dichter, deren Aufgabe und Pflicht es iſt, den Ruhm des Sultans oder Schahs in wohllautenden Kaſſiden und Ghaſelen, freilich nicht ſelten in ſtark hyperboliſchen Bildern und Worten, ertönen zu laſſen. Es ſind dies die echten Hofpoeten des Orients. Auch in der königlichen Hofhaltung der Roſe fehlt der Hofpoet nicht; das iſt die perſiſche Nachtigall, der Sproſſer. Melodiſch erklingt das Lied der Nachtigall durch die laue, würzige Frühlingsnacht; es gilt der Königin des Blumenbeets, der Roſe. „Wo Roſen entblühen, koſen auch Nachtigallen, welche nie aufhören, unter tauſend wechſelnden Formen des Wohllauts der Roſe ihre Liebe zu erklären, während dieſe, unbekümmert darüber, ſich nur des Lebens freut, ohne ſich die melancholiſchen Klagen der Nachtigall ſehr zu Herzen zu nehmen." (Hammer.) Nur im Duft, der dem Roſenkelch, freilich unbewußt, entſtrömt, findet der Sproſſer Anerkennung ſeiner Liebe; Düfte ſind ja die Gefühle der Blumen:

Höret, o höret das Geheimniß der Roſen,
Wie ſtatt mit Worten mit Düften ſie koſen!

Doch gerade die Unempfindlichkeit der Geliebten wird für den liebenden Sproſſer zum nie verſiegenden Quell der zärtlichſten Klagelieder; und ſo blüht die Roſe und ſingt der Sproſſer, bis jene welkt und dieſer verſtummt, — freilich

nur in der Natur; denn der Preis der Roſe und das Lied des Sproſſers klingt ja aus tauſend und tauſend Diſtichen Hafis', Saadi's und Dſchelaleddin's, und wie die Großmeiſter des perſiſchen Liedes alle heißen, wider. In den Vogelgeſprächen („Mantikel-tair") ſagt der Sproſſer ſelbſt über ſeine Liebe zur Roſe:

In ihre Liebe ganz verſenkt,
Gedenk' ich meines Daſeins nicht;
Ich denke nur der Roſe Liebe,
Begehre mir nichts als die Roſe.
Sie blühet hundertblätt'rig mir,
Wie ſoll mein Leben mir nicht blühen?
Die Roſe blüht mir nach Verlangen
Und lächelt mir mit ſüßer Luſt;
Wenn ſie mir unterm Flore lacht,
Auf meiner Stirn die Luſt erwacht.
Was wär mir' eine einz'ge Nacht,
Von der Geliebten fern durchwacht?
(Feridedin-Attar.)

In der perſiſchen Sprache heißt die Roſe gul, die Nachtigall bulbul. Wie alſo durch ihr gleichzeitiges Auftreten im Frühling, ſo ſind Roſe und Nachtigall auch durch den Reim eng aneinander gebunden in einer Poeſie, die, wie die perſiſche, einen großen Werth auf den Reim legt. Von Perſien aus hat ſich die Liebesgeſchichte der Roſe und der Nachtigall durch den ganzen Orient verbreitet; ſie ſpielt in den Frühlingsliedern der Syrer, Araber und Türken eine große Rolle. Der türkiſche Dichter Faſli (geſtorben 1562) hat die reizende Mythe ſogar in dritthalbtauſend Diſtichen zu einem förmlichen Roman voll Intrigue und Unglück ausgeſponnen, bis die Vereinigung der Liebenden endlich doch erfolgt. Tout comme chez nous! Im Vorbeigehen mag übrigens noch bemerkt werden, daß dem Türken die Roſe als heilige Blume, als Blume des Propheten gilt. Denn nach türkiſcher Sage entſtand die Roſe aus den Schweißtropfen des Propheten; darum wird jeder Türke ſich hüten, eine Roſe oder auch nur ein Roſenblatt mit Füßen zu treten.

Auch bei den Dichtern des Abendlandes finden ſich nicht ſelten Anklänge an jene perſiſche Mythe; bekannt ſind die reizenden Verſe Geibel's:

Die Liebe ſaß als Nachtigall
Im Roſenbuſch und ſang.

III.

Blühen die Roſen,
Liebet ſich alles!
(Serbiſches Volkslied.)

Wie Roſenblühen und Nachtigallenſang den Frühling in die Natur, ſo führt die Liebe den Lenz ins Menſchenleben. Eins wie das andere iſt ein Ausſtrömen innern Weſens und innerer Schönheit einer Lebensperiode, die dort in Duft und Lied, hier in einem Strom ſeliger Gefühle und ſehnſuchtsvoller Wünſche ſich offenbart. Die Dichter nennen die Nachtigall die Sängerin und die Roſe die Blume der Liebe; denn wo Liebe weilt, darf auch die Roſe nicht fehlen; und wie die Blume dem Lenz erſt Glanz und Pracht verleiht, ſo verklärt und erhellt Liebe auch das Leben.

Wählſt du das Reich der Liebe dir zum Ziel,
Das ganze All voll Roſenauen ſchaueſt du.
(Seid Ispahani.)

Roſenmund, Roſenpüppchen — koſt der Dichter, der Liebende in Oſt und Weſt; ein Roſenbuch iſt dem Orientalen das Antlitz der Geliebten, ein Roſenblatt ihre Wange, ihr ganzes Weſen eine Schönheitsroſe; und das deutſche Volksliedchen, das vielleicht einem Dörfchen entſtammt, auf deſſen Fluren nur das einfache Heideröslein blüht, hat kein lieblicheres Bildchen für die natürliche Lieblichkeit und Zierlichkeit des geliebten Mädchens als:

ſie blüet wie ein röſelein,
die bäcklein wie das mündelein;
liebſtu mich, ſo lieb ich dich
röslein auf der Heiden. (Uhland, „Volkslieder".)

Dies „Röslein auf der Heiden" iſt das in Deutſchland einheimiſche Heckenröslein, in holländiſchen Liedern bekannt als egelentiere, die franzöſiſche églantine.

Bei den Alten war die Roſe den Göttern der Liebe und der Ehe heilig. Amor, Venus, Hymen trugen Roſen und ihre Statuen wurden mit Roſen bekränzt. „Roſen ſind Cytherens angenehmſte Zierde" (Anakreon). Auch die ſlawiſche Liebes- und Schönheitsgöttin trug einen Roſengürtel. Ueberhaupt iſt die Roſe im Liebesleben der Slawen von Bedeutung. Rothe Roſen und grünen Majoran flicht ſich das liebende Mädchen zum Strauß, und Roſen in den Händen tragend, erwartet die Geliebte unter der Linde den Jüngling:

Unter grüner Linde ſtand ſie,
Hatt' zwei Roſen in den Händen. (Kolár.)

Es war bei den Slawen einſt eine weitverbreitete (ſelbſt heute noch nicht vergeſſene) Sitte, daß Jünglinge Sträußchen in den vorüberfließenden Bach warfen, um dem Liebchen einen Gruß zu ſenden, oder zum Zeichen, daß man auch in der Ferne des geliebten Mädchens gedenke. Manche wollten auch aus dem Ort, wohin der Bach das Sträußchen trug, auf die Heimat oder das Vater-

haus der künftigen Geliebten oder Gattin ſchließen. In dieſen Liebesſträußchen durfte natürlich die Roſe nicht fehlen:

Am Waſſer zum Mädchen
Schwimmt ein Sträußchen;
Ein duftendes Sträußchen
Von Veilchen und Roſen. (Königinhofer Handſchrift.)

Und

Schaut aus dem Fenſter
Mein trautes Liebchen,
Sieht ſie das Sträußchen:
„Was bringſt du, mein Sträußchen?“
„Viel herzliche Grüße
Vom Liebſten dein.“ (Slowakiſcher Liebesgruß.)

Lenz und Liebe; — nur noch eine der holden Schweſtern fehlt, um die Dreizahl der Charitinnen zu vollenden, die roſengeſchmückt das Haupt beglückter Sterblichen umgaukeln — die Freude. Lenz, Liebe und Luſt! Nur wo dieſe drei vereint ſind, lacht die Blüte des Lebens, iſt der Genuß erſt vollſtändig. Dann darf aber auch ihr irdiſches Symbol, die Roſe, nicht fehlen. Auch in dieſem Punkte iſt Hafis Prophet und Lehrer:

Der Roſe Duft will mir nicht ſüß
Ohn' meines Liebchens Wangen ſein,
Und ohne Wein der Frühling nicht
Voll Luſt und Blütenprangen ſein.

Finden ſich aber die drei holden Schweſtern zuſammen beim Dichter ein, dann hat er das höchſte irdiſche Glück erreicht und tauſcht nicht mit den Mächtigen dieſer Erde:

Die Roſe am Buſen, das Glas in der Hand,
Ein Liebchen, das willig erfreut:
Der mächtigſte Sultan im herrlichſten Land
Iſt wahrlich mein Sklave nur heut'! (Hafis.)

Auch der deutſche Trinker, der „auf Raſen ſitzt, mit Veilchen bekränzt“, ſehnt ſich nach gleichem Glück, nur im weniger dithyrambiſchen Gedankenflug:

Bekränzt mich mit Roſen
Und gebt mir ein Mädchen,
Die's Küſſen verſteht. (Schmidt.)

Und unſer ehrlicher Vater Arndt ruft einmal in einem luſtigen Liedlein:

Bringt mir Epheu, bringt mir Roſen
Zu dem Wein —

Dabei darf aber auch, um den Genuß vollſtändig zu machen, ein „Mägdlein, hold und mundlich“, nicht fehlen.

Bei den Römern ſtand die Roſe in hohen Ehren. Sie ſchmückte die höchſte Auszeichnung, die bei dieſem kriegeriſchen Volke dem einzelnen zutheil werden konnte: den Triumph des Siegs. Der Triumphator, der das Capitol beſtieg, trug Roſenkränze, Roſenkränze wurden ihm in den Wagen geworfen, Roſen auf den Weg geſtreut. Bei den frohen Gelagen der Römer ſpielte die Roſe eine große Rolle. Man heftete Roſenblätter auf Lindenbaſt und wand daraus Kränze; dieſe ſollten vor Berauſchung ſchützen. Horaz, wenn er einen ſeiner Freunde, von dem es ſcheint, daß er im Genuſſe nicht immer die goldene Mittelſtraße einhielt, zur Mäßigung ermahnt, ladet denſelben unter das Schattendach der Silberpappel und der Pinie, um dort bei Wein, Narden und „leider nur allzu ſchnell verwelkenden Roſen“ des Lebens zu genießen, ſolange es die Parzen geſtatten. Dieſem Stückchen Stillebens hinterm Roſenbuſch fehlt freilich in der Geſchichte römiſcher Schwelgerei auch das Gegenſtück nicht. So ließ Kleopatra bei einem Gaſtmahle zu Ehren des Auguſtus Roſen mit ungeheuern Koſten herbeiſchaffen und damit den Eſtrich eine Elle hoch bedecken. Bei einem Feſte auf dem Lucrinerſee war die ganze Oberfläche des Sees mit Roſen bedeckt. Nero ließ bei ſeinen Gelagen durch Oeffnungen in der Decke Roſen in die Speiſeſäle regnen, und der wahnſinnige Knabe und Kaiſer Heliogabal übertrieb dieſen Brauch derart, daß in der Menge der herabſtrömenden Roſen mehrere der Schmauſenden jämmerlich erſtickten. (!) Allenthalben gab es in und um Rom Roſengärten von ſolcher Ausdehnung, daß ſie mit Plantagen verglichen werden konnten; darum ſcheint die Meldung nicht übertrieben, daß der Roſenduft in Roms Straßen zuweilen betäubend war. Die gefeiertſten und geſuchteſten Roſen Italiens waren ehemals die von Päſtum (Peſto in Lucanien). Gegenwärtig ſind ſie ganz verſchwunden. Als der biedere J. G. Seume auf ſeinem Spaziergange nach Syrakus auch Päſtum beſuchte, wollte er ſeinem heimiſchen Freunde an dieſer claſſiſchen Stätte eine Roſe pflücken; er ſuchte vergebens, in der ganzen Gegend, verſicherten ihm die Landleute, ſei kein Roſenſtock mehr zu finden. Erzürnt über dieſe Barbarei des neuen Römerthums bricht der ehrliche Reiſende in die Worte aus:

Freund, denke dir die Seelenloſen!
In Päſtum blühen keine Roſen.

Doch nicht genug, daß die Römer ſich am Geruch und an der Farbe der Roſe ergötzten, bei ihnen diente die Roſe auch einem weit materiellern Genuſſe, ſie wurde — gegeſſen. Den freundlichen Leſerinnen dieſer Blätter ſoll das Curioſum des Recepts eines Roſenpuddings, der wahrſcheinlich

vor 18 Jahrhunderten alle Gastrosophen Roms in Bewegung setzte, nicht vorenthalten sein. Apicius, der Apostel römischer Leckermäuler, gibt es genau an: Man schneidet von gereinigten Rosenblättern das untere Weiße ab und zerstößt selbe in einem Mörser unter Hinzugießen pikanter Saucen. Später setzt man noch 1½ Glas dieser Sauce hinzu und siebt alles durch ein Sieb. Weiter nimmt man das Gehirn von vier Kalbsköpfen, zieht die Haut ab und streut ein Quentchen feingestoßenen Pfeffer darauf. Man zerstampft dies in einem Mörser und gießt ebenfalls Sauce hinzu. Hierauf schlägt man acht Eier aus, rührt sie mit anderthalb Gläsern Wein und einem Glase Sekt um und bringt nun das Ganze in die Form. Beim Backen muß die Masse von oben und von unten Hitze erhalten. Der Pudding wird dann heiß aufgetragen.

In Persien bereitet man noch heute das Rosenöl mit Zimmt und Zucker vor und träufelt es in den Kaffee; allenthalben dient es als Parfüm, um den Kleidungsstücken oder der Luft der Gemächer Rosenduft mitzutheilen, und die feinste Roseneſſenz, das Ottar-Gul, ist noch immer kostbarer als Gold und kommt wol nie in den europäischen Handel.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

William Makepeace Thackeray.

M. S. — Der 24. December 1863 brachte einen schweren Verlust für die literarische Welt Englands. Thackeray wurde unerwartet frühmorgens todt im Bett gefunden. Voller Leben, Kraft und geistiger Regsamkeit hatte er vor zwei Tagen noch unter seinen Freunden geweilt und mit großen Hoffnungen von der Zukunft gesprochen, einigen Freunden das Manuscript vom ersten Theil eines neuen Romans zeigend und hinzufügend, daß, sobald der zweite Band fertig sei, er sich einer ernstlichen Cur gegen sein häufig wiederkehrendes Magenübel unterwerfen wolle. Leider hat der Tod nicht so lange gewartet. Thackeray's Freunde und Leser werden sich erinnern, daß schon vor zwölf Jahren einer seiner Romane: „Pendennis", der in einzelnen Abtheilungen erschien, für längere Zeit unterbrochen wurde, da seine Krankheit ihn damals an den Rand des Grabes brachte. Ein geschickter Arzt, Dr. Elliot, stellte ihn indessen wieder her, doch blieb Thackeray seitdem periodischen Anfällen des Uebels unterworfen. Er selbst klagte selten, und wenn jemals, stets in seiner bekannten ironischen Weise. Am 23. December fühlte er sich krank und war den ganzen Tag über leidend, verweigerte aber, jemand bei sich wachen zu lassen. Am 24. December früh fand man ihn todt und vermuthet, daß er zwischen 2 und 3 Uhr gestorben ist, da man ihn um Mitternacht noch sich bewegen gehört hat. Die Aerzte erklären seinen Tod für die Folge einer Gehirnergießung und fügen hinzu, daß sein Gehirn die außerordentliche Schwere von 58½ Unzen erreichte.

William Makepeace Thackeray wurde 1811 in Kalkutta geboren, wo sein Vater damals in Civildiensten stand; später nach England gekommen, studirte er in Cambridge und verließ die Universität, um nach Frankreich, Deutschland und Rom zu gehen und sich den schönen Künsten im allgemeinen zu widmen. Erst nach mehrern Jahren, um die Zeit, wo er sein nicht unbedeutendes Vermögen verloren hatte, begann er sich ausschließlich literarischen Studien zu widmen, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Die ersten Werke, die er veröffentlichte: „The book of Snobs", „The Paris Sketch-book", „The Irish Sketch-book", wurden wol gelesen, aber für „nichts Hervorragendes" erklärt; nur John Sterling trat damals für ihn auf, seine künftige Größe ahnend und vorhersagend. Er schrieb dann für „Fraser's Magazine" Skizzen, Erzählungen, Gedichte, überhaupt für jeden Verleger, der ihn darum ersuchte, unter andern auch für das bekannte Blatt „Punch", den londoner „Kladderadatsch", in welchem er sich gewöhnlich „The fat contributor" unterzeichnete. Alle diese Arbeiten indeß, von größerm oder geringerm Werth, konnten ihm keinen besondern Ruf verschaffen. Da erschien im Jahre 1846 „Vanity Fair". Dieser Roman war so durchdacht angelegt, die Ausführung so geschickt, die Bilder aus dem Leben so wahr und treffend, der Stil so individuell und zierlich, daß Thackeray's Ruhm auf einmal wie ein glänzendes Gestirn über der modern-literarischen Welt Englands zu leuchten begann. Seine Feinde nannten ihn cynisch, lieblos und hohnsprechend allem, was heilig sei. Wie ungerecht und hart war dieser Vorwurf! Alle, die ihn näher kannten und je mit ihm in Berührung kamen, rühmen seinen hohen, ehrenhaften Sinn, seine Gutherzigkeit, Bescheidenheit und sein reges Mitgefühl für die Leiden anderer. Diejenigen aber, die ihm nicht näher standen, werden, wenn sie „The Newcomes" lesen, sich überzeugen, daß der Verfasser dieser Geschichte unmöglich jener herzlose Cyniker sein konnte, als den seine Gegner ihn schildern. Auf „Vanity Fair" folgten in rascher Folge „The Virginians", The Newcomes", „Barry Lyndon", eine feine, von seinen Verehrern als Meisterwerk des Stils gerühmte Erzählung, und der als Weihnachtsbuch veröffentliche Roman „Rebecca and Rowena, a romance upon romance" (1849), eine travestirende Fortsetzung von Scott's „Ivanhoe". Von seinen spätern Werken ist „Henry Esmond" das ausgezeichnetste.

Es hat größere Dichter, vollendetere Schriftsteller

als ihn gegeben, keiner aber von den neuern iſt ſo vollkommen in die Feinheit der engliſchen Sprache gedrungen wie er. Sein Stil, ſeine Sprache ſind das moderne Muſterengliſch geworden, er iſt der größte Meiſter dieſes Jahrhunderts in der engliſchen Proſa. Sein Geiſt beſaß ſchon von Natur die Schärfe und den Glanz des Stahls; durch fleißige Studien in Kunſt und Literatur verlieh er ihm die feinſte Schneide und die glänzendſte Politur. Er hatte die Menſchen und ihr kleinliches Treiben ſo genau beobachtet, daß er ſie halb bedauerte, halb verachtete. Sein Verſtändniß für die geheimſten Beweggründe des menſchlichen Empfindens und Thuns war außerordentlich. Er entdeckte die verborgene Güte wie die verborgene Schlechtigkeit der Menſchennatur. Man ſagte von ihm, „ſeine Satire ſei ſympathiſch und ſeine Sympathie ſatiriſch.“ Von Idealen, von veredelten und durch den Hauch der Dichtung verklärten Geſtalten iſt in Thackeray's Romanen keine Spur. Ueberall tritt uns die Realität entgegen; es iſt die engliſche Geſellſchaft mit ihren ſtark ausgeprägten Nachtſeiten von Selbſtſucht, Heuchelei und Phariſäerthum, wie ſie der Dichter unmittelbar vor Augen hatte. Thackeray ſoll von ſich ſelbſt geſagt haben, daß er mit einem Sinn für das Häßliche und Verrenkte, für das Falſche und Böſe geboren ſei. Wie Carlyle haßte er jede Lüge und wol konnte er zu ſeiner „treuen, alten Goldfeder“ ſprechen:

Du ſollſt zu leeren Phraſen nicht die Worte fügen,
Nie, Fremdling, ſchrieb ich ſchmeichelnd zu betrügen!
Noch hab' ich je die Seite anerkannt,
Auf der die Lüge eine Stätte fand!

Wol gebührte Thackeray's ſterblichen Reſten ein Platz in Weſtminſter-Abbey, welcher auch der Familie angeboten wurde. Allein Thackeray hatte gewünſcht, in ſeiner Familiengruft auf dem Kirchhofe von Kenſalgreen in der Mitte der Seinen zu ruhen. Nahe an tauſend Perſonen folgten ſeiner irdiſchen Hülle am 30. December dorthin. Unter den Leidtragenden war ſein großer Nebenbuhler Charles Dickens. Denn beide Männer hatten ſtets mit großer Anerkennung voneinander geſprochen und Dickens jetzt eine weite Reiſe unternommen, um dem verſtorbenen Freunde die letzte Ehre zu erweiſen. Ein feierlicher Trauergottesdienſt fand zu Kenſalgreen in der Kapelle ſtatt, die nicht den vierten Theil des Trauergefolges aufnehmen konnte. Dann wurde der Sarg in ein gemauertes Grab geſenkt, ſeine beiden jugendlichen Töchter nahten ſich, um noch einen letzten Trauerblick auf denſelben zu werfen, und es ſchloß ſich angeſichts einer tiefbewegten Verſammlung die Erde für immer über einem der verdienſtvollſten Dichter Englands. Die Erinnerung an ſeine Liebenswürdigkeit, ſeine Tugenden und ſeine edle Menſchenfreundlichkeit wird den Herzen ſeiner Freunde unvergeßlich ſein, das Andenken an ſeine Verdienſte und geiſtige Größe aber für immer fortleben in ſeiner Nation und einen weiten Nachhall finden in der ganzen gebildeten Welt.

Gedichte aus dem Ungariſchen des Alexander Petöfi.

Von A. Teniers.

1. Dichter und Rebe.

Hab' nicht Ehrgeiz, hab' nicht Luſt,
Daß der Lorber mich umſchwebe,
Soll mein Haupt bekränzet ſein,
Mädchen, holde, lieblich ſchlanke,
Kränzet es mit duft'ger Rebe!
Denn der Reb' und Dichters Art
Hat das Schickſal eng gepaart,
Weil ſie beide Geiſt und Leben
Froh der Welt als Opfer geben.

Geiſt der Rebe glüht als Wein,
Geiſt des Dichters ſind die Lieder;
Wenn die Seelen ſich ergoſſen
In den Wein und in Geſänge,
Welken ſie zur Erde nieder.
Mögen ſie auch raſch verblühn:
Immer neu wird Luſt erglühn;
Immer, was auch Zeiten bringen,
Wird man trinken, dichten, ſingen!

2. Brot im Aelternhaus.

Du kümmerſt dich, lieb' Mütterlein,
Dieweil dein Brot nicht weiß, nicht fein;

Wol iſt es möglich, daß dein Sohn
Viel weißeres gegeſſen ſchon;

Doch, ſei's auch ſchwarz ... gut ſchmeckt das Brot,
Das liebevoll man nahm und bot.

Drum glaube mir, lieb' Mütterlein,
Daß beſſer dünkt dem Gaumen mein

Das ſchwarze Brot im Aelternhaus
Als weißes in der Fremde draus!

3. An treuloſe Freunde.

Lebt Burſche, wohl, ich ſegn' euch allezeit,
Ob ihr mich dem Verderben auch geweiht!

Denn ihr fielt ab, ihr Blätter groß und klein,
Und ließt den Baum, mein armes Herz, allein!

Wenn Unglücks Hauch, der euch vertrieb ſo ſchnell,
Einſt weicht dem Freudenſchimmer, goldig hell,

Und Frühling wiederkehrt mit holdem Gruß,
Manch neues Blatt und ſchöner grünen muß:

Dann zagt und klagt! Denn nie ergrünt ein Blatt,
Das ſich vom Baume losgeriſſen hat! ...

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Zur Geschichte des Théâtre français.

III. — Das Théâtre français in Paris hat durch die Französische Revolution, wie alle andern Institute, einen Umsturz erlitten; es war sozusagen vernichtet. Die Hälfte der Schauspieler schmachtete im Kerker, die Männer in Bicêtre und Aux Madelonettes, die Frauen Aux Anglaises und in St.-Pélagie. Unter den letztern befanden sich alle vorzüglichern Mitglieder dieses Theaters, die Damen Raucourt, Contat, Devienne und Lange.

Ihre Befreiung aus dem Kerker verdankten sie den aufopfernden Bemühungen der Schauspieler Talma und Dugazon, die sich ungeachtet der Mißhelligkeiten, die zwischen ihnen und den übrigen Mitgliedern des Théâtre français früher bestanden hatten, nicht abhalten ließen, mit eigener Lebensgefahr ihre Rettung durchzusetzen.

Ein Blick auf die Lebensverhältnisse, die Kunst und den Charakter der genannten Schauspielerinnen des damaligen Théâtre français zeigt, wie viel Talent, Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber auch wie viel gesteigerte Empfindung in jener Zeit leidenschaftlicher Aufregungen das Lieblingstheater der Pariser umschloß.

Fräulein Raucourt, 1750 zu Nancy geboren, genoß eine gute Erziehung. Früh entwickelte sich in ihr eine brennende Lust zur theatralischen Laufbahn. In ihrem siebzehnten Jahre verließ sie Nancy, um in Petersburg zu debutiren; im zweiundzwanzigsten kehrte sie nach Paris zurück und trat zuerst als Dido auf. Nie war eine schönere Frau auf den Brettern erschienen; sie erregte allgemeine Bewunderung. Man bezahlte, um sie zu sehen, den Parterresitz mit einem Louisdor; die reichsten und seltensten Geschenke, die glänzendsten Ueberraschungen strömten wie aus einem Füllhorn auf sie herab. Die Gräfin Dubarry hing ihr eines Tags in Versailles nach der Vorstellung der „Mérope" ein Halsband von Diamanten im Werthe von 10000 Francs um. Später wurde die Königin Marie Antoinette ihre Gönnerin, wofür Fräulein Raucourt sich stets dankbar und ergeben bezeugte. Mit ihren Kunstgenossen im Jahre 1793 verhaftet, dann wieder mit ihnen freigelassen, wurde sie nochmals vom Directorium verfolgt; nach dem 18. Brumaire aber lieh ihr Napoleon seinen mächtigen Schutz, wies ihr eine bedeutende Pension auf seine Privatchatoulle an und gab ihr die Direction des Französischen Theaters in Italien. Ihre vorzüglichsten Rollen waren Medea, Kleopatra in „Rodogune", Leontine in „Heraclius". Von 1776—79 war sie plötzlich aus den Augen der Welt entschwunden und es blieb allen Nachforschungen zum Trotz unaufgeklärt, was sie zu dieser Entfernung bewogen und wo sie sich während dieser Zeit aufgehalten habe.

Fräulein Contat — Louise Perrin — war die Tochter einer Wäscherin, welche in der Vorstadt St.-Germain wohnte. Dem reizenden, muntern Kinde mit feinen feinen, sammtweichen Händchen wurde von zwei geistreichen Frauen, Préville und Molé, die bei der Mutter waschen ließen, ihre künftige glänzende theatralische Laufbahn vorausgesagt. Fräulein Contat wurde schnell der Abgott des pariser Publikums und verdiente es zu sein. Im Jahre 1789 wünschte die Königin sie spielen zu sehen. Sie studirte eine neue Rolle von 700 Versen in zwei Tagen ein und schrieb bei dieser Gelegenheit an die Mittelsperson, durch die sie ihren Dank an die Königin abstattete: „Seit zwei Tagen habe ich erfahren, daß das Gedächtniß seinen Sitz im Herzen habe."

Diese Zeilen verursachten ihre Einkerkerung im Jahre 1793. Noch in der Fülle der Jugend trat sie vom Theater zurück; seit zehn Jahren aber war sie schon die glückliche Gattin des Chevalier von Parny.

Fräulein Devienne war die Tochter eines Tischlers Namens Thévenin in Lyon, der als ein Muster der Rechtschaffenheit galt und in größter Achtung bei seinen Mitbürgern stand. Als das Mädchen noch kaum zur Jungfräulichkeit herangeblüht war, dachte das Aelternpaar schon daran, einen ehrenwerthen Jüngling, der Säge und Hobel zu handhaben verstehe, für sie auszuwählen. Die Tochter aber dachte und fühlte anders; auch ihr war „der Zug des Herzens die Stimme des Schicksals". Eines Morgens, als kaum noch der erste Sonnenstrahl die Spitze der Kirche Unserer lieben Frau von Fourvières beglänzte, schnürte das junge Mädchen die nöthigsten Kleidungsstücke mit dem wenigen ersparten Gelde zu einem Bündel, verrichtete vor der Kammerthür der Aeltern kniend ein Gebet und entfloh nach Paris. Erst nach unsaglichen Bemühungen gelang es ihr, bei der Französischen Komödie ein Engagement zu finden; in kurzer Zeit aber war sie das Entzücken des pariser Publikums. Ihr bloßer Name lockte wie ein neues Stück und auch ihre Kunstgenossen vergötterten sie. Sie war mehr lieblich als schön, ihr Wuchs reizend, ihre Darstellungskunst eine vollendete. So stand sie bald auf dem Gipfel ihrer Wünsche und nur die Erinnerung an ihre Aeltern war ein Wermuthstropfen in diesem Freudenbecher. Oft war sie daran, nach Lyon abzureisen, aber immer wieder vertagte sie, von ihren Berufsverhältnissen zurückgehalten, ihren Entschluß. So waren Jahre vergangen. Eines Tags, als die Revolution bereits angebrochen war, befand Fräulein Devienne sich mit andern Damen auf dem Marsfelde. Sie war, prachtvoll gekleidet, in einer von zwei kostbaren Pferden gezogenen Carrosse an-

gelangt. Einer ihrer beſten Freunde begegnete ihr, als ſie athemlos durch eine Allee lief, um den Wagen, den ſie verlaſſen, wieder einzuholen. Er ergreift ihren Arm und fragt beſorgt, wohin ſie eile. „O mein Freund, mein theurer Millin!“ ruft ſie freudeſtrahlend aus. „Welches Glück iſt mir geworden! Ich habe meinen Vater gefunden! Er iſt mit der Nationalgarde von Lyon gekommen — er hat mich erkannt — er hat mir verziehen — er wird bei mir wohnen! Der liebe, gute Vater! O, wenn Sie ihn ſehen könnten mit ſeinen ſchönen weißen Haaren!“ Sie war außer ſich vor Freude, ihr Freund vermochte kaum Schritt mit ihr zu halten. Der Kutſcher mußte die Roſſe zum wildeſten Galop antreiben. Zu Hauſe angelangt, warf ſie alles über und drüber, und als der Vater von der Revue heimkam, fand er das für ihn beſtimmte Gemach aufs beſte eingerichtet. Bei Tiſche ſaß er ihr gegenüber und ſie ſtellte ihn den vornehmen Herren, die ſie zu beſuchen pflegten, mit rührendem Stolz vor. „Sie müſſen mein Glück kennen lernen!“ ſagte ſie.

Auch die Mutter, eine äußerſt fromme Frau, mußte von Lyon nach Paris kommen. Die Marſchallin von Mouchy nahm ſie eines Tags mit ins Schauſpielhaus. Man gab „Athalie“. Die gute Bürgersfrau glaubte eine Vorleſung aus der Bibel zu hören, ſank in der Loge der Marſchallin plötzlich auf die Knie, machte das Zeichen des Kreuzes, faltete die Hände und begann zur allgemeinen Verwunderung eins ihrer Lieblingsgebete herzuſagen.

Fräulein Devienne ſchied für ihre zahlreichen Gönner und Freunde zu früh von der Bühne, indem ſie einen Herrn Gévaudon heirathete, der es nie bereute, ihr ſeinen Namen, ſein Herz und ein bedeutendes Vermögen geſchenkt zu haben.

Fräulein Lange entzückte mehr durch ihre Schönheit, ihre reizende Geſtalt und ihr hinreißendes Organ als durch ihre Kunſt, die ſie nur zur Darſtellung der zweiten Liebhaberinnen befähigte. Sie ließ ſich mit einem Amerikaner in ein näheres Verhältniß ein. Der beabſichtigten Heirath ſtellten ſich Hinderniſſe entgegen. Der in ſein Vaterland zurückkehrende Amerikaner wollte ſeine kleine Tochter Palmyre mit ſich nehmen, wogegen die Mutter ſich mit allen Kräften ſträubte. Die Sache kam vor Gericht. Die Richter waren nahe daran, den Ausſpruch zu Gunſten des Vaters zu thun, als Fräulein Lange, halb angekleidet, mit dem Kinde auf dem Arm, in den Juſtizpalaſt eindringt, ſich durch nichts zurückhalten läßt, den Sitzungsſaal erreicht, ſich den Richtern zu Füßen wirft und mit flehend erhobenen Händen ausruft: „Gnade, Barmherzigkeit für eine Mutter, die ſich in der Verzweiflung ihres Herzens nicht anders zu helfen weiß! Laſſen Sie mir mein Kind!“

Dieſer Schmerzensſchrei der Mutter ſtimmte die Richter um; Palmyre blieb bei ihr. Geraume Zeit darauf kommt ein reicher Wagenfabrikant aus Brüſſel nach Paris, ſieht die Künſtlerin, entbrennt für ſie und heirathet ſie, wodurch er ſie zur Herrin eines Vermögens von 200000 Francs Renten macht. Der Vater des jungen Mannes erfährt dieſe Neuigkeit und reiſt eiligſt ab, um die Heirath zu hintertreiben, findet aber den Sohn nicht mehr in Paris. Er geht, um Zeit und Grillen zu vertreiben, in die Franzöſiſche Komödie. Man gibt „Die ſchöne Pächterin“. Mademoiſelle Candeille ſpielt die Titelrolle in dieſem von ihr ſelbſt verfaßten Stücke. Der alte Simon verliebt ſich in die bereits vierzig Jahre alte Schauſpielerin und führt ſie ohne weiteres zum Altar, ehe noch ſein Sohn vom Lande zurückgekehrt war, wo er die Flitterwochen feierte.

Eine Fahrt auf der Theiß.

V.

E. Sch. — Iſt der Mittag auf der Theiß nahe, ſo wird dem Auge gerade kein ſchönes, immer aber ein eigenthümliches Schauſpiel bereitet durch die Kiemung (Fata-Morgana), welche zwar ſelten die prachtvollen Zauber des Orients, auch nicht die mancherlei Schemen der Puſzta, aber doch in wechſelnder Anzahl große ſtrömende oder wenigſtens wallende Gewäſſer mitten in dem trockenen Theile des Anlandes vorſpiegelt. Einigemal hätten wir Fluten von der Mächtigkeit derer, die uns als Spukbilder täuſchten, gern dem Strom als Verſtärkung gewünſcht, denn es gab Stellen, wo man das Waſſer in der Theiß ſuchen mußte, während man an denſelben Orten im Frühjahr, wenn die Hochfluten ſtundenweit „ausgießen“, die Theiß im Waſſer ſuchen muß, damit das Schiff nicht auf den überſchwemmten Sumpfwieſen auffahre.

Endlich wurde es Mittag, und der Anblick ſo vieler Menſchen auf dem Verdeck, unter einem ſchattigen und luftigen Dache, um eine ſehr wohl- und feinbeſtellte Tafel, an der man auch vorzügliche ungariſche Weine haben konnte, brachte einige Anfriſchung. Schon wieder ſetzte ſich zwiſchen uns ein dunkelbärtiger Jüngling, der ſich uns ſchon am Abend und in der Nacht wie eine Klette anhing und immer ſeine magyariſche Geſinnung mit den ſtereotypen, aber nicht ohne orientaliſchen Accent geſprochenen Worten: „Ich bin ein echtes Ungarkind!“ betheuerte. Wir ließen ihn in unſere Mitte, aber nicht mehr aus, und gaben nun eine Fülle von Witzen über die Juden zum beſten, welche dem Mann, wenn er ein echtes Ungarkind, alſo ein geborener Judenfreſſer von reinem Waſſer war, eine wahre Wolluſt ſein mußten. Die Damen ringsum kicherten, die Herren lachten, denn er hatte ſich bereits allen mit ſeinem Patriotismus präſentirt, und das „echte“ Ungarkind verſtummte. Wir meinten es aber mit dem Juden eigentlich nicht ſo übel und wir begingen ja nur einen Act der Nothwehr. Zur Ehre des von allzu großer Liebe nach Vertraulichkeit Geplagten bemerke ich indeß, daß er ſich in den Augen der Schiffsgeſellſchaft auf eine ganz hübſche Art rehabilitirte. Auf dem Schiffe befand ſich, ohne daß es jemand, außer dem Kapitän, wußte, eine junge Frau aus Baiern, deren Mann wenig Tage vorher

in der Theiß (als Ingenieur beim Waſſerbau?) ertrunken war, die nun mit ihren zwei Kindern in die Heimat zurückkehrte und ohne Reiſegeld war. Der Vielgeſchäftige erfuhr davon und veranſtaltete unter der Geſellſchaft eine Sammlung, welche eine annehmbare Summe für die unglückliche Witwe abwarf. Als er uns anging, geſchah es nicht ohne eine unverkennbare Bewegung in der Stimme, als er ſchüchtern bemerkte, wie wir ja auch „Deutſche" ſeien (die andere Geſellſchaft beſtand aus Ungarn, die, wie alle gebildete Menſchen im Donau-Theißlande, natürlich gut deutſch ſprachen).

Nachdem ſich die ärgſte Hitze gelegt hat, ſind wir wieder im Stande, den Erſcheinungen auf dem Fluſſe unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Außer den Kähnen und Barken, welche einzelne Perſonen quer über den Fluß, in der Mitte deſſelben abwärts, am Rande deſſelben aufwärts führen, gewahren wir von Zeit zu Zeit ſtattliche Barken und Flöße, meiſt mit Balken, Bretern, Latten und unterſchiedlichem Bau- und Nutz-, ſelten mit Brennholz beladen, welche aus der Marmaroſch herabſchwimmen; denn die wald- und baumloſe Ebene deckt ihren ganzen Bedarf aus den Waldkarpaten, und all dieſe Vorräthe trägt die Theiß herab bis Szolnok, woher das Holz dann zu Lande weiter in die Ebene hineingeſchafft wird. Seltener überholen wir ein Fahrzeug mit Kohlen, deſſen Fährleute, in Geſicht, Hand, Hals und Bruſt ganz ſchwarz von Ruß, vermuthlich zu philoſophiſch ſind, um ihren von den Kohlenweilern der Urwälder mitgebrachten Schmutzpanzer im Theißwaſſer abzuſchwemmen. Eigenthümlich ſind die Salzflöße; 15 — 20 Kiefernſtämme ſind feſt aneinandergefügt und mit einer Bretterſchichte bedeckt. Darüber wird das Salz in dreiſeitigen Pyramiden aufgeladen und mit einem Bretterdach gegen die Witterung geſchützt. Mehrere ſolcher Flöße ſind miteinander verbunden; auf jeder Floßreihe erheben ſich zwei kleine Hütten: eine für den Aufſeher, die andere für die ſechs bis acht Fährleute, welche auf dem erſten und dem letzten Floß je zwei lange Ruder handhaben. Einzelne dieſer Flöße machen bei Csege, zwiſchen Tokay und Szolnok, halt und laden ihren Vorrath in der Salzniederlage ab, die meiſten aber gehen weiter ſtromabwärts zu der großen Legſtätte in Szolnok; denn das ſchöne Salz der Marmaroſch verſieht den größten Theil des Landes mit dieſem Univerſalſpeiſepulver. Bei dem Abladen des Salzes in Szolnok und bei dem Aufladen in die Waggons ſind eine Menge kräftiger Menſchenhände thätig; die Flöße aber werden nun zernommen, die Beſtandtheile als Nutzholz verkauft und die Fährleute wandern zu Fuß in die ferne Heimat oder kehren auf den Dampfern heim.

Vor Anlegung der Eiſenbahn war die Theiß in der ganzen öſtlichen Ebene die wichtigſte, ja man kann ſagen die einzige Verkehrsader. Sümpfe unterbrachen die Verbindung ganzer Strecken, die Anlegung von Straßen war faſt unmöglich, denn mancherorten hätte man Schutt und Steine zwanzig Stunden weit zuführen müſſen (das weiche Alluvium enthält nicht einmal Sand); regnet es hier ſtark, ſo gleicht der Boden 1—2 Fuß tief einem ſehr dünnflüſſigen Brei, die Wagenräder finden keinen Grund und ſchleifen im Moraſt gleich den Kufen eines Schlittens; wird nach einigen Tagen der Koth zäher, ſo ſetzt er ſich wie ein Kitt in den Speichen und an der Achſe feſt, daß der Wagen jeden Augenblick ſtehen bleiben und der Kutſcher mit einem eigenen Eiſen das Ferment herausſchneiden muß. Eine Fahrt iſt unter ſolchen Umſtänden unglaublich langſam und eine Qual für Menſchen und Thiere; ganze Karavanen ſtocken, das Fluchen, Schreien und Schlagen nimmt kein Ende. (Brach ein Pferd den Fuß oder ging es ſonſt zu Grunde, ſo zog man dem Roß die Haut ab und ließ den geſchundenen Leichnam im Koth der Straße liegen.) Ein beladener Wagen — und hier kennt man überhaupt keine beladenen Wagen in unſerm Sinne — muß dann tagelang halt machen und wird auch dann nur von den langſamen, aber gleichmäßig anziehenden Ochſen weiter geſchleppt.

Seit Anlegung der Theißeiſenbahn iſt die Bahn für den Perſonenverkehr ſchneller, wohlfeiler und endlich — weniger langweilig; der Laſtentransport iſt manchem auf der Theiß gelegener, denn der Waſſerweg iſt für Laſten wohlfeiler; ferner klagen manche Parteien, daß die Güter beim Auf- und Abladen auf der Bahn leicht beſchädigt werden, namentlich wenn die Producte nach Raab (Creditanſtalt) gehen, alſo wieder auf einen Donauſchlepper überladen werden müſſen, während man ſich um den nach der Ladung verſiegelten Schlepper nicht mehr zu kümmern braucht. Endlich iſt, weſſen Wohnort der Theiß näher liegt als die nächſte Bahnſtation, auf den Dampfer angewieſen, um ſo mehr, als zur größern Bequemlichkeit des Verſenders der Güter ein Schlepper landet, wo man's eben haben will.

Sehen wir uns nun wieder die Ufer an. Von der Mündung des Sajo fahren wir an Szederkeny, Polgár und Csege vorüber. Von hier an beginnen wieder beiderſeits beträchtliche Verſumpfungen. Auf dem rechten Ufer ergießen ſich drei Wildbäche mit fünf Nebenzuflüſſen; wir gewahren nichts von ihnen, denn ſie verlieren ſich ſtockend in Schilf, Moraſt und Binſen. Wir fahren meilenweit und ſehen keine Spur menſchlicher Anſiedelungen. Endlich erſcheinen am rechten Ufer Poroszlo, dann Tisza-Nána, am linken Födvár und tief unten Abád. Aber wie weit vom Fluſſe weg mußten wegen der Verſumpfungen dieſe Orte angelegt werden! Von Abád fahren wir noch einige Stunden abwärts bis Szolnok, aber auf dieſer langen Strecke erblicken wir nur Eine Ortſchaft, Rof. Die ganze Gegend oberhalb Abád iſt eine wahre Bruthecke für die Sumpffieber, die in manchen Jahren nach ein bis zwei Paroxysmen tödten oder epidemiſch werden und die Menſchen ſo entkräften, daß ſie kaum ſchleichen können, und das Einbringen der Ernte in hohem Grade gefährdet wird. Aber mitunter werden die bedauernswerthen An-

wohner mitten im Winter von dieſem Dämon ergriffen, deſſen Entſtehen in dieſer Jahreszeit die Heilkunde noch nicht zu erklären vermochte.

Berliner Briefe.

II. La cour s'amuse.

Die Wetterwolken, die immer drohender zum Gewitter, das den Frühling bringt, ſich zuſammenziehen, laſſen große Feſte in dieſem Jahre nicht aufkommen. So zählten denn ein Ball beim franzöſiſchen Botſchafter und eine Schlittenfahrt in Potsdam, mit wenig Schnee, aber deſto mehr Heiterkeit ausgeführt, ſchon zu dem Beachtenswerthen. Es war für den ſtillen Wanderer, der durch die im winterlichen Kleide prangenden Umgebungen Sansſoucis ſchritt, ein durchaus ungewohnter Anblick, 46 aufs zierlichſte aufgeputzte Schlitten mit Kling und Klang vorbeifliegen zu ſehen. Die Garde ſtand natürlich an der Spitze dieſer Bewegung und die Herren hatten die Pferde mit Federbüſchen, auch mit Schleifen nach den Wappenfarben ihrer Damen geſchmückt. Verſchiedene Tigerdecken und koſtbare Teppiche gaben auch dem ſchlechteſten Schlitten einen ſchönen Schein. Mit Recht ging das winterliche Vergnügen von Rußland aus, d. h. von dem ruſſiſchen Dörfchen Alexandrowſka, wo das Rendezvous ſtattfand. Voran dem Zuge ritten zwei Jockeys in ſchwarzweißen Farben, dann kam ein ſtattlicher Schlitten mit Muſikanten mit vier Pferden und zwei Vorreitern in Poſtillonstracht, wie Friedrich der Große ſich fahren ließ. Dieſem folgten 20 Schlitten. Die Damen hatten an Hüten und Pelzen alles aufgeboten, um dem weißen Gefilde bunten Farbenſchmuck zu geben. Dann wieder ein Muſikſchlitten mit Poſtillons im Coſtüm der Gegenwart; dieſem folgten die übrigen Geſellſchaftsſchlitten, worauf abermals ein Muſikſchlitten mit Poſtillons im Coſtüm aus Friedrich's II. Zeit und zwei Jockeys den Zug ſchloſſen, während ein Herold die Reihenfolge überwachte. Man fuhr am Neuen Garten vorbei, die berliner Chauſſee und von Glienicke aus am Waſſer entlang nach Sacrow bis zur Pfaueninſel, durch den glienicker Forſt und zurück durch das Berliner Thor nach dem Caſino, wo die Damen entpuppt in Balltoilette erſchienen. Den Eingang des Feſtes bildete ein Concert, zwiſchen welchem ſechs lebende Bilder vom Maler Kiesling geſtellt wurden, unter denen die „Weinprobe" von Hafenclever, der „Eiferſüchtige" und „Eine Hand wäſcht die andere" die gelungenſten waren.

Bei dem Ordensfeſt waren die intereſſanteſten der Anweſenden in einem Nebenzimmer verſammelt: ſechs glückliche Leute, die zur Rettung des verſchütteten Bergmanns Krauſe requirirten Unteroffiziere und Pionniere, die mit der Rettungsmedaille und dem allgemeinen Ehrenzeichen decorirt worden waren. Der König redete ſie freundlichſt an und brachte auch die Königin zu ihnen; der Kronprinz und die Kronprinzeſſin hatten ſie freundlich und anerkennend begrüßt, ſodaß ſie berauſchter als mancher der beſternten Herren waren, zumal an ihrem Tiſch auch der Sect nicht fehlte. Bei der großen Cour, der ſich ein ſehr erwähltes Concert anſchloß, das von den beſten Kräften unſerer Oper ausgeführt wurde, konnte man von neuem die feenhaft geſchmückten Räume des Schloſſes und die Pracht der Damen bewundern. Die Königin trug ein Drap-d'argent-Kleid, Schleppe mit Flor und Edelſteinen garnirt; aus ihrer Blumencoiffure ſtrahlten helle Sterne von Brillanten und wetteiferten im bunten Farbenſpiel mit Flora's Kindern; das Band des Schwarzen Adlerordens trug ſie über der Schulter. Die Kronprinzeſſin machte den Eindruck einer ſchottiſchen Clansfürſtin; über dem weißſtoffenen Kleide wogte eine in Grün, Blau, Roth und Weiß carrirte Schleppe, von den Schultern flatterten gleiche Schleifen und auf dem Haupte trug ſie eine an Schottlands Könige erinnernde goldene Krone; das Coſtüm war eigenthümlicher als geſchmackvoll und kleidſam.

Unter den Toiletten der Haut-Volée zeigten ſich überaus reiche und koſtbare; die franzöſiſche Botſchafterin überſtrahlte alle. Ihr Vater hat ſeinen Reichthum in Rußland durch das Branntweinmonopol, das er beſitzt, erworben und war nicht wenig erfreut, daß ſeine Tochter für die Million, die er ihr mitgeben konnte, eine Fürſtenkrone eintauſchte. Das junge Ehepaar iſt beliebt, da beide in richtigem Takt ſich hier bewegen und überaus zuvorkommend und freundlich ſind. Der Herzog ſpricht die deutſche Sprache geläufig, da er in Deutſchland erzogen iſt. Die Fürſtin trug eine pariſer Coiffure, der ähnlich, welche die Kaiſerin ſich aus Spanien hat kommen laſſen, aus Schlingpflanzen und Waſſerblumen; das Waſſer ſtellten die Diamanten dar. Außer dieſen ſpaniſchen Nachahmungen ließ ich mir die Pompadour-Coiffuren, diademartig aus Roſenknospen beſtehend, die Velleda-Coiffuren aus Orchideenblüten und Laubgehängen, wie die Pomonenkränze aus Früchten, Aehren, Rebenlaub und Heckenbeeren gewunden, zeigen. Die Zweige umwinden nicht nur das Haupt, ſie fallen ellenlang herab und bewähren das Sprichwort: „Wer lang hat, läßt lang hängen."

„La cour s'amuse" dem äußern Schein nach, der ja dieſe Kreiſe mehr noch als die andere Welt beherrſcht; aber bei alledem ſcheint auch ſeinen Feſten das eigentliche Leben und die Theilnahme dafür zu fehlen. In Uebereinſtimmung damit iſt der Carneval ſo kurz wie noch nie. Der zweite, angekündigte Opernhaus-Ball wurde auf Befehl des Königs wieder abbeſtellt; die Loyalen ſagten, weil man ſich in Schleswig ſchlüge; die Demokraten, weil niemand ein Billet nehmen wolle, nicht einmal ein geſchenktes — und ſie hatten recht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 7.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. VII. — Honoré von Balzac. Von Claire von Glümer. — Die Rose in der Dichtung und im Leben. Ein Beitrag zur Aesthetik der Pflanzenwelt. IV. Von J. E. Födisch. — Die Naturwissenschaft in der Jetztzeit. — Beiblatt: Briefe aus der Kaiserstadt. I. Stimmungen. Aus dem Reichstag. Vom Theater. Der Concordiaball. — Eine Fahrt auf der Theiß. VI. — Ein Handbuch zur Geschichte der Literatur.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

VII.

Am Ausgang der Straße De Grenelle, nach dem Marsfelde zu, lag das Wirthshaus „Zur Nation".

Vor der Revolution war es ein kleines, unansehnliches, wenig besuchtes Haus gewesen. Aber seit den großen Festen, die seitdem auf dem Marsfelde gefeiert worden waren, seit hier, in seinen Räumen, die Adresse entworfen, die nach der Flucht Ludwig's XVI. im Jahre 1791 seine Absetzung und die Errichtung einer Republik forderte, hatte der Garten „Zur Nation" an Volksbeliebtheit und Gästen rasch gewonnen. Damals, als das Volk jene Bittschrift an die Nationalversammlung auf dem Marsfelde unterschreiben wollte und von Lafayette und Bailly gewaltsam auseinandergetrieben wurde, hatte man die Verwundeten in den Saal des Wirthshauses getragen und der Wirth sich als echter Patriot im Sinne der Jakobiner bewiesen. Das war unvergessen geblieben; noch im Laufe des Jahres 1791 konnte der Bürger Mortier — so hieß der Besitzer — die nächstgelegenen Gärten ankaufen; bis an die Hügel, welche das Marsfeld umschließen, dehnten sich seine Anlagen aus. Das Haus selbst zu erweitern, dazu war er nicht zu bewegen; aber den Saal ließ er im Geschmack der Revolution ausschmücken. Ein feinerer Sinn mochte sich von der grellrothen Farbe der Wände ebenso verletzt wie von der Niedrigkeit des Raums, die mit seiner Länge in keinem richtigen Verhältniß stand, gedrückt fühlen, aber den gewöhnlichen Besuchern fielen diese Mängel nicht auf. Sie waren hier heimisch; an der Tribüne, auf der die Musikanten zum Tanz aufspielten, hatte ein ehemaliger Hoftapezierer in geschmackvoller Drapirung der Fahnen „aller Republiken der Erde" die Medaillonbilder der Volksmänner, Danton's, Marat's, Robespierre's und Camille Desmoulins' angebracht; von den Wänden hoben sich auf Consolen die Gipsbüsten des ältern und jüngern Brutus, der Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton wirksam ab. Auch die Republik jenseit des Oceans war nicht vergessen: über der Thür prangten die Bilder Franklin's und Washington's. Keine Erinnerung an das Königthum und die Aristokratie beleidigte das Auge der Jakobiner.

Schon drängte sich in dem Saal und in den Nebengemächern die Menge, als Lefranc und Bruneau mit ihren Damen anlangten. Nichts

hätte in Einem Blick ein deutlicheres Bild des allgemeinen Umsturzes der französischen Gesellschaft gewähren können als diese Versammlung. Vor der Revolution hielten sich die Stände in strenger Abgeschlossenheit; der Adel, der Bürgerstand, die tiefern Schichten des Volks: sie hatten ihre besondern Feste, eigenthümliche Formen des Lebens und des Umgangs. Selbst die berühmten Maskenbälle im Opernhause vereinigten doch nur die gebildete Gesellschaft, den blitzenden Schaum, der von den dunkeln Wogen jener 25 Millionen aufspritzte, die bei der Erstürmung der Bastille zuerst ihren donnernden Ruf erhoben hatten. In diesem Saal aber, der früher nur von Arbeitern und Soldaten besucht worden, fand sich jetzt bunt durcheinandergemischt, was in Paris Vergnügen und Zerstreuung suchte, im Taumel des Genusses die Gefahr der nächsten Stunde, die Noth der Zeit, die Sorge des Herzens betäuben wollte. Neben den unheimlichsten Erscheinungen, die wol der eine und der andere mit geheimem Grauen an der Spitze der Vorstädter zu Kampf und Mord, zu Brand und Plünderung hatte schreiten sehen — wenn der Vulkan seine Lava in Flammenströmen ausstieß —, tauchten schlanke, vornehme Gestalten auf: froh dahingaukelnde Nymphen, Ballettänzerinnen, die gestern im „Urtheil des Paris" die drei um den Apfel der Schönheit streitenden Göttinnen dargestellt; Talma mit dem hoheitsvollen Gange, der sich zum ersten Schauspieler der Welt, wie sein Freund, der Unterlieutenant Bonaparte, zum ersten Feldherrn hinaufarbeiten sollte; Nationalrepräsentanten mit dreifarbigen Schärpen, die hier den Ernst ihrer Gesetzgebermienen bei dem Schäumen des Champagners, dem Lächeln der Mädchen und den bald sanften, bald brausenden Tönen der Musik mildern; Arm in Arm, noch nicht durch politischen Zwiespalt auseinandergerissen, der eine zum Schaffot, der andere zu einer traurigen Berühmtheit: die Dichterbrüder André und Joseph Chénier . . . wie zu jeder Zeit in Paris, mag es nun ausruhen, schwelgerisch wie Capua, mag es branden und stürmen wie das römische Forum, als Cato ging und Cäsar kam, auch jetzt, im Saal und Garten „Zur Nation" viel Fremde, Deutsche, Engländer, Amerikaner. . . Da ist Fournier, der am 10. August 1792 mit Westermann die Reihen des Volks zum Angriff auf die Tuilerien führte; eben zeigt er einem Bekannten die rothe Fahne, die er in einer Nacht zu dem geheimen Directorium jenes Aufstandes brachte und auf die Carra schreiben ließ: „Martialgesetz des souveränen Volks gegen die executive Gewalt" — jetzt hängt sie friedlich, von den Kugeln der Schweizer durchlöchert, an der Tribüne der Musikanten; dort schüttelt an einem Tisch, wo die Gläser wild zusammenklingen, Anacharsis-Cloots, der Vertreter des Menschengeschlechts, sein von langen Haaren wie von einer Mähne umflattertes Haupt, und Lux, den die Stadt Mainz mit Georg Forster nach Paris geschickt, stößt mit ihm an auf die Abschaffung des Königthums, so weit die Sonne scheint, und auf die Verbrüderung der befreiten Völker, während ein anderer Deutscher, der geistvolle und boshafte Oelsner, leise vor sich hinbrummt, die Gruppen umher betrachtend, daß man aus der Gewalt des durchlauchtigen Pöbels nur in die des durchlöcherten gefallen . . . denn hier hat die rothe Mütze und das Arbeitergewand den Frack und den bürgerlichen Hut verdrängt — wenn auch nicht ohne Hosen, so sind die besten Patrioten doch ohne Handschuhe.

Ein betäubender Lärm empfängt die Eintretenden... Simonne Evrard, am Arm des Bürgers Lefranc, war eine stattliche, auffallende Erscheinung. Der Venusknoten, den Bruneau geschlungen, die Wachsperlenkette, die sie um den Hals trug, das weißwollene Gewand, das, noch ein wenig schüchtern, den griechischen Schnitt nachahmte, der unter dem Directorium Mode werden sollte, mit der dreifarbigen Schärpe darüber standen in Einklang mit ihrem Gesicht, ihrer über die Mittelgröße der Frauen emporragenden Figur. In einer gewissen Entfernung gesehen, mußten ihre starken Züge Eindruck machen wie der grobgehauene Kopf einer Statue, den zu vollenden es dem Künstler an Muße und Neigung für das angefangene Werk gebrach.

„Das ist ein Weib!" sagt ein Sackträger, der sein Glas Branntwein hart am Eingang des Saals austrinkt, sie den Umstehenden zeigend.

„Aber der Kerl, der sie führt, zieht den Mund so spöttisch wie ein Aristokrat."

„Ruhig!" erhebt der Bürger Mortier seine Hand, der am Schenktisch steht und seine Gäste mit scharfem Auge überwacht. „Wer hier Beleidigungen ausstößt, wird hinausgeworfen! Trink' dein Glas und geh' deines Wegs! Es wird dir schon halb geschenkt!"

An einer andern Gruppe müssen sie noch vorüber, ehe sie in den für die „feinere Gesellschaft" bestimmten Raum gelangen. Trotz seines Patrio-

tismus und ſeiner Begeiſterung hat der Bürger Mortier doch eine Schranke aufgeſtellt zwiſchen denen, die nur trinken und wie die Heiden im Vorhof verweilen, und den Beſſern, die zugleich trinken und tanzen — zum letztern gehört anſtändige Kleidung und ein Billet. „Keine Anarchie!“ ruft der Wirth, wenn die Sackträger, die Fleiſcherknechte und die Straßenkehrer dieſe Schranke durchbrechen wollen. „Ohne Ordnung keine Republik! Ohne Geld kein Tanz! Wir ſind alle Freunde der Geſetze!“

„Marat hoch!“ ſchreien die Männer, ihre rothen Mützen ſchwenkend, als die beiden Paare — Bruneau mit ſeiner Dame folgt Lefranc auf dem Fuße — an ihnen vorübergehen. Einer von ihnen iſt auf den Tiſch geſtiegen und hat die letzte Nummer des „Volksfreund“ vorgeleſen.

„Zweimalhunderttauſend Köpfe!“ ſagt einer. „Nun, er wird mit ſich handeln laſſen; hunderttauſend iſt auch eine ſchöne Zahl!“

„Nimmermehr!“ erwidert der blutgierige Bruneau, ſich nach ihm umwendend. „Entweder alle oder keiner! Denkt ihr, wir ſchachern?“

Da wird von den wachehaltenden Dienern das verhängnißvolle hölzerne Gitter geöffnet, das ſelbſt im Wirthshauſe „Zur Nation“ die Beſitzenden von den Beſitzloſen trennt —

In dem Gewirr der Stimmen, in dem Lärm der Kommenden und Gehenden, dem Geſang der einen, dem Vivatrufen der andern verklingt faſt unvernommen die Muſik; nur zuweilen übertönt ein Trompetenſtoß oder ein Paukenſchlag den Tumult. Schon löſt ſich der Tanz, eine Pauſe iſt eingetreten. Wie eine ſchwere Wolke liegt der aufgewirbelte Staub und der Dampf der Lampen, die den Saal erhellen, über der Menge — es iſt gut, daß die zu dem Garten führenden Glasthüren offen ſtehen und der friſche Hauch der Sommernacht kühlend hereinweht.

„Sie müſſen Ihre Tanzluſt noch zähmen, meine junge Freundin!“ ſagt Lefranc hinüber zu Bruneau's Begleiterin. „Iſt es den Damen genehm, ſetzen wir uns unter einen Kaſtanienbaum, ins Freie, bis die Muſik von neuem aufſpielt.“

Mit ihnen wälzt ſich der Strom der Geſellſchaft dem Garten zu; mit Beſen und Gießkannen erſcheinen einige Diener, um inzwiſchen den Saal rein zu kehren.

Offenbar begünſtigt der Bürger Mortier ſeinen Garten vor ſeinem Hauſe. Es mag Einbildung ſein und der Gegenſatz der freien, ſchönen und immer bewundernswürdigen Natur zu dem häßlichen Anblick, den ſie eben gehabt, noch in voller Macht auf ſie wirken: aber Lefranc wie Simonne athmeten auf, als ſie aus der ſchwülen Atmoſphäre des Tanzſaals die Stufen hinab in den Garten ſtiegen. Welch wohlthuende Ordnung überall! Die Stege ſauber gefegt, der Raſen tiefgrün, bunte Lampen an den Bäumen, zu Triumphbogen oder Sonnen vereinigt. Auf dem Hügel, der den Garten abſchließt, erhebt ſich ein Altar des Vaterlandes; er ſtrahlt von Licht und ſchon aus weiter Ferne ſieht man ihn ſchimmern. Am Fuß der Anhöhe ſind zwei dort aufragende Buchen zu Säulen benutzt worden, die einen von weißen, rothen und blauen Lampen gebildeten Thorbogen tragen; in Flammenſchrift ſteht darunter: „Tod den Verräthern! Es lebe die Republik!“ Darüber kann man freilich, hat man ariſtokratiſche Grillen wie Lefranc, lächeln; das Ganze macht doch einen heitern und feſtlichen Eindruck. Indem die Gäſte hier- und dorthin in Lauben und Alleen ſich verlieren, dieſe luſtwandeln, jene an einem Tiſche Platz nehmen, eine zahlreichere Gruppe auf dem größten Raſenplatz des Gartens, im Schein des Mondes, der darüber aus ſilberblauen Wolken emportaucht, zu einem Spiel ſich anſchickt, verſchwindet manches Rohe und Gemeine, das ſchärfer und häßlicher hervortrat, als ſich die Maſſe auf Einen Punkt zuſammendrängte. Die Schatten der Nacht verdecken die Wüſtheit. Der wilde, ungeſtüme Lärm endet in halblauten Geſprächen, in leiſem Geflüſter — ein Gemurmel geht durch den Garten, das in harmoniſchem Einklang mit dem Säuſeln der Blätter, dem Gefunkel der Sterne ſich eint.

„Solch eine Nacht, blütentrunken, ſommerlich weich und mild, die nur ſtillen und glücklichen Menſchen aufgehen ſollte, wie kann ſie ihren Segenshauch einer Stadt ſpenden, in der das Mordbeil herrſcht?“ Es iſt eine trübſinnige Bemerkung André Chenier's, der am Arm des Bruders an Lefranc's Tiſch vorüber in einen Seitengang einbiegt.

„Hm, was hat ſich der junge Narr um die Guillotine zu kümmern? Er ſollte tanzen, trinken und ſingen! Nicht wahr, meine Damen? Bruneau, beſorgen Sie uns eine Flaſche Champagner!“ gebietet Lefranc in jener herriſchen Weiſe, der ſich niemand ſo leicht zu widerſetzen wagt, am wenigſten ein Friſeur mit dem Vornamen David und einer ariſtokratiſchen Vergangenheit.

„Champagner“ — Bruneau iſt noch gar nicht

dazugekommen, sich niederzusetzen; er hat die Stühle für die Damen, Fußbänkchen besorgen müssen — denn der Boden ist feucht, behauptet Simonne — und so sehr ihm auch ein Augenblick Ruhe zu gönnen wäre, das Wort Champagner schnellt ihn wie mit einem Zauberschlag empor.

„Der Schatz von Caen bezahlt alles!" lacht gutmüthig Lefranc.

Nicht ohne Absicht hat er es mit erhobener Stimme gesagt; sein Falkenblick entdeckt unter den Eintretenden Marcel Lecomte. Mit dem Taschentuch winkt er ihm: „Hierher, Bürger Lecomte! So! Guten Abend! Erlauben Sie, daß ich Sie den Damen vorstelle."

Marcel und Simonne erkennen sich... „Meine Retterin!" Der junge Mann drückt ihr die Hand, scheint aber im Grunde doch nicht allzu freudig von diesem Wiedersehen überrascht zu sein.

Um von den Stirnen den Mismuth zu verscheuchen und die Zungen freizumachen, naht da rechtzeitig Bruneau mit dem Champagner. Und das muß nun auch der Neid des kleinen Friseurs, der sich durch die Gegenwart der beiden andern ganz aus der Gunst seiner Begleiterinnen verdrängt fühlt und in jeder Hinsicht das fünfte Rad am Wagen ist, dem Bürger Lefranc lassen: er versteht es, den liebenswürdigen Wirth zu spielen. Wie knallt der Pfropfen, wie geschickt gießt er den perlenden Schaum ein, wie verbindlich stößt er mit den Damen, mit Bruneau selbst an: „Ihre Kunst und der Gordische Knoten!" Sogar die schüchterne Katharine wird lustig, Rosen blühen auf ihren Lippen und sie lächelt dem in Gedanken versunkenen Marcel zu.

Darüber beginnt die Musik wieder, die Paare ordnen sich zum Tanz. „Den ersten Galop", bemerkt Simonne mit einer Falte des Verdrusses um den Mund, „habe ich unserm Bruneau versprochen..."

„Sein Wort muß man halten, Bürgerin! Um einen spätern Tanz bitte ich. Da wendet sich ja auch ein junger Patriot an Fräulein Katharine! Getanzt, mein Kind, munter drauf zu! Keine Blume welkt so schnell als die Blüte der Jugend! Keine Secunde soll man ungenossen verlieren! Ohne Umstände! Recht so, geben Sie dem jungen Manne Ihre Hand! Und nun lebt wohl, Kinder, ich bleibe hier mit Marcel Lecomte noch sitzen! Bruneau, erzählen Sie der Bürgerin nicht zu viel Mythologie! Sie sind ein Studirter, ein Künstler — und die Künstler verführen die Frauen und zerstören die Republiken."

Die Arme übereinandergeschlagen, mistrauischen Auges saß Marcel dem sonderbaren Mann gegenüber. Ruhig, als beachte er ihn gar nicht, sah Lefranc indeß den Paaren nach, die in den Saal zurückströmten, wandte sich dann, beharrte noch eine Weile in seinem Stillschweigen und meinte: „Nicht übel, diese kleine Here Katharine! Nicht so majestätisch wie ihre Schwester oder die Dame, mit der wir heute Morgen in der Postkutsche fuhren —"

Marcel fuhr auf: „Mein Herr, ich möchte Sie in aller Höflichkeit bitten, jenes Mädchen an diesem Orte nicht zu erwähnen und —"

„Sie in keinem Falle mit den Frauen zu vergleichen, die einen öffentlichen Ball besuchen! Junger Mann, das hält schwer! Jenes Mädchen wird der Hauptgegenstand unserer Besprechung sein!"

„Dann vergeben Sie! Gute Nacht!" Rasch entschlossen stand er auf, aber Lefranc nöthigte ihn, seine Hand ergreifend, wieder zum Niedersetzen.

„Sie vertrauen mir nicht: das thut mir leid! Allein verargen können Sie es keinem, daß er in Revolutionszeiten sein Geheimniß in sich verschließt und zur Noth mit ins Grab nimmt! Und wiederum, habe ich nicht die Bürgschaft Ihres Vaters für mich?"

„Das flößt mir die stärkste Besorgniß ein! Sie spielen eine Doppelrolle! Wie käme der Freund Marat's dazu, sich in einem einsamen Gartenpavillon zu verbergen? Ich will meine Familie nicht als verdächtig eingekerkert sehen, verdächtig geworden eines —"

„Zweideutigen Abenteurers wegen — vollenden Sie nur —, der wahrscheinlich im Solde Pitt's, des Directors sämmtlicher Verschwörungen, steht. Ja, das ist nun einmal nicht zu ändern! Verhängniß! Ihr Vater weiß, warum. Den Kopf oben behalten! Noch bedroht weder Sie noch mich die kleinste Gefahr. Ein Unglücksstern ist freilich an Ihrem Himmel aufgestiegen: jenes Mädchen. Lassen Sie mich ausreden! Ich hasse sie nicht — ganz andere Empfindungen bewegen mein Herz zur Freundschaft, zum Mitleid für sie. Sie ist mit einem verhängnißvollen Entschluß aus Caen, wo ich sie kennen lernte, hierher gereist. Es gilt, ihren Plan zu durchkreuzen, sie vor sich selbst und den Folgen ihrer That zu retten. Unter dem Königthum würde ich mir

einen Verhaftsbefehl verſchafft und ſie auf einige Tage, zur Abkühlung ihres heißen Blutes, in die Baſtille gebracht haben. Die Baſtille war zu ſo vielem gut. Jetzt bin ich ohnmächtig."

„Aber ſo nennen Sie mir doch dieſe That! Iſt ſie ſo ſchrecklich?"

„Sie nennen, heißt das Mädchen verderben. Und bedenken Sie doch, daß ich nicht ihr Vertrauter bin, daß mich keine Gewißheit, nur eine Ahnung ihr nachgetrieben! Weiß ich, ob der Gedanke, der in ihrer Seele erwacht iſt, je zur That wird? Iſt das Geheimniß eines andern, das mich ein Zufall belauſchen, errathen ließ, mein Eigenthum?"

„O, mein Herr, Sie lieben ſie!" ſagte Marcel mit tiefer Bewegung.

„Ja — etwa wie ein Vater ſeine Tochter liebt! Sie aber, Herr Lecomte, lieben ſie mit einer raſenden Leidenſchaft, die Ihnen Unglück bringen wird, wenn Sie nicht bald einlenken! Dies Mädchen übt eine dämoniſche Gewalt auf Sie aus. . ."

„Sie iſt ein Engel des Himmels!"

„Einer, der vom Himmel zur Hölle ſtürzt und die mit ſich ins Verderben reißt, die ihn anbeten! Entziehen Sie ſich dieſem fürchterlichen Einfluß, je eher, je beſſer! Ich dächte, die hübſchen Augen Ihres Bäschens könnten Ihnen dieſe Umkehr nicht ſchwer machen."

„Zur Sache, mein Herr! Sie behandeln mich wie einen Schulknaben, und ich verdiene dieſe Behandlung, weil ich zu lange ſchon ruhig Ihre Beleidigungen ertragen. Ich glaube dem ältern Manne, den ich nach allem, was geſchehen, für einen Freund meines Vaters halten muß, manche Rückſicht ſchuldig zu ſein; aber zuletzt hab' ich doch auch meine Ehre, mein Selbſtgefühl. Noch einmal, zur Sache!"

„Ein Geſchäft hab' ich nicht mit Ihnen, ich wünſchte nur, bekannter mit Ihnen zu werden! Sie flößten mir vom erſten Augenblick unſers Zuſammentreffens lebhafte Theilnahme ein; Sie führen einen Namen, der mir theuer iſt; ſoll ich da nicht ſagen dürfen: Halt, mein junger Freund, du biſt im Begriff, dich auf ein ſtürmiſches Meer zu begeben!?"

„Wenn ich nur erſt Beweiſe Ihrer Aufrichtigkeit hätte! Jenes Mädchen iſt mir entſchwunden wie Ihnen. . ."

„Ich täuſche mich wol nicht in der Vermuthung, daß Sie an dieſem ganzen Abend ihre Spuren geſucht haben, daß Sie trotz Ihres Unwillens über mich dieſe Stunde im ſtillen ſegnen, da Sie dort den wackern Bruneau mit unſern Damen zurückkommen ſehen — Bruneau, der die ſchöne Reiſende in ihren Gaſthof geleitete!"

„Sie wiſſen mehr von ihr, wo ſie geblieben?" rief Marcel leidenſchaftlich. „Bei dem Gott des Himmels, geben Sie mir Antwort! Ihre dunkeln Reden haben, wie Oel die Flammen, meine Sehnſucht nach ihr aufs neue entfacht. Sie iſt einſam, verlaſſen, ſchutzlos in dieſer ungeheuern, unheimlichen Stadt —"

„Später!" hauchte der Fremde. „Verrathen Sie ſich nicht vor dem ſchwatzhaften Friſeur!"

Der aber ſchwelgte in dieſen Minuten in dem Entzücken befriedigter Eitelkeit. Alle hatten ſeine Tänzerin bewundert und ihn beneidet. Etwas von dem Glanz ihrer Schönheit — und bei dem Licht der Lampen, in der Bewegung des Tanzes, die ihr Antlitz mit roſigem Schimmer übergoß, mit ihrer kräftigen Minervengeſtalt hätte Simonne auch einen feinern Kenner weiblicher Reize bis zu einem gewiſſen Grade angezogen und gefeſſelt, als die leichtſinnigen Zuſchauer im Saale waren — ein Strahl von dieſem Glanze fiel auch auf ihn zurück. Vor Ermüdung wie vor Freude trocknete ſich Bruneau mit einem Spitzentaſchentuch die Stirn — einem Taſchentuch, das er gern zeigte und mit halbem Geſtändniß für das Liebespfand einer vornehmen Dame ausgab, während der boshafte Lefranc bei ſich dachte: es würde wol bei der Erſtürmung der Tuilerien aus einem Kaſten der Königin ſich wunderbarerweiſe in ſeine Taſche geflüchtet haben.

„Einen Schluck Wein, Haarkünſtler!" Und er drängte ihm ein Glas auf. „Das erfriſcht die Lebensgeiſter! Wir ſitzen ſo lieb und traut hier zuſammen! Unter dem Laubdach der ſchützenden Kaſtanien, im Schein des Mondes! Schade, daß die Nachtigallen nicht ſchlagen und der Bürger Marat nicht mit uns in Wirklichkeit einer Flaſche den Hals bricht, ſtatt ſie in ſeinen Fieberträumen den Ariſtokraten zu brechen!"

„Ja, es iſt ein Elend mit ihm!" erwiderte Simonne. „Er iſt ein berühmter Mann, der Retter des Vaterlands, der uns von den Girondiſten befreit hat! Das Gold könnte auf uns regnen, ſo gut wie auf Danton, aber er thut nichts für uns! In ſeinem Reich der Tugend lebend, vergißt er das Nothwendigſte —"

„Einen Shawl aus Perſien für Sie und einen Schmuck für Mademoiſelle."

„Sie ſpotten, mein Herr! Und doch kann man

Ihnen nicht gram werden! Sie sind lustig und wissen einem alle Kümmernisse fortzuscherzen. Blieben Sie doch länger in Paris und bei dem armen Marat! Mit jedem Tage wird er finsterer und mürrischer, des Nachts phantasirt er —"

„Was denn?"

„Haarsträubende Geschichten! So hörten wir ihn gestern, meine Schwester und ich, als wir an seinem Bett saßen und nähten, von einem Mädchen reden, das er auf einer seiner Reisen getroffen haben mußte; denn mehrmals rief er: «Ich komme aus England und will nach Paris!» Was er mit ihr vorhatte, verstanden wir nicht; seine Reden irrten bunt und wild durcheinander; es schien, als hätte sie einen Dolch auf ihn gezückt. «Lege das Messer fort!» stöhnte er abwehrend."

Marcel zuckte zusammen; auch Lefranc setzte das Glas, das er ergriffen, unberührt nieder — Simonne mochte glauben, ihre Erzählung hätte diesen ergreifenden Eindruck hervorgebracht, während vor dem innern Auge der beiden plötzlich, wie durch eine wunderbare Phantasmagorie, jenes Mädchen, ihre Reisegefährtin, ein breites Messer in der Hand, dastand, schrecklich schön, wie eine zürnende, strafende Göttin. Woher diese Erscheinung ihnen kam? Sie vermochten es nicht zu bestimmen, aber sie war vor ihnen, sichtbar, mit den Fingern hätten sie auf sie zeigen können. Das hatte nur noch gefehlt, um Marcel's leidenschaftliche Erregung aufs höchste zu steigern; so sehr hatte er alle Besonnenheit verloren, daß er sich hastig an Bruneau wandte und ausrief: „Wo ist sie?"

„Wer?" stammelte dieser, von der Heftigkeit Marcel's erschreckt.

Von einer einzigen Bewegung der Lippen hing jetzt das Geheimniß der seltsamen Fremden ab — mit ihrem Geheimniß ihr Leben, denn in jenen Tagen war der Verdächtige auch der Schuldige.

„Wer?" lachte Lefranc. „Das Traumgebilde! Da haben wir's, Bürgerin! Die Fieberphantasien Marat's wirken auch auf unsern jungen Freund. Bruneau, besorgen Sie noch eine Flasche! Und ihr beiden jungen Leute, gebt euch die Hände und tanzt durch den Saal! Bewegung ist zu allen Dingen gut und bringt das dicke Blut, das die Hirngespinste erzeugt, wieder in Fluß."

„Jetzt tanzen?" flüsterte Marcel.

„Um ihretwillen!" sagte zischelnd, mit sonderbarer Betonung, Lefranc. Die beiden Frauen achteten im Augenblick weniger auf sie; Simonne hatte an dem Anzug der Schwester dies und jenes wieder zu ordnen. „Ihr vorlauter Ausruf hat den Argwohn dieser Menschen erregt. Um Ihrer Mutter willen, seien Sie freundlich zu der Kleinen! In Frankreich haben immer die Frauen geherrscht — und ich wette, Sie brauchen noch einmal die Hülfe der Geliebten Marat's!"

Halb gezwungen — widerwillig und doch nicht fähig, sich dem Einflusse zu entziehen, den der Blick und die Stimme Lefranc's auf ihn ausübte — legte Marcel seine Hand in die Katharina's. . .

Da wandte ein allgemeiner Aufbruch, ein lautes Geschrei der Gäste ihre Aufmerksamkeit nach einer andern Seite. Selbst Bruneau vergaß die Champagnerflasche auf den Tisch zu setzen und starrte mit offenem Munde nach der Saalthür. Ein seltsamer Zug bewegte sich aus ihr die Stufen hinab nach dem Garten.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Honoré von Balzac.

Von Claire von Glümer.

Honoré von Balzac, der dreiundzwanzig Jahre lang einer der ersten unter Frankreichs Schriftstellern war, dessen Bücher, in alle Sprachen Europas übersetzt, seinen Namen in der Alten und Neuen Welt bekannt gemacht haben, gehörte jener realistischen Schule an, die das sociale Leben der Gegenwart mit photographischer Genauigkeit zu schildern sucht.

Begabt mit einer Phantasie von unerschöpflicher Fülle und überraschender Farbenpracht, unterstützt von einem Scharfblick, dem sich keine Regung der Seele, keine Thorheit, keine Schwäche entzog; vertraut mit allen Klippen, Strudeln und Untiefen des pariser Lebens, zeichnet Balzac Familie und Gesellschaft, Industrie und Beamtenthum, Künstler und Kleinbürger mit gleicher Meisterschaft. Er beschränkt sich aber nicht auf die Hauptstadt, auch in der Provinz sucht und findet er seine Gestalten und erobert damit der französischen Belletristik ein Gebiet, das sie bis dahin unbeachtet gelassen.

Seine Darstellung kommt seiner Erfindung und seinem Verständniß gleich. Die Gestalten, die er zeichnet, leben vor unsern Augen, wir belauschen ihr Fühlen, ihr Denken, wir sehen den Keim des Wunsches in ihrer Seele und verfolgen seine Entwickelung, bis der Wunsch zum Entschluß, der Entschluß zur That geworden ist. Hunderte

von Geſtalten läßt er aus dem Gewirr des Lebens vor uns auftauchen, weiß unſer Intereſſe für ſie zu ſteigern und zu erhalten, bis ſie das Ziel erreicht haben, zu dem er ſie führt — und hat vielen derſelben, trotz ihrer individuellen Phyſiognomie, eine typiſche Bedeutung gegeben.

Unübertrefflich ſind Balzac's Schilderungen. Immer geben ſie ein ganzes, farbenreiches Bild, mag er uns durch die Säle eines Antiquitätenhändlers führen oder in das Boudoir einer Tänzerin; in eine bretagniſche Kleinſtadt oder in den Salon eines pariſer Bankiers; in das Laboratorium des Alchymiſten oder in einen Park, unter deſſen hundertjährigen Bäumen eine Jagdgeſellſchaft im Frühnebel hinreitet.

Und nicht nur für Scenerie und Individualitäten, auch für die großen Strömungen der Zeit hat Balzac ein ſcharfes Auge. Bald iſt's der ohnmächtige Kampf des alten Königthums, den er zeichnet, bald geiſelt er den neuen Staat in ſeinen Vertretern: Beamten, Politikern, Induſtriellen, oder er führt uns ein in das Kunſttreiben des „jungen Frankreich" oder er deckt die Schäden auf, an denen das kirchliche Leben, die Familie und die Geſellſchaft kranken.

Eins aber fehlt dem Dichter: der Glaube an den Adel der Menſchennatur. Darum ſind ſeine Schöpfungen trotz aller Bewunderung, die wir ihnen zollen, nicht im Stande, uns zu erwärmen. Es ſind Abbilder der Wirklichkeit ohne die Verklärung der Poeſie.

Balzac ſelbſt ſcheint dieſen Mangel empfunden zu haben. Zuweilen iſt es, als packte ihn ein Verzweifeln an der engen, alltäglichen Welt, in die er ſich gebannt fühlt. Er ſucht ſich daraus zu befreien; doch ſtatt ſich in die Regionen des Ideals zu erheben, geräth er auf den Abweg des Ungeheuerlichen. Dann ſind auch ſeine Helden jene „tugendhaften", intereſſanten Verbrecher, die ſolange einen Ehrenplatz im franzöſiſchen Roman behauptet haben und noch heute behaupten. Oder er ſchildert fratzenhafte Phantaſiegebilde à la Callot-Hoffmann, wie im „Louis Lambert", oder myſtiſche Weſen, von Swedenborg's Geiſt erfüllt, wie im „Livre mystique".

Nach ſolchen Abſchweifungen kehrte er jedoch immer wieder auf das ſeinem Talent angemeſſenſte Gebiet, das der modernen Sittenſchilderung, zurück, und ſeine „Scènes de la vie parisienne", „Scènes de la vie de province", „Scènes de la vie politique", „Scènes de la vie privee", „Scènes de la vie religieuse" u. ſ. w., die er bei einer Geſammtausgabe ſeiner Werke unter dem Titel: „La comédie humaine", vereinigte, werden als erſchreckend treue Bilder einer kranken Zeit ihren Platz in der Culturgeſchichte behaupten.

Manche Eigenthümlichkeiten der Balzac'ſchen Romane werden uns durch ſein eigenes Leben erklärt. Die Entbehrungen, die ihm ſeine Armuth auferlegt, die Kämpfe, die er um ihretwillen gekämpft, haben jenes überwiegende Intereſſe für Geldverhältniſſe hervorgerufen, jenes Ausklügeln verwickelter Speculationen, jene weitläufigen Rechenexempel, die faſt in jedem ſeiner Bücher wiederkehren. Beſitzen, um zu genießen, ſcheint in den meiſten Fällen das einzige Streben ſeiner Helden, und wer Balzac im Kreiſe ſeiner Freunde ſprechen hörte, hätte glauben können, daß es auch für ihn nichts Höheres gäbe. Wenn wir ſein Leben überblicken, werden wir uns jedoch überzeugen, daß er ſich unrecht that. Die Kunſt hat ihm allezeit höher geſtanden als Gewinn und Genuß. Er hat ſie niemals entwürdigt, weder im Dienſt der herrſchenden Mode, noch in den frivolen Tagesintereſſen, ſo vortheilhaft das auch in pecuniärer Beziehung für ihn geweſen wäre. Nie haben äußere Vortheile ihn verlocken können, ſein Talent zu misbrauchen wie viele andere. Es war ihm Ernſt um die Kunſt — er hat ihr treu gedient, hat ihr große Opfer gebracht — und iſt arm geblieben trotz ſeines rieſenhaften Fleißes.

Balzac wurde am 20. Mai 1799 zu Tours geboren. Er war das erſte Kind ſeiner Aeltern und wurde mit großer Freude begrüßt. Der Vater gab ihm nach dem Schutzheiligen ſeines Geburtstags den verheißungsvollen Namen Honoré und die Mutter ließ nach altem Brauch zum Gedächtniß ſeiner Geburt einen Baum pflanzen, eine Akazie, die noch heutigentags, obwol das Beſitzthum längſt in fremde Hände übergegangen iſt, den Schauplatz ſeiner Kinderſpiele beſchattet.

Seiner Kinderträume ſollten wir ſagen, denn der kleine Honoré ſpielte nicht. Es war dies die erſte Sorge, die der ſonſt geiſtig wie körperlich geſunde Knabe den Aeltern machte. Es ängſtigte ſie, wenn der Kleine, ſtatt an den Spielen ſeiner beiden Schweſtern theilzunehmen, ſtundenlang vor ſich hinbrütete — aber weder Bitten noch Vorwürfe, weder Leckerbiſſen noch Spielſachen vermochten ihn ſeiner Verſunkenheit zu entreißen.

Das Einzige, was ihn erfreute, waren Bücher. Mit wahrer Leidenſchaft trug er ſie zuſammen und ruhte nicht, bis ihm die Bedeutung ihrer

myſtiſchen Zeichen verſtändlich geworden war. Endlich konnte er leſen — und nun war auch die Zeit des Träumens vorüber. Statt deſſen ſaß der fünfjährige Knabe halbe Tage lang über den Büchern. Beſonders nahm ihn ein Altes Teſtament gefangen, das er irgendwo aufgefunden. Die Engel und Propheten, die Helden und Märtyrer, die Kämpfe und Wunder, von denen es erzählt, gaben der Welt ſeiner Phantaſie einen neuen, reichen Inhalt — und dann war in dem geliebten Buche ſo viel Unverſtändliches, das ihn mit unheimlich-ſüßen Schauern erfüllte. Weder der größte Papierdrache noch die herrlichſte Flinte vermochten den Zauber der Bücher zu beſiegen.

Nur einmal, einige Jahre ſpäter, bekamen ſie eine Nebenbuhlerin, und zwar in Geſtalt einer entzückenden Violine, die der Vater für 1½ Franc auf dem Jahrmarkt gekauft hatte. Von herumziehenden Künſtlern hatte der Knabe die Behandlung des Inſtruments geſehen. Er nahm es kunſtgerecht in die kleinen Hände, ſtrich mit dem Bogen über die Saiten und — o Wunder! ein ſchriller, Mark und Bein durchſchneidender Ton ließ ſich hören.

Außer ſich vor Freude, rief er die Schweſtern herbei, ſeine Kunſtleiſtungen zu bewundern — aber ſtatt deſſen hielten ſie ſich die Ohren zu und tief gekränkt flüchtete er ſich in die Einſamkeit des Gartens. Da fand man ihn denn nach mehrern Stunden noch immer ſeine Violine kratzend, mit glühendem Geſicht, die Augen voll Thränen, wie berauſcht von den Melodien, die ſeine Seele vernahm.

Die muſikaliſche Begeiſterung war indeß nur von kurzer Dauer. Die Leſewuth nahm ihn wieder gefangen, und als ſich im Laufe der Zeit doch auch das Bedürfniß körperlicher Bewegung geltend machte, wußte er beiden genug zu thun. Oft lief er ſchon frühmorgens, ſein Frühſtück in der Taſche und ein Buch unter dem Arme, ins Freie, ſuchte ſich einen raſigen Abhang, einen ſchattigen Baum, und kam gewiß nicht eher zurück, als bis das letzte Wort ſeines Buchs verſchlungen war.

Um dieſen Neigungen endlich ein Ziel zu ſetzen, gaben ihn die Aeltern in eine Erziehungsanſtalt in Vendôme. Der Ehrgeiz erwachte in der jungen Seele. Honoré lernte mit Eifer und Erfolg; zuweilen aber wurde die alte Sehnſucht ſo mächtig, daß er ihr nicht widerſtehen konnte. Es galt dann, ſich den Aufgaben des Tags, den Unterrichtsſtunden zu entziehen; in den Wald zu flüchten, war hier nicht möglich, ein Unwohlſein zu erdichten, widerſtrebte des Knaben geradem Sinn; lieber beging er irgendeine Unart, die mit Carcer beſtraft wurde, und je länger dieſe Strafe dauerte, um ſo ſeliger zog er ein in die ſtillen Mauern.

Alles, was nur irgend aufzutreiben war, wurde da geleſen: Mathematik, Naturwiſſenſchaften, Kirchengeſchichte, Philoſophie — und alles prägte ſich dem ausgezeichneten Gedächtniß des Knaben ein, was jedoch im Augenblick nicht zu ſeinem Vortheil gereichte. Es war eben nur ein Aufſpeichern von Material, das er nicht zu ordnen wußte und deſſen Ueberfülle ihn endlich zu erdrücken drohte. Die Begriffe verwirrten, die Bilder überſtürzten ſich, und während er innerlich angeſtrengt arbeitete, zeigte er ſich nach außen ſo zerſtreut, gleichgültig und unachtſam auf die gewöhnlichſten Vorkommniſſe des Lebens, daß der begabte Knabe zuweilen den Eindruck eines halb Blödſinnigen machte.

Wie erſchraken die Aeltern, als ſie den damals vierzehnjährigen Honoré in dieſem Zuſtand wiederſahen, und wie lachten die Schweſtern über all die großen und kleinen Misgriffe, die er beging! In kindlicher Eitelkeit hatte er ſie oft genug durch ſeine Vielwiſſerei gequält — nun jauchzten ſie auf, wenn er ein Kartoffelfeld für Korn anſah oder eine Linde nicht von einem Obſtbaum unterſcheiden konnte, oder eine Kürbisblüte ſorgſam pflegte, weil er ſie für die Blume eines ſeltenen Cactus hielt. Uebrigens war er bei der Erkenntniß ſolcher Irrthümer mehr zornig als beſchämt.

„Wartet nur, ich werde doch noch ein berühmter Mann!“ rief er den ſpottenden kleinen Mädchen zu, und mit ſtolzer Ruhe, wie etwas ihm Gebührendes nahm er es hin, wenn ſie ihn neckend „Großer Balzac“ nannten.

Um dieſe Zeit (1813) wurde Herrn von Balzac eine Anſtellung in Paris geboten, die er um ſo freudiger annahm, da ſie ihm die Möglichkeit gab, dem Sohne zugleich den beſten Unterricht und den bildenden Verkehr des Familienlebens zu gewähren.

Wirklich trat auch mit dieſer Ueberſiedelung nach Paris die glücklichſte Wandlung im Weſen des Knaben ein. Bis dahin hatte er nur auswendig gelernt, jetzt fing er an zu begreifen. Zugleich wandte ſich ſein Intereſſe, das früher ausſchließlich den Büchern gehörte, auch der Wirklichkeit zu. Bald begann der Farbenreichthum

des pariſer Lebens ſeine Phantaſie zu beſchäftigen, ohne daß ſein Arbeitseifer dadurch beeinträchtigt worden wäre, und da ſeine körperliche Entwickelung mit der ſeines Geiſtes im Gleichgewicht blieb, wurde aus dem ſtillen, ſchüchternen, linkiſchen Knaben ein lebhafter, heiterer, witziger junger Mann — der Liebling ſeiner Mitſchüler und der Stolz ſeiner Aeltern.

Was ſie nur irgend von ihm erwarten konnten, ſahen ſie erfüllt. Mit achtzehn Jahren, nachdem er die Prüfungen glänzend beſtanden, verließ er die Schule und begann das Studium der Rechte, d. h. er beſuchte die Ecole du droit, die Sorbonne und das Collége de France und arbeitete zu derſelben Zeit bei dem Advocaten Guyonet de Merville, in deſſen Arbeitszimmer ſich auch Scribe und Jules Janin auszubilden verſuchten, welche beide nicht mehr Talent für die Rechtswiſſenſchaft mitbrachten als Balzac. Sein Taſchengeld verwendete der junge Honoré zum Ankauf von Büchern und ſeine Mußeſtunden zum fröhlichen Verkehr mit den Seinen; aber es iſt geſorgt, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen“. Auch Honoré von Balzac ſollte die Wahrheit des Sprüchworts beſtätigen.

Er war einundzwanzig Jahre alt geworden; die Zeit, ins praktiſche Leben einzutreten, war gekommen, und der Vater, der ihm dies ſo viel als möglich zu erleichtern wünſchte, hatte beſchloſſen, ihn aus der glänzenden, aber gefahrvollen Laufbahn des Advocaten, der von tauſend Zufälligkeiten abhängt, in die einträgliche Einförmigkeit des Notariats hinüberzuführen. Ein Freund des Hauſes hatte ſich bereit erklärt, den jungen Mann in die Geheimniſſe ſeines Berufs einzuweihen, ihn einige Jahre als Clerc zu beſchäftigen und ihm endlich, wie das in Frankreich üblich iſt, ſeine Praxis zu verkaufen. Alles war ſo weit geordnet; es galt nur noch, den Sohn mit ſeinem Glück bekannt zu machen, und eines Abends, als die Familie allein um den Kamin ſaß, begann der alte Herr, der eine gewiſſe Umſtändlichkeit liebte, mit der Frage: ob Honoré daran gedacht, daß er einundzwanzig Jahre alt geworden, und daß es Zeit wäre, ſich für einen Lebensberuf zu entſcheiden.

„Gewiß, lieber Vater“, gab er gleichmüthig zur Antwort, indem er mit der Zange auf die Kohlen ſchlug, „ich will Schriftſteller werden!“

„Schriftſteller?“ rief der Vater und runzelte die Stirn.

„Schriftſteller?“ wiederholte die Mutter und ſchlug die Hände zuſammen, während ſich die Schweſtern anſtießen und ſpöttiſch lachten.

Eine heftige Scene folgte. Der Vater ſchalt, die Mutter weinte, aber der junge Mann blieb feſt. Auf Bitten und Vorwürfe, auf Drohungen und Thränen gab er immer die Eine Antwort: „Ich kann nicht anders, ich muß Schriftſteller werden!“

„Weißt du denn auch, was du unternimmſt?“ rief der Vater im heftigſten Zorn. „Wer in der Literatur nicht zu den Königen gehört, bleibt ſein Leben lang Troßknecht!“

„Sei ohne Sorgen“, antwortete der Sohn, „ich werde König ſein!“

Wochenlang ſpannen ſich die Kämpfe fort. Honoré blieb bei ſeinem Entſchluß und endlich gab der Vater nach; er erlaubte dem Sohne, ſeine juriſtiſche Thätigkeit aufzugeben, erklärte ſich bereit, ihm wie bisher ein mäßiges Taſchengeld zu zahlen, verlangte aber, daß er im übrigen für ſich ſelbſt ſorgte.

Mit Freuden ging der junge Mann auf dieſe Bedingungen ein. Das Entzücken, ſeinen Neigungen folgen zu dürfen, erleichterte ihm ſogar den Abſchied von den Seinigen, die trotz des Spätherbſtes auf das Land zogen, nothwendige Einſchränkungen vorſchützend, in Wahrheit aber, um dem angehenden Schriftſteller die Zuflucht des Vaterhauſes zu entziehen. Ganz auf ſich ſelber angewieſen, hofften die Aeltern, würde er um ſo ſchneller zur Erkenntniß ſeines Irrthums kommen und ſich zur Umkehr entſchließen.

Der Himmel ſchien mit den Wünſchen der Aeltern im Bunde zu ſein. Der Winter wurde ſehr kalt, das Dachſtübchen, das der junge Balzac, Rue Lesdignières Nr. 7, bewohnte, war nicht zu heizen und durch Erkältung zog er ſich die heftigſten Zahnſchmerzen zu — doch all dies Ungemach war nicht im Stande, den Muth des jungen Helden zu beſiegen, der ſich vorgenommen hatte, mit Siebenmeilenſtiefeln an ſein Ziel, zu Ruhm und Reichthum, zu gelangen. Der Weg, den er hierzu eingeſchlagen, ſchien ihm ganz unfehlbar: er ſchrieb ein Trauerſpiel, das er „Cromwell“ nannte, deſſen Held aber eigentlich Karl I. war.

Wie im Fieber ſaß er über ſeinem Werke. Hunger, Kälte, Körperſchmerz wurden beſiegt von der Macht ſeines Willens, und als die erſten Frühlingslüfte wehten, konnte er den Seinigen die Vollendung der Tragödie melden. Als Lohn empfing er eine Einladung ins Vaterhaus, folgte derſelben mit ſiegesfrohem Herzen und ſah wenige

Tage ſpäter die langerſehnte Stunde der Vorleſung ſeines Stücks anbrechen.

Es war nur ein kleiner Kreis, der ſich dazu im Balzac'ſchen Hauſe verſammelt hatte, aber für den jungen Dichter bedeutete er die Welt, beſonders da Herr Andrieux, Profeſſor der Literatur am Collége de France und Verfaſſer mehrerer Tragödien, von denen heutzutage niemand etwas weiß, den Vorſitz führte. Mit ſtockendem Athem nahm Honoré Platz an dem verhängnißvollen kleinen Tiſch mit den zwei Lichtern, begann mit zitternder Stimme und ängſtlich klopfendem Herzen — las ſich mehr und mehr ins Feuer — fühlte noch einmal alle Begeiſterung des Schaffens, ſah ſeine Geſtalten lebendig vor ſich ſtehen, hoffte, kämpfte, fürchtete mit ihnen und ließ endlich voll froher Zuverſicht zum fünften mal den Vorhang fallen. Aber als er den Blick ins gewöhnliche Leben zurückwendete, fand er kalte Mienen, in denen ſein Verdammungsurtheil geſchrieben ſtand. Nur die Mutter trocknete verſtohlen ein paar Thränen der Rührung. Dagegen erklärte ſich Andrieux gegen das Werk: Die Tragödie wäre nicht nur an und für ſich als verfehlt zu bezeichnen, ſie gäbe auch den unwiderleglichen Beweis, daß ihr Verfaſſer jedes Dichtertalents entbehrte.

Es war ein furchtbarer Schlag für das Selbſtgefühl des jungen Mannes. Den Reſt des Abends, die ganze Nacht verbrachte er wie in Raſerei, aber ſchon am nächſten Morgen hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt. Vergebens forderte ihn der Vater auf, zu den Acten zurückzukehren — er glaubte noch immer an ſeine Dichterkrone und ging, ſie zu erwerben, in ſeine einſame, ärmliche Dachkammer zurück.

Die erlittene Niederlage blieb übrigens nicht ohne Frucht für ihn. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht zum Dramatiker berufen war, und warf ſich mit all ſeiner Energie auf den Roman. „Die letzte Fee", „Argow, der Pirat", „Die bleiche Johanne", „Der Hexenmeiſter", „Jean Louis" und andere entſtanden mit unglaublicher Schnelligkeit, wurden theils unter dem Pſeudonym Horace de St-Aubin, theils unter dem des Lord Rhoone veröffentlicht und verſchwanden ſpurlos im Strom der Tagesliteratur.

Dabei hatte Balzac trotz ſeines eiſernen Fleißes fortwährend mit Mangel zu kämpfen. Seine Bücher wurden von obſcuren Buchhändlern ſchlecht honorirt. Immer wieder mußte er die Unterſtützung des Vaters in Anſpruch nehmen, und ſo oft er mit den Seinigen zuſammenkam, mußte er hören, daß er den rechten Weg verfehlt hätte und umkehren möge, ſolange es noch Zeit ſei. „Nun gut", ſagte er endlich, „ſo will ich verſuchen, auf andere Weiſe Geld zu verdienen, aber nur, um Muße zum Schreiben zu gewinnen." Es war eine buchhändleriſche Speculation, die er unternahm. Er ließ die Werke Lafontaine's in einer wohlfeilen einbändigen Ausgabe drucken, ebenſo die Werke Molière's. Ein Freund hatte ihm das nöthige Geld geliehen — er ſelbſt hatte zu jedem der Bücher eine glänzende Vorrede geſchrieben —, aber der Verſuch mislang. Man ſagt, daß er am Uebelwollen der Buchhändler ſcheiterte. Zu Balzac's Armuth war jetzt auch noch eine nicht unerhebliche Schuld gekommen.

Jetzt aber trat ſein Vater helfend ein. Zufrieden mit der praktiſchen Richtung, die des Sohnes Thätigkeit genommen, verſchaffte er ihm das nöthige Kapital zum Ankauf einer Druckerei, und mit dem Feuereifer, den er zu jeder Arbeit mitbrachte, ging Balzac ans Werk. Aber das Glück war ihm nicht günſtig. Es war um die Mitte der zwanziger Jahre; die Bourbonen begannen ſich aufs neue in Frankreich unſicher zu fühlen und arbeiteten an ihrem Sturz durch das ſeitdem ſo oft mit gleichem Erfolg gebrauchte Mittel der Preßbeſchränkung. Zeitungen wurden mit Beſchlag belegt, Bücherverbote waren an der Tagesordnung, der Buchhandel litt unter dieſen Maßregeln, und die Arbeit, die Balzac für ſeine zwölf Druckerpreſſen brauchte, blieb aus. Ein Betriebskapital, das ihm möglich gemacht hätte, auf beſſere Zeiten zu warten, fehlte ihm, und alle Mühe, es herbeizuſchaffen, war vergebens. Nach kurzer Zeit ſah er ſich genöthigt, ſein Etabliſſement zu verkaufen, und zwar, wie das bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, mit bedeutendem Verluſt. Genug, alles, was Balzac von dieſem zweiten Unternehmen davontrug, waren neue Schulden.

Den Muth verlor er indeſſen nicht. Im Gegentheil, er ertrug ſein Misgeſchick mit einer Art Triumph; durfte er jetzt doch wieder zur Schriftſtellerei zurückkehren. Und in der That ſchien es, als hätte ſein Talent in dieſer Zeit erzwungener Enthaltſamkeit ſeine volle Reife erlangt.

Er ſchrieb den „Letzten Chouan", und mit dieſem Buche, dem erſten Werke Balzac's, das bei Levaſſeur und unter dem wirklichen Namen des Verfaſſers erſchien, brach er ſich Bahn. „Die Frau von dreißig Jahren", „Das Katzenhaus",

„Der Ball von Sceaux" folgten im Laufe der beiden nächſten Jahre und bereiteten ihm den Weg, bis er endlich mit der „Phyſiologie der Ehe", in der ſich zum erſten mal ſein unerbittlicher Scharfblick und ſeine feine Charakteriſtik vollſtändig zeigten, den Platz errang, den er ſeitdem behauptet hat. In dieſer zweiten Periode ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit — die erſte hat er ſpäter immer verleugnet — hat Balzac etwa einhundertundzwanzig Bände Romane, Novellen, Sittenſchilderungen geſchrieben, eine Zahl, die um ſo mehr überraſcht, wenn man bedenkt, daß er nur einundfunfzig Jahre alt geworden iſt.

Die Art ſeines Arbeitens war ſehr eigenthümlich. Sein Tagewerk begann um 11 Uhr abends, nachdem er ſich unmittelbar nach dem Diner niedergelegt und etwa fünf Stunden geſchlafen hatte. Wenn er aufſtand, hüllte er ſich in einen bequemen Schlafrock — in ſpätern Jahren in eine Mönchskutte —, trank eine Taſſe ſtarken Kaffee und ging ans Schreiben. War es der Anfang eines Werkes, an dem er arbeitete, ſo ſchrieb er auf einzelne Blätter, die er, ſobald eine Seite beſchrieben war, ohne ſie zu leſen in einen neben ihm ſtehenden Papierkorb warf. Nach jeder Seite wurde ein Schluck ſtarker Kaffee getrunken — und ſo ging es fort bis um 9 Uhr morgens. Dann kam der Diener mit dem Frühſtück. Das während der Nacht Geſchriebene wurde ungeleſen in die Druckerei geſchickt. Nach dem Frühſtück begab ſich Balzac aufs neue an die Arbeit und blieb dabei bis 3 Uhr nachmittags. Dann kleidete er ſich an, machte einen Spaziergang, der ſich bis zur Eſſenszeit hinzog, und legte ſich dann zu Bett, bis ihn die Nacht aufs neue zur Arbeit rief.

Wenn in dieſer Weiſe der erſte Entwurf eines Werkes, der ſelten mehr als dreißig bis vierzig Blätter füllte, vollendet war, ging Balzac an das Ausarbeiten, das er auf den mit ſehr breitem Rande verſehenen Correcturbogen vornahm. Aus den vierzig Blättern waren nun vielleicht hundert bis hundertfunfzig geworden, die abermals gedruckt und abermals weiter ausgeführt wurden — und das ſo fort, bis der Verfaſſer nach dem ſechsten, zehnten oder zwanzigſten Abdruck mit ſeiner Arbeit zufrieden war. Den Roman „Pierrette", den er der Gräfin Eva Hanska, ſeiner ſpätern Gattin, widmete, hat Balzac ſogar ſiebenundzwanzigmal überarbeitet.

Ein ſo angeſtrengtes Schreiben vermochte er natürlich nicht ohne Unterbrechung fortzuſetzen. War ein Werk vollendet, ſo gehörte Balzac der Geſelligkeit, den Freunden, der Familie — oder er las eifrig, wie er das als Kind gethan; oder er richtete ſeine Wohnung ein; oder er vervollſtändigte ſeine Bibliothek, auf die er ſtolz war. Leider hielten die Einnahmen nicht Schritt mit ſeinen Wünſchen. Sein Schönheitsſinn, der durch langes Entbehren krankhaft gereizt war, verleitete ihn oft zu großen Ausgaben für entbehrliche Dinge, während er am Nothwendigen Mangel litt. Nachdem er den Roman „La peau de chagrin" unter günſtigen Bedingungen verkauft hatte, ließ er z. B. das Entreſol, das er bewohnte, mit Seide und Spitzen ausſchlagen, und die frugalen Diners, die er ſeinen Freunden gab — George Sand erzählt von einem ſolchen, das aus Rindfleiſch und einer Melone beſtand, wozu Champagner getrunken wurde —, erhielten durch das koſtbare Silberzeug und das chineſiſche Porzellan, in dem ſie ſervirt waren, eine eigenthümliche Folie.

Daß Balzac bei ſolchen Liebhabereien ſich beſtändig in Geldnoth befand, war natürlich. Dazu kam, daß die zahlreichen Correcturen, deren Koſten er zu tragen hatte, ſeine Einnahme bedeutend ſchmälerten; bei dem Roman „Pierrette" überſtiegen ſogar ſeine Koſten das Honorar um mehrere hundert Francs. Außerdem hatte er, wie wir wiſſen, alte Schulden zu bezahlen. Bei den Gedanken an ſeine Verbindlichkeiten konnte er in Verzweiflung gerathen — ein Zuſtand, der zum Glück nie lange anhielt. Das erſte Symptom deſſelben war gewöhnlich, daß er mitten in der Unterhaltung abbrach, ſein Notizbuch hervorzog oder Bleiſtift und Papier verlangte, ſich damit in einen Winkel ſetzte und Zahlen an Zahlen reihte.

„Neunundfunfzigtauſend Francs!" rief er dann; „neunundfunfzigtauſend Francs bin ich ſchuldig! Mir bleibt wirklich nichts übrig, als ins Waſſer zu gehen oder mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen!" Fragte man aber nach ſeiner Arbeit oder ſchlug ihm vor, ein neues Theaterſtück zu ſehen, ſo war alles Ungemach vergeſſen.

Uebrigens waren dieſe Schulden ſeinem „Ruhme" gefährlich. Im Jahre 1834 fühlte er das Verlangen, ſich einen Platz unter den vierzig officiellen Vertretern der Literatur und Wiſſenſchaft in der Académie française zu ſichern. Die Akademiker, die von ſeinen Freunden unter der Hand über ſeine Aufnahme befragt wurden, erklärten jedoch: „die Vermögensverhältniſſe des

Herrn von Balzac wären in ſo großer Unordnung, daß er auf die Ehre, zu den Ihrigen gezählt zu werden, verzichten müſſe." Balzac zuckte bei dieſem Beſcheid lachend die Achſeln. „Nun gut, wenn ſie den armen Balzac verſchmähen, ſollen ſie ſpäter den reichen auch nicht haben!" ſagte er und ließ die Sache fallen.

Zu dem „reichen Balzac" war freilich noch wenig Ausſicht vorhanden. Wiederholt ſah er ſich genöthigt, ſich der Verfolgung ſeiner Gläubiger durch die Flucht zu entziehen. Einmal war er drei Wochen lang nicht zu finden. Endlich erfuhr der mit ſeiner Verhaftung beauftragte Garde du commerce, daß er im Hotel der Frau von Visconti verſteckt wäre. Das Haus wurde umſtellt, der Wächter des Geſetzes erſchien mit ſeiner Vollmacht vor dem Dichter und dieſer gab ſein letztes Gut, die Freiheit, verloren, als Frau von Visconti die zehntauſend Francs, um die es ſich handelte, für den langjährigen Freund bezahlte. Aber auch dieſe Hülfe machte ihn nur auf Augenblicke von ſeinen Sorgen frei, und ſehr komiſch ſind oft die Mittel, auf die er zur Beendigung ſeiner Finanznoth verfiel. So fiel ihm beim Leſen des „Tacitus" ein, in den ſardiniſchen Silberminen, die von den alten Römern ſicherlich nur unvollkommen ausgebeutet waren, eine Nachleſe zu halten, die ihn zum reichen Mann machen ſollte. Aber ein genueſiſcher Schiffsherr, den Balzac während der Ueberfahrt nach Italien ins Vertrauen zog, kam ihm zuvor, indem er für ſich ſelbſt von der ſardiniſchen Regierung das Monopol der Ausbeute erwarb.

Ein andermal vertiefte ſich Balzac wochenlang in die ſcharfſinnigſten Berechnungen, um ein Syſtem zu erſinnen, nach welchem er alle Spielbanken ſprengen wollte; und ſchon glaubte er damit zu Stande gekommen zu ſein, als ihm einfiel, daß er die Doppelnull bei ſeinen Berechnungen außer Acht gelaſſen hatte, worauf er ärgerlich den ganzen Plan beiſeite warf. Ein drittes mal ging er mit einem Freund daran, das langerſehnte Perpetuum-mobile zu erfinden. Später beabſichtigte er, in Corſica Opiumpflanzungen anzulegen oder im Norden Frankreichs Ananas im Freien zu ziehen — lauter Chimären, denen er ſich, ſolange ſie dauerten, mit voller Seele hingab.

Nach allen ſolchen Abſchweifungen kam er mit verſtärktem Eifer an ſeinen Schreibtiſch zurück, war aber auch in dieſer ſeinem Talent angemeſſenen Thätigkeit nicht vor Täuſchungen ſicher. Einige dramatiſche Verſuche, zu denen ihn ſeine Freunde beredet hatten, ſchlugen gänzlich fehl. Eins ſeiner Dramen: „Vautrin", wurde zwar vom Théâtre français angenommen, errang aber nur einen succès d'estime und wurde, da Frédéric Lemaître, Darſteller der Titelrolle, in ſeiner Maske Ludwig Philipp copirt haben ſollte, von der Regierung verboten.

Drei Zeitſchriften: „Le Feuilleton littéraire", „La Revue parisienne" und „La Chronique de Paris", deren Redaction er nach kurzen Zwiſchenräumen übernahm, gingen in ſeiner Hand zu Grunde, obwol er die trefflichſten Mitarbeiter: Théophile Gautier, Méry, Charles de Bernard, Guſtave Planche u. ſ. w., dafür gewonnen hatte und mehrere ſeiner eigenen Meiſterwerke darin erſcheinen ließ. Er war zu ſehr Künſtler, um trotz ſeines Verlangens nach Erwerb dem Geſchmack oder Ungeſchmack des Tags irgend nachgeben zu können. Vor allem haßte er den eigentlichen Feuilletonroman, der, nur auf den augenblicklichen Effect berechnet, die Anforderung der Kunſt aus den Augen ſetzt. In gleicher Weiſe waren ihm die Vertreter dieſer täglich mehr Einfluß gewinnenden Richtung verhaßt, am meiſten Sue und Dumas. Nichts empörte ihn mehr, als mit einem von ihnen verglichen zu werden. Seine Empfindlichkeit in dieſer Beziehung ging ſo weit, daß er eines Tags auf 500 Francs verzichtete, die er von einem pariſer Blatt zu fordern hatte, weil ihm der Redacteur auf ſeine Reclamation zur Antwort gab: Für die letzte Arbeit des Herrn Alexandre Dumas wäre auch nicht mehr bezahlt worden, als Balzac bereits bekommen. „Wenn Sie mich mit dieſem Neger vergleichen können, bleibt mir nichts übrig, als mich Ihnen gehorſamſt zu empfehlen!" ſagte der beleidigte Balzac, nahm ſeinen Hut und ging. Er hat ſeitdem nie wieder eine Zeile für dies Blatt geſchrieben.

Zu Anfang ſeiner Laufbahn brachten ihn ſeine literariſchen Widerſacher in heftigen Zorn; ſpäter, als er feſten Boden unter den Füßen fühlte, nahm er ihre Angriffe gleichmüthiger hin. Seinen Freunden gegenüber war Balzac freundlich, gefällig, mittheilſam. Am liebſten ſprach er von ſich und ſeinen Werken, die er im voraus erzählte und ſie gleichſam beim Plaudern ausarbeitete. George Sand, die eine Zeit lang viel mit ihm verkehrte, ſagte von ihm:

„Er war zu gleicher Zeit kindiſch und gewaltig — war immer neidiſch um ein Nichts, nie-

mals eiferſüchtig auf eine Berühmtheit. Er war aufrichtig bis zur Beſcheidenheit und eitel bis zur Großſprecherei; vertrauensvoll in ſich ſelbſt und auf andere; ſehr mittheilſam, ſehr gut und ſehr närriſch. Dabei trug er aber in ſich ein Allerheiligſtes hoher Vernunft, in welches er ſich zurückzog, um von dort aus alles in ſeinen Werken zu beherrſchen. Er war cyniſch, trotz ſeiner Keuſchheit; er berauſchte ſich beim Waſſertrinken, war unmäßig bei der Arbeit und mäßig in ſeinen Leidenſchaften — war in gleichem Uebermaß romantiſch und nüchtern, war gläubig und ſkeptiſch — voller Contraſte und Geheimniſſe."

Dieſelben Contraſte finden ſich denn auch in ſeinen Schriften, nur daß in dieſen der Skepticismus überwiegt. Die Frauen beſonders werden unbarmherzig in ihren Schwächen, Thorheiten, Eitelkeiten und Leidenſchaften geſchildert. Ein umgekehrter Jean Paul, hat Balzac vor allem das Talent, die Nachtſeiten der weiblichen Natur zu enthüllen. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen iſt Balzac von den Frauen viel geleſen und bewundert worden.

Welche Herzensſchickſale er gehabt hat, wiſſen wir nicht. Bekannt iſt nur, daß er, ſchon einundfunfzig Jahre alt, ſich mit der Gräfin Hanska vermählte, die er ſeit lange verehrte. Es war dies eine Ehe, die auch äußerlich ſeinem Leben eine glückliche Wendung gab, indem ſie ihn von pecuniären Sorgen befreite.

Er hatte eben den Roman „Die armen Verwandten" beendigt. Den Sommer über wollte er ſich Ruhe gönnen, wollte reiſen, um ſich im Winter mit friſchen Kräften neuen poetiſchen Schöpfungen zu weihen — aber das alte Wort vom Neid der Götter ſollte ſich auch an ihm beſtätigen. Krankheit trieb ihn früher, als er gewollt, nach Paris zurück, wo er am 18. Auguſt 1850, vier Monate nach ſeiner Heirath, ſtarb.

Der Dichter liegt auf dem Père-Lachaiſe neben Charles Nodier und Caſimir Delavigne begraben. Halb Paris iſt ſeinem Sarge gefolgt und Victor Hugo hat ihm eine begeiſterte Grabrede gehalten. Die Rue Fortunée, in der er geſtorben, trägt jetzt den Namen Rue de Balzac.

Die Roſe in der Dichtung und im Leben.

Ein Beitrag zur Aeſthetik der Pflanzenwelt.
Von J. E. Jödiſch.

IV.

Die Roſe, die ſo friſch im ſüßen Dufte lächelt,
Weißt du, daß das Beſtehen ihr verwehret, nicht?
Saadi.

Roſen glänzen im Diadem des Lenzes, Roſen trägt die liebende Jungfrau an der Bruſt und roſengeſchmückt tritt ſie zum Traualtar. Im Roſenſchmuck beſtiegen die römiſchen Triumphatoren das Capitol und mit Roſen geziert lagen ſie beim frohen Mahle. So theilt die Roſe die Augenblicke ſeliger, irdiſcher Luſt, aber auch die bangen Stunden menſchlichen Leides.

Da haftet der Gedanke des Dichters gleich an dem ſpitzen Dorn, der unter der bunten Blätter- und Blütenhülle ſich birgt. Rein äußerlich iſt jene Anſchauung, die im Dorn nur den Schutz der Roſe ſehen will; noch weniger darf jenen beigepflichtet werden, die darum die Roſe unvollkommen ſchelten, weil ſie Dornen trägt. Dornen ſind in der Symbolik der Völker Zeichen des Schmerzes; die dornige Roſe iſt darum ein wahrhaftig Bild des Lebens, das mit Freuden Leiden paart, letztere freundlich bedeckend mit dem Blättergrün der Hoffnung. Dieſe tiefſinnige Auffaſſung der ganzen Erſcheinung der Roſe ſpricht aus den Worten Juſtinus Kerner's:

Siehe die Wurzel, ſie liegt im ſchweigenden Dunkel begraben,
Einſam und finſter gehört dieſe der ewigen Nacht.
Oben entfalten ſich drauf die grünen Blätter, die Dornen,
Bild der Erde ſind ſie, deutend auf Hoffnung und Schmerz.
Ob der Wurzel voll Nacht, ob grünen Blättern und Dornen
Prangt ein jugendlich Roth, blühet die Roſe voll Glut.

Gleichen Tiefſinn hauchen die Verſe Dſchelaled-din-Rumi's, wenn er, in der Roſe das höchſte Liebeszeichen ſehend, ſingt:

Die Roſe trägt den ſtillen Dorn am Herzen,
Weil nie die Schmerzen von der Liebe weichen.

Lieben und leiden, ſcheiden und vielleicht meiden — tauſend Herzen haben dieſe Erfahrung gemacht in ihrer beſten Zeit. Lehrt doch das größte deutſche Gedicht des Mittelalters, daß „Liebe mit Leid endlich lohnet", und durch die Liebeslieder aller Völker zittert die gleiche Wahrheit hindurch. Rührend ſind die Worte, mit denen das vom Geliebten verlaſſene ſlawiſche

Mädchen ſich an die Roſe wendet als an eine Gefährtin des eigenen Loſes:

Ach du Roſe, ſchöne Roſe,
Mußteſt du ſo bald erblühen?
Kaum erblüht, ſo ſchnell erfrieren?
Kaum erfroren, raſch verwelken?
Kaum verwelket, ſchon abfallen?

Kurz iſt die Lenzeszeit, kürzer noch die Roſenblüte und darum ein ergreifendes Bild der Wahrheit, daß unter der Sonne nichts ewig währe. In „Stolz und Purpur geboren", eine Königin „auf ſmaragdnem Throne" und doch „leider nur allzu ſchnell welkend"!

Der Lenz des Lebens vergeht, zuletzt das Leben ſelbſt, oft zugleich mit ſeinem Lenze. „Wie eine Blume, ſo welkt, wie ein Traum vergeht und ſchwindet der Menſch", predigt Johann Damascenus. Aber nicht ewig währt der Winter, endlich kehrt doch der Frühling wieder und mit ihm entquillt neues Leben der Erde; dann knospet auch die Roſe wieder und erſchließt ihre duftige Blüte. An dies Vergehen und Wiederkommen, Welken und Keimen im Kreislaufe der Natur knüpfte die Symbolik der Völker ſchon frühe ihre Ideen über Tod, Leben nach dem Tode und Wiederauferſtehen je nach der betreffenden religiöſen Anſchauung. Schon in den älteſten Zeiten war es Sitte, den Leichen Roſen mit in das Grab zu geben. „Ihr Balſamduft wendet von den Todten die Verweſung ab", lehrt darüber Anakreon. So läßt ſchon Homer Roſen unter die Wohlgerüche mengen, womit Aphrodite Hektor's Leichnam balſamirt. Die Römer bedeckten das Haupt der Geſtorbenen mit Roſen, vermiſchten die Leichenaſche mit Roſenöl, ſtreuten Roſen auf die Grabeshügel und bepflanzten dieſelben jedes Jahr am Geburtstag des Verſtorbenen mit drei Myrten- und drei Roſenſtöcken. In Spanien iſt es ein ſinniger Gebrauch, Kindesleichen auf Roſen zu betten und mit Roſen zu bekränzen. Insbeſondere wo Liebendes oder Geliebtes ruht, da ſproßt auch die Blume der Liebe, die Roſe. Roſen pflanzt der Jüngling auf das Grab der Geliebten, die Mutter auf das Grab ihres Kindes, das Kind auf die Gräber ſeiner Aeltern. Sinnig und tief poetiſch iſt die Auffaſſung der auf dem Grabe blühenden Roſe in der Poeſie des Orients. Die Roſenwange, das geliebte Weſen, das unterm kühlen Raſen ruht, erblüht in Roſen wieder:

Was wunder, wenn die Roſe dem Staub entblüht,
Der über Roſenwangen Grabflor zieht? (Saadi.)

und trefflicher noch in folgenden Verſen Hafis', der an den drohenden Tod und die Trennung von der Geliebten denkt:

Aber bald bin ich dann der ewiglich
In Nacht Gehüllten Schlafgenoſſ'.
Doch träumt gewiß auch dann Hafis
Von deiner Wangen Roſen noch;
Aufſteigen zum Beweiſe wird
Aus ſeiner Gruft ein Roſenſproß.

In zahlreichen Volksliedern des Weſtens finden ſich ähnliche Beziehungen auf die am Grabeshügel blühende Roſe. So in einem Liede aus der Bretagne auf den Tod eines jungen Mädchens:

Das Köpflein hat ſie geneigt in Ruh',
Dann ſchloß ſie die beiden Aeuglein zu;
Da ſang im Garten die Nachtigall,
Sie ſang im Garten mit ſüßem Schall:
„Glückſelig, wer in der Jugend ſtirbt,
Um den der Tod im Frühling wirbt!
Wen in der Jugend nimmt der Tod,
Der wird bedeckt mit Roſen roth."

Im litauiſchen Volkslied klagt das Mädchen:

Rauten ſäet' ich, Roſen blühten —

und wir verſtehen dieſe Klage, ſobald wir wiſſen, daß bei dem Litauer wie bei dem Slawen die Raute die Blume des Brautkranzes iſt. Rauten ſäete die Maid, ſie hoffte den Brautkranz, und Roſen, die Grabesblumen, erblühen ihr, denn der Jüngling ertrank im Meere, und Roſen pflanzt ſie wol nach alter heimiſcher Sitte auf ſeinen Grabhügel.

Ein tiefer, in vielen Volksſagen ſich findender Zug muß hier noch erwähnt werden. Liebendes, das durch widrige Schickſale im Leben getrennt und erſt im Grabe vereinigt wurde, erblüht in Blumenverſchlingungen aus dem Grabe. So wachſen aus den Gräbern Triſtan's und Iſoldens, als Zeichen der trunkenen Leidenſchaftlichkeit ihrer Liebe, Roſen und Reben. In einer altſchwediſchen Ballade („Klein Roſa", Mohnike, S. 88) ſprießen auf dem Hügel der vom Vater getrennten Liebenden Roſen und Lilien:

Da wuchſen nun Roſen und Lilien auf jedem Grab,
Sie wuchſen zuſammen mit jeglichem Blatt;
Da wuchſen nun Roſen und ſchoſſen empor,
Sie wuchſen zuſammen im ſchönſten Flor.

Aehnlich keimt, einer altſchottiſchen Ballade zufolge, aus dem Grabe der armen Margret, deren Geliebter von ihrem Vater getödtet wurde, eine Roſe, aus dem Grabe des Jünglings ein Weißdorn.

Aus ihrem Grab eine Roſe ſproßt',
Aus dem ſeinen ein Weißdorn hervor.
Die trafen ſich, verzweigten ſich,
Um ſich recht nah zu ſein,
Daß jeder ſah, man ſenkte dort
Zwei treue Liebende ein.

Aber freilich nicht einmal dieſe Vereinigung gönnt der grauſame Vater den Liebenden: er reißt den „guten Weißdorn" heraus und wirft ihn in den See.

So iſt die Roſe eine überall verehrte, bevorzugte Blume. Sei es dem Verfaſſer dieſer Zeilen erlaubt, mit einem Ghaſel Dſchelaleddin-Rumi's zu ſchließen, das es wohl verdient, das Hohelied der Roſe genannt zu werden, zumal wol kein zweites Roſenlied bei gleicher Kürze auch gleiche Ideenfülle aufweiſen kann:

Die Roſe iſt das höchſte Liebeszeichen;
Dem Herzensfreund will ich die Roſe reichen.
Gedanken ſterben im Gefühl der Liebe,
Wie Gartenblumen vor der Roſ' erbleichen.
Die Roſe trägt den ſtillen Dorn am Herzen,
Weil nie die Schmerzen von der Liebe weichen.
Ein einzig Bild der Schönheit iſt die Roſe!
Was gleichet ihr in Erd- und Himmelsreichen?
Der vollen Roſe gleicht an Pracht die Sonne,
Und alle Blättlein ſiehſt du Monden gleichen;
Der Sonne Lichtrad iſt in ihr gerundet,
Und hundert Monde rollen dran als Speichen.
Die Sonne, die aus Monden wuchs, die Roſe, —
Dem Herzensfreund will ich die Roſe reichen!

Die Naturwiſſenſchaft in der Jetztzeit.

Es iſt faſt ſtereotyp geworden, im heutigen Geſchlecht ein bloßes Epigonengeſchlecht zu ſehen, welches ſich von den Geiſteswerken einer großen Vergangenheit nährt, weil man Kunſt und Literatur allein ins Auge faßte. Anders geſtaltet ſich aber die Anſchauung des gegenwärtigen Jahrhunderts, wenn man die Naturwiſſenſchaft in Betracht zieht; denn keine Zeit hat darin ſeit Menſchengedenken ſolche Fortſchritte gemacht, ſolche Kenntniſſe erworben wie die unſerige. Das fühlt auch der Laie ſchon bei der Lektüre von Werken, wie uns eben eins in „Syſtematiſcher Grundriß der Naturwiſſenſchaften von Wilhelm Chriſtern" (Altona, Verlagsbureau, 1863) vorliegt. Zwar hat es nur das Verdienſt, in gedrängteſter Kürze und allgemeiner Verſtändlichkeit ſämmtliche Leiſtungen auf dieſem Gebiet in ſyſtematiſcher Gliederung zuſammenzufaſſen. Solche Werke ſind heute um ſo nöthiger, als der Geiſt täglich, ja ſtündlich zu weitern Höhen ſich aufſchwingt, die der Schule wol noch lange vorenthalten bleiben werden, obſchon ſie dasjenige Leben bringen könnten, welches dem naturwiſſenſchaftlichen Unterricht heute faſt allerorten abgeht.

Der Verfaſſer, ein hamburger Arzt, ſteht auf einer höhern Stufe als die meiſten Lehrer der Naturwiſſenſchaft; er iſt ein Mann, der einſieht, was noth thut, aber er irrt, wenn er die heute erreichte Höhe der Naturwiſſenſchaft auf „die Naturſchwärmerei des vorigen Jahrhunderts in Romanen und Gedichten" zurückführt, ſtatt in beiden einen Ausfluß deſſelben Geiſtes zu ſehen. Erkennt er doch kurz zuvor an, daß der Menſch eigentlich ein geborener Naturforſcher iſt, daß das Naturſtudium zu ihm gehöre wie er ſelbſt zur Natur. Auch geht er zu weit, wenn er behauptet, nur der „Zufall" hätte die Newton, die Galvani vor den alten Griechen begünſtigt. Denn nicht der Zufall macht große Männer, ſondern die richtige Benutzung des Zufalls. In vollem Recht jedoch iſt der Verfaſſer in ſeiner Lobrede auf Ariſtoteles, den Begründer der Naturwiſſenſchaft, und auf ſeine Nachfolger unter den Griechen, die er gegen manche misachtende Urtheile Neuerer in Schutz nimmt — im Recht auch in ſeinen Auslaſſungen gegen den alten Schlendrian in den Lehrbüchern, welche durch eine ganz unnütze Nomenclatur das Gedächtniß beſchweren und den Laien von vornherein zurückſchrecken. Dabei ſoll nicht verkannt werden, daß es Lehrbücher gibt, welche in faßlicher Weiſe ſo kurz und angenehm als lehrreich wenigſtens den Hauptſtoff verarbeiten. Freilich ſtellt, aus leichtbegreiflichen Urſachen, kein Lehrbuch der Schule wie dieſer „Syſtematiſche Grundriß" das Princip des vollen Materialismus voran und erklärt die Welt für „eine Schöpfung des Chemismus" — eines ungeheuern chemiſchen Proceſſes — und „die Seele für ein Reſultat des Körpers".

Der Chemismus ſchuf die Welt — ein Zuſammenwirken von Stoffen und Kräften. Die Kräfte faſſen wir heute als die Urſachen aller Erſcheinungen auf und weiter als Eigenſchaften der Stoffe, die durch die Thätigkeit der Stoffe zur Erſcheinung kommen. Wegen der bald eifrigern, bald trägern Verbindung der einfachen Stoffe untereinander iſt man auf die Annahme einer beſondern Kraft gebracht worden und hat dieſe in der Elektricität finden zu müſſen geglaubt, in dem elektriſch-chemiſchen Verhalten der Stoffe. Mit der Elektricität aber ſtehen nach des Engländers Faraday Entdeckung Licht, Wärme und Magnetismus in engſter Verwandtſchaft, ſich vertretend und erregend, und damit kommen wir auf ein Feld, das für jetzt noch den Forſchern und nicht den Laien gehört, auf dem aber, wie wir hoffen, der menſchliche Geiſt einen ſeiner ſchönſten Triumphe feiern wird.

Der Chemismus ſchuf die Welt; der chemiſche Proceß muß ſich mithin in der ganzen Naturwiſſenſchaft, in jedem ihrer Zweige zur Geltung bringen laſſen, an ihn, als den rothen Faden, muß man

Geologie und Mineralogie, die Lehren von der Bildung der Erde und ihren Gesteinen, Botanik, Zoologie und Anthropologie, die Lehren von den Pflanzen und Thieren wie vom Menschen, endlich Meteorologie und Astronomie, die Lehren vom untern und obern Luftraum — diese Lehren alle muß man an den Chemismus als durchgehenden rothen Faden knüpfen können.

Wie aber, wenn die Erde und jeder andere Weltkörper nichts weiter wäre als ein Zellkern? Der ganze Weltraum ein ungeheueres Zellensystem, wie es im kleinen die Pflanze zeigt? Wenn im Fortschritt der Jahrtausende, seitdem die erste Mutterzelle, das erste Sonnensystem sich mit seinen Tochterzellen bildete, die Erde und jeder andere Planet zu einer Lagerpflanze geworden, einer Pflanze, bei der Wurzel-, Stengel- und Blattgebilde in Eine Masse verschmolzen sind? Wenn das wäre, so würde die ganze Naturwissenschaft nichts als eine ungeheuere Botanik sein. Hat doch schon Linné den Menschen, die Thiere überhaupt eine Pflanze genannt, deren Wurzeln im Innern liegen. Heute könnte man weiter gehen und sagen, die Wurzeln im Menschen liegen nicht nach unten wie bei den gewöhnlichen Pflanzen, sondern im Gehirn; der Mensch wurzelt also eher in der Luft und steigt wachsend zur Erde, während Bäume und Pflanzen das umgekehrte Wachsthum zeigen.

Man hat bemerkt, daß Blüten und Staubfäden, also die nicht grünen Pflanzentheile, sich verhalten wie der Mensch: sie hauchen Kohlenstoff aus und nehmen Sauerstoff ein; ebenso der keimende Samen. Wäre der Mensch also eine Pflanze, die von einer Riesenblüte, der farbigen Haut, ganz umhüllt ist und sich darum eben gleich der Pflanzenblüte verhält? Könnte man die Pflanze mit ihrer Blüte ganz verhüllen, so würde sie Thier werden; und umgekehrt, entrisse man dem Menschen die Haut und legte die Nerven bloß, so wäre der Mensch bald eine empfindungs- und bewegungslose Pflanze. Man denke an schwere Hautverletzungen, besonders Skalpirung, für welche das einzige Mittel schnelle Umhüllung, künstliche Herstellung der verletzten Blüte ist.

Reißen wir uns jedoch los von diesen Fernsichten, die sich auf den Höhen bieten, zu denen der naturforschende Geist sich aufschwingt. Verweilen wir noch einige Augenblicke bei dem thierischen Körper, wie er sich nach den neuesten Forschungen zeigt. Es sind im ganzen funfzehn Elementarstoffe, welche die Natur zum Bau der thierischen Körper verwendet unter Vermittelung der Potenzen Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus. Auch hier interessirt uns zunächst die Zelle, die thierische Zelle, die feinsten, durch das Mikroskop entdeckten Theile, kleine Bläschen, gleich der Pflanzenzelle aus einer äußern Umhüllung, einer darunterliegenden feinern Haut, dem Zellenmembran, und dem Inhalt bestehend. In diesem befindet sich dann noch der Zellenkern, gleichfalls flüssig, und in diesem endlich das Kernkörperchen als „Urtheilchen des organischen Stoffs". Durch Theilung des Zellenkerns in der Mutterzelle entsteht eine zweite, die Tochterzelle. Das ist die große Entdeckung Virchow's, welche er im Jahre 1858 kundmachte. Aus den Zellen gehen nun weiter die verschiedenen Gewebe hervor, in denen man früher die feinsten Theilchen des thierischen Körpers sah, und diese Gewebe bilden die Häute und vermitteln die Knochenbildung, indem sich in den Vertiefungen des Knochengewebes kohlensaurer und phosphorsaurer Kalk ablagert. Diese Ablagerungen stehen natürlich mit der Ernährung im Zusammenhang.

Hirnmark und Rückenmark, von denen die Nerven ausgehen oder auch vielleicht in sie münden, enthalten ebenfalls phosphorsaure Salze in Wasser aufgelöst, welche die fettige Masse durchdringen. Dem Zutritt der Luft ausgesetzt, würde das Mark vertrocknen, eine Zersetzung aber geschieht auch unter verhindertem Luftzutritt sowol durch Erhitzung als durch Einwirkung des Lichts und der Elektricität, nur bleibt wie bei dem unter Wasser entstehenden Torf wegen mangelnder Lufteinwirkung vieles unverzehrt. Auf das Hirnmark wirkt nun das Licht durch den Sehnerv, der unmittelbar in die mittle Gehirnmasse führt, und bewirkt eine Zersetzung, deren Product ein Leuchtgas sein dürfte wie das bei dem unter Wasser sich bildenden Torf entstehende Sumpfgas, das allerdings einer Entzündung bedarf, um zu leuchten. Indessen gibt es Gase — und sie sind, wenngleich im normalen Zustande, gebunden im Gehirn vorhanden —, welche nur dem Sonnenstrahl ausgesetzt zu werden brauchen, um das Gefäß sofort zu zerschellen. Die Wirkung ist so plötzlich, als ob ein elektrischer Funke auf die Gase wirke. Sind aber solche Einwirkungen nur bei abnormen Zuständen im Gehirn durch das Auge möglich und dann zerstörend, so wirkt das Licht bei normalen Zuständen belebend und hocherregend durch jene Zersetzung nicht blos für den Menschen selbst, in dessen Innerm die Zersetzung vorgeht, sondern auch durch das erregte Auge und die, wie es scheint, gleichzeitig erregte Zunge auf andere.

Doch es sei genug mit diesen Hinweisen auf die interessanten Untersuchungen, welche der wahre Naturforscher in den Kreis seiner Studien zieht. Vielleicht spornen sie den einen und andern zur Lektüre solcher Werke wie dies vorliegende an, das, wie schon gesagt, „für alle Freunde der Natur" bei geringem Umfang überall verständlich geschrieben, das Ganze der Naturwissenschaft vom neuesten Standpunkt behandelt. Je nothwendiger und unentbehrlicher die Kenntniß der Naturwissenschaften einem jeden in der Gegenwart ist, da sie in alle Verhältnisse eingreifen, um so willkommener sind solche Bücher zu heißen, die das Verständniß der Naturerscheinungen in populärer Form größern Kreisen vermitteln.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Briefe aus der Kaiserstadt.

I.

Stimmungen. Aus dem Reichstag. Vom Theater. Der Concordiaball.

yy. — Wenn jetzt am nebeligen, anfröstelnden Morgen die Nachtschwärmer, die von den Bällen kommen, schläfrig, gelangweilt und vor der Kälte schauernd nach Hause gehen, so begegnen sie wol den Truppenabtheilungen, die sich auf den Nordbahnhof verfügen, um von dort nach Schleswig befördert zu werden. Weder Offiziere noch Gemeine zeigen auf diesem Frühmarsch durch einige Straßen der Residenz besonders erbauliche Mienen; in einzelnen Gesichtern könnte man sogar jenen schlaffen Ernst lesen, welcher bei Soldaten stets ein höchst bedenkliches Zeichen ist. Hier haben Sie an einem Bilde im wiener Guckkasten ungefähr den Charakter der Stimmung illustrirt, welche gegenwärtig in der Kaiserstadt herrscht. Ein äußerlich lebendiger Carneval, dem die meisten, die sich daran betheiligen, eine zahme Unterhaltungslust entgegenbringen, und eine kriegerische Action, die von den dazu Erwählten mit kühler Pflichttreue begonnen wird, hinter welcher, wie es scheint, kein höherer geistiger Aufschwung des ganzen Volks steht.

Man ist im allgemeinen durch die letzten Wandlungen, die sich in der deutschen Frage vollzogen, wahrhaft niedergedrückt, weil eben bitter enttäuscht worden. Keiner hätte es für möglich gehalten, daß Oesterreich plötzlich mit dem Ministerium Bismarck sich verbünden werde, das Schmerling'sche Oesterreich, das in der zeitweiligen Eroberung der märkischen Junker-Sympathien nichts weniger als den in den letzten Jahren so leidenschaftlich gegen uns geschwellten Widerwillen des preußischen Volks gebrochen und nicht mehr als die Abneigung der uns kürzlich so freundlich gesinnten süddeutschen Staaten gewonnen hat.

Die Schützen-, Turner- und Sängerbegeisterung, in der auch Wien weidlich viel gemacht hat, schmilzt leider täglich mehr — es ist vollständiges Thauwetter eingetreten. Auch unsere „deutsche Donau" hat die Stahlfarbe des Eises vorläufig erst gegen das häßliche Grau des Schmuzes vertauscht, und drohte nicht der Eisstoß einige Bezirke zu überschwemmen, so könnten wir uns schon wieder, von jeglicher Sorge befreit, auf das „Blau" des stolzen Stroms freuen und Veilchen auf den Wiesen suchen, wie es einer lyrischen Nation angemessen ist. In letzterer Hinsicht darf man den deutschen Regierungen nicht die heftigsten Vorwürfe machen, daß die großen Angelegenheiten eine so jämmerliche Wendung genommen, sondern man muß die stärkste Last der Beschuldigungen auf die Schultern der deutschen Stämme laden, die nun einmal außerordentlichen Thaten und Krisen nicht gewachsen sind. Möchte man uns wenigstens jetzt und in der nächsten Zukunft mit den Erinnerungen an die Schlachten und an die Dichter der Freiheitskriege verschonen, damit unsere misgünstigen Nachbarn uns nicht hierin jenem vielgereisten Manne vergleichen, welcher stets und gern über seinen Ausflug von Stolpe nach Danzig redete. Eher wäre es nun in der Ordnung, Poeten wie den vergessenen Logau wieder hervorzusuchen, der schon vor dritthalbhundert Jahren den hübschen Vers geschrieben:

> Deutsche sind so alte Leute,
> Lernen doch erst reden heute;
> Wenn sie lernen doch auch wollten,
> Wie recht deutsch sie handeln sollten.

Nur beileibe jetzt nicht Rückert's „Geharnischte Sonette" und ähnliche Dinge lesen, welche den Nationalzorn unnöthig aufflacheln und eine Muskelanspannung bewirken, die zu der gezähmten Erhebung für Schleswig-Holstein-meerumschlungen künstlerisch, ethisch, ästhetisch und philosophisch genommen, einen gar zu herben Gegensatz bildet. Lieber Börne's „Briefe aus Paris" und Heine's „Deutschland, ein Wintermärchen" sich zu Gemüth führen! Die Schützen und Turner aber sollen sich endlich von ihren Feststrapazen nach und nach erholen, jene der Hasenjagd pflegen, diese sich in der Gymnastik, ausschließlich der Gesundheit wegen, üben und gemeinnützigen Zwecken blos dadurch dienen, daß sie bei einem ausgebrochenen Feuer die Ordnung aufrecht halten und die Spritzenmannschaft werkthätig unterstützen.

In den politischen Kreisen haben zwei Mitglieder des Reichsraths durch ihre jüngsten Reden die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, doch nicht jeder der beiden in dem Sinne, der ihm am wünschenswerthesten sein durfte. Der Graf Anton Auersperg, als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün berühmt, eiferte im Herrenhause mit edler Mannhaftigkeit und verständig beredt gegen die ultramontanen Angriffe des Cardinal-Erzbischofs von Rauscher und des Erministers Grafen Leo Thun auf die Verfassung. Wie sehr der Freimuth des tapfern Pair den Herzen wohlgethan, das beweisen die Dankadressen, welche ihm von verschiedenen Seiten zugehen. Die zweiterwähnte Rede rührte von Herrn Ignaz Kuranda, dem Eigenthümer und Redacteur der „Ost-Deutschen Post", im Abgeordnetenhause her. An der liberalen Gesinnung seiner rhetorischen Aeußerungen, die sich über die Politik des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten verbreiteten, war nichts auszusetzen, dagegen fiel es auf, daß der gewandte Redacteur, den Napoleon III. bald nach dem 2. December mit dem Kreuz der Ehrenlegion geehrt, von dem Minister des Auswärtigen als vom „guten Grafen Rechberg" mit kameradschaftlicher Ironie sprach. Die Gebildeten

waren wegen dieſer unparlamentariſchen Aeußerung betroffen und deuteten auf Gneiſt hin, der die ſtrengſte Kritik der miniſteriellen Uebergriffe in Preußen und das rückſichtsloſeſte Betonen der Souveränetät der Kammer ungefährdet der nöthigen Kraft in den Grenzen hält, welche die Sitte und der Anſtand gezogen.

Daß die klerikalen Blätter ſich nicht eben des Anſtandes eines Gentleman befleißigen, das iſt keine Neuigkeit; ergötzlich aber das jüngſte Detail, das jene alte Wahrnehmung wieder beſtätigt. Katholiſche wie evangeliſche Kirchenzeitungen ſpritzten gegen den vor wenigen Wochen begrabenen Dichter Friedrich Hebbel ihr Gift. Schon aus ſtiliſtiſchen Gründen iſt nachſtehende Stelle aus einem alleinſeligmachenden Journal würdig, hervorgehoben zu werden: . . . „Und ſo glauben wir, daß eine Dichtung wie «Maria Magdalena», in welcher der Dichter mit gotteslästerlicher Gemeinheit eine ordinäre Liebesgeſchichte des ſündenloſen Gottmenſchen Jeſus Chriſtus mit der heiligen Büßerin in Scene ſetzt, ſeine dichteriſche Tendenz aufs jämmerlichſte charakteriſirt. Hebbel war Schleswig-Holſteiner, und man weiß es, wie ſeine Landsleute gegen Katholiken verfahren, die dort noch nicht einmal gemeine religiöſe Cultusfreiheit genießen. Vom chriſtlichen Standpunkt war Hebbel platter Materialiſt." Der „Evangeliſche Kirchenbote" wieder ergeht ſich in Denunciationen gegen einen Paſtor, welcher in einer Beurtheilung Hebbel's das volle Recht der Forſchung im Geiſte des echten Proteſtantismus anerkannt und alſo an Hebbel's religiöſen Ueberzeugungen nicht gemäkelt hatte. Der wunderliche „Diener vom Wort" in jenem „Kirchenboten" ſtößt ſich vor allem an die unerhörte Thatſache, daß ſich Hebbel kurz vor ſeinem Tode den „Spaziergang" Schiller's anſtatt eines frommen Tractätleins habe vorleſen laſſen. Wem fällt nicht angeſichts dieſer zwei Glaubenskämpen der cyniſche Schlußvers der „Disputation" aus Heine's „Romanzero" ein!?

Von der Lebenspoſſe zum deutſchen Theater iſt kein weiter und auch kein holperiger Weg. Die Burgbühne war ſeit der Zeit, als ich Ihnen das letzte mal geſchrieben, ungemein fleißig; ſie brachte als Novitäten die kleinen Luſtſpiele „Ein Opfer der Patienten" und „Die Schraube des Glücks" von Sigmund Schleſinger, „Zwei Pflegetöchter" und „Die Dienſtboten" von Roderich Benedix, das franzöſiſche Schauſpiel „Nur Mutter", Hackländer's „Verlorenen Sohn" und Bauernfeld's „Soldatenliebchen". Die zwei letztgenannten Stücke, die einzigen größern, ſind raſch wieder vom Repertoire verſchwunden, während ſich die Nippſachen, die einen mit mehr, die andern mit weniger Sicherheit, auf dem Seil zu behaupten ſuchen. Eingeſchlagen hat allein das franzöſiſche Stück „Nur Mutter", und zwar aus ganz begreiflichen Urſachen. Denn es iſt vortrefflich erfunden, geſchmackvoll durchgeführt und wird liebenswürdig und friſch geſpielt. Ich las einmal ein ſchönes Wort über den Franzoſen: „Er iſt der Menſch des Augenblicks, ja der Secunde, und weiß jedes feinſte Lüftchen, das zu ſeinen Gunſten wehen kann, mit ſeinem vielfarbigen und vielfaltigen Wendemantel aufzufangen", und das geſchieht auch bei dem Thema in „Nur Mutter", und daher die anmuthende Wirkung, welche auf Momente einer politiſchen nahe kommt.

Hackländer's „Verlorenem Sohn" gebricht es an gemeiner wie an ideeller Wahrheit, und für ein unterhaltendes Luſtſpiel, das künſtleriſche Anſprüche lächelnd von ſich weiſt, iſt es wieder zu prätentiös. Bauernfeld's „Soldatenliebchen" iſt eine Bearbeitung der Lenz'ſchen „Soldaten", ohne Geiſt, Pietät und Takt. „Was ſie berauſchte, hat mich kühn gemacht; was ihnen Feuer nahm, hat mir's gegeben!" rief Lady Macbeth; Bauernfeld hat nur die Kühnheit, nicht auch das Feuer von den erſchlagenen „Soldaten" geerbt. Seine Kühnheit beſtand darin, das grauſige Lenz'ſche Luſtſpiel mit tragiſchem Ausgang in ein tragiſch angelegtes Schauſpiel mit fröhlichem Ende zu verwandeln. Welcher Eindruck ſich da nothwendig im Publikum einſtellte, das können Sie ſich ſelbſt ausmalen! Nun iſt Rudolf Gottſchall's „Pitt und Fox" vor der Thür.

Die Vorleſungen, welche Gottſchall vor einem gemiſchten Zuhörerkreiſe eröffnet hat, waren nicht geeignet, die Zuhörer anzuregen, geſchweige zu erwärmen. Er trug jedesmal einge ſeiner Dichtungen und literariſche Charakteriſtiken vor; weder jene noch dieſe hatten etwas Feſſelndes, ein paar Bruchſtücke ſeiner neueſten Schöpfung „Maja" ausgenommen. Ueber Lenau, den er uns unter andern darbot, waren die Zuhörer beſſer unterrichtet, als dies vom Vortragenden gilt, und über Gutzkow, den er ebenfalls ſchilderte, folgte er betreffs des Ganges, der Darſtellung und häufig auch des Urtheils Ihrer Monographie „Karl Gutzkow" in den neulich veröffentlichten „Büſten und Bildern".

An Bällen und Maskeraden leiden wir in Wien nicht Mangel, doch wäre es der geſchichtlichen Wahrheit entgegen, wenn wir dabei von einem prächtigen, luſtigen Faſching reden wollten. Den meiſten Reiz hatte der Concordiaball, von den Schriftſtellern und Journaliſten veranſtaltet. Man traf dort Schauſpielerinnen in geringer, Geſandte und Miniſter in beträchtlicher Zahl. Der franzöſiſche Botſchafter, Herzog von Gramont, ſoll geäußert haben, ſein Kaiſer hätte gut daran gethan, den Congreßvorſchlag dem wiener Journaliſtenverein in Commiſſion zu geben, und Lord Bloomfield, daß Lord Ruſſell ſeine Conferenz mit mehr Erfolg in Scene geſetzt hätte, wenn er, ſtatt dem Bundestage zu drohen, das Londoner Protokoll auf dieſem Ball zur Verhandlung gebracht hätte. Heinrich von Gagern endlich, der ehemalige Präſident der deutſchen Nationalverſammlung, ſei, wie es heißt, mit dem muſicirenden Orcheſter ſo zufrieden geweſen, daß er den Wunſch ausdrückte, den Geiger Strauß nach Frankfurt zu ſenden, um Harmonie in den „Römer" zu bringen.

Das Beleuchtungsmaterial der Neuzeit.

Wer erinnert ſich noch des Kienſpans, den er irgendwo in einem Bauernhauſe brennen ſah, um welchen herum die Frau mit den Mägden ſaß und ſpann? Heute kann man dieſen mit der Laterne ſuchen und wird ihn kaum noch in den entlegenſten Gegenden Maſurens oder Polens finden.

Im großen Ganzen iſt „mehr Licht“ über die Menſchheit gekommen; wir danken das vorzugsweiſe den Fortſchritten der Chemie, denn die Natur bot das Material ſeit Jahrtauſenden dar, aber die Nutzanwendung fehlte. Jetzt haben wir ein ganzes Regiſter von vortrefflichen Leuchtſtoffen, und es iſt Pflicht, die noch mehrfach obwaltenden Vorurtheile gegen einige von ihnen zu beſiegen. Die Vorurtheile wurzelten in der Furcht vor den explodirenden Stoffen; die neuen Bereitungsweiſen haben die Gefahr durchaus beſeitigt, und es iſt jetzt mehr ein ſpeculatives Manöver der Oelproducenten, daß ſie dieſe Stoffe noch als feuergefährlich bezeichnen.

Welchen Fortſchritt wir in der Straßen- und Localbeleuchtung durch das aus Steinkohlen gewonnene Leuchtgas gemacht haben, wiſſen vorzugsweiſe diejenigen zu ſchätzen, die ſich noch der düſter glimmenden Oellampen erinnern. Mongruel's Erfindung, das Leuchtgas oder, wie er es nennt, „Luftlicht“, hat die Beleuchtungsangelegenheit wieder in ein neues Stadium geleitet. Derſelbe benutzte das Petroleum zur Darſtellung des Luftlichts, indem er dem Steinöl die feuergefährlichen Stoffe durch Deſtillation entzog. Die damit angeſtellten Proben ergaben, daß dieſes atmoſphäriſche Gas vielfache Vorzüge vor dem Steinkohlengas beſitzt.

1) Kann man in jedem Fabrikgebäude oder Hauſe es ohne große Umſtände erzeugen. 2) Iſt es bei weitem nicht ſo koſtbar als das Steinkohlengas. 3) Iſt es der Geſundheit auch unſchädlicher. 4) Brennt es ohne Rauch und Geruch in weißer, heller Flamme, und 5) iſt jede Exploſion ganz unmöglich. Eine neue dazu geeignete Einrichtung iſt weniger umſtändlich als für Steinkohlengas; wo aber eine ſolche exiſtirt, kann ſie auch für das neue Gas benutzt werden.

Es iſt nur eine Zeitfrage, wie bald das Luftlicht Mongruel's dem Gaslicht Concurrenz machen wird, da es an dem dazu erforderlichen Material wol niemals fehlen dürfte. Im Anfang der funfziger Jahre bereitete man aus dem Theer foſſiler Brennſtoffe und aus bituminöſen Schiefern verſchiedene Leuchtmaterialien, vorzugsweiſe das Photogen, Solaröl und Paraffin. Das erſtere, auch Kamphin genannt, aus Kohlenſtoff und Waſſerſtoff beſtehend, wurde auf beſonders conſtruirten Lampen gebrannt, war aber nicht ganz ungefährlich, zumal die Conſtruction der Lampen eine noch mangelhafte dafür iſt; noch ſchlimmer ſtellten ſich die Uebelſtände beim Solaröl heraus.

Das Paraffin iſt eine weiße, bei 54 Grad Celſius (40 Grad Réaumur) ſchmelzende Subſtanz, die, mit Stearinſäure gemiſcht, zu Kerzen benutzt wird. Dieſe haben ein ſehr elegantes, durchſichtiges Ausſehen und liefern ein helleres Licht als die Stearinkerzen.

All dieſe Stoffe ſind nun aber durch die richtige chemiſche Behandlung des Petroleums in den Hintergrund gedrängt, da daſſelbe ohne Docht erſt bei einer die Maſſe ſelbſt erhitzenden Temperatur von 40 Grad Celſius brennt, alſo nicht mehr feuergefährlich iſt. Dieſes rectificirte Erdöl kann nicht nur auf den jetzt beſonders hierzu conſtruirten Lampen, ſondern auch auf den Schiebe- oder Studirlampen gebrannt werden, ſobald dieſelben guten Zug haben und in allen Theilen gut ſchließen, damit die Flamme nicht durch das Eindringen von Luft unruhig brennt.

Wir wollen nun unſern Leſern eine genaue Zuſammenſtellung der Verſuche der ausgezeichnetſten Chemiker geben, damit ſie danach das Licht wählen können, das ihnen leuchten ſoll; gewiß wählt doch jeder gern das billigſte, wenn es genügende Helle gibt. Nach zahlreichen Verſuchen des Leuchtwerths der Stearinkerzen und des gereinigten Petroleums verhielten ſich dieſe beiden Leuchtſtoffe wie 1 zu 4, d. h. bei gleicher Helle iſt das Licht der Stearinkerzen viermal ſo theuer als das des Petroleums. Auch mit den Talgkerzen iſt der Verſuch noch zu Gunſten des Petroleums ausgeſchlagen, denn es iſt nur halb ſo theuer, es verhält ſich wie 1 zu 2.

Die von Volley, Schwarzenbach, Dr. Buchner, Dr. Marr, Ludewig und andern mit großer Sorgfalt angeſtellten Vergleiche ergeben an Reſultat folgendes:

Eine gleiche Helligkeit eine Stunde lang zu unterhalten koſtet: mit Stearinlicht 2,0 Pfennige, mit Paraffinlicht 1,9, mit Talglicht 1,5, mit Rüböl 0,8—0,6, mit Photogen 0,8, mit Kamphin 0,7, mit Petroleum 0,3 Pfennige. Die Helligkeit glich der einer guten Talgkerze.

Nach dieſen Reſultaten ſtellt ſich die ganze Beleuchtung zu Gunſten des Petroleums, denn danach iſt das Stearinlicht ſiebenmal, das Talglicht fünfmal, das Rüböl dreimal ſo theuer als das Erdöl.

Dabei iſt Dr. Buchner zu folgenden beachtenswerthen und praktiſchen Schlüſſen gelangt:

1) Lampen mit rundem Docht geben nicht nur ein helleres, ſondern bei gleicher Lichtſtärke auch ein billigeres Licht. 2) Eine kleine Flamme iſt verhältnißmäßig koſtſpieliger als eine größere. 3) Moderateurlampen, auf denen die Pflanzenöle noch am billigſten und hellſten brennen, ſind doch noch acht- bis zehnmal ſo theuer als Petroleumlampen.

Will man Erdöl auf gewöhnlichen Küchenlampen brennen, ſo muß man daſſelbe mit 50 Procent Rüböl miſchen und darf der Docht nicht zu weit herausſtehen; beſſer und vortheilhafter iſt es, derartig conſtruirte Lampen zu kaufen, die ſich bald ſelbſt durch die Erſparniſſe von Leuchtſtoff bezahlt machen. Das Springen der Cylinder hat häufig in der Unvorſichtigkeit ſeinen Grund, bei zu ſchneller Erhitzung; man wähle möglichſt dünnwandige Cylinder und ſchraube nach und nach die Flamme höher, ſo wird man dieſe Uebelſtände vermeiden. Wie bedeutend

übrigens der Consum des Erdöls ist, weist ein amerikanisches Blatt, das „Scientific American", nach; daraus ist ersichtlich, daß innerhalb sieben Monaten, vom März bis September 1863, 21 Millionen Gallonen (1 Gallon = 3986 Quart) von Amerika ausgeführt worden sind; im Jahre 1862 betrug die Ausfuhr nur 5 Millionen Gallonen. Man hat nicht nur im südlichen Rußland, sondern auch in der Walachei in neuerer Zeit Erdölquellen entdeckt, und es scheint, als solle den Menschen ein fort und fort reicheres Licht durch die Natur selbst zuströmen.

Eine Fahrt auf der Theiß.

VI.

E. Sch. — Zwischen Rof und Abád führt ein Durchriß, Mirogátya, in den ungeheuern Sumpf Sárrét. Bei den Frühjahrsüberschwemmungen wälzen sich die Fluten des Stroms von Nordwest herein, von Norden aber fließen aus dem ungeheuer angeschwollenen Sumpfe Veres nád immer neue Wassermassen in diesen tiefgelegenen Sárrét. Man hat es dann mit einem Meere zu thun; große Theißschiffe bewegen sich auf dem Veres nád und nähern sich auf dem gefüllten Steppenflusse Hortobágy der Stadt Debreczin bis auf zwei Meilen.

Von Tisza-Nána bis Szolnok ist am rechten Ufer, also noch oberhalb der Mündung der Zagyva (sprich Sadj-va), alles uncultivirt, alles nur Sumpf, Ried, Pfütze, Moraft, Tümpel. Dabei macht die Theiß eine Krümmung um die andere und keineswegs sanfte Bogen, sondern scharfe Krümmungen; dreimal nähert man sich der Stadt Szolnok und dreimal entfernt man sich von ihr wieder auf diesen Schlangenwindungen. Nur 19 Meilen liegen zwischen Tokay und Szolnok, wir aber hatten, den Krümmungen des Stroms folgend, 50 volle Meilen zurückgelegt, einen langen Sommertag vollauf gebraucht und die Dämmerung, ja die einbrechende Nacht fand uns noch auf dem Wasser.

Eine Fülle wechselnder Lichterscheinungen war tags über — außer der Staffage der Landschaft — an uns vorübergegangen. Am Morgen hatten wir den prachtvollsten Sonnenaufgang an der Grenze des Berglandes gesehen, zu Mittag einen von den maßlosen Ausdünstungen der Wassermassen und Sumpfpflanzen ganz bleichen Himmel über uns brüten gefühlt; hinter den Sümpfen und Steppen ging nun die Sonne in den Dunstmassen kolossal und feuerroth unter; ihr Reflex wollte lange noch vom Horizont nicht weichen; blutroth, beängstigend unheimlich erglänzte der Himmel und schien sich auf die Erde senken zu wollen – als drohe er der Vorbote irgendeiner unerhörten Naturerscheinung zu werden, als sollte die Sonne heute zum letzten mal geleuchtet haben; dann ging er in gespenstisches Schwefelgelb über; später tauchte er sich in falbe Tinten, um erst allmählich sanfte und milde Töne anzunehmen. Aber erst die Nacht mit ihrem dunkeln Schleier sänftigte allgemach den aufregenden Eindruck des befremdenden Bildes der halb auf der Puszta, halb in den Sümpfen untergehenden Sonne.

So sah die Theiß vor zehn Jahren aus. Viel hat seither die Regulirung geändert und wird nach ihrer gänzlichen Durchführung eine andere Welt hier geschaffen haben. Aber immer wird die Theiß einer der merkwürdigsten Züge in der Physiognomie Ungarns bleiben, immer wird sie der Sitz des ursprünglichen Magyarenthums bleiben; denn nur an dem Oberlauf wohnen Nichtmagyaren, Ruthenen und Romanen, am Unterlauf leben die Serben nur in Gruppen, der lange Mittellauf gehört ausschließlich den Magyaren an. Die Theiß ist mit der Phantasie des echten Magyaren unzertrennlich verwachsen, er liebt sie mit Schwärmerei, er besingt sie in Volksliedern voll ergreifender Naturlaute und sein genialster Dichter Petöfi verherrlicht sie in einer seiner schönsten Schöpfungen: „A Tisza."

Ein Handbuch zur Geschichte der Literatur.

Seit einer Reihe von Jahren pflegt der berühmte Historiker Friedrich von Raumer, dem Berlin so manche im schönsten Sinne des Worts populäre und humane Einrichtungen verdankt, geschichtliche Vorlesungen für Damen zu halten — für solche zunächst, die sich zu Lehrerinnen ausbilden wollen. Einige dieser Vorlesungen betrafen auch die gesammte Literaturgeschichte, und Raumer suchte seinen Zuhörerinnen in festen Umrissen ein anschauliches Bild der literarisch wichtigsten Erscheinungen von den ältesten Zeiten bis zu Schiller und Goethe vorzuführen. Dies gab ihm die Veranlassung, ein „Handbuch zur Geschichte der Literatur" niederzuschreiben, das uns in zwei Bänden (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864) vorliegt. In übersichtlicher Anordnung erhalten wir hier eine kurzgefaßte Literaturgeschichte aller Völker; aus der ältern, griechischen und römischen Literatur sind die Werke namentlich hervorgehoben, die am meisten sich unserm modernen Denken und Empfinden anschmiegen. Das Buch ist nicht nur zum Nachschlagen bestimmt, sondern gewährt in seinen meisten Abschnitten eine belehrende und geistvolle Lektüre. Nach so vielem, was schon über Shakspeare z. B. gesagt ist, wird man mit Vergnügen die feinen und sinnigen Bemerkungen Raumer's über den großen Dichter lesen, die sich von der beliebten Deutelei und dem angeblich philosophischen Scharfsinn der Erklärer durchaus frei halten und die Dichtung mit künstlerischem Verständniß und empfindungswarmem Herzen genießen. Trotz der „romantischen Anschauung", der Raumer als treuester Verehrer Ludwig Tieck's huldigt, hat er sich den klaren Blick für jede künstlerische Schönheit bewahrt und wird ihr, wo er sie findet, gerecht. Davon gibt sein „Handbuch" ein treffliches Zeugniß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.
Herausgegeben von Karl Franzos.
Neue Folge. Zweiter Band. Nr. 8. Mittwoch 15. August 1877

Inhalt: In der Tiefe. Von Friedrich Spielhagen. (Fortsetzung.) — Wolf von Tirol. Novelle von Ludwig Steub. (Fortsetzung.) — Die Ausgrabungen in Olympia. Von Ernst Curtius

Simonne bemerkte, von allen am anſtändigſten und tragiſchſten aus.

„Kein Wunder", entgegnete Bruneau eifrig, „iſt es doch Lais, der berühmte Sänger aus der Großen Oper, groß wie Roscius und größer als Cicero, ein Jakobiner von echtem Schrot und Korn."

Ein Schweif von Männern und Frauen ſchoß tanzend, ſchreiend, jubelnd der Guillotine nach. Man trank aus Flaſchen, man ſtieß mit den Gläſern zuſammen, daß die Scherben umherflogen. Weithin von den geſchwungenen Fackeln ſtoben die Funken. Einzelne Stimmen überſchrien zuweilen den Lärm und riefen: „An die Laterne! Es lebe die Guillotine!" In dem Garten angekommen, hielt der Zug einige Minuten ſtill und Lais hielt eine Rede, von der freilich bei dem Getümmel der andern ſelbſt Bruneau, der auf einen Tiſch geſtiegen war, um beſſer hören zu können, nur die Worte erhaſchte: „Es lebe Marat! Er allein iſt ein wahrer Freund des Volks! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder den Tod!" In dieſen Ruf ſtimmten alle ein; wehe dem, der nicht ſeinen Hut geſchwenkt, er wäre als verdächtig auf der Stelle ergriffen, in ein Gefängniß geführt oder gar von den Wüthenden zerriſſen worden. Das pariſer Volk ſtand während des ganzen 18. Jahrhunderts im Ruf der geſittetſten, höflichſten und leichtſinnigſten Nation Europas. Viel Tollheiten, wunderliche Streiche, eine für den kältern Nordländer unbegreiflich ſchnelle Wandlung in Haß und Liebe ſchrieben ihr die Reiſenden zu, die jahraus jahrein dieſe Weltſtadt, das neue Athen, beſuchten. Da enthüllte ſich mit dem Baſtilleſturm eine bisher verborgene, kaum von den Scharfſinnigſten geahnte Nachtſeite in dem Charakter dieſer Bevölkerung: eine barbariſche Grauſamkeit, der nur die Löwen, Tiger und Amphitheater des alten kaiſerlichen Roms fehlten, um die Verfolgungen der Chriſten noch einmal, an Prieſtern und Ariſtokraten, aufzuführen. Wie der Opiumtrinker täglich eine ſtärkere Doſis braucht, den geliebten Rauſch zu erzeugen, ſo forderte das Volk von Paris bei der Theuerung der nothwendigſten Lebensmittel, bei der zunehmenden Armuth für jeden neuen Tag neue Schreckniſſe; die Aufregung, die ſchon bei allen einen wahnſinnigen, dämoniſchen Zug erhalten, ſollte ſie ihre Entbehrungen vergeſſen machen. So verſetzte auch jetzt die Rede des Sängers, der Anblick der Guillotine die Maſſe der im Garten Zuſammengedrängten in eine entſetzliche und doch wieder fratzenhafte Raſerei. Die Weiber enthüllten ihren Buſen und riefen: „Gleichheit oder den Tod!" Mit Piken und Fackeln umtanzten ſie die Guillotine, andere verſuchten an den Kaninchen Mortier's, die ſie aus dem Hofe geholt, die Schärfe des Fallbeils und die Geſchwindigkeit der Maſchine. Kopf um Kopf flog ab. „Das putzt beſſer wie jede Lichtſchere!" ſagte die Trägerin des Ariſtokratenherzens. In einen Sack fing man die Kaninchenköpfe auf, „ein neues Plumpſackſpiel", ſcherzte man. Zuletzt brachten ſie drei große Puppen aus dem Saal — „Vergniaud, Barbaroux und Pétion, die drei Erzverräther" — und ſchoben ſie unter das Beil. „Huſſah! Huſſah!" brüllte die Menge. Das kindiſche, närriſche Weſen des Pariſers, der beſtändig ſich in einer Faſtnachtsſtimmung wiegt, brach durch alle Schreckniſſe wie ein hin- und herflackerndes Irrlicht. Aber nicht alle riß der bacchantiſche Taumel mit ſich fort; entrüſtet wandte Marcel ſein Geſicht von dem widerlichen Schauſpiel und fühlte mit einiger Genugthuung die Hand Katharina's, die noch in der ſeinen lag, wie Lefranc ſie beide zuſammengefügt, heftig zittern. Während die Schweſter mit ſtärkern Nerven, die ſich ſchon an die Tragödien wie an die Harlekinsſtreiche der Revolution gewöhnt, dem wüſten Treiben triumphirend zuſchaute — einer Fürſtin ähnlich in Haltung und Blick, wenn auch nur einer Gaſſenkönigin — bebte das ſchüchterne Mädchen davor zurück; es war das erſte mal, daß ihr die Fieberträume Marat's leibhaftig entgegentraten, daß die Schar losgelaſſener Dämonen, die bisher für ſie nur in ſeinen Schriften geſpukt, wirklich an ihr vorüberſauſte. „Nach Hauſe!" drängte ſie Marcel, „bringen Sie mich hinaus!"

„Pfui, Püppchen, haſt du Kopfſchmerzen?" lachte Simonne. „Es iſt ja nur ein Scherz! Ziemt es ſich einer Bürgerin, in Ohnmacht zu fallen, wenn ſie Ariſtokraten ſterben ſieht?"

Jetzt aber wälzte ſich das Gedränge auch zu ihrem Tiſch — unaufhaltſam, lärmend wie eine Meereswoge. Im Augenblick waren ſie voneinander getrennt, Tiſch und Stühle umgeworfen, die koſtbare Champagnerflaſche von dem Knittel eines Sackträgers aus der Hand Bruneau's geſchlagen, über die Köpfe weg, er ſelbſt, der heldenmüthige Friſeur, wie ein Federball umhergeſtoßen, bis es ihm gelang, die Schärpe der Bürgerin Simonne wieder zu ergreifen und ſich an ihren Arm zu hängen. Marcel hatte indeß ſeine Tänzerin feſt an ſich geſchloſſen, und da

ihm Lefranc Bahn durch die Menge machte, ungefährdet den Saal erreicht.

„Ueberlaſſen wir Ihre Schweſter dem Bürger Bruneau und ihrem guten Stern", ſagte ihr hier Marcel, „ich bringe Sie nach Ihrer Wohnung." Und da Katharina zögerte, eiferte Lefranc: „Keine Zeit verloren, ſonſt kommen uns die Wüthenden auch hierher nach. Die Schweſter Marat's hat unter ſeinen Freunden nichts zu fürchten."

Wäre Marcel weniger eilig geweſen, das Haus zu verlaſſen und ſich der Sorge um ſeine Schutzbefohlene zu entledigen, ſo würde ihm die Unruhe und Haſt aufgefallen ſein, mit der Lefranc, der ſonſt ſo ruhige, gleichmüthige und in ſeinem Humor unerſchütterliche Mann, zum Aufbruch trieb, er hätte vielleicht den jähen Blick bemerkt, den Lefranc eben auf einen breitſchulterigen, von dem Rauch der Pechfackeln geſchwärzten Menſchen richtete. Langſam näherte ſich dieſer, nicht eine Secunde verlor er Lefranc aus den Augen. Eine Narbe, die über ſeine rechte Wange wie ein rother Striemen lief, entſtellte ihn noch mehr und gab ſeiner Roheit und Häßlichkeit einen wilden, ſchreckenerregenden Zug. Schon waren Marcel und Katharina an dem Schenktiſch vorüber, an dem ſtatt des Wirthes ein Küchenjunge den Dienſt verſah — denn der Bürger Mortier war nach dem Garten geeilt, um von Tiſchen, Stühlen und Gläſern zu retten, was in dem allgemeinen Aufſtand noch zu retten war —, als der Benarbte, gerade als Lefranc die Thür aufreißen wollte, ſeine ſchwere Hand auf deſſen Schulter legte: „Hund von einem Ariſtokraten, hab' ich dich endlich! Ich habe den Säbelhieb nicht vergeſſen, den du mir in das Geſicht gezeichnet, Baron Pontmartin!"

Kaum aber fühlte Lefranc den Druck der fremden Fauſt, ſo ſchien auch ſeine Kaltblütigkeit und Thatkraft zu erwachen. „Achtung vor der Nationalcocarde!" Und er zeigte die Cocarde an ſeinem ſchwarzen runden Hute. „Im übrigen, du biſt betrunken, Bürger!" Mit einer raſchen Wendung machte er ſich los von ihm und ſchleuderte ihn gegen den Schenktiſch, daß der Junge dahinter laut um Hülfe zu ſchreien anfing. Aus dem Garten hatten ſich inzwiſchen Frauen und Mädchen in den Saal hineingeflüchtet; ſie wiederholten, ohne zu wiſſen, was geſchehen, den Hülferuf; nun kamen auch Männer herbei, aus der Küche die Mägde... Der Benarbte war wuthſchäumend aufgeſprungen. „Ein Ariſtokrat iſt hier — er will die Patrioten verrathen, vergiften! Ich kenne ihn genau!..."

„Warſt du vielleicht ſein Kutſcher?" fragte eine höhniſche Stimme aus dem Haufen.

„Es iſt der Baron Pontmartin."

„Wo? Wo iſt er?" ſchrien andere.

„Ruhe! Ruhe!" forderten die Vernünftigſten, voran der Bürger Mortier, der bei der Stimmung ſeiner Gäſte zu fürchten begann, das Ganze möchte mit einer Verwüſtung ſeines Hauſes enden...

So kamen die drei ungehindert aus dem Wirthshaus „Zur Nation"; ein Wagen war leicht in der Nähe des Hauſes gefunden und im ſcharfen Trabe ging's davon. Unterwegs ſcherzte Lefranc darüber, daß man ihn durchaus zum Baron erheben wolle, zum Baron aus dem Monde, denn er wiſſe ſonſt nicht zu ſagen, wo ſeine Herrſchaft läge. Die Straße der Franciscaner, in der Marat im Hauſe Nr. 30 im erſten Stockwerk wohnte, erreichten ſie bald; die Bürgerin Pain öffnete die Thür, erſtaunt, daß die Damen ſchon ſo frühzeitig zurückkehrten, und noch erſtaunter, als ſie nur Katharine aus dem Wagen ſteigen ſah. Der Bürger Marat hätte ſich eingeſchloſſen und arbeite, erwiderte ſie auf eine Frage Lefranc's. Während das junge Mädchen dankend von Marcel Abſchied nahm, drückte Lefranc der Pförtnerin ein Geldſtück in die Hand und raunte ihr zu: „Jeden Morgen ſagſt du zu Marat: «Monorgueil!»"

Drinnen, im Treppenflur, bei dem trüben Licht einer kleinen Oellampe, welche die ſchmale, ſteile Stiege nur dämmernd erhellte, betrachtete die Bürgerin das ſchwere Geldſtück: es war ein Louisdor.

„Gold!" Keinen Laut brachte ſie mehr über die Lippen und hielt Katharine ſchweigend das Goldſtück unter die Augen — denn gleich in den erſten Monaten der Republik war Gold und Silber im Vergleich zu dem Papiergeld der Aſſignaten, von dem die Stadt überſchwemmt war, in das Ungeheuere geſtiegen; der Louisdor hatte den Werth von tauſend Livres Papier.

„Er hat einen Schatz entdeckt, der Bürger Lefranc!" flüſterte Katharine, die Treppe hinaufeilend. „Aber haſt du den Bürger Lecomte angeſchaut? Das iſt ein anderer Mann als alle, die ich noch geſehen! So höflich und freundlich, und wie klug weiß er zu reden! Haſt du bemerkt, welch kleine Hand er hat?"

Wortlos waren indeß die Männer eine Weile nebeneinander gegangen, dem Kai Voltaire und der Seine zu, um über die dort liegende Brücke die Tuilerien und den Platz der Revolution zu erreichen. Durch die unerwartete Eröffnung, daß ſein Begleiter ein Adelicher, ein Anhänger des Königthums ſei, wurde Marcel in ſeiner Abneigung und ſeinem Mistrauen noch verſtärkt. Mit ganzem Herzen war er der Republik ergeben und nur zu geneigt, alle Greuel und Verbrechen der Revolution den geheimen Ränken und Verſchwörungen der Emigranten und Edelleute zuzuſchreiben. Zu welch anderm Zweck befand ſich der Mann, der jetzt an ſeiner Seite, ein Lied trällernd, dahinſchritt, in Paris? Galt es wieder, mit dem Geld der Ariſtokraten einen Aufſtand der Vorſtädter heraufzubeſchwören? Denn durch dieſe beſtändigen Aufläufe, das war die allgemeine Meinung der Zeit, wollte man die Republik den beſitzenden Klaſſen, der Bürgerſchaft und den Gebildeten ſo verhaßt wie verächtlich machen und ſie das Königthum als den einzigen Schutz der Ordnung und des Friedens zurückwünſchen laſſen. Und mit ſolchem Manne, gingen die Gedanken Marcel's weiter, ſtand ſein Vater in innigſter Verbindung! Wie ſich dieſe Verbindung angeknüpft, aus welchen Urſachen ſie entſprang, blieb ihm freilich noch unerklärlich; er wußte nur, daß die Pontmartin urſprünglich das Haus beſeſſen hatten, in dem ſeine Familie nun ſeit einer Reihe von Jahren wohnte... Stellte ſich der Bürger Lefranc nur, als ahne er von all dieſen Vorgängen in des Jünglings Seele nichts? Oder war ihm deſſen gute oder böſe Meinung über ihn gleichgültig? Die Straßen waren menſchenleer, Mitternacht vorüber. Nicht einmal eine Patrouille begegnete ihnen.

„Dieſe Nacht iſt zu einem Stelldichein Verliebter, zu einer Entführung wie geſchaffen!" begann Lefranc endlich; das Stillſchweigen ſchien ihm läſtig zu werden. „Ueberhaupt eine traurige Eigenſchaft der Revolutionen, daß ſie den Menſchen die fröhlichen und heitern Empfindungen, die Freude an den Künſten raubt."

„Sie vergeſſen, daß Sie mir nicht davon, ſondern von dem Mädchen aus Caen erzählen wollten."

„Hm — ich hab' einen tollen Plan. Wenn wir die Kleine entführten! . . ."

„Entführten?"

„Wir wären dann ſicher, daß ſie weder uns noch ſich ſelbſt ſchaden könnte."

„Und Sie fordern doch nicht meine Hülfe zu ſolchem Abenteuer?"

„Ich baue ſicher darauf!"

„Sie ſind ſehr kühn! . . ."

„Es müßte doch möglich ſein, die junge Dame in das Haus Ihrer Aeltern zu bringen, zu Ihrer liebenswürdigen Baſe Genoveva! . . ."

„Sie kennen ihren Namen?"

„Was denn? Genoveva? Heißt die Kleine vom Springbrunnen ſo? Das Wort entfiel mir zufällig; ſie erinnerte mich an ein Bild der heiligen Genoveva, das ich früher irgendwo geſehen. . . Ich denke, die Mädchen würden bald Freundſchaft ſchließen und die nächſte Poſt brächte ſie und Ihre verehrte Mutter aus dieſen Mauern."

„Bürger, Ihr Antrag — ich habe keine Antwort darauf."

„In dieſer Stunde erwartete ich auch keine. Guter Rath kommt über Nacht. Darum iſt's das Beſte, wir trennen uns hier. Morgen Mittag bin ich im Tuileriengarten, am Eingang, unter den Bäumen. Nicht wahr, wir ſehen uns dort wieder? Vielleicht beſucht unſere Freundin die Sitzung des Convents — Alſo auf morgen!"

Und nun grüßte er mit ſolcher Verbindlichkeit und doch Gemeſſenheit, daß Marcel eben auch nur ſeinen Hut abziehen und dann allein ſeinen Weg über die Nationalbrücke fortſetzen konnte. Der Bürger Lefranc lehnte ſich über den einen ihrer Bogen und blickte in das dunkle Waſſer der Seine... Der Mondſchimmer tanzte darüber hin.

Am andern Morgen öffnete David Bruneau ſpäter als ſonſt ſeinen Laden gegenüber dem Hôtel de la Providence. Erſt in der vierten Morgenſtunde war er von dem Volksball zurückgekehrt und ſtand jetzt auf der Schwelle der Thür, ſich den friſchen Morgenwind um die Stirn ſpielen und den Sonnenſchein ſeine etwas unklaren und nebeligen Gedanken aufhellen zu laſſen. Als Lefranc, Marcel und Katharine den Garten verlaſſen hatten, war es den Bemühungen des Wirths und den „gebildetern" ſeiner Gäſte gelungen, die Ruhe wiederherzuſtellen. Feierlich verbrannte man die Guillotine auf dem Altar des Vaterlandes, die hartnäckigſten Schreier und die wüthendſten Weiber wurden hinausgewieſen. Wie von einem Alp befreit, athmete nach ihrer Entfernung die Geſellſchaft auf — doppelt hoch der Friſeur. Denn trotz ſeiner demokratiſchen Geſinnung hielt er es im Herzen mit den Vornehmen,

und die Stöße und Schläge, die er an dieſem Abend von den Patrioten erlitten, hatten ſein Ehrgefühl ſo verletzt, daß er bei ſich beſchloß, den Verkehr mit den Männern der Zukunft aufzugeben. Wiederum aber war es ihm auch eine „moraliſche" Erleichterung, fortan der alleinige Beſchützer Simonne's zu ſein, und ſein Schirmamt weder mit Lefranc noch Marcel ferner theilen zu müſſen. Höher trug er den Kopf, als der Tumult ſich gelegt und er ſeiner Dame wieder einen Platz verſchafft hatte. Für ſein Vergnügen beſaß David Bruneau trotz der harten Zeiten Geld genug — er konnte ſo gut wie der Bürger Lefranc „etwas ſpringen" laſſen; ihm fehlte nur die „engliſche" Art des ehemaligen Barons. So hatte er ſich denn in ſeiner Weiſe die Nacht hindurch auf das trefflichſte unterhalten und ſtand jetzt mit dem Selbſtbewußtſein eines Mannes, der, wie er von ſich behauptete, Glück im Spiel und in der Liebe hat, in der Thür ſeines Ladens. Ein wenig Kopfweh, eine gewiſſe Schläfrigkeit quälte ihn noch — der Dichter hat ſchon recht, daß man hienieden jedes Glück mit einigen Schmerzen bezahlen muß, aber welche Erinnerungen hatte David Bruneau auch mit dieſem Opfer erkauft!

Wie er ſo dämmernd in die Morgenſonne ſtarrte, trat eine Dame aus dem Hôtel de la Providence und ſuchte eilig auf der andern Seite der Straße an dem Friſeurladen vorüberzukommen. Aber ſie hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht; Bruneau erkannte den ſchwarzen Filzhut und den grünen Schleier.

„Den allerſchönſten Guten Morgen, Bürgerin Corday!" Und mit Einem Sprung war er über den ſchmalen Damm. „Wohl geſchlafen? Friſch und roſig wie Aurora, die Morgenröthe, ſehen Sie aus! Wollen Sie zu Bekannten? Es wird Ihnen nicht leicht werden, ſich zurechtzufinden! Paris iſt ſo groß — das Rom Cäſar's war ein Marktflecken gegen unſere Stadt! Sind Sie zufrieden mit Ihrem Zimmer? Ihrer Bedienung? Eine vortreffliche Frau, die Bürgerin Grollier! Schwatzhaft und neugierig, aber das ſind alle Wirthinnen! Ich erkundigte mich geſtern Abend noch nach Ihnen; es wäre mir eine außerordentliche Ehre geweſen, Ihnen ein Ballbillet anbieten zu können! . . ."

„Ich war ſo müde von der Fahrt, ich habe mich gleich nach meiner Ankunft niedergelegt", unterbrach ihn Charlotte.

Aber ihr Blick war umſonſt ſtreng und abwehrend, der Ton ihrer Stimme kalt und ernſt: auf den Friſeur brachte ſie keine überwältigende Wirkung hervor; eifrig fuhr er fort: „Ich hörte es zu meinem Bedauern von dem Hausmann. Schade, es war die ausgewählteſte Geſellſchaft von Paris! Lais, den Sie ſonſt nur für zwanzig Livres in der Oper ſingen hören, ſang umſonſt patriotiſche Lieder; Camille Desmoulins hielt eine Rede; ein Preuße, der aus den Kerkern einer furchtbaren Feſtung entflohen, ſchwur auf den Altar des Vaterlandes: er werde binnen vier Wochen den König von Preußen und den Kaiſer von Oeſterreich ermorden; er zeigte uns den Dolch, mit dem er die That vollführen würde. Eine Guillotine köpfte den verruchten Barbarour... Bürgerin, welch entzückendes Schauſpiel! Gegenſeitig ſanken wir uns alle in die Arme und riefen: «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder den Tod!» Doch ich hemme Ihren Weg, Sie haben Geſchäfte... Darf ich Ihnen meine Dienſte anbieten?"

„Dank, Bürger Bruneau! Ich ſchaue mir heute nur Paris an und gehe zunächſt in die Sitzung des Convents."

„Ah!" Der Friſeur verneigte ſich. „Eine vortreffliche Patriotin! Sie werden auf dem Sitz ihres Ruhms die Retter des Vaterlands finden — den unvergleichlichen Robespierre, Danton mit dem Löwengebrüll, St.-Juſt, der eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem ehemaligen heiligen Johannes haben ſoll — leider wird Marat nicht da ſein!"

„Marat nicht auf der Spitze des Bergs?" Ein Schauer rieſelte durch die ſchlanke Geſtalt Charlottens, ihr Geſicht nahm eine Todtenbläſſe an: nur war Bruneau viel zu lebhaft mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um es ſonderlich zu beachten.

„Sie wiſſen die Trauerkunde nicht?" ſagte er. „Ja, kann es denn einen Ort in Frankreich geben, wo man nicht über die Krankheit des großen Volksfreunds in der tiefſten Niedergeſchlagenheit wäre?"

„Marat iſt krank?"

„Er leidet an der Bruſt und am Herzen. Kein Wunder — ſeine große Seele verzehrt ſich im Kummer über unſere Unthätigkeit, über das Elend und die Langmuth des Volks. Oh, wir ſind für das Reich der Tugend noch nicht reif! Marat's Weisheit wird erſt die Nachwelt begreifen. Ich komme täglich in ſein Haus — ich mache mir ein Vergnügen daraus, ſeine Schweſter zu friſiren — da lern' ich ihn lieben und

bewundern. Er hat ſein ganzes Leben ſo viel mit Pferden und Hunden zu thun gehabt, daß ihm einige üble Gewohnheiten von dieſem Umgange her noch anhaften. Seine Reden verletzen zuweilen ein gebildetes Ohr, dafür aber iſt er der erhabenſte Philoſoph. Alle Philoſophen, Bürgerin, trugen zerriſſene Schuhe und Mäntel und ließen ſich nie friſiren. Ihnen ahmt Marat nach. Wie geſagt, die Sitzungen des Convents beſucht er nicht mehr; die Mehrzahl der Deputirten ſind trotz ihrer dreifarbigen Schärpe mit Goldfranſen Lumpenkerle! Doch verzweifeln Sie nicht! Sie ſollen Marat ſehen! Mein Einfluß wird Ihnen ſeine ſtets verſchloſſene Thür öffnen! Nur die wenigſten ſind es werth, ſich an ſeinem Anblick zu laben, Bürgerin! Sie aber verdienen Marat's Gruß!"

„Darum hoffe ich auch, noch ein Wort mit ihm zu reden."

Hier zwang ein Vorübergehender, der in ſeinen Laden trat, Bruneau ſehr gegen ſeinen Willen, das Geſpräch mit der ſchönen Bürgerin aus der Provinz abzubrechen und von der linken wieder auf die rechte Seite der Straße zu ſpringen.

Charlotte ſtand, als wäre ſie in den Boden gewurzelt. So ſicher hatte ſie geglaubt, Marat im Convent zu finden; war ſeine Krankheit nun, die ihn am Ausgehen verhinderte, ein Wink des Schickſals? Sollte ſie ſich ihm fügen, die Abſicht, die ſie von Caen nach Paris geführt, aufgeben? Oder trotz des Geſchicks vorwärts ſchreiten?

Wie einer, der ſich gewaltſam den umſtrickenden Armen des Morgenſchlummers entreißt und traumbefangen umhergeht, ſo ging Charlotte Corday die alte Auguſtinerſtraße, in der Richtung nach den Tuilerien, entlang.

Wie ſie Bruneau erzählt, hatte ſie geſtern nach ihrer Ankunft ihr Zimmer nicht mehr verlaſſen. Die anſtrengende zweitägige Reiſe übte ihr Recht auch auf ihre ſtahlkräftige Natur aus. Sie bedurfte des Schlafs, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen, zu einem Entſchluß ſich zu ſammeln. Anders, als ſie es erwartet, war ihr Paris erſchienen und dieſe große Enttäuſchung hatte unwillkürlich einen Umſchwung in den Vorſtellungen hervorgerufen, die ihr bisher die liebſten geweſen. Hatten die flüchtigen Conventsdeputirten, die ſie in Caen geſprochen, Barbaroux, Louvet und Pétion, ſei es aus Haß gegen die Jakobiner, die ſie beſiegt, oder aus Furcht vor dem Pöbel, vor dem ſie geflohen, doch in ihren Schilderungen übertrieben? Sie nannten in ihren Proclomationen Paris eine Mörderhöhle, das Waſſer der Seine war roth von dem Blut der Getödteten, in all ſeinen Straßen wütheten Plünderung und Feuer. Statt deſſen kamen ihr heute wie geſtern lachende, fröhliche Menſchen entgegen. Die Läden waren geöffnet, nirgends Lärm und Aufruhr. Geduldig ſtanden die Armen in langer Reihe vor den Verkaufsſtellen der Bäcker und Fleiſcher, ſchlechte und gute Witze flogen umher, auch an derben Flüchen gegen die Kornwucherer und Geldwechsler an der Ecke des Palais-Royal fehlte es nicht, doch erhob ſich keine Hand, weder zum Schlag noch zum Raub. Unangefochten, von keinem Blick eines frechen Mannes verletzt, ging ſie ihres Wegs: ſo war ſie in Caen in Begleitung eines alten Dieners zur Kirche geſchritten, ſie bemerkte heute nicht einmal die Abweſenheit des guten Leclerc. Das Bild des Friedens um ſie her ſtimmte auch ihr ſtürmiſch wogendes Herz ruhiger, die finſtern Nachtgeſichte und Gedanken entwichen vor dem Licht eines heitern Morgens. Aber Charlottens ernſter, ſinnender Natur war es nicht gegeben, ſich harmlos der Freude und dem Genuß zu überlaſſen, zu der ſie das klare Blau des Himmels, der Glanz der Sonne aufzufordern ſchien. Umſonſt boten ihr die Blumenverkäuferinnen in der Nähe der Tuilerien Roſenſträuße an. Ihre Seele wie ihr Antlitz bewahrte den ſchwermüthigen, tragiſchen Zug. In dem geheimſten Grunde ihres Innern lag ein dunkles Etwas: war es eine ſchreckliche Erinnerung? eine Schuld? jenes Unſagbare und Unerklärliche, was die eigentliche Weſenheit eines beſtimmt ausgeprägten Charakters bildet und der Bezeichnung durch die Sprache ſpottet?

Sie hatte nicht darauf Acht gehabt, daß ſie durch das Gitterthor geſchritten und ſich im Tuileriengarten befand. Das Rauſchen der Bäume, der Geſang der Vögel, das Verſtummen des Wagengeraſſels und des Straßenlärms mahnte ſie jetzt daran. Verwundert blickte ſie umher. Eine Steinbank unter einer breitäſtigen Platane lud ſie zur Ruhe ein. Dort ſetzte ſie ſich nieder und öffnete im gedankenloſen Spiel bald ihren Fächer, bald ſchlug ſie ihn zuſammen. Sie war die Beute einer eigenen Zaghaftigkeit und Unentſchloſſenheit geworden, die ſie vordem nie gekannt.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Auf dem Ocean.

Seebilder von Theodor Oelckers.

I.

In den engliſchen und franzöſiſchen Dampfern, welche eine regelmäßige Verbindung zwiſchen Europa und Braſilien unterhalten, paſſiren jahrein jahraus Tauſende von Reiſenden die Linie, ohne eine Ahnung von dem mannichfachen Ungemach zu haben, das der Paſſagier in einem kleinen Segelſchiffe zu erdulden hat, welches eigentlich für Paſſagiere gar nicht eingerichtet iſt. Der Reiſende im Dampfer oder ſelbſt in einem großen Segelſchiffe lernt die See und namentlich das ſchlechte Wetter nur etwa ſo kennen wie jemand, der es aus dem Fenſter ſeiner Wohnung behaglich betrachtet; der Reiſende im kleinen Schoner hingegen gleicht dem Manne, der unten auf der Straße im ſchlechten Wetter wandelt. In einem ſolchen Schiffchen empfindet er die Gefangenſchaft ganz beſonders drückend zwiſchen dem 15. Grade nördlicher Breite und der Linie, einer Region, die gar vielfach geeignet iſt, den Paſſagier ſeemüde zu machen.

Zwiſchen dem 15. und 5. Grade, wo der Nordoſtpaſſat ſeinen wohlthätigen Dienſt eingeſtellt hat, muß man ſtets auf häufige Windſtille und tägliche, oft langanhaltende und ſchwere Gewitterregen gefaßt ſein. Oder iſt es nicht ſtill, ſo kommt doch nur ein launiſcher Wind aus unerwünſchter Richtung und bringt einen böſen Regenſchauer nach dem andern. In der heißen und dunſterfüllten winzigen Kajüte unter Deck iſt es ſchlechterdings nicht auszuhalten. Sieht man ſich nun, wie es mir geſchah, ganze oder doch halbe Tage lang in der ebenfalls ſehr ſchwülen Luft des kleinen Häuschens auf Deck eingeſperrt, wo nur ein matter Lichtſchimmer durch das in der Decke eingefügte Stückchen Glas fällt, wo man kein Fenſterchen zum Hinausblicken hat und auch genöthigt iſt, die kleine Thür feſtgeſchloſſen zu halten, weil ſonſt das Waſſer des Himmels und der hochgehenden See einſtrömen würde, dann iſt es ſchwer, eine heitere Stimmung zu bewahren. Endlich bemerkt man vielleicht einmal, daß der Regen augenblicklich nicht gegen die Thür ſchlägt: man will die Gelegenheit nützen, einen Schluck friſcher Luft zu gewinnen, man öffnet das Thürchen ein wenig und tückiſch wirft die See gerade in dieſem Augenblick einen Schwall ihres unerſchöpflichen Vorraths herein. Der Paſſagier iſt durchnäßt und kann die Füße nicht einmal auf den Boden ſetzen, ſo lange die Ueberſchwemmung ſich nicht wieder verlaufen hat; der Mann hinten am Steuer, den ſein Südweſter und Regenrock auch nicht völlig gegen ſolche Flut ſchützt, lacht gleichwol ein bischen ſchadenfroh, denn er iſt auf die Sache eingerichtet und in ſeinem Element.

Gern wollte man ſich noch in eine leidige Windſtille fügen, wenn nur der Aufenthalt draußen auf Deck möglich wäre. Dieſer Wunſch wird dann und wann erfüllt. Die Wogen haben ſich beruhigt, der Regen hat aufgehört und während im Weſten die phantaſtiſchen Wolkengebilde noch matte Spuren der ungeſehen niedergegangenen Sonne tragen, bricht oben der Mond mit grellem Glanz durch die ſchweren Wolkenmaſſen; aber das Schiff liegt ſtill, die weite Waſſerfläche iſt glatt geworden wie ein Spiegel, die Dünung kaum bemerkbar, denn die See athmet jetzt leiſe, ſie ruht aus vom Kampfe. Aus den finſtern Maſſen aber, die ringsum über dem Horizont lagern, zuckt unaufhörliches Wetterleuchten, wie zum Zeichen, daß alles nur ein kurzer Waffenſtillſtand ſein ſoll.

Mit welchem Behagen benutzen wir dieſe gewiß nur kurze Friſt, uns des Aufenthalts in freier Luft zu erfreuen! Wir liegen jetzt in einem Wolkenſchatten, aber in geringer Entfernung zeigt ſich, grell vom Mondlicht beleuchtet, ein anderes Schiff, viel größer als das unſere. Es iſt eine Bark, vermuthlich nach der Weſtküſte beſtimmt. Meine Schiffer haben ſie längſt bemerkt, für mich aber wird ſie erſt durch den Mond ſichtbar, und ſie gewährt in dieſer Beleuchtung einen höchſt eigenthümlichen und anziehenden Anblick. Plötzlich werden ihre mondbeglänzten Segel wieder matt, ſie verſchwindet, wie vom Nebel verſchlungen, während nun auf uns ſelber der grelle Mondſchein fällt.

Mein Schiffer iſt einer jener noch immer nicht ſeltenen Kapitäne, für welche außer der See und den Hafenplätzen die ganze übrige Welt ein ebenſo unbekanntes als der ernſten Beachtung unwerthes Gebiet iſt. Von ſeinem eigenen deutſchen Vaterland kennt er blos die Gegend an der Elbe von Hamburg abwärts und desgleichen die Weſermündung. Die Bewohner des Binnenlandes treiben, wie er vermuthet, wol kaum etwas anderes als Landwirthſchaft, denn womit ſollten ſie ſich außerdem beſchäftigen, da ſie die See nicht haben? Da kommen dann öfters ſehr naive Fragen. Das Geräuſch der Pumpe, an der ſoeben zwei ſeiner Leute (die Mannſchaft beſteht außer ihm

und dem Steuermann nur noch aus vier) beſchäftigt geweſen, ſcheint ihm eine alte Erinnerung geweckt zu haben.

„Sie haben doch wol vom Thüringerwald gehört?“ fragt er plötzlich.

„Ich bin ſchon manchmal drin geweſen.“

Er ſcheint geneigt, dies für eine bloße Aufſchneiderei zu halten, denn er iſt überraſcht und blickt mich mit ungläubigem Lächeln an.

„Wie lebt man aber in einem ſo großen Walde?“ fragt er weiter. „Sind denn auch Wirthshäuſer drin?“

„O ja! Ich habe manche beſucht und hab' auch darin oft genug mit den Eingeborenen zuſammen geplaudert und getrunken.“

„Aber wie iſt's mit den Räuberbanden?“

Ich bin ſelber ſo naiv, offen zu geſtehen, daß ich keiner einzigen begegnet ſei, und das ſcheint ihn in dem Glauben zu beſtärken, daß ich, wenn ich überhaupt wirklich in jenem Walde geweſen, mich doch gewiß nicht ſehr tief ehiningewagt haben könne.

„Sie haben aber vielleicht die großen Kohlengruben am Eingange des Waldes geſehen?“ fährt er fort, und durch einige weitere Fragen komme ich dahinter, daß er die Kohlenwerke der zwickauer Gegend meint, die er ſammt mancherlei andern Dingen, wovon er gelegentlich ein Wort gehört, nach dem Thüringerwald verlegt. Eines andern belehren läßt er ſich in dieſem Punkte nicht, denn „ein alter Kapitän hat ihm das alles geſagt“, der einmal eine Reiſe ins Oberland gemacht; und er ſelber hat einen jungen Menſchen, einen Schiffsjungen gekannt, der ein Thüringer geweſen und in der Gegend von Zwickau geboren war. Dieſer junge Menſch war es, an den ihn jetzt plötzlich das Geräuſch der Pumpe erinnert hatte.

Er erzählt mir, wie er einſt, als er noch Matroſe in einem damals nach Santa-Catarina beſtimmten hamburger Schiffe geweſen, Zeuge eines eigenthümlichen Exceſſes geworden war, den ſich die Mannſchaft eines andern von Rio-de-Janeiro nach Europa ſegelnden Schiffes erlaubt hatte, welchem man ungefähr in der Höhe von Bahia begegnet war. Dieſer Exceß hatte in einem ziemlich gewagten und gefährlichen Manöver eines Theils jener Mannſchaft beſtanden. Sie hatten ſich dem Hamburger auffällig genähert, anſcheinend, um mit ihm zu ſprechen, und ſich dann plötzlich, bevor ſich ihre zu ſpät erkannte Abſicht vereiteln ließ, dicht an deſſen Seite gelegt. Mein Kapitän erklärt mir ausführlich die nähern Umſtände, die das Manöver ermöglicht hatten, ohne beide Schiffe ernſtlich zu gefährden.

„Leg' dich nicht ſo im Mondlicht ſchlafen!“ ruft er dann dem einen ſeiner Leute zu, der ſich behaglich aufs Deck hingeſtreckt hatte.

„Warum nicht?“ fragt der Matroſe.

„Du kriegſt ein ſchief Maul, wenn du im Mondſchein ſchläfſt!“

Flugs ſucht ſich der etwas eitle junge Burſch ein beſchattetes Plätzchen und der Kapitän fährt in ſeiner Erzählung fort:

„Das alles geſchah blitzgeſchwind und ebenſo waren im Augenblick fünf Mann von jenem Schiffe auf das unſere herübergeſprungen, unter ihnen auch der Mann, der am Steuer geweſen war, und das Manöver mit ſeltener Geſchicklichkeit ausgeführt hatte.“

„Aber was bezweckten ſie?“

„Es war eine kleine Verſchwörung, die den Leuten ſoweit auch ganz vortrefflich gelungen war. Sie hatten ſich durch das gefährliche Wagſtück von ihrem Schiffe befreien wollen, wo ſie den Dienſt ſatt hatten, denn es war ein altes Schiff und machte erſchrecklich viel Waſſer, ſodaß die Leute unaufhörlich Tag und Nacht an der Pumpe ſtehen mußten, und das iſt nun einmal für den Seemann das allerunangenehmſte Geſchäft. Er wird lieber alles andere ertragen als ſolche fortwährende Pumpenarbeit.“

„Und was wollten nun die Ausreißer auf Ihrem Schiffe?“

„Es war ihnen, wie geſagt, zunächſt nur darum zu thun, von ihrem eigenen wegzukommen, und ſie hofften mit uns nach Braſilien zurückkehren zu können, wo es ihnen nicht allzu ſchwer gefallen ſein würde, anderweit Unterkommen zu finden und der Strafe für ihre Meuterei zu entgehen. Sie hatten vorausgeſetzt, unſere Gaſtfreundſchaft leicht genug erzwingen zu können, ſobald ſie nur einmal bei uns am Bord waren. Tüchtige Leute waren's, und hätte unſer Kapitän keinen andern Beiſtand als den ſeiner Mannſchaft gehabt, die zum Theil überdies nicht ohne Theilnahme für die Ueberläufer war, ſo hätte er ſie ſchon mitnehmen müſſen. Wir hatten aber ſieben handfeſte Paſſagiere, die gleich bereit waren, dem Kapitän beizuſtehen, als er den ungebetenen Gäſten befahl, auf der Stelle zurückzukehren, und ſo mußten dieſe der offenbaren Uebermacht weichen und auf ihr Schiff zurückgehen, um da Gott weiß wie viele Wochen weiter zu pumpen und zuletzt, ſobald

ſie ans Land kamen, zu einer ernſten Rechenſchaft gezogen zu werden.

„Unſere Schiffe hatten ſich ſchon voneinander entfernt und wir waren froh, daß noch alles einen ſo glücklichen Ausgang genommen hatte, da fanden wir, daß denn doch einer der Ausreißer bei uns geblieben war. Nur fünf glaubte ich ſelber überſpringen geſehen zu haben und fünf hatten auch richtig zurückgehen müſſen. Da war nun aber ein Sechster, den wir, der Himmel weiß wie, im Getümmel überſehen hatten, ſo ſcharfe Augen wir auch ſonſt für alles haben, und ebenſo ſchien man ihn auch auf dem andern Schiffe nicht ſogleich vermißt zu haben. Der arme Burſche, er war kaum älter als funfzehn Jahre, hatte bei dem gewagten Sprunge einen Arm und ein Bein gebrochen. Im erſten Augenblick mochte er das ſelber nicht bemerkt haben; er war nur darauf bedacht geweſen, ſich zu verſtecken, und es war ihm auch gelungen, unbemerkt unter das Boot hinter der Kombüſe zu kriechen, wo wir ihn jetzt hervorzogen. Er war in einem erbarmenswerthen Zuſtande und in meinem Leben hat mich auch kein Menſch ſo gedauert, denn er war ein artiger, lieber Junge und herzensgut. Ich nahm mich ſeiner denn auch an, ſo viel ich nur konnte; ich pflegte ihn und er erzählte mir in den Augenblicken, wo es ſeine heftigen Schmerzen zuließen, ſeine Geſchichte. Er war aus dem Oberlande, aus der Gegend von Zwickau, gleich am Rande des Thüringerwaldes, wo die Kohlengruben ſind" (ich fand für gut, dieſer Anſicht nicht weiter zu widerſprechen) „und ſeine Verwandten hatten ihn zwingen wollen, ſelber Bergmann zu werden, d. h. nicht gerade Grubenarbeiter, wenigſtens nicht für immer; er hatte nur alles, was dazu gehört, genau kennen lernen ſollen und würde außerdem wahrſcheinlich blos am Comptoirtiſch geſeſſen haben. Dazu hatte er aber ſchlechterdings keine Luſt und beſonders hatte er allezeit vor den Kohlengruben einen Abſcheu gehabt, der nur immer geſtiegen war, je mehr man ihm von Kindheit auf gepredigt hatte, er werde durch die Kohlen noch ſein Glück machen. Seine Verwandten waren nämlich ſelber Grubeneigenthümer. Als es nun aber am Ende dahin gekommen war, daß man ihn zu dem verhaßten Geſchäft zwingen wollte, da hatte er ſich entſchloſſen, in die weite Welt und zur See zu gehen, was ohnehin von jeher ſeine Herzensneigung geweſen war. Er wollte nur in freier Luft und im Sonnenſchein leben. Das bloße Wort Steinkohle ſchien er nur mit Ekel ausſprechen zu können, ſo groß war ſein Widerwille dagegen geworden und gegen alles, was damit zuſammenhing.

„Er war alſo heimlich davongelaufen, war auch unangefochten nach Bremen gekommen und dort war's ihm gelungen, Aufnahme auf einem Schiffe zu finden, ich glaube auch nur mit Hülfe einer kleinen Liſt, denn es wird dort heutzutage ſo leicht kein Kapitän es auf ſich nehmen, ſolch ein verlaufenes Bürſchchen in Dienſt zu nehmen und ihm fortzuhelfen. Man war dem Flüchtling aber auch ſehr geſchwind auf die Spur gekommen und ſeine wohlhabenden Verwandten — Aeltern hatte er nicht mehr — hatten alle Anſtalten getroffen, ihn zurückzubringen. Während er hier noch auf dem Ocean ſchwamm, hatte der engliſche Dampfer ſchon einen Brief nach Rio an das bremer Conſulat gebracht, mit der Bitte, den jungen Menſchen bei ſeiner Ankunft dort in Verwahrung nehmen und mit erſter Gelegenheit nach Deutſchland zurückgehen zu laſſen. So war's denn auch geſchehen. Das Geſcheidteſte wäre freilich geweſen, ihn auf einem der Dampfer zurückzuſchicken; das hätte etwas mehr gekoſtet, aber die Verwandten waren reich genug, die Koſten zu zahlen. Indeß hatte es dazu vermuthlich an Anweiſung gefehlt und der Conſul hatte denn vorgezogen, den Knaben auf das erſte nach Bremen beſtimmte und ſegelfertige Schiff zu bringen, das nämliche, welches uns dann begegnete und in ſo ſeltſame Berührung mit uns kam.

„Der junge Menſch, der ſozuſagen als Gefangener mitfuhr, mochte ſich in dieſer Lage zehnfach übel befinden, denn daheim ſollte er nun doch zu einem Beruf gezwungen werden, der ihm von Herzen zuwider war. Tag und Nacht ſann er, wie er bei der Landung die Gelegenheit wahrnehmen und wieder entſchlüpfen könnte. Von der Verſchwörung der fünf Matroſen, die des Pumpens überdrüßig geweſen, hatte er natürlich nichts ahnen können. Im letzten Augenblick erſt hatte ihm der eine, der vielleicht Mitleid mit ihm gehabt, den Rath gegeben, er ſolle genau aufmerken, was ſie thun würden und dann das Nämliche thun. Das hatte er, als die günſtige Gelegenheit gekommen war, ſogleich begriffen und war im Augenblick entſchloſſen geweſen, den Verſuch mitzumachen.

„Die Flucht war ihm gelungen, ihm ganz allein, aber das ſollte ihm nun wenig frommen. Wir hatten ihm die gebrochenen Glieder einge-

richtet, ſo gut wir's verſtanden, und das wollte nicht viel ſagen, denn wir verſtanden eben alle ſo gut wie nichts davon. Bald ſtellte ſich der Brand ein und all unſere Mühe ſollte ſich als vergeblich erweiſen. Der Knabe ahnte, wie es mit ihm ſtand, aber er zeigte ſich ſehr gefaßt und ruhig; ich glaube, ſo jung er auch war, war ihm doch der Tod zehnmal lieber als die Ausſicht, nach den Kohlengruben zurückgebracht zu werden. Wir waren noch weit von Santa-Catarina, als er ſtarb, und es blieb uns denn nichts anderes übrig, als ihn in die See zu verſenken. Ich nähte ihn ſelber in eine Decke ein, — da hatten ſie ihm nun von Kindheit auf prophezeit, die Steinkohle werde ſein Glück machen, und ein halber Centner Steinkohle war's, was ich ihm am Fußende ſeiner Decke mit einnähte! Unſer alter Kapitän meinte: «Wird ſchon richtig ſein, die Kohle macht ſein Glück!» Mir aber that's weh, daß er ſchließlich gerade mit dem Gegenſtand, der ihm am verhaßteſten und dem er auf jede Gefahr hin entfliehen wollen, in die ſalzige Tiefe gehen ſollte."

Gewiß iſt freilich, daß ſich an die Steinkohle ein langes Lied, ein wahres Weltlied, knüpfen ließe, zum wenigſten ebenſo bedeutenden und reichen Inhalts wie das von der Glocke. Dies ſagte ich aber nicht, denn ich wußte, daß der Kapitän dies Lied nicht kannte. Von Schiller hatte er indeß doch gehört, und zwar zum erſten mal in ſeinem Leben bei Gelegenheit des großen Schillerfeſtes 1859.

„Warum ehrt man den eigentlich ſo ſehr?" fragte er. „Er iſt wol recht ſehr für Freiheit geweſen, nicht wahr? Was hat er aber auch damit ausgerichtet?" Die Fragen folgten glücklicherweiſe ſo dicht, daß ich nicht in die Verlegenheit kam, eine paſſende Antwort zu ſuchen. Von der Steinkohle wußte er übrigens noch manches zu erzählen, nicht nur, wie ſie den Mann, den das Los trifft, auf See zu ſterben, in die Tiefe zieht — einer ſeiner Brüder hatte bei Neufoundland *ohne* Kohle in dieſes Grab ſinken müſſen —, ſondern auch, wie ſie den Lebenden oft gefährlich wird. Sein zweiter Bruder, auch ein Kapitän, hatte ſich einſt eine franzöſiſche Medaille verdient, weil er die Mannſchaft eines franzöſiſchen Schiffs aufgenommen hatte, das durch eine vermuthlich wegen mangelnder Ventilation des Kohlenraums erfolgte Exploſion in hülfloſen Zuſtand gerathen war.

Das mondbeglänzte Schiff war jetzt unſern Blicken völlig entſchwunden, wir waren wieder einſam mitten auf dem Ocean.

Während man in den europäiſchen Gewäſſern ſelten den Blick über die Meeresfläche ſchweifen läßt, ohne da und dort, entfernter und näher, einige Segel zu erblicken, deren Geſellſchaft oft ſogar ſehr zahlreich iſt, wird die Meeresfläche, je weiter man auf dem Ocean ſüdwärts ſegelt, immer unbelebter, bis endlich das Sichtbarwerden eines Schiffs ſchon für ein Ereigniß gilt. Nähert es ſich, dann wird das Fernglas zur Hand genommen und man ſtellt Vermuthungen an, wohin das Schiff wol beſtimmt und was es für ein Landsmann ſei. Nur um Madeira hatten wir wieder Schiffe in verhältnißmäßig beträchtlicher Anzahl geſehen. Viele (zumal wenn ſie, wie wir, keinen Chronometer beſitzen) mögen es ſich angelegen ſein laſſen, dieſen Punkt in Sicht zu bekommen, um ſich in Betreff der Länge wieder einmal Gewißheit zu verſchaffen. Südwärts von Madeira wurden denn auch die Schiffe wieder ſelten und die Meereseinſamkeit größer denn je.

Die Seeleute haben einen geübten Blick; ſie ſehen das unſcheinbare Pünktchen am Horizont ſchon deutlich, während der Paſſagier ſich noch vergebens bemüht, es zu entdecken. Ungefähr fünf geographiſche Meilen in jeder Richtung, alſo einen Kreis von zehn Meilen Durchmeſſer, beherrſcht das Auge des Seemanns. Am liebſten war es mir, wenn man ein Segel vorwärts entdeckte, denn wenn es kein begegnendes, ſondern ein in der nämlichen Richtung ſegelndes Schiff war, ſo war deſſen Sichtbarwerden ein Zeichen, daß wir ſchneller ſegelten und es im Laufe des Tags hinter uns zurücklaſſen würden. Wir waren indeß im Laufe dieſer Reiſe nur zwei- oder dreimal ſo glücklich; dagegen hatten wir leider ſehr oft den Verdruß, ein weit hinten auftauchendes Pünktchen immer größer werden, immer näher kommen, dann vorüberſegeln und endlich vorwärts am Horizont wieder verſchwinden zu ſehen. Der Seemann ſieht das zwar auch nicht gern; die meiſten aber nehmen es ſich auch, glaube ich, nicht beſonders zu Herzen und übrigens hat die See auch heute noch (trotz Maury!) ſo mancherlei Chancen, daß ein langſamer Segler ſchließlich bisweilen das ferne Ziel noch früher erreicht als der Schnellſegler, hinter dem er anfangs zurückbleiben mußte.

Ginge die Fahrt, wenn auch langſam, nur ſtetig dem Ziele entgegen! Aber in der Nähe der Linie ſind wir ſo häufig genöthigt, zu kreuzen.

Man würde denjenigen auslachen, der, anſtatt ſich der Eiſenbahn zu bedienen, den Frachtwagen eines Fuhrmanns beſtiege, um ſein Ziel zu erreichen, und doch wäre ſolche Reiſe immer noch beſſer als die im Segelſchiff, wo man ſtets von der Gnade des Windes abhängt, wo ſich nie abſehen läßt, wie früh oder ſpät man ans Ziel kommen wird, und wo man in ein Gefängniß gebannt iſt, aus dem ſich ſchlechterdings nicht entfliehen läßt. Während die heutige Welt ſonſt alles mit fieberhafter Haſt betreibt, während man allenthalben beſtrebt iſt, die Zeit mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit zu verwerthen, ſcheint die Segelſchiffahrt, dieſe (wenigſtens wie die Dinge jetzt noch ſtehen) rückſichtsloſeſte Zeitverſchwenderin, noch lange nicht unter die antiquirten Dinge kommen zu können, und es hat angeſichts der Dampfer die Zahl der Segelſchiffe von Jahr zu Jahr noch immer zugenommen. Freilich, während der nämlichen Zeit, in welcher die Frachtgüter in dieſen Schiffen langſam, aber verhältnißmäßig wohlfeil ihr fernes Ziel erreichen, kann mit Hülfe der Dampfkraft die Correſpondenz den nämlichen Weg über den Ocean mehrfach hin- und wiedernehmen und über die Güter verfügen, die ſich noch manche Woche auf den Wellen zu ſchaukeln haben, und mit dieſem allerdings ſchon ſehr wichtigen Vortheil begnügt man ſich. Aber der Reiſende in ſolchem Segelſchiff! Er iſt monate-, vielleicht vierteljahrelang aus der Menſchenwelt verbannt und muß gewärtig ſein, am Reiſeziel die Kunde von Ereigniſſen zu vernehmen, welche die Welt erſchütterten und umgeſtalteten, während er auf der öden Meerfläche ſozuſagen inhaltloſe Tage lebte, was äußerliche Ereigniſſe anlangt.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Der Tod des Märtyrers von Apenrade.

(Ein Bild däniſcher Gewaltherrſchaft. Von Guſtav Raſch.

Um einen Beweis zu geben, in welcher Art und Weiſe die däniſchen Beamten ſeit zwölf Jahren in Schleswig mit der Perſon, mit der Freiheit und mit dem Eigenthum der Deutſchen verfahren, wenn ſie ihnen in ihren Plänen, ein deutſches Land zu daniſiren, hinderlich ſind oder wenn es ſie überhaupt gelüſtet, ſich in Beſitz ihres Eigenthums zu ſetzen, habe ich vor zwei Jahren in öffentlichen Blättern die Geſchichte des Apothekers Karberg in Apenrade erzählt. Die däniſchen Beamten hatten ihn vermittels einer Reihe perfider Verfolgungen und Gewaltthaten, zu denen das Geſetz die Form hergeben mußte, ſeines Eigenthums, der Apotheke in Apenrade, beraubt und ihn aus einem reichen, angeſehenen und glücklichen Manne zu einem armen Wahnſinnigen gemacht, der von der Gnade mildthätiger Menſchen und deutſcher Apothekervereine ſein trauriges Leben friſtete, bis der Tod endlich ſeinen entſetzlichen Leiden ein Ende machte. Die Vergewaltigung, welche an dem Manne verübt war, bildete eine lange Reihe ſiebenjähriger Verfolgungen, Perfidien und nichtswürdiger Kniffe oft der kleinlichſten Natur, oft roher Brutalität, wie man ſie nur in der Leidensgeſchichte des verlaſſenen Bruderſtammes in Schleswig findet. Ich ſchrieb meine Darſtellung der Leiden des Märtyrers von Apenrade nach einem Manuſcript, welches mir ein Mann in Holſtein übergab, deſſen Name als Arzt, als wiſſenſchaftlicher Schriftſteller, als Menſch und als Kämpfer für das Recht wie für die Freiheit ſeines Landes hochgeehrt iſt. Das Manuſcript war auf Grund der von Karberg über die an ihm geſchehene Vergewaltigung zuſammengeſtellten Actenſtücke gearbeitet. An der Glaubwürdigkeit des entſetzlichen Inhalts war alſo gar kein Zweifel. Das Manuſcript reichte aber nur bis zu Ende der Leiden des Apothekers Karberg in Apenrade. Seine Krankheit, ſein Leben als Bettler, ſein Ende in Wahnſinn und fürchterlichen Schmerzen war darin nur mit wenigen Worten berührt. Der Verfaſſer des Manuſcripts kannte es nicht aus eigener Anſchauung, ſondern nur durch einzelne, ihm bruchſtückweiſe zugegangene Nachrichten.

Die Geſchichte des Märtyrers von Apenrade war eine fortlaufende Kette ſo unerhörter Perfidien und Gewaltthaten, daß ſie großes Aufſehen erregen mußte. Selbſt die kalten und ruhigen Menſchen im Norden des deutſchen Vaterlands geriethen über die an dem braven Apotheker verübten Gewaltthätigkeiten in Zorn und Erbitterung. Die däniſche Regierung hatte die Veröffentlichung der Geſchichte Karberg's höchſt unangenehm berührt. Mir gingen vielfach Briefe zu, in denen mir mit dem Tode gedroht wurde, wenn ich in der begonnenen Weiſe in meiner Agitation gegen die däniſche Regierung und gegen ihre Trabanten in Schleswig weiter fortfahren würde. Als man ſah, daß man weder mit Drohungen noch mit Anerbietungen und Verſprechungen bei mir zu dem gewünſchten Zweck kam, erſchien eines Tags

der Amtmann aus Apenrade, der däniſche Kammerherr von Heltzen — derſelbe Beamte, der neben dem Medicinalinſpector Schleißner in Schleswig die an dem unglücklichen Karberg verübte Verfolgung geleitet hatte — in Norburg auf der Inſel Alſen bei dem Schwager Karberg's, dem Arzte Dr. Eckermann. Dr. Eckermann und Karberg's Bruder waren die zu letzter Stelle auf die Apotheke in Apenrade eingetragenen Gläubiger geweſen und hatten bei dem von den däniſchen Behörden eingeleiteten Zwangsverkauf der Apotheke, wodurch dieſelbe um 17950 Thaler unter ihrem eigentlichen Werth losgeſchlagen wurde, die Summe von 6750 Thalern eingebüßt. Der däniſche Unterhändler machte dem durch ſeinen Verluſt arm gewordenen Arzt das Anerbieten, ihm die verlorene Summe baar auszahlen zu wollen, wenn er eine zu veröffentlichende Erklärung unterſchriebe, daß die von mir erzählte Geſchichte ſeines unglücklichen Schwagers eine von mir in belletriſtiſcher Manier ausgeſchmückte Erfindung ſei. Der brave Arzt hat ſich natürlicherweiſe geweigert, ſich zu einem ſo ſchändlichen Streiche herzugeben. Er ſchlug die Summe aus.

Aber ich glaube, es iſt nun an der Zeit, den Schluß meiner Geſchichte des Märtyrers von Apenrade zu erzählen; ich meine ſeinen Tod, deſſen, wie ich erwähnte, in dem mir bei meiner frühern Darſtellung zu Grunde liegenden Manuſcript nur mit einigen Worten gedacht war. Ich habe bei meiner jetzigen Anweſenheit in Kiel einen Zeugen für den entſetzlichen Tod des Märtyrers von Apenrade gefunden, deſſen Ausſage gerade jetzt in Deutſchland der däniſchen Regierung noch unangenehmer ſein wird wie vor zwei Jahren meine Erzählung der an Karberg verübten Vergewaltigung. Ich werde meinen Zeugen ſelbſt ſprechen laſſen. Mögen ſeine klagenden Worte von neuem Haß und Erbitterung in Deutſchland gegen die Trabanten der däniſchen Regierung in Schleswig hervorrufen! Der „verlaſſene Bruderſtamm" jenſeit der Eider bedarf zu ſeiner Befreiung des Haſſes und der Erbitterung. Nur der Haß und die Rache ſind im Stande, die Bewegung in Deutſchland energiſcher zu machen.

Karen Thuſen aus Barsmark bei Apenrade ſaß vor mir an einem runden, mit Schreibmaterialien bedeckten Tiſche in dem eleganten Zimmer der Wohnung einer patriotiſchen Familie in Kiel. An demſelben Tiſche ſaß die Schweſter des Erziehers des Herzogs von Schleswig-Holſtein, des Profeſſors Steffenſen in Baſel, um bei den Erklärungen Karen Thuſen's gegenwärtig zu ſein. Karen Thuſen iſt ein Mädchen von einigen dreißig Jahren, welche dreizehn Jahre lang die Köchin und Pflegerin Karberg's war. Sie kam im Jahre 1848 in die Apotheke von Apenrade, hat der an dem unglücklichen Apotheker verübten Vergewaltigung in allen ihren einzelnen Stadien beigewohnt, kennt alle Peiniger ihres unglücklichen Herrn, den Amtmann von Heltzen, den Medicinalinſpector Schleißner, den neuen Apotheker Worſan und den Polizeimeiſter in Apenrade perſönlich, reiſte mit ihrem Herrn, als er aus einem reichen, glücklichen und angeſehenen Mann ein armer, kranker Bettler geworden war, von Apenrade nach Norburg auf Alſen und blieb ſeine treue und ſorgſame Pflegerin bis zu ſeinem traurigen Tode, der, wie ſie mir angibt, erſt am 20. April 1860, alſo faſt fünf Jahre nach dem Zwangsverkauf der Apotheke, erfolgt iſt. Sie hat das ruhige und gleichmäßige Weſen der Schleswigerinnen, welches nicht einmal der Haß und die Rache — ich glaube auch nicht einmal die Leidenſchaft der Liebe — aus ſeinem Gleichgewicht bringen kann. Um, ganz dem Charakter der Schleswiger gemäß, ſich auch nicht in den kleinſten Unweſentlichkeiten zu irren, hat ſie ihr Notizbuch in der Hand, in dem ſie die zu ihrer Erzählung nöthigen Daten und Zahlen verzeichnet hat. Vor ihr liegt ein Brief Karberg's, den er in ſeinen letzten Tagen ſchrieb. Das brave Mädchen hat den Brief mitgebracht, um mir einen Beweis von der Geiſtesabweſenheit zu geben, welche ſich ihres unglücklichen Herrn in ſeinen letzten Lebensjahren bemächtigt hatte. Die genaueſte Wahrheitsliebe iſt ein hervorragender Charakterzug in dem Weſen des verlaſſenen Bruderſtammes jenſeit der Eider.

Karen Thuſen erzählte: „Am 1. December 1855 fuhr ich mit meinem armen ſeligen Herrn in einer kleinen Yacht aus Apenrade nach der Inſel Alſen. Dort wohnte einige Minuten von dem Städtchen Norburg auf einem kleinen Landgütchen ſein Schwager, der Arzt Dr. Eckermann. Doctor Eckermann war ein nichts weniger wie wohlhabender Mann. Sein kleines Vermögen, welches er zur letzten Stelle auf der Karberg'ſchen Apotheke in Apenrade ſtehen hatte, hatten ihm die Dänen geraubt. Er hatte zwei geiſtesſchwache Kinder, aber er war gern bereit, ſeinen Schwager, der ein Bettler geworden war, aufzunehmen. Der Arme war, als ich mit ihm Apenrade verließ, bereits ſo elend, daß er nicht allein gehen und

ſtehen konnte. Er bewegte ſich nur, auf mich und auf einen Stock geſtützt, langſam vorwärts. Vierzehn lange Stunden waren wir in dem kleinen Boot an jenem ſtürmiſchen und kalten Wintertage auf dem Waſſer. Erſt 2 Uhr nachts landeten wir an der Küſte von Alſen. Dann mußte ein Bote nach Norburg geſchickt werden, um einen Wagen herbeizuholen. So langten wir erſt um 5 Uhr morgens in Norburg an. Sie können ſich denken, wie angegriffen und elend der arme Karberg war!"

„Glauben Sie", unterbrach ich Karen Thuſen, „daß die Krankheit Karberg's ſich infolge der Quälereien, deren Opfer er in Apenrade war, ſo verſchlimmert hatte?"

„Gewiß", erwiderte das Mädchen, „davon bin ich feſt überzeugt! Karberg hatte ſich ſein Rückenmarksleiden durch Erkältungen, Ueberanſtrengungen und Nachtwachen im Jahre 1848 in Apenrade zugezogen, als er Anführer der Bürgerwehr war. Aber daſſelbe hatte ſo raſche Fortſchritte gemacht, weil der Amtmann und der Medicinalinſpector Schleißner ihn ſo ſchändlich behandelten. Jedesmal, wenn die Commiſſion in unſerm Hauſe geweſen war, um die Apotheke zu unterſuchen, hatte er neue und heftigere Anfälle ſeiner Krankheit. Ich führte ihn dann, wenn er mit dem Schleißner in der Apotheke umherging, um ihm alle Apothekerwaaren zu zeigen. Außerdem ſtützte er ſich auf einen Stock. Der Medicinalinſpector behandelte ihn bei dieſen Unterſuchungen immer ſchlecht."

Ich erinnere daran, daß, um Karberg in einer unerhörten Weiſe zu chicaniren, die däniſche Regierung ein beſonderes Sanitätscollegium für Apenrade einſetzte und als Mitglieder deſſelben den Medicinalinſpector Schleißner und den neuen däniſchen Apotheker in Apenrade ernannte. Den Medicinalinſpector Schleißner nennt die von mir veröffentlichte preußiſche miniſterielle Denkſchrift „einen der fanatiſchſten und rückſichtsloſeſten Eiderdänen, welcher nach ſeiner Anſtellung in Schleswig ſofort der Sprachpropaganda die eingehendſte Aufmerkſamkeit und Thätigkeit zuwandte, mit großer Rückſichtsloſigkeit das Recht der Communen verachtete, Armenärzte anzuſtellen, und ſowol dieſe Stellen wie diejenigen der Kreisphyſici mit ihm und den daniſirenden Tendenzen huldigenden Subjecten beſetzte". Es iſt derſelbe, der das Irrenhaus in Schleswig daniſirt hat.

„Gegen dieſen Schleißner", fragte ich, „hegte Karberg wol die größte Erbitterung?"

„Ja", erwiderte Karen Thuſen, „mein Herr war ſo gut und ſo brav, aber wenn er an Schleißner dachte, dann erreichte ſeine Erbitterung in Norburg den höchſten Grad. «Seine Nieren», rief er, «möchte ich kleingehackt ſehen, kleingehackt, auch wenn ich ſie eſſen müßte!»"

Der Haß liegt ſonſt nicht im Charakter der Schleswig-Holſteiner. Mich hat der Mangel an Leidenſchaft bei dem Bruderſtamm zwiſchen Elbe und Königsau oft zur Verzweiflung gebracht. Auch heute noch, wo die Erinnerung an die ſchrecklichen Leiden ihres Herrn wieder lebendig vor ihre Seele trat, war der Ausdruck auf dem Geſicht des Mädchens nicht der des Zorns und der Erbitterung, ſondern der Ausdruck des Schmerzes und des Kummers.

„Erzählen Sie weiter!" ſagte ich.

„Eine kleine einfenſterige Stube in einem Gartenhauſe", fuhr Karen Thuſen fort, „wurde ihm zur Wohnung eingeräumt. Die Ausſicht ging nicht auf das Meer, nicht auf den Wald, ſondern auf einen Hof. Es war kein anderer Platz für meinen Herrn, da ſeine Verwandten ſelbſt ſehr beſchränkt wohnten. In dieſer kleinen, öden Stube wohnte der arme Karberg, der einſt ein ſo großes, ſchönes Haus hatte, dritthalb lange Jahre, von den ſchrecklichſten Schmerzen gefoltert. Es waren ſchreckliche Jahre! Er lebte einſam und allein. Der Schwager war zu viel mit ſeiner eigenen Praxis beſchäftigt. Zuweilen beſuchte ihn Paſtor Ahlemann aus Schwensberg, welches eine Stunde von Norburg entfernt iſt. Er kannte die Frau des Paſtors Ahlemann. Sie war die Tochter des Profeſſors Wegſcheider aus Halle, wo Karberg ſtudirt hatte. Jeder Beſuch war für ihn in dieſer Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit immer ein Feſt. Briefe erhielt er aus Flensburg. Ich las ihm die Zeitungen vor. Dann ging er eine halbe Stunde ſpazieren, von mir geſtützt, weil er nicht mehr allein gehen konnte. Länger wie eine halbe Stunde konnte er ſich nicht aufrecht erhalten. Zuweilen ſchob ich ihn auf einem kleinen Rollwagen nach Norburg vor die Apotheke. Der Beſitzer derſelben hatte mit ihm in Halle ſtudirt. Dann fuhr ich ihn wieder zurück in ſeine Einſamkeit. «Ich ſehe hier nichts und höre hier nichts», ſeufzte er oft, «als die Pumpe auf dem Hofe.» Die langen, traurigen Winterabende waren ſchrecklich. Die Schmerzen traten oft mit ſolcher Heftigkeit auf, daß er laut aufſchrie. Die Kraft des Morphium, das er täglich nahm, mußte ihm den Schlaf bringen.

Aber Morphium iſt ein gefährliches Mittel. Am kommenden Abend kamen die Schmerzen nur um ſo heftiger wieder. Armer Herr, wie hat er gelitten! Und er war ganz arm. Nicht einen Schilling beſaß er mehr. Die Dänen hatten ihm alles genommen. Er lebte von den Almoſen der deutſchen Apothekervereine. Der Doctor Eckermann gab ihm, was er beſaß. Auch er hatte ja durch die Dänen alles verloren. Aber er war ein unbeſchreiblich guter Mann; er gab dem Schwager von ſeinem Wenigen. Er hatte ja ſelbſt ſeine Leiden, zwei geiſtesſchwache Kinder."

Karen Thuſen ſchwieg. Sie dachte an dieſe jammervollen Tage, welche ſie mir ſoeben ſchlicht und einfach geſchildert hatte. Dann fuhr ſie fort:

„Eine neue Hoffnung war ihm aufgegangen. Ein weitläufiger Verwandter Karberg's war Arzt in Wandsbeck. Er ſchrieb an ihn, ob er nicht zu ihm kommen wollte, weil es doch ſo einſam und traurig in Norburg wäre, wo er nur die Pumpe auf dem Hofe ſähe. Mit großer Freude nahm Karberg das Anerbieten an. Im Juli des Jahres 1858 fuhren wir beide mit der Fähre nach Sundewitt über und von dort zu Wagen nach Wandsbeck. Der Arme konnte die lange Fahrt auf der Eiſenbahn nicht mehr aushalten. In Wandsbeck hatte er eine mehr heitere Exiſtenz. Die freundliche und ſtille ländliche Umgebung wirkte um ſo beſſer auf ſeinen Gemüthszuſtand, weil ihn nichts in derſelben an Dänemark erinnerte. Er war oft im Garten. Auch fuhr ich ihn dann und wann in ſeinem Handwagen. Aber gegen den Winter hin wurde es wieder ſehr trübe. Die Beſuche wurden ſeltener. Auch nahm ſeine Krankheit eine neue, ſchreckliche Wendung. Mein armer Herr wurde gemüthskrank. Er war nicht ſchwermüthig, nein, aber ſeine Gedanken verwirrten ſich. Sehen Sie da dieſen Brief! Er ſchrieb ihn in dieſen traurigen Tagen."

Das Mädchen legte mir einen Brief vor. Er beſtand aus einigen zwanzig Zeilen. Der Brief war mit zitternder Hand geſchrieben. Sein Inhalt war ganz verwirrt. Zuerſt ſprach der Arme darin von ſeiner Armuth, für eine Geldſendung dankend, dann von Todten und Verwundeten. Die Bilder des Kriegs und ſeiner Schrecken waren wol vor das umnachtete Auge ſeines Geiſtes heraufgeſtiegen. Dann von ſeinem Haß gegen die Dänen. Der Brief war ohne Schluß. Die zitternde Hand des Kranken hatte nicht weiter zu ſchreiben vermocht. Ich gab den Brief dem Mädchen zurück.

„Es trieb ihn nach dem einſamen Norburg zurück", ſchloß Karen Thuſen ihre traurige Geſchichte. „Im Herbſt des Jahres 1858 bezog er wieder die kleine Stube auf dem einſamen Hofe, wo er nur «die Pumpe ſah und hörte». Sein Irrſinn trat nun immer ſtärker hervor. Aber der Irrſinn wurde für ihn eine Wohlthat. Heitere Bilder zogen in dieſer Geiſtesnacht vor ſeinem umflorten Auge vorüber. Er träumte von einem ſchönen Landhauſe bei Baden-Baden, wo er wohnen würde und welches ihm gehörte. Und dann erſchienen die Dänen in dieſen Träumen gar nicht. Die Träume waren eine Wohlthat des gütigen Gottes. Aber ſein Haß gegen Dänemark wuchs doch von Tag zu Tag. Er konnte kein däniſches Wort hören, ohne in den größten Zorn zu gerathen. Und doch war dies in Norburg zuweilen nicht zu vermeiden. Wenn die Kinder ſeines Schwagers einmal ausnahmsweiſe ein däniſches Wort ſprachen, mußte ich ſie ſofort aus der Stube entfernen. Auch die Schmerzen waren nicht mehr ſo ſtark wie früher. Aber dann erwachte ſeine Erbitterung gegen die Dänen gleichſam von neuem. In der heftigſten Weiſe fuhr er auf und verfluchte die Feinde Schleswig-Holſteins und den Medicinalrath Schleißner. Der Tod kam nun heran. Beim Beginn des Frühjahrs, wo die Blumen blühen und die Bäume grün werden, klagte er über Bruſtſchmerzen. Am 20. April wurden die Schmerzen gegen Abend immer heftiger. Bis nachts 3 Uhr dauerten ſeine Klagen. Dann wurde er von Krämpfen befallen. Sie dauerten bis 10½ Uhr morgens. Seine Schweſter und ich waren die ganze Nacht bei ihm. Dann wurde er ſtill und ruhig. Leicht und ſanft trat der Tod zu ihm heran. Das Bewußtſein war geſchwunden. Eine Thräne glitt dann und wann aus ſeinen Augen über die bleiche Wange. In Sonderburg, im Grabe ſeiner Aeltern wurde er begraben. Er iſt nur zweiundfunfzig Jahre alt geworden; dreizehn Jahre litt er an der ſchrecklichen Krankheit."

Karen Thuſen ſchwieg. Die Erinnerung an die Leiden des Märtyrers von Apenrade ſchien ſie tief ergriffen zu haben. Auch die Schweſter des Erziehers des Herzogs von Schleswig-Holſtein war tief ergriffen von dieſer Geſchichte voll Jammer und Elend eines von däniſchen Beamten zu Tode gemarteten Mannes. Aber „der Däne kennt keine Thräne, ihn ſchmerzt nicht einmal der

Tod der Seinen". Mein Herz ſchwoll von Haß und Erbitterung. Der Märtyrer von Apenrade verfluchte die Dänen und den Medicinalinſpector Schleißner; doch die Frauen, welche hier mir gegenüber am Tiſche ſaßen, empfanden nur das Gefühl der Trauer und der Wehmuth. Je weiter man von der Elbe nach der Königsau hinaufkommt, deſto ruhiger und kälter pulſirt das Blut in den Adern der Menſchen. Es war ſpät geworden. Als ich die lange Holſtenſtraße hinabging, um nach meiner außerhalb der Stadt liegenden Wohnung zu kommen, war auch in Kiel alles ruhig und ſtill. Geſpenſtiſch rauſchte der Nachtwind in den Falten der deutſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen. Ich dachte an den heißen Haß und an die glühende Begeiſterung der Sicilianer, wenn ſie unter dem tauſendfachen Rufe: „Evviva l'Italia! Evviva Garibaldi!" vor Capua in die Schlacht ſtürmten. Aber in Italien wächſt der rothe Thränenwein neben den glühenden Lavaſtrömen eines Feuerbergs, und der Dichter ſingt:

Doch die Meeresflut am Strande
Toſet ſo gewaltig nicht
Wie die Menſchenflut am Lande,
Die ſich im Tolcdo bricht.

Der „Simpliciſſimus".

Unter den ältern deutſchen Romanen iſt der „Simpliciſſimus" der bekannteſte. Einzelne Stellen aus ihm ſind in die Hand- und Lehrbücher unſerer Literaturgeſchichte übergegangen und dadurch auch weitern Kreiſen zugänglich geworden. In dieſer bei all ihrer Wunderlichkeit anziehenden und lebenswahren Geſchichte lag ein Keim, aus dem ein Werk für uns Deutſche hätte werden können, wie es die Franzoſen in Leſage's „Gil Blas", die Spanier in „Guzman von Alfarache" beſitzen; ja manche Kapitel gehen, ihrer Anlage nach, in poetiſcher Anſchauung über dieſe Schelmenromane und die Schilderung des alltäglichen Lebens weit hinaus und ſtreifen an die ideale Sphäre des „Don Quixote". Aber es war das Verhängniß unſerer Dichtkunſt im 17. Jahrhundert, daß jene Gattungen, aus denen ſich claſſiſche Schöpfungen hätten entwickeln können, wie der Volksroman und das Volksſchauſpiel, nur allzu bald von den berufenen Geiſtern verlaſſen wurden und den Stümpern anheimfielen.

Hans Jakob Chriſtoffel von Grimmelshauſen indeß, der Verfaſſer des „Simpliciſſimus" und einer langen Reihe anderer Schriften, die zugleich humoriſtiſche und ſatiriſche Arbeiten wie gelehrte Dichtungen im Stil der franzöſiſchen Heldenromane von dem „großen Cyrus" und der Römerin Clelia umfaſſen, gehörte zu den hervorragenden Geiſtern; keiner, der tiefer in ſein Weſen und ſeine Weltanſchauung eingedrungen, wird den mächtigen genialen Zug in ihm verkennen können. Ueber die gemeine Wirklichkeit hinaus baut ſich ſeine Idealwelt auf, ein Reich der Tugend, freier und edler Menſchen, die nicht mehr unter dem zwiefachen Druck des Aberglaubens und der Fürſtenherrſchaft ſtehen. Aus Roheit und Sünde, aus dem Irrſal der Welt führt er ſeinen Helden zur Selbſterkenntniß, zur freiwilligen Entſagung. Nicht in trockener, lehrhafter Darſtellung, ſondern in farbenreichſter, lebendigſter Schilderung, durch alle Gräßlichkeiten und Abenteuer des Dreißigjährigen Kriegs mit friſchem Sinn und fröhlichem, herzerquickendem Humor. Grimmelshauſen war um das Jahr 1625 geboren, armer Leute Kind; ob ſeine Heimat Gelnhauſen in Heſſen oder Mainz geweſen, iſt noch nicht entſchieden. Doch ſcheint das erſtere wahrſcheinlicher, da ſein „Simpliciſſimus" ein Bauernkind iſt und er in dem Schickſal ſeines Helden den Umriſſen nach ſein eigenes geſchildert. Frühzeitig griffen ihn heſſiſche Soldaten auf und er diente bei ihnen als Musketier ſeit ſeinem zehnten Jahre. Wie es ihm im Kriege ergangen, wiſſen wir nicht: unter ſo vielen Namenloſen ein Namenloſer mehr. „Räthlicher und zuträglicher", meint er ſelbſt, „wäre es ihm geweſen, wenn er nach dem deutſchen Friedensſchluß 1648 ſeine Muskete behalten." Er behielt ſie aber nicht, ſondern mag ſie mit Büchern und der Feder vertauſcht haben. Wie hätte er ſonſt die ſtaunenswerthe Gelehrſamkeit erwerben wollen, deren Spuren jedes ſeiner Werke zeigt? Im Jahre 1667 wurde er biſchöflicher Schultheiß zu Renchen, das damals von dem ſtraßburger Bisthum abhing, jetzt ein Flecken im Großherzogthum Baden iſt. Dort wird eine von ihm am 13. October 1667 ausgegebene „Mühlenordnung" aufbewahrt, und das Kirchenbuch enthält die Notiz, daß er daſelbſt am 17. Auguſt 1676 geſtorben ſei. In dieſem Zeitraum hat Grimmelshauſen ſeine zahlreichen Schriften verfaßt; ein vielſeitiger, gebildeter, geiſtvoller Menſch, voll ſcharfer Auffaſſungsgabe, mit einem Blick, der in die Tiefe der Dinge zu dringen ſucht, mit einem Herzen voll Mitleid und Liebe für das Volk, die Armen, die Gedrückten. Sichtlich übten die Satiren, die Traumgeſichte und Schelmenromane der Spanier Quevedo, Guevara, Aleman großen Einfluß auf ihn; er ſchließt ſich ihnen in der Form wie im Inhalt ſeiner Erzählungen an. Aber der Grundzug ſeiner Auffaſſung bleibt deutſch, es iſt doch mehr der Schein als das Weſen, das er von den fremden Muſtern borgt. Jene Geſpräche ſeines Lieblingshelden Simpliciſſimus mit dem Narren Jupiter über die zukünftige Verfaſſung Deutſchlands konnten eben nur aus einem deutſchen Gemüth entſpringen.

Uns liegt der „Simpliciſſimus" in einer neuen, geſchmackvoll ausgeſtatteten Ausgabe von Heinrich

Kurz in zwei Bänden (Leipzig, J. J. Weber, 1864) vor; er gehört zu der „Deutschen Bibliothek, Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen Nationalliteratur", welche die genannte Verlagsbuchhandlung herausgibt. Das ganze Unternehmen verdient die Theilnahme aller Gebildeten; zum ersten mal werden ihnen hier schwer zugängliche Schätze, namentlich unserer humoristischen Volksdichtung, in zierlichen, handlichen Ausgaben mit den nöthigen Einleitungen und Erläuterungen geboten, wie sie die Bildung und der Geschmack des Jahrhunderts fordern. Die größte Sorgfalt hat der Herausgeber, Heinrich Kurz, nun auf den „Simplicissimus" verwandt. Seine literarischen und bibliographischen Mittheilungen befriedigen und unterrichten in gleicher Weise den Leser, der nur genießen will, wie den Gelehrten und Alterthümler, der die verschiedenen Lebensarten oder eine seltene Ausgabe wenigstens aus einer ausführlichen Beschreibung kennen lernen will. Genau und übersichtlich sind die neuesten Forschungen über Grimmelshausen zusammengestellt, sein Werk nach allen Seiten hin gewürdigt.

Der „Simplicissimus" entbehrt jener verschlungenen Fabel, die den modernen Dichtungen dieser Gattung ihren Reiz und ihre Spannung verleiht. Seine Composition ist einfach; in chronologischer Folge erzählt der Held sein abenteuerreiches Leben. Roh und wild, ohne jede Erziehung wächst er im Hause seiner Aeltern, begüterter Bauern, auf. Reiter überfallen und plündern das Dorf, ihm gelingt es, in einen Wald zu flüchten, wo ihn ein Einsiedler in seine Hütte aufnimmt. Von ihm empfängt er die erste Bildung. Gervinus hat recht, wenn er in dem Knaben Simplicissimus eine Aehnlichkeit mit dem jungen Parcival entdeckt, den seine Mutter auch in tiefster Einsamkeit auferzieht und der die ersten Ritter, die er am Waldessaum vorüberreiten sieht, für Götter hält. Nur ist alles bei dem Helden des Volksromans täppischer und burlesker. Nach dem Tode des Einsiedlers kehrt er in „die Welt" zurück. Die Eulenspiegelnatur, die in ihm steckt, findet nun bald Gelegenheit, sich zu bethätigen. In den Häusern der Vornehmen spielt er die Rolle eines Hofnarren, halb aus Einfalt, halb aus einer gewissen Lebensklugheit, einem schlagfertigen Mutterwitz, der sich rasch bei ihm entwickelt. Seine Erlebnisse sind der mannichfaltigsten Art; zuweilen mischen sich Phantastisches und Wirkliches bunt ineinander. Das wilde, unstete Treiben des Dreißigjährigen Kriegs rauscht an dem Leser, Welle auf Welle, vorüber. Die Schlachten, das Lager, Stadt und Land werden in diesen Schilderungen lebendig. Immer aufs neue bewundert man die Erfindungsgabe und die malerische Darstellung Grimmelshausen's; immer freilich bedauert man auch, daß es ihm an Mäßigung, an feinem Geschmack fehlte, sein Werk von Ueberladung und Roheit freizuhalten. Dieser Mangel tritt am schärfsten hervor, wenn man es mit dem „Gil Blas" vergleicht. Wie gut verstand es Lesage, auch den schlimmsten Streichen seines Helden eine gute Seite abzugewinnen und durch ritterliche Edelleute und zarte Frauen, deren Geschichte er nach dem Vorbild des Cervantes in seinen Roman verwebte, dem Ganzen einen romantischen Schimmer zu geben. Diese Romantik besaß Grimmelshausen's Held nicht; seine Welt ist dieselbe, die in den Bildern der holländischen Genremaler sich zeigt: Bettler, Bauern, Soldaten, Trinkgelage, Raufereien, Lagerscenen. Zuweilen gleitet der Strahl einer schönern Sphäre darüber, aber er verweilt nicht lange genug und hat nicht die magische Gewalt eines Rembrandt'schen, alles verklärenden Lichts. Doch ist der „Simplicissimus" ein echtes deutsches Buch — grobgehauen, plump wie die Riesen unserer Märchen, aber das Herz darinnen ist Goldes werth. In dieser Ansicht stimmen unsere Literarhistoriker überein; treffend bemerkt Hermann Hettner: „Der «Simplicissimus» scheint ein Genrebild zu sein und es ist ein geschichtlicher Roman im großen historischen Stil." Möchte die neue Ausgabe dazu beitragen, die Kenntniß des Buches auch in weitern Kreisen zu vermitteln; es verdient mehr als „Till Eulenspiegel" in seinen besten Kapiteln ein Volksbuch zu werden.

Im wiener Prater.*)

Von Friedrich Hebbel.

Horch, die geigenden Zigeuner,
Wie vom Teufel selbst gepackt!
Die Gesichter immer bräuner,
Immer wilder Ton und Takt!

Was vor vielen tausend Jahren
Einst am Ganges schon erscholl,
Macht die ung'rischen Husaren
Und die deutschen Mädchen toll.

Bald zerreißt die erste Saite,
Bald zerspringt die erste Brust;
Denn der Tod ist im Geleite
Einer so dämon'schen Lust.

Instrument und Musikanten
Sind dem Untergang geweiht,
Wie die rasenden Bachanten,
Die sich hier zum Tanz gereiht.

Und im ganzen Taumelkreise
Ist auch nichts, was übrig bleibt
Als die dunkle Zauberweise,
Die sie in den Abgrund treibt.

*) Das Gedicht wurde uns von Emil Kuh aus dem Nachlaß des Dichters mitgetheilt. D. Her.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Pariser Mittheilungen.

I.

Die alte und die neue Stadt.

F. v. N. — Wir standen auf dem Thurme von St.-Jacques de la Boucherie und tauchten unsere Blicke in das Häusermeer. Zu riesenhafter grauer Masse schien die Stadt verschwommen. So ergeht es wol auch dem Beobachter menschlicher Zustände im großen; erst durch Uebung gewinnt der Blick Sicherheit; Ordnung und Gesetz treten sichtbar hervor, wo früher alles wüst und wirr erschien.

Nur wenige Kuppeln und Thürme ragten über den Dächern empor; der Fluß, mit seiner Schlangenwindung die Bauten theilend, gewährte dem Auge einen Ruhepunkt. Ein paar schmale Furchen durchzogen geradlinig die Stadt bis zum äußersten Boulevardgürtel. Es war die Rue St.-Denis, der Sitz des alten Bürgerthums, durch welche die Könige feierlich einzogen in Paris, und die Rue St.-Honoré, das Haupttheater der Straßenkämpfe, die classische Stätte der Barrikaden.

Auf großartiger Tafel lag vor uns ausgebreitet die Geschichte einiger Jahrtausende. Mein Begleiter deutete auf die Inseln der Seine, den Kern der heutigen Weltstadt. Anschwellend am südlichen Ufer zuerst, mit der erstarkenden Monarchie gewaltig zunehmend, unter deren Fittich der dritte Stand anwuchs zur modernen Macht. Heute gehört Paris dem Bürgerthum, aber „der glückliche Besitzer" ruht keineswegs sanft auf seinem industriellen Sammtkissen; es stört ihn das Waffengeklirr der kaiserlichen Prätorianer, er sehnt sich nach den Orleans mit der Friedenspalme.

Wir stiegen herab vom alten Thurm von St.-Jacques, der allein dem Umstand seine Erhaltung verdankt, daß er in der Revolutionszeit zum Kugelgießen diente. Unten empfing uns der neue Boulevard de Sébastopol. Dem Fremden behagen diese weiten, luftigen Straßen, aber dem eigentlichen Pariser, besonders demjenigen, welcher die Geschichte seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes kennt, sind sie ein Gegenstand des Zorns. Er weiß, daß er abermals einige der wenigen Denkmäler der Vergangenheit der Neuerung opfern mußte. Dabei verschlingen die öffentlichen Bauten ungeheuere Summen. Paris hat unter der gegenwärtigen Regierung 321000 Millionen Francs für Expropriationen gezahlt. So theuer kommt Frankreichs Hauptstadt das einförmige Gewand zu stehen, welches immer mehr alle ihre malerischen und historisch merkwürdigen Ueberreste verhüllt. Selbst die Cité modernisirt sich; verschwunden ist die Straße St.-Eloi, der Sitz der „Mystères de Paris", das Haus des Kanonikus Fulbert, dessen interessante Geschichte — die Geschichte Abälard's und Heloïse's — auch die schärfste Kritik nicht ins Reich der Fabeln zu verweisen vermochte.

Wir vertieften uns in das Marais, einen alten Stadttheil, neu unter Heinrich IV. Die kothigen Gassen sahen einst vornehme Gäste. Da liegt das zierliche Hôtel Carnavalet, in welchem die Marquise von Sévigné ihre geistreichen Briefe schrieb. Unfern davon ist der Königsplatz, ein Quadrat von regelmäßigen Gebäuden, im Erdgeschoß mit Bogengängen. In mäßiger Ausdehnung drückt die Symmetrie den Bauten einen großartigen Stempel auf, den richtigen Grad überschritten, tritt Ermüdung ein, wofür mehrere der neuen Anlagen von Paris Belege geben.

Der stille Königsplatz hat seinen eigenthümlichen Reiz. Hierher kamen die großen Herren des Hofs in grauer Morgenstunde, um ihre Zweikämpfe auszufechten, wofür der Cardinal Richelieu mehr als einem der Sieger den Kopf vor die Füße legen ließ. Das heutige Publikum des Platzes besteht aus Kinderwärterinnen in ihren weißen Häubchen mit den Kleinen und einigen ruhigen Bürgern des Marais. Möglich, daß sie auch schon zu Zeiten Ludwig's XIII. sich da befanden, nur bewahrt uns die Geschichte diese Gestalten des Alltagslebens nicht, denn nur so gewinnt sie Raum für ihre Heroen. Vielleicht erscheint das Vergangene blos darum erhaben, weil ihm das kleinliche Beiwerk gebricht.

Wir kämpften uns über schlüpferigen, zähen Schmutz, der immer noch in den entlegenen Vierteln heimisch ist, das Hôtel-de-Sens zu suchen. Mein Begleiter fragte in gutem Glauben einen Fleischer nach der Rutne. Das Volk aber kümmert sich nur um ihm unmittelbar Naheliegendes. Der Mann schüttelte den Kopf: „Das Hôtel-St.-Paul ist hier um die Ecke!" sagte er. Sollte von Karl's V. prächtigem Bau etwas übrig geblieben sein? Wir beide bezweifelten es. „Vielleicht ein Thurm, ein Bogen", bemerkte mein Gefährte, „und das Andenken an die ehemalige Residenz der Könige lebt noch fort". Mit dem Eifer der Geschichtsforscher drangen wir vor und fanden — ein kleines, häßliches Gasthaus. „Madame", wandte sich mein Begleiter an eine alte Frau, welche einen Karren mit Gemüse schob, „wo ist das Hôtel-de-Sens?" Er zweifelte noch immer nicht an den archäologischen Kenntnissen des Volks. Sie wußte nichts davon. Wir wanderten indeß unverdrossen durch das düstere Marais, bis wir in enger Gasse uns an gothischen Spitzbogen, einem schönen Portal und alterthümlichen Erker erfreuten. Der Renaissancestil herrscht so unbedingt in Paris vor, daß es sich wol lohnt, irgendein architektonisches Juwel aus der frühern Zeit in den entlegenen Stadttheilen aufzusuchen. Unfern der Residenz der Bischöfe

von Sens liegt still und ruhig ein schönes Haus, welches an Italien gemahnt. Die aristokratische Abgeschiedenheit vom Straßenlärm „zwischen Hof und Gärten" bedingt eigentlich die Bezeichnung „Hotel". Hier hausten die Lamoignon, die Führer des Parlaments.

Bald erreichten wir einen weit prächtigern Bau, der die Charaktere seiner verschiedenen Epochen wohl bewahrte. Die Thürme in der Seitengasse, der Spitzbogen des Portals sind noch vom Feudalschloß der Clissons geblieben. Die weite Einfahrt vorn führte zum stattlichen Wohnhaus der Guisen, die Ligue wurde da berathen; jetzt befindet sich das Archiv darin. Unter Ludwig Philipp hat ein Präfect der Seine eine Straße durchbrechen lassen aus dem Marais, die nach den Halles centrales ihre Richtung nimmt. Die Rue Rambuteau zog unbekümmert ihre Nivellirungskarre über Erinnerungen an Heinrich IV. und die schöne Gabriele d'Estrée. Einige Andenken des historischen Frankreich sind wieder untergegangen, aber man erreicht auf kürzerm Wege den Markt. Jede Gattung von Lebensmitteln hat ihre eigene Halle. Geflügel, Fische, Wild, das Fleisch der gewöhnlichen Schlachtthiere bieten in der massenhaften Anhäufung einen widrigen Anblick. Angenehmer sind die Gemüse und Früchte zu betrachten. Den Schluß bildet eine düstere Rotunde aus massiven Steinen; sie befindet sich auf der Stelle des Hôtel Soisson. Katharina von Medici las hier in den Sternen; Getreidesäcke thürmen sich in der Gegenwart da auf. Wer noch die großartige Weinniederlage besucht, der empfängt den Eindruck einer Weltstadt.

Wie wogt und wimmelt es auf den Boulevards, dem eigentlichen Paris der Fremden! Hier entfalten Luxus und Speculation ihre Macht und ihren Glanz. Von der Madeleine bis zum Boulevard Montmartre erstreckt sich der classische Boden, nach dem die Vergnügungssuchenden aller Nationen wandern und sich gewöhnlich dort so lange gefallen, bis ihr Kopf wüst und ihre Börse leer geworden ist.

Der Wintertag neigt sich zu Ende, die Gewölbe funkeln in zauberischem Licht. Die Industrie triumphirt; kein Erdgeschoß, das ihr nicht zum Tempel diente. Die Kehrseite scheint hier zu fehlen: der Ouvrier, nur eine Störung des künstlichen Gleichgewichts erwartend, um auf die Barrikade zu steigen, und die Grisette, welche erst ihre Kräfte, nachher sich selbst verkauft. Der echte Flaneur der Boulevards wird von den socialen Fragen nicht berührt, er sieht allein die Oberfläche. Wo zu Mittag essen, in welchem Theater den Abend verbringen? das allein beschäftigt ihn. Geputzte Frauen drängen sich durch die dichte Masse. Es sind die „chercheuses de diner". Es gilt die Wahl! Alles lockt, lächelt, schmeichelt; kein Wunder, wenn der pariser Freudentaumel viele Opfer fordert. La maison dorée ist berühmt genug; ein großer Herr wollte sich im Salon particulier von der Eintönigkeit einer fürstlichen Ehe erholen. Man lacht und — trinkt; eine steile Treppe führt in die Rue Lafitte herab; der Arm des Garçon wird verschmäht, der große Herr stürzt und der Orgie folgt ein jäher Tod.

Wir beschlossen, diesmal im Großen Hôtel zu speisen. Im Café desselben saß „der persische Fürst". Er ist eine der auffallendsten pariser Straßenfiguren; das „Journal amusant" brachte erst kürzlich sein Porträt. Der Fürst ist ein alter Herr, der von England eine Pension bezieht. Er trug einen einfachen schwarzen Ueberrock; nur die hohe Mütze gemahnt an sein Vaterland. Mit orientalischem Ernst blickt er durch die Spiegelfenster auf das Treiben des Boulevard. Wie einsam mag er sich unter der ihn stets neugierig begaffenden Menge fühlen. Die Einfahrt des Großen Hôtels führt in einen prächtigen Hof. Glatte Steinplatten, schöne Bosquets, Sitzringsumher gemahnen an die Hallen des Südens. Nur das Glasdach darüber erinnert, daß wir uns diesseit der Alpen befinden. Uebrigens saßen, ungeachtet der Decemberluft, die Leute im Freien.

Ein eleganter Zeitungssalon empfängt uns, das Mittagessen zu erwarten. An der Thür zum innern Heiligthum sitzt ein Mann vor einem Pult. Wer die Schwelle überschreiten will, muß vorher acht Francs bezahlen.

Die Illusion des Gasthofpalastes ist durch diese ökonomische Einrichtung einigermaßen gestört, selbst die fürstliche Pracht des Speisesaals vermag sie nicht mehr herzustellen. Zwei Stockwerke hoch, reich vergoldet, wäre das Local sehr schön, wenn nicht die Regelmäßigkeit fehlte; aber drei Seiten sind rund, eine gerade. Hunderte von Gasflammen werfen ihren Schein auf die Spiegelwände. Ein warmes Licht fällt auf die Köpfe. Manche der anwesenden Männer sind wol Industrieritter, darüber belehrte uns die Maßregel am Eingang. Was einige der Damen sind, verrathen die nackten Schultern und der phantastische Haarputz. Uebrigens sitzt die Gesellschaft schweigend und ernsthaft bei Tische, kaum flüstern die Nachbarn zuweilen miteinander. Doch bemerkte ich mit Vergnügen die Abwesenheit der Zeitungen, welche bei den Restaurants und Table-d'Hôtes gewöhnlich vorherrschen. Das Essen bot nichts Außerordentliches; Dessert und Früchte waren ebenso schlecht als überall, der Wein von geringer Qualität. Eigene Männer, durch silberne Ketten bezeichnet, gingen herum, Bestellungen auf Extrawein anzunehmen. Sie hatten wenig in ihre Bücher zu verzeichnen. Im allgemeinen scheint es mir, als spare der Franzose, der um jeden Preis scheinen und glänzen will, bei Tisch. Denn während die billigen Speiselocale stets überfüllt sind, verzehrte ich oft in den eleganten Restaurationen einsam mein Mahl.

„Montjoye", eine Komödie von Octave Feuillet.

Ganz Berlin ſchwärmt in dieſen Tagen nicht mehr für Schleswig-Holſtein als für „Montjoye", wie es im vergangenen Jahre von Gounod's Oper „Margarethe" entzückt und berauſcht war. Die Franzoſen verſtehen jenen Zaubertrank zu brauen, von dem Mephiſtopheles in der Hexenküche ſagt:

Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Durch eine Art geiſtiger wie körperlicher Blendung wiſſen ſie uns das Häßlichſte als das Schönſte vorzuſpiegeln, und da ſich heimlich doch unſere deutſche Gewiſſenhaftigkeit dagegen regt, erhält dies Entzücken noch den Reiz des Verbotenen und wirkt um ſo gefährlicher. Ja noch mehr, die Leiter der Bühne, die unter Iffland ein „Nationaltheater" hieß, verleihen durch die glänzendſte und gefälligſte Ausſtattung in den Augen der ſchauluſtigen und prachtliebenden Menge dieſen franzöſiſchen Werken einen poetiſchen Zauber. Nie würde es ihnen einfallen, für ein deutſches Luſtſpiel ein Drittel der Koſten aufzuwenden, welche die Einrichtung von „Montjoye" koſtet. Der Intendant, der Director reiſen nach Paris, um ſich dieſe herrliche Schöpfung — eine pariſer Schmuzlache, in der kein Stern ſich ſpiegelt — wieder und wieder anzuſehen, um ſie auf ihrer Bühne bis in die kleinſte Einzelheit nachahmen zu können. Einſtimmig erklären ſich alle dagegen, denen die dramatiſche Kunſt noch ein Hohes und Heiliges iſt, aber der Hof klatſcht Beifall, die Maſſe, die gern von ihrer „deutſchen" Geſinnung prahlt, aber nie den Muth hat, ſie zu bethätigen, fühlt ſich von der Lüſternheit der Komödie angezogen — und das Stück macht ſeinen Weg wie Gounod's „Margarethe", wie Renan's „Leben Jeſu". Die Franzoſen rechnen immer auf das Schlechte im Menſchen und ſie verrechnen ſich niemals.

Was iſt nun dieſe Komödie „Montjoye" von Octave Feuillet? „Falſchmünzer der Frömmigkeit" nannte Molière die Tartufes ſeiner Zeit; Octave Feuillet iſt ein Falſchmünzer der Kunſt und der Moral. Das cäſariſche Frankreich ruht auf einem Grunde von Lüge, Eidbruch, Sittenloſigkeit; aber während einzelne ſeiner Schriftſteller den Muth haben, wie Dumas fils und Flaubert das Laſter offen zu bekennen, wirft die Dichtergruppe, welche die Kaiſerin um ſich verſammelt, der Frivolität und dem Böſen einen Mantel um. Die Camelliendamen und Salambo ſterben, der Schuft Montjoye aber, die leichtſinnige Schauſpielerin in „Rédemption", einer frühern Komödie Feuillet's, werden gebeſſert: das iſt der Unterſchied. Einer der geiſtvollſten Kritiker Frankreichs, Montégut, hat ſchon früher dies Heuchleriſche und Feige, dieſe falſche Münze, die ſich für die echte der Tugend ausgibt, in der geſammten Dichtung Feuillet's nachgewieſen. „Montjoye" indeß leiſtet in dieſer Umkehr aller ſittlichen Begriffe und Empfindungen, in der Falſchmünzerei das Höchſte. Wenn ſolche Menſchen in Wirklichkeit nicht mehr die Erfindungen des Dichters, nein, die angeſtaunten Börſenhelden, die Männer von Stahl des modernen Frankreich ſind, wird der Bankrott nicht lange auf ſich warten laſſen. Montjoye iſt einer der reichſten Bankiers der Hauptſtadt. Zwar beruht ſein Vermögen auf einem Verbrechen — durch Unterſchlagung von Briefen hat er den Untergang ſeines frühern Compagnons herbeigeführt, während er ſich ſelbſt rettete und den größten Vortheil von dem Fall des Freundes zog —, aber niemand als ſein alter Buchhalter weiß davon. Das Geſetzbuch in der linken, den Degen in der rechten Hand, iſt Montjoye ſeinen Weg gegangen. Jetzt gelüſtet es ihn, Deputirter zu werden. Er benutzt die Leichtgläubigkeit eines ehrlichen Republikaners, mit dem er zuſammen auf der Schulbank geſeſſen und der im Elend ſchmachtet, dazu, Stimmen für ſich zu werben. Um die Gegner, die ſich gegen ihn erheben, zum Stillſchweigen zu bringen, iſt er bereit, ſeine Tochter mit dem Sohn ſeines ehemaligen Compagnons, der ſich nach ſeinem Bankrott das Leben nahm, zu verheirathen. Da ſchlägt plötzlich dem alten Buchhalter das Gewiſſen, das zwanzig Jahre geſchwiegen: er theilt dem zukünftigen Bräutigam Cäciliens den Verrath mit, den Montjoye an ſeinem Vater begangen. Statt der Hochzeit erfolgt jetzt ein Duell, in dem Montjoye den jungen Mann lebensgefährlich verwundet. All dieſe Verhältniſſe und Verwickelungen ſind häßlich, übertrieben, unſittlich, aber ſie widerſtreiten nicht durchaus der Wahrſcheinlichkeit; in einem andern indeß ſpitzt ſich das Stück und die Frivolität zur Gemeinheit. Seit fünfundzwanzig Jahren lebt Montjoye mit einer Frau, die er aus dem Hauſe ihrer Aeltern entführt hat; zwei Kinder hat ſie ihm geboren, dennoch iſt ſie nicht geſetzlich ſeine Gattin. Seinen Freunden, Gäſten, Bekannten ſtellte er ſie als Madame Montjoye vor, in Wahrheit iſt ſie nur ſeine Wirthſchafterin. Und eines Tags, als ſie ſich weigert, eine neue Geliebte Montjoye's bei ſich aufzunehmen, will er ſie mit ihren Kindern aus dem Hauſe weiſen. Das Maß dieſes „genialen" Montjoye, denkt der deutſche Zuſchauer, iſt voll und die ſtrafende Gerechtigkeit nahe, ihr Opfer zu ergreifen; er kennt die Weltanſchauung Octave Feuillet's nicht. Montjoye macht eine Reiſe nach Italien, zufällig wird zur ſelben Zeit die Schlacht bei Magenta geliefert; Montjoye beſucht das Schlachtfeld — man muß alles kennen lernen —, unter den Verwundeten befindet ſich ſein Sohn, der nach ſeiner Verſtoßung in ein Zuavenregiment getreten. Da tritt der Umſchlag ein; der Bankier bekehrt ſich, er pflegt ſeinen Sohn, er bringt ihn der Mutter zurück; ihr ſteckt er den Trauring an den Finger, ſeine Tochter verlobt er mit ihrem Geliebten; die von jenem erſten Bankrott vor zwanzig Jahren Betroffenen entſchädigt er; alle müſſen rufen: „Montjoye hat das beſte Herz auf der Welt, vive Montjoye!"

Kein Roman des 18. Jahrhunderts, keine Schöpfung Louvet's oder des jüngern Crébillon gleicht

dieſem Ungeheuer, das Frechheit und Sentimentalität geboren. Denn jenen Schriftſtellern fiel es nicht ein, ihren Helden und Heldinnen einen Glorienſchein der Tugend um das Haupt zu geben, aus leichtſinnigen Marquiſen und Vicomtes büßende Magdalenen und gemüthvolle Hausväter zu machen. Ueberhaupt ſpielte bei ihnen die Börſe und der Betrug keine Rolle, ihre Figuren hatten keine Moral, aber die altfranzöſiſche Ehre in der Bruſt. Wie aber kämen Montjoye, ſeine Gattin, ſeine Geliebte zu dem Begriff Ehre! „Himmelblau!“ würde er ſpotten. Auf ein Haar gleicht Montjoye gewiſſen Politikern dieſſeit und jenſeit des Rhein. Ihre Macht iſt ihr Recht, Geſetze beſtehen für ſie nicht, ſie leugnen ſie oder brechen ſie wie der Bankier die Vorſchriften der Moral. Begreiflich, daß eine ſolche Komödie bei ihnen den lauteſten Anklang findet. Wenn in frühern Jahren die zweiten Theater der Hauptſtädte die Dramen von Dumas fils aufführten, entſchuldigte man ſie mit der Nothwendigkeit, ihrer Exiſtenz wegen Kaſſenerfolge erzielen zu müſſen, man ſtellte ſolche Stücke auf Eine Stufe mit den ſittenloſen Poſſen — aber eine Hofbühne, die ſich beeilt, dieſe Verworfenheit im glänzendſten Gewand uns vorzuführen, Tauſende daranzuwagen, eine Bühne, die ſich mit dem Eifer zu brüſten pflegt, mit dem ſie Schiller und Shakſpeare, Leſſing und Goethe darſtellt, welchen Namen hat die deutſche Sprache dafür? Was reden wir nur ſo viel von unſerer Nationalität, unſerer Sittlichkeit — wir, die demüthig dem Ausland die Schleppe nachtragen, ſtatt einſtimmig den Ruf zu erheben: Fort mit den Camelliendamen, fort mit Montjoye von unſern Theatern! Die Freiheit, die Verfaſſung führt ihr beſtändig im Munde und bewundert jeden Abend den frechen Mann, der die heiligſten Geſetze mit Füßen tritt und aus allen Verwickelungen als Sieger, als der geniale Held der Gegenwart, über kleinliche Vorurtheile triumphirend hervorgeht!

Eine deutſche Shakſpeare-Geſellſchaft.

Angeregt durch die bevorſtehende Jubelfeier des großen engliſchen Dichters am 23. April 1864, auch wol durch die glänzende und gelungene Aufführung der Königsdramen in Dingelſtedt's Bearbeitung, in den Weihnachtstagen des vergangenen Jahres auf der Bühne zu Weimar, äußert ſich hier und dort der Wunſch, eine deutſche Shakſpeare-Geſellſchaft zu gründen. Weniger kann es uns auf die philologiſche Ergründung und Erforſchung des Textes als darauf ankommen, den Dichter dem Volke durch vorzügliche Theatervorſtellungen, durch gute Ausgaben ſeiner Werke zugänglicher zu machen. Denn freilich iſt Shakſpeare ohne Commentar nur noch den wenigſten verſtändlich. Hier findet ſich ein großes Feld zu nützlichſter Thätigkeit für den neuen Verein, falls er gebildet werden ſollte. Die Frage, inwieweit Shakſpeare ein deutſcher Volksdichter werden kann, was in ſeinen Dichtungen als unverwelkliche Blüte allen und was als die Blume eines Tags eben nur noch den Freunden der Kunſt, den Hochgebildeten gehört, wird zuerſt von der neuen Geſellſchaft gelöſt werden müſſen, wenn ſie wahrhaft gedeihlich und volksthümlich wirken will. Zu viel ſchon iſt in der beliebten Commentatorenweiſe über Shakſpeare geſchrieben, zu viel ſchon in ſeine Dramen hineingedichtet, ſein urſprünglich nur für ſeine Bühne, ſeine Schauſpieler beſtimmtes Schaffen zu hoch ſchon in die Sphäre idealer Kunſtthätigkeit erhoben worden, als daß man wünſchen könnte, die Zahl dieſer Bücher und Aufſätze durch die Bemühung einer wohlorganiſirten Geſellſchaft ſich ins Ungemeſſene ſteigern zu ſehen. Was uns fehlt, iſt eine Darſtellung Shakſpeare's von dem modernen Standpunkt der Kunſt, keine Vergötterung ſeiner Fehler, ſeiner barbariſchen Auswüchſe, ſeiner Wunderlichkeiten. Es iſt Grundſatz in der deutſchen Kritik geworden, alles, was Shakſpeare gedichtet, für vollendet zu halten; wie viel freier ſind darin die Engländer, Frau Jameſon in ihren „Frauencharakteren“ uud Dunlop in ſeiner „Geſchichte der Proſadichtungen“! Wenn uns die deutſche Shakſpeare-Geſellſchaft zu dieſer Freiheit verhelfen und von dem Schulzwang befreien wollte, der bei uns Shakſpeare's Dichtung beherrſcht, ſoll ſie uns willkommen ſein.

Verwahrung.

In Nr. 25 des vierten Bandes (Neue Folge, 1859) dieſer Blätter ſteht in einem Aufſatz von mir folgende Stelle: „Was ſind die Franzoſen für Realiſten in Kunſt und Politik! Freilich, zu welch glorreichen Zielen ſind ſie damit auch gekommen — zu einem Despotismus ohne gleichen und zu den Camelliendamen!“ Der zweite Satz: „Freilich, zu welch“ u. ſ. w., rührt nicht von mir her, ſondern iſt von der Redaction eingeſchaltet worden; in meinem Munde klänge er undankbar, ja widerſinnig. Er ſteht im Widerſpruch mit allem, was ich ſonſt geſchrieben habe; er iſt — nach meiner vergleichenden Erfahrung — unwahr. Eine erſte Verwahrung gegen dieſe Einſchaltung iſt verloren gegangen, eine zweite wurde wahrſcheinlich für zu ſpät gehalten. Von einem ſchmerzlichen Ereigniß berührt, will ich aber Ruhe mit meinem Gewiſſen haben und beharre auf meiner Verwahrung.

Orleans, 28. Januar 1864.

Dr. Hermann Semmig.

Durch ein Verſehen mag jener angegriffene Satz damals in den Text hineingekommen ſein; es war zur Zeit des italieniſchen Kriegs, wo das deutſche Nationalgefühl ſich faſt einſtimmig gegen das „demokratiſche“ Cäſaren- und Prätorianerthum Napoleon's III. erhob. Die Redaction hält ihre Anſicht heute noch ebenſo feſt als damals, geſtattet aber gern der gegentheiligen Meinung des Herrn Verfaſſers dieſe Verwahrung. D. Her.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 9. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Inhalt: Im Zeichen des Skorpions. Erzählung von Paul Heyse. (2. Fortsetzung.) — Die Tänzerin. Novelle von Fr. Reinhardt. (Schluß.) — Auf dem Dienste. Novellette von Theodor Fontane. (Schluß.) — Der Teufel im modernen Gewande. Von Ludwig Pietsch. — Die Kunst, Gesellschaften zu geben. Von Ernst Ziel. — Kleine Mittheilungen. — Für Rechtsfreunde. — Räthsel. — Briefkasten. — Anzeigen.

Im Zeichen des Skorpions.

Erzählung von Paul Heyse.

II.

Wenn wir, im Bogen hin, eine Jahresrunde, von Adventszeit zu Adventszeit, durch Jahreszeiten und Jahreszeiten, durch Sonnenschein und Regen, durch Blüthenduft und Schneegestöber, durch Freude und Leid gegangen sind, so ist es, als ob wir unsere Begleiterin mit Kopfschmerz und Verdruß verließen. Wir haben sie ja kennen gelernt als eine leidlich muntere Gesellschafterin, die sich bald zum Lachen, bald zu Thränen rühren ließ, die Freude meist mit Lust und Leid mit Geduld ertrug, und deren Erinnerungen überall ziemlich dieselben waren, wie die unsrigen.

Alle aus einer Heimath, in einer Muttersprache, durch gemeinsame Feste einer Kirche, von denen wir Besonnenheit, Ruhe und Freude, Leid gegangen sind, so dürfen wir wohl annehmen, daß wir in einem Einzelfalle, wie in einem Gleichniß sind. Wie in einem Gleichniß sind wir in Gedanken zusammengetroffen, haben uns an kleinen Begebnissen, an kleinen Leiden, an Freuden und Hoffnungen, an einem Buche, an einem Bilde, an einem Liede, an einer Melodie, an einer Landschaft, an einem Gespräch, an einem Worte, an einem Blicke, an einem Händedruck, an einem Kusse, an einem Kinde, an einem Grabe, an einem Kranze, an einem Sarge, an einem Brautkranze, an einem Hochzeitsmahle vereinigt. Und wenn wir uns auch nicht kennen, wenn wir auch nicht wissen, ob wir jung oder alt, reich oder arm, glücklich oder unglücklich sind, so wissen wir doch, daß wir uns in einem Gleichniß begegnet haben, daß wir Brüder und Schwestern sind, daß wir uns lieben müssen, daß wir uns lieben müssen, daß wir uns lieben müssen

glauben. Mehrere Jahre verbrachte ſie darauf in dem Fräuleinſtift zu Caen. Nur waren damals nicht mehr wie früher die Klöſter von der Welt durch unüberſteigliche Schranken und Mauern getrennt. Faſt ungehindert fand der Geiſt der Zeit den Zugang zu den Herzen der Nonnen und Schülerinnen. Die Aebtiſſin ſelbſt, eine Dame von Belzunce, verſchloß ſich ihm nicht. Die Strenge der klöſterlichen Regel ward wenig beachtet; in den Geſellſchaften, welche die Aebtiſſin gab, ging die Rede nicht immer über Gegenſtände der Moral, verſandete nicht immer in alltäglichen Dingen: auch die Fragen der Politik, welche Frankreich zu bewegen anfingen, wurden hier berührt. Auf Charlottens ernſten und männlichen Sinn machten ſie den tiefſten Eindruck. Die Worte Freiheit, Vaterland übten einen Zauber auf ihre Seele wie auf ihre Phantaſie; nicht umſonſt floß in ihren Adern ein Tropfen von dem Blut Corneille's, des großen tragiſchen Dichters, in deſſen Trauerſpielen jene magiſchen Worte ſo oft und ſo mächtig widerhallen. So gewann ihr Weſen allmählich einen römiſchen Zug, den Anhauch der antiken Welt. Als ſie dann nach der Aufhebung des Kloſters in das einſame Haus ihrer alten Tante zog, deren Leben durch ihre Jugend zu erheitern und zu erleuchten, und mehr als je auf ſich allein, auf ihre Gedanken und Träume angewieſen war, erfüllte ſich ihr Herz aus der verführeriſchen Lektüre Plutarch's mit heroiſchen Thaten und Handlungen. Erſchien doch allen die Franzöſiſche Revolution wie eine Rückkehr zur Natur und Wahrheit, zu den griechiſchen Republiken, auf das römiſche Forum. Das Heldenhafte verſchmolz der begeiſterten Charlotte mit dem Schönen. Schönheit und Freiheit, das Vaterland und die Gottheit vereinigten ſich für ſie zu einem einzigen Begriff. Da ſie von Paris entfernt blieb, verloren die Ereigniſſe der Revolution in ihren Augen nichts von ihrer Erhabenheit, ihrem poetiſchen Glanz; die Ferne verhüllte mit ihrem Schleier freundlich alles, was Charlottens Reinheit hätte verletzen, ihre Empfindungen herabſtimmen können. Ihre Seele war wie die Aeolsharfe, auf der nur der Sturm mächtige und ergreifende Weiſen zu ſpielen verſteht. Bis zum Sturz des Königthums trug die Revolution für ſie einen Glorienſchein; was Rouſſeau herbeigeſehnt, was Plutarch als einſt, in glücklichern Zeiten wirklich und lebend geſchildert: es nahm wieder Geſtalt und Wirklichkeit an. Nicht nur Athen und Rom, auch Frankreich ſchmückte der ſtolze Name Republik. Das gewaltige Senatus populusque romanus, das noch auf den Trümmern von Tempeln, Burgen und Brücken dem Wanderer Ehrfurcht einflößt, lebte wieder in dem Zeichen R. F. — Franzöſiſche Republik — auf öffentlichen Gebäuden, auf den Fahnen der zur Welteroberung ausziehenden Krieger auf. Und für Charlotte hatte dieſe Umgeſtaltung Frankreichs noch einen eigenen, ſchaurigen Reiz.

Ein ſonderbares Ereigniß, das ihr auf dem Gute ihres Vaters in einer ſtürmiſchen Novembernacht, wenige Jahre vor dem Ausbruch der Umwälzung, begegnet war, hatte den Schleier, der die Zukunft bedeckte, vor ihr gelüftet — ein wenig nur, wie etwa der Wind einen Vorhang aufhebt, der im nächſten Augenblick wieder zurückfällt —, aber für das junge damals ſiebzehnjährige Mädchen war jener Blick, den ſie in den Abgrund der Zukunft geworfen, von der dämoniſchen Wirkung geweſen, welche die Sage dem Anſchauen der verſteinernden Meduſe zuſchreibt. Aus Charlottens Erinnerung wollte dieſe Begebenheit, dies Bild nicht weichen; in natürlicher Scheu und wie es in der Verſchloſſenheit ihres Charakters lag, hatte ſie zu niemand davon geredet. Wem hätte ſie ſich auch entdecken können? Die Freundinnen im Kloſter würden ſie ebenſo wenig verſtanden haben als die Tante oder der Vater. Anfangs hielt ſie das Ganze für einen häßlichen Traum; es war ein Alp, den ſie von ihrer Bruſt gern fortgeſchüttelt hätte; ſpäter hütete ſie ihr Geheimniß wie einen Schatz; die Ereigniſſe machten etwas wie eine Weiſſagung und Offenbarung daraus. Von Jugend auf hatte ſie in ihrem Stolz und Unabhängigkeitsgefühl ſich entfernt von ihren Verwandten gehalten und kein innigeres Band ſie mit ihnen verbunden. Charlotte erfüllte alle Pflichten einer Tochter, einer ſorgenden Pflegerin, aber ihr Weſen wurde von alledem nicht berührt. Sie wandelte wol mit den andern auf derſelben Erde, allein ſie lebte in einer andern, lichtern Sphäre. In der Stadt ſchalten ſie die eifrigſten Jakobiner eine Ariſtokratin; ihre Haltung, ihre Geberden wie ihre Reden trugen den Stempel des Adelichen, einer höhern Menſchennatur. Die ideale Republik, die ſie träumte, die aus den Trauerſpielen ihres Ahnherrn, aus dem „Tod des Pompejus", aus „Sertorius" ihr entgegenſchimmerte, goldſtrahlend wie eine Schöpfung der Götter; wo alles licht und edel, die Männer Gracchen und die Frauen

Cornelias waren; wo Freiheit und Tugend herrſchte und die Weisheit die Geſetze ſchrieb, hatte mit der franzöſiſchen nichts gemein. Die Republik der Jakobiner war alles Schmuckes bar; ſie hatte keine goldenen Helme und purpurſtreifigen Togas, ſie ging mit nackten Füßen, eine rothe Mütze auf dem Haupt: es war die Erhebung der Armen und Elenden gegen die Herrſchenden und Glücklichen. Nur zu bald ſollte Charlotte den Gegenſatz zwiſchen der Wirklichkeit und ihren Anſchauungen erfahren.

Neun Monate nach der Proclamirung der Republik genügten, die Hoffnungen, welche die Idealiſten auf dieſe Staatsform gebaut, zu vernichten. Ueber die Guten und Edeln, über die Schönen und Beredten ſchlug die ungeſtüme Welle des Volks hin. Einunddreißig Mitglieder des Convents, die auf ſeiner rechten Seite ſaßen und die man von ihren hervorragendſten Rednern die Girondiſten genannt hat, wurden von den Sitzungen ausgeſchloſſen und in Verhaft genommen. Einigen der Angeklagten gelang es, ſich zu retten und aus Paris nach den Provinzen zu entfliehen. Darüber gerieth ganz Frankreich in eine ſtürmiſche Gärung. In der Hauptſtadt ſelbſt waren die Jakobiner und die Pikenmänner der Vorſtädte despotiſche Herren geworden, gegen die keine andere politiſche Partei mehr anzukämpfen wagte. Die Wohlhabenden und Friedlichen räumten ihnen Markt und Straße, das Rathhaus und den Convent. Wie überall in bewegten Zeiten und Lagen, gab die kraftvolle, vor keinem Aeußerſten zurückſchreckende Minderzahl der Maſſe der Gleichgültigen, Theilnahmsloſen und Feigen Richtung und Ziel. Einſtimmig aber, wenigſtens ſchien es einige Tage ſo, erhob ſich die Meinung Frankreichs gegen die Lumpenrepublik in Paris. In allen Departements hatten ſich die Conventsmitglieder durch ihr herriſches Auftreten, die Rückſichtsloſigkeit ihres Verfahrens verhaßt gemacht. Statt des einen königlichen Tyrannen hatte man jetzt ſiebenhundert, oft Leute aus den niedrigſten Ständen, die nur den Haß und die Verachtung der Gebildeten verdienten. In Lyon wie in Bordeaux und Rennes traten die Beſitzenden zuſammen, um dieſer allgewaltig vordringenden Flut der Pöbelherrſchaft einen feſten Damm entgegenzuſetzen. Es war das Unglück dieſer Bewegung, daß ſich ihr ſogleich alle königlich Geſinnten anſchloſſen. Das Bürgerthum der Provinzen wollte im Grunde nur eine geordnete Staatsverfaſſung, eine Republik, in der ſein Anſehen gewahrt, ſein Reichthum geſchont würde; unwillkürlich wurde es durch die Grafen und Barone, die Anhänger der Monarchie, von dieſem Standpunkt verdrängt und in das ihm wie den Jakobinern feindliche Lager der „Emigranten" mit fliegenden Fahnen getrieben. Den tiefern Keim, aus dem die Bewegung hervorbrach und der allein ihr Kraft und eine Zukunft zu geben fähig war, erkannten die leitenden Männer in Paris augenblicklich, während die Girondiſten zu furchtſam und unentſchloſſen waren, ihn zu entwickeln. Die Provinzen ſtrebten nach municipaler Freiheit, ſie wollten das eiſerne Joch zerbrechen, das der Hof und die Hauptſtadt ihnen auf den Nacken gelegt. Bewußt oder unbewußt hatten alle dieſe Aufſtände nur Einen Zweck: die Auflöſung des alten Frankreich. Die Jakobiner riefen den Girondiſten zu: „Ihr wollt das Vaterland zerſtückeln, wir aber wollen die eine, untheilbare Republik!" Möglich, wenn Vergniaud ihnen entgegengedonnert: „Ja, das wollen wir! Unſer Ideal iſt die Schweiz, Nordamerika, nicht Rom, das von der Plünderung der Provinzen lebte und zuletzt einem glücklichen Soldaten zur Beute fiel!" —, daß entſchloſſene Menſchen ſich um dies Banner geſammelt und Paris dem Boden gleichgemacht hätten, auf dem es jetzt mit Thürmen und Paläſten prangt. Doch die Girondiſten waren nur Wortkünſtler, Wanderer im Nebel, ohne Mitgefühl für die Menge, ohne Verſtändniß ihrer Wünſche und Leiden. Ihre pomphaften Reden glichen den tauben Aehren; das erſte Hagelwetter ſchlug ſie nieder und der Wind verwehte die leere Spreu.

Dieſer phantaſtiſche, poetiſche Zug der Partei, der in den Perſönlichkeiten ihrer Häupter gleichſam Verkörperung erhalten, verband ſie mit dem ernſten, verſchloſſenen Mädchen in dem alterthümlichen Hauſe zu Caen. Den Helden ihres Plutarch glichen die Girondiſten; Vergniaud und Barbaroux kämpften gegen Marat und Robespierre wie die olympiſchen Götter gegen die himmelſtürmenden Titanen. Bei ihnen war alles Licht, bei jenen das Dunkel der Nacht. Sie wollten das Goldene Zeitalter, jene nur das alte Chaos heraufführen. Solch widerliche, entſetzliche Geburt der Finſterniß und des Chaos war vor allen Männern, deren Namen ſie gehört, Paul Marat, der Volksfreund. Sie kannte ihn nicht; ſelbſt im Bilde entſann ſie ſich nicht, ihn geſehen zu haben, und doch ſtand er wie leibhaftig vor ihr, jetzt wieder im Tuileriengarten: mit ſtruppigen Haaren,

bluttriefenden Augen, mit ſchäumendem Mund. Sie wußte nicht, warum ſie ihn haßte; zu weit auseinander waren die Ströme ihres und ſeines Lebens gegangen; wie tief ſie auch in ihre Erinnerungen hinabſteigen mochte, ſie fand ſeinen Namen in ihrem Daſein nicht — und dennoch empörte ſich ihr Gefühl, ihr Denken gegen ihn bis zu fanatiſcher Raſerei. Das Elend Frankreichs, die Mordgreuel des September, den Fall der Girondiſten, die in Schmuz und Blut geſchleifte Tricolore — ihm allein ſchrieb ſie alles zu, ihn machte ſie verantwortlich für die Revolution. Er war der böſe Geiſt, der die Freiheit entweihte und das Heiligſte beſudelte. Der aufgeregten Phantaſie des Mittelalters konnte der Satan in keiner ſchrecklichern Geſtalt erſcheinen, als in der Marat vor die Seele Charlottens trat. Zwiſchen ihr und ihm gab es einen unſichtbaren Kampf wie zwiſchen den beiden perſiſchen Göttern, zwiſchen Ormuzd und Ahriman, die dieſe Welt beherrſchen. Die Menſchen jener Tage ſind nicht mit dem Maß gemeiner Verſtändigkeit zu meſſen: ſie handelten wie Geſtörte, Berauſchte, Wahnſinnige. Von den römiſchen Kaiſern, von Caligula und Nero, hat man nicht mit Unrecht behauptet, ihre Allgewalt habe ſie ſchwindelig und trunken gemacht; dieſelbe Erſcheinung bietet das franzöſiſche Volk in der Zeit ſeiner Umwälzung, die wir anſtaunend und ſchaudernd, bedauernd und verdammend „den Schrecken" nennen. So berauſchte ſich auch Charlotte in dem Gedanken, von jenem „Ungeheuer", das mehr in ihren Träumen als in der Wirklichkeit lebte, ihr Vaterland, die ideale Republik zu befreien. Sie war auch die Streiterin des Himmels, ein Engel des Lichts; im voraus ſchon begrüßten die Heldinnen Corneille's, die Emilias und Cornelias, die gegen die Tyrannen ihren Dolch erheben, ſie als ihre Schweſter.

Was lange nur eine Verirrung der Einbildung geweſen, reifte raſch, von den Ereigniſſen gezeitigt, zur ſchrecklichen That.

Auf ihrer Flucht kamen Barbaroux, Pétion, Gorſas und andere Girondiſten nach Caen, der Hauptſtadt des Departements Calvados. Der Nordoſten Frankreichs ſchwankte und zitterte wie in einem Erdbeben. Unter Wimpfen und Puiſaye ſammelte ſich ein Heer Freiwilliger, um gegen Paris zu ziehen und die Republik von Marat und ſeinen Genoſſen zu befreien. Die Wuthausbrüche Marat's hatten ſeinen Namen überall den Verwünſchungen der Friedlichen und Guten geweiht, und geſchickt verſtanden es die Girondiſten, dieſen allgemeinen Haß zu nähren; ſie hofften, indem ſie Marat trafen, mit ihm auch Robespierre, Danton und die geſammte Partei der Jakobiner zu zerſchmettern. Als Lucifer vom Himmel zur Hölle fuhr, bedeckte der Schatten ſeiner Rieſenflügel die Erde mit Finſterniß, ſo verdunkelte der Schatten Marat's die Republik. In Caen war ein Zuſammentreffen zwiſchen Charlotte und den Girondiſten unvermeidlich, auch wenn ſie ihr Herz nicht zu ihnen gezogen. So groß war die Stadt doch nicht, daß eine ſo hervorragende Perſönlichkeit wie die des jungen Mädchens, ſo viel Schönheit bei ſo viel Hoheit und Seelengröße unbekannt und verborgen geblieben wäre. Ihre adeliche Herkunft, die in Caen nicht vergeſſen war, die Thränen, die ſie einem ihrer Bekannten aus dem Kloſter, einem Herrn von Belzunce, nachgeweint, der bei einem Volksaufſtand getödtet wurde, ihre Erſcheinung ſtempelten ſie zur Ariſtokratin. Als ſolche ſchilderte man ſie den Girondiſten und ſie begrüßten ſie mit dieſem Namen an dem erſten Tage, da Charlotte in das Regierungsgebäude kam. Halb mochte ſie die Neugierde treiben, diejenigen in der Nähe zu ſehen, die ſie ſolange als die echten Nachkommen der griechiſchen und römiſchen Helden und Redner aus der Ferne bewundert hatte, halb führte ſie ein Geſchäft zu ihnen. Die Fräulein von Forbin waren Stiftsdamen in dem Kloſter geweſen, in dem Charlotte ihre Erziehung erhalten; bald nach dem Ausbruch der Revolution hatten ſie ſich nach der Schweiz geflüchtet, aber ſeit einem Jahre die Penſion nicht empfangen, die der Staat ihnen bei der Aufhebung des Kloſters ausgeſetzt. Eine zärtliche Freundſchaft hatte Charlotte mit ihnen vereinigt, von ihrem unglücklichen Loſe gerührt, hochherzig und raſch entſchloſſen, wollte das junge Mädchen verſuchen, ihr Schickſal zu beſſern, ihnen ihre rückſtändige Penſion zu verſchaffen. In Paris war ſie ohne Bekannte und Gönner, unwiſſend ſelbſt, an wen ſie ſich mit ihrer Bitte richten ſollte. Die Anweſenheit der Girondiſten in Caen gab ihr die erwünſchte Gelegenheit, etwas in dieſer Sache zu thun und Barbaroux' immer noch mächtigen Einfluß im Convent für ihre Freundinnen zu erlangen.

„Die ſchöne Ariſtokratin!" ſagten lächelnd die Girondiſten, als ſie in dem großen Saal des Regierungsgebäudes erſchien. Etwas wie der Schimmer eines Sterns leuchtete auf der Stirn des Mädchens und erzwang ihr die Achtung dieſer ebenſo leichtſinnigen als hochmüthigen Män-

ner, die ſich allein für berufen glaubten, Frankreich zu retten. Kein Scherz, wie er im Munde Louvet's, des Verfaſſers des „Faublas", nur zu erklärlich geweſen, verletzte ihr Ohr. Barbarour zeigte ſich ihren Bitten geneigt, er gab ihr ein Empfehlungsſchreiben an Duperret, ein Mitglied des Convents, als ſie davon ſprach, nach Paris zu reiſen. Dieſer Plan hatte ſie ſchon vor der Ankunft der Girondiſten in Caen beſchäftigt, im April erbat und erhielt ſie einen Paß von der Gemeindebehörde zu Caen. Viel verkehrte ſie mit den Girondiſten nicht; ihre Schweigſamkeit, ihre Verſchloſſenheit waren nicht für einen leichten und flüchtigen Umgang geſchaffen. Aber es konnte doch nicht fehlen, daß in ihren Geſprächen mit Barbarour und Pétion der Pöbelherrſchaft in Paris, Marat's Erwähnung geſchah, daß dieſe Schilderungen den leidenſchaftlichen Haß des Mädchens noch mehr entflammten. Sonntag den 7. Juli hielt der General Wimpfen auf dem Platz in Caen Heerſchau über die Freiwilligen, die ſich um ihn geſchart. Auf dem Balkon des Stadthauſes wohnte Charlotte mit andern Damen dem Schauſpiel bei. Die Begeiſterung der jungen Leute riß ſie wie in einem Wirbelwinde mit ſich fort. Alles um ſie her athmete den Krieg, von allen Lippen ſcholl es: „Freiheit oder den Tod!" „Bald werden wir unter den Mauern von Paris ſein", damit hatte Barbarour ſeinen Brief an Duperret geſchloſſen. Und wo Tauſende bereit waren, ſich für das Vaterland aufzuopfern, da hätte ſie allein thatlos und müßig zurückſtehen ſollen? Es bedurfte nur eines Opfers, um die Republik wiederherzuſtellen. Wenn Marat ſtürbe... Waren denn Männer zu dieſer That nöthig? Genügte nicht die Hand eines Mädchens dazu? Wenn eine Portia glühende Kohlen verſchluckte, konnte Charlotte Corday nicht einen Tyrannen ermorden? Der Tod, das Schaffot... aber was bedeutet der Tod, wenn dein Name glänzend im Pantheon der Geſchichte ſtehen wird, von keiner Zeit verwiſcht? Einen kurzen Raum nehmen die großen Menſchen während ihres Lebens ein, aber nach ihrem Tode bedeckt ihr Schatten die Welt. Das Schaffot? Kann es einen Helden ſchrecken? Sagt doch der Dichter:

Nicht das Schaffot, die Schuld allein bringt Schande!

In die Gewalt einer dämoniſchen Verblendung gefallen, mußte Charlotte ihr Schickſal erfüllen. Gerade das Edelſte in ihr, der Stolz der Tugend, ihre Jungfräulichkeit, ihre Freiheitsliebe trieb ſie zum Verbrechen. Was andern eine Leuchte des Lebens iſt, wurde für ſie zum ſinnverwirrenden Irrlicht. Aus den Banden der Alltäglichkeit heraus hatte ſie ſich ſtets nach einer denkwürdigen That geſehnt; ihre Einbildung, durch die Darſtellungen ihrer Lieblingsbücher ſchon erhitzt, war, von den Ereigniſſen berührt, elektriſch geworden: der Funke war da, er mußte treffen. Ihre Verwandten waren an die Selbſtändigkeit ihres Willens gewöhnt, weder ihr Vater noch ihre Tante erhoben einen Einſpruch, als ſie ihnen erklärte: ſie wolle der Einladung einer Freundin folgen und nach England gehen. Nur Barbarour wußte um ihre Abſicht, eine Zeit lang in Paris zu verweilen. Der eigentliche Zweck ihrer Reiſe war ihm freilich verborgen, denn Charlotte hielt weder jemand für würdig, ihr Geheimniß zu theilen, noch mochte ſie ihn der unausbleiblichen Gefahr ausſetzen, die dieſe Kenntniß nach ſich ziehen mußte. Voll freundſchaftlicher Theilnahme für das ſchöne Mädchen bat ſie Barbarour darum, ihm ausführlichen Bericht von ihrer Fahrt und ihren Abenteuern in Paris zu geben — er ahnte nicht, daß dieſer Brief Charlottens aus dem Gefängniß an ihn gelangen ſollte.

In der Frühe des Dienstags verließ ſie ihr Haus. In den Gaſſen der Stadt regte ſich noch kaum der erwachende Verkehr, die Geſchäftigkeit der Menſchen. Erſt als ſie ſchon in der Poſtkutſche ſaß und die Thore von Caen hinter ſich hatte, fiel es den Bewohnern der Nachbarhäuſer auf, daß zur beſtimmten Stunde in dem einen Vorderzimmer der Frau von Bretteville nicht das Klavier erklang, auf dem Charlotte zu ſpielen pflegte, und deſſen Klänge aus dem halbgeöffneten Fenſter über den ſtillen Platz ſcholen. Nicht mit einem Blick ſchaute Charlotte nach dem friedlichen Aſyl ihrer Jugend zurück, nicht mit einem Seufzer bereute ſie es, aus ſeiner ſichern Verſchollenheit ſich in die Wogen des Lebens geſtürzt zu haben. Sie war ganz zur tragiſchen Heldin umgewandelt und hatte nur Eins noch vor Augen: den Tod Marat's. Seit ihrer Ankunft in Paris indeß erfuhr ihre Stimmung eine Wandlung. Die wilde Begeiſterung, die faſt Raſerei war, unter deren Einfluß ſie gehandelt, drohte zu erlöſchen, die Hinderniſſe, die ſich der Ausführung ihres Plans entgegenſtellten, verwirrten ihr Gefühl... wenn ſie in Wahrheit zur Retterin des Vaterlands berufen war, warum hemmte das Schickſal ihre Schritte? Dazu das Neue, das ſich ihr in Straßen und auf Plätzen, in Gärten

und Paläſten aufdrängte, die Beweglichkeit und der Lärm einer Weltſtadt — wie hätte es ſie nicht anziehen, ihren Gedanken eine andere Richtung geben ſollen? Neben und vor all dieſen Eindrücken aber machte ſich die Erinnerung an jenen wunderlichen Vorgang in ihrem Leben heute geltend, der, wie ſie ihn auch bedachte, an Seltſamkeit und dauernder Wirkung auf ſie alles übertraf, was ihr ſeither begegnet. Ihr war es, als müſſe ſie hier, im Mittelpunkt der Revolution, noch einmal mit dem Manne zuſammentreffen, der ihr in jener Nacht, ein armer, müder, verirrter Wanderer, dieſe Umwälzung der Welt prophezeit. Du wirſt ihn finden, hatte eine unſichtbare Stimme in ihr geſprochen, als ſie auf dem Revolutionsplatz, aus der Poſtkutſche ſteigend, zum erſten mal den lavaglühenden Boden von Paris berührte. In der Nacht, ehe ſie einſchlief, verdrängte ſein Bild faſt das Marat's. Sie erwachte mit der Frage: wirſt du ihm heute begegnen? Sitzt er vielleicht im Convent? Sie kannte ſeinen Namen nicht, ſein Geſicht aber hätte ſie unter Tauſenden wiedererkannt. Wer von den Häuptern der Revolution hatte einſt ſie um ein Obdach, um Waſſer und Brot angefleht? Du biſt eine Träumerin, ſagte ſie ſich jetzt — denn all ihre Vergangenheit irrte an dem Auge ihrer Seele vorüber — heute wie vor Jahren, du erblickſt Dinge und Menſchen in einem Vergrößerungsſpiegel. Wie ruhig iſt dies Paris! Wie blühen die Roſen, wie lieblich duften die Roſen in jenem Blumenbeet! So wird auch der arme Bettler geſtorben, verdorben ſein ... im Kampfe geblieben, vom Hunger getödtet...

Und noch eine Weile ſaß ſie ſo in Gedanken und erhob ſich dann, nach den Tuilerien, in die Sitzung des Convents zu gehen.

Gerade als ſie aufſtand und die Augen, die träumeriſch auf dem Boden geruht, emporrichtete, näherte ſich ihr der Mann im gelben Rock ... der Baron Pontmartin.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Ein Vorſpiel des Bauernkriegs.

Von Dr. H. Kleinſteuber.

I.

Im achten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts durchzog ein junger Hirt Namens Hans Böhm die Ortſchaften des lieblichen Taubergrundes in Franken. Wo er einkehrt in einer Herberge, ergötzt er die Gäſte durch Schlagen der kleinen Pauke; er ſingt luſtige Lieder ab und ſpielt an Feſttagen zum Tanz auf. Das Volk nennt ihn kurzweg Henſelin oder Pfeiferhänsle.

Der luſtige Muſikant hat aber auch ſeine ernſten Stunden. Da hört er einmal, wie wunderbar der im Ruf der Heiligkeit ſtehende Barfüßermönch Capiſtran durch ſeine Predigten auf die Gemüther der Zuhörer gewirkt und wie er ihnen geboten habe, allen Schmuck, Seide und jede Hoffart abzulegen, von Muſik und Spiel als ſündhaften Vergnügungen zu laſſen und Würfel und Karten zu verbrennen.

Das nimmt ſich der junge Hirt zu Gemüth. Um Mittfaſten des Jahres 1476 verbrennt er vor der Pfarrkirche des Dorfes Niklashauſen ſeine Pauke und tritt ſelbſt, wie ſein Vorbild Capiſtran, als Bußprediger auf. Niklashauſen war ein anſehnliches, zwei Stunden von Wertheim gelegenes Dorf, welches zur Diöceſe Mainz gehörte. Die Kirche beſaß ein wunderthätiges Gnadenbild der heiligen Jungfrau und der Ort war daher ſchon von alters her viel beſucht.

Hier findet nun der neue Bußprediger zahlreiche Zuhörer. Aber wer erkennt in ihm das Pfeiferhänsle wieder, der ja „eyn halber thore war, als man en von jogunt uff gemerket hatte", weder fähig, zuſammenhängend zu denken noch zu reden, und, wie ſich ſpäter herausſtellte, weder in dem chriſtlichen Glauben unterrichtet noch mit dem Vaterunſer bekannt. Der blöde Hirtenjunge iſt plötzlich ein begeiſterter Redner geworden. Im Einverſtändniß mit dem Ortsgeiſtlichen von Niklashauſen fängt er vor dem neugierigen Landvolk zu lehren an: Ihm ſei, während er in einer Sonntagsnacht das Vieh geweidet, und ſeitdem noch öfter die heilige Jungfrau in himmliſcher Glorie erſchienen, habe ihn zu ihrem Propheten erkoren und ermahnt, von ſeinem ſündlichen Treiben abzuſtehen, zur Buße die Pauke zu vernichten und fortan ſtatt des bisherigen Aufſpielens zum Tanz das Volk mit dem Vortrag des reinen Gotteswort zu erfreuen. Niklashauſen ſei von der Vorſehung zu dieſem Gnadenort auserſehen worden; hier werde Maria durch ihre Fürbitte über die ganze Welt Segen verbreiten und allen Beſuchern der ihr geweihten Kirche vollkommene Vergebung der Sünden ertheilen. Gott habe die Welt mit harter Strafe heimſuchen wollen, Maria aber hätte Fürbitte eingelegt und das Gericht von den Menſchen abgewendet, befehle jedoch, man ſolle zu ihr nach Niklashauſen wallfahren, widrigenfalls die Strafe nicht ausbleiben werde.

Hier ſei die heilige Jungfrau gnädig; nirgends ſonſt wäre auch ein Ablaß als in Niklashauſen. Im Tauberthal ſei mehr Gnade denn zu Rom. Wer da ſterbe, fahre von Stund' an gen Himmel; auch die Kinder, welche die Kirche nicht beſuchen könnten, würden dieſer Gnade theilhaftig werden.

Das Volk ſtaunte über die Erſtlingspredigt des ungelehrten, auf einmal ſo hochbegnadigten Hirtenjungen; aber es glaubte um ſo lieber an ſeine Sendung, als Hirten in der Meinung des Volks, wie ſchon zu Heſiod's Zeiten, vor andern mit übernatürlichen Geiſtesgaben bevorzugt wären. Und in der That! Die Umwandlung, die mit dem Pfeiferhänsle vorgegangen und deren Zeugen die Zuhörer ſelbſt waren, mußte allen wie ein Wunder erſcheinen. Der Einladung, an den folgenden Sonn- und Feiertagen ſeinen Vorträgen beizuwohnen, folgte daher eine ſchon weit größere Volksmenge. Der neue Prophet fuhr fort, zur Beichte zu ermahnen; es ſolle männiglich allen eiteln Kleiderſchmuck, alles goldene Halsgeſchmeide, Bruſttücher, ſeidene Gewänder und ſpitze Schuhe ablegen. Er hob ſeine göttliche Sendung und die Kraft ſeines Gebets zugleich hervor. Ihm ſei, verſicherte er, von Gott die Macht verliehen worden, Ablaß aller Sünden zu ertheilen, ja ſelbſt die zur Hölle verdammten Seelen von ihren Strafen zu befreien. Er wolle ſeine Treue verpfänden, daß er jede Seele, die in der Hölle ſchmachte, mit eigener Hand herausführen werde. Mit dem Fegefeuer dagegen, ſagte er, ſei es nichts; denn wenn der Kaiſer oder Papſt bei ihrem Ende fromm erfunden würden, ſo führen ſie ohne Mittel zum Himmel; wären ſie aber böſe, ſo kämen ſie in die Hölle. Durch ſein Gebet habe er auch abgewendet, daß Gott nicht vor kurzem Wein und Korn habe erfrieren laſſen.

Ueberraſchend war die Kühnheit, mit welcher der junge Prophet ſeine Stimme gegen die Geiſtlichkeit erhob. Der Uebermuth und die Habſucht der Pfaffen ſei groß. Er wolle eher einen Juden beſſern denn einen Geiſtlichen und Schriftgelehrten, und wenn ihm auch ein Prieſter Glauben ſchenke, ſowie derſelbe wieder heimkomme zu ſeinesgleichen, werde es mit ihm nur um ſo ſchlimmer. In kurzer Zeit, wenn ſie nicht abſtänden von ihren Laſtern, würde die ganze Welt ihretwegen Noth leiden. Ja bald werde es dahin kommen, daß alle Prieſter getödtet würden, und wer deren dreißig getödtet habe, dem werde es als großes Verdienſt angerechnet werden. Gern möchte dann der Prieſter ſeine Platte mit der Hand bedecken, damit man ihn nicht erkenne und zur Strafe ziehe. „Und wenn die Prieſter ſagen, ich ſei ein Ketzer und wollen mich verbrennen, ſo wiſſen ſie nicht, was ein Ketzer iſt, ſonſt würden ſie ſich ſelbſt als ſolche erkennen. Verbrennen ſie mich aber, ſo werden ſie inne werden, was ſie gethan haben, und es wird die Strafe dafür an ihnen nicht ausbleiben." Ihre Macht und Gewalt ſei zu groß. Die Geiſtlichen hätten zu viel Pfründen; es ſolle einer nicht mehr als je eine haben. Mit ihrem Bann ſei es nichts und ebenſo wenig, daß ſie die Ehe ſcheiden, was niemand zukomme als Gott allein. Fanden dergleichen Lehren ſchon großen Beifall, ſo waren ſie doch nur das Vorſpiel zu denen, mit welchen der ungelehrte Reformator in wohlberechneter Steigerung nun allmählich vorging und mit denen er mehr als mit jeglichem Schriftert die Ohren des Volks entzückte, des Volks, das damals, ſo tief gedrückt, mit Sehnſucht einer beſſern Zukunft entgegenharrte. Im Namen Maria's erklärte er: das Reich Gottes auf Erden ſtehe bevor; es werde fortan weder Papſt noch Kaiſer, weder geiſtliche noch weltliche Fürſten geben, keine Obrigkeit und kein Unterſchied der Stände mehr ſein. Alle Menſchen würden wie Geſchwiſter Einer Familie in gleicher Freiheit und Arbeit friedlich zuſammenleben, Habe und Erwerb redlich miteinander theilend. Jagd, Fiſchfang und Viehweide würden jedermann zu unbeſchränkter Benutzung frei ſtehen, alle Arten von Abgaben an Zins, Steuer, Zoll und Zehnt für immer aufhören. „Der Kaiſer", ſagte er, „iſt ein Böſewicht und mit dem Papſt iſt es nichts. Der Kaiſer gibt den Fürſten, Grafen und Rittern Zoll und Auflegung über das gemeine Volk: ach weh, ihr armen Teufel!" Die Fürſten, geiſtliche und weltliche, dürften nur ſo viel haben als das gemeine Volk; dann hätten alle genug. Es müſſe noch dahin kommen, daß Fürſten und Herren um Taglohn arbeiteten.

Das unwiſſende Landvolk ſog dieſe unerhörten Lehren und lockenden Verſprechungen begierig ein; „es höret ja darumb deß lieber, dieweil er wider die Kirchen Freiheydt und der Fürſten herrſchung redet." Nach allen Richtungen hin gingen Leute aus, die frohe Botſchaft zu verkünden. Allerorten erſcholl der Name des wunderbaren Propheten. Man machte ſich auf, ihn zu hören, denn im Mittelalter und noch ſpäter war die Wanderſucht epidemiſch; ſo ſagte man z. B. von

dem Wandern nach Grimmenthal im Jahre 1503 ſprichwörtlich: „Es kommt ihm an wie das Laufen ins Grimmenthal."

Jetzt ward Niklashauſen das erſehnte Ziel aller unruhigen Geiſter. Nicht allein aus Franken und Baiern, aus ganz Ober- und Mitteldeutſchland, vom Fuße der Alpen, von den Ufern des Rhein bis zum Harz und Thüringerwald ſtrömte alt und jung, Weib und Kind ſcharenweiſe nach Niklashauſen, ſodaß an Einem Tage daſelbſt oft zehn-, mitunter zwanzig-, ja einigemal dreißigtauſend Menſchen verſammelt waren. Die Handwerker verließen ihre Werkſtätten, die Knechte ihre Dienſtherren und eilten, noch mit ihren Werkzeugen in der Hand und in derſelben Kleidung, in der ſie „die Tobſucht" ergriffen hatte, herbei, um den Wundermann zu hören und zu verehren. Es lief, wer laufen konnte, und war es auch beim Bann verboten, nichts konnte ſie, wie von einer Manie ergriffen, zurückhalten. Der Gruß „Bruder" und „Schweſter" war die Loſung der Wanderer. Wer arm war und kein Zehrgeld hatte, wurde von ſeinen Reiſegefährten gutmüthig unterſtützt oder in den Herbergen als werther Gaſt unentgeltlich verpflegt. Wähnte man doch, in Niklashauſen lägen alle Güter dieſer Welt für die Gläubigen bereit, um ſich brüderlich darein zu theilen! Fahnen und Paniere wurden ihren Zügen vorangetragen; „die Wäller" ſangen Lieder, „welche die ſelbige ketzerie und tusſcherie (wie Hans Böhms) getichtet hatten"; z. B.:

Wir wollen Gott vom Himmel klagen,
Kyrie eleyſon!
Daß wir Pfaffen nit ſollen zu todt ſchlagen,
Kyrie eleyſon!

Solche aufregende Lieder fürchteten natürlich die Obrigkeiten, und nie verboten ſie dieſe Wallfahrt, ohne zugleich das Abſingen jener Lieder zu unterſagen.

Nach der Sitte jener Zeit brachten die meiſten Wallfahrer Wachskerzen mit ſich, „manchmal ſo groß, daß drei bis vier Mann eine kaum tragen konnten. Als Weihgeſchenke opferten ſie dieſe nebſt vielem Geld, Kleinodien und werthvollen Kleidungsſtücken dem Gnadentempel der heiligen Jungfrau und deren Apoſtel, dem heiligen Jüngling Hans Böhm. Arme Frauen und Mägdlein, denen es an irgendeinem Werthgegenſtand gebrach, gaben ihren ſchönſten natürlichen Schmuck dahin: ſie ſchnitten ſich Haarlocken und Zöpfe ab und widmeten ſie auf dem Opferaltar. Ein Bauer machte ſich's zur beſondern Aufgabe, den Jungfrauen die Haare abzuſchneiden, „das doch im recht hoch und bei dem Banne verpotten und nur den Cloſterjungfrauwen zu thun zugegeben iſt".

Dem wunderbaren Jünglinge ſelbſt erwies man bei Tag und Nacht göttliche Ehre, beugte vor ihm die Knie und rief: „O du Mann Gottes, vom Himmel geſendet, erbarme dich unſer!" Hans Böhm hörte die Gläubigen gnädig an und wehrte ihnen nicht, obwol ſie ihm oft unbequem ſein mochten, denn er hatte kaum mehr Zeit zum Eſſen und Schlafen; ja er kam nicht ſelten in Gefahr, von den dichten Maſſen ſeiner ungeſtüm andrängenden Verehrer erdrückt zu werden. Glücklich war der, gegen den er ſeine Hand ausſtreckte, um ihn zu abſolviren und mit dem heiligen Kreuze zu bezeichnen; er wähnte, wie durch Gott ſelbſt von ſeinen Sünden losgeſprochen zu ſein. Es galt für ein Verdienſt, den heiligen Jüngling zu berühren, ihn zu ſehen oder zu hören. Die Pelzkappe und alle Kleidungsſtücke des Propheten, deren man habhaft werden konnte, wurden mit eifriger Sorgfalt in kleine Stücke zerſchnitten und gleich Reliquien von den Gläubigen verehrt. „Wer ein kleines Stück von den Zotten ſeiner Kappe gehaben mochte, der meinte, er hätte das Heu aus der Krippe unſers Herrn zu Bethlehem."

Aber ein Prophet muß auch Wunder thun. Hans Böhm ſollte daher Kranke und Gebrechliche geheilt haben, indem er ihnen im Namen der heiligen Jungfrau die Hände auflegte. Doch heißt es ſchon in einem etwas ſpäter erſchienenen Gedichte auf die niklashauſer Wallfahrt:

Wunder ſollen ſein geſchehen,
Der im grund keyns iſt geſehenn,
Vonn ſtummen lamen und blinden
Kan man kein recht warheit findenn.

Indeß wurden die Wundererzählungen geglaubt und die Menge der Herbeiſtrömenden mehrte ſich von Tag zu Tag. An Sonn- und Feiertagen ſollen ſich oft 70000 Menſchen zuſammengefunden haben, ſodaß die Umgegend von Niklashauſen den Anblick eines großen Heerlagers darbot. Es waren Zelte aufgeſchlagen, in denen Wirthe, Köche, Krämer und Handwerksleute für die Bedürfniſſe der Wallfahrer ſorgten: Nachts ſchliefen die Maſſen auf den Wieſen und in den Wäldern.

Sah Böhm eine zahlreiche Menge um ſich verſammelt, ſo ſtellte er ſich in freiem Felde auf

eine umgestürzte Weinkufe oder bestieg einen Baum, um seine Lehren vorzutragen, oder predigte aus dem Fenster oder von dem Dache eines Bauernhauses. Mag er zu einem zusammenhängenden Denken und Sprechen unfähig gewesen sein und sich darum, wie wir später sehen werden, fremder Hülfe bei seinen Predigten bedient haben; mögen seine Lehren noch so verlockend und verführerisch und das Volk noch so empfänglich dafür gewesen sein: seine Erscheinung muß etwas Imponirendes, sein Auftreten etwas Ergreifendes und Begeisterndes gehabt haben, sonst wäre der Eindruck seiner Predigten nicht zu erklären.

Diese beispiellosen Vorgänge hatten von Mittfasten (24. März) bis zum Juni gedauert, als sich endlich die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten ernstlich regten, den gefährlichen Kirchfahrten nach Niklashausen zu steuern. Es waren drei Herren, denen zunächst die Pflicht oblag, einzugreifen: der Erzbischof Diether von Mainz, der Fürst-Bischof von Würzburg und der Graf von Wertheim; der erstere, weil Niklashausen zu seiner Diöcese gehörte; der zweite, weil Böhm ein würzburger Unterthan; der dritte, weil er Territorialherr des Dorfs war. Den meisten Eifer zeigte der Fürst-Bischof von Würzburg, während der Graf von Wertheim erst im Juni dem Erzbischof von Mainz von den niklashäuser Vorfällen berichtete, ihm seine Bereitwilligkeit, in der Sache als weltlicher Richter zu fungiren, kundgab und seinen etwas verspäteten Bericht mit längerer Abwesenheit vom Hause entschuldigte. Sofort erließ nun der Kurfürst von Mainz ein Schreiben an den Fürst-Bischof von Würzburg, in welchem er denselben freundnachbarlich und da Böhm sein Unterthan sei ersuchte, den verwegenen Prediger sammt dessen ketzerischem Anhang festnehmen zu lassen, zur Verantwortung und Strafe zu ziehen und alles Predigen und Messecelebriren auf freiem Felde streng zu untersagen. Wolle jemand aus wahrer Andacht die Kirche zu Niklashausen besuchen und durch milde Gaben zu deren Unterhalt beisteuern, so sei dies zu gestatten, jedoch nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß der Besuch nicht mit den von Böhm vorgetragenen Irrlehren in Verbindung stehe. Ehe jedoch diese Maßregeln zur Ausführung kamen, hatte schon der Rath der Stadt Nürnberg, aus deren Gebiet gleichfalls eine große Zahl von Wallern nach Niklashausen gezogen war, ein ernstes Verbot dagegen erlassen. Für dieses weise und energische Verhalten erhielt der Rath von Papst Sixtus IV. besondere Anerkennung.

Nun wurden auch die niklashäuser Vorgänge in der Nachbarstadt Würzburg Gegenstand ernster obrigkeitlicher Berathung. In einer Versammlung des Magistrats kam nämlich die Rede darauf, daß zwei Bürger Almosen gebettelt hätten, um Opferkerzen nach Niklashausen zu tragen. Hierbei erzählte man allerlei von den abenteuerlichen Vorgängen daselbst und „daß eine groß schwere rede und murmeln unter den leuten seye, die pfaffen zu slaen". Man beschloß, jene beiden Bürger und zugleich die Viertels- und Rechenmeister auf den andern Tag vorzuladen; jene, um sie zur Rechenschaft zu ziehen, diese, um ihnen aufzutragen, alles derartige Gerede zu verhindern. Die Bürger erschienen und es wurde ihnen vor allem geboten, keine Neuerung ohne Wissen des Raths zu beginnen. Sie bekannten übrigens offen, Almosen zu dem genannten Zweck gesammelt zu haben, wurden aber ohne Bestrafung entlassen, weil der Bettel nicht in böswilliger Absicht geschehen sei und eine Ahndung desselben in der Gemeinde Unwillen erregen könne. Die Viertels- und Rechenmeister erhielten Auftrag, ein wachsames Auge auf die Wallfahrt zu haben. Es ziehe so viel fremdes Volk durch die Stadt, daß sich leicht, da das Hochstift in mehrere Fehden verwickelt sei, Feinde einschleichen könnten. In den Straßen sollten wegen zu befürchtender Feuersgefahr Wasserkufen aufgestellt werden. Bald darauf wurden in einer andern Rathssitzung „die schweren leufft die vorhanden sind der wallfart halben und wie seltsam volk durchziehe", abermals zur Berathung gezogen. Die Viertelsmeister mußten Thor und Thürme wohl bewahren, die entbehrlichen Thore schließen und alle Einwohner ermahnen, ihren Harnisch und Wehrapparat zu mustern und in Bereitschaft zu halten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Auf dem Ocean.

Seebilder von Theodor Oelckers.

II.

Der Reisende in fernen, fremden Ländern muß sich nur zu oft sagen: Alles wie bei uns! Und die Dinge, die denn doch nicht so wie bei uns sind, kennt er heutzutage nicht nur bereits aus zahlreichen Beschreibungen, sondern auch aus hundert Abbildungen, durch welche die Form, die

ehemals eine dunkle Mythe war, in proſaiſche Nähe gerückt und ihres Zaubers größtentheils entkleidet worden iſt. Dieſer Umſtand, der für jeden an die Scholle Gefeſſelten ſehr willkommen ſein muß, wird ſtörend für den Reiſenden; er hat die Dinge alle ſchon daheim wenigſtens ſo weit kennen gelernt, daß die wirkliche und unmittelbare Anſchauung nicht mehr mit ungeſchwächter Macht wirkt. Der Zauber iſt ſchon gebrochen. Um ſo mehr wird dies der Fall ſein, je weiter der Reiſende ſchon von den Jugendjahren entfernt iſt. Zwar nicht Jugend oder Alter an ſich macht einen ſo bedeutenden Unterſchied für Freude, Schmerz, Genuß und überhaupt alles, ſondern die längere Gewohnheit der Dinge, des Angenehmen wie des Unangenehmen, der Freude wie des Wehes iſt es, was den Unterſchied bewirkt. Der Jugend fehlt die Gewohnheit noch, ihr iſt alles noch neu, alles macht daher auch noch ſtarken und tiefen Eindruck auf ſie, was den reifen Mann kalt und ruhig läßt. Der letztere erwartet denn auch, dank den in Menge vorhandenen vorbereitenden Hülfsmitteln, wenig Ueberraſchung von den Gegenſtänden, die ihm auf einer Reiſe vor die Augen treten ſollen. Die See macht da indeß allenfalls noch eine Ausnahme. Mag uns der Ocean noch ſo genau beſchrieben worden ſein, mögen wir uns in der Phantaſie noch ſo oft auf ſeinen Wellen befunden haben, immer werden wir uns doch von der wirklichen Anſchauung ſeiner Eigenthümlichkeiten, ſeiner Schönheiten, ſeiner Stürme und Gefahren noch ganz neue und unerwartete Eindrücke verſprechen.

Ich war mit günſtigem Vorurtheil auf die See gegangen. Auch daß ſie eigentlich nur eine einförmige große Ebene iſt, konnte mich nicht gegen ſie einnehmen; iſt doch überhaupt die Ebene im Grunde gar nicht das einſeitige proſaiſche Ding, wofür diejenigen Leute herkömmlicherweiſe ſie ausſchreien, die ihren conventionellen und modiſchen Naturgenuß nur im Gebirge ſuchen und für welche eine Landſchaft nur in dem Maße Reiz und Schönheit hat, als ſie höckerig iſt. Die Ebene iſt die recht eigentliche Wohnſtätte der menſchlichen Geſellſchaft und der Sitz der Cultur. Im Gebirge, das der Naturfreund am beſten nur gelegentlich zu erfriſchender Abwechſelung genießt — gleichſam wie Gewürz, während er die Ebene wie ſein täglich Brot ohne Ueberdruß immer genießen kann —, im Gebirge erzeugt der beſchränkte Horizont bei den Bewohnern leicht eine gewiſſe ſtarre Bornirtheit; die Ebene geſtattet einen weiten, freien Umblick und macht dadurch unbefangen. Das Gebirge hat etwas Unheimliches; die Phantaſie ſchafft da Gnomen und Geſpenſter, weil ſie nicht frei iſt, ſondern nur nachahmt, was ſie dem Blick darbietet; in der Ebene iſt ſie frei, ungehemmt durch Aeußeres und daher ſelbſtändig ſchöpferiſch. Auf Bergen wohnt die Freiheit nur im Aſyl, die geflüchtete Freiheit; die Ebene iſt die eigentliche Heimat der Freiheit, der freien Geſellſchaft, gleichviel ob dieſe noch ſtreitend oder ſchon triumphirend iſt. In den Bergen behaupten wol Hirten gegen Angreifer und Dränger ihre Unabhängigkeit; — in der Ebene ſchlägt die Menſchheit die Völkerſchlachten ihrer Freiheit. Das Volk der Ebene iſt immer das mündigere und maßgebende; in der Ebene beſtimmt ſich der Gang der Geſchichte. Die freiheitsſtolzen Söhne der Ebene, Niederländer, Niederſachſen u. ſ. w., liebten wol allezeit ihren heimatlichen Boden, die Freiheitsſtätte, die ſie nicht gefunden, ſondern ſelber geſchaffen hatten; aber ſie hafteten nicht in bornirter Einſeitigkeit daran wie das Wild an ſeiner Höhle, wie der Gebirgsſohn an ſeiner Felsſchlucht; ſie ließen ihre Banner gern auch auf der nachbarlichen größten Ebene, der See, wehen und zogen aus, weſtwärts von Geſtade zu Geſtade, neue Stätten der Freiheit und Cultur zu gründen. Berge ſcheiden; das Meer hingegen, dieſe ungeheuere Ebene, verknüpft die Völker.

Solche Betrachtungen waren, offen geſtanden, bisweilen nöthig, um mich mit dem langwierigen Aufenthalt auf der See zu verſöhnen und mich dem urſprünglichen günſtigen Vorurtheil treu bleiben zu laſſen. Denn auf die Dauer, d. h. nachdem man wochen- und monatelang kein Land mehr geſehen hat, wird ſich uns die See freilich als die allerlangweiligſte Gegend der Welt darſtellen, und ſie bleibt alsdann nur intereſſant weniger durch das, was ſie unmittelbar bietet, als durch das, was ſie im Laufe der Jahrhunderte geſehen und getragen hat. Aber wir müſſen uns das ſelber erzählen, ſie ſchweigt davon, ſie iſt eine mit jedem Augenblick erneute tabula rasa.

In der Nähe der Küſten bietet die See noch mancherlei Abwechſelung, ſie iſt da zum wenigſten auch noch reich an Gefahren. Mitten auf dem Atlantiſchen Ocean aber, beſonders in den Tropengegenden, herrſcht verhältnißmäßig Sicherheit; zwar ſchlägt da zuweilen der Blitz in ein Schiff oder eine tückiſche Bö zerreißt ein Segel oder zerbricht eine Raae; vielleicht faßt auch eine

Waſſerhoſe das Fahrzeug in ihrem Wirbel und füllt es mit ihrer Maſſe, daß es ſinken muß; allein alle dieſe Fälle gehören unter die Seltenheiten und den etwaigen Schaden hat der Schiffer dann meiſt ſeinem Mangel an Vorſicht zu danken.

Ein etwa achttägiger Aufenthalt in der Waſſerwüſte würde am Ende genügen, mit ihr vertraut zu machen, ohne Ueberdruß zu erzeugen, der bei einem monatelangen Anblick des ewigen Einerlei nicht ausbleiben kann. Wie anders iſt, im Vergleich damit, die Landebene, ſelbſt die einförmigſte Heide, wo man doch auf jedem Schritt einem Wanderer begegnen kann oder wenigſtens einem Buſch, einer Blume, einem Schmetterling, irgendeinem Geſchöpf. Auf dem Ocean mag man oft manchen Tag warten, ehe ſich etwas Lebendiges zeigt, und das Erſcheinen eines einſamen Vogels, eines Fiſches, der aus der Flut taucht, wird dann zum intereſſanten Ereigniß.

Um ſo mehr merkt der Reiſende auf alles, was ſich dem Auge bieten mag, vom erſten Anblick der See, mit ihren Wellen ringsum und ihren Möwen oben, bis zur ſenkrechten Sonne der Tropen. Er freut ſich, wenn er des Meeresleuchtens zuerſt anſichtig wird, das ihm ſo oft beſchrieben, aber bezüglich ſeiner Urſache noch nicht genügend erklärt worden. Freilich wird er ſich in Betreff mancher Dinge auch enttäuſcht finden. So z. B. was haus- oder berghohe Meereswellen anlangt, die ſich bald als dichteriſche Uebertreibung oder als Aufſchneiderei der Reiſenden ausweiſen. Auch den Uebergang von Tag zu Nacht zwiſchen den Tropen wird er nicht ſo ſehr grell und ſchnell finden, wie es häufig beſchrieben wird; es läßt ſich recht gut noch eine halbe Stunde lang nach Sonnenuntergang leſen. Im Augenblick, wo die Sonnenſcheibe völlig unterm Horizont verſchwindet, macht ſich der Paſſagier auch wol den Spaß, ſchleunig eine der Wanten hinaufzuſteigen, um da oben zwar nicht die ganze, aber doch die halbe Scheibe der Sonne noch zu erhaſchen und ein zweites mal untergehen zu ſehen. Am Lande kann man das freilich auch haben, aber ſelten ſo bequem. Dann ſteigt er herab und blickt — eine ſeiner liebſten Unterhaltungen, die er immer aufs neue ſucht — in die vorüberſchießende Flut und überläßt ſich ſeinen Träumen, während ſich der Himmel ringsum mit den lebhaften Farben der Tropenregion ſchmückt. Dann geht der Mond auf, die Luft iſt mild und köſtlich, man läßt einen reichlichen Vorrath des Seewaſſers ſchöpfen oder ſchöpft ihn auch ſelber, entkleidet ſich und übergießt ſich nach Herzensluſt mit der ſalzigen Flut. Im Bewußtſein ſeiner Schwimmfertigkeit würde es der Reiſende freilich vorziehen, ſich der See ſelber in die Arme zu werfen; das iſt indeß nie rathſam. Die Seeleute warnen davor, indem ſie mit Uebertreibung von den Haifiſchen ſprechen, die allerdings während der Windſtille dem Schiff nie fern ſind; ſobald das Schiff aber in Bewegung iſt, verbietet ſich das Mitſchwimmen von ſelbſt, und auch der an einer Leine Badende läuft dann Gefahr, nur zerſchunden wieder an Bord zu kommen.

Dann ſagt dem Reiſenden eines Abends der Anblick der zunehmenden Mondſichel, aus der ſich nicht mehr, wie im Norden, ein D, ſondern ein C bilden läßt, daß er ſich nun ſüdlich vom Aequator, in einer andern Welt befindet, wo Frühlingsanfang im September und Herbſtanfang im März iſt, wo der Norden die Sonnenſeite iſt und wo die rauhen Winde aus Süden wehen.

Aber abgeſehen vom Sonnenſtand iſt zwiſchen den Tropen zur See von einem Wechſel der Jahreszeiten nichts zu ſpüren. Ruhen die Regenſchauer, die ſüdlich der Linie überhaupt weniger an der Tagesordnung ſind, iſt der Himmel rein, die See ruhig oder nur mäßig bewegt, dann entſchädigt die Nacht hier oft reichlich für die glühende Tageszeit. Droben leuchtet nicht mehr der von Kindheit an vertraute Sternenhimmel mit ſeinen Bären und ſeiner Kaſſiopeia; die ſind alle längſt nordwärts in der Flut verſunken und nur ein Theil der vertrauten Bilder, wie namentlich der beiden Welten gemeinſame prachtvolle Orion, iſt uns treu geblieben. Aber eine neue Welt iſt nach und nach aus den ſüdlichen Gewäſſern geſtiegen und allmählich ſpähten wir eifrig aus, bis wir endlich die Capwolken entdecken, und das Kreuz des Südens und die Kohlenſäcke und jede ſolche Entdeckung nehmen wir für einen Lohn der langen, mühſeligen Seefahrt. Einige Reiſende, und namentlich Alexander von Humboldt, haben in ſo begeiſterten, faſt ſchwärmeriſchen Ausdrücken vom Südlichen Kreuz geſprochen, daß manche naive Leute in der Erwartung einer über alle Beſchreibung glänzenden Erſcheinung danach ausgeſchaut und ſich beim Anblick ziemlich enttäuſcht gefunden haben. Solche Enttäuſchung würde nicht möglich geweſen ſein, wenn ſie ſchon vorher eine Sternkarte zu Rathe gezogen und ſich daraus belehrt hätten, daß das Kreuz keinen Stern erſter Größe hat. Im Punkt

der Pracht und des Glanzes kann es sich allerdings nicht mit dem Großen Bären oder der Kassiopeia, geschweige denn mit dem Orion messen. Auch das benachbarte Schiff (Argo) übertrifft es in dieser Beziehung bei weitem. Die Region des Himmels aber, in der es steht, gehört unter die sternenreichsten, brillantesten und interessantesten, und die dort versammelten Sternbilder, der dortige Theil der Milchstraße, dessen außerordentlicher Glanz durch die dicht dabei befindlichen lichtlosen Kohlensäcke noch gehoben wird, sowie die ebenfalls benachbarten Capwolken bilden rings um das bescheidenere Kreuz und mit diesem ein Ganzes, dessen das Auge nie müde wird.

Auf See gibt es da Nächte, wo alles Glanz und Feuer ist, oben dieser herrlich leuchtende Sternenhimmel und unten die funkensprühende Meerflut längs des Schiffs, das hinter sich noch das Kielwasser in Gestalt einer feurigen Straße zurückläßt. Millionen Leuchtwürmer scheinen da jeden Augenblick mit ihrem wundervollen Licht aus der See zu tauchen und ebenso schnell andern Millionen Platz zu machen. Unermüdet blickt man in dieses wildbewegte Funkengewühl des Meeresleuchtens hinab. Ueber die Verschanzung des kleinen Schiffs gelehnt, sieht der Zuschauer die Flut oft kaum drei Fuß unter seinem Auge vorüberschießen; er könnte sie beinahe mit der Hand erreichen und möchte die Funken haschen, die darin vorübereilen, bald in mäßiger Hast, bald pfeilgeschwind, je nach der schnellern oder langsamern Bewegung des Schiffs. Ist diese sehr langsam oder liegt das Schiff so gut wie still, so zeigen sich in der dunkeln Flut nur vereinzelte Funken, die einen Augenblick langsam darin irren wie die letzten Fünkchen im Zunder und in der Asche verbrannten Papiers. Auch wenn das Spritzwasser nachts in einen finstern Raum des Schiffs geräth, schießen die Funken am Boden hin.

Und endlich blickt man von der wildbewegten Flut wieder auf: — welcher Gegensatz, welche hehre Ruhe unter den Lichtpunkten des Himmels! Nur bisweilen wird diese Ruhe gestört durch jähe Sternschnuppen oder durch eine vorüberschießende Feuerkugel, vor deren grellem Licht die Sterne momentan erbleichen.

Man beklagt dann in solcher Nacht, wenn Wolken den Himmel überziehen und eins der schönsten Schauspiele beeinträchtigen, das dem einsamen Pilger in dieser Wasserwüste geboten wird. Auch meinem Schiffer ist das Gewölk nicht angenehm, wenn auch aus andern Gründen. Ich zweifle nicht, daß er auch empfänglichen Sinn für die Sternenpracht hat; vermuthlich hält er es blos nicht für nöthig, sich darüber auszusprechen. Ein einziges mal gab er seine Bewunderung laut zu erkennen, als eines Abends in einer von den Wolken noch übrig gelassenen Oeffnung plötzlich Mond und Abendstern, beide nur ungefähr einen Grad voneinander, auf einem unbeschreiblich reinen und rosigen Hintergrunde erschienen.

Während der Tageszeit müssen die Wolken natürlich häufig als anziehendes Schauspiel dienen, das man mit dem guten Howard und mit Goethe betrachtet. Der letztere wollte die Howard'sche Wolkenterminologie bereichern und fügte die „Wand" hinzu; diese hätte er dann wieder als steigende, sinkende oder (nördlich, südlich u. s. w.) passirende Wand bezeichnen können; doch ist die Wand überhaupt nicht recht statthaft, da sie ihre Existenz blos einer Augentäuschung verdankt. Die Howard'schen Ausdrücke bezeichnen wirkliche Wolkenformen, während die „Wand" nur ein Scheinbares ist.

Wir erkennen wol, daß alles, diese ungeheuere Flut und dieser unendliche Himmel darüber, ein Lebendiges ist, aber das Ungeheuere dieses Allwesens wird uns besonders in der Einsamkeit zu Zeiten drückend und wir sehnen uns nach Erscheinungen eines Lebens, das unserm eigenen näher verwandt ist; wir spähen aus nach Spuren organischen Lebens im engern Sinne dieses Worts. Der Gefangene im Schiff späht jedoch oft tagelang vergebens aus seinem Kerker nach derartigen Erscheinungen. Er erinnert sich jetzt, wie er in den nordischen Gewässern während des winterlichen Wetters der Möven müde geworden war; — jetzt sehnt er sich vergebens, eine einzige Möve zu erblicken. Endlich wird ihm Entschädigung, es erscheinen Captauben, bisweilen einige, bisweilen viele, die das Schiff tagelang begleiten. Da lassen sich ihrer drei oder vier auf dem glatten Kielwasser nieder, wo sie regungslos sitzen bleiben; wir lassen sie weit hinter uns und bald sind sie dem Blick entschwunden; aber nicht lange, da kommen sie schon wieder, spähen nach Beute und ihre Vorsicht vereitelt all unsere Mühe, eine von ihnen in unsere Gewalt zu bekommen. Auch die Seeschwalbe beginnt um die Masten zu kreisen und läßt sich bisweilen darauf nieder.

Unser Schoner selbst birgt auch mancherlei organisches Leben, wenn auch meist kein willkom-

menes. Zum Glück gehört dazu keine zahlreiche Ratten- und noch zahlreichere Wanzenbevölkerung, wie ich sie in einem andern Schiff fand. Für diesmal habe ich es nur mit harmlosern Geschöpfen zu thun. Allüberall finden sich da Feigenwürmer, Spanier von Herkunft, denn der Schoner war zuletzt in Malaga gewesen und hatte von dort auch Feigen mitgebracht, deren Würmer jetzt, nachdem sie in unvollkommenem und starrem Zustande erst nordwärts nach Hamburg und von da wieder südwärts nach dem Ocean gereist waren, in der milden Temperatur lebendig wurden. Auch Fliegen und Mücken europäischer Abstammung beginnen sich in der Tropenregion nach und nach zu regen, um einer noch glänzendern Zukunft im südlichen Brasilien entgegenzugehen, wenn sie nicht schon während der Seefahrt einer Spinne zur Beute fallen. Denn Spinnen werden ebenfalls lebendig, und wenn ich in schlafloser Nacht in meiner engen Koje die Arme ausstrecke, gerathen mir die kribbelnden Thierchen häufig zwischen die Finger. Was unsere Stubenfliege anlangt, die ist ein echt kosmopolitisches Geschöpf; sie ist überall daheim und zeigt sich überall in Sitten und Gewohnheiten als dieselbe. Kommen wir in ein Tropenland, wo uns die gesammte organische Natur, die Menschenwelt nicht ausgenommen, als ein Ungewohntes entgegentritt, da erscheint, wenn sonst nichts, doch wenigstens die liebe, altvertraute Fliege als Vermittlerin und sagt uns: „Sieh', ich bin auch da; thu' nur, als ob du zu Hause wärest!"

Viele Tage bekommt man keinen Fisch zu sehen. Man blickt hinab in die scheinbar dunkle, aber krystallreine Flut, aber sie erscheint leer. Man macht sich vielleicht den Zeitvertreib, eine nur mit Luft gefüllte und mit gutem Kork wohlverschlossene Flasche an einer Leine in die Tiefe zu senken, natürlich mit Hülfe eines angehängten Gewichts. Nach einiger Zeit zieht man die Flasche herauf. Sie ist wohlverschlossen wie vorher, aber mit Seewasser gefüllt, das unter dem gewaltigen Druck der Masse seinen Weg durch die Poren des Korks fand und die Luft vertrieb, um deren Platz einzunehmen. Wären die Poren nicht, wäre die Flasche hermetisch verschlossen und man versenkte sie in eine bedeutendere Tiefe, so würde sie in tausend Splitter zerdrückt werden.

Der Reisende späht aber lieber nach interessantern Dingen, die aus der See tauchen sollen; und während er vergebens späht, schwimmt ihm zur Entschädigung nicht selten jene anziehende Erscheinung, die Seeblase, vorüber, diese seltsame Einsiedlerin des Meeres mit ihren sanften schillernden Farbenspielen. Sie ruht allerdings still auf der Flut und nur das Schiff ist das Bewegte; aber das Auge läßt sich willig täuschen, es sieht die Seeblase von fern kommen, sieht die feenhafte Erscheinung vorübergleiten und rückwärts verschwinden. Leicht könnten wir sie fangen; aber wir ziehen es vor, sie ruhig und ungestört in ihrer Schöne schwimmen zu lassen. Auch würde sie sich vielleicht für den Frevel zu rächen wissen, denn eine unvorsichtige Berührung der Arme, womit sie in der See wurzelt, kann sehr unangenehme Folgen haben.

Aber nun zeigen sich endlich auch Bewohner der Tiefe. Dort taucht ein fliegender Fisch auf, da noch einer. Wie Schwalben gleiten sie über die Wellen hin, um bald wieder zu versinken. Dann und wann erscheinen sie in Menge, wol funfzig und mehr auf einmal. Wehe ihnen, wenn sie sich während der Nacht dem Schiff nahen! Sie fliegen dann gegen dessen harte Wand und sinken betäubt in die Tiefe zurück; oder noch schlimmer, sie fliegen über das Schiff weg, fallen aber nieder, bevor sie auf der andern Seite das heimatliche Element wieder erreichen konnten, und sind nun eine willkommene Beute des nach frischem Fleisch lüsternen Reisenden. Der fliegende Fisch ist in der That ein sehr feiner Fisch für die Tafel. Sein Los ist ein höchst tragisches; — er ist ein kleiner Fisch und damit ist alles gesagt. Er entreißt sich der unsichern Heimat, wo der Hai Jagd auf ihn macht; es zieht ihn empor in ein feineres Element, in die Region des Lichts; aber auch da drohen Gefahren; die Kraft ermattet, er muß immer wieder untertauchen in die Region der Feinde. Der Seemann stellt ihm freilich nicht nach, dem überliefert er sich nun selber, und dem Matrosen, der derbe und reichliche Mahlzeiten liebt, ist mit dem kleinen Fischchen auch nicht viel gedient und er überläßt es gern dem Passagier.

Anders ist's, wenn sich große Fische zeigen: Delphine, Schweinfische oder auch Bonitos. „Fische!" ruft der Mann am Steuer, und flugs rennt man, um die Harpune nebst Zubehör hervorzusuchen. Gewaltige Schweinfische ziehen in Scharen vorüber. Leider waren meine Schiffer, und namentlich die Mannschaft dieses Schoners, immer sehr schlecht eingerichtet auf den Fischfang und gute Gelegenheit zu letzterm sieht man auch

nicht einmal gern, denn sie tritt gewöhnlich nur mit der Windstille ein. Eine Harpune hat man aber am Bord. Man sucht und findet endlich das verrostete Ding. Nun fehlt ein Schaft dazu; auch der ist bald gefunden, muß aber erst zurechtgeschnitzt werden. Endlich ist man damit fertig, hat auch eine Leine herbeigeschafft und das Wurfgeschoß daran festgebunden. Ein Mann postirt sich vorn beim Bugspriet und lauert auf die Beute; aber die Beute ist weg, die Schar ist vorüber und kein Fisch erhebt seinen gewaltigen Rücken mehr aus der See. Und so wiederholt sich das fruchtlose Manöver oft. Sobald sich wieder Fische zeigen, ist die Harpune beiseite geschafft, und bevor man sie heraufgeholt hat, ist die Gelegenheit versäumt.

Heute aber ist's anders. Wir sind noch nördlich der Linie, kein Lufthauch weht und die See liegt todtenstill. Einige Fische kreisen da unermüdlich um das festgebannte Schiff. Es sind Haie. Einer ist schon leicht verwundet, aber das irrt ihn gar nicht; er kreist mit den andern fort und fort um den blanken Kupferboden des Fahrzeugs. Endlich glückt dem Matrosen ein Wurf, die Harpune durchbohrt einen der Burschen und er wird an Bord gezogen. Ein Riese ist's nicht, er mißt nicht viel über zwei Ellen. Die Schiffer sind zu meiner Verwunderung zweifelhaft, ob das heftig blutende und ebenso heftig strampelnde kleine Ungethüm wirklich ein Hai sei oder nicht. Einen Hai zu essen, haben sie keine Neigung. Der eine weiß zwar, daß französische Seeleute solchen Leckerbissen nicht verschmähen, aber die Franzosen sind für ihn (wie überhaupt für alle andern Seeleute) keine Autorität. Meine zoologischen Kenntnisse sind auch nicht stark, indeß kann ich beim besten Willen in dem Fisch nichts anderes als einen Hai erblicken, hüte mich jedoch weislich, dies zu gestehen, sondern erkläre der Wahrheit zuwider: der Fisch sei auch nach meiner Ueberzeugung gewißlich kein Hai. Ich will nach langer Entbehrung um jeden Preis einmal frisches Fleisch haben, wenn auch nur Haifleisch, und fürchte, die Leute werden den Fang gleich wieder über Bord werfen, wenn ich das Kind beim rechten Namen nenne. So wird er denn für die Tafel bestimmt. Man kocht ihn freilich nur ganz einfach im Wasser, wobei das Bischen Fett, was er vielleicht hatte, verloren geht, denn er ist trocken wie Sägespäne und schmeckt nach gar nichts; aber ich esse reichlich davon (meine Gefährten nur mäßig), denn es ist doch endlich einmal etwas Frisches!

Alles späht übrigens aus nach Abwechselung, nicht ich allein. Der Steuermann wirft einen ernsten Blick auf die regungslosen, schlaffen Segel; aber er verliert seinen guten Humor nicht. „Wir bekommen diesen Abend noch Wind", sagt er, wie er's schon manchen Tag vergebens gesagt, und lächelnd tröstet er mich dann mit dem schönen Citate: „Brasilien ist nicht weit von hier!" Das ist aber blos ein leerer Spaß, denn wir sind noch sehr weit vom Ziel. Gesetzt übrigens, das Land wäre nahe, so würde dies mein Steuermann wissen, auch wenn er Länge und Breite nicht berechnet hätte, und über die Region, in der wir uns befänden, ganz im Unklaren wäre. Er würde das Land riechen. Er hat mir schon versichert, daß auch Thiere, namentlich Hunde, das Land riechen, noch bevor es in Sicht ist. Viele Seeleute und auch manche andere Personen riechen es. Die Landluft ist nun einmal eine ganz andere und auf empfindliche Nerven wirkt sie nach langer Entbehrung äußerst stark. Mir will das Riechen und die starke Wirkung aus der Ferne nicht sogleich einleuchten, aber er hat ein Beispiel bereit und erzählt mir, wie ein Mann nach langer Seefahrt, als sich das Schiff dem Lande genähert hatte, dem überwältigenden Einfluß der Luft des noch ungesehenen Landes erlegen und plötzlich gestorben war. Ich spreche keinen Zweifel weiter aus. Segelt oder pilgert doch fast jeder Mensch nach einem gelobten oder auch nicht gelobten, sondern blos ersehnten Lande, und stirbt doch jeder, ehe er dieses Land erreicht, ja meist, bevor es ihm auch nur vergönnt gewesen, von fern einen Blick hineinzuwerfen.

Das Schiff liegt still, die Haie kreisen um und um und der Abend bringt noch immer keinen Wind.

Der Teufel im deutschen Sprichwort.

G. H. — Eher könnte man dem Hercules seine Keule als dem Volke seinen Teufel nehmen. Ob auch die neuere Theologie ihn aus der Bibel hinauszuinterpretiren verstand oder im dogmatischen System ihm nur noch die Bedeutung einer unbewußten kosmischen Macht zugesteht: in der Volkssprache ist der Teufel unverwüstlich. Es ist interessant, einmal die auf ihn bezüglichen Sprichwörter zusammenzustellen. Sie sind auch ein Zeugniß gottseliger Weisheit, eines echt sittlichen Humors und tiefer Menschenkenntniß.

Wie der Franzose seine vier D hat, denen er alles zuschreibt: Dieu, Diable, Dame, Denier, so ist auch der Teufel des deutschen Sprichworts ein mächtiger, vielgewandter, vielgestaltiger Weltregent. „Gott gibt's, aber der Teufel verdirbt's"; „Gott beschert's, aber der Teufel holt's." Gute Unternehmungen weiß er zu verhindern, indem er „seinen Stein drunterwirft" und „sein Spiel treibt"; namentlich aber die Angelegenheiten der Kirche sucht er zu verstören, denn „Wo Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben". Er geht jedem in besonderer Gestalt nach, und wenn auch „Ein Teufel wie der andere", so hat doch „Jeder seinen eigenen Teufel", vor dem er sich zu hüten. Dabei kommt er immer fein: „Der Teufel ist subtil und spinnt doch grobes Garn", und „Wenn der Teufel ginge in seiner Gestalt, so kennte ihn jedermann alsbald". Der Schwarze weiß sich fein weiß zu machen, aber „Der weiße Teufel ist schlimmer als der schwarze", und „Schreibe auf des Teufels Horn: «Guter Engel», und viele glauben es". Das Sprichwort begünstigt durchaus nicht den gemeinen Aberglauben, der den Bösen nur mit Hörnern und Bocksfuß fürchtet, sondern meint mit dem Venetianer: „Wer den Teufel in Wahrheit sieht, der sieht ihn weniger schwarz." „Schwarz wird stets gemalt der Teufel, Rosig wird er stets gesehn." „Der Teufel ist unsers Herrgotts Affe und darum ein guter Bibelkündiger. Wenn er will, kann er die Schrift für sich citiren", ja „wenn es auf den Buchstaben der Bibel ankäme, wäre der Teufel der größte Theologe". „Der Teufel mag's wohl leiden, daß Christus über die Zunge geht, wenn er darunterſitzt." Mit Kleinem fängt er an, die Menschen zu bethören, aber „wenn man dem Teufel den Finger gibt, dann will er die ganze Hand". Darum soll man wachsam sein und „den Teufel nicht an die Wand malen", er kommt ohnedies. „Wer ihn geladen hat, der muß ihm auch Arbeit geben" und „Man soll nicht mehr Teufel rufen, als man bannen kann". In der Einsamkeit wird er uns am gefährlichsten, darum „Wer bei sich allein ist, sehe zu, daß er sich nicht in schlechter Gesellschaft befinde". „Als Christus allein war, versuchte ihn der Teufel", und deshalb ist das Sprichwort so oft ein wahres Wort geworden: „Junger Einsiedler, alter Teufel." An die bösen Gedanken knüpft er an, denn „Wo man ihn denkt, da will er sein". Er reizt die Sinnlichkeit und Eitelkeit, darum: „Sieh' nicht in den Spiegel bei Licht, der Schwarze guckt dir über die Schulter!" Auch der Trübsinn erleichtert ihm das Ziel: „Melancholischer Kopf ist des Teufels Topf", oder „Melancholie ist des Teufels Amme", und „Wenn der Teufel seine Unlust abwaschen will, so geht er zur Melancholie ins Bad". Aber auch die Lustigkeit mag er wohl leiden: „Tanzgelag ist des Teufels Feiertag." Ja „Je größer das Fest, desto ärger der Teufel".

Des Teufels Gebetbuch ist das Kartenspiel, seine Ruhebank der Müßiggang, sein Malzeichen die Hoffart. Darum er auch den Reichen sehr nahe steht, die er gern geizig macht („Der Geizhals ist des Teufels Märtyrer", „Geizhalses Gut des Teufels Opfergeld"), aber auch plötzlich wieder in Armuth stürzt; denn „Zu des Geizhalses Geldkiste hat der Teufel den Schlüssel" und „Was man lang' erspart hat, führt der Teufel auf einmal hin". Den Armen wird er nicht minder gefährlich, denn, meint das Sprichwort: „Wo Geld ist, ist der Teufel, und wo keins ist, ist er zweimal." Hier macht er neidisch, und „Neid ist des Teufels Kreid", — diebisch: „Und wer das Tuch zum Mantel stiehlt, dem schafft der Teufel das Unterfutter", — oder meineidig, daß man „dem Teufel ein Ohr abschwört", „Dem Teufel braucht man ja keinen Schwur zu halten". Er ist der Vater der Lüge, und „Wer den Artikel Wahrheit sucht, muß sich kein Lexikon vom Teufel borgen". Diabolus heißt Verleumder, und „Der Verleumder hat den Teufel auf der Zunge", und „Wer ihm zuhört, hat den Teufel in den Ohren". „Argwohn ißt mit dem Teufel aus Einer Schüssel"; „Wenn der Argwohn hungert, reicht ihm der Teufel den Bissen".

Der Teufel verblendet die Menschen so, daß „wer zum Teufel fahren will, sich nicht aufhalten läßt". Die Besserung weiß er hinauszuschieben, denn „Wenn Gott heute sagt, sagt der Teufel morgen". Darum hat nach dem Volksglauben auch der Teufel „die langen Wege mit seinem Schwanze gemessen". Guten Vorsätzen nimmt er die Kraft der Ausführung, sodaß „der Weg zur Hölle mit lauter guten Vorsätzen gepflastert ist". Unfriede ist sein Element, Advocaten und Soldaten sind seine liebsten Spielkameraden. Darum hat auch niemand anders als der Teufel selbst das Schießpulver erfunden. „Wer Krieg predigt, ist des Teufels Feldprediger." Ja „Wenn es Krieg gibt, macht der Teufel die Hölle weiter". Das Gleiche thut er aber auch, „wenn die Menschen gescheidter werden". Denn „Vernunft und Verstand sind des Teufels Buhlen". Deshalb galt auch die Buchdruckerkunst als eine „Schwarze Kunst". Er ist in allen Sätteln gerecht; alles kann und will er werden — „nur kein Lehrjunge". Er ist Koch in der Küche und die Faulenzer wenden ihm den Braten. Er ist Lehrer in der Schule und da „macht ein Teufel den andern". Er ist ein gewandter Reiter und hat schon manchen geritten. Er ist ein flinker

Schlittſchuhläufer, aber „auf ſeinem Eiſe iſt nicht gut gehen“. Er iſt ein unterhaltender Reiſebegleiter, aber „wer mit ihm fährt, muß das Poſtgeld für ihn bezahlen“. Er iſt ein unternehmender Kaufmann und „Wenn und Aber ſind ſeine Waaren“. Er iſt ein franzöſiſcher Spielpächter im ehrlichen Deutſchland, „bei ihm koſtet ein gewonnener Thaler tauſend verlorene hinterdrein“. Er iſt ein freiſinniger Staatsmann, aber die Freiheiten, die er ertheilt, ſind immer nur Privilegien einzelner zum Schaden anderer, daher es heißt: „Freiheit iſt von Gott, Freiheiten vom Teufel.“ Er iſt ein kluger Diplomat und aus ſeiner Schule gehen Männer hervor wie Talleyrand, denen die Sprache dazu dient, ihre Gedanken zu verbergen, und deren Grundſatz iſt: „Wenn man wohl balſamirt, ſo gewinnt jeder Handel einen guten Geruch.“ Er iſt endlich ein feiner Cavalier, darum heißt es: „Lange zu Hofe, lange zur Hölle“; gleichwol iſt er auch wieder plebejiſch geſinnt, denn „er hoffirt immer auf den größten Haufen“. Ein Sprichwort meint geradezu: „Der Teufel iſt der Pöbel“, der übrigens bekanntlich in allen Ständen ſeine Vertreter hat.

Der Teufel iſt nicht verheirathet, ſondern ein Anhänger der Frauenemancipation. „Die Welt iſt des Teufels Braut.“ Er iſt ein Flattergeiſt, der von Blume zu Blume ſchweift. Eine Mutter hat er nicht, aber eine Großmutter, die noch ſchlimmer iſt als er. Er ſteht ſich überhaupt gut mit alten Weibern; der ganze Hexenaberglaube beruhte auf dieſer Anſchauung. „Was er nicht mag errichten, das muß ein altes Weib verrichten.“ „Eine böſe Schwiegermutter iſt des Teufels Unterfutter.“ „Wer ein böſes Weib hat, braucht keinen Teufel.“ „Wo die Frau im Haus regiert, da iſt der Teufel Hausknecht.“ Von böſen Eheleuten heißt es: „Gott hat ſie geſchaffen, aber der Teufel hat ſie zuſammengebracht.“ Namentlich „Weiber, wenn ſie waſchen und backen, haben den Teufel im Nacken“. und „wo gar eine alte Betſchweſter im Hauſe iſt, da ſitzt der Teufel im Schornſtein“.

„Wenn ein Papſt gewählt wird, ſind die Teufel nimmer zu Hauſe“, und „Je näher Rom, deſto näher Hölle“. „Der Teufel hat mehr denn zwölf Apoſtel“, „er hat auch mehr und größere Märtyrer denn der liebe Gott“, — „und die Wüſtlinge“, fügt Luther hinzu, „ſind ſeine elendeſten“. „Der Teufel hat auch ſieben Sacramente“, als da ſind: „Ein engliſcher Krämer, ein Jude, ein Baſeler (von welchen nach dem Sprichwort achtzehn Juden auf einen gehen), eine alte Nonne, ein Hofſchranze und ein Aſſe.“ „Mit Fluchen und Gläſerklingen läutet der Teufel zur Meſſe“; iſt er doch „ein eifriger Biſchof in ſeinem Sprengel“. „Wo der Teufel nicht hin mag, da ſchickt er einen Mönch.“ „Was der Teufel nicht machen kann, gibt er den Jeſuiten in Verding“, denn „Was der Löwe nicht kann, kann der Fuchs, was der Fuchs nicht kann, kann der Teufel, was aber der Teufel nicht kann, kann der Jeſuit“. Ja „mit Jeſuiten fange man den Teufel im freien Felde“. „Der Teufel holt keinen Jeſuiten und keinen Zahltag.“ Er verkauft übrigens ſeine Waare viel theuerer als der liebe Gott. Er lohnt ſeinen Freunden mit der Hölle; „wer ſich mit dem Düwel good ſteit, kriegt den beſten Platz darin.“ „Wer im Galop lebt, fährt im Trabe zum Teufel“, und „in der Hölle gilt kein Stimmenſammeln“. „Was man Gott entzieht, fällt dem Teufel zu“, und „Wer nur halb Gottes iſt, iſt leicht ganz des Teufels“. „Gebet iſt ein Weihrauch, der dem Teufel Kopfweh macht.“ Auch „Geduld frißt den Teufel“. Und ſo klug und mächtig er ſein mag, im Vergleich zu Gottes Macht und Weisheit iſt er dem Volke doch immer nur „ein armer“ und „ein dummer Teufel“. Daraufhin tröſtet ſich das Sprichwort mit dem zuverſichtlichen Glauben:

Herrſcht der Teufel heut' auf Erden,
Morgen wird Gott Meiſter werden —

geht allen Verſuchungen und Anfechtungen mannhaft mit dem mächtigen Entſchluſſe entgegen: „Gott hat es mir gegeben, der Teufel ſoll es mir nicht nehmen!“ und ſpottet ſchließlich aller pietiſtiſchen Teufelsſchauer mit dem Sprüchlein: „Nur die Böſen fürchten den Böſen!“

Gedichte aus dem Ungariſchen des Alexander Petöfi.

Von A. Teniers.

4. Ab die Larve!

Hinweg die Larve, die ich lang' getragen,
Fort mit der falſchen Röthe vom Geſicht!
Die Seele ward in Trümmer mir zerſchlagen,
Indeß ich prunkte mit erborgtem Licht.

Wenn manches frohe Liedlein ich geſungen,
Dann meintet ihr, mein Herz ſei freudenreich,
Weil ich für kurze Zeit mich ſtark bezwungen
Und nicht verzagend blickte, todesbleich.

Schön glänzt die Flamm', die alles wild verheeret,
Und Gräber ſchmücket man mit buntem Laub;
Doch drinnen modert, was der Wurm verzehret
Und was er übrig läßt ... vom Staube Staub! ...

Ich war ein Gaukler, flog von Scherz zu Scherzen
Und ſprang mit Lächeln in der frohen Schar. ..
Doch keiner ahnte, daß dem armen Herzen
Die Luſt für alle Zeit entflohen war.

Und doch! ... Wie gern möcht' ich den Scherz erneuen,
Ob auch mein Herz verglüh' in Kummers Brand:
Könnt' ich dadurch ſanft tröſten und erfreuen
Mein tiefgebeugtes, armes Vaterland! ...

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Pariſer Mittheilungen.

II.

Der Nationalcharakter der Franzoſen. Gegenſätze. Aus dem Bürgerſtande. Prellerei.

F. v. N. — Das pariſer Leben zeigt eine ſchwüle Treibhaustemperatur, gegen welche unſere Zuſtände patriarchaliſch einfach erſcheinen. Während der Winterſaiſon beginnt für die Damen der großen Welt der Tag nicht vor 12 Uhr. Nach der Toilette, einem mühſamen Geſchäft, fährt man in den Park; Wagen, Reiter, Fußgänger ſtrömen nach dem Bois de Boulogne. Das Gewirr iſt ſo groß, daß die Polizei häufig einſchreiten muß. Dennoch unterhält man ſich nicht, die Geſichter ſind abgeſpannt. Nur wenn eine elegante Equipage vorüberfährt mit einer hübſchen Frau, richtet ſich ein neugieriger Blick darauf. Es iſt eine großartige Illuſtration menſchlicher Thorheit; ein weibliches Geſchöpf, für welches Tauſende und Tauſende verſchwendet werden, nicht aus Liebe, ſondern aus Eitelkeit. Uebrigens reiten jetzt die Camelliendamen lieber, als daß ſie fahren; ſie ſind zu Pferd ſchwerer von den andern Damen zu unterſcheiden.

Die Champs-Élysées ſtrahlen ſchon von Gaslicht, wenn die Menge von der Promenade heimkehrt. Zuweilen zeigt der Abendhimmel eine wunderbare Färbung; der Obelisk von Luxor erhebt ſich geiſterhaft, das Erhabene ſpräche zur Menſchenſeele, wenn hier nicht der Lärm zu groß wäre. Man ſtattet Beſuche ab bis zur Eſſenszeit, nachher kommt das Theater an die Reihe, endlich um 1 Uhr nachts fängt der Ball an. Dieſe Lebensart iſt ſo entnervend, daß die Damen aromatiſcher Kräuterdämpfe bedürfen, ihren erſchlafften Gliedern neue Spannkraft zu verleihen. Die Männer fügen ihrerſeits noch Salz und Pfeffer in dies Treiben, politiſche Intriguen würzen ihnen den Morgen, Eintauchen in den Strudel der Demi-Monde hilft über den Abend hinweg.

Es iſt eine ungeſunde Atmoſphäre in Paris, der heilige Ernſt der Arbeit, die ſittliche Kraft des Willens fehlen. Reich werden um jeden Preis! rufen die, welche unten ſtehen — Genießen ſcheint denen, welche die Höhen erreicht, der einzige Lebenszweck; ein allgemeiner Taumel hält die einen wie die andern umfaßt. Wie herb ſchmeckt oft die lüſtern genaſchte Frucht! Mit ſolchen Empfindungen entfloh ich häufig dem Quartier de la Madeleine und ſuchte andere Bilder auf.

Jenſeit des Fluſſes gibt es Straßen ohne Buden; Klöſter, Erziehungsanſtalten und ruhige Privathäuſer reihen ſich aneinander. Die Stille wirkt wohlthuend. Sind wir wirklich noch im großen Babel? Hühner laufen über die Rue Vaugirard, die ſchwarze Soutane des Prieſters begegnet oft dem Blick. Hier läßt es ſich gut träumen, ſtudiren und lieben, Dinge, zu welchen im eigentlichen Paris die Muße gebricht. Ich hatte da einen Bekannten, den ich unter ſeinen Bildern und Büchern zuweilen beſuchte. Sein Arbeitszimmer beſaß nichts von deutſcher Gemüthlichkeit. Selbſt in der Nähe der Banlieue iſt der Raum noch koſtbar. Ein paar enge Kammern waren buchſtäblich durch die Bibliothek angefüllt. Der Gelehrte ſchrieb an einem Tiſch, auf welchem ſeine Ellbogen keinen Platz fanden. Uebrigens war mein Bekannter auch kein Pedant, es fehlte der claſſiſche Schlafrock, er blieb ein Weltmann auch unter dem Staub der Pergamente.

Eines Morgens ſaßen wir am Kaminfeuer und beſahen uns ſeine Schätze. Ausgaben und Einbände kündeten die leidenſchaftliche Bücherliebhaberei an. Ein reizendes Octavbändchen trug einen berühmten Namen, der auf dem Titelblatt manches ſchwerfälligen Quartanten geſtanden — es war ein erotiſches Werk.

„Wie kommt der dazu?“ fragte ich verwundert.

„Uns fehlt die Beſtändigkeit, die Treue“, entgegnete mein Bekannter lächelnd; „auch bei der Arbeit lieben wir den Wechſel. Couſin, der Philoſoph, ſchreibt jetzt die Biographien berühmter Frauen. Dieſer Zug der Veränderlichkeit iſt der Schlüſſel zu unſerer Politik.“

„Alſo bilden die Revolutionen eine Nothwendigkeit und ſind gleichſam conſtitutionell?“

„Ja! Blättern Sie in unſerer Geſchichte! Unter Philipp dem Schönen hatte Frankreich ſeinen erſten Aufſtand. Wer zählt ſie ſeitdem? Die Ausländer vermögen uns nicht richtig aufzufaſſen. So verſtand uns auch Leopold Ranke nicht, wie wir ihn nicht verſtehen — wenn er franzöſiſch redet.“

„Wie verſchieden auch der Nationalcharakter der Deutſchen und Franzoſen iſt, ſo läßt ſich doch ein bedeutender Einfluß deutſcher Anſchauungen auf die neuere franzöſiſche Literatur nicht verkennen. So faßt George Sand unſere Philoſophie vollkommen richtig auf. Der neue franzöſiſche Roman behandelt häufig den Zwieſpalt von Glauben und Wiſſen, eine Reihe pſychologiſcher Entwickelungen.“

„Und iſt damit vollſtändig langweilig geworden“, warf mein Bekannter ein. „Die franzöſiſche Kunſt beſteht darin, auch einen ernſten Gegenſtand unterhaltend darzuſtellen, wie es Renan gelang mit ſeinem «Leben Jeſu».“

„Finden Sie nicht, daß er die Sache faſt zu leichtfertig auffaßte?“

„Laſſen Sie die Thatſache antworten — ein proteſtantiſcher Geiſtlicher behandele den nämlichen Gegenſtand ſo gründlich und gelehrt, als es ein deutſcher Exeget im Stande iſt. Sein Werk wird von einigen Fachmännern geleſen, während Renan 60000 Exemplare abſetzte.“

Ich brach bald nachher auf, um durch das Quar-

tier latin heimzuſchlendern; mein Bekannter begleitete mich. Der Weg war weit; nachdem ich mit Intereſſe die ſchwarzen Mauern der Sorbonne betrachtet, that uns Ruhe noth. Wir traten in ein hübſches Kaffeehaus, wo ehedem der Club der Cordeliers ſich befand. Einige junge Leute ſaßen ruhig an den Tiſchen, in Journale vertieft. Unter der Maſſe von Zeitungen befand ſich auch ein ſchlecht gedrucktes ruſſiſches Blatt aus Braila, dagegen fehlte die augsburger „Allgemeine Zeitung". Im Kloſter der Franciscaner (Cordeliers) befindet ſich jetzt die Ecole de médecine und gegenüber ſtehen die Gipsmasken der Hingerichteten am Fenſter. Wir bemerkten darunter ein ausdrucksloſes, faſt blödſinniges Geſicht: es waren die Züge des berüchtigten Dumollard, der eine große Anzahl von Dienſtmädchen tödtete. Phrenologie und Phyſiognomik hätten hier verlorene Sache gehabt. Etwas weiter in der engen, ſchmuzigen Gaſſe ſchlüpft eine Frau, ein Kind auf dem Arme, in ein Leihhaus. Sie reicht zitternd ihr warmes Tuch hin, das ſie vor dem Winter ſchützen ſollte. . . Elend hier, Verbrechen dort!

In der Rue royale iſt eine engliſche Reſtauration, welche „Sandwichs" ankündigt. Ich trat ein, mich zu einem meiner culturhiſtoriſchen Gänge zu ſtärken. Am Tiſche nebenan ſaßen drei Nationalgardiſten und tranken ſchlechtes Bier. Sie ſprachen über Induſtrie; der Wortführer meinte, bald würde die franzöſiſche die engliſche unterjocht haben; es beſtände nur noch der Glaube, die engliſchen Fabrikate ſeien dauerhafter; dieſen Glauben gälte es noch allein zu erſchüttern. Nachdem der behagliche Bourgeois eine Weile ſo geredet, wiſchte er ſich den Schnurrbart, ſchnallte die Kuppel, ſo gut es ging, um die rundliche Fülle des Leibes und eilte mit den Kameraden zurück zum Wachtdienſt. Vorher hatte er einem wildausſehenden jungen Manne, einem Künſtler, Vorwürfe gemacht, daß dieſer ſein Haus nicht mehr beſuche. Wollte er mir, dem Fremden, vielleicht auf dieſe Weiſe die Mittheilung machen, daß er einen Salon habe?

Selbſt in dieſer Klaſſe fehlt es in Paris an vulkaniſchen Erſchütterungen nicht. Ein wohlhabender Kaufmann beſaß eine hübſche Frau, die ein Liebesverhältniß unterhielt. Der Gatte ahnte lange nichts davon; einſt aber empfängt er in ihrer Gegenwart einen Brief und verfällt in tiefen Unmuth. In ihrem Schuldbewußtſein ahnt die Ungetreue das Schlimmſte; ſie will ihm durch Schmeicheleien den Inhalt des Briefs entlocken, aber rauh wird ſie zurückgewieſen. Sie ſieht ſich entdeckt und die Leidenſchaft ertheilt der Unglücklichen den ſchlimmſten Rath. Gegen Abend kehrt der Gatte heim; er hat den Eindruck einer unangenehmen geſchäftlichen Nachricht überwunden und will ſeine Heftigkeit gegen ſeine Frau durch ein Geſchenk ſühnen. Zu ſpät! Sie hat ſich vergiftet und das Bekenntniß des begangenen Fehlers erklärt ihren Selbſtmord.

Die Zuſtände ſind hohl und durchaus corrumpirt; nirgends erreicht die Prellerei einen höhern Grad als in Paris; ſie iſt dort ſyſtematiſch organiſirt. In den Speiſehäuſern zu beſtimmter Summe ſpielt „Das Supplement" eine ſo große Rolle, daß dahinter die Hauptziffre verſchwindet. Die Zimmervermietherinnen, an allen Orten eine ſchlimme Raſſe, haben in Frankreichs Hauptſtadt die hohe Schule der Prellerei durchgemacht. Ein alter Teppich wird als befleckt erklärt, ein Leuchter durch den Rauch des Kamins geſchwärzt. Kein Miether darf mit ſeiner Habe die Wohnung verlaſſen, bevor nicht die Herrin derſelben eine genaue Durchſuchung der Räume vorgenommen; da findet ſich immer etwas, die Rechnung anſehnlich zu erhöhen. Man proteſtirt vergeblich, ſelbſt vor dem „Juge de paix". Der iſt höflich, erklärt, wie er wohl wiſſe, daß man in den maisons meublées unerlaubten Vortheil ſuche, und fragt zuletzt: „Ließen Sie den Zuſtand Ihrer Wohnung beim Einziehen conſtatiren?" Selten denkt jemand an dieſe Vorſicht — und muß nun für ſein Vertrauen büßen.

Wie wird der Fremde in jeder Beziehung ausgebeutet! Aber irgendeine Schwachheit kann ihn noch mit gefährlichern Klaſſen, als die geſchilderten ſind, zuſammenführen. Ein unerfahrener junger Mann darf zufrieden ſein, wenn er mit mäßiger Breſche in Geſundheit und Vermögen durchkommt.

Die Thiere und Pflanzen des Gärungsproceſſes.

I.

Vielfache Unterſuchungen ſind über den Gärungsproceß ſchon gemacht worden, doch werden ſie gegenwärtig alle durch die Forſchungen von Paſteur in den Hintergrund gedrängt. Paſteur iſt ein franzöſiſcher Chemiker, zu Dôle 1822 geboren. Schon 1846 trat er als chemiſcher Präparator in die Ecole normale ein, war nacheinander Profeſſor der Chemie in Dijon, Strasburg und Lille und wurde 1857 an die Ecole normale ſupérieure berufen; zugleich öffnete ihm die Academie des ſciences ihre Pforte.

Durch chemiſche Studien über die Erſcheinungen, welche die Gärung der organiſchen Körper begleiten, wurde Paſteur zur Phyſiologie herübergezogen. Als er bemerkte, daß ſich mit dieſem Gärungsproceß die Exiſtenz und Entwickelung gewiſſer mikroſkopiſcher Weſen verband, mußte er ſich die Frage vorlegen, ob die Schöpfung dieſer lebendigen Atome ein freiwilliger Act ſei oder ſich durch die gewöhnlichen Geſetze der Reproduction erklären laſſe. Er begann damit, alle Elemente dieſes ſchwierigen Problems zu unterſuchen, das ſeit ſo langer Zeit die Naturforſcher beſchäftigt hat, und es iſt ihm gelungen, die Anſicht, welche aus dem Innern der unorganiſchen Materie, ohne Vermittelung von zeugungsfähigen Keimen, Neues entſtehen läßt, ſiegreich zu beſtreiten. Die ſogenannte Generatio aequivoca hat in der Wiſſenſchaft vielen Beifall gefunden. Man gefiel ſich darin, im Schoſe der Materie, aus dem alle Formen und Bewegungen hervorgehen, eine geheime Macht zu ſuchen, welche im Kryſtall wie in der Pflanze und im Thier

ſich thätig erweiſt. Paſteur hat nun nach und nach alle Begründungen dieſer Theorie bekämpft und bis zu einem gewiſſen Grade widerlegt.

Die Reſultate ſeiner Forſchung ſind in einer Abhandlung: „Ueber die organiſirten Atome, welche in der Atmoſphäre exiſtiren", niedergelegt. Den Eingang bildet die Geſchichte der Lehre von der freiwilligen Zeugung. Er zeigt uns, daß dieſe Theorie in unſern Tagen von der ſpiritualiſtiſchen Philoſophie inſtinctmäßig zurückgewieſen iſt, obwol ſie von dem Alterthum wie von dem Mittelalter angenommen war. Zwar hat man ſtets die materielle Subſtanz von dem ſeeliſchen Princip geſchieden, aber die Wiſſenſchaft des Alterthums wußte die Kluft zwiſchen der lebenden und der todten Materie nicht auszufüllen. Die Entdeckung des Mikroſkops erſt öffnete den Beobachtern eine neue Welt von Geſchöpfen, die ſich in den Aufgüſſen thieriſcher oder pflanzlicher Subſtanzen entwickelten. Ein Engländer, Needham, publicirte 1745 in London ein Werk, das die Reſultate ſeiner Beobachtungen enthielt und in welchem er über die Entwickelung mikroſkopiſcher Thiere in der Flüſſigkeit einer Flaſche berichtete. Er hatte vorher die Flüſſigkeit gekocht, um alle Keime zu zerſtören, die man mit den Subſtanzen verbunden wähnen konnte oder die in der atmoſphäriſchen Luft der Flaſche ſich möglicherweiſe zu erhalten vermochten. Seitdem haben ſich Buffon, Bonnet, Spallanzi mit dieſer Frage beſchäftigt, ohne zu einem Reſultat zu gelangen. Die Akademie der Wiſſenſchaften hatte ſie öfters, ſtets ohne Erfolg, zur Preisaufgabe geſtellt; Biot wie Dumas, der Naturforſcher, riethen Paſteur, ſich nicht in dies Labyrinth zu verlieren. Ihn aber zog gerade die Schwierigkeit des Problems mächtig an.

Die Methode, die er anwandte, die in der Luft ſchwebenden Keime zu entdecken, war eine der einfachſten; er leitete nämlich einen Luftſtrom über Schießbaumwolle, welche in Alkohol und Aether löslich iſt. Die ineinandergewirkten Fäden der Watte halten alle Atome auf, ſie filtriren in gewiſſer Beziehung die Luft. Alle Staubatome, die in der Baumwolle ſich verfangen, finden ſich in der aufgelöſten Subſtanz auf dem Boden liegend. Paſteur ſammelte dieſen ſcheinbaren Staub und brachte ihn unter das Mikroſkop. Er fand, daß die Luft mit kleinen Stärkekörnchen und Thieratomen erfüllt ſei. Dieſe ſo geſammelten Keime erwieſen ſich als fruchtbare Geſchöpfe. In eine Flüſſigkeit gethan, wurden ſie durch Aufkochen getödtet; da aber das Gefäß offen ſtehen blieb, ſo erzeugte ſich alsbald eine große Fülle Infuſorien und Pflanzenkeime, welche die Flüſſigkeit mit einer fett- oder gallertartigen Haut überziehen, mit Schleimſtoff oder einer Schimmeldecke, aus kleinen, zuſammenhängenden Röhrchen beſtehend. Die Thiere ſind Infuſorien, kleine Monaden, Bacterien, Vibrionen. Die Bacterien ſind vorzugsweiſe im Ueberfluß in der Luft vorhanden. Dieſes geringfügigſte aller Weſen, das kleinſte unter den Infuſorien, findet ſich in allen in Fäulniß übergegangenen Subſtanzen, in den Eingeweiden, im Weinſtein, der ſich an die Zähne ſetzt, im Blut kranker Thiere. Sie ſind die beweglichſten aller Infuſorien, ihre Keime werden nicht durch eine Hitze von 100 Grad Celſius getödtet.

Schließt man die Flüſſigkeiten, ſelbſt die leichtgärendſte, in richtiger Weiſe von der atmoſphäriſchen Luft ab, ſo zeigt ſich keine Neigung zur Zerſetzung, kein Zeichen des Lebens, keine innerliche Bewegung. Wie kann man alſo annehmen, daß die Entwickelung lebender Weſen in den Flüſſigkeiten ein Phänomen freiwilliger Zeugung ſei? Es ſcheint durch vielfache Proben erwieſen zu ſein, daß die Gärung ſich einzig durch die Keime lebender Weſen erzeugt, welche in der Luft vorhanden und in die Flüſſigkeit hineingekommen ſind. Die Arbeiten Paſteur's haben ein neues Licht auf die dunkelſten Phänomene des Lebens und des Todes geworfen. Daß Keimen dieſer Infuſorien intereſſirt die Chemiker, denn dieſe ſo unendlich kleinen Organismen erſcheinen als mächtigſte Werkzeuge der Zerſetzung, nicht minder als die Phyſiologen, indem es zeigt, daß die Rückkehr der organiſchen Subſtanzen zu lebloſen Elementen die wahre Quelle des Lebens iſt. Seit lange hat man geahnt, daß derjenige, welcher das Geheimniß des Todes gefunden, auch das des Lebens gefunden hätte.

Der Wein, die Milch, alle Erzeugniſſe des Pflanzenlebens ſterben auf ihre Weiſe, und vom lebenden Weſen ſelbſt muß man ſagen, daß die Arbeit des Lebens vom ewigen Tode begleitet wird; in dem Maße, daß neue Atome in den Lauf der Exiſtenz hineingezogen werden, werden andere verworfen. Die Arbeit des Todes wird beſchleunigt durch die Arbeit des Lebens.

Ueberall, wo eine Materie ſich verwandelt, zerſetzt oder verdirbt, ſtreut die Natur ihre Keime aus, die ihre Nahrung in den der Vernichtung preisgegebenen Geſchöpfen finden. Das Leben iſt der wahre Phönix, der aus ſeiner Aſche neu entſteht; es erliſcht nie, es geht nur von einem in einen andern Organismus über. Man kann der Natur nicht alle Geheimniſſe auf einmal entreißen, nur auf Umwegen gibt ſie dieſen und jenen Schlüſſel heraus, der uns ein Naturgeſetz erſchließt. Mohammed ſagte: „Bei Gott ſind alle Schlüſſel für jegliches Geheimniß dieſer Welt." Der Genius erobert ſich einen nach dem andern.

Man hat lange nach der Anſicht von Berzelius und Liebig die Gärung als eine ſehr leicht irritirbare Subſtanz betrachtet, welche die Gabe hätte, durch Sympathie zu erregen oder durch eine verderbliche Erſchütterung die Zerſetzung der organiſchen Materien, mit der man ſie gemiſcht hatte, zu bewirken. Da die organiſchen Atome unbeſtändig ſind, ſo glaubte man, daß die Gärung einfach das Gleichgewicht der Subſtanz ſtört und daß dieſe innerliche Revolution ſich allmählich von Einem Punkt aus über die ganze Subſtanz ausbreitet. Die Gärung erſchien ihnen mit der Wirkung des Contacts verbunden.

Die am genaueſten bekannte und beobachtete Gä-

rung ist die Biergärung, welches Ferment den Namen der Hefe trägt und eine organische Substanz ist. Seit 1860 hatte Leeuwenhoeck sie unter dem damals noch sehr mangelhaften Mikroskop studirt und kleine längliche und runde Kügelchen in ihr bemerkt. Thenard analysirte die Hefe und fand infolge der Destillation viel Ammoniak darin. Coignard de Latour endlich erkannte, daß die Hefe aus lebendigen Zellen bestände. Trotzdem nahm man nach wie vor an, daß das Lebensphänomen, die physiologische Wirkung in der Gärung, nur die Folge einer zufälligen Ursache sei.

Winter in London.

III. Eine Pantomime.

M. S. — Alljährlich, vom Weihnachtsfest bis in den Februar und März hinein, führen die Theater sogenannte Weihnachtspantomimen auf. Wie in den frühern Jahren, zeichnete sich auch diesmal Drurylane durch die seinige vor den andern Bühnen aus. Die Pantomime ist ein dramatisirtes Ballet, d. h. es wird darin gesprochen. Sie macht keinen Anspruch auf künstlerischen Werth, sie will nur unterhalten. Der Name des diesjährigen Stücks ist: „Harlekin Sinbad, der Schiffer, oder Der Felsen im Diamantenthal", mit einer Introduction, die wenigstens ebenso gut ist wie das Stück selbst, und besonders durch die unlängst wirklich erfolgte Entdeckung der Nilquellen an Interesse gewinnt.

Die erste Scene zeigt uns die größte Pyramide Aegyptens; im Vordergrunde erwacht Cheops, der Gründer derselben, aus seinem dreitausendjährigen Schlafe und ist nicht wenig erstaunt und erzürnt, als die Nymphe des Nil ihm erzählt, die Quelle des Flusses werde in kurzem von einem Fremden entdeckt werden. Er beschließt, dies zu hindern und die Fortschritte Jungenglands, eines als Rifleman gekleideten Jünglings, zu hemmen. Doch der kühne Sohn Britannias besiegt jedes Hinderniß, bringt den Geist der Vergangenheit, der im Costüm der Regentschaft erscheint, zum Schweigen, kämpft mit einem Heer schrecklicher Sphinxe und wird für seine Tapferkeit zuletzt durch die Entdeckung der Nilquelle belohnt. Diese Scene, unübertrefflich malerisch und meisterhaft in Scenerie und Ausführung, ist allein werth, nach Drurylane zu gehen. Im hellen Silberlicht des Mondes sieht man eine romantische Felsengegend, aus deren Mitte die Quelle des Nils in natürlichem Wasser herabfällt. Eine Schar reizender Flußnymphen steigt von den Felsenhöhen nieder und begrüßt den jungen Briten, indem sie einen entzückenden Tanz vor ihm aufführt. Wenn auch die Nymphen Centralafrikas ein wenig dunkler gefärbt sein mögen als diese hier, wäre nur die Scenerie treu, man könnte den Wunsch nicht unterdrücken, dieses Zauberland in Wirklichkeit zu sehen. Gegen Ende des Tanzes wird der größte Theil der Nymphen mit großen Palmenblättern bedeckt, während die übrigen Blüten darstellen. Sämmtliche Palmenblätter und Blüten zu einer einzigen Riesenblume zusammengestellt, bieten einen wunderbar schönen Anblick. Die Nilnymphe, welche sich indessen selbstredend in Jung-England verliebt hat, verspricht, um ihn zu unterhalten, ihm die Geschichte von Sinbad dem Schiffer darzustellen, der sich wie er selbst durch Unternehmungsgeist ausgezeichnet.

Sinbad bietet seine Güter einem indischen König zum Verkauf an, verliebt sich aber dabei in des Fürsten Tochter, deren Hand ihm versprochen wird unter der Bedingung, daß er den größten Brillanten aus dem berühmten Diamantenthal heimhole. Die Darstellung desselben ist glänzend. Eine dunkelbraune, bis in die Wolken reichende Felsenmasse, deren Farbenvariation sehr wirksam ist, umgibt das Thal; dazwischen schimmern aus der Höhe, nur wenig voneinander entfernt, die Diamanten, gleich großen Sternen leuchtend. Sinbad blickt, nirgends einen Pfad entdeckend, verzweifelt zu der ungeheuern Höhe der steilen Felsen hinauf, auf deren Spitzen die Diamanten glänzen. Da plötzlich senkt sich majestätisch wie aus Himmelshöhen ein Riesenadler herab, nimmt den kleinen Schiffer sanft in seine Klauen, trägt ihn auf die Höhe der Felsen und bringt ihn, nachdem er den größten Diamanten abgebrochen, wieder herab. Diese Scene ist meisterhaft und die Handhabung der Maschinerie dabei unübertrefflich. Auf der Heimreise zu der indischen Königstochter kommt aber Sinbad auf eine Insel, welche von scheußlich aussehenden kleinen Menschenfressern bewohnt wird, deren König jener in der Fabel bekannte „alte Meermann" ist, der sich auf dem Rücken einzelner Unglücklichen, die in seine Gewalt gerathen, festsetzt und sie so lange quält, bis sie unter seiner Last zusammenbrechen. Master Percy Roselle, ein siebenjähriger Knabe, spielte den Meermann und ihm gebührte in Bezug auf die Darstellung der Preis des Abends. Mit einer Deutlichkeit der Sprache und einer Fülle des Organs, die in den weiten Räumen des Hauses widerhallte, stellte er Sinbad die schrecklichen Folgen vor, die sein Fall von dessen Schultern für ihn haben würde. Obgleich es Sinbad endlich gelingt, sich von dem zwerghaften Ungeheuer zu befreien, wird er doch nach der Basaltfelsen-Hauptstadt des Reichs geführt, wo er zusehen muß, wie die kleinen Kannibalen ein Feuer anzünden, um ihn daran zu braten und dann zu verzehren. Im entscheidenden Augenblick erscheint jedoch die Königin des Diamantenthals zu seiner Befreiung. Auf ihren Zauberschlag verwandeln sich die Basaltfelsen in Blumenbeete und die widerwärtigen kleinen Geschöpfe aus des Meermanns Reich in reizende Feen, welche den glücklichen Sinbad mit seinen Diamanten heimführen zu seiner Verlobten, der indischen Königstochter. Diese Pantomime macht begreiflicherweise großes Aufsehen und wird wol ihre hundertste Vorstellung erleben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.
Illustrirtes Familienblatt.
Herausgegeben von Ferd. Stolle.
Nr. 15.
Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 15 Sgr. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Engel der Mitleidigen.

Die Kinder Gottes in Christo wohnen, bis sie in die ewige Heimath eingehen, in einem Lande, wo Leiden, Trübsal und Verfolgung ihrer warten, wo sie mit Thränen säen müssen, ehe sie ernten können, wo sie durch viel Trübsal müssen in das Reich Gottes eingehen.

Aber sie wohnen nicht allein in diesem Lande, sondern Gott hat ihnen auch Engel zu Begleitern gegeben, die sie auf allen ihren Wegen behüten, damit sie nicht an einen Stein stoßen mit ihrem Fuß.

Zu den Engeln, die Gott den Seinigen zugesellt hat, gehört auch der Engel der Mitleidigen.

Wenn ein Kind Gottes in Noth und Elend, in Leiden und Trübsal ist, dann kommt der Engel der Mitleidigen und bringt ihm Trost und Hülfe.

Wenn ein Kind Gottes in Noth und Elend, in Leiden und Trübsal ist, dann kommt der Engel der Mitleidigen und bringt ihm Trost und Hülfe.

täglich mit ihr verkehrten, mochte ſich ihre Eigenart weniger mächtig aufdrängen als dem Fremden, der ſie zum erſten mal beobachtete. Am Tage darauf ſah er ſie wieder im Kloſtergarten ... ſie ahnte ſeine Gegenwart nicht und ſpielte harmlos mit einer jüngern Freundin, einem roſigen, kindiſchen Mädchen, das eben zur Jungfrau erblühte. Die ſtrengblickende Minerva des vergangenen Abends hatte ſich in eine luſtige, blumenwerfende Nymphe verwandelt. Ja, hätte ein anderer bei dieſem Schauſpiel geſagt, ſo ſind die Frauen, ein ewiges Räthſel! Der Fremde aber konnte nicht ſo reden, denn das Kind, mit dem die Jungfrau ſpielte, war ihm unendlich theuer. . ."

„Und mir auch!" brach Charlotte aus. „Meine arme, kleine Genoveva!"

Voll Theilnahme weilte das Auge Lefranc's auf ihr; es hatte nicht mehr das blitzartige Aufleuchten und den ſtolzen Blick, die Charlotte ſonſt zugleich geängſtigt und beleidigt. „Dann vergingen einige Jahre", fuhr er langſam fort, „ehe der Zufall mich wieder mit ihr zuſammenführte. Wir hatten nur wenige Worte miteinander gewechſelt und aus manchem Zeichen konnte ich entnehmen, daß mir die Schöne nicht gewogen ſei. Da ſtreifte mich ihr Kleid auf dem Balkon des Stadthauſes in Caen. Auf dem Platz wurde Heerſchau abgehalten — und oben, mitten unter den Damen und Herren, die ſich einander Glück wünſchten, daß die braven Freiwilligen, die unten vorüberzögen, ſie bald von den Lumpenrittern in Paris befreien würden, ſagte der edle Pétion, der nebenbei ein großer Geck und ein misrathener Schauſpieler iſt: «Der Anblick dieſer Tapfern allein ſchon wird Marat tödten!...» Da wandte ſich meine Schöne und entgegnete haſtig: «Sind Tauſende zu einer That nöthig, zu der Eine Hand genügt?» Die andern lächelten; für ſie war die Frage des Mädchens nur eine wohlklingende Phraſe — für mich war es ein Blitz, der mir in der allgemeinen Dämmerung eine Heldin zeigte."

Bei dem Schluß ſeiner Erzählung war Charlotte erbleicht; ſie rang nach Worten, die jener Aeußerung das Gefährliche und Bedeutungsvolle nehmen ſollten — aber ſie fand keine und mußte die Blicke niederſchlagen. War ihr Geheimniß durchſchaut? Ein Geheimniß, das ſie doch ſo gut gehütet! Verwarf das Schickſal ihr Opfer und wählte einen andern Arm zur Befreiung Frankreichs? Oder ſollten gar nach dem unbegreiflichen Beſchluſſe der Macht, die dieſe Welt leitet, die Edeln, die Jungen und Schönen untergehen und Marat triumphiren? Warum trat ihr kurz vor dem Ziel ein Mann hindernd in den Weg, deſſen Abſichten ſie nicht kannte? War er ein Freund oder ein Gegner? Verbarg ſich hinter der Maske freundlicher Theilnahme nur die Liſt, ſie dadurch um ſo ſicherer zu umgarnen und zu vernichten?

Wie Wolken am Aprilhimmel in ſtürmiſcher Eile, ſo jagten dieſe Gedanken in ihr auf und nieder. Unveränderlich aber, nicht ſchwankend oder weichend ſtand der Baron — ſie kannte ihn nur unter dieſem Namen — vor ihr. In ihrer Befangenheit und Beſtürzung dachte ſie nicht daran, daß gerade ihr Stillſchweigen ſeinen Verdacht, wenn er ſie beargwöhnte, noch verſtärken mußte; er aber kam ihr gleichſam zu Hülfe und ſagte ſcherzend: „Dieſe Worte entſchieden mein Geſchick, ich wurde ein Gefangener des ſchönen Mädchens! Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, würde ich mich in ſie verliebt haben. Einen gewiſſen Einfluß übt unſer Wille doch, wie mir ſcheint, auf die äußern Verhältniſſe unſers Lebens aus; ich wünſchte, dies junge Mädchen nicht aus den Augen zu verlieren . . . und ſiehe da, wir ſaßen zuſammen in der Poſtkutſche, die von Caen nach Paris fährt, und finden uns nun im Tuilleriengarten!"

„Ein eigenes Spiel des Zufalls", entgegnete nicht ohne Bitterkeit Charlotte, „der mir einen Späher nachſendet."

„Sie nehmen es allzu tragiſch, aber ich überlaſſe der Zeit meine Rechtfertigung. Sie ſtoßen mich zurück und ich komme doch mit einer guten Nachricht zu Ihnen. Die kleine Genoveva iſt in Paris."

„Meine Genoveva iſt hier? Bei Ihnen?"

„Parbleu! Sehe ich aus wie einer, der ſich in dieſen Tagen die Laſt eines achtzehnjährigen Mädchens aufladt? Nein, ſie iſt bei guten, liebenswürdigen Leuten! Wie wird ſie ſich freuen, ihre liebſte Freundin in Ihnen wiederzuſehen! Eine Freundin, deren Anblick ſie ſo lange und ſo ſchmerzlich entbehrt!"

In Charlottens Seele erhob ſich ein bitterer Kampf. Alle ſanftern Empfindungen ihres Herzens drängten ſie der Freundin entgegen, an die ſie trotz des Unterſchieds der Jahre innige, ſchweſterliche Neigung gefeſſelt hatte. Unter ihrer Pflege war Genoveva groß geworden, ihr verdankte das junge Mädchen faſt mehr als den Erzieherinnen des Kloſters ihre Bildung. An Einem Stiel wachſen ſo zwei weiße Roſen: die eine iſt noch in der

Knospe, während die andere ſich bereits zur vollen Blüte entfaltet. Manches Jahr hatten beide unzertrennlich aneinander gehangen, dann trennte ſie die Revolution. Genoveva — ſie hieß nicht anders im Kloſter — folgte einer ihrer Lehrerinnen, einem Fräulein von Marmoutier, zu deren Verwandten, während Charlotte in Caen blieb. In der Aufregung und Erſchütterung der Welt, bei der Theilnahme, mit der Charlotte den Ereigniſſen folgte und ganz von ihnen ergriffen und überwältigt wurde, legte es ſich allmählich wie ein Flor über das Bild der Freundin. Hier, in Paris, mußte nun ein Mann, der ihr immer unheimlich geweſen, ſie an Genoveva erinnern. Die Stille, der Frieden, die Heiterkeit der Jugend wachten wie ein vergeſſenes Märchen wieder in ihr auf. In den Schreckniſſen, die ihre Seele umlagerten, leuchtete mit dem Namen Genoveva's lichter Glanz auf; ſtatt der Furien mit den ſchlangenumwundenen Häuptern näherte ſich ein leichtbeſchwingter, hold lächelnder Seraph. Ihr war's, als müßte ſie die Arme nach ihm ausſtrecken, die Freundin an das Herz ſchließen und unter Thränen und Küſſen den Umſturz der Dinge und ihren eigenen blutigen Vorſatz vergeſſen. Was iſt die Welt, was Freiheit und Vaterland gegen die ſüße Gewißheit, geliebt zu ſein! Gegen die Ruhe an der Bruſt einer geliebten Freundin! Und ſo nahe war Charlotte dieſem Glück . . . ſagte ihr keine innere Stimme, daß ihr guter Engel ihr hier den Weg zur Rettung bereite? Nein! Nur der Dämon flüſterte ihr zu: Wie, willſt du feige deinen Entſchluß aufgeben? Schwach ſein wie alle Weiber? Und du wähnteſt, durch eine große That die Unſterblichkeit zu erringen? Was haſt du mit der reinen, unſchuldigen Genoveva noch zu theilen? Wie darfſt du dich mit deinen Mordgedanken in ihre Nähe wagen? Fürchteſt du denn nicht, daß ſie das Blutmal auf deiner Stirn ſchauernd erkenne?

Und dieſe Stimmung behielt die Oberhand und entſchied ihre Antwort.

„Sie haben mir eine große Freude bereitet", ſagte ſie mit bebender Stimme, in der ihres Herzens Kampf ausklang, „größer, als meine Worte es ausdrücken können! Grüßen Sie Genoveva — nein, es iſt beſſer, Sie erwecken mein Angedenken nicht in ihr! Unſere Bahnen laufen nicht ineinander. Ich wünſche ihr das reinſte Glück und den ſeligſten Frieden!"

„So wollen Sie die Freundin nicht wiederſehen? Ach, Sie lieben ſie nicht mehr!"

So hart und ungerecht der Vorwurf ihr Herz traf, das nur mühſam ſeine liebende Zärtlichkeit zurückhielt, ſie preßte die Lippen ſtolz und ſtreng aufeinander:

„Nicht heute — nicht morgen, Bürger. Ich kam nicht nach Paris, die Stunden zu verträumen."

„Abgeſchlagen", erwiderte Lefranc ſarkaſtiſch. „Doch wenn mich nicht alles täuſcht, naht mir da ein Helfer."

Diesmal erröthete Charlotte und ihr Pulsſchlag ging heftiger... Der Herankommende war Marcel Lecomte.

Das war noch eine der unruhigſten Nächte geweſen, die der junge Mann geſtern zugebracht, nachdem er ſich auf der Nationalbrücke von Lefranc getrennt hatte. Die widerſprechendſten Pläne und Gedanken kreuzten ſich in ſeinem Kopfe. Sollte er dem Vater anvertrauen, daß er um den ſeltſamen Einwohner des Pavillons wiſſe, in weſſen Geſellſchaft er ihn getroffen? Was war Wahrheit, was Lüge an dieſem Manne? Die Freunde Marat's pflegten ſich nicht zu verſtecken — aber freilich, ſeit wann trugen die Freunde Marat's den Titel eines Barons von Pontmartin? Doch wie er auch ſann, all ſein Grübeln führte ihn ſtets zu der ſchönen Reiſenden zurück, immer klang durch das wüſte Gewirr und den wilden Lärm des Volksfeſtes ihre ſüße Stimme verführeriſch an ſein Ohr. Die Rückſicht auf ſie war es auch, die ihm am nächſten Morgen im Familienkreiſe Schweigen über ſeine Entdeckung auferlegte, die ihn Genoveva's heimlichen Fragen mit Ausflüchten begegnen ließ und ihn zuletzt zum beſtimmten Stelldichein nach dem Tuileriengarten brachte. Denn ſtärker als ſeine Abneigung gegen den vielgeſtaltigen Baron war ſeine Leidenſchaft für Charlotte. Erſchienen ihm auch am Morgen die Reden deſſelben als Uebertreibungen und Hirngeſpinſte — Ausſchmückungen der Wahrheit, darin ſich von jeher die Abenteurer gefielen, um ſich ſelbſt vor der Menge der Sterblichen zu erhöhen —, in Einem Worte konnte Wahrheit enthalten ſein und dies Eine zum Untergang der Geliebten hinreichen. Er aber hatte ihr gelobt, ſie zu beſchützen, wie durfte er fehlen, wo es ſich um ihre Freiheit, ihr Leben handelte? Einem verwegenen Manne wie dem Baron war das Aeußerſte zuzutrauen; vielleicht wußte Charlotte um ſeine verrätheriſchen Abſichten und er dachte, ſie mit ihrem Willen oder gewaltſam aus Paris zu entfernen. . .

Aber da war ſie; ihr Anblick wirkte wie

Sonnenaufgang auf Marcel. In der Freude des Wiederſehens, vor dem Glanz ihrer Schönheit zerſtob alles Bängliche, jede düſtere Ahnung. Er vergaß die Welt um ſich her und auch ſie kam ihm in lebhafter Bewegung, in freudiger Aufwallung entgegen. Das Alleinſein mit Lefranc drückte ſie, wie in Neuilly entriß ſie Marcel dieſer qualvollen Lage — konnte ſie weniger thun, als ihrem Befreier die Hand zum Gruß reichen? Das mochte zugleich für den läſtigen Beobachter ein Zeichen ſein, ſie zu verlaſſen. Lefranc mußte über ſich ſelbſt lächeln — ſtatt die jungen Leute voneinander entfernt zu halten, wie es ſeine erſte Abſicht geweſen, hatte er jetzt ihre Zuſammenkunft vermittelt.

„Ich bin großmüthig, Bürger Lecomte", ſo verneigte er ſich vor Marcel, „und räume Ihnen das Feld. Sie wiſſen unſere Verabredung, handeln Sie danach! Und auch mit Ihnen, Bürgerin, hoffe ich heute noch einmal zu reden. Unſer aller Glück hängt von Ihnen ab! Beiderſeits den ſchönſten Guten Morgen und das angenehmſte Geſpräch!"

Sichtlich hatte er das Bewußtſein ſeiner Ueberlegenheit, als er damit von ihnen ſchied, doch war ein höherer Ernſt über ihn gekommen und der ſpöttiſche Ton verklungen.

Marcel und Charlotte waren allein.

Zwar hatte ſich inzwiſchen der Tuileriengarten mit Luſtwandelnden gefüllt, aber weder achteten die beiden ſonderlich auf das Gewühl, noch fielen ſie den andern auf. So ſehr waren ſie miteinander beſchäftigt, Charlotte überdies durch das Geſpräch, das ſie mit Lefranc geführt, und das unerwartete Erſcheinen Marcel's ſo erregt, daß ſie nicht einmal die Menge geputzter Frauen bemerkten, die, wie unter der Regierung der Könige, ſich auf den Stühlen in den Alleen niederließen, wie Mercier ſagt, einem glänzenden, ſummenden Schwarm bunter Schmetterlinge vergleichbar. Conventsdeputirte, durch ihre dreifarbigen breiten Schärpen mit Goldfranſen kenntlich, gingen auf und nieder und begannen mit dieſer oder jener gefeierten Schönheit des Tags eine lebhafte Unterhaltung. Im ganzen ein Bild des Glücks, des Wohlſeins, auf grünem Raſen, unter dunkeln Bäumen, die mit ihren breiten Zweigen die Mittagsſonnenſtrahlen fern hielten — wer aus der Vogelperſpective herabgeſchaut, hätte immer noch das „alte Paris", das Paris aus den erſten hoffnungsreichen Jahren Ludwig's XVI. darin erkennen und Boucher, den „Maler der Grazien", herbeiwünſchen können, einzelne dieſer Geſtalten zu verewigen. Näher durfte man ſich freilich dieſe Geſellſchaft nicht anſehen. Wo war die Anmuth, die höfliche Sitte, der geiſtreiche Scherz von früher hingerathen? Welche wüſte Geſtalten, in Schmuz und Lumpen, miſchten ſich mit frechen Blicken unter die vornehmer Gekleideten! Und dieſe ſelbſt — es ſind Armeelieferanten, Börſenſpeculanten, Kornwucherer; der lebt vom Aufkauf alter koſtbarer Geräthſchaften, welche die adelichen Familien verkaufen müſſen, ein anderer iſt ein Spion Danton's, von jenem geht ſogar das Gerücht, daß er an der Spitze einer Geſellſchaft ſtehe, die Handſchuhe aus gegerbter Menſchenhaut verfertigt. Unter den Frauen ragen die Opernſängerinnen, die Schauſpielerinnen und Tänzerinnen, die Damen der Conventsmitglieder hervor... Die Marquiſen, die Gräfinnen, wo ſind ſie hin? Wie der Chor der Furien, der einſt in Gluck's Oper „Orpheus" die Pariſer und Marie Antoinette entzückte, bildet ſich inzwiſchen nach der Seite des Schloſſes hin, wo der Convent ſeine Sitzungen hält, eine Schar älterer Frauen, aus den tiefſten Schichten des Volks, grauäugig, runzelig, mit der Stimme und der Wuth der Megären, alle mit dem unvermeidlichen Strickzeug bewaffnet ... erſt werfen ſie neidiſche, grimmige Hexenblicke auf die geputzten Schönen, dann folgt ein Hagelwetter von Schimpfwörtern und Flüchen — nun ein ohrbetäubendes Händeklatſchen — Maximilian Robespierre iſt in grauem Frack, eine Roſe im Knopfloch, an ihnen vorüber in die Sitzung gegangen.

In dieſem auf- und niederflutenden Menſchenſtrom verſchwanden Marcel und Charlotte — eine Welle, die von der hinter ihr rollenden überſchlagen wird. Inmitten des Gewühls fühlten ſich beide einſam, nur aufeinander angewieſen. Die natürliche Angſt eines jungen Mädchens, das ſich zum erſten mal in einer ihr fremden Stadt und Umgebung ſo vielen Männeraugen ausgeſetzt ſieht, die alle mit einer gewiſſen Frage auf der Alleinſtehenden ruhen, beſiegte auch Charlottens heroiſche Seele; ſie nahm Marcel's Arm, als würde ihr dadurch Sicherheit geboten. Zu einem ruhigen Genuß der ſchönen Stunde aber kamen ſie nicht. Das ſeltſame Benehmen, die dunkeln Abſichten Lefranc's beſchäftigten ſie. Auf dem Wege zu Duperret, dem Conventsdeputirten, dem Charlotte einen Brief Barbarour' einhändigen und den ſie für die Angelegenheit der Damen von Forbin gewinnen wollte, erzählten ſie ſich

gegenſeitig ihre Abenteuer mit dem ehemaligen Baron. Charlotte ſtutzte bei der Nachricht, daß er mit Marat in Verbindung ſtände, daß er im Gartenhauſe der Lecomte wohne. Und wiederum erſtaunte Marcel, als er vernahm, daß Charlotte im Kloſter der Dreifaltigkeit zu Caen die Bekanntſchaft des wunderlichen Mannes zuerſt gemacht habe. Plötzlich aber rief der junge Mann: „Ich hab' des Räthſels Löſung! War zu jener Zeit nicht ein junges Mädchen mit Namen Genoveva im Kloſter?"

„Genoveva!" Das Bild der Jugendfreundin ſchien ſie an dieſem Tage unabläſſig zu verfolgen. War es doch ihr Schutzengel, der warnend nicht von ihrer Seite wich. „Auch Ihnen iſt ſie bekannt?"

„Sie lebt mit uns... Kein Zweifel, Lefranc iſt ihr Vater. Der meinige mag Verbindlichkeiten gegen ihn gehabt haben, die ihn zur Aufnahme Genoveva's beſtimmten. Oh, der Baron iſt beſſer, als wir gedacht! Ich beſchuldigte ihn ſchon im Gedanken eines ſchlimmen Plans wider Sie; ich habe ſeine Worte misverſtanden. Er wollte mir die Freude gewähren, ſie zu der Jugendfreundin zu geleiten. Das war die Entführung, die er vorhatte! Wie viel ſicherer und beſſer werden Sie bei Genoveva als in einem Gaſthauſe aufgehoben ſein! Sie kommen, nicht wahr? Sobald Sie Ihr Geſchäft bei dem Bürger Duperret geordnet, darf ich Sie zu meinen Aeltern, in die Arme Genoveva's führen. Verſprechen Sie mir das!"

Ihr Arm zitterte leiſe auf dem ſeinigen. War es doch noch gefährlicher, mit Marcel zu reden als mit dem Baron? In ſeine Augen zu ſehen? Von dem Hauch ſeiner Leidenſchaft ſich berührt zu fühlen? Wie abgeſchloſſen Charlottens Natur, wie eng umgrenzt auch ihr Leben bisher geweſen —, daß die Huldigung des jungen Mannes aus einer tiefern Empfindung als aus Höflichkeit oder vorübergehender Laune entſprang: ſie geſtand es ſich mit heimlichem Erröthen. Nur ein Lächeln in Caen hatten die Bewerbungen der Jünglinge um ſie auf ihre Lippen gelockt — ein Lächeln mehr des Mitleids als des Scherzes oder befriedigter Eitelkeit. Sie hatte ſich abgewandt, wenn man ihre Schönheit rühmte, und mit ſtolzem Blick die Girondiſten gemeſſen, die nichts mehr als ein „ſchönes Mädchen" in ihr ſehen wollten. Für ſie beſaß die Liebe keinen verführeriſchen Zauber; auf ihre Bruſt, meinte einſt der junge Belzunce, einer ihrer Ritter, würde ſelbſt Gott Amor ſeinen ſchärfſten Pfeil vergebens abſchießen. In ihrer Idealwelt lebend, mit Menſchen und Thaten fortwährend beſchäftigt, die, in der Ueberlieferung von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachſen, allmählich ein übermenſchliches Anſehen erhalten haben, verachtete ſie im Herzen das Alltagsdaſein, das beſchränkte und beklagenswerthe Los der Frauen. Die Liebe war nur eine reizende Hülle für dieſe Nichtigkeit, Seelen ohne Tiefe und ohne Aufſchwung konnten ſich an ihr erfreuen. Unwillig hätte Charlotte noch geſtern ihre Locken geſchüttelt, wenn man auch ſie trotz Belzunce's Anſicht dem Pfeil des Liebesgottes für zugänglich gehalten — jetzt? Ja, warum ſchlug ihr Herz ſo eigenthümlich? Warum fand ſie in Marcel's Sprache einen ſo harmoniſchen Klang?

Um ſich mit Einem Schlage von dieſem peinlichen Gefühl zu befreien, fragte ſie ſchnell: „Genoveva iſt Ihre Verlobte?"

Nun war die Reihe des Erröthens an Marcel... Stand er nicht ſchwankend zwiſchen beiden Mädchen? War er nicht an Genoveva gebunden und doch im Begriff, einer andern ſeine Liebe zu geſtehen? Nur zögernd konnte er erwidern: „Nein, Genoveva iſt nicht meine Verlobte, ich liebe ſie wie eine Schweſter!".

Du wunderbarſtes Ding auf Erden, unergründlicher als das Meer und ſchneller in ſeinen Wandlungen als der Blitz: Menſchenherz! Dieſe Antwort, die alle Hoffnungen Charlottens umwarf, ließ ſie den Kopf in anmuthiger Schalkheit emporheben und mit unverkennbarer Freude ſagen: „Nicht verlobt!"

„Genoveva iſt wie eine Tochter in unſerm Hauſe, und auch Sie, Fräulein", fuhr Marcel eifrig fort, „werden an meiner Mutter, ich darf es hoffen, in der Zeit Ihres Hierſeins —"

„Schildern Sie mir nicht ein Glück", unterbrach ſie ihn ſanft, „das ich doch nicht genießen kann! Mein Aufenthalt in Paris iſt von kurzer Dauer, ich habe eine weite Reiſe vor. Wohl jedem Hauſe, in das ich nicht trete! Ich bringe die Unruhe mit mir."

„Und Ihr Antlitz athmet doch Frieden und Seelengröße! Das Abenteuer mit dem Baron hat Ihre Stimmung verdüſtert. Aber er mag Gründe genug haben, ſich mit Geheimniſſen zu umgeben. Daß er ſich ſo hartnäckig an Ihre Ferſen heftet, iſt ja erklärt: er liebt und ſchätzt in Ihnen die Freundin ſeines Kindes; er wünſcht, ehe er ſich auf immer von Genoveva trennt, ſie Ihrem Schutz, Ihrer Freundſchaft zu empfehlen."

„Ja — es erklärt ſich!“ meinte Charlotte halblaut, während ſie, im Innern zuſammenſchauernd, der Aeußerung gedachte, die der Baron im Stadthauſe zu Caen von ihr erlauſcht.

„Darum werden Sie ihm und mir und vor uns allen Genoveva die Freude machen, Sie zu ſehen! Nach dem Lärm des Tags, dem vielen Unerfreulichen, das jetzt in Paris Herz und Auge der Guten beleidigt, ſollten Sie ſelbſt ſich nicht nach befreundeten Menſchen, nach der Einkehr in die Vergangenheit, nach dem Zurückrufen Ihrer Erinnerungen ſehnen? Wir haben kein Recht, Sie zu halten, wenn es Ihnen unter unſerm Dache nicht gefällt; aber verſuchen Sie es mit uns, ſchenken Sie uns eine Abendſtunde! Wenn Sie meine Aeltern vermeiden wollen, ich werde es einzurichten wiſſen, daß Sie mit Genoveva ungeſtört bleiben.“

Sie waren in der Straße St.-Thomas du Louvre; Marcel zeigte ihr das Haus, in dem Duperret wohnte.

Diesmal hatte Charlotte doch nicht mehr, wie geſtern auf dem Platz der Revolution, den Muth, faſt ohne Abſchied von ihm zu gehen. Ihre Schritte, ihrem Ziel ſo nahe, wurden langſamer, als wäre ihr jede Secunde koſtbar, in der ſie ſeine Gegenwart, ſeine Unterhaltung noch länger genießen könnte. Und nicht ganz umſonſt verſchwendete der junge Mann ſeine Beredſamkeit; er ſchilderte ihr den Garten ſeines älterlichen Hauſes, den einſam gelegenen Pavillon, das Romantiſche dieſer Zuſammenkunft mit einer ſolchen Wärme, in ſo anziehenden Farben, daß Charlotte, die das Ungewöhnliche und Phantaſtiſche von Jugend auf geliebt, mehr und mehr ihre Abneigung aufgab und von dem Reiz des Seltſamen ſtets mächtiger angelockt wurde. Im Scherz fügte da Marcel noch hinzu: „Und wie heiter wird dieſer Abend werden, wenn uns der Bürger Lefranc von dem Schatz erzählt, den er um Mitternacht in einer zerſtörten Kapelle aufgegraben!...“

„Einen Schatz?“ Charlotte ſtutzte. Auf der andern Seite der Straße lag jetzt das Haus Duperret's vor ihnen.

„Es iſt eine ſeiner vielen Erfindungen, daran er ſo reich iſt wie nur je ein Gascogner. Er hatte geſtern ſeinen Begleiterinnen und dem Friſeur damit die Köpfe verwirrt; ſie glaubten, er hätte alle Taſchen voll Goldſtücke und Edelſteine.“

„Ich komme!“ ſagte Charlotte entſchloſſen. „Holen Sie mich nicht aus meinem Gaſthauſe ab, erwarten Sie mich in der erſten Abendſtunde im Palais-Royal! Bis dahin leben Sie wohl!“

Wenn ſie ſo in ihrer entſchiedenen Weiſe ſprach, hatte ſie etwas von einer Fürſtin, der man ohne Widerſpruch gehorchen muß.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Ein Vorſpiel des Bauernkriegs.

Von Dr. H. Kleinſteuber.

II.

Dieſe halben Maßregeln der weltlichen Obrigkeit hinderten indeß nicht, daß die Wallfahrt immer größere Dimenſionen annahm und Böhm, durch die ihm erwieſene göttliche Verehrung ermuthigt, immer verwegener vorging. Der Biſchof von Würzburg berief daher eine Tagfahrt nach Aſchaffenburg, auf welcher folgende Beſchlüſſe gefaßt wurden: Es ſollen die Biſchöfe von Mainz und Würzburg verfügen, daß „der Pauker“ gefangen herab nach Aſchaffenburg geführt, dort verhört und ſeine Lehre verdammt werde. Sollte jedoch die Gefangennehmung nicht gelingen, ſo möchten die beiden Bisthümer an alle ihre Pfarrer das Verbot erlaſſen, daß bei Bann niemand mit dem Pauker eſſe, trinke oder irgendeine Gemeinſchaft habe, noch ſeine Predigt höre oder glaube. Ferner ſolle nicht geſtattet werden, bei Niklashauſen Meſſe zu halten, und niemand ſolle dort predigen denn allein die, welche vom Biſchof von Mainz oder Würzburg die Vollmacht hierzu durch einen offenen Schein erhalten hätten. Ferner entſendete man Notare und Zeugen nach Niklashauſen, welche eine Predigt Böhm's im geheimen anhören und Bericht darüber erſtatten ſollten. Auch war man darauf bedacht, die Opferſpenden und das Geld, die in Niklashauſen einliefen, in Sicherheit zu bringen, indem einigen Prälaten oder andern ehrbaren Leuten befohlen wurde, jene Gaben aufzubewahren. Ferner ſolle ein Predigermönch, der zu Niklashauſen predige und die Irrthümer Böhm's beſtätige, ebenfalls ergriffen und nach Aſchaffenburg geführt werden. Endlich wurde das Abſingen der vom Pauker gedichteten „Liedlein und Cantilene“ unterſagt.

Auf dieſen „Receß und Abſchied“ der aſchaffenburger Tagfahrt erließ der Biſchof von Würzburg ein allgemeines Verbot der Wallfahrt durch ſein ganzes Land und richtete auch an die Fürſten und Herren der benachbarten Staaten die Bitte, dieſelbe in ihren Gebieten gleichfalls zu unterſagen.

Hans Böhm aber blieb den geiſtlichen Herren die Antwort auf ihre Drohungen nicht ſchuldig; am Schluſſe der Predigt vom Sonntag vor Kilian (7. Juli) forderte er ſeine männlichen Zuhörer auf, am nächſten Samstag, als am Margarathenfeſt, mit ihren Wehren verſehen zu erſcheinen, Weiber und Kinder aber daheim zu laſſen, denn er habe ihnen auf Befehl der Jungfrau Maria drei ernſte Worte mitzutheilen.

Böhm wollte zur bewaffneten Action übergehen. Aber ſeine verwegene Aufforderung, welche wie überall ſo auch in dem benachbarten Würzburg großes Aufſehen erregt hatte, trieb den Biſchof raſch zu einem entſcheidenden Schritt. Er entſendete insgeheim 34 zuverläſſige Reiſige, welche in der Nacht vor dem Margarathenfeſt unbemerkt zu Niklashauſen anlangten, den im Bett liegenden Propheten aufhoben und auf ein Pferd gebunden eilig entführten. Die Wallfahrer waren bereits in einer Stärke von 4000 Mann verſammelt. Als Böhm's Aufhebung in ihrem Lager ruchbar wurde, machten ſie einen verſpäteten und erfolgloſen Verſuch, ihn zu befreien. Sein Rathgeber und Lehrmeiſter machte ſich im Getümmel unbemerkt aus dem Staube, wurde aber auf der Flucht ergriffen und nach Mainz abgeliefert.

Am Morgen des Margarethenfeſtes hatte ſich die Zahl der Wallfahrer bereits auf 30000 Mann vermehrt. Mit Erſtaunen vernahmen ſie Böhm's Gefangennehmung. Man war unſchlüſſig, was jetzt zu thun ſei. Ein großer Theil wandte ſich abends der Heimat zu, während die treueſten Anhänger des Schwärmers in Niklashauſen verblieben. Da trat ein Bauer unter ihnen auf, der, die Rolle Böhm's übernehmend, vorgab, es ſei ihm die heilige Dreifaltigkeit erſchienen und habe ihm geboten, den Brüdern Muth einzuſprechen. Sie möchten in feſtem Vertrauen mit ihren Wehren vor das Schloß Marienberg ob Würzburg ziehen, da deſſen Mauern gleich denen von Jericho einſtürzen, die Thore ſich von ſelbſt öffnen und der Prophet triumphirend aus der Gefangenſchaft hervorgehen würde. Die erregte Menge ließ ſich überreden, nahm 500 Kerzen aus der Kirche zu Niklashauſen, zog noch am nämlichen Abend, 12000 Mann ſtark, ab, marſchirte die Nacht durch und erſchien frühmorgens unter großem Geſchrei vor den Wällen der Feſtung. An ihrer Spitze ſtanden jetzt aber als Hauptleute vier adeliche Vaſallen des Hochſtifts: Conz von Thunfeld, einer von Weſtenberg und zwei von Stetten.

Nachts 2 Uhr, durch Kundſchafter von dem Anrücken der Bauern unterrichtet, ließ der Biſchof das Schloß eiligſt in wehrhaften Stand ſetzen, während auch der Rath für die Sicherheit der Stadt Sorge trug. Ein Hofmarſchall mußte den tollkühnen Haufen befragen, in welcher Abſicht er bewaffnet vor der Veſte erſchienen ſei. Ihm wurde geantwortet, man ſei gekommen, den heiligen Jüngling zu befreien; würde er nicht freiwillig ausgeliefert, ſo wolle man ihn unter dem Beiſtand der Jungfrau ſofort mit Gewalt befreien. Als der Marſchall den Bauern hierauf das Unrecht ihrer Forderung vorhalten wollte, wurde er durch Steinwürfe genöthigt, ſich zurückzuziehen. Da beſchied der Biſchof einen andern Geſandten an die tobende Menge: den allgemein beliebten Konrad von Hutten. Dieſer bedeutete den Bauern, daß der Gefangene nicht freigegeben, ſondern ſeinem ſchweren Verſchulden gemäß ſtreng beſtraft werden müßte; ſie aber ſollten ſich unverzüglich entfernen, weil ſie doch ohne Geſchütz die gewaltige Feſtung nimmermehr erobern könnten, ſondern von den Feuerſchlünden derſelben unangenehm begrüßt werden möchten. Hutten wußte ihnen die traurigen Folgen ihres Unternehmens mit ſo eindringlicher Beredſamkeit vorzuſtellen, daß er endlich bei einem Theil Gehör fand. Die würzburgiſchen Unterthanen, über 2000 Mann, trennten ſich von den übrigen und verſprachen, ſogleich ruhig nach Hauſe zu wandern unter der Bedingung, daß man ſie unverfolgt abziehen laſſe.

Da die übrigen aber nicht von den Wällen weichen wollten, ſo befahl der Biſchof, um ſie zu ſchrecken, anfangs einige ſeitwärts von ihren Reihen gerichtete Schüſſe zu thun. Dies misdeuteten jedoch die Bauern dahin, als ſeien ſie unter dem Schutz der heiligen Jungfrau feſt gegen feindliche Kugeln und jede Verwundung und erhoben von neuem ein wüthendes Geſchrei. Da ſchritt die biſchöfliche Beſatzung ernſtlich ein. Während man eine Anzahl Geſchütze auf die dichten Reihen der Wallfahrer abfeuerte, ſtürmte zugleich ein Reitertrupp auf die ungeordneten Scharen. Unter Zurücklaſſung vieler Todten und Verwundeten ſtoben dieſe in wilder Flucht auseinander. Sie wurden verfolgt. Ein Theil verlor ſich in dem benachbarten Walde, ein anderer verſchanzte ſich auf dem Kirchhofe eines nahen Dorfs, wo er die anrückenden Reiter mit einem Hagel von Steinen empfing. Die Biſchöflichen, zu deren Unterſtützung auch die würzburgiſchen Bürger ausgerückt waren,

ſaßen ab und nahmen den Kirchhof mit Sturm. Hundertundacht Bauern wurden dabei gefangen und in den Thürmen des Marienbergs eingekerkert, nach einigen Tagen aber auf geſchworene Urfehde wieder entlaſſen. Nur zwei, der eine, welcher bei Böhm's Abführung das Pferd eines Reiſigen ſchwer verwundet, und jener, dem angeblich die heilige Dreifaltigkeit erſchienen war, wurden zurückgehalten und mußten ihre Verirrung mit dem Leben büßen. Die Edelleute, welche ſich an die Spitze der Bauern geſtellt hatten, waren entflohen.

Hans Böhm wurde ins Verhör genommen und als Ketzer und Zauberer zum Tode durch das Feuer verurtheilt. Nachdem ihm alle Haare abraſirt worden, führte man ihn (19. Juli) zur Richtſtätte, wo er Augenzeuge der Enthauptung ſeiner zwei Unglücksgefährten ſein mußte. Da fragte er den Henker: „Willſt du mir nun auch ſo thun?"

„Nein", erwiderte dieſer, „dir iſt ein anderes Bad bereitet!" und feſſelte den Unſeligen an den verhängnißvollen Pfahl.

Während der Holzſtoß angezündet wurde, begann der Verurtheilte mit heller Stimme ein Marienlied zu ſingen, brach aber bald, von den auflodernden Flammen ergriffen, dreimal in einen ſchmerzlichen Weheruf aus, worauf der Dampf ſeine Stimme erſtickte. Die Aſche der erloſchenen Glut wurde vom Henker in den Main geworfen.

In die reichen Geſchenke an Gold, Silber und andern werthvollen Gegenſtänden, die der Kirche zu Niklashauſen während der Wallfahrt zutheil geworden, theilten ſich der Graf von Wertheim und die Biſchöfe von Mainz und Würzburg. Trotz aller Verbote wollte jedoch der Zulauf in Niklashauſen kein Ende nehmen. Daher wurde die Kirche geſchloſſen und mit dem Interdict belegt. Da aber die Wallfahrt trotzdem nicht aufhörte, ſo gab der Erzbiſchof von Mainz den Befehl, die Kirche als Seminarium et asilum erroris niederzureißen, und verleibte die Gemeinde einer benachbarten Pfarrei ein. Vierzig Jahre ſpäter wurde der Wiederaufbau der Kirche geſtattet auf Bitten der Gemeinde und vieler Andächtigen, welche die Ruinen des vormaligen Gnadentempels noch immer, meiſt nächtlicher Weile, zu beſuchen pflegten.

Werfen wir nun noch einen Blick hinter die Couliſſen dieſes Trauerſpiels. Zwar ſteht das ganze Ereigniß ſeinem geiſtigen Inhalt nach nicht iſolirt da, ſondern wurzelt tief in der Stimmung jener Zeit; aber dennoch können die von Böhm vorgetragenen Lehren nicht ſeinem eigenen beſchränkten Kopf entſprungen ſein; vielleicht handelte der junge Hirt in der erſten Zeit, d. h. ſo lange ſelbſtändig, bis er durch das Verbrennen ſeiner Pauke die Augen ſeiner Umgebung auf ſich zog. Von da an war er ohne Zweifel das Werkzeug der Verführung. Zunächſt mag der Pfarrer von Niklashauſen in der Sache mitgewirkt haben. „Im Anfange des Laufens", heißt es in einem officiellen Bericht, „ſind zu Zeiten nachts Lichter im Pfarrhofe und in der Kirche zu Niklashauſen aufgeſteckt worden, in der Abſicht, daß ſich, ſo ſolches geſehen würde, eine Wallfahrt dahin erheben ſollte." Der früher ſtarke Beſuch des Gnadenorts mochte in der letzten Zeit abgenommen haben und der Pfarrer verfiel daher auf jenes Mittel, dieſen wieder herbeizuführen. Auch bekennt er — er befand ſich unter den Gefangenen — ſelbſt, „das er die und vaſt mehr zeychen und mirackel als ob ſie ware und da geſcheen ſin ſolten offentlich verkindet wie wol Er davon keyn ware wiſſens gehapt habe".

Außer dem Pfarrer wird bald ein fahrender Mönch, bald ein Jünger Huß' genannt, der Böhm Anleitung gegeben habe. Auch wurde wirklich ein Mann, der, von der böhmiſchen Grenze gebürtig, in einer Höhle der niklashauſer Berge lebte und ſich für heilig ausgegeben hatte, gefangen und nach Aſchaffenburg gebracht. Der fahrende Mönch mag einer der fanatiſchen Franciscaner geweſen ſein, die bekanntlich in heftiger Oppoſition gegen die herrſchende Kirche ſtanden. Er gab Böhm ſeine Lehren ein. Wenn dieſer aus dem Fenſter predigte, ſtellte er ſich in der Stube hinter ihn und ſagte ihm vor, was er verkünden ſollte.

Bis zum Tage vor der Execution des Todesurtheils leugnete Böhm ſelbſt alles, legte jedoch vor ſeinem Tode noch ein offenes Geſtändniß dahin ab, daß die Wunder, welche ſo viel Aufſehen unter dem Volke gemacht, erdichtet wären, theils von der niklashauſer Genoſſenſchaft, theils von andern, welche dieſe günſtige Gelegenheit zu ihrem Vortheil hätten ausbeuten wollen.

Ein angeblich Stummgeborener, der in Niklashauſen die Sprache wieder erhalten haben ſollte und der ſich ebenfalls unter den Gefangenen befand, bekannte, daß er mit einem Geſellen eins geworden, nach Niklashauſen zu wallen. Da ſie gern Geld erworben hätten, ſo habe er auf dem Wege dahin in Gegenwart der andern Wallfahrer

gar nichts geſprochen, bei ſeiner Ankunft daſelbſt aber auf einmal zu reden angefangen. Dies habe ihm auch wirklich einiges Geld eingebracht. Ein ähnlicher Betrug, zum Theil komiſcher Art, wird von einem Schneiderlein des Biſchacherthals erzählt. Er und ſein Weib tranken gern Wein. Da nahm er ſie, die ganz friſch und geſund war, und band ſie hinter ſich auf ſein Pferd, als ob ſie lahm wäre und ſich nicht erheben könne. In dieſem Aufzuge begab er ſich gen Niklashauſen und ermahnte das umſtehende Volk, zu ſchweigen, damit er die Urſache ſeiner Wallfahrt anzeige. Als jedermann hinzulief, begann er: „Mein Weib, die alſo gebunden hinter mir ſitzt, iſt Jahr und Tag an Händen und Füßen lahm geweſen und kein Arzt hat mögen helfen; iſt ihr bei nacht vorkommen, ſie ſolt' ſich gen Niklashauſen mit ſo ſchwer Wachs, als ſie wäre, verheißen; ſobald ſie dahinkäme, würd' ſie gerad' werden. Demnach, liebe Hausfrau", fuhr er, zu dieſer gewendet, fort, „iſt ſolches Geſicht von Gott und hat dir die Mutter-Gottes geholfen, ſo ſpring' herab vom Pferd, geh' in die Kirche und ſag' ihr Dank!" Bei dieſen Worten löſte er die Schlingen, mit denen ſie feſtgebunden war, und das Weib ſprang vom Pferde und ging in die Kirche. Das Schneiderlein aber zog ſeinen Hut ab, ſetzte ihn vor ſich auf den Kirchhof und bat die Umſtehenden, daß ſie ihm ſteuern wollten, damit er ſolch gelobt Wachs mög' kaufen, denn er wäre ein armer Geſell; ohne Hülfe frommer Menſchen möge er ſein Gelübd' nicht leiſten. Da warf jedermann Geld zu, bis der Hut voll war, und damit zog das weinliebende Ehepaar nach Hauſe.

Ein wichtiges Moment zur Charakteriſtik dieſes Aufruhrs iſt die Betheiligung fränkiſcher Edelleute und Vaſallen des Hochſtifts Würzburg an demſelben. Zwar läßt ſich nicht nachweiſen, wie weit ſie auch ſchon vor dem Zuge gegen Würzburg darin verwickelt waren; aber die Thatſache, daß ſie bei dieſem als Anführer auftreten, ſcheint hinzureichen, um ihren Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten zu conſtatiren. Gewiß waren ſie, wenn nicht die Urheber, ſo doch die Hauptbeförderer der politiſchen Richtung in Böhm's Lehren. Derſelbe ſagte im Gefängniß ſelbſt aus, „das is ome die junckern von Stettyn und andere erbar lute gelart und ingegeben hetten". Was dieſe Edelleute dabei beabſichtigten, iſt nicht ſchwer zu errathen. Ohne an die Wunderkräfte des Propheten zu glauben, hielten ſie ſein Auftreten für eine günſtige Gelegenheit, um ſich mancher läſtigen Verbindlichkeiten zu entledigen oder in dem ungewiſſen Laufe der Dinge ſogar eine völlige Unabhängigkeit oder Vergrößerung ihres Beſitzthums und ihrer Macht zu erringen. Schon während der Wallfahrt genoſſen ſie die Früchte ihrer Bemühungen, indem ſie von den reichen Opfern der Wallfahrer einen großen Theil für ſich behielten. „Die erbar lute wolden das habe, wann ſie huben das gelt uff."

Kommen wir nun noch einmal auf Böhm's Lehren zurück. Ihr Zuſammenhang mit denen, welche ſpäter die Bauern auf ihr Kriegspanier ſchrieben, iſt unverkennbar. Jene hatten halb Deutſchland wie mit einem Zauberſchlag in Bewegung geſetzt, und dieſe Bewegung zitterte fort bis zum wirklichen Ausbruch des Bauernkriegs. „Wenngleich unterdrückt, blieb doch das heimliche Gift in der Bauern Herzen und Gemüthern wie das Schuhpech in den Händen der Schuſter hängen. Die flößten es ihren Kindern ein, bis es endlich ausbrach und eine ſo erſchreckliche Wirkung that, daß Land und Leute darüber zu Grunde gingen." Noch im Laufe deſſelben Jahrhunderts zeigen ſich denn auch in Süddeutſchland die Spuren der tiefen Wirkung, welche dieſer erſte Bauernaufſtand hervorgebracht hatte. An verſchiedenen Orten mußten mit Waffengewalt Empörungen niedergeſchlagen werden, welche Forderungen ganz im Geiſte des niklashäuſer Propheten ſtellten. Zuletzt entſtand im Bisthum Speier eine eigene Conföderation der Bauern, welche ſich „Der Bundſchuh" nannte. Dieſe Conföderation verlangte Aufhebung der Klöſter; der Haß gegen die Geiſtlichkeit ſpricht ſich in ihrem Erkennungsreime aus: „Loſet, was iſt nun für ein Weſen?" Antwort: „Wir mögen vor den Pfaffen nit geneſen." Der Bundſchuh ſtellte folgende 12 Artikel auf: 1) keinen Herrn als Gott, den Papſt und den Kaiſer anzuerkennen; 2) wegen Schuld nur vor dem eigenen Richter des Orts zu ſtehen; 3) die Berufung auf das Gericht zu Rottweil abzuſchaffen; 4) geiſtliche Gerichte nur in geiſtlichen Sachen anzuerkennen; 5) Zinſen nur ſo lange zu geben, bis der Zins dem Hauptgut gleichkäme; 6) nur fünfprocentige Zinſen anzuerkennen; 7) jedem Prieſter nur Eine Pfründe zu laſſen; 8) Vogelfang, Fiſchfang, Jagd und Holzung freizumachen; 9) alle unbilligen Steuern und Zölle aufzuheben; 10) den allgemeinen Frieden herzuſtellen; die Friedensbrecher todtzuſchlagen und die Kriegsluſtigen gegen die Ungläubigen zu ſenden; 11) jeden Bundesgenoſſen ſolidariſch

zu beſchützen; 12) dem Kaiſer die Statuten des Bundſchuhs vorzulegen, und wenn er ſie nicht anerkenne, zu den Schweizern zu rücken.

Die Artikel 7—9 ſtimmen mit Böhm's Lehren überein; die übrigen ſind wenigſtens in deren Geiſt gehalten, nur daß man in ihnen den Fortſchritt von unklarem, maßloſem Verlangen zu geläuterten und mit gerechterm Bewußtſein ausgeſprochenen Beſchwerden und Wünſchen anerkennen muß. Genug, die Forderungen, für deren Geltendmachung ſich im Jahre 1525 die Bauernſchaft von ganz Deutſchland erhob, ſind im ganzen nichts anderes, als was ſchon funfzig Jahre früher in Niklashauſen von einem Hirten gepredigt worden war, den Schwärmerei, Fanatismus, verkehrter Freiheitseifer, Trug und Eigennutz irregeführt hatten.

Ueber das Ahnungsvermögen des menſchlichen Geiſtes.

I.

Die Frage, ob der menſchliche Geiſt die Fähigkeit habe, in die Zukunft zu ſehen, d. h. zukünftige Ereigniſſe nicht aus vernünftigen Gründen mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit vorher zu berechnen, ſondern ſie wie durch Eingebung vorherzuſehen, ebenſo die Frage, ob unſer Geiſt nicht auch ausnahmsweiſe das räumlich Getrennte wie durch ein zweites Geſicht zu ſehen vermöge, iſt von den älteſten Zeiten her ſtreitig geweſen. Unter den Philoſophen des Alterthums, von denen wir noch Schriften haben, iſt kaum einer, der ſich nicht mit dieſer Frage beſchäftigt hätte. Von den desfallſigen Schriften der Alten wollen wir nur die Schrift Cicero's „De divinatione" hervorheben, in der er die Frage erörtert, ob eine divinatio, d. h. ein Erkennen des räumlich oder zeitlich Getrennten, nicht durch Verſtandesſchlüſſe, ſondern durch göttliche Eingebung exiſtire. Unzweifelhaft iſt in dieſer Beziehung nur das, daß in der Regel der Menſch nichts wahrnimmt als durch ſeine Sinne, daß er alſo in Bezug ſowol auf den Raum als auf die Zeit hinſichtlich ſeiner Wahrnehmungen den Beſchränkungen unterliegt, welche die Natur des menſchlichen Körpers mit ſich bringt, daß er daher der Regel nach zukünftige Ereigniſſe nicht mit Gewißheit vorherſehen, ſondern darüber nur mehr oder weniger wahrſcheinliche Vermuthungen hegen kann. Wie oft wünſchen wir ſehnlichſt vorherzuſehen, was uns der nächſte Tag, die nächſte Stunde bringen wird, aber vergeblich; unſere Phantaſie freilich iſt an die Grenzen von Raum und Zeit nicht gebunden, ſie kann uns nach unſerer Willkür in die entfernteſten Länder und Zeiten verſetzen, aber wir wiſſen niemals, ob die Wirklichkeit den Gebilden der Phantaſie entſpricht.

Dieſe Beſchränkung des menſchlichen Geiſtes iſt offenbar die Regel; die Frage iſt nun aber, ob es nicht — wenn auch nur ſelten — Ausnahmen von dieſer Regel gibt; ob nicht Fälle vorgekommen ſind, wo Menſchen, gewiſſermaßen befreit von den Beſchränkungen des Körpers, in der That das räumlich oder zeitlich Getrennte geiſtig wahrgenommen haben?

Dieſe Frage nun kann, wie uns dünkt, nicht durch bloßes Raiſonnement entſchieden werden; es muß vielmehr, ſo weit möglich, erfahrungsmäßig feſtgeſtellt werden, ob eine genügende Anzahl beglaubigter Beiſpiele eines ſolchen Ahnungsvermögens oder Zweiten Geſichts vorhanden ſind.

Aber, ſo wird häufig eingewendet, die Annahme eines ſolchen Ahnungsvermögens widerſpricht der Natur des Menſchen und der ganzen von der göttlichen Vorſehung geordneten Beſchaffenheit des menſchlichen Lebens. Wer würde für die Zukunft ſorgen, wenn er die kommenden Ereigniſſe mit Beſtimmtheit vorher wüßte? Als das größte Glück des Menſchen pflegt man mit Recht es zu betrachten, daß die Stunde des Todes eine unbeſtimmte iſt; wie traurig würde es ſein, wenn wir die Zeit unſers eigenen Todes oder des Todes unſerer Angehörigen mit Genauigkeit vorherſehen könnten!

Doch dieſe Gründe beweiſen nur ſo viel, daß das Ahnungsvermögen eine nicht normale Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes ſein würde; man geht offenbar zu weit, wenn man etwas, was nicht der Regel entſpricht, was nicht normal iſt, deshalb auch für unmöglich erachtet; es iſt ein Unterſchied, ob etwas höchſt ſelten, oder ob es gar nicht vorkommt.

Hören wir nun zunächſt die auf eigene Erfahrung gegründeten Urtheile einiger als glaubwürdig und zuverläſſig geachteter Perſonen.

Zſchokke ſagt in ſeiner „Selbſtſchau", Seite 316 der vierten Auflage:

„Ich bemerkte oft beim Beſuch von Fremden die Anregung einer wunderlichen Gattung von Sehergabe, die ich mein inneres Geſicht nannte, die mir aber noch immer räthſelhaft iſt. Beinahe fürchte ich mich, von dieſer ein Wort zu ſagen.

Und doch wäre es ein Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde. Alſo gebeichtet! . . .

„Es begegnete mir zuweilen beim erſtmaligen Zuſammentreffen mit einer unbekannten Perſon, wenn ich ſchweigend ihre Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben mit vielen kleinen Einzelheiten darin, oft nur dieſe oder jene beſondere Scene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich und im Zeitraum weniger Minuten. Währenddeſſen iſt mir gewöhnlich, als wäre ich in das Bild des fremden Lebens ſo völlig verſunken, daß ich zuletzt weder das Geſicht des Unbekannten, in welchem ich abſichtslos las, deutlich mehr ſehe, noch die Stimme des Sprechenden verſtändlich höre, die mir vorher gewiſſermaßen wie Commentar zum Text der Geſichtszüge klang. Ich hielt ſolche flüchtige Viſionen lange Zeit für Tändeleien der Phantaſie, um ſo mehr, da mir die Traumgeſichte ſogar Kleidung, Bewegung der handelnden Perſonen, Zimmer, Geräthe und andere Nebendinge zeigten. Nur um muthwilligen Scherz zu treiben, erzählte ich einmal im traulichen Familienkreiſe die geheimen Geſchichtchen einer Näherin, die ſich eben aus dem Zimmer und Hauſe entfernt haben mochte. Ich hatte die Perſon nie vorher geſehen, aber man erſtaunte und lachte und ließ ſich nicht ausreden, daß ich die Verhältniſſe der Beſprochenen wiſſe; denn was ich geſagt, ſei vollkommene Wahrheit. Nun erſtaunte ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entſpreche. Ich ward aufmerkſamer und wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählte ich denen, deren Leben an mir vorübergegangen war, den Inhalt meiner Traumſeherei, um Widerlegung oder Beſtätigung zu erfahren. Jedesmal aber erfolgte Beſtätigung, nicht ohne Beſtürzung derer, die ſie gaben... Statt vieler Beiſpiele führe ich eins an, welches mich ganz vorzüglich betroffen machte. An einem Markttage in der Stadt Waldshut kehrte ich hier mit zwei jungen Forſtzöglingen (die noch leben) abends im Gaſthof »Zum Rebſtock« ein. Wir ſpeiſten an der Wirthstafel zur Nacht... Einer meiner Bekannten bat mich, einem jungen Manne, der uns gegenüber ſaß, etwas zu erwidern. Gerade das Leben deſſelben war an mir vorbeigeſchwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten würde, wenn ich ihm das Geheimſte aus ſeinem Leben erzählen würde, während er mich ſo wenig kenne als ich ihn... Er verſprach, offen zu geſtehen, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzählte ich, was mir mein Traumgeſicht gegeben, und die ganze Tiſchgeſellſchaft erfuhr die Geſchichte des jungen Kaufmanns, ſeiner Lehrjahre, ſeiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Kaſſe ſeines Principals. Ich beſchrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer mit geweißten Wänden, wo, rechts der braunen Thür, auf einem Tiſch der ſchwarze Geldkaſten geſtanden habe u. ſ. w. Jeden Umſtand beſtätigte der Schwerbetroffene...

„Kein Wort weiter von dieſer ſeltſamen Sehergabe, von der ich nicht einmal ſagen kann, daß ſie mir je genützt habe, die ſich nur ſelten und dann unabhängig von der Macht des Willens und mehrentheils in Beziehung auf Perſonen geäußert hat, an deren Durchſchauung mir wenig gelegen war. Ich bin auch wol nicht der einzige, der in ihrem Beſitz iſt."

Hören wir einige Aeußerungen Goethe's, welche ſich auf unſer Thema beziehen!

Im dritten Theil der „Mittheilungen aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit", Seite 95 der Ausgabe von 1819, erzählt er, wie er im Jahre 1771 von ſeiner Geliebten, Friederike aus Seſenheim, Abſchied genommen habe, und theilt dabei Folgendes wörtlich mit:

„Nun ritt ich (von Seſenheim) auf dem Fußpfade gegen Druſenheim und da überfiel mich eine der ſonderbarſten Ahnungen. Ich ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes, mich denſelben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traum aufſchüttelte, war die Geſtalt ganz hinweg. Sonderbar iſt es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das ich geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall gerade trug, mich auf demſelben Wege fand, um Friederike noch einmal zu beſuchen."

Ferner erzählt Goethe im erſten Theil deſſelben Werkes von ſeinem Großvater (S. 67):

„Was die Ehrfurcht, die wir für dieſen würdigen Greis empfanden, zum Höchſten ſteigerte, war die Ueberzeugung, daß derſelbe die Gabe der Weiſſagung beſitze, beſonders in Dingen, die ihn ſelbſt und ſein Schickſal betrafen." Goethe gibt nun mehrere Beiſpiele von bedeutungsvollen Träumen, die ſein Großvater gehabt habe, und fügt hinzu:

„Bemerkenswerth bleibt es dabei, daß Perſonen, welche ſonſt keine Spur von Ahnungs-

vermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwol in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten."

Der bekannte Schriftsteller Holtei, welchem man gewiß keinen Hang zum Wunderglauben wird zuschreiben wollen, erzählt Bd. V, S. 164 fg. der Mittheilungen aus seinem Leben ein eigenes Erlebniß mit folgenden Worten:

„Bald darauf gingen wir (d. h. er selbst und seine Schwiegeraltern) auseinander, ich in mein Arbeitszimmer. Nun geschah mir etwas Außerordentliches. Ohne mich auf fabelhafte Ausschmückungen einzulassen, will ich nur die schlichte Wahrheit erzählen. Ich stand vor einem Schreibpult, um die Correctur eines der letzten Bogen meiner «Schlesischen Gedichte» zu beginnen. Da sah ich — zum ersten und letzten mal in meinem Leben, daß ich eine Vision hatte —, sah ich vor mir oder glaubte zu sehen, wie Juliens Vater in einem Lehnstuhl saß, vielmehr lag, mit seinem gelben Rock, auf dem eine große Menge Blutflecke leuchteten, zugedeckt und das brechende Auge flehend nach mir gerichtet. Ich empfand nicht eine Spur von Grauen dabei, sondern fragte mich so vollkommen ruhig und besonnen, wie ich jetzt bin, wo ich nach funfzehn Jahren diese Zeilen niederschreibe: «Was ist denn das für ein sonderbares Bild, das dir da in den Sinn kommt?» Wobei doch gewiß bemerkenswerth bleibt, daß ich mich gar nicht wunderte, eben jenes Bild nicht, wie man öfters thut, in meinen Gedanken, sondern vielmehr wirklich, wie außer mir, aufsteigen und mir als etwas Fremdes entgegentreten zu sehen. Ich ließ mich auch weiter nicht stören und ging an meine Arbeit. Nun hörte ich unten im Hofraum ein banges Gestöhn... Ich ging in die Küche, wo ich Stimmen vernahm, und dort lag mein Schwiegervater wie ein Sterbender am Boden. Ich erzählte Julien, welche Erscheinung ich gehabt hatte, und stürzte nach einem Arzt... Als ich nun heimkam und in den Saal trat, wohin man meinen Schwiegervater unterdessen gebracht hatte, lag dieser auf dem wohlbekannten blauen Lehnstuhl lang ausgestreckt; der Arzt hatte ihm eine Ader geöffnet und das reichlich fließende Blut hatte jenen gelben Rock, mit dem sie den fast Unbekleideten zugedeckt hatten, über und über bespritzt. Jetzt erst erschreckte mich die prophetische Vision, die ich gern weggeleugnet haben würde, wenn ich sie nicht noch vor ihrer Erfüllung meiner Frau mitgetheilt hätte. Auch sah mich der Kranke gerade so an, wie mich die Erscheinung angesehen hatte, mit demselben halbgebrochenen Auge. Ich wiederhole, daß ich nie wieder ein ähnliches Gaukelspiel der Phantasie erlebte."

Der bekannte Schriftsteller von Corvin-Wiersbitzky sagt in Bd. IV, S. 354 seiner Lebensbeschreibung wörtlich Folgendes:

„Schon oft habe ich in diesen Blättern davon geredet, daß ich ein großer Träumer bin, und manche Leser werden vielleicht darüber gelacht haben... Es ist aber in der That nicht alles Unsinn, was sogenannte gescheidte Leute, die sich besonders auf ihren nüchternen Menschenverstand etwas einbilden, so zu nennen belieben... Ein Aufsatz von Arthur Schopenhauer über «Träume, Geistererscheinungen und was damit zusammenhängt», den ich erst nach meiner Freilassung kennen lernte, hat mich auf das allerlebhafteste überrascht, denn in demselben werden alle meine Wahrnehmungen als längst beobachtete und richtige bezeichnet.

„Durch den Hunger, die lange Einsamkeit und andere Einflüsse meiner Zellengefangenschaft wurden meine Nerven auf das äußerste gespannt und reizbar, und da mein System schon von vornherein empfänglich war, so bildete sich unter so begünstigenden Umständen mein Traumtalent sehr aus. Ich freute mich stets sehr auf die Nacht, denn während derselben lebte ich ein ganz anderes Leben. Ich lernte in meinen Träumen fremde Menschen und Länder kennen... Mit dem annahenden Morgen nahmen die Träume einen ganz andern Charakter und oft den von Visionen und Offenbarungen an, die den Träumen, welche ich früher als solche bezeichnete, in ihrem Charakter und besonders in Bestimmtheit ganz gleich waren. Mit Personen, die mir theuer und besonders geistig verwandt waren, stand ich fortwährend in einer geheimnißvollen Verbindung. Schrieb zum Beispiel meine Frau an mich, so wußte ich es fast immer, selbst wenn ich keinen Brief erwarten konnte; ja ich hatte oft eine Kenntniß des Inhalts. War der Brief flüchtig geschrieben, dann wußte ich gewöhnlich nichts davon; waren aber, wie aus demselben hervorging, die Gedanken der Schreiberin ganz auf mich concentrirt, dann war meine Kenntniß klar.

„Es thut mir leid, daß ich diese hellen Träume nicht immer aufschrieb, obwol ich viele derselben

in den Briefen an meine Frau erzählte. Einige davon will ich anführen.

„In den letzten vier Jahren meiner Gefangenschaft sah ich weder jemals ein Zeitungsblatt, noch hörte ich irgendjemals eine politische Nachricht. . . So kam es denn, daß ich erst im Jahre 1855 etwas von einem Kriege zwischen Rußland, Frankreich und England hörte. Dessenungeachtet folgte ich doch in meinen Träumen den politischen Ereignissen, obgleich ich keinen Zusammenhang hineinbringen konnte. Ich will nur einige Beispiele geben.

„Einst ging ich an einem großen Palast vorüber. Es war in der Dämmerung und man sah festliche Erleuchtung. Von der Küche aus hörte ich den Oberkoch seine Helfer befehligen und alles war mit den Vorbereitungen zu einer großen Festlichkeit beschäftigt. Ich bin nie in Wien gewesen, allein im Traum wußte ich, daß ich in Wien sei. Zu jener Zeit vermählte sich der Kaiser und an zweihundert politische Gefangene wurden begnadigt.

„In einer andern Nacht war ich in Petersburg. Auf einem großen freien Platze sah ich Rekruten exerciren und überall Kriegsvorbereitungen machen. Es war dies zur Zeit, als der russische Krieg begann.

„Einst führte mich der Traumgott in eine östliche Gegend. Ich befand mich in dem niedrigen ersten Stockwerk eines hölzernen Hauses, dessen kleiner Hof von einem Breterzaun umgeben war. Vom Fenster aus sah ich zu meinem Erstaunen rothröckige englische Soldaten in einer Tirailleurlinie vorrücken. Ich hörte und sah ihre Schüsse, konnte aber den Feind nicht erblicken, da der sanft abgeflachte Rücken eines Hügels die Aussicht hinderte. Die Engländer machten eine Bewegung und verschwanden hinter dem Hügel. Auf ihrem linken Flügel jedoch zunächst dem Gebäude, in welchem ich mich befand, sah ich nun eine geschlossene, merkwürdig aussehende Bataillonscolonne vorrücken, deren Anblick mir am andern Morgen viel zu schaffen machte, da ich durchaus nicht wußte, was ich aus ihr machen sollte, denn die Soldaten sahen aus wie Orientalen, hielten aber doch die beste occidentalische Ordnung. Diese Colonne avancirte wie die Chasseurs d'Afrique in einem regelmäßigen Trab und begleitete ihren Schritt mit einem grunzenden tiefen Laut, der einen eigenthümlich schrecklichen Eindruck machte. Am nächsten Morgen dachte ich, ich sei in Indien gewesen und habe die Engländer im Kriege mit einem der dortigen Völker gesehen, aber diese orientalisch gekleideten Truppen fochten auf derselben Seite wie die Engländer. Wahrscheinlich sah ich ein Bataillon Zuaven, von denen ich damals noch nichts wußte.

„Sehr oft war ich in den Laufgräben vor einer belagerten Festung und sah Truppen marschiren, angreifen, Kanonen aufpflanzen, Bomben fliegen u. s. w. Es war das 1855 und ich quälte einen der mich besuchenden Beamten mit Fragen, was für ein Krieg und welche Festung belagert sei. Daß eine Festung belagert sei, gestand er ein, ließ mich dann aber rathen, ohne mir die Wahrheit zu sagen."

Aehnliche Mittheilungen von mehr oder weniger bekannten und glaubwürdigen Personen würden sich in großer Zahl zusammenstellen lassen, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, in dieser Beziehung Memoiren und Lebensbeschreibungen bekannter Personen zu durchforschen. Wichtiger aber als derartige Mittheilungen einzelner Personen über Selbsterlebtes ist, daß der Glaube an Ahnungen und an das sogenannte Zweite Gesicht seit den ältesten bekannten Zeiten fast bei allen Nationen der Welt existirt hat und sich noch heutzutage bei den verschiedensten Nationen vorfindet. Wir wollen hier nur aufmerksam machen auf die merkwürdigen Mittheilungen, welche der bekannte Reisende Kohl in dieser Beziehung über die Indianer Nordamerikas macht; wer wüßte nicht, daß in ganz Schottland, namentlich aber bei den Hochschotten, der Glaube an das Zweite Gesicht verbreitet ist und daß derselbe Glaube sich in einzelnen Landstrichen Deutschlands, namentlich in Westfalen und der Lausitz, vielfach vorfindet, daß namentlich Landleute und Schäfer, die viel allein sind, im Rufe stehen, derartige Ahnungen und Vorgefühle besonders von Todesfällen zu haben! Freilich pflegt trotz allen derartigen Zeugnissen unsere heutige Wissenschaft in der Regel alle Mittheilungen über Ahnungen vornehm zu ignoriren oder ohne allen Unterschied als völlig absurd zu verwerfen. Vielleicht aber werden die Ahnungen ein ähnliches Schicksal haben wie manche andere Gegenstände der wissenschaftlichen Forschung, z. B. die Meteorsteine. Seit den Zeiten des Alterthums hatte man zahlreiche Mittheilungen über Meteorsteine, die vom Himmel gefallen sein sollten; viele von diesen Berichten waren allerdings fabelhaft, wie z. B. die Mittheilung, Zeus habe einmal Steine vom Himmel regnen lassen, um dem Herakles, welcher in einer

Schlacht ſeine Pfeile verſchoſſen gehabt hätte, Wurfgeſchoſſe zum Kampfe zu liefern; die Naturforſcher des 17. und 18. Jahrhunderts konnten nun die Meteorſteine mit ihren Theorien nicht in Einklang bringen und hielten alle Mittheilungen über dieſelben für Fabeln. Erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſtellte Chladni eine große Anzahl Mittheilungen aus alter und neuer Zeit über den Fall von Meteorſteinen zuſammen; man überzeugte ſich, daß man ſo vielen Berichten doch nicht jeden Glauben abſprechen könne; man fand ferner, daß der Fall von Meteorſteinen doch nicht geradehin unmöglich ſei, und als ſich die beſonnene Forſchung ungeſtört durch Aberglauben und ſpöttiſchen Unglauben dieſem Gegenſtand zugewendet hatte, ergab ſich bald, daß faſt jedes Jahr ein oder mehrere Meteorſteine auf irgendeinem Punkte der bewohnten Erde niederfallen; man hat daher nicht nur mit voller Gewißheit die Exiſtenz der Meteorſteine feſtgeſtellt, ſondern auch ihre Natur wenigſtens einigermaßen aufgeklärt. Vielleicht wird das Schickſal der Ahnungen in der Wiſſenſchaft ein ähnliches ſein. Sie ſind im Gebiet des geiſtigen Lebens eine ebenſo abnorme Erſcheinung als die Meteorſteine im Gebiet der materiellen Natur. Wer jeden Augenblick Ahnungen zu haben erwartet oder wer gar ſeine Handlungen nicht nach den Vorſchriften der Moral und vernünftiger Ueberlegung, ſondern nach dunkeln Ahnungen der Zukunft beſtimmt, der iſt ebenſo unklug, als es ein Menſch ſein würde, welcher täglich erwarten wollte, daß er einen Meteorſtein fallen ſehe oder gar die Beſorgniß hegen wollte, von einem Meteorſtein erſchlagen zu werden.

Uebrigens kann man täglich eine Erfahrung machen, welche faſt mit mathematiſcher Gewißheit zeigt, wie äußerſt ſelten wahrheitsgemäße Ahnungen ſind. In faſt allen größern Staaten Deutſchlands beſtehen Lotterien. Den Spielern kommt alles darauf an, vorher zu wiſſen, auf welches Los ein Gewinn fallen wird; oft genug hört man auch, daß ein Spieler ſich bei der Wahl ſeines Loſes durch Träume oder Ahnungen beſtimmen läßt; aber wenn die Fälle, in denen derartige Ahnungen in Erfüllung gehen, nicht im höchſten Grad ſelten wären, würden die Lotteriedirectionen der verſchiedenen Staaten nicht ſo außerordentliche Gewinne machen, wie ſie thun.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Auguſte Comte und der Poſitivismus.

A. B. — Vor fünf Jahren etwa begegnete mir in Paris in dem Salon des Herrn Fauvety eine in Trauer gekleidete Dame, welche mir die Wirthin mit beſonderer Betonung als die Gattin von Auguſte Comte, dem Verfaſſer der „Philosophie positive", vorſtellte. Dies Buch wurde in jenem Kreiſe ſehr hoch geachtet. Alle ſeine Mitglieder ſannen mehr oder minder einem Plane nach, den ſocialen Verhältniſſen eine neue Baſis zu verleihen; man nannte ſie Socialiſten, obwol ihre Tendenzen nur auf philoſophiſchem Gebiet lagen. Herr Fauvety ſelbſt war Schriftſteller und Herausgeber eines Blattes, welches die Regierung Napoleon's III. zu unterdrücken für gut fand. Jeden Montag Abend verſammelte ſich der Kreis, bald größer bald kleiner, immer jedoch war Madame Comte dabei. Sie ſah leidend aus und hatte in ihrem Weſen etwas Gedrücktes. Obgleich ich ihr vorgeſtellt wurde, ſo vermied ich es doch, auf den Gegenſtand ihres Kummers näher einzugehen, weil mir die Verdienſte ihres verſtorbenen Gatten nicht genugſam bekannt waren, um ſeiner gebührend gedenken zu können. Dazu regte mich noch die neben mir geführte Unterhaltung zu ſehr an, als daß ich mich ihr hätte lange widmen mögen. Es gibt nur Ein Paris, was die Unterhaltung im Salon betrifft. Fein, witzig, belebt fliegt das Wort von dem einen zu dem andern, ein ausdrucksvolles Mienenſpiel begleitet es; das Auge leuchtet, der Mund lächelt, jeder geht in ſeiner Rolle auf. Je begabter die Gäſte ſind, deſto mehr ſprüht es hier und ſprüht es dort von Schlagwörtern und Scherzen, die der Franzoſe leicht in die Unterhaltung zu ſchleudern weiß, ohne dabei je das Maß zu überſchreiten, wodurch ſie verletzend wirken könnten.

Ein ſtarker Band mit dem Titel: „Auguste Comte et la philosophie positive, par E. Littré", ſollte mir dieſe Erinnerung aufs neue in das Gedächtniß zurückrufen. Es war wieder Montag Abend; durch das Gewühl der buntbelebten Boulevards gelangte ich in die ſtillere Straße, wo die Wohnung des Herrn Fauvety lag, und erblickte die ſchwarzgekleidete Dame in der Sofaecke; nun aber ſchlug ich das Buch auf und ein anderes Bild trat vor meine Seele; es zeigte ſich mir der Schlüſſel zu einem Menſchenleben, ſo ernſt, ſo ſtrebſam, ſo feſt dem Ewigen zugewandt, daß es in keiner Phaſe ſeines Daſeins den Kindern der Erde angehört hatte. Auch dieſes Leben hatte ſich in Paris abgeſponnen. Es war eine andere Seite dieſer großen Stadt, worin gerade der, welcher der Einſamkeit bedürftig iſt, am leichteſten einſam ſein kann. Hier hatte Voltaire gelacht, hier Jean Jacques Rouſſeau geweint. Nirgends wohnt Ernſt und Scherz ſo nahe beiſammen wie in dieſem Paris.

Auguſte Comte war dem Knabenalter kaum entwachſen, als Napoleon nach Elba ging und die Rückkehr der Bourbonen die verſchiedenartigſten Empfin-

dungen unter der Maſſe hervorrief. Er beſuchte die Polytechniſche Schule, war ein denkender Kopf, ein tüchtiger Mathematiker und zog ſeine Folgerungen aus dem Gegebenen. So fragte er ſich denn, wozu die Kriege ſeinem Vaterlande genützt? wozu Napoleon dageweſen? wozu Moskau gebrannt und was die Weltgeſchichte den Menſchen lehre? Gegenüber den Begebenheiten des Tags richtete ſich ſein Blick auf das Große, in die Weite. Da verlor ſich der Menſch vor ihm in der Maſſe. Nicht Napoleon's wegen konnten Hunderttauſende geblutet haben. Es mußte dem Gange der Welt eine andere Urſache als das Belieben eines einzelnen zu Grunde liegen, und dieſe Urſache zu erſpähen, wurde fortan ſein Streben.

Im mittäglichen Frankreich geboren, hatte er viel von dem feurigen Temperament des Südländers in ſich. Sein Vater war in Montpellier Verwalter einer öffentlichen Kaſſe und eifriger Katholik. Iſidore Auguſte Marie Xavier Comte wurde ihm am 19. Januar 1798 geboren. Er war ein zartes Kind, klein und blaß, aber ſonſt geſund. In der Schule zeigte er ſich befähigt, aber ungehorſam, und erfuhr deshalb manche Strafe. Von jeher fügte er ſich nicht gern einer Autorität, der er ſich nicht auch geiſtig beugen konnte. In ſeinem funfzehnten Jahre bezog er die Polytechniſche Schule in Paris, allein er verweilte auf dieſer nur zwei Jahre, weil er eine Bittſchrift, die er im Namen ſeiner Mitſchüler aufgeſetzt, in der ſie um die Entlaſſung eines ihnen misliebigen Lehrers gebeten, mitunterzeichnet hatte; er wurde deswegen verwieſen. Dies ſchloß ihn auf immer von einer Laufbahn im Dienſte des Staats aus und verurſachte ſeinen Aeltern großen Kummer. Ihn zu ſtrafen, verweigerten ſie ihm jede fernere Unterſtützung. Auguſte Comte zählte ſiebzehn Jahre, als er in dieſer Weiſe auf ſich ſelbſt angewieſen wurde.

Was er am beſten verſtand, war die Mathematik, und er beſchloß, Unterricht darin zu geben. Allein ein ſo junger Mann ward kärglich für ſeine Mühe bezahlt, ſeine Unerfahrenheit wurde ihm überall in Rechnung gebracht und er ſah ein, daß er mit dem Ertrag ſeiner Stunden ſeine Bedürfniſſe, wie einfach ſie auch wären, nicht beſtreiten könne. So entſchloß er ſich denn widerſtrebend, die Stelle eines Secretärs bei dem reichen Bankier Caſimir Périer anzunehmen, der damals noch nicht ahnte, daß es ihm vorbehalten ſei, Miniſter von Frankreich zu werden. Dies Verhältniß löſte ſich jedoch ſchon nach drei Wochen. Der junge Philoſoph bezeigte dem Geldmann zu wenig Reſpect: er erhielt ſeinen Abſchied. Jetzt bot ſich ihm eine ähnliche, aber paſſendere Stellung bei dem Grafen Saint-Simon dar. Ihn konnte er verehren, ſich ihm unterordnen, ihn lieben; aus ſeinem Schreiber wurde er ſein Schüler, ein inniges Verhältniß verband beide. Saint-Simon arbeitete in jener Zeit gerade an ſeinem Syſtem der allgemeinen Verbrüderung der Menſchen. Das Goldene Zeitalter, erklärte er, ſei nicht an der Wiege des Menſchengeſchlechts zu ſuchen, wo Unwiſſenheit und Roheit geherrſcht, ſondern in die Zukunft zu verlegen, als Ziel und Lohn fortſchreitender Entwickelung. „Vorwärts!“ hieß ſein Wahlſpruch und „Vorwärts!“ rief ihm Auguſte Comte nach. Gemeinſam ſtrebten beide nun, die neue Baſis, auf der ſich ihr Ideal der menſchlichen Geſellſchaft errichten ſollte, zu begründen, und leider ſtellte ſich hierbei eine kleine Differenz zwiſchen ihnen heraus, die ſchließlich Schüler und Meiſter trennte. Auguſte Comte hatte in den Jahren des Zuſammenlebens mit Saint-Simon ſich bedeutend entwickelt; er bot dieſem jetzt die Spitze, er widerſprach ihm; er wollte dieſe und jene Theorie allein aufgeſtellt haben, ſein Meiſter aber ſeine Mithülfe bei ſeinen Arbeiten nicht anerkennen. Bei Gelegenheit des Erſcheinens des „Katechismus der Induſtriellen“ kam dies alles zur Sprache und von da an hörte jede Gemeinſamkeit ihrer Arbeit auf.

Auguſte Comte ſtand nun allein; einſam lebte er ſeinen Gedanken und der ihm widerlichen Sorge für ſeine materiellen Bedürfniſſe. Es waren Jahre der Noth, der Entbehrung und mancherlei Widerwärtigkeiten. Während ſonſt junge Leute ihre Sturm- und Drangperiode im Strudel des Lebens durchkämpfen, richtete ſich bei ihm Sturm und Drang auf das Forſchen nach den Geſetzen, welche das Weltall regieren.

Endlich, im April 1826, fühlte er ſich innerlich ſo weit gereift, um mit ſeiner Theorie des Poſitivismus hervortreten zu können. Er kündigte zu dem Zweck Vorleſungen an und bald füllte eine Reihe ausgezeichneter Namen, zu denen auch die Alexander von Humboldt's und Arago's gehörten, ſeine Liſte. Obwol er erſt achtundzwanzig Jahre zählte, ſo war doch in Paris ſchon vielfach von ihm die Rede und geſpannt erwartete man die Vorträge des jugendlichen Gelehrten, welche den Zweck hatten, das ganze Gebäude des menſchlichen Wiſſens in einen neuen Rahmen zu faſſen.

Allein — das Unglück eilt ſchnell. Die Jahre des Leidens hatten den jungen Mann geiſtig und körperlich erſchöpft, die fortwährende Arbeit ſeine Nervenaufregung geſteigert, die jetzt, wo er vor die Oeffentlichkeit hintreten wollte, ihr Maß überſchritt. So mußte er denn ſchon nach der dritten Vorleſung ſeine Vorträge einſtellen. Dies vernichtete alle ſeine Zukunftspläne. Er hatte ſich in dieſen Jahren verheirathet. Seine junge Gattin war ihm eine treue und würdige Gefährtin, die ſein geiſtiges Streben ehrte und nach ihrer Fähigkeit es theilte. Sie beſaß ein kleines Vermögen, welches ſie in ſeine Hand gegeben, um damit eine große Wohnung einzurichten und Schüler in die Koſt zu nehmen als ein für ihn bequemes Mittel, ſeine Exiſtenz ohne geiſtige Mühe zu ſichern.

Dieſe große Wohnung mußte nun aufgegeben werden; der einzige Schüler, der ſpätere General Lamoricière, ward zu ſeinen Aeltern zurückgeſchickt,

und in zwei kleine Zimmer gebannt, ward die junge Frau die Wärterin ihres geiſteskranken Mannes. Gitter ſicherten die Fenſter. Bei jedem Widerſpruch fuhr er empor, und doch mußte ſie ihm faſt beſtändig widerſprechen, da er an den traurigſten Einbildungen litt, überall Feinde und Widerſacher ſah, die ihm ſein theuerſtes Gut, ſeine Ideen, beneideten und zu rauben ſuchten.

Nichts iſt ſo ſchwer, als ein geiſtiges Beſitzthum zu hüten, und nichts regt mehr auf als die Sorge, ſich in ſeinen Rechten auf dieſen Beſitz gekränkt zu ſehen. Jahre hatten dem jetzt bei ihm herrſchenden Zuſtand vorgearbeitet, und Jahre vergingen, bevor ſein Gehirn ſich wieder beruhigte.

Anfangs verſuchte ſeine Gattin, ihn in einer Maison de santé unterzubringen; allein hier verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand, und da außerdem die Koſten des Aufenthalts ihre Mittel überſtiegen, ſo entſchloß ſie ſich, obwol mit Gefahr ihres Lebens, nach wie vor ſeine Wärterin zu ſein. Als er ſich endlich ſeiner Lage bewußt wurde, kam ihm auch die ſchmerzliche Erkenntniß der verlorenen Zeit, der Jahre, die nie wiederkehren. Allein es entmuthigte ihn nicht. Mit dem gleichen Eifer fuhr er fort, wo er aufgehört, und bedauerte nur, ſo manche Stunde dem Erwerb widmen zu müſſen, die ſeinem großen Werke hätte gehören ſollen, das zu vollenden er nach ſeiner Rechnung noch zwölf Jahre bedurfte. Unter „Philosophie positive“ begriff er das ganze menſchliche Wiſſen; die Theologie und Metaphyſik waren ihm überwundene Standpunkte, weil ſie kein Geſetz in ſich trügen, welches das Phänomen des menſchlichen Daſeins erkläre. Der Poſitivismus träte daher, ſo war ſeine Meinung, von jetzt an an ihre Stelle, weil er die menſchliche Geſellſchaft wie ein Ganzes betrachte — eine Kraft, die ſich in Theile zerſplittere, die aber nur als Ganzes fortſchreite und ewig ſei, während ſie in ihren Theilen vergehe; das Individuum als ſolches habe keine Zukunft. Wer die Weltgeſchichte zu leſen verſtehe, würde den Zweck der Schöpfung darin erkennen, daß ſie die Civiliſation aus der Aſſociation hervorgehen laſſe. Aus dieſem Erkennen entſpringe dann die Nothwendigkeit, für ihre Fortentwickelung neue Bedingungen zu ſuchen, ſowie neue Einrichtungen zu gründen, welche dieſen Zweck befördern könnten.

Vor Auguſte Comte hatte Turgot ähnliche Ideen ausgeſprochen, und Condorcet in ſeinem Werke: „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“, ihm vorgearbeitet; ihm aber war es vorbehalten, auf dieſe Vorgänger geſtützt ein Syſtem aufzuſtellen, welches die einzelnen Fäden zu einem Gewebe, zu einer neuen Wiſſenſchaft geſtaltete.

Wir halten jetzt das Reſultat ſeiner Arbeit in der Hand und wägen die Jahre der Mühen des ſchaffenden Menſchengeiſtes nicht, welcher Ewiges zu hinterlaſſen ſtrebte und in Gottes Werkſtatt zu ſchauen bemüht war. Einſamkeit und Arbeit waren ſeine Begleiter durch das Leben geweſen; als ſie ihn bis an einen Abſchnitt geführt, wo er ausruhen wollte, traf ihn der Tod. Die fürchterlichſte aller Krankheiten, ein Magenkrebs, raffte ihn am 5. September 1857 dahin. Das Atom kehrte ſo in das All zurück, aus dem es ſich zum Individuum erhoben, um ſein Scherflein zur Förderung des Fortſchritts unſers Geſchlechts beizutragen. Eine geheimnißvolle, ihm innewohnende Kraft trieb ihn, das zu thun, was er that, nicht ſelbſtbewußter Wille. So lautete die Theorie von Urſache und Wirkung von Auguſte Comte.

Eine Zahl trauernder Schüler umſtand den kleinen Grabhügel, welcher die Hülle von Auguſte Comte barg; ſie trauerten um das, was die Erde gegeben und was ſie genommen, die ſichtbare Hülle des ewigen Geiſtes.

Quinten.

Unter dieſem ein wenig wunderlich klingenden Titel hat J. S. Tauber eine Sammlung kleiner Gedichte, Sprüche und Aphorismen veröffentlicht: „Quinten. Kleine Gedichte“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864). Sie ordnen ſich in vier doch wieder innerſt zuſammenhängende Reihen: Glauben, Leben, Liebe, Kunſt, und bilden ſo ein Buch praktiſcher Welt- und Lebensweisheit. Bei allem Ernſt und der Geſinnungstüchtigkeit des Dichters fehlt ihm doch die Anmuth und eine Ader des Humors nicht; einzelne ſeiner Sprüche ſind ebenſo wahr wie edel und ſchön ausgedrückt. Wir theilen zur Empfehlung des kleinen liebenswürdigen Buches einige derſelben mit:

Wir ziehn durch eines Gartens Mitte,
Voll Zauber, Duft und Licht;
Wir finden wol des Gärtners Schritte,
Den Gärtner — ſehn wir nicht.

* *

Von allem, was uns Zeit und Schickſal raubt,
Bleibt die Erinnerung nur friſch belaubt;
Das Alter lähmt der Jugend Kraft und Schwung,
Ein Tröſter bleibt uns — die Erinnerung.
Der Herbſt raubt uns des Frühlings reichſtes Blühn,
Erinnerung erhält ihn friſch und grün;
Der tiefſte Schmerz lauſcht einen Augenblick,
Singt die Erinnerung vom einſt'gen Glück. —
O Tod, du raubſt uns alles! Soll allein
In dir kein Fünkchen von Erinn'rung ſein?

* *

Du mußt dich in das reichſte Glück
Gedankenlos verſenken;
Du wirſt nie glücklich, wollteſt du
Des Glückes Grund bedenken.

* *

Horch, hörſt du die Nachtigall ſchlagen?
Wie wunderbar prächtig das klingt!
Soll ich ſie beneiden, beklagen? —
Sie weiß nicht, wie herrlich ſie ſingt!

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Was nun?

Schleswig-Holstein ist befreit — österreichische und preußische Truppen sind bis an die jütländische Grenze vorgerückt. . . Eine Thatsache, die uns alle zum freudigsten Jubel bewegen sollte, wenn nicht das verhängnißvolle Fragezeichen hinter ihr stände. Nach wie vor ist Schleswig-Holstein ein deutsches Schmerzenskind, nach wie vor regieren in Schleswig dänische Beamte. Und noch Eins ist zu alledem gekommen: die Ohnmacht der deutschen Nation. Denn nicht mit Unrecht fand man das eigentlich „deutsche Wesen" schärfer in den Stämmen der Mittelstaaten als in den gemischten Bevölkerungen der beiden Großstaaten ausgeprägt. Die Politik Baierns, Sachsens und der andern mochte etwas von einer Kirchthurmspolitik haben, aber ihre Ziele waren deutsch. In der großen Reactionsepoche, nach den Freiheitskriegen, hätte sich ohne den Widerstand der Kleinen ganz Deutschland in einen österreichischen und preußischen Zwinger verwandelt. Damals gaben die Kleinen wenigstens in der Form nach, sie erkannten die Karlsbader Beschlüsse an; jetzt, in der schleswig-holsteinischen Frage, versuchten sie, Preußen und Oesterreich thatsächlich zu widerstehen; die Mächtigen aber „gingen über sie zur Tagesordnung". Wo ist die deutsche Nation? „In dem verbündeten Heere!" antwortet die österreichische wie die preußische Junkerpartei. Auf ihren Bajonneten schwebt die Entscheidung. Gewehr am Fuß sehen die Sachsen und Hannoveraner in Holstein zu und begnügen sich mit zu spät kommenden Entschuldigungen gegen verübte Gewaltthat. Die preußische Spitze, die Triasidee, der österreichische Reformplan im August des vergangenen Jahres: alles ist in den deutschen Abgrund, den Dichter und Schwärmer „deutsche Einheit" nennen, gesunken; aufrecht ist nur der Dualismus geblieben, die schwarzgelbe und die schwarzweiße Fahne.

Was weiter? fragt sich jeder. Soll der Krieg, der nach Lord Palmerston gar kein Krieg ist und den die Großmächte selbst nur als „Maßregeln gegen Dänemark" bezeichnen, wieder nach blutigen Schlachten mit einem neuen Londoner Protokoll enden? Denn welches Recht, welche Freiheit und Selbständigkeit verbürgte eine Personalunion den Herzogthümern, die nicht im Laufe der Zeit geschmälert, aufgehoben, vernichtet werden könnten? Die Ungarn standen jahrhundertelang in einer Personalunion zu Oesterreich, sind sie darum weniger von den Habsburgern gedrückt und geknechtet worden? Die Dänen sind an Reichthum und Volkszahl zu gering, um für sich allein von ihren Inseln aus die Rolle eines selbständigen Staats spielen zu können. Sie brauchen die jütische Halbinsel bis zur Elbe; sie ist das Piedestal, auf dem sie stehen. Entzieht es ihnen und sie fallen an Schweden. Mit denen verbindet sie die Geschichte, die alte Stammesgemeinschaft, das Meer. Von den Realpolitikern, die freilich weder vor ihrem Parlament noch in den Augen des englischen Unterhauses klar wissen, was sie wollen, wird diese Meinung phantastisch, eine Professorengrille gescholten; aber entweder bleibt die Karte von Europa wie sie ist oder sie erfährt im Norden diese Veränderung. Denn dauernd werden die Erfolge der Großmächte in Schleswig-Holstein nicht sein. Hier kann nur Eine Fahne wehen, die schwarzrothgoldene. Der „Schmerzensschrei" der Schleswig-Holsteiner klingt nun einmal durch das ganze deutsche Land; keine Personalunion mit Dänemark, kein Vertrag, keine Verfassung kann ihn ersticken. Wenn jetzt die verbündeten Heere die Dänen geschlagen und das Land wieder an die Besiegten ausgeliefert haben, wird man zehn Jahre lang von neuen Gewaltthätigkeiten, neuen Bedrückungen — vor allem von neuen Depeschen, Berichten und ähnlichen diplomatischen Schriftstücken hören, bis die langathmige deutsche Geduld die Geduld verloren hat und zu einem abermaligen Feldzug sich rüstet. Zwischen uns und den Dänen gibt es keinen Frieden, solange ein „Dänemark" besteht. Wenn die Geister weniger erregt und erbittert wären, könnte man fragen: warum sollen nicht zwei Volksstämme friedlich auf demselben Erdenfleck leben? Aber diese weltbürgerliche, philosophische Stimmung herrscht weder diesseit noch jenseit des Belt. Der Trieb der Nationalität ist stärker als der humanistische Zug. Möglich, daß einem glücklichern Menschengeschlecht, das dem Ideal allgemeinsamer Brüderlichkeit näher gekommen als wir, unsere Kämpfe und Feindschaften grausam und barbarisch erscheinen werden, wir stehen eben darin und müssen sie ausfechten und leiden. Nur sollten Menschenleben nicht einem Phantasiegebilde geopfert werden wie dieser Personalunion, die beim ersten Sonnenschein der Freiheit in alle Winde zerflattern wird. Nach allem, was bisher geschehen, ist eine Lösung der Frage im nationalen Sinne von den Großmächten nicht zu erwarten; nach allem, was sie schon erduldet, von den Mittelstaaten nicht zu verlangen. Begebt euch alle — natürlich auch ein Vertreter des Deutschen Bundes — sobald als möglich an den grünen Congreßtisch zu Paris und flickt dort die dänische Monarchie nothdürftig wieder zusammen! Da wird doch nur Tinte verspritzt und kein Blut, und kann die Mitwelt auch nicht von euch sagen: „Sieh' da, ein Tapferer von Missunde!" so legt sie sich vielleicht eure photographischen Visitenkarten in ihr Album mit der Unterschrift: „Die Flickschneider von Europa."

Die Thiere und Pflanzen des Gärungsproceſſes.

II.

Der Gärungsproceß iſt nach Paſteur's Anſichten ſtets durch die Anweſenheit organiſcher Weſen bedingt. In ſeiner Abhandlung über die alkoholiſche Gärung hat er gezeigt, daß die Hefenzellen des Biers ſich auf Koſten der ſüßen Flüſſigkeit nähren und ſie durch eine phyſiologiſche Wirkung und nicht durch eine phyſiſche oder chemiſche umwandeln. Die phyſiologiſche Wirkung verbindet ſich in innigſter Weiſe mit den chemiſch verwickelten Erſcheinungen: der Zucker zerſetzt ſich und gebiert nicht nur den Alkohol und die Kohlenſäure, ſondern noch andere Stoffe, als Bernſteinſäure, Glycerin, Zellſtoff, Fettmaterie und zweifelsohne auch andere Körperchen.

Die alkoholiſche Gärung hat nicht die Einfachheit, welche ihr die Chemiker beigelegt haben. Eine gewiſſe Maſſe Zucker gibt nicht nur ein beſtimmtes Maß Alkohol und Kohlenſäure, ſondern auch noch alle die von Paſteur bezeichneten Subſtanzen, deren Zahlenverhältniß je nach dem Ueberſchuß und nach dem Zuſtand der Geſundheit des Gärungsſtoffs verſchieden iſt. Gewiſſe Ingredienzien, welche der zuckerhaltigen Löſung beigefügt werden, begünſtigen das Keimen und die Vermehrung der Hefe, andere unterbrechen ſie. Am förderlichſten erſcheinen Paſteur Ammoniak und phosphorſaure Salze. Höchſt wunderbar aber iſt die Erfahrung, daß friſches Eiweiß die Hefe tödtet, indem ſie wie Gift auf ſie einwirkt. Der Eiweißſtoff des Blutes iſt jedoch der Hefe nicht ſo ſchädlich, weil er wahrſcheinlich von Subſtanzen begleitet iſt, welche den Infuſorien zur Nahrung dienen. Paſteur verſichert, daß überhaupt noch viel Räthſel zu löſen ſind und wir noch ſehr viel lernen müßten, um alle thieriſchen Stoffe zu unterſcheiden, die man gegenwärtig noch unter dem allgemeinen Begriff der Albuminoiden bezeichnet, auf Grund ihrer Aehnlichkeit mit dem Eiweiß.

Die alkoholiſche Fermentation, einmal begonnen, ſetzt ſich in gewiſſer Weiſe ins Unendliche fort, ſobald man dafür ſorgt, daß in der Flüſſigkeit ein Zuckerüberſchuß erhalten bleibt; denn die neu ſich bildenden Hefenzellen nehmen daraus einen Theil ihrer Nahrung.

Der Alkohol und die Kohlenſäure, welche ſich während dieſer Zeit erzeugen, können in gewiſſer Beziehung als die Ausſcheidung dieſer kleinen Weſen betrachtet werden. Somit erhalten wir durch die Thätigkeit der allerniedrigſten Thierſtufe jene uns ſo werthvollen Getränke des Alkohols und des Weins.

Der Alkohol veredelt ſich leicht durch eine zweite Gärung in Eſſigſäure; ebenſo geſchieht die Umwandlung des Weins in Weineſſig durch eine lebendige Gärung. Im Wein nennt man ſie die „Blüte des Weins", im Weineſſig die „Blüte des Weineſſigs" oder „Eſſigmutter".

Es entwickelt ſich auf der alkoholiſchen Flüſſigkeit ein Häutchen im Wege der Umwandlung; es bildet ſich durch die Anhäufung kleiner Pflänzchen die Eſſigmykoderme, welche die Eigenſchaft hat, den Sauerſtoff der Luft zu entnehmen und mit dem Alkohol zu verbinden, um dieſen in Eſſigſäure zu verwandeln. Die Mykoderme des Weins leitet gleichfalls den Sauerſtoff der Luft auf den Alkohol und verwandelt ihn dadurch in Waſſerdampf und Kohlenſäure. Um die Gärung des Weineſſigs abzuſchließen, muß die Blüte der Eſſigſäure auf der alkoholiſchen Oberfläche in Berührung mit der Atmoſphäre bleiben, der ſie ohne Aufhören Sauerſtoff entzieht. Die Mykodermen übertragen auf alles ihre entzündlichen Eigenſchaften, durch die ganze Natur geht der Verbrennungsproceß.

Da jede Gärung ihre eigenthümliche Erſcheinung hat, ſo wollen wir hier noch des Ferments erwähnen, das dazu dient, den Milchzucker in Butterſäure zu verwandeln. Es iſt ein kleines Infuſorium, das in Form von kleinen cylindriſchen Stäbchen, an den Extremitäten abgerundet, einzeln oder kettenartig aneinanderhängt. Dieſe Stäbchen drehen, bewegen und kräuſeln ſich in der Flüſſigkeit und vermehren ſich durch Theilung. Dieſe Thierchen ſind Vibrionen und können wie das Ferment des Alkohols in die Flüſſigkeit geſtreut werden, die nur Zucker, Ammoniak und Phosphate enthält; ſie leben darin und vermehren ſich, indem ſie direct ihre Nahrung aus den kryſtalliſirenden und mineraliſchen Subſtanzen der Flüſſigkeit ziehen; es ſind Weſen, die nicht nur ohne Sauerſtoff leben können, ſondern ſogar von demſelben getödtet werden. Dieſe Eigenſchaft unterſcheidet weſentlich die Mykodermen von den Vibrionen; die erſtern ſind, wie Paſteur ſie uns zeigt, Weſen, die ſich ohne Unterlaß vom Sauerſtoff ernähren und ihn ſofort aus der Atmoſphäre anziehen, ſobald ſie ihn in der Flüſſigkeit nicht mehr finden; die andern tödtet er. Beide Arten von Thieren ſind geeignet, die Zerſetzung der Körper zu beſchleunigen; oft ſind ſie zuſammen bei dieſem Proceß thätig.

Man thue z. B. weinſteinſauern Kalk, phosphirten Ammoniak und Alkalien in Waſſer, ſo wird man nach kurzer Zeit ſich kleine Infuſorien entwickeln ſehen: die Monas, die Bacterien und andere; die kleinen Thiere knospen ſchnell in Gegenwart der Phosphate. Sie entziehen der Flüſſigkeit jeden Sauerſtoff. In dem Augenblick aber, wo er verſchwunden iſt, erſcheinen auch die Fermente, welche ohne Sauerſtoff leben. Das weinſteinſaure Salz iſt bald verſchlungen, wird aber durch einen Niederſchlag von einer Menge von Vibrionen erſetzt. Die Infuſorien, die im Beginn die Maſſe erregten, bleiben auf der Oberfläche und dienen in gewiſſer Beziehung als Schirmdecke gegen den Sauerſtoff der Atmoſphäre, indem ſie verhindern, daß derſelbe ſich in der Flüſſigkeit auflöſt. Je mehr man die Gärung ſtudirt, deſto mehr findet man, daß die Atmoſphäre nur die zweite Rolle in dieſer Erſcheinung ſpielt, welche die

Rückkehr der organiſchen Materie in den Zuſtand der unorganiſchen abſchließt.

Werden die organiſchen Subſtanzen in einer von Keimen nicht erfüllten Luft aufbewahrt, ſo erhalten ſie ſich unverdorben nicht nur wochen-, ſondern jahrelang; ſo hat Ehrenberg ſechs Arten von Vibrionen beſchrieben.

Dieſe Entdeckung Paſteur's erſchließt nicht nur der Chemie, ſondern auch der Phyſiologie und Medicin neue Kreiſe; ſelbſt für die Induſtrie kann ſie außerordentlich wichtig werden. Paſteur vergleicht den Gärungsproceß mit der Reſpiration der lebenden Weſen. „Die Blutkügelchen", ſagt er, „ſind zwar keine organiſirten Weſen, aber es ſind lebende Zellen, welche die Rolle der Mykodermen in unſerm Organismus ſpielen: ſie bemächtigen ſich des Sauerſtoffs in den Lungen und bemühen ſich, ihn gleich dienenden Geiſtern in allen Theilen des Körpers herumzutragen, um je nach verſchiedenen Graden alle Beſtandtheile, welche derſelbe umſchließt, verbrennen zu laſſen. Das Phänomen der Ernährung hat mit den Vibrionen ſeine Analogien, welche des freien Sauerſtoffs nicht bedürfen."

In einer ſeiner Abhandlungen ſpricht Paſteur von dem Einfluſſe, den die atmoſphäriſchen Keime auf den Geſundheitszuſtand der Menſchen ausüben. Die höhern Luftſchichten ſind reiner, daher Bergluft ſo wohlthätig wirkt; die Luft von London und Paris dagegen, wo ſo viel organiſche Materie zerſetzt wird, iſt für Geſundheit und Leben viel gefährlicher.

Die Peſt, die Cholera und viele andere Seuchen entſtehen wahrſcheinlich aus Luftſtrömen, welche mit unſichtbaren Infuſorien erfüllt ſind; ſie ſäen gleichſam den Tod unter die Menſchen aus.

Es bleibt uns in einem ſpätern Artikel noch übrig, auf die praktiſchen Fingerzeige aufmerkſam zu machen, welche dadurch für die Conſervirung der Gemüſe und Früchte den Hausfrauen gegeben ſind. Die Theorie der hermetiſch verſchloſſenen Büchſen zur Aufbewahrung von Früchten und Gemüſen hat, wie uns ſcheint, durch die Paſteur'ſche Entdeckung an Nutzen gewonnen.

Mangin, der Bleiſtifthändler von Paris.

M. S. — Paris hat eine ſeiner volksthümlichſten Perſönlichkeiten verloren; Mangin, der berühmte Bleiſtifthändler im Sammtwams mit goldenen Quaſten und dem glänzenden Helm auf dem Kopf, iſt todt! Niemand hat es beſſer verſtanden, ſich die Gunſt des pariſer Publikums zu erwerben als er, und — was noch erſtaunenswerther iſt in einer Stadt, wo nur das Neue Reiz hat — ſich dieſelbe während der zwölf Jahre ſeines Straßenlebens zu erhalten. So oft Mangin erſchien, er beluſtigte immer und war einer großen Zuhörermenge gewiß, von denen die meiſten ihm nachher gegen 20 Centimes einen oder mehrere Bleiſtifte abkauften. Wer gegen 2 Uhr nachmittags in die Nähe der Madeleine, des Château-d'eau oder der Place de la Baſtille kam, konnte darauf rechnen, an einem dieſer Orte den großen Mangin zu ſehen; denn Mangin war groß in ſeiner Charlatanerie, aber noch größer in ſeiner Offenheit und Aufrichtigkeit. Die Anmaßung in ſeinen improviſatoriſchen Reden war nicht minder groß, aber ſie beleidigte nicht, das Publikum liebte ſie ſogar, lachte darüber und ermunterte ihn durch Beifallsbezeigungen und durch reichliche Ankäufe von Bleiſtiften.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Paris ging ich gegen 2 Uhr über den Boulevard des Italiens, als inmitten vieler Equipagen plötzlich ein einfaches offenes Fuhrwerk, von zwei Pferden gezogen, die allgemeine Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden anzuregen ſchien. „Mangin! Mangin!" hieß es von allen Seiten; Männer, Frauen und Kinder, alles folgte dem langſam dahinfahrenden Wagen, deſſen Inhaber, einfach gekleidet, die Pferde ſelbſt lenkte, während ſein Diener hinter ihm ſaß, einen mit Wachsleinwand bezogenen Kaſten auf den Knien haltend.

„Das iſt der berühmte Bleiſtifthändler", ſagte mein Begleiter, der Paris ſeit mehrern Jahren bewohnte, „eine pariſer Merkwürdigkeit, welche Sie jedenfalls ſehen müſſen!" Wir waren gerade im rechten Augenblick an der Madeleine angekommen, um die Vorgänge auf und um Mangin's Fuhrwerk genau beobachten zu können. Der Inhaber des kleinen Wagens ſtand jetzt in demſelben, zog über ſeine andern Kleider einen mit reichen Goldtreſſen beſetzten Sammtrock, ſetzte einen Helm mit der ſich darüber in die Luft windenden Schlange auf, ſtellte ſeinen Kaſten mit Bleiſtiften, Medaillen und Photographien, welche alle ſein eigenes Bildniß enthielten, vor ſich hin, ſtrich ſich den ſtattlichen Napoleonsbart und gab ſeinem Diener Vertigris, der ſich indeſſen auch in Sammtkleidung geworfen, ein Zeichen, worauf dieſer aus ſeinem Kaſten eine Drehorgel hervorzog und das Publikum zunächſt mit einer Verdi'ſchen Melodie oder dem beliebten „Baccio" unterhielt. Auf ein zweites Zeichen ſeines Herrn ſtellte Vertigris ſein Spiel und die Umſtehenden ihre Unterhaltung ein; dann klingelte Mangin mit einer kleinen Glocke: ein Zeichen, daß er reden wolle. An jenem Tage ſprach er etwa ſo: „Warum ſehen Sie mich alle ſo verwundert an, meine Herren, als wollten Sie mich fragen, was mein glänzender Anzug, mein Helm, mein Schwert und meine Panzerhandſchuhe bedeuten? Ich will es Ihnen ſagen: Ihre eigene Beſchränktheit und Blindheit haben dieſen Anzug nothwendig gemacht, denn eine unwiſſende Menge kann nur durch Goldſchaum und Flitterſtaat angezogen werden. Es gab eine Zeit, wo ich in einfachem Kleide unter Ihnen erſchien, beſcheiden meine jetzt weltberühmten Bleiſtifte zum Verkauf anbot und hoffte, ihre Güte werde von Ihnen anerkannt und ich mit Ankäufen und Aufträgen belohnt werden. Aber ich wurde bitter enttäuſcht; niemand bekümmerte ſich um mich und meine Waare; ja es gab Tage, wo ich nicht

einen einzigen Bleistift absetzte, wo ich umsonst die Güte derselben allen vier Winden anpries und des Abends ohne einen Pfennig in meine erbärmliche Schlafstätte zurückkehrte. Ein anderer an meiner Stelle wäre unter der Last der Widerwärtigkeiten zusammengebrochen, ich aber war mit Genie begabt. Eines Tags sah ich den Polichinell in seinem lächerlichen Aufzuge vorübergehen. Die Menge — Esel wie Sie alle, meine Herren! — folgte ihm; das brachte mich auf die richtige Fährte, wie man Sie behandeln müsse. Am folgenden Tage erschien auch ich als Bajazzo angezogen mit meinen Bleistiften und hatte so viel Zulauf und Absatz wie sonst in einem ganzen Monat nicht. Jener Tag entschied mein Schicksal; von da an bis auf den heutigen Nachmittag kam ich zu Ihnen in den lächerlichsten Aufzügen und Phantasiecostümen und bin nun ein berühmter Mann, den die Geschichte nicht unerwähnt lassen wird. Mein Name ist Mangin; mein Porträt in dem Anzuge, in welchem ich jetzt vor Ihnen stehe, hängt in allen Tabacksläden; ich verkaufe meine Bleistifte, mache sie selbst und habe dafür die Große Preismedaille auf der Ausstellung in Timbuktu erhalten. Ich wette tausend Francs, daß mir niemand bessere Bleistifte zeigen kann als die meinigen, die ich für 20 Centimes das Stück verkaufe. Sehen Sie her, meine Herren, und überzeugen Sie sich selbst von ihrer Vortrefflichkeit!" Mangin nahm ein dünnes Bret, stieß mit einem seiner Bleistifte kleine Löcher hinein, um die Festigkeit der Spitzen zu beweisen, befestigte ein Blatt Papier darauf und wandte sich anscheinend an jemand in der Menge mit der Bitte um die Erlaubniß, sein Porträt zeichnen zu dürfen, welches er nach einigen Augenblicken dem Publikum zeigte. Ein ungeheueres Gelächter folgte dem Umwenden seines Zeichenblattes, auf dem nun ein riesenhafter Eselskopf sichtbar ward. Dann fuhr er in seiner Rede fort: „Ich war oft nahe daran, Hungers zu sterben, als ich anständig und einfach gekleidet unter Ihnen erschien; seitdem ich aber mit dem Schlangenhelm auf dem Haupt komme, habe ich zweihundert Depots in Paris, frühstücke im Palais-Royal oder bei Mairé in der Rue de la Vair — köstliches Beefsteak, roth und saftig in der Mitte — und trinke zu allen Mahlzeiten Château-Margaux. Sie lachen über mich; das ist mir gleichgültig, denn Sie kaufen von mir. Ich habe Feinde und Verleumder wie jeder große Mann, aber sie sind längst grün und gelb vor Neid geworden, während ich rosig und frisch bin von dem köstlichen Rothwein, den ich alle Tage trinke, während sie sich am Wasser erquicken wie die Gänse, die sie in der That und Wahrheit sind."

Diese Rede, deren Schluß selten variirte, war von einem unübertrefflichen Mienen- und Geberdenspiel und von einem Stimmenwechsel begleitet, der oft plötzlich vom höchsten Tenor in den tiefsten Baß überging, und machte einen so komischen Eindruck, daß sie beständig von schallendem Gelächter begleitet war. Nun kam der eigentliche Geschäftsact. Mangin öffnete seinen zierlichen Kasten und gab den sich massenhaft herzudrängenden Käufern für die Summe von 1 Franc seine Photographie, eine Medaille mit seinem Bildniß und ein halbes Dutzend Bleistifte. Plötzlich schlägt es vom nahen Kirchthurm 3 Uhr. „Drei Uhr!" ruft Mangin, als ob er über die vorgerückte Zeit, die ihn bereits bei irgendeinem andern wichtigen Geschäft finden sollte, erschrocken sei. „Drei Uhr! Der Verkauf ist für heut' geschlossen." Damit zog er seine Amtstracht aus, legte Helm und Waffen ab, schloß seinen Bleistiftkasten zu und verließ als gewöhnlicher Sterblicher seinen Wagen, um sich in eine Restauration in der Nachbarschaft zu begeben. Vertigris, der indessen die Geschäftsthätigkeit seines Herrn beständig mit einem Fortissimospiel auf der Drehorgel begleitet hatte, blieb beim Wagen zurück und machte Anstalt, mit Waaren und Kleidern davonzufahren, den neu hinzukommenden Käufern versichernd, er dürfe nicht mehr verkaufen; nach und nach ließ er sich dann freilich immer bereit finden, noch für 30—40 Francs Bleistifte auszutheilen mit der Bitte, es ja nicht seinem Herrn zu verrathen.

Dies war das tägliche Leben Mangin's, des berühmten Bleistifthändlers, der es den Parisern in tausend Reden vorgehalten, wie Rechtlichkeit, Bescheidenheit und Arbeitsamkeit ohne Berücksichtigung in Paris bleiben und wie dort nur äußerer Flitterstaat, Anmaßung und Unverschämtheit Erfolge haben. Das Publikum fühlte die Wahrheit der strengen Kritik Mangin's und ließ ihn gewähren. Weniger Erfolg hatte er in den Provinzen, wo er in den größern Städten, wie Orleans, Rouen und Bordeaux, auftrat. Paris war sein eigentlicher Schauplatz; dort war er bekannt und beliebt und dort wurde die Nachricht von seinem vor wenig Wochen erfolgten Tode mit Bedauern aufgenommen und ihm die letzte Ehre erwiesen, indem eine überaus zahlreiche Menge sich bei seinem Begräbniß betheiligte.

Briefwechsel.

— G. H. in Darmstadt. Dürfen die „Unterhaltungen" nicht bald wieder einen Artikel von Ihnen erwarten?

— W. G. in Salza. Die Erzählung „Vermählt und entrissen" haben wir Ihnen im Sommer des vergangenen Jahres zurückgesandt; eine „Morgenzeitung" erscheint überhaupt nicht in unserm Verlag.

— M. L. in Berlin. Galilei ist in der jüngsten Zeit vielfach Gegenstand poetischer Behandlung geworden. Dramatisch haben A. Glaser und Ernst Meyer seinen Kampf mit der Inquisition darzustellen versucht. Der Roman „Galileo Galilei" von Mathilde Raven zeichnet sich durch genaue Kenntniß des Gegenstandes aus. Das Historische finden Sie am besten bei Alfred von Reumont: „Galilei und Rom" („Beiträge zur italienischen Geschichte", Bd. I), und bei Ph. Chasles: „Galilei, sa vie, son procès et ses contemporains."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 11.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XI. — Ueber das Ahnungsvermögen des menschlichen Geistes. Von K. S. II. — Der Mann mit der eisernen Stirn. Von Karl Neumann-Strela. I. — Das Glück des Lebens. — Gedichte von H. Kletke. 1. Strombild. — Beiblatt: Alexander Petöfi. I. — Die meteorologisch-nautischen Observatorien. — Historische Romane.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XI.

Leise fing die Abenddämmerung an, ihre Schleier über Paris auszubreiten.

Auf dem Rasenplatz neben dem zerstörten Springbrunnen, wo sie gestern mit Marcel geweilt, stand heute Genoveva allein.

Herr Joseph Lecomte war mit seiner Gattin nach Luciennes gefahren zu dem Bankier Lecouteur, einem ihrer Bekannten, der dort neben dem ehemaligen Pavillon der Dubarri einen großen Park und ein schönes Haus besaß. Der Wunsch Marcel's, daß die beiden Freundinnen sich ohne störende Zeugen wiedersehen sollten, hatte sich so durch einen Zufall erfüllt. In der Hoffnung, den Tag allein mit dem Freunde zu genießen, lehnte Genoveva es ab, die Fahrt mitzumachen; auch versuchte es Frau Elisabeth nicht, sie zu überreden. Aber wie so selten entspricht die Wirklichkeit unsern Erwartungen! Marcel war unruhig und zerstreut; auf ihre Plaudereien, wie sie ihr Fest am Sonntag einrichten würden, welche Ueberraschungen sie ihren Gästen zugedacht, ging er nur mit halben Antworten ein, seine Seele war bei Charlotte. Wol empfand Genoveva, daß nicht sie, sondern ein anderes seine Gedanken mit einer gewissen Ausschließlichkeit beherrschte; allein in ihrer unschuldsvollen Neigung, ihrer reinen Phantasie, die noch kein Hauch der Leidenschaft getrübt, stieg die Ahnung nicht auf, daß eines Mädchens Bild in sein Herz eingezogen sei. Ganz heimlich schalt sie auf die bösen Menschen und die kriegslustige Welt, die den geliebten Freund mit sich fortrissen und ihm keine Stunde ungestörten Friedens gönnten. Ihnen schob sie seine Zerstreutheit als Schuld zu, daß er so gar nicht auf ihre Scherze achtete und wiederholt mit unterdrücktem Seufzer nach der Uhr blickte, als eilte der Zeiger viel zu langsam für seine Ungeduld vorwärts. Zugleich aber war es ihr dann, als schwebte, wenn er sich von ihr unbeobachtet glaubte und mit schnellem Blick sie streifte, ein Lächeln über sein Gesicht. Sie mühte sich umsonst, dies Lächeln zu deuten. . . Was hatte er nur vor? Und dann hatte er ihre Hand gefaßt, ehe er fortgegangen, und sie gebeten, ihn vor dem Pavillon zu erwarten; er bliebe nicht lange und kehrte mit einer schönen Gabe für sie heim.

Da stand sie nun, sinnend, die Stirn von den herabfallenden kleinen Locken beschattet.

Wie so kurz war die Spanne Zeit, die zwischen gestern und heute verflossen, und welche

Veränderungen ſchloß ſie doch ein! Das Geſpräch, das ſie geſtern mit Marcel an dieſer Stelle geführt, hatte ſie gereift und ihr Herz geſtählt. Er, den ſie für den Edelſten und Schönſten der Menſchen hielt, hatte ihr die Sorgen, die Noth des Vaterlands, die ihn bekümmerten, vertraut, ſie zu ſich emporgehoben . . . wenn ſie ihn auch darum nicht mehr und zärtlicher liebte, er war ihr näher getreten, er ſah in ihr nicht ein kindiſches, leichtſinniges Mädchen, ſondern eine ebenbürtige Freundin: das erfüllte ſie mit ſtolzer Freude. Konnte er ihr ein beſſeres Zeichen ſeiner Neigung geben als ſein Vertrauen? Zwar wünſchte ſie nicht, ſich in den Kampf der Männer zu miſchen: ihr Weſen ging in der Erfüllung häuslicher Pflichten, in der Schöpfung eines ſtillen Glücks auf; nicht zum Gebieten, zum Gehorchen; nicht für die Schlacht, für den Frieden war ſie geboren; aber es ließ ihr Auge doch freudiger leuchten, daß er ihr mittheilte, was er vielleicht ſeinen beſten Freunden verſchwieg. Mit ganz eigenen Blicken muſterte ſie den Pavillon; darin ſteckte das gefährliche Geheimniß, das jetzt nicht allein Marcel, nein, auch ſie bekümmerte. Wenn nur der „Geiſt" kommen wollte, der den alten François ſo erſchreckt! Der Poltergeiſt, der ſo plötzlich und unerwartet die Ruhe dieſes Hauſes ſtörte! Ohne nur mit den Wimpern zu zucken, würde ſie ihm entgegengetreten ſein. Ja ſie drohte mit ihren ſanften Augen zu den Fenſtern hinauf, die heute alle feſt geſchloſſen waren. Gerade dies beſtätigte Marcel's Verdacht — erkannte ſie doch das Fenſter, deſſen Jalouſien geſtern halb aufgezogen geweſen. Eine Weile lauſchte ſie geſpannt, ob ſich drinnen etwas rege... Dann ſchaute ſie träumeriſch in die lichten, farbigen Abendwolken, in die rothglänzenden Baumwipfel. Auf ihrem Geſicht leuchtete es ſanft verklärend, der Widerſchein ſo vielen Lichts. Ein Vorgefühl der Freude bewegte ihren Buſen... Eine ſchöne Gabe hatte er verſprochen ihr mitzubringen... Was mochte es ſein? Aber da es aus ſeiner Hand kam, wie hätte es ſie nicht entzücken ſollen? Gewann doch die armſeligſte Blume, wenn er ſie ihr darbot, einen unermeßlichen Preis. Und ſo, in Erwartung und Träumen verſenkt, vergaß ſie die feindliche Welt draußen, die Stürme, die dort raſten, und ein Bild ungetrübten Glücks ſtieg vor ihr auf — eine Landſchaft, ſonnig und grün wie der Garten, in dem ſie jetzt weilte, mit langſam dahinfließendem Strom, an deſſen Ufern die Weiden ihre Zweige zu dem Waſſer ſenkten; aus einiger Entfernung ſchimmerten die blanken Fenſter eines Hauſes zu ihr herüber; ſie wandelte ihm an Marcel's Arm zu. . .

Indem hörte ſie ihren Namen rufen. Jählings ſchrak ſie zuſammen; den tiefen, zum Herzen dringenden Klang dieſer Stimme, wie lange es auch her war, daß ſie ihn nicht vernommen, konnte ſie nicht verkennen. Doch ſtand ſie unbeweglich — es mußte eine Täuſchung ſein. Da rief es noch einmal: „Genoveva!" und aus dem Baumgang, der auf den Raſenplatz mündete, trat Charlotte — ſelbſt in ihren beflügelten Schritten war noch Gemeſſenheit. Mit einem lauten Aufſchrei des Entzückens ſtürzte ihr Genoveva entgegen. Herz an Herz lagen ſich beide.

Marcel war unter den Bäumen der Allee zurückgeblieben, um durch ſeine Gegenwart dem erſten Augenblick des Wiederſehens nichts von ſeinem Rauſch und ſeiner Friſche zu nehmen. Der Zauber wird beeinträchtigt, wenn ungeweihte Augen ihn belauſchen. Aber wie hätte er ſich nicht an dem lieblichen Schauſpiel erfreuen ſollen, das die ſich zärtlich umſchlingenden Mädchen unabſichtlich ihm darboten? Ernſter und gehaltener in ihrem Weſen, ſtrich Charlotte nur liebkoſend mit ihrer rechten Hand über Stirn und Locken der Freundin, während ſie mit dem linken Arm deren ſchlanken Leib umfaßte; Genoveva bedeckte das Geſicht Charlottens, die ſich ſanft zu ihr neigte, mit immer neuen Küſſen. Neben ihrer ſtürmiſchen Zärtlichkeit erſchien Charlotte kalt und kühl — ſei es nun, daß ſie gewohnt war, den Ausbruch ihrer Empfindungen zu zügeln, oder daß ihr blutiger, ſchrecklicher Vorſatz das Blut in ihren Adern erſtarren ließ. Je länger Marcel ſie beobachtete, um ſo ſchärfer ſtellte ſich der Gegenſatz der beiden Mädchen heraus — das dunkle Kleid Charlottens hob ſich ſo ſeltſam von dem weißen flatternden Gewand und der blauen Schärpe Genoveva's ab wie die Nacht von dem Tage . . . und jenes ſeltſame Grauen, das ſie ihm auf der Fahrt nach Paris eingeflößt, beſchlich ihn trotz ſeiner Leidenſchaft wieder. Iſt ſie ein Engel oder ein Dämon? Die Frage, die ihn, oft unterdrückt, doch beſtändig ſeit zwei Tagen quälte, war noch immer nicht entſchieden.

Weder Genoveva noch Charlotte ahnten von dieſen Vorgängen in Marcel's Seele. In der erſten Freude hatte keine ſeiner gedacht; nur einmal rief Genoveva aus: „Wem dank' ich das Glück dieſes Wiederſehens? Ach, wem anders als

ihm!" Und Charlotte hatte mit dem Kopf genickt, ſein Name wollte nicht über ihre Lippen. Dann führte Genoveva die Freundin zu einer Ruhebank. . . Was gab es da zu erzählen, zu forſchen, zu fragen! In ihrer Haſt bemerkte Genoveva die Schweigſamkeit Charlottens nicht; ihr Herz war ſo voll, hatte ſich ſo lange nach Mittheilung geſehnt; wie ein Blumenregen ſtrömte nun alles auf die Freundin nieder.

In dem verſchwimmenden Silberduft der Dämmerung lag der Garten. Eine wunderbare Ruhe, ihr ſelbſt unbegreiflich, zog in Charlottens Seele ein; fernab trieben die wilden, unheimlichen Vorſtellungen, in denen ſie ſeit einer Reihe finſterer Tage gelebt. Es ſchien, als zeige ihr die Welt in dieſer Stunde ſtatt des ſchlangenumringelten, ſchmerzvollen Hauptes ein freundliches Antlitz. Die Schauer der Trägödie wichen, die Heiterkeit der Idylle lächelte ſie an. Nicht zum erſten mal, aber lebhafter als je drängte ſich ihr die Betrachtung von der Nichtigkeit und Doppelſeitigkeit des Irdiſchen auf; daß in dieſer Minute, von dieſem Punkte geſehen als Jammer und Elend erſcheint, was in der nächſten ſich in verklärter, ſchimmernder Geſtalt zeigt. Iſt vielleicht im Grunde doch alles nur ein Wahn, eine Täuſchung unſerer Sinne, ein tolles Gaukelſpiel, das außer uns wie in uns gleich mächtig wirkt? Iſt alles Daſein, die Farbe und Form der Welt nur von uns bedingt, von unſern Stimmungen geboren und von ihnen wieder verſchlungen? Draußen Marat und hier Genoveva — neben dem Grèveplatz und der Guillotine ein Garten im Schmuck des Sommers — noch mehr, ſie, eine Mörderin, umſchlungen von den Armen eines unſchuldigen Kindes. . . Den einen treibt dies Räthſel der Welt zum Wahnſinn, auf der Stirn des andern führt es die Wolken der Schwermuth herauf, einen dritten läßt es lachen und die Menſchheit bemitleiden, die dieſe Wandlungen des ewig Einen Bildes für Ernſt nimmt; Charlotten erpreßte es eine Thräne.

Heiß und ſchwer fiel der Tropfen auf Genoveva's Stirn.

„Du weinſt?"

„Könnt' ich mich nur ausweinen an deiner Bruſt! Aber du würdeſt mich nicht verſtehen und ohne mein Herz zu erleichtern, würde ich deins beſchweren."

Noch von dem Kloſter her war Genoveva an ſolche ihr dunkel klingende Ausſprüche der Freundin gewöhnt, für ſie hatten ſie das Auffallende verloren, das ſie ſonſt, bei einem andern Mädchen, darin gefunden. Wie zu einem höhern Weſen hatte ſie zu Charlotte emporgeſchaut und ſich ihr in allem untergeordnet. Im Reden wie im Handeln mußte ſich nach ihrer bewundernden Freundſchaft Charlotte von allen Mädchen unterſcheiden; der idealiſche Reiz dieſer wunderbaren Frauenerſcheinung, der ſie ſelbſt auf dem Verbrecherkarren noch mit einem Glorienſchein umſtrahlen ſollte, übte einen gleich mächtigen Einfluß auf Marcel wie auf Genoveva. Darum ſagte dieſe nur: „Wenn dir ein Leid widerfahren, wirſt du es vergeſſen! Meine Pflegeältern ſind ſo gut, ſo freundlich! Sie und ich, wir werden dich nicht wieder von uns laſſen! Du mußt bei uns bleiben! Es iſt hier viel ſchöner als zu Caen im Kloſter! Du ſollſt Paris ſehen, im Sonnenſchein, an einem heitern Mittag! Oder wir fahren nach Verſailles hinaus, wenn die Waſſer ſpringen. O, denke nur nicht an den kleinen Brunnen vor dem Hauſe deiner Tante oder unſern eingeſunkenen Springbrunnen da drüben, den Herr Lecomte nicht wiederherſtellen laſſen will; nein, da ſpeien Löwen, Drachen und Fröſche, und Arm in Arm ſteigen wir die Terraſſen hinan — früher, hat mir Herr Marcel erzählt, durfte man nicht hinaufgehen, die Schweizer ſtanden dort mit ihren Gewehren. Aber jetzt gibt es keine Könige mehr und keine Schweizerregimenter. Du weißt wol gar nicht, daß Herr Marcel ſie mit beſiegen half?"

„Ich weiß es", beſtätigte Charlotte, die während Genoveva's Geplauder die einſame Thräne an ihrer Wimper getrocknet hatte.

„Wo haſt du ihn kennen gelernt?" fragte neugierig Genoveva. Die tiefer ſinkende Dämmerung verhüllte das Roth, das bei dieſen Worten auf ihre Wangen ſtieg.

Als Marcel mehreremal ſeinen Namen laut im Geſpräch beider nennen hörte, näherte er ſich ihnen. Sein Kommen unterbrach Charlottens Erzählung von ihrem erſten Zuſammentreffen mit ihm in dem Poſtwagen.

„Und das haben Sie mir verſchwiegen?" meinte Genoveva wie mit leichtem Vorwurf zu ihm. „Aber ich will ja nicht ſchelten; hab' ich doch jetzt meine Charlotte wieder — durch Sie!"

So dunkel war es doch nicht, daß nicht Charlotte den leuchtenden Blick hätte bemerken ſollen, mit dem das junge Mädchen dies letzte „durch Sie" begleitete; er offenbarte ihr Genoveva's Liebe zu Marcel. Ein ſchmerzlicher Zug ſpielte um ihre Lippen. So heftete ſich doch etwas wie

ein dunkler Fluch an ihre Ferſen, ſie ſollte die Fackel der Zwietracht in dies friedliche Haus tragen. In unheilbarer, leidenſchaftlicher Verblendung ſchien ſich Marcel von Genoveva ab-, ihr zuwenden zu wollen. Unwiſſentlich hatte ſie an der Freundin einen Raub begangen, ein Herz, das jener gehörte, mit unſeliger Liebe erfüllt. Und in ihrer Ahnungsloſigkeit bat ſie nun gar: „Du verläßt mich nie wieder, Charlotte! Ich bitte dich! Alles, was dir Freude macht, wollen wir erſinnen, nicht, Herr Marcel?“

„Können Sie ſolch rührender Bitte widerſtehen?“ fragte der.

„Was willſt du allein und einſam in der großen Stadt? Hier findeſt du Freunde, Beſchützer, Herzen, die dich lieben. Vor der Sturmflut weilſt du hier wie in einem ſichern Hafen. Wir arbeiten, wir leſen und ſpielen zuſammen Klavier, Herr Marcel erzählt uns, was in der Welt geſchieht, und wir freuen uns jeden Abend, daß wir ungefährdet von den Schlägen des Schickſals, unbekümmert um den Lauf der Welt an unſerm Herd ſitzen und uns lieben.“

Wie Genoveva ſo ſprach, mußte man ſie liebgewinnen. Anmuth und Unſchuld vereinten ſich gleichſam, ſie zu ſchmücken. Sie war aufgeſtanden und hielt beide Hände Charlottens in der ihrigen; jetzt wandte ſie in einer jener unnachahmlich liebenswürdigen Bewegungen, die nur der erſten Jugend gelingen, ihr Geſicht von der Freundin zu dem Geliebten hin, als wollte ſie dieſen fragen: Hab' ich nicht recht?

Unbekümmert um den Lauf der Welt — wie ſo gar nicht entſprach das Charlottens Meinungen und Stimmungen! Aber freilich, hatte nicht Genoveva das beſſere Los gewählt? Iſt es nicht weiblicher, Wunden zu heilen als ſie zu ſchlagen?

„Du ſchweigſt?“ fuhr Genoveva fort. „Willſt du mir widerſtehen? Kommen Sie mir doch zu Hülfe, Herr Marcel, daß wir ſie überreden!“

„Ich muß fort!“ entgegnete Charlotte. „Mein Geſchick ruft mich!“

Einen Schritt wich Genoveva mit leichtem Erſchrecken von ihr zurück, doch faßte ſie ſich ſchnell wieder und ſagte nun auch mit einer Entſchiedenheit, die ihr niemand zugetraut: „So werde ich dich nicht von mir laſſen, in Nacht und Nebel! Du mußt mir beichten! Mich rufen jetzt meine Pflichten als Wirthin ins Haus, Sie haften mir für Fräulein Corday, Herr Marcel, bis ich wiederkomme!“

Und der Freundin noch einen Kuß zuwerfend, entſchwand ſie in dem Laubgang.

Schon war es dunkel geworden und der Mond tauchte in den blaßblauen Wolken auf.

Wortlos blickten ſich Marcel und Charlotte an. Eine Weile ſchimmerte noch das weiße Gewand des enteilenden Mädchens zwiſchen den Schatten der Bäume hervor und mit ſchwermüthigem Lächeln ſagte Charlotte: „Wie glücklich iſt Genoveva! Dieſe Mauern umſchließen all ihre Seligkeit. So war es ſchon im Kloſter. Eine Blume, ein Schmetterling ergötzten ſie tagelang. Darüber hinaus hatte ſie weder Sehnſucht noch Wunſch. Ein ſtiller Sinn und ein beſcheidenes Herz — es ſind die himmliſchen Geſchenke, welche die Vorſehung ihren Lieblingen verleiht.“

Marcel ſchüttelte den Kopf: „Ihren Lieblingen? Iſt Schwäche, iſt Entſagung ein Vorzug? Der edle Menſch ſtrebt für das Allgemeine, für die höchſten Güter, für die Freiheit und das Vaterland ſetzt er ſein Leben ein. Er ſucht nicht in friedlicher Abgeſchiedenheit ein ſelbſtſüchtiges Glück, in dem Wohl ſeiner Mitbürger findet er ſeine Befriedigung. Den meiſten Frauen mag es ziemen, nicht über die Schwelle ihres Hauſes zu ſchreiten, aber die Auserwählten des Geſchlechts ſollten dies Los nicht beneiden. Ihnen fiel eine größere Aufgabe zu, die Männer zu begeiſtern und, wenn es in der Schlacht zu ſinken droht, das Banner des Ideals wieder zu erheben. Sie haben dann in Stunden mehr gelebt als jene in Jahren.“

Die Anſpielung war verſtändlich genug, doch Charlotte wollte ſie nicht beachten. Das eintretende Schweigen hatte etwas Beängſtigendes, und Marcel, der durch ſeine raſche Rede ihr Zartgefühl verletzt zu haben fürchtete, wandte das Geſpräch zum Nächſten: „Die Luft weht kühler; wollen Sie nicht in das Haus treten?“

„Laſſen Sie mich hier, die Stelle iſt ſo ſchön, ſo einſam. In jedem Zimmer laſtet's wie drückende Schwüle auf mir und beklemmt meine Bruſt. Auf einem Felſen möcht' ich ſtehen, hoch über dieſer Stadt, vom Sturm umwittert, von Adlern umkreiſt. Sie ſtarren mich an, als ginge ein Hauch des Wahnſinns über mich hin. Noch bin ich Ihnen ein Räthſel. . .“

„Sie ſind ſchön und anbetungswürdig wie eine der Göttinnen, die in der Schlacht über den Kämpfenden ſchweben.“

„Ein Räthſel —“ wiederholte in ihr Grübeln verloren und vor ſich hinſchauend Charlotte, ohne

auf ſeine letzten Worte zu achten. „Bald werde ich es nicht mehr ſein. Laſſen Sie mein Gedächtniß in die tiefſte Vergeſſenheit ſinken, für uns beide iſt es das Beſte. Es war nicht Ihr guter Stern, der Sie mit mir zuſammengeführt!“

„Haſſen Sie mich denn ſo ſehr, daß Sie ſelbſt die Sterne ſchelten? Die Sterne, die ich ſegnen werde, ſolange ich athme? Niemals ſah ich ein Weib wie Sie, niemals wird mir eins begegnen, das Ihnen gliche. So reich iſt das Leben keines Menſchen, daß er die Erinnerung an eine ſolche Erſcheinung wie einen werthloſen Stein von ſich würfe. Dieſe Augen, ſo ſtrahlend und ſo ſanft, daß ſie Felſen bewegen könnten; dieſe Blicke, welche die heftigſten Bewegungen, nie gekannte Bewegungen, in deren Süße ſich ein unnennbar ſchmerzliches Gefühl miſcht, in meinem Innern erregen, Blicke einer Heldin und eines Engels zugleich. . .“

„Genug, genug!“ Mit ihrer Hand winkte ſie ihm Einhalt und ging, als müſſe auch ſie ſich beruhigen, über den Raſenplatz dem Pavillon zu. Der Mond beſchien das Haus mit dem vollen Glanz ſeiner Strahlen. Ganz leiſe ſtrich der Nachtwind über die Blüten und Spitzen des Graſes, durch die Zweige und Wipfel der Bäume. Ein lindes, weiches Geſäuſel wie verklingende Harfenmuſik. In der Abendſtille der Natur hörte Marcel den lauten, unbändigen Schlag ſeines Herzens. Eine Secunde rang er noch mit ſich ſelbſt, aber ſeine Leidenſchaft war mächtiger als er — gewaltſam riß es ihn fort. Er eilte ihr nach, er ergriff Charlottens Gewand, drückte es an ſeine Lippen. . . Da kehrte ſie ihm ihr Geſicht zu — blaß und geiſterhaft im Schein des Mondes. Ihre Augen umflorte ein Thränenſchleier, eine ſchmerzliche Falte lief über ihre Stirn . . . ein Grauſiges ſprach aus dieſem Antlitz: der Tod. Gebannt in Marcel's Herz blieben die Worte: „Ich liebe dich!“ Selbſt ihr Kleid entglitt ſeiner Hand.

Da ging die Thür in der Mauer; athemlos, vorſichtig noch einen Blick hinter ſich werfend, ſchlüpfte der Baron herein.

Nur ſeinen Schatten ſahen beide über den Raſen fallen.

„Er iſt da!“ flüſterte Charlotte. „Weiß Genoveva, daß er in ihrer Nähe weilt?“

„Nein — aber er muß ſich ihr entdecken!“

„Muß er?“ fragte Pontmartin mit ſeinem ſpöttiſchen Ton; aber er konnte nicht fortfahren, denn Marcel, ihn anſehend und die Verſtörung und Bläſſe des Mannes gewahrend, rief aus: „Sie werden verfolgt, wir ſind verrathen!“

Einen Augenblick wurde es ſo ſtill zwiſchen den dreien, daß man den Fall eines Baumblattes vernehmen konnte.

„Es iſt ſo!“ ſagte dann der Baron. „Die Polizei iſt auf meiner Spur. Der Schuft, der mich geſtern erkannte, wird eine Anzeige gemacht haben. Schon im Palais-Royal ſchlichen mir einige wackere Patrioten nach. Doch es gelang mir, ſie zu täuſchen. Ein Edelmann hat nun einmal eine feinere Naſe als ein Fleiſcherknecht. Geht mir doch mit eurer Gleichheit! Iſt denn nicht alles in der Natur verſchieden? Von einer Gaſſe führte ich ſie zur andern, zuletzt nahm ich einen Fiaker. Und da ſie vermuthlich nur mit Papier, ich aber mit Silber bezahlen kann, fuhren ſie langſamer und hatten das Nachſehen. Es war mir, ſelbſt um den Preis meiner Freiheit, zu werth und angenehm, noch eine Viertelſtunde mit Ihnen zu plaudern, Bürgerin!“

Wie ein kalter Regen ſchlugen dieſe Aeußerungen Pontmartin's auf die hochgeſpannten Empfindungen Marcel's und Charlottens. Jeder Glanz wurde dadurch von ihren idealen Anſchauungen fortgewiſcht. Die nüchterne Wirklichkeit gähnte ſie traurig und ſchrecklich ſtatt himmliſcher Sphären an. Durch den Ton, den der Baron gegen das junge Mädchen gebrauchte, fühlte ſich Marcel nun überdies noch beleidigt und erwiderte gereizt: „Mit Ihrem Leben und Ihrer Freiheit, Herr Baron, mögen Sie nach Gutdünken ſpielen; aber Sie ſollten doch bedenken, daß Ihre Unvorſichtigkeit auch andere, meinen Vater und meine Mutter, gefährdet! Sie ſind unſer Gaſtfreund und ſammeln jetzt das Feuer auf unſerm Dach!“

„Nicht zu hitzig, mein junger Held! Es iſt ſehr möglich, daß man um Mitternacht eine Hausſuchung bei Ihnen hält. . . Man wird ein leeres Neſt finden, keine Spur eines Verdächtigen, und der Bürger Joſeph Lecomte, der erſt neulich zehntauſend Francs zur Ausrüſtung von Freiwilligen geſchenkt, hat das Recht, ſich über die ſchändliche Verletzung ſeiner Wohnung beim Convent zu beklagen. In dem Lärm, der darüber entſteht, wird der Baron Pontmartin verſchwinden wie eine Rauchwolke; keiner weiß, wohin. Hierher mußte ich zurück, um einige Briefe zu holen, die dort oben liegen“ — er zeigte nach dem obern Stockwerk des Pavillons —; „findet man ſie bei mir, hat es weiter nichts zu bedeuten; ſie

dürften nur meine Bekanntſchaft mit Madame Guillotine ſchneller vermitteln, als es im gewöhnlichen Verlauf des Lebens geſchehen wäre; hätte man ſie dort gefunden — bei meiner Ehre, Sie würden die Geliebte Marat's nöthig gehabt haben!"

Damit war er die Stufen zu dem Pavillon hinaufgeeilt, hatte die Thür geöffnet — nun war er drinnen. Seine Bewegungen hatten etwas Blitzartiges.

„Ein ſeltſamer Menſch!" murmelte Marcel vor ſich hin. „Was will er nur von ihr?" Und er ſchaute auf Charlotte, die, einer Statue ähnlich, die Hände auf der Bruſt gefaltet, unbeweglich daſtand mit leiſe zitternden Lippen. In ihrer Erſtarrung zählten ſie die Minuten bis zur Zurückkunft des Barons nicht. Der hatte über ſeinen gelben Rock den braunen Ueberrock gezogen, den er geſtern Abend im Garten „Zur Nation" getragen, als er wieder zu ihnen hinaustrat. Gelaſſen ſchloß er die Thür — bei dem Knirſchen des Schloſſes fuhr Charlotte zuſammen. „Stoß zu!" ſprach ſie halblaut.

„Jetzt wird es dem Ankläger leicht werden", ſcherzte der Baron zu Marcel, „meine Identität nachzuweiſen. Der braune und der gelbe Rock macht nun keine Schwierigkeit mehr. Dieſen Schlüſſel wollen wir in die Röhre des Springbrunnens verſenken; da wird er vielleicht nach hundert Jahren ausgegraben und für eine altrömiſche Merkwürdigkeit aus den Zeiten des ungläubigen Kaiſers Julianus erklärt. So, der liegt gut verborgen! Dieſen Brief geben Sie Ihrem Vater, er enthält meinen Dank für ſeine Freundlichkeit und die Kündigung unſers Contracts! Ich werde den Pavillon nicht mehr beziehen. Bürgerin, was betrachten Sie mich ſo von der Seite? Laſſen Sie uns Frieden miteinander ſchließen! Ich rufe: Es lebe der König! Sie rufen: Es lebe die Republik! Vergangenheit oder Zukunft: vermuthlich wird die eine nicht beſſer ſein als die andere war; ziel- und zwecklos dreht ſich die Maſchine Welt, bis ſie zerbricht. Vermeide ich hier die Guillotine, wird mich in der Vendée eine Kugel treffen. Im übrigen ſeien Sie der kleinen Genoveva eine ſchweſterliche Freundin!"

„Sie täuſchen ſich, mein Herr, wenn Sie glauben, daß ich in dieſem Hauſe bleibe! Ich werde es mit Ihnen verlaſſen."

Pontmartin's Geſicht verfinſterte ſich. „So haben Genoveva's, ſo haben ſeine Bitten" — er deutete auf Marcel — „nichts über Sie vermocht?"

„Nichts! Mein Athem verſengt die, deren Antlitz er trifft! Glücklich die, welche mich nie geſehen!"

„Horch! Hörten Sie nicht Geräuſch jenſeit der Mauer?" flüſterte der Baron dem jungen Mann zu.

Marcel nickte und näherte ſich vorſichtig der alten Pforte mit den vielen eiſernen Riegeln.

Die neunte Stunde war angebrochen und tiefe Dunkelheit herrſchte im Garten.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Ueber das Ahnungsvermögen des menſchlichen Geiſtes.

II.

Wir wollen nun unterſuchen, unter welchen Bedingungen vorzugsweiſe das Ahnen, d. h. das nicht durch die Sinne vermittelte geiſtige Erkennen des zeitlich oder räumlich Getrennten, ſtattzufinden ſcheint. Man hat behauptet, daß daſſelbe vorzugsweiſe bei rohen, ungebildeten Nationen und überhaupt nur bei Menſchen von beſchränkter Verſtandsthätigkeit und Willenskraft vorkomme. Auch iſt es unzweifelhaft, daß, je größer die Bildung einer Nation iſt, deſto ſeltener in der Regel bei ihr von Ahnungen und Vorgeſichten die Rede iſt; indeſſen beweiſt doch ſchon das Beiſpiel von Zſchocke, Goethe, Holtei, daß auch Männer von wahrhaft ausgezeichneten Geiſtesgaben Ahnungen haben können.

Schon Ariſtoteles im zweiten Kapitel ſeiner Schrift über „Weiſſagung im Traum" nimmt an, daß vorzugsweiſe Menſchen von ganz gemeinem Stand die Gabe der Vorausſicht der Zukunft hätten. Er nimmt an, daß Bilder und Ausſtrömungen des in der Zukunft Liegenden zu den Seelen der Schlafenden gelangen, daß aber vorzugsweiſe ſolche Menſchen, deren Verſtandeskraft wenig zum Denken geſchickt, vielmehr öde und leer ſei, geeignet ſeien, die Bilder des Zukünftigen in ihren Geiſt aufzunehmen. Das eigene Denken, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes betrachtet er alſo als etwas, was die ruhige Aufnahme der Bilder des Zukünftigen hemme.

Unſere Anſicht über dieſen Gegenſtand iſt folgende: Das unmittelbare geiſtige Erkennen des zeitlich oder räumlich Getrennten findet, da es dem normalen Geiſteszuſtand widerſtreitet, der Regel nach nur dann ſtatt, wenn der Geiſt weder durch Sinneswahrnehmungen beſchäftigt, noch

durch eigentliche geiſtige Arbeit, namentlich alſo durch lebhaftes Nachdenken, in Anſpruch genommen iſt, wenn alſo die normale Thätigkeit des Geiſtes ruht.

Ein derartiges Ruhen des Geiſtes wird in der Regel in einfachen Lebensverhältniſſen, alſo bei Hirten und Landleuten, die viel allein ſind, eher vorkommen als bei Menſchen, welche in großen Städten in lebhafter, ununterbrochener Thätigkeit und in fortwährendem Verkehr mit andern leben; ſie wird leichter vorkommen bei Perſonen von ruhigem, leidenſchaftsloſem Temperament, als bei ſolchen von heftigem, choleriſchem Charakter. Was weiſſagende Träume betrifft, ſo iſt es ein alter Glaube, daß diejenigen einträfen, die man gegen Morgen träumt. Schon Horaz ſpielt auf dieſen Glauben an. Hiermit ſtimmt auch die von uns mitgetheilte Erzählung des Schriftſtellers Corvin über ſeine eigenen Erlebniſſe überein. Wenn dieſer Glaube in der That auf Wahrheit beruhte, ſo möchte der Grund wol darin liegen, daß gegen Morgen der Geiſt von den Eindrücken des vergangenen Tags weniger eingenommen und freier iſt als in der erſten Hälfte der Nacht. Man hat häufig das Hellſehen durch die Annahme einer momentan krankhaft geſteigerten Schärfe der Sinneswahrnehmungen erklären wollen. Dieſe Erklärung paßt auch auf viele Fälle, aber keineswegs auf alle, z. B. nicht auf den Fall, wo jemand ein erſt in der Zukunft liegendes Ereigniß öfter jahrelang vorherſieht. Man kann daher das Hellſehen, wenn man an deſſen Exiſtenz überhaupt glaubt, nur durch eine beſondere mit der körperlichen Natur des Menſchen nicht weiter zuſammenhängende Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes erklären.

Wir wollen nun kurz einige Urtheile und Mittheilungen der Alten über Ahnungen durchgehen und dann betrachten, in welcher Art man in alter und neuer Zeit ſich bemüht hat, künſtlich Ahnungen hervorzurufen. Bekannt iſt, wie allgemein die alten Griechen an Ahnungen und Vorzeichen glaubten. Eigenthümlich iſt die Theorie, welche nach der Mittheilung Xenophon's in ſeinen „Memorabilien", Bd. I, Kap. 1, Sokrates darüber aufſtellte. Sie geht darauf hinaus, es ſei unzweifelhaft, daß die Götter den Menſchen Vorzeichen geben; der Menſch müſſe ſich daher in allen zweifelhaften Sachen nach derartigen Vorzeichen richten; nur dann, wenn es klar ſei, welche Pflicht dem Menſchen obliege oder wo ſchon die vernünftige Ueberlegung zeige, was man thun müſſe, dürfe man nicht nach Vorzeichen fragen. Sokrates beruft ſich hierbei auf die Worte, welche Homer den Hektor ſagen läßt, als dieſer die Trojaner zum Kampfe führt und ein Wahrſager ihn wegen eines böſen Vorzeichens vom Kampfe zurückſchrecken will: „Ein Wahrzeichen nur gilt: fürs Vaterland müſſen wir kämpfen!"

Eigenthümlich iſt, was die Alten, namentlich Xenophon und Plato, über die Ahnungen des Sokrates berichten. Sokrates behauptet nämlich, oft durch eine Stimme, die er ſein Dämonion (wörtlich das Dämoniſche) nannte, die aber, wenn er mit andern zuſammen war, nur er ſelbſt hörte, gewarnt und von Handlungen abgehalten worden zu ſein, welche, obgleich ſie keineswegs unmoraliſch waren, ihm doch hätten Schaden bringen können.

Plato läßt den Sokrates in ſeiner „Apologie" (Kap. 19) hierüber Folgendes ſagen:

„Davon" (nämlich, daß er keine Staatsgeſchäfte betrieben habe) „iſt, wie ihr mich ſchon oft und an andern Orten habt ſagen hören, Urſache der Einfluß, den ein gewiſſes göttliches und dämoniſches Etwas (eine Stimme) auf mich ausübt, was ja auch mein Ankläger in ſeiner Klageſchrift aufgeführt hat, um es wie in der Komödie lächerlich zu machen. Es hat das aber bei mir ſchon von Kind auf angefangen, ſo zwar, daß ſich eine gewiſſe Stimme kundgibt, die, wenn ſie ſich kundgibt, mir jedesmal von dem, was ich eben im Begriff bin, zu betreiben, abredet; zuredend aber verhält ſie ſich niemals. Das iſt es nun, was ſich mir entgegenſetzt und mir wehrt, Staatsgeſchäfte zu betreiben."

Nach andern Mittheilungen der Alten ſoll z. B. Sokrates, als er einſt im Kriege auf der Flucht nach einer Schlacht an einem Scheideweg angekommen war und den Weg nach der einen Seite einſchlug, während ihm zugeredet wurde, er möge auf dem andern Wege fliehen, geſagt haben: „Das Dämoniſche hindert mich, auf jenem Wege zu fliehen", und es ſoll dann Sokrates auf dem von ihm gewählten Wege glücklich entkommen ſein, während die auf dem andern Wege Fliehenden von den verfolgenden Feinden erreicht und gefangen genommen wurden. Auch erklärte Sokrates nach Xenophon's Mittheilung, die dämoniſche Stimme habe ihn, als er von ſeinen Feinden angeklagt wurde, abgehalten, ſich vor der Gerichtsverhandlung eine Vertheidigungsſchrift anzufertigen.

Wir können in dieſer Stimme nur eine Art Vorgefühl oder Ahnung erkennen, welche den

Sokrates von den an ſich erlaubten Handlungen, die ihm aber hätten Schaden bringen können, abhielt; wenn man an derartige Ahnungen nicht glauben will, ſo mag man die ganze Erzählung des Sokrates von der dämoniſchen Stimme für eine Erdichtung oder Selbſttäuſchung halten; wenn aber in neuerer Zeit behauptet iſt, das Dämoniſche ſei eigentlich das Gewiſſen des Sokrates geweſen, welches ihn von allen ſchlechten Handlungen abgehalten habe, ſo iſt dies eine Anſicht, die mit den Mittheilungen der Alten in directem Widerſpruch ſteht und daher gar keine Beachtung verdient.

Es wird öfters, namentlich von Theologen, die Anſicht ausgeſprochen, die Gabe, die Zukunft vorherzuſehen, ſei vorzugsweiſe frommen und gottesfürchtigen Menſchen als ein Zeichen der göttlichen Gnade zutheil geworden. Dieſe Anſicht können wir nicht theilen. Wahre Frömmigkeit iſt gewiß das Höchſte und Edelſte, was der Menſch erſtreben kann; aber ſo wenig wie die Frömmigkeit ohne weiteres körperliche Geſundheit und Stärke oder Fertigkeit im Zeichnen, Rechnen, der Mathematik u. ſ. w. verleiht, ſo wenig gibt ſie die Gabe, in die Zukunft zu ſehen, welche Gabe übrigens von keinem vernünftigen Menſchen als etwas beſonders Wünſchenswerthes wird angeſehen werden können.

Man hat zuweilen wol angeführt, daß ja die Propheten des Alten Teſtaments die Gabe der Weiſſagung ihrer Frömmigkeit zu danken gehabt hätten; aber es zeugt wahrlich von völliger Unkenntniß des Werths und der Bedeutung von Propheten wie Jeremias oder Jeſaias, wenn man deren Ausſprüche durch das gewöhnliche Hellſehen erklären will.

Von den älteſten Zeiten her aber ſind Verſuche gemacht und werden ſolche bekanntlich noch jetzt gemacht, künſtlich Ahnungen hervorzurufen. Man hat zu dieſem Zweck vielfach geſucht, durch Faſten und Nachtwachen, verbunden mit langer Einſamkeit, auch durch Muſik und auf manche andere Weiſe einen Zuſtand der Exaltation des Geiſtes hervorzurufen. Das in neuerer Zeit am meiſten gebrauchte Mittel iſt aber die Anwendung des animaliſchen Magnetismus geweſen.

Dieſer letztere hat ſeit dem Auftreten Mesmer's vor nunmehr faſt hundert Jahren die Aerzte und Gelehrten faſt der ganzen gebildeten Welt beſchäftigt und hat zu vielfachen wiſſenſchaftlichen Verſuchen, leider aber auch zu zahlloſen Betrügereien und Charlatanerien Anlaß gegeben. Unleugbar iſt zunächſt, daß durch Beſtreichen mit den Händen kranke Perſonen auch gegen ihren Willen, geſunde aber, falls ſie nicht geradezu widerſtreben, in Schlaf verſetzt werden können; es iſt ferner wol unbeſtritten, daß dieſer künſtlich hervorgerufene Schlaf bei manchen Krankheiten, namentlich bei Nervenleiden, eine günſtige Wirkung haben kann. Dies letztere Factum war ſchon vor dem Auftreten Mesmer's nicht ganz unbekannt. Faſt in allen Landſtädten von Norddeutſchland finden ſich Frauen, die, ohne etwas von Magnetismus zu wiſſen, durch Beſtreichen mit den Händen, was ſie Büten oder Böten nennen, Kopfweh und andere Krankheiten zu heilen ſuchen.

Man hat nun aber bemerkt, daß der durch das Magnetiſiren hervorgerufene Schlaf ſich in vielen Beziehungen von dem regelmäßigen Schlaf eines geſunden Menſchen unterſcheidet; daß der Magnetiſirte im Schlaf Fragen, namentlich ſolche, die der Magnetiſeur an ihn richtet, hört und beantwortet, und ferner, daß häufig beim Magnetiſirten der Zuſtand des Somnambulismus oder des ſogenannten Hellſehens eintritt, vermöge deſſen er z. B. erkennt, was in einem ihm vorgehaltenen Briefe geſchrieben iſt, und vermöge deſſen er öfters auch räumlich oder zeitlich getrennte Dinge wahrnimmt.

Wer hat nicht von den zahlloſen Experimenten gehört, die man in Bezug auf das Hellſehen magnetiſirter Perſonen gemacht hat; wer wüßte nicht, daß hierbei oft der ſchamloſeſte Betrug verübt iſt! Aber nicht alle Fälle des durch Magnetiſiren hervorgerufenen Hellſehens laſſen ſich durch Betrug erklären; der magnetiſche Schlaf iſt allerdings ein krankhafter Zuſtand, in welchem die gewöhnliche normale Thätigkeit des Geiſtes und Körpers nicht ſtattfindet und welche daher vorzugsweiſe geeignet iſt, das unmittelbare geiſtige Erkennen oder das Hellſehen eintreten zu laſſen. Aber wer kann, auch ganz abgeſehen von dem ſo häufigen Falle des Betrugs, im einzelnen Falle beurtheilen, ob das, was eine Somnambule über räumlich oder zeitlich getrennte Dinge ausſagt, auf wirklichem Hellſehen oder blos auf der Phantaſie der Somnambule beruht?

Uebrigens iſt es erwieſen, daß der durch Magnetiſiren herbeigeführte Schlaf oft im höchſten Grad ſchädlich für die Geſundheit der Somnambulen iſt, wenn man dieſelbe in dieſem Schlaf durch Fragen irgendwelcher Art ſtört. Die Experimente dieſer Art ſind daher, wenn ſie nicht

rein im Intereſſe der Wiſſenſchaft gemacht werden, für thöricht, ja für durchaus verwerflich zu erachten.

Der große Fortſchritt, den die Naturwiſſenſchaften in den letzten Jahrhunderten gemacht haben, hat ſich bisher weit mehr auf die Kenntniß der Außenwelt als auf die des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Eigenthümlichkeiten erſtreckt. Der Forſchung, welche die noch nicht aufgeklärte Seite des menſchlichen Geiſteslebens zum Gegenſtand hat, ſtehen große Schwierigkeiten entgegen. Was dieſe Forſchung am meiſten hemmt, iſt der Umſtand, daß vielfach recht gebildete, auch gelehrte Männer alle vom Gewöhnlichen abweichenden Erſcheinungen unſers Geiſteslebens mit entſchiedenem Unglauben ohne alle Prüfung verwerfen, in noch höherm Grade aber der Umſtand, daß ſich ſo oft Betrug und Aberglauben in derartige Forſchungen miſchen und ſie im höchſten Grade in Verruf bringen. K. S.

Der Mann mit der eiſernen Stirn.

Von Karl Neumann-Strela.

I.

Johann Kaspar Lavater, der Allerweltsfreund und -Bruder, hat heute ſeinen glücklichſten Tag. In ſein Haus zu Zürich iſt der berühmte Dichter Werther's und Götzen's getreten. Alles drängt herbei, den Apoll im Coſtüm Jeruſalem's zu bewundern, Lavater ob dieſer Freundſchaft zu beneiden. Da erſcheint auch ein Maler, der die Straße von Nürnberg gekommen. Er nennt ſich Preſtel und naht mit der Bitte, Goethe zeichnen zu dürfen.

Zum erſten mal aber in ſeinem Leben wirft bald der Maler entmuthigt die Kreide hin, das Bild will nicht gelingen. Iſt's der Glanz der zwei wunderbarſten Augen, der ihn blendet? Schon fürchtet er, der Vollendung entſagen zu müſſen, ſchon beginnt der Dichter an ſeinem Talent zu zweifeln und ſich fernerer Sitzungen zu weigern; doch der Freund, der die Zeichnung für ſeine Galerie wünſcht, beſteht auf einem weitern Verſuch und Preſtel rafft ſeine Kraft zuſammen, daß Goethe ſelbſt mit ſeinem Lobe nicht zurückhält. Zwar erklärt jener die eigene Arbeit für das Werk eines Pfuſchers, allein der überglückliche Lavater fällt ihm um den Hals und ruft mit Thränen in den Augen: „O du einziger Mann, wie verehre ich deinen unbeugſamen Charakter! Dich machte die größte Mühe nicht wankend! Weißt du, wie ich dich fortan nennen werde? Du biſt der Mann mit der eiſernen Stirn!“

Dieſen Ausſpruch führt er aus. In ſeinen Empfehlungsſchreiben für Johann Gottlieb Preſtel, in ſeinen tauſendfachen Briefſchaften, die, den Maler erwähnend, nach allen Himmelsrichtungen fliegen, ſelbſt in ſeinen Werken redet er von dem Mann mit der eiſernen Stirn.

Hätte Preſtel's Vater noch das Sonnenlicht geathmet und von der ſonderbaren Benennung vernommen, er würde das Haupt geſchüttelt und geſprochen haben: „Das iſt eine alte Sache, das wußte ich lange! Mein Gottlieb war ſtets ein Menſch, der ſeinen aparten Weg ging, da halfen weder Drohungen noch gute Worte.“ Und Gottlieb hätte erwidert: „Da magſt du recht haben, Vater! Es iſt nun einmal ſo gekommen, und ich bin's zufrieden.“

Gewiß, er war es ſein Lebtag zufrieden und befand ſich wohlgemuth dabei, wenn auch die ſorgenden Aeltern von ihrer Armuth und dem goldenen Handwerk redeten. Der Vater war ein Schreiner, das Dörflein Grünebach im Schwabenland ernährte wol den Mann, der tüchtig anzugreifen und ſeine Arbeit verſtand, allein die Münze ging ſchmal genug ein und an ein Sümmchen für die Zukunft konnte er nicht denken. Dennoch hatte er ſeine Freude daran, den Gottlieb mit dem Schurzfell bekleidet in der Werkſtatt zu ſehen, und es verdroß ihn, daß der Junge zuweilen Eiſen und Hobel von ſich warf, um die ſaubere Ofenbank mit einem Stückchen Kreide zu „verſchimpfiren“. Allein Gottlieb konnte ſolchen Gelüſten nicht widerſtehen und nur der höchſte Zorn des Alten machte dieſem „Teufelszeug“ ein Ende. „Nichtsnutz du, ſteckt dir das dumme Ding noch immer im Kopf? Maler, großer Künſtler werden? He?“ „Iſt's nicht heute, dann vielleicht morgen! Ich kann den Gedanken daran einmal nicht aufgeben!“ „So!“ Und der Alte hobelte aus Leibeskräften, ſeinen Verdruß auszulaſſen, aber er ſagte nichts weiter.

Kein Tag ging ſchlafen, an welchem dieſes Geſpräch nicht ſtattgefunden hätte. Es mußte geführt werden, beiden ſchien ſonſt die Nachtkoſt nicht zu munden. Allein Vater Preſtel wälzte ſich oft ärgerlich auf ſeinem Lager herum und auch Gottlieb floh der Schlummer. Das Haus, das Dorf ward ihm zu eng, er wollte in die Welt hinaus, Städte, Menſchen, Kunſtwerke ſehen. Das ſiebzehnte Jahr ſeit ſeiner Geburt war nahe, es durfte ihn nicht mehr in Grünebach erblicken.

Ins Leben hinein, um das Leben zu verſtehen! So war ſein Entſchluß gefaßt; ſchon am nächſten Morgen ſprach er zum Alten davon. Der machte erſt ein Geſicht, als hielt er ſich und die ganze Welt für behext, dann fluchte er, daß die Nachbarn die Köpfe herausſteckten, dann lief er mit der Nachricht zur Alten, die über die Sünden des einzigen Kindes in Krämpfe verfiel. Der Junge anders wie Mann, wie Vater und Großvater! Das war der guten Frau noch nicht vorgekommen, das dünkte ſie gegen alle Vernunft, ja gegen den lieben Herrgott handeln. Sie lief zum Pfarrer, zu Freunden und Bekannten, Rath zu erbitten; ſie ſchalt Gottlieb einen ungerathenen Sohn, ſie drohte mit dem Tode und wollte ihr Ende in der Iller finden. Wer gefaßter dareinſah, war Preſtel senior. Es beruhigte ihn in etwas, daß der Junge ſeinem Ausſpruch nach auch in der Ferne dem Handwerk treu bleiben und der Kunſt nur in den Freiſtunden obliegen wolle. Das hatte er dem Alten geſagt, wol mehr zu deſſen Beruhigung. In ſeinem Kopfe ſpukte hingegen ein anderer Gedanke: den Hobel nur ſo lange zu führen, bis die zur Ausführung ſeines Wunſches erforderliche Summe zuſammen. Aber ſobald kam er nicht davon, denn die Aeltern verſuchten noch einmal alles, ihn zurückzuhalten. Sie hielten ihm ihre Sorge, ihren Kummer, gar die Ausſicht auf einen baldigen Tod vor; ſie ſprachen von Elsbeth, der ſauberſten Dirne im ganzen Dorfe — nichts half, Gottlieb war zum Bleiben einmal nicht zu bewegen. „In meinem Alter ſteckt kein Sohn die Füße mehr unter des Vaters Tiſch", ſagte er, „und es iſt eine Schande, daß ich nicht früher ging. Laßt mich!"

Er trat auf die Straße hinaus. Der Sonnenſchein ſpiegelte ſich in den blanken Knöpfen ſeiner Jacke, die Vögel ſchlugen vergnügt mit den Flügeln. Es war der ſchönſte Frühling im Jahre des Heils 1756. Gottlieb empfand das heute mehr denn je, Wanderluſt ſchwellte ſeine Bruſt. Zu Füßen das plätſchernde Waſſer der Iller, dort der Weg nach Ulm hinzu, droben auf der Höhe die Abtei, vom Felſenſchloß wie von einem alten Wächter überragt — wie mußte es erſt draußen ſein, wenn ſchon hier alles prangte, blühte, duftete! Seine Gedanken weilten bereits in der Ferne, er ſtieg die Berge nachdenklich empor.

Und die Abtei kam näher; jetzt zog Gottlieb die hellſchallende Glocke. Die Pforte ward geöffnet, er ſchritt über den Hof, die ſteinerne Treppe hinan. Eine Thür zeigte ſich; wie er pochte, lud eine Mädchenſtimme zum Eintritt. Das Gemach war eng und von mäßiger Höhe. Der weiße Sand auf dem Boden, die Vorhänge des Betts blitzten gleich friſchgefallenem Schnee, gleich der Schürze des jungen Mädchens, das einem Vögelchen im Käfig Nahrung bot. Vor dem einzigen Tiſche weilte ein Mann. Sein Haar und ſein Bart hatten die Schwärze der Katze in der Ecke, in den Furchen ſeines Antlitzes wohnten Sorge, Gram, Müdigkeit, kein Schimmer von Hoffnung. Er hielt eine Harfe im Arm, noch berührte die Hand die Saiten. Wer waren dieſer Mann und dieſes Kind? Niemand in Grünebach konnte Auskunft geben. Man wußte nur ſo viel: ſie nannten ſich Bruno und Barbara. Da die Klänge ſeines Inſtruments zuweilen durch die Stille der Nacht ſchallten, hieß man ihn „Harfner Bruno"; da ſie im luſtigen Singſang durch die Büſche, über die Fluren ſprang, ward ſie „Sängerin Barbara" genannt. Vor langen Jahren hatte er an die Pforte der Abtei gepocht, Einlaß begehrend; niemals war er wieder herausgetreten. Lebensmüde! ſtand an ſeiner Stirn geſchrieben. Anders war es mit der Tochter. Sie jubelte wie die Lerche, lachte wie der Sonnenſchein, ſprang wie ein Reh die Höhen hinab, hinauf. Bruno ließ ſie gehen, tummeln; er wehrte auch den Kameraden nicht ab, den ſie einſt in die Stube führte. Sie hatten ſich am Waldeshang gefunden, einander lange ins Auge geſchaut und einen Bund geſchloſſen. Beiden hatte es an einem Genoſſen gemangelt, ſeit dieſer Stunde ging ihnen eine neue Welt auf. So verſtrich die Zeit; aus dem Scherz ward Ernſt; ſie liebten ſich und ſagten ſich das ohne Hehl. Weiter dachten ſie freilich nicht, auch nicht daran, den Nächſten ihr Geheimniß zu verkünden — weshalb denn? Ihre Herzen ſchlugen füreinander, ſie waren ſich gut bis in alle Ewigkeit hinaus.

Als Gottlieb jetzt eintrat, rief Barbara: „Sieh' doch meinen Vogel an! Er ſchlägt mit den Flügeln, dich zu grüßen. Was bringſt du ihm? Nichts? Ei, das erſte mal, daß du ohne eine Gabe kommſt!"

Er reichte dem Harfner die Rechte, zuckte die Achſeln und verſetzte: „Mir ſteht heute nicht der Sinn danach, an das Thier zu denken! In meinem Kopfe geht ſo vieles herum, ich will Abſchied nehmen!"

Das Mädchen blickte ihn beſtürzt an. „Abſchied?!" fragte ſie mit zitternder Stimme. Auch

Bruno fragte ſo, aber ſein Ton hatte einen andern Klang.

„Mögt Ihr mich ſchelten, wie es die Aeltern thaten", fuhr Gottlieb fort, „ich fühle, es muß ſo ſein! Das Dorf wird mir zu eng, die Wandervögel rufen, die ziehenden Wolken winken, ich kann nicht länger daheim bleiben!"

Da ſagte der Harfner: „Deine Sehnſucht nach der Ferne kommt ſpät! Trockne die Thränen, Barbara, wir müſſen alle hinaus, um zu lernen! Die Welt iſt der ſtrengſte, beſte Lehrer. Gehe mit Gott, mein Sohn — möchten nur ſanfte Wogen deinen Kahn wiegen!"

Gottlieb küßte ſeine Hand, er war zu bewegt, um ſich des weitern über Hoffnungen und Pläne auslaſſen zu können; nur das Eine ſprach er noch: „Ihr wißt es, welche Gedanken meinen Kopf durchkreuzen, wie ich die Kunſt liebe und das Handwerk laſſen möchte! Mein Wille iſt, dem Hobel nur ſo lange treu zu bleiben, bis der Seckel ſtraff geworden. Dann zögere ich nicht, Pinſel und Farbenbret zu ergreifen, und Ihr ſollt ſehen, daß es mir an Ausdauer und Fleiß nicht fehlen wird!"

Ihn in die Arme ſchließend, erwiderte Bruno: „Daran zweifle ich nicht! Ich kenne deine Stärke! Der Gottesfunke in unſerer Seele läßt ſich beſchwichtigen, aber nicht erſticken. Lebe wohl!"

Dann ging Gottlieb. Das Mädchen gab ihm das Geleit. Schweigend ſchritten ſie die Treppe hinab, über den Hof, durch die Pforte. Schon hatte die Dämmerung ihre Schleier über Berg und Thal gebreitet, der Mond begann ſeine Straße zu wandeln und mit den Fluten der Iller ſein loſes Spiel zu treiben. Die Vögel auf Bäumen und Büſchen ſangen ihr Abendlied, im Sumpfe vergnügten ſich die Fröſche mit weitſchallendem Geplauder. Alles war ſtill ringsumher, Gottlieb hörte Barbara's Herz pochen. Sie hielten ſich feſt umſchlungen, ſie fühlten beide, welch eine Wunde ſein Scheiden ſchlug.

„Denke an mich!" ſagte er, ihr weiches Haar ſtreichend. „Ich werde dich nie vergeſſen!"

„Ich will für dich beten allezeit, damit es dir recht gut geht!"

„Wenn der Winter erſt vorüber, ſollſt du mich wiederſehen!"

„Ach, das iſt lange bis dahin!" rief ſie ſchluchzend.

Er mußte ſeine ganze Kraft zuſammenraffen, um zu verſetzen: „Die Blumen blühen ſchnell wieder. Weißt du nicht, wie bald der Schnee in Grünebach ſchmilzt?"

Sie meinte: „Kehre nur recht früh zurück! Dann iſt es mir einerlei, ob der Schnee fällt, ob die Veilchen duften!"

Der Mondſtrahl ſpiegelte ſich in ihren Thränen, ein leiſer Lufthauch küßte ſie hinweg. Endlich riß Gottlieb ſich los. Sie wollte ihn nicht laſſen, er wehrte mit der Hand und floh den Berg hinab. Einmal nur wandte er das Haupt. Da weilte ſie noch auf derſelben Stelle und hielt ihr Tuch hoch empor.

Als er wieder in die Stube zu den Aeltern trat, war es dunkel und recht ſchweigſam darin. Die Mutter hockte ſtill jammernd in der Ecke, Vater Preſtel ging murrend umher. Gottlieb begann ein Geſpräch, ſtand jedoch ſogleich davon ab, da die Antwort auf ſich warten ließ. So wählte er denn das Beſte: er ſchritt in die Kammer, das Lager aufzuſuchen. Allein kein Schlummer ſenkte ſich auf ſeine Lider herab; er warf ſich von einer Seite auf die andere, dachte an das Scheiden, an Barbara und ſchloß erſt die Augen, als die altersſchwache Uhr auf dem hölzernen Kirchthurm Mitternacht wimmerte. Wie er erwachte, grüßte die Sonne ſchon durch die Scheibe, wie ſeine Hand über das Antlitz glitt, perlten noch Thränen auf ſeinen Wangen.

Die Aeltern warteten bereits mit dem Morgenimbiß. Auch ihre Stirnen kündeten eine durchwachte Nacht. Die Mutter wollte das Frühgebet ſprechen, allein ihre Lippen bewegten ſich nur, ihr Gedächtniß hatte ſie in dieſer Stunde verlaſſen. Schweigend ſetzte man ſich um den Tiſch und erhob ſich wieder, nachdem der alte Preſtel das Zeichen dazu gegeben. Er brachte Ränzel und Knotenſtock herbei, wiſchte ſich über die Augen, nahm eine Priſe und ſagte: „Nun, Alte, laß das Flennen! Das Jammern und Wimmern hält den Jungen doch nicht zurück! Geht's ihm draußen gut, wird es mich freuen, daß er auf die Wanderſchaft gegangen; ſieht er ein, daß es in Grünebach beſſer, kommt er ſicher wieder zu uns! So gehe denn mit Gottes Segen, Gottlieb! Bleibe redlich und gut! Denke immer an den ſchönen Spruch: «Handwerk hat goldenen Boden.» Mit Gott, mein Sohn!"

Aber die Bitte war in den Wind geſprochen: die Mutter ſchüttelte nur den Kopf, weinte und ſchluchzte, als ob ihr einziger in den Krieg zöge. Der Alte brummte zwar darüber und wollte wettern, allein auch er mußte ſich ein über das

andere mal verſtohlen abwenden, die feuchten Wimpern zu trocknen. Gottlieb redete kein Wort. Seine Zunge war ſchwer wie Blei, ſein Herz pochte bis zum Halſe hinauf, der Ränzelgurt drückte gleich einem eiſernen Reif. Lautlos ſank er an die Bruſt der Aeltern, ſchüttelte lautlos ihre Hände und ging davon.

Sein Sinn war ſchwül wie dieſer Tag. Als er die Straße hinunterſchritt, ſah er jeden Baum, jeden Stein mit ganz andern Augen an, hatte er für den Gruß der ihm Begegnenden kaum einen Dank. Schäfer Thomas fragte: „Wohin des Wegs?“ Es koſtete ihm Mühe, mit ſicherer Stimme zu erwidern: „Ins Böhmerland!“ Das ging ſo fort bis zum Abendſonnenſchein. Dann lud eine Schenke zur Raſt; Gottlieb mundete der Trunk und ergötzten die muntern Geſellen, die ihres Feinsliebchens beim ſchäumenden Gebräu gedachten. Gern ſchloß er ſich ihnen an und wanderte in ihrer Mitte von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt.

So kam er nach Prag. Was gab es da alles zu ſehen, zu bewundern! Er riß die Augen auf, ſo weit er konnte; er hielt nur immer den Kopf, als wollte er Gewißheit haben, ob dieſe Herrlichkeiten Wirklichkeit oder Traum. Selbſt die Herberge dünkte ihm ein wahrer Feenſaal, und die Meiſter, die hier Arbeiter ſuchten, waren freundlich wie mit ihresgleichen und boten Summen, wofür man ganz Grünebach hätte erſtehen können. Gottlieb ſchlug in die Hand des Meiſters Chryſander ein und trat in deſſen Haus. Welch ein Geſchäft! Zwölf Hobelbänke und hinter jeder ein Geſelle, eine ganz große Kammer voller Werkzeuge. Bis in die Nacht hinein Sägenklirren und Hammerſchlag; ſelbſt Chryſander mußte angreifen, um alle Aufträge ausführen zu können. Die erſte Zeit dachte Gottlieb an nichts weiter; der Reiz des Neuen ſchien ſeinen Drang zur Kunſt betäuben zu wollen; er war ganz Freude, wenn der Meiſter ſeiner Arbeit lobend erwähnte. Aber ein Sonntag, an welchem er Prag durchkreuzte, reichte hin, Luſt und Liebe zum Handwerk wieder über den Haufen zu werfen. Die Pracht der Schlöſſer, die Gemälde in den Kirchen und Kapellen — dagegen däuchte ihm alles Uebrige winzig; er fühlte ſeinen höhern Beruf von neuem und ſtärker erwachen, er zählte die Stunden bis zum nächſten Feiertag und war der Glückſeligſte, die Schönheiten, die Bilder wieder und wieder beſchauen zu können. Der goldene Boden des Handwerks, die Bitten und Ermahnungen des Vaters — alles war in dieſem Moment vergeſſen. Jetzt oder nie! — Noch aber war der Seckel nicht bis zum Rande angefüllt.

Und nun ging's an die Arbeit, als ſollte alles Erdenkliche bis zur Sonnenwende hervorgebracht werden. Gottlieb war den Genoſſen ſtets voran; Chryſander wußte des Lobes nicht genug. Die Säge knirſchte, der Hobel klapperte Tag und Nacht; der Meiſter verdoppelte den Lohn aus freien Stücken; Gottlieb ſang vor innigſter Freude und häufte lachend Batzen auf Batzen. Da war der Seckel endlich voll, da trat der Geſelle hervor und ſagte: „Nehmt es nicht für ungut, Meiſter, wenn ich gehen will! Ich möchte ein Maler werden. Der Trieb dazu hat ſchon von Kindesbeinen an in mir gelegen, jetzt iſt es Zeit, ihn auszuführen.“

Chryſander fuhr empor, als wäre ſein Stuhl in Brand gerathen. Er ſchlug mit Armen und Beinen um ſich, er hielt Gottlieb für behext und wollte zum Medicus rennen; dann bat, ſchmeichelte er und gab die ſchönſten Worte.

Allein es nützte nichts; Preſtel verabſchiedete ſich von Meiſter und Meiſterin, von den Genoſſen, ließ das Ränzel zurück und begehrte Einlaß bei Herrn Rollenhagen, dem bekannteſten Maler Prags. Ohne Scheu ſprach er den Wunſch aus, ſeinen Unterricht zu genießen. Herr Rollenhagen machte aber ein Geſicht, als hätte er mit einem Thoren zu ſchaffen, zog die Brauen zuſammen, hob die Naſe und fragte endlich ſpöttiſch, da ſich jener nicht abweiſen ließ: „Führt Ihr Pinſel und Farbenbret gleich bei Euch?“

„Weder das eine noch das andere!“ lautete die Antwort. „Auch blieben meine Verſuche in Grünebach zurück. Allein was thut das? Hier iſt Papier, hier ein Blei, erlaubt, daß ich Euch eine Probe gebe!“

„Meinetwegen!“ rief der Maler mit ſichtbarem Verdruß, warf das Gewünſchte auf einen Nebentiſch und fuhr in der Arbeit fort. Gottlieb ging ohne Bedenken ans Werk. Minute auf Minute verrann. Da meldete die Uhr eine volle Stunde. Bei dem letzten Schlage ſprang Preſtel empor und ſagte: „Wenn es beliebt, Herr Rollenhagen?“ Dieſer verließ misvergnügt ſeinen Platz, ſäuberte die Brillengläſer und trat heran. Langſam hob er das Blatt in die Höhe — „Bei der heiligen Jungfrau! Menſch! Seid Ihr ein Tauſendkünſtler? Das bin ja ich, wie ich lebe! Die Augen zum Greifen, und meine Naſe, ſelbſt die Warze

darauf — Junge! Freund! — Wer hat Euch das gelehrt?!"

Gottlieb wiſchte den Schweiß mit der flachen Hand von der Stirn und fragte nur, während ſein Herz zu ſpringen drohte: „Seid Ihr wirklich befriedigt, Herr Maler?"

Rollenhagen's Antwort beſtand darin, daß er ihn in die Arme ſchloß. Dann wünſchte er, Preſtel möge bei ihm Quartier nehmen. Das geſchah ſogleich. Ein Kämmerchen wurde in Stand geſetzt, Gottlieb richtete ſich's ſo behaglich wie möglich ein und fühlte ſich zufrieden und glücklich. Er war der erſte bei der Arbeit, der letzte, welcher dem Raſtglöcklein folgte. Rollenhagen hatte faſt ſeine Noth, dem wißbegierigen Schüler Rede zu ſtehen. War das ein Fragen nach den Werken älterer Meiſter, ein Bitten, ihm die Gemälde in Schlöſſern und Kapellen zu erklären! Das ging von einer Straße in die andere, treppauf und treppab; er wußte in ſeinem Eifer von keiner Ermüdung. In die Wohnung zurückgekehrt, trachtete er dann beim matten Schimmer der Lampe das Geſehene auf das Papier zu bringen und rüttelte den Lehrer nicht ſelten aus dem erſten Schlummer, wenn ihn bei dieſer oder jener Linie ein Zweifel beſchlich.

So zogen das Chriſtfeſt, die kalten Tage vorüber. Als die Sonne den Schnee von den Dächern leckte, ſchritt Herr Rollenbagen gleich einem Verzweifelten im Hauſe umher. Er ließ die Pinſel ruhen, die Speiſen unberührt, er ſeufzte gar wie ein Verliebter. Was war geſchehen? Wollte Brigitte, die Vorſteherin ſeiner kleinen Wirthſchaft, ihn verlaſſen? Ach, wäre es nur das geweſen, darüber hätte er ſich wol getröſtet, aber der Gottlieb — es war das Entſetzlichſte, was ihn treffen konnte! — der Gottlieb wollte wieder fort! Warum? Weil ſeine Batzen verausgabt waren. Der beſte Schüler, der bravſte Freund wünſchte zu ſcheiden. Umſonſt redete Rollenhagen zum Beſten, verſprach, ſelbſt nach ſeinem Tode für ihn zu ſorgen — Preſtel ließ ſich nun einmal nicht länger halten. Er ſagte: „Der Seckel iſt leer. Ich bin noch ein zu großer Stümper, mir meinen Unterhalt erwerben zu können. Habt Dank für Eure tauſendfache Güte, Meiſter! Würde ich Euer Anerbieten ergreifen, wär's mit meiner Liebe zur Kunſt vorbei. Auf eigenen Füßen ſtehen! mein Wahlſpruch. Darum laßt mich ſcheiden! Was Ihr mich gelehrt, iſt auf guten Boden gefallen; ich gehe, in der Stille zu arbeiten, zu erwerben. Glückt es, ſtehe ich nach Jahresfriſt wieder vor Euch, heute aber geſtattet, daß ich Prag verlaſſe."

Und Gottlieb zog nach herzlichſtem Lebewohl ſeine Straße. Prags Thürme glänzten im Schein der Abendſonne, als ſein naſſer Blick auf ihnen ruhte. Dann ſchritt er faſt ohne Raſt der Heimat zu. Je näher er an Grünebach kam, deſto lauter ſchlug ſein Herz; wie die Abtei im Morgenlicht aufſtieg und der erſte Strahl mit den Fluten der Iller koſte, breitete er jauchzend die Arme aus. Nun faſt ſtürmend in das Dorf, in das Aelternhaus hinein. „Kennt Ihr den Gottlieb nicht mehr?" Vater Preſtel entfiel die Doſe, die Mutter verlor im erſten freudigen Schreck die Haube. Jetzt kam das Fragen, Horchen, Rufen: „Preſtel's Gottlieb iſt wieder da!" Alles ſtrömte herbei, den Weitgereiſten zu begaffen. Einigen ſchien er männlicher, altklug, andere muſterten ſeinen Anzug, den erſten Flaum auf der Oberlippe und verſicherten, das müſſe ſo ein echter Taugenichts ſein. Gottlieb ließ ſie reden und denken, er entzog ſich ihren prüfenden Blicken und eilte dorthin, wohin ſein Herz ihn zog. Wie er das Auge aufſchlug, fiel es auf Barbara, die ſchon, vor der Pforte weilend, ſeiner wartete. Ein heller Jubel, ein inniger Kuß, Thränen der Seligkeit — ſogar die Vögelein waren erfreut und muſicirten um die Wette.

„Wußte ich's doch", rief Barbara, den Arm um den Geliebten ſchlingend, „daß du Wort halten würdeſt! Jetzt blühen die Veilchen, jetzt blüht auch meine Wange wieder! Ach, ſie war ſo bleich und ich ſo allein mit dem Vater —!"

Er fragte nach dem Harfner.

Ein Schleier trübte ihren glänzenden Blick. Seufzend verſetzte ſie: „Komm' hinauf, du wirſt ſehen!"

Er folgte. In die Stube tretend, pickte die Uhr, ſchnurrte die ſchwarze Katze. Bruno bot keinen Gruß; er lag auf dem Lager, mit dem Antlitz gegen die Wand. Barbara nahte auf den Fußſpitzen, ſie lauſchte auf den Athemzug des Kranken und ſchüttelte traurig das Haupt. So waren ihm Wochen vergangen. Er ruhte, dachte oder ſchlummerte, ſelten kam ein Wort über ſeine Lippen.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Das Glück des Lebens.

E. Sch. — Als Brugsch auf seiner Wanderung durch das Nilthal vor zehn Jahren zu der einst so gewaltigen Stadt Eileithyia kam, bot ein Araber ihm einen schöngeschnittenen Käfer — einen Fund aus den Ruinen — an, über dem ein Geier mit ausgebreiteten Flügeln schwebte. Käfer und Geier! jener Sinnbild der geheimnißvollen Erdtiefe, dieser der nicht minder geheimnißvollen obern Welt der Felsengipfel, auf denen er nistet, der Lüfte, in denen er kreist — Käfer und Geier zusammen bildliche Träger des Geheimnisses, das in Welt und Menschheit lebt und in den beiden weiblichen Gottheiten der alten Aegypter, Neith und Isis, deren heilige Thiere Käfer und Geier waren, zu höherer Gestaltung gelangte.

„Isis" (Hamburg, Meißner, 1863)*) ist deshalb ein gutgewählter Name für ein Werk, in welchem der Verfasser diesem Geheimniß in Welt und Menschen nachgeht. Das Buch enthält eine Fülle von Wissen, voll tiefgehender Blicke. Wir greifen aus dem reichen Stoff für heute eine Frage heraus, die der Menschheit die wichtigste nicht nur gewesen ist, sondern ewig bleiben wird: die Frage nach dem Glück des Lebens.

Glücklich sein möchte jeder, und die Sage behauptet, in dem Goldenen Zeitalter seien die Menschen ganz glücklich gewesen. Es war die Kindheit der Menschenwelt, und wie nur wenig dazu gehört, ein Kind noch heute vollglücklich zu machen, so brauchten auch jene ersten Menschen wol nur wenig zum Glück. Als sie aber heranwuchsen, kannten die Enkel bald nicht mehr, was die Großväter beglückt; nur das Wort „Glück" war ihnen geblieben als Inbegriff eines behaglichen, von keinem gewaltsamen Eingriff gestörten Lebens. Das gab es nun nicht mehr. Unvermeidliche Zusammenstöße brachen aus, Unfriede und Krieg entstand und zerstörte Eigenthum und Leben. Die einmal erregten Leidenschaften arbeiteten gegeneinander, tödtend, fördernd. Der Glücksbegriff steigerte sich mit den Räumen, welche die Menschen durchmessen lernten. Die Gegenwart war stets die unglückliche, und indem man nach Ursachen suchte, welche das Schwinden des Glücks herbeigeführt, kam man nach dem Verfasser der „Isis" auf den Sündenfall und die Erbsünde, und indem man andererseits die Hoffnung auf eine Wiederkehr des alten reinen Glücks festhielt, auf den Glauben an einen Erlöser. Wir wollen über diese Ansichten mit dem Verfasser nicht rechten. Genug — das Ziel des Lebens blieb immerfort das Glück, und der Mensch sah es einzig und allein im Gelingen dessen, was er erstrebte. Erstrebt aber ward meist nur das behagliche Leben und der Begriff Behaglichkeit wurde mit den fortschreitenden Entdeckungen und Erfindungen ein gesteigerter. Gelang dem Menschen nicht, was er erstrebte, so hielt er sich für unglücklich. Er bedachte nicht, daß alles Streben zahlreichen Misgriffen und hinderlichen Einflüssen ausgesetzt ist, machte auch ungern oder gar nicht die Gegenrechnung, welche Rückert in so schönen Worten andeutet:

Klage nicht, daß dir im Leben
Ward vereitelt manches Hoffen —
Hat, was du gefürchtet eben,
Doch auch meist dich nicht betroffen!

Der Mensch verlangt von dem Leben etwas mehr als nur leben.

„Das Ziel des Lebens", sagt unser Verfasser, „ist nicht das Glück, sondern die Fortbildung der Welt, zunächst in der Menschheit." Wie auch Herder sagt:

Zur Arbeit, Lieb' und zur Vered'lung ward
Das Leben uns gegeben —

und noch schöner Wilhelm von Humboldt:

Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude,
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide!

Wer sein Geschick erfüllt — das ist das rechte Wort! Und dies Geschick ist eben die Fortbildung der Welt. „Diesem Ziel muß sich der einzelne unterordnen, sei's im Glück oder Unglück."

Sag' nicht vom Leben, daß ein Glück es sei,
Auch nicht ein Unglück oder eine Last!
Wenn du es sagst, bist du in dir nicht frei
Und weißt noch nicht, was du am Leben hast.

So fehlt es nicht an den schönsten Lehren, den Menschen auf den Weg zum wahren Glück zu führen, nur folgen ihnen die wenigsten.

Einen dieser Wege wollen wir mit dem Verfasser besonders in Betracht ziehen — die Ehe, in der das Glück mit am häufigsten erstrebt und dennoch am seltensten erreicht wird.

„Würden die Frauen", sagt er, „so offen sein wie die Männer, so würde des Jammers kein Ende sein", und er findet den Hauptgrund in der ungebührlichen Geltendmachung des Einzelwesens, die er eine der stärksten Hemmungen für die Fortbildung der Menschheit nennt. Zweck der Ehe ist aber die Fortbildung des Menschenwerths in beiden. Hauptbedingung ist ihm zur Erreichung dieses Ziels „die freie Liebeswahl in Schließung und Fortbestand der Ehe"; er spricht beherzigenswerthe Worte hierüber, erwähnt den engen Lebenskreis der Jungfrau und die durch ihn beschränkte Wahl, denn niemand kann über seinen Kreis mit Bewußtsein hinauswählen. Die Jungfrau hat sich schließlich meist nur wählen zu lassen und unterdrückt oft, um ihre Bestimmung nicht gänzlich zu verfehlen, die heißesten Wünsche. Auch die weibliche Erziehung faßt der Verfasser ins Auge, die nur „rückständige" Menschen schaffe, die meist nur auf Täuschung berechnet sei, sodaß Irrthum, Enttäuschung und Klage entstehe. „Das Leben wird

*) Vgl. die Artikel „Der Mensch und die Welt" im Jahrgang 1863, Nr. 45 und 46 dieser Blätter. D. Her.

endlich zur Laſt — zu einem Wirken, das nicht die Koſten deckt. Erſt beſtreitet ſie der Vater, ſpäter ſoll es der Ehemann thun, und nach einem ſolchen Manne ſucht die Jungfrau."

Iſt die rückſtändige Frau nun aber in der Ehe, ſo wirkt ihre Einſeitigkeit, die ſich durch Pflegung eben ſolcher Bekanntſchaften fortſetzt, zuletzt auf den Mann und drückt ihn danieder — mehr als die Frau, welche den Druck nicht fühlen kann.

Ein trübes Bild, zu dem Millionen Familien die Geſtalten liefern. Ein Glück noch, daß eben auch Millionen dieſes Elend nicht in der ganzen Größe fühlen, in welcher es vor das Auge des Denkers tritt. Auf der andern Seite verſchuldet freilich der Mann ebenſo oft das Unglück der Ehe.

Schon das Uralterthum beklagt das durch die Untreue des Mannes geſchwundene Glück in zahlreichen Mythen und Sagen. Denn nicht überall wird wie im „Nitiſaſtra" und in der Bibel dem Weibe die Schuld des geſchwundenen Glücks zugemeſſen. In Aegypten war es die Untreue des Oſiris, welcher ſeine Iſis vergaß und ſich zu Nephthys wandte. Dafür erlag der Segensgott dem Zorn des beleidigten Gatten jener, des grimmen Typhon. Iſis aber irrte, trauernd um den Geliebten, wenn auch Schuldigen, durch die Länder, ſeinen Leichnam zu ſuchen und zum Glück der Welt wieder zu beleben. Wie groß ſteht ſie da, mild verzeihend, als ihr Sohn Horus, den Nachſtellungen ſeiner Feinde glücklich entgangen, ſiegreich den Mörder des Vaters gefeſſelt zu ihren Füßen wirft. In thränenvoller Erinnerung hebt ſie ihn auf — er ward ſo ſchwer beleidigt! — und ſpricht zu ihm: „Geh' hin zur öſtlichen Grenze und ſchütze hinfort das Land, dem du den Segner genommen!"

Hat dich je die Welt betrübt,
O ſelig, wer auch dann noch liebt!

Das aber thut das Weib — nicht eine Iſis allein, nicht Ein Weib, ſondern Tauſende von Frauen, und Jean Paul behält Recht, wenn er den Männern zuruft: „Stellt ſittliche Helden ins Feld und Bräute folgen als Heldinnen nach!"

Aber nicht in der Ehe allein, auch auf andern Gebieten ſuchen die Menſchen das Glück.

Je enger die Menſchen in Gemeinden und Staatsverbänden zuſammenrückten und an der Emporgipfelung der großen Pyramide zu arbeiten verpflichtet wurden — alle insgeſammt —, um ſo ſchwerer iſt es geworden, das Glück des Lebens, wie ſich's der Menſch auch denken möge, zu gewinnen. Denn es hängt von der Beſiegung immer zahlreicherer und mächtiger wirkender Hemmungen und Störungen ab. Früher war der Beruf der einzelnen ein ſehr einfacher — Wahl des Berufs entweder gar nicht möglich oder durchaus unnöthig. In Ländern wie Indien und Aegypten konnte der Sohn des Kaufmanns nur wieder Kaufmann, der des Handwerkers nur wieder Handwerker, des Hirten nur Hirt werden, Prieſterſöhne wurden Prieſter, Söhne von Kriegern Krieger. In andern Ländern, wie im alten Germanien, wo keine Kaſten beſtanden, waren Jagd, Fiſchfang, Ackerbau, Krieg die allen gemeinſamen Beſchäftigungen. Die einen zogen hinaus in den Kampf zu Ruhm und Beute, zur Sicherung der Grenzen, um nach Jahr und Tag wieder heimzukehren und die Arbeiten des Friedens aufzunehmen, während nun die Daheimgebliebenen ausrückten. Jeder war gleich tüchtig und gleich gewandt zu allem — dies alles war freilich das Einfachſte menſchlicher Thätigkeit. Daher war Glück in alter Zeit in höherm Grade möglich und auch mehr vorhanden als heute, wo die Verhältniſſe andere geworden.

Unſer Verfaſſer weiſt darauf hin, daß, um glücklich zu ſein, heute nöthig ſei, „die eigenen Fähigkeiten abzuſchätzen und die zu wählende Lebensſtellung zu überſchauen". „Kann das aber der Jüngling?" fragt er. „Sind hierzu nicht ſelbſt die meiſten Aeltern entweder unfähig oder durch ihre Vermögensumſtände verhindert, den Kindern auf den Weg zu helfen, den ſie als den richtigen erkennen?" Daher wird der Beruf nach irgendeinem zufälligen Umſtand gewählt, und wirken nicht eigene Verhältniſſe dazu, welche der Menſch gleichfalls Glück nennt, ſo iſt das Unglück aus verfehlter Wahl des Berufs da. Hierdurch entſtehen aber nicht nur Verluſte für den einzelnen, ſondern auch für die Geſammtheit. Das zeigt ſich beſonders bei großen Staatsumwälzungen. Cromwell und die Männer der erſten Franzöſiſchen Revolution wären im gewöhnlichen Gange des Lebens unten geblieben und hätten zur Fortbildung der Menſchheit nicht gewirkt, wie ſie es nun gethan. In der Gegenwart iſt vor allem in Amerika die Möglichkeit gegeben, die verſchiedenen Lebensſtellungen zu wechſeln und dadurch das Glück des einzelnen und bei geeignetem Streben auch der Geſammtheit zu fördern. So erinnern wir uns aus Franz Löhr's „Aufzeichnungen zur Geſchichte der Deutſchen in Amerika" mancher Fälle, wo Prediger ſich als tüchtige Heerführer auszeichneten und das Sprichwort beſtätigten, daß tüchtige Heerführer auf der Kanzel wie manche gute Prediger in den Reihen der Soldaten ſtehen. Wir in Europa aber leiden noch an einem gewiſſen Kaſtengeiſt, vornehmlich in den höhern Ständen, der die Wahl des Berufs beſchränkt: die Söhne und auch die Töchter ſollen und wollen nicht in Berufskreiſe treten, welche als niedrigere gelten. Das alles ergibt Unglück und Verluſte.

Wer nun aber meint, daß mit richtiger Wahl des Berufs auch das Glück kommen müſſe, irrt gar ſehr. Da hemmen und ſtören die Bewerbungen Gleichgeſtellter, Neid, Anfeindung; auch wird das redlichſte Streben nicht ſelten überſehen von Höherſtehenden. Das alles hindert auch hier die Beſtrebungen, glücklich zu werden, und der Betrachter kommt zu dem betrübenden Schluß: „Im Streben nach Glück durch Lebensſtellung und Beruf ſind die Störungen ſo zahlreich, daß die Mehrzahl jenes Ziel

verfehlen muß und alſo die Unzufriedenheit der einzelnen ſtetig rege gehalten wird."

Mehr Glück ſcheinen die Erfindungen zu verheißen. „Der Erfinder iſt auf dem Wege zum eigenen Glück und arbeitet für die Menſchheit." Aber einmal gelingt nicht jede Erfindung, und ſelbſt die gelungene kommt nicht immer zur Anerkennung. Man rechnet, daß in England unter zwanzig Patenten höchſtens eins eine nützliche und durchführbare Erfindung zur Geltung bringt, und der Verfaſſer führt ein Beiſpiel an, daß eine wichtige Erfindung zur Verbeſſerung der Mähmaſchine dem Erfinder nur 50 Pf. St. einbrachte, dem Käufer ſchon 3000 Pf. St., daß ſie ſpäter aber auf 22000 Pf. St. geſchätzt wurde.

Das iſt ſehr mislich.

Die Schwierigkeiten, welche auch hier zu überwinden ſind, haben ſich im Lauf der Zeiten gleichfalls geſteigert. Theils liegen ſie in der Außenwelt, theils und hauptſächlich in den Strebenden ſelbſt, welche „aus Unkunde des geſchäftlichen Lebens und dem Fremdſein in der Welt, das den meiſten Erfindern anhaftet", der Prellerei ausgeſetzt ſind.

In ältern Zeiten, wo die Erfindungen mehr Ausſicht auf Anerkennung und Ertrag hatten, waren wieder andere Hemmungen vorhanden, unter denen die Vorurtheile der Stadt- und Staatsbehörden oft vernichtend in das gehoffte Glück eingriffen.

Wie mit den Erfindern, war und iſt es mit den Entdeckern und Forſchern. Wer denkt nicht an die traurigen Schickſale des Columbus, an Kapitän Franklin in den Schneewüſten Amerikas, an Vogel im glühenden Afrika, an Leichhardt in den Wildniſſen Auſtraliens? Bei den Forſchungen auf den Gebieten der Chemie und Naturkunde waren es wieder andere Umſtände, welche einen und den andern entweder mitten in ſeinen Unterſuchungen fortriſſen oder durch plötzlich neu auftretende Entdeckungen um die Frucht jahrelanger Mühe brachten.

Er ſchaut zurück auf ſeine Bahn,
Sie fing ſo vielverſprechend an.
Was iſt das Ziel? Was iſt der Preis?
Ach, karge Freude, ſaurer Schweiß!

Am mächtigſten tritt in der Gegenwart das Streben für Gemeinwohl auf; es offenbart ſich im Unterricht, in der Erziehung der Jugend, in Heranbildung ganzer rückſtändiger Völker, ſei es durch Miſſionare unter den Heiden oder durch Abgeordnete in unſern conſtitutionellen Staaten. Viele tüchtige Kräfte ſuchen hierin das Glück ihres Lebens, ohne es ſo zu finden, wie es nach ihren Mühen wol zu erwarten und zu wünſchen wäre. Denn die Anſichten über das, was den Völkern nützt, gehen bei Regierungen und Volksvertretern, um nur dieſe Eine Seite in Betracht zu ziehen, oft unermeßlich weit auseinander. Die augenblicklich Mächtigen benutzen ihre Kräfte dann nicht ſelten zur Vernichtung ihrer Gegner und ſtören dadurch das Glück vieler Kreiſe in betrübendſter Weiſe.

Wo alſo ruht denn nun das Glück? fragen wir ſchließlich, und können nicht umhin, die Frage dahin zu beantworten, daß reines Glück immer ſeltener, ja vielleicht gar nicht mehr vorkommt, je geſchäftiger und verwickelter die Thätigkeit der Menſchheit wird. „Den Weltlauf erkennen und ſich ihm anpaſſen", ſagt der Verfaſſer an einer Stelle, „iſt das geeignetſte Mittel zur Erreichung des Glücks." Dazu gehört aber eine Bildung, die gewiß ſelten iſt, und auch dann fehlt die Gewißheit. So kommen wir auf einen Ausſpruch Platen's zurück, daß die Menſchen lieben lernen das einzig wahre „Glück" begründe.

„Die Menſchen lieben lernen" führt gewiß über vieles hinweg, das hemmend und ſtörend uns in den Weg tritt. Es verſchafft uns Freunde, die im Glück dankbar zu uns aufſchauen und das Wohlgefühl in uns erhöhen, im Unglück aber bemüht ſind, unſere Wege durch thätige Hülfe zu ebnen oder doch durch inniges Mitgefühl unſern Schmerz zu mildern. Das iſt ein großer Lohn auf der einen und ein mächtiger Troſt, ein Glück im Unglück auf der andern Seite.

Was du liebſt, iſt ewig dein!

Gedichte

von H. Mielke.

1. Strombild.

Das Waſſer rauſcht auf dunklem Grund
In guten und böſen Tagen; —
Tief unten ruht ein bleicher Mund,
Ein Herz, vom Sturm verſchlagen.

Zwei Augen ſtarren empor zum Licht,
Sie erkennen die Welt nicht wieder —
Hoch über dem dunklen Traumgeſicht
Schwingt ſich des Vogels Gefieder.

Das Vöglein flattert, es hat ſein Neſt
Am Abend leicht gefunden —
Ihn hält auf naſſem Sande feſt
Die nackte Klippe gebunden.

Die Sonne leuchtet, die Woge glänzt,
Da fährt ein Schifflein munter,
So bunt bewimpelt, ſo grün umkränzt,
Leben und Strom hinunter.

Die Ruder ſchlagen ins Waſſer laut,
Luſtige Lieder klingen —
O willſt du nicht, glückſelige Braut,
Leiſe ein Lied ihm ſingen?

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Alexander Petöfi.

I.

A. T. — Einem Dichter und Helden aus dem ſchönen uns Deutſchen aber noch ſo wenig bekannten Lande der Magyaren ſind dieſe Zeilen freundlicher Erinnerung gewidmet. Sein Name und Ruhm ſtrahlen, ſein Geſchick aber war reich an Elend, unglücklicher Liebe und blutigen Kämpfen.

Ueber Petöfi's Kindheit iſt wenig zu ſagen. Selbſt über ſeinen Geburtsort herrſchen Zweifel und ſeine Biographen laſſen es unentſchieden, ob er in Kis-Körös oder in Felegyháza geboren ſei, von welchen beiden Städtchen keine auf den Ruhm verzichten will, Petöfi's Heimat zu ſein.

Der erſte Tag des Jahres 1823, der ſeiner Geburt, brachte ſeinen Aeltern „Streit und Freude". Der Vater, ein nicht unbemittelter Fleiſchhauer in Kis-Körös, ehrenfeſt und praktiſch, hoffte, ſeinen Sándor (Alexander) für das Geſchäft zu erziehen, aber die Mutter hatte höhere Pläne vor mit ihrem Liebling. Frau Petrovics ahnte, daß ihr Sohn ſich einſt die Geiſter unterwerfen werde, und ſo ſetzte ſie es durch, daß er ſchon im Jahre 1829 vom älterlichen Hauſe Abſchied nehmen und nach Ketskemet mußte, um zu ſtudiren. Der ſechsjährige Knabe blieb nicht lange in Ketskemet allein, denn bald, aber in traurigen Verhältniſſen, folgten ihm die Aeltern, die durch treuloſe Freunde ihr Vermögen eingebüßt hatten, dahin nach. Doch als wäre es nicht genug an der Bosheit der Menſchen, thaten auch noch die Elemente das Ihrige, den Ruin der braven Familie zu beſchleunigen. Ueberſchwemmungen vernichteten die letzten Trümmer ihres Wohlſtandes und nöthigten Petrovics, ſeinen Sohn abermals von ſich fort und nach Selmez zu ſenden, wo er ſich ſchon früh an Entbehrungen und Armuth gewöhnen mußte. Petöfi ertrug ſie geduldig und lernte mit regem Eifer, aber leerem Magen. So ward er vierzehn Jahre alt und andere Stimmen erklangen ſeinem geiſtigen Ohr als die ſeiner „eſelhaften Profeſſoren". Seine junge Seele bekam Flügel und ſchwang ſich hoch über Zeit und Raum. Am liebſten ſtarrte er ins Hirtenfeuer, wenn der ſtille Mond auf die Heide blickte, die, gleich dem Meer ein Bild der Unendlichkeit, ſich vor ihm entrollte; wehmüthig horchte er dem melancholiſchen Geſang der Zigeunergeige, freudig dem Gewieher des Roſſes, das fröhlich ſeinem Herrn entgegenſprang, theilnahmsvoll der Erzählung des Hirten, die er ergreifend in den Strophen wiedergab:

Sitzt der Hirte auf dem Eſel,
Seine Füße bis zur Erde hangen;
Groß iſt der Geſell, doch größer,
Größer ſeines Herzens Bangen.

Denn indeß er, Flöte ſpielend,
Seine Heerde ließ am Raſen weiden,
Höret er die Trauerkunde,
Daß ſein Liebchen im Verſcheiden.

Auf den Eſel ſpringt er, ſchnelle
Reitend, daß er noch das Dorf erreiche;
Doch zu ſpät, ach! kommt der Arme,
Trifft nur noch der — Liebſten Leiche!

Was beginnet nun der Hirte,
Da ſein Herz ſolch tiefes Leid muß tragen?...
Mit dem Stock den Eſel wüthend
Hat er auf den Kopf geſchlagen!

Doch das falbe Blatt, das zu ſeinen Füßen ſank, regte ihn ebenſo zu tiefſinnigen Betrachtungen an als der Rauch, mit dem er die Freundſchaft vergleicht; und wie Burns eine Feldmeiſe beſang, die vom Pflug zertreten ward, ſo beſang Petöfi den gravitätiſchen Storch, den Hüter der Heide. All dieſe bewegten, bunten Scenen, an denen ſeine Heimat ſo reich, wurden ſpäter, verklärt vom goldigen Schimmer der Erinnerung, zu ſeinen ſchönſten und gefühlvollſten Liedern.

Sein ſchwärmeriſches Hinbrüten erhielt neue Nahrung, als eine „fliegende Schauſpielertruppe" nach Selmez kam. Dieſe Komödianten waren andere Leute als ſein gewöhnlicher Umgang. Gingen ſie auch am Tage in ſchlichten Kleidern, ſo funkelten doch abends Juwelen auf ihren Gewändern und Kronen auf ihren Häuptern. Da wurden ſie wie mit einem Zauberſchlage zu Helden und Fürſten, zu Königinnen und Hirtenmädchen, die doch eben wieder Prinzeſſinnen waren. Die märchenhaften Träume, die Petöfi's Herz bald beſeligten, bald marterten, ſah er hier verwirklicht. Was wunder, wenn er täglich ſtatt ins Schulhaus zu den Proben ging! Wenn er die Claſſiker verwarf und die Geſchichte der Leidenſchaften aus dem lebendigen Antlitz las!

So dachte der zukünftige Dichter anders als der gute Mann, bei dem er in Selmez wohnte. Der ſchrieb in plumpen Zügen ein Briefchen an Herrn Petrovics, daß Sándor ein nachläſſiger Student und ſchlimmer als das, ein Nachtſchwärmer geworden. Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. Der Vater überhäufte den Sohn mit Vorwürfen, die ſich der ehrgeizige, heißblütige Jüngling ſo zu Herzen nahm, daß er eines Februarmorgens von Selmez weg in die weite Welt lief und endlich, nach Mühſeligkeiten, nach Entbehrungen mannichfacher Art, Peſth erreichte. Die Wogen der Luſt ſchäumten damals hoch auf in der ſchönen Stadt; wohin Sándor blickte, ſah er Glanz, Reichthum, Ueppigkeit und Stolz. Von alledem beſaß er nichts als den letztern — die Eigenthümlichkeit der ganzen ungariſchen Nation. Sorgſam ging er mit ſich zu Rathe, was

er beginnen ſolle, und fand nach reiflicher Ueberlegung, daß er Talent zum Schauſpieler habe. Voll der ſchönſten Hoffnungen lief er ins Nationaltheater; doch unſanft ward er aus ſeinen Himmeln geſtürzt, denn er mußte froh ſein, als Statiſt die Künſtlerlaufbahn beginnen zu dürfen. Nun begann ſein wirkliches Elend, wogegen, was er früher erduldet, wie Glück ſchien. Er wurde nicht beachtet, vielfach zurückgeſetzt und kehrte mismuthig zur Wiſſenſchaft zurück. Diesmal ging er nach Aszonſa, wohin er mit Beihülfe eines Verwandten von Peſth aus gelangte. Sein unſtetes Weſen ließ ihn jedoch in dem kleinen Ort nicht lange, es ſteckte etwas vom Blut der großen Abenteurer in ihm. So kam es, daß er ſich eines Tags in Komorn als „Gemeiner" anwerben ließ. Zwei Jahre lang trug er des „Königs Rock"; im Jahre 1840 ward er vom Militär entlaſſen; doch genügte die kurze Zeit, die er, in „zweifarbig Tuch" geſchlagen, zubrachte, ihn tiefe Blicke in die Schickſale einzelner ſowie ganzer Nationen werfen zu laſſen, beſonders aber ſein eigenes Volk richtig zu beurtheilen.

Von da ab nannte er ſich Petöfi. Nur wenige in ſeinem funfzehnten Jahre gedichtete Lieder tragen die Unterſchrift „Petrovics".

Wieder irrte er im weiten Lande umher, unſtet, abenteuernd und ſorgenvoll; da erwachte aufs neue in ihm die Luſt „zum Lernen" und er wandte ſich nach Pápá. Dort traf er ein, als die großen zweimonatlichen Ferien begannen, und mußte ſich „des lieben Brotes wegen" einer wandernden Truppe anſchließen, mit der er zwei Monate hindurch vagabundirte. Als aber der einundſechzigſte Tag erſchien, war Petöfi wieder in Pápá und lebte dort dem Studium, der Freundſchaft und der Poeſie. Er ſchloß einen Freundesbund fürs Leben mit den damals gleich ihm unbeachteten, unberühmten Studenten Moritz Jokai und Samuel Orlai. Sie waren drei arme, fröhliche Burſche, die um die Wette dichteten, malten und declamirten. Orlai hielt ſich Shakſpeare, Jokai dem göttlichen Rafael und Petöfi dem großen Talma gleich. Merkwürdig genug ward Orlai ein berühmter Maler, Jokai der erſte Romanſchriftſteller und Petöfi der größte Poet Ungarns.

An der Donau Strand ein Häuschen ſteht,
Das ſo nahe meinem Herzen geht;
Thränenſchwer ſich meine Blicke ſenken,
Wenn in mir erwacht ſein Angedenken.

So ſang er, von kindlicher Liebe getrieben, und machte ſich mit ſeinem Freunde Orlai auf den Weg nach Duna-Vecſa. Eine Fußreiſe von mehr als zwanzig Meilen ſchien ihm eine Kleinigkeit, da es galt, die Aeltern zu ſehen. Er fand ſie ſorgenvoll und gealtert, aber die kleine von armen Leuten beſuchte Schenke, die ſie hielten, widerhallte von den Liedern ihres Sohnes, deren einige damals ſchon im Munde des Volks lebten. Eine Woche brachte er bei ihnen zu; ſie verging unter Erinnerungen, Sorgen und Hoffnungen. Als er von den Aeltern geſchieden, betrat er aufs neue die Bühne.

Indeß ward 1842 der Landtag in Presburg eröffnet. Abenteurer, Studenten, Müßiggänger und das übermüthige, ſäbelklirrende Geſchlecht der Juraten zogen in die alte Königsſtadt ein. Auch Petöfi ſchloß ſich dem bunten Schwarm an und kärglicher Abſchreiberlohn war ſeine Ausbeute bei dieſem Jagen nach dem Glück. Hätte ſich dort der hochherzige Dichter Liſznyay ſeiner nicht angenommen, er wäre an Leib und Seele zu Grunde gegangen trotz ſeiner wilden, unbeugſamen Energie, die ihn abermals nach Peſth trieb, um Literat zu werden. Er ward es — der ſchöpferiſchſte, originellſte Kopf ſeiner Nation, und überſetzte für ein Spottgeld ausländiſche Romane ins Ungariſche.

Das war dem ſtolzen, neunzehnjährigen Jüngling, der ſeinen Werth zu ahnen begann, zu viel. Gekränkter Ehrgeiz, bittere Enttäuſchungen warfen ihn aufs Krankenlager, von dem er mit tiefem Ekel vor allem Bücherweſen genas, denn „eine Fee bewohnt das Buch, ſchön, doch voll Tücke". Und wieder lockte ihn die Loreley, die Bühne. In Debreczin erſchien er auf ihr und ward verlacht. Er kehrte der undankbaren Stadt den Rücken, wanderte umher, ſchlief in Scheunen, hungerte und mußte doch abends mit blutendem Herzen und lächelnden Lippen Gevatter Schuſter und Schneider von der Bühne herab unterhalten. Die kleine Geſellſchaft, bei der er erſte Heldenrollen ſpielte, hatte einen traurigen Helden an ihm, einen Helden, der ſie bald wieder verließ, um, wie der Verlorene Sohn im Evangelium, barfuß, zerriſſenen Kleides, abgehärmt und troſtlos wieder zurückzukehren.

In Debreczin, wo die letzten Häuschen ſtehen, deren kleinſtes er bewohnte, ſchrieb er ſeine friſchen Trinklieder. Da erinnerte ſich 1843 der geiſtvolle Adolf von Frankenburg des geiſtvollen Dichters und berief ihn, der in allen nur „treuloſe Freunde" ſah, nach Peſth. Petöfi folgte der freundlichen Einladung und gewann an dem ehrwürdigen Vörösmarti einen väterlichen Gönner und durch dieſen an dem „Nemzeti Kör" einen Verleger für ſeine Gedichte.

Der Erfolg, den dieſe fanden, war ein ungeahnter, gewaltiger. Sie waren wie liebe Bekannte, wie Blumen des Feldes, duftig und farbenglühend. Volles Leben ſchäumte darin, denn die Glut, die in der Traube von Tokai brauſt, die Wehmuth, in der die Saiten des Cimbals klingen, die ſinnliche Raſerei des üppigen Ungartanzes, der Zauber der mondbeſtrahlten Heide, die einfachen, aber ergreifenden Schmerzen der Hirten, der demüthige Geſang der Fiſcher, die ſchalkhafte Heiterkeit der Betyáren, der ungebändigte Trotz des ungariſchen Edelmanns von damals, der ſich einen König dünkte und nur Gott als Herrn über ſich erkannte: all dieſes durchklang wie ein tauſendtöniges, harmoniſches Echo die Lieder des „Naturpoeten", wie ihn misgünſtige Kritiker nannten.

Kertbeny hebt hervor, daß Petöfi der erste Ungar gewesen, der die niedern Stände des Volks sprechend, handelnd und denkend in der ungarischen Literatur auftreten ließ. Er war der erste, der in Ungarn die Demokratie in die Poesie einführte und dadurch den ungeheuern Umschwung der Ideen mit bewirkte, in dem eine „Nation von Edelleuten" für die Freiheit begeistert ward. Das Volk sang voll Begeisterung diese Lieder und schuf sich eigene, ergreifende Weisen dazu; Lieder und Weisen widerhallten bald in den Sälen der Magnaten, und Petöfi, der so oft Verlachte, ward, wie einst Lord Byron, über Nacht berühmt.

Indeß er die Rebe besang, senkte sich der Lorber auf sein Haupt; er aber freute sich seines Ruhms um seiner Mutter willen und wünschte nur:

Den gold'nen Hafer für sein Roß,
Die gold'ne Lustigkeit für sich!

Inmitten dieses ersten Triumphes starb ihm eine Jugendgeliebte, Etelka, von der er gesungen: „Keine Mutter dich gebar, denn einer Rose gleich bist du am Pfingsttag in Morgendämmerungshauch erblüht." Er hielt die Todtenwache an ihrer Bahre und überschüttete in seiner Trauer ihre frühe Gruft mit den Klagen seiner Seele, mit den „Cypressenblättern".

Die meteorologisch-nautischen Observatorien.

In England hat der Admiral Fitzroy sich das große Verdienst erworben, zuerst auf die Wichtigkeit einer ausgedehntern Nutzanwendung der meteorologisch-nautischen Beobachtung aufmerksam gemacht zu haben, um dadurch ein Mittel zu gewinnen, im weitesten Umfange den Schiffern von nahenden Stürmen Kunde zu geben.

Natürlich lagen der Mittheilung viel Schwierigkeiten im Wege, und auch das im September 1861 in Thätigkeit gesetzte System der telegraphischen Correspondenz, welche über das sich vorbereitende Wetter die Seefahrer unterrichtete, ließ noch viel zu wünschen übrig. Im Jahre 1862 hat der Admiral Fitzroy das System durch Signale, mittels welcher auch bei ungünstiger Atmosphäre das Publikum von herannahenden Orkanen benachrichtigt wird, wesentlich vervollkommnet.

Nach dem Centralbureau in London wird über den Barometerstand der verschiedensten Stationen telegraphirt, ob das Thermometer trockene oder feuchte Luft verkündet; über Stärke und Richtung des Windes; über die Bewölkung und das Aussehen des Himmels. Von den Hafenstationen Hull, Penzance, Portsmouth, Cork und Galway wird dann nach Paris telegraphirt, von hier aus an alle französische Häfen, die wiederum ihrerseits diese Mittheilungen nach allen Häfen Italiens, Spaniens und Portugals machen. Ebenso kommen Berichte aus Kopenhagen, Schweden und Holland. Alle Beobachtungen werden registrirt.

Sobald die Anzeichen eines Sturms bemerkt werden, meldet man es durch Signale den einzelnen Stationen der Seeküste, welche nun die Sturmflaggen aufhissen. Diese bestehen aus einem Kegel und einem Cylinder, der aus Segeltuch gefertigt, über leichte Federn gespannt und schwarz gefirnißt ist, $3^1/_2$ Fuß hoch und 3 Fuß im Durchmesser. Sie bieten von allen Punkten des Horizonts ein gleiches Aussehen. Nordost und Südwest werden vorzugsweise telegraphirt. Einerseits verhindern diese Signale das Auslaufen der Schiffe bei drohendem Sturm, andererseits geben sie den der Küste sich nähernden ein Zeichen, einen Nothhafen oder schnell die hohe See zu erreichen, ehe der Sturm ausbricht.

Jede telegraphische Station sendet die Botschaft per Stafette zu den nächsten Küstenwachen, die eben diese Signale aufhissen. Die Zahl der Schiffbrüche, die man jährlich auf etwa tausend berechnete, soll sich durch diese vorsorglichen Einrichtungen in den letzten Jahren verringert haben.

In Paris wurde die Organisation des Dienstes des meteorologisch-nautischen Observatoriums im Jahre 1855 durch die Hülfe des Generaldirectoriums der Telegraphenlinien gleichfalls vervollkommnet.

Es liegt uns ein interessanter Bericht vom 4. Januar 1864 aus der Akademie vor; er bezieht sich auf die jedem Leser wol noch erinnerlichen heftigen Stürme im December 1863. Herr Verrier theilt die eingegangenen Notizen mit, denen wir einiges entnehmen.

Aus Cherbourg schreibt Admiral Rove: „Der Sturm vom 2. December war uns richtig vom Observatorium verkündet. Schon am 1. December ließ ich die Benachrichtigung, daß ein Sturm bevorstehe, auf der ganzen Rhede verbreiten. Kein Handelsschiff hat es nach Ankündigung des Unwetters gewagt, den sichern Hafen zu verlassen. Die Wuth des Orkans hat sich leider an den Schiffen, die unterwegs von ihm überrascht wurden, genugsam gezeigt. Wir bemühen uns, immer mehr Mittel ausfindig zu machen, um auch den Schiffen auf hoher See noch rechtzeitig das Unwetter signalisiren zu können. Diese Maßregeln werden jetzt um so nützlicher sein, da die Schiffskapitäne, durch traurige Erfahrungen belehrt, einsehen, daß es nicht rathsam ist, die erhaltene Warnung zu misachten. In La Manche ist es eingeführt, daß alle Kapitäne, welche die Depeschen erhalten, sich sofort in den Hafen begeben; es ist infolge dessen kein Schiff verunglückt."

Aus Brest schreibt der Präsident der Handelskammer: „Im Namen der Handelskammer und unsers Seehandels kann ich Ihnen nicht genugsam für Ihr Signalement danken, dessen großer Nutzen von keinem bestritten werden kann. Schon am 30. November hüteten sich unsere Schiffer, den Hafen zu verlassen trotz dem anscheinend guten Wetter. Leider aber sind, da durch unvorhergesehene Umstände die Warnung nicht rechtzeitig eintraf, in der verhängnißvollen Nacht vom 1. zum 2. December 13 Schiffe im Hafen von Camaret auf die Küste von Brest

geworfen worden. Ich bezeichne Camaret als einen Hauptpunkt für die zeitige Benachrichtigung eines sich nahenden Sturms. Wären die Kapitäne tags vorher gewarnt worden, so hätten sie den wenig sichern Hafen von Camaret verlassen und wären nach der Rhede von Brest gekommen, wo sie nichts zu fürchten hatten, da hier alle Schiffe vor Unheil bewahrt wurden."

Aus Toulon schreibt gleichfalls der Präsident der Handelskammer: „Ich habe im Laufe des 1. December Ihre Benachrichtigung, daß ein Orkan sich Frankreichs Küsten nahe, erhalten. Sofort wurde die Kunde allen auf der Rhede befindlichen Handelsschiffen mitgetheilt; die Marinepräfectur befahl allen Offizieren, an Bord ihrer Schiffe zu gehen. Am 30. November 3 Uhr 30 Minuten nachmittags brach der Orkan in furchtbarer Wuth herein; doch die vier Stunden der Vorausverkündigung hatten genügt, allem Ungemach vorzubeugen. Das meteorologische Institut ist für die Seefahrer eine außerordentliche, jetzt für immer ihnen verbleibende Wohlthat."

Aus Ancona schreibt Graf Castellane an den Minister des auswärtigen Ministeriums in Turin: „Die Admiralität von Ancona erhielt von Turin eine telegraphische Depesche des Observatoriums von Paris, welche das Nahen eines Sturms signalisirte, der sich von England her, in der Richtung von Süd-Südost, nahe und wahrscheinlich Frankreich und Italien berühren würde. Alle Maßnahmen wurden getroffen; Schiffe, die im Begriff standen, auszulaufen, gaben ihr Vorhaben auf. In der Nacht vom 2. zum 3. December begann der Sturm, das entfesselte Meer brach sich an der Neuen Mole in so gewaltigen Wellen, daß sie über das 27 Fuß hohe Fanal herüberflogen. Ein Theil der Mole, der nicht genugsam durch Felsstücke gesichert war, wurde vernichtet. Riesige Blöcke wurden von den Wellen emporgehoben und 22 Fuß weit auf das Land geschleudert. Der Eindruck, den das grausige Schauspiel auf die Seeleute und Kaufleute von Ancona machte, löste sich in ein Dankgefühl für das kaiserliche Observatorium auf, denn kein Schiff war infolge der Benachrichtigung verunglückt."

Trotz dieser erfreulichen Resultate beklagt der Director des Observatoriums, daß die Entwickelung nicht so vorwärts schreite, als es wünschenswerth sei, und daß manche Hindernisse ihnen in den Weg gelegt würden; aus Mangel an Geld müsse es von Jahr zu Jahr nützliche Ausführungen aufschieben. Anders sei es in England, wo das Parlament dem Admiral Fitzroy alle zur weitern Organisation des meteorologischen Dienstes nothwendigen Summen bewilligt habe.

Victor Emanuel will jetzt ebenfalls ein meteorologisch-nautisches Observatorium begründen, das, wie man hofft, auch dem französischen Dienste förderlich sein wird.

Historische Romane.

Ein Zufall hat es gefügt, daß gerade die Geschichte der beiden Länder, die im Augenblick die Aufmerksamkeit und Theilnahme Europas in Anspruch nehmen, eine romantische Darstellung erfahren hat: Dänemark und Polen. „Christian IV. von Dänemark. Nordische Bilder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Nach dem Original des anonymen Verfassers P. P. frei aus dem Dänischen übersetzt von G. F. von Jenssen-Tusch" (drei Bände, Hannover, Rümpler, 1864). Hier ist eine in Einzelheiten nicht ungefällige Verbindung geschichtlicher und romantischer Elemente gegeben, die an Tromlitz, ja noch an Fouqué erinnert. König Christian IV. ist der volksbeliebteste König der neuern dänischen Geschichte; uns Deutschen ist er durch seine Theilnahme am Dreißigjährigen Kriege am bekanntesten. So weit das Werk uns vorliegt, behandelt es nur die glücklichern Jahre des Königs und endet mit dem Beginn der deutschen Verwickelung. Die Darstellung ist lebhaft, frisch, sie hat einen Zug von den alten Ritterromanen; zuweilen verfällt sie in die Uebertreibung derselben, aber der Leser bleibt, wenn auch mit einem Lächeln auf der Lippe, gefesselt.

Nach Polen versetzt uns der „Historische Roman: Thadäus Kosciuszko" von Marianne Lugomirska (vier Bände, Leipzig u. Jena, Costenoble, 1864). Die Form der Erzählung ist die biographische; wie sehr die Kritik auch dagegen eifern mag, das Publikum begünstigt diese romantischen Biographien. Es glaubt nun einmal, wenigstens ein Goldkorn Wahrheit in all dieser bunten Umhüllung zu finden. Das abenteuerliche Leben Kosciuszko's eignet sich trefflich zu dieser Darstellung. Neben der Haupthandlung gestattet es dem Dichter, eine Reihe von Episoden aufzuführen, in denen er das ebenfalls jetzt beliebte „culturhistorische Material" poetisch verwerthen kann. Nach dieser Seite hin liegt das Verdienst des Romans. Er eröffnet ein drastisches Bild der polnischen Verwirrung, des polnischen Lebens und Treibens im Ausgang des 18. Jahrhunderts. Zwar steht die Verfasserin — die, wie uns Sternberg in seiner „Einleitung" mittheilt, durch ihren verstorbenen Gemahl mit Kosciuszko verwandt ist — mit warmer Begeisterung auf seiten ihrer Landsleute, aber der unbefangene Leser wird sich der Betrachtung nicht entziehen können, daß die Theilung Polens weniger den drei Großmächten als der tiefzerrütteten Nation, ihren sich gegenseitig bis auf den Tod bekämpfenden Parteien, ihrem elenden von Rußland erkauften König zur Last fällt. Dieselbe Uneinigkeit, die sich im vergangenen Jahre in den Anfängen des Aufstandes zeigte, vernichtete damals Polen, wie sie es heute nach einem Siege des Aufstandes wieder vernichten würde. Der Roman ist anziehend geschrieben und lehrt uns in Frau Lugomirska eine in der Beschreibung des Zuständlichen gewandte Darstellerin kennen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 12.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XII. — Ein polnisches Gastmahl vor zwei Jahrhunderten. Eine Skizze von Marie von Roskowska. — Der Mann mit der eisernen Stirn. Von Karl Neumann-Strela. II. — Böhmische Christussagen. 5. Das Fest der Vögel. 6. Sanct-Peter als Spielmann. Von Alfred Waldau. — Graf Moritz von Sachsen. — Gedichte von H. Kletke. 2. Nur ein Erinnern. 3. Echo. — Beiblatt: Pariser Mittheilungen. III. Auf den Straßen. In der Schenke und im Theater. — Alexander Petöfi. II. — Statt Nizza — Grönland. — Bühne und Leben.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XII.

Während nun Marcel zur Mauer eilte und sich dicht an die Thür stellte — lauschend, was draußen in der Gasse vorgehen würde —, näherte sich Pontmartin Charlotten und faßte ihre Hand. „Still!" sagte er leise. „Meine Zeit ist kurz, ich kann Ihnen nur noch den Einen guten Rath geben, unternehmen Sie nichts Blutiges. Wie Ihre Hand zittert! Bleiben Sie bei Genoveva, verlassen Sie mit ihr diese unselige Stadt. In dem Briefe, den ich dem jungen Manne gab, ist Geld genug, Genoveva's und Ihre Zukunft sicherzustellen. Ausrichten werden Sie doch nichts, was Sie auch wagen. Ich kenne in Paris noch einige gute, wackere Männer, die dem Henkerbeil bisjetzt entgangen sind. Ich wollte sie zu einer muthigen That anfeuern, das nöthige Geld hoffte ich zu finden — aber die Männer waren gebeugt, sie hatten die Hände in den Schos gelegt und die Köpfe gesenkt. Ob dieser oder der von den Gewalthabern fällt, die Revolution geht ihren Gang, das Perpetuum-mobile der Zukunft, durch Blut und Feuer. Wir in der Vendée indeß wollen sie bekämpfen, solange wir athmen — hoffnungslos, aber dem König getreu und unserer eigenen Ehre."

„Ich bin keine Anhängerin des Königs, warum sagen Sie mir diese Dinge?"

„Alle Guten sollten in diesem Augenblick zusammenstehen, dann würden die Elenden bald das Feld räumen. Unsere Uneinigkeit und Schwäche verschafft ihnen einen leichten Sieg. So, mein' ich, gehören Sie und die Girondisten in Caen zu uns; Sie könnten uns einen großen Dienst leisten, unsern Widerstand gegen die Tyrannei verlängern helfen. . ."

„Ich? Sie täuschen sich in mir, was vermag ein schwaches Mädchen?"

Marcel horchte noch immer mit gespanntem Ohr und hatte sich nicht von der Stelle bewegt.

„Vor den Thoren Caens liegt jetzt die Kirche der heiligen Magdalena in Trümmern, eine Feuersbrunst, die vielleicht eine ruchlose Hand angezündet, hat sie zerstört. In ihren Ruinen aber ist der Schatz des Klosters zur heiligen Dreifaltigkeit vergraben. Leugnen Sie nicht, ich weiß es. Nur wenige Personen aber kennen die Stelle; das Geheimniß ist gut bewahrt worden. Die einen sind todt, die andern aus Frankreich geflüchtet, in alle vier Winde verstreut. Darum wende ich mich an Sie —"

„An mich?“ Sie wollte ſich von ihm losreißen, doch er hielt ſie feſt. „Die Frau Aebtiſſin von Belzunce hat mir geſchrieben, durch ſie erfuhr ich alles und wurde von neuem auf Sie aufmerkſam gemacht. Man traute Ihnen ſchon im Kloſter Entſchloſſenheit und Kühnheit zu, unter den ängſtlichen Nonnen waren Sie die einzige Heldin, Sie leiteten den ganzen Plan, Sie waren in den Ruinen, während man die Schätze vergrub . . . rede ich die Wahrheit?“

Charlotte antwortete nicht, ihr Schweigen bejahte ſeine Frage.

„Acht Tage nachher bemächtigte ſich der Staat des Kloſters. Damals war der Drache noch mit liegenden Gründen ſatt zu füttern, auch mochten die Beamten freundlich durch die Finger ſehen. Nach goldenen und ſilbernen Gefäßen und Münzen ward nicht geforſcht — aber freilich, auch die Frau Aebtiſſin kehrte nicht wieder zurück, wie ſie gehofft; nicht einmal durch die Proclamation des Herzogs von Braunſchweig und die Kanonade von Valmy. Der Schatz liegt todt da, für die Gutgeſinnten wie für die Jakobiner. Ein Wort von Ihnen — und dieſe Goldſtücke werden lebendig, ſie verwandeln ſich in Pulver, Kugeln und Büchſen. Die Könige und die Edelleute haben die Klöſter gegründet, ich denke, wir ſind ihre rechtmäßigen Erben.“

„Nein, Herr Baron“, entgegnete Charlotte, „von mir werden Sie dies Geheimniß nicht erfahren! Noch lebt Frau von Belzunce, ſie kennt den Platz in den Ruinen der Magdalenenkirche ſo genau wie ich —“

„Nicht ſo genau, denn Sie waren dort, während die Frau Aebtiſſin im Kloſter für das Gelingen des Unternehmens betete.“

„Und dennoch ſchweig' ich! Wir gehören nicht zueinander, ich will die Flamme des Bürgerkriegs erſticken, ehe ſie ausbricht, Sie wollen ſie ſchüren. Sie wünſchen einen blutigen Kampf, das Verderben Frankreichs, ich trachte nach dem Frieden.“

„An Frieden glaubſt du, Mädchen? Nur den Schrecken wird deine That verdoppeln!“

Indem kehrte Marcel von ſeinem Beobachtungspoſten zurück und von dem Wohnhauſe her fiel ein heller Lichtſchein durch die Gänge des Gartens.

„Wo biſt du, Charlotte, Herr Marcel?“ ſo rief ſchon aus der Ferne Genoveva.

„Die Leute ſind durch die Gaſſe gegangen“, ſagte darüber Marcel zu Pontmartin, „Sie können ohne Gefahr den Garten verlaſſen.“

„Aber nicht durch jene Thür!“ erwiderte der Baron. „Dazu bin ich doch ein zu ſchlauer und zu oft gehetzter Fuchs. Ich gehe durch das Haus; die Diener werden nicht viel Acht auf mich haben und die Spürnaſe, der alte François, reſpectirt mich als Geſpenſt. Im Grunde könnte man Ihren Vater um eine ſolche treue Seele beneiden. Vergeſſen Sie meinen Brief nicht! Gute Nacht, Bürgerin!“ — und nun noch heimlich zu ihr: „Die Stelle! Wo liegt der Schatz? Bei Ihrer Liebe zu Barbarour. . .“

Marcel war ſchon Genoveva entgegengegangen, um zu ſehen, wer von der Dienerſchaft ſie begleite.

Bei dem Namen Barbarour entfärbte ſich Charlottens Antlitz. „Ich habe nie einen Mann geliebt!“ ſagte ſie kalt, mit einem verächtlichen Zucken der Lippen.

„Soll ich ihm keinen Gruß von Ihnen bringen?“

„Das Gerücht geht ſchneller als Sie! Gute Nacht!“

Wie in den Boden gewurzelt, blieb Pontmartin, als ſich Charlotte von ihm wandte, ſtehen. Der Schein des Windlichts, das der alte François trug, fiel auf ihn. Vorſichtig hatte der Diener die Augen niedergeſchlagen, er wollte nichts bemerken. Deſto ſchärfer ſpähte Genoveva umher, ihr verkündigte die Ahnung das Herannahen eines Gewitters. Einen halblauten Schrei ſtieß ſie bei dem Anblick des Fremden aus, den ſie nur zu gut kannte; da umſchloß er ſie auch ſchon, preßte ſie an ſeine Bruſt und erſtickte das Wort, das ſie ausſprechen wollte, mit ſeinen Küſſen. Dann den Hut haſtig in die Stirn gedrückt, im Sturmſchritt an François vorüber . . . nun war er aus ihren Augen.

Halb war es Beſorgniß um den ſeltſamen Mann, der ja auch Genoveva's Vater und ſeines Hauſes Freund war, halb eine ihm unerklärliche Abenteuerluſt, die Marcel dem Davoneilenden nachtrieb. Doch hatte er Beſonnenheit genug oder eine plötzliche Vorausſicht in die Zukunft, daß er den Brief an ſeinen Vater, den ihm der Baron vorhin übergeben, in die Hände Genoveva's legte, die ihn ſelbſt umſonſt feſtzuhalten ſuchte.

Die beiden Mädchen waren allein.

Als erwache er aus einem Traum, öffnete François ſeine Augen und fragte verſchmitzt: „Iſt das Geſpenſt geflohen?“

„Gott ſchütze ſie!“ flehte Genoveva, furchtſam an Charlottens Schulter ſich ſchmiegend. Charlotte hatte ihren Arm um den Leib der Freundin geſchlungen, als wolle ſie dies Kind vor jeder

Fährlichkeit ſchützen. Wieder trat in dieſer Bewegung das Prieſterliche ihres Weſens und ihrer Erſcheinung hervor: ſo umſchließt in Racine's Tragödie Klytämneſtra die Tochter Iphigenie, um ſie vor den Mörderhänden des Kalchas zu bewahren.

„Und in dieſer Noth muß Herr Lecomte nicht bei uns ſein", klagte Genoveva. „Herr Marcel iſt verwegen; ach, Charlotte, du kennſt ihn nicht, ſeine Tollkühnheit; er ſtürzt ſich ins Verderben, ſich und meinen . . ."

Da raffte ſich François zu einer bei ihm ſeltenen Energie auf. „Gehen Sie ins Haus, meine Damen! Es hat niemals Glück gebracht, an einem Orte zu weilen, den die Geſpenſter lieben. Ich werde dem jungen Herrn nachgehen."

„Der Alte hat recht, komm'!" Charlotte zog das Mädchen mit ſich fort.

Aufmerkſam leuchtete François noch einmal in der Runde umher, er gewahrte kein verdächtiges Anzeichen, das vielleicht, wenn die Polizei in das Haus dringen ſollte, das „Geſpenſt" hätte verrathen können. Wie eine anſteckende Krankheit, die gleichſam durch die Luftſtrömung ſich weiter verbreitet, hatte damals derſelbe Argwohn alle ergriffen: vom Feinde verfolgt, verwiſcht der Indianer die Spur ſeiner Schritte, ſo ſuchte jeder ſeine Handlungen zu verbergen, ſeine Wege zu verheimlichen; auch das Geringfügigſte ward verdächtig. Darum folgte François erſt nachdem er ſeinen Späherblick umhergeſchickt, der einem Häſcher Ehre gemacht, den voranſchreitenden Mädchen.

Je mehr ſie ſich dem Hauſe näherten, deſto lauter drang verworrenes Geſchrei, Lärmruf, Wagengeklirr von der Straße herüber.

„Sie ſind verloren!" rief Genoveva ſchluchzend.

Auch François zitterte, hin und her ſchwankte das Windlicht in ſeiner Hand.

Aus dem Hauſe kam ihnen eine Dienerin entgegengeſtürzt: „Ach, das Unglück! Ach, das Elend! Unſer guter Marcel iſt gefangen! Aber unſere Leute ſind daran, ihn wieder zu befreien! O, Fräulein Genoveva, es iſt ſchrecklich! Was wird der Bürger Lecomte und die Frau dazu ſagen? So tummle dich doch, alter François, und hilf deinem Herrn!"

In gewaltſamer Aufregung wollte ſich Genoveva von Charlotten losreißen, um den Geliebten zu retten: „Laß mich zu ihm! Ich muß, ich muß! Ihn befreien oder mit ihm ſterben!"

Nur Charlotte bewahrte in dieſer allgemeinen Verwirrung ihre Unerſchrockenheit. „Du würdeſt ihn nicht retten, nur verderben!" ſagte ſie. „Trockne die Thränen, ſei ſtandhaft!"

Schon kehrten auch die Diener von der Gaſſe zurück; François hatte ſein Licht auf den Tiſch geſtellt, an dem Herr Joſeph Lecomte zu leſen pflegte, und ſuchte mit allen erdenklichen Troſtgründen die weinende Genoveva, die am Buſen Charlottens lag, zu tröſten. Umher ſtand in leiſem Geſpräch die Dienerſchaft, alle rathlos, beſtürzt, mit unverkennbarer Theilnahme ihre junge Herrin betrachtend. Die fremde Dame erregte in dieſen Augenblicken weniger ihre Neugierde, als es im gewohnten Lauf der Dinge geſchehen ſein würde. Doch antworteten ſie auf ihre Fragen und Charlotte erfuhr dies: Als Marcel das Haus verließ, hatte zufällig eins der Mädchen aus der Küche ihm nachgeblickt; ſie glaubte, daß kurz vor ihm ein Mann die dunkle Hausflur entlang geſchlichen ſei und die andern hatten ſie geneckt; das wäre das Geſpenſt des alten François. Darum ſei ſie Marcel gefolgt und vor die Hausthür getreten; kaum zwanzig Schritte ſei er in die Straße hineingegangen, als zehn Männer, Municipalgardiſten, aus einer Nebengaſſe hervorgeſtürzt und über ihn hergefallen ſeien. Sie habe laut um Hülfe geſchrien und die Diener aus dem Hauſe gerufen. Andere Leute aus dem Viertel wären hinzugekommen, hätten Marcel Lecomte erkannt und ihn nicht fortführen laſſen wollen. Ein Streit, eine Schlägerei ſei ausgebrochen, die Gardiſten hätten ihre Säbel gezogen. Da habe Marcel gerufen: „Achtung vor dem Geſetz! Dieſe Leute ſollen mich vor den Richter führen; wenn ihr Patrioten ſeid, laßt ſie in Frieden. Ich bin Marcel Lecomte, in Paris kennt jedes Kind meines Vaters Namen! Laßt doch ſehen, was ſie mir anhaben wollen!" Darauf hätten alle „Hoch, Bürger Marcel!" geſchrien und die Häſcher ihn fortgeführt.

Aufs neue erwachte der Schmerz und die Verzweiflung Genoveva's: „Sie tödten ihn! Laß mich! Er ſoll nicht ohne mich ſterben!" Aber die Kraft des jungen Mädchens war erſchöpft, in François' Armen brach ſie zuſammen. Eine wohlthätige Ohnmacht raubte ihr die Beſinnung. Auf Charlottens Befehl trugen ſie die Dienerinnen in ihr Gemach. Eine Weile hielt ſie beide Hände an die Schläfe gepreßt, die Augen verhüllend, tief nachdenklich... als ſie die Hände herabnahm, ſtand nur der alte François ihr gegenüber, leiſe weinend, bei dem einſamen, im Winde,

der ſich ſtärker erhoben, hin- und herflackernden Licht.

„Unſer einziges Kind! Der arme Herr, die arme Mutter! Wie werden's ſie tragen?"

Und Genoveva, die ihn liebt — und alle unglücklich durch dich: das ſchnitt in Charlottens Herz. Auf der Erde lag der Brief Pontmartin's an Joſeph Lecomte, er war Genoveva entfallen. Ihn aufhebend, mit einem Stift ein paar Zeilen darauf kritzelnd und dem Diener gebend: „An deinen Herrn. Er ſoll damit zu Danton, zu Robespierre . . . und Marcel iſt frei", war wie das Leuchten und Erlöſchen des Blitzes von Charlotten gethan.

Aus dem Hauſe ſchollen Stimmen: „Der Wagen des Herrn! Da iſt Bürger Joſeph Locomte! François, wo ſeid Ihr?"

François eilte, das Papier in der Bruſttaſche verbergend, fort; einige Minuten ſtand Charlotte noch an dem Tiſche. Im Hauſe war der Lärm verſtummt, Herr Joſeph Lecomte hatte alle in den Saal des Clubs treten laſſen.

„Morgen", hauchte ſie für ſich, „morgen ſoll dieſe Stadt Frieden haben."

Ungehindert und ungeſehen kam ſie durch die Flur, aus dem Hauſe, in die Straße.

War alles nur ein Traum geweſen? Sie aber griff mit der Hand in die Luft, als wolle ſie daher eine Waffe ſich holen.

Eine Stunde ſpäter, als Charlotte in ihr Zimmer im Hôtel de la Providence zurückgekehrt war, entlud ſich ein ſchweres Unwetter in Sturm und Regen über Paris.

Unangefochten war ſie ihres Wegs gegangen; ein- und ein andermal hatte ſie einen der ihr Begegnenden nach der Richtung gefragt, die ſie einzuſchlagen habe. Dieſe Nothwendigkeit, auf ihren Weg Acht zu haben, hielt ihre Gedanken zuſammen in der Wirklichkeit und beſänftigte zugleich die wilde Unruhe ihres Herzens. Einmal aber in Sicherheit, in dem Gemach, das ſie verſchloß und verriegelte, löſte ſich ihre Erregung in einen ſtürmiſchen Thränenſtrom. In leidenſchaftlicher Uebertreibung klagte ſie ſich wieder der Schuld an der Gefangennahme Marcel's, an dem Jammer ſeiner Familie und Genoveva's an. Es rächte ſich nun, daß ſie in den letzten Minuten, während deren ſie im Garten der Lecomte verweilt, ihrem Gefühl Gewalt angethan. Doch war ihre Seele zu heldenhaft und männlich, um ſich lange den Thränen und nutzloſer, unthätiger Reue hinzugeben. Der ausbrechende Sturm, der in den hohen Schornſteinen des Hauſes heulte und pfiff, der Regen, der an die Scheiben ſchlug, berührte ſie magiſch wie ein elektriſcher Strom. Ihnen fühlte ſie ſich wahlverwandt, wie neubelebt in ihrer Umarmung. Sie öffnete das Fenſter und ließ ihr Haar von den Windſtößen zerwühlen. Kein Stern am Himmel . . . ſchwer ineinandergeballt, ſchwere, dunkle, rieſige Wolken. Trübbrennend die Laternen in der finſtern Straße — nur ſpärlich aus den Fenſtern der hohen Häuſer ſchimmert hier und da der Schein eines Lichts, einer Lampe. David Bruneau's Laden iſt längſt geſchloſſen und mit ſeinem Schilde ſpielt der Sturm — noch ein Stoß und es iſt herabgeworfen. So dunkel und geſtaltlos wie die nächtigen Wolken, auch von einem innern Sturm getrieben, jagten Charlottens Gedanken. Nur lichtete ſich der Himmel nicht, während ſie mit jedem Augenblick feſter, klarer, heroiſcher wurde. Gerade, als ſie ihr Fenſter ſchloß, fiel Bruneau's Schild auf das Pflaſter der Straße. So iſt des Menſchen Herz, das Widerſprechendſte hat Raum darin, nebeneinander. Charlotte lächelte und dachte: morgen wird Marat ſo am Boden liegen.

Von dem Nachtmahl, das ihr die vorſorgliche Wirthin hatte auf den Tiſch ſtellen laſſen, genoß ſie nur wenig. Bald wollte ſie an Barbaroux, dem ſie einen Bericht ihrer Reiſe verſprochen, bald ihrem Vater ſchreiben, ihn um Vergebung zu bitten, daß ſie ſein Vertrauen getäuſcht hätte und ſtatt nach England, wie ſie bei ihrer Abreiſe aus Caen vorgeſchützt, in den Tod gegangen wäre. Allein ſie gab beides auf — ging im Gemach langſam auf und nieder, jetzt ihre Schritte zählend, jetzt in den Alkoven blickend, wo der Vorhang des Bettes ſich leiſe im Zugwinde bewegte. Ihre goldene Uhr zog ſie auf und legte ſie auf das Geſims des Kamins, aus ihren Sachen wählte ſie ihren Anzug für den kommenden Tag. Dieſe Geſchäftigkeit zerſtreute und ermüdete ſie zugleich; ſie ſetzte ſich in einen der alten Lehnſtühle und ſchloß die Augen.

Waren es die aufregenden Begebenheiten des Abends, die dieſe Phantaſie hervorriefen, war es die Befangenheit ihrer Seele, die in dieſen Vorſtellungen gleichſam feſtgebannt? Sie erlebte jene ſchreckliche Novembernacht ihrer Jugend noch einmal im Geiſte.

Es war zu Ronceray, dem Gute ihres Vaters. Sie zählte damals ſiebzehn Jahre und hatte das Kloſter verlaſſen, einige Zeit bei ihrem Vater

und ihren Geſchwiſtern zu leben. An jenem Abend nun war ſie in dem kleinen Hauſe faſt allein. Die beſchränkten Vermögensverhältniſſe des Herrn d'Armont geſtatteten ihm keine zahlreiche Dienerſchaft zu halten. Die Knechte, die ſein Feld beſtellten, wohnten in dem eine Viertelmeile entfernten Dorfe, im Hauſe ſelbſt lebten nur eine alte Dienerin, die der Küche vorſtand, ein alter Diener, der ſich gern Kammerdiener des gnädigen Herrn nennen ließ, und ein jüngerer Bedienter, dem, je wie es die Umſtände erforderten, das Amt eines Kutſchers, eines Jägers und Hausknechts zufiel. Dieſer hatte an jenem 10. November den Herrn und die beiden jüngern Schweſtern Charlottens zu einem der Gutsnachbarn gefahren, deſſen Gattin ihr Wiegenfeſt feierte. Der Tag war ſchön geweſen, ſonſt würde Herr d'Armont, der nichts mehr verabſcheute als regneriſches Wetter, ſchwerlich gegangen ſein. Er hatte verſprochen, am Abend wieder heimzukehren, ſchon aber hatte die Wanduhr die achte Stunde verkündigt und er war noch nicht da. Ihn erwartend, ſaß Charlotte in der untern Stube des Hauſes, in die Lebensgeſchichten griechiſcher und römiſcher Helden vertieft, die Plutarch geſchrieben und die zur Zeit der Hugenottenkriege Amyot in ſeine alterthümliche und naive franzöſiſche Sprache übertragen hat. Ein Kopfſchmerz, der ſchneller vorüberging, als ſie gehofft, hatte ſie verhindert, die Fahrt mitzumachen; zur heimlichen Zufriedenheit ihres Vaters, der es nicht liebte, ſein Haus allein der Obhut der Diener zu überlaſſen. Ihrerſeits fühlte ſich Charlotte nie wohl und behaglich in der Geſellſchaft der Landedelleute und ihrer Damen; der Stolz, der ihr angeboren war, ließ ſie mit einer gewiſſen Geringſchätzung auf dieſe in den kleinlichſten Verhältniſſen und Intereſſen des Lebens befangenen Kreiſe herabblicken; die Einſamkeit und ihre Bücher zog ſie allen Geſprächen und Spielen vor, die ſie in der Umgegend von Ronceray, in den Häuſern der Freunde ihres Vaters hätte genießen können. Es berührte ſie ſchmerzlich und bereitete ihr eine Art körperlicher Pein, wenn man ſie unſanft aus ihrer Idealwelt riß und die rauhe und häßliche Wirklichkeit ihr entgegentrat. Heute aber war es ihr doppelt angenehm, der Einladung nicht gefolgt zu ſein. Je trüber und unheimlicher am Spätnachmittag ſich das Wetter geſtaltete, um ſo ungeſtörter von der Außenwelt ſpann ſie ihre Träume weiter, malte ſie ſich ihre Helden größer, ſtattlicher und ſchöner aus. Mit ihnen, mit römiſchen Adlern und Siegeszeichen bevölkerte und ſchmückte ſie das dürftig ausgeſtattete Gemach; es ward ihr zum Tempel, zum Forum. Sie merkte nicht, wie Stunde nach Stunde verrann, bis Antoine mit einer ängſtlichen Frage wegen des langen Ausbleibens des Herrn ſie aufſchreckte. „Der Vater wird warten, daß der Sturm ſich legt", meinte ſie, „oder die Montgérard werden ihn nicht in dieſem Unwetter von ſich laſſen." Dem Alten ſchienen dieſe Bemerkungen, ſo natürlich ſie waren, doch nicht einzuleuchten; er murmelte etwas von böſen Vorzeichen, daß vielleicht ein Unglück geſchehen ſei, vor ſich hin. Charlotte war ſorgloſer, ſie hatte niemals Furcht gekannt. Sie befahl der alten Martha, Brot und Wein hereinzubringen, im Fall der Vater bei ſeiner Heimkehr ſich noch erfriſchen wollte, und dann zu Bett zu gehen, ſie würde wachen. Die Dienerin gehorchte, Antoine aber beſtand darauf, die Wache mit ſeiner jungen Herrin zu theilen. Trotz des Sturms, der ſeine alten Glieder ſchüttelte, ging er noch einmal um das ganze Haus, ſchloß die Fenſterladen, nahm den Hund vom Hofe und ſeiner Kette in die Vorflur hinein und verſchloß die Thür mit ſolcher Vorſicht, als hätte die berüchtigtſte Diebesbande der Normandie ihm ihren Beſuch angeſagt. Doch entdeckte er bei all ſeinem Spähen nichts Verdächtiges und Charlotte vermochte ſich ſein Benehmen um ſo weniger zu erklären, wenn ſie in dem Zimmer umherblickte. Konnte dieſer beſcheidene Hausrath die Habgier verwegener Menſchen reizen? Dieſe verblichenen, hier und dort zerriſſenen Ledertapeten, der Schrank von Eichenholz, die dunkel gewordenen Stühle, das ausgeblaßte, blauſtreifige Zeug, mit dem der Lehnſeſſel ihres Vaters überzogen war, auf dem Tiſch die zinnernen Teller . . . wie ſtach das ſo ärmlich und kläglich gegen ihre Phantaſiegebilde, die Herrlichkeit Athens und die Pracht Roms ab! Sie vergaß nur, daß es eben noch viel größere Armuth, drückenderes Elend gäbe, vor dem die Bedürftigkeit ihrer Familie als Wohlſtand und Reichthum erſchien.

Im Hauſe und draußen regte ſich außer dem Brauſen des Orkans und dem Plätſchern des Regens nur ſelten ein Laut. Zuweilen ſtieß der Hund, der vor der Schwelle ihrer Thür lag, einen kurzen, ſcharfen Ton aus. Eintönig ging der Pendelſchlag der Uhr auf und ab — die Ewigkeit in Tropfen zerfließend. Eine Stunde und länger las ſie; plötzlich fing ein unheimliches, ſie bedrückendes Gefühl ſich in ihr zu

regen an. Wo blieb nur der Vater? fragte ſie ſich jetzt ſelbſt, wie vorher Antoine gefragt. Ihre Züge wurden ernſter, ängſtlicher; ſie hielt es auf ihrem Stuhl nicht mehr aus, ſie erhob ſich und leuchtete im Gemach umher. Auf der Schwelle regte ſich der Hund . . . ſonſt war alles ſtill, wie es geweſen. Und doch war es ihr, als wäre etwas Fremdes im Zimmer, ein Unſichtbares, das all ihre Kräfte lähmte. Da . . . war das nicht ein Schlag gegen die Hausthür? Aber es konnte der Sturm ſein. Bellend fuhr der Hund in die Höhe. Und wieder ein Schlag. . . „Antoine! Antoine!“ rief Charlotte, das Zimmer öffnend. „Hörſt du das Pochen?“

Mit ſchlotternden Knien kam der Alte die Hausflur entlang geſchlichen. „Ich hörte es!“ keuchte er. „Es ſind Diebe, Räuber, die uns überfallen wollen. . .“

„Die pflegen doch ihre Ankunft nicht durch Klopfen anzuzeigen. Es kann ein verirrter Wanderer ſein!“

„Oeffnet nicht! Unſer Haus liegt abſeits von der Straße —“

„Oeffnet, wenn ihr Menſchen ſeid!“ ſchrie draußen eine heiſere, krächzende Stimme.

„Es iſt ein Armer, ein Bettler“, ſagte Charlotte.

„Traut ihm nicht! Dieſe Landſtreicher ſind freche Burſchen!“

„Schäme dich deiner Furcht! Hierher, Pirat!“ Und ſie lockte den Wolfshund, der an ihr emporſprang.

„Haha!“ lachte es draußen. „Menſchengeſindel! Ihr laßt mich liegen in Nacht und Wind, im Graben der Landſtraße! Verſchmachten, verhungern! Fluch über euch!“

„Wartet, ich komme!“ antwortete Charlotte von drinnen mit jenem gebieteriſchen Ton, der ſchon damals in ihrer Stimme lag.

Und ohne auf die Bitten und Beſchwörungen Antoine's ferner zu achten, eilte ſie in das Gemach, nahm die Lampe — blickte, in einer dunkeln Vorahnung nach einer Waffe ſuchend, im Zimmer umher, ergriff eins der Meſſer auf dem Tiſch — ihr Vater pflegte das Brot damit zu ſchneiden —, ſteckte es in den Gürtel ihres Kleides und war im nächſten Augenblick an der Pforte. Dicht neben ihr ſtand der Hund, die Zähne fletſchend. Antoine hatte ſich in den Hintergrund geflüchtet. Es koſtete dem jungen Mädchen einige Mühe, ehe ſie alle Riegel gelöſt, das ſchwere Schloß geöffnet. . .

Ein kurzes Gebell ſtieß der Hund aus; ihre rechte Hand legte Charlotte auf ſeinen Kopf, um ihn zu beruhigen und von einem Angriff auf den Fremden abzuhalten, mit der linken erhob ſie die Leuchte. „Kommt herein“, ſagte ſie, „im Namen der Menſchlichkeit!“

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Ein polniſches Gaſtmahl vor zwei Jahrhunderten.

Eine Skizze von Marie von Roskowska.

Die Kanonen an den vier Ecken des Schloſſes donnern, doch heute nicht gegen einen andringenden Feind; Diener und Soldaten befinden ſich vor dem ſtattlichen, aus holländiſchen Backſteinen aufgeführten Gebäude oder eilen geſchäftig in den Gängen und Gemächern umher, die Kellertreppe hinauf und hinab. Gewaltige Staubwolken wirbeln in der Ferne empor und kommen immer näher; es blitzt in ihnen auf wie in Gewitterwolken. Waffen ſchimmern im Sonnenglanz, auch Harniſche. Indeß noch häufiger bricht ſich der Strahl des Tagesgeſtirns in edelm Metall und Geſtein. Denn es ſind nicht feindliche Heereszüge, die ſich dort heranbewegen und ſchließlich einbiegen nach dem Damm zu dem auf einer Halbinſel im See belegenen Schloſſe. In der nahen Stadt wird ein Reichstag gehalten und hat die Magnaten des Landes verſammelt, oder eine Kirche, ein Kloſter in der Nähe feiert das Feſt ſeines Schutzpatrons oder der Einweihung mit großen Abläſſen und Proceſſionen, wozu der Adel weit und breit wallfahrtet. Dieſe Gelegenheit benutzt der Schloßherr zu einem Gaſtmahl. So gaſtfrei die Polen auch ſind — große Feſtlichkeiten werden doch nur bei ſolchen Anläſſen veranſtaltet, es müßte denn gerade eine Hochzeit zu feiern ſein oder die Geburt eines Erben.

Ueberall, wohin der Blick fällt, eine blendende Pracht. Alles entſpricht den Einkünften dieſer Großen, die aus ihren Ländereien und Lehen Revenuen von 1,500000 polniſcher Gulden und mehr beziehen. Johann Zamoiſki behielt bei dem verſchwenderiſchen Aufwand jährlich doch noch 100000 Dukaten übrig. Sie unterhalten Armeen, führen untereinander, gegen den König oder das Ausland Krieg, zahlen keine Abgaben und ſind kleine Könige. Die Minderbegüterten drängen ſich zu ihren Fahnen, zum Reichstag erſchienen ſie zuweilen mit einem Gefolge von 12000 Mann. Zum Gaſtmahl begeben ſie ſich zwar nicht mit

ſo gewaltigem Gefolge, doch iſt die Zahl ihrer Stallknechte, Pagen, Kämmerlinge, Waffenträger, Huſaren — in ungariſcher Kleidung — der Koſacken, Haiducken und Troßknechte noch groß genug. Die Kleidung der Dienerſchaft beſteht, je nach ihrem Range, aus koſtbaren Seidenſtoffen oder gutem flandriſchen Tuch, mit ſilbernen Knöpfen und andern Zierathen und Pelzverbrämung. Die Herren ſelber tragen an ihrem Körper oft ungeheuere Summen. Zwar ſind die Reiherfedern nicht mehr ſo theuer wie früher, wo eine einzige mit 500 Dukaten bezahlt ward, allein die Diamantagraffe, welche den Reiherbuſch, die Sperber- oder Straußenfeder an der mit Marder, Zobel oder Hermelin beſetzten Czapka feſthält, mag zehn-, zwanzig- oder gar dreißigtauſend Thaler koſten. Der Dolman oder der Contuſz beſteht aus perſiſchem Goldſtoff mit eingewirkten Blumen oder aus orientaliſchem Sammt in blendenden Farben, mit Beſätzen von dem ſeltenſten Rauchwerk. Die nach tatariſchem Schnitt geſchlitzten Aermel fallen auf den Rücken zurück und laſſen die Aermel des Zupans ſehen, des reichen Unterkleides, das gleichfalls aus Goldſtoffen gefertigt iſt oder aus Brocat, von den kunſtfertigen Damen des Landes reich mit Gold, Silber oder Seide geſtickt. Die Stiefeln von farbigem Saffian ſind gleichfalls mit Stickereien bedeckt wie der Gürtel, an dem Edelſteine funkeln. Vom Gürtel hängt an goldener Kette und in reicher Scheide neben dem koſtbaren Säbel ein Meſſer mit kunſtvollem Griff und an einem andern Kettchen ein Stein zum Schleifen des Meſſers in koſtbarer Faſſung. Edle Steine, als Knöpfe zierlich gefaßt, ſchmücken den Anzug, Ketten und Brillantringe Hals und Hand, welche die kleine ſchwere Streitart hält, dieſen unumgänglichen Beſtandtheil der Nationaltracht. Die Pferde haben Gebiſſe von vergoldetem Silber, oft ſogar von gediegenem Gold. Auf dem Kopfgeſtell und zu beiden Seiten des Halſes wehen prächtige Reiherbüſche. Die Schabracken ſind von Sammt in lebhaften Farben, mit Gold oder Silber geſtickt wie das Zaumzeug. Am Sattelbogen hängt ein Säbel, der dem an der Seite des Reiters gleicht, doch größer und ſchwerer iſt, in goldener oder vergoldeter, mit Perlen, Rubinen und anderm Geſtein beſetzter Scheide. Lange gewichſte und gedrehte Knebelbärte haben bei den vornehmen Herren die langherabfallenden Bärte verdrängt, das Haupt iſt nach tatariſchem Brauch faſt ganz kahl geſchoren, nur auf dem Scheitel blieb ein Theil des Haares ſtehen, die Czuprina ordinska — Hordenperrüke. Noch ſeltſamer gekleidete Reiter erblickt man im Gefolge. Sie tragen auf ihren Helmen die Flügel von Störchen, Kranichen, Geiern und ſtatt des Oberkleides Leoparden-, Tiger- oder Bärenfelle. Sie führen außer dem Säbel die althergebrachten Bogen und Pfeile. Beim Feſtaufzuge ſind die gewöhnlichen Köcher mit ſaffianenen vertauſcht. Andere aber verſchmähen die Nationaltracht und ahmen das Ausland nach. Früher hatte die italieniſche und ſpaniſche Mode den Vorzug gehabt, jetzt die franzöſiſche. Allein dieſe Kleidung eignet ſich nicht recht für den polniſchen Herrn und den Sattel ſeines Roſſes — ihre Träger erſcheinen meiſt, wie die Damen, zu Wagen.

Langſam bewegen ſie ſich heran, die großen, ſchwerfälligen Carroſſen jener Zeit, vergoldet, mit Sammtvorhängen oder goldgeſtickten Lederdecken, von ſechs bis zwölf reichgeſchirrten Pferden gezogen. Ein Troß von Pagen uud Läufern umgibt eine jede, auch Fackelträger fehlen nicht, um bei der Rückkehr den Weg durch Wachsfackeln zu erhellen. Ein Mohr, ein Zwerg, prächtig und phantaſtiſch gekleidet, gereichen zur beſondern Zierde. Schöne Mädchen und Frauen, ſtolze Matronen ſteigen aus den gewaltigen Glaskäſten, die dennoch viel zu eng und niedrig für die umfangreichen Kleider und den hohen Kopfputz erſcheinen. Denn nur wenige Töchter Sarmatiens begnügen ſich mit der heimiſchen Tracht, dem engen Unterkleid und dem pelzverbrämten Ueberwurf; wenige tragen das Haar kurz oder in natürlichen Locken, mit Perlen durchflochten und darauf die viereckige Mütze, die, mit Hermelin beſetzt, ſchönen Frauen ſo vortrefflich ſteht. Auch ſie haben an dem koſtbaren Gürtel das Meſſer und den Stein zum Schleifen deſſelben wie die Männer. Die meiſten jedoch huldigen der Mode des franzöſiſchen Hofs. Schnürleib, rieſige Fächer und hohe Abſätze charakteriſiren dieſelbe. In ſchweren Falten, meiſt mit langen Schleppen verſehen, wallen die gold- oder ſilberſtoffenen, die Sammt-, Damaſt- oder Brocatkleider zur Erde nieder, aufgebauſcht durch die Vorläufer des Reifrocks, die Poſchen, übermäßig große, durch Fiſchbein geſteifte Taſchen zu beiden Seiten des Körpers. Die am Elnbogen geſchlitzten Aermel ſind mit reichen, ſchweren Zierathen verſehen, Brabanterſpitzen umgeben den Hals; die hohen künſtlichen Friſuren ſind hier gepudert, dort iſt das eigene Haar von Perrüken in abſonderlichen Ge-

ſtalten bedeckt. Wenn die Männer Summen, die ein ganzes Vermögen darſtellen, in edelm Geſtein an ſich tragen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß das Geſchmeide der Frauen noch unendlich reicher und werthvoller iſt. So unſchön und entſtellend dieſe Tracht immerhin iſt, die Damen gefallen darin nicht allein ſich ſelber, ſondern auch den Männern, was ja ſtets die Hauptſache iſt.

Die Räume des Schloſſes ſind des Aufzugs der Gäſte würdig. Tapeten von goldgepreßtem Leder oder von Seide gewirkt und in bunten Farben Allegorien, mythologiſche Scenen oder Hiſtorien darſtellend, bedecken die Wände und werden ihrerſeits faſt wieder bedeckt durch Trophäen ſeltener Waffen, durch die Bilder der Ahnen, durch Spiegel von venetianiſchem Glas, Arbeiten von edelm Metall, von Marmor, Bernſtein und Elfenbein, Kunſtwerken des Auslandes — denn im Lande ſelbſt wird nichts dem Aehnliches geſchaffen. Die Teppiche Perſiens verhüllen die Flieſen des Fußbodens und ſind über die an den Wänden befindlichen Ottomanen gebreitet. Geſchickte Arbeiter aus Danzig und andern deutſchen Städten lieferten Möbels aller Art, kunſtfertig geſchnitzt aus Nußbaum- oder Eichenholz, manche gar aus den köſtlichen Hölzern, die das ferne Amerika herüberſandte. Tiſchplatten und Kaminſimſe ſind von Marmor; die glaſirten Kacheln der Oefen mit zierlichen Bildwerken verſehen; überaus künſtlich gebaute Uhren weiſen die Stunden, die hier nur Glücklichen zu ſchlagen ſcheinen. Im Speiſeſaal liegt ein Faß von gediegenem Silber, auf dem ein goldener Bachus reitet; rings an den Wänden befinden ſich Weinfäſſer mit ſilbernen Reifen, zum Zeichen, daß Gäſte hier jederzeit willkommen ſind. Der von einem Gitter umgebene Schenktiſch möchte trotz ſeiner Maſſivität unter dem Gewicht der ſilbernen und goldenen Geräthe brechen. Ueber ihm befindet ſich ein Chor, geziert mit dem Wappen des Hauſes; das Orcheſter, aus Leibeigenen beſtehend, ſpielt dort zur Tafel auf. Auch in weniger großen Edelhöfen fehlen die Muſikanten nie, wären es auch nur einige Geiger.

Die Tiſche, woran die vornehmen Gäſte ſpeiſen, ſind mit Damaſttüchern bedeckt. Jeder Gaſt erhält eine geſtickte Serviette. Ein minder reicher und gaſtfreier Wirth erſpart dieſen Luxus durch einen breiten, um das Tafeltuch genähten Streifen feiner Leinwand; denn leider wandert eine Anzahl Servietten immer mit hinaus mit dem zahlreichen Dienertroß der Bewirtheten. Löffel, Meſſer und Gabel pflegt jeder zu Gaſtereien ſelbſt mitzubringen, es müßte ſonſt bei jedem Gaſtmahl eine große Anzahl neuer Beſtecke angeſchafft werden. Aus dem gleichen Grunde verſchließt man auch bei Beginn der Mahlzeit die Hausthüren und öffnet ſie erſt wieder, wenn abgeſpeiſt, das Silbergeräth nachgezählt und richtig befunden worden.

Hinter dem Stuhl jedes Herrn ſtehen ſeine Lieblingsdiener, hinter dem jeder Dame ihre begünſtigten Dienerinnen. Lakaien in reicher Livree bieten die Gerichte auf ſilbernen Platten um den Tiſch, jeder und jede reicht die Hälfte der genommenen Speiſen den Dienern oder Dienerinnen hinter ſich, die ja auch von Adel ſind und eines Tags vielleicht an eben ſolcher Tafel den Vorſitz führen werden; denn dem ärmſten Edelmann ſteht der Weg offen zu den höchſten Ehrenſtellen, und im Dienſt eines Adelichen geweſen zu ſein, wirft keinen Makel auf ſeinen Namen, wie es der Betrieb des Handels oder eines Gewerbes thun würde. Auch von dem Wein erhält die Dienerſchaft ihren reichlichen Antheil, und da jedermann im Trinken geübt iſt und es überdies für eine Ehre gilt, die Gäſte trunken zu machen, verſchwinden unglaubliche Maſſen der edeln Getränke. Der übrige Dienertroß wird in den Räumen der Hausdienerſchaft reichlich bewirthet mit Fleiſch und Brot, mit Meth und Branntwein.

Der Wein erhöht die Stimmung — Trinkſprüche werden ausgebracht, darunter der uralte nationale: „Kochajmy się" („lieben wir einander"), wobei jeder ſeinen Nachbar oder ſeine Nachbarin zur Rechten und Linken umarmt und auf beide Wangen küßt; oder zu Ehren einer beſonders gefeierten Schönheit, einer hochgeſtellten Frau, kreiſt ihr Schuh als Becher um die Tafel zum geheimen Neid der andern; zuweilen erhebt ſich ein Streit, die Klingen blitzen, doch fließt nur ſelten Blut — meiſt gelingt es, die Erhitzten auseinanderzubringen und obſchon nicht aus dem Lethe, ſo doch aus dem Weinpokal Vergeſſenheit trinken zu laſſen. Nicht wie in den Geſellſchaften der Deutſchen und anderer Völker zu jener Zeit herrſcht hier Zwang, Ceremoniell und Rückſicht auf Rang und Vermögen. Wiewol die jungen Mädchen ſtreng erzogen ſind und der Jugend in Gegenwart Aelterer die größte Beſcheidenheit Pflicht iſt, findet man nicht mehr Steifheit, als das Coſtüm mit ſich bringt, und die Anmuth der Polinnen mildert ſogar die Grandezza, welche von gepuderten Toupés und hohen Hackenſchuhen, von goldſtoffenen Schleppkleidern über umfang-

reichen Poſchen unzertrennlich ſcheint. Noch ſchließen freilich die Aeltern die Heirathscontracte der Kinder ab, beſtimmen einen Theil derſelben, um das Vermögen der übrigen zu erhöhen, für die Kirche; dennoch lauſcht Amor mit ſeinem Bogen hinter dem goldenen Bachus auf dem ſilbernen Weinfaß. Vielſagende Blicke begegnen ſich über der Tafel, bedeutungsvolle Worte werden unter dem Harmonienmantel der Tiſchmuſik zwiſchen Nachbar und Nachbarin ausgetauſcht.

Das hindert nicht, zu eſſen. Eine Platte nach der andern erſcheint. Ein franzöſiſcher Koch iſt im Hauſe ſelbſt des mittelmäßig begüterten Edelmannes; der reiche Magnat beſoldet mehrere Kochkünſtler. Um dem heimiſchen Geſchmack Rechnung zu tragen, gibt es neben allen Feinheiten der franzöſiſchen Tafel, welche man vor kurzem in Polen noch nicht einmal dem Namen nach kannte, auch die nationalen Gerichte: Erbſen mit gebratenem Speck; Kaſza (feine Grütze aus Heidekorn); Zraſy (Trompetenklops); Bärenklauen mit Oel und Eſſig und anderes, was die Frau des armen Schlachtſchitz dem Gatten aufträgt. Die vielen Seen und Flüſſe bieten ſchmackhafte Fiſche, die Wälder Wildpret. Dazwiſchen kommen vergoldete Hammelbraten mit Federbüſchen, aufgeputzte Hähne oder gar Adler; Confituren und Backwaaren in abſonderlichen Vogel-, Thier- oder Menſchengeſtalten. Rieſige thorner Pfefferkuchen und ſüße Pfeffernüſſe zieren jeden Tiſch. Den Nachtiſch vervollſtändigt in den eigenen Gärten gezogenes Obſt nebſt den edeln Südfrüchten, welche, wie alle Luxusartikel, der Handel Danzigs einführt. Schließlich erſcheinen, als koſtbarſte Platten, hohe Pyramiden von Dukaten, welche der freigebige Wirth unter ſeine Gäſte und ihr Gefolge vertheilt, als beſtänden ſie aus Zuckerwerk ſtatt aus Gold.

Der Mann mit der eiſernen Stirn.

Von Karl Neumann-Strela.

II.

Dieſer Anblick — die traurige Lage und Krankheit des alten Harfners — trübte das Glück, welches Gottlieb an der Liebſten Seite oder bei der Arbeit empfand. Vater und Mutter Preſtel riſſen ob der Zeichnungen und Entwürfe die Augen auf, beſtaunten das nie Geſehene, gaben ſich ganz ihrer Freude über den „Prachtjungen" hin. Da ſtand die Abtei auf dem Papier, hier plätſcherte gar der Waſſerfall und dort humpelte Schäfer Thomas mit der ewigen Pfeife im Munde — „Beim heiligen Nepomuk!" rief der Alte, „das hätte ich dem Gottlieb nicht zugetraut! Was denkſt du, Frau? He, der iſt denn doch wol für den Hobel zu gut, der kann mehr wie ſägen und leimen! Ja, er hat ſeinen aparten Kopf und bringt's ſicherlich noch zu etwas Großem!" Wie aber der Prachtjunge das Blei nahm und die Aeltern ſo meiſterlich conterfeite, daß keine Falte, nicht einmal ein Haar fehlte, da ging die Bewunderung über alle Grenzen hinaus. Das ganze Dorf mußte zuſammenlaufen, die Bilder flogen von Hand zu Hand, der Schulze ſprach in der Schenke davon, der Pfarrer beim Abt, ſchön Elsbeth gab die beſten Worte, um auch „gemahlen" zu werden.

Gottlieb hatte auf dieſe Lobſprüche indeß nicht Acht, da ſeine Gedanken beſtändig bei dem Harfner weilten. Der Bader hatte erſt geſtern von Haus zu Haus geflüſtert: „Mit dem Bruno iſt's vorbei, wenn der Mond kommt." Gottlieb trauerte tief darüber; der Vater ſeines Mädchens war ihm ans Herz gewachſen; auch fanden Barbara's Klagen das vollſte Echo in ſeinem Herzen. Bei ihr verbrachte er jetzt die Tage, am Lager des Kranken einen Theil der Nacht. In ſeiner ruhte Bruno's Hand. Sie redeten wenig miteinander, um ſo mehr ſprachen ihre Blicke.

Da kam der Mond. Er füllte die Büſche, beglänzte die Abtei und lugte in des Harfners Zelle. Ob ihn der Anblick bekümmerte? Ob er ſich hinter eine Wolke flüchtete, Bruno's bleiches Antlitz zu vergeſſen? Genug, es war wieder dunkel und ſtill im kleinen Stübchen, nur die Katze ſchnurrte, nur die Uhr plauderte. Mit einemmal aber krümmte das Thier den Rücken, zog die Pfoten ein, ſtieß einen Ton hervor, klagend, winſelnd, ſchneidend — Gottlieb hob die Rechte, es zu beſänftigen, allein weder Drohungen noch gute Worte nützten. Erſt umkreiſte es das Lager, ſprang dann hinauf, legte ſich zu den Füßen des Herrn und ſchaute ihn an, ſo regungslos, ſo tief, daß er den Blick nicht länger zu ertragen vermochte und ſein mattes Auge mit der zitternden Hand bedeckte. So verfloß Minute auf Minute. Barbara ruhte auf den Knien im Gebet. Wieder ſchlich der Mondſtrahl hinein, küßte die Zähren von ihrer Wange und flutete dann über den Kranken hin. Da plötzlich ſchwand die Wolke auf ſeiner Stirn, ſie wurde frei wie in den Tagen des Lenzes; er breitete die Arme aus, die geliebte Harfe zu empfangen. Und ein-

mal noch ſchlugen die Lerchen in ſeiner Bruſt; ſie gaben ihm das Lied an, welches den marmorbleichen Lippen entglitt. Gottlieb und Barbara war dieſe Weiſe wohlbekannt, allein nie hatte ſie ſolch einen Zauber auf beide ausgeübt. Wie den Worten des Pfarrers, ſo lauſchten ſie hier dem Sange vom Scheiden, vom Wiederſehen und hielten ſich ſo innig dabei umſchlungen, als ob der Vater ihren Bund mit dieſem Lied ſegnete. Aber da — er wollte juſt die letzte Strophe beginnen — da ſanken ſeine Arme, da ſank die Harfe herab und die Saiten zerriſſen, wie von einem Blitzſtrahl zerſchmettert. Barbara ſchrie laut auf, Gottlieb warf ſich über Bruno, allein die theuern Augen hatten ſich für ewig geſchloſſen. Ihrer Sinne beraubt, ſtürzte das Mädchen zu Boden; der Jüngling eilte wie der Sturmwind zum Bader, der Mond floh wieder hinter die Wolke, die Uhr ſtand ſtill, die Katze ſprang vom Lager des Todten herab und verkroch ſich wimmernd unter Bruno's Mantel.

Als man ihn zur Erde beſtattete, ſah der Himmel trübe darein. Das ganze Dorf war verſammelt, dem „ſonderbaren Menſchen" die letzte Ehre zu erweiſen. Der alte Preſtel ſprach noch an der Gruft: „Ein wunderlicher Mann ſein Leben lang, aber doch ein guter Kerl. Die heilige Jungfrau beſchütze ſeine Seele!" Dann zerſtreuten ſich die Theilnehmenden wie die Neugierigen; auch Gottlieb reichte der Waiſe die Hand und führte ſie in das Häuschen der Aeltern.

Vater und Mutter Preſtel machten ein Geſicht, als hielten ſie ſich und die Welt einmal wieder für behext. Aber ihr Mund blieb vor Schreck geöffnet, da der Sohn Barbara an ſich zog und alſo zu ihnen redete: „Barbara kann nicht allein ſtehen. Ich habe ſie zu meinem Schatz erwählt und bitte Euch, ſie zu hüten, bis ich ſie zum Traualtar führe. Sie iſt ſo lieb und gut!"

Das ging dem Schreiner denn doch über den Horizont. Sein Sohn, der Ausſicht hatte, ein berühmter Mann zu werden und die Elsbeth mit Haus und Hof zu erhalten, wollte nun ein blutarmes Mädchen freien! Wer war eigentlich dieſe Barbara? Niemand konnte Auskunft darüber geben. Aber das kam von der Scheu vor dem goldenen Handwerk, von dem romantiſchen Firlefanz — Vater Preſtel ballte die Hände in den Taſchen und blickte mit der grimmigſten Miene auf die Alte, die noch immer erſtarrt daſtand und Luſt zeigte, ihre beliebten Krämpfe zum Beſten zu geben. Davor hatte der Mann indeß den größten Reſpect; er verehrte den Frieden über alles und wollte auch jetzt alles zu ſeiner Erhaltung thun. Daher raffte er ſeine ganze Autorität zuſammen, nahm die Frau einen Augenblick beiſeite, einige eindringliche Worte zu reden, trat dann zu Gottlieb, klopfte auf den Doſendeckel und ſprach, eine Priſe an die Naſe führend: „Mein Sohn, es iſt eine alte Sache, daß du deinen aparten Kopf haſt. Weil nun dieſes eine alte Sache iſt, wollen dir deine Aeltern auch hierin nicht im Wege ſein. Das Mädchen mag den kärglichen Tiſch mit uns theilen, aber an dir iſt es anjetzt, dich nach Brot umzuſehen, denn das lange Liebeln vor dem Freien nützt nichts, bringt allerhand dumme Launen zu Tage. Darum bedenke das wohl und damit baſta!"

So blieb Barbara unter Preſtel's Dach. Er brummte wol noch zuweilen und überrechnete ſeinen ſchmalen Erwerb jetzt öfter wie ehedem, allein bald ſchwanden die Falten auf ſeiner Stirn wieder, da er bemerkte, mit welcher Zuneigung ſeine Frau dem Pflegekind begegnete. Barbara ließ ſich gleich anfangs angelegen ſein, die Mutter im Hausweſen zu unterſtützen, um Rath zu bitten; ſie war eine wißbegierige Schülerin und über nichts fröhlicher, als wenn Frau Preſtel ihrem Mann beim Veſperbrot ſagte: „Das ſchöne Brot hat die Barbara gebacken. Sie ſtellt ſich gut an." Bei ſolcher Rede leuchteten denn auch Gottlieb's Augen; bei weitem munterer verließ er darauf den Tiſch, in der Arbeit fortzufahren. Er hatte nur Einen Kummer: daß der Tag nicht vierundzwanzig Stunden währte. Früh- und Abendroth fanden ihn mit der Kreide oder dem Pinſel in der Hand. Ermüdung, Entmuthigung kannte er nicht. Sein ſteter Gedanke war: Für Barbara! und blickte ſie über ſeine Schulter auf die Zeichnung hernieder, ſo war ein Wort ihres Lobes der größte Sporn für ihn.

Einmal warf er aber doch die Arbeit zur Seite und eilte wie der Sturmwind auf die Abtei, nachdem der Ruf: „Fremde Maler ſind da!" durch das Dorf gegangen. Richtig, ſie hatten auf Befehl des Herzogs Tirol verlaſſen, um die Kapelle Grünebachs mit Gemälden zu ſchmücken, und waren bereits beſchäftigt, Gerüſte aufzuſchlagen, Farben zu wählen. Eine größere Freude hätte es für Gottlieb nicht geben können. Er flog zu Barbara, ihr ſeine Wonne zu verkünden; er wollte mit einemmal von ſeinen Studien wenig mehr wiſſen und meinte, daß ihm der liebe Gott dieſe fremden Künſtler geſendet. Nun trach-

tete er, ſich ihnen nähern zu dürfen. Willig ſchenkten ſie ſeiner Bitte Gehör; er ſtand unabläſſig in angemeſſener Entfernung und wurde ſo nicht weiter beachtet, faſt vergeſſen. Einmal jedoch warf einer der Maler einen zufälligen Seitenblick auf Preſtel und trat lächelnd heran, da dieſer das eben vollendete Altarblatt zu copiren verſuchte. Er nahm die Zeichnung, ſchaute bald dieſe, bald den Verfertiger an, forſchte nach Namen, Stand, rief die Collegen herbei und bewirkte, daß einſtimmiges Lob erſchallte. Gottlieb fühlte faſt den Athem ſtocken, alles drehte ſich ihm im Kreiſe herum; die Worte ſchwirrten gleich Bienen an ſeinem Ohr vorüber und er vernahm nur ſo viel, daß er mit ihnen nach Tirol ſolle, daß man für den Unterricht, ja für jedwede Lebensbedürfniſſe ſorgen würde. Dann ſah und hörte er nichts mehr. Mit dem einzigen Gedanken: Was werden Barbara und die Aeltern dazu ſagen! ſtürmte er den Berg hinab, ins Häuschen hinein. Der Vater ließ wieder die Doſe fallen, wieder verlor die Mutter ihre Haube, als ſich der Junge erzählend und jubelnd an ihre Bruſt warf, und Barbara legte ſtaunend die Finger zuſammen, als wäre ein ſolches Glück nicht zu faſſen. Die Freude darüber erfüllte die Stube bis in die ſinkende Nacht. Sogar im Traum redete der Schreiner von ſeinem berühmten Sohne, und Gottlieb wälzte ſich ſchlaflos auf dem Lager, mit allerlei Gedanken, Hoffnungen und Zweifeln beſchäftigt, die einander jagten und ſich nicht bändigen ließen. So kam der Morgen heran.

Der Mutter Pantoffeln knarrten am erſten. Sie wollte heute, dem Jungen zu Ehren, ein recht auserleſenes Frühſtück bereiten. Als Barbara ihren emſigen Schritt vernahm, ward ihr das Bett zu eng. Dann kam der Alte mit ſeinem fröhlichen Morgengruß; auch Gottlieb ließ nicht länger auf ſich warten. Er ſchaute übernächtig drein; ſeinem Blick mangelte wol die gewohnte Klarheit, aber die Feſtigkeit nicht. Einen Stuhl herbeiziehend, ſagte er nach dem Gebet: „Ich habe den Malern vieles zu danken, allein ihr Anerbieten ſchlage ich dennoch aus. Ich überlegte mir's, während Ihr ſchlieft. Sie wollen gut an mir handeln, Zimmer und Tiſch mit mir theilen — aber mein Sinn iſt nun einmal ein anderer. Auf eigenen Füßen ſtehen! Durch eigene Kraft! ſo denke ich und bleibe, bis ich ſo viel erworben, ihnen mit gefülltem Seckel ins Tirolerland folgen zu können. Iſt's nicht heut', ſo morgen!"

Jeder ſchüttelte den Kopf darüber, keiner widerſprach indeß. Der Junge hatte nun einmal ſeine Anſichten und Gründe. Der Reiſeſtab blieb alſo in der Ecke und Gottlieb warf ſich mit allen Kräften darauf, das winzige Sümmchen zu vermehren. Die Neugierde der Grünebacher leiſtete ihm willkommene Dienſte. Sie brachten das Geſparte herbei, ſich im Bild bewundern zu können; ſie prieſen den jungen Künſtler in benachbarten Dörfern und bewirkten damit, daß viele ſich von ihm abconterfeien ließen. Das ging ſo eine geraume Weile fort. Dann aber drängte eine Krankheit, die plötzlich ins Schwabenland einfiel, jeglichen Enthuſiasmus in den Hintergrund. Die Luft ward ſchwül und trübe, die Bäume ließen das Laub hängen, die Vögel den Kopf, kein neckiſches Geplauder mehr am Ziehbrunnen. Es drückte etwas vom Himmel hernieder, was ſich auf Bruſt und Herz legte und das Blut ſtocken machte. Der Bader in Grünebach war Tag und Nacht auf den Beinen, allein den Tod konnte er nicht verſcheuchen. Der pochte beim Schulzen und dem Ortsſchreiber an, der winkte Greiſen wie Kindern. Unſer Schreiner hatte ſeine liebe Noth, die gewünſchten letzten Wohnungen herzuſtellen; kaum daß er die Werkſtatt verlaſſen konnte. Wie Gottlieb aber das ſah, ließ er die Studien ruhen und bot ſich dem Vater zur Stütze an. Nun hatte die Sache einen andern Fortgang, da zwei Sägen klirrten, zwei Hobel klapperten. Der ſchwarze Wagen kam nicht mehr von der Straße; es war wahrlich nicht anders, als ob die Grünebacher den Zorn des Himmels beſchworen hätten. Wer dem andern die Hand drückte, machte eine Miene, als müſſe er Abſchied für immer nehmen.

Auch Meiſter Preſtel beſtattete dieſen und jenen guten Freund und ſtieg endlich, nachdem die Krankheit ſchon einen Rückſchritt gethan, ſelber in die Gruft hinab. Die Frau glaubte in ihrem Schmerz, daß nun jede Freude auf Erden für ſie vorüber wäre, mochten Barbara und Gottlieb auch nach beſten Kräften tröſten. Das Mädchen verwies auf die Barmherzigkeit des Himmels, des Sohnes Ausſpruch war hingegen ein anderer. „Sorge nicht, Mutter!" ſagte er. „Lege deine Zukunft getroſt in meine Hand! Die Summe zur Wanderſchaft ruht jetzt ſicher in meiner Katze, darum hinaus in Gottes Namen! Es zieht mich nach dem Süden. Meiſter Rollenhagen in Prag iſt wol alt und ſtumpf geworden, wer weiß, wo die tiroler Maler nun weilen mögen, und deshalb

will ich ihrer Spur nicht weiter folgen! Fort also, um für dich und die Barbara zu erwerben! Bleibe ich an Körper und Seele gesund, sollen Euch die gebratenen Tauben geradezu ins Haus fliegen!"

Hätte die bekümmerte Frau auch am liebsten gesehen, wenn er an ihrer Seite geblieben wäre, so kannte sie seinen wackern und festen Sinn doch wieder zu gut, um zu widersprechen. Daß er ihrer in der Ferne gedenken und sich eher jede Entbehrung auferlegen würde, als sie darben zu lassen, wußte sie vollkommen; so packte sie denn in stiller Ergebung sein Ränzel und wünschte ihm des Himmels Segen. Barbara gab dem Geliebten das Geleite. Am ersten Meilenstein schied er von ihr: „Wenn ich wiederkehre, wirst du meine Frau. Vielleicht schon im nächsten Jahre, aber laß dir die Zeit nicht lang werden! Gedenke meiner, wie ich an dich denken werde, so oft mein Herz schlägt, und sei fröhlich und wohlgemuth, denn wir beide sind jung und sehen den Himmel voller Geigen. Darum keine Thräne, liebes Bärbel, und tausend Grüße daheim!"

Allein das Mädchen schluchzte dennoch und hielt den Liebsten so innig umschlungen, als wollte er auf Nimmerwiedersehen davon. Da riß er sich gewaltsam los und machte riesengroße Schritte, ohne sich nur einmal umzuschauen. Er lief mehr, als wie er ging; das Wasser trat ihm so hell in die Augen, daß die ganze Landschaft wie ein einziger Thränenbach erschien. Das ward indeß anders, als Grünebach seinen Blicken entschwunden war. Die Berge wurden höher, die Thäler weiter, der Himmel blaute, die Menschen sangen und die Thiere in schwindelnder Höhe sangen — die Welt ist so schön!

War das eine Lust, die fremden Gegenden anzustaunen! Der Jüngling flog fast in ungeduldiger Eile von Stätte zu Stätte; er hielt für ein leichtes Spiel, neun bis zehn Meilen im Tag zurückzulegen. Sein Weg führte durch die Hochalpen und die Ebenen Lombardiens, und eher wollte er von keiner Ruhe wissen, als bis Venedig seinem Auge sichtbar. Es war ein Abend, als das Getöse auf dem Marcusplatze ihn empfing und fast schwindeln machte. Nur mit größter Mühe konnte er sich verständigen und nach der Behausung des Meisters Giuseppe Nogari forschen, dessen Ruf von allen Lippen ertönte.

Nogari war ein echter Künstler; kein Gefühl von Neid und Schelsucht trübte sein kindliches Gemüth und er spornte Talente an und unterstützte sie, wo er sie fand. Kein Wunder daher, daß er auch Prestel mit offenen Armen empfing, prüfte und liebgewann, ja ihn bald darauf seinen besten Schüler nannte, nachdem er gesehen, wie sehr sich dieser bemühte, seinen Wünschen nachzukommen. Gottlieb wußte weder von Ruhe noch von Mühen; nicht eher legte er den Pinsel aus der Hand, bis der Meister gesagt hatte: das Bild sei über Erwarten gelungen. Dann erst verließ er das Haus, sich durch die Pracht der Paläste und Hallen zu erquicken. So war es erklärlich, daß beide ein immer größeres Interesse aneinander gewannen und daß Nogari alles daransetzte, den Schüler dauernd an sich zu fesseln, als diesen eine Sehnsucht nach Rom erfaßte und er vom Scheiden sprach. Weshalb wollte er gehen? Er wußte es selbst nicht; er fühlte nur, daß die ewige Stadt ihn locke und er nicht länger bleiben könne Das erfüllte den Venetianer mit Schwermuth; er bat, grollte und machte noch einen letzten Versuch. „Meine Base ist dir bekannt", sagte er; „sie ist schön und hat viele Freier. Bleibe, und sie wird die Deine!'

Prestel zauderte, aber nur einen einzigen Moment. Er legte die Hand auf das Herz, es schlug für Bärbel in alter Treue. Darum versetzte er: „Mögt Ihr mich undankbar schelten, ich kann nicht anders! Reiselust schwellt meine Brust, ich muß weiter! Nie werde ich vergessen, welchen Dank ich Euch schulde, Meister Nogari, doch haltet mich nicht zurück!"

Da tobte das Blut durch die Adern des Italieners. Mit dem Rufe: „Ingrato Tedesco!" packte er den Schüler und stieß ihn von der Schwelle.

Also ging der junge Künstler wieder einmal, wenn auch mit treuem Gedanken an die genossene Liebe, so doch leichten Sinnes von hinnen. Ihm mangelte, ungeachtet seiner Charakterfestigkeit, die Stetigkeit; er ließ seiner Laune während des ganzen Lebens die Zügel schießen, unbekümmert darüber, ob die Gunst der Großen ihn floh, ob sein Weib diesen oder jenen Ort mit Wehmuth verließ. Daß er so zuweilen mit Entbehrungen, gar mit größern Sorgen zu kämpfen hatte, ist erklärlich; allein der Anblick einer bedeutenden Stadt, die Bekanntschaft mit vielgenannten Männern, die Kunst selbst — alles das ließ ihn die häufige Noth und die Thränen der Seinigen vergessen. Er war und blieb ein Egoist und hätte ohne Zweifel Größeres geleistet, hätte er die

Ruheloſigkeit abſtreifen und ſein Glück im Frieden des Hauſes finden können.

So iſt es denn kein Wunder, daß wir ihn bereits nach Jahresfriſt von Rom ſcheiden und Florenz zupilgern ſehen, wo damals unter Großherzog Leopold, dem Bruder Joſeph's II. und nachmaligem Kaiſer, Künſte und Wiſſenſchaften einen neuen Aufſchwung erhielten. Es ging ihm hier wie überall: er ſchwelgte im Anſchauen der Gemälde und Statuen, ſchuf ſelbſt raſtlos, führte zahlreiche Compoſitionen zur Bewunderung der Kenner aus, verweigerte jedoch, das Häuschen zu beziehen, welches ihm Leopold nebſt einem ſtattlichen Gehalt anbot. Denn ſchon winkte der Reiſeſtab und zeigte nach Deutſchland, und Gottlieb empfand plötzlich eine namenloſe Sehnſucht, die Eichen, die Iller wieder rauſchen zu hören. Deshalb ſchied er zum Bedauern des Herzogs, wanderte mit Rieſenſchritten durch Bologna, Venedig und jauchzte auf, als der erſte Laut der Mutterſprache ſein Ohr berührte. Der Muth war friſch und ungebeugt, der Seckel freilich ſchmächtig. Lieber hatte er ſich beholfen, als die Mutter und Barbara darben zu laſſen, und ſtets war die größere Hälfte des Erworbenen in Grünebach eingetroffen.

Wen er jetzt finden, wer ihn bewillkommnen würde, wußte er. Barbara allein, denn die Alte war im letzten Winter zum Alten hinabgeſtiegen, weil ſie es ohne ihn nicht hatte aushalten können. Das Mädchen weilte auch ſchon Tag für Tag auf der Höhe und ließ ſich weder durch Sturm noch durch Sonnenbrand verſcheuchen; diesmal hatte Preſtel ſeine Ankunft gemeldet, er würde kommen, um ohne ſein Bärbel nie wieder zu gehen. Ob er Wort hielt! Nachdem geherzt und des Langen und Breiten erzählt worden, traten beide beim Pfarrer ein, das Aufgebot zu beſtellen, und wenige Sonntage darauf hatten die Grünebacher das unausſprechliche Vergnügen, das zur Kapelle ſchreitende Paar muſtern zu können. Es war ein ſchöner Tag. Erde und Himmel lachten, die Sonne grüßte durch die Bogenfenſter, und als das Glöcklein läutete, ſtimmten alle Vögel ein. „Treue für das Leben!“ hauchten die Lippen der Neuvermählten, als ſie auf dem Heimwege am Grabe der Aeltern knieten.

Schon nach einigen glückſelig verlebten Stunden finden wir unſere Leutchen auf der Straße nach Augsburg. Der Ruf eines gediegenen Künſtlers war Preſtel vorangegangen; die Kunſtliebhaber empfingen ihn, eine Schar von Schülern verſammelte ſich um ihn, ſodaß er bald ſeine Noth hatte, den Aufträgen, den mancherlei Bitten und Fragen gerecht zu werden. Niemand war fröhlicher darüber als ſeine Gattin, aber auch niemand ging ſein plötzlicher Entſchluß, nach Nürnberg zu wandern, mehr zu Herzen. Nichts half, man packte auf und verließ Augsburg zum Bedauern zahlreicher Freunde. In Nürnberg erſchloß ſich eine neue Welt für Gottlieb. Die Reihe von Handzeichnungen älterer Meiſter enthuſiasmirte ihn für den Kupferſtich, und ohne Zaudern tauſchte er den Pinſel gegen den Griffel ein. Sein Fleiß kannte keine Grenzen; er bat die Sachkundigen um Rath, übte ſich, ohne jemals zu ermüden, und hatte endlich die Freude, ſeine Blätter begehrt, geprieſen zu ſehen. Aber um dieſe Zeit ſollte er auch den Leidenskelch an ſeine Lippen ſetzen: ſein Erſtgeborener trat die große Reiſe in die Unendlichkeit an. Das war ein Schlag, der den ſonſt ſo ſtarken Mann faſt zu Boden drückte, der ihm das Leben in Nürnberg verleidete — und wieder griff er zum Stabe, um in der Schweiz, in der Lombardei ſich ſelbſt wiederzufinden, ſeinen Schmerz zu vergeſſen. Barbara blieb zurück mit einem Riß im Herzen; ſie wollte vom Hügel ihres Kindes nicht weichen, auf ihm den einzigen Troſt ſuchen. Ihr Mann gewährte ihr keinen. Nur an ſich denkend, war er davongegangen, und ein volles Jahr verſtrich, bevor er ſie wieder begrüßte, um mit ihr an den Rhein zu ziehen.

Auch hier von Stadt zu Stadt, von Landſchaft zu Landſchaft. Mit der Fröhlichkeit beim Schaffen war es vorbei. Auf ſeiner Stirn lagerten beſtändig Wolken; eine Unzufriedenheit mit ſich und der Welt trübte ſein Gemüth und es kamen Zeiten, wo er nur grübelte und träumte, ohne an die Kunſt zu denken. Erklärlich, daß das Hausweſen unter ſolchen Umſtänden von Stürmen heimgeſucht wurde. Die Frau litt ſchwer darunter; ſie verſuchte alles, ihren Mann zu beleben, ihn anzuſpornen — umſonſt. Da plötzlich erſchien, als bereits die Noth ihr kummerbleiches Antlitz gezeigt hatte, der frankfurter Mäcen, Karl von Dalberg, gleich einem rettenden Engel. Seinen Bemühungen war es zu danken, daß Preſtel wie aus einem böſen Traum erwachte. nach Frankfurt eilte und hier, mit Beifall empfangen, einen neuen mit Erfolg gekrönten Wirkungskreis erhielt. Es fehlte nicht an Schülern, an zahlreichen Bewunderern; er legte ſich mit erneuten Kräften an den Stich und bewirkte, daß

nicht nur das ganze gebildete Deutſchland, ſondern auch England ſeinen Blättern Bewunderung zollte.

Barbara athmete wieder auf, denn ein neuer Geiſt war über ihren Mann gekommen. Er lachte mit ihr und konnte ein Kind mit ſeinem ihm am Chriſtabend geborenen Kinde ſein. Nur dann trübte ſich Barbara's Blick, wenn Gottlieb zuweilen den Stab nahm, um die Ufer des Rhein einmal wieder entlang zu ſchreiten; allein ſie brauchte dennoch nicht zu ſorgen, denn über ein Kleines kehrte er mit fröhlichſter Miene und einem Auge zurück, in dem das Blau des Himmels ſich widerſpiegelte. Schmollte ſie wol ein wenig, ſo pflegte er zu erwidern: „Das änderſt du nicht, mein Bärbel! Das iſt nun ſo und wird mein Lebtag bleiben! Will ich nicht, mahnt mein Stecken, und da geht's nicht anders! Auch meine Luſt iſt das Wandern, und ich wette, daß ich ein zweiter Ewiger Jude würde, wenn ich dich nicht hätte!"

Dieſe Luſt blieb die alte; obſchon ſein Haar zu bleichen begann und ſich der Begleiter des Alters, das Podagra, einſtellte. Auch dieſem ſetzte er ſeine eiſerne Stirn entgegen und bot ihm Trotz; mußte er auch die Lippen aufeinanderpreſſen, um eine Strecke fortſchreiten zu können, ſo ließ er doch nicht vom Schweifen durch Flur und Wald. Oft ſah man ihn auf einem Stein am Wege ruhen, die Gräſer und Bäume betrachten; oft ſtützte er das Haupt, vergangener Stunden gedenkend, zukünftiger Tage oder des Todes...

Aber nein — er fühlte ſich glücklich in ſeinem Wirken, ſeinem Kreiſe. Jetzt durfte das Ende nicht nahen, nicht jetzt, wo Frankfurts Bürger ihn ehrten, beim Bau des Muſeums ſeinen Rath begehrten, wo ſeine Zeichnungen und Gemälde die Wände der Paläſte ſchmückten. „Ich will nicht!" — und ob der Tod ſich vor der eiſernen Stirn entſetzte? Genug, er blieb fern. Mit jugendlichem Feuer griff Preſtel noch einmal zum Pinſel, ein großes Bild herzuſtellen, welches den Kaiſer Matthias zeigte, wie er in Gegenwart vieler Biſchöfe und Fürſten dem Magiſtrat die Belehnung ertheilte. Einſtimmig pries man es als Meiſterwerk und gab ihm den hervorragendſten Platz im eben vollendeten Muſeum.

Dann kamen Stunden, in denen Thränen der Wehmuth in Gottlieb's Augen perlten, denn ſein Haupt barg Pläne und Entwürfe; aber die faſt gelähmte Hand verſagte den Dienſt. Auch er mußte erkennen lernen, daß der große Erntemann ſelbſt über eiſerne Stirnen ſpottet. Das war an einem Tage, wo die Sonne lachte, die Vögelein ſangen. Preſtel hatte eine Sehnſucht nach Blättern und Blumen gefühlt; er war trotz des ſchwankenden Körpers hinausgezogen, das matte Auge an dem Glanz zu laben. Wie er den ſilbernen Main gewahrte, lockte ihn deſſen Ufer, und er ließ ſich auf den grünen Teppich nieder, um die Wellen, die Kähne hüpfen zu ſehen. Es war ſo ſtill ringsumher, überall Friede und Fröhlichkeit. Auch in Preſtel's Bruſt zog dieſer Friede ein. Er ſtützte das Haupt, um zu denken, zu träumen; er verhüllte den Blick, um die Tage der Vergangenheit vor ſeinem innern Auge vorübergleiten zu laſſen, und ſo verfloß Stunde auf Stunde. Der Mittag kam, die Sonne ſank, es kam das Abendroth — da hoben heimkehrende Fiſcher einen Todten empor, über deſſen Antlitz der glühende Himmel ſein Feuer goß.

Wie der Blitz flog die Trauerkunde von Haus zu Haus. Die Kaufleute ſchloſſen ihre Gewölbe, alles ſtrömte herbei, den verehrten Meiſter auf dem letzten Wege zu begleiten. Der Sarg, mit Kränzen und Blumen bedeckt, ſtand im Muſeum vor dem Bilde des Kaiſers Matthias, und hier ſprach ein junger Gelehrter, Karl Ritter, deſſen Name in ſpätern Tagen über den ganzen Erdball ſchallte, erhebende Worte zum Gedächtniß des Geſchiedenen. Heute noch wird ſeines Wirkens mit Liebe gedacht und ſeine eiſerne Willensſtärke zur Nacheiferung empfohlen.

Böhmiſche Chriſtusſagen.*)

5. Das Feſt der Vögel.

Ehe Jeſus ſeine Himmelfahrt antrat, lud er alle Vögel zu einem großen Feſte ein, denn er war ihnen ſehr hold. Die Vögel ſollten aber ſelbſt all die guten Speiſen und ſüßen Getränke herbeiholen, nachdem Jeſus ihnen geſagt hatte, wo ſie ſelbige finden würden. Alle gehorchten gern, nur der Specht ſagte: „Das thu' ich nicht, denn ich würde mir den ſchönen Schnabel beſchmuzen; aber eſſen und trinken will ich!" Ob dieſes Ungehorſams zürnte der Herr Jeſus und ſagte zu dem Specht: „Gehe mir aus den Augen, du garſtiger Vogel! Von nun an ſollſt du dein dürres Futter mühſam zwiſchen Rinde und Holz ſuchen und ſollſt nur trinken, wenn es regnet!" Da mußte ſich der Specht im dunkeln Forſt verbergen, während die andern Vögel auf einer

*) Vergleiche Nr. 2 dieſes Jahrgangs der „Unterhaltungen".

grünen Wiese lustig tafelten. Noch heute sieht man den Specht in die Baumrinde nach Futter hacken und großen Durst leiden, wenn lange Zeit kein Regen gefallen ist. Dann pfeift er ängstlich gen Himmel, worauf sich der Herr Jesus seiner erbarmt und Regenwetter sendet; doch muß der Specht die Regentropfen in der Luft auffangen. Der Specht ist seit jener Zeit nie mehr zu einer Vogelhochzeit geladen worden. So erzählte mir ein altes Mütterchen; ob es wahr ist, weiß ich nicht.

6. Sanct-Peter als Spielmann.

Als der Herr Jesus seine Himmelfahrt antreten wollte, sagte der heilige Peter zu ihm: „O Meister, du gehst von hinnen und ich muß vereinsamt auf Erden zurückbleiben! So gib mir doch etwas, womit ich mir mein tägliches Brot verdienen könnte!" Da gab ihm der Herr Jesus zur Antwort: „Hier hast du eine Geige, Petrus, und ziehe mit ihr durch die weite Welt! Wenn du darauf spielst, wird alles jubeln und tanzen!" So sagte der Herr und stieg unter großem Glanze in den offenen Himmel auf. Sanct-Peter aber nahm die Geige und wanderte durch die Welt und verdiente sich täglich sein gutes Brot. Eines Tags gelangte er zu einem großen Walde, der mitten in einer wüsten Gegend lag. Da kam plötzlich der Teufel zum Vorschein und sprach: „Petrus, entsage deinem Herrn und diene mir und ich will dich zum König eines großen Reichs machen!" Sanct-Peter empfand große Lust, dem Teufel eine recht derbe Antwort zu geben; doch besann er sich eines Klügern und sagte: „Du Schwarzer, bevor ich auf deinen Wunsch eingehe, mußt du mir eine Gefälligkeit erweisen!" Welche denn?" fragte der Teufel neugierig. „Ich will dir auf dieser Geige ein lustiges Lied spielen und du tanze danach, solange ich geige; hierauf wollen wir über die Sache weiter reden!" Der Teufel ahnte nichts Arges und willigte ein. Da nahm Sanct-Peter Geige und Fiedelbogen und strich den Reigen. Alsdann begann der Teufel die Beine zu heben und in die Höhe zu springen. Nach einer Weile war er schon müde und wollte zu tanzen aufhören; allein Sanct-Peter geigte immer schneller und der Teufel mußte sich wie ein Kreisel drehen. Endlich gerieth er sogar in ein Dickicht und die scharfen Dornen zerstachen ihm den zottigen Leib, zwickten ihn an den Ferfen und zerzausten seinen Ziegenbart. Nun erst merkte der Teufel, daß er hinters Licht geführt worden sei, und bat mit jämmerlichem Geschrei um Gnade. Davon wollte jedoch Sanct-Peter nichts wissen, bis ihm der Teufel versprach, er wolle sich nie wieder als Versucher vor ihm blicken lassen. Erst dann setzte Sanct-Peter seine Fiedel ab und der gewitzigte Teufel lief, mit Dornen übersäet, so schnell, als ihn seine Pferdefüße tragen konnten, von dannen. Seit dieser Zeit hatte Sanct-Peter Ruhe vor ihm und spielte noch recht oft zum Vergnügen der Menschen die Wundergeige, die ihm sein theurer Herr und Meister an seinem Himmelfahrtstage verliehen hatte.

Alfred Waldau.

Graf Moritz von Sachsen.

A. B. — Das Studium archivalischer Quellen ist in neuerer Zeit dem Geschichtsforscher vielfach erleichtert worden und manches Dunkel hat sich dadurch für uns erhellt. Dr. **Karl von Weber**, Director des Staatsarchivs zu Dresden, ist, seit ihm dies Amt geworden, auf diesem Gebiet unermüdlich thätig und hat in den letztern Jahren eine Reihe höchst werthvoller Documente veröffentlicht, die selbst dem größern Publikum eine angenehme Lektüre gewähren. Seine neueste uns vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem berühmten Grafen von Sachsen, dem Sieger von Fontenay, der zwischen Eugen von Savoyen und Friedrich dem Großen als Feldherr in der Mitte steht.

Graf Moritz von Sachsen, Sohn der schönen Gräfin Aurora von Königsmark und August's II. von Sachsen, ist eine Gestalt, welche die Phantasie beschäftigt. Denken wir an ihn, so denken wir an seine schöne Mutter, an den Liebeshof seines Vaters, an die „Saxe galante" von Pöllnitz und an die ihm verwandte Figur seines Onkels, des Grafen von Königsmark, der im Schlosse zu Hannover ein trauriges Ende fand. Zu dieser Betrachtung gesellt sich dann die wieder von dem Kriegsruhm und der Kriegskunst des Grafen Moritz.

„Allbekannt ist", beginnt Karl von Weber, „daß die schöne Aurora von Königsmark 1694, nach dem räthselhaften Verschwinden ihres Bruders, nach Dresden kam, um den Kurfürsten von Sachsen und spätern König von Polen um seine Verwendung zu bitten. Der Kurfürst liebte sie; eine Folge dieses Verhältnisses war die Geburt Moritz'. Obwol nun nach damaliger Sitte es keine Ehrenkränkung für sie war, des Fürsten Geliebte zu sein, so mochte sie doch nicht öffentlich als seines Kindes Mutter auftreten. Die Neigung des hohen Herrn war auch bereits entflohen, als sie heimlich in Goslar den Knaben auf seinen Namen in das Kirchenbuch eintragen ließ und

dann in Quedlinburg ihr Leben als Aebtissin beschloß.

Kinder der Liebe nennt man begabt. Moritz war es lange nur körperlich. Er lernte das Nothdürftige, Schreiben und Lesen, und als er in spätern Jahren das Versäumte einzuholen wünschte, war es ihm nicht mehr möglich. Besonders fiel ihm die Orthographie sehr schwer und nie überwand er diesen Mangel. Seine Mutter liebte ihn zärtlich und ließ nicht ab, den königlichen Vater zu ermahnen, für das Wohl des Kindes zu sorgen. Auch erhielt dieser Lehrer, Gouverneure und nach seinem sechzehnten Jahre wurde er Chef eines Regiments. Der junge Oberst ging mit seinen Soldaten 1713 nach Polen, wo damals August II. verweilte. Wie er später in „galanten Abenteuern" es seinem Vater gleichzuthun versuchte, so besaß er schon damals eine schlechte Eigenschaft desselben — er verstand nicht hauszuhalten und hatte beständig Schulden. Deshalb beschloß man, ihn mit einer reichen Erbin, Victoria von Löbin, zu verheirathen. Die Braut war nicht minder jugendlich wie der Bräutigam und übertraf ihn auch nicht eben in der Kunst der Rechtschreibung. Der König ließ beide mündig erklären und am 12. März 1714 fand im Schlosse zu Moritzburg die Trauung statt.

Bald jedoch wurde der junge Gatte des ehelichen Lebens überdrüssig, verschwendete sein Vermögen und vernachlässigte seine Gattin. Diese wandte sich mit Klagebriefen an den König, der sich schließlich gezwungen sah, die Ehe wieder zu lösen.

Der thatendurstige Jüngling sehnte sich inzwischen nach Abenteuern. In der Heimat gab es für ihn nichts Besseres als Liebschaften und Spiel; so beschloß er, nach Paris zu gehen und dort sein Glück zu versuchen. Dieser Schritt war für seine Zukunft entscheidend. Zwar vergingen noch zehn Jahre, bevor er im Dienste Frankreichs als Heerführer auftrat. Einstweilen erstand er dort ein Regiment und gab Proben seiner Kunst, es einzuexerciren, schrieb auch sogar während einer Krankheit in schlaflosen Nächten eine Abhandlung über die Kriegskunst.

Sein Thätigkeitstrieb ließ ihn nie lange Ruhe finden. Fast alljährlich kehrte er nach Dresden zurück, eine Reise, welche in damaliger Zeit nicht so schnell wie heute zu bewerkstelligen war; bald erblicken wir ihn wieder in Warschau, dann gar in Mitau und schließlich in Petersburg; denn nichts Geringeres schwebte seinem Ehrgeiz vor als die Krone von Kurland nebst der Hand einer kaiserlichen Prinzessin. Diese Hoffnungen scheiterten gänzlich; er kehrte nach Paris zurück und schrieb aus Langeweile dem Grafen Brühl die Anekdoten des französischen Hofs. Da gab ihm der 1740 ausbrechende Oesterreichische Erbfolgekrieg Gelegenheit, sich als Feldherr zu beweisen. Er focht an der Spitze der französischen Truppen siegreich in den Niederlanden gegen die Engländer. Sein glänzendes Feldherrntalent bewährte sich hier bei Fontenay, bei Lafeld, und als er nach Paris zurückkehrte, ließ Ludwig XV. ihm Zimmer in seinem Schlosse einräumen und das Publikum empfing ihn im Theater mit stürmischem Beifallsruf. Der Fremde, der Protestant sollte fortan als ältester Generallieutenant den Marschall von Broglio vertreten, ja im Laufe der Zeit die höchsten Ehrenstellen erringen, so weit sein Glaube dies zuließ. Der König redete ihn „Mon cousin!" an. Frankreich besaß in diesem Augenblick keinen größern Feldherrn als ihn. In seinem Wagen fuhr er durch das Hauptthor des Louvre zum König, er erhielt alle Vorrechte eines Prinzen von Geblüt. Chambord wurde ihm geschenkt, seine Nichte die Gemahlin des Dauphin. Die Prinzessin Josephe zählte funfzehn Jahre; Moritz reiste ihr auf den Wunsch Ludwig's XV. bis Nangis entgegen, um ihr in den ersten schweren Tagen eine Stütze zu sein. In Chambord richtete er sich fürstlich ein; er hielt sein eigenes Theater und brachte seine Zeit dort oder an der Tafel zu. Von seinen Abenteuern sind die bekanntesten das mit der Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, das Scribe zu seinem Drama benutzt hat, und jenes mit der Sängerin Favart, die er mit Erlaubniß des Königs ihrem Mann gewaltsam entführte. Er starb am 30. November 1750. Kurz vorher hatte er zu seinem Arzt gesagt: „Das Leben ist nur ein Traum; das meinige war schön, aber kurz!" Er zählte erst zweiundfunfzig Jahre. Friedrich der Große widmete seinem Andenken eine Elegie. Seine Leiche ward nach Strasburg gebracht und dort in der lutherischen St.-Thomaskirche beigesetzt. Die katholische Geistlichkeit weigerte sich, ein De profundis für ihn zu singen; bei dieser Nachricht schrieb ihr die Königin von Frankreich bedauernd: „Nicht ein De profundis für den Mann, der so viele Tedeum seiner Siege wegen feiern ließ!"

Gedichte

von H. Kletke.

2. Nur ein Erinnern.

Das höchste Glück ist nur ein hold Erinnern,
Ein Traumbild der bewegten Flut;
Ein Glanz vom Abendroth, das mild im Innern
Den Tag verjüngt und mit gedämpfter Glut
Die Woge malt, die nun besänftigt ruht.

3. Echo.

Was ich dir gebe, gibst du wieder;
Weckt dich die Sehnsucht meiner Lieder,
Gibst du die Sehnsucht mir zurück —
So traumgeboren,
So traumverloren
Ist all mein Glück!

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Pariſer Mittheilungen.

III.

Auf den Straßen. In der Schenke und im Theater.

F. v. N. — Wir hören auch jetzt wieder die Mehrzahl der europäiſchen Sprachen unter den hübſchen Arcaden der Rivoliſtraße. Da gehen gravitätiſch, in ihre Scharlachburnus gehüllt, einige Offiziere des neuen Spahi-Regiments, ſchöne orientaliſche Köpfe mit dunkeln Bärten. Napoleon ließ dieſe Truppe aus Algier kommen, die Pariſer zu unterhalten. Zuaven und Turkmanen hatten den Reiz der Neuheit verloren. Beſonders zu Pferde, in ihrer geraden Haltung, ſodaß ſie in ihren arabiſchen Sätteln zu ſtehen ſcheinen, ſehen die Spahis gut aus. Dieſe fremdländiſchen Soldaten vermehren das bunte Bild der Straße. Während bei uns immer mehr die ganze Bevölkerung in eine einförmige Maſſe zuſammenſchmilzt, haben ſich in Frankreich viele Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Stände wenigſtens in der Tracht bewahrt. Der Prieſter erſcheint vollſtändig im „ultramontanen" Coſtüm, der Richterſtand trägt ſeine Toga und die Mädchen aus dem Volke ſind bei den weißen Häubchen geblieben.

Die Maſſe wogt unter den Arcaden, zwiſchen dem Palaſt der Herrſcher Frankreichs und den funkelnden Läden. Die Tuilerien ſind leer, Napoleon III. vergnügt ſich im Augenblick in Compiègne. Orientaliſche Waaren ziehen das Auge an mit ihrer bunten Pracht. Gemüſe und Früchte aus Algier liegen in reicher Fülle aus. Neben herrlichen Blumen finden ſich andere aus Glas oder Blech; durch Gas beleuchtet, geben ſie den Gärten einen feenhaften Anſchein. Dazwiſchen gibt es an den Schaufenſtern viel Bilder und Bücher. Stereotyp wiederholen ſich die Caricaturen der Engländer. Ich ſah ſie in Holz, in Gips, gemalt, photographirt. Andere Nationen blieben verſchont und doch geben gerade die Söhne Albions dem pariſer Speculationsgeiſt die meiſte Nahrung. Aber die Franzoſen lieben ihre Nachbarn jenſeit des Kanals nicht; dieſes Gefühl überwiegt.

Deutſche Bücher ſah ich wenige, von belletriſtiſchen Werken faſt nur die der Gräfin Hahn-Hahn; ſie zählt hier viele Anhänger; Hackländer kannte man nicht einmal dem Namen nach. Dagegen ehren Gelehrte deutſchen Fleiß und deutſche Gründlichkeit; ſie ſind auch meiſt im Stande, unſere Originalſchriften zu benutzen.

Ich ging über den Pont-au-Change nach dem Juſtizpalaſt, einer Gerichtsverhandlung beizuwohnen. Der franzöſiſche Civilproceß, öffentlich und mündlich, bietet köſtliche Scenen aus dem Leben. Die Advocaten ſprechen gut, die ganze Verhandlung iſt ſo belebt, daß man ſich zuweilen auf die Bühne verſetzt glaubt. Heute betraf es eine Eheſcheidung. Der Anwalt des Beklagten, des Gatten, führte an, daß die Frau eines Tags für fünfhundert Francs Blumen einer Kapelle geſchenkt. Allerdings ein fataler Poſten in der Haushaltungsrechnung eines friedlichen Specereihändlers. Doch war der Fall nicht intereſſant genug, mich zum Bleiben zu ermuntern. Mehr verlohnte es ſich, einigemal im prächtigen Saal der „Pas perdus" auf- und abzugehen. Da finden die Berathungen der Clienten und ihrer Vertreter ſtatt. Viel Leidenſchaft, viel Elend, viel Verbrechen hat die kühle Halle umfaßt.

Gegenüber dem herrlichen alten Juſtizpalaſt wird jetzt ein Sitz für das Handelsgericht erbaut. Ich weiß nicht, ob dies Gebäude ſo nöthig iſt oder nur in den kaiſerlichen Plan der Umgeſtaltung von Paris gehört. Napoleon III. will eben alles ändern; Plätze werden erweitert, Gebäude freigelegt, breite Boulevards geſchaffen. So wohlthätig übrigens Luft und Licht auch ſind, Raum kann in der übervollen Stadt nicht gewonnen werden; die Durchſchnitte drängen die engen Straßen mit ihren dichten Häuſern nur noch enger zuſammen.

Dieſem gewaltigen Umſturz mußte auch der ſchöne Platz Dauphine weichen. Vergebens ſuchte ich ſeine alterthümliche Architektur. Karren an Karren, von ſchweren Pferden gezogen, führen Baumaterial herbei und zerſtören den Macadam. Man glaubt, Barbarenhorden hätten ihre Roſſe in der Seine getränkt und die Stadt verwüſtet oder eine große Feuersbrunſt ſie verheert. Schutthaufen begegnen dem Blick. Halb eingeriſſene Häuſer legen das Innere blos. Da ſtehen noch vereinzelt, aber ſchon zum Untergang beſtimmt, die hohen, ſchmalen Gebäude des alten Paris, in dem ein Fenſter auf die Straße hinreichte, Bürgerrecht zu verleihen.

In der Nähe der Notre-Damekirche iſt das Menſchengewühl kaum zu durchdringen. Hier ſoll einer der in Paris ſo beliebten „Square" angelegt werden. Um den gothiſchen Bau der Kathedrale ſcharen ſich die Trödelbuden der Paternoſterkrämer. Tragbahren bringen die Kranken nach dem düſtern Hôtel-Dieu. Die Grauen Schweſtern eilen über den Platz. Betrunkene Bluſenmänner verſperren den Weg.

Heute führte mich der Weg nicht in einen Spiegelſalon. Rue de la Bouſe ſteht „der Roaſtbeef"; man ißt da für einen Franc zu Mittag und merkwürdigerweiſe nicht eben ſchlecht. Das Zimmer war voll. Charakteriſtiſche Phyſiognomien befanden ſich da, die Züge gebleicht, die Augen eingeſunken, der Rock fadenſcheinig. Sie mochten lange und tapfer vielleicht auf dem Pflaſter der großen Stadt mit dem Geſchick gekämpft haben, bis endlich die Reſignation eintrat, welche ſich mit dem Elend vertragen lernt. Bärtige junge Männer fehlten nicht, Künſtler, Literaten, verunglückte Politiker mit großen Hoffnungen

auf die Zukunft. Viele darunter sprachen deutsch Auch zahlreiche Frauen traten ein, arme, allein stehende Wesen.

Unter all diesen Figuren, denen man oft in Paris begegnet, zog plötzlich ein hochgewachsener Mann meine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte den Platz in der äußersten Ecke gewählt und entzog sich der Beobachtung so viel er konnte. Seine Kleidung war modisch, geschmackvoll, einfach. In der ganzen Erscheinung kündete sich Sorgfalt an. Den Kopf hielt er gesenkt und verschlang mit Wolfshunger die Speisen vor sich. Der Mann hatte nicht gefrühstückt.

Wagengerassel unterbrach meine Betrachtung; der Bekannte, welchen ich hierher bestellt, hielt vor der Thür. Selten genug bringt ein elegantes Coupé einen Gast zum „Roastbeef". Der Eintretende erregte Verwunderung. Gewohnt, täglich für 20 Francs zu speisen, fand sich übrigens mein junger Freund auch hier zurecht. In seiner sorglosen Art musterte er die ihm fremdartige Umgebung.

„Ich zeige Ihnen Paris", bemerkte ich.

„Glauben Sie, daß ich nicht längst schon eine Ihrer Fallen erkannt habe?" entgegnete er gutgelaunt.

Eben traf sein Blick auf den Mann in der Ecke. Dieser sah in die Höhe, wurde roth und vertiefte sich verwirrt in ein Journal — mein Gefährte lächelte.

„Sie kennen ihn?" fragte ich.

Er nickte. „Ja! Aber ich will ihn nicht so unglücklich machen, ihn hier zu erkennen."

Als wir im Wagen saßen, befriedigte er meine Neugierde. Mein Bekannter und der Mann hinter der Thür trafen sich zuweilen in den Salons der vornehmen Welt. Ein zweifelhafter Titel, die Orden verschiedener Höfe und viele Erniedrigungen reichten hin, letzterm Duldung zu verschaffen. Im übrigen führte „der Graf" eine fabelhafte Existenz, wie sie nur in großen Städten möglich ist. Er kleidete sich sehr gut und wohnte im unvermeidlichen Quartier de la Madeleine. Aber an der Schwelle des Maison meublée verschwand der elegante Mann. Briefe und Einladungen empfing der Portier; niemand hatte die Dachkammer im sechsten Stock betreten, mit Ausnahme — der Wäscherin. Dort saß „der Graf" einsam vor feuerlosem Kamin und dachte über seinen Ruin nach und erwog die Mittel, seinem gesunkenen Glück aufzuhelfen. Seine Wohnung verließ er nur, um auf der Promenade als Elegant zu erscheinen, in Gesellschaft zu gehen oder heimlich wohlfeil zu essen. Denn er war geblieben, was die Welt übereingekommen ist, einen ehrlichen Mann zu nennen. Er versuchte keine kühnere Speculation als — eine reiche Heirath.

Diese Geschichte brachte uns bis an die Treppe des Théâtre français. Das Stück von Molière war halb vorüber, als wir zwischen eifrig lesenden Engländerinnen Platz nahmen. Nachher folgte ein reizendes Lustspiel von Alfred de Musset: „Le caprice". Auguste Brohan und der Schauspieler Bressant zeigten uns, was unsern deutschen Bühnen so oft fehlt: das Wesen und den Ton der guten Gesellschaft. In einer neuen Posse: „Le dernier quartier", trat der ausgezeichnete Komiker Got auf, der von der Gaité herübergekommen. Man unterhält sich vortrefflich in den bessern französischen Theatern. Nur lacht man über Dinge, welche man ernsthaft nehmen sollte. Beide kleine Stücke gingen darauf aus, die Ehe zu verhöhnen. In ihr wie in der Politik kennen die Franzosen keinen festen Grundsatz. „Il n'y a que la loi du moment", sagt der Marschall Marmont im Geiste seiner Nation. Auf religiösem Gebiet schwanken sie zwischen Aberglauben und Unglauben. Ist in kürzerer oder längerer Frist noch die Grundlage des Staats, die Familie, gänzlich untergraben, dann wird sich wieder ein fürchterlicher Krater öffnen auf Frankreichs vulkanischem Boden!

Alexander Petöfi.

II.

A. T. — Durch den Todesfall seiner Geliebten wurde dem jungen Dichter damals Pesth verleidet, er reiste nach Debreczin; doch die Theilnahme, die er da fand, veranlaßte ihn nur zu bittern Bemerkungen: „Den Winter des Jahres 1843/44 hatte ich in dieser fetten Stadt verbracht ... hungernd, dürstend und krank, bei einer armen, aber guten, alten Frau, die der Himmel segnen möge! Hätte sie nicht um mich Sorge getragen, ich schriebe Dir jetzt aus einer andern Welt! Ich war ein verlassener, kleiner Komödiantenjunge, um den sich weder Gott noch Menschen kümmerten. In demselben Theater, in dem ich dritthalb Jahre früher unbeachtet eine traurige Rolle spielte, umbraust mich nun der Beifall, und dasselbe Volk schreit donnernd: «Es lebe Alexander Petöfi!» Komme ich nach Jahren wieder, erinnert sich vielleicht keiner mehr, daß er mir einst Kränze wand. So ist der Ruhm — er kommt und geht! So ist die Welt — sie erhebt uns, damit sie uns vergessen könne! Und der Ungar ist es, der zumeist und gern vergißt, drum wird auch sein Angedenken nicht aufrecht bleiben!"

Die Jahre rollten ihm im Fluge vorüber und beinahe jedes brachte fortan ein neues Werk von ihm. Die Verleger stritten sich um seine Lieder und wogen sie mit Gold auf. Geliebt, gesucht und gefeiert, erfüllte er mit seinem Ruhm Ungarn und hatte die Genugthuung, viele seiner Lieder auch in fremde Sprachen übertragen zu sehen. Doch fühlte er sich nicht glücklich, denn die Erinnerung an Etelka warf Wermuth in den Becher seiner Freuden und sein gedankenvoller Genius ahnte lange vorher die Stürme, an denen sein geliebtes Vaterland zu Grunde gehen sollte. Zu deutlich erkannte er die Schwächen seiner Nation, zu oft hatte er vergeblich mahnend, tröstend oder rathend zu ihr gesprochen.

Die sonderbaren Vorrechte des ungarischen Adels verspottete er. „Ihr Diebe, ihr Räuber, seid ihr zu

gut für die Prügelbank, weil ihr adelich ſeid, ſo hänge man euch an den Galgen!" Und den hochmüthigen Magnaten, die nach Art der walachiſchen Bojaren und der ruſſiſchen Vornehmen ihr durch den Schweiß fronpflichtiger Bauern erworbenes Vermögen in der Fremde verpraßten, rief er zu:

Und weil die Heimat diebiſch ihr verließt,
Als Gott ihr Elend gab:
Werf' eure Seel' der Himmel euch zurück
Und eu'r Gebein das Grab!

Doch inmitten dieſes Trotzes überkam ihn oft die Todesahnung und mit verhaltenen Thränen fragte er:

Wiſſen möcht' ich,
Wenn ich ſterbend einſt erbleiche
Am Schaffote, auf dem Schlachtfeld,
Wer wol dann bei meiner Leiche
Stille betend fromme Wacht hält?

Im Jahre 1847 ſchloß er einen innigen Freundesbund mit dem jetzt beliebteſten Dichter Ungarns, mit Johann Arany. „Weißt Du, weshalb ich nach Szalonta reiſte", ſchreibt er einem Freunde, „und nun ſchon eine gute Woche hier verweile? Weil hier ein großer Mann wohnt, und dieſer große Mann iſt mein guter Freund und dieſer gute Freund iſt Johann Arany, der Dichter des «Toldy». Iſt Dir das Werk unbekannt, ſo ſuche ich vergebens Worte für deſſen Werth; haſt Du es aber geleſen, ſo iſt das Reden überflüſſig. Und dieſes Gedicht hat ein einfacher Dorfnotar geſchrieben, in einem Zimmerchen, deſſen Länge fünf, deſſen Breite kaum zwei Schritte beträgt — doch das iſt in Ordnung. Die Muſen ſind keine Edeldamen mehr; dem Fortſchritt und der Parole des Jahrhunderts: «Es lebe das Volk!» huldigend, ſteigen ſie jetzt nieder vom erhabenen Helikon in die einfachen Hütten. Ach, wie glücklich fühle ich mich, in einer Hütte geboren zu ſein!"

Doch um den Lorber, den Petöfi ſo gern den Würdigen reichte, ward er beneidet. Ein Theil der ungariſchen Kritik, mit dem jetzt als Flüchtling in London lebenden Zerffi an der Spitze, erhob den ebenaufgetauchten Hiador weit über Petöfi; aber Paul Jámbor, der unter dem Namen Hiador Lieder ſchrieb, voll tiefſinniger, düſterer Genialität, iſt heute vergeſſen, indeß Petöfi's Stern in ungetrübter Klarheit leuchtet. Aber alles ward vergeſſen: Ruhm, Freundſchaft und Kränkung, als neue Liebe „ſonnenhaft" ihm nahte. Er war wie berauſcht, als ihm Julie Szendrei erſchien. „Es iſt Nacht, eine ſtille, ſternenreiche, mondeslichte — kein Klang, kein Laut, nur Eine Nachtigall ſchlägt an mein Herz! Herrliches Mädchen, dich ſuchte ich ſeit meiner früheſten Jugend! Zu jeder trat ich hin, vor jeder ſank ich nieder, jede betete ich an im Wahn, daß du es ſeiſt!"

Diesmal liebte er glücklich und bald führte er die Geliebte heim. Die Brautnacht feierte der Dichter der „Csárda" in einem ſolchen einſamen Gehöfte auf der Heide. Im Beſitz einer geliebten Gattin verzichtete er auf ſeinen Lieblingsplan, die Heimat Shakſpeare's, deſſen „Coriolan" er überſetzte, ſowie die ſeines Lieblings Béranger zu ſehen, mit dem man ihn ſo oft verglichen. War Béranger, um mit Börne zu ſprechen, „eine Nachtigall mit einer Adlerklaue", ſo war Petöfi „ein Aar mit der Stimme der Nachtigall".

Bald indeß ward Petöfi dem häuslichen Stilleben entriſſen, nachdem er zuvor noch die Freude erlebte, Vater eines Sohnes zu werden, den er im Uebermaß des Entzückens das „liebſte Aeſtchen ſeiner Seele" nannte.

„Wie ein Körnchen Staubes ſturmgewiegt" dem Wanderer entgegentreibt, ſo brach plötzlich der Morgen des 13. März 1848 an und machte Petöfi, den Mann der Träume und der Lieder, zum Mann der That. Als Volksredner bewirkte er am 15. März 1848 die Befreiung des berühmten Táncſics, der wegen communiſtiſcher Beſtrebungen im peſther Neugebäude eingekerkert war. Der Taumel hatte ihn nun erfaßt und er warf das erſte cenſurfreie Blatt Ungarns, das „Talpra Magyar", in die Bewegung. Dieſer Kampfruf: „Auf die Füße, Ungar!" ergreifend wie das Lied Rouget de Liſle's, iſt ein Lied voll begeiſternder Wildheit und nicht unwerth der Leier eines Tyrtäus. Immer höher und wilder gingen die Wogen der Revolution und ſeine Heimat ſchrie ſchmerzlich nach ihren Kindern; ſie antwortete jetzt auf ſeine Frage:

Wann erklingen, wann erſchallen
Die Poſaunen donnerrollend? . .
Nach des Schlachtrufs Widerhallen
Sehnt ſich meine Seele grollend —

mit dem Aufſchrei: „Zu den Waffen!"

Getreu ſeinem Wahlſpruch:

Mir iſt die Liebe werther als das Leben,
Doch für die Freiheit würd' ich beide geben!

ergriff Petöfi das Schwert und eilte in die Reihen der Kämpfer.

In Oberungarn an Perczel's, in Siebenbürgen an Bem's Seite kämpfte er mit Schwert und Wort. Im Frühjahr 1849 wurde er vom öſterreichiſchen General Schlik in die Acht, für „vogelfrei" erklärt und einem Verbrecher gleich ſteckbrieflich verfolgt. Seine Lieder waren ſeine Ankläger; zogen doch unter ihren Klängen die Bataillone der Honvéds begeiſtert in die Schlacht. Das Schickſal bewahrte indeß freundlich den großen Dichter vor Gefangenſchaft, ſchmerzlichem Tod oder noch ſchimpflicherer Begnadigung. Er fand den rühmlichſten, von ihm ſo heiß erſehnten Tod, den auf dem Schlachtfeld, mit den Waffen in der Hand.

Wol erlebte er den Schmerz, daß der ihm ſo heilige Boden ſeiner Heimat von den Hufen der Koſackenpferde zertreten ward, doch die Schande des Tages von Világos erlebte er nicht mehr. Als Bem's Adjutant ſank er in der Schlacht bei Szegesvár am 31. Juli 1849. „Niemand hat ihn ſterben, niemand ſeine Leiche geſehen und doch iſt er todt!" ſo klagt ſein Freund Jokai, der ihm rührende Blätter

der Erinnerung geweiht, und mit ihm klagt die ungarische Nation.

Petöfi erlosch wie ein Stern, der eine unsterblich leuchtende Spur hinter sich zurückläßt. Lange währte es, bis sein Volk an den Tod des Dichters glaubte; bald hatte ihn der eine, bald der andere gesehen; doch das war fromme Selbsttäuschung oder frommer Betrug. Denkt man an das tragische Ende dieses sechsundzwanzigjährigen Dichters, dann muß man schmerzlich die Wahrheit seiner Worte anerkennen:

Was ist der Ruhm? Ein Regenbogenlicht,
Ein Sonnenstrahl, der sich in Thränen bricht.

Seinem jungen, schönen Weibe, das „seines Lebens Zier gewesen", wurde das Warten zu lange. Nachdem Petöfi auch noch im Jahre 1852 verschollen blieb, ward er auf Ansuchen seiner Frau „amtlich für todt" erklärt und Frau Petöfi heirathete einen andern.

Das ist der Lauf der Welt!

Statt Nizza — Grönland.

Neuere Reisende berichten von dem milden Winterklima Grönlands, und wer weiß, wie bald ein zweiter Lord Brougham sich findet, der wie in Cannes im südlichen Frankreich eine allgemeine Krankencolonie dort gründet und es zur Modesache macht, einen Winter in Grönland zu verleben.

Freilich statt der Palmen und Oliven nur Ebereschen und Thran! Doch sei es uns hier gestattet, die klimatische Anomalie dieser vermeintlichen Insel näher zu beleuchten, die neuern Forschungen nach im äußersten Norden mit dem Festland von Amerika zusammenhängen soll.

Auf der schmalen, westlichen Küste Grönlands, vom 60. — 72. Grad nördl. Br., ist der Contrast mit dem westlichen Continent von Amerika überraschend groß. Die Isothermenkarte zeigt, daß die Januar-Linien von Westen her steil aufsteigen; so liegt z. B. die Januar-Isothermenlinie von 12 Grad Réaumur 18 Breitengrade nördlicher in Grönland als im Innern von Nordamerika, und auf gleicher Parallele (67 Grad nördl. Br.) verläuft auf dem Continent die Januarlinie vom 26. Grad Réaumur; indeß auch an der Westküste Amerikas, nicht nur im Innern des Landes, findet sich keine ähnliche Wintermilde wie in Grönland; und noch weniger wiederholt sich diese Erscheinung an der analogen Ostseite Asiens, wo Kamtschatka mit gleichen Januarlinien um 10 Breitengrade südlicher liegt als Grönland.

Durch Ring's Forschungen ist man von der frühern Annahme, daß Grönland eine Inselwelt darstelle und deshalb ein oceanisches Klima besitzen müsse, zurückgekommen. Ring fand, daß das ganze Gebiet mit einer über 1000 Fuß mächtigen Gletschermasse überzogen sei; das allein spricht gegen die Annahme einer Inselwelt und bekundet eine beträchtliche Erhebung des Bodens.

Nun hat Ring nachgewiesen, daß an der Unterfläche der großen Eisdecke Ströme süßen Wassers sich finden, die sich ins Meer ergießen. Damit tritt eine neue Deutung der klimatischen Verhältnisse Grönlands auf. Die vorhandenen Gletscherbäche berechtigen, wie Mühry anführt, zu der Folgerung, daß im Sommer auf der Oberfläche des Gletscherlagers eine Schmelzung des Schnees und der Eisschichte erfolgt; ehe nun das Schmelzwasser an die Unterfläche gelangt und längs derselben abfließt, durchdringt und durchtränkt es das ganze poröse und lufterfüllte Eislager. Dadurch erhält das Innere eine gleichmäßige Temperatur von 0 Grad Réaumur. Diese verhältnißmäßig hohe Temperatur geht auch während der Winterkälte nicht verloren, da das Eis ein schwacher Wärmeleiter ist. Höchstens könnte der zwanzigste Theil der 1000 Fuß mächtigen Eismasse in der Oberfläche davon berührt werden. Somit, sagen die Physiker, hat Grönland in dem Gletscherlager einen Ofen von 0 Grad Temperatur über sich ausgebreitet, überall da, wo die Oberfläche des in permanentem Vorrücken begriffenen Gletschers nicht zu hoch liegt, um im Sommer unter der Glut der Sonne eine bedeutende Abschmelzung zu erfahren; die Firnlinie aber wird bis 2000 Fuß Höhe im Mittel angenommen.

Aehnliches gilt von Island, Spitzbergen und andern derartigen Orten, aber auch von den schwimmenden Eisbergen, diesen abgebrochenen Enden der Gletscher der Melvillebai; Mühry weist nach, daß sie weit längere Zeit zum Zerschmelzen brauchen würden, wenn sie nicht durch und durch schon nahebei auf 0 Grad Réaumur temperirt wären.

Bühne und Leben.

Die Wechselbeziehungen zwischen der Bühne und dem Leben, dem Schein und der Wirklichkeit sind seit Goethe's „Wilhelm Meister" vielfach und mit Vorliebe geschildert worden. Ein neuer Versuch dieser Art liegt uns in einem interessanten Roman: „Bühne und Leben. Von August Freiherrn von Loën" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864) vor. Den Lesern dieser Blätter dürfte die hübsch erzählte, ansprechende Novelle des Verfassers: „Die stille Insel", noch in freundlicher Erinnerung sein. Was den hochgebildeten und geistvollen Verfasser auszeichnet, ist weniger eine reiche Erfindungsgabe als das Talent einer feinen Charakteristik und anmuthiger, klarer Darstellung. In der Schule Goethe's ist sein Stil gebildet. Diese Vorzüge erheben das Buch weit über die Mittelmäßigkeit der meisten Romane, es bietet eine Geist und Gemüth gleich ansprechende Lektüre. Die beiden Mädchengestalten Clara und Lina treten plastisch und bedeutsam heraus, um sie gruppirt sich die Handlung. Das Ineinanderspielen des Scheins und der Wirklichkeit läßt sich tiefer fassen, als hier geschehen, aber es wird schwer gelingen, es befriedigender zu entwirren und zu lösen, als der Verfasser es gethan.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 13.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XIII. — Die Schwalbe. Ein Lebensbild aus der Natur. Von Karl Ruß. — Ein Saltomortale. Anekdote, erzählt von Elise Polko. — Böhmische Christussagen. 7. Die Bienen. 8. Jesus und die Seele. 9. Des Mägdleins Himmelsgang. 10. Das Mägdlein im Walde. Von Alfred Waldau. — Auch ein Urtheil über Jean Paul. — Tschabuschnigg's Gedichte. — Beiblatt: Die evangelische Bewegung in Italien. — Pariser Mittheilungen. IV. La science spirite. Ein öffentlicher Ball. — Die Mode in den Taufnamen. — Für Hermann Marggraff's Hinterlassene.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XIII.

Der Mann, der bei diesen Worten Charlottens eintrat, hatte von einem Diebe oder Räuber, wie er, bis an die Zähne bewaffnet, Blutgier in den Augen, den Säbel schwingend, der Phantasie des in die Knie gesunkenen Antoine vorschwebte, nichts. Vom Regen troff sein Mantel, sein Hut, sein struppiges Haar; bleich und hager war sein Gesicht, von langer Wanderschaft und vom Hunger entstellt. Als ihn der Lichtschein traf, schloß er die Augen; sie waren so an die Dunkelheit gewöhnt, daß der plötzliche Schimmer sie schmerzte. Er hinkte mit dem rechten Fuße und mußte, um nicht zu fallen, sich an die Wand lehnen. Sein Aussehen erweckte mehr das Gefühl des Mitleids als der Furcht, und dennoch empfand Charlotte eine unbeschreibliche Empfindung des Widerwillens, des tiefsten seelischen wie körperlichen Misbehagens ihm gegenüber, noch ehe er ein Wort geäußert.

„Kommt näher!" sagte sie; aber ihre Stimme war nicht mehr so fest als früher. „Schließ' die Thür, Antoine!"

Indem öffnete der Fremde seine kleinen, funkelnden schwarzen Augen, schaute forschend in der Vorflur sich um, in das Gesicht des jungen Mädchens, nahm seinen Hut ab und warf ihn auf die Fliesen des Bodens. „Vergebung, mein Fräulein", begann er, „wenn ich Sie vorhin durch mein ungestümes Pochen und Schreien erschreckt habe! Allein seit zwei Stunden irre ich in diesem fürchterlichen Wetter umher, niemand begegnete mir, den ich um Auskunft hätte fragen, um ein Obdach bitten können. Der letzte, den ich kurz vor dem Ausbruch des Unwetters gesehen, war ein Bauer, der mir ein Dorf nannte, das hier in der Nähe liegen muß, wo ich übernachten könnte. Dem wanderte ich zu, aber ich verfehlte in Sturm und Finsterniß den richtigen Weg. Meinen Aerger, meine Verzweiflung während meines Umherirrens schildere ich Ihnen nicht — das sind Dinge, die Sie nie erfahren werden, Schattenseiten der Welt! Haha!" Und er schlug sein höhnisches und trotziges Lachen auf. „Da erschien mir unerwartet ein kleiner, schwacher Lichtschimmer, er kam aus Ihrem Hause. Entschlossen wandte ich mich hierher — ich stürzte in den Graben, der neben der Landstraße läuft, und verletzte mir den Fuß. Vielleicht war dieser Fall nöthig, um meine erloschene Energie wieder anzuspornen; ich raffte mich auf, schleppte mich

weiter — da bin ich!" Der Ton ſeiner Stimme war heiſer und kreiſchend, aber ſeine Worte, die Art, wie er ſie zu ſetzen wußte, verriethen einen gebildeten Mann; und wie ſehr ſich auch Charlotte von einem Unſichtbaren, das von dem Fremden ausſtrömte, widerwärtig und ſchmerzlich berührt fühlte, die Neugierde, welche die ſeltſame Begegnung und das ganze Weſen des Fremden in ihr hervorgerufen, war ſtärker als ihr Unbehagen.

„Nehmen Sie dann unſer Haus zum Obdach an!" erwiderte ſie. „Mein Vater und meine Geſchwiſter müſſen in dieſer Stunde von einem Beſuch in der Nachbarſchaft heimkehren. Laſſen Sie ſich bis dahin meine Gaſtfreundſchaft gefallen!"

„Zu viel Redensarten für einen armen Wanderer! Häng' meinen Mantel auf, alter Maulwurf!" ſagte der Fremde mit einer Wendung, die ſcherzhaft ſein ſollte, zu Antoine. „Guck' mich nicht ſo von der Seite an! Ich bin leider kein Straßenräuber, ſondern ein Ritter der Wahrheit!"

Damit folgte er der voranſchreitenden Charlotte in das Gemach.

„Nehmen Sie fürlieb mit Brot und Wein!" Sie zeigte auf den gedeckten Tiſch und rückte ihm einen Seſſel hin: in dieſem Stuhl pflegte ihr Vater zu ſitzen.

„Ich danke, ich danke!" Er ſaß ſchon und zerſchnitt ein Stück Brot.

Einige Minuten ſtockte jedes Geſpräch; der ſpäte Gaſt ſuchte nur ſeinen Hunger und ſeinen Durſt zu ſtillen. So gewann Charlotte Muße, ihn genauer zu betrachten. Sie ſaß abſeits vom Tiſche, im Schatten der Fenſterniſche, während das volle Licht der Lampe auf ihn fiel. Ein Mann, über vierzig Jahre hinaus, klein, von ſchmächtigem Bau, mit unregelmäßigen Zügen, darin viele Leiden und ebenſo viele Leidenſchaften ſich eingegraben, die Haare zerzauſt, die Augen in beſtändiger, unruhiger Bewegung, von einem Glanz, der von den Irrlichtern geborgt zu ſein ſchien, in verwahrloſter Kleidung, ein rothes Tuch in langen Zipfeln um den nackten Hals geſchlungen: die ganze Erſcheinung häßlich, gnomenhaft und doch beſtrickend — wie es Schauſpiele gibt, von denen wir trotz all ihrer Schreckhaftigkeit und dem Widerwillen, den ſie uns einflößen, doch nicht die Blicke abzuwenden vermögen; denn auch das Entſetzliche und Häßliche hat ſeinen Zauber. Nie vorher hatte Charlotte ſolch einen Mann geſehen. Die Armen, die ſie kannte, waren Bettler, Leute aus dem Dorfe, im ſchlimmſten Fall Landſtreicher; ſie hatte ihnen ein Almoſen gereicht, nach ihrem Elend gefragt, ihren Klagen zugehört, aber niemals aus ihrem Munde Worte vernommen, wie ſie der Fremde zu ihr geſprochen. Aber vielleicht war er wohlhabend und nur durch einen Zufall, durch ein grauſames Geſchick in dieſen traurigen Zuſtand verſetzt worden; doch auch unter den Perſonen ihrer Umgebung, die einem vornehmern Kreis des Lebens angehörten, fand Charlotte niemand, den ſie ihm vergleichen konnte. Alles an ihm war ihr abſonderlich, widerſpruchsvoll, es ſtand im ſchärfſten Gegenſatz zu ihren Vorſtellungen von der Welt und dem Daſein. Und ſo merkte ſie nicht, daß ſie ſelbſt in ihrer idealen Hoheit, mit dem Schwung ihrer Seele, der Reinheit ihrer Empfindungen zu dem Fremden in ſeiner Roheit, ſeiner ſchmuzigen Erſcheinung, dem frechen und ſpöttiſchen Ausdruck ſeines Geſichts, das nur ein allzu getreuer Spiegel ſeines Innern war, dieſen Gegenſatz bildete, daß in ihnen beiden ſich Dunkel und Licht entgegentraten, er ein Sohn des Chaos und der Nacht, ſie eine Tochter des Himmels.

Er hatte ſeinen Hunger geſtillt, ein und ein anderes Glas von dem leichten rothen Landwein der Normandie geleert und blickte jetzt nach ſeiner Wirthin hinüber. „Sie müſſen mich für einen Werwolf halten — ich hatte ſeit dem Morgen nichts gegeſſen. Ein jämmerliches, niederträchtiges Geſchöpf, der Menſch! Er hat dieſelben Bedürfniſſe wie das Thier, aber er iſt zu hochmüthig, ſie ebenſo zu befriedigen: mit dem Gras des Feldes und dem Waſſer des Stroms. Wie oft hab' ich dem Firlefanz abgeſchworen und mich ganz in deine Arme werfen wollen, heilige Natur! Wie oft! Die Erziehung aber macht uns zu Sklaven des Genuſſes und des Vorurtheils. . . Meinen Dank für Ihre Bewirthung, Fräulein!"

„Sie war gering, aber ich hatte keine beſſere."

„Beſſere? Hm! Wie viel Menſchen haben Brot und Wein zum Nachtmahl? Unter Hunderten kaum einer! Die Weltſchöpfung iſt nicht einen Heller werth!"

Hin und her ſchweiften ſeine Augen im Gemach, die Ledertapeten auf und ab, zu den Kupferſtichen, die über der Thür hingen und Bilder und Landſchaften Pouſſin's darſtellten — wie eine Feder, die in die Höhe ſchnellt, ſprang er vom Stuhl auf, hinkte nach dem Fenſter und

ſtellte ſich vor Charlotte. Ein Zittern lief durch die Glieder des Mädchens, aber ſie nahm ihre Willensſtärke zuſammen und ertrug ſeinen dämoniſchen Blick.

„Haben Sie immer in dieſer Einſamkeit gelebt?“ fragte er.

„Bis zu meinem dreizehnten Jahre; darauf ſchickte mich der Vater zu den Nonnen der heiligen Dreifaltigkeit nach Caen.“

Der Fremde zuckte die Schultern. „Zu den Nonnen! Aus den Klöſtern ſollen die künftigen Mütter des Volks hervorgehen? Welch ein Wahnſinn! Mit Feuer und Schwert müßten dieſe Neſter der Unwiſſenheit und des Aberglaubens von dem Erdboden vertilgt werden!“ Ihre Antwort wartete er nicht ab; er ging an den Tiſch zurück und ergriff das Buch, das Charlotte dort hatte liegen laſſen.

„Plutarch's «Timoleon»... Wol die Lektüre Ihres Vaters?“

„Nein! Ich las im Plutarch, ehe Sie kamen.“

„Sie laſen die Geſchichte des Timoleon? Der, ſein Geſicht im Mantel verhüllend, dabeiſtand, als ſein Bruder, der Tyrann, unter den Dolchen der Verſchworenen ſtarb?“

„Ich las ſie und bewundere Timoleon.“

Seine Arme ſchlug der Gaſt über der Bruſt ineinander und ſchaute nachdenklich das Mädchen an. „Sie bewundern Timoleon“, murmelte er halblaut. „Wiſſen Sie, daß nur die wenigſten Männer ſo empfinden wie Sie, ein Mädchen!?“

„Ich weiß es nicht, ich ſage nur, wie ich fühle.“

„Bei alledem, es iſt eine vergeſſene Geſchichte, die nicht wiederkehrt.“

„Iſt die Erde frei von Tyrannen? Sollte es nie mehr Männer wie Timoleon und Brutus geben?“

„Hm“ — Der Fremde ſchwieg und kehrte ſich von ihr ab. Ihn beſchäftigte die räthſelhafte Erſcheinung: die Tochter eines Landedelmannes, in einem Kloſter erzogen, eine Leſerin Plutarch's!...

Draußen hatte indeß der Sturm ſeine Schwingen geſenkt, nur zuweilen ſchlug noch ein Regenſchauer gegen die Fenſterladen. Auch der Hund, der vor der Thür auf der Schwelle lag und zuerſt unter wüthendem Gebell daran emporgeſprungen, hatte ſich beruhigt. War der Fremde trotz ſeines wüſten Ausſehens doch ein glückbringender Gaſt?

„Haben Sie einen Geliebten?“ fragte er plötzlich, ſich wieder zu Charlotte wendend. Und als er eine dunkle Röthe, halb des Zornes, halb der Scham, über ihr Geſicht ſich breiten ſah, fuhr er fort: „Nein! Aber es wird die Zeit kommen, wo Sie lieben werden; dann werden Sie den Schwätzer Plutarch und ſeine albernen Geſchichten vergeſſen.“

„Iſt das thöricht, was unſer Herz mit Begeiſterung und Liebe zur Tugend erfüllt?“

„Tugend? Was wiſſen Sie von der Tugend? Sie ſind ein Kind in der Welt. In drei Jahren werden Sie anders denken, anders ſprechen. Die Menſchen ſind boshaft, lügneriſch, ſelbſtſüchtig. Das Leben iſt ein Schiffbruch und die Schiffbrüchigen kennen kein Erbarmen; der Bruder reißt den Bruder von der Planke, um ſich zu retten. Ihr Timoleon da war ein Narr, ein großherziger Narr meinetwegen. Wehe dem, der für das Wohl der Menſchheit arbeitet! Sie ſteinigen oder kreuzigen ihn! Zwanzig Jahre quäle ich mich für die Armen, ſtreite ich für die Wahrheit — das iſt mein Lohn: ich muß um ein Stück Brot betteln.“

„Der Weiſe“, entgegnete Charlotte, „hat mein Lehrer“ — und ſie wies auf den aufgeſchlagenen Band des Plutarch — „mich gelehrt, findet ſeinen Lohn in ſich ſelbſt.“

„Empfindet Ihr Philoſoph keinen Durſt, keinen Hunger? Hat er keine Augen, die Herrlichkeit der Welt zu betrachten? Rollt kein Blut in ſeinen Adern? Pocht ſein Herz nicht begehrlich? Entweder iſt er ein Lügner mit ſeiner heuchleriſchen Entſagungsmiene oder ein Sklave, der nicht zu begehren wagt. Warum muß ich mein Haupt auf einen Stein der Landſtraße niederlegen, während ein Reicher ſich auf ſeidenen Kiſſen wälzt? Wo iſt die Gerechtigkeit des Schöpfers, wo die Harmonie des Weltalls? Jener Reiche hat betrogen, geſtohlen, verführt: aber er iſt reich; ich bin ehrlich, arbeitſam, aber ich bin arm. Genieße, ruft das Schickſal dem einen zu; darbe, befiehlt es dem andern. Harmonie der Welt... oho, die Geſellſchaft iſt ein alter irdener Topf, der längſt in hunderttauſend Scherben zerſprungen wäre, wenn ihn die Keſſelflicker, die Prieſter und die Könige, nicht immer aufs neue mit ihren Drähten umflöchten.“ Er hielt inne, griff mit der Hand an ſeine Stirn, als wolle er ſich Ruhe gebieten, zuckte verächtlich wieder die Schulter... „Ich ſchwatze Unſinn, Sie verſtehen mich nicht!“

Ein gewiſſes Recht mochte er, wenn er Charlotte betrachtete, wol zu ſeiner Aeußerung haben; ſie ſaß unbeweglich auf ihrem Stuhl in der

Fenſterniſche, ſtarr geworden von ſeinen Worten wie in dem Anblick einer ſeltenen und gewaltigen Naturerſcheinung. Oft war ihre Phantaſie über die Grenzen ihrer engen Häuslichkeit, über die Mauern des Kloſters in die Ferne hinausgeſchweift, aber dieſe Ferne ſtrahlte von Gold und Purpur, überall in dem Lande ihrer Einbildung ſtanden Tempel und Paläſte, auf allen Wegen kamen Helden, edle Frauen daher... Wie anders war die Welt des Fremden! Und er war draußen geweſen, er hatte den Schiffbruch des Lebens erfahren — er durfte mit einigem Mitleid auf ſie, das arme unwiſſende Mädchen herabſehen.

„Waren Sie jemals in Paris?“ begann er wieder.

„Nein, über Argentan und Caen bin ich noch nicht hinausgekommen!“

„Aber Sie haben Sehnſucht nach dem rauſchenden, bunten Treiben einer großen Stadt?“

„Sie ſind der erſte, der dies Wort zu mir ſpricht. Mein Vater iſt nicht reich, ich habe früh von ihm Genügſamkeit gelernt.“

„Und wollen hier bleiben? Hier wie ein Grashalm ausgehen?“

„Wäre dies Schickſal ſo beklagenswerth? In der Mitte der Seinen zu wirken, für ſie zu leben?“

„Ja, Sie haben eine Heimat, ein wohleingerichtetes Haus, einen Garten, deſſen Bäume mit Ihnen groß geworden ſind! Sie werden heirathen, Mutter werden — es iſt immer derſelbe Trödel!“ Und als ergriffe ihn wieder ſein eigenſtes Weſen, die dämoniſche Luſt des Spottes, welche der Anblick des jungen Mädchens, der Ausdruck des Friedens in ihrem Geſicht ſolange gebändigt, mit erneuerter Gewalt, drehte er die Broſamen auf dem weißen Tiſchtuch zu kleinen Kügelchen, ſchleuderte ſie gegen die Wand und rief: „Warum blies der Schöpfer einem Lehmklumpen ſeinen Odem ein? Warum brachte uns Prometheus das Feuer des Himmels? Es hat keine größern Dummheiten gegeben als dieſe. Seit Jahrtauſenden keucht die Menſchheit in Elend und Noth, von der Geburt zum Tode und flickt ſich dieſe Jämmerlichkeit mit bunten Lappen und Goldflittern aus. Liebe, Freundſchaft, Tugend, ſagen Sie; drei Genien, die das Leben beſchützen, veredeln. Ja, für die Narren und die Abergläubiſchen. Was iſt Liebe? Ein Haufen Kehricht und Schmuz, der in Flammen geſetzt wird! Glauben Sie nie den verführeriſchen Blicken und Betheuerungen eines Mannes, laſſen Sie ſich nicht von den Wallungen Ihres eigenen Herzens betrügen, in dieſem wilden und wüſten Triebe einen ätheriſchen Funken zu ſuchen. Sie ſind das blinde Werkzeug der Natur; wozu, weiß ich nicht, aber die Natur braucht täglich neue Menſchen und um zu ihrem Zweck zu gelangen, ſpiegelt ſie uns vor, wir liebten einander. Wir ſpielen mit Kegeln, die Gottheit mit Menſchen und Würmern.“

„Ein ſolches Daſein aufzugeben, je eher, je beſſer, wäre Pflicht und Troſt.“

„Wetter, es iſt, als ſei die Seele des alten Cato in Sie gefahren! Freilich thäten wir alle am beſten, uns an einem Baum aufzuhängen, aber die Beſtie in uns hängt am Leben. Sie duldet die ſchrecklichſten Qualen, Schmach und Erniedrigung ſelbſt, ehe ſie ſich durch einen entſchloſſenen Sprung in das Waſſer rettet und der unſichtbaren Macht einen Strich durch die Rechnung macht. Sie ſind zu jung und zu weich gebettet, um mit dem Selbſtmord zu ſpielen, ich hab's gethan. Zwei Empfindungen lähmen unſere Hand: Feigheit und Hoffnung. Die Natur iſt die liſtigſte Betrügerin, indem ſie ſtets neue Hoffnungen vor uns aus dem Nebel auftauchen läßt, führt ſie uns an der Naſe herum. Pfui über die Hoffnung, pfui über die Liebe — Nebel iſt die eine, Schmuz die andere.“

Ihre großen ſtillen Augen erhob Charlotte zu ihm, der ſich ihr wieder genähert hatte und ſie mit ſeinem unheimlichen, halblauten, boshaften Gelächter anſtarrte: „Hatten Sie keine Mutter, die Sie ſchützte und pflegte?“

„Wollen Sie dahinaus? Zuerſt wird man verzogen, geliebkoſt, geſtreichelt, nachher geſcholten, gemishandelt, verſtoßen. Die Jungen vertragen ſich nicht mit den Alten in demſelben Neſte. Oh, ich liebte meine Mutter und wurde auch geliebt; ich liebe meine Geſchwiſter: doch, beſſert das mein Elend? Im Gegentheil, halten Sie ſolche Empfindſamkeit von ſich fern! Es iſt mein Unglück! Ich bin ein weichmüthiger Narr, der an der Milz leidet. Aeltern und Verwandte ſind nur dazu da, daß wir ſie begraben und beerben. Im übrigen hindern ſie uns auf unſerer Bahn. Die Familie iſt die Sklavenkette, die wir nachſchleppen. Wohl dem, der ſie muthig zerreißt! Sie kennen ja die römiſche Geſchichte — der geſcheidteſte unter allen Römern war Nero: er ſteckte Rom in Brand und tödtete Mutter und Gattin. Eine halbe Million Menſchen ſoll durch ſeine Verfolgungen und ſeine Raſerei ums Leben gekommen ſein. Fünfmalhunderttauſend

Köpfe! Wenn man ſolch Blutbad doch einmal in unſerm Frankreich erneuern könnte!"

Entſetzt ſprang Charlotte auf. War er ein Wahnſinniger? War es ein Dämon des Todes, der menſchliche Geſtalt angenommen?

„Bleiben Sie in Ruhe, Fräulein!" lachte er, ihr Erſchrecken bemerkend. Und zum Tiſch gehend, goß er das Glas Wein über die Platte: „Menſchenblut iſt nicht beſſer! Die Welt bricht nicht aus den Fugen, wenn eine Million Würmer weniger in ihr umherkriecht und die reine Luft mit ihrem Athem nicht mehr verpeſtet. Im Grunde bin ich ein Menſchenfreund, meiner Kunſt nach ein Arzt. Aber das Vorurtheil und meine reichen Collegen haben mich unterdrückt, meine Curmethoden als Tollheiten verläſtert. Die Geſellſchaft gab ihnen recht. Wie Ahasverus bin ich umhergewandert, wie das geſcheuchte Wild des Waldes. Ich redete überall die Wahrheit, ich riß allen die Larve vom Geſicht. In den erhabenſten Empfindungen und Gedanken ſteckt nur Ein geſunder Kern: der Menſch will eſſen und verdauen. Das iſt das Triebrad der ganzen Maſchine! Aber ich langweile Sie — verſchaffen Sie ſich einmal die Werke des großen Philoſophen Diderot und ſtudiren Sie darin den Traum d'Alembert's! Hui, die Schuppen fallen einem da von den Augen und die Menſchenherrlichkeit ſteht in ihrer Nacktheit vor uns! Wie geſagt, Nebel oder Schmuz: dazwiſchen hat der Sterbliche die Wahl. Hätte ich Geld, wäre ich ein Graf oder gar ein Prinz, würde ich Sie, wie Sie da ſind, in meinen Wagen heben und Ihnen die Welt zeigen. Sie ſind hübſch — Wetter, nein, Sie ſind eine große Schönheit! Sie würden genießen wie Kleopatra, und wenn Sie klug wären, nicht ſo jammervoll enden wie die ägyptiſche Königin. Wahrhaftig, es räth Ihnen ein Freund! Sie ſollten Ihr Glück verſuchen! Mit Ihren Augen kann es Ihnen nicht fehlen!"

Diesmal verſtand ihn Charlotte in Wirklichkeit nicht; ſie hatte nur die Ahnung, daß er etwas Abſcheuliches geſagt habe, und ein Aufruhr, wie ſie ihn noch nicht gefühlt, regte ſich in ihrem Herzen. Die wunderlichſten Vorſtellungen irrten durch ihren Kopf: Gedanken, Bilder, die bei andern Mädchen eine zärtliche Neigung oder eine heftige Leidenſchaft erzeugt, wurden bei ihr durch die rohen und häßlichen Worte jenes Mannes hervorgerufen — ſie ſah nicht den lüſternen, frechen Blick, mit dem er ſie ſtreifte, aber ſie empfand ihn. Wieder hinkte er durch das Gemach, horchte — alles blieb ſtill — als er der Thür nahe kam, knurrte der Hund. . . Unter ſeinen buſchigen Augenbrauen hervor ſpähte er nach Charlotte. Sie ſtand am Tiſch, die Hand darauf geſtemmt, das erglühende Geſicht auf die Bruſt geſenkt; über einen dunkeln Rock trug ſie eine Art Spenſer von grünem Tuch, der oben von einem Spitzenkragen eingerahmt wurde. In natürlichen Locken fiel ihr Haar, zwiſchen braun und golden ſchimmernd, auf die Schultern. . . „Wenn ich nicht ein Narr wäre und das Gaſtrecht ehrte", murmelte der Fremde, unhörbar für ſie, zwiſchen den Zähnen, trank den Reſt des Weins, der noch in dem Glaſe war, bis auf wenige Tropfen aus, warf ſich in den Armſtuhl und ſagte: „Ich rede tolles Zeug, aber wenn Sie größer geworden ſind, werden Sie geſtehen, daß ich richtig geurtheilt. Wie Schaum werden Ihre Phantaſien verſpritzen! Gut eſſen, gut trinken, das iſt die Hauptſache! Schade noch einmal, daß ich kein Prinz bin! Wir wollten die wenigen Tage genießen, die den Reichen noch beſchieden ſind! Eine ſchwere Wolke ſehe ich heranbräuen. Was ich denke, werden bald Tauſende denken. Warum geht der eine in Scharlach, im Hermelinmantel, und wir haben kaum ein Hemd, unſere Blöße zu decken? «Iſt das eine gerechte Einrichtung?» ſchreien ſie. «Schafft eine beſſere Welt!» Und aus ihren Höhlen und Hütten, aus den Kellern und den Dachkammern ſtürzen ſie hervor: hohläugig, zerlumpt, ſchmuzig, Männer und Weiber, die dunkle Maſſe, die ihr Canaille nennt. Huſſah, die heilige Canaille iſt da mit Meſſern und Beilen, mit Dreſchflegeln und Hämmern! Nicht mehr ſteht ſie gaffend vor euern erleuchteten Paläſten und bewundert eure Pracht! Sie ſtreut euch keine Blumen mehr auf den Weg — ſie ſchwingt Fackeln und Piken! Das wird ein Hochzeitsfeſt werden, mein Liebchen! Die großen Lügen, vor denen wir bisher Reverenz gemacht, der Staat und die Kirche, ſie werden in ihrer Hohlheit erkannt werden! Drunter und drüber werden ſie in Flammen auflodern! Erſchrick nicht, Grasaffe! Ein ſo hübſches Geſicht wie dein's wird immer noch eine Schulter finden, um ſich daranzulehnen!" Und das Glas von neuem vollgießend, bot er es ihr an: „Komm', trink' mit mir auf den Tag der Offenbarung und die heilige Canaille!"

Schaudernd wandte ſich Charlotte ab, und als er, ihre Bewegung nicht beachtend, auf ſie zugehen wollte, riß ſie, wie zum Aeußerſten ent-

ſchloſſen, ihrer ſelbſt nicht mehr Herrin, das Meſſer aus dem Gürtel und ſtand ſo, drohend ihre Locken ſchüttelnd, vor ihm.

Einen Augenblick waren ſie ſich ſo gegenüber, lautlos — wenn Blicke tödten könnten, hätten die ihrigen es gethan —, dann ſetzte er das erhobene Glas nieder, ihr entſank das Meſſer auf die Erde, ſodaß die Spitze in die Diele drang und das Meſſer in ſchwankendem Hin- und Herzittern eine Weile ſtehen blieb, ehe es umfiel ... ſchluchzend verhüllte Charlotte ihr Geſicht mit den Händen und weinte bitterlich.

„Du weinſt?“ ſagte er. „Weil ich deine Seifenblaſen zerſtöre? Bah, du ſollteſt mir dafür danken! Früher oder ſpäter hätte es ein anderer gethan und dir größern Schmerz bereitet als ich. Sei keine Thörin! Mich kannſt du wol mit deinem Meſſer aus der Welt ſchaffen, aber nicht das Elend und die gemeine Häßlichkeit des Daſeins, die ich dir verkündigt!“

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Die Schwalbe.

Ein Lebensbild aus der Natur. Von Karl Ruß.

Viele innige Beziehungen gibt es zwiſchen dem Walten der freien Natur und dem Volksleben, deren nächſte Vermittler jedenfalls die uns nahe ſtehenden Thiere ſind. Sie weiſen jeden nicht ganz unempfindlichen Menſchen dorthin, wo nach dem ſinnigen Ausſpruch Roßmäßler's unſere eigentliche Heimat iſt.

Unter den Thieren ſind es wiederum die Vögel, die uns draußen zuerſt mit ihren Liedern freudig willkommen heißen, unſer Auge mit ihren bunten Farben und durch ihr fröhliches Weſen erfreuen, durch ihre Zutraulichkeit uns zuerſt mit der Natur befreunden und in ihr heimiſch machen. Und faſt vor allen andern Vögeln gebührt der Schwalbe als Bild der Gemüthlichkeit und des harmloſen Frohſinns der Vorzug.

Mit dem Grauen des nahenden Morgens beginnt ſie vom Giebel des Hauſes oder dem Rande ihres Neſtes herab ihr einfaches Liedchen. Sie iſt keine große Künſtlerin, die ſich mit den bedeutendern unſerer Singvögel meſſen könnte; anſpruchslos wie ihr ganzes Weſen iſt auch ihr Gezwitſcher und doch hören es alle Leute ſo gern, der Landmann wie der Städter, und keinem wird es überdrüſſig, obwol es den ganzen Tag bis ſpät zum Abend ertönt. Im Gegentheil, es iſt ſo ganz zum Eigenthum des Volks geworden, denn der Volksmund hat ihm tauſend Deutungen gegeben und die volksthümlichſten unſerer Dichter haben es uns in Worte gekleidet, unter denen Rückert's ſchönes Gedicht „Aus der Jugendzeit“ das bekannteſte iſt.

Nicht allein aber das Lied der Schwalbe, ſondern ihr ganzes ſo unſchuldig frommes, ſo herzig zutrauliches Weſen hat ſie zum Liebling aller derer gemacht, die ſie kennen. Der Bauer räumt ihr gern ein Plätzchen in und an ſeinen Gebäuden für ihre Neſter ein; der Hausbeſitzer in der großen Stadt läßt gleich mit dem Abputz des Hauſes am paſſenden Ort Leiſten für die Schwalbenneſter anbringen und der Bewohner des Dachkämmerleins ſchützt ſorgfältig ihre kleinen Heiligthümer in ſeiner Nachbarſchaft. So ſind ſie geliebt und geſchützt von arm und reich, von allen guten und verſtändigen Menſchen.

Hier und da auf dem Lande knüpft man an die Schwalben wol noch den Volksglauben, der ſie gleichſam heilig ſpricht. Sie ſollen das Haus, deſſen Mitbewohner ſie ſind, vor Feuers- und Waſſersgefahr behüten, Krankheit von dem Beſitzer und ſeiner Familie abwenden und Glück über die Hausgenoſſen bringen. Darum wird denn auch jede Störung der Vögelchen oder gar das Berauben ihrer Neſter von den guten Leuten möglichſt abgewendet und gar hart geahndet. Doch auch andere nicht mehr im Aberglauben befangene Leute ſowie jeder einſichtsvolle Menſch, der die Schwalben in ihrem ganzen Werth zu ſchätzen weiß, wird ſie und ihre Neſter ſchützen, und nur ein ruchloſes Gemüth iſt dazu fähig, ſie zu verfolgen oder ihre Brut zu zerſtören.

Die Vögelchen ſind nämlich nächſt den erwähnten liebenswürdigen Eigenſchaften ſowie ihres harmloſen Weſens wegen auch inſofern unſerer Freundſchaft und unſers Schutzes würdig, als ſie zu den für den Haushalt der Natur, für unſere Geſundheit und unſer ganzes Wohl nützlichſten und nöthigſten Thieren gehören, indem ſie ausſchließlich von ſchädlichen Kerbthieren leben. Sie fangen unabläſſig, vom erſten Schimmer der Morgenröthe bis zur anbrechenden Dunkelheit, in unermüdlicher Emſigkeit Mücken, Fliegen, Motten, kleine Schmetterlinge und tauſend andere Arten und nähren ſich und ihre immerfort begehrenden Jungen von ihnen. Man wolle nur bedenken, wie viele dieſer unſerer winzigen und doch ſo argen Quälgeiſter dazu gehören mögen, um eine alte Schwalbe zu ſättigen, wie viele für beide Aeltern und ein Neſt von vier bis fünf

Jungen nöthig ſind und dann ermeſſen, wie viele Myriaden von ihnen ein einziges Schwalbenpaar wol vertilgen muß, um mit ſeinen zwei bis drei Bruten den Sommer hindurch leben zu können und im Herbſt ſich ſogar davon zu mäſten.

Dabei vermag eine Schwalbe durchaus keinen Schaden, weder für den Menſchen noch für die Natur, anzuſtiften. Einige eifrige Bienenzüchter haben zwar behauptet, daß ſie viele Bienen raube, und deshalb wurden — und werden leider wol noch — in einigen Gegenden unſers deutſchen Vaterlandes dieſe Vögel eifrig verfolgt. Ganz genaue und gewiſſenhafte Unterſuchungen und Beobachtungen bewährter Forſcher haben nun aber dieſe Annahme als durchaus grundlos erwieſen. Man hat in verſchiedenen Landſtrichen eine Menge Schwalben getödtet, ihre Magen unterſucht und gefunden, daß ſie allerdings Bienen verzehren, jedoch nur die nutzloſen Drohnen, während es ihnen ganz unmöglich iſt, den Arbeitsbienen etwas zu Leide zu thun, indem ſie außer den kleinen Mücken kein ſtechendes Inſekt freſſen dürfen, ohne ihr Leben zu gefährden. Ein ebenſo haltloſes Vorurtheil iſt die Annahme, daß die Schwalbenneſter Wanzen und andere böſe Gäſte beherbergten. Allerdings werden die Schwalben wie ſämmtliche höher organiſirte Thiere von ſolchen kleinen Schmarotzern geplagt — doch dieſe Quälgeiſter der Thiere ſind ganz andere Arten als die der Menſchen.

Glücklicherweiſe ſtößt die Forſchung und Wiſſenſchaft ein Vorurtheil nach dem andern um — in ſeltenen Fällen kann dies aber erfreulicher ſein als unſern lieben Schnellſeglern gegenüber.

Zu den herrlichſten Wundern, welche die erhabene Natur vor dem Auge des ſtaunenden Menſchenkindes entfaltet, gehört der Vogelflug, der Flug der Schwalbe. Ganze Tage hindurch vermag ſie in den Lüften ſich zu wiegen, jetzt in himmelhoher, kaum zu erblickender Ferne und in wenigen Augenblicken dicht über der Erde neben uns umherſtreichend. Alle Flugeszauber, Flugeswunder, die Brehm in ſeinem ſchönen Buche: „Das Leben der Vögel", ſo lebensvoll beſchreibt, ſie entfaltet ſpielend unſer Vögelchen, unermüdet, faſt unübertroffen von allen übrigen Bewohnern des blauen Aethers.

Unter den ſechs Schwalbenarten, welche Europa bewohnen, ſind die Mehl- oder Hausſchwalbe und die Rauch- oder Bauernſchwalbe die bekannteſten und verbreitetſten und auf ſie hat das bisher Geſagte auch eigentlich Bezug. Die erſtere, ein reizendes Vögelchen mit glänzendſchwarzem Frack, ſchneeweißer Weſte und eben ſolchen Höschen, klebt ihre künſtlichen Neſter an das Aeußere der Gebäude, unter Fenſterſimſe oder andere vor dem Regen und vor Raubthieren geſchützte Orte. Sie trägt dazu feuchte Erdklümpchen zuſammen und mauert aus dieſen in acht bis zwölf Tagen ein Neſt von der Form des vierten Theils einer Kugel. Inwendig füttert ſie daſſelbe mit weichen Federn, Haaren, Wolle u. ſ. w. aus und legt zartweiße Eierchen hinein. Wenn das Neſt nicht zerſtört wird, benutzt ſie es viele Jahre hintereinander, indem ſie es in jedem Frühjahr ausbeſſert, reinigt und neu auspolſtert.

Die Rauchſchwalbe iſt der eigentliche Liebling der Landleute. Ihr Oberkörper iſt glänzendſchwarz und ins Bläuliche ſchillernd, der Unterleib dagegen nicht rein weiß, ſondern roſtroth überlaufen; Stirn und Kehle ſind ganz roſtbraun. Der Schwanz bildet eine Gabel, deren beide lange Enden ihr zum geſchickten Steuern vorzügliche Dienſte leiſten. Sie baut ihr Neſt im Innern der Häuſer, in Bodenräumen, auf die Balken und an andern paſſenden Stellen. Auch niſtet ſie gern in Schornſteinen, ohne des Rauchs zu achten, woher ſie eben den Namen erhalten hat. Hier werden ihre Neſter aber meiſt, weniger der Feuersgefahr wegen als aus Muthwillen, zerſtört. Ihr Neſtbau iſt nicht ſo ſauber und nett als der ihrer kunſtfertigern Schweſter.

Als die hauptſächlichſten Feinde der Schwalben, die ihnen ſelbſt, mehr aber ihrer Brut nachſtellen, erſcheinen Marder, Wieſel, Ratten und Hauskatzen. Von den Raubvögeln ſind ihnen nur der Baum- und der Lerchenfalke gefährlich, vor denen ſie mit einem angſterfüllten „Dewilik!" flüchten. Gegen alle übrigen Raubvögel zeigen ſie außerordentlichen Muth, laſſen ſofort ihr ſchrilles „Biwiſt! Biwiſt!" erſchallen, worauf ſich alle Genoſſen von weit und breit verſammeln und nun den Feind ſo lange necken und ärgern, bis er forteilt oder bis ſtärkere Kämpfer auf ihr Geſchrei herbeieilen und ihn in die Flucht treiben.

Wer den guten Vögelchen — und zugleich ſich ſelbſt, ſeinen Hausthieren, Obſtgärten und Feldern — eine Wohlthat erzeugen will, der befeſtige für ſie an paſſenden Orten und ſo, daß keine Raubthiere dazu gelangen können, für ihre Neſter etwa ſechs Zoll breite Leiſten, weil dieſelben ohne ſolchen Halt leicht vom Wetter herab-

geworfen werden. Den Hausschwalben lasse man die Leisten am besten unterhalb der Fenster des obersten Stockwerks der höchsten Wohnhäuser anschlagen und hier müssen dieselben nothwendig die angegebene Breite haben, damit sie den Schmuz der Jungen auffangen und die Wände vor dem Besudeln schützen. Wo die Nester von keinem Vorsprunge geschützt sind, muß man etwa vier Zoll oberhalb der Leisten ein Bret als Schutzdach anbringen.

Bald nachdem die letzten Jungen die Nester verlassen haben und noch einige Abende mit den Alten dorthin zurückgekehrt sind, sammeln sich die Schwalben in großen Scharen und halten eifrige Flugübungen. Sie wählen dann zum Ruhepunkt gern die First eines hohen Gebäudes, wo sie in langer Reihe sich setzen, dann plötzlich auffliegen, einige Schwenkungen ausführen und sich dort wieder sammeln. Dies wiederholen sie mehrere Wochen hindurch den ganzen Tag und suchen zur Nacht nahe Rohrbrüche auf, wo sie zum Schlafen sich ebenso dicht nebeneinander auf die Halme setzen. Dies hat die Veranlassung zu dem Märchen gegeben, daß sie mit den Halmen in den Schlamm sich versenken, um dort Winterschlaf zu halten. Brehm hat diesen Irrthum gänzlich widerlegt, indem er die Schwalben auf dem Zuge im Innern Afrikas beobachtete. Im Laufe des Monats September verschwinden sie bei uns plötzlich über Nacht und treten mit großer Schnelligkeit und in ungeheuerer Höhe ihre Reise an.

Gewöhnlich zu Anfang des April erscheinen die ersten von ihnen wieder einzeln in der Heimat; dies sind alte, kräftige Männchen, die ihren Gefährten weit vorauszueilen vermögen und denen die Hauptschwärme meistens zu Ende des Monats erst nachfolgen. Hierdurch ist wol das Sprichwort entstanden: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer." Von der Reise kommen sie sämmtlich schmuck und blank zurück, woraus hervorgeht, daß sie in der Fremde gemausert haben. Hiernach muß dort an Nahrung für sie kein Mangel sein und müßte es ihnen ganz gut ergehen; doch leider ist dies nicht immer der Fall, denn sie werden oft vom Sturm weithin verschlagen oder kommen durch andere Gefahren auf der Reise in großer Anzahl um.

Bei dem außerordentlichen Nutzen der Schwalbe müßte sie doch eigentlich überall geschont und gehegt werden; dies geschieht indessen keineswegs, denn man fängt sie in manchen Ländern, um sie zu verspeisen, ihres winzigen Bissens, noch dazu schlechten Fleisches wegen! In Italien, Spanien u. s. w. wird dieser wahrhaft empörende Kannibalismus nicht nur an den Schwalben, sondern auch an andern lieblichen Frühlingssängern sehr häufig verübt — — aber leider werden sogar hier und da auch in Deutschland die Schwalben gegessen.

Weniger bekannt, doch nicht minder bemerkenswerth und in ihrer Weise nützlich sind zwei andere unserer einheimischen Schwalben. Die erstere nistet auf Thürmen und an hohen Gebäuden, hält sich auch nur in großer Höhe auf und ist deshalb vom Volke wenig beachtet. Es ist die Thurmschwalbe. Die andere, die Erdschwalbe, dagegen findet sich in manchen Gegenden auf dem Lande in großer Menge, wo sie, ein ganz kleines, zartes und schwaches Thierchen, mittels ihres Schnäbelchens, ihrer Füße und Flügel oft mehrere Fuß tiefe Höhlen in den harten Boden von Erdwällen u. s. w. zu graben vermag. Sie hat ein schlichtes, braunschwarzes Gefieder und wird meistens wenig beachtet. Doch wer sich die Mühe nehmen will, sie zu beobachten, der wird das herzige Vögelchen bald ebenso lieb gewinnen als ihre Schwestern.

Ein Saltomortale.

Anekdote, erzählt von Elise Polko.

Etwa zwei Stunden von der Stadt und Festung Minden, nördlich in das flache Land hinein, liegt ein einsames, schloßähnliches Gebäude, „Haus Himmelreich" genannt. Den Chroniken nach ward es von einem rohen und händelsüchtigen Ritter Holle, im 16. Jahrhundert etwa, erbaut. Früher hatte dieser räuberische Unhold in der Nähe von Petershagen sein Unwesen getrieben und vornehmlich dem hochwürdigen Bischof von Minden arg zugesetzt durch allerlei ungehorsame und schlechte Führung, durch Aufreizung seiner Untergebenen zur Widersetzlichkeit gegen seine Bestimmungen und dergleichen Unthaten mehr. Der Kirchenfürst sah sich endlich genöthigt, diesen rebellischen Unterthan in den Bann zu thun und der irdischen wie himmlischen Segnungen verlustig zu erklären. Da hatte denn der Frevler mitten in die Heide hinein sich ein luftig Haus mit hohem Thurm gebaut, und als der Bau vollendet, ließ er dem Bischof sagen, daß er von nun an seines Himmelreichs nicht benöthigt sei, alldieweil er sich sein eigenes geschaffen, worin er fortan selbst den Herrn zu spielen gedenke, ihm und dem lieben Gott zum

Trotz, und gab von Stund' an diesem seinem Rittersitz den Namen „Himmelreich". Der hat sich denn auch erhalten bis auf den heutigen Tag, so oft das Schloß auch seinen Besitzer gewechselt. Der fromme Bischof aber zog, als der Ritter Holle noch daselbst wohnte, nie ohne großes Geleit von bewaffneten Reisigen auf seinem Wege nach Petershagen an dem Schlößlein der Heide vorbei, denn er fürchtete sich vor diesem Himmelreich, wie er sich selbst nicht vor der wirklichen Hölle fürchtete. Die Hölle mit all ihren Insassen konnte ja auch einem Kirchenfürsten nichts anhaben, allein der Ritter Holle war schlimmer als der Oberste der Teufel und scheute sich nicht vor dem heiligen Kleide. Aber die bewaffneten Begleiter des Bischofs konnten ihre Schwerter ruhig in der Scheide lassen, der Ritter nahm keinerlei Rache und schaute nur mit lustigem Lachen aus dem Fenster seines Thurms auf den Zug herab oder stimmte mit seinen wüsten Zechgenossen gottlose Lieder an, wenn der hochwürdige Herr sich nahte. Auch kein Blitz vom Himmel fuhr herab, den Frevler zu zerschmettern, und die Erde that sich nicht auf, ihn zu verschlingen, so sehr der fromme Bischof täglich darauf hoffte. Der Ritter Holle lebte lustig und starb in seinem Haus Himmelreich in seinem Bett wie jeder andere fromme Christ und keinerlei Schwefelgeruch noch irgendein Feuerzeichen war in der Todtenkammer noch an dem Leichnam zu gewahren.

Jetzt steht das Wohnhaus des Ritters längst nicht mehr; nur der alte Thurm ist noch da, das Einfahrtsthor und die Mauern, die sich um den tiefen Wallgraben zogen; ein anderes Haus wurde dort aufgebaut. Linden und Eichen sind überall emporgewachsen, dichtes Buschwerk und Heimbuchen ziehen sich längs den Mauern hin. Der letzte Besitzer hat sogar einen schönen Garten angelegt mit einem Bogengang von Buchen, und Jahr um Jahr wurde der grüne Schleier dichter, der dies Plätzchen vor aller Augen verbarg. Dornröschen hätte gut darin wohnen können, gar mancher Märchenprinz wäre wol vorbeigeritten auf seinem Zelter, ohne das Dasein des Schlößchens hinter der Blätterwand zu ahnen.

Im Jahre 1803 etwa geschah es aber, daß einmal ein wirklicher Prinz, der Prinz Louis Ferdinand von Preußen nämlich, einkehrte in das grünumsponnene Haus. Ob er allda nun ein Dornröschen aus der Verzauberung wecken oder den Frieden des irdischen Himmelreichs zu kosten begehrte, ist niemand recht bekannt geworden. Gewiß ist nur, daß er sich's daselbst nicht nur tage- und wochen-, sondern monatelang gefallen ließ. Es war, als ob er das Rauschen des Lebensstroms in dem großen Berlin vergessen über dem Murmeln eines Wiesenbachs. Man sagte, der König habe ihn zur Inspicirung der westfälischen Regimenter dorthin geschickt, heimlich flüsterte man sich freilich andere Geschichten in die Ohren: von Verbannung und Bestrafung wegen allzu regelloſen Lebens in der Residenz. Wie es aber irgendjemand auf der weiten Gotteswelt übers Herz bringen konnte, den Prinzen Louis Ferdinand zu bestrafen, das begriff freilich niemand, der den königlichen Herrn nur einmal gesehen, und wer gar mit ihm geredet oder an Einem Tische mit ihm gesessen, hätte wie Tamino eine Wanderung durch Feuer und Wasser angetreten, wenn er's begehrte, und zwar auch ohne Begleitung einer Pamina. Eine wahrhaft wundersame Bezauberung übte er auf Männer wie auf Frauen, auf jung wie auf alt aus; in dieser Beziehung war er ein leibhaftiger Märchenprinz, der sich eben nur zu zeigen braucht, um alle Hindernisse zu überwinden. Für einen jeden hatte er ein freundlich Wort und, was im Grunde noch tiefer ins Herz geht, einen warmen Blick, und kein Armer trat ihm in den Weg, der unbeschenkt und ungetröstet geblieben wäre. Und wie ritterlich benahm er sich gegen die Frauen! Wie eine Gestalt aus den Zeiten Frauenlob's, wie ein Troubadour aus den goldenen Tagen der Liebeshöfe trat er ihnen entgegen. Aber er bot mit gleicher Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit der betagten Bäuerin die Hand, um ihr über einen Graben zu helfen, wie der Dame der vornehmen Gesellschaft, um sie die Treppenstufen hinabzugeleiten. Er ehrte das Geschlecht in der Erscheinung, nicht umgekehrt. Alte Mütterchen mit weißen Haaren in der mindener Gegend hört man noch mit jugendlich aufblitzenden Augen von dem bildschönen hohen Herrn erzählen, der bei ländlichen Festen mit ihren Müttern getanzt und sie selber, die staunend zuschauenden Kinder, zu sich emporgehoben und geküßt hatte.

Aber die Männer mußten ihn nicht minder bewundern und lieben, so oft sie ihn auch als den unüberwindlichen Besieger der Frauenwelt zu hassen versuchten. Keiner tummelte so sein Roß wie er, keiner sprach so tapfer dem Becher zu und blieb dabei doch so königlich. Wie oft hielt er offene Tafel unter der mächtigen Linde vor

der Einfahrt von Haus Himmelreich und lud manchen dazu ein, der eben vorüberschritt und kein hochzeitlich Kleid anhatte! Wenn doch die Lindenzweige erzählen könnten, die jetzt noch dort rauschen!

Und wenn er an seinem Klavier saß, das er sich von Berlin mitgebracht (man erzählte sich, daß er deren bereits sechs sich angeschafft), so ließ er die Fenster offen und verwehrte niemand, sich in diesem goldenen Melodienstrom zu baden. Da saßen denn oft Scharen von Bauern, alte und junge, gesunde und kranke, mit ihren Frauen, Müttern, Schwestern, Bräuten, um zu lauschen und zu staunen, daß doch der Prinz Louis alles könne.

Die Zimmer des Prinzen lagen im ersten Gestock; man mußte die alte Wendeltreppe von Stein, die in den Thurm des alten Ritters Holle führte, zur Hälfte ersteigen, ehe man in das Cabinet trat, wo das Klavier stand. Auf der linken Seite dieses Gemachs lag das Schlafzimmer, rechts ein kleiner, einfach ausgestatteter Empfangssaal. Eine Flügelthür führte von dem Zimmer des Prinzen unmittelbar in den Garten, der mit dem ersten Stockwerk in gleicher Höhe lag. Diese Baum- und Bogengänge vor den Fenstern machten einen überwältigenden Eindruck, nachdem man bereits eine Wendeltreppe hinaufgeklettert war. Eine köstliche grüne Wildniß schaute durch die Glasthür herein und in dem Laubengang von alten Heimbuchen nisteten zahllose Nachtigallen. Er war so dicht, daß die Sonnen- und Mondesstrahlen kaum ein Plätzchen fanden, hier und da zwischen ein paar Blättchen hindurchzuschlüpfen. In dieser Riesenlaube pflegten, wenn der Prinz spielte, die Gäste aus Minden und der Umgegend sich aufzuhalten, die sich zahlreich täglich einfanden, um dem königlichen Verbannten die Einsamkeit weniger fühlbar zu machen. Auch reizende Engelgestalten erschienen auf Haus Himmelreich, — denn was wäre der Himmel ohne Engel! — und jene Gruppen, die sich in dem Bogengang bildeten an jenen Sommerabenden, hätten ihren Watteau zu finden verdient, um durch seinen glänzenden und eleganten Pinsel verewigt zu werden. Der zitternde Schein der Windlichter, die man überall aufgestellt, beleuchtete die schönsten Frauen und Männer. Freilich waren die Trachten der damaligen Zeit, die enganliegenden Gewänder und wunderlich geschnittenen Mieder weniger geeignet zu malerischen Faltenwürfen und wechselvoller Zusammenstellung; auch die Art, das Haar zu tragen, erschien unschön, denn die kurzen Locken wurden tief in die Stirn gezogen; aber es waren doch Augen da, die mit dem Sternenglanz wetteifern durften; Lippen und Wangen, die sich vor den goldenen Rosen nicht zu scheuen brauchten, die am Eingang des Gartens in so verschwenderischer Fülle blühten, und Formen, die an die Urbilder plastischer Schönheit, an die steinernen Götterbilder Griechenlands erinnerten. Die Männer erschienen trotz der hohen Kragen ihrer wenig kleidsamen Uniformen fast alle stattlich und bedeutend, wenigstens so lange der Prinz nicht bei ihnen war.

Zu allen Zeiten sind jene Menschen selten gewesen, deren Erscheinung allein sie als königlich, als bestimmt, zu herrschen über alle andern, bezeichnet. Prinz Louis Ferdinand würde in dem größten Menschengewühl sofort einem jeden als eine Herrschergestalt aufgefallen sein, als eine wahrhaft vornehme Menschenerscheinung in des Wortes vollster und schönster Bedeutung. Es war etwas Ungewöhnliches an ihm; der eine suchte es in den Augen, der andere fand es in der Stirn, der dritte in dem unbeschreiblich schönen Lächeln des Mundes — oder in der Heldengestalt, jeder aber beugte sich vor diesem Etwas, jeden überwältigte es, bewußt oder unbewußt. Und man verzieh ihm auch alles um dieses Etwas willen. Es gibt Menschen, die ungestraft alles thun dürfen, d. h. an denen man natürlich findet, was an andern sonderbar, ungewohnt, selbst strafbar erscheint. Daß der Prinz Louis Ferdinand ein wundersam lustiges Hoflager hielt auf Haus Himmelreich, verargte ihm niemand. Daß in seine Zechgelage oft das helle Morgenlicht hereinfiel, fand keiner verdammenswerth. Auch sein seltsam wildes Reiten nach Minden belachte niemand. Vor dem Thore des Hauses Himmelreich nämlich sah man den Thurm der Marienkirche von Minden wie einen spitzen Finger gen Himmel weisen. Diese Thurmspitze nun war es, die der Prinz allezeit fest ins Auge faßte, — dann spornte er sein edles Roß und fort ging's auf dieses Ziel los, gerade und unverrückt über Gräben und Hecken, über Felder und quer durch die Heide:

Immer zu, immer zu,
Ohne Rast und Ruh' —

Niemand vermochte dem königlichen Reiter zu folgen, der allezeit dahinflog,

daß Kies und Funken stoben.

Dicht neben der Kirche lag die Cantorwohnung. Das bescheidene Stübchen des alten Cantors empfing gar oft einen hohen Gast. Der Prinz liebte es, mit dem schlichten Mann über Musik zu plaudern und seine ziemlich reiche Sammlung von alten Kirchenmusiken durchzusehen. Da saß er denn wol stundenlang vor dem alten Spinett und spielte Bach'sche Fugen und seinen Lieblingschoral, das markerschütternde

O Haupt voll Blut und Wunden —,

daß der Cantor die Hände faltete und seine Augen überfließen fühlte. Oder er ließ sich von dem würdigen Mann von Christian Bach erzählen, der drüben in Bückeburg als Cantor des Fürsten Wilhelm gelebt und dessen sich der Alte noch dunkel erinnerte. Nicht selten geschah es, daß er nur um dieser Plauderstunde willen in Regen und Sturm heranbrauste und dann wieder heimritt. Er war auch ein ganz anderer, jener Mann mit dem träumerischen Blick in dem Cantorstübchen bei der Marienkirche, und der Held mit den blitzenden Feueraugen, der am Morgen vor der Front auf- und niederritt. Aber wo er auch sein mochte, überall gewann er sich die Herzen, und wie wunderlich die Geschichten auch lauteten, die man von ihm erzählte, — man erzählte sie doch immer mit einem Lächeln stolzer Freude und mit dem Refrain: „Es gibt keinen wie unsern Prinzen Louis! Gott segne ihn!"

Und die Frauen sagten das auch, freilich nicht laut, heimlich aber mit noch größerm Entzücken; denn ritterlicher und kühner war keiner, und mit jeder neuen tollen Geschichte vergoldete sich für die Frauenaugen mehr und mehr jener Nimbus, der sich um sein Haupt zog. Louis Ferdinand war und blieb eben für die Bewohnerinnen der „Rothen Erde" jener leibhaftige Märchenprinz auf dem verwünschten Schloß mit dem Namen „Haus Himmelreich". Wie manche mochte eben diese Benennung für die einzig passende jener Stätte halten, die er zu seinem Aufenthalt sich erwählt hatte!

Da geschah es eines Tags, daß der Prinz mit einigen jüngern Offizieren einen Ausflug nach der sogenannten Bückeburger Clus (Klause) unternahm. In einem reizenden Walde, kaum ein Stündchen hinter Minden gelegen, stand ein Wirthshaus, dessen wohleingerichtete Wirthschaft weit und breit bekannt war. Es hatte ein etwas vornehmeres Aussehen als die gewöhnlichen Dorf- und Waldschenken, denn der Mann, der es erbaute, verzierte das erste Stockwerk mit einem offenen Altan, der von Säulen getragen wurde. Diese Säulen bildeten über der Hausthür eine Halle, in der sich's die Gäste gern wohl sein ließen. Des Prinzen Lieblingsplatz war aber der Altan. Den überragten und überschatteten von beiden Seiten alte Bäume, in deren Laub man mit den Händen greifen konnte, und in der Mitte des Altans sah man über den Rasen hinweg, wo die Steinbänke standen, und über die fernen Wiesen gleichsam mitten in das Herz des Waldes hinein. Dicht vor dem Hause ging die große Fahrstraße vorüber. Nach einem nächtlichen Gewitter war der Tag in wunderbarer Schönheit heraufgezogen. Das Grün erschien fast leuchtend und zahllose Knospen waren auf den Wiesen zu Blumen geworden. Jener köstliche Duft, von dem sie sagen, daß er das Herz weit und die Gedanken hell mache, strömte und wallte daher; woher er kommt, wer weiß es? Die jungen Männer auf dem Altan tranken ihn im funkelnden Wein und die Heiterkeit wurde immer sprudelnder. Man brachte Trinksprüche aller Art, man recitirte Schiller'sche Verse, immer hellere Funken von Geist und Witz sprühten umher. Natürlich war dem Prinzen die Löwenrolle zuertheilt, als man nachher den Löwengarten des Königs Franz aufführte und die gewaltigen Stimmen der verschiedenen Ungeheuer mit großer Virtuosität nachzuahmen versuchte.

Als man endlich müde war, spottete man über den Ritter Delorges und seine Handschuhheldenthat. „Zum Glück für unser kostbares Leben sind diese Zeiten romantischen Frauendienstes vorüber!" rief einer der Jüngsten. „Jetzt begehrt weder ein Fräulein Kunigunde solches Opfer, noch fände sich einer, es zu bringen."

„Hoffentlich fände sich doch wol noch einer, im Dienste der Frauen sein Leben zu wagen! So denke ich!" erwiderte der Prinz.

Ehe noch jemand zu antworten vermochte, rollte ein schwerbepackter Reisewagen von der bückeburger Straße langsam daher und hielt vor dem Wirthshause still. Der Kutscher ließ den müden Pferden Futter geben. Die Reisenden schienen aber nach einem kurzen Gespräch mit dem Wirth nicht Lust zu haben, auszusteigen; der alte Diener in grauer Livree schloß den Schlag wieder. Vom Altan herab versuchten manche Augen, die Reisenden zu erspähen, aber vergebens. Es zeigten sich nur zwei Frauenhände, die lässig ineinandergefügt auf dem Wagenschlag lagen. Es waren Hände von großer Formen-

ſchönheit und weichen, langſamen Bewegungen; ſie ſpielten mit einem Handſchuh. Die Frau, der dieſe Hände gehörten, mußte noch jung ſein. War ſie ſchön, war ſie glücklich? Dieſe Fragen gaben der gedämpften Unterhaltung auf dem Altan einen pikanten Reiz. Man hätte zwar einfach hinab- und an dem Wagenſchlag vorbeigehen können, um die beſte Antwort zu erhalten, aber das wäre eine zu proſaiſche Löſung geweſen, die wenigſtens Louis Ferdinand verſchmähte. Eine andere Hand legte ſich jetzt einen Augenblick auf jene ſpielenden Hände, die gebräunten Finger eines offenbar nicht mehr jungen Mannes. War das die Hand eines Vaters, eines Gatten, eines Bruders? Die Frauenhände zuckten nicht auf bei dieſer Berührung, ſie erwiderten nicht den Druck — — es war alſo nicht die Hand eines Geliebten. Still ruhten ſie, um ſich dann nach einer Weile ſanft der laſtenden Hand zu entziehen. Bei dieſer Bewegung entglitt den weißen Fingern der Handſchuh und fiel in eine Furche des Wegs.

„Wer hebt dieſen Handſchuh auf?“ fragte da plötzlich der Prinz, aufſpringend.

Die jungen Männer erhoben ſich und drängten ſich nach der Treppenthür.

„Nein — nicht ſo! Das kann jeder!“ lächelte der Prinz. „Ich meine, durch einen Sprung vom Altan herab, meine Herren!“

Erſchreckte und ſtaunende Blicke begegneten ihm — ein dumpfes Murmeln war die Antwort — man maß mit verſtohlenen Blicken die Höhe des Altans und — trat verlegen lächelnd zurück.

„Ich will euch zeigen, daß es noch in unſerer armen Zeit Ritter gibt, die dem Delorges nichts nachgeben!“ rief Louis Ferdinand. „Seht her, meine Herren, ich hebe den Handſchuh einer Dame auf, *ohne* daß ſie mich darum gebeten!“

Und ſeinen Säbel mit einem Griff feſter ſchnallend, ſchwang ſich der Prinz auf die Brüſtung; und ehe ein Arm ſich auszuſtrecken vermochte, ihn zu halten, ehe ein Mund ſich öffnen konnte zu einem Schrei, war er hinabgeſprungen. Ob nun die Wucht dieſes wahrhaftigen „Saltomortale“ ihn auf ein Knie gedrückt oder ob er dieſe Stellung der Dame gegenüber anzunehmen für angemeſſen befunden — genug, die entſetzten Begleiter des kühnen Springers ſahen ihn vor dem Wagenſchlag auf einem Knie, den aufgehobenen Handſchuh überreichend. Dann ſahen ſie ihn aufſpringen und von neuem im Wege ſuchen und — finden, wie es ſchien; denn die ſchöne Frauenhand ſtreckte ſich ihm ſo haſtig entgegen, als er herantrat. Jetzt erkannten auch die Beobachtenden, daß ſich wol ein Ring abgeſtreift haben mochte, denn die Dame ſchob einen goldenen Reif an den Finger der linken Hand und ein Sonnenſtrahl fiel auf einen Rubin, der hell aufblitzte. Und Worte wurden hin und her gewechſelt zwiſchen der Fremden und dem Prinzen — aber keiner ſeiner Gefährten wagte es, hinabzugehen.

Der Kutſcher beſtieg endlich den Bock, der alte Diener ſchwang ſich auf — die Pferde zogen an — — der Prinz trat grüßend zurück. Da — einen Augenblick nur — neigte ſich ein Frauenköpfchen aus dem Wagenſchlag — ein ſchwarzer Schleier war über das reichſte blonde Haar geſchlagen und unter dem Kinn geknotet — — aber die modernen Ritter auf dem Altan hätten ſich *jetzt* vielleicht minder lange beſonnen, den Handſchuh aufzuheben, der *dieſer* Frau gehörte.

Der Prinz kehrte nicht ſogleich zu ſeinen Gefährten zurück — er ſchritt allein und in ſich gekehrt den breiten Weg hinunter, der zum Walde führte, und niemand hatte den Muth, ihm zu folgen. Erſt nach einer Stunde trat er wieder zu ihnen. Als er aber die mühſam bezwungene Neugier in allen Geſichtern ſah, ſagte er lächelnd: „Es waren Vater und Tochter — die Inſaſſen des Reiſewagens. Der alte Herr, ein hannoveriſcher Gutsbeſitzer, führte ſeine Tochter ihrem Manne wieder zu, nach Berlin. Der Beneidenswerthe iſt Soldat wie wir — aber ſeinen Namen erfuhr ich nicht. Trinken wir auf ſein Wohl — — und plaudere niemand meinen Delorges-Streich aus!“

Aber es mußte ihn doch ein Jemand ausgeplaudert haben, denn als der Prinz nach Berlin zurückberufen wurde, erzählte man ſich die Geſchichte dieſes Sprunges in allen Häuſern und die Mindener veranſtalteten große Wallfahrten nach der Clus und ſtaunten den Altan an. Manche Wette wurde auch angeboten und ſogar mancher Preis ausgeſetzt von ſchönen Frauen für eine Wiederholung dieſes Wagniſſes; aber — es fand ſich keiner, der es dem Prinzen Louis Ferdinand nachgethan — — und gar um eines Handſchuhs willen!

Böhmiſche Chriſtusſagen.

7. Die Bienen.

Vor Zeiten kam der Herr Chriſtus und Sanct-Peter in Bettlergeſtalt zu einer Frau, die gerade Brot buk, und Chriſtus bat um etwas Brot. „Ich habe kein Gebäck für Euch!“ ſagte die Frau barſch und wandte ſich ab. Als jedoch der Fremde nochmals bat, wurde ſie böſe, ergriff die Brotſchaufel und ſchlug damit den Herrn Jeſus über die Stirn. Traurig entfernte ſich der Heiland. Nachdem ſie aber draußen waren, da bemerkte Sanct-Peter auf der Stirn des Herrn einen rothen Blutstropfen, aus welchem plötzlich ein ſeltſames, geflügeltes Thierchen entſtand. Als Sanct-Peter ſolches dem Heiland ſagte, meinte dieſer: „So nimm das Thierchen und lege es in dieſen hohlen Baum!“ Sanct-Peter that alſo und nach einer Weile begann es ſich in dem hohlen Baum zu regen und zu ſummen und ein ganzer Schwarm ähnlicher Thierchen kam heraus und flog von Blume zu Blume. Dann kehrte er in die Baumhöhlung zurück, um nach kurzem Aufenthalt abermals herauszufliegen. Da ſagte der Herr zu Petrus: „Nimm etwas von dem heraus, was ſich in dem hohlen Baum befindet, und verkoſte es!“ Sanct-Peter gehorchte und ſchnalzte vor Vergnügen mit der Zunge, denn das, was er gefunden, war der Honig, und die ſeltſamen geflügelten Thierchen waren die Bienen, die aus der Stirn Jeſu, aus ſeinem heiligen Blut entſtanden waren. Und darum ſind die Bienen ſo reine und heilige Thiere und werden von guten Menſchen ſo treu beſchützt und verehrt!

8. Jeſus und die Seele.

Einſt begab ſich der Herr Jeſus vor das finſtere Reich der Hölle, doch fand er alle Thore feſt verſchloſſen. Er aber ſchlug mit der Hand auf eins derſelben und es flog ſogleich donnernd auf. Da erſchollen inwendig ſeltſame Stimmen: „Wer iſt der Mächtige, der unſere Eiſenpforten öffnet?“ Und der Herr antwortete ihnen: „Ich bin es, Jeſus Chriſtus aus dem Himmelreich, der hierher kam, um die duldenden Seelen zu erlöſen.“ Da geriethen die Rufer drinnen in große Furcht und beeilten ſich zu ſagen: „So nimm dir eine oder zwei und führe ſie ins Paradies.“ Allein Chriſtus erwiderte: „Ich kam nicht um eine oder zwei Seelen, auch nicht um drei, ich kam um alle treuen Seelen. Gebt ſie heraus!“ Und die hölliſchen Geiſter wagten nichts mehr zu antworten und waren auch ganz ſtill, als der Herr Jeſus die Seelen aus dem Fegefeuer zu ſich rief. Und dieſe kamen in langen Reihen zu ihm und zogen freudig zu den hölliſchen Pforten hinaus und ſangen dabei gottgefällige Lieder. Nur eine einzige Seele blieb abſeits ſtehen, nahm an der Freude nicht theil und weinte bitterlich. Der Herr Jeſus Chriſtus blickte ſie an und fragte: „Du liebe Seele, warum biſt du ſo traurig und weinſt, indeſſen die andern Seelen jubeln?“ „Ach, wie ſoll ich nicht traurig ſein“, gab die Seele weinend zur Antwort; „ich arme Seele habe einſt auf Erden Vater und Mutter geſchlagen! Dafür ſoll ich nun für ewige Zeiten der göttlichen Gnade entbehren.“ „Wenn du dies gethan, o Seele“, ſagte der Heiland, „dann vermag ich dir nicht zu helfen und du mußt die gerechte Strafe erdulden!“ Alsbald fiel die verdammte Seele in das ewige Feuer hinein; die andern Seelen jedoch flogen mit dem Herrn Jeſus in den offenen Himmel und ihnen zu Ehren läuteten alle Glocken der Erde.

9. Des Mägdleins Himmelsgang.

Es war einmal eine böſe Stiefmutter, die hatte eine kleine bildſchöne Stieftochter, welche ſie aber aus ganzer Seele haßte. Tagtäglich gab ſie ihr rauhe Scheltworte, ja ſogar Schläge und zum Eſſen nur ſteinhartes Brot. Einmal — es war gerade am heiligen Chriſttage, wo es grimmig fror und Berg und Thal vollgeſchneit lag — da ſagte ſie zu dem armen Kinde: „Hier haſt du einen Korb, gehe in den Wald und hole mir friſche Erdbeeren.“ „Ach, wie könnte ich im Winter Erdbeeren finden“, rief das Mägdlein weinend, „der Schnee hat ja alles zugedeckt und die Kälte macht den Athem frieren.“ „Du mußt die Erdbeeren bringen“, ſchrie die argliſtige Stiefmutter zornig, „ſonſt ſchlage ich dich todt!“ Da nahm das arme Mägdlein den Korb und ging ſchluchzend hinaus. Weit und breit gab es nur weißen Schnee und es war ſo ſtill, als wäre die ganze Welt geſtorben. Als das Mägdlein in den öden Wald kam, fegte es an vielen Stellen den Schnee mit den bald erſtarrten Händchen hinweg, fand aber nur gefrorenes Erdreich und aſchgraues Moos und keine einzige blühende Erdbeere. Da irrte es durch die Wildniß hin und weinte gar bitterlich. Allmählich war es dunkel geworden und die arme Kleine begann ſich vor dem Wolf zu fürchten. Nach langer, langer Irrfahrt kam ſie plötzlich zu einer

Lichtung und erſchrak heftig, denn ſie erblickte eine wunderbare Pracht und Herrlichkeit. Auf einer grünen Wieſe blühten lauter große ſchöne Blumen und hochrothe Erdbeeren und in der Mitte ſtand ein hoher, herrlicher Chriſtbaum, an dem unzählige Sterne leuchteten, und rings um den Chriſtbaum ſpielten gar viele holde Engelein und die waren von Licht- und Farbenglanz umgeben und ſangen wunderſchön. Da kam ein allerliebſter kleiner Knabe auf die Staunende zu und fragte ſie mild, wie ſie hierherkomme. Und als das Mägdlein ihm ſein Herzeleid klagte, wie die böſe Stiefmutter es immer mishandle und es umbringen wolle, wenn es keine rothen Erdbeeren nach Hauſe bringe, da ſagte das goldhaarige Kind: „Bleibe bei uns, denn hier iſt der Himmel und ich bin das Chriſtkindlein. Ich will dir goldene Kleider geben und Zuckerbrot ſollſt du eſſen und ſüße Milch trinken und die Engelein werden mit dir ſpielen!“ Damit war die Arme gar wohl zufrieden und das holdſelige Chriſtkind führte ſie zu dem ſtrahlenden Chriſtbaum und wie ſie dieſen nur ein klein wenig mit dem Finger berührte, da war der Finger ganz golden. Nun freute ſie ſich inniglich und blieb bei dem Chriſtkind und den Himmelsengelein und ſang und ſpielte mit ihnen und pflückte die purpurrothen Erdbeeren ins diamantene Körbchen. Und als das arme Waiſenkind nicht wieder nach Hauſe kam zu der böſen Stiefmutter, da ſagten die Leute, es müſſe im Wald erfroren ſein; aber es war im Himmel beim Chriſtkindlein.

10. Das Mägdlein im Walde.

Der heilige Chriſttag war wieder einmal gekommen, draußen in der freien Gotteswelt war es eiſig kalt und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab. Da irrte ein kleines verwaiſtes Mädchen im dichten Walde umher, denn es beſaß kein Häuschen, um dort zu wohnen, und kein Bettchen, um darin zu ſchlafen. Es hatte nur ein dünnes Hemdchen und ein altes graues Röcklein an und hölzerne Schuhe an den Füßchen und zum Eſſen hatte es blos ein Stückchen Schwarzbrot. Als es nun ſo mutterſelig allein unter den beſchneiten Eichen, Buchen und Tannen dahineilte und große Angſt vor den wilden Waldthieren empfand, da begegnete es einem andern Kinde, das gar ärmlich bekleidet war und weinend ſagte: „O gib mir doch ein bischen Brot, denn ich bin ſehr hungerig!“ Da war das Mägdlein gerührt und gab dem Kinde das ganze Brot und das Kind ſagte: „Gott vergelte es dir!“ und verſchwand. Das Mägdlein irrte weiter und traf nach einer Weile ein zweites Kind, das noch dürftiger als das erſte bekleidet war und an allen Gliedern vor Kälte zitterte. Weinend ſagte es: „Gib mir ein Röcklein, denn mich friert ſehr!“ Und das Mägdlein gab ihm ſein einziges Röcklein und das Kind ſprach: „Gott vergelte es dir!“ und verſchwand. Abermals nach einer Weile erblickte das Mägdlein ein drittes Kind, das mit bloßen Füßchen durch den kalten Schnee ſchritt, und dem ſchenkte es voll Bedauerns die hölzernen Schuhe. Das Kind zog ſie an, ſagte ebenfalls „Gott vergelte es dir!“ und verſchwand. Wie nun die arme Kleine im bloßen Hemdlein daſtand und ſchier vor Kälte zu ſterben meinte, da erſchien vor ihr plötzlich ein hoher Herr, von himmliſchem Strahlenfeuer umfloſſen: das war Chriſtus, der göttliche Heiland und der ſagte zu dem zitternden Mägdlein: „Weil du ſo mildthätig warſt gegen die duldende Armuth, weil du mich dreimal mit einer Gabe bedachteſt, obzwar du ſelbſt hungerteſt und froreſt, ſo will ich dich auch wohl belohnen, du ſüßes Kind, und du ſollſt nun und nimmermehr ein Trübſal leiden!“ Hierauf hob der Heiland einige Hände voll Moos, Lehm und Schnee auf, gab ſie dem Mägdlein in das Hemdchen, ſegnete es und verſchwand. Als nun das gute Kind ſprachlos vor Erſtaunen umherblickte, gewahrte es in der Nähe einen Lichtſchein, ging auf ihn zu und gelangte zu einem kleinen Häuschen. Es klopfte an und ward von dem frommen hochbetagten Ehepaar, welches daſelbſt einſam wohnte, liebreich aufgenommen. Doch als es in dem erleuchteten Stübchen ſtand, da hatte es ein wunderſchönes Kleid an und Schuhe von Goldbrocat und im Schos hielt es anſtatt des Mooſes, des Lehms und des Schnees eine ſchwere Menge Goldes und Edelſteine und große Perlen und das leuchtete wunderhold in allen Farben. Die kleine ſüße Dirne war nun ſehr reich und weil ſie auch gut vom Herzen und ſchön von Angeſicht war, ſo wurde ſie geehrt und geliebt von allen, die ſie kannten, und in der Folgezeit kam ein Prinz aus fernen Landen und heirathete ſie.

Alfred Waldau.

Auch ein Urtheil über Jean Paul.

Infolge eines Artikels unſerer „Unterhaltungen“: „Jean Paul und die Frauen“, in der erſten Nummer dieſes Jahrgangs, hatte Herr Ludwig Scheyrer in Wien die Freundlichkeit, uns einige das Verhältniß Jean Paul's zu Karoline von Feuchtersleben berührende Originalbriefe einzuſenden, von denen wir nur den Einen Brief ſeiner Eigenthümlichkeit wegen mittheilen wollen. Er iſt von Heinrich von Feuchtersleben an ſeinen Bruder, den Hofrath Ernſt von Feuchtersleben, gerichtet; es iſt nicht unintereſſant, zu ſehen, mit welchen Augen ein Höfling das Verhältniß ſeiner Schweſter zu Jean Paul und dieſen ſelbſt betrachtete. Sonderbar genug, hat die Familie dieſes Edelmanns, der über den „Phantaſten“ Jean Paul ſo abſprechend und geringſchätzend urtheilt, ſelbſt einen Idealiſten aufzuweiſen: den Sohn des Hofraths, Ernſt von Feuchtersleben, deſſen Werke die tiefſte Sehnſucht nach dem Schönen und Guten athmen.

„Mein beſter Bruder!“ — ſchreibt Heinrich von Feuchtersleben unterm 3. December 1799 aus Hildburghauſen — „Wenn es dem Himmel wieder gefallen ſollte, ſeine ungünſtigen Schickungen zu verändern, will ich verſuchen, alles geduldvoll zu ertragen, jedoch kein Gegenmittel verſäumen. Ich will Dir den Vorfall kurz erzählen.

„Ein neuer weimariſcher Gelehrter Namens Richter, der ſich durch einige Schriften der leſenden Welt unter dem Namen Jean Paul bekannt machte, fand Gelegenheit, die Karoline durch Briefwechſel kennen zu lernen, die, ich weiß nicht warum, ſich erbot, für die Herrſchaft Bücher von ihm zu verſchreiben. Bald darauf reiſte er her, kam unter dem Vorwand, daß er keine andere Bekanntſchaft in der Stadt hätte, viel ins Haus, gefiel ſich und wahrſcheinlich auch Karolinen — war, wie faſt jeder gelehrte Schuß — zudringlich und wurde gleich ſehr vertraut mit ihr. Der guten Mutter fiel das ſehr auf, und ohnerachtet ſie ihr eine Vermahnung darüber gab, ging's nach wie vor; ſie glaubte daher, daß es blos Anhänglichkeit für die lecture ſei, in der er ſehr bewandert iſt, und ließ es fürs erſte, wiewol unzufrieden, gut ſein.

„Ich ſuchte ihn am Hof einzuführen, dann auch einige Bekanntſchaft in der Stadt zu verſchaffen, wo er intereſſirte, auch anfänglich durch ſeine Schmeicheleien und Phantaſien gefiel, aber durch ſein auffallendes Benehmen, ſeine ſonderbare Attitude Gelächter erregte.

„Er bat um einen Charakter, reiſte ab und fing nun den Briefwechſel mit Karolinen wieder an. Dieſe gab mir den erſten ſeiner Briefe zu leſen, worauf ich ſie bat, ihm die unſchicklichen, freien, vertrauten Ausdrücke darinnen zu verweiſen — was ihr ohnfehlbar auch ihr Selbſtgefühl geſagt haben wird —; aber ſie unterdrückte es und fand nur Bewegungsgründe, die Sache nur noch geheimer zu verhandeln. Nun bekam er das Decret als Legationsrath, kam bald darauf her, um ſich zu bedanken — erneuerte die Bekanntſchaft und kam zum großen Leidweſen der lieben Mutter noch öfter ins Haus — dieſe merkte zwar etwas, dachte aber nicht, daß es ſo wichtige Folgen haben würde! Ich für meine Perſon war in Seidingſtadt und erfuhr die Sache viel zu ſpät — ſonſt würde ich ſeine Abſicht gleich gemerkt und ihn kurz und gut abgefertigt haben.

„Bei dieſer ſeiner zweiten Abreiſe nahm er die kleine Beck mit zu der Frau Präſident Herder in Weimar zur weitern Ausbildung. Es wurde ſehr und mancherlei von den Herrſchaften darüber geſprochen — ich vertheidigte ihn aber, weil er mich nichts anging und ich ihn unſchuldig glaubte — nun ſehe ich erſt, daß es Intereſſe von ihm war — daß er dadurch unſerer Familie ſich verbindlich machen wollte, um deſto leichter ſeinen Zweck zu erreichen. Wirklich ſprach er darauf bald ſchriftlich die Karoline um ihre Hand an, die es aber noch einige Zeit verſchwiegen hielt, weil ſie wohl wußte, was eine ſolche Entdeckung bei der Mutter für einen Sturm erregen werde — doch endlich wagte ſie es und ich kam dazu — eine ſolche Scene hoffe ich nie wiederzuſehen! — — Ich will und brauche Dir keine Schilderung davon zu machen, weil Du Dich unſerer Mutter und ihrer Liebe zu uns wol noch erinnern wirſt. Alſo das Mädchen ihrer Meinung nach übel angebracht zu ſehen, erregte Sorge bei ihr, die ſie äußerſt ſchwächte und mit dem tiefſten Kummer erfüllte, ſodaß ſie kaum vermochte, ihre Gründe zu Unterlaſſung dieſes Schritts bekannt zu machen. Sie misbilligt ihn ganz — weil ihr ſchon das vom guten ſeligen Vater gelernte Sprichwort: « Je gelehrter, deſto verkehrter », einen Abſcheu für alle Gelehrte, insbeſondere gegen Tochtermänner gibt — und weil dieſer Gelehrte in Hinſicht ſeines Geiſtes ſowol als ſeines Körpers ein wahrer Sonderling iſt, der äußerſt auffällt, der nicht wiſſen kann, wie lange er den Beifall der Leſer behält, wie lange er ſich an einem Ort aufhalten darf, der blos Phantaſt und nicht inſtruirender Schriftſteller iſt — der nach ſeinem Ableben ſeiner Frau und Kindern nicht hinlänglichen Unterhalt hinterlaſſen kann — und weil die Karoline vielleicht noch eine beſſere Partie thun kann oder Ausſicht hat, an den Hof zu kommen, der ihr ſchon 50 Gulden jährlich Penſion gibt — ſich alſo nicht, ohne ſich zu verbeſſern, dem Hohngelächter ſchadenfroher Leute auszuſetzen nöthig hat, indem ſie ſolch eine ſeltene mariage entrirt.

„Inzwiſchen ſcheint die Karoline ſehr in ihn verliebt zu ſein — den Wunſch, ihn zum Mann zu haben, für den wichtigſten zu halten — und ihm wahrſcheinlich auch ſchon Verſprechungen insgeheim gemacht; es wird daher nicht gut zu ändern ſein. Die liebe Mutter bleibt dabei, daß ſie mit Gewalt es nicht verhindern würde, aber ihre Einwilligung mit völliger Zufriedenheit würde ſie nie dazu geben können, auch würde es den Reſt ihres Lebens der Ruhe berauben. — —

„Natürlich muß man ſich nun erſt um ſeine Umſtände erkundigen, und nicht gutlautende Nachrichten wären vielleicht das einzige Mittel, was die Karoline wieder zurückbringen könnte. Aber es wird ſchwer ſein, etwas Beſtimmtes von ihm zu erfahren, weil er wenig Bekannte und faſt gar keine Verwandte hat.

„Ich will den Brief nicht eher abſchicken, bis ich Dir die Anſicht der Herrſchaft über dieſe Sache beifügen kann."

Nachſchrift, 13. Januar 1800.

„Nun zur Erzählung des Orakelſpruchs unſerer Herrſchaften. Diesmal ſchienen ſie den aufgeklärten Zeiten gemäß zu antworten, indem ſie ſagten, daß ſie gar keine Bedenklichkeit bei dieſer unegalen Heirath fänden, weil der Mann von unbeſcholtenem Rufe ſei. Aber Eigennutz und Falſchheit mag dabei doch im Spiele ſein, weil, ob ſie gleich die Karoline brauchen können, ſie doch lieber mit dem Gelde einen Günſtling bereichern werden. Die gute Mutter iſt mit dieſer Ausſage ebenſo wenig zufriedengeſtellt, als ſie zuvor war."

(Aus einem ſpätern Briefe vom Jahre 1800.)

„Um Dir eine genaue Schilderung von Richtern zu liefern, kenne ich ihn wol nicht ſelbſt genug; überdies dürfte ich auch nicht einmal meiner Beurtheilungskraft bei ſolch einem Unternehmen geradezu trauen. Hier muß man die Meinungen ſammeln, vergleichen und das Reſultat ziehen, was dahin ausfallen wird, daß er ein ſehr gelehrter, wahrſcheinlich ganz rechtſchaffener und edler Mann iſt, der aber für die wenigſten Geſellſchaften etwas Angenehmes hat. Leſe ſeine Schriften — ſie ſind voll erhabener Phantaſie!"

(Im Auguſt 1800.)

„Nun noch etwas von der Karoline ihrer Verbindung.

„Das gegebene Rendezvous zu Ilmenau, wobei der Conſiſtorialrath-Präſident Herder als Freund des Dichters war, hat der Sache den völligen Ausſchlag gegeben und die gänzliche Trennung, wahrſcheinlich zu Karolinens Wohl, bewirkt. Herder mußte die paar Tage hindurch das Brautpaar beobachten und dann als Freund den Ausſpruch thun, der dahin ausfiel, daß er die Karoline für zu reell, zu gut und zu unpaſſend für den Dichter erklärte und daß er vollkommen Urſache habe, zu glauben, daß ſein Freund nicht glücklich mit ihr leben könnte! — Dies war genug, um beide zu trennen, weil ſie es blos auf dieſe Meinung ankommen ließen.

„Richter ging bald darauf nach Berlin, wo er mit einem andern Mädchen bekannt geworden und ſich verſprochen haben ſoll.

„Karoline hingegen betrachtet von jener Zeit an wie eine Thörige alle Männer für Betrüger und Herder'n mit Unrecht für den Hauptfeind ihres Herzens. Sie hängt noch immer ſehr an Richter und betrug ſich bei ihrem erſten Schmerz ſehr unklug — jetzt verbeſſert ſie es etwas, doch leuchtet noch Unmuth und Liebe aus allen ihren Handlungen — ihre Schwärmerei und Wißbegierde iſt faſt noch geſtiegen — ſie lebt nun am Hofe in einer honetten pauvreté, wo ſie freilich mehr bewundert und betrauert als geliebt wird."

Tſchabuſchnigg's Gedichte.

In dritter Auflage liegen uns die „Gedichte von Adolf Ritter von Tſchabuſchnigg" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864) in einem hübſch ausgeſtatteten ſtarken Bande vor. Tſchabuſchnigg gehört zu einer Gruppe öſterreichiſcher Dichter, die ſich an Anaſtaſius Grün und Nikolaus Lenau anſchloſſen, ſeeliſch von ihnen angeregt und zugleich in Form und Ausdruck ihrer Dichtung beſtimmt wurden. In Tſchabuſchnigg's Gedichten überraſcht den Leſer zuerſt die Fülle und Verſchiedenheit der Klänge, die Mannichfaltigkeit und der Reichthum der Anſchauungen; man empfängt den Eindruck eines prächtig ausgeſtatteten Bildermuſeums. Die Vorliebe der öſterreichiſchen Dichter für bunte, gewagte und kühne Bilder mag dieſen Eindruck noch erhöhen. Vertieft man ſich aber in die Sammlung, ſo begegnet man ſeinen Empfindungen, ſinnigen Gedanken. Tſchabuſchnigg iſt kein „Salonlyriker", er hat eine männliche Ader; darum gelingt ihm im allgemeinen die poetiſche Erzählung, das gedankenreiche Gedicht beſſer als das einfache zum Singen beſtimmte Lied. Wir ſetzen, um eine Probe ſeiner Weiſe zu geben, zwei ſeiner Sonette her.

Béranger.

Was wälzt Paris ſich lärmend durch die Gaſſen
In Frack und Bluſe? Bajonnete blinken:
Soll edles Blut die Barrikade trinken?
Gilt's einmal noch nach gold'nem Traum zu faſſen?
Nein! Einen todten Mann nur, einen blaſſen,
Trägt man zu Grab, und Lorberkränze ſinken,
Kanonen donnern nach des Kaiſers Winken, —
Iſt das ein Feſt der Liebe, zeigt es Haſſen?
Er konnte dichten nur, der blaſſe Mann;
Er trug kein Schwert, ſolang' er ſang und lebte,
Und doch erſchrickt der Mann, der ſchweigen kann,
Wie König Saul vor David's Harfe bebte:
Es graut — verſteckt den Sarg in Lorbertreiſen! —
Vorm todten Dichter dem lebend'gen Kaiſer.

Im Herbſte.

Da liegen wir auf ſonnenlichten Höhen,
Umkränzt von Fichten; leichte Nebel wallen
Ums Hochgebirg', die Heerdeglocken ſchallen;
Ein Thalgeland iſt's, prächtig anzuſehen.
Kirchthürme ragen, wo die Dörfer ſtehen,
Das Waldhorn tönt, die ſichern Büchſen knallen:
Die ſchönſte Jahr'szeit wär' der Herbſt von allen,
Läg' nicht zu nah' ſchon Welken und Vergehen.
Die Blätter ſinken, es verglühn die Farben,
Bald drauf iſt alles ſtill im Schnee begraben;
Doch die Natur zieht ihre ew'gen Kreiſe,
Verloren läßt ſie keine ihrer Gaben;
Sie weckt die Luſt, die Blumen, die ihr ſtarben,
Und endlich wird es wieder Frühling leiſe.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die evangelische Bewegung in Italien.

K. — Bekanntlich hatte sich im 16. Jahrhundert die Reformation auch über einen Theil Italiens erstreckt und sie hatte, nachdem schon früher daselbst einzelne Vorläufer der Kirchenverbesserung aufgetreten waren, wie Savonarola, Aonio Paleario u. a., die Gemüther der empfänglichen Italiener tief und gewaltig ergriffen. Aber die Reformation und ihre Frucht, der Protestantismus, wurde auch dort, wie dies auch in Deutschland, z. B. in Böhmen, Schlesien, Oesterreich, ebenfalls geschah, unter Anwendung verschiedener Mittel mit Gewalt unterdrückt, und sie hatte sich — schon aus einer frühern Zeit stammend — seitdem fast nur in den Waldensergemeinden Savoyens und Piemonts erhalten. Diesen letztern waren dort gewisse politische Umstände und Einflüsse besonders günstig gewesen und sie entfalten gegenwärtig in Italien, nachdem sie die staatliche Anerkennung erlangt haben, eine reiche, vielversprechende Thätigkeit. Ihre interessantesten Stationen sind Turin und Genua. In beiden Städten ist das evangelische Leben klarer als sonst irgendwo gestaltet und es ist dort durch die Waldenser schon länger eingebürgert. Sie haben in beiden Städten stattliche, auch architektonisch bedeutende Gotteshäuser. Außerdem ist für sie Florenz der Mittelpunkt der evangelischen Thätigkeit, indem dort seit 1860 eine theologische Schule der Waldenser sich befindet, an welcher einige Professoren angestellt sind, und die dortigen Studenten müssen nach absolvirtem Examen ein Jahr im Auslande zubringen, um sich daselbst Einsicht in das große evangelische Kirchenwesen zu verschaffen. Von jenen Punkten aus haben die Waldenser in der letztern Zeit ihre Thätigkeit besonders gesteigert und es sind immer neue Stationen entstanden, in Bologna, Modena, Livorno, Perugia, Ancona, Siena, auf der Insel Elba, in Neapel und in Palermo, wo sie ihre Gemeinden, bald größere, bald kleinere, haben. Sie spannen ihr Netz immer weiter aus, und jedenfalls ist von den Waldensern das meiste für eine Evangelisation Italiens zu erwarten.

Aber neben ihnen gibt es auch Vereine der sogenannten freien Italiener, die dort in neuester Zeit infolge der politischen Bewegungen entstanden sind. Diese Vereine haben einen rein italienischen Ursprung und nationalen Charakter, auf den sie sogar eifersüchtig sind, und sie verschmähen es daher auch, in irgendeiner Beziehung, namentlich was die Glaubenslehre anlangt, an ein Vorbild historisch bestehender protestantischer Gemeinden sich anzulehnen. Die freien Italiener schließen sich vielmehr von jedem fremden Einfluß ab, haben sich ganz nach apostolischem Vorbild gegliedert und erkennen nur die Bibel als Norm an. Es ist dort in dieser Hinsicht noch alles im Werden begriffen, aber jedenfalls ergibt sich daraus wesentlich das tiefe Bedürfniß der denkenden Italiener nach einer freiern religiösen Anschauung und einem individuell selbständigen kirchlichen und sittlichen Leben. Der interessanteste Punkt dieser evangelischen Bewegung ist Neapel und diese Bewegung verbreitet sich durch Schulen, welche dort so wie überall sofort errichtet werden, wo eine solche Bewegung Wurzel faßt, in immer weitern Kreisen. Daher sind auch diese Schulen als „Lehrstätten des Satans" der römisch-katholischen Priesterschaft ein Dorn im Auge und sie arbeiten ihnen und ihren tief- und weitgreifenden Einflüssen auf jede erdenkliche Weise entgegen. Ueberhaupt kommt eine solche evangelische Bewegung an den Orten schwer auf, wo das Priesterregiment zu mächtig gewesen, wo jede Bildung vernachlässigt, jedes evangelische und religiöse Gefühl zu Boden gedrückt und erstickt ist.

Alles in dieser ganzen Bewegung ist nur Anfang, wenn auch Anfang zu etwas Besserm. In der Hauptsache fehlt ihr, namentlich an einzelnen Punkten Italiens, eine hervorragende, allgemeines Vertrauen erweckende Persönlichkeit, der es gelänge, die verschiedenen Parteien zu vereinigen und sie für ein einträchtiges Zusammenwirken zu gewinnen. Auch ist die Bewegung noch zu sehr mit politischen Tendenzen vermischt; noch immer bewegt sie sich zu sehr auf dem Gebiet der Opposition gegen die verhaßte römische Geistlichkeit, und sie ist noch immer keine wahrhaft und ausschließlich religiöse. Es findet sich dort zu wenig evangelischer Glaube und zu geringe evangelische Ueberzeugung; auf das bloße Protestiren und Negiren kommt es nicht an. In den lebhaften, von Phantasie und Leidenschaft so leicht beherrschten Seelen, wobei es an nüchternem und scharfem Verstand ebenso wenig fehlt als an großartiger Gemüths- und Gewissenlosigkeit, wird auch immer der Drang und der Geschmack für prachtvolle, glänzende Formen des kirchlichen Lebens vorherrschend sein und auch der Gottesdienst soll danach eingerichtet werden, während man auf der andern Seite mit seinem Gewissen leichter sich abfindet und im geheimen lacht und spottet, indem man die Knie beugt und das Zeichen des Kreuzes macht. Die formelle Aeußerlichkeit des Katholicismus, die im römischen Cultus ihren wesentlichen Ausdruck des kirchlichen Lebens findet und gleichsam in ihm gipfelt, ist den Italienern viel zu sehr Fleisch und Blut geworden, als daß sie sich davon so leicht frei machen könnten. Erst wenn in Italien die politische Bewegung festere Formen und Verhältnisse angenommen haben wird und wenn die Folgen eines bessern Schulunterrichts in der heranwachsenden Generation gefunden und richtigere

Anſichten über die Bedürfniſſe des religiöſen Menſchen, über religiöſen Sinn und religiöſes Leben geweckt und entwickelt haben werden, erſt dann wird auch die evangeliſche Bewegung in Italien zu ihrem Recht gelangen. Eine Hauptbedingung bei dieſem geiſtlichen Befreiungswerk iſt die Freiheit von jeder fremden Einmiſchung. Daſſelbe muß ſich national, aus ſich ſelbſt und aus dem Geiſte des Volks entwickeln; der Genius Italiens ſelbſt muß die italieniſche Kirche ſchaffen. Das iſt auch die Meinung der italieniſchen Reformatoren ſelbſt. Sie vereinigen ſich, wie verſchieden auch im einzelnen die evangeliſche Bewegung in Italien ſich äußerlich geſtalten mag, gegenwärtig darin, daß ſie Jeſum Chriſtum als göttlichen Meiſter und Lehrer der Menſchheit anerkennen; ſie vereinigen ſich in dem Leſen der Heiligen Schrift, im Genuß des Heiligen Abendmahls und in der Verkündigung des Evangeliums für die Menſchheit und für die Geſellſchaft; aber ſie unterlaſſen eine nähere Beſtimmung der Dogmen dieſer italieniſchen Kirche bis zu dem Zeitpunkt, wo ſich dieſelben infolge einer innern Nothwendigkeit von ſelbſt entwickeln werden. Jedenfalls verdient dieſe evangeliſche Bewegung das Intereſſe der deutſchen Proteſtanten in dem nämlichen Grade, in welchem ſie ſich auch, und zwar im einzelnen mehr als bisher, an den Beſtrebungen und Zwecken des Guſtav-Adolf-Vereins zu betheiligen berufen ſind.

Pariſer Mittheilungen.

IV.

La science spirite. Ein öffentlicher Ball.

F. v. N. — Von Amerika iſt der Wahn des Tiſchrückens, der Geiſterklopferei nach dem ungläubigen Frankreich herübergekommen. Die Apoſtel der neuen Lehre haben in der vornehmen Geſellſchaft von Paris und ſelbſt bei dem klugen Mann in den Tuilerien bereitwillige Aufnahme gefunden. „La science spirite", wie ſie ihre Lehre pomphaft genug nennen, blüht in Paris. Man hat die Procedur vereinfacht und ſie von mancher kindiſchen Zuthat befreit. Wer ein „Medium" iſt, braucht ſich nur mit Feder oder Bleiſtift vor ein Blatt Papier zu ſetzen.

Es gibt Séances spirites; der Eintritt koſtet einen Franc, ein gemiſchtes Publikum füllt die Manſarde. Drückende Hitze und übler Geruch verhindern die Gläubigen nicht, bis morgens 2 Uhr mit der Geiſterwelt zu correſpondiren.

Indeſſen treiben andere Geſellſchaften die Sache in anſtändigerer Form. Nur die Mitglieder werden zugelaſſen, höchſtens wird ein wißbegieriger Fremder eingeführt. Allan Cardei brachte — unter Mitwirkung der Geiſter — die neue Wiſſenſchaft in ein Syſtem. Seine Bücher enthalten ſeltſame Dinge, Hallucinationen myſtiſcher Theoſophen, neben manchem Schönen, Wahren, Hoffnungsfreudigen. An Anhängern fehlt es dem neuen Licht nicht. Ich lernte mehrere kennen, unter andern einen hübſchen, vornehmen jungen Ruſſen. Wir trafen uns zufällig an einer Table-d'hôte der Paſſage de la Madeleine, die ſtets eine kosmopolitiſche Geſellſchaft vereint. Ungarn, Polen, Ruſſen, Amerikaner, Engländer und einige wenige Franzoſen fanden ſich da zuſammen.

Die Landsleute flüſterten miteinander, ſonſt war jeder mit einer Zeitung beſchäftigt. Die anderthalb Stunden bei Tiſch vergingen mir ſtets ſehr langweilig, ein deutſcher Laut ſchlug niemals an mein Ohr. Daher fühlte ich mich angenehm überraſcht, in meinem Nachbar den Grafen O. zu entdecken.

Während des Mahls plauderte er unbefangen mit mir. Seine modiſche Erſcheinung, ſein blühendes Ausſehen verriethen durchaus nicht den Geiſterſeher. Ich ſchlug für den Abend den Beſuch des Caſinoballes vor, aber er lehnte es ab mit dem Bemerken, daß er abends zu Hauſe arbeite. Er iſt ein begabtes „Medium". Auch hat er ſich die Aufgabe geſtellt, Allan Cardei's Werke ins Ruſſiſche zu überſetzen. Daß die science spirite bei ſeinen Landsleuten gute Aufnahme finden wird, unterliegt kaum einem Zweifel.

Verſchiedene Wege gehen die Menſchen, aber die Mehrzahl ſtrebt dem Vergnügen nach. Der ſonderbare junge Mann verſchloß ſich einer Idee zu Liebe in ſein einſames Zimmer. Ich konnte das Bild, wie er gedankenvoll über ſeinem Manuſcript lehnte und Wörterbücher zu Rathe zog, um den rechten Ausdruck zu finden, nicht los werden.

Erſt der Ballſaal in der Rue de Cadet verwiſchte dieſen Eindruck. Das Local iſt hübſch genug, nur die nachgeahmten Malachitſäulen gemahnen an einen zweideutigen Ort. Das Publikum ſcheidet ſich hier in zwei ſcharfgeſonderte Theile: in Tänzer und Zuſchauer. Die Männer werden für ihre Leiſtungen bezahlt, die Frauen ſtellen ſich zur Schau. Bei der Quadrille, dem ſonſt ſo ruhigen Tanz, wird hier die meiſte Wildheit entwickelt. Uebrigens iſt ein eigener Sittlichkeitswärter anweſend; der ſchwarze Frack und die ſilberne Kette bezeichnen ihn, doch ſeine Grundſätze ſind liberal. Die Mädchen ergreifen die Hand des erſten beſten Tänzers. Da raſt ein kleiner ſchmächtiger junger Mann dahin; ſchwarz gekleidet, mit gekünſtelt ſteifer Haltung, den Hut im Genick, ſpielt er ſehr gut den Engländer. Der gravitätiſche Ernſt ſeines Aeußern bildet einen merkwürdigen Gegenſatz zu ſeinen tollen Sprüngen. Aber ſein Gegenüber iſt auch beſonderer Anſtrengungen würdig; es iſt „Alice la Provençale". Sie trägt ein ſchwarzes Sammtkleid, ihr Geſicht iſt braun und mager, ſie kann niemals hübſch geweſen ſein. Dagegen verſteht ſie ihr Bein bis über den Kopf zu ſchleudern. Ganz Leben, ganz Nerv, reißt ſie unwillkürlich mit ſich fort.

Neben ihr verſucht eine Debutantin vergebens das berühmte Vorbild zu erreichen. Sie war noch nicht im Stande, ſich ein Kleid zu kaufen, und kommt auf den Ball in demſelben beſcheidenen Anzug, den ſie im Magazin oder in der Portierloge ihres Vaters trug. Die Haare fallen entfeſſelt über die Schultern, die Knöchel ſind noch zu ſchwerfällig, ſie iſt noch

nicht geſchult. Die Kunſt geht ihr noch ab; dafür beſitzt ſie Jugend und Friſche. Wirr wogen die Figuren ineinander; eine Breſche in der Toilette wird mit Kaltblütigkeit wiederhergeſtellt. Der Tänzer ſchleudert ſeine Dame hoch in die Luft, ſie läßt ſich zurückſinken auf ſeinen Arm, der Körper neigt ſich bis zur Erde, nervöſe Zuckungen erſchüttern ihn. Iſt es Grimaſſe oder Ueberreizung? Gleich nachher „ſteht ſie wieder feſt auf ihren kleinen Füßen“ und lacht.

Nach einem Tanz füllt ſich der Nebenſaal, deſſen Wände mit den Porträts berühmter Künſtlerinnen geſchmückt ſind. Geſchmückte Frauen ſitzen oder gehen auf und nieder. Häufig iſt der Schleier herabgelaſſen, aber das kühne Augenſpiel ſpottet der Spitzenhülle.

Männer, alt und jung, von allen Nationen, jeglichem Stand, haben ſich eingefunden. Bekanntſchaften werden raſch geſchloſſen, Gruppen bilden ſich. Küſſe rauſchen, Ohrfeigen ſchallen. Oben auf den Galerien ſtehen kleine Tiſche; dort nehmen die Damen zu zweien oder dreien Platz, trinken, eſſen Zuckerſtangen und rauchen Cigaretten.

Die verſchiedenen Schattirungen der pariſer Geſellſchaft laſſen ſich am beſten in den Theatern ſtudiren. In der Oper zeigt ſich die große Welt in allem Glanz. Es gibt aber kleine Bühnen, die zu beſuchen für unpaſſend gilt. Dazu gehört das Palais-Royal, wo man ſich übrigens vortrefflich unterhält. Die Schauſpielerin Thiery iſt die drolligſte Perſon, welche ich in meinem Leben ſah. „Man weiß nicht, ob ſie Mann, Frau oder Pferd iſt“, bemerkte mein Begleiter, und er hatte vollkommen recht, ſo toll ſind ihre Geberden. Auf den Lehnſtühlen des Balkons findet man ſehr viele hübſche Mädchen, etwas auffallend gekleidet, frei um ſich blickend. Wenn Damen aus der Geſellſchaft das Palais-Royal beſuchen, ſo verbergen ſie ſich in die halbverſchloſſenen Baignoirs.

Die Mode in den Taufnamen.

G. H. — Die Mode iſt eine Allerweltstyrannin; ſie beherrſcht das Leben von der Wiege bis zum Grabe, ſie ziert unſer Taufkiſſen und ſchmückt uns den Sarg. Schon bei dem Säugling vertritt ſie Pathenſtelle und gibt ihm in ſeinen Vornamen ein Angebinde, oft weniger charakteriſtiſch für ihn als für den Geſchmack ſeines Zeitalters. Oder ſind nicht auch die Taufnamen der Mode unterworfen ſo gut wie die Kleidertrachten und die Grabſchriften? Vater und Mutter wählen unter den tauſend und abertauſend Möglichkeiten hin und her; auch die würdigen Großältern, Tanten und Muhmen erlauben ſich ein Wörtlein dareinzureden, die Gründe für und wider werden reiflich erwogen, Wohlklang und Misklang, Ton- und Silbenfall ſorgſam geprüft, und wurde endlich — vielleicht erſt nach mancherlei ernſtern oder komiſchen Scenen — die allein richtige Onomatopoeſie feſtgeſtellt, ſo iſt dann das betreffende Menſchenkind zu einem Namen gekommen es weiß nicht wie. Aber die Aeſthetik des Geſchmacks, die, abgeſehen von mancherlei mitwirkendem Eigennutz, dabei den Ausſchlag gibt, beruht oft genug nur auf einer ſtillen Uebereinkunft der Mode, die auch unſer Ohr gewöhnt oder verwöhnt.

Bekanntlich wurden bis zur Reformationszeit zu Taufnamen die Namen der Heiligen gewählt, an deren Gedenktag das Kind geboren und alsbald auch getauft wurde (Martin Luther), oder es wurden die Landes- und Ortsheiligen gleichſam zu Gevatter gebeten (Felix und Regula in Zürich, Ars und Victor in Solothurn). Der Name der Jungfrau Maria wurde und wird noch in der katholiſchen Kirche ſelbſt männlichen Kindern ertheilt (Karl Maria von Weber), und ſeit Einführung des neuen Mariendogmas iſt dort auch Immaculata eine willkommene Bereicherung der Namen geworden ſowol für Prinzeſſinnen als auch für Prinzen. So namentlich in Spanien und Italien.

In der reformirten Kirche, die conſequenter als die lutheriſche von der altkirchlichen Sitte ſich auf allen Punkten losſagte, wurden die bibliſchen und beſonders die altteſtamentlichen Namen beliebt als die Namen des „Volkes Gottes“. Noch jetzt ſind in der reformirten Schweiz Benennungen wie Samuel, Jeremias, Daniel, David, Salomo, Judith, Eſther nicht ungewöhnlich, Namen, die im lutheriſchen Deutſchland, wo das eigentliche „Volk Gottes“ ohnedies zahlreicher vertreten iſt, dieſem füglich überlaſſen blieben. Beſonders gefielen ſich die Puritaner in den „Heſekiels“ und „Habakuks“ oder ſie erfanden neue Namen, wie „Praiſe-God“, ja ſtempelten ganze Sprüche der Bibel zu Namen um.

Der Humanismus griff mit Vorliebe in das claſſiſche Alterthum zurück und taufte ſeine hoffnungsvollen Julius, Cäſar und Auguſtus. Daß die Namen der deutſchen Kaiſer (Karl, Ludwig, Otto, Heinrich, Konrad, Friedrich) in Deutſchland, die der Monarchen anderer Länder in dieſen Verbreitung erhielten, iſt ebenſo natürlich, als daß in Republiken die Namen ſich verbreiteten, die dort einen guten Klang hatten. Wie viele Friedrich und Joſeph ſind Friedrich dem Großen und Joſeph II. zu Liebe alſo getauft worden! Geſchweige der „Napoleons“.

Die engliſche Sitte, Geſchlechtsnamen wieder in Taufnamen zu verwandeln, hat auch in der Schweiz Nachahmung gefunden. So iſt in der Oſt-Schweiz Zwingli zu einem Taufnamen geworden. Bei ſolcher Sitte konnte auch der politiſche Parteigeiſt ſich geltend machen und hat es oft genug gethan. Daß zur Zeit der Franzöſiſchen Revolution Aeltern ihr Kind „Rebellion“ getauft haben wollten, darf uns ebenſo wenig wundernehmen, als daß heutzutage Zeitungsleſer, die die Politik auch am Taufſtein nicht außer Acht laſſen wollten, zum großen Schrecken der Paſtoren ihre „deutſchen Jungen“ Hecker, Struve, Garibaldi oder auch Waldeck zu benamen wünſchten. Gab es ja doch, wie die Kirchenbücher nachweiſen, zur Zeit der Freiheitskriege kleine „Blücherhilden“, „Kleiſtinen“,

„Yorkinen“ und „Bülowinen“. Und so sollte es uns gar nicht wundern, wenn nach siegreich beendigtem Feldzug etwa auch einige hübsche „Wrangelinen“ den Ruhm des alten Feldherrn in Preußen verewigten.

Daß man in der Zeit der sentimentalen Aufklärung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von den alten Kalendernamen vollends loszukommen suchte, ist erklärlich; aber hier ist ein Unterschied zu machen zwischen den in der That bedeutsamen Namenserfindungen des alten würdigen Rationalismus, der seine Kinder gern Fürchtegott, Leberecht und Wahrmund taufte, und den aus Romanen und Komödien geschöpften Phantasienamen. Das Zeitalter überspannter Freiheitsideen und überspannter Rittergeschichten liebte auch überspannte Taufnamen. Da gab es Hunderte von Hedwigs, Rosamunden, Kunigunden, Selmas, Idas, Angelikas und Paminas. Zur Zeit, als Rousseau's „Emile“ im Schwunge war, mußten auch die Kinder, die zu dieser Erziehungsmethode prädestinirt waren, diesen Namen tragen. Der unvermeidlich romantische „Arthur“ scheint dagegen in Deutschland erst neuesten Datums zu sein. Auch der moderne Pietismus wählt unter den biblischen Namen jetzt mit Vorliebe die romantisch klingenden, wie Hulda, Lydia und Tabitha.

Je mehr ein Volk den Werth geschichtlicher Entwickelung zu würdigen weiß, in desto größerer Ehre werden auch die alten, schlichten, ehrlichen Namen von ihm gehalten und nicht mit nichtssagendem modischen Flitter vertauscht werden. Es ist in gewissem Sinne ein gutes Zeichen, wenn die höhern Stände sich unter Umständen selbst eines kleinen „Hans“ oder „Peter“ nicht mehr schämen, mit deren Namen sich ehrwürdige Erinnerungen der Menschheit und oft auch ihrer Familienchronik verbinden, vorausgesetzt, daß nicht auch bei der Wahl solcher und ähnlicher alter Namen wieder ein Stück Feudalismus mitspukt. Jedenfalls spricht sich ein nicht zu unterschätzender Familiensinn darin aus, wenn dieselben Taufnamen von Generation zu Generation forterben, und diesen Conservatismus der Namensbezeichnung haben gerade fürstliche mit den Bauernfamilien gemein; wie die Reuß ihre Heinrich, die Schwarzburg ihre Günther, so kann auch manche westfälische Bauernfamilie ihren Johann oder Peter den sechzigsten und siebzigsten aufweisen, und zwar, wie wir meinen, nicht weniger „von Gottes Gnaden“. Im leichtbeweglichen, mehr nach vorwärts als nach rückwärts schauenden Bürgerstande dagegen wechseln die Taufnamen bunt wie Gewinn und Verlust. Dazu kommt, daß hier immer neue Familien sich verschwägern und so immer neue Vettern und Basen, neue Oheime und Tanten ihre neuen Namen als willkommenes oder unwillkommenes Taufgeschenk darbieten.

So spiegelt sich auch hierin ein stetiges und fortschreitendes Element, der Conservatismus und Liberalismus, jene beiden Pole, zwischen denen sich die Entwickelung der Menschheit bewegt.

Für Hermann Marggraff's Hinterlassene.

Am 11. Februar d. J. ist Hermann Marggraff in der Vollkraft seines Wirkens, erst 54 Jahre alt, in Leipzig gestorben. In ihm haben die deutsche Literatur und der ganze deutsche Schriftstellerstand einen ihrer getreuesten und eifrigsten Hüter und Vertreter verloren. Hermann Marggraff, der sich durch seine lyrischen Gedichte und Balladen, durch humoristische Romane und Dramen, vorzugsweise aber als Literarhistoriker und Kritiker einen ehrenvollen, in weiten Kreisen geachteten Namen erworben, hatte es sich, namentlich als langjähriger Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung“, zur Lebensaufgabe gemacht, die deutsche Literatur zu heben und ihr die Anerkennung zu erringen, auf welche sie den gerechtesten Anspruch hat. Das Leben, welches für ihn ein unausgesetztes Ringen und Mühen, Arbeiten und Sorgen war, ist ihm den Lohn für sein Streben schuldig geblieben; um so mehr ist es für alle, welche Marggraff's Namen kennen, zur Ehrenaufgabe geworden, an seine Hinterlassenen den Zoll des Dankes abzutragen.

Hermann Marggraff hat außer seiner Witwe zehn noch sämmtlich unversorgte Kinder, von denen das jüngste erst anderthalb Jahr alt ist, hülflos zurückgelassen. Zwar wird die Schillerstiftung, deren geistiger Schöpfer und eifrigster Förderer er war, sich seiner Hinterlassenen gewiß in entsprechender Weise annehmen, aber selbst wenn ihre Gabe, wozu gegründete Aussicht vorhanden, reichlich ausfällt, wird die Zukunft der Familie dadurch allein noch nicht vollständig gesichert. Dies zu erstreben, sind in Leipzig die Unterzeichneten zu einem Comité zusammengetreten, und wie sie bereits hier mit bestem Erfolg zu diesem Zweck gewirkt haben, richten sie auch an alle wohlwollenden und edeldenkenden Männer im übrigen Deutschland die Aufforderung und dringende Bitte, sie durch Beiträge in diesem Streben unterstützen zu wollen. Jede Zeitungsredaction wird solche gewiß gern zur Beförderung an uns entgegennehmen.

Leipzig, im März 1864.

Das Comité für Hermann Marggraff's Hinterlassene:

Kaufmann Hermann Bodeck. Buchhändler Dr. Eduard Brockhaus. Wilhelm Felsche. Dr. Friedrich Friedrich. Stadtrath Geibel. Buchhändler Franz Köhler. Musikdirector Dr. Hermann Langer. Hofrath Marbach. Dr. Paul Möbius. Professor Wenck. Professor Wuttke.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Illustrirtes Familienblatt.

Redigirt von Karl Gutzkow.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Erscheint jeden Sonnabend.

Vierteljährlich 1 Thlr.

Nr. 14.

Der Tanz bei Gundlach.

Novelle von Karl Gutzkow.

(Fortsetzung.) Es war in Gundlach's Hause, wie es in einer Residenz, wo Hof gehalten wird, nicht anders sein kann. Die Gesellschaft, welche sich hier versammelte, war eine gemischte. Es war in Worms noch Sitte, daß Fremde, welche sich einige Zeit in der Stadt aufhielten, in die Gesellschaft eingeführt wurden. Man hatte Gundlach's Haus als ein solches kennen gelernt, wo man Fremden gastfreundlich entgegenkam, und so war es denn auch nicht zu verwundern, daß sich hier Gäste aus allen Ländern Europa's zusammenfanden. Die Gesellschaft war daher eine sehr bunte, und es gehörte nicht wenig Geschicklichkeit dazu, sie zu unterhalten. Gundlach's Frau, eine geborene Französin, wußte sich dieser Aufgabe mit Geschick zu entledigen. Sie hatte es verstanden, ihrem Hause einen Ton zu geben, der es vor allen Häusern auszeichnete. Sie war eine Frau von Welt, und wußte, was sie ihrer Stellung schuldig war. Sie hatte es verstanden, sich in Worms Achtung zu erwerben, und sie war es, die es zuerst eingeführt hatte, daß Fremde in die Gesellschaft eingeführt wurden. Sie war eine Frau von Welt, und wußte, was sie ihrer Stellung schuldig war. Sie hatte es verstanden, sich in Worms Achtung zu erwerben, und sie war es, die es zuerst eingeführt hatte, daß Fremde in die Gesellschaft eingeführt wurden.

andichteten. Das iſt der große Irrthum, an dem wir kranken. Was uns bewegt, iſt die Habſucht, der Trieb der Selbſterhaltung. Das Uebrige haben unſere Weiſen als Firlefanz darumgehängt."

„In welches Leben, wenn Sie es wahr ſchildern, ſind wir geworfen!"

„Die Thiere haben kein beſſeres. Und es wäre vielleicht erträglich, wenn unſere klugen Einrichtungen es nicht vollends verdorben hätten. Eine falſche Erziehung reißt uns aus den Armen der Natur. An die Stelle der Freiheit und Erkenntniß, der wahren Erzieherinnen des Menſchengeſchlechts, iſt die Knechtſchaft und der Aberglaube getreten. Von den wenigen ſind die meiſten um Beſitz und Eigenthum betrogen worden; Herren die einen, Sklaven die andern. Kann das ewig dauern? Schöne Bilder dort, dieſe Landſchaften Pouſſin's! Wer aber empfindet ihre Schönheit, weſſen Auge iſt für die Harmonie ihrer Formen gebildet? Eine kleine, verſchwindende Zahl. Alles Gute und Schöne der Welt gehört dem Reichthum. Er ſchafft ein Paradies oder eine Wüſte um ſich her, je nach ſeinem Belieben. Arm und nackt komme ich jetzt aus England. Wie dieſe Lords leben! Herrliche Landhäuſer, mit allem Köſtlichſten geſchmückt, ſind ihre Wohnung, Scharen von Dienern harren ihres Winks, barhäuptig ſtehen ihre Pächter in der Vorhalle... Tauſende müſſen hungern, damit ein Lord genieße. Iſt ein Lord beſſer wie ich? Iſt er ein Gott? Betrunkene Lumpenkerle ſind ſie, roher wie ihre Kutſcher. Fort mit all dieſen Adelichen, einen um den andern möcht' ich erwürgt ſehen!"

Etwas wie ein Lächeln ſchlüpfte über Charlottens Lippen: „Sagt Ihnen denn nicht eine Ahnung, daß Sie ſelbſt in dieſer Stunde im Hauſe eines Edelmannes ſind?"

„Bin ich's? Haha, Gaukelſpiel des Zufalls! Nur ändert es meine Grundſätze nicht. Warum ſoll ein Strahl von dem, was wir Philoſophen Menſchlichkeit nennen, nicht auch einmal in das Herz eines Adelichen dringen? Die Natur gefällt ſich in der Erzeugung von Widerſprüchen. Alſo eine Adeliche — um ſo eher ſollten Sie an den Hof gehen und Ihr Glück verſuchen, trotz Ihres Plutarch; ſeine Helden wie ſeine Weisheit ſind längſt vermodert, Cäſar's und Brutus' Staub zu demſelben unterſchiedsloſen Lehm geworden, aus dem man Töpfe dreht. Der Himmel beſchütze Ihre Unſchuld, nur iſt's vortheilhafter, ſie zu verkaufen als zu bewahren."

„Warum blieben Sie denn der Wahrheit getreu, wenn Sie überall den Sieg der Falſchheit ſahen?"

„Bei dem Gott der Philoſophen, Sie ſind eins der wunderbarſten Geſchöpfe, die mir noch begegnet. Ihr Verſtand und Ihr Muth weiſen Sie unter die Männer. Warum ich tugendhaft bin? Wüßte ich es nur ſelbſt! Vielleicht, da wir alle aus Schmuz geknetet, bin ich zu feig, ein Verbrechen zu begehen. Diogenes verließ ſeine Tonne nicht, ich trenne mich nicht von meinem Bettlergewand. Es iſt nun einmal mein Los, Unheil zu krächzen. Schelten Sie's Eitelkeit, aber ich habe Augenblicke, wo ich mich ſelbſt beſpiegele und für den größten und merkwürdigſten Mann dieſer Zeit halte. In Paris trieb ſich vor einiger Zeit in den Gaſſen und den Kaffeehäuſern ein verdorbener Muſikant herum, der behauptete, mit dem berühmten Rameau verwandt zu ſein. Als junger Menſch lernte ich ihn kennen, das iſt mein Lehrer in der Weisheit und Menſchenverachtung geweſen. Zuerſt hätte ich ihn am liebſten angeſpieen, er erſchien mir wie ein Dämon, gerade wie ich Ihnen. Nachher bekehrten mich die Geiſelſchläge des Schickſals zu ſeiner Lehre. In Einem aber übertreffe ich ihn: ich bin kein Spaßmacher, kein Schmarotzer, ich unterhalte nicht die vornehmen Herren und Damen mit meinen Witzen wie er, ich ſinne, ich ſinne ..." er machte die Bewegung des fallenden Richtbeils. „In mir ſteckt der Geiſt des geknechteten Volks, ſein Haß, ſein Grimm, ein Umſturz des Staats. Ich ſoll dem wackern Cartouche ähnlich ſehen; pfui! Cartouche war ein gemeiner Dieb, der ſich mit den Börſen und Ringen der Reichen begnügte, ich fordere ihre Köpfe. Wahrhaftig", und blitzſchnell fuhr er in die Höhe, „ich bin ein großer Menſch und ein Unſterblicher!" Und mit ſeinen wilden Sprüngen raſte er durch das Gemach, die Weinflaſche um den Kopf ſchwingend wie ein Trunkener, dem man ausbiegt, und wieder wie einer, der, an Krämpfen leidend, unſer Mitleid erregt. Ganz hatte er die Anweſenheit Charlottens vergeſſen, die ſich in ihre Fenſterniſche zurückgeflüchtet. „Haha!" grinſte er. „Guten Abend, Vicomte! Schöne Marquiſe, dein thurmhohes Toupet iſt in Unordnung gerathen! Wollen wir tanzen? Auf Leben und Tod! Nun beginnt der Tanz. Wir nehmen die Fackeln und ſtecken die Vorhänge, die ſeidenen Tapeten in Brand. Die fallen berauſcht unter den Tiſch, jene werfen wir aus den Fenſtern. Solch ein Schauſpiel iſt unerhört auf Erden. Aber es kommt, es droht, es rauſcht

herauf, ein Sturmgetoſe von Stimmen und Klängen. Ich fühle, wie ich wachſe, rieſengroß über das Geſindel und Gewürm empor.“ Zwei-, dreimal ſchlug er ſich an die Stirn... „In meinem Kopfe gärt's wie in dem Jupiter's, als Minerva daraus hervorſpringen wollte. Fünfmalhunderttauſend Menſchen hat Nero getödtet — hätt' ich nur einen Namen für das Ding, das dadrinnen hämmert.“

Eine Weile vernahm ſchon die ängſtlich horchende Charlotte das Heranrollen eines Wagens auf der Landſtraße. Erleichtert athmete ſie auf, es war der Wagen, der den Vater und die Geſchwiſter heimbrachte. Der neue Wuthausbruch des Fremden bekümmerte ſie darum weniger, in kurzer Friſt mußte ſie aus ihrer peinlichen Lage befreit ſein. Draußen auf der Schwelle regte ſich der Hund mit freudigem Gebell, er ahnte die Ankunft des Herrn. Sein Gebell rief auch den alten Antoine, der in der Küche am Herd ſaß, wohin er ſich nach dem Eintritt des Fremden begeben, in die Vorflur. Langſam ſchien bei dieſem Geräuſch und der Bewegung im Hauſe der ſpäte Gaſt wieder zur Beſinnung zu kommen. Er ſetzte die Flaſche auf den Tiſch, hob nun ſelbſt das Meſſer Charlottens vom Boden auf und ſagte: „Eine wüſte Phantaſie! Es thut mir leid, daß der Dämon in Ihrer Gegenwart aus mir geredet. Oder nein, es war gut ſo! Sie wiſſen jetzt, daß der Tag der Rache herandämmert, daß hinter dem ſchimmernden Glanz und der Pracht der Paläſte eine dunkle Maſſe liegt, die nach Licht und aus der Formloſigkeit nach Geſtaltung ringt. Die heilige Canaille, das arme Volk! Dieſe Millionen fühlen nur, ſchlagen nur zu — bisher tappten ſie führerlos umher, in mir haben ſie den Kopf gefunden, der für ſie denkt. In Troja gab es, als die Griechen die Stadt belagerten, eine wahnſinnige Here, die fortwährend den Untergang des Reichs weiſſagte; Kaſſandra hieß ſie — haha, ſolch eine Kaſſandra bin ich! Mein Unheilgekrächze wird das wildeſte Sturmgeheul übertönen, die Menſchheit braucht wieder ein Blutbad, ſich rein zu waſchen. Gute Nacht, mein Kind! Ueberlegen Sie ſich meinen Vorſchlag, machen Sie Ihr Glück am Hofe zu Verſailles, genießen Sie Ihre Schönheit. Die Gräfin Dubarry beſitzt ein ſchönes Schloß, einen ſchönen Park und unermeßlich viel Diamanten und Perlen — und alles ehrlich erworben durch eine hübſche Larve. Die Unſchuld iſt die Unwiſſenheit, die Tugend eine Thorheit; werfen Sie beide über den Bord Ihres Lebensſchiffs. Ob Sie als die ehrliche Frau eines guten Mannes oder als die Geliebte eines Königs ſterben, Sie werden die Sünde, das Elend und den Schmerz weitergepflanzt haben. Schenke Ihnen der Himmel keine Kinder, warum ſollten gerade durch Sie noch mehr Unglückliche in die Welt kommen? . . .“

Hier hatte die Ankunft ihres Vaters dem Geſpräch ein Ende gemacht.

Als ſie am andern Morgen, ſpäter als gewöhnlich, nach ſchlaflos durchwachter Nacht aus ihrem Bodenkämmerchen in das Wohngemach hinabgeſtiegen war, mit bebendem Herzen, den Unbekannten noch zu finden oder dem Vater Rede ſtehen zu müſſen, hörte ſie von dieſem, daß ihr Gaſt ſchon in früher Morgenſtunde das Haus verlaſſen hätte. Dabei lachte der Vater über den Schrecken, den dieſer Mann, wie er ihm beim Abſchied erzählt, Charlotte und dem alten Antoine eingejagt; und als ſie nun ſchüchtern fragte, ob er denn den Namen des Fremden wiſſe und was er von ihm halte, erwiderte Herr d'Armont: nach ſeinem Namen habe er ſich nicht erkundigt, aber es müſſe ein geſchickter Arzt ſein, ein wenig wunderlich, aber das wäre ſo die Art der Gelehrten. Nach dieſer Erklärung des Vaters verſchloß Charlotte in dem ihr eigenen Zuge des Geheimhaltens tief in ihr Innerſtes, was ſie von dem Fremden gehört; ſie mußte fürchten, eine Thörin geſcholten zu werden; der klare, nüchterne Sinn ihres Vaters, ſein ſcharfer Blick hatte nichts Außerordentliches an jenem Mann entdeckt.

Heute, in Paris, tauchte jenes Ereigniß aus ihrer Erinnerung lebendig, greifbar wieder hervor. Sie ſah den Mann, jedes ſeiner Worte klang noch einmal, ihr Herz zerreißend, an ihr Ohr; wieder fiel das Meſſer zwiſchen ihnen und ſtand ſchwankend mit ſeiner Spitze im Boden. Wie damals, riß ſie auch jetzt ein durch die Straße eilender Wagen, der Hufſchlag der Pferde auf dem Pflaſter aus ihrer geiſtigen Betäubung. . .

„Marat!“ ſagte ſie vor ſich hin. Die That, die ſie morgen vorhatte, warf ihren gewaltigen Schatten vor ſich hin. Die Nothwendigkeit, zu ruhen, um in der Entſcheidung nicht kraftlos zuſammenzuſinken, machte ſich geltend. Der Sturm, der in dem Kopf jenes Mannes raſte, er raſte in dem ihrigen. Ein Schreckliches rang ſich aus der Dunkelheit zum Licht auch in ihr empor. Vor ſieben Jahren wußte jener noch keinen Namen für dies Unbekannte — ſie ſprach ihn jetzt aus: Revo-

lution! Das Gehirn von Millionen hatte dies Wunder ausgebrütet, ein unbeſchreibliches Etwas, mit dem Haupt und dem Glanz einer Göttin, von jener Schönheit, wie wir ſie der Freiheit und dem Ideal zuſchreiben, watend in einem Meer von Blut, verſinkend in ein Meer von Schmuz — die Revolution, deren erſter Prophet und gleichſam ihr Sinnbild jener fremde Wanderer geweſen. . .

Gab es aber keine Möglichkeit, das Ideal in ſeiner Reinheit wiederherzuſtellen, es von den irdiſchen Flecken zu befreien? Jenes Ideal, das im Sommer 1789 als ein leuchtendes Meteor an Frankreichs Himmel ſtand?

Von einem plötzlichen Zuge der Begeiſterung erfaßt, ſetzte ſich Charlotte und begann zu ſchreiben; ſie war wie außer ſich.

„Wie lange *), ihr unglücklichen Franzoſen, werdet ihr euch in der Verwirrung und in den Parteiungen gefallen? Allzu lange ſchon haben Parteihäupter und Verbrecher an die Stelle des allgemeinen Wohls ihren Eigennutz und ihren Ehrgeiz geſetzt. Warum, o ihr beklagenswerthen Opfer ihrer Wuth, warum tödtet und vernichtet ihr euch ſelbſt, um auf den Trümmern des verwüſteten Frankreich den Bau ihrer Tyrannei zu erheben?

„Ueberall bricht die Zwietracht aus; durch Verbrechen und Unterdrückung triumphirt die Bergpartei, trunken von unſerm Blut leiten einige Ungeheuer ihre abſcheulichen Pläne und führen uns auf tauſend verſchiedenen Wegen zum Abgrund.

„Wir arbeiten an unſerm eigenen Untergang mit mehr Kraft, als man jemals daranſetzte, die Freiheit zu erobern! Franzoſen, noch eine kurze Friſt und nichts wird von euch bleiben als die Erinnerung, daß ihr dereinſt geweſen!

„Schon ziehen die erzürnten Provinzen gegen Paris, ſchon entflammt das Feuer der Zwietracht und des Bürgerkriegs die Hälfte dieſes großen Reichs; ein Mittel gibt es noch, dies Feuer auszulöſchen, aber es muß ſchnell ergriffen werden! Schon iſt Marat, der niedrigſte der Verbrecher, deſſen Name allein ein Bild aller Frevel darſtellt, unter dem rächendrn Dolch gefallen; ſchon erſchüttert ſein Tod den Berg und läßt Danton und Robespierre erbleichen, dieſe andern Räuber, die auf einem blutigen Thron, umringt vom Blitze, ſitzen — von dem Blitz, den die rächenden Götter nur darum noch nicht auf ſie herabſchmettern, um ihren Sturz gewaltiger zu machen und alle zu erſchrecken, die auf dem Ruin betrogener Völker ihr Glück zu errichten jemals verſuchen ſollten!

„Franzoſen, ihr kennt eure Feinde, ſteht auf, vorwärts! Möge es nach der Vernichtung der Bergpartei nur noch Freunde und Brüder unter euch geben! Ich weiß nicht, ob der Himmel uns eine republikaniſche Staatsverfaſſung beſtimmt hat, aber nur im Uebermaß ſeiner Rache kann er uns in einem Anhänger des Bergs einen Herrn geben...

„Frankreich, deine Ruhe hängt von der Ausführung des Geſetzes ab, — ich verletze es nicht, indem ich Marat tödte! Von dem Weltall verurtheilt, iſt er vogelfrei... Welcher Gerichtshof wird mich richten? Wenn ich ſchuldig bin, war es auch der Alcide, als er die Ungeheuer tödtete — aber gab es je haſſenswerthere? Ihr, Freunde der Menſchlichkeit, werdet kein wildes Thier bedauern, das ſich von euerm Blute genährt, und ihr armen Ariſtokraten, welche die Revolution nicht genug verſchont hat, werdet es ebenſo wenig bedauern, ihr habt nichts gemein mit ihm!

„O mein Vaterland, dein Unglück zerreißt mein Herz! Ich kann dir nur mein Leben darbieten und ich danke dem Himmel für die Freiheit, die er mir gab, darüber zu ſchalten. Niemand wird durch meinen Tod verlieren, mein letzter Seufzer ſoll meinen Mitbürgern nützlich ſein! Mein Haupt, in Paris umhergetragen, ſei ein Zeichen, um das alle Freunde der Geſetze ſich ſammeln! Mit meinem Blut ſehe der wankende Berg ſeinen Untergang geſchrieben! Möge ich ſein letztes Opfer ſein und die gerächte Welt erklären, daß ich mich um die Menſchheit wohlverdient gemacht... Betrachtet man meine Handlung mit anderm Auge, mich kümmert es wenig.

Ob dieſe große That der Schrecken ſei,
Ob die Bewund'rung der erſtaunten Welt,
Mich reizt es nicht, in der Erinn'rung leben,
Und weder Ruhm noch Vorwurf wägt mein Geiſt.
Stets war ich frei, ein Freund des Vaterlandes,
Erfüll' ich meine Pflicht — der Reſt iſt nichts...

„Meine Verwandten und Freunde möge ma nicht beunruhigen, niemand wußte um meinen Plan! Meine Jugend beweiſe, was die ſchwächſte Hand vermag, wenn vollkommene Hingebung ſie führt! Gelingt mein Unternehmen nicht: Franzoſen, ich habe euch den Weg gezeigt, ihr kennt eure Feinde! Erhebt euch, auf und ſchlagt zu!“

*) Adresse de Charlotte de Corday aux Français.

Wie im Rauſch, in der Gewalt ihres Genius hatte ſie dieſe Worte niedergeſchrieben; in ihnen glühte ihre Seele aus. Ein Blatt Papier, leicht vom Winde entführt, nichtig, gering — ein Sandkorn, das die Welle der nächſten Stunde in die Unendlichkeit und Vergeſſenheit fortſpült: und doch wieder ihr Schickſal beſiegelnd: ſie kam ſich, das Geſchriebene, ihr Teſtament an ihr Volk und die Welt, noch einmal überblickend, wie eine Geſtorbene vor.

Nun aber, da ſie ihren Kräften zu viel zugetraut, verwirrten ſich ihre Vorſtellungen und Gedanken... Der Auftritt im Garten der Lecomte, jenes Abenteuer in der Novembernacht, das Vergraben des Kloſterſchatzes, der Abzug der Freiwilligen aus Caen: alles verſchmolz zu wunderlichen, ungeheuerlichen Bildern. Schärfer trat da der ſchmerzliche Zug auf ihrer Stirn hervor, ihre Lippen murmelten ganz leiſe „Marat!“

Dieſer 13. Juli war in Marat's Hauſe einer der unruhigſten und unerfreulichſten Tage. Selten hatte ſich die üble, mürriſche Laune des „Volksfreundes“ ſo heftig und rückſichtslos geäußert, ſelten ſo anſteckend auf ſeine Umgebung gewirkt. Simonne Evrard war ein echtes Weib aus dem Volke, roh, gutmüthig und gegen Marat voll Verehrung und Hingebung; ſie ertrug ſeine Tollheiten und wagte es auch wol, wenn er es nach ihrer Meinung zu arg trieb, ihm hart und gebieteriſch zu erwidern; allein ihr Zorn verflog ſo leicht, wie er aufgebrauſt, und eine Stunde nach dem heftigſten Gezänk konnte ſie wieder lachen und ihn ihren „einzigen Freund und Geliebten“, den „Retter und zukünftigen Dictator Frankreichs“ nennen. Nur heute wich der Verdruß nicht aus ihrem Geſicht. Die arme Bürgerin Pain ward angefahren und mußte ſich zu dem Beinamen einer Schwätzerin, den ihr Marat gegeben, auch noch den einer Faulenzerin gefallen laſſen; Katharine wurde geſcholten, daß ſie, am Fenſter ſitzend, in die Wolken ſtarre, die blau und ſtrahlend im Morgenſonnengold über die ſpitzen Dächer zogen und in die dunkle Gaſſe der Franciscaner den Widerſchein eines fröhlichen Himmels warfen. Am übelſten indeß ſpielte Simonne ihrem Friſeur, David Bruneau, mit. Zweimal begann er von dem furchtbaren Sturm der vergangenen Nacht, der offenbar etwas zu bedeuten habe, und von dem Sturz ſeines Schildes zu erzählen, einem Ereigniß voll ſchwerer Bedeutung; zweimal gebot ihm Simonne, zu ſchweigen und ſich mit dem Kräuſeln ihres Haars zu beeilen. So ſchnell aber war David Bruneau nicht aus dem Felde zu ſchlagen; er ließ einige dunkle Winke von einer reichen und ſchönen Fremden fallen, die ihm den Wunſch ausgedrückt, den großen Volkstribun Paul Marat kennen zu lernen, und hoffte dadurch die Neugierde Simonne's zu reizen. Wie ſehr hatte ſich da der liebenswürdige Friſeur, der ſich ſelbſt im ſtillen vor ſeinem Spiegel gern mit den Abbés der Rococozeit zu vergleichen pflegte, in der Gemüthsart ſeiner ſchönen Freundin getäuſcht! Einer Furie gleich, pflegte er nachher ſeiner Nachbarin Louiſe Grollier zu berichten, ſei ſie emporgefahren und nur ſeiner Beſonnenheit und Geſchicklichkeit verdanke er ſein Leben, ſchon hätte ſie nach einer der Zangen, die er glühend gemacht, ihre Borſten zu glätten, gegriffen: er ſolle ſich nicht unterfangen, zu Marat von dieſer Abenteurerin zu reden, ſie brauche ihn nicht mehr, da ſei die Thür. David Bruneau war ein philoſophiſcher Kopf und er ſtellte ſich, während er durch die Gaſſe tief nachdenklich ſchritt, die Frage: wozu denn die Revolution eigentlich in Paris gemacht worden ſei? Wenn ihn die republikaniſchen Damen noch unſanfter aus dem Hauſe warfen als die Herzoginnen von ehemals, ja wozu war dann der zehnte Auguſt geweſen? Wozu hatte Herr Guillotin ſeine Maſchine erfunden? Wehmüthig zog er eine kleine goldene Doſe — eine Reliquie vom Tuilerienſturm, die ihm eine mordluſtige Kammerfrau der Königin, ihn zu tödten, an den Kopf geworfen haben ſollte — aus der Taſche ſeines grünen Fracks, nahm ſeufzend eine Priſe, nieſte und beglückwünſchte ſich ſelbſt: „Zur Geſundheit!“ Nachſinnend blieb er an der Straßenecke ſtehen und betrachtete das finſtere Haus, in dem man ihm ſo unfreundlich begegnet war. Er hätte es ſich etwas koſten laſſen, wenn ihm einer den Grund der allgemeinen Verſtimmung anvertraut, die in der Familie des „Volksfreundes“ herrſchte. Da kam Laurent Bas, kopfhängeriſch, mit trübſeliger Miene, die Hände in den Hoſentaſchen, des Wegs. Diesmal hielt es der Friſeur nicht unter ſeiner Würde, mit dem „Laufburſchen“ auf offener Straße ein Geſpräch anzuknüpfen.

„Was ſoll's geben?“ erwiderte Bas in ſeiner groben Weiſe auf die zartanſpielenden Fragen Bruneau's. „Der Arzt macht ein bedenkliches Geſicht, es geht abwärts mit dem Volksfreund. Er ſchreibt ſich die Finger krumm und das Brot wird darum nicht größer. Die Weiber zanken,

ſchreien und greinen. Wie die Simonne in der Donnerstagnacht ſpät vom Ball heimkehrte, da ſoll der Tanz angefangen haben. Guten Morgen, Bruneau!“

Damit ließ er den Friſeur ſtehen, der nun die Nachrichten, die er erhalten, zu einem Gewebe zu verſpinnen begann. Alles, was als ſchwere Wolke auf Marat und ſeine Umgebung drückte, wußte der „Laufburſche“ freilich nicht. Die Krankheit des Volksfreundes ſchien jedoch in Wahrheit einen gefährlichen Verlauf zu nehmen, nicht ohne Verſchuldung des Kranken ſelbſt, den keine Vorſtellung des Arztes und Simonne's dahin bringen konnte, ſeine aufreibende ſchriftſtelleriſche Thätigkeit einige Tage lang einzuſtellen und ſich Ruhe zu gönnen. Es war wie eine ironiſche Rache des Schickſals: das Blut, das er beſtändig forderte, erſtickte ihn jetzt. In ſeiner fieberhaften Reizbarkeit rief der geringſte Widerſpruch, der kleinſte Zufall, der ſeine Berechnungen ſtörte, einen Wuthausbruch in ihm hervor. Obgleich er ſich den Anſchein gab, ſeine Gegner zu verachten und dem Tode zu trotzen, fürchtete er doch wie ſeine Umgebung, daß man einen Mordverſuch gegen ihn wagen könne. Er wurde das erſte Opfer jenes ewigen und allſeitigen Verdachts, den er wenn nicht der Nation, ſo doch dem Volk von Paris eingeflößt hatte. Auf ihn zumeiſt zielten jene unſichtbaren Dolche, die nach ſeinen Behauptungen in der Luft ſchweben ſollten. Was er trank und aß, unterwarf Simonne der ſorgſamſten Beobachtung: eine ruchloſe Hand hätte ja Gift hineinſtreuen können. So aber leben, heißt an der Furcht ſterben. Seitdem der wahnſinnige Päris den Volksvertreter Lepelletier erſtochen, weil er für den Tod Ludwig's XVI. geſtimmt, verließ das Geſpenſt des Ermordeten gleichſam das Haus Marat's nicht mehr. In jedem Unbekannten, der den Volksfreund zu ſprechen kam, glaubten die furchtſamen Frauen einen Mörder zu erkennen. In dieſer Gemüthsſtimmung hatte auf ihre überreizten Phantaſien der Beſuch Lefranc's, das Weſen und Gebaren, das plötzliche Verſchwinden des ſeltſamen Mannes einen mächtigen Eindruck ausgeübt. Während des Freitags hatten Simonne und Katharine nur von ihm geſprochen und trotz ſeiner erkünſtelten ſtoiſchen Ruhe, trotz ſeiner Bereitwilligkeit, für das Vaterland und die Freiheit zu ſterben, gellten die Ohren Marat's wider von dem Worte „Monorgeuil!“ All dieſe Befürchtungen, Verdrießlichkeiten — unter denen es nicht die kleinſte war, daß Katharina's heiteres Lachen verſtummte und ſie in unbezwinglicher Schwermuth, ſtatt Marat mit ihrer Schalkheit und kindiſchen Harmloſigkeit zu erheitern, im Andenken an den ſchönen Marcel Lecomte den Kopf auf die Bruſt ſenkte — hatten ſich an dieſem Sonnabend zu einer einzigen grauen, ſturmverkündigenden Wolke verdichtet.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Alexander Soltwedel.

Charakterbild von Heinrich Asmus.

Schwer lag die Fauſt der Dänen auf Lübeck ſeit einem Vierteljahrhundert. Wohin der troſtloſe Blick ſich wandte, ſah er nur wenig gute, aber eine deſto längere Reihe ſchlechter Handlungen Waldemar's I. Die Erpreſſungen der Beſatzung, mitten in einer drückenden, zweijährigen Theuerung, das aufgedrungene Fremde, die tyranniſche Willkür, der Hohn bei ihren Klagen, die entſtandenen Feſtungswerke — alles dies ließ die Lübecker die Härte ihres Schickſals doppelt empfindlich fühlen und nach Befreiung aus dieſer Zwingherrſchaft ſich ſehnen. Mit offener Gewalt jedoch die Sklavenkette zerbrechen, wäre Tollkühnheit, wenn nicht gar Wahnſinn geweſen, da die däniſche Macht wie ein erdrückender Alp auf ganz Deutſchland laſtete. Die Südküſte der Oſtſee, von der Trave bis zur Newa, war dem Dänenkönig zinsbar; Holſtein, Stormarn, Dithmarſen, Wagrien, Hamburg, Lübeck, die lauenburgiſchen Lande waren ſeinem Reiche einverleibt; die Fürſten von Rügen, Pommern, Mecklenburg, die Grafen von Schwerin nannten ſich ſeine Vaſallen. Was konnte Lübeck gegen eine ſo furchtbare Macht unternehmen? Nur Liſt konnte das Morgenroth der Freiheit heraufzaubern.

Am Vorabend des 1. Mai im Jahre 1226 durchſchritt in der Dämmerungsſtunde der lübeckiſche Bürgermeiſter Alexander Soltwedel in vollem Ornat und bewehrt mit einem einfachen Degen gedankenvoll ſein Zimmer. Wenn auch berechnend, blitzte doch ungewöhnlicher Muth und Klugheit aus ſeinen dunkeln Augen. Nachdem er einigemal das Zimmer gemeſſen, ſetzte er ſich in einen hohen Lehnſtuhl und ſtarrte auf den getäfelten Fußboden vor ſich hin, dann faltete er wie zum Gebet die Hände und kaum hatte er dieſe wieder auseinandergenommen, ſo trat eine kräftige Jünglingsgeſtalt geräuſchvoll und aufgeregt zu dem Einſamen.

„Setze dich zu mir, mein Sohn!“ ſprach der

Bürgermeiſter zu dem Eingetretenen und drückte ihm die Hand. „Ich habe, ehe ich zu dem däniſchen Commandanten gehe, ein ſehr ernſtes Wort mit dir zu reden.“

„Ich verfluche dieſen Tyrannen!“ brauſte der Angeredete auf. „Ich möchte ihn und ſeine Trabanten in die Erde ſtampfen! . . .

„Arnold!“ fiel der Vater dem Sohn in die Rede. „Hohn und Schimpf ſind ſchlechte Waffenbrüder für das heilige Recht, und die Hand, die in den Koth greift, beſchmuzt ſich ſelbſt zuerſt! Schon genug des Elends hat die unglückſelige Erbitterung über Lübeck verbreitet! Nicht prahleriſche Worte, ſondern Thaten zieren den Mann!“

„Ruft mich zur That, Vater!“ rief der Jüngling erglühend.

„Das thue ich hiermit!“ entgegnete der Bürgermeiſter.

Fragend blickte Arnold den Vater an.

„Denn durch Dulden werden wir den Löwen doch ſchwerlich zähmen!“ fuhr dieſer fort.

„Nie und nimmer!“ knirſchte der Jüngling. „Wer einen armen Apothekerburſchen hat aufknüpfen laſſen, weil er ihm allzu viel Lärm gemacht mit Mörſerſtampfen, und ein kleines Kind, weil es geweint auf den Armen ſeiner Mutter, von einem ſolchen läßt ſich niemals Güte erwarten!“

„Du haſt leider recht, Arnold!“ ſprach der Bürgermeiſter. „Ich habe das am beſten erfahren, denn wiſſe, ich habe es nur zum Schein mit dem Dänen gehalten! Ich habe ihm geſchmeichelt, gehuldigt, während mein Herz nur für Lübecks Freiheit ſchlug. Und warum übernahm ich dieſe Rolle, Arnold? Um größeres Unglück von Lübeck abzuwenden, um es zu befreien! Daß mir das erſtere nicht immer gelungen, iſt nicht meine Schuld. Und wie hat man mir dafür gedankt? Staatsverräther, Dänenfreund nennt man mich und der gemeine Mann zeigt mit den Fingern auf mich und ſendet Flüche auf mein unſchuldig Haupt! Aber ſie werden bald inne werden, wie unrecht ſie mir gethan! Es iſt wahr, ich habe ein fürchterliches Spiel gewagt, und hätte der Allmächtige mich früher abgerufen, ſo wäre ich fluchbedeckt in die Grube gefahren und mein Name wäre für ewige Zeiten gebrandmarkt!“

„Aber, Vater“, rief der Jüngling erſtaunt, „warum erfahre ich dies erſt heute?“

„Deine Jugend und beſonders deine Leidenſchaftlichkeit hielten mich davon ab, dir meinen Plan mitzutheilen, denn du konnteſt in einem unbewachten Augenblick alle meine Mühe vereiteln. Doch du weißt auch jetzt noch nicht mein Vorhaben und überhaupt weiß es bis dieſen Augenblick noch keiner außer mir, noch liegt es in meinem Innern verſchloſſen, aber dieſe Nacht ſoll es hervortreten! Ich habe einige geprüfte und bewährte Freunde zu der Mitternachtsſtunde zu mir beſchieden; willſt du deren Bekanntſchaft machen und meinen Plan erfahren, ſo ſtelle dich zur beſtimmten Stunde ein!“

„Verrath?“ rief Arnold und trat einen Schritt zurück.

„Offener Kampf!“ erwiderte der Bürgermeiſter mit Ruhe und Würde. „Mann gegen Mann, zwei bis drei Dänen gegen einen Lübecker!“

„Jetzt dämmert's vor meinen Blicken!“ rief der Jüngling, den Vater ſtürmiſch umfaſſend. „Wie habe ich dich ſo verkennen können, Vater!“

„Es war nicht anders möglich, Arnold, du mußteſt an mir irre werden!“ entgegnete beruhigend Alexander Soltwedel. „Aber ſchwer wurde es mir oft, meiner Rolle getreu zu bleiben bei den Greuelthaten der Dänen! Doch ich habe ſie mit Gottes Hülfe glücklich durchgeführt. Mit dieſem letzten Gange zum Commandanten fällt der Vorhang. Wer am beſten geſpielt, wird der erſte Mai uns lehren.“

„Schon morgen?“

„So iſt's! Morgen ſtrahlt uns die alte Freiheit wieder oder ich und du und funfzig brave Lübecker ſchlafen den ewigen Schlaf!“

Es entſtand eine unheimliche Stille. Vater und Sohn ſtanden wie betend.

„Jetzt will ich den däniſchen Befehlshaber, der bereits die Ehre des Maigrafen bei der morgen ſtattfindenden Feier angenommen hat, fragen, um welche Zeit das Feſt beginnen ſoll“, ſagte dann Alexander Soltwedel zu ſeinem Sohne und verließ mit feſten Schritten das Zimmer.

Einſt hatte auch Lübeck ſeinen Maientag, dies liebliche Feſt des ſüdlichen Deutſchland! Was wäre mehr werth, allgemein verherrlicht zu werden, als die Wiederkehr des Frühlings? Deshalb darf es uns auch nicht wundern, daß Dichter, deren ernſter Geſang von Mädchenküſſen und vom Saft der Reben ſchwieg, der ſchönen Jahreszeit zu Ehren feierliche Hymnen anſtimmten; daß diejenigen, deren Leier nur von Wein und Liebe tönte, ſich immer Blumen des Lenzes wünſchten,

um ihre Becher damit zu ſchmücken, mit ihren Mädchen unter Blüten zu wandeln oder neben ihnen ſitzend auf buntem Raſen dem Gemurmel der Quellen, dem klagenden Liebesflehen der Nachtigall zu horchen. Vernehmen wir doch alle, wie bei der Ankunft des Frühlings die Vögelein ſich einander locken, ſehen, wie die Blumen ſich zueinander neigen. Iſt es denn ſo etwas Großes, daß der ſchalkhafte Hagedorn Hügel und Thäler belebt, ſeine Phyllis dabei nicht vergißt und ihr Liebe ſchwört, fürs erſte bis zur Sommerzeit? Wenn Klopſtock das Frühlingswürmchen fragte, ob es auch unſterblich ſei und die Nähe Gottes ahne? So etwas Großes iſt dies gerade nicht. Ein wenig Phantaſie und der Zephyr mit Amoretten flattert um die Blumengöttin.

Aber die Alten bewillkommneten den Lenz anders als wir; nicht nur in Gedichten feierten ſie ihn, ſondern thaten wirklich, was bei uns zur bloßen Poeſie geworden: ſie flochten ſich ihm zu Ehren Blumen ins Haar und feierten ihm beſondere Feſte. So ward auch in frühern Zeiten der Maientag in Lübeck gefeiert. Ein wunderſchöner, milder Frühlingsmorgen verherrlichte dies Feſt ums Jahr 1226. Vom früheſten Morgenroth, das ſich in den ruhigen Wellen der Wacknitz und der Trave zurückſpiegelte, erblickte man die zum Genuß angeregte Bevölkerung Lübecks in ihren beſten Feſtkleidern, geſchmückt mit Blumen und Kränzen, in regſamer Bewegung. Alle Häuſer, alle Fenſter und Balkone prangten in duftigem Grün blühender Birken. Aus den Straßen war für heute jegliches Gewerbe gewichen, um fröhlichen Aufzügen Platz zu machen, die unter Vortritt von Muſik und wehenden Fahnen zu Fuß, Roß und Wagen von allen Seiten den anmuthigen Umgebungen der Stadt und beſonders den Vergnügungsplätzen zueilten. Auf dem glänzenden Spiegel der Wacknitz und der Trave flaggten die Schiffe in bunter Tracht und Schwärme von Booten, Kähnen und Jollen, bunt bewimpelt, durchfurchten nach allen Richtungen hin die ſonnenhelle Fläche des Waſſers. Aber mitten in dieſer Fröhlichkeit erblickte man auch auf vielen Geſichtern Unzufriedenheit und Misvergnügen im grellſten Contraſt.

Der däniſche Commandant hatte auf die Einladung des Magiſtrats die Ehre eines Maigrafen bei dieſem Feſt angenommen und ritt neben dem Bürgermeiſter Alexander Soltwedel, den übrigen Senatoren und Patriciern, begleitet von Frauen und Jungfrauen, die auf ihren Querſätteln und in ihren prächtigen Kleidern das Feſt noch mehr durch Glanz und Schönheit verherrlichten, durch die Stadt zum Burgthor hinaus. Des Bürgermeiſters Augen blickten gar freundlich in das wogende Volksgedränge, aber geballte Fäuſte, die ſich hier und dort ihm entgegenſtreckten, erwiderten den Gruß auf eine empfindliche Weiſe. Vor dem Thore war alles auf das herrlichſte geſchmückt. Tanz, luſtige Spiele, Muſik wechſelten miteinander ab und es fehlte an nichts, was der geſelligen Unterhaltung neuen Reiz geben konnte.

Während nun draußen der Jubel fortdauerte, erblickte man in der Stadt einen drolligen Aufzug junger Männer, „die ſich Jungfernkleider angethan“ und, verfolgt von einem Schwarm Neugieriger, die Straßen durchzogen und ſich dann wie von ungefähr der däniſchen Burg näherten, wo ſie mit der Beſatzung derſelben allerlei Kurzweil trieben. Die von Wein erhitzten Dänen wurden bald dreiſter, ließen die Zugbrücke nieder und nöthigten die vermeinten Weiber, in die Burg zu kommen. Anfangs zierten ſich dieſe, dann aber entſprachen ſie der Einladung und ſchlüpften über die Brücke in die Citadelle, verfolgt von den lachenden Soldaten. Plötzlich aber veränderte ſich die Scene. Auf das verabredete Loſungswort: „Der erſte Mai!“ fiel die Vermummung und kräftige Männer ſtanden da, das breite Schwert in der nervigen Fauſt ſchwingend. Die Mehrzahl der Dänen, von der plötzlichen Veränderung zu ſehr eingenommen, war leicht entwaffnet, nur wenige leiſteten Widerſtand; nach kurzem Kampfe war die Beſatzung überwunden, die verhaßte däniſche Flagge herabgeriſſen und an deren Stelle flatterte die lübeckiſche oben auf der befreiten Burg.

Soltwedel ſaß neben dem däniſchen Befehlshaber, unverwandt ſeine Augen nach dem däniſchen Zwinger gerichtet, und als er nun das lübeckiſche Banner dort wehen ſah, verklärte ſich ſein Angeſicht. Er erhob ſich: ein Wink von ihm und Muſik, Tanz und Spiele hörten augenblicklich auf. Dieſe unerwartete Stille ſchreckte den unbeſorgten Commandanten aus einem Geſpräch mit einem vornehmen Patricier jählings auf. Er blickte fragend um ſich — ſeine Blicke fielen auf Lübeck's hochflatternde Fahne. Wüthend ſprang er empor und ſein Schwert ziehend herrſchte er von dem Bürgermeiſter Aufklärung.

„Mäßigt Euch, Herr Ritter, und ſteckt Euer Schwert wieder in die Scheide!“ antwortete Soltwedel ruhig und mit Würde. „Ich werde

Euch auch ſo gern Rede ſtehen. Wiſſet denn, Herr Commandant, daß ich Euch getäuſcht! Meine Anhänglichkeit an den Dänenkönig war nur eine Maske. Das Herz blutete mir bei den Greuelthaten, die Ihr ſo frech verübtet, und ich ahmte Brutus nach und ſchien mit Euch zu ſein, während ich in meinem Herzen gegen Euch, als meinen ärgſten Feind, geſinnt war. Der Allmächtige hat meinen Plan gelingen laſſen: Lübecks Banner flattert über der befreiten Stadt!"

„Verräther! Schändlicher Betrüger!" kochte der Däne.

„Das bin ich nicht!" antwortete der Bürgermeiſter mit feſter Stimme. „Ich habe Euch getäuſcht, das iſt mein ganzes Vergehen! Damit Ihr aber ſeht, Herr Ritter, daß ich's dennoch treu mit Euch meine, ſo rathe ich Euch, die Zeit zu benutzen, um zu entkommen! Denn ſchaut, dort ſtürmt ſchon die heldenmüthige Schar aus dem Thore! Säumt nicht länger, es möchte ſonſt zu ſpät ſein!"

Und es war zu ſpät. Wüthend drang die Schar, von Arnold geführt, auf den Commandanten ein.

„Zieh', frecher Söldner!" rief der Jüngling im edeln Zorn dem Dänen zu. „Vertheidige dein fluchbeladenes Leben und danke mir's, daß ich dich des adelichen Schwertes würdige!"

Zitternd vor Wuth ſtand der Verhöhnte da, keines Wortes mächtig.

„Ihr ſeid auch feig, Memme!" höhnte die Schar. „Nieder mit dem Tyrannen!" brüllte ſie. „Das Blut unſerer erſchlagenen Brüder ſchreit um Rache! Nieder mit ihm!"

Aber Alexander Soltwedel gebot Einhalt.

„Nicht ſo, meine Freunde!" rief er, vortretend. „Das Blut, was gefloſſen, mußte für Lübecks Freiheit fließen! Mehr Opfer ſchlachten als nothwendig, hieße der Freiheit nicht werth ſein! Zieht alſo in Frieden, Herr Ritter! Denn Ihr ſeht wol ſelbſt, daß hier Eure Macht ein Ende genommen hat."

„Dieſe Stunde werde ich Euch gedenken, Herr Soltwedel!" knirſchte der Däne und warf ſein Schwert in die Scheide. „Wir treffen uns noch!"

Dann warf er ſich auf ſein Roß und jagte über das Burgfeld dahin. Die Lübecker aber ſanken vor dem Bürgermeiſter auf die Knie, berührten ſeine Kleider, küßten ihm Hände und Füße und baten ihn unter Thränen um Verzeihung, daß ſie ihn, den Retter Lübecks, ſo ſehr verkannt hatten. Endlich machten ſie gar Miene, ihn in die Stadt zu tragen. Das aber duldete Soltwedel nicht, ſondern rief ihnen zu, auf den däniſchen Zwinger zeigend: „Dorthin, Bürger, mit Euerm Dank! Reißt die Burg nieder, damit uns nichts mehr an die erlittene Knechtſchaft erinnere!"

Erlöſt war Lübeck von der Zwingherrſchaft der übermüthigen Dänen, zertrümmert ihre Citadelle, die ſie zum Hohn gegen die Lübecker aufgeführt hatten, und die Bürger überließen ſich, jedoch mit Beſonnenheit, dem Rauſch der Freude. Allein der vertriebene Commandant brütete Rache wider die abtrünnige Stadt. Mit Staub bedeckt und im Schweiße gebadet erſchien er vor ſeinem König und theilte ihm in grellen Farben die Liſt der frechen Lübecker und ihre heimtückiſche Büberei mit. Waldemar I. traf die Nachricht wie ein Blitzſtrahl aus heiterer Luft; er glaubte, feſt auf die Treue und Anhänglichkeit der Lübecker bauen zu können, da ſie ſich, während ganz Nordalbingien die däniſche Herrſchaft abgeſchüttelt, immer ruhig und zugethan verhalten und auch nicht den geringſten Wunſch nach Freiheit hatten laut werden laſſen. Er ſchwur, blutige Rache zu nehmen an den abtrünnigen Provinzen; raſch rief er ſeine Krieger zu den Waffen, aber erſt nach Jahresfriſt führte er ein ſchlagfertiges Heer zum blutigen Kampfe. Lübeck ſollte zuerſt ſeine Keckheit büßen und nicht ſo leichten Kaufs davonkommen.

Dies hatte der lübeckiſche Brutus, Alexander Soltwedel, vorausgeſehen und, umſichtig wie immer, ſchon früher einige vertraute Freunde an den Kaiſer Friedrich II. mit der Frage geſandt: ob Lübeck ungefährdet unter kaiſerlichem Schutz bleiben würde, wenn die Stadt ſich wieder dem römiſchen Reich unterwürfe. Die Antwort lautete günſtig; Friedrich war bereit, Lübeck als freie Reichsſtadt in ſeinen unmittelbaren Schutz zu nehmen und überſandte zugleich Sendſchreiben an Albrecht von Sachſen, Adolf IV. von Holſtein, Heinrich von Schwerin, Heinrich Burwin von Magdeburg und Gerhard II., Erzbiſchof von Bremen, worin er dieſe Fürſten aufforderte, der Stadt Lübeck jegliche Hülfe zu gewähren. Sobald Soltwedel die Rüſtungen der Dänen und die damit verbundenen Abſichten erfahren hatte, benutzte er dieſe Sendſchreiben und ließ überdies dem kühnen Volk der Dithmarſchen ſagen, jetzt ſei der Augenblick gekommen, ſich von der verhaßten

Tyrannei der Dänen befreien zu können, wenn sie mit den Lübeckern gemeinschaftliche Sache machten. Längst schon sich nach Freiheit sehnend, gingen die Dithmarschen in den Vorschlag ein und versprachen, bei dem ersten günstigen Anzeichen für die Sache der Verbündeten kämpfen zu wollen.

So nach allen Seiten hin Vorkehrungen mit möglichster Vorsicht treffend, harrten die Verbündeten gespannt auf den Anmarsch der Dänen. Waldemar ließ nicht lange auf sich warten; mit einem großen Heere zog er daher, seinen Weg mit Brand und Blut bezeichnend. Jetzt zögerten auch die Verbündeten nicht, sondern zogen ihre Truppen zusammen und marschirten dem Feinde muthvoll entgegen. Erwartungsvoll blickte ganz Deutschland, in angstvoller Spannung blickten Lübecks Bürger auf den Ausgang des Kampfs.

Auf der Heide bei Bornhöved, einem Dorfe zwischen Plön und Segeberg, kam es am Tage Sanct-Maria-Magdalenen (am 22. Juli) zur Schlacht. Den rechten Flügel der Dänen befehligte Herzog Otto von Lüneburg, den linken Waldemar's jüngerer Sohn, Herzog Abel von Schleswig, das Centrum führte der König selbst. Im Hintergrunde standen die Dithmarschen. Bei den Verbündeten befehligte den linken Flügel Herzog Albrecht von Sachsen, den rechten der lübeckische Bürgermeister Alexander Soltwedel und Graf Heinrich von Schwerin; im Mitteltreffen stand Graf Adolf IV. von Holstein mit dem Reichsadler und 300 auserlesenen Truppen, die Kaiser Friedrich II. den Lübeckern zur Unterstützung gesandt hatte. Die Nachhut befehligten der Erzbischof Gerhard von Bremen und der Wendenfürst Burwin.

Groß war die Kampflust im dänischen wie im deutschen Heer; dort galt es, die erlittene Schmach zu rächen und den mit Blut erkauften Kriegsruhm zu behaupten, hier begeisterte die Liebe für die Freiheit alle Gemüther. Auch waren die Heerscharen der Dänen an Zahl denen der Verbündeten weit überlegen: Lübeck und seine Verbündeten konnten gegen zehn Dänen nur Einen Streiter stellen. Aber der Deutschen Kraft ward verdoppelt durch das Vertrauen auf die gerechte Sache.

Gleich nach Sonnenaufgang entbrannte der Kampf. Keiner wankte, keiner wich. Viele der Tapfern waren bereits gefallen, aber noch immer war es zweifelhaft, wohin der Sieg sich wenden werde. Jeder Fußtritt wurde mit Blut erkauft; die Schilde der Krieger schwammen im Blut der Erschlagenen. Immer höher stieg die Sonne und ihre sengenden Strahlen fielen blendend in die Augen der Verbündeten. Durch diese unerträgliche Hitze ermattet, schwand nach und nach ihre Kraft; nur noch schwach fielen die Schwertstreiche und hier und dort ergriff ein Häuflein die schmähliche Flucht, verfolgt von den jubelnden Dänen, auf deren Seite das Schicksal den Sieg hinzulenken schien. Der Bürgermeister Soltwedel sprach den Seinigen Muth ein, nannte sie feige Schwächlinge, die der Freiheit nicht werth wären, und gab sich der augenscheinlichsten Lebensgefahr hin, um sie von neuem für den Kampf zu gewinnen — aber umsonst. Die Faust schien erlahmt, der Muth gebrochen. Da wühlte wilde Verzweiflung in seinem Innern. Er jagte auf seinem schäumenden Rappen aus der Schlacht, warf sich in einiger Entfernung vom Kampfgewühl auf die Knie nnd flehte in seiner großen Noth zu der heiligen Maria Magdalena. Und siehe, die Gebenedeite erhörte seine Bitte! Himmlisch lächelnd erschien sie und breitete ihren Schleier vor der brennenden Sonne aus.*)

Rasch erhob sich Soltwedel, schwang sich wieder auf sein Roß und mit dem Ausrufe: „Gott und seine Heiligen sind mit uns!" jagte er zurück in die Reihen seiner muthlos gewordenen Krieger. Neugestärkt durch den Schatten, folgten sie ihm gegen den siegestrunkenen Feind, der, den unerwarteten Angriff nicht ahnend, bald in Unordnung gerieth. Kaum hatten die Dithmarschen den neuen Angriff der Lübecker und die damit verbundenen günstigen Folgen wahrgenommen, so erhoben sie im Rücken der Dänen ein wildes Kriegsgeschrei, fielen wie verabredet den Feind mit umgekehrten Schilden an und brachten auch hier Unordnung und Verwirrung hervor. Waldemar überschaute mit Einem Blick das Gefährliche seiner Lage und kämpfte wie ein angeschossener Eber, Tod und Verderben um sich verbreitend; allein der Muth der Seinigen war plötzlich gebrochen. Obgleich sie noch kämpften, glich dieser Kampf doch mehr einem Rückzug als einem Vordringen. Und als nun gar der König, von dem Speer eines Dithmarschen im Auge getroffen, vom Pferde stürzte, ergriff in wilder Unordnung das ganze Dänenheer die Flucht. Nur

*) So erzählt die Sage. Gewiß ist wol, daß die Verbündeten eine andere Schlachtstellung genommen haben.

mit genauer Noth brachte ihn ein Däne in Sicherheit.

An 4000 Gefallene von beiden Theilen bedeckten das Schlachtfeld. Unter den vielen Gefangenen befanden ſich Herzog Otto von Lüneburg und drei Biſchöfe.

Dieſe Rettungsſchlacht iſt in Lübecks Annalen die ruhmvollſte; nicht nur, weil ohne ſie an keine Geſchichte eines freien Lübeck zu denken ſein würde, ſondern weil Lübecks Bürger ihr auch die von nun an fortdauernde Freiheit verdanken.

Von heiligem Dank getrieben und um dem von dem Bürgermeiſter Soltwedel während der Schlacht geleiſteten Gelübde zu entſprechen, erbauten die Lübecker noch in demſelben Jahre an dem Orte der zerſtörten Burg ein Kloſter und eine Kirche, der Maria Magdalena zu Ehren. Hier lud man jährlich am Maria-Magdalenen-Tage die Erſten der Stadt zum fröhlichen Mahl, hier ſpeiſte man die Armen. Hat nun auch die alles zerſtörende Zeit Kloſter und Kirche geſtürzt, ſo erinnert doch noch immer der Platz, an dem ſie geſtanden, die Enkel an die deutſche Tapferkeit ihrer Vorältern, und Klio wird ſolche heldenmüthige Bürgertugend für ewige Zeiten aufbewahren.

Der Friedhof der Guillotinirten.

Von Guſtav Raſch.

Der „Place de la Concorde" in Paris iſt wol einer der ſchönſten und intereſſanteſten Plätze der Welt. Wenn man auf dem etwas erhöhten Plateau von Asphalt in ſeiner Mitte neben dem Obelisken von Luxor ſteht, ſo reicht der Blick auf der einen Seite bis zum Palaſt der Tuilerien, auf der andern bis zum Triumphbogen Napoleon's, während man rechts auf die ſäulengetragene Fronte des Hauſes der Legislativen Verſammlung und links auf eine prachtvolle Kirche im griechiſchen Gewand, das Abbild des Parthenon, ſchaut. Und iſt der Platz nicht intereſſant, über den ſeit achtzig Jahren alle Revolutionen, welche Frankreich erſchütterten, in ihren blutigſten Phaſen ſowie in ihren Feſten vorüberſchritten? Der „Eintrachtsplatz" wechſelte ſo oft ſeinen Namen, wie dieſe Revolutionen und dieſe Feſte in einem andern Gewand auftraten. Zur Zeit der ſchändlichen Wirthſchaft Ludwig's XV. führte er den Namen nach dieſem „Guten König", dem der Gemeinderath der Stadt Paris dort eine Statue ſetzte, an deren Piedeſtal die allegoriſchen Bilder der Weisheit, des Friedens, der Kraft und der Gerechtigkeit angebracht waren. Aber das Volk von Paris hing dem König, welcher mit lorbergekröntem Haupt in römiſchem Gewand hoch zu Roß ſaß, einen Strick mit einer blechernen Büchſe um den Leib, verband ihm die Augen und befeſtigte an dieſem Piedeſtal eine hölzerne Tafel, auf der die Worte ſtanden: „N'oubliez pas le pauvre aveugle!" Wenige Jahre ſpäter wurde auf dem Platz Ludwig's XV. zur Feier des Einzugs der Königin Marie Antoinette jenes großartige Feuerwerk abgebrannt, bei dem allein das Bouquet 80000 Francs koſtete und bei dem über tauſend Menſchen den Tod fanden, die Verſtümmelten nicht gerechnet, weil die Stadtbehörde, welche in dieſer maßloſen Weiſe das Geld des hungernden Volks vergeudete, den Garden keine Vergütung zur Aufrechthaltung der Ordnung bezahlen wollte. Die blutige Revolution, welche bald nachher aus dieſer traurigen Misregierung hervorging, ſtürzte die königliche Statue, auf deren Fußgeſtell wenige Wochen früher die Worte zu leſen waren:

O la belle statue, o le beau piédestal!
Les vertus sont à pied et le vice à cheval!

in Trümmer. Eine koloſſale Statue der Freiheit wurde an ihre Stelle geſetzt und der Platz Ludwig's XV. hieß nun „Place de la Révolution". Am 10. Auguſt feierte der Revolutionsplatz ein neues Feſt, die Abſchaffung des Königthums; es war zugleich ein Einigungsfeſt aller Departements, an dem ihre Abgeſandten mit einem Becher von Achat aus dem Brunnen der Wiedergeburt ſchöpften und miteinander das Wiedergeburtswaſſer tranken. Alle folgenden Feſte, das Feſt des höchſten Weſens, das Feſt der Abſchaffung der Sklaverei, das Feſt der Tugend, das Feſt der Ehegatten, das Feſt der Greiſe, wurden hier ebenſowol wie auf dem Marsfelde und auf dem Baſtilleplatze gefeiert. Im Jahre 1814 feierten die alliirten Truppen auf dem Platze, der von nun an „Der Eintrachtsplatz" getauft wurde, den Sturz Napoleon's mit einer ruſſiſchen Meſſe. Seitdem hat der Eintrachtsplatz wiederum die Geſchicke Frankreichs in ihren verſchiedenſten Wandlungen vorüberziehen ſehen. Nachmals hielt der „Kaiſer" während der „Hundert Tage" hier eine Revue; Karl X., der letzte der Bourbonen, zog hier mit den Reſten ſeiner Truppen vorüber, als das Volk von Paris das Louvre mit Sturm genommen hatte, um weit von Frankreich

einsam in der Verbannung zu sterben und unter dem Todtengesange einiger armen Mönche in einer österreichischen Klosterkirche begraben zu werden; der „Bürgerkönig" stieg wenige Schritte von dem Obelisken von Luxor, den ihm einst der Pascha von Aegypten geschenkt hatte, in den armseligen Fiaker, der ihn aus den Barrièren „des wild-empörten Meers Paris" hinausführte; dann feierte hier die demokratische Republik des Februar alljährlich ihr Constitutionsfest — und heute schmückt der Gemeinderath von Paris die Brunnen, die Statuen und die Terrassen des ehemaligen Revolutionsplatzes alljährlich mit strahlenden Girandolen und Feuerguirlanden zur Feier des Napoleonstags, des Festes des Bonapartismus. Welches Fest oder welch schreckenvolle Tage wird der Revolutionsplatz nach der Feier des Napoleonstags sehen?

Werden die blutigen Tage, von denen Châteaubriand sagte, als er den Plan, an der Stelle, wo das Schaffot König Ludwig's gestanden hatte, einen Springbrunnen zu errichten, bekämpfte, daß alles Wasser in der Welt nicht ausreiche, den Platz von dem hier vergossenen Blute zu reinigen, für den Revolutionsplatz wiederkehren? Wenn man die Rache und den Haß betrachtet, welche die Regierung des dritten Napoleon in Frankreich durch ihre Deportationen nach Afrika und Cayenne und durch ihre Menschenopfer jenseit des Weltmeers anhäuft, so scheint dem fast so. Wo heute der Obelisk von Luxor steht, stand während der sogenannten Schreckenstage die Guillotine. Man hätte den Revolutionsplatz damals den „Platz der Guillotine" taufen sollen. Die philanthropische Erfindung des Doctor Guillotin siedelte in den ersten Tagen des Januar von dem Grèveplatz nach dem Revolutionsplatz hinüber. Hier blieb sie während der Schreckenstage, kam dann auf den St.-Antonsplatz und nach der Barrière de Trône, von wo sie, Robespierre zu Ehren, wieder auf den Revolutionsplatz zurückgebracht wurde, bis im Juli 1795 ein Decret des Convents den Grèveplatz wieder in seine alten Rechte einsetzte. Der Hauptplatz ihrer Thätigkeit war also der Revolutionsplatz. Die Zahl ihrer Opfer schlägt man während dieser zwei Jahre auf mehr als 2800 an. Der König Ludwig machte den Anfang. Er bestieg muthig das Schaffot wie fast alle Royalisten und Republikaner der damaligen Zeit. Man kann ja auch das Sterben lernen, und wer damals unter dem Fallbeil der Guillotine starb, starb eben für seine Ueberzeugung. Als der Henker dem Volke das blutige Haupt des Königs zeigte, erhob sich der tausendstimmige Ruf: „Vive la république!" Des Abends waren alle Schauspielhäuser voll, als wenn sich nichts ereignet hätte. Am 17. Juli fiel das schöne Haupt Charlotte Corday's, welche durch eine antike That das Vaterland zu retten glaubte. Dann bestiegen die Girondisten das blutige Gerüst, Brissot mit einundzwanzig Genossen. In ihnen waren alle Tugenden und alle Talente des republikanischen Frankreich verkörpert, ihnen fehlte nur die Energie der That. Sie starben, wie man von ihnen erwarten konnte, muthig, unter dem Gesange der Marseillaise. Auch der Kopf der Frau Roland fiel in diesen Tagen — eine That, welche Robespierre nie verantworten kann. Die Revolution war aus dem Hause dieser geistreichen, heldenmüthigen und edeln Frau ausgegangen; sie war die erste Republikanerin in Frankreich gewesen. Robespierre hatte jene Zeit vergessen, wo er sie fragte: „Qu'est-ce que donc la république?" Am 16. October wurde Marie Antoinette hingerichtet, bald darauf der Herzog von Orleans, der Vater des Bürgerkönigs. Er starb, wie er gelebt hatte: wie ein Roué. Auch eine Frau, welche durch ihre Verschwendung viel zur Entwickelung der Revolution beigetragen hatte, wurde damals in ihrem Alter von der Hand des Schicksals erreicht. Ich meine die Gräfin Dubarri. Die einst so übermüthige Gräfin hatte dem Fallbeil gegenüber allen Muth verloren. „Herr Henker", schluchzte sie, „lieber Herr Henker, nur noch einen Augenblick!" Und als der Henker kein Mitleid hatte, kratzte, biß und schlug sie so um sich, daß drei Knechte zu thun hatten, sie nur auf dem Bret festzuhalten, bis ihr Kopf gefallen war. Am 24. März des folgenden Jahres wurde Hébert mit seinen Parteigenossen hingerichtet, dann die Orleanisten und die Anhänger Marat's. Die Guillotine machte die Runde durch alle Parteien. Am 8. April starben auf dem Revolutionsplatz Danton, Camille Desmoulins und Hérault de Sechelles. Danton wollte seinen Freund Hérault de Sechelles nochmals umarmen, bevor er die Treppe zur Guillotine hinanstieg. Der Henker verweigerte ihm seinen Wunsch. Da rief Danton: „Kannst du grausamer sein als der Tod? Du wirst es doch nicht verhindern, daß unsere Köpfe sich im nächsten Augenblick im Korbe küssen!" Acht Tage später kamen die Frauen Hébert's und Camille Desmoulins', Chaumette und Ana-

charſis Cloots an die Reihe und im folgenden Monat ſtarb die arme Prinzeſſin Eliſabeth. Am Tage, wo ſie hingerichtet wurde, war das ſchönſte Frühlingswetter. Die Frauen, welche, wie gewöhnlich, in großer Anzahl Zuſchauer der ſchrecklichen Scene waren, hatten faſt alle Roſenſträuße in den Händen. Die Atmoſphäre rund um die Guillotine duftete von dem Geruch der Roſen. Welche Contraſte! Dieſes Blut und dieſe Roſen! Bald darauf nahmen die Hinrichtungen einen entgegengeſetzten Charakter an. Die Royaliſten, die Girondiſten, alle Unentſchiedenen und Halben waren durch die Energie des Wohlfahrtsausſchuſſes gefallen; jetzt trat das Schickſal an ſeine eigenen Mitglieder und an die Mitglieder des Gemeinderaths, welche ſeine hauptſächlichſte Stütze geweſen waren, heran. Am 28. Juli 1794 fielen auf dem Revolutionsplatze unter dem Beil der Guillotine die Köpfe Robespierre's, St.-Juſt's, Couthon's, Dumas' und anderer Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes und fünf Tage ſpäter ſtarben auf dem blutigen Platze nicht weniger als ſiebzig Mitglieder der revolutionären Gemeindebehörde.

„Den rothen Schrecken" nennen noch heute alle Geſchichtſchreiber der europäiſchen Reaction jene beiden blutigen Jahre, deren Zeuge der Revolutionsplatz in ihren fürchterlichſten Momenten war. Aber war „Der weiße Schrecken", der vom 10. Thermidor bis zur Einſetzung des Directoriums in den ſüdlichen Provinzen Frankreichs wüthete und deſſen empörende Scheußlichkeiten Louis Blanc in ſeiner „Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution" ſchildert, etwa blaſſerer Natur? Stehen die Metzeleien der Muscadins nach dem Thermidor, ſtehen die Grauſamkeiten der Royaliſten in den Provinzen, ſelbſt die feige Hinterliſt des Adels am 9. Auguſt etwa den Hinrichtungen auf dem Revolutionsplatze nach? Und fielen jene Opfer nicht *während* des Revolutionskampfes, während „der weiße Schrecken" *nach* dem Revolutionskampfe wüthete? Und iſt von der Guillotine auf dem Revolutionsplatze bis zu den Hinrichtungen eines Haynau, eines Berg und eines Murawiew, bis zu den Deportationen Napoleon's nach Lambeſſa und nach Cayenne etwa ein ſo weiter Schritt? Die Geſchichte aber ſteht über den Parteien und ſie ſagt, daß der Convent, während er ſo viel Armeen wie Siege ſchuf, mit denen er die auswärtigen Feinde Frankreichs niederwarf, für die Fortſchritte, welche Frankreich damals auf der Bahn der Civiliſation, der Wiſſenſchaft und der freiheitlichen Entwickelung im Innern machte, weit mehr gethan hat als alle frühern und ſpätern franzöſiſchen Regierungen zuſammengenommen. Die Ecole centrale, die Ecole polytechnique, die Nationalarchive, das Bureau des Longitudes, das Muſée-National, das Conſervatoire des arts et métiers, faſt alle Spitäler und Krankenhäuſer in Paris, die Ecole normale, die Naturaliencabinete des Jardin des plantes, die neue Einrichtung des Inſtitut de France, die Verbeſſerungen im Münzfuß, im Maß und Gewicht, alle Fortſchritte in der Maſſenfabrikation, in der Hanfcultur, in der Seidenfabrikation ſind Schöpfungen des Convents; der Convent iſt ebenfalls Schöpfer des Centraliſationsſyſtems ſowie des „Code Napoléon" — „der große Kaiſer" hat dem fertigen Werk nur ſeinen Namen gegeben, ebenſo wie die meiſten der großen Verbeſſerungen, welche er in der Verwaltung Frankreichs vorgenommen hat, nur Fortſetzungen der Arbeiten des Convents waren. Dieſe große Seite iſt in dem Weſen der Behörde, welche die permanente Guillotine ſchuf, noch nie von den Geſchichtſchreibern recht gewürdigt worden.

Trotzdem war die permanente Guillotine ein politiſcher Fehler, deren Entſchuldigung in dem Fanatismus der Zeit, in den Revolten der Royaliſten und in der Gefahr der äußern Lage zu finden iſt. Die Leichen der auf dem Revolutionsplatz Hingerichteten wurden ſämmtlich auf dem ehemaligen Magdalenenkirchhofe begraben. Er lag an dem nördlichen Ende der Rue de la Madeleine. Dort fanden die Führer der Gironde und des Bergs, die Royaliſten und die Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes, die „Weißen", die „Blauen" und die „Rothen", König Ludwig und Robespierre, die Gräfin Dubarri und die Prinzeſſin Eliſabeth, Camille Desmoulins und St.-Juſt, Hébert und der Herzog von Orleans, Marie Antoinette und Fouquier-Tinville, Danton und die Roland — die Opfer und ihre Richter eine gemeinſame Ruheſtätte. Fünfundzwanzig Jahre hindurch war der Magdalenenkirchhof der *Friedhof der Guillotinirten*; ſie ſchliefen dort nebeneinander in gemeinſamen Gräbern, alle mit den Köpfen unter dem Arm. Einen ſo wunderbaren Friedhof hat Europa nicht zum zweiten mal aufzuweiſen oder es müßte etwa das unterirdiſche Gewölbe der St.-Peterskapelle im Tower ſein, wo die auf Towerhill und auf dem Grünen Plan vor dem Beauchampthurm Hingerichteten

ebenfalls mit ihren Köpfen unter dem Arm oder mit gebrochenem Genick, Mörder und Opfer nebeneinander schlafen.

Der Friedhof der Guillotinirten ist auch noch heute im „neuen Paris" zu sehen. Der Staub der Hingerichteten, die Stelle, wo sie schlafen, ihr gemeinsames Grab ist dasselbe geblieben. Nur drei von den Opfern des Revolutionsplatzes haben sich aus dem Kreise ihrer Todesgefährten getrennt: König Ludwig, Marie Antoinette und die Prinzessin Elisabeth. Ihr Staub wurde in die Gruft der Könige nach St.-Denis gebracht. Als Ludwig XVIII., der vorletzte Bourbon in Frankreich, der in der Verbannung und in seinem wechselvollen Leben nichts gelernt und die ganze Vergangenheit vergessen hatte, wieder den vom Blut seines Bruders befleckten Thron bestieg, ließ er über dem Friedhof der Guillotinirten in der Madeleinestraße eine Kapelle aufführen. Durch eine Vorhalle tritt man auf einen weiten, von epheuberankten Mauern eingefaßten Platz in einen auf einer Terrasse belegenen Hof, der an seinen vier Seiten von Arcadenreihen eingeschlossen ist. Die Mitte des Hofs nehmen von Epheu eingefaßte Rasenplätze ein, an den Langseiten desselben ruhen in sechzehn Gräbern die bei der Erstürmung der Tuilerien am 10. August gefallenen Schweizer. Jedes dieser großen Gräber bedeckt ein einfacher Grabstein. Der Vorhalle gegenüber erhebt sich die einfache, aber im großartigen Stil erbaute Kapelle über dem eigentlichen Friedhofe der Guillotinirten. Sie hat die Form eines Kreuzes, von einer Kuppel überragt. Zu beiden Seiten des Kreuzes erblickt man zwei vortrefflich gearbeitete Marmorgruppen. Die Gruppe rechts stellt den König Ludwig dar, welcher mit ausgebreiteten Armen und mit emporgewandtem Antlitz in den Himmel einzugehen scheint. Hinter ihm steht ein schöner, lächelnder Engel mit aufgehobenem Finger. Die Gestalt des Königs hat der Bildhauer lächerlicherweise mit dem Krönungsmantel umhüllt; mich wundert, daß er ihm nicht auch die Krone auf den Kopf gesetzt hat, dessen Ausdruck übrigens ein Meisterwerk der Plastik ist. Das Jenseits kennt keine Königsmäntel und keine Kronen. Am Piedestal kann man auf einer Marmorplatte mit goldenen Buchstaben das Vermächtniß des Königs lesen, welches er am 25. December 1792 in dem jetzt auch von der Erde verschwundenen Tempelthurm schrieb. Die Gruppe links besteht ebenfalls aus zwei Figuren, die Königin Marie Antoinette, im Schmerz halb zusammengesunken, halb sich aufrichtend, mit beiden Armen eine weibliche Gestalt im faltigen Gewand umfassend, welche sie emporzuheben sucht. Die weibliche Gestalt stellt den Glauben dar; ihr mildes, ernstes Antlitz trägt die Züge der Prinzessin Elisabeth. Auch hier hat der Künstler weder den Krönungsmantel noch die Krone vergessen; nur ist die Krone zur Erde gefallen. Auf dem Piedestal, auf dem die Gruppe sich erhebt, steht der rührende Brief geschrieben, den die Königin am Tage vor ihrer Hinrichtung an die Prinzessin Elisabeth schrieb, welche ihr nach einigen Monaten folgen sollte. Ein Basrelief über der Eingangspforte stellt die Ueberführung der königlichen Reste nach St.-Denis dar; unter dem Dome sind die Hauptstücke der Messe ebenfalls in Basreliefs angebracht. Der Altar ist einfach ohne Bild. Weit interessanter als die Marmorbilder und die Basreliefs sind in dieser Kapelle auf dem Friedhof der Guillotinirten aber die Wände. Sie sind ohne Schmuck, aber ihre Steine umschließen den Staub aller auf dem Revolutionsplatz Hingerichteten. „Du kannst nicht verhindern, daß unsere Köpfe sich im nächsten Augenblick in jenem Korbe küssen!" sprach Danton zum Henker, ehe er die Stufen des Blutgerüstes hinanstieg. In dem Innern dieser Mauern küßt der Staub Robespierre's und St.-Just's den Staub der Opfer der Guillotine, welche sie auf dem Revolutionsplatz für permanent erklärten. Die Asche aller, welche das Fallbeil in seiner mehr als zweijährigen Wirksamkeit auf dem Revolutionsplatz zum Tode führte, ist innerhalb dieser Mauern aufgehäuft. Sonderbares Verhängniß in der Geschichte!

Es war 9 Uhr Morgens, als ich die Kapelle auf dem Friedhof der Guillotinirten besuchte. Es war niemand da, die rothsammtnen Bänke und Stühle standen verlassen. Nur ein Priester stand im Meßgewand vor dem Altar, den Kelch in der Hand, neben ihm der Ministrant mit seinem Glöckchen. Er administrirte das heilige Geheimniß der Kirche. Er beugte dreimal die Knie, er consacrirte den Kelch, er sprach das „Dominus vobiscum" und der Ministrant klingelte mit seinem Glöcklein; dann ging er, den Kelch in der Hand, eine Seitentreppe hinab, welche durch die Mauern, in denen der Staub der auf dem Revolutionsplatze Guillotinirten begraben liegt, in eine kleine unterirdische Kapelle führt. Dort unten steht ein Sarkophag von Porphyr auf der Stelle, wo Ludwig und Marie Antoinette begra-

den lagen. Ich ging dem Priester nach; auch in der unterirdischen Kapelle war niemand. An diesem Sarge las er im Innern dieses stillen Friedhofs der Guillotinirten die stille Todtenmesse zum zweiten mal. Es war am 16. October, dem Jahrestag der Hinrichtung der Königin.

Der „Ungarische Simplicissimus".

I.

Er. Sch. — Unter den Nachahmungen, die unser „Simplicissimus" hervorgerufen, ist der „Ungarische oder Dacianische Simplicissimus" die interessanteste und werthvollste Arbeit. Für seine Zeit ist das Buch so wichtig für die Kenntniß von Land und Leuten in Ungarn wie das Werk des Deutschen Elsner oder des Engländers Paget in unserm Jahrhundert.

Der „Ungarische Simplicissimus" erschien angeblich im Jahre 1683 ohne Angabe des Druckorts und des Verfassers, welche beide ein Geheimniß geblieben sind. Ist er in Ungarn erschienen, dann ist er wahrscheinlich in Leutschau oder Bartfeld gedruckt worden; innere Gründe möchten indeß annehmen lassen, er sei in Süddeutschland erschienen. Der „Simplicissimus" läßt den Ungarn alle Gerechtigkeit widerfahren, wo sie es verdienen. Wenn er sich aber in Ungarn zu sagen erlaubt hätte: „Sie sind auch gar faule Leute zum Arbeiten; wenn sie's schon sauberer und besser haben könnten, thun und achten sie's doch nit! . . . Summa, wenn nur das Vieh kochen, waschen, pflügen, säen, schneiden, ernten, fischen und andere Arbeit verrichten könnte, legten sie sich auf die faule Haut und thäten wenig" — hätte „Simplicissimus" solche und ähnliche derbe Wahrheiten in Ungarn drucken lassen, wäre er oder der Drucker wahrscheinlich erschlagen worden. Der Verfasser ist ein Nichtgelehrter, höhere Bildung geht ihm ab, wenngleich er eine Zeit lang an den Gymnasien zu Leutschau und Käsmark studirt hat; er ist ein Mann aus dem Volke, aber ein vortrefflicher Beobachter und prächtiger Erzähler, naiv und wahrheitliebend, voll Humor und Mutterwitz, voll Freimuth und Unparteilichkeit.

Simplicissimus selbst gibt in dem Titel den Inhalt seines Buches an: 1) seinen „Wunderlichen Lebens-Lauff und Sonderliche Begebenheiten gethaner Reisen"; 2) die „Wahrhafte Beschreibung des vormals in Flor gestandenen Ungarlandes"; 3) dieser „Ungarischen Nation ihre Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und führende Kriege". Der „Wunderliche Lebenslauf" gibt selbstverständlich den rothen Faden ab, der sich durch das Ganze schlingt. Simplicissimus, in Schlesien geboren, dessen wohlgeordneter Hauptstadt er ein eingehendes Kapitel widmet, macht gar Hartes in seinen Kinderjahren durch und ist in Gefahr, ein echter Thunichtgut zu werden. Er kommt durch seinen Bruder zu einem polnischen Edelmann als ein Mittelding zwischen Schreiber und Bedienten und gibt eine köstliche Schilderung dessen, was die Schlesier „polnische Wirthschaft" nennen. Von dem jungen Töchterlein des Gutsbesitzers unterstützt, besucht er eine Zeit lang die lateinische Schule der nächsten Stadt, muß aber „wegen des Geredes" in die Ferne reisen und entschließt sich, in der Zips weiter zu studiren. Als lustiger Bruder Studio geht er mit andern „Studentenpürschle" über Teschen und durch den Gablunkapaß über die Karpaten nach Ungarn; an der Grenze müssen alle Reisenden von einer förmlichen Räuberansiedelung den Durchzug erkaufen.

Simplicissimus gelangt nach Käsmark, wo er das Gymnasium besucht; von hier unternimmt er mit mehrern Kameraden einen Ausflug in die Hohe Tatra, welchen er höchst anschaulich, ohne Uebertreibung, beschreibt. Da ihm ein slowakischer College mit etwas Geld durchgebrannt ist, begibt er sich zu Fuß nach der Liptau zu dessen Aeltern und berichtet mit sprudelnder Studentenlaune viel Drolliges über die Liptauer. Von Käsmark zieht Simplicissimus nach Leutschau, wo er eine Anzahl armer Landsleute an der Schule findet. Er wollte durchaus Theologie studiren, aber da er wegen der überhandnehmenden Gegenreformation in seiner Heimat Schlesien nur trübe Aussichten hatte, nirgends Unterstützung und Gönner fand, wie er überhaupt seit seiner Kindheit niemand hatte, der ihm mit Rath und That beistand, mußte er nun im 19. Lebensjahre aus Mangel an Mitteln die Studien aufgeben und lernte die „Kunstpfeiferkunst"; der Lehrjunge des leutschauer Stadttrompeters hatte ihm die Anregung dazu gegeben. Es erging ihm als Lehrjungen des Musikus in Zeben, damals noch einer deutschen Stadt oberhalb Eperies, ziemlich schlecht; sein Glücks- oder Unglücksstern trieb ihn bald in gleicher Eigenschaft nach dem damals wohlhabenden und wichtigen Bartfeld. Um einer an sich sehr achtbaren Handlung willen wurde er von der Obrigkeit ausgewiesen und zog — noch immer Lehrjunge — gegen Kirchdrauf am Fuße der Zipserburg. Unterwegs geräth er zwischen den Comitaten Scharosch und Zips in dem militärisch wichtigen Passe Braninsko, Purzelgrund, in die Hände einer 300 Köpfe starken Räuberbande, deren andere entfernte Genossen auch die andern Wege nach Polen besetzt hielten, dem Handel schwere Wunden schlugen und im Sommer — denn im Winter lebten sie meist friedlich in ihren Dörfern — an den Landstraßen brandschatzten. Simplicissimus fand den Paß voll Menschen- und Pferdegebeine, da dort ein deutsches Kriegsheer von einem siebenbürger Fürsten und den Osmanen aufgerieben worden. Nur daß er durch sein Blasen auf der Trompete den Räubern Kurzweil verschaffte, rettete ihm das Leben. Das gefährliche Abenteuer lenkte jedoch seine Schritte von der Zips ab und nach Eperies und Simplicissimus wurde von Rakoczy, dem Comitatsgrafen, als Heerpauker auf der prächtigen Burg Scharosch angenommen.

Ein Raubzug der Osmanen in die Hegyallya, das Tokayergebirge, setzte die Truppen der Comitate

und Freiſtädte in Bewegung und Simpliciſſimus zog als Heerpauker mit den ungariſchen Soldaten wider den Erbfeind; damit beginnen ſeine Kreuz- und Querzüge in dem ſüdlichen und nordöſtlichen Ungarn. Er führt ein bewegtes Leben; ſeine Schilderungen werden noch feſſelnder als bisher; ſie ſind ebenſo fern von Pedanterie und Schwerfälligkeit als von Rodomontaden, Ausgeburten einer wüſten Phantaſie und der in ähnlichen Büchern ſeiner Zeitgenoſſen ſich breitmachenden Gemeinheit. Simpliciſſimus gibt ſich nicht gerade als einen Tugendſpiegel, aber er iſt auch kein roher Landsknecht; naive Keckheit, fröhliche Laune, die deutſche Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit machen ihn allenthalben wohlgelitten. Er macht manchen derben Soldatenſpaß mit unter den ungariſchen Reitern, denen das Wirthshausleben lieber iſt als die Kirche, die lieber fluchen als beten, aber die auch ſehr genügſam ſein können, gegen die Türken mit verwegener Tollkühnheit losgehen, brave Kameraden und trotz aller Roheit im Grunde gute Burſchen ſind. Ganz vortrefflich, wie vor ihm und nach ihm kein anderer, beleuchtet Simpliciſſimus das Verhältniß der Eingeborenen zu den Kaiſerlichen, der Chriſten zu den Osmanen, welche damals die ganze Ebene Ungarns und einen Theil des Berglandes innehatten. Einen weitläufigen und hochſchätzbaren Bericht widmet er der Stadt Kaſchau und ihren Denkwürdigkeiten. Simpliciſſimus war ein tüchtiger Soldat und von ſeinem Kapitän gut gehalten; bei einem Spaziergang wurde er von Martalosen (chriſtlichen Renegaten) gefangen und — als Soldat — an den Paſcha von Erlau verkauft; er mußte viel Mühſal durchmachen, ehe er wieder aus Gefängniß und Ketten erlöſt ward.

Das Soldatenleben war ihm aber fortan verleidet. Er kam als Lehrling zu dem Hofmuſiker eines Magnaten, Bocskay, und zog nun mit ſeinem Lehrherrn auf allen möglichen Hochzeiten, Gaſtereien und Begräbniſſen des mittlern und hohen Adels im eigentlichen Ungarn, dem calviniſchen Donautheißlande, herum, hielt ſeine Augen wacker offen mit aller Jugendfriſche, mit der Schärfe eines klaren Kopfes. Geſund und treffend ſind ſeine Bemerkungen über das derbe Genußleben der hohen Stände, die noch keine geiſtigen Genüſſe kennen, und die ſorgloſe Lebensweiſe des Volks. Simpliciſſimus wurde von ſeinem Lehrherrn hinter dem Rücken des Grafen Bocskay an einen Magnaten um 100 Gulden verkauft — von welchem Handel er indeß nichts erfuhr — und lernte nun die Marmaroſch und Siebenbürgen kennen. Sein neuer Herr verſchenkte ihn bald an einen Herrn Vetter, der ihn zu einer Art Salzbergwerksbeamten erhob; hier ſtand ſich Simpliciſſimus trefflich und kam in gute Geſellſchaft. Aber eine ausbrechende Peſt tödtete den Magnaten und die fetten Tage des Simpliciſſimus hatten vor Jahresfriſt ein Ende; er ward dienſt- und brotlos.

Siebenbürgen und die Moldau waren damals türkiſche Zinsländer. Der tollkühne Großfürſt von Siebenbürgen, Rakoczy, und der Wojwode der Moldau, Stephan, der „ſchwarze Vajda", wollten ſich von der Pforte losreißen. Rakoczy unterlag in dieſem Kampf und flüchtete ſeine Schätze, gemünztes Gold in zwölf Büffelhäute eingenäht, in das Stammſchloß Saros-Patak, allwo die „berühmte" calviniſche Hochſchule; Stephan, ſein Bundesgenoſſe, ließ ſeine Schätze in das Hochgebirge Siebenbürgens bringen und daſelbſt vermauern. Nachdem er die türkiſchen Sklaven, die dieſes Geſchäft beſorgten, hatte tödten laſſen, floh er mit allen, die in Siebenbürgen nicht heimiſch waren, vor den Osmanen aus dem Lande und zog nach Kaſchau, wohin auch Simpliciſſimus zufällig auf ſeinen Wanderungen kam. Als alles wieder ruhig geworden war, ſammelte Stephan mit kaiſerlicher Erlaubniß Volk in Oberungarn, um ſeine Schätze abzuholen, deren Verſteck nur ihm und ſeinem Sohne bekannt war. Einige tauſend Mann wurden geworben, unter ihnen Simpliciſſimus, abermals als Trompeter; der Schatz an Gold und Edelſteinen wurde gehoben, aber manche der Neulinge hauchten bei einem Ueberfall ihr Leben unter den Säbeln der Türken und Tataren aus. Weil der Anführer der Neugeworbenen, ein ſehr berühmter Kapitän, einen Unterſchleif begangen und ſich unſichtbar gemacht hatte, wurden die Soldaten wieder abgedankt. Zu jener Zeit herrſchte in Siebenbürgen ein verwirrter Zuſtand; hochfliegende Pläne erhitzten die Köpfe ſeiner ehrgeizigen Magnaten. Oeſterreich ſchien ihnen zu fern, als daß ſie ihm mit gegründeter Ausſicht auf Schutz gegen die Pforte hätten huldigen können und wollen. Dazu kam, daß die ſiebenbürgiſchen Herren nach einer unabhängigen Stellung zwiſchen der Türkei und dem Kaiſerſtaat ſtrebten, die Habsburger wegen ihrer Tyrannei und Unduldſamkeit gegen Lutheraner und Reformirte verhaßt waren. Daher fortwährende Aufſtände gegen die Oeſterreicher. Raſch nacheinander tauchten mehrere Großfürſten auf, Creaturen der Pforte, ohne Macht und Halt. Die „hin- und herverlaufenen Völker" wurden von Rakoczy's falſchen Freunden heimlich angeworben. Als Kammerdiener eines dieſer Edelleute, Achaz Barcſay's, kam Simpliciſſimus nach Konſtantinopel, wo Barcſay gegen das Verſprechen eines jährlichen Tributs zum Großfürſten Siebenbürgens beſtallt ward. Bei den Ständen Siebenbürgens aber fand Barcſay keine Anerkennung und reiſte zum zweiten mal nach Konſtantinopel. Unterwegs, in Adrianopel, erkrankte Simpliciſſimus und kam todkrank in Konſtantinopel an. Doch ward er vom Tode gerettet, einige Griechen nahmen ſich ſeiner an. Barcſay war mittlerweile nach Siebenbürgen zurückgekehrt und als Verräther des Vaterlands enthauptet worden. Hier ſchließt das Buch.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Fahrende Muſikanten und Sänger in Wien.

Bc. — Poeſiereiche Gemüther haben in dem Leben der „freien Weltbürger" einen Hauch von Romantik gefunden und die Abſicht ausgedrückt, bei dem Eintritt gewiſſer betrübender Ereigniſſe als fahrende Muſikanten luſtig in die Welt hinauszuwandern. Auch auf uns übten dieſe Künſtlerfamilien und -Geſellſchaften, die ſich das weite Reich der Töne und des Geſangs zum Wirkungskreis erkoren haben, von jeher eine eigene Anziehungskraft.

Wo aber kann dieſe Neigung zu einer vollern Befriedigung gelangen als im ſchönen Oeſterreich, deſſen bunte Stämme eine ausgeſprochen muſikaliſche Ader beſitzen? Oeſterreich und Muſik ſind ſynonyme Bezeichnungen.

Selten ſehen wir eine größere Vereinigung derartiger Elemente als auf den großen Volksfeſten im Prater; hier können wir ſie verfolgen, von der ſtattlichſten Muſikbande bis zu den einſamen Spielarten, die man als verlorene muſikaliſche Poſten bezeichnen muß.

Voran ſtehen jene brüderlich-muſikaliſchen Verbindungen, die man in einigen Theilen Deutſchlands einfach als „Böhmiſche Muſikbanden" bezeichnet; in andern dagegen, ohne beſondere Rückſicht auf ihre Anzahl, als die „Sieben Gebrüder". Sie ſind jederzeit bereit, ihre Blechmuſik an den Mund zu nehmen, ſtellen ſich mit Vorliebe an Wirthshausthüren auf, da, wo ihnen der Einblick in die Küche zugleich geſtattet iſt, und machen ſich das Vergnügen, beim Blaſen die Augen ſehnſüchtig von der einen zur andern Thür ſchweifen zu laſſen, eine Sehnſucht, die ſie auch in ihren rührendſten Klängen auszudrücken ſcheinen. Hier in Oeſterreich kommt einige Abwechſelung in dieſe böhmiſchen Muſikbanden durch die Zigeunermuſikbanden. Ob ſie dieſe Bezeichnung mit vollem oder getheiltem Recht tragen, wagen wir nicht zu entſcheiden; jedenfalls aber tragen ſie dieſelbe mit einem Stolz, der wol für die Echtheit ſprechen könnte. Zur Sommerszeit ſcheinen ſie ihr Abſteigequartier bei einem Buſchenſchenker im äußerſten Prater zu nehmen, wo ſie an Sonntagen mit bewundernswerther Ausdauer „Cſárdá" aufſpielen. Soldaten aus ungariſchen und kroatiſchen Regimentern und Burſche in knappen ungariſchen Röcken und enganſchließenden Unausſprechlichen führen dieſen nationalen Abſatztanz entweder unter ſich oder mit Kroatenmädchen auf, die, voll naturwüchſiger Koketterie herausgeputzt, den Boden mit ihren Männerſtiefeln tapfer bearbeiten wie die Krieger. Der wilde, aber nicht ausgelaſſene Tanz bringt unwillkürlich Lenau's prächtige Verſe in das Gedächtniß:

Kräftige Burſche tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Drehen ſie ſchnell im wechſelnden Kreiſe
Nach der Muſik beſchleunigter Weiſe
Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Roſenblatt der Orkan.
Zitternd dröhnt die geſtampfte Diele
Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Ein Realiſt würde freilich der Wirklichkeit gegenüber die „Roſenblätter" verdächtigen und lieber Kohlblätter ſagen.

Für das Aeußere dieſer Zigeunermuſikanten gibt es keinen andern Ausdruck als eben zigeunermäßig. Alle zeichnen ſich durch einen gleich üppigen, ſchwarzkrauſen Haarwuchs aus und durch einen Teint, für welchen die Worte gelb oder braun nicht mehr hinreichen. Auch ſcheint nur wieder eine ſolche Haut die Zierde des Mannes in ſolcher Fülle und Färbung hervorbringen zu können. In der Kleidung aber geben die Zigeuner den klarſten Beweis ihres kosmopolitiſchen Charakters. In den Stoffen und im Zuſchnitt ihrer Röcke, in ihren Stiefeln und Hüten findet man bei guter Beobachtungsgabe und vieler Sachkenntniß die Erzeugniſſe aller Nationen heraus. Wahrhaft unſchuldig ſehen neben dieſen urwüchſigen Geſtalten die muſikaliſchen Tirolergeſchwiſter aus, welche ſich in ſchöner Wahl bei Volksfeſten einſtellen und ſich gar anmuthig in einem Gebüſch zu poſtiren verſtehen. Es ſind zwei Damen und zwei Herren, die ihre Verwandtſchaft dadurch beweiſen zu wollen ſcheinen, daß ſie bei ihren verſchiedenen Jodlern und Juchzern alle den Mund in ganz gleicher, aber nicht ſehr anziehender Weiſe nach dem linken Ohre ziehen. Uebrigens nehmen ſich derlei Geſellſchaften mit ihren ſpitzen Hüten, ihren bunten Bändern und Sträußern und die Frauen im knappen Mieder aus der Ferne ſehr gut aus.

Einem einſamen, dem Anſchein nach ſchwermüthigen Jünger der Muſik aus denſelben Bergen begegnen wir in einem ſtillen, finſtern Zitherſpieler. Er ſitzt an einem Schenktiſche mit tief in das bärtige Geſicht gedrücktem Hute und bearbeitet ſein Inſtrument, ohne ſeine Umgebung zu beachten, mit einem Ausdruck von Lebensüberdruß, der lebhaft an den alten Harfner in den „Lehrjahren" erinnert. Die einzige Zerſtreuung, die er ſich erlaubt, beſteht in einer kurzen, aber ernſtlichen Unterredung mit ſeinem Bierkruge, der niemals leer vor ſeiner Zither ſteht. Die Zuhörerſchaft iſt der Erwähnung werth; ſie entſpricht dem Virtuoſen. Es ſind einige langhaarige Jünglinge von ſchwärmeriſchem Ausſehen und ebenſo vielen ſo gewählt als „ſparſam" gekleideten Herren. Sind es vielleicht einige jener kleinen Beamten, die hier ihr trauriges — viele werden ſagen

beneidenswerthes — Geſchick, „noch immer nicht heirathen zu können", nach Neigung und Bedürfniß beſeufzen? Jede Störung, jeder rauhe Ton, der die Harmonie der Zitherklänge und ihrer zitternden Seelen ſtört, erzürnt ſie. Ob es der Schrei eines Kindermädchens, das Kollern eines Bierfaſſes oder der Ruf eines Käſehändlers iſt: ſie heben ſtets alle in gleicher, zürnender Weiſe die Köpfe, als wären ſie von einem ſchmerzlich ſympathiſchen Bande umſchlungen. Auch wir drohten dem Zauber dieſer ſchwermüthigen Zither zu verfallen, da entriſſen uns die Töne einer gewaltigen Trommel dieſer Charybdis, um uns einer Scylla nahe kommen zu laſſen. Die Lärmtrommel wurde von einem Ungethüm gerührt, das, in einer fratzenhaften Verkleidung und Bemalung, halb Menſch, halb Thier, das Publikum aufforderte, einer Vorſtellung beizuwohnen, in der es den Teufel aus ſeinem Weibe treiben werde. Die Dame, von der dieſe anzügliche Rede ging, wartete das Ende der prahleriſchen Ankündigung nicht ab, ſondern zog ihren Caliban-Gemahl bei den Ohren von der untern Stufe der Tribüne, auf der er ſeine Rede gehalten, zu ſich herauf — das Publikum jubelte, es erfüllte im Augenblick die Bänke vor der Bühne, als ſollten die Kraniche des Ibykus vorüberfliegen. Aber ach, es war nur ein — Humbug! Die Gatten verſöhnten ſich im Anblick des „vollen Hauſes" und begannen ein Duett, das auch dem ſolideſten Nervenſyſtem gefährlich werden konnte.

Wir enteilten dieſer Miſchung von Muſik und Eheſtandsſcenen, um uns an „rein muſikaliſchen" zu erfreuen. Ein erhebender Anblick überraſchte uns diesmal. Auf einem größern, dichtbeſetzten Wieſenraum erhob ſich eine ſchlichte, altargleiche Bühne, auf der drei Perſonen ſaßen. Ein Mann von ernſtem Aeußern, ein Mann von poetiſchem Aeußern und ein Kind, von welchem man nicht gleich ſagen konnte, ob es ein richtiges Kind oder ein Affe ſei. Der Mann von ernſtem Aeußern hatte einen ſchwarzen ſpaniſchen Mantel leicht über die Schultern geworfen und ſaß regungslos und majeſtätiſch da. Er trug einen Bart à la Napoleon III., einen großen Federhut und tadelloſe Mantelfalten zur Schau, aber er rührte ſich nicht. Der poetiſche Herr dagegen ſpielte auf einer Reihe von Weingläſern mit großer Gewandtheit Klavier und wechſelte darin mit dem Wunderkinde ab. Zuweilen flatterte der Mantel im Winde auf, um, wie der Mantel der Liebe die Schwäche unſers Nächſten, ſo etwaige Misklänge zu bedecken. Die Geſellſchaft führte den Titel „Perſiſche Glockenſpieler"; es iſt ſo leicht, ſich aus irgendeinem Winkel Wiens zur Reiſe aus dem fernen Oſten nach dem Prater aufzumachen.

Ein kühner Uebergang iſt es von dieſen edeln Künſtlergeſtalten zu dem halben Dutzend ein wenig verwilderten Damen, die in jenem Winkel der Wieſe ihre Geſangstribüne aufgeſchlagen haben. In verſchiedenen Beziehungen bleiben ſie den Zuhörern ein Räthſel. Zunächſt in ihrem Alter; alle haben ſo karmoiſinrothe Wangen, wie ſie ſelbſt bei der blühendſten Jugend nur in Fieberanfällen vorkommen; dagegen ſo viele Fältchen und Furchen unter dieſer Farbe, daß die vertrauliche Frage: ob ſie nicht fürchteten, daß bei ſolcher Verſchwendung die Schminke aufſchlagen könne, nicht ſo ganz ungerechtfertigt erſcheint. Räthſelhaft auch bleibt ihre Nationalität. Vorherrſchend iſt die einfache Tracht der wiener Wäſcherinnen; daneben zeigen ſich die Uranfänge — oder aber die Ueberreſte — eines Tirolercoſtüms in Geſtalt eines Bruſtlatzes und einiger Blumenſträuße; daneben Anflüge polniſcher und griechiſcher Nationaltracht. Unverſtändlich wie dies Coſtüm iſt auch der Geſang der Damen. Es ſcheint eine ſchöne Abwechſelung von Jodlern und Gaſſenhauern zu ſein; bezeichnend dabei die wiener Marſeillaiſe mit dem Refrain:

Alleweil fidel, fidel! Alleweil fidel!

der das „Aux armes, citoyens!" ſehr gut ins Hochdeutſche überſetzt. Hinter der Tribüne, im Schatten der Bäume hat ſich ein Induſtrieller — o materialiſtiſches Jahrhundert! — mit einigen Bierfäſſern niedergelaſſen und die Sängerinnen verſchmähen es nicht, ſich von den zahlreichen Verehrern des „Geſangs" die Gaben des Gambrinus credenzen zu laſſen. So erhält das Publikum, das nur für das Hören bezahlt, noch obenein umſonſt den pittoresken Anblick dieſer Gruppe im luſtigen Grün. Wie verloren von dieſer auf die Höhe des Glanzes und der Freude gelangten Schar ſitzt hier unter einem Weidenſtamm eine einſame Harfeniſtin; ohne daß dabei ihrem Aeußern das Bewußtſein des Alleinſeins ſtark aufgeprägt wäre. Eine wahre Sirene, ſitzt dieſe Dame unter dem Baum, mit Sang und Klang die Vorübergehenden lockend — zu bitterer Täuſchung. Gewiß bereitete ſie ſchon manchem Mann einen ſtarken Aerger. Durch einen auffallenden Kopfputz und ſonſtige ſehr anziehend angebrachte Decorationen zieht ſie aus der weiteſten Ferne die Blicke auf ſich. Sie lehnt ihr Haupt in rührender Stellung an die alte Harfe und läßt zuweilen die Hände in nachläſſiger Anmuth von den Saiten niedergleiten.

Lorelei! Beruhigt euch — es iſt eine alte Lorelei! Die Schönheit iſt fort und nur die Gefallſucht geblieben! Der Uebergang zu den letzten, untergeordneten Vertretern der Muſik und des Geſangs iſt hier gegeben. Aber der Uebergang iſt ein allmählicher. Da iſt noch zu erwähnen die vereinigte Flöte, Geige und Guitarre, welche dich, du magſt daheim am Fenſter, im Freien oder im Wirthshaus ſitzen, unverſehens überfallen und mit einem billigen Concert erfreuen. In dunkeln Thorgängen, in windgeſchützten Straßenwinkeln oder auf verdächtigen Hofräumen erblickt man häufig die Flöte und Geige, bei deren herzzerreißenden Tönen man glauben ſollte, ſie ſeien dort engagirt, um die Ratten und Mäuſe als neue Rattenfänger von Hameln zu vertreiben. Unter den vereinzelten Muſikanten gebührt ohne Zweifel der erſte Rang jenen Künſtlern, die in ihrer Perſon ein ganzes Orcheſter vereinigen. Auf der Bruſt haben ſie eine ſiebenläufige Rohrpfeife ſo befeſtigt, daß ſie die-

ſelbe bequem mit den Lippen beſtreichen können; in der Magengegend hängt eine kleine Drehorgel und auf dem Rücken eine Trommel, welche mit dem am linken Ellbogen befeſtigten Schlägel gerührt wird. Dieſe Künſtler ſtammen aus Italien; daher kommen die Dudelſackpfeifer, die zu ihrem Spiel in mehr bequemen als ſaubern Mocaſſins einen Tanz aufführen, der von Sachverſtändigen „ein männlicher Cancan" genannt wird.

Unter den fahrenden Muſikern überhaupt kommt, wie unter den Vögeln der Spatz, der gemeine Orgelmann, in Wien Werkelmann genannt, am häufigſten vor. Der Vergleich mit dieſer Vogelart läßt ſich nach verſchiedenen Seiten verfolgen. Er kennt wie der Spatz keine Abwechſelung in ſeinen Tönen, ſondern nur Eine Leier; er hat wie jener die üble Gewohnheit, die Ruhe und den Schlaf zu ſtören und ſtets ſcharenweiſe, wie der Spatz zu friſchgefallenem Futter, bei Feſten, Kirchweihen und Hochzeiten aufzutreten. Gewöhnlich läßt er ſeinen Kaſten auf dem Rücken eines rüſtigen Burſchen tragen, der auch für ihn einſammeln muß und den er mit einer mäßigen Tantième bedenkt. Es iſt eine löbliche Eigenſchaft dieſer Werkelmänner und beweiſt, wie hoch ſie ihre Kunſt zu ſchätzen wiſſen, daß ſie allen, die ſie mit ihrer Muſik beläſtigt haben und die ſich nicht gleich dafür erkenntlich zeigen, mit Fäuſten drohen.

Ungleich ſchüchterner als dieſe ſelbſtändigen Männer treten die Beſitzer von Spieldoſen auf. Gewöhnlich ſind es alte, invalide Krieger, die, da die Spieldoſen ihre Stücklein ſelbſt ſpielen, nichts weiter zu thun haben, als ſie dem Ausruhenden auf der Promenade an das Ohr zu halten, was ſie mit preiswürdiger Beharrlichkeit thun. Noch eine Stufe tiefer ſtehen die Beſitzer einer Mundharmonika oder Maultrommel. Sie haben die Gewohnheit, mitten in ihrem Spiel, nach Empfang des Lohns natürlich, abzubrechen.

Die unterſte Stufe nehmen die heranwachſenden Glieder der Geſellſchaft ein, welchen der Bildungsgrad oder die Vermögensumſtände den Beſitz eines ſolchen Inſtruments noch nicht ermöglichte. Sie kommen unverhofft wie das Unglück über gemüthliche Bierhausgäſte und improviſiren vor den Erſchreckten einen Geſang, zumeiſt mit einem Tanz, die beide gleich unbeſchreiblich ſind.

Berliner Briefe.

III.

Ein Bild von Knaus. Feſtlichkeiten. Die Verwundeten. Ein Künſtlerhaus.

Trotz eines leichtſinnigen Maikäfers, der wie immer einer der hieſigen Zeitungsexpeditionen als Frühlingsbote eingeſandt wurde, iſt doch noch keine Lenzesluft zu ſpüren; der Sturm heult in den Straßen und treibt die Wanderer, ermüdet durch den andauernden Kampf gegen ihn mit Hut und Mantel, in irgendeinen Hafen der Kunſt oder Wiſſenſchaft. Eins dieſer Aſyle bietet für den Augenblick der Kunſtverein dar, in dem ein neues Bild von Ludwig Knaus ausgeſtellt iſt: „Kleinſtädter in einer ſüdrheiniſchen Dorfſchenke." So aus dem Leben gegriffen iſt das Bild, daß man ſich dieſer gemalten Humoreske mit willigem Lachen hingibt. Ein etwas ältlicher Amtsſchreiber wirbt, nachdem er, wie es ſcheint, mit der geſtrengen Frau Mutter einig geworden, um die Hand der Tochter, die der Künſtler uns in perfider Weiſe nur von hinten zeigt, ſodaß nur das blonde Haar, der friſche Hals und ein Stückchen Wange ſichtbar werden. Dennoch fühlt man, daß ſie nicht willens iſt, den im blauen Frack und gelben Hoſen daſitzenden Freier zu erhören. Er iſt ihr zuwider und ſie wird mit der Mutter, die ihr einige ſtrafende Blicke zuwirft, lieber einen harten Kampf durchmachen, als ſich dem trockenen Schreiber und Schleicher ergeben. Am untern Ende des Tiſches iſt ein claſſiſch gedachter Bauernlümmel hingeſtegelt, ein anderer lehnt in der Ecke und raucht. Ein hübſches kleines blondes Mädchen überſchreitet die Schwelle mit einem Teller, auf dem ein gebratenes Huhn liegt, das der Herr Actuarius beſtellte; die ſchwarze Katze wittert den Braten und umſchmeichelt ihre Gebieterin. Cochinchinahühner ſuchen die Broſamen auf und ſtehen gleichſam Wache an den Stühlen der Gäſte. Das Bild iſt mit jener Virtuoſität ausgeführt, die alle Werke von Knaus auszeichnet; herrſchte in ſeiner „Taufe" Gemüthstiefe, ſo iſt dies eine Humoreske, wie ſie uns die Schauſpieler des Wallner-Theaters in natura darſtellen könnten. Das Bild hat bereits ſeinen Käufer gefunden.

Von Vergnüglichkeiten im großartigern Stil möchte als neu und originell das Dianenfeſt zu nennen ſein, das von hieſigen Jagdliebhabern und Jägern veranſtaltet wurde. Der neue Börſenkeller lieh ſeine weiten Räume dazu, die man durch rieſige Waldbäume in ein Jagdgehege umgewandelt hatte. Um die Täuſchung zu vollenden, ſah man zahme Rehe, erſchrockene Haſen, japaneſiſche Schweine, Kaninchen und eine bunte befiederte Schar darin umherſtreichen; etwas verwirrt und beängſtigt durch das blendende Gaslicht und die rauſchende Muſik, fürchteten ſie ſich voreinander. Der vordere Theil des Börſentunnels war mit Jagdemblemen aller Art geſchmückt; hier wurde das Souper eingenommen und es erſchienen die Waldbewohner zum zweiten mal, gebraten und als Paſtete ſervirt.

Als Illuſtration dieſes Jagdfeſtes prangten transparente Darſtellungen erlebter Jagdabenteuer; Jagdgeſchichten à la Münchhauſen, launige Verſe berichteten das nie Dageweſene; dazwiſchen ſchallten fröhliche Jagdgeſänge und das Knallen der Champagnerpfropfen, die diesmal die Kugeln vertreten mußten.

Die Hoffeſte beſchränken ſich auf kleinere Kreiſe, welche die Königin um ſich verſammelt. Ausnahmsweiſe fand am Jubeltage des Königs, wo er 1814 zum erſten mal bei Bar-ſur-Aube einem Treffen beiwohnte, wozu Oeſterreich und Rußland Deputationen hergeſandt, ihn zu beglückwünſchen, eine theatraliſche Vorſtellung im Palais ſtatt. Durch den Tod des

allgemein betrauerten Königs Max von Baiern iſt die auch beabſichtigte Vorſtellung im Concertſaal des Schauſpielhauſes, die von Damen und Herren aus der Geſellſchaft des Hofs zum Beſten der ſchleswig-holſteiner Verwundeten ſtattfinden ſollte, verſchoben. Herr von Hülſen leitet nicht nur das Ganze, ſondern wird ſich auch thätig dabei betheiligen. Man wird ein deutſches und ein franzöſiſches Stück aufführen; unter den debutirenden Damen nennt man die Hofdame Gräfin Seidewitz und die Tochter des Grafen Lucheſini ſowie einige Attachés und Offiziere. Uebrigens zeigt ſich Berlin in dieſen Tagen von ſeiner beſten Seite. Die Opferfreudigkeit, mit welcher alle Klaſſen der Bevölkerung beiſteuern, um den Verwundeten ihre Theilnahme zu beweiſen, artet ſtellenweiſe ſogar in den allbekannten berliner Enthuſiasmus aus. So fand kürzlich bei Einholung von verwundeten Oeſterreichern ein tragikomiſcher Vorfall auf dem hamburger Bahnhofe ſtatt. Die Ankommenden hatten wie die ihrer auf dem Bahnhofe mit Wagen Harrenden numerirte Karten bekommen, ſodaß beide Theile, Gaſtgeber und Patient, ſich ſofort erkennen konnten. Zwei recht ſchwer Verwundete waren einem hieſigen wohlhabenden Bürger zugefallen; der menſchenfreundliche Mann hatte ſich ſchon vorher eine beſondere Auszeichnung für ſeine Helden ausgedacht. Um dieſelben ſofort kenntlich zu machen, hatte er zwei Lorberkränze mitgebracht und ſie den beiden Kranken über die Tzſchakos geſtülpt. Die Aermſten, von Schmerzen ſchwer geplagt, hatten wenig Freude an dieſem Ruhmeszeichen; ſie ſaßen theilnahmslos, im vollen Sinne des Worts, in einer Ecke des eben nicht ſehr hellen Reſtaurationsſaals, wo Erfriſchungen geſpendet wurden. Das Publikum wußte erſt gar nicht, was es aus dieſen gleichſam gehörnten Köpfen machen ſollte, denn die Blätter ſtanden weit ab, und keiner dachte an eine derartige Bekränzung. Der beglückte Beſitzer der beiden Krieger aber wies mit Stolz auf ſie und ſagte wiederholt: „Das ſind meine beiden!“ Man fühlte ſich bei dieſer Scene verſucht, mit einem Auge zu weinen, mit dem andern zu lachen. Immer lauter und heftiger aber wird bei ſolchem Anblick die Frage: Wozu all dieſe blutigen Opfer, wenn man doch kein beſtimmtes Ziel ſich vorgeſteckt hat und die Integrität Dänemarks unangetaſtet bleiben ſoll?

Am 13. März feierte der hieſige Architektenverein den Geburtstag Schinkel's. Am Vorabend des Tags hatte Dr. Eggers im Wiſſenſchaftlichen Verein in wärmſter Anerkennung die hohen Verdienſte des Meiſters beſprochen. Das Feſtmahl fand im Arnim'ſchen Saale ſtatt, der zur Feier des Tags ausgeſchmückt war. Die im goldenen Lorber prangende Büſte trug auf ihrem Poſtament die Worte des Sophokles aus der „Antigone“:

Was vom Himmel ſtammt, was uns zum Himmel erhebt,
Iſt für den Tod zu groß, iſt für die Erde zu klein!

Profeſſor Adler hielt den Feſtvortrag und hob darin die Thätigkeit Schinkel's ſpeciell für Grabdenkmäler hervor, deren Ausführung von den größten bildenden Künſtlern ſtets als ſchwere und ſchöne Aufgabe angeſehen worden ſei. Am Schluß der Sitzung nahm der Maler Steffeck Gelegenheit, auf das in Ausſicht ſtehende Künſtlerhaus, das hier erbaut werden ſoll, zurückzukommen. Die Regierung ſei geneigt, in der Nähe des Cornelius'ſchen Hauſes vor dem Brandenburger Thore einen Bauplatz zu bewilligen; damit aber ſei nur der Grund und Boden geſichert, die Errichtung des Gebäudes verlange noch ihr Kapital. Eine Actienzeichnung, die man zu dieſem Zweck ausgeſchrieben, habe bereits 12000 Thaler eingebracht; man ſähe daran das gemeinſame Intereſſe, ein ſolches Kunſtdenkmal zu gründen, und als nun die neue Liſte zu weitern Zeichnungen an der Tafel die Runde machte, waren 5740 Thaler dazu gezeichnet und mit ihnen ein neuer Beweis geliefert, daß Berlins Bewohner ſtets bereit ſind, alles gemeinſam Nützliche und Schöne zu unterſtützen.

Eine Zeitſchrift für häusliche Erziehung.

Cornelia, die Mutter der Gracchen, welche die Hand eines Königs von Aegypten ausſchlug, um ganz der Erziehung ihrer Söhne zu leben, liefert den Namen für eine Zeitſchrift, welche das Intereſſe einer richtigen häuslichen Erziehung wahrzunehmen ſich beſtreben will: „Cornelia. Zeitſchrift für häusliche Erziehung“ (Leipzig, Heidelberg, Winter's Verlag, 1864). Das Unternehmen des Herausgebers Dr. Pilz, der durch ſeine „Bilder aus dem Mutterleben“ und mehrere pädagogiſche Schriften vortheilhaft bekannt iſt, liegt uns in den beiden erſten Heften vor, welche des Stoffs bereits mancherlei enthalten. Intereſſant vor allem ſcheinen die Lebensbilder zu werden, welche der Herausgeber zunächſt bietet. Er ſelbſt ſchildert in anſprechender Weiſe eine neuere Cornelia, und zwar auf dem Throne, die Königin Luiſe von Preußen mit ihrem Wort: „Die Kinderwelt iſt meine Welt!“ Ferner finden wir in zwei andern anregenden Aufſätzen die Baſedow'ſchen Beſtrebungen zur Umgeſtaltung des alten Erziehungsweſens und die Gründung der noch beſtehenden Erziehungsanſtalt Schnepfenthal bei Gotha durch Salzmann.

Ein Auszug endlich aus einem Vortrag des Schulraths Dr. Schmidt in Gotha iſt trotz ſeiner Kürze ein wahres pädagogiſches Juwel. „Die Wiege des Kindes iſt die Wiege der menſchlichen Geſellſchaft und der Bund zwiſchen Mann und Weib iſt ein Bund der Menſchheit.“ Wenn die Erziehung dahin geht, nur dieſes Eine Princip in geeigneter Weiſe in den Gemüthern zu begründen und zum rechten Verſtändniß zu bringen, ſo iſt das eigentlich die vollſtändige Erziehung. An ihm hängt die ganze Kette des Wiſſens und Wirkens, welches die Beſtimmung des Menſchen, die Fortbildung der Menſchheit in ſich und durch ſich, fördert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.
herausgegeben von
Karl Frenzel.
Nr. 15.
Berlin, Verlag: Hermann Paetel. Redaktion und Post-Kontor: N. 37, Alexanderstraße. Preis des Jahrgangs (52 Nummern) 6 Mk. — Einzelne Nummern 15 Pf. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. — Anzeigen: 20 Pf. für die Petitzeile. — Beilagen nach Uebereinkunft.

In den Tagen der Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

Der 31. Juli 1793 war heiß. Seit Wochen lag Paris in einer Atmosphäre, die wie Blei auf den Gemütern lastete. Man sprach wenig, man murmelte einzelne Satzteile, Schlagworte, Verwünschungen, Drohungen, und wenn man sich begegnete, betrachtete man sich scheu, fast wie verbrecherische Absonderungen erlitterten die Menschen. Begegnete man dem gewöhnlichen Gruß, so dachte man sich dabei: Du bist vielleicht ein Verräter, du kennst Jacques Roux nicht, und sie kennen Jacques Roux nicht, der in Paris gebietet. Es war ein Gruß, der in Gegen und Mißtrauen und Haß sich zwar gegen Gleichheit gerichtet, aber doch nur Ungleichheit hervorrief. Wenn man sich begegnete, so fragte man sich: Hängt der eine Brandte in Jacques Caps und kommen die Preußen, oder hängt der andere Brandte in Jacques Caps und kommen die Preußen nicht, aber sind sie von Mißtrauen? Es klingelte Sturm an Klausuren, wo Jacques Roux predigte und sie klingelte ging, wenn beim Klang Klausuren und

ſie die Fremde wieder in ihren Wagen ſteigen und davonfahren. Dennoch fühlte ſie ſich durch dieſe Entfernung der Gefährlichen, durch die Gewißheit, daß ſie jetzt weder ihr noch dem Freunde ſchaden könne, nicht erleichtert. Noch aus der Ferne drohte dies ernſte, marmorne Geſicht. Simonne drückte den Kopf an das Kreuz des Fenſters, eine finſtere, wilde Leidenſchaft zuckte in ihren Zügen: jener Grimm, der im October 1789 die Frauen und Mädchen des pariſer Volks wie eine wiedererſtandene Schar der Bachantinnen nach Verſailles geführt. Das Mädchen mit dem Meſſer, das Marat in ſeinen Fieberphantaſien ſah, und dieſe Fremde, waren ſie Eine Perſon? Zuweilen gefallen ſich die verſchiedenen Kräfte, die unſer geiſtiges Vermögen bilden, in einem wunderlichen Blindekuhſpiel untereinander. Simonne entſann ſich, daß ſie im Garten des Wirthshauſes „Zur Nation" von dieſen Phantaſien Marat's in Gegenwart Lefranc's und Marcel's geſprochen, und ihre Einbildung ſtellte ihr jetzt einen eigenen Wechſel in dem Geſichtsausdruck Lefranc's, ein Zittern Marcel's vor: ein Name ſummte in ihrem Ohr, den ſie doch nicht nennen konnte . . . der Name jener Fremden. Wahrheit und Irrthum, Wirklichkeit und Vorſtellung verſchlangen ſich zu einem unentwirrbaren Knäuel. Dies Grübeln aber glättete nicht die Furchen auf Simonne's Stirn und machte ihre Stimmung nicht freundlicher. Im Laufe des Nachmittags kamen unter gleichgültigen Briefen zwei an, die ihr auffielen, einer an Marat, einer an ihre Schweſter gerichtet. Eine Weile hatte ſie die Abſicht, das Schreiben an Marat, in deſſen Aufſchrift eine Frauenhand trotz der Sicherheit der Schriftzüge unverkennbar war, zu verbrennen — denn wer anders, ſagte ihr Argwohn, ſollte es geſchrieben haben als die unheimliche Fremde? Aber die andere Beſorgniß, daß ſie ſich in ihrem Verdacht doch täuſchen könne, daß dieſer Brief vielleicht den Freund vor geheimen Feinden, vor Danton und Robespierre, die ſeinen Einfluß auf die Volksmenge ihm neideten, warnen wolle, hielt ſie von ihrem Vorhaben zurück.

In demſelben Augenblick, als Marat in ſeinem „Studirzimmer" dies Schreiben erbrach, eröffnete Katharine mit zitternder Hand ihren Brief: es war der erſte, den ſie in Paris empfangen.

Gleichgültig warf Marat, den Inhalt überfliegend, das Papier beiſeite; Simonne, die durch das Schlüſſelloch geguckt — denn niemand durfte, wenn Marat las oder ſchrieb, um ihn ſein —, athmete auf. Dieſe Worte aber enthielt das Schreiben: „Ich komme aus Caen. Ihre Vaterlandsliebe wird Sie wünſchen laſſen, die verrätheriſchen Pläne näher kennen zu lernen, die man dort ſpinnt. Ich erwarte Ihre Antwort. Charlotte Corday." Mit andern Dingen beſchäftigt, körperlich leidend, fand Marat den Brief einer genauern Beachtung nicht werth. Seitdem er der Mund des Volks geworden, der jede Anklage, jeden Verdacht gegen die Männer der gemäßigten Parteien verkündete, ſobald ſie nur gedacht waren, ſeit er täglich in ſeinem Blatt mehr Blut, mehr Köpfe für die Guillotine forderte, gelangten Briefe ähnlichen Inhalts in Ueberfülle an ihn; er glich jenem venetianiſchen Löwenrachen, dem die Boshaften, einen Feind zu verderben, wie die Freunde des Vaterlands, um die Republik zu bewahren, ihre Beobachtungen, Beſchuldigungen und Sorgen anvertrauten.

Tiefer fühlte ſich Katharine von dem Inhalt ihres Briefs ergriffen, erſchüttert. Dies ſchrieb ihr, der Unterſchrift nach, der Bürger Lefranc. „Geſtern Abend wurde Marcel Lecomte verhaftet. Wenden Sie und Ihre Schweſter Ihren Einfluß bei Marat an, daß er ſich für die Unbeſcholtenheit und den Patriotismus des jungen Mannes verbürgt! Er kann es, denn Marcel Lecomte liebt die Republik." Anfangs ſchaute das junge Mädchen, zur Bildſäule erſtarrt, regungslos auf die Buchſtaben. Sie vermochte ſie nicht noch einmal zu entziffern. Es war ihr, als ſtände ihr Herz ſtill. Marcel Lecomte gefangen! Selten oder nie, das wußte ſie aus den Erzählungen ihrer Schweſter, war ein Gefangener aus ſeiner Haft entlaſſen worden. Damals war in Paris der Kerker ſtets die erſte Stufe zur Guillotine. Zu oft hatte ſie Marat behaupten hören: unter den Gefangenen gäbe es keinen Unſchuldigen, wie im September des vergangenen Jahres müſſe das Volk wieder an Einem Tage alle ſeiner Rache opfern. Bei dieſem Gedanken, daß der ſchöne und gute Marcel unter Mörderhänden enden ſollte — Marcel, für den ſie in der flüchtigen Stunde ihres Beiſammenſeins eine jener erſten, ſchwärmeriſchen Neigungen gefaßt, in denen ein Mädchenherz von der Knoſpe ſich zur Blüte entwickelt —, ſtieß ſie einen Schrei aus, der die an Marat's Thür lauſchende Simonne aufſchreckte.

„Was iſt dir, Katharine?"

Statt der Antwort hielt dieſe ihr nur den geöffneten Brief hin.

„Marcel Lecomte verhaftet!" Simonne ließ ihrerſeits die Hände ſinken. Unter einer rauhen, ſtacheligen Schale verbarg ſich in ihr ein treuergebenes und gutes Herz. Sie empfand etwas wie ſchweſterliche oder mütterliche Zärtlichkeit für den jungen Mann — eine Freundſchaft, die er, ihrem letzten Grunde nach, nur ſeiner Schönheit und der Eitelkeit Simonne's verdankte, ſich eine vornehme Familie verpflichtet zu haben, die aber dennoch zu jeder Aufopferung bereit war. „Marcel Lecomte verhaftet!" wiederholte ſie. „Vor das Revolutionstribunal geſchleppt, das ihn zum Tode verurtheilen wird, wenn wir ihn nicht retten!"

„Befreie, rette ihn, Schweſter, war ich dir jemals theuer! Ich würde ſeinen Tod nicht überleben!"

Liebkoſend ſtreichelte Simonne das Haar und die Wangen der weinenden Schweſter. „Beruhige dich, Kind! Noch iſt nichts verloren! Sei nicht kleinmüthig! Wozu trüge ich Marat's Namen, könnt' ich einen unſchuldig angeklagten Patrioten nicht retten? Und Marcel Lecomte iſt unſchuldig, ich beſchwöre es! «Es lebe die Republik!» rief er am 10. Auguſt, gerade als die Kugel ihn traf. Sogleich will ich mit Marat ſprechen!" Und ſie ſchlug an die Thür des Nebengemachs.

„Biſt du's, Simonne?" fragte Marat von innen.

„Ich bin's, öffne nur!" Aber ehe ſie zu ihm hineinging, wandte ſie ſich noch einmal zur Schweſter. „Munter, mein Püppchen! Wir befreien ihn — und wenn er uns ſeine Rettung dankt, gelt, du haſt nichts dagegen, Bürgerin Lecomte zu heißen?"

In Marat's Studirzimmer herrſchte heute noch eine größere Unordnung als am Donnerstage, da ihn Lefranc beſuchte. Bücher, Zeitungsblätter, Briefe und Schriften durcheinander geworfen: ein Chaos, das unentwirrbar erſchien. Er ſelbſt thronte darüber in grotesker Häßlichkeit wie ein boshafter Kobold. Auf ſeinem Geſicht, als er es von dem Papier, darauf er geſchrieben, zu der Eintretenden erhob, lag noch der Widerſchein des ſchrecklichen und blutigen Gedankens, dem er Ausdruck gegeben — das einzige Talent, das ihm die Natur verliehen, eine große Beredſamkeit und Gewalt über die Sprache, gebrauchte er nur, um zu ſchrecken.

„Was ſtörſt du mich, rothhaarige Hexe!" fuhr er Simonne an. „Die Minuten ſind koſtbar — jede, die du meiner Arbeit entziehſt, rettet einem Ariſtokraten das Leben! So rede doch, Eulenäugige!"

Simonne war an ſolche Schmeichelworte gewöhnt; ſie zeigte lachend ihre weißen Zähne wie zur Erwiderung und ſagte: „Du mußt ſogleich an einen Richter des Revolutionstribunals ſchreiben! Marcel Lecomte iſt geſtern Abend verhaftet worden und ich will ihn heute noch frei wiſſen!"

„Hui, das geht ja wie ein Luftballon in die Höhe! Muß ich? Haben ſie den reichen Gelbſchnabel eingeſteckt? Gutes Futter für die Guillotine! Geſchieht dem Jungen vielleicht unrecht, aber dem alten recht! Der war immer ein verſtockter Ariſtokrat und erfährt nun, wie wir beißen."

„Laß deine Späße und ſchreib! Mir jagſt du mit deiner Guillotine keinen Schrecken ein! Und wenn du jetzt nicht deine Macht beweiſt und Marcel freimachſt —"

„Meine Macht beweiſen? Die beweiſt ſich ſelbſt! Sie iſt da wie die Sonne und die Feinde der Republik empfinden ſie."

„Und wir empfinden ſie auch in unſerm Elend. Was thuſt du den ganzen Tag und die halbe Nacht? Du bellſt den Mond an. Daß du und ich und die Schweſter ein Jammerleben führen, kümmert dich nicht! Du biſt ein Narr mit deiner Uneigennützigkeit — der Bürger Lefranc hat es geſagt."

„Weib!" Marat ergriff die vor ihm liegende Papierſchere und focht wüthend damit in der Luft umher.

Ihre nervigen Arme ſtemmte Simonne in die Seiten. „Was willſt du? Mich ſchlagen? Es könnte dir übler dabei als mir ergehen! Was verlange ich denn? Sollſt du dich an die Girondiſten, an die Adelichen oder an Pitt verkaufen? Es würde auch keine Schande ſein — Danton hat eine Million dabei verdient. Aber will ich das? Nein! Du ſollſt einen Kämpfer vom 10. Auguſt aus dem Gefängniß befreien, einen Unſchuldigen!"

„Wenn er unſchuldig iſt", murrte Marat vor ſich, „werden ihn die Richter ſchon freiſprechen! Die Richter am Revolutionstribunal ſind alle von der Peſt der Mäßigung angeſteckt."

„Angeſteckt oder nicht — du ſollſt etwas für ihn thun! Haſt du denn wirklich ein Bret von Eichenholz vor der Stirn, daß du hier nicht einen Weg erkennſt, der uns aus Sorge und Noth führen kann? Ich bin es müde, in dieſem Loche

länger zu wohnen, Lumpen zu tragen und mit keinen andern Menſchen als Bruneau und Bas zu verkehren. Durch die Lecomtes, wenn wir ſie uns verpflichten, öffnet ſich uns die gute Geſellſchaft von Paris; ſie werden dich dann nicht mehr ein ſchmuziges Scheuſal nennen und mit Fingern auf dich weiſen. . ."

Die Hände ſchlug Marat zuſammen. „Du biſt verrückt! Haſt du deinen Rauſch vom Donnerstagsball noch nicht verſchlafen? Die gute Geſellſchaft von Paris! Danke dem Himmel, daß du nicht zu ihr gehörſt! Die Sichel der Revolution wird ihr den Kopf abſchneiden! Haſt Luſt nach goldenen Ohrgehängen, nach Perlenhalsbändern? Hänge dich auf, Here, hänge dich auf! Oder hoffſt du, die Geliebte Marcel's zu werden?"

„Nein, aber Katharine ſoll ſeine Frau werden!"

„Heirathspläne! Und geſcheidt eingefädelt! Du haſt diplomatiſches Talent, meine Freundin! Der Schatz, den Lefranc gehoben haben will, läßt dich nicht ſchlafen. Kam er nicht aus der Normandie, aus Caen? Und erhielt ich nicht eben einen Brief . . ." er ſuchte in ſeinen Papieren nach dem Schreiben Charlottens.

Ungeduldig war Simonne an ſeinen Stuhl getreten und ſchüttelte ihn an der Schulter. „Du wirſt mich nicht los, bis du mir Marcel's Befreiung verſprochen haſt! Decke ihn mit deinem Namen! Einen Freund Marat's wird niemand zu beſchuldigen wagen!"

„Weſſen iſt er denn angeklagt?"

„Ich weiß es nicht! Der Bürger Lefranc ſchrieb nur an Katharine, daß er verhaftet worden."

„Lefranc? Haha! Den Hund nehmen ſie gefangen und den Wolf laſſen ſie frei umherlaufen." Eine Secunde nachher verfinſterte ſich ſein Geſicht: „Lefranc ſchreibt euch? Was ſoll das? Ich will dieſen Briefwechſel nicht! Seid ihr Spione, die meine Geheimniſſe erlauſchen? Ich bin noch nicht todt, noch nicht! Ich kann euch alle noch auf die Guillotine ſchicken!"

„Statt mich auf die Guillotine zu ſchicken, ſollteſt du lieber für meine Zukunft ſorgen! Das wäre deine Pflicht! Ich habe nichts, um mein Haupt daraufzulegen, wenn du ſtirbſt. Darum erfülle meine Bitte! Laß mich wenigſtens nicht um deiner Narrheit willen leiden! Schicke den faulen Burſchen, der den ganzen Tag heute im Hauſe herumſtreift, dieſen Laurent Bas, in die Stadt zu dem öffentlichen Ankläger und frage, warum man deinen Freund verhaftet!"

Marat hatte den Brief Charlottens gefunden: „Ich komme aus Caen", las er halblaut. . .

„Haſt du mich nicht verſtanden?" brauſte Simonne auf.

„Ja — und dein Grasaffe ſoll frei werden! Gib mir das Schreiben Lefranc's! . . ."

„Bürger Marat", rief die Frau Pain durch die Thür, die nach dem Vorgemach führte, herein: „Ihr Bad iſt in einer Viertelſtunde bereit!"

„Gut — und nun alle hinaus!" ſchrie Marat, auf den Stuhl ſpringend. „Hätte doch Vetter Samſon euch alle bei den Haaren!" Merkte er nicht, daß ihn das Netz des Todes immer enger umſpannte, als er jetzt, den Kopf in die Hände gedrückt, vor ſich hinmurmelte: „Ich komme aus Caen . . . und dieſer Baron ſprach von einem Schatz! Charlotte Corday . . . wer iſt dieſe Perſon? Ich habe nie ihren Namen gehört! Sollte ſie mit Pontmartin im Einverſtändniß ſein? Weiß ſie von dem Schatz? Von der Verſchwörung dieſer ſchuftigen Girondiſten?" Hin und her grübelte er, das Geheimnißvolle in der Angelegenheit, das wunderbare Zuſammentreffen ſo vieler für ihn eigenthümlichen Umſtände reizte ſeinen Scharfſinn, ſeine Phantaſie. Möglich, daß ihm dieſe Charlotte Corday die „Bande der normänniſchen Verſchwörer" in die Hand zu liefern kam, daß er mit Einem Schlag die Republik von ihren innern Gegnern befreite, der Retter des Vaterlands wurde. Ein Blutſtrom rauſchte an ſeinem Geiſt vorüber; grinſend lachte er auf, wenn er auf den Wellen die Köpfe der Girondiſten ſchwimmen zu ſehen glaubte. Sein Haß gegen die Ariſtokraten hatte ſich allmählich zu einer Art des Wahnſinns ausgebildet, in dem er unterſchiedslos alle vernichten, alles zerſtören wollte. In ſeinen tollhäusleriſchen Reden prahlte er, daß ihn keine perſönliche Erbitterung treibe, daß er nur der Genius der Revolution ſei. Anders aber als zu den Adelichen ſtand er zu den Girondiſten. Sie haßte und verfolgte er mit der ganzen Wuth eines boshaften, gereizten, in ſeiner Eitelkeit beleidigten Herzens. Oeffentlich, von der Rednerbühne des Convents herab hatten ſie ihn geſchmäht, ſeine Häßlichkeit, ſeinen Schmuz dem Gelächter, ſeine Worte dem Abſcheu Europas preisgegeben. Anklage auf Anklage war von ihnen wider ihn erhoben worden — einmal hatte er, die Piſtole in der Hand, gedroht, ſich den

Kopf zu zerſchmettern, wenn das Decret gegen ihn die Stimmenmehrheit erhalten ſollte; ein andermal, von den Geſchworenen freigeſprochen, war er über und über mit Blumen- und Lorberkränzen bedeckt vor dem Convent erſchienen und hatte den Girondiſten mit der Rache des Volks gedroht. Jetzt waren ſie in ſeiner Gewalt — Barbaroux, Pétion, Louvet... Dieſe Charlotte Corday, die er nicht kannte, die aber eine Freundin des Vaterlands war, ſie brachte ihm die Köpfe dieſer Verbrecher: Judith mit dem Haupte des Holofernes.

Es ſchlug die ſiebente Stunde des Abends, als er mit ſolchen Gedanken des Triumphs und der Hoffnung, ſeine Rache zu befriedigen, in eine kleine Kammer trat, die neben ſeinem Arbeitszimmer lag, um das ihm vom Arzte anbefohlene Bad zu nehmen.

Laurent Bas ſalzte noch einige Bogen des „Volksfreund", Simonne war in der Küche beſchäftigt.

Der Tag, der mit einem ſo gewaltigen Sturm gedroht, neigte ſich ſeinem Ende zu, durch die Scheiben fiel der Abendſonnenglanz: in dieſen Strahlen blühte das Antlitz Katharine's zur Roſe auf. Die Schweſter hatte ihre Beſorgniſſe weggeſcherzt: ſie brauche nicht mehr für Marcel zu fürchten, ſie ſolle nur daran denken, ihn freundlich zu empfangen.

Um dieſelbe Zeit näherte ſich das Verhängniß den Ahnungsloſen.

Charlotte Corday war nach ihrer Abweiſung am Mittage von Marat's Thür nach ihrem Gaſthauſe zurückgekehrt und hatte ihr Zimmer nicht mehr verlaſſen. Während der Nacht hatte ſie den Entſchluß, Marat zu tödten, mit dem ſie von Caen abgereiſt war, in dem ſie dann durch die Reden Pontmartin's, das Wiederſehen Genoveva's, die Leidenſchaft Marcel's für ſie ſchwankend geworden, noch einmal bedacht: unerſchütterlich ſtand er am Morgen bei ihr feſt. Nicht Furcht noch Zweifel bedrückten ſie; in einer der Buden des Palais-Royal kaufte ſie ein Meſſer mit einem Griff von Ebenholz für vierzig Sous: täuſchte ſie ihr Auge oder glich es wirklich jenem Meſſer, mit dem ihr Vater Brot zu ſchneiden pflegte? Sie verbarg es in einer Scheide von Chagrinleder in ihrem Mieder und war ſo zu Marat gefahren. Da ſie nicht vorgelaſſen wurde, ſchrieb ſie ihm bei ihrer Rückkehr jene Zeilen und erwartete den Abend, um ſich noch einmal zu ihm zu begeben. Leiſe regte ſich in ihr der Wunſch, Genoveva noch zu ſehen, zu erfahren, wie Marcel's Schickſal ſich gewendet; aber dieſe Regungen gingen vorüber. Mehr und mehr fühlte ſie ſich der Erde und der irdiſchen Gewöhnung entrückt. Der Schimmer des Ewigen und Unendlichen, in dem ſie ihre That auffaßte, ſtrahlte auch auf ſie zurück; ſie, die Rächerin der beleidigten Menſchheit, die Kämpferin des Himmels hatte nichts mit irdiſchen Sorgen und Hoffnungen zu ſchaffen. Mochten die andern leben, leiden und ſterben, wie ſie wollten oder konnten: ſie war durch eine unſichtbare Schranke von ihnen getrennt, ganz und allein ihrem Zweck hingegeben. Nicht Liebe noch Freundſchaft durften ſie einen Augenblick von ihrem Entſchluſſe fern halten. Sie war das Werkzeug, durch das die rächenden Götter ihren Willen vollzogen. Die Dienerſchaft des Hauſes bemerkte keine Unruhe, nichts Außerordentliches an der jungen Fremden. Wol eine Stunde lang ſah man ſie am Fenſter ſtehen. Sie ſprach wenig und dankte, wenn man eine ihrer Bitten erfüllte, nur ſchweigend durch ein Nicken mit dem Kopfe. Vielleicht quälte ſie ein tiefer Kummer, aber ſie wußte ihn gut zu verbergen. Keine Thräne trat in ihr Auge, keine Klage entſchlüpfte ihren Lippen. Um die ſiebente Stunde verließ ſie das Haus und nahm auf dem nahe gelegenen Siegesplatz einen Wagen: ſie trug wieder ihr braunes Kleid, ihren ſchwarzen Hut mit der Cocarde und ein grünes Flortuch über dem Buſen.

Ihr Empfang an Marat's Thür war noch unfreundlicher als am Mittage.

Als Simonne ſie erblickte, erwachte auch ihr Zorn und ihre Heftigkeit wieder.

„Marat iſt nicht zu ſprechen!" ſchrie ſie. „Drängt euch nicht auf!"

Und die Bürgerin Pain mit einem giftigen Blick ſetzte hinzu: „Das iſt hier kein Haus für Dirnen, die Abenteuer ſuchen."

Aber Charlotte war entſchloſſen, nicht zu weichen. Unerſchütterlich hielt ſie die Blicke und Reden der beiden Frauen, die in ihrem Zorn, vom Herdfeuer beleuchtet, den Furien glichen, aus. „Der Bürger Marat", entgegnete ſie, „erwartet mich, ich habe ihm geſchrieben."

„Haha!" lachte Simonne. „Er hat Euern Brief an die Erde geworfen, er hat mehr für die Republik zu thun, als Liebesbriefe und Betteleien zu leſen."

Der Lärm des Streits drang aus dem Vorgemach, das halbdunkel nur matt von dem Wider-

ſchein des Feuers aus der daranſtoßenden Küche erhellt war, zu Marat.

„Wer iſt da?“ rief er. „Wer verlangt nach mir?“

Durch die Thür rief Simonne: „Eine Bürgerin, die an dich geſchrieben haben will...“

„Charlotte Corday?“ fragte er zurück.

„Ja!“ antwortete Charlotte.

„Laßt ſie herein! Augenblicklich!“

Er hatte ſelbſt den Todesengel gerufen.

Sprachlos, mit geöffnetem Munde, ſtand Simonne... Den Schöpflöffel, den ſie in der Hand hielt, ließ ſie fallen. Charlotte Corday: war das der Name, der ihr den Tag über im Ohre geſummt, jenes Mädchen... Aber ſchon war alles Nachdenken zu ſpät, Charlotte hatte die Schwelle Marat's überſchritten.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Georg Stephenſon.

I.

Nicht nur im ſocialen und geiſtigen Leben der Völker haben ſeit den letzten dreißig Jahren ungeheure Umwälzungen ſtattgefunden, auch die Oberfläche der Erde hat in dieſem Zeitraum, wenigſtens in civiliſirten Ländern, ein weſentlich verändertes Anſehen gewonnen — es iſt die Eiſenbahn, der dieſe äußerlichen und innerlichen Umgeſtaltungen vorzugsweiſe zuzuſchreiben ſind. Alle Wunderwerke der Alten Welt halten keinen Vergleich aus mit dieſer einzigen Errungenſchaft des 19. Jahrhunderts — mit unſern Eiſenbahnen. In Großbritannien und Irland allein liegen mehr Eiſenbahnſchienen, als nöthig ſein würden, die Erde zu umgürten; die Tunnel, die man durch hartes Geſtein geſprengt hat, die Viaducte und Brücken, welche Thäler und Flüſſe überſpannen, betragen Hunderte von Meilen, während ſich die Erdarbeiten jeder Berechnung entziehen. Es ſcheint faſt unglaublich, daß Werke von ſo ungeheurer Ausdehnung in wenig mehr als einem Vierteljahrhundert entſtehen konnten; aber gerade die Schnelligkeit, mit welcher ſich nicht nur Europa, ſondern auch ferne Welttheile mit einem Netz von Eiſenbahnſchienen umſtrickten, war der ſchlagendſte Beweis für das Bedürfniß, ja die abſolute Nothwendigkeit eines neuen und beſſern Verkehrsſyſtems.

Georg Stephenſon, der Erfinder der Locomotive, hat das Verdienſt, ſeiner Zeit gegeben zu haben, was ſie brauchte. Seine Erfindung verlieh der Kunſt und Wiſſenſchaft, dem Handel und der Bildung der Völker eine Anregung, die wir in ihrem ganzen Umfange gegenwärtig noch kaum zu berechnen vermögen, und das Leben des Mannes, der den mächtigſten Hebel der Civiliſation und des Fortſchritts, die Eiſenbahn, ins Daſein rief, muß nicht nur das lebhafteſte Intereſſe erregen, es muß auch manche gute Lehre enthalten. Ein Lebensabriß Stephenſon's bietet außerdem noch das große Intereſſe, daß er uns das Bild eines Mannes gibt, der ſich durch eigene Kraft aus dem Dunkel der Geburt und der Armuth zu wohlverdienter Berühmtheit und zu glänzenden äußern Verhältniſſen aufſchwang.

Georg Stephenſon wurde zu Wylam, einem Kohlenweiler in der engliſchen Grafſchaft Northumberland, am 9. Juni 1781 in ärmlichen Verhältniſſen geboren. Sein Vater, Robert Stephenſon, gewöhnlich „Old Bob“ genannt, war als Feuermann bei der Pumpmaſchine einer Kohlengrube angeſtellt und als ein rechtſchaffener Mann und zuverläſſiger, tüchtiger Arbeiter bekannt; Mabel Stephenſon, ſeine Mutter, ſtand bei ihren Nachbarn als ſorgſame, muſterhafte Hausfrau in großem Anſehen. Das arbeitſame, in beſter Eintracht lebende Ehepaar bewohnte ein Häuschen, welches kaum den nöthigen Schutz gegen Wind und Wetter gewährte, unter deſſen Dach man aber dennoch nur zufriedene Geſichter ſah. In dem „alten Bob“ hatte der Ernſt des Lebens ſelbſt einen gewiſſen poetiſchen Zug und die angeborene Liebe zur Natur nicht zu unterdrücken vermocht. Er verſammelte im Winter nicht nur ſeine eigenen Kinder, ſondern die des ganzen Orts am Feuer ſeiner Maſchine, um ihnen in ſeinem derben, breiten Northumberland-Dialekt von den wunderbaren Fahrten und Abenteuern Sinbad des Seefahrers und Robinſon Cruſoe's zu erzählen — und im Sommer wanderte er, wenn des Tages Arbeit gethan war, ſtundenlang umher, um Vogelneſter aufzuſuchen. Georg war das zweite von ſeinen ſechs Kindern — zwei Söhnen und vier Töchtern —, von denen nicht ein einziges die Schule beſuchte, denn der Lohn eines Feuermanns war ſelbſt bei der ſtrengſten Sparſamkeit kaum hinreichend, die Familie in Nahrung und Kleidung zu erhalten.

Die erſten Pflichten des künftigen großen Ingenieurs beſtanden darin, dem Vater das Mittagseſſen an den Schacht zu bringen, ſeine kleinern Geſchwiſter zu warten und aufzupaſſen, daß

ſie nicht unter die Kohlenwagen geriethen, die, von Pferden gezogen, auf einer Art hölzerner Schienenbahn dicht am Hauſe hin- und hergingen. Späterhin, als die Gruben von Wylam ſtillſtanden und der alte Stephenſon mit ſeiner Familie nach Dewley-Burn überſiedelte, hütete Georg die Kühe einer Witwe und gewann außerdem noch täglich zwei Pence damit, daß er nachts, wenn die letzten Kohlenwagen paſſirt waren, die Thore ſchloß. Die müßigen Stunden, die er bei ſeinen Kühen auf der Weide hatte, vertrieb er ſich damit, Pfeifen zu verfertigen, kleine Mühlen am Bache zu bauen und aus Erde und Lehm allerlei Maſchinen zu errichten. Der Knabe war auch hier, wie das Sprichwort ſagt, „der Vater des Mannes". Stephenſon begann die Aufgabe ſeines Lebens ſchon im kindiſchen Spiel, aber freilich ahnte niemand, daß in den Verſuchen, die der kleine Kuhhirt am Rande des Bachs machte, der Keim zu einer weltbewegenden Erfindung liegen könnte.

Indeſſen waren Kühehüten, Pferde vor dem Pfluge führen und Rüben anhacken nicht die Beſchäftigungen, die dem ſtrebſamen Knaben lange gefallen konnten, und er war deshalb nicht wenig erfreut, als er endlich zur Stellung eines „Pickers" in den Kohlenminen aufrückte, d. h. als man ihn neben ſeinem ältern Bruder damit beſchäftigte, die zu Tage geförderten Kohlen von Steinen und anderm Unrath zu reinigen. Sein Lohn betrug hier einen Sixpence täglich und ſtieg ſpäter, als er zum Treiber des Pferdes an der Göpelmaſchine vorrückte, bis auf acht Pence. Kurze Zeit darauf wurde er in gleicher Eigenſchaft nach den etwa zwei engliſche Meilen entfernten Kohlenwerken von Black-Callerton geſchickt.

Alte Leute, die Georg Stephenſon damals geſehen haben, beſchreiben ihn als einen „langaufgeſchoſſenen, barfüßigen, aufgeweckten Jungen", der den Kopf voll Poſſen und loſer Streiche hatte. Aber er war vom rechten Stoff, dieſer grauäugige, von Kohlenſtaub geſchwärzte Burſche, der mit ungekämmtem Haar, ohne Strümpfe und Schuhe hinter dem Pferde herging, während er auf einer Pfeife von ſeiner eigenen Conſtruction blies, mit einer Peitſche knallte, die er ſelbſt gemacht hatte, oder die verdrießlichen Grubenleute durch ſeine Späße bald erheiterte, bald in Zorn brachte. Nach dem Feierabend durchſtreifte er die Umgegend, um Vogelneſter aufzuſuchen, denn er hatte von dem „alten Bob" die Liebe zu den Thieren, und namentlich zu den Vögeln, geerbt. Er zähmte junge Staare und that ſich viel auf ſeine Kaninchenzucht zugute.

Mit vierzehn Jahren wurde der Knabe ſeinem Vater, dem Feuermann in Dewley-Burn, als Gehülfe beigegeben. Es war das Ziel ſeines Ehrgeizes geweſen, bei einer Maſchine beſchäftigt zu werden, und ſeine Freude kannte keine Grenzen, als er dieſen Wunſch erfüllt ſah. Jetzt fühlte er ſich am rechten Platze und mit der Anſtellung als Feuermann-Gehülfe begann in der That ſeine Laufbahn.

Von Dewley-Burn ging der alte Stephenſon mit den Seinigen nach Jollys-Cloſe, wo neue Kohlengruben angelegt worden waren. Hier wohnte die Familie in einer elenden Hütte, die nur einen einzigen Raum enthielt, und in dieſem waren Vater, Mutter, Söhne und Töchter genöthigt, ihre kärglichen Mahlzeiten zu verzehren und ihre Nächte zuzubringen — aber der Aufenthalt in Jollys-Cloſe erſchien Georg dennoch als eine bedeutende Verbeſſerung ſeiner Lage, denn er wurde hier zum erſten mal als ſelbſtändiger Arbeiter betrachtet und bezahlt. Er war jetzt funfzehn Jahre alt und ein ausdauernder, tüchtiger, fleißiger Burſche, der es im Bezug auf körperliche Anſtrengungen mit jedem ſeiner Kameraden aufnahm und es im Schwingen des Hammers und dem Aufheben ſchwerer Laſten den meiſten zuvorthat.

Mit ſiebzehn Jahren hatte Georg bereits ſeinen Vater als Arbeiter um einen Schritt überholt. Er wurde Maſchinenwärter, während „Old Bob" Feuermann blieb; aber er trat den neuen Poſten, der ihm eine große Verantwortlichkeit auferlegte, nicht eher an, bis er ſich genau mit dem Bau des Werkes, das er bediente, bekannt gemacht hatte. Er nahm daſſelbe zu dieſem Zweck in ſeinen Feierſtunden auseinander, ſetzte es dann wieder zuſammen und gewann auf dieſe Weiſe eine vollſtändige praktiſche Kenntniß der Conſtruction des Ganzen und der Beſtimmung jedes einzelnen Theils. Eine Maſchine hatte für ihn eine geheimnißvolle, unwiderſtehliche Anziehungskraft. Sie war ihm kein todtes Werk, ſondern ein lebendes wunderbares Weſen, deſſen Mechanismus ſein ganzes Intereſſe, ſeine volle Bewunderung erregte. Das ſorgfältige Studium der kleinſten Details, die genaue Beobachtung der Kraftentwickelung, unterſtützt durch einen ſchnellen, ſichern Blick, machten Georg Stephenſon bald zu einem der kundigſten Arbeiter und gewannen ihm das Vertrauen ſeiner Vorgeſetzten.

Er arbeitete in dieſer Periode ſeines Lebens täglich zwölf Stunden und verdiente wöchentlich zwölf Schillinge. Der „barfüßige, barhäuptige Junge" hatte bereits einen nicht unbedeutenden Schritt vorwärts gethan.

Georg Stephenſon war achtzehn Jahre alt, ehe er einen Buchſtaben leſen konnte, und es ſcheint nicht, als hätte er dieſen Mangel empfunden, bis er eines Tags hörte, daß alle Maſchinen, die Watt und Bolton erfunden und die er ſo gern kennen gelernt hätte, in gedruckten Büchern beſchrieben wären. Jetzt fiel es ihm ſchwer aufs Herz, daß die Buchſtaben des Alphabets ihm noch ein tiefes Geheimniß waren; aber kaum hatte er entdeckt, was ihm fehlte, als er auch das ſchwere Werk der Selbſterziehung begann.

So groß und alt er war, hielt ihn doch kein falſches Schamgefühl ab, ſeine Unwiſſenheit zu geſtehen — im Gegentheil ſuchte er ſeine Ehre darin, das Verſäumte nachzuholen, und war ſtolz auf die Fähigkeit, es zu können. Er ließ ſich in die Abendſchule aufnehmen, die ein armer Lehrer in dem benachbarten Dorfe Walbottle errichtet hatte, und hier lernte der ſtarkgliederige junge Arbeiter, unermüdlich über ſein Pult gebeugt, buchſtabiren und gewöhnte ſeine harten Hände an den Gebrauch der Schreibfeder. Später ertheilte ihm ein junger ſchottiſcher Geiſtlicher, Andrew Robertſon, der im Rufe eines tüchtigen Mathematikers ſtand, Unterricht im Rechnen, und Stephenſon, der jede freie Minute, die ihm bei ſeiner Maſchine blieb, mit der Schiefertafel auf den Knien zubrachte, machte auch in dieſer Wiſſenſchaft raſche Fortſchritte. Es war ſein Grundſatz, daß dem Menſchen durch Ausdauer alles möglich ſein müßte, und dies Princip führte ihn von Stufe zu Stufe aufwärts.

Mit zwanzig Jahren wurde er Bremſer an einer Pump- und Fördermaſchine in Black-Callerton und ſein Lohn war jetzt auf etwa ſieben Thaler wöchentlich geſtiegen. Außerdem verſuchte er, ſich durch Extraarbeiten, die er in ſeinen Mußeſtunden vornahm, eine kleine Einnahme zu verſchaffen. Er gehörte eben zu jenen glücklich begabten Menſchen, die zu jedem Dinge, das ſie in die Hand nehmen, das rechte Geſchick mitbringen. So wurde es ihm unter anderm leicht, für ſeine Kameraden Schuhe zu machen und auszubeſſern, ohne den mindeſten Unterricht im Schuſterhandwerk empfangen zu haben. Er brachte es ſo weit in dieſer freien Kunſt, daß er ſogar für ſeine geliebte Fanny Henderſon, die auf einem benachbarten Gute im Dienſt ſtand, ein Paar Schuhe beſohlte — ein Werk, auf welches er ſo ſtolz war, daß er es am Sonntag Nachmittag in der Rocktaſche mit zu einem Freunde nahm, um dieſem das theure Stück Arbeit zu zeigen.

Durch Schuhflicken erwarb er die erſte Guinee, die er ſein nannte und in deren Beſitz er ſich vorkam wie ein reicher Mann. Die Weiſe vieler ſeiner Kameraden, die ihre Zeit und ihren ſauer erworbenen Verdienſt im Wirthshauſe vergeudeten, hatte für ihn nichts Verlockendes. Er war von Natur häuslich und verfolgte außerdem ſchon bei der erſten Guinee, die er erſparte, einen beſondern Zweck. Das erſte Goldſtück zog, wie er ganz recht gerechnet hatte, mehrere andere an und ſo war er bald im Stande, Black-Callerton zu verlaſſen, nach Willington-Quay überzuſiedeln, dort ein einfaches Häuschen einzurichten und Fanny Henderſon zu heirathen. Nach der kirchlichen Ceremonie ritt der junge Mann auf einem geborgten Gaul hinüber nach Willington-Quay — hinter ſich auf dem Pferde ſein theuerſtes Beſitzthum, ſeine junge Frau, die ihn mit ihren Armen umſchlang.

Die Heirath änderte nichts in der einförmigen, regelmäßigen Lebensweiſe Georg Stephenſon's. Er arbeitete den Tag über hart und brachte ſeine Abende an der Seite des jungen Weibes damit zu, die Geſetze der Mechanik zu ſtudiren. Er baute verſuchsweiſe Maſchinenmodelle und beſchäftigte ſich eifrig mit dem noch immer ungelöſten Problem des Perpetuum-mobile. Nur ſelten gönnte er ſich einen Moment vollkommener Ruhe. Sein Auge war allezeit offen, ſein Geiſt und ſeine Hand ſtets beſchäftigt. Studirte und modellirte er in ſeinen Freiſtunden nicht, ſo flickte er Schuhe, ſchnitt Leiſten und es war ſein Stolz, in dem kleinen Garten, der ſein Häuschen umgab, die größten Kohlköpfe, Kürbiſſe und Gurken zu erzielen. In Willington-Quay wurde ſein einziger Sohn Robert geboren. Er war beſtimmt, den Ruhm zu erhöhen, mit dem der Vater ſeinen Namen umgeben hatte. Das Kind war von Anfang an der Augapfel des Vaters und gab dem häuslichen Glück des jungen Ehepaars einen neuen Reiz.

Stephenſon blieb drei Jahre als Bremſer in Willington und ging dann im Jahre 1804 in einer ähnlichen Stellung nach den ſehr umfänglichen Kohlenwerken von Killingworth, die eine große Anzahl Arbeiter beſchäftigten. Hier war

es, wo ſein Genius ſich Bahn brechen, ſein Ruf ſich begründen ſollte; aber es traf ihn hier auch der bitterſte Schmerz ſeines Lebens, der Tod ſeiner geliebten Fanny, die bald nach der Ueberſiedelung in dem neuen Wohnorte ſtarb. Der ſtarke, warmherzige Mann fühlte ſeine Vereinſamung tief und ſchmerzlich und hat, ſolange er lebte, nicht aufgehört, den Verluſt ſeiner treuen Gefährtin, für die er nie einen Erſatz ſuchte, zu beklagen.

Während er noch den Trauerflor um die Verſtorbene trug, wurde er aufgefordert, die Aufſicht über eine der von Watt und Bolton erbauten Dampfmaſchinen an den Kohlengruben bei Montroſe in Schottland zu übernehmen. Er folgte dem Rufe, ließ ſeinen Knaben in der guten Aufſicht einer Nachbarin und machte ſich, mit ſeinem Bündel auf dem Rücken, zu Fuß auf den Weg. Nach einjähriger Abweſenheit kehrte er, achtundzwanzig Pf. St. in der Taſche, nach Killingworth zurück. Während Georg's Abweſenheit war ſeinem Vater ein ernſter Unfall begegnet; er war bei einer Ausbeſſerung im Innern ſeiner Maſchine bedeutend verletzt und vollſtändig des Augenlichts beraubt worden. Georg's erſte Handlung war, die Schulden des alten Mannes zu bezahlen, die ſich auf 15 Pf. St. beliefen, und ſeine beiden hochbetagten Aeltern mit ſich nach Killingworth zu nehmen, wo er bis zu ihrem Tode aufs treulichſte für ſie ſorgte. A. S.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Das Wäggithal im Canton Schwyz.

Wir waren ſchon einige Zeit in der öſtlichen Schweiz gereiſt, auf Wegen, die von der Menge der Touriſten gleichſam überſchwemmt waren. Wer hätte ſich da nicht endlich aus dem Bereich der Bädeker'- und Berlepſch'ſchen beſternten Hauptkapitel hinwegſehnen ſollen in ein ſtilles Thal, in wirkliche Vergeseinſamkeit, in eine Gegend, die, von der Cultur noch nicht allzu ſehr beleckt, weder große Hotels noch Engländerpreiſe kennt! Der gute Rath eines Freundes in Zürich wies uns nach dem nicht allzu weit entfernten Wäggithal. Wir preiſen uns glücklich, dieſem Rath gefolgt zu ſein. Ob auch die großartigen Eindrücke, die vorher in Graubündten und ſpäter im Berner Oberland unſere Seele erfüllten, zu gewaltig waren, als daß ſie jemals ſich verwiſchen könnten: eine unſerer lieblichſten Erinnerungen bleibt doch das Wäggithal, ein Schweizerparadies, das noch ſo wenig bekannt iſt, worüber die Reiſehandbücher kaum dürftige Andeutungen enthalten und das doch ſo ſehr verdient, gerade von ſolchen Reiſenden beſucht zu werden, die es vorziehen, ſtatt fortwährend bald da, bald dort umherzuwandern, einen längern Aufenthalt an einem Ort zu nehmen, wo man die köſtliche Schweizerluft mitten unter großartigen Gebirgsumgebungen behaglich genießen kann.

Von Zürich, wo wir diesmal das neue, von Profeſſor Semper meiſterlich ausgeführte Schweizeriſche Polytechnikum bewundern konnten, ging es mit der Eiſenbahn bis Rapperswyl. Dort nahm uns eine kleine Barke auf zur Ueberfahrt über den lachenden See. Noch trübte kein Wölkchen den Himmel, ſpiegelglatt lag der See, rings umkränzt von maleriſchen Berghöhen, über die aus der Ferne der Glärniſch ſein ſchneebeglänztes Haupt ſtolz erhob. In der Schweiz haben die Götter vor das Schöne in der Regel zuvor — den Regen gelegt, und ſo durften wir uns nicht beklagen, als wir uns mitten in unſerer Gondelfahrt plötzlich von einem Gewitter überraſcht ſahen. Die klare Flut verwandelte ſich in das dunkelſte Schwarz, die Wellen gingen hoch, der Donner rollte dumpf in den Bergen widerhallend und ein gewaltiger Föhnwind zerriß im Nu das über uns ausgeſpannte Schiffszelt. Unſer Kahn ſchwankte immer heftiger auf den ſchäumenden Wogen, allein unſer wettergebräunter Steuermann arbeitete muthig, ein zweiter Tell, das Schifflein durch die ſtürmende Flut, und ſo kamen wir endlich, wenn auch arg durchnäßt, noch glücklich mit dem Leben davon und betraten bei Laachen den Boden des Cantons Schwyz.

Ein kleiner Wagen führte uns von da landeinwärts nach Siebenen, einem ziemlich großen und gewerbreichen Flecken am Eingang des Wäggithals, wo wir im „Rößli" eine gute Unterkunft fanden. Wir tröſteten uns mit der Hoffnung, daß ſich das Gewölke in der Nacht entladen werde; aber auch am andern Morgen war die Farbe des Himmels grau in grau und unabläſſiger Regen ſtrömte herab. Wenn das Schöne fehlt, muß der Menſch ſich an das Reale halten; wir machten es uns daher ſo behaglich wie möglich und vergegenwärtigten uns, wie viel ſchlimmer es ſein würde, in einer Sennhütte mit bukoliſchem Schmuz eingeregnet zu ſein.

Deſto ſchöner brach der zweite Morgen an, in deſſen erſter Frühe wir denn auch ſofort die

Wanderung ins Thal antraten. Bis vor kurzem war der Weg dahin überaus beſchwerlich, über Knüppel- und Prügeldämme ging es bergauf bergab am Ufer der ſchäumenden Aar. Seit dem Jahre 1863 iſt jedoch eine Kunſtſtraße angelegt, eine Gotthardtſtraße im kleinen, deren wildromantiſche Umgebungen nicht ſelten auch an die Via-Mala oder ſtellenweiſe ſelbſt an die Schauer des Wegs von Ragaz nach Pfäffers erinnern. Sie iſt von dem geſchickten Baumeiſter Lehmann, deſſen luſtige Bekanntſchaft wir im „Rößli" gemacht hatten, meiſterhaft ausgeführt, und zwar mit Hülfe ſeiner gleichfalls bauverſtändigen Tochter, die ihm bei allen ſeinen Unternehmungen als eine Art Unteringenieur zur Seite ſteht.*) Die Straße führt zuerſt in eine rauhe, tiefe Schlucht, durch die wildtoſend die Aar dahinſtürzt, während zu beiden Seiten himmelhohe Felſen emporſtarren. Oft erſcheinen die Vorſprünge der Berge ſo ineinandergeſchoben, daß der Ausweg dem Wanderer vorerſt ein Räthſel bleibt; aber bald folgt die Auflöſung und das Auge hat wieder ein neues Stück der mäandriſch ſich dahinſchlängelnden Bergſtraße vor ſich und unten ſchäumt wieder der Fluß, deſſen Abhänge an verſchiedenen Stellen ſo kunſtreich mit Steinmauern eingefaßt und ſo feſt überbrückt ſind, daß man ohne alle Gefahr ſelbſt mit einem Wägelchen die wilde Landſchaft paſſiren kann.

Plötzlich öffnen ſich die Berge, das vordere Wäggithal, eine kleine, allerliebſte Idylle im ſaftigſten Grün der Wieſen, mit dem Schmuck zahlreicher Obſtbäume liegt vor uns, im Hintergrund eingeſchloſſen von mächtigen Bergrieſen, unter denen namentlich der große Aubrig hoch hervorragt. Mitten im Thal blickt ein freundliches Kirchlein uns entgegen, das Gotteshaus eines kleinen Hirtendorfs, deſſen Holzhütten im Thal und an den Bergabhängen zerſtreut liegen.

Durch Vorderwäggi geht der Weg in das hintere Wäggithal. Der von oben bis unten bewaldete Guggelberg auf der einen und der große Aubrig auf der andern Seite rücken ſo nahe zueinander, daß abermals nur eine enge Schlucht den Durchpaß gewährt. Zur Linken in dieſer Schlucht erblickt man am Guggelberge eine Felshöhle, das „Schuhmacherloch" genannt; denn die Sage geht, daß darin ein der Welt und ihrer Luſt müde gewordener verzauberter Schuhmacher hämmere, was Rationaliſten ſo erklären, daß der Schall von den Fußtritten des Herantretenden dieſe Töne in der Höhle wiedergebe. Als einſt ein übermüthiger Menſch in das Loch hineinrief: „Schuhmacher, gib mir auch einen Leiſten!" da ſchmetterte ein Stein neben ihm nieder und benahm ihm die Luſt zu weiterm Spott mit der Geiſterwelt.

Das hintere Wäggithal, größer und impoſanter als das vordere, iſt ſo recht ein Hirtenthal. Die majeſtätiſche Ruhe der Bergrieſen umher, die idylliſche Ruhe der Thalfläche verſetzen den Wanderer in eine Stimmung, die ich dem Eindruck vergleiche, den ein ſchönes Volkslied auf mich macht, und es fehlt auch dem ruhigen Thal nicht die Muſik; neben der murmelnden Aar klingen die Glocken der Heerden und mit Jodeln antwortet der Hirt von der Höhe dem Hirten am Waldesſaum. So trifft man es freilich nur im Frühſommer, wo die Rinder der prächtigen Schwyzerraſſe noch auf der üppigen Weide des Thals und der Unterberge ſchwelgen, denn bald ziehen ſie auf die Alpen in die Einſamkeit des Hochgebirgs. Dort muß man ſie dann aufſuchen, und wer das Bergſteigen nicht ſcheut, der gehe auf das Bockmatteli, den öſtlichen Vorſprung des Schynbergs, von wo er über die Bergſpitzen den Blick auf den Züricherſee und weithin in die ebene Schweiz kann ſchweifen laſſen. Dort findet er am Grat einen Schäfer, der einem Murmelthier gleich ſein Lager in einer niedrigen Steinhütte hat. Vor ihm erquickt ſeine Schaf- und Ziegenheerde der Matte „warmes Grün", hinter ſeiner Höhle iſt ein ſchroffer Felsabhang und darunter erblickt man die Glarner Alpen von Sennen und Heerden belebt.

Das Hinterthal, ſo reich an Wieſengrün, hat keine Obſtbäume mehr, aber an Laubholz fehlt es nicht und ſchöne Ahornbäume ſieht man noch an den Bergabhängen, bis die ernſten Tannen zur Herrſchaft kommen, noch Raum laſſend für grüne Matten, worauf dann die Felsregion beginnt, die auf den höchſten Gipfeln im ewigen Schnee Erde und Himmel verbindet. Der unmittelbare öſtliche breite Thalnachbar iſt der bewaldete Schynberg, ſo benannt von dem rothen Schein in der Abendbeleuchtung. Sein Ausläufer iſt das ſchon erwähnte Bockmatteli. Zur Rechten des Schynbergs die kühn zugeſpitzte Zindelenſpitze und als der höchſte der das Thal umgebenden

*) Noch öfter fanden wir in der Schweiz Glieder des ſchönen Geſchlechts in Aemtern beſchäftigt, die bei uns nur von Männern eingenommen werden. So verſah zu Chur eine junge Dame, in die Farben des Bahnperſonals gekleidet, die Stelle eines Eiſenbahnkaſſirers.

Gebirgsſtöcke der Mutteriberg oder Rädetenſtock, über 7000 Fuß hoch.

Zahlreiche Sagen knüpfen ſich an dieſe Berge, von denen neuerdings Profeſſor Oſenbrüggen, ein Bewunderer dieſes Thals, einige in dem Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" mittheilte. Vor allem kehrt hier der auch in andern Gebirgsgegenden, ſelbſt im Harz vorkommende Mythus von den „Venedigern" wieder, einer Art Schwarzkünſtler, die von Zeit zu Zeit aus Italien kommen, um in den Bergen Gold und Silber zu ſuchen, und die es, glücklicher als die eingeborenen Thalbewohner, auch allezeit richtig finden. „Noch in neuerer Zeit", ſo erzählte unſer ſehr empfehlenswerther Führer, der treuherzige Xaver Zügel aus Hinterwäggi, „kam ein Venediger ins Wäggithal und ließ ſich von einem jungen Burſchen Namens Oberle früh an einem Morgen auf den dem Mutteriberg gegenüberliegenden Fluhbrig führen, von wo er den Oberle zurückſchickte mit dem Geheiß, ihn am Abend wieder abzuholen. So ging es einige Tage fort, aber plötzlich war der Fremde verſchwunden. Bald darauf ließ ſich Oberle ins päpſtliche Militär anwerben und als er einſt durch die Straßen der Ewigen Stadt dahinſchlenderte, hörte er aus einem ſchönen großen Hauſe rufen: «Oberle, Oberle!» Erſtaunt blickte er hinauf und ein feingekleideter Herr winkte ihm, einzutreten, was er denn auch that. Da fragte ihn der Herr, ob er ihn nicht erkenne? Oberle antwortete: das Geſicht des Herrn komme ihm zwar bekannt vor, doch wiſſe er nicht, wo er ihn geſehen. Da ging der Herr in ein Nebenzimmer, und als er in Bergmannskleidung wieder heraustrat, erkannte Oberle ſeinen Mann vom Fluhbrig, der ihm nun mittheilte, da er durch ſeine Beihülfe zu großen Schätzen gelangt ſei, wolle er auch ihn glücklich machen; aber er dürfe nicht von der Sache erzählen. Oberle erhielt eine bedeutende Geldſumme, nahm ſeinen Abſchied aus dem Militär und kaufte ſich ein ſchönes Heimweſen im heimatlichen Thal. Die Familie Oberle exiſtirt dort noch, iſt aber durchweg arm geworden, da man nicht reinen Mund halten konnte." „Wenn ihm nur auch einmal ein ſolcher Venediger begegnen möchte", fügte Xaver am Schluſſe ſeiner Erzählung hinzu, „und Halbpart mit ihm mache, er wolle dann beſſer zu ſchweigen wiſſen." So baut ſelbſt dieſes Volk im Hirtenhemd und der ſchwarzen Zipfelmütze ſich goldene Luftſchlöſſer noch auf die Gipfel ſeiner himmelhohen Berge, und glücklich das Geſchlecht, dem der Schwindel überhaupt nur in der Geſtalt ſagenhafter Ausländer bekannt iſt!

Und wenn auch keine „Venediger", ſo haben doch andere ſolidere Goldvögel ſeit Anlegung der neuen Straße zum erſten mal jenes merkwürdige Thal zu ihrem Aufenthalt erkoren. Gerade der Zindelenſpitze gegenüber, in prächtigſter Lage, erhebt ſich ſeit kurzem ein kleines, zierlich aus Holz aufgeführtes Curhaus, wo für das beſte Unterkommen geſorgt iſt. Einzelne baſeler Kaufherren mit ihren Familien ſind als die erſten Gäſte in dieſem Sommer hier eingezogen. Die baſeler Familien ſind gleichſam die Pionniere ſolcher Schweizerſchönheiten. Von dem Strom der Touriſten bald da, bald dort verdrängt, ſuchen ſie immer wieder neue Thäler, bisher unbekannte Eldorados auf, wo ſie die ſchöne Jahreszeit in behaglichem Naturgenuß ungeſtört zubringen können. Man darf ihrem Zuge getroſt folgen und gewiß ſein, daß ihre Lieblingsplätze gut ausgewählt und zu ländlichem „Hüttenbauen" überaus geeignet ſind. Der Name Curhaus iſt überdies hier nicht blos ein nichtsſagender Modename ländlichen Comforts, ſondern, wenn die Angaben des Fremdenbuchs ihre Richtigkeit haben, werden hier wahre Wundercuren wirklich erzielt. Der Front des Hauſes gegenüber ergießt aus einer Baumgruppe am Schynberge ein unverſiegbarer Silberquell das reinſte Waſſer, welches nach der chemiſchen Analyſe je gefunden worden iſt. Dieſes in das Curhaus geleitete Waſſer, als Trinkwaſſer unvergleichlich, wird dort zu kalten und warmen Bädern mit bequemer Einrichtung verwendet und ſichert in Verbindung mit der herrlichen milden Lage dem neuen Etabliſſement eine bedeutende Zukunft. In der ganzen Einrichtung iſt ſchweizeriſche Solidität mit Geſchmack vereint und der Penſionspreis (4 Francs täglich) iſt äußerſt billig. Ein freundlicher Wirth und ſeine liebenswürdige junge Frau bieten alles auf, ihren Gäſten den Aufenthalt behaglich zu machen.

Zahlreiche Ausflüge laſſen ſich von dem Curhauſe aus machen. Beſonders lohnend iſt eine Partie auf die nicht allzu weit entfernte Blüſchalp. Dort findet der Botaniker eine reiche Ausbeute ſeltener Alpenpflanzen, die Abhänge der Berge ſchimmern im Purpur der Alpenroſen, die ich ſelten in ſo üppiger Fülle geſehen wie gerade hier, dazu die herrlichſten Gentianen und die vanilleduftende Orchis nigra. Gerade der Blüſchalp gegenüber liegt in der ganzen Majeſtät ſeiner furchtbaren Gletſchergipfel der Glärniſch, der an Schönheit

des architektoniſchen Baues mit den großartigſten Gebirgsſtöcken der Schweiz wetteifern kann. Dazwiſchen, tief im Grunde zu unſern Füßen das liebliche Klönthal mit ſeinen ſaftig grünen Matten und dem in ſeiner friedſamen Ruhe wunderbar ſchönen Klönſee. Salomon Geßner wußte, warum er jedes Jahr von Zürich aus gerade hierherkam und wochenlang in einer Sennhütte zu weilen pflegte. Lange ſaßen wir auf dem höchſten Gipfel der Blüſchalp und ſchauten hinab ins Thal, auf den See, welcher das Bild des Glärniſch bis auf ſeine kleinſten Felsadern widerſpiegelt, und konnten uns nicht ſatt ſehen — bis unſer Führer zum Aufbruch mahnte.

Auf rauhen und wilden Pfaden ging es dann an der andern Seite der Blüſch- und Schweinsalp wieder hinab und über den beſchwerlichen Pragelpaß, durch den einſt Suworow, von allen Seiten von den Franzoſen eingeſchloſſen, ſich glücklich rettete. Von Muotta aus brachte uns am andern Morgen ein kleiner Wagen in wenigen Stunden nach Schwyz und Goldau und ſo auf die Heerſtraße der gewöhnlichen Schweizertouren zurück. G. H.

Zur Geſpenſterkunde.

Von Franz Broemel.

Ob der Humbug von den Engländern auf ihre Vettern in Amerika vererbt worden oder ob er Amerika ſein erſtes Geburtsland nennt, mag eine offene Frage ſein. Der Name iſt amerikaniſch, jedoch hat König Humbug auch in England ſich weite Provinzen erobert. Ein Blick auf die Anzeigen einer einzigen Zeitung, eine kurze Promenade durch eine einzige Geſchäftsſtraße liefert überreiche Beweiſe, daß die alte Deviſe: „Mundus vult decipi", als das Alpha und Omega von allen denen betrachtet, geachtet und vertheidigt wird, welche ſchnell reich werden wollen. Und das engliſche Publikum beſitzt eine muſterhafte Geduld und Gutmüthigkeit, ſelbſt wenn es mit ſeiner Geſundheit für die Thorheiten der Taſchenſpieler bezahlen muß. Noch mehr, ſelbſt den geſunden Menſchenverſtand läßt man ſich in ſolcher Weiſe gefangen nehmen und ſogar die Raritätenkünſtler der Geiſterſeherei finden heutzutage ſelbſt in London ein dankbares, gebildetes Publikum.

Vor kurzem verklagte der Zauberer und Geiſterſeher Zadkiel in London, unter welchem Namen ein Lieutenant Moriſon Parade macht, Sir E. Belcher wegen Libells, und eine londoner Jury erkannte ihm 20 Schilling Schadenerſatz für ſeine beleidigte Ehre als Aſtrolog und Geiſterſeher zu, die hiernach jedenfalls nach ſehr billiger Scala berechnet zu ſein ſcheint. Der Proceß brachte Dinge ans Licht, die ſich Grimm's „Märchen" muſtergültig an die Seite ſtellen laſſen.

Lieutenant Moriſon, vulgo Zadkiel, gehört der engliſchen Marine ſeit 1806 an und iſt ſchon ſeit mehrern Jahren der Herausgeber von Werken über Aſtronomie und Aſtrologie, namentlich aber beglückt er ſein Publikum alljährlich mit Zadkiel's „Almanach", einem Buch, das die unzweifelhafteſten Prophezeiungen zukünftiger Ereigniſſe enthält und ſich ſo ſchnell wie friſches Brot zu verkaufen pflegt. Die meiſten der Weiſſagungen entnimmt Moriſon einem geheimnißvollen Kryſtallglobus, der einſt Eigenthum der verſtorbenen Schriftſtellerin Lady Bleſſington geweſen ſein ſoll und es dieſer ariſtokratiſchen Herkunft verdankt, daß er nicht in die Hände eines gewöhnlichen Guckkaſtenmanns gerathen iſt. Dieſer Globus, aus „natürlich gewachſenem" Felskryſtall beſtehend, beſitzt, wie der Advocat des verleumdeten Klägers, ohne zu lachen, verſicherte, die Eigenthümlichkeit, vergangene oder in großer Ferne ſich zutragende Ereigniſſe und ſeltſame Viſionen jeder Art dem Auge zu enthüllen. Als ganz England in Sorgen wegen der verunglückten Nordpolerpedition Franklin's geweſen, entdeckte Zadkiel in ſeinem Globus eine „Partie der vermißten Seereiſenden", das „Athenäum" brachte einen Artikel darüber und Lady Franklin und ihre Freunde guckten alle in den Globus, um ſich über das Schickſal der Vermißten Aufklärung zu verſchaffen. Welch armſeliger Humbug mit dem Gram einer verzweifelnden Frau geſpielt! Für das Jahr 1861 enthüllte derſelbe Kryſtall Viſionen, die auf den in demſelben Jahre ſterbenden Prinz-Gemahl Albert hindeuten ſollten und, wie der Advocat hervorhob, „ſich durch das Ableben des Prinzen völlig bewahrheiteten und Zadkiel's «Almanach» wohlverdienten Credit erwarben". Als Zeuge wurde Moriſon-Zadkiel ſelbſt vernommen und gab folgende Schilderung der wunderbaren Eigenſchaften ſeines Globus zum beſten, welcher die Jury mit ernſten und feierlichen Geſichtern lauſchte: „Im Jahre 1849 kaufte ich den Globus von einem Curioſitätenhändler Namens Philipps. Einer meiner Söhne, im Alter von dreizehn Jahren, rief eines Tags aus, daß er Geſtalten in dem Globus entdecke, und gab ſolche

Beſchreibung einer «arktiſchen Scenerie», die unzweifelhaft auf die Expedition Franklin's paßte. Darauf erſuchten mich viele Perſonen von hohem Rang, ſie in den Globus ſehen zu laſſen. Was ſie geſehen, ſage ich nicht. Ich borgte den Globus auch zuweilen guten Freunden. Unter andern blickte eine Schweizerfamilie, welche bei dem großen Romanſchriftſteller Bulwer wohnte, in meinen Globus und ſah darin den engliſchen Geſandten in Konſtantinopel, Sir Henry Bulwer, ohnmächtig unter einem Baume liegen. Sie ſagten, es wäre ein «ausländiſcher Baum». Bald erfuhr ich, daß Sir Henry Bulwer um jene Zeit und an einem ſolchen Ort unpäßlich geweſen. Ich wurde durch Colonel Newton bei verſchiedenen vornehmen Perſonen eingeführt, die alle in meinen wunderbaren Globus blickten; darunter war der ruſſiſche Geſandte in London, Baron Brunnow, der Biſchof von Lichfield, Lord Fitzclarence, mehrere Parlamentsmitglieder und die Ladies Erroll und Aylesbury. Mein kleiner Sohn entwarf öfters Zeichnungen von dem, was er in dem Globus entdeckte. Der Geiſt «Orion» wurde öfters, in Panzerrüſtung gekleidet, darin erblickt; auch gab es einen andern Geiſt darin, der ſich ſelbſt «Eva» nannte. Ich lege die genommenen Abbildungen vor. Dieſes Bild zeigt Sankt-Lukas, wie der Apoſtel dreimal ſich zeigte. Es wurden niemals nackte Figuren in dem Globus ſichtbar; alle erſchienenen Geiſter waren «reſpectabel» angekleidet. Auch die «Königin Mab» erſchien öfters, in einem Wagen von Mücken gezogen, wie die Abbildung beweiſt."

Der Advocat des Verklagten unterbrach den Propheten bei dieſen Worten mit der Frage: „Welche Sprache redet der Geiſt Eva?" Moriſon-Zadkiel: „Die Sprache dieſer Dame war engliſch." „Und welche Sprache gebrauchte Orion?" „Auch die engliſche." „Und Titania?" „Sie ſprach auch engliſch, mitunter erſchienen aber auch türkiſche, hebräiſche, lateiniſche und franzöſiſche Worte in dem Globus. Auch von den Apoſteln erſchienen darin oft je zwei und drei — auch Viſionen aus dem Leben des Heilands, das Abendmahl, die Speiſung der Tauſende mit fünf Broten und zwei Fiſchen, das Wandeln des Herrn auf den Waſſern. Ich habe im «Almanach» dieſe Geſchichten beſchrieben und ich glaube daran. Ich ſage Dinge voraus, Gefahr für Geſundheit und Leben; ſolche Gabe kommt von den Sternen. Einer meiner Seher hatte eine Unterhaltung mit Judas Iſcharioth, welche ich in meinem «Almanach» veröffentlichte. Sir E. Belcher hat unter dem Namen «Anti-Humbug» einen Artikel in dem «Daily-Telegraph» veröffentlicht, in welchem er mich einen Vagabunden heißt, und deshalb habe ich ihn hier wegen Libells verklagt."

Nach dieſem inſpicirten die Gentlemen von der Jury den Globus, das corpus delicti, einen durchſichtigen Kieſel von fünf Zoll Durchmeſſer, mit aller ſchuldigen Gewiſſenhaftigkeit. Der Geiſterſeher hatte Zeugen aus den Kreiſen der höchſten Ariſtokratie zur Hand, welche verſchiedenen jener myſteriöſen Experimente beigewohnt hatten. Er ſcheint ſich nie mit Kleinem abgegeben zu haben. Der Romanſchriftſteller Sir Edward Bulwer Lytton war erſchienen, ebenſo der Biſchof von Lichfield und Lord Harry Vane, der Erzdechant Robinſon, die Marquiſe von Aylesbury und Lady Egerton Tatton, der Earl von Wilton und Miſtreß Alliais. Letztere Dame verſicherte, ſie habe einſt in dem Globus ihre eigene Mutter, mit einem Kinde auf dem Arm, erblickt und ein andermal einen Mann in Waffenrüſtung, von einem Anblick, den ſie ihr Lebtag nicht vergeſſen werde. „Ich weigere mich", ſagte die Seherin, „hier im Gerichtshof in den Globus zu ſchauen, denn es iſt eine zu feierliche Sache, um profanirt zu werden."

Nach dem Gehörten befanden ſich Publikum, Geſchworene und Richter in jenem Zuſtande, den man in paſſendem Hochdeutſch mit dem Sammelwort „Allgemeine Verblüfftheit" am paſſendſten bezeichnen könnte. Engliſche Geſchworene ſind auch nur Sterbliche und wie andere wol von einer märchenerzählenden Amme geſäugt worden, was mitunter bis ins reifere Alter hinauf den Geſpenſterglauben bei Kräften erhalten ſoll. Kurz, dies und ſeine „anſtändigen Verbindungen" bewahrten Zadkiel vor einem Fiasco ſeiner Ehre, deren Beeinträchtigung von der Jury als erwieſen erklärt wurde. Der Richter indeß verurtheilte den Verleumder nur in eine Geldbuße von 20 Schilling und die Sitzung ſtob mit verwildertem Gemüth auseinander.

Ein Misgeſchick zieht das andere herbei; ſo war es nicht überraſchend, einige Tage ſpäter einen großen Tiſchrücker, Mr. William Howitt, im „Morning-Star" ſich bitter über die Angriffe der „Quarterly-Review" auf ihn und ſeinesgleichen beklagen zu hören. Er rühmte ſich, den Profeſſor Challis zu Cambridge zu ſeinen Theorien bekehrt zu haben, und kündigte das Erſcheinen

eines neuen Buches über Geiſter unter dem Mädchennamen „Mary Jane" an, das ſeiner Verſicherung nach von einem bisherigen Geiſterſpötter, einem an keine Seele glaubenden Materialiſten verfaßt ſei, der für die Sache der Spiritualiſten ganz und gar gewonnen wäre. Er citirt bereits einige Details aus dem neuen Buche. Wir hören da, daß Mary Jane eine unſichtbare „Intelligenz" iſt, die vortrefflich auf der Guitarre ſpiele, wenn ſolche einfach über die Knie ſeiner, Mr. Howitt's, ganz unmuſikaliſchen Frau gelegt worden; daß Mary Jane nicht nur Tiſche rückt, ſondern auch große Zinkplatten wie Papierbogen aufheben kann, was auf gute Geſpenſtermuskeln ſchließen läßt; daß ſie Tiſche abdeckt und die Tiſchtücher ſauber zuſammenfaltet und in das nächſte Zimmer trägt. Noch mehr, Mary Jane iſt Malerin. Sie ſchließt weiße Papierbogen in eine Schachtel und producirt nach wenigen Minuten dieſelben Bogen als völlig ausgeführte Aquarellbilder und habe ſogar im Hörbereich verſchiedener Zeugen verſprochen, daſſelbe Kunſtſtück in einem mit einem Brahmaſchloſſe feſtverſchloſſenen Kaſten vornehmen zu wollen. Wer es nicht glauben will, wird von Mary Jane, der unſichtbaren „Intelligenz", als ein unſinniger Narr bezeichnet.

Der deutſche Leſer hat gut lachen. Er befindet ſich außer Schußweite. Aber uns in London weht dieſe Geſpenſterluft ſeit Jahr und Tag um die Naſe. Wer z. B. im vergangenen Sommer in London des Nachmittags in Bryanſton-Street Poſto gefaßt hätte, würde die reichſten Equipagen vor einem unanſehnlichen Hauſe haben halten und reſpectable Herren und Damen ausſteigen ſehen, um den Experimenten eines neuangelangten amerikaniſchen Tiſchklopfers beizuwohnen. Tag für Tag nahm er nur eine Guinee pro Kopf und bewies unter andern den Zuhörern, daß die Geiſter auf ſeinem entblößten Arm ihre Gedanken niederſchrieben. Als ihm London zu „heiß" wurde, d. h. als die Preſſe ihm mit univerſalem Hohngelächter das Geſchäft verdarb, kündigte er eine letzte Experimentalvorleſung an. Die Guineen regneten, das Publikum ſtand auf den Fußſpitzen der Spannung. Er incommodirte alle Sorten von Geiſtern; zuletzt machten dieſelben auch ihre Schießübungen auf ſeinem entblößten Arm. Hundert Augen waren auf ihn gerichtet, als plötzlich in großer blauer Schrift die erſchütternden Worte auf ſeinem Elnbogen erſchienen: „Fools!"; auf Deutſch „Narren!" Das war die Schlußvorſtellung.

Der „Ungariſche Simpliciſſimus".

II.

Der „Ungariſche Simpliciſſimus" iſt weder ein Schelmenroman noch eine romantiſche Geſchichte voll plumper nnd abenteuerlicher Erfindungen. Aus der Fülle originaler Anſchauung hervorgegangen, bietet das Buch im knappſten Rahmen eine wahre Fundgrube für die Kenntniß des ſüdlichen Karpatenlandes im 17. Jahrhundert. Der Schauplatz der Handlung iſt zunächſt das gebirgige Nordoſt-Ungarn und das öſtliche Tiefland, dann Siebenbürgen; die Zips und die rauhe Marmaroſch finden dabei eine eingehende Würdigung. Der Verfaſſer hat Sinn und Verſtändniß für die phyſikaliſchen Bodenverhältniſſe und bringt über dieſe ſowie über manches naturhiſtoriſch Wichtige treffliche Bemerkungen. Mehr noch aber intereſſirt ihn der Menſch. Die Verfaſſung und Verwaltung des Landes, der Comitate, der deutſchen Gemeinweſen beſchäftigen ihn in gleicher Weiſe; das Schulweſen und die geiſtige Bildung, Landwirthſchaft und Viehzucht, Bergbau und Handel, Jagd und Fiſcherei ſchildert er knapp, aber anſchaulich; Licht- und Schattenſeiten des Landes ſtellt er unparteiiſch nebeneinander. Manches hat ſich ſeit ſeinen Tagen kaum geändert; dagegen klingt anderes trotz der treuen Schilderung faſt wie eine Sage aus alten Zeiten und fernen Landen, z. B. die friedlichen und kriegeriſchen Beziehungen der Eingeborenen zu den Osmanen. Simpliciſſimus reiſte zwar nicht durch das ganze Ungarn, aber die Zipſer und andere ungarländiſche Deutſche, Slowaken, Walachen, Zigeuner, Osmanen, vor allem die Magyaren gleiten an unſern Augen in lebendigen Bildern vorüber. Er führt uns unter Mohammedaner und Chriſten mancherlei Bekenntniſſes: Katholiken, Evangeliſche, Calviniſten, unirte und nichtunirte Griechen und Unitarier. Simpliciſſimus war zwar nur in einer beſcheidenen Lebensſtellung, aber in Ungarn ſind die Stände auch heute noch nicht im geſelligen Verkehr ſo geſchieden wie etwa in Deutſchland; damals aber brachte die geringere Bildung auch der höhern Stände — eine Folge der faſt zweihundertjährigen Kriege — die Menſchen einander nahe; zudem iſt Simpliciſſimus Soldat, ein hübſches, gewandtes, keckes Bürſchlein, ein tüchtiger Muſikant, ein flotter Tänzer, ausgerüſtet mit natürlicher Suada und der Kenntniß der Landesſprachen; all das empfiehlt ihn in Ungarn mehr als in jedem andern Lande. Sein bewegtes Leben wirft ihn in der heiterſten und traurigſten Abwechſelung unter Menſchen des verſchiedenartigſten Berufs, der ſonderbarſten Beſchäftigung; wir geleiten ihn unter Studenten und evangeliſche Schulrectoren, proteſtantiſche und katholiſche Pfarrer, aber auch unter unſaglich unwiſſende

walachiſche Popen, unter gemüthliche deutſche Spießbürger und unter wüſte ſlawiſche Räuberbanden, zu dem behäbigen Grundbeſitzer und zu dem cyniſch bedürfnißloſen ruthenischen Landmann, zu dem überreichen Hochadel, der nichts Beſſeres kennt als Schmauſereien, zu denen oft Hunderte von Gäſten kommen, und zu dem barfüßigen Bauernadel, zu rohen Hirten und bequemen magyariſchen und ſlawiſchen Bauern, zu ernſten Bergknappen und luſtigen Muſikanten; dazwiſchen rollen ſich Soldatengeſchichten und Lagerſcenen ab und treiben Martaloſen (Renegaten) und Fribeken (zu Chriſten gewordene Mohammedaner), beide meiſt keinen Schuß Pulver werth, ihr Weſen. So iſt der „Simplicisſimus" eine der ergiebigſten Quellen für die Sittengeſchichte Ungarns.

Die Thiere des Waldes.

Der berühmte Orientaliſt R. in Paris ſuchte einen geeigneten Hülfsarbeiter bei der Herausgabe ſeines „Sanskrit-Lexikon". Er war endlich ſo glücklich, einen ſolchen in einem jungen Studenten zu finden, der ſeit ſieben Jahren die Zierde des Collége de France war. Das Werk ſchritt unter beider Thätigkeit rüſtig vorwärts. Da erklärte eines Tags der Student dem Profeſſor mit Bedauern, daß er nun ſcheiden müſſe. Auf die dringenden Fragen des erſchrockenen Profeſſors geſtand S. endlich tieferröthend, er wolle heirathen, und weiteres Drängen führte das Geſtändniß herbei, daß der tüchtige Orientaliſt S. ein Fräulein S. war, welches der Werbung des Profeſſors H. Gehör gegeben hatte. Das „Sanskrit-Lexikon" trug indeß zuletzt den Sieg davon. Der junge Gelehrte half als Gattin des ältern das begonnene Werk vollenden.

Dieſe Geſchichte fiel uns ein, als wir die vier erſten Lieferungen von „Die Thiere des Waldes" (Leipzig u. Heidelberg, Winter'ſche Verlagshandlung, 1863) vor uns ſahen, von deren Titel uns eine ſchöne Verlobungskarte — Brehm und Roßmäßler — grüßte. Die Verlagshandlung hat keine Koſten geſcheut, dieſes Werk in prächtigſter Weiſe zu illuſtriren. Schon das Deckelbild der einzelnen Lieferungen heimelt uns an.

Durch dichtes Laubwerk knorriger Eichen und glattſtämmiger Buchen eröffnet ſich der Durchblick auf eine ſonnige Waldwieſe voll Rehe. Unten im dunkeln Vordergrunde, bei einem über Steine rauſchenden Waldwaſſer, lauert der Fuchs, unter den Buſch gedrückt, auf den geeigneten Augenblick, das Häschen zu erhaſchen, das, durch einen verrätheriſchen Ton aufmerkſam gemacht, mit geſpitzten Löffeln daſteht. Vielleicht kam das Geräuſch auch von dem Knirſchen der Zähne der Fiſchotter, die unten am Bach ihr Lieblingsgericht, eine Forelle, verſpeiſt. Oben auf dem Aſt ſitzt ein Eichkätzchen, das wir auf einem andern Blatt, von einem Edelmarder verfolgt, ſehen; weiterhin fliegen und ſitzen muntere Vögel zwiſchen den Zweigen.

So lebendig wie dieſes Bild iſt auch die Darſtellung des Thierlebens in unſerm Walde im Werke ſelbſt dargeſtellt. Dieſe erſten Lieferungen enthalten die Raubthiere und Raubvögel, ſoweit ſie im europäiſchen Walde noch zu finden ſind; außerdem die erſten Blätter des Kapitels über „Das Wild".

Unſere Verfaſſer haben ſchon recht, daß wir dem Wild eigentlich den ſchönen Wald, ſoweit er heute noch da iſt, zu danken haben. Des Wildes wegen wurde er gepflegt. Die Fürſten vergangener Jahrhunderte waren eifrige Jäger, welche für das Gedeihen des Waldes ungleich mehr Theilnahme bethätigten als für den Wohlſtand der Menſchen. Mehr als Ein Land hat es gegeben, wo ſich das ganze Regierungsweſen kaum um etwas anderes drehte als um das „edle Weidwerk". Die Erhaltung des Waldes war nicht eine Folge der Erkenntniß ſeiner Nothwendigkeit für das Gedeihen der Menſchheit, ſondern einzig und allein eine Vorſorge zu Gunſten des Wildſtandes. Der Wald als ſolcher kam erſt zu ſeinem Recht, als der Menſch ſeine Würde geltend machte. Von dieſer Zeit ſchreibt ſich der Verfall des Wildes her. Zur Verringerung des Wildſtandes ſind die Machthaber durch ſchwere Kämpfe vom Volke genöthigt worden, nachdem es genug des Elends und der Tyrannei des Wildes wegen ertragen.

Das iſt die andere Seite des Bildes, das viele, durch die Anmuth des „ſtolzen Hirſches", der unter Thränen aus den großen braunen Lichtern verendet, durch die Sanftmuth des „lieblichen Rehs" beſtochen, zu gewaltigen Philippiken gegen das unmenſchliche Vergnügen der Parforcejagden befeuert hat, während man ſolche gegen Wölfe und Füchſe vollſtändig in Ordnung finden konnte. Dagegen iſt einzuwenden, daß dieſes ſo poetiſche Wild den Menſchen nie eigentlichen Nutzen gebracht hat — das einzige Ren im Norden ausgenommen —, der Schaden iſt ſtets größer geweſen als die Vortheile. Für das dürre Gras, die Flechten und die trockene Rinde im Winter entſchädigt es ſich zur Frühlingszeit reichlich an der ſproſſenden Winterſaat und dem jungen Kohl, im Sommer neben dem Graſe an den jungen Erbſen, Linſen und den jungen, weichrindigen Bäumen, die es abſchält und dadurch oft ganze Strecken vernichtet.

Die Raubthiere freilich, Wolf, Fuchs, Marder, Fiſchotter, brechen in unſere Heerden, Ställe, Fiſchteiche ein und würgen oft maſſenweiſe, weit über ihren Hunger hinaus. Tückiſch heißt der Wolf, liſtig der Fuchs, während das Wild ſich ſo bald zähmen läßt und zutraulich auf uns zukommt, neben uns hergeht, uns die Hände leckt. Aber man leſe, was unſer Buch uns von der Furchtbarkeit und Bösartigkeit ſelbſt des gezähmten Hirſches zur Brunſtzeit erzählt, und daß andererſeits auch der Wolf zähmbar ſei. Mehrere Beiſpiele werden erwähnt, beſonders die Wölfin im Thiergarten zu Wien, die im letzten Frühjahr mit einem Haushund Junge erzeugte und ihre Jungen zärtlich pflegte, ihnen mit Unruhe nachſah, wenn der Wärter eins oder das andere wegnahm,

aber ruhig wartete, bis er es wieder hinlegte. „Dieſe Wölfin beweiſt den Verſtand, die Erziehungsfähigkeit, die hündiſche Dankbarkeit ihres Geſchlechts.“ Und die Fiſchotter erſt, dieſer Waſſermarder, dieſer abſcheuliche Fiſch- und Entenräuber, der nur das Fleiſch des Rückens oder Kopf und Hals frißt und das andere liegen läßt — wie liebenswürdig klettert ſie uns nicht auf den Schos, verbirgt ſich an der Bruſt und guckt nur mit dem Köpfchen aus dem zugeknöpften Rock. Wer je eine Otter geſehen, hat gewiß ſtaunend ihre mehr als ſchlangengleiche Beweglichkeit im Waſſer beobachtet. Abgerichtet kommt ſie auf Pfeifen und Ruf des ihr beigelegten Namens, ja ſie pfeift uns ſelbſt heran, wenn wir vielleicht vorüber wollen.

Solche und ähnliche Mittheilungen läutern die althergebrachten Anſichten immer mehr und wir treten allmählich nicht blos in der Politik, ſondern in allem Wiſſen ſtets feſter auf unſere eigenen Füße. Wir können es Männern wie die in unſerm Werk ſo ſchön Vermählten nicht genug danken, daß ſie zu dieſer Art der Erziehung eines neuen Menſchengeſchlechts eifrig beitragen, in Werken, die in keiner Familie fehlen ſollten. Und wie lebendig, wie maleriſch iſt faſt durchweg die Schilderung! Man leſe nur die hier zum Schluß folgende von der Wolfsjagd der Lappen:

„Die lange Nacht bricht an. Tagelang wirbeln Schneeflocken hernieder; die Tundra trägt bald ihr Winterkleid. Beim märchenhaften Schimmer des Nordlichts zieht die junge Mannſchaft hinaus in den Kampf gegen den Feind ihrer einzigen Habe. Der geſtählte Fuß trägt den Schneeſchuh, die kräftige Hand die ſcharfſpitzige Lanze — eine ſchneidige Meſſerklinge, befeſtigt an einem langen Stock. Leicht gleiten die ſchmächtigen Geſtalten über den weichen Schnee, in welchen jetzt ſelbſt das Ren tief einſinkt, trotz ſeiner natürlichen Schneeſchuhe. Sie treiben die Heerde weit ab von dem verrätheriſchen Walde, in die offene Tundra hinaus. Den Wolf zwingt der Hunger, ihr zu folgen. Mühſam arbeitet er ſich zu den Renthieren heran; bei jedem Tritt ſinkt er bis zum Bauch in den lockern Schnee. Da nahen ſich ihm aufjauchzend vor Luſt die Hüter der Heerde. Er flüchtet, aber nur langſam kommt er vorwärts. Die leichten Skiläufer ſind ihm ſchon dicht auf den Ferſen. Verzweifelnd ſtrengt er ſich an, ihnen zu entrinnen. Sein Mühen iſt vergeblich. Schon fühlt er die Schläge der Lanzenſpitze auf ſeinem Rücken und die Männer bohren im nächſten Augenblick ihm das ſcharfe Eiſen durchs Herz. Hoch auf und ſchäumend quillt das Blut aus tödlicher Wunde — die Jagd iſt beendet. Ein Ren mit dem leichten Schlitten wird herbeigeholt, um den Räuber der Heerden nach dem Zeltdorf zu ſchleifen, in welchem der helle Jubel losbricht.“

Gräber in Schleswig.*)

1863.

Nicht Kranz noch Kreuz; das Unkraut wuchert tief;
Denn die der Tod bei Idſtedt einſt entboten,
Hier ſchlafen ſie, und deutſche Ehre ſchlief
Hier dreizehn Jahre lang bei dieſen Todten.

Und dreizehn Jahre litten jung und alt
Was leben blieb, des kleinen Feindes Tücken,
Und konnten nichts, als, ſtumm die Fauſt geballt,
Den Schrei des Zorns in ihrer Bruſt erſticken. —

Die Schmach iſt aus; der eh'rne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet ſind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Todtenglocke gellt;
Mir klinget es wie Oſterglockenläuten.

Die Erde dröhnt; von Deutſchland weht es her,
Mir iſt, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran ſchon wie ein brauſend Meer,
Um endlich alle Schande zu verſchlingen! — —

Thörichter Traum! — Es klingt kein deutſches Lied,
Kein Vorwärts ſchallt von deutſchen Bataillonen;
Wol dröhnt der Grund, wol naht es Glied an Glied:
Doch ſind's die Reiter däniſcher Schwadronen.

Sie kommen nicht. Das londoner Papier,
Es wiegt zu ſchwer, ſie wagen's nicht zu heben.
Die Stunde drängt. So helft ihr Todten hier!
Ich rufe euch und hoffe nichts vom Leben.

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Beſteigt noch einmal die geſtürzten Renner!
Blaſt, blaſt, ihr Jünger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Tambour, hervor aus deinem ſchwarzen Schrein!
Noch einmal gilt's, das Trommelfell zu ſchlagen!
Soll euer Grab in deutſcher Erde ſein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

Ich ruf' umſonſt; ihr ruht auf ewig aus:
Ihr wurdet eine duldſame Gemeinde.
Ich aber ſchrei' es in die Welt hinaus:
Die deutſchen Gräber ſind ein Spott der Feinde.

*) Aus den kürzlich in vierter Auflage erſchienenen „Gedichten“ von Theodor Storm (Berlin, Schindler, 1864), theilen wir dies Gedicht mit, um den Leſern auch eine andere Seite in Storm's dichteriſcher Begabung zu zeigen, die von den meiſten überſehen wird; Storm iſt nicht nur der idylliſche Dichter der Heide und des Frühlings, er weiß ſeiner Harfe auch die männlichſten und kräftigſten Töne zu entlocken. D. Her.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Aus dem Leben Washington's.

K. — Wie oft man sich auch mit dem Freiheitskampfe Nordamerikas gegen England beschäftigen mag, immer tritt uns in der Geschichte dieses Kampfes das Bild Washington's mit neuem Glanz vor die Seele. Er ist in der modernen Welt eins der glänzendsten Muster des selbstbewußten und echten Patriotismus, und man wird in der That nicht müde, ihn als Mensch und Bürger fortwährend mit dem lebendigsten Interesse, aber auch für sich selbst zur Nacheiferung zu betrachten und ihn in diesem Sinne auch andern als Vorbild und Muster darzustellen und zu empfehlen. Namentlich in unserer armseligen und charakterlosen Zeit mit ihrer vorherrschenden egoistischen Hinneigung zu materiellem Eigennutz ist es wohlthuend, im Anschauen dieses reinen und edeln Charakters das Gefühl der Menschenwürde fort und fort zu stärken und zu erheben.

Nachdem die tyrannische Behandlungsweise, mit der die engherzige und eigennützige Politik Englands gegen seine nordamerikanischen Colonien deren Widerspruch und Widerstand hervorgerufen hatte, die gewaltsame Losreißung der Colonien von England und einen Krieg gegen letzteres zu einer unabweislichen Nothwendigkeit gemacht hatten und demzufolge in Nordamerika die Bildung eines Kriegsheeres beschlossen worden war, richteten sich dort aller Blicke auf Washington und einstimmig ward er zum Oberbefehlshaber des Heeres erwählt. Als ihm der gefaßte Beschluß bekannt gemacht wurde, unterwarf er sich ihm zwar, aber er bekannte offen sein Bedenken, ob er die Erwartungen seiner Wähler rechtfertigen werde. „Ich bitte jeden von euch", sagte er, „sich dessen wohl zu erinnern, was ich heute mit aller Offenherzigkeit erkläre, daß ich mich des mir übertragenen Amtes nicht für würdig erachte." Er lehnte auch jede Besoldung ab, und er nahm niemals, weder als Feldherr noch als Präsident, irgendeine Bezahlung an, vielmehr verwendete er aus eigenen Mitteln bedeutende Summen, während er die öffentlichen Gelder in aller Ehrenhaftigkeit schonte und in eigener Person für die Ausgaben Sorge trug.

Trotzdem, daß er in seiner Armeeführung während des achtjährigen Kriegs beständig mit den größten Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, gelang es ihm schließlich doch durch seine Ausdauer und Klugheit, über sie alle zu triumphiren, indem er die oft hungernden und unbekleideten, schlechtbewaffneten und kriegsunkundigen, auch nicht selten widerstrebenden Soldaten zum Siege führte. Den glücklichen Ausgang des Kriegs selbst aber schrieb er stets nur der Hülfe von oben zu und er ordnete öffentliche Dankfeste an, ebenso wie er täglich in seinem Gebet seinen besondern Dank gegen die göttliche Vorsehung aussprach: „Du allein, der du mit deiner Rechten alle, die auf dich hoffen, von ihren Widersachern errettest, du allein bist unsere Hülfe!" Und als er nach beendigtem Krieg die ihm übertragene Gewalt niederzulegen wünschte, erklärte er vor dem Congreß, daß er es „als seine unerläßliche Pflicht erachte, die Interessen des theuern Vaterlandes dem Schutz des Allmächtigen und denen anheimzustellen, die es in diesem geweihten Hause regieren". Ebenso schrieb er — dieser große Bürger der Neuen Welt, der mit Recht der „Vater des Vaterlandes" genannt ward —, nachdem er wieder in seine Heimat zurückgekehrt war, an seinen Freund Lafayette: „Hier sitze ich nun als einfacher Bürger am Ufer des Potomac, unter meinem Weinstock und im Schatten meines Feigenbaums, fern von dem Lärm der Lager und den Sorgen des öffentlichen Lebens." Und einem andern Freunde erklärte er: „Ich empfinde heute, was ein ermüdeter Wanderer empfindet, der nach einem langen und mühsamen Marsch die schwere Last abwirft, die er auf seinen Schultern getragen hat, und der nun aus seiner heimatlichen Wohnung mit heiterm Auge die Abgründe erblickt, aus denen er errettet worden, und die Schmuzhaufen, die an dem Wege lagen und in die er unter dem Schutz des Allmächtigen, der die Schritte und Schicksale der Menschen bestimmt und leitet, nicht gerathen ist."

In seinem Privatleben beschäftigte er sich vorzugsweise mit Landbau, wobei er neue Behandlungsarten einführte und durch Beispiel und Wort andern, die sich gleichfalls damit beschäftigten, Rath und Lehre ertheilte. Mit tiefem Schmerz erfüllte es ihn, so oft es mit den Angelegenheiten des Staats schlecht ging, besonders in Ansehung der Verbindlichkeiten, die er übernommen, indem er die gewissenhafte Erfüllung der gegebenen Versprechungen in Eine Reihe mit den vornehmsten Tugenden stellte. „Mache es dir zur Pflicht", sprach er einst zu einem seiner Neffen, „nie etwas, auch nicht das Geringste zu versprechen, dessen Natur und Umfang du nicht vorher nach Gebühr erwogen hast. Hast du aber etwas versprochen, so sorge mit allen Kräften dafür, es nach Möglichkeit zu erfüllen." „Der Weg der Pflicht", schrieb er nach Beendigung des Kriegs, als er in den Congreß drang, die französische Anleihe zu tilgen, „liegt offen vor uns. Wenn wir als Volk gerecht sind, so müssen wir auch den öffentlichen Verpflichtungen mit der nämlichen Ehrlichkeit genügen gleichwie denen, die wir als Privatleute eingegangen sind."

Als die Constituirende Versammlung zusammengetreten war, zu deren Mitgliedern auch Washington gehörte, wurde er zu ihrem Präsidenten erwählt, und nachdem die Verfassung zu Stande gekommen war,

waren alle einstimmig der Meinung, daß er von allen der würdigste sei, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden, wozu er auch einstimmig erwählt ward. Washington stand damals im siebenundfunfzigsten Lebensjahre, und da seine Bescheidenheit und seine Vorliebe für das Privatleben bekannt war, fürchteten viele, daß er die Wahl nicht annehmen werde. Man bat ihn, sie nicht abzulehnen, und er erklärte gegen einen seiner Vertrauten: „Ich hätte am Abend meines Lebens wol gewünscht, nachdem ich dasselbe fast ausschließlich unter öffentlichen Sorgen hingebracht habe, mein friedliches Asyl nicht mit einem Meer von Schwierigkeiten vertauschen zu müssen, zumal ich auch die politische Erfahrung, Geschicklichkeit und Neigung dafür nicht besitze, die für denjenigen nöthig sind, der das Steuer führt. Ich sehe ein, daß ich die Wahl des Volks und meinen eigenen Ruf hierbei gefährde, und nur Gott weiß, welches dabei der Gewinn sein werde; ich selbst kann nur versprechen, daß ich mich ganz und mit aller Redlichkeit und Entschiedenheit dem Amte widmen werde. Diese, wie lang oder wie kurz auch meine Laufbahn sein möge, sollen mich niemals verlassen, selbst dann nicht, wenn mich alle im Stich lassen wollten."

Seine Regierung war eine so glückliche und für das Volk segensreiche, daß er ein zweites mal zum Präsidenten gewählt ward, und auch zum dritten mal beabsichtigten die einzelnen Staaten, ihn dazu zu wählen. Washington lehnte jedoch diese Wiedererwählung entschieden ab, nicht, wie er sagte, „aus Mangel an Achtung gegen das Wohlwollen seiner Mitbürger oder weil ihr künftiges Wohl ihm weniger am Herzen liege, sondern weil er fühlte, daß der glückliche Zustand ihrer Angelegenheiten es ihm zur Pflicht mache, sich zurückzuziehen." Als er dies that, richtete er eine ausführliche Schrift an das Volk, voll weiser Rathschläge, in der er dasselbe ermahnte, „vor allem die Religion als die festeste Stütze des Volkswohls anzusehen und in Ehren zu halten."

Nachdem er auf seine Besitzung zurückgekehrt war, nahm er freudig seine frühern Beschäftigungen wieder auf. Er stand des Morgens früh auf, besuchte alle Theile seiner Besitzung, ordnete die Angelegenheiten des Hauses, empfing die ihn Besuchenden, unterstützte die Armen, las viel, aber stets und zu jedem sagte er, daß „von allem, was die Glückseligkeit eines Staats begründet, die Religion und Sittlichkeit die unerlaßlichsten Grundlagen seien"; daß, „wenn wir nicht in Demuth das Beispiel des göttlichen Urhebers unserer heiligen Religion nachahmen, wir nicht hoffen dürfen, ein glückliches Volk zu werden", und daß „mit der gesunden Vernunft und der Erfahrung die Meinung unverträglich sei, die Sittlichkeit könne ohne die Grundsätze der Religion bestehen".

Auch Washington widerfuhr es nach einer langen militärischen und politischen Laufbahn, auf welcher er seinem Lande und Volke redlich und erfolgreich gedient hatte, daß er gelästert, verleumdet und geschmäht ward; aber während er unerschrocken seiner Pflicht genügte und das Geschrei der Leidenschaften und des Neides verachtete, war er der Meinung, daß „der gute Bürger Lob und Tadel der Menschen nicht weiter zu achten habe, daß er vielmehr standhaft, der Stimme seines Gewissens gemäß, seine Pflichten erfüllen und ruhig den Urtheilsspruch Gottes erwarten solle". Seine Wahlsprüche waren: „Thaten, nicht Worte!" und „Für Gott und Vaterland!" Und diesen Wahlsprüchen gemäß hat Washington auch stets gewissenhaft gehandelt.

Pariser Mittheilungen.

V.

Die Theater. Die Portiers. Eine pariser Gesellschaft. Die Fremden.

F. v. N. — Das neue Theater der Gaité ist ein schönes Haus. Es zieht mit seinen Zauberspielen ganz Paris an, aber das Hauptpublikum besteht doch aus der Bürgerschaft des Marais. Eine Mutter mit ihren beiden Töchtern ißt Orangen neben uns, und der junge Mann, der sich über das eine Mädchen neigt, ist sicher — der Bräutigam. Gegenüber in der Parterreloge sitzt eine kleine Dame in himmelblauem Kleide, mit Federn und türkischer Stickerei. Ihr Begleiter hat die Knie in gleicher Höhe mit der Brüstung und liest ein Journal. Dieses Paar verirrte sich hierher, es ist in andern Regionen heimisch!

Zahlreich, wie die Theater in Paris sind, findet jedes sein Publikum, und doch gibt es viele Menschen, die sich das beliebte Vergnügen niemals verschaffen — es ist ihnen zu theuer. Nicht die Grisette, nicht der Arbeiter oder der gering besoldete Beamte gehören dazu, sie finden irgendwo einen bescheidenen Platz. Die wirklichen Armen der großen Städte müssen wir in den gebildeten Klassen suchen. Für manche guterzogene Leute stellt sich eine unüberwindliche Kluft zwischen Bedürfniß und Mittel heraus. Deshalb hat auch die fröhliche Geselligkeit so abgenommen, das Elend verbirgt sich lieber einsam. Die Preise der Wohnung und Nahrung, dieser zwei Haupterfordernisse des Lebens, haben sich zu fast unglaublicher Höhe gesteigert. Mancher besitzt den Muth, zu darben, um äußerlich anständig zu erscheinen. In Frankreich werden dem Schein noch weit größere Opfer gebracht als bei uns, und gewöhnlich geschieht es auf Rechnung des wirklichen Behagens.

Es gibt aber auch einen sehr wohlhabenden Mittelstand in Paris. Aerzten, Advocaten, Künstlern bietet sich hier Gelegenheit, viel zu erwerben. In diesen Kreisen, welche die späten Stunden und den fabelhaften Luxus der großen Welt noch nicht angenommen haben, findet sich noch am ersten ein behagliches Familienleben. Freunde sehen sich häufig bei Tische; man bringt dann den Abend zu, wo man gegessen hat.

Die genaue Adresse eines Bekannten zu wissen,

iſt von Wichtigkeit; ich war niemals im Stande, die Hausnummern zu merken. So ſuchte ich mit wahrer Verzweiflung in der neuen Straße Bayard Nr. 14; ſie exiſtirte gar nicht. Man kommt da mit einer eigenthümlichen Klaſſe der Bevölkerung in Berührung, mit den Concierges. Ich habe ſie in allen Abarten kennen gelernt. In manchen Häuſern hatte ich einen Mann von dem Ausſehen eines Tagelöhners nach irgendeiner oft hochgeſtellten Perſon zu fragen. Er ſtützte ſich auf ſeinen Beſen, während er meine Karte in Empfang nahm. Dies und das laute Anrufen, wenn man an der Loge vorbeigeht, ohne zu fragen, gehört zu den zahlreichen gemeinen Zügen des pariſer Lebens. Zuweilen fand ich freilich den Portier anſtändig ſchwarzgekleidet. Sein Zimmer ſtrahlte eine behagliche Wärme aus, die man nachher in dem Salon der Geſellſchaft vermißte. Sammtmöbel, eine Bronzeuhr und ein Spiegel über dem Kamin begegneten meinem verwunderten Blick.

Wenn ſchon bei Tage und bei einem gewöhnlichen Beſuch das Nachfragen läſtig fällt, ſo geſtaltet ſich die Sache noch ſchlimmer, ſobald man zu einer beſtimmten Stunde erwartet wird.

Ich befand mich in der Rue Faubert und hatte gänzlich die Nummer des Hauſes vergeſſen, wo ich zu Mittag eſſen ſollte. Die Laternen flackerten trübe, kein Merkmal kam meinem Suchen zu Hülfe. Allerdings konnte ich heimgehen und die Karte meines Bekannten anſehen, aber der Weg war weit. Endlich führte Ausdauer zum Ziel und ich traf noch rechtzeitig ein. Nach dem feuchten, unfreundlichen Winterabend erſchien das Haus als ſchützender Hafen. Mit behaglicher Empfindung ſtieg ich die teppichbelegte, helle Treppe hinan. Eine Tafelrunde von ungefähr zehn Perſonen gewährt einen freundlichen Anblick. Die Lampe an der Decke wirft ihre Strahlen auf belebte Geſichter. Weniger angenehm iſt der Raum, welcher uns umfängt. Die Franzoſen müſſen einen Salle à manger haben; gewöhnlich trägt dieſen pomphaften Namen ein düſteres, enges Vorzimmer. Es iſt ein Glück, daß man meiſt bei Licht ſpeiſt. Auch das Schlafzimmer wird ſtiefmütterlich behandelt; der Glanzpunkt des Hauſes iſt der Salon, das Wohngemach fehlt häufig.

Das Dienſtperſonal beſteht gewöhnlich aus einer Köchin und einem Diener; letzterer hat aber nicht das Anſehen unſerer Bedienten. Er verrichtet die Dienſte eines Stubenmädchens und trägt, außer in Gala, einen weißen Schurz. Köchin und Diener ſind oft zuſammen verheirathet. Die franzöſiſchen Dienſtboten ſtehen in dem Ruf, gute Marktgroſchen beim Einkaufen zu machen. Ihr Lohn wird mit zu den läſtigen, aber unvermeidlichen Ausgaben des Haushalts gerechnet. Bei Tiſche ſervir·n beide, wenn Gäſte zugegen ſind.

Hier iſt der Platz, eine melancholiſche Bemerkung anzubringen: die franzöſiſche Küche hat ihren alten Ruhm verloren. Leider empfing ſie Einwirkungen aus England — man ißt das Rindfleiſch halb blutig und hat den thörichten Brauch angenommen, als letztes Gericht Gemüſe zu geben, als ob Wein und Deſſert darauf ſchmeckte!

Diesmal bildete zu meinem Troſt eine Gänſeleberpaſtete den Schluß und der Bordeaux mundete vortrefflich. Nachher perlte Champagner im Glaſe, die Früchte lockten, die niedlichen pariſer Bonbons lachten uns an. Es war ein Moment eingetreten, zum Zeiger der Uhr zu ſprechen: „Stehe ſtill!“ Wir erhoben uns — die franzöſiſche Beweglichkeit hält es nicht lange im Sitzen aus.

Wir traten in den Salon und ſcharten uns um die Flamme des Kamins. Die franzöſiſche Art, die Möbel zu ſtellen, iſt weſentlich von der unſerigen verſchieden. Kanapee und Lehnſtühle bilden kleinere und größere Kreiſe um das Feuer; ſehr beliebt iſt es jetzt, niedliche Stühle mit vergoldeten Geſtellen darunterzumiſchen. Ein Tiſch ſteht in der Mitte, ein Buch daraufzulegen oder die Theetaſſe niederzuſetzen.

Man war ſo freundlich, mir den wärmſten Platz zu überlaſſen. Der Hausherr, auch ein großer Bücherliebhaber, zeigte die Schätze ſeiner Bibliothek herum; er beſaß viel Kupferwerke mit hiſtoriſchen Bildern und hat ſelbſt eine Geſchichte Frankreichs mit hübſchen Illuſtrationen herausgegeben.

Allmählich gelangten wir von der Vergangenheit auf die Gegenwart. Ich ließ den Polenenthuſiasmus vorübergehen und lenkte die Rede auf Frankreich.

„Wir ſeufzen unter dem Despotismus der Bajonnete“, bemerkte einer der Herren unmuthig.

„Henri iſt Republikaner“, entgegnete ein anderer lächelnd; „glauben Sie deshalb nicht, ſeine Stimmung ſei unter uns verbreitet! Er hat höchſtens die Arbeiter zu Geſinnungsgenoſſen, die gebildeten Stände halten es mit der conſtitutionellen Monarchie, ohne gerade Anhänger der gegenwärtigen Regierung zu ſein. Mit der iſt zunächſt das Landvolk zufrieden. Vor zehn Jahren hatten unſere Bauern noch gar keine Meinung, jetzt finden ſie, daß — ſie gute Geſchäfte machen. Die günſtige Stellung des Markts erſtreckt ſich jedoch nicht bis auf den großen Grundbeſitz; die Güter tragen nur etwa 2 — 3 Procent, während Häuſer in Paris bis zu 5 Procent Renten abwerfen.“

Dann nahm ein früherer Sprecher wieder das Wort. Literatur, Wiſſenſchaft, all die geiſtigen Intereſſen der Menſchheit kamen zur Sprache. Das geiſtreiche franzöſiſche Geplauder war alſo noch irgendwo zu finden. Ich fühlte mich vollkommen heimiſch unter dieſen Leuten, welche ich mit Ausnahme des Hausherrn zum erſten male ſah. Keine Spur von Fremdſein — das Freimaurerzeichen moderner Bildung vereinte uns ſchnell.

Mit dem Thee kamen noch mehr Gäſte; bedauernd, wie ein paar Stunden früher den Champagner, verließ ich jetzt das intereſſante Geſpräch. Man griff zu jeux d'esprits — ich meine, wir hätten mehr Geiſt dort am Kamin gehabt!

Der Franzoſe iſt im allgemeinen in ſeinen Ma-

nieren gefälliger, tritt weniger rechthaberisch und pedantisch auf als der Deutsche. Der Vorwurf der Unwissenheit dürfte doch nur mit Vorsicht gemacht werden. Allerdings fehlt die Kenntniß moderner Sprachen; Gelehrte sind wol fähig, deutsche, englische, italienische, spanische Werke u. s. w. zu benutzen, aber geläufig zu sprechen vermögen sie nur französisch. Sie beschäftigen sich auch vorzugsweise mit ihrer eigenen Nation; indessen fand ich doch ein reges geistiges Interesse. Die Frauen, gewohnt, Fragen aller Art vor sich discutiren zu hören, sind aufgeweckt; selbst eine gewöhnliche Pariserin versteht — zu plaudern.

Nur Ein lächerliches Beispiel der Beurtheilung ausländischer Zustände kam mir vor. Ein ehemaliger Militär erklärte nämlich, die Hauptverwirrung in Europa rühre gegenwärtig von „den zwei Königen von Dänemark" her. Das war aber ein Legitimist, der keine Zeitungen mehr liest — weil sie ihn ärgern.

Die Fremden in Paris haben nur selten Gelegenheit, den liebenswürdigen französischen Geist kennen zu lernen. Sie erscheinen in dem Gewühl des Salon ihres Gesandten, wenn sie den bevorzugten Ständen angehören, oder treiben sich ausschließlich an öffentlichen Orten umher. Kaffeehäuser und Restaurationen haben nichts Heimliches, wie manches unserer deutschen Kaffeehäuser. Der Franzose geht auch nur im Vorübergehen hinein, er faßt da nicht Wurzel. Leute, die sich vorher nicht kennen, sprechen nicht zusammen. Ein allgemeines Gespräch findet nicht statt, der Nachbar flüstert mit dem Nachbar. Ein paar ruhige Bürger spielen auch gern zusammen ihre Partie Domino. Der Ausländer greift zu stärkern Reizmitteln, seine Stunden auszufüllen.

Damen suchen gern die stillen Maisons meublées auf, wenn sie irgendeiner Wahlverwandtschaft pflegen. Witwen und bejahrte Mädchen wählen die Pensionen.

Hier muß ich einer Behauptung des „Guide-Journal" widersprechen: die Pension bourgeoise käme in Abnahme. Sonderbarerweise erwähnt es die sehr besuchten Häuser dieser Art gar nicht. Ich kenne eins (Rue Castiglione), welches gegenwärtig sechzig Hausgenossen umfaßt. Das größte Contingent liefern England und Amerika; Russen, Polen, Spanier u. s. w. mischen sich darunter.

Wer es ertragen kann, in sehr gemischter Gesellschaft zu leben, der findet hier gutes und verhältnißmäßig wohlfeiles Unterkommen. Das Widrigste erschien mir, wenn ich zuweilen Bekannte in einem dieser Häuser besuchte, die Miene der Hauswirthe, welche sich das Ansehen gaben, als ob die ganze Gesellschaft ihre Privatgäste wären. Dann ziehen jene auch ihre Bekannten aus der Stadt in den Kreis, besonders Herren, die als Vierter zu einer Whistpartie, als Theilnehmer zu einem gelegentlichen Tanz kommen. Das sind häufig Abenteurer, Gauner und meist schlechterzogene, gemeine Leute.

Aber die Bequemlichkeit, für alle Bedürfnisse gesorgt zu finden, bringt anständige Menschen in diese Pensionate. Viele, deren eigener Herd kalt und öde ist, ziehen sogar solche Gesellschaft der Einsamkeit vor. Der Salon der Pension bourgeoise muß manchem Einzelstehenden die Heimat ersetzen.

Criminalnovellen.

Das Interesse, welches vor einigen Jahrzehnten die Ritter- und Schauerromane erregten, haben jetzt bei einem großen Leserkreis die Criminalgeschichten gewonnen; bei uns wie jenseit des Kanals. Die gefeierten englischen Romane drehen sich um ein ganz gemeines Verbrechen, nicht um die That Othello's oder Macbeth's, sondern um Bigamie, Mord und Diebstahl. In Deutschland haben diese Stoffe in Temme einen drastischen, schlagfertigen und spannenden Erzähler gefunden, dem leider! nur eine Schar schwächerer Nachfolger sich als unabweisliches Bleigewicht angehängt. Um so erfreulicher ist es, in dem uns vorliegenden Buche: „Criminal-Novellen" von Ludwig Habicht (Breslau, Trewendt, 1864), ein frisches Talent zu entdecken, das seinen eigenen Weg geht. Den Lesern unserer „Unterhaltungen" ist der Autor durch mancherlei Arbeiten bekannt; mehrere der jetzt gesammelten Erzählungen sind zuerst in diesen Blättern erschienen. Was sie vortheilhaft vor ähnlichen Erzeugnissen auszeichnet, ist das Streben nach Einfachheit und psychologischer Wahrheit, das Vermeiden haarsträubender Effecte. Diese Erzählungen erwecken unmittelbar das Gefühl, daß sie ihrem Kern nach der thatsächlichen Wirklichkeit entnommen und nicht die grillenhaften Erfindungen einer Phantasie sind, die im Schrecklichen schwelgt. Klar, übersichtlich stellt der Verfasser seinen Stoff dar; in seinen besten Erzählungen, wie in „Ein psychologisches Problem" und „Zwei Finger", ist die innerliche Entwickelung der Gestalten musterhaft motivirt und ausgeführt. Schwächer erschien uns „Lady Macbeth", wo die Ueberfülle des Details das Hauptthema beeinträchtigt. Eine drollig-humoristische Ader befähigt den Verfasser gerade zur Schilderung des Kleinlebens in Dorf und Stadt; hier gelingen ihm Situationen und Figuren in anziehendster Weise. Nur vor Einer Klippe hat er sich zu wahren: vor einer gewissen Verschwommenheit in Gefühl und Ausdruck. „Poetisch" läßt sich, selbst in ihrem Beiwerk, unserer Empfindung nach die Criminalgeschichte nicht gestalten; ihr Reiz besteht in der Spannung und dem Schauer, die sie hervorruft, und der einzige künstlerische Zug, den sie verträgt, ist die genaue Darstellung und Entwickelung der psychologischen Momente. Bleibe der Autor dieser seiner ersten Auffassung treu; romantische Poesie aber und das peinliche Recht schließen einander aus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Frenzel.

Nr. 16. Erscheint wöchentlich 1½ Bogen stark. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: An den Ufern der Schwalme. Erzählung von Karl Frenzel. (Forts.) — Miszellen: Der 9. Juli. — Der Hamburger Brand. — Der Dom zu Mailand. — Wilhelm Tell. — Wilhelm Tell. — Wilhelm Tell

glaubte er noch eine Geſtalt, einen Schatten zu bemerken — namenlos, rieſengroß... Ein Krampf ergriff ſein Herz und nur mühſam ſtieß er mit dem heiſern Ton der Sterbenden die Worte aus: „Charlotte Corday? Aus Caen? Du haſt mir vor einer Stunde geſchrieben?"

„Ich hab's!" Feſter legten ſich die Finger ihrer rechten Hand um den Griff des Meſſers.

„Kennſt du den Bürger Lefranc? Weißt du etwas von dem Schatz, den die Nonnen der Republik geſtohlen haben?"

„Ich kenne weder den Bürger Lefranc noch weiß ich etwas von einem Schatz."

„Es wird vielleicht auch nur eine Erfindung von dieſem lügneriſchen Windbeutel geweſen ſein. Wie gefällt dir Paris? Eine neue Welt iſt im Entſtehen — ich hab' es längſt prophezeit!"

„Du haſt es!"

„Dir? Was ſummt mir da im Kopf? Holla! Iſt die Guillotine lebendig geworden? Sie geht, ſie ſchneidet, Kopf um Kopf fällt — Meiſter Samſon iſt gar nicht mehr nöthig. Guck nur, ſtatt Eines Beils ſind jetzt zwei da, drei, vier!... Arbeitet, ſchneidet — die Ernte iſt groß!" Allmählich ſchien ihm die Beſinnung wiederzukehren, als Charlotte auf ihrem Schemel eine raſche Bewegung machte; er ſetzte ſich halb aufrecht in ſeiner Badewanne, ſchaute ſie noch einmal mit halbgeſchloſſenen Augen von der Seite an und fragte: „Was habt Ihr mir zu ſagen, Bürgerin? Ihr ſtammt aus Caen? Was iſt dort vorgefallen?"

„Achtzehn Mitglieder des Convents, von der rechten Seite, ſind die Herren der Stadt und der Umgegend. Die Magiſtrate des Departements haben ſich ihnen angeſchloſſen. Die jungen Männer eilen herbei, um Paris von den Unruhſtiftern zu befreien und die Republik zu retten."

„Haha!" grinſte Marat. „Was iſt die Revolution? Blut! Blut! Blut!"

„Die Republik iſt die Verbrüderung der Menſchheit", entgegnete Charlotte.

Zum letzten mal ſahen ſich da beide Auge in Auge: Licht und Finſterniß. Die beiden dunkeln, dämoniſchen Gewalten, welche die Revolution gemacht, die Hoffnung und die Sehnſucht nach einem idealiſchen Staat der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und der Grimm, die Blutgier, der Schmuz, der ſich durch ein Jahrtauſend in und auf fünfundzwanzig Millionen armer, geknechteter, hungernder Menſchen gehäuft, der Engel und der Dämon, die beide unzertrennlich unſere Kämpfe, unſere Mühen, unſer Daſein beherrſchen und geſtalten, waren ſich da verkörpert gegenüber; indem ſie ſich anſchauten mit der ſtummen gegenſeitigen Frage: Biſt du's? Biſt du mein Bruder oder mein Mörder? vernichteten ſie einander.

„Wie heißen die Conventsmitglieder in Caen? die Magiſtratsperſonen, die zu ihnen halten?"

Siebzehn Namen nannte Charlotte; Marat hatte das Papier zur Hand genommen, darauf er den Brief an Fouquier-Tinville geſchrieben. „Für den einen, den ich ihm entziehe", murmelte er, „ſchicke ich ihm ſiebzehn. Du kannſt zufrieden ſein, ewiger Kläffer!" Langſam ſchrieb er die Namen nieder. Barbaroux war der letzte. „Freue dich, mein Schätzchen", ſagte er, die Feder fortlegend, zu Charlotte, „bald wirſt du ſie alle in Paris guillotiniren ſehen!"

Während er ſchrieb, hatte Charlotte das Meſſer aus ihrem Buſen gezogen.

In dem verſcheidenden Strahl der Abendſonne funkelte der Stahl. Sie war aufgeſtanden, herb den Mund, die Stirn durchfurcht wie von einem Blitz . . . aufſchreien wollte Marat, aber kein Laut kam mehr aus ſeinem Munde. Mit feſtem Stoß hatte ſie ſeine Bruſt getroffen. In ſeinem Blut zurückſinkend, ſchrie er: „Zu Hülfe, meine Freundin! Zu Hülfe!"

Ihr Meſſer warf Charlotte zur Erde... Marat war todt, das Opfer vollbracht.

Auf den Schrei des Getroffenen ſtürzte Simonne herein . . . ein wildes Getümmel erhob ſich in der Kammer, in den Nebenzimmern. Weinend, ſchreiend, mit fliegenden Haaren kamen die Frauen herbei: Katharine, die Bürgerin Pain, die Mädchen, welche die Bogen des „Volksfreund" zuſammenfalteten. „Mörder! Zu Hülfe! Mörderin!" rief die eine und zerrte Charlotte am Gewand. Sie war, als Simonne herbeieilte, aus der Kammer geſchritten, wie bewußtlos von der Schwere und der Gräßlichkeit ihrer That. Ungehindert kam ſie in das vordere Zimmer, deſſen Fenſter auf die Straße ſchauten. Ein Grauen ſchien um ſie zu weben, das die entſetzten Frauen zurückhielt, ſie anzutaſten. Aufrecht ſtand ſie in ihrer Mitte. Da ſchlug ſie hinterrücks eine Fauſt auf die Schulter: es war Laurent Bas. „Du haſt ihn ermordet, Ariſtokratin", ſchrie er, „ich erwürge dich!" Und als ſich Charlotte von ihm losrang, faßte er nach einem Stuhl, ſie zu ſchlagen. Da ward ſie niedergeworfen... Aus dem Hauſe ſtrömten die

Bewohner zuſammen, aus der Nähe die Nachbarn, Neugierige, die in der Straße vorübergegangen waren. „Marat iſt ermordet!“ ſcholl es die Gaſſe auf und nieder. Alle, die durch die offene Thür ſich zu der Stelle drängen konnten, wo das Entſetzliche geſchehen, warfen einen Blick des Abſcheus auf Charlotte. „Das iſt die Mörderin!“ ſagten ſie zueinander, leiſer die einen, wüthender die andern. Die draußen auf der Treppe ſtanden, fragten: „Wo iſt die Mörderin? Wo iſt das Ungeheuer? Zerreißt ſie!“

„Platz! Platz!“ hieß es dann. „Da kommt der Polizeicommiſſar Bürger Guellard! „Guten Abend, Bürger Commiſſar! Guten Abend! Das iſt eine gräßliche Geſchichte!“ „Was wird nun aus dem armen Volke werden, Marat iſt ermordet!“ „Er war ein guter Mann.“ „Und wie gut wußte er alle Heimtücken der Ariſtokraten aufzudecken!“ „Ein verwünſcht ſchlauer Kerl und nun iſt er todt!“ „Er kann keinen mehr auf die Guillotine ſchicken!“ „Aber er hat den Kopf auf dem Rumpf behalten und die Guillotinirten halten den ihrigen unter dem Arm: das iſt der Unterſchied!“ „Sterben müſſen wir alle!“ „Seht, da tritt auch der Bürger Pelletan in die Kammer! Das iſt ein Chirurgus — der wird uns ſagen, wie er geſtorben!“ „Still doch, ſtill!“ „Bürger Commiſſar, bittet den Bürger Pelletan, lauter zu reden!“... So durcheinander wogten die Rufe der Verſammelten.

Simonne war bei ihrem Eintritt in die verhängnißvolle Kammer auf die Badewanne zugeſtürzt, in der ſie Marat zuſammenbrechen ſah, und hatte ſich ſeitdem nicht von ihrem Platz entfernt. An der Wanne kniend, die Hand auf das Herz des Freundes gelegt, als müſſe ſie ihm noch einen Schlag entlocken, war ſie für alle Vorgänge um ſie her kalt und theilnahmslos geblieben. Sie vergoß keine Thräne, kein Ausruf der Klage kam über ihre Lippen; nur die harten Züge ihres Geſichts wurden noch härter und unerbittlicher. Jetzt entfernte ſie auf die Bitte des Chirurgus ihre Hand von Marat's Bruſt . . . nur einige Augenblicke prüfte Pelletan die Wunde. „Er iſt ſchmerzlos geſtorben“, flüſterte er Simonne zu; ſie aber zuckte nur höhniſch mit den Lippen, als wollte ſie ihm erwidern: Iſt das ein Troſt für mich?

Mit lauter Stimme gab Pelletan darauf, in das größere Gemach zurückkommend, ſeine Ausſage vor dem Commiſſar dahin ab: „Das Meſſer iſt unter dem Schlüſſelbein der rechten Seite zwiſchen der erſten und zweiten Rippe eingedrungen und hat die Lunge getroffen. Der Bürger Marat iſt geſtorben, als die Mörderin das Meſſer zurückzog.“

Blaß, mit gebundenen Händen ſtand Charlotte, allen Blicken ausgeſetzt: ſie bebte nicht. Als aber jetzt Simonne von der Erde das Meſſer emporhob und, es hoch haltend, daß die Blutstropfen von ihm niederträufelten, rief: „Das iſt das Meſſer und das iſt die Mörderin!“ — machte ſie eine verzweifelte Anſtrengung, ihre Hände von den Banden zu befreien, um ihr Antlitz darin zu verbergen.

Damit war aber auch Simonne's Kraft erſchöpft; laut weinend ſtürzte ſie an der Leiche Marat's, die man aus der Badewanne gehoben und auf die rothe Fußdecke des Bodens gelegt, nieder: „Erwache! Erwache doch noch einmal! Nur noch Einen Blick! Nur noch Ein Wort!“

Doch Marat blieb todt — war der Dämon der Revolution mit ihm vernichtet? War, wie Charlotte hoffte, dieſer Tag der erſte zur Vorbereitung des Friedens?

Zu derſelben Stunde wartete Genoveva im Hofe des Abteigefängniſſes vor der Thür des Oberaufſehers Rouſſet, daß man ihr öffne. Joſeph Lecomte und Rouſſet waren alte Bekannte oder, wie Rouſſet verſchönernd ſagte, „langjährige Freunde“. Dieſe Freundſchaft aber hatte keinen andern Urſprung, als daß der junge Jules Rouſſet im Comptoir Lecomte's gearbeitet hatte und vor zwei Jahren, bei der Begründung eines eigenen Geſchäfts, von dem alten Handelsherrn mit einer Summe Geldes unterſtützt worden war: Grund genug für den ehrlichen Martin Rouſſet, den Lecomtes dankbar und auf dieſe Bekanntſchaft nicht wenig eitel zu ſein. Noch in der Nacht hatte er darum die Familie benachrichtigen laſſen, daß Marcel Lecomte um 10 Uhr abends in das Abteigefängniß gebracht worden, daß er ihm eine eigene, leidlich wohleingerichtete Zelle aufgeſchloſſen und daß die Sache vermuthlich ohne weitere Bedeutung ſein würde. Aber dieſe letztere Bemerkung, die beruhigen ſollte, erfüllte Joſeph Lecomte mit den ſchlimmſten Befürchtungen. Er war mit dem alten François in ſeiner Schreibſtube in einem heimlichen Geſpräch begriffen, als Rouſſet's Bote ankam. Aeußerlich, vor der Dienerſchaft, vor Eliſabeth und Genoveva hatte er den Unbefangenen geſpielt; was ſollte Marcel's Gefangennehmung zu bedeuten haben? Entweder ſei es ein

Irrthum oder Marcel der Uebertretung einer Polizeivorſchrift ſchuldig; übermorgen werde er frei ſein. Damit ſchickte er Eliſabeth und Genoveva „zu Bett"; er ſelbſt dachte nicht daran, das ſeine zu ſuchen, ſondern verſchloß ſich mit François in dem geheimſten Gemach des Hauſes. Hier erfuhr er von dem Diener die Anweſenheit des Barons Pontmartin, die er längſt geahnt, hörte von einem jungen Mädchen, einer Freundin Genoveva's, deren Gegenwart im Garten ſich François nicht zu erklären wußte, auch nicht, wie und wo Marcel und Pontmartin ſich getroffen; aber die Thatſache war da, ebenſo wie der Zettel Charlottens, den er jetzt ſeinem Herrn übergab. Dieſe Worte las Joſeph Lecomte mit wachſendem Erſtaunen: „Eine halbe Stunde vor dem Stephansthor zu Caen liegt in den Ruinen der Magdalenenkirche ein Schatz, mehr als eine Million Francs werth, vergraben, unter einer Rüſter; ſieben Steine im Halbkreis, auf deren mittelſtem ein Kreuz eingegraben iſt, bezeichnen die Stelle. Erkauft damit von den Henkersknechten das Leben Eures Sohnes!" Ein-, zweimal ſchnippte der alte Herr mit den Fingern in der Luft, ein Zeichen, daß ihm der Vorſchlag der Fremden nicht durchaus unausführbar erſchien, ſondern die Möglichkeit des Gelingens darböte. Hin und her erwog er, an wen von den leitenden Männern er ſich wenden, wie weit er im erſten Geſpräch mit ihm gehen ſollte; denn es war offenbar, daß Marcel's Los ſich je nach dem Auftreten des Vaters verſchlimmern mußte; ließ er eine zu große Beſorgniß durchblicken, während doch dem Anſchein nach nichts Ernſteres gegen Marcel vorlag, machte er die Gewalthaber nur argwöhniſcher. . .

In dieſen Betrachtungen, im Pläneerſinnen verbrachte er die Nacht. Den Frauen verfloß ſie in nicht geringerer ſtürmiſcher Bewegung. In Thränen, wortlos, händeringend ſaß Frau Eliſabeth; heftiger äußerte ſich der Schmerz Genoveva's. Während die Mutter in troſtloſer Verzweiflung den Sohn ſchon als einen Verlorenen beklagte, blitzte in Genoveva's Seele, mitten im Ausbruch ihres Jammers, der Gedanke auf, den Geliebten zu retten. Was gälte der ſchwärmenden Phantaſie eines liebenden Mädchens für unmöglich! Konnte ſie ſich im äußerſten Fall nicht in ſeine Kleider hüllen, er in den ihrigen entfliehen? Nach dem Glück, ihn zu beſitzen, gab es auf Erden ein ſchöneres, als für ihn zu ſterben? Wenn in uns nach dem erſten uns niederwerfenden Anfall des Unglücks die Willensthätigkeit wieder erwacht iſt, wir uns zu einem Entſchluß geſammelt, ſo gewinnt, auch wie durch Zauberei, unſere Lage, und wäre ſie noch ſo verzweifelt, ein lichteres Anſehen: die Wolken ſcheinen ſich aufzuhellen, die Welt iſt dieſelbe wie früher, aber unſere Vorſtellung von ihr hat ſich gewandelt.

Zu dieſer gefaßtern und muthigern Stimmung Genoveva's trug am nächſten Tage die Haltung und Geſchäftigkeit Herrn Joſeph Lecomte's das Ihrige bei. Den ganzen Vormittag machte er Beſuche „bei ſeinen Freunden"; bei Tiſche, als ihn Eliſabeth fragte, ob er günſtige Nachrichten von dem Sohne bringe, ob er ihn vielleicht gar geſprochen hätte, was ihnen bevorſtände, entgegnete er kaltblütig: „Abwarten, meine liebe Eliſabeth! Es iſt nicht ſo ſchlimm, wenn unſer leichtſinniger Marcel einmal das Stillſitzen in der Abtei bei dem ehrlichen Rouſſet lernt. Und für junge Leute iſt's im Gefängniß beſſer als in der Freiheit, ſie können da wenigſtens keine dummen Streiche begehen". . . Und am Ende der Mahlzeit ließ er die Worte fallen: „Neue Bekanntſchaft heute gemacht — den Bürger Maximilian Robespierre. Ein ſehr verſtändiger Mann... Denk' dir, Genoveva, er las ein Trauerſpiel Racine's, als ich bei ihm eingeführt wurde! Ein Trauerſpiel Racine's — du kannſt mir nachher einen Act aus der «Athalie» vorleſen." Eliſabeth, an die Weiſe ihres Gatten gewöhnt, wagte nicht, ernſtlicher in ihn zu dringen; ſie zog ſich zurück, um im ſtillen zu weinen; auf Genoveva's Herz aber wirkten die Zuverſicht und Munterkeit des Vaters wie Thautropfen auf eine Blume, die zu welken drohte. Die Sehnſucht, den Geliebten wiederzuſehen, wäre es auch nur auf einen Augenblick — der Drang, etwas — ſei es das Geringſte — zu ſeiner Rettung zu unternehmen, beflügelte ſie; unter dem Vorwand, zu dem Doctor Guillotin zu gehen, deſſen Tochter ihre Freundin war, eilte ſie in der Dämmerung nach dem Abteigefängniß.

Nach wiederholtem Anpochen öffnete ihr jetzt der Bürger Rouſſet ſelbſt die Thür. Sie hatte den Schleier von ihrem Hut zurückgeſchlagen, und der ſcharfe Blick des Aufſehers, wenn er ſie gleich nur ein- und ein anderes mal geſehen, erkannte ſie augenblicklich. „Herein, Bürgerin Genoveva, herein!"... und mit beiden Händen zog er ſie raſch in das Zimmer. „Im Hofe ſchleichen zu viel unſichere Leute umher, zu viel Geſindel,

Ohrwürmer, Spürnaſen, Wandhorcher — ſchlimme Zeiten! Die Gefangenen ſind nicht ſicher und die Aufſeher ebenſo wenig. . ."

„Ach, Herr Rouſſet, wie geht's unſerm guten Marcel?" Mit einem Blick unſaglicher Angſt ſchaute ſie zu ihm auf.

„Gut — nach den Umſtänden, ſehr gut! Ich habe ihm heute eine Flaſche Wein auf den Tiſch ſtellen laſſen. Das Geſetz ſagt zwar: nein! aber was iſt das Geſetz für den Oberaufſeher? Ein Handſchuh, den man links oder rechts tragen kann."

„Das hat Herr Joſeph Lecomte auch gemeint und ich habe gar gedacht. . ."

„Was denn?"

„O lieber Herr Rouſſet, ſeien Sie nicht böſe! Könnt' ich Herrn Marcel nicht ſehen. . ." Jetzt verwandelte ſich doch Rouſſet's gutmüthiges Geſicht zu der Starrheit eines unerbittlichen Gefangenwärters. Genoveva, die dieſen Wechſel bemerkte, ſuchte bittend einzulenken. „Es iſt gewiß ſchwierig, aber Herr Rouſſet — ſo ſagt' ich mir — iſt ſo gut, ſo einflußreich; er wird dabei ſein, wenn ich Marcel ſehe, wird hören, was ich mit ihm rede. . . ja, ich will gar nichts zu ihm ſprechen, ihn nur anſehen und ihm die Hand drücken. Wäre nur Frau Madelaine Rouſſet, Ihre ſchöne Schwiegertochter, der Marcel eine ſo wunderhübſche normänniſche Haube aus Rouen mitgebracht hat, mit mir gekommen, um Sie zu bitten. . ."

Rouſſet legte ſeinen Finger auf den Mund, es ward an der Außenthür gepocht.

Mit tiefem Gruß empfing der Aufſeher den Eintretenden . . . ſichtlich verlegen und beſtürzt, daß er von ihm in der Unterhaltung mit Genoveva überraſcht wurde, deren Kleidung, Jugend und vornehmes Weſen allein ſchon bewies, daß ſie nicht des Aufſehers, ſondern eines Gefangenen wegen in die Abtei gekommen ſei.

Leicht und ſicher verneigte ſich der Eingetretene vor Genoveva, die erſchrocken die Begrüßung erwiderte.

„Dies Blatt von dem öffentlichen Ankläger, unterzeichnet von dem Bürger Foucault, Richter am Revolutionstribunal, befiehlt Euch, den darin bezeichneten Gefangenen freizulaſſen. Ich will ihn vorher ſprechen, bringt ihn hierher. Vermeidet das Aufſehen in den Höfen und Gängen und ſchweigt vor ihm", ſagte er zu dem Aufſeher.

„Wie Sie wollen, Bürger Robespierre."

Robespierre — Genovera athmete wie eine von ſchwerer Laſt Befreite auf. . . Der Mann, der Racine's Tragödien liebte . . . das war das Einzige, was ſie im Grunde von ihm wußte.

Indeß hatte Rouſſet einen Blick in das Schreiben geworfen — er hätte laut auflachen mögen, aber er wagte es nicht und lächeln konnte er nicht — ein Glanz ging über ſein Geſicht, als er zu Genoveva hinüberſchielte. Der Bürger Robespierre ertappte dieſen Blick, aber er deutete ihn anders. „Geht", winkte er dem Aufſeher, „die Bürgerin wird einige Minuten verziehen, die Republik hat den Vortritt."

Darauf verließ Rouſſet das Gemach, um draußen unter fortwährendem Gelächter vor ſich hinzumurmeln: „Was ſind das für Zeiten! Die Richter nehmen dem Aufſeher das Brot weg. Aber ich hoffe, die Flaſche Wein wird nicht vergeſſen werden."

In natürlicher Neugierde ſchauten die beiden, die indeß allein geblieben waren, ſich an; furchtſam, ſchüchtern, doch ohne Herzensangſt, hatte Genoveva die Augen aufgeſchlagen. Der Bürger Robespierre machte in ſeinem grauen Frack mit blanken Knöpfen, den Reſedablüten im Knopfloch, dem runden Hut, den er noch in der Hand hielt, einen angenehmen Eindruck. Je mehr ſich die Männer damals in Unſauberkeit und Wüſtheit der Kleidung gefielen, um ſo vortheihafter erſchien er, in einfacher und gewählter Tracht. In Locken gekräuſelt trug er das Haar, auf den dunkeln Augen eine goldene Brille; ob es nun der Anblick der lieblichen Genoveva, ob es das Bewußtſein der guten That war, die er auszuführen in das düſtere Gefängniß gekommen, was ihn freundlich ſtimmte: ein Zug des Wohlwollens ſchwebte um ſeine ſchöngewölbten Lippen.

„Ich hoffe, ſchöne Bürgerin", begann er mit einer gewiſſen Verbindlichkeit in Ton und Haltung, „Sie zürnen nicht, daß ich Sie geſtört."

„Nicht doch, ich wünſchte nur, wie Sie zu dem Ihrigen ſo zu meinem Freund ſagen zu können: Du biſt frei."

„Einen Unſchuldigen werden die Richter nicht verurtheilen und ein Schuldiger verdient Ihr Mitleid nicht."

„O — ſo reden Sie wol, müſſen auch wol ſo handeln, aber Ihr Herz empfindet anders."

„Sind Sie deſſen gewiß? Kennen Sie mich denn?"

„Nein — wie ſollt' ich armes Mädchen mich um die Männer und Angelegenheiten der Republik bekümmern?"

„Und Sie thun recht daran; die Frau gehört

in das Haus. Wenn Sie aber nie etwas von mir gehört . . ."

„Doch, ich hörte viel Gutes von Ihnen. Sie sind ein großer, mächtiger Mann, Bürger Robespierre, und mein Pflegevater erzählte mir . . ."

„Wer ist Ihr Pflegevater?"

„Joseph Lecomte."

„Bürger Lecomte..." Der wohlwollende Zug schwebte wieder um Robespierre's Mund. „Wie gut sich das trifft!" lächelte er. „Und von dem erfuhren Sie —"

„Daß Sie Racine lieben"... Immer freundlicher ward das Lächeln Maximilian Robespierre's. Der gewöhnliche, misgünstige und trübsinnige Ausdruck seines grüngelben Gesichts verklärte sich zur Heiterkeit. „Und wer Racine liebt, wie könnte der mitleidslos sein?" fuhr sie fort.

„Racine ist Ihr Lieblingsdichter?"

Genoveva bejahte.

„Der größte Dichter, den Frankreich gehabt hat — unter den Königen haben konnte. Traurige Tage jetzt für die Dichtkunst, Bürgerin! Die Saiten der Leier sind zersprungen, die Zwietracht schwingt Fackel und Schwert. Von innern und äußern Feinden ist die Republik bedroht, aber die Freiheit wird siegen, die Gleichheit! Nähren Sie auf dem Herd des Hauses die heilige Flamme, Bürgerin! Für den neuen Staat brauchen wir ein neues Geschlecht; aber wenn wir auch alles Alte zerstören: die Poesie Racine's und Corneille's sei uns heilig!"

„Sie sprechen meine Gedanken, Bürger Robespierre! In allen Schmerzen, in allem Elend ist die Kunst die einzige Zufluchtsstätte bedrückter Seelen."

„Was für uns die Kunst, ist für die Armen der Glaube an Gott; diese beiden Pfeiler der menschlichen Gesellschaft müssen uns erhalten bleiben! Der Bürger Joseph Lecomte kann sich glücklich preisen, eine so schöne und verständige Tochter wie Sie zu besitzen. Nicht früh genug können wir uns von dem Flittertand der Welt zur Wahrheit wenden. Bleiben Sie auf Ihrem Wege, Bürgerin! Lieben Sie die Kunst, ehren Sie Ihre Aeltern, seien Sie mitleidig gegen die Armen! Möchten doch viele von Frankreichs Jungfrauen Ihnen nacheifern, wir würden bald die Frauen des alten Rom nicht mehr zu bewundern und zu beneiden haben! Es lebe die Republik!"

„Es lebe die Republik! Genoveva legte ihre Hand in die seine.

Indem sah er Rousset und den Gefangenen über den Hof daherkommen.

„Mein Gespräch duldet keinen Zeugen!" sagte er zu dem jungen Mädchen und öffnete mit der Sicherheit eines Mannes, der, wo er auftritt, befehlen darf, die Thür zu einem Nebengemach. „Da hinein, Bürgerin! In einer Viertelstunde rufe ich Sie zurück und bin gern zu einem Gegendienst erbötig."

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Georg Stephenson.

II.

In den Jahren 1807 und 1808 beschäftigte sich Stephenson ernstlich mit dem Gedanken der Auswanderung nach Amerika. Der Krieg, in welchen England damals verwickelt war, lastete schwer auf der arbeitenden Klasse. Alle Lebensmittel waren theuer, die Arbeitslöhne niedrig und der geringe Mann hatte wenig Aussicht auf eine Verbesserung seiner Lage. Die sauer erworbenen Ersparnisse Georg's mußten geopfert werden, um einen Stellvertreter im Heere zu bezahlen, und so war es eben kein Wunder, daß er verzweifelte, in seinem Vaterlande je auf einen grünen Zweig zu kommen. Nur die Unmöglichkeit, das zur Auswanderung nöthige Geld zusammenzubringen, hielt ihn in England fest. So beschränkt aber auch in dieser Zeit seine Mittel waren, so beschloß er doch, seinen Sohn Robert in eine Schule zu schicken. „Ich sah damals ein", erzählte er später, „wie sehr mir die Schulkenntnisse fehlten, und ich nahm mir vor, meinen Sohn nicht mit denselben Hindernissen kämpfen zu lassen, sondern ihm eine tüchtige Erziehung zu geben. Freilich war ich ein armer Mann und wußte nicht, wo ich das Geld dazu hernehmen sollte. Ich entschloß mich daher, dem Uhrmacher ins Handwerk zu pfuschen, nahm abends die Taschen- und Wanduhren meiner Nachbarn mit nach Hause, putzte und reparirte sie in der Nacht und gewann auf diese Weise das Schulgeld für meinen Knaben."

In dieser Zeit fand Stephenson zum ersten mal Gelegenheit, seine Kenntnisse im Maschinenbau zu beweisen und zu verwerthen. Ein neues Pumpwerk, das man in Killingworth aufgestellt hatte, versagte den Dienst. Es wurde unter Stephenson's Leitung auseinandergenommen, der Fehler wurde gefunden und beseitigt und die Maschine that bald ihre Schuldigkeit. Stephenson erhielt eine Belohnung von 10 Pf. St. Mit

neuem Eifer ging er nun an das Studium der Mechanik und an das Modelliren von Dampfmaſchinen. Er wurde dabei von John Wigham, einem benachbarten Farmerſohn, unterſtützt, der ihm auch den erſten Unterricht im Zeichnen gab. Sie nahmen zuſammen Ferguſon's „Lectures on Mechanics" ſorgfältig durch und erfanden manchen mechaniſchen Kunſtgriff, der ihnen bei ihren Experimenten zu Hülfe kam. Wigham entwarf die theoretiſchen Grundſätze und Stephenſon wendete dieſelben praktiſch an.

Bei alledem ließ er die Aufgabe, die er ſich geſtellt, ſeinem Sohne eine gute Erziehung zu verſchaffen, keinen Augenblick aus den Augen. Durch die unermüdlichſte Thätigkeit gelang es ihm, nach und nach 100 Pf. St. zuſammenzubringen. Er hatte die Summe in Guineen zuſammengelegt und verkaufte dieſe zu ſehr hohem Curs an einen Juden, woraus ihm ein für ſeine Verhältniſſe nicht unbedeutender Vortheil entſprang. Stephenſon war eben einer jener ſcharfſichtigen Männer, die auch den kleinſten Vortheil nicht unbeachtet laſſen; einer von denen, die dazu beſtimmt ſind, ſich in der Welt emporzuarbeiten. Mit dieſen erſparten 100 Pf. St. ſchickte er ſeinen Sohn auf die Akademie zu Newcaſtel. Später beſuchte Robert Stephenſon die Univerſität zu Edinburgh, von wo er indeſſen bald zurückkehrte, um ſich unter der praktiſchen Leitung ſeines Vaters zu einem weltberühmten Ingenieur, einem würdigen Nachfolger Georg Stephenſon's auszubilden.

In Killingworth ſetzte der intelligente Bremſer indeſſen die Nachbarſchaft durch allerlei kleine mechaniſche Erfindungen in Erſtaunen. Er baute eine ſehr ſinnreiche Vogelſcheuche, die ſeinen Garten gegen die Verwüſtung der Vögel ſchützte — gewann die Dankbarkeit aller Mütter dadurch, daß er die Wiegen der Kinder mit dem ſogenannten Smoke-jack (dem Bratenwender, welcher vermittelſt des Luftzugs im Rauchfange in Thätigkeit geſetzt wird) in Verbindung brachte, wodurch ſie ſich von ſelbſt bewegten, und ſetzte die Grubenleute nicht weniger in Verwunderung durch einen Wecker, den er an der Uhr des Wächters anbrachte, deſſen Pflicht es war, ſie morgens zur Arbeit zu rufen. Auch eine neue Lampe conſtruirte er, die unter Waſſer brannte und die Fiſche anlockte. Seine Hütte war voll Modelle aller Art.

Im Jahre 1812 wurde Stephenſon als verpflichteter Maſchinenbauer mit einem feſten Gehalt von jährlich 100 Pf. St. angeſtellt. Er erbaute nun ſelbſt eine Förder- und Pumpmaſchine und verfertigte für Willington einige andere Maſchinenwerke, ſein Hauptaugenmerk aber richtete er auf die Locomotive.

Die Weiterbeförderung der Kohlen geſchah damals noch durch Pferde, theilweiſe auf hölzernen Schienenwegen; immer dringender aber wurde der Wunſch nach einem beſſern und billigern Transportmittel laut und Stephenſon machte ſich mit vollem Eifer an die Löſung der Frage. Vor allen Dingen mußte er ſich überzeugen, welche Verſuche bisjetzt in der Sache gemacht ſeien, und begab ſich zu dieſem Zweck nach den wenigen Kohlenwerken, wo man eine Art plumper Dampfmaſchinen zum Kohlentransport verwendete, die indeſſen weder in Bezug auf Schnelligkeit noch auf Billigkeit einen Vorzug vor der Pferdekraft verdienten. Stephenſon erklärte ſogleich, daß er im Stande ſei, eine beſſere Transportmaſchine zu bauen, und Lord Ravensworth, einer der Grubeneigenthümer, gab ihm den Auftrag, unverzüglich einen Verſuch zur Herſtellung einer Locomotive zu machen.

Mit unzureichenden Werkzeugen und ungeübten Arbeitern ging Stephenſon an ſeine Aufgabe und in zehn Monaten war die erſte Locomotive fertig. Man verſuchte ihre Kraft am 25. Juli 1814 auf der killingworther Kohlenbahn. Die Maſchine zog bei mäßig ſteigendem Terrain acht beladene Wagen von dreißig Tonnen Gewicht und legte vier engliſche Meilen in der Stunde zurück. Der „Blücher", wie man die Locomotive nannte, war unſtreitig ein großer Fortſchritt, aber ſie war dennoch ein ſchwerfälliges Ungeheuer, bei dem ſich außerdem nach einjährigem Gebrauch nur eine ſehr geringe Koſtenerſparniß im Vergleich zur Pferdekraft herausſtellte. Vielleicht wäre jetzt die Locomotive als unbrauchbar beiſeite gelegt worden, hätte ſich nicht Stephenſon's nimmer raſtender Geiſt inzwiſchen auf eine neue Erfindung gerichtet, durch welche ſich der Verbrauch an Feuerung auf die Hälfte verringern, die Kraft der Maſchine aber verdoppeln ließ. Der Erfolg eines neuen Verſuchs, mit dem man ihn beauftragte, war durchſchlagend. Die zweite Maſchine wurde noch im Jahre 1815 fertig, und ſo vielfach Stephenſon ſelbſt ſie im Laufe der Zeit verbeſſerte, in allen Hauptſachen war es die Locomotive, wie wir ſie gegenwärtig kennen.

In dieſe Lebensperiode Stephenſon's fällt eine

Begebenheit, welche den ſchlichten, aber unter ſeinen Kameraden allgemein beliebten Mann zum Gegenſtand der allgemeinen Verehrung machte.

Es kamen zu jener Zeit in den Kohlengruben von Northumberland und Durham häufig Exploſionen ſogenannter „Schlagender Wetter" vor. Eines Tags, es war im Jahre 1814, ſtürzte ein Arbeiter in Stephenſon's Häuschen mit der Kunde, daß in einem der Hauptſchachte abermals eine Exploſion ſtattgefunden habe. Stephenſon eilte ſogleich nach dem Ort des Unglücks, wo ſich auch bereits die Frauen und Kinder der Grubenleute mit lautem Jammer zu verſammeln begannen. Aus der Mündung des Schachts ſtiegen dichte Rauch- und Dampfſäulen empor — aller Wahrſcheinlichkeit nach war Feuer in der Grube. Dennoch dachte Stephenſon an die Möglichkeit, daß noch einige der in der Tiefe befindlichen Arbeiter leben könnten, und nach kurzem Beſinnen befahl er, ihn in dem Kaſten, welcher zur Heraufbeförderung der Kohlen diente, in den Schacht hinabzulaſſen. Die Größe der Gefahr, in die er ſich begab, war ihm freilich bekannt, aber das konnte ihn nicht zurückhalten, wo es galt, ſeinen verunglückten Brüdern zu Hülfe zu eilen, und bald war er den Blicken der entſetzten Menge entſchwunden. Da die Grube nur einige hundert Fuß tief war, ſo ſtand Stephenſon in wenigen Augenblicken mitten unter den Grubenleuten, die ſich in der Todesnoth rathlos unter einem Luftſchachte zuſammengedrängt hatten. „Sind ſechs Männer unter euch, welche Muth genug haben, mir zu folgen?" rief er den Arbeitern zu. Bei dem Vertrauen, welches Georg Stephenſon in Killingworth genoß, waren die ſechs Freiwilligen in wenigen Augenblicken gefunden und tiefe Stille folgte dem wilden Tumult, der den unerſchrockenen Mann empfangen hatte. „Folgt mir mit Steinen, Kalk und Handwerkszeug nach dem brennenden Stolln, wir wollen das Feuer löſchen!" rief Stephenſon, indem er ſich ſelbſt mit dieſen in jeder Grube vorräthigen Materialien belud und als der erſte vorausſchritt. Durch erſtickenden Rauch drangen die Männer bis zum Ort des Brandes vor und unter unendlichen Gefahren war endlich eine Mauer aufgerichtet, welche das Feuer abſchloß und durch Entziehung der atmoſphäriſchen Luft dämpfte. Zwei der muthigen Männer waren bei der Arbeit erſtickt, zwei bei der Exploſion erſchlagen, aber die übrigen waren gerettet und die Grube vor weiterer Zerſtörung geſchützt.

Dieſer Vorfall war es auch, welcher Stephenſon über ein Grubenlicht nachdenken ließ, welches dem Minenarbeiter genügendes Licht böte und zugleich die Gefahr beſeitigte, welche durch die Berührung der Flamme mit den brennbaren Gaſen entſtand. Seine Experimente führten zur Erfindung einer Sicherheitslampe. Zwar wird gewöhnlich Humphrey Davy, der Chemiker, als Erfinder derſelben genannt, ſicher iſt indeſſen, daß Stephenſon bereits vollkommen gelungene Verſuche mit der Lampe gemacht hatte, ehe Davy ſeine Erfindung veröffentlichte.

Nachdem Stephenſon ſeine Locomotive im Laufe der nächſten Jahre vielfach vervollkommnet, namentlich aber die Schienen und ihre Befeſtigung auf der Killingworth-Bahn nach einem neuen, von ihm erfundenen Syſtem eingerichtet hatte, erhielt er im Jahre 1820 von der Hetton-Kohlen-Geſellſchaft den Auftrag, für ſie eine Eiſenbahn von acht engliſchen Meilen Länge zu erbauen. Es war die erſte öffentliche Anerkennung ſeines Talents und ſeiner Erfindung. Nach Vollendung des Tractes wurde er im Jahre 1823 von einer Geſellſchaft, die ſich zur Erbauung der Stockton-Darlington-Bahn gebildet hatte, als Ingenieur mit einem Gehalt von jährlich 300 Pf. St. angeſtellt. Er arbeitete hier in Lederhoſen und Waſſerſtiefeln von früh bis in die Nacht, ſteckte jeden Fuß breit Landes ſelbſt ab und überwachte in Gemeinſchaft mit ſeinem Sohne, der von der Univerſität zu ihm zurückgekehrt war, alle Arbeiten mit unermüdlicher Ausdauer und Aufmerkſamkeit. Die Bahn, die erſte, welche für die Perſonenbeförderung beſtimmt war, wurde im Jahre 1825 dem öffentlichen Verkehr übergeben. Georg Stephenſon ſelbſt führte bei der Eröffnungsfahrt die Locomotive.

Mit dieſem Schritt war der neuen Erfindung, die wie alles Große und Bedeutende vielfach mit Vorurtheilen und offenbarer Boswilligkeit zu kämpfen hatte, der Sieg geſichert. Mochten die ängſtlichen Landbewohner noch ſo erſchrocken ſein bei dem Gedanken, daß „Feuerroſſe" über ihre Fluren dahinbrauſen ſollten, mochten ſie alles mögliche Unheil prophezeien: verfrühte Geburten bei den Rindern und maſſenhaftes Sterben des Geflügels am Schrecken — die Kaufleute und Induſtriellen ließen ſich die ungeheuern Vortheile, die ihnen die neue Erfindung verſprach, nicht aus den Händen winden und das Parlament entſchied nach einigem Schwanken zu ihren Gunſten.

Stephenſon errichtete in Newcaſtel eine Loco-

motivenfabrik, welche nach und nach große Ausdehnung gewann und bis zum Jahre 1830 die einzige in England blieb. Viele der berühmteſten Ingenieure und Maſchinenbauer Europas und Amerikas haben ihre praktiſchen Kenntniſſe in der Maſchinenbauanſtalt zu Newcaſtel am Tyne erworben.

Da es nicht in unſerer Abſicht liegt, hier eine vollſtändige Geſchichte der Werke und Schöpfungen Georg Stephenſon's zu geben, ſondern da wir nur einen der bedeutendſten und merkwürdigſten Menſchen unſers Jahrhunderts auf ſeinem harten Lebenswege aus dem Dunkel und der Unbedeutendheit zur Höhe des Erfolgs begleiten, ſo begnügen wir uns, ihn nur noch bei ſeinem nächſten und ſchwierigſten Unternehmen, der Liverpool-Mancheſter Eiſenbahn, die bereits 1830 eröffnet wurde, zu folgen. A. S.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Eine Ballnacht.

Anekdote. Von Eliſe Polko.

Die Fenſter des Schloſſes zu Rudolſtadt flammten am 9. October des Jahres 1806 in die dunkle Herbſtnacht hinaus. Weithin konnte man ſie brennen ſehen, die zahlloſen roſenrothen Wachskerzen auf den prächtigen Luſtres. Die Wagen rollten auf den Schloßhof und wieder hinab in die Stadt, die Treppen und Hallen waren angefüllt mit einer wogenden Menge, rauſchende Tanzmuſik ertönte. Die Fürſtin gab einen glänzenden Ball dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen zu Ehren, der am Morgen, ſie zu begrüßen, ſeiner kleinen Schar, dem Vortrab des Hohenlohe'ſchen Corps, vorausgeeilt war mit einigen wenigen Offizieren und Dienern, und ſchon mit Tagesanbruch aufzubrechen gedachte, um mit den Seinen bei Saalfeld zuſammenzuſtoßen. Eine Nacht voll Luſt, voll Glanz und Schönheit, wie er es liebte, eine Nacht des Vergeſſens wollte ſie ihm noch ſchenken, dem ritterlichen Königsſohn. Die ſüßen Klänge der Muſik ſollten den Kanonendonner übertäuben, der in der Ferne wie ein Gewitter grollte, — ſtrahlende Augen, lächelnde Lippen die Gedanken an Blut und Tod hinwegſcheuchen. Der üppige Blumenſchmuck in den Sälen und Treppenhallen ſpottete des Herbſtes, aber jene lebenden, athmenden Blumen, die dort auf- und abwandelten, die Frauen nämlich, übertrafen ihre ſtummen Schweſtern bei weitem an Reiz und Friſche. Der Zauberſtab der fürſtlichen Fee hatte von nah und fern die anmuthigſten und ſtrahlendſten Erſcheinungen in den Räumen des Schloſſes vereinigt. Aber nicht allein hochariſtokratiſche Namen und echte Vornehmheit waren heute hier vertreten, die Fürſtin kannte zur Genüge die Gedanken ihres Gaſtes über dieſen Punkt, um nicht diesmal eine Ausnahme in Betreff der Einladungen zu machen; ſie wußte, daß der Prinz in Bezug auf die Frauen nur Einen Adelsbrief anerkannte, den der Schönheit und Grazie. Deshalb ſah man neben der ſchlanken Lilie, der Prinzeſſin B., die wilde Heckenroſe in Geſtalt der Amtmannstochter aus Schwarzburg, neben der ſtolzen Camellie, der jungen Gräfin K., das reizende Tauſendſchön, des rudolſtädter Cantors älteſtes Töchterlein; Feld-, Wald- und Wieſenblumen neben den ſeltenſten Prachtblüten der Treibhäuſer. Flor und Seide wallten und rauſchten neben den ſchlichteſten Stoffen, der Atlasſchuh kniſterte neben dem derben Lederſchuh, und die feine Hand, die ein blendendweißer pariſer Handſchuh umſchloß, berührte vielleicht in den Verſchlingungen irgendeiner Tanztour mit Beben ein dunkles Etwas, das ſein Daſein einem Gevatter Handſchuhmacher des Städtchens am Fuße des Schloſſes verdankte.

Und alle dieſe geſchmückten Geſtalten wurden vielleicht in dieſem Augenblick von Einem Gefühl bewegt: dem Gefühl der Erwartung und Neugier. Alle ſehnten ſich heimlich, jenen genialen Königsſohn von Angeſicht zu Angeſicht zu zu ſehen, von deſſen leichtentzündlichem Herzen man ſich ſo viele köſtliche Geſchichten ins Ohr flüſterte; dieſen Phönix unter den Prinzen, deſſen ganzes Sein und Treiben an das Leben und die Neigungen eines vornehmen Römers zur Zeit der Blüte des Reichs erinnerte. Wie wunderlich allein war ſeine Leidenſchaft für die Muſik! Er trieb ſie ernſter als mancher Muſiker von Profeſſion; er componirte viel und war ein Meiſter im Klavierſpiel. Sein Freund und muſikaliſcher Helfershelfer, der Böhme Johann Ludwig Duſſek, war ihm hierher nach Rudolſtadt vorangeeilt, um noch Einen Tag mit ihm zuſammenſein zu dürfen. Kaum minder begierig als die Frauen erwarteten die Männer den Prinzen Louis Ferdinand, den gefeierten, kühnen Wortführer der antifranzöſiſchen Partei. Unter den Cavalieren des Ballſaals war übrigens eine ſtrengere Auswahl getroffen als unter den Damen; die Blüte des Landes hatte ſich verſammelt; ſelbſt aus den

Reihen der bei Jena aufgeſtellten Truppen waren für dieſe Eine Nacht vornehme und ausgezeichnete Landeskinder ſowie auch Fremde herbeigeeilt. Und als Prinz Louis Ferdinand endlich unter ſie trat, gleichſam einen Augenblick ſtillſtehend auf dem Wege zum Schlachtfeld, um eine Roſe zu pflücken — wie klein und unbedeutend erſchienen da ſelbſt die ſchönſten Männer neben dieſer hohen Geſtalt, neben dem geiſtvollen Kopf mit den tiefen und leidenſchaftlichen Augen! Man beachtete eben kein anderes Geſicht neben ihm. Nach den erſten förmlichen Begrüßungen ließ er den Blick über das Gewühl ſchweifen, zerſtreut, faſt träumeriſch. Dann rief er ſeinen Begleitern zu: „Tanzt, Kameraden! Beutet ſie aus, dieſe Nacht, als ob es die letzte ſei! Genießt ſo viel, als man euch zu genießen geſtattet! Verſäumt keine Secunde! Leben und Glück ſind kürzer als ihr meint!“

Da er ſelbſt ſich aber in eine Fenſterniſche zurückzuziehen Miene machte, trat die Feſtgeberin lächelnd an ihn heran mit der Bitte, nicht allzu grauſam gegen die Wartenden zu ſein, die ja nicht eher zu tanzen wagen dürften, bis er den Ball eröffnet hätte. Als er, nun auffahrend, den Arm nach ihr ausſtreckte, um im wilden Walzer dahinzuſtürmen, trat ſie zurück und führte ihn zu einer „Stellvertreterin“, wie ſie ſagte, zu der ſchönen Prinzeſſin D. „Mein königlicher Vetter iſt zerſtreut genug, mit einer alten Frau einen tollen Tanz zu wagen“, ſcherzte ſie; „erwecken Sie ihn, Stephanie!“ Die leichte Geſtalt der Prinzeſſin in den Armen, flog nun Louis Ferdinand dahin, und von dieſem Moment kam es wie ein Taumel über ihn. Von einer reizenden Frauengeſtalt zur andern eilend, wo ihn ein holdſeliges Geſicht lockte, überließ er ſich dem Tanz mit einer faſt bacchantiſchen Freude. Seine Tänzerinnen dagegen, in den erſten Augenblicken entzückt, berauſcht und ſtolz, von ihm gleichſam wie auf Windesflügeln davongetragen zu werden, erſchienen nach wenigen Minuten geängſtigt und athemlos — es war eine unheimliche Haſt in ſeinem Vorwärtsdrängen und Stürmen und keine Bitte um Mäßigung fand Erhörung. Er ſchien taub gegen ſolches Flehen — feſt und feſter preßte er die bebenden Frauengeſtalten an ſeine Bruſt und flog weiter ohne ein Zeichen der Erſchöpfung, als ob eben ſolch Dahinfliegen ſein eigentliches Element wäre. Die Comteſſe S. war es, die zuerſt ohnmächtig in ſeinen Armen zuſammenbrach und in die Zimmer der Fürſtin getragen werden mußte. Von dieſem Augenblick an erſchien erſt die Tanzluſt des Prinzen erloſchen. Nachdem er auf ſeine wiederholte Anfrage endlich den Beſcheid erhalten, daß ſeine Tänzerin ſich erholt und bereits den Wunſch ausgeſprochen habe, in den Ballſaal zurückzukehren, ſchlenderte Louis Ferdinand langſam durch die Spielzimmer und Nebengemächer bis in die Bibliothek des Fürſten. Der weite Raum ſchien leer — als jedoch der Prinz raſch eintrat, erhob ſich aus der Fenſterniſche in militäriſcher Haltung der Oberſt L. Einen Augenblick ſchien es, als ob der Prinz nach kurzem Gruß umkehren wolle; er trat aber doch nach kurzem Beſinnen näher, ſtützte die Hand auf den Marmortiſch, der in der Mitte ſtand, und fragte mit etwas unſicherer Stimme: „Noch immer keine Nachricht über die Ankunft Ihrer Frau Gemahlin auf Schloß L.?“

„Noch immer nicht, königliche Hoheit! Wer ſollte auch ſchreiben? Meine Frau iſt zu krank dazu und meine Schweſter iſt blind. Zudem gehen die Poſten jetzt unſicherer und Schloß L. liegt mitten im Walde, noch drei Meilen entfernt von der nächſten Poſtſtation.“

„Sie werden ſehr beunruhigt ſein, Oberſt!“ Eine leichte Bläſſe flog bei dieſen Worten über das ſchöne Geſicht Louis Ferdinand's.

„Aufrichtig geſtanden — nein, königliche Hoheit! Seit ich ruhig geworden über den Verluſt unſers Familienkleinods, beunruhigt mich nichts mehr! Und wäre Olga geſtorben, wüßte ich's ſicher!“

„Ein Familienkleinod? Ich hörte Sie nie davon reden!“

„Es iſt auch nicht der Rede werth Ew. königlichen Hoheit gegenüber. Meine Frau hat den Ring der Ahnfrau unſers Geſchlechts verloren. Es knüpfen ſich viele Sagen an den goldenen Reif. Wer ihn je von ſich gibt, beſchenkt den andern mit all den Gütern, deren er ſelbſt verluſtig geht, z. B. mit Glück, Geſundheit und Frieden — und gewinnt dafür nur das Eine, daß der neue Beſitzer des Rings den Geber nicht mehr vergeſſen kann, nicht im Leben, nicht im Tode! Das iſt alles!“

Der Oberſt war während dieſer Worte dem Prinzen näher getreten, der Schein einer Kerze fiel hell auf ihn. Es war eine rieſige Geſtalt, ein ehernes, dunkelbraunes Geſicht. Unbeugſame Härte lag um den Mund, unbeugſamer Stolz ſtand auf der Stirn, ein eiſiger Blick ſtreifte ſeinen Zuhörer. Der aber wandte ſich langſam ab,

die ſchöne Hand, die ſich noch immer auf den Tiſch ſtützte, zuckte zuweilen.

„Hat man genaue Nachforſchungen angeſtellt?“ fragte er dann mit einem ſeltſam veränderten Ton der Stimme.

„Bis zum Abſchied hatte nur Olga, meine Frau, ſich Mühe gegeben, das Verlorene wiederzufinden, obwol umſonſt. Als ich von ihr ſchied, gelobte ich mir aber, ſie nicht eher wieder ſehen zu wollen, als bis der Ring durch ſie oder durch mich gefunden ſei. So laſſe ich denn auch nicht ab, zu forſchen, zu ſpähen und zu ſuchen — — aber noch immer vergebens. Das iſt die einfache Geſchichte meines Familienkleinods, die Ew. königliche Hoheit mir zu erzählen allergnädigſt zu geſtatten geruht.“

Der Sprecher verbeugte ſich, wie wenn er einen militäriſchen Bericht abgeſtattet, — allein ein ſchauerliches Lächeln zuckte um ſeine Lippen, als er ſich jetzt aufrichtete und zurücktrat. Der Prinz wendete ihm ohne ein Wort der Erwiderung den Rücken und that ein paar Schritte nach der Thür hin. In demſelben Augenblick trat ein etwas nachläſſig gekleideter, aber doch vornehm ausſehender Mann ins Zimmer. „Duſſek!“ fuhr Louis Ferdinand auf, „es iſt gut, daß Sie kommen, ich ſuchte Sie ſchon längſt! Haben Sie endlich das Winkelchen entdeckt, wohin man das Klavier verbannt?“

„Ich habe es gefunden, königliche Hoheit! Drüben im Balkonzimmer ſteht es — Erlauben mir königliche Hoheit, den Weg zu zeigen!“

„Fort, fort, Duſſek!“ flüſterte der Prinz, haſtig den Arm des Freundes ergreifend. „Es iſt ein Sturm im Anzuge — helfen Sie, daß er ungeſtört austoben kann! Sie kennen das ja an mir, wunderlicher Meiſter eines noch wunderlichern Schülers!“

Der Muſiker lächelte, warf aber doch zugleich einen beſorgten Blick in das Antlitz ſeines königlichen Freundes und einen erſchreckten auf die Geſtalt des Oberſten L. Louis Ferdinand's Züge erſchienen plötzlich verändert. Wie Wetterwolken ſtand es auf der hohen Stirn, die Lippen waren zuſammengepreßt wie im Schmerz, die Augen ſtarrten wie erloſchen vor ſich hin. Mechaniſch folgte er dem Voranſchreitenden aus einer Seitenthür über einen Gang hinaus in die Treppenflur. Da ſtand eine Menge Volks, Männer und Frauen, in der kleidſamen Tracht des Landes, und dazwiſchen tauchte auch hier und da ein Soldatencasquet auf. Bei der imponirenden Erſcheinung des Prinzen verſtummte das Schwirren und Lachen der verſchiedenen Stimmen; in ehrfurchtsvoller Haltung zog man ſich, eine Gaſſe bildend, zurück, um ihn hindurchzulaſſen. Zerſtreut grüßend, ſchritt er raſch vorüber, nur an der Thür des Balkonzimmers ſelbſt einige Augenblicke durch das gewaltige Gedränge aufgehalten. Dort eben war es, wo der Prinz eine leiſe Berührung an ſeiner herabhängenden linken Hand fühlte, und in demſelben Augenblick ſchloſſen ſich ſeine Finger mechaniſch um einen zuſammengefalteten Zettel, der ihm zugeſchoben worden. Aber welche Bilderreihe tauchte urplötzlich auf! Welches Antlitz ſchaute ihn an während dieſer kaum merkbaren Berührung! Welch ſüße Frauengeſtalt ſchwebte wie lebend und athmend vorüber! Tief aufſeufzend, blieb Louis Ferdinand ſtehen und blickte aufgeregt um ſich. Aber in ſeiner Nähe ſah er nur freundliche Geſichter; eine Soldatenmütze, die er noch eben bemerkt zu haben glaubte, war verſchwunden. Er wandte ſich nach einer Weile und verſchwand in der Thür des Zimmers, die Duſſek ſogleich hinter ihm ſchloß. Der Zettel, den der Prinz ſofort beim Schein der Ampel las, die von der Decke herabhing, enthielt nur die Worte: „Verſenkt den Ring in die Wellen des erſten Waſſers, das an Euerm Wege fließt — er bringt Todesgefahr! Hütet Euer Leben! Man beobachtet Euch!“

Louis Ferdinand verbarg das Blatt in ſeine Bruſt, dann rief er heftig: „Duſſek! Sturmbeſchwörer, ſpiele mich ruhig!“ Der Muſiker ſetzte ſich an das Klavier; der Prinz wanderte unabläſſig auf und nieder. Fern, kaum vernehmbar ſchallte es vom Tanzſaal herüber. An dieſe verirrten Klänge anknüpfend, ließ jetzt Duſſek ſeine Melodien über die Taſten flattern. Wie oft hatte er — ein anderer David — in dunkeln Stunden ſeinen königlichen Freund durch die Zaubermacht der Muſik getröſtet! Wie mit den Händen einer Frau glitt er über die Taſten, auf Taubenflügeln ſchwangen ſich ſeine Weiſen empor; Melodien von mehr Lieblichkeit als Hoheit, von mehr träumeriſchem Reiz als hinreißender Gewalt.

Ob aber Louis Ferdinand diesmal ein achtſamer Hörer war? Finſtern Auges ſtarrte er vor ſich hin und gedachte der Worte, die er eben geleſen. Er kannte ja die Hand, die dieſe Worte geſchrieben, ſo viel Mühe ſie ſich auch gegeben, ſich zu verſtellen, und es war ihm, als ob er noch vor wenigen Minuten die elektriſirende Berührung dieſer ſo tauſendmal geküßten ſchlanken

Finger empfunden. Aber welch kindiſcher Traum! Olga L., die zarte, kranke Frau — hier? Als er ſie das letzte mal ſah — heimlich, wie ſo oft in ſpäter Abendſtunde — als er Abſchied nahm von dieſer letzten, glühenden Leidenſchaft ſeines Lebens — als ſie ihm an der Kette von ihrem blonden Haar jenen Ring mit dem Rubinchen auf die Bruſt hing, von dem ſie ihm die Sage erzählte, daß der Träger des Rings den Geber nimmer vergeſſen könne, — nicht im Leben, nicht im Tode — — da war ſie ja faſt ſchon eine Sterbende geweſen. Wie eine Todte hatte ſie in ſeinen Armen gehangen, als er zum letzten mal ihre Lippen geküßt, — dieſe ſüßen Lippen, die ihm trotz heimlicher, verzehrender Liebe doch ſo lange widerſtrebt! Keine Thräne in den weit offenen Augen, nur die Arme feſt um ihn rankend, als wolle ſie ihn ins Grab ziehen zu ewiger Vereinigung.

„Du mußt den Ring tragen, denn du darfſt mich nicht vergeſſen!“ das waren ihre letzten Worte zu ihm geweſen. Und jetzt war es wiederum ihre Stimme, die ihm gebot, dieſen Talisman von ſich zu ſchleudern um eigener Gefahr willen! Sie wollte ihn ſchützen, ſelbſt um den Preis des Gräßlichſten — um den Preis des Vergeſſenwerdens! Es war wieder die echte Liebe des Weibes, jene ſelbſtloſe, opferwillige, die ſich ihm hier offenbarte. Er fühlte den Ring wie Feuer auf ſeiner Bruſt brennen — Wenn die Augen des Mannes, der ihm von ſeinem verlorenen Familienkleinod erzählt hatte, ihn dort entdeckten!

Verſtohlen zog er ihn jetzt hervor, um ihn wieder und wieder an die Lippen zu preſſen in glühender Liebeserinnerung an jene Frau, die ihm alles geopfert, die den Mann angebetet, ehe ſie den Prinzen in ihm geahnt; die ihrer Liebe nur nach verzweifeltem Kampfe gefolgt war, um ſich in ein Meer von ſeligem Elend und martervoller Luſt zu ſtürzen, und die in aller Sünde ihm reiner erſchien als die unberührteſte Mädchenblume.

Und in dieſer überwältigenden Erinnerung drängte er endlich den Freund vom Klavier, um ſeinen Platz einzunehmen und wie ein Gewitterſturm über die Taſten zu brauſen. Das war freilich ein anderes Spiel! Wild und wilder wogte es daher, große und kühne Gedanken tauchten auf und zogen vorüber, neue, gewaltigere folgten ihnen; eine ringende, vorwärts ſtürmende Seele voll Adel und Hoheit offenbarte ſich und warf die umhüllenden Schleier ab; wie ein rieſiger, reißender Strom floſſen die Melodien daher. Louis Ferdinand ließ ſich von ihm forttragen, weit, weit weg in das trauliche Gemach Olga's. Die Flammen im Kamin ſchlugen empor — er ſah ihre kleinen Füße, die ſich gegen das Gitter ſtemmten. Das Klavier ſtand aufgeſchlagen — er ſah ſich dort ſtehen in der ſeltſamen Verkleidung eines Muſiklehrers — während der langen Krankheit ſeines Freundes Duſſek von dem Meiſter ſelbſt zu ſeinem Stellvertreter bei ſeiner Lieblingsſchülerin beſtimmt. Es war eben dies Intermezzo nichts weiter als eine jener vielen unberechenbaren Launen des genialen Fürſtenſohns geweſen; aber wie ſchwer ſollte er ſie büßen! Sie erkannten ſich beide — die Bäume des Clus-Wäldchens rauſchten wieder — — das Herz der Frau hatte jenen kühnen Ritterdienſt nimmer vergeſſen können und der Prinz erinnerte ſich jener ſüßen Augen, die ihn ſo thränenvoll angeſchaut, beim erſten Blick wieder, trotz der vielen ſchönen Frauenaugen, in deren Tiefe er untergetaucht. Ein tolles Märchen hatte er ihr erzählt auf ihre Frage nach dem Grund ſeiner Verwandlung aus dem ſtattlichen Krieger in den Muſiklehrer — und ſie — — hatte es ihm geglaubt. Sie würde es ihm geglaubt haben, ſelbſt wenn Feen und Zauberer leibhaftig darin aufgetreten wären, denn — ſie liebte ihn — und Lieben iſt Glauben; ſie liebte ihn unbewußt von jenem Tage an, wo er den Ring wiedergefunden. Als der Meiſter geneſen war, ach, da fühlte ſein Schüler ſich zum Tode krank — und jene Frau mit ihm, die er bis zur Stunde unterrichtet. Sie hatten beide einen berauſchenden Traum geträumt, einen Traum aus Klang und Blicken und Seufzern gewebt; — — erſt als die Trennung kam, flammte die Leidenſchaft auf — erſt als Olga weiter pilgern ſollte durch die Wüſte ihres freude- und liebeleeren Ehelebens ohne jenen köſtlichen Labetrunk ſeiner Nähe, ſchlugen jene unheilvollen Flammen empor, die alles verzehrten.

Und als ſie erfuhr, wem ſie ihre Liebe gegeben, da konnte ſie den Prinzen nicht reicher beſchenken, als ſie den armen Muſiklehrer beſchenkt, den ihr Duſſek zugeſandt. Faſt ein Jahr währte das gefahrvolle, qualenreiche Glück ihrer ſcheinbar unentdeckten Leidenſchaft; dann kam die dunkle Zeit der Noth über das Land, das Klirren der Waffen ſchlug an das Ohr der Träumenden. Wie Rinaldo aus den Armen Armida's fuhr er empor; das Vaterland rief ihn — er riß ſich los aus

den Roſenfeſſeln der Liebe. Alles, alles dies träumte er eben, während er ſpielte; die vergangene Zeit zog in einzelnen Bildern an ihm vorüber, bis ihm zuletzt jene Ballade in den Sinn kam, die ihm Olga ſo oft hatte ſingen müſſen mit ihrer ſüßen Stimme, das alte Lied von den armen Königskindern:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb;
Konnten zuſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief — —

An dieſer klagenden Weiſe brach ſich der Sturm endlich. Wie ein Nachen auf bewegter Flut dahintreibend, glitt ſie dahin, gehoben und getragen von den ſpielenden Wellen reizender Fioriturен, bis ſie endlich unterging in dem Mittelſatz des wunderſchönen F-Moll quatuor, einer Lieblingsſchöpfung des Prinzen, die ſo ganz ſein eigenſtes Weſen widerſpiegelt und in deren elegiſchen Accorden er all ſeine Sehnſucht und ſeinen Schmerz niedergelegt, überwältigender und klarer als in irgendeiner ſeiner andern Compoſitionen.

Zeitgenoſſen des genialen Prinzen rühmten wiederholt den unſagbaren Zauber dieſer ſeiner freien Phantaſien. Kein Künſtler kam ihm hierin gleich: Spiel und Gedanken waren in ſolchen Momenten gleich großartig und hinreißend, aber wenigen nur war es vergönnt, ihn in ſolcher Weiſe phantaſiren zu hören. Der Prinz ſpielte nur in kleinen, vertrauten Kreiſen und niemals auf Bitten, einzig aus freiem Antrieb, wenn es ihn ſelbſt drängte, ſich „auszuſtürmen", wie er zuweilen ſcherzend zu ſagen pflegte. Diesmal nun hatte irgendjemand die Kunde ſeines Spiels in den Ballſaal getragen, die Tanzmuſik war verſtummt und alle Gäſte ſchlichen in großem Zuge möglichſt lautlos herbei, das oft geprieſene Wunder zu vernehmen. Leiſe wurde die Thür geöffnet und alles lauſchte. Es mochte da draußen wol ein arges Gedränge entſtanden ſein, denn ein junger Soldat brach ohnmächtig zuſammen in demſelben Moment faſt, als der Prinz, mit einem ſchrillen Accord abbrechend, plötzlich aufſprang. Beim Anblick der glänzenden Verſammlung zuckte etwas wie heftiger Zorn über ſein Geſicht, im nächſten Moment jedoch hatte er ſich gefaßt und lächelnd, mit jener ritterlichen Grazie, wie ſie ihm allein eigen, der jungen Fürſtin A. den Arm bietend, ſagte er in übermüthigem Tone: „Tanzen wir wieder, ſchöne Couſine!" Und über die Gänge drängte ſich dieſe vornehme und geſchmückte Geſellſchaft lachend und ſcherzend in den Ballſaal zurück, voran der Prinz mit ſeiner dunkellockigen Gefährtin. Die Flügelthüren rauſchten auf — lockender und wilder tönte die Tanzmuſik — alles ſchwebte dem dahinfliegenden ſchönen Paare nach — ein Wirbelwind ſchien ſie alle durcheinander zu treiben; — die Wangen glühten — ſo tanzte man in den 10. October hinein. An der Tafel ſpäter ſchien die Luſt erhöht und der Prinz zwiſchen den ſchönſten Frauen der Heiterſte, Strahlendſte von allen. Die Augen ſeiner Nachbarinnen ſahen ihn mit jenem geheimnißvollen, dunkeln Schleier, der über all dieſer wilden Fröhlichkeit hing — jenem dämoniſchen Zug um Augen und Lippen; ſie verſtanden es nicht, das düſtere, leidenſchaftliche Aufleuchten dieſer wunderbaren Augen; er betet dich an, dachte eine jede von ihnen in eitler Freude. Vielleicht verſtand der Mann, der ihm ſchräg gegenüber ſaß, dieſe Zeichen beſſer zu deuten; unabläſſig verfolgten ſeine Blicke die Bewegungen des Prinzen. Begegnete Louis Ferdinand den Augen des Oberſten L., ſo zuckte ſeine Hand unwillkürlich nach dem Herzen — — der Ring war noch da! Einen Augenblick fühlte er ſein Blut erſtarren und ſeinen Herzſchlag ſtocken —: es war ihm nämlich, als habe er Olga's Augen ihn grüßen ſehen, drüben aus der dichten Volksmenge heraus, die ſich an der offenen Thür geſchart — — er fühlte es wie einen warmen Strom über ſein Herz fluten. Aber es konnte ja nur ein Phantom, ein toller Spuk ſein! Sie lag ja jetzt weit, weit von hier auf einſamem Lager im düſtern Waldſchloſſe, mit großen offenen Augen vielleicht in Gedanken an ihm emporſchauend oder vielleicht in ſeligen Träumen ihm nach.

Aber er erhob ſich jetzt, der Prinz: „Um 2 Uhr werden wir aufbrechen, meine Herren!" ſagte er, zu ſeinen Offizieren gewandt; dann verabſchiedete er ſich von der Fürſtin und ihren Gäſten mit einem ſcherzenden „Auf baldiges Wiedertanzen!" und zog ſich mit ſeinem Freunde Duſſek in ſeine Gemächer zurück zu letzter trauticher Unterredung.

Und mit dem Glockenſchlag der zweiten Morgenſtunde ritt eine kleine Schar den Schloßberg hinab in den kalten Herbſtmorgen hinein. Einer aber ritt ihnen allen voraus, eine hohe Geſtalt in einen Mantel gehüllt, ſo haſtig, ſo unruhig, als gälte es, einer langentbehrten Geliebten entgegenzueilen. Seine Begleiter warfen noch manchen Blick zurück nach dem erleuchteten Schloſſe

in dem die Lichter allmählich zu erlöschen begannen; manch junger Kopf träumte noch von dem Zauber dieser kaum genossenen Freudenstunden, manches Herz klopfte höher in der Erinnerung an ein heimlich süßes Wort, einen schmachtenden Blick, einen leisen Händedruck; in manchem Ohr klangen die reizenden Tanzweisen noch nach — — was sollte die nächste Nacht bringen?

Da stimmte der Voranreitende im grauen Mantel das alte Reiterlied an:

Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid', im freien Feld
Nicht hör'n darf groß Wehklagen.
Im engen Bett — da einer allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber find't er Gesellschaft fein,
Fall'n mit wie Kräuter im Maien.
Ich sag' ohn' Spott,
Kein sel'ger Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt
Auf grüner Heid'
Ohn' Klag' und Leid!
Mit Trommelklang
Und Pfeifeng'sang
Wird man begraben;
Davon thut haben
Unsterblichen Ruhm;
Manch Held fromm
Hat zugesetzt Leib und Blut
Dem Vaterland zugut.

Und alle, alle fielen kräftig ein, daß es weithin klang in den grauen Morgen hinein. So ritten sie muthig vorwärts, so wanderten die andern raschen Schrittes nebenher jenem „schönen" Tod entgegen.

Auf dem blutigen Kampfplatz bei Saalfeld lag am Abend des 10. October 1806 die wundenbedeckte Leiche des königlichen Helden auf der Bahre. Statt der schimmernden Kerzen erhellten düster brennende Fackeln die Nacht; — statt der reichgeschmückten Gesellschaft im Schlosse zu Rudolstadt umgaben Todte und Sterbende den angebeten Prinzen. Alle, alle lagen sie um ihn her, die noch vor wenig Stunden so lebensvoll und glühend in die Augen schöner Frauen geschaut — gefallen „wie Kräuter im Maien".

Das Hohenlohe'sche Corps, das ein zweimal überlegener Feind höhnend zum Gefecht herausgefordert und dessen leidenschaftlicher hoher Führer diesen Kampf angenommen, war aufgerieben. Unter den wenigen Ueberlebenden befand sich Oberst L. Eben stand er über den Körper des Prinzen gebeugt und murmelte: „Laßt mich noch einmal fühlen, ob sein Herz wirklich noch schlägt oder ob es gewißlich still steht für immer!" Und seine Hand legte sich wieder und wieder auf die stille Brust des Todten. Eine zerrissene Kette von blondem Haar quoll ihm entgegen. Immer von neuem zog er sie durch seine Finger. „Der Ring ist doch nicht bei ihm!" knirschte er.

„Der Schmerz um seinen königlichen Herrn hat ihn sinnlos gemacht", flüsterten die Umstehenden einander zu.

„Tragt ihn fort — er ist todt!" befahl endlich die Stimme des Obersten. Er selbst zögerte noch, zu folgen — — es war, als ob er noch etwas suche — er riß endlich einem Soldaten sogar die Fackel aus der Hand und leuchtete am Boden umher. Halt — was blitzte da auf an der zusammengeballten Hand eines Freiwilligen, eines Knaben, wie es schien, der auf dem Gesicht todt am Boden lag? Wahrhaftig, da war der verlorene Ring! Wer aber wagte ihn zu tragen, jenen herzförmigen Rubin der Ahnfrau des Hauses L.? Die kleine Hand, an deren Zeigefinger der Ring steckte, war noch warm und doch ließ sie sich nicht öffnen. Der Oberst warf mit einem Schrei der Wuth die Leiche herum — — Todtenblässe überzog sein Gesicht, ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust, seine Augen traten aus ihren Höhlen: Olga's, seines Weibes, todtes Gesicht starrte ihm entgegen.

Nach Beendigung des Kriegs war auch der Oberst L. unter den Gefallenen und die düstere Familiengruft auf Schloß L. nahm neben der schon früher vom Schlachtfeld hergesandten Leiche der Gemahlin des Todten nun auch ihn selber auf. Die Bildnisse der beiden Ehegatten schmückten den Ahnensaal, und der neue Schloßherr, ein Vetter des Obersten, erzählte mit besonderer Genugthuung die Geschichte jener Frau, die ihrem Mann auf das Schlachtfeld und in den Tod gefolgt sei aus *Liebe* — und um ihm ein schmerzlich vermißtes Kleinod: den Rubinring der Ahnfrau, wiederzubringen.

„Sie starb dahin, seit der Prinz Louis Ferdinand mit seinem Corps Berlin verlassen — — aber ihren letzten Athemzug mußte sie eben bei *dem* verhauchen, den sie allein geliebt!" — schloß allezeit jener Bericht, und die greise blinde Schwester des Obersten L. nickte dazu und dachte an jene Nacht, wo sie vor Schreck über die entdeckte Flucht ihrer Schwägerin fast von Sinnen

gekommen. — — Dabei blickte jenes ſüße, blaſſe Antlitz mit den blonden Locken ſo triumphirend und ſelig verklärt aus dem koſtbar geſchnitzten Rahmen von Eichenholz, als wolle es beſtätigen: „Meinen letzten Athemzug mußte ich bei Ihm verhauchen.“ — — Wer aber jener Mann geweſen, den ſie „allein“ geliebt, wußte wol nur der einſam zurückgebliebene Meiſter der Töne, der Freund Louis Ferdinand's und der Lehrer Olga's: Ludwig Duſſek. Er beweinte ſie aufrichtig, jene armen „Königskinder“, die ſich „ſo lieb“ gehabt.

Gehirn und Geiſt.

Die Pſychologie oder Seelenlehre war bis auf die neueſte Zeit ein Zweig der Philoſophie, die Seele und ihre Thätigkeit ſollte durch Speculation, durch Gedankenvertiefung ergründet werden. Die Philoſophen gelangten auf dieſem Wege zu „ſchwankenden Gebäuden, gegründet auf perſönliche Meinungen, ſpiritualiſtiſche Träumereien, dogmatiſche Vorurtheile“ — es fehlte die phyſiologiſche Baſis, die Kenntniß der Anatomie und der Phyſik des menſchlichen Körpers. Erſt durch dieſe Wiſſenſchaften lernt man die Thätigkeit des ganzen Organismus kennen, und mit Recht hat deshalb die Naturforſchung die Pſychologie als ein ihr Zugehöriges zurückgenommen, die Seele, früher als ein ſelbſtändiges, den Körper beherrſchendes, nach ſeiner Auflöſung unſterbliches Weſen aufgefaßt, ſteht nun da als ein Product des Körpers. Indeß mag ſich jeder zu dieſem Ergebniß der neuern Wiſſenſchaft — dem zur vollen Wahrheit noch ſo vieles fehlt — noch ſtellen, wie er will, Act nehmen von ihren Schritten aber kann und wird jeder Denkende.

In ſeiner intereſſanten Schrift für „denkende Leſer“ aller Stände: „Gehirn und Geiſt“ (Leipzig und Heidelberg, Winter'ſche Verlagshandlung), trennt Dr. Piderit die Begriffe „Seele“ und „Geiſt“. Die „Seele“ iſt ihm „jene geheimnißvolle Kraft, welche, im organiſchen Weſen verborgen und an ihn gebunden, allmählich zur Erſcheinung kommt in der planmäßigen Entwickelung und zweckmäßigen Einrichtung des Organismus“. Unter „Geiſt“ aber verſteht er nur „die Function eines Organs, des Gehirns, alſo eines Theils der zur Erſcheinung gekommenen Seelenkraft“. Er ſucht darauf das Dunkel des Denkproceſſes auf einem bisher nicht betretenen Wege, dem der Analogie, zu lichten, indem er von der Gleichheit der Subſtanzen und Bildung des Gehirns und des in ſeiner Wirkſamkeit uns bereits klarer vorliegenden Rückenmarks auf gleiche Thätigkeiten ſchließt. Er geht von der wichtigen Entdeckung Ch. Bell's aus, daß die mit dem vordern Rückenmark verbundenen Nerven bewegende ſind, alſo auf die Muskeln einwirken, die mit dem hintern zuſammenhängenden aber empfindende, obwol ſich beide weder in Gehalt noch Geſtalt unterſcheiden. Sie beſtehen wie das Mark aus einer weißen Subſtanz und ſind Nervenröhren, während die ſogenannte Graue Subſtanz, das von dem Weißen ganz umhüllte Innere Rückenmark, aus Nervenzellen zuſammengeſetzt iſt, die durch ſtrahlenartige Verlängerungen untereinander und mit den Nervenröhren verbunden werden. Dieſe Graue Subſtanz vermittelt die Regungen der empfindenden Nerven mit den bewegenden. Jene wirken von außerhalb des Rückenmarks auf daſſelbe hin (centripetal), dieſe von dem Rückenmark hinweg nach den fernſten Theilen des Körpers (centrifugal).

Man hat bisher ſämmtliche Nerven unter dem Bilde eines Baumes aufgefaßt, der ſeine Aeſte und Zweige ausſendet. Es ſcheint indeß, daß dieſes Bild nur für die Eine Hälfte richtig iſt, für die andere aber das eines Stroms herangezogen werden muß, der aus einer Menge von Bächen und Flüſſen entſteht, oder mit andern Worten, nur die Eine Hälfte entſpringt aus dem Mark, die andere mündet hinein. Mit dem Augenblick, wo dieſe zweite Hälfte das Mark erreicht und ſich mit demſelben verknüpft, beginnt erſt die durch die Empfindungsnerven herbeigeleitete Bewegung des Organismus, und ſie tritt um ſo kräftiger auf, je inniger ſich im weitern Wachsthum die Verbindung geſtaltet. Es würde ſich nur fragen, welche Nerven die zum Mark heranwachſenden ſind, und mannichfache Gründe ſprechen für die empfindenden.

Ein Theil dieſer letzten tritt nun aus dem Kopfe durch das ſogenannte Verlängerte Gehirn in das Rückenmark und ſie eben ſind die bedeutſamſten des ganzen Körpers — ſie gehen von den Sinnennerven aus, vom Gehörnerv, Sehnerv. Reizungen, welche von außen auf die Empfindungsnerven wirken, äußern ſich in der Erregung der bewegenden und, durch deren Einwirkung auf die Muskeln, in der Bewegung der Arme, Beine u. ſ. w.

Die Sache iſt eine rein mechaniſche und man nennt dieſe Uebertragung der Erregung der empfindenden auf die bewegenden Nerven „Reflexbewegung“, wobei jedoch das Eigenthümliche, daß „Reflexempfindung“, d. h. Erregung der empfindenden Nerven durch die bewegenden, bei den Rückenmarksnerven nicht ſtattfindet.

Treten wir nun zu dem „Verlängerten Hirn“, in welchem ſich die Nerven kreuzen, d. h. die im Gehirn rechts gehen im Rückenmark nach der linken Seite, und umgekehrt — ſo zeigt ſich im Verlängerten Gehirn zunächſt die Quelle wichtiger Thätigkeiten. Dieſe ſind das Schlucken und die Athembewegungen. Weiter aber ſteht mit dieſem verlängerten Mark der Gehörnerv in engſter Verbindung; er entſpringt aus ihm oder mündet vielmehr in daſſelbe, ſoweit er empfindend iſt. Mit dem Ohrmuskel hängen aber auch bewegende Nerven zuſammen, welche das Ohrſpitzen

hervorbringen, und dieſe entſpringen allerdings im Mark, ſind aber bei dem Menſchen weniger wirkſam als bei den Thieren. So wie nun eine rhythmiſche Muſik auf den Gehörnerv wirkt, machen kleine Kinder hüpfende, erwachſene Menſchen taktartige Bewegungen mit den Armen, den Beinen und dem Kopfe. Hieraus iſt der Tanz hervorgegangen, und der Verfaſſer erklärt dieſe Bewegungen als Reflexerſcheinung anatomiſch und phyſiologiſch.

Das Gehirn nun beſteht aus der Weißen und der Grauen Subſtanz, nur daß dieſe nicht von der erſtern ganz eingehüllt iſt, ſondern gewiſſe Ablagerungen auf der Oberfläche jener bildet. Dr. Piderit nimmt an, daß in der Weißen Subſtanz, wie bei dem Rückenmark, eine doppelte Seite zu unterſcheiden iſt. In der einen liegt die heranführende Thätigkeit, die centripetale, und hier iſt das Vorſtellungsorgan, in der andern die hinauswirkende, centrifugale Thätigkeit, und bei ihr iſt das Willensorgan. Somit faßt er auch die Geiſtesthätigkeit als bloße Reflexerſcheinung, und ſchon Ule ſprach es aus, daß, wie alles Leben ein Kreislauf des Stoffs, auch das Erkennen nur ſtoffliches Bewegen ſei.

Bei der Gehirnthätigkeit aber ſieht ſich der Verfaſſer genöthigt, auch umgekehrt einen Reflex anzunehmen, der von dem Willensorgan auf das Vorſtellungsorgan hingeht, weil die zahlreichſten Beiſpiele beweiſen, daß der Wille eine bedeutende Einwirkung auf die empfindenden Nerven ausübt. Und hiermit geht er auf die Denkthätigkeit über. Wenn eine vom Vorſtellungsorgan ausgegangene Erregung nicht centrifugal ausläuft, ſondern gehemmt auf das Vorſtellungsorgan zurückſchlägt, ſo wird die Vorſtellung intenſiver, dauernder; ſie wird feſtgehalten und weckt ähnliche oder verknüpfte Vorſtellungen, z. B. Baum, Maſt; See, Amerika; Chinarinde, Hospital. Wir könnten alſo die Denkthätigkeit als ein Empfindungsecho auffaſſen, als eine durch irgendein Hemmniß zurückgetriebene, am Ausklingen verhinderte Empfindung.

Indem aber der Menſch, je älter er wird, bemerkt, daß viele der unwillkürlichen Bewegungen, welche durch die Einwirkung der empfindenden Nerven auf die bewegenden und durch dieſe auf die Muskeln entſtehen, zweckmäßige Bewegungen ſind, „werden die Vorſtellungen zweckmäßiger Bewegungswirkungen allmählich zu leitenden Momenten abſichtlicher, überlegter Bewegungen". So auch bei der Denkthätigkeit. „Die Vorſtellungen von zweckmäßigen Erregungen von Vorſtellungen werden zu leitenden Motiven der Denkthätigkeit." Hiermit haben wir das logiſche Denken. Dabei drängt ſich die Frage auf, warum die höhern Säugethiere nicht ebendahin gelangen, da ihr Gehirn nicht weſentlich von dem des Menſchen verſchieden iſt, und der Verfaſſer kommt auf die Sprache. Sie iſt nach ihm der Factor der abſtracten Vorſtellungen, die dem Menſchen den Vorzug vor den Thieren geben, welche ſich nicht über das Denken concreter Vorſtellungen erheben können. Die abſtracten hängen aufs innigſte mit den Worten zuſammen, in den Worten verkörpert ſie der Menſch und wird ſich ihrer bewußt. „In der Sprache liegt der Keim aller menſchlichen Größe."

Mit dem Urſprung der Sprache, auf deſſen hohe Bedeutung wir in dieſen Blättern bereits mehrfach hingewieſen haben, beginnt die Erhebung des Menſchen über die Thierwelt. Piderit nimmt keinen Urſprung, d. h. kein plötzliches Hervortreten eines elementaren Sprachſtoffs an, ſondern eine Erfindung, wie ſchon Herder ſie aufſtellte. „Zu der Bildung der Sprache, zu der Erfindung der Worte treibt den Menſchen das Bedürfniß der Mittheilung. Dieſes Bedürfniß empfindet er um ſo mehr, je vielſeitiger durch geſelliges Zuſammenleben ſeine Beziehungen zu andern Menſchen werden. . . Der Menſch ſchafft ſich die Sprache, indem er jede Vorſtellung an eine Klangverbindung, an ein Wort knüpft." Unſtreitig! Dies iſt der Fortgang; es handelt ſich eben nur um das Auftreten des erſten Worts, eines erſten feſten Worts, von dem die weitern Bezeichnungen verwandter oder wenigſtens zuſammenhängender Gegenſtände ausgehen.

Ghaſelen

von Hieronymus Lorm.

I.

Die Zeit, die nutzlos ſchwand, beklage nicht!
Welch Ziel dir ferner winkt, das frage nicht!
Du lebſt im Dienſte nie begriff'ner Macht,
Warum und wie? das kommt zu Tage nicht!
Sie ſorgt, daß all dein Glauben, Wollen, Thun
Den Zweck, den ſie will, überrage nicht.
Und leugneſt du's — dies Leugnen dient ihr auch!
Daß du dir ſelbſt gebieteſt, ſage nicht!
Sagt wol der Baum, weil er die Hand nicht kennt,
Die ſeine Früchte nimmt: Ich trage nicht!
Auch du vollbringſt ein and're, als du mußt,
Mit deines Herzens kühnſtem Schlage nicht!

II.

Wer ſtillbeglückt im Walde wohnt, vergißt die Welt,
Und wer gefangen ſitzt im Thurm, vermißt die Welt.
Wenn du ſie nur mit Schmerz entbehrſt und doch ſo leicht
Sie für ein Glück verlaſſen kannſt — was iſt die Welt?
Mich dünkt, ein Ziel, das tief in dir verborgen ruht,
Berede dich, in ihr zu ſchaun mit Liſt die Welt.
Du jagſt bethört ihm nach und wirſt bald ſelbſt gejagt,
Und deine Kraft und deinen Muth zerfrißt die Welt.
Nur wem ein Gott in eig'ner Bruſt das Ziel erſchloß,
Der überwand als Heide wie als Chriſt die Welt.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Iſt der Mercur bewohnt?

Wie man früher über die Bewohner des Mondes ſtritt, ſo ſtreitet man jetzt in der Académie des sciences zu Paris über die des Mercur. Alles ſchon einmal dageweſen!

In einer Sitzung der aſtronomiſchen Abtheilung der Akademie hielt Herr Camille Flammarion*) einen Vortrag über dieſen Gegenſtand, den wir im Auszug mittheilen.

Vorweg ſei bemerkt, daß zwiſchen Mond und Mercur ein bedeutender Unterſchied beſteht, da der erſtere keine, der letztere eine Atmoſphäre hat. Mercur und Venus entfernen ſich, der eine nie über 28 Grad 20 Minuten, die andere nie mehr als 47 Grad 48 Minuten von der Sonne, während alle andern Planeten ſich bis 180 Grad von ihr entfernen. Uns erſcheint die Sonne in einem mittlern Durchmeſſer von 32′, die Bewohner des Mercur aber ſehen ſie im Durchmeſſer von 1° 17′ 30″, d. h. beinahe ſechsmal größer als wir. Sie erhalten mithin Licht und Wärme ſechsmal intenſiver als die Erde. Viele Aſtronomen haben hierin einen Grund zu der Behauptung gefunden, daß auf dem Mercur die Pflanzen und Felder verbrannt ſein müſſen, die Früchte vertrocknet, die Thiere erſtickt, die Menſchen blind, wenn überhaupt in einer ſolchen Temperatur Menſchen exiſtiren könnten.

Dieſe Meinung, entgegnet Herr Flammarion, beruht auf falſchem Grundſatz und falſchen Folgerungen. Ohne weiteres wird die Erdanſchauung auf den Mercur übertragen, während man doch annehmen muß, daß die Geſchöpfe für ihren Planeten geſchaffen ſeien. Die Weſen auf dem Mercur würden ſich wahrſcheinlich in unſerm Dunkel und in unſerer Kälte ſehr unbehaglich fühlen und vielleicht gar nicht darin leben können, ſo wenig wie wir auf dem Mercur. Dabei iſt noch die dichte Atmoſphäre des Mercur zu berückſichtigen, die einen mächtigen Einfluß auf die Sonnenſtrahlen ausüben muß und im großen das erzeugt, was die Erdatmoſphäre im kleinen bewirkt.

Um den Grad der Erleuchtung und Wärme des Planeten genau zu beſtimmen, müßten wir die phyſiſche Zuſammenſetzung der Atmoſphäre, den Grad ihrer Dichtigkeit, den Zuſtand des Bodens, die innerliche Wärme des Planeten kennen. In Wirklichkeit mögen die Bewohner des Mercur nur zwei- oder dreimal mehr Licht und Wärme als wir empfangen. Warum alſo ſollte ſeine Oberfläche nicht ebenſo belebt ſein wie die der Erde?

Wenn wir ſagten, daß der Durchmeſſer der Sonne, vom Mercur aus geſehen, gleich 1° 17′ 30″ iſt, ſo iſt das nur der mittlere Durchmeſſer, denn die Größe variirt in der Peripherie der Sonnenferne zwiſchen den Grenzen 1° 27′ 43″ und 1° 4′ 14″. Der Aſtronom des Mercur kann nach Flammarion leichter als wir den unaufhörlichen Wechſel des ſcheinbaren Durchmeſſers der Sonne beobachten. Die Gelehrten dieſer unbekannten Welt ſind vielleicht viel früher zu der Entdeckung gelangt, daß ihr Planet ſich auf einer elliptiſchen Bahn bewegt, in welcher die Sonne einen Hauptherd einnimmt und den wichtigſten Factor ihres Weltſyſtems bildet.

Aber — ſind Aſtronomen auf dem Mercur? fragt der Redner. Iſt die dortige Menſchheit ſo intelligent wie die unſere? Treiben jene Weſen wie wir Künſte und Wiſſenſchaften? Flammarion beantwortet dieſe Fragen einfach bejahend. Der Glaube macht ſelig.

Wir haben, dies iſt ſein Raiſonnement, nämlich kein Recht, zu bezweifeln, daß der Mercur nicht ebenſo gut wie die Erde bewohnt ſei. Der kritiſche Punkt kann nur der ſein: „ob die phyſiſche Beſchaffenheit des Mercur der intellectuellen Entwickelung ſeiner Bewohner kein Hinderniß entgegenſtellt? Ob durch die Sonnennähe die Bewohner des Mercur nicht etwa denen von Afrika gleichen?“ Andere Gelehrte, fährt er fort, haben ſogar ſchon behauptet, daß dieſe Weſen, da ſie der Sonne näher ſind als wir, einen feinern Geiſt und entwickeltere Fähigkeiten haben müßten als wir und deshalb geſchickter in Kunſt, Wiſſenſchaft und Induſtrie ſein möchten, da die Sonne die Quelle des Geiſtes und der Kraft iſt.

Hypotheſen aus einem Voltaire'ſchen Roman!

Nur Eins wiſſen wir mit Sicherheit von der Oberfläche des Mercur: das iſt der Wechſel von Tag und Nacht, der Wechſel der Jahreszeiten und der Jahre, was freilich vom größten Einfluß für die Annahme der Bewohnbarkeit dieſes Planeten iſt. Die Tage ſind dort etwas länger als bei uns, ſie haben 24 Stunden 5 Minuten; doch iſt das Jahr kürzer und die Jahreszeiten ſchneller in ihrem Kommen und Gehen. Die Neigung der Achſe auf dem Planeten ſcheint für den Mercur ebenſo groß wie für die Venus, 75 Grad. Sie verurſacht daher den unſern ſehr unähnliche Jahreszeiten von nur 22 Tagen Dauer, welche für die Bewohner nicht angenehmer Art ſein können. Dieſer Zuſtand der Unbeſtändigkeit iſt nach unſerer Erfahrung für geiſtige Arbeiten und längere Studien wenig geeignet. Wir müſſen daher annehmen, daß die Weſen des Mercur anders conſtruirt ſind als wir, daß ſie jedoch gleich uns ſich geiſtig entwickeln, gleich uns leben und ſterben können.

Die Sonne durchläuft alle Geſtirne ihres Thierkreiſes in 88 Tagen, die Mercurbewohner haben da-

*) Vgl. über die Anſichten Flammarion's den Artikel: „Sind die Geſtirne bewohnt?“ in Nr. 27 des Jahrgangs 1863 unſerer „Unterhaltungen am häuslichen Herd“.

durch ihre Aequinoctien und Solstitien beſſer charakteriſirt als die der Erde, und der geſtirnte Himmel iſt für ſie, was er für uns iſt; nur zeigt er ihnen andere Bewegungen als uns. Vielleicht kennen ſie die fernen Planeten vom Saturn bis zu den Grenzen des Sonnenſyſtems nicht. Ihr weniger empfindliches Auge kann wahrſcheinlich ein ſo ſchwaches Licht nicht ſehen, wie unſer Auge es ſieht.

Venus und die Erde zeigen ſich, vom Mercur geſehen, in verſchiedenen Phaſen; die Venus muß den Mercurbewohnern in ihrer ſchönſten Periode ſechsfach leuchtender als uns erſcheinen.

Dennoch kann Flammarion der Meinung des berühmten Aſtronomen Huygens nicht beiſtimmen, der die Venus als den Stern betrachtet, welcher das Dunkel der Nacht derjenigen Planeten erhellt, die nicht wie wir einen Mond haben. Noch weniger aber fühlt er ſich berufen, mit Huygens zu unterſuchen, welcher Art die Inſtrumente der dortigen Mathematiker ſind; ob ſie Flintglas oder böhmiſches Glas zu ihren Brillen gebrauchen.

Soviel als Probe von Unterſuchungen und Behauptungen einer wie uns bedünkt mehr als gelehrten Welt!

Scenen engliſchen Landlebens.

Die Red-herrings-(Böklinge-)Jagd.

M. S. — Tiefe Stille herrſchte an einem frühen Märzmorgen in den Räumen des Schloſſes zu Wickham. Die Bewohner ſchliefen noch; nur ein Küchenmädchen ſtieg langſam in die Küche hinab, um die erſten Vorbereitungen zum Frühſtück in Bereitſchaft zu halten für den Augenblick, wo ihre Herrin, die Köchin oder Lady-housekeeper, wie man hier ſagt, ſich endlich auch herbeiläßt, in der Küche zu erſcheinen. In dem von der Herrſchaft bewohnten Theil des Schloſſes aber regte ſich kein Laut; auch ich lag noch in ſanftem Morgenſchlummer hinter dunkelrothen Vorhängen, als ich plötzlich durch einen tobenden Lärm am Ende des Corridors unſanft erweckt wurde. Hundegebell, Peitſchenknallen und kräftige Tritte ließen ſich hören zwiſchen den beſtändigen lauten Ermahnungen: „Be quiet, Punch! Keep down, Judy!“ Als das Geräuſch an meiner Thür halt machte, angeklopft und, ohne die Antwort abzuwarten, eingetreten wurde, hatte ich das Gefühl, als ſolle vor meinen Bettgardinen das Rendezvous einer Hetzjagd abgehalten werden, als kämen die Fuchshunde mit allen ihren Treibern zugleich in mein Zimmer. Doch war es diesmal nur Tina Talbovs, welche im Reitkleid, die Schleppe unter dem linken Arm, die Reitpeitſche in der rechten Hand, in Begleitung ihrer drei Hunde vor mir ſtand. „Vergebung“, ſagte ſie freundlich, „wenn ich Sie unſanft geſtört, aber ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen, welche keinen Aufſchub leiden! Die Draghounds aus Windſor haben um 10 Uhr Rendezvous eine Viertelmeile von uns; Papa hat verſprochen, Sie, Minnie und mich mitzunehmen, natürlich alle drei zu Pferde! Sie ſehen, Eile iſt nöthig.“

„Aber wie hat ſich das alles über Nacht ſo gemacht und wo kommen Sie her? Haben Sie einen nächtlichen Ritt gemacht?“

Während ich aufſtand, erzählte mir Tina ihr Abenteuer. „Sie wiſſen, daß mein Wagenpony lahm ging und eingerieben werden ſollte; das hat der Stalljunge vernachläſſigt und ich konnte ſeit vier Tagen nicht ausfahren. Da beſchloß ich, mir ſelbſt Ordnung zu ſchaffen, ging heute früh um 7 Uhr in den Stall und rieb mein Pferd ein, ohne die Stalljungen eines Blicks zu würdigen. Hoffentlich wird ihnen das Eindruck gemacht haben und ſie werden ſich in Zukunft mehr mit meinen Anordnungen beſchäftigen. Im Hofe traf ich den Amtmann, welcher mir ſagte, er habe noch geſtern Abend ſpät die Nachricht erhalten, daß die Draghounds heute hier in der Nachbarſchaft Rendezvous hätten ſtatt in Wentworth, wie es erſt beſtimmt geweſen; er wolle es meinem Vater mittheilen. Ich übernahm letzteres ſelbſt, legte ſogleich meinen Reitanzug an, weckte meine Schweſter, holte meine Hunde zu einem Morgenſpaziergang ab und kam ſchließlich hierher, damit auch Sie Zeit hätten, das edle Amazonengewand anzulegen.“

„Aber es ſind ja nur zwei Damenpferde im Stall“, bemerkte ich.

„Brauche ich ein Damenpferd?“ erwiderte Tina. „Damenpferde ſind für Sie und Minnie, nicht für mich! Ich reite Hillingworth, eins von meines Vaters Jagdpferden, ein harmloſes Thier, das ſich nur ſchwer zurückhalten läßt, wenn es die Hunde laufen und die andern Pferde davonſauſen ſieht. Wir drei ſollen nur zum Rendezvous reiten und nachher die Fahrſtraße entlang auf dem kürzeſten Wege zum Endpunkt des Steeple-chaſe, dort, wo die Reiter ankommen, meinte meine Mutter; indeſſen kann ich nichts dafür, wenn Hillingworth anderer Anſicht iſt und wenigſtens 1—2 Hürden mit mir nimmt, ehe ich ihn zum Stehen und Umkehren bringe.“

Ich konnte nicht umhin, in dieſem Augenblick die Schönheit meiner Gefährtin zu bewundern, als ſie, dieſes ſagend, lebhaft in der Stube auf- und abging, die Reitpeitſche durch die Luft ſchwingend, während ihr ſchönes blondes Haar aufgeflochten in dichten Wellen über die Schultern fiel und die großen blauen Augen vor Freude leuchteten, daß Hillingworth nicht der Anſicht ſein dürfte, ruhig dahintenzubleiben.

Gegen 10 Uhr ſetzte ſich unſere Cavalcade in Bewegung. Tina machte wie gewöhnlich eine Menge Kunſtreiterſtücke, die uns in Erſtaunen ſetzten, während wir in gemäßigtem Tempo durch den etwas trüben Märzmorgen dahinritten. Bald hatten wir das Rendezvous erreicht. Fröhlicher Hörnerklang ertönte von weitem. Etwa zwanzig Herren, ſämmtlich Gardeoffiziere aus Windſor, tummelten ihre Pferde auf einem großen freien Platze neben Black-Park. Dieſes waren die Eigenthümer der Draghounds,

welche ſoeben mit ihren Führern daherkamen. Die Herren trugen nicht, wie bei der Hirſch- und Fuchsjagd, ſcharlachrothe Anzüge, ſondern weißlederne Beinkleider, Reiterſtiefeln, kurze dunkle Sammtröcke und kleine runde Jagdhüte auf dem Kopfe. The drag oder Leiter des Steeple-chaſe, welcher ſchon am Abend vorher das Terrain in Augenſchein genommen hatte, trat ſoeben ſeine Wanderung an und wir ſahen ihn ein großes Packet, welches Fleiſch und Böklinge enthielt, an einer Schnur hinter ſich auf dem Boden herziehen, indem er über Felder, Wieſen, Hecken und Gräben dahineilte. Die Damen, etwa zehn bis zwölf an der Zahl, waren diesmal nicht in Equipagen, ſondern ſämmtlich zu Pferde, um ſchneller und auf kürzerm Wege als die Steeple-chaſe reitenden Herren, welche einen Bogen von drei Viertel deutſchen Meilen zu machen hatten, am Endpunkt der Bahn anzukommen und zu ſehen, wer Sieger ſein würde. Die meiſten Herren und Damen kannten ſich untereinander und die Unterhaltung drehte ſich ausſchließlich um dieſen mir neuen und bisher unbekannten Zweig engliſchen Sports.

Tina Talboys, welche voll Ungeduld, den Anfang und das Ende des bevorſtehenden Schauſpiels zu ſehen, auf- und abritt, beſtändig verſichernd, Hillingworth ſchiene ganz in der Stimmung zu ſein, ſich nicht zurückhalten zu laſſen, und wir ſollten nicht erſchrecken, wenn ſie eine kleine Strecke gegen ihren Willen mitritte, machte mich plötzlich auf eine neue unter den Reitern auftauchende Erſcheinung aufmerkſam. Ich ſah einen ſchmächtigen, kaum fünf Fuß hohen Mann von etwa 30 Jahren auf einem mittelgroßen Pferde langſam umherreiten. Obgleich er mir nicht zu jener ſtreng abgegrenzten Klaſſe zu gehören ſchien, welche der Engländer mit dem Namen „Gentlemen" beehrt, ſchien er doch von allen gekannt zu ſein. Die Offiziere nickten ihm zu, lachten und faſt jeder hatte ein freundliches, vertrauliches Wort für ihn, welches der kleine Mann im Sattel höflich, aber mit einer gewiſſen Würde hinnahm. „Das iſt George Fordum, der berühmteſte Jockey und der erſte Reiter in England", ſagte Lord Galwey, welcher ſoeben zu uns herangeritten kam. „Der erſte Reiter in England!" das iſt ein bedeutender Titel in einem Lande, wo die Reitkunſt einen ſo hohen Rang einnimmt, und mit erhöhtem Intereſſe betrachtete ich den Jockey, der ſich jetzt uns näherte. „Fordum, iſt das Ihr berühmter Läufer von den Windſor-Races?" fragte Lord Galwey. „Ja! Ich gewann zwei Tage hintereinander je 1000 Pf. St. mit ihm!" antwortete George Fordum, ſein etwas dürftig ausſehendes Thier zärtlich auf den langen, dünnen Hals klopfend. Indem kam die Meldung, der Böklingsmann habe ſeinen Lauf vollendet und das Steeple-chaſe könne beginnen. Ein laut über die Felder dahintönendes Jagdhorn verſammelte die Herren in einer Linie, die Hunde verlangten heulend und bellend das Zeichen zum Lauf, das durch ein abermaliges Hörnerſignal gegeben wurde. Dahin ging es nun in ſauſendem Galop, die Hunde der Böklingsſpur folgend und die Reiter den Hunden. Die Aufregung hatte ſich ſogar den Zuſchauern mitgetheilt und niemand dabei auf Tina Talboys geachtet, welche, ehe wir es verhindern konnten, ihrem Vater gefolgt und, bevor eine Minute verſtrichen, mit der ganzen Schar über eine Hecke geſprengt war. Kurz nachher hielt ſie ihr Pferd an, was augenblicklich ſtill ſtand und ſich ruhig umwenden ließ. Wir ritten ſo ſchnell als möglich zu ihr, kamen aber gerade nur an, um zu ſehen, wie ſie in einem friſchen Anlauf über die kurzgeſchnittene, drei Fuß hohe Hecke zurückſetzte, indem ſie ſich beim erſten Theil des Sprungs auf den Hals des Thieres bog und ſich weit zurücklegte, als des Pferdes Vorderbeine den dieſſeitigen Boden berührten. Der Sprung war ein Meiſterſtück in der Reitkunſt, beſonders für ein ſo junges Mädchen, und zog ihr die Bewunderung aller Umſtehenden zu. Wir begaben uns nun auf dem kürzeſten Wege nach dem Endpunkt des Steeple-chaſe, wo ſich neben dem Siegespfoſten der Drag mit ſeinem Böklingspacket aufgeſtellt hatte. In weiter Ferne wurden ſoeben die erſten Reiter ſichtbar, welche ſich mit Windeseile näherten, ſodaß wir bald die einzelnen Perſönlichkeiten unterſcheiden konnten. Mr. Lambert von Denham-Court ſiegte um eine ganze Pferdelänge vor Fordum, welcher, unübertrefflich auf ebener Bahn, die Höhen hierbei zu ſchnell genommen und nicht ſparſam genug mit ſeines Pferdes Athem umgegangen war, wie Sachverſtändige uns verſicherten. Die Hunde verlangten mit großem Ungeſtüm ihre Beute; das große Packet wurde auseinandergenommen, in Stücke geriſſen und unter die wüthende Meute vertheilt, die grimmig untereinander darum kämpfte. Die Scene gewann ein wildes Ausſehen. Die ſonſt ſo ruhigen Engländer ſchienen wie verwandelt; mit glühenden Geſichtern und lautem Geſchrei ſprangen ſie von den Pferden, riefen ihren Grooms zu, die Sattelgurte aufzuſchnallen und die Pferde herumzuführen, und begannen ein wenig wüſt mit den Hunden zu ſpielen, indem ſie ihnen, um ſie zu necken, den Inhalt des verhängnißvollen Packets ſtreitig zu machen ſuchten.

Wir traten unſern Heimritt an. „How did you like it? War es es nicht äußerſt intereſſant und ſpannend?" fragte Tina mit leuchtenden Augen. „Intereſſant, ja!" entgegnete ich; im Herzen dachte ich: noch barbariſcher und kindiſcher als intereſſant — ein Jagdritt um Böklinge!

Die Villen am Comerſee.

K. — Wer kennt nicht den Comerſee, auch wenn er ihn nicht in der Wirklichkeit geſehen hat, aus den Beſchreibungen der Reiſenden! Alle ſtimmen darin überein, daß die Natur den Umgebungen des Sees und der ganzen Gegend einen wunderbaren Zauber verliehen hat, und einzelne erklären, daß jeder, der vom Felſen von Bellaggio die reiche und harmoniſch abwechſelnde Landſchaft, die ſchneebedeckten, kühnen

Alpen im Hintergrunde, die paradieſiſchen Parks und Hügel, mit ſchönen Landhäuſern im Vordergrunde geſchmückt, nach allen Richtungen hin betrachtet, nicht einmal den Gedanken hegen wird, den Lago maggiore oder den Genferſee oder irgendeinen andern See in der Welt der Herrlichkeit des Comerſees an die Seite zu ſtellen. Die Menſchen haben dies auch erkannt, denn unzählige Ortſchaften mit ihren weißen, ſchlanken, zum Theil ſchöngeformten Kirchthürmen ſteigen von allen Seiten aus dem Grün der Oliven- und Kaſtanienwälder empor und krönen die Berge öfters in vielfachen Reihen. Beſonders aber ſind die nächſten Umgebungen des Comerſees durch die große Anzahl der ſchönſten Villen ausgezeichnet. Schon zur Zeit der römiſchen Kaiſer hatte hier der jüngere Plinius, der im Jahre 62 nach Chr. Geb. in Como ſelbſt geboren war, eine Villa, die noch jetzt als Villa Pliniana bekannt und durch ihre intermittirende, wunderbare, aber ſtets jugendliche Quelle merkwürdig iſt. Plinius ſelbſt hat ſie in einem ſeiner auf uns gekommenen Briefe beſchrieben, und wenigſtens im Jahre 1832 fand noch ein Reiſender dieſen Brief mit goldenen Buchſtaben auf einer Marmortafel in einem der Säle der Villa eingegraben. Der erwähnte Reiſende nennt außerdem aus der Zeit ſeines dortigen Aufenthalts unter den Villen des Comerſees die Villa Sommariva, das Eigenthum eines reichen Grafen gleiches Namens, die Villa Melzi, die Villa d'Eſte, welche längere Zeit von der unglücklichen Königin Karoline von England bewohnt ward, die Villa Paſta, das Eigenthum der berühmten Sängerin, und die Villa Odescalchi, die ſich beſonders durch Größe und Pracht auszeichnete. Seit jener Zeit hat freilich manche dieſer Villen ihren Beſitzer gewechſelt und andere Villen ſind dort entſtanden. Eine Reiſende aus dem Jahre 1861 (Frederike Bremer in ihrem „Leben in der Alten Welt", Leipzig, F. A. Brockhaus) nennt uns die Villa Mylius, die Villa Azeglio u. a. „Die Villa Mylius", ſagt ſie, „iſt die reichſte an ſchönen Kunſtwerken, und unter andern enthält ſie auch eine Nemeſis von Thorwaldſen. Der erſte Beſitzer dieſer Villa kam als ein armer Knabe nach Como; die Villa Azeglio war mit Frescomalereien von des Marcheſe eigener Hand mit Meiſterſchaft geſchmückt, aber 1861 lebte ſeine geſchiedene Gattin allein daſelbſt."

Ueberhaupt muß man ſagen, daß zu dieſen reizenden Villen auch die Biographien ihrer Beſitzer gehören, welche nicht ſelten mit dieſen Wohnſtätten der Schönheit den ſchärfſten Contraſt bilden. Unzufriedenheit, Skandal, Unglück und Tod ſcheinen vorzugsweiſe darin zu hauſen.

Da iſt z. B. eine reizende Villa, in welche einer der älteſten Könige Europas, weit und breit wegen ſeiner ſalomoniſchen Weisheit berühmt, öfters einzieht wie ein zweiter König Salomo, um — das Leben mit einem der ſchönſten Mädchen zu genießen, die ihm nun vor einiger Zeit der Tod entriſſen hat. Da iſt eine andere Villa, welche wenigſtens vor drei Jahren leer ſtand, weil — ihre liebenswürdige Beſitzerin, eine verheirathete Frau, ihren Geliebten, den Eiſenbahndirector ***, bewogen hatte, erſt ſie und dann ſich ſelbſt zu erſchießen. Dort iſt wieder eine Villa, in welcher die Uneinigkeit und Unverſöhnlichkeit zweier Gatten das Leben beider verbitterte. Die Villa der engliſchen Königin Karoline würde ebenfalls ähnliche Geſchichten erzählen können, und man kann in der That im allgemeinen ſagen, daß in dieſen ſchönen Villen, in dieſem reizenden Paradieſe, das den Comerſee in allen Richtungen umgibt, die alte Schlange des Paradieſes ſich beſonders bequem und behaglich eingerichtet habe und daß ſie ſich dort ſo recht vergnügt zu machen ſcheine.

Die Tänzerin Taglioni hat bei Como ſieben Landhäuſer beſeſſen oder beſitzt ſie noch. Die Paſta wohnt noch in ihrer Villa am öſtlichen Ufer des Sees, allein die reizende und gefeierte Sängerin zeigt ſich an dieſem paradieſiſchen Ufer nichts weniger als reizend.

Eine andere ſchöne Villa am Comerſee, die Villa Schuwalow, verließ ihr Beſitzer, um als Mönch ſeine Tage in einem Benedictinerkloſter zu beſchließen. Er hat ſpäter von dieſem Aſyl aus ſeine Biographie und ſeine Selbſtbekenntniſſe herausgegeben, in denen er über die Schönheiten des Comerſees Salomo's bekanntes Wort ausruft: „Es iſt alles eitel!" Hat dies der nachmalige Mönch erſt am Comerſee gelernt und iſt er der Verſuchung erlegen, die irdiſchen Gaben Gottes, zum Glück und zur Freude der Menſchen beſtimmt, gering zu achten, ſo könnte man wohl ſagen, daß er es gar nicht verdient habe, auch nur Einen Tag in dieſem Paradieſe zu leben. Der alte Römer Plinius aus der heidniſchen Zeit war glücklich in ſeiner Villa Pliniana am Comerſee, und alle Touriſten fühlen ſich dort glücklich, die die Gunſt des Himmels und ein friſcher, geſunder Naturſinn an die ſchönen Ufer des Comerſees begleitet.

Briefwechſel.

— L. in Berlin. Sie wenden ſich infolge des neulich in den „Blättern für literariſche Unterhaltung" enthaltenen Briefs von Charlotte Corday mit der Frage an uns: wie denn eigentlich der Vorname dieſes Mädchens gelautet? Die Frage iſt ſchon 1861 von Batel in ſeinen „Dossiers du procès de Charlotte Corday" weitläufig verhandelt worden. Fräulein Corday iſt auf die Namen Marie Anna Charlotte getauft. Sie zog den Namen Marie vor; ſo unterſchrieb ſie ihre Briefe, ihren Paß von Caen nach Paris. Aber ſchon wenige Tage nach ihrem Tode iſt der Name Charlotte von allen gleichſam adoptirt worden, in Frankreich wie im Ausland. Die Gedichte z. B., die Archenholtz' „Minerva" im Auguſt- und Septemberheft 1793 bringt, feiern alle die heroiſche „Charlotte".

— M. in Wien. Wir haben in unſern Artikeln über Thackeray nicht von ſieben deutſchen Claſſikern geſprochen; wollen Sie gerade ſieben haben, ſo ergeben ſich ja die Namen von ſelbſt: Klopſtock, Wieland, Herder, Leſſing, Goethe, Schiller, Jean Paul.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.
Herausgegeben von Karl Frenzel.
Nr. 17.
Preis 2½ Sgr. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1857.

Inhalt: In den Tagen der Schreckens. Erzählung von Bernd Grzimek. — Aus der Mappe des Reporters. Von Hermann Marggraff. — Neue Novellen. Von Paul Heyse. — Die Kunst des Schönschreibens. Von W. Schmidtborn. — Literarische Anzeigen und Anzeigen. — Beilage: Das Schach in Gedichten. I. Von Max Schmidtborn. — Das Schach im Volksmund. Von Wilhelm Hertz. — Das Schachbrett. — Schach-Problem.

In den Tagen der Schreckens.

Erzählung von Bernd Grzimek.

Die Schreckenszeit hatte Deutschland wie Frankreich mit Blut und Thränen getränkt und der Wiederkehr des Schreckens drohte.

Der Bürger Marat, Deputirter, Nr. 17, hatte Klein zu Zweien verkündet; lange war es schon unter Gleichen und ging ihn gleichgültig und kalt, wie Alles, was ihn nicht Schreckens hat zeigen wollen.

Der Thron war hinweggestürzt und von Freudenfeuern erleuchtet, die Guillotine hatte ihre Arbeit vollendet, Marat gebrochen, der Tiger, der auch dem Gefährten, der knechtisch ihm folgte, keinen Raum ließ, war tot und sein Gefolge, der Wüthende, der Rasende, der Schrecken, der Tod, der Alles um sich her bildete, der Alles über sich hinwegschritt.

Marat's Geist existirte so schlicht, daß er verfiel. Alles Gräßliche verbreitete er hinwegzuräumen, Alles Schreckliche; und doch, verfiel er auch doch schließlich Anderen, welchen Alles das Gräßliche, Schreckliche, Blutige, Thränenreiche und Grausame noch Etwas und Nichts genug war, Alles schon vollendet?

Der Bürger Bernard, Notizer bei dem Club, dessen Haupt Nr. 17.

Vorsitzender-Stellvertreter, war auch heute morgen um 10 Uhr früher, als sonst, in seinem Bureau, wo er mit Anfang, heute noch?

Der Bürger Jakobs, welcher zum Club eintrat, sah ihn, und sah einen ernsten, sorgenvollen Mann, der, wie es schien, mit Anstrengung arbeitete, denn die Stirn des Notizers Bernard, der sonst so heiter, so gutmüthig, so lebhaft war, war heute finster, sorgenvoll, ja, sie schien sogar zu drohen.

Jakobs trat an den Tisch des Notizers, und dieser, sich plötzlich erhebend, sah ihn mit einem Blicke an, der Jakobs fast erschreckte, und sagte:

„Bei Gott, Jakobs, ich sage, daß wir heute Nacht Alle zusammen gehen, und wenn der Schwarze uns ja haben, und habe einen ganzen Haufen!"

„Was ist denn, Bernard?" fragte der Bürger Jakobs, sich ruhig niedersetzend, und sich seine Pfeife stopfend, „was ist denn geschehen, daß du so aufgeregt bist, daß du so sprichst?"

„Ich sage Ihnen nur Eines, daß wir heute Nacht Alle zusammen gehen, und wenn der Schwarze uns

kaltblütige, unerbittliche Grauſamkeit Robespierre's, ſein Streben nach der Alleingewalt noch nicht zum Entſetzen der Welt offenbart; wir, die Nachkommen, überſchauen die ganze Laufbahn des Mannes mit Einem Blick: die mit ihm lebten, ſahen ihn ſchrittweiſe darauf vorgehen und empfingen ſo ein anderes Bild, je nach den Zeitumſtänden, von ihm als wir.

So feſtgeſchloſſen und unbeweglich auch die Züge des „großen Bürgers" blieben, einer, der mehr Muße zu phyſiognomiſchen Studien gehabt, als Marcel ſie in dieſem Augenblick hatte, würde einen leiſen Schimmer bemerkt haben, der ſich über dies grüngelbe Geſicht breitete und ihm eine lebhaftere Farbe gab; für Geld und Frauengunſt, aber nicht für Schmeichelei war Maximilian Robespierre unempfänglich. Seine Stimme, die gewöhnlich etwas Schleppendes, Zögerndes hatte, nahm jetzt, aus befriedigter Eitelkeit, wie auf der Rednerbühne des Convents im Zorn, einen vollern Klang an: „Vertrauen Sie mir wie einem ältern Freunde! Ich kenne Ihren Vater; ich weiß, daß Sie ein guter, ein tapferer Bürger ſind! Meine Augen wachen über Frankreich. Die Ehrgeizigen, die Selbſtſüchtigen und Stellenjäger tragen die Schuld an allen Verwirrungen, welche die Republik heimſuchen. Ich empfinde es mit tiefem Schmerz, daß unſer Reich der Tugend mit Schrecken und Blut beginnt, daß Verdacht und Argwohn die Menſchen auseinanderreißt, die ſich in brüderlicher Liebe verbinden ſollten. Wie kamen Sie mit dieſem Abenteurer zuſammen? Noch einmal, nicht der Richter fragt, ſehen Sie vielmehr in mir Ihren Vertheidiger!"

„Ich traf jenen Mann in der Poſtkutſche, die von Caen nach Paris fährt. Am Abend nach unſerer Ankunft in Paris begegneten wir uns im Garten eines Wirthshauſes. Er redete mich an und ich konnte mich um ſo weniger ſeiner Aufforderung, mich zu ihm zu ſetzen, entziehen, da er mir die Gattin des Bürgers Marat als ſeine Begleiterin vorſtellte. Der Name Marat, dachte ich, müßte vor jedem Verdacht ſchützen."

Von dem Schreck derer, die unverſehens in tropiſcher Wildniß auf eine Schlange treten, wird oft erzählt: ähnlich wie ſie zuckte Robespierre bei dem Namen Marat zuſammen. „Sind Sie mit dem Bürger Marat bekannt?" fragte er nach einer Pauſe. Marcel ſuchte nur durch eine Bewegung ſeinen Widerwillen und Abſcheu auszudrücken. „Wie konnt' ich auch nur daran denken", fuhr Robespierre auf dieſe Geberde, gleichſam ſich entſchuldigend, fort, „daß ein junger Mann wie Sie Marat kenne! Ich klage den Mann nicht der Verrätherei, nicht der Septembergreuel an, aber er iſt ein Wahnſinniger, der in das Irrenhaus gehört! Er beſudelt die Freiheit mit ſeinem Geifer. Warum ziehen ſich die guten Bürger von den öffentlichen Angelegenheiten zurück? Marat ſchreckt ſie, das Geſindel, das ihm anhängt und Mord! brüllt. Ich ſprach heute mit Ihrem Vater — vielleicht iſt es mir gelungen, ihn zu überzeugen, daß die Mehrheit des Convents nicht die Thorheiten Marat's billigt, daß wir nicht daran denken, das Eigenthum der Bürger anzutaſten und die faulen Armen auf Koſten der Fleißigen zu bereichern. Wir wollen einen Staat der Tugend, der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit." Im Auf- und Niedergehen ſagte er dies; jetzt blieb er vor Marcel ſtehen: „Und dieſer Pontmartin war mit der Gattin Marat's nach jenem Garten gekommen?"

„Ja — und er brachte Marat's Schwägerin, ein junges Mädchen, von dem Ball heim; ich begleitete ihn."

„Seltſam! Und Sie begegneten ihm am Tage darauf?"

„Es war nicht zu vermeiden; er nannte ſich Bürger Lefranc und ich hatte keinen Grund zum Argwohn."

„Geſtern Abend war er in Ihrem Hauſe — ich weiß es von Ihrem Vater."

„Er kam, um mir Lebewohl zu ſagen. Meine Aeltern waren nicht gegenwärtig, ſie machten einen Beſuch in Verſailles."

„Kennen Sie das Ziel ſeiner Reiſe?"

„So ſtanden wir nicht zueinander, daß ich danach hätte fragen dürfen."

„Noch iſt die Polizei ſeiner nicht habhaft geworden. . ."

„Ich glaube, ſie verhaftete mich geſtern ſtatt ſeiner."

„Aber er wird ihr nicht entgehen. Und wenn er gefangen, die Anklage gegen ihn erhoben iſt, wird man Sie als Zeugen aufrufen."

„Ich werde dem Richter die Wahrheit nicht verſchweigen."

„Es iſt nicht angenehm, vor dem Revolutionstribunal zu erſcheinen."

„Gewiß nicht, Bürger Robespierre, aber dem Geſetz müſſen wir gehorchen und unſere Pflicht thun!"

Robespierre rückte an ſeiner Brille. „Auch ein Schüler Rouſſeau's! Recht ſo! Seine Weis-

heit iſt die echte, ſie erzeugt republikaniſche Geſinnungen. Aus der Schule Rouſſeau's gehen Männer von antikem Gepräge hervor, aus der Voltaire's nur Spötter, Ariſtokraten, die Gott und das Volk läſtern. Es war eine Thorheit, daß man die Leiche dieſes Mannes nach dem Pantheon ſchaffte. Er hat niemals das arme Volk geliebt! Sie aber haben ſich in ſeinen Reihen für die Freiheit geſchlagen. Nicht vor dem Revolutionstribunal iſt Ihr Platz — ich kenne einen Ort, wo Sie dem Vaterland einen größern Dienſt leiſten werden als hier. Die Hauptſtadt verdirbt die jungen Leute, ſie gehen in Müßiggang und Schwelgereien unter."

„O", unterbrach ihn Marcel raſch, „ich wüßte auch eine Stelle, auf der ich lieber ſtände als auf dem Pflaſter von Paris: vor den Kanonen des Feindes!"

„Wackerer junger Mann!" Robespierre berührte mit ſeiner flachen Hand leicht Marcel's Schulter. „Welch ein ſchwerer Irrthum der Fürſten, an den Untergang einer Republik zu glauben, die ſolche Söhne hat!"

„Aber mein Vater macht ſeine Rechte geltend, er will mich nicht ziehen laſſen."

„Ihr Vater kann ſeine Meinung ändern —"

„Sie wiſſen?"

„Unſern tapfern Heeren fehlt es durch den Abfall und die Auswanderung des Adels an gebildeten Offizieren, nur nothdürftig ſind die Stellen beſetzt. Wenn Sie in das Heer eintreten wollten. . ."

„Und mein Vater iſt damit einverſtanden?"

„Er wünſcht ſogar Ihre Abweſenheit von Paris für einige Zeit, muß ſie wünſchen. Ich habe keine Stellen in der Armee zu vergeben, ich bin ein einfacher Bürger wie Sie, aber der Kriegsminiſter braucht einen zuverläſſigen und entſchloſſenen Mann, Depeſchen nach Flandern zu bringen. Wollen Sie dem Vaterland dieſen Dienſt leiſten, ſo ſchlage ich Sie ihm vor. Halten Sie ſich in einigen Tagen zur Abreiſe bereit. Sie werden ſo mit dem Kriegsleben, mit den Feldherren und Stabsoffizieren bekannt werden und die erſten Schritte auf dem Wege des Ruhms thun."

„Victoria! Aber ach, ich bin ein Gefangener!"

„Sie ſind frei, Bürger Marcel Lecomte!" ſagte Robespierre, die Stimme erhebend.

„Frei! Er iſt frei!" rief im Nebengemach Genoveva und riß ungeſtüm die Thür auf. Erröthend blieb ſie auf der Schwelle ſtehen.

„Genoveva! Du hier?"

„Marcel!"

Robespierre hatte ſich zum Fenſter gewandt — er hatte wieder ſein wohlwollendes Lächeln. Um einen Schritt näherte ſich ihm Genoveva: „Ich habe mein Verſprechen nicht gehalten und Ihre Unterredung unterbrochen; vergeben Sie mir, Bürger Robespierre! Als ich die Stimme meines Bruders hörte —"

„Da wallte Ihr Herz über. Keine Entſchuldigung, Bürgerin! Er iſt frei, halten Sie ihn nun feſt! Und Sie, junger Mann, Sie haben da einen Schatz, um den Sie jeder beneiden wird, der ein Auge für weibliche Anmuth und, was mehr gilt, ein fühlendes Herz für die Tugend beſitzt! Sprechen Sie am Montag in der Frühe bei mir vor! Guten Abend, Bürgerin! Leſen Sie fleißig Racine, lieben Sie ihn! Das Ohr wie die Seele erfüllt er mit Wohlklang. Wie ſehne ich die Zeit herbei, wo nach der Herſtellung der Republik die Künſte wieder blühen, wo wir alle am Herd unſers Hauſes, unter ſchattigen Bäumen, ein ruhiges und friedliches Leben führen werden! Dann blicken wir auf dieſe Tage des Schreckens wie auf einen Sturm, der überſtanden, ein Gewitter, das vorübergezogen iſt, zurück. Wenn alle Menſchen dächten wie wir, welch ein Paradies wäre dieſe Erde! Bürger Rouſſet, geleiten Sie Marcel Lecomte und das Fräulein an das Ausgangsthor! Leben Sie wohl, meine Freunde!"

Arm in Arm, wortlos ſchritten Marcel und Genoveva über den Hof; Rouſſet hatte einen verrätheriſchen Tropfen, etwas wie eine Thräne, im Auge. Stumm reichte er beiden am Ausgangsthor die Hand, ſtumm erwiderte Marcel ſeinen Druck, Genoveva aber rief: „Wir geben morgen einen großen Ball, da dürfen Sie nicht fehlen! Ich tanze den erſten Tanz mit Ihnen, Bürger Rouſſet!"

„Ich thue, was Sie wollen!" entgegnete der; „Alles für Sie und den Bürger Robespierre!"

Draußen, als die finſtern Mauern des Abteigefängniſſes hinter ihnen lagen, fand Marcel von ſo vielem, das plötzlich auf ihn eingeſtürmt, betäubt, erſt die Sprache wieder. „Du kamſt zu mir — du, liebſte, ſüße Genoveva!"

„Ja, wer ſollte denn zu dir eilen, wenn nicht ich?"

Sie ahnte nicht, daß ein anderes Bild als

das ihre Marcel in ſeinen Kerker begleitet, daß nicht ſie, ſondern die Geſtalt ihrer Freundin ihn in den Träumen der Nacht umſchwebt habe. Wenn er einem Weibe ſeine Befreiung verdanken ſollte, ſo konnte nach ſeiner Meinung nur die heldenmüthige Charlotte, nicht die ſchwache Genoveva ſolch Werk beginnen und vollenden. Gleichſam beſchämt, das Unrecht, das er ihr in Gedanken gethan, im ſtillen abbittend, ſtand er jetzt vor ihr. War ſie über Nacht größer geworden? Wie geblendet ſchaute er ſie an. Seine wunderbare Befreiung aus gefährlicher Lage, die ſichere Ausſicht, ſeinen Herzenswunſch, in das Heer zu treten, in kurzer Friſt erfüllt zu ſehen, erhöhten und beflügelten ſeine Stimmung, vereint wirkten ſie mit der Erſcheinung Genoveva's bezaubernd und berauſchend auf ihn. Ihr aber war der ſchönſte Traum ihrer Phantaſie zur herrlichen Wirklichkeit geworden: an ihrer Hand verließ er das Gefängniß und ſchritt aus dem Dunkel dem Licht entgegen. Mehr noch als ſeine Worte verſicherten der Druck ſeiner Hand, ſeine Blicke, vor denen ſie die ihrigen niederſchlagen mußte, ihr ſeinen Dank. Sie ſprachen es nicht aus, hatten aber beide die Empfindung, als ſei fortan eine Trennung zwiſchen ihnen unmöglich. Zärtliche Neigung und Dankbarkeit zogen Marcel gleich mächtig zu Genoveva; er erwiderte, er begriff vielleicht ihre Leidenſchaft nicht einmal in ihrem ganzen Reichthum von Liebe und Hingebung, in ihrem ganzen Feuer; aber es wäre der tiefſte und verzehrendſte Schmerz ſeines Lebens geweſen, wenn das Geſchick ſie plötzlich von ſeiner Seite geriſſen hätte. Nicht immer, doch bei den meiſten Männern ſchließen ſich leidenſchaftliche und zärtliche Liebe aus; was ſie mit heftiger Begier erſtreben, ſind ſie gleich heftig von ſich fortzuſtoßen geneigt, während ſie in einer gemäßigtern Empfindung, die mehr die Grundfärbung der Freundſchaft als der Liebe hat, dauernder und beſtändiger bleiben. Den Beglückteſten unter uns Sterblichen verſchmilzt das Ideal ſeiner Phantaſie mit den Forderungen ſeines Gemüths, die Anſprüche des Geiſtes und Herzens decken ſich in ihm, aber der Mehrzahl geſchieht es, daß Phantaſie und Herz weit auseinander verſchiedene Bahnen gehen. Marcel's Phantaſie war von Charlottens Erſcheinung, von ihrer Schönheit, dem Geheimnißvollen um ſie ergriffen und aufgeregt; wie hätte es auch anders geſchehen können? Er klagte ſich ſelbſt an, daß dieſe Schwärmerei ſeiner Liebe für Genoveva, der Treue, die er ihr gelobt, Eintrag thue, aber der Reiz des Neuen und Dämoniſchen beſiegte ſein Widerſtreben. Dabei wies er entrüſtet den Gedanken, der in ihm aufkeimen wollte, zurück: Genoveva aufzugeben; mit zu feſten und zu lieblichen Banden fühlte er ſich an ſie gefeſſelt. Wer in ſich ſelbſt das Walten der Phantaſie nicht empfindet und, bewußt oder unbewußt, mit einer gewiſſen überlegenen und kalten Klugheit alle Vorfälle des Lebens erwägt und berechnet, iſt nur zu leicht bereit, den erſten Stein auf ſo geartete Menſchen zu werfen. Genoveva dagegen war zu kindlich, zu unbefangen und vor allem zu glücklich, um in Marcel's Neigung einen Schatten zu erblicken, über ein „zu wenig" ſeiner Liebe zu klagen, weil ſie ſelbſt ausſchließlicher von ihrer Leidenſchaft beherrſcht wurde. Und in dieſen Minuten gab es für Marcel auch nur Ein Weib auf Erden: die zärtliche Geſtalt, die, an ſeinen Arm geſchmiegt, neben ihm leicht wie eine Fee ſchwebte; ein Schatten hatte ſich über Charlottens Bild gebreitet. War es nur verletzte Männereitelkeit, die Marcel das noch vor kurzem vergötterte Mädchen vergeſſen ließ? Oder verdunkelte die That, die ſie in dieſen Augenblicken vollbracht — eben ſchlug die Uhr einer nahe gelegenen Kirche das dritte Viertel der achten Stunde des Abends — in ſeinem vorahnenden Geiſte ihre Erſcheinung?

Aus der Ferne ſcholl ihnen Volkslärm — das Heranbrauſen einer Menge, eines Tumults entgegen. „Fort, fort!" drängte die ängſtliche Genoveva, und auch Marcel war nicht in der Stimmung, ſich in eine Volksbewegung zu ſtürzen; auch ihn trieb es in die Arme der Mutter, unter das ſchützende Dach des väterlichen Hauſes. Ein Lohnwagen kam ihnen da entgegengefahren mit brauſenden Pferden; der Kutſcher flüchtete vor der Menge. Marcel hielt ihn an, hob ſeine Gefährtin in den Wagen, ſprang nach — „Was iſt geſchehen?" fragte er noch. „Es iſt irgendwo einer ermordet worden", antwortete der Kutſcher, „aber ich habe den Namen nicht verſtanden." Und ſeine Pferde antreibend, jagte er in einer Nebenſtraße davon, gerade als die erſten aus der Menge den Platz vor der Abtei erreichten.

„Marat iſt todt! Marat, der Volksfreund!" ſcholl es im betäubenden Lärm aus ihrer Mitte.

Und dann, wirr und wild durcheinander, indem alle zugleich ſprechen wollten und ſich gegenſeitig überſchrien: „Die Ariſtokraten haben ihn ermordet!" „Sie haben ein Mädchen dazu gedungen, ſie hat ihn mit einem vergifteten Dolch

getödtet!" „Ein Mädchen? Bürger, laßt euch doch nicht ſolch ein Märchen aufbinden!" „Willſt du es beſſer wiſſen, ich habe ſie ſelbſt geſehen!" „Ihr habt ſie geſehen? Die Mörderin geſehen?" „Iſt ſie groß?" „Sie hat rothe Haare und ein häßliches, pockennarbiges Geſicht!" „Nein, nein, ſie iſt ſehr ſchön; wenn man ſie anblickt, glaubt man einen Engel vor ſich zu haben!" „Es iſt nicht wahr, Ihr lügt!" „Ich lüge" — „Ruhig, Bürger, ruhig! Wir werden ſie alle noch auf der Guillotine zu ſehen bekommen!" „Ja wohl, unter Vetter Samſon's Hand!" „Es iſt ſchändlich, daß ſo wenig Ariſtokraten geköpft werden!" „Dahin führt die Milde, ſie ermorden Marat!" „Bald wird das arme Volk gar keinen Freund mehr haben!" „Die Bäcker werden jeden Tag reicher, das Brot kleiner!" „Es iſt eine ſchändliche Wirthſchaft!" „Aber ſeid ihr denn ſolche Dummköpfe, daß ihr nicht einſeht, wir müſſen noch eine Revolution machen? Die Reichen dürfen nicht mehr haben als die Armen. Uns haben die Adelichen doch nichts gethan, ſie ließen uns manch Stück Geld verdienen!" „Ja, das iſt wahr! Früher ging viel mehr Geld in Paris drauf als jetzt!" „Freilich, unſere Feinde ſind die Bäcker und die Schlächter!" „Plündert, plündert!" „Revolution! Es lebe die Guillotine!"

Zum Glück für die Ruhe von Paris an dieſem Abend befand ſich weder eine Bäckerei noch der Laden eines Fleiſchers in der Nähe, gegen die ſich die Wuth der Menge hätte richten können. Da, als ſie noch unſchlüſſig und unthätig, ſich mit wildem Geſchrei und blutgierigen Reden untereinander reizend und anfeuernd, hin- und herbrauſte — dumpf rollend wie Meereswogen — bemerkte einer am Thor der Abtei einen Wagen und ein verruchter Gedanke entſprang in ſeinem Kopf. „Da iſt die Abtei!" rief er. „Denkt ihr noch an den erſten September? Vorwärts! Das Neſt ſteckt wieder voll Ariſtokraten! Brecht ein, ſteckt es an! Da ſteht ein Wagen, gewiß ſoll einer dieſer Schufte der gerechten Rache des Volks entzogen werden. Feuer her! Feuer!" Wie ein Blaſebalg die Flammen anfacht, ſo lohten bei dieſen Worten Männer und Weiber auf: „Ja, Fackeln her! Brechſtangen! Ein Todtenopfer für Marat!" „Wir wollen ſeine Leiche auf dem Scheiterhaufen der Abtei verbrennen!" „Wie viele ſitzen darin?" „Ein paar hundert!" „Mehr nicht? Das iſt ja nur ein Frühſtück!" „Zehntauſend Ariſtokraten wiegen den Einen Marat nicht auf!"

Die Wüthendſten waren eben im Begriff, das Thor aufzubrechen, andere wollten ſich des Wagens bemächtigen, als Maximilian Robespierre unter dem düſtern Gewölbbogen erſchien.

„Da iſt einer von den Ariſtokraten!" „Steinigt ihn!" „Peſt, wie vornehm und geſchniegelt ſieht der Kerl aus!" „Warum trägt er keine rothe Mütze?" ſchrien aus der Mitte des Haufens einige, die ihn nicht erkannten. Aber dieſer und jener grüßte — eine Secunde ſpäter lief es von Mund zu Mund: es iſt der Bürger Robespierre. Das Wuthgeſchrei verwandelte ſich in ein betäubendes Jubelrufen. „Was gibt's, Patrioten?" fragte er, nach ſeinem Wagen gehend. „Warum ſtört ihr die Ruhe der Stadt?" „Ach!" ſagte eine Frau, die ſich zu ihm gedrängt, „Sie wiſſen das Unglück noch nicht? Der Bürger Marat iſt vor einer Stunde ermordet worden."

„Marat todt!" Wie gebannt blieb er ſtehen. Sein Schweigen ließ auch die Menge verſtummen. Auf dem Platz, wo noch eben der Lärm des Aufſtandes getobt wie der Ausbruch eines Vulkans, herrſchte plötzlich die tiefſte Stille. Was ging in der Seele Robespierre's in dieſer Pauſe des Schreckens vor? Nach außen, auf ſein erdfahles Geſicht trat indeß ſichtbar für die andern keine Bewegung. Drei Namen hatten bisher die Luft von Paris mit ihrem Klange erſchüttert: Danton's, Marat's und der ſeinige. Jetzt war der eine dieſer drei aus dem Reich der Lebenden verſchollen, nichts als eine unfruchtbare Apotheoſe für ihn noch da. Fortan gab es nur noch Einen Kampf, zwiſchen ihm und Danton. Ein vorzeitiger Tod hat die letzten Abſichten Robespierre's mit undurchdringlichem Schleier bedeckt — aber wer hätte in ſeiner Stellung, bei ſeinem Einfluß auf das Volk von Paris und durch die Jakobiner auf alle patriotiſchen Geſellſchaften in Frankreich nicht ehrgeizige Hoffnungen nähren, nicht an gewaltigen Wünſchen ſich berauſchen ſollen? Er hatte Marat nie geliebt; ſeine nach Rouſſeau's Muſter zugeſchnittene Starrheit, ſeine nach Grundſätzen ſtreng geregelte Lebensweiſe, ſelbſt ſeine politiſche Anſchauung, die aus Principien, nicht wie bei Marat aus Leidenſchaft entſprang, hatten zwiſchen beiden Männern eine Schranke gezogen, ihre Verachtung, wenn ſie ſich auch hinter bewundernden Ausſprüchen verbarg, war bei ihnen gegenſeitig. Marat ſah in Robespierre einen Schwätzer und Gecken, Robespierre in dem Volksfreund einen wüſten Trunkenbold. Und doch hatte er ihn fürchten, ihn ſchonen müſſen... Jetzt war er von

dieſer Sorge befreit. Von Stolz und Freude ſchwoll ſein Herz.

„Bürger", ſo erhob er die Hand, „Patrioten! Ein trauriger, ein unerſetzlicher Verluſt hat uns betroffen, wenn eure Erzählung wahr iſt. Marat iſt todt. Das Verbrechen wird beſtraft werden, zweifelt nicht! Das Vaterland wird ſeinem Sohn ein Denkmal ſetzen! Aber gebt euch nicht dem Zorn, dem Schmerz hin! Ein Mann iſt aus unſerer Mitte geſchieden, doch das Werk der Revolution iſt unerſchüttert! Muth, ihr Patrioten! Muth! Wir müſſen allen Königen Europas zeigen, daß wir den Tod unſerer großen Männer mit Faſſung ertragen, aber nicht durch Unglück oder Schrecken zu entmuthigen ſind! Bürger, es lebe die Republik!"

„Die Republik!" hallte es nun hundertſtimmig wider. „Das Volk hat doch noch Freunde! Maximilian Robespierre ſoll leben!" „Spannt ihm die Pferde aus!" „Führt ihn im Triumph nach ſeinem Hauſe!" „Beweiſt den Ariſtokraten, daß ſie trotz ihrer Mörder noch nicht die Herren ſind!" „Spannt ihm die Pferde aus!"

Geſagt, gethan! Die Eifrigſten hatten die Zügel der Roſſe ergriffen, der Kutſcher war herabgeſtiegen, um ihnen zu helfen...

„Bürger", ſagte Robespierre, „iſt das die Handlungsweiſe freier Männer? Erniedrigt euch doch nicht ſelbſt zu Sklaven! Ich bin kein Dictator, ich bin nicht Sulla, ich bin nicht Cäſar, ich will es nicht ſein! Schämt ihr euch nicht, euch in das Joch zu ſpannen? Wenn ihr dieſe Riemen tragt, ſeid ihr der Anſtrengung nicht werth, die ich gemacht, das Joch der Könige zu zerbrechen! Laßt mich meines Weges gehen, kehrt ſelbſt in eure Häuſer zurück! Laßt mich — es lebe die Freiheit und die Gleichheit!"

Und ſchweigſam, den Hut in der Hand, ſchritt er durch die Reihen der begeiſtert ihm zujauchzenden Menge — in der Dämmerung glich er ſo einem dämoniſchen Schatten.

Die Hydra der Revolution glaubte Charlotte Corday in Marat getödtet zu haben: es war ein ſchrecklicher, tragiſcher Irrthum; ſie hatte die Hand verwundet, nicht das Herz. „Wenn wir", hat Barbaroux ſpäter geſagt, „das Meſſer dieſes Mädchens hätten leiten können, wahrlich, auf Marat hätten wir es nicht gelenkt!"

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Ueber die Macht der Phantaſie.

Ein Beitrag zur Pſychologie. Von Karl Silberſchlag.

Wir unterliegen oft unwillkürlich und unbewußt den Einwirkungen unſerer Phantaſie weit mehr, als man annimmt.

Wir wollen einige Fälle einer auf den erſten Blick auffallenden Wirkung der Phantaſie näher betrachten.

Es gibt eine Augenkrankheit, bei welcher das Weiße im Auge blutroth ausſieht. Eine bekannte Erfahrung iſt nun, daß, wenn man eine Perſon, die an dieſer Augenkrankheit leidet, längere Zeit anſieht, man leicht dieſelbe Augenkrankheit bekommt. Offenbar erfolgt nun aber in dieſem Falle die Anſteckung lediglich durch die Einwirkung der Phantaſie, indem der Anblick der rothen entzündeten Augen auf die Phantaſie des Beſchauenden und dieſe unwillkürlich auf deſſen Blut und Nerven wirkt.

Wer wüßte nicht, wie groß überhaupt bei Verbreitung von Krankheiten durch Anſteckung die Wirkung der Phantaſie iſt! Wie oft die Furcht, angeſteckt zu ſein, den Ausbruch der Krankheit beſchleunigt oder gar veranlaßt!

Folgendes Beiſpiel von der unwillkürlichen Einwirkung der Einbildungskraft auf die Nerven können wir verbürgen:

Vor mehr als zwanzig Jahren verbreitete ſich plötzlich unter den Schülern eines Gymnaſiums zu Magdeburg die ſeltſame Meinung, der Umlauf des Blutes im menſchlichen Körper ſtehe im Zuſammenhang mit den Tageszeiten. Man könne dies auf folgende einfache Art erproben: Wenn man einen Ring an einem Faden befeſtige und dieſen Faden in der Gegend des Pulſes um den Arm binde, dann aber den Arm feſt ausgeſtreckt halte, ſo fange nach einiger Zeit der Ring an zu ſchwingen, ſodaß die Zahl der Schwingungen der jedesmaligen Stunde des Tags oder der Nacht entſpreche, daß alſo der Ring um 1 Uhr nachts einmal, um 11 Uhr elfmal ſchwinge.

Viele Schüler wollten dies ſelbſt erprobt haben, andere beſtritten es als unmöglich. Der Profeſſor P., an welchen ſich die ganze Klaſſe wendete, erklärte nun zunächſt, daß die willkürliche Eintheilung des Tags in zweimal zwölf Stunden offenbar auf die Zahl der Schwingungen gar keinen Einfluß haben könne. Er unterſuchte hiernächſt ſelbſt die Sache und fand, daß allerdings der Ring, offenbar infolge der Bewegung des Pulſes, ſchwinge, daß aber die

Zahl der Schwingungen genau derjenigen Zahl entſpreche, an welche der, an deſſen Arm der Ring hängt, gerade denke, daß der Ring alſo, wenn dieſer Perſon gerade die Zahl 2 oder 3 vorſchwebt, auch zwei- oder dreimal ſchwinge.

Dieſe Erfahrung mit ſchwingenden Ringen läßt ſich ſehr leicht machen und iſt auch ſchon ſehr oft gemacht. Intereſſant iſt unter andern die Mittheilung über ein ſolches Experiment, welche der Profeſſor Steffens in ſeiner Lebensbeſchreibung macht und welche mit größter Evidenz erweiſt, daß Zahl und Richtung der Schwingungen des Rings lediglich abhängen von der unwillkürlichen Thätigkeit desjenigen, an deſſen Arm der Ring aufgehängt iſt. Die unwillkürlichen Wirkungen der Phantaſie auf den menſchlichen Körper ſind es nun auch, welche weſentlich zur Erklärung der bei dem bekannten Tiſchrücken vorkommenden Erſcheinungen beitragen.

Betrachten wir einmal das Tiſchrücken näher. Der Fürſt Pückler-Muskau theilte in der Beſchreibung ſeiner Reiſe in den Orient Folgendes mit: Zur Zeit ſeines Aufenthalts im Orient zu Ende der dreißiger Jahre unſers Jahrhunderts hätten ſich in Smyrna zwei junge Griechenmädchen aufgehalten, welche die eigenthümliche Eigenſchaft gehabt hätten, Tiſche und Stühle durch bloßes Auflegen ihrer Hände in Bewegung ſetzen zu können. Er beſchreibt das große Aufſehen, welches dieſe Erſcheinung gemacht habe, bei der an eine Täuſchung nicht zu denken geweſen ſei.

Bei beiden jungen Mädchen ſcheint übrigens dieſe eigenthümliche Gabe mit einer krankhaften Nervenſtimmung zuſammengehangen und ſich nach Verlauf einiger Jahre verloren zu haben. Die Mittheilung des Fürſten Pückler-Muskau war, ſo viel wir wiſſen, die erſte Erwähnung des Tiſchrückens in neuerer Zeit. Dieſe Mittheilung blieb jahrelang ziemlich unbeachtet.

Das größere Publikum ward in Deutſchland ſowol als im übrigen Europa erſt im Jahre 1853 auf das Tiſchrücken aufmerkſam infolge von Berichten, die aus Amerika kamen. Die Experimente des Tiſchrückens, welchen ſich bald Experimente mit Hut- und Schüſſelrücken anſchloſſen, verbreiteten ſich mit Windeseile über die ganze civiliſirte Welt und erregten überall das lebhafteſte Intereſſe. Es fehlte nicht an den ſeltſamſten Erklärungen der auffallenden Erſcheinung. Der mannichfaltigſte Aberglaube miſchte ſich in die ganze Sache. Nach einigen Monaten fing indeſſen das größere Publikum an, das Tiſchrücken langweilig zu finden und hat gegenwärtig es ſo ziemlich wieder vergeſſen. Es bedarf keiner Auseinanderſetzung, in welcher Art das Tiſchrücken äußerlich vor ſich geht. Daß Elektricität und Magnetismus mit dem ganzen Vorgange gar nichts zu thun haben, iſt anerkannt. Ebenſo wenig kann man die ganze Erſcheinung dadurch erklären, daß man annimmt, ſo oft der Tiſch ſich bewegt habe, habe jedesmal einer der Theilnehmer ſeines Spaßes halber, um die übrigen Theilnehmer zu foppen, abſichtlich einen mechaniſchen Druck angewandt.

Aber wie iſt es mit dem unabſichtlichen mechaniſchen Druck? Dieſer kann allerdings häufig zum Tiſchrücken mitgewirkt haben, allein auch er reicht nicht aus, um daſſelbe vollſtändig zu erklären; denn durch glaubwürdige Mittheilungen halten wir es für erwieſen, daß häufig, namentlich nachdem erſt die Bewegung durch unwillkürlichen mechaniſchen Druck begonnen hat, ſich die Tiſchplatte oder Schüſſel, auch wenn die Finger blos darübergehalten wurden, noch bewegt hat.

Es dünkt uns daher, daß eine eigenthümliche, im normalen Leben des Menſchen gar nicht zur Erſcheinung kommende Kraft des Menſchen im Spiele iſt; dieſe Kraft ſcheint aber nur bei einer außerordentlichen Aufregung der Nerven ſich zu bethätigen.

Für letztere Annahme ſprechen folgende Umſtände:

Vielfach haben die geſündeſten und kräftigſten Perſonen, nachdem ſie ſich mit Tiſchrücken beſchäftigt hatten, erklärt, daß ſie ſich infolge des Tiſchrückens im höchſten Grade angegriffen und nervös aufgeregt befunden haben. In einigen Fällen ſind infolge der durch das Tiſchrücken veranlaßten nervöſen Aufregung ſchwere Erkrankungen, ja Todesfälle eingetreten.

In N. ward wiederholt beobachtet, daß, ſobald ein gewiſſes junges Mädchen, welches zu jener Zeit funfzehn bis ſechzehn Jahre alt ſein mochte, am Tiſchrücken theilnahm, faſt ſofort der Tiſch ſich bewegte, wobei an einen mechaniſchen Druck durch das Mädchen ſchon aus dem Grunde nicht zu denken war, weil daſſelbe nicht die dazu erforderliche Kraft hatte. Die Folge der durch das Tiſchrücken veranlaßten nervöſen Aufregung dieſes jungen Mädchens war aber eine bald eintretende ſchwere Krankheit deſſelben.

Eben dieſer Umſtand ſollte nun dahin führen, das Tiſchrücken nicht, wie eine Zeit lang geſchehen

iſt, als einen harmloſen Zeitvertreib zu betrachten. Man hat gewiß alle Urſache, recht zufrieden damit zu ſein, daß es jetzt aus der Mode gekommen iſt.

Wir wollen nun noch eine eigenthümliche Erſcheinung betrachten, die bei Gelegenheit des Tiſchrückens zur Sprache gekommen iſt und die hauptſächlich dazu beigetragen hat, das Tiſchrücken in Verruf zu bringen.

Man hatte nämlich ſehr bald bemerkt, daß wenn der Tiſch einmal in Bewegung gebracht war, ſeine Bewegungen dem Willen der um ihn her ſtehenden Perſonen folgten, daß er demgemäß ſich bald nach rechts, bald nach links hin bewegte, ſich hob und ſenkte, aufſtieß u. ſ. w.

Man fing nun an, den Tiſch auf Commando aufſtoßen zu laſſen, dann aber auch ihm Fragen vorzulegen, z. B. die Frage: Wie viel Perſonen ſind jetzt hier in der Stube? und dieſe Fragen durch das ein- oder mehrmalige Aufſtoßen des Tiſches beantworten zu laſſen.

Wie ſind nun dieſe Antworten des Tiſches zu erklären? Kaum wird man es glauben, daß ſich in unſerm Jahrhundert Männer gefunden haben, die von einer Art Belebung des Tiſches, von einem im Tiſche wohnenden Geiſte und ähnlichem Unſinn geſprochen haben. Die richtige Erklärung ſcheint uns ziemlich nahe zu liegen. Die Bewegung des Tiſches geht aus von der Muskel- und Nerventhätigkeit der um ihn herumſtehenden Perſonen. Dieſe folgt aber unwillkürlich der Richtung des Willens und der Phantaſie dieſer Perſonen.

Wenn z. B. die Perſonen, welche die Kette um den Tiſch bilden, dem Tiſche ſagen, er ſolle zwölfmal aufſtoßen, und er thut dies, ſo iſt es eben der Wille dieſer Perſonen, welcher unbewußt auf ihre Nerven- und Muskelthätigkeit und durch dieſe auf den Tiſch wirkt, ſodaß eben das Aufſtoßen des letztern erfolgt.

Was aber die ſogenannten Antworten des Tiſches auf die an ihn gerichteten Fragen betrifft, ſo erfolgen dieſe Antworten eben entſprechend den Ideen der die Kette um den Tiſch bildenden Perſonen, indem deren Ideen unwillkürlich auf ihre Nerventhätigkeit und durch dieſe auf die Bewegung des Tiſches wirken.

Ein von einem der Theilnehmer uns mitgetheilter, übrigens auch bereits vor Jahren in den Zeitungen erwähnter Fall iſt folgender:

Während der Belagerung von Sewaſtopol ward von einer Geſellſchaft in Berlin ein in Bewegung gebrachter Tiſch gefragt: „Werden die Alliirten (d. h. Franzoſen und Engländer) über die Ruſſen ſiegen?“ „Ja!“ „Wo?“ „In der Oſtſee.“ „Werden ſie Sewaſtopol nehmen?“ „Nein.“ „Wo wird Frieden geſchloſſen werden?“ „In Löwenheim.“ „Wie heißt Löwenheim noch?“ „London.“ „Wann wird Frieden geſchloſſen werden?“ „1857.“

Offenbar hat hier die Phantaſie der Fragenden unwillkürlich die Antwort dictirt, und dieſe iſt denn auch — wie es beim Prophezeien zuzukünftiger Dinge nicht zu verwundern iſt — bei allen Fragen falſch ausgefallen. Merkwürdig iſt nun aber, daß in einzelnen Fällen behauptet wird, die Antworten des Tiſches hätten in auffallender Weiſe ſich wahr gezeigt. So z. B. wurde, wie uns mitgetheilt iſt, ein Tiſch gefragt: „Wie viel Bilder hängen in dieſer Stube?“ Die Antwort ſoll richtig geweſen ſein, obgleich in der Stube ziemlich viel Bilder hingen und angeblich niemand unter den Anweſenden aus dem Stegreif die richtige Zahl hätte angeben können. In einem andern Fall ſoll auf die Frage: wie viel Kerne ſich in einem beſtimmten Apfel befinden, eine richtige Antwort gegeben worden ſein. Wie ſoll man ſich nun derartige Erſcheinungen erklären? Daß auch in dieſen Fällen die den Tiſch fragenden Perſonen ſelbſt infolge der unwillkürlichen Einwirkung ihrer Phantaſie auf ihre Nerventhätigkeit und durch dieſe auf den Tiſch die Antwort gegeben haben, iſt wol klar, aber wie kommt es, daß die Antwort ſo auffallend mit der wirklichen Sachlage übereinſtimmt? Möglich iſt es, daß in allen derartigen Fällen der Zufall ſein Spiel getrieben hat, allein es dünkt uns wahrſcheinlicher, anzunehmen, daß in manchen Fällen bei der einen oder andern der theilnehmenden Perſonen gerade infolge der durch das Tiſchrücken veranlaßten außerordentlichen Aufregung des Nervenſyſtems der Zuſtand des Hellſehens eingetreten ſei und daß infolge deſſen die Antworten wahrheitsgemäß ausgefallen ſeien.

Iſt dieſe Annahme richtig, ſo würde darin ein neuer Grund liegen, mit dem Tiſchrücken nicht, wie früher ſo oft geſchehen iſt, aus bloßer Neugierde zu experimentiren; denn der Zuſtand des Hellſehens iſt ein anormaler, den man nicht zum bloßen Zeitvertreib hervorrufen ſollte.

Kein Zweig der Naturwiſſenſchaften iſt ſeit der Zeit des Alterthums ſo wenig vorgeſchritten als die Kenntniß des menſchlichen Geiſtes, eine Kenntniß, welche doch gewiß daſſelbe, wenn nicht

ein höheres Intereſſe beanſpruchen darf als die der todten Natur. Aber gerade unſere Kenntniß des menſchlichen Geiſtes kann nicht erweitert werden durch urtheilsloſes Experimentiren, noch weniger durch phantaſtiſche Theorien, die auf das eine oder andere Experiment geſtützt ſind, ſondern hier wol noch mehr als in andern Zweigen der Wiſſenſchaft darf man nur von einer ruhigen, vorurtheilsloſen und nüchternen Beobachtung und Prüfung eine Erweiterung unſerer Kenntniſſe erwarten.

Als den gefährlichſten Feind des Fortſchritts der Wiſſenſchaft auf dem noch ſo dunkeln Gebiet der Ahnungen, des Somnambulismus und Tiſchrückens hat ſich bisher nicht der hartnäckige Unglauben und die zu weit getriebene Zweifelſucht, ſondern übertriebene Leichtgläubigkeit und Aberglauben erwieſen.

Georg Stephenſon.

III.

Unter Stephenſon's Arbeiten iſt die Anlage der Eiſenbahn von Liverpool nach Mancheſter wenn nicht die ſchwierigſte, doch für ihn ſelbſt die bedeutſamſte.

Schon das Ausmeſſen und Abſtecken der Bahn ſtieß auf große Schwierigkeiten, denn die Grundbeſitzer, durch deren Gebiet der Schienenweg geführt werden ſollte, ſtanden in heftiger Oppoſition. Lord Derby's Pächter und Knechte und Lord Sefton's Forſtwärter, Wildhüter und Feldwächter machten mehr als Einen Verſuch, die Vermeſſung mit Gewalt zu verhindern, und der Inſpector des Herzogs von Bridgewater ſchwur, Stephenſon in einen Teich werfen zu laſſen, wenn er ſeine Arbeit nicht aufgebe. Man mußte die Vermeſſung verſtohlen in den Mittagsſtunden vornehmen, wenn die Leute bei Tiſche ſaßen. Indeſſen kam die Sache doch zu Stande und Stephenſon wurde vom Directorium der Eiſenbahn-Compagnie als Ober-Ingenieur mit 1000 Pf. St. jährlichem Gehalt angeſtellt. Daß hier der rechte Mann am rechten Platze ſtand, ſollte ſich bald zeigen. Stephenſon nahm ſogleich eine Strecke in Angriff, von der bedeutende Ingenieure jener Zeit erklärt hatten, „daß ein Mann mit geſundem Verſtande nicht daran denken würde, hier einen Schienenweg anzulegen". Für Stephenſon indeſſen hatte das Wort „unmöglich" keine Bedeutung. Der ausgedehnte Moorbruch, der das Hinderniß bildete, mußte ſich ausfüllen laſſen. Wochenlang aber ſchüttete man Wagenladung auf Wagenladung feſter Materialien in den Moraſt, ohne daß ſich der mindeſte Erfolg zeigte. Man fing an, den Sumpf für unergründlich zu halten — die Directoren wurden ängſtlich, aber Stephenſon hatte ihnen nur zwei Worte zu erwidern: „Geduld haben und Beharrlichkeit." Andere Wochen vergingen; der Sumpf verſchlang, was man hineinſchüttete, ohne daß man die Spur einer feſtern Bodengeſtaltung wahrnahm. Das Directorium hielt jetzt an Ort und Stelle eine Zuſammenkunft, um zu berathen, ob man die Arbeiten aufgeben oder fortſetzen ſollte. „Man hätte einen ungeheuern Umweg machen müſſen", ſagte Stephenſon ſpäter; „die Geſellſchaft hätte großen Schaden davon gehabt, wenn ſie die projectirte Linie gegen eine andere vertauſchte, und dies zwang die Directoren gewiſſermaßen, an einem Plane feſtzuhalten, deſſen Ausführbarkeit ich ſelbſt keinen Moment bezweifelte. War ich ſchon vorher zur Ausdauer entſchloſſen, ſo griff ich nun die Arbeiten mit noch größerer Energie an, und zum nicht geringen Erſtaunen der Zweifler ging ſechs Monate ſpäter die erſte Locomotive über die für ſo unſicher gehaltene Stelle."

Zahlloſe Eiſenbahnprojecte tauchten von jetzt ab in England auf und bei allen wurde Stephenſon's Rath oder Thätigkeit in Anſpruch genommen. Er eilte von einem Ende des Landes zum andern — ſtets begleitet von einem Privatſecretär; denn ſo fließend und anhaltend er zu dictiren vermochte, ſo ungern führte er ſelbſt die Feder. Er dictirte an manchen Tagen 30—40 Briefe, von denen viele angeſtrengtes Nachdenken und ſchwierige Berechnungen erforderten. Oft ſchlief er nachts nur ein wenig in ſeinem Wagen und fühlte ſich bei Anbruch des Tags vollkommen friſch und zur Arbeit aufgelegt, wenn ſeine Aſſiſtenten und Secretäre vor Müdigkeit faſt umſanken. Im Jahre 1836 eröffnete Stephenſon ein Geſchäftsbureau in London und dieſes bildete mehrere Jahre hindurch den Ausgangspunkt jedes bedeutenden Eiſenbahnunternehmens.

Im Jahre 1840 zog ſich Georg Stephenſon von der praktiſchen Thätigkeit zurück. Er war jetzt ein reicher Mann, Beſitzer mehrerer Kohlengruben und ſehnte ſich nach dem ruhigen Genuſſe der Natur, den er auf ſeinem reizend gelegenen, beinahe fürſtlichen Landſitze Tapton zu finden hoffte. Aber vollkommene Ruhe gönnte ihm weder die Welt noch ſein eigener raſtloſer Geiſt. Er arbeitete ununterbrochen an der Vervollkommnung

ſeiner Schöpfungen, erfand mehrere neue Maſchinen und wurde nicht nur bei allen großen Eiſenbahnunternehmungen Englands, ſondern auch des Auslandes zu Rathe gezogen. Bei dem König Leopold, der ihn mehrere male nach Belgien berief und ihm ſchon im Jahre 1835 als Anerkennung ſeiner Verdienſte den Leopoldorden verlieh, hatte er mehrere Privataudienzen. Der ſchlichte Mann ſtand dem König, der ihn um die geologiſchen Verhältniſſe des Landes befragte, in ſeiner einfachen, beſcheidenen, dennoch ſelbſtbewußten und ungenirten Weiſe Rede. Bei der Beſchreibung der Kohlenlager brauchte er mehrfach ſeinen Hut, um die Sache anſchaulich zu machen. „Bei alledem", ſagte er im Hinausgehen lachend zu einem Freunde, „bei alledem fürchtete ich immer, daß der König in den alten Hut hineinſehen möchte — er hätte doch wol einen Schrecken bekommen."

In Tapton widmete ſich Stephenſon der Pflege ſeiner Gärten und Ländereien mit aller Liebe, welche er ſtets für derartige Beſchäftigungen gehegt hatte und bis an ſein Lebensende hegte. Er baute Melonen- und Ananashäuſer, legte umfängliche Weinpflanzungen an und ſetzte ſeinen Stolz darein, die exotiſche Pflanzenzucht ſeiner Nachbarn zu überflügeln. Seine Trauben trugen bei einer großen engliſchen Fruchtausſtellung den erſten Preis davon. Mit andern zu wetteifern, war das wahre Leben des merkwürdigen Mannes, und nur dann gab er ſich zufrieden, wenn er es allen Concurrenten vorausthat. Sein größtes Vergnügen fand er aber in der mündlichen Unterhaltung. Er liebte es, Anekdoten aus ſeinem frühern an Arbeit und Entbehrungen ſo reichen Leben zu erzählen, und verſchmähte es ſelbſt nicht, ſeinen Gäſten dann und wann ein altes Schäfergedicht: „Damon und Phyllis", zu recitiren oder ihnen ein munteres Volkslied vorzuſingen.

Seine frühern Kameraden und Freunde vergaß er dabei durchaus nicht. Er lud ſie oft in ſein Haus ein und verkehrte mit ihnen wie mit ſeinesgleichen. Der Hochmuth des Parvenu war dieſer überaus tüchtigen Natur vollkommen fremd. Er zeigte ſich barmherzig gegen jeden Bedürftigen und gab, ohne den Empfänger zu beleidigen oder in ſeinem Selbſtgefühl zu verletzen. Gegen junge Leute, die zu ihm kamen, um ſich ſeinen Rath oder ſeine Unterſtützung für ihre Laufbahn zu erbitten, zeigte ſich Stephenſon, ſobald er ernſten Willen, Talent und Verſtand entdeckte, ſtets freundlich und auf ihre Intereſſen eingehend. Dünkel und kleinliche Eitelkeit waren ihm verhaßt. Eines Tags kam ein junger Mann, welcher Techniker werden wollte, zu ihm. Er trug einen Stock mit ſchönem goldenen Knopfe in der Hand. „Legen Sie dieſen Stock weg", ſagte Stephenſon, „dann will ich mit Ihnen reden!" Zu einem andern ſehr herausgeputzten jungen Manne ſagte er: „Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, aber ich muß Ihnen gerade herausſagen, daß es mir leid thut, einen hübſchen, jungen Menſchen, wie Sie ſind, durch eine ſo elegante Weſte und alle dieſe Ketten, Nadeln und Ringe entſtellt zu ſehen. Wenn ich mich in Ihrem Alter mit ſolchen Dingen behangen hätte, ich wäre nicht geworden, was ich bin."

In den letzten Jahren ſeines Lebens bethätigte Stephenſon eine rege Theilnahme für die Erziehung der ärmern Volksklaſſen. Er beſchäftigte in ſeinen Gruben zu Tapton und Clay-Croß mehrere tauſend Arbeiter und gründete für die Kinder derſelben eine Art Muſterſchule, deren Erfolg den Arbeitern ſowol wie dem Arbeitgeber zugute kamen.

Sir Robert Peel lud Stephenſon ſehr oft ein, ihn in Drayton zu beſuchen. Stephenſon ſchlug anfänglich dieſe Einladungen aus, weil er eine gewiſſe Scheu hatte, ſich unter „ſo feine Geſellſchaft" zu miſchen; bald aber überwand er dies Gefühl und bewegte ſich vollkommen frei und unbefangen in dieſen Kreiſen. Bei einem dieſer Beſuche in Drayton entſpann ſich eine lebhafte Discuſſion zwiſchen ihm und einem berühmten Geologen, Dr. Buckland, über die Bildung der Kohlenlager. Buckland, dem die Gabe des Worts mehr zu Gebote ſtand als ſeinem Gegner, behielt das letzte Wort, obgleich er Stephenſon nicht überzeugt hatte. „Was ſagen Sie nun?" fragte Sir Robert lachend. „Ich habe nichts zu ſagen", entgegnete Stephenſon, „als daß von allen Kräften über und unter der Erde ein gutes Mundwerk die mächtigſte iſt!"

Ein andermal ſprach Stephenſon eine höchſt originelle Idee in der Unterhaltung mit Dr. Buckland aus. „Ich habe eine Frage für Sie, Buckland!" begann er. „Können Sie mir vielleicht ſagen, welche Kraft jenen Eiſenbahnzug in Bewegung ſetzt?" „Nun, ich denke, eine Ihrer Maſchinen!" entgegnete Buckland. „Was ſetzt aber die Maſchine in Bewegung?" „Höchſt wahrſcheinlich ein rußiger Locomotivenführer aus Newcaſtel." „Was würden Sie denken, wenn

ich ſagte, daß es das Sonnenlicht iſt?" „Wie wäre das möglich?" „Und doch iſt's nichts als das!" entgegnete Stephenſon. „Es iſt Sonnenlicht, das ſeit Jahrtauſenden in der Erde lag — Sonnenlicht, das die Pflanzen und Bäume, die jetzt in Kohlen verwandelt vor uns liegen, einſaugten, als ſie auf der Erde wuchſen, das dann mit ihnen begraben wurde. Dies latente Sonnenlicht, befreit und in Thätigkeit gebracht, iſt es, was die Locomotive treibt und den Menſchen zu ſo großen Zwecken dient."

Sir Robert Peel machte Stephenſon wiederholt das Anerbieten, ihn in den Ritterſtand zu erheben, ohne daß dieſe Ehre angenommen wurde. Stephenſon war nicht der Mann, der in geborgtem Schmuck zu glänzen liebte. Als man ihn einmal bei Gelegenheit der Widmung eines Buches fragte, welche ſeine Titel wären, damit man dieſe dem Namen beifügen könne, gab er zur Antwort: „Ich habe keine Titel und ich denke, es wird genügen, wenn man hinſetzt: «Georg Stephenſon.» Ich bin zwar Ritter des belgiſchen Leopoldordens, aber ich wünſche davon keinen Gebrauch zu machen. Auch in meinem eigenen Vaterland hat man mir mehrere male die Ehre einer Standeserhöhung angetragen; ich mußte indeſſen dafür danken, denn ich habe einen Widerwillen dagegen, meinem guten Namen einen leeren Titel beizufügen."

Georg Stephenſon ſtarb am 12. Auguſt 1848 im ſiebenundſechzigſten Jahre ſeines Alters. Ein heftiger Bluterguß aus den Lungen machte ſeinem Leben ein plötzliches Ende. Tauſende von Arbeitern folgten ſeinem Sarge. Er wurde in der Dreifaltigkeitskirche zu Cheſterfield beigeſetzt und eine einfache Steinplatte bezeichnet ſeine Ruheſtätte. In der St.-Georgshalle zu Liverpool hat man dem „Vater der Eiſenbahn" ein Denkmal geſetzt.

Dies iſt in flüchtigen Zügen das an Reſultaten ſo reiche Leben Georg Stephenſon's. Er hatte eine Aufgabe in der Welt zu erfüllen und er erfüllte ſie männlich und kraftvoll. Das Werk, das er gethan, iſt groß — der Mann, der es that, war größer. Unter der ſtrengen Zucht der Armuth entwickelte ſich früh in ihm das Vertrauen auf eigene Kraft und ein energiſcher Wille. Durch geduldigen, unermüdlichen Fleiß ſtieg er von Stufe zu Stufe aufwärts und lieferte durch ein Leben voll Mühe und Arbeit den Beweis, daß Beharrlichkeit eine gewaltige Macht iſt. Durch Wort und That ſuchte er auch ſpäterhin bei jeder Gelegenheit dieſen ſeinen Wahlſpruch zu vertreten. Noch kurz vor ſeinem Tode ſprach er in einer Verſammlung von Maſchinenarbeitern aus, daß ihm alles, was er erreicht, nur durch Ausdauer möglich geworden. Seinem Geiſte, ſeinem Verſtande und ſeinem angeborenen Talent für Mechanik ſchrieb er nur einen ſehr geringen Antheil an ſeinen Erfolgen zu; die Hauptſache hatte er, wie er meinte, ſeiner Ausdauer zu verdanken. Von beſonderer Begabung wollte er nichts wiſſen. Jedermann, ſagte er, könne thun, was er gethan, wenn er mit Liebe zur Sache und feſtem Willen ein Ziel verfolge. Er nannte ſich ſelbſt einen „einfachen Arbeiter", nachdem ſein Name längſt ein weltberühmter geworden. Es war eben jene männliche Beſcheidenheit, jene anſpruchsloſe, unbewußte Größe in ihm, die den wahren Genius kennzeichnet. Die Veränderung ſeiner äußern Verhältniſſe konnte dieſe Beſcheidenheit nicht zerſtören und öffentliche Auszeichnungen, die ihm zutheil wurden, ſchätzte er nicht höher, als ſie geſchätzt zu werden verdienen. Er war als Menſch ebenſo bedeutend wie als Techniker — ſein Herz ebenſo geſund wie ſein Kopf; er war ebenſo ſehr geliebt wie bewundert.

Georg Stephenſon war einer der beſten Männer Englands; offen, furchtlos, aufopferungsfähig, groß an Ideen und energiſch im Handeln. Er hat einen geſegneten Namen hinterlaſſen und ſeine Werke ſind ſein beſtes Denkmal. A. S.

War Amerika den Alten bekannt?

Eine Reiſe von Bremen nach Neuyork oder Philadelphia iſt gegenwärtig für denjenigen, der Geld genug hat, es ſich bequem machen zu können, eine Vergnügungsfahrt. Welche Schwierigkeiten, Mühen und Gefahren hatten dagegen die Entdecker zu beſtehen! Jeder Knabe kennt die Enttäuſchungen wie die Gefahren, welche Columbus ertrug, ehe er ſein Ziel erreichte. Weniger bekannt ſind die Fahrten, die viele Jahrhunderte vor ihm von Europa aus nach Amerika gemacht worden ſind, und doch bieten gerade dieſe, ſo dürftig auch die uns darüber erhaltenen Nachrichten ſind, kein geringeres Intereſſe. Es thut dem Ruhm des großen Genueſen keinen Abbruch, wenn es feſtgeſtellt werden kann, wie es denn geſchehen, daß er nicht der erſte Europäer geweſen iſt, der den Boden der Neuen Welt betrat; denn er bleibt immer der Wiederentdecker eines Welttheils, von dem jede gewiſſe Kunde zu ſeiner Zeit verſchollen war.

Wahrſcheinlich hörte Columbus in England eine dunkle Sage von Entdeckungen gegen Weſten hin, die von Norwegen ausgegangen waren. Ganz war dieſe Sage im Norden nie verklungen. Island, das zwar zu Europa gerechnet wird, geographiſch aber zu Amerika gehört, wurde, ſoweit uns bekannt, zuerſt von Irland aus beſucht zu Anfang des 6. Jahrhunderts. Bevölkert wurde die Inſel durch Norweger, welche, misvergnügt über Harald Schönhaar's despotiſche Macht, gegen den Ausgang des 9. Jahrhunderts ihr Vaterland verließen. Von hier aus kam Erich der Rothe 986 zu einem Lande, welches er das Grüne Land (Grönland) nannte und in dem bald anſehnliche Colonien entſtanden. Die Entdeckungsreiſen wurden in den folgenden Jahren unausgeſetzt nach Süden hin ausgedehnt, und man kann mit einiger Sicherheit die von den Norwegern beſuchten Länder noch heute wiedererkennen. So iſt der Höllenſchlund, das Ginnunga-gap der nordiſchen Mythologie, wahrſcheinlich am Eingange der Davisſtraße und Baffinsbai zu ſuchen; Groß-Helluland die Küſte von Cap Welſingham ſüdwärts bis gegen Neufundland; Klein-Helluland das jetzige Neufundland; Markland iſt Niedercanada, Neubraunſchweig und Neuſchottland, das berühmte Vinland (Weinland) iſt faſt gewiß das Land ſüdlich bis an die Cheſapeakbai; noch jetzt wächſt in Rhode-Island der wilde Wein in Ueberfluß. Endlich ſtößt man auf ein Land, das von den Norwegern als Groß-Irland oder Weißer-Männer-Land bezeichnet wird und in welchem man die beiden Carolina, Virginien und ſelbſt Florida erkennen will. Die Coloniſation dieſer Länder wurde bis in das 14. Jahrhundert fortgeſetzt, wo die innern Zwiſtigkeiten im Heimatslande den Verkehr mit den Colonien unterbrachen und der furchtbare Schwarze Tod um 1350 jede Verbindung hemmte. Ohne Zuzug vom Mutterlande konnten ſich die Colonien nicht erhalten, und ſo geſchah es, daß die ſpätern Anſiedler aus England nur in Runenſteinen ſchwache Spuren der ehemaligen normänniſchen Coloniſation wiederfanden; Spuren, die ſie freilich nicht zu deuten wußten und die auch heutigentags nur unvollkommen erforſcht ſind.

Das alles iſt weitläufiger in bekannten Erzählungen und encyklopädiſchen Werken zu leſen. Intereſſanter wäre es aber, wenn der Beweis geführt werden könnte, daß Amerika bereits im Alterthum entdeckt und bekannt geweſen iſt. Dieſer Verſuch iſt wirklich gemacht, und die Zuſammenſtellung der Nachrichten aus den Schriften der Alten, die Uebereinſtimmung der altamerikaniſchen Sagen mit denen der Anwohner des Mittelmeers leitet in der That mit großer Sicherheit auf die Annahme hin, daß das kühne Seevolk der Alten Welt, die Phönizier, nicht nur nach Amerika gelangte, ſondern ſelbſt in einer gewiſſen Verbindung mit jenem Welttheil blieb.

Die Phönizier und die Bewohner ihrer mächtigen Pflanzſtadt Karthago werden ohne Zweifel genaue Aufzeichnungen über ihre Fahrten gemacht haben, allein die Eiferſucht, mit der ſie ihre Handelswege bewachten und vor andern Völkern verheimlichten, hielt ſie von jeder Mittheilung über reiche und noch unbekannte Küſten zurück. Ließ doch ein Karthager lieber ſein Schiff auf den Strand laufen, als daß er den Weg verrieth, den er genommen. Der Untergang von Tyrus und Karthago hat auch die Schriften der Bürger aus dieſen Städten vernichtet und wir müſſen Aufklärung über ihre Reiſen entweder bei den europäiſchen Völkern oder bei den Bewohnern des Zieles der Fahrten ſelbſt, bei den Amerikanern, ſuchen.

Columbus ſtieß auf ſeinen drei Fahrten auf keine Volksſtämme, bei denen ſich irgendeine fortgeſchrittene Cultur oder gar eine Spur von einer Berührung mit Europäern gezeigt hätte. Als Cortez dagegen nach Mexico vordrang, war er erſtaunt über die Pracht der Bauwerke, über die ſorgfältige Bearbeitung des Bodens, über die Kunſt, mit der Gegenſtände des Luxus und der Bequemlichkeit angefertigt wurden. Von dem König des Landes ſelbſt, von Montezuma, holte er ſich Kunde über den Urſprung einer Bildung, die ihm im Gegenſatz zu der Roheit der Wilden auf Cuba und Haiti nothwendig auffallen mußte. „Aus unſern Büchern wiſſen wir", entgegnete ihm Montezuma, „daß die Bewohner dieſes Landes aus weiter Ferne hergekommen ſind. Ihr Häuptling trennte ſich von ihnen und kehrte für einige Zeit in ſein Vaterland zurück. Als er aber wieder hierher kam, die Seinigen mit den Weibern dieſes Landes verheirathet und nicht mehr willig fand, ihm zu folgen und ſeinen Befehlen zu gehorchen, ging er allein wieder in ſeine Heimat. Wir ſind immer überzeugt geweſen, daß ſeine Nachkommen zurückkehren werden, um das Land in Beſitz zu nehmen, und da ihr vom Aufgang der Sonne herkommt, kann ich nicht daran zweifeln, daß der König, der euch ſendet, auch unſer Herr ſei."

Cortez verfehlte nicht, von dieſer Ueberlieferung zu ſeinen Zwecken Gebrauch zu machen; uns aber mag ſie zu einem Fingerzeig dienen, weitere Anknüpfungspunkte zu ſuchen. Dieſe fehlen denn auch nicht. Bei näherer Bekanntſchaft fanden die Spanier eine auffallende Uebereinſtimmung der amerikaniſchen Sagen mit denen der Anwohner des Mittelmeers, die Erzählung von einer großen Flut, in welcher der größte Theil der Menſchen unterging und nur Eine Familie ſich auf einem Floß rettete; von dem Verſuch, mittels eines großen Gebäudes den Himmel zu erreichen, deſſen Ausführung jedoch durch höhere Macht unterbrochen wurde und zu der Verſchiedenheit der Sprachen Anlaß gab; von einem Goldenen Zeitalter, in dem alle Thiere und ſelbſt die Menſchen in Frieden lebten; von einem weißen und bärtigen Häuptling, der als ein gewaltiger Krieger von fern hergekommen und ſpäter als Gott verehrt ſei.

Merkwürdiger ſind noch die Erzählungen der Griechen von einer großen Inſel des weſtlichen Oceans, in der faſt unverkennbar das heutige Mittelamerika geſchildert wird. Legen wir auch kein Gewicht auf die Berichte von jener überreichen und lachenden Inſel Atlantis, von der Plato ſpricht und die von den Wellen verſchlungen ſei, das heißt wol, nicht wieder aufgefunden werden konnte, die Erzählungen zweier anderer Griechen, des Plutarch und des Diodor von Sicilien laſſen kaum einem Zweifel Raum. Erſterer weiß von einer großen Inſel, Ogygia genannt, die weit im Weſten im Weltmeer liegt, fünf Tagereiſen von Britannien, und von drei andern noch weiter gegen den heißen Niedergang der Sonne gelegen. Dieſe werden von einem Feſtland im Kreis umſchloſſen, wo das Meer ſchwer und lehmig iſt von der Menge des Schlammes, der von großen Strömen hineingeſchwemmt wird. Durch die Anmuth ihrer Landſchaften und die Milde der Luft ſind dieſe Inſeln ausgezeichnet. Die Einwohner des Feſtlandes ſind Hellenen und verkehren, in Wiſſenſchaften und Philoſophie wohlerfahren, mit dem Kronos, den Zeus hier in einer Höhle eingeſchloſſen hält. Plutarch führte weiter aus, wie die Völker des Kronos ſich mit den ſpäter angekommenen Begleitern des Hercules verbunden und durch Opfer und Reiſen den Göttern dienten. Auf einer ſolchen Reiſe ſei der Gaſtfreund deſſen, dem Plutarch dieſe Erzählung in den Mund legt, in das Mittelmeer gekommen, habe die längſte Zeit an einem Orte in der Nähe der Ruinen Karthagos zugebracht und dort einige beim Untergange der Stadt verborgene Handſchriften gefunden.

Die falſch angegebene Entfernung von Britannien kann den nicht wunder nehmen, welcher die Unſicherheit in den Angaben der Entfernungen bei den Griechen kennt. Die Inſeln aber, welche von einem Feſtlande umgeben ſind, wo hochgebildete Menſchen wohnen und welche ſich durch Milde und Anmuth auszeichnen, die großen Ströme, die Schlamm in das Meer ſpülen, und die mit der mericaniſchen Sage übereinſtimmende Ueberlieferung von der ſpätern Ankunft des Hercules weiſen kenntlich genug auf den mericaniſchen Meerbuſen hin. Das ſchwere und lehmige Meer bezeichnet wahrſcheinlich die weiten Fucuswieſen, die ſich zwar nicht im mericaniſchen Meerbuſen, aber doch auf dem Wege dahin im Atlantiſchen Ocean finden und die ſpäter den Columbus ſo ſehr in Verlegenheit ſetzten.

Diodor ſchildert eine außerordentlich große Inſel mitten im Ocean, von Afrika mehrere Tagereiſen entfernt, mit fruchtbarem Boden, vielen Bergen, aber auch nicht wenigen durch Schönheit ausgezeichneten Ebenen. Sie iſt von ſchiffbaren Flüſſen durchſtrömt, hat zahlreiche Gärten mit hohen Bäumen und ſüßen Waſſern, dazu eine Menge Gehöfte, auf den Bergen große Wälder, ergiebige Jagd, im Meere Fiſche, alles erzeugend, was zum Reichthum und zur Ueppigkeit des Lebens gehört. Dieſe Inſel war früher unbekannt, wurde aber von den Phöniziern aufgefunden, die, nachdem ſie die Küſte des Mittelmeers mit Colonien bedeckt, ſich weiter in das Meer wagten; die ſeemächtigen Tyrrhener, die Bewohner der italiſchen Weſtküſte, die von dieſer Inſel Kunde hatten, wollten dort eine Niederlaſſung gründen, wurden aber von den Karthagern daran gehindert, welche die Abſicht hatten, auf dieſer Inſel ſich ein Aſyl zu bereiten, wenn ſie in ihrer Heimat ein widriges Geſchick beträfe; denn ſie hofften, bei ihrer großen Seemacht ihre geſammte Einwohnerſchaft hierher führen zu können.

Endlich findet ſich unter den Werken des Ariſtoteles ein Bericht, der zwar nicht von ihm ſelbſt herrührt, aber jedenfalls aus hohem Alterthum herſtammt. Darin heißt es: die Karthager hätten jenſeit der Säulen des Hercules eine unbewohnte Inſel entdeckt, die nicht nur mit Waldung und ſchiffbaren Flüſſen geſegnet, ſondern auch durch den Reichthum ihrer Früchte beſonders aus-

gezeichnet ſei. Da nun die Karthager mit derſelben vielfachen Verkehr unterhielten und einige von ihnen ſich dort anſiedelten, geboten die Vorſteher von Karthago, alle, die dorthin ſchiffen wollten, mit dem Tode zu beſtrafen, die bereits dort Wohnenden aber auszurotten, damit nicht das Volk ihrer Stadt dorthin auszöge und dieſe zu Grunde gerichtet würde.

Faßt man dieſe drei voneinander unabhängigen Berichte zuſammen, ſo dürfte ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit als Reſultat ergeben, daß Phönizier, von heftigen Paſſatwinden weit nach Weſten verſchlagen, wirklich nach Mittelamerika gelangt ſind; daß von ihnen und ihrer mächtig aufblühenden Tochterſtadt Karthago bleibende Colonien hier gegründet wurden und ein dauernder Verkehr ſtattgefunden hat. Es ſtimmt ſo zu der Handelspolitik wie der ariſtokratiſchen Regierung Karthagos, daß ſie einerſeits den Tyrrhenern jeden Zugang verwehrte, anderſeits ihren eigenen Unterthanen die Auswanderung dahin verbot.

Sollte aber die Vermuthung allzu gewagt ſein, daß einige Karthaginienſer bei dem Untergange der Stadt einen Weg nach jenem glücklichen Lande gefunden hätten? In dieſem Falle fände die Erzählung des Plutarch von dem Reiſenden aus dem fernen Weſten ihre genügende Erklärung. Er wäre dann ein Nachkomme jener Auswanderer, und nichts wäre natürlicher, als daß er in Karthago die längſte Zeit verweilte, da ihn die Trümmer der Stadt ſeiner Vorfahren mehr anziehen mußten als das glänzende Rom.

K. Gottfriedſen.

Friedrich Hebbel's letzte Lebenstage.

E. K. — Das Leben eines Menſchen, ſolange derſelbe noch auf der Erde weilt, kann man mit einem umfriedeten Stück Feldes vergleichen, das jedermann ſieht, der vorübergeht, das mancher betritt, der im guten oder böſen Sinne mit dem Eigenthümer in Berührung kommt, das aber niemand näher unterſuchen kann und darf, geſchweige aufwühlen und umpflügen, ehe der Beſitzer dahingegangen. Dann erſt mag der eine oder der andere die Decke von dem Anger wegheben, betrachten, was darunter verborgen geweſen, hier und dort nach den Heimlichkeiten ſpähen, die man früher nur halb erblickt, vielleicht blos vermuthet hatte, ſtets jedoch der Verpflichtung eingedenk ſein: nichts erfahren zu wollen, was ausſchließlich die gemeine Neugier befriedigt, und nicht aller Welt erzählen, was man an ſolchen Dingen zufällig gefunden hat. Würden die Biographen mit dieſer Rückſicht verfahren, ſo hätten wir viele ſchöne und belehrende Bücher mehr und dabei doch aufrichtige und wahrheitsgetreue nicht weniger.

In dieſem Sinne will ich über das Ende Hebbel's einiges mittheilen.

Hebbel war eine Natur, in der Ahnungen und Vorurtheile eine Rolle ſpielten, wie er denn trotz ſeiner Schärfe im Denken das Gegentheil eines Rationaliſten darſtellte, wofür ihn die Kurzſichtigkeit zuweilen gehalten, die religiöſe Unduldſamkeit nicht ſelten ausgegeben hat. So trug Hebbel vor ſeinem vierzigſten Geburtstag, je näher dieſer herankam, ſtets eine gewiſſe Scheu, die er ab und zu ruhig-ernſt, bald auch humoriſtiſch-tändelnd auszudrücken pflegte. Und als der gefürchtete Tag, der in ſeiner Familie in Holſtein mehrern Geſchlechtern verhängnißvoll geweſen, hinter ihm lag, ohne ſein Leben auch nur durch eine Krankheit gefährdet zu haben, da ſprach er oftmals ſcherzhaft von der Charybdis, der er glücklich entronnen ſei, und brachte jeder Freude, jedem Genuß, den ihm die Häuslichkeit und die Jahreszeiten boten, mit einem doppelt empfänglichen Gemüth einen zwiefachen Dank entgegen. „Sie ſehen den Frühling noch viele, viele male wieder", ſagte er dem Freunde, der die knospenden Zweige und die laulichen Lüfte nicht mit ſo überſchätzlicher Wonne wie er begrüßte: „Sie brauchen dafür nicht ſo erkenntlich zu ſein; mir aber iſt nun jeder Frühling, den ich neuerdings erlebe, ein Geſchenk des Himmels." Als Hebbel im Jahre 1859 krank in Gmunden war, da rief er, wenn es ihm erträglich ging: „Kein Wunder, ich bin ja erſt ſechsundvierzig Jahre!" und ging es ihm ſchlecht, ſo rief er: „Natürlich, ich bin ja ſchon ſechsundvierzig!" Er hatte damals die beſte Gelegenheit, wie er in einem Briefe äußerte, Unterſuchungen darüber anzuſtellen, ob er berechtigt, den Vers niederzuſchreiben: „Herr Siegfried wird den Tod mit einem Scherz empfangen."

Als er im November 1859 ein neues Tagebuch, das letzte, darin er geſchrieben, anfing, leitete er es mit den Worten ein: „Noch ein Tagebuch und bald 47 Jahre! Lohnt ſich's der Mühe?" Und in einem Briefe aus dem nämlichen Jahre ſprach er von dem Frieden, zu dem er nur durch Reſignation gekommen, und meinte, daß er gelernt habe, ſeinen Sarg nach und nach als Bett zu betrachten. Perſönliche Vorfälle bitterer Art trübten in der nächſten Zeit ſein inneres Daſein, aber die Beweiſe der regen Theilnahme und warmen Verehrung, welche dem Dichter im Jahre 1862 am Hofe zu Weimar wurden, ſtimmten ihn wieder heiterer und bildeten die erſten Ringe der goldenen Kette von freundlichen Erinnerungen, die ſich dann bis an ſein Kranken- und Sterbelager fortſpannen. Von Weimar zurückgekehrt, fühlte er ſich ſchon ſehr unwohl, und während die Anerkennung, die man ſeinen „Nibelungen" zollte, ſich immer mehr ſteigerte und ſein Gemüth zu erhellen ſchien, wuchs das phyſiſche Leiden von Tag zu Tag und lockte auch die Schatten, die ſeine Seele verdunkelten, allmählich herauf.

Ein Schreibtäfelchen auf ſeinem Arbeitstiſche zeigte im Jahre 1862 die Worte: „Geduld! Geduld!“ Mit dem Beginn des Jahres 1863 fügte er dort den Ausruf hinzu: „Vorſicht! Die Gicht!“ Dieſe Zeichen ſollten ihm wahrſcheinlich beſtändige Mahner ſein, anfangs: damit er die Schmerzen ohne Murren ertrage; ſpäter: damit ihn nicht die Verſuchung anwandle, ſeinem krankhaften Zuſtand in irgendeiner Weiſe zu trotzen. Immerhin bleibt das Hinſtellen jener Mene-Tekel-Zeichen ein ſeltſamer Zug Hebbel's, doch keineswegs ein vereinzelter in ſeinem Leben.

An ſeinem funfzigſten Geburtstage, dem letzten, den er beging, lag er zu Bett. Von allen Seiten kamen ihm ſchöne und ſinnige Aufmerkſamkeiten zu, die ſinnigſte von einem Freund in Wien, der die Kirche in Hebbel's Geburtsort Weſſelburen und die Kirchſpielvogtei, wo der Dichter als junger Menſch Secretärdienſte verſehen, von einem Aquarellmaler hatte aufnehmen laſſen. Der große Erfolg ſeiner Nibelungen-Tragödie, der mit dieſem Tage faſt zuſammenfiel, bereitete ihm wahrhaft frohe Stunden, erpreßte ihm jedoch auch häufig Stoßſeufzer; in einem Briefe heißt es: „Ich habe nicht mehr beſondere Anſprüche an meinen Dudelſack zu machen, denn am 18. März werde ich funfzig. Davon ſind Sie noch weit entfernt und darum dürfen Sie als Pauſe betrachten, was für mich gar wol ſchon das Ende bedeuten kann.“ Auf Spaziergängen oder bei Tiſche verſank er während der letzten Frühlings- und Sommermonate ſeines Lebens nicht ſelten in ein Hinbrüten, aus dem er dann gewöhnlich mit dem Laut ſich emporrichtete: „Gott ſchütze!“ Dieſes Schauern war aber keineswegs ein beſtändiges, dieſe Todesgedanken ſetzten ſich aber nimmer während der jüngſten Monate in ihm feſt, ja dieſelben hatten an ſich eigentlich mehr den Charakter der Ueberraſchung, die flüchtig kommt und ſchnell verſchwindet. Dagegen war es eine ihm ſelbſt unbewußte Vorausſicht des baldigen Scheidens, welche in ihm wirkte, ſchaffte, ihm jetzt einen verlorenen lyriſchen Klang aus der Jugendzeit vor die Seele führte, ſodaß ihm Strophen einfielen, an die er ſich jahrzehntelang nicht wieder erinnert hatte, ihn dann zu Stoffen lenkte, die das Gefühl der Vorzüglichkeit der Welt athmen und ihn endlich zum Vollenden des großen Dramas, des „Demetrius“, trieb, den er geraume Zeit hindurch nicht mehr vorgenommen. Die tragiſche Ironie, die Hebbel als Poet meiſterhaft anzuwenden verſtand und die in der Waldſcene des fünften Acts von „Siegfried's Tod“ ſich ſo grauſig-fröhlich entfaltet, wehte ſeine Lebenstage ſelbſt mit ihren ſchwarzen Flügeln an.

Seine Krankheit beobachtete Hebbel mit einer Genauigkeit, einer Sicherheit des Blicks, daß ſein Arzt Dr. Schulz, der ihm auch ein anhänglicher Freund war, über die Symptomenberichte, die er von Gmunden aus und ſpäter von Baden bei Wien erhielt, bemerkte, dieſelben könnten in jeder mediciniſchen Wochenſchrift als von einem Fachmanne herrührend erſcheinen. Hebbel, der ſich dort ſtets für einen Dilettanten erklärte, wo er nicht in die Tiefen eingedrungen, ſchloß einen der betreffenden Briefe mit den Worten: „Hier iſt alles, lieber Schulz, was ich Ihnen ſagen kann! Es mag ein miſerables Krankheitsbild ſein, aber es hilft dem Laien nicht viel, daß er im «Burdach» geblättert hat; er weiß ſich, wenn es zum Treffen kommt, nicht deutlicher zu machen wie die Kalenderfrau. Aber ſo viel werden Sie hoffentlich daraus erſehen, ob der Proceß ſeinen richtigen Gang geht oder ob eingegriffen werden muß.“ Der Brief iſt unterzeichnet: „Ihr Lazarus Hebbel.“ Die Nachſchrift lautet: „Huſten, Räuſpern, Nieſen ſchneiden mich in den Rücken wie polniſche Senſenhiebe. Ich kann mich nicht bücken, mich viel weniger waſchen. In der Nacht iſt mir jedes Lager zu hart, bei Tage nicht. Das Athmen hat keinen Anſtand, doch fühle ich hinten, zwiſchen den Schultern, nach vorn eine gewiſſe Beklemmung. Sind das die Abſchiedszeichen? Die des Rheumatismus, mein' ich? Man drückt ſich die Hand ja etwas derber, wenn man auseinandergeht.“

Nichtsdeſtoweniger dichtete Hebbel in Gmunden mehrere Balladen, die jeglicher trüben Beziehung auf ſeine eigene Jammerexiſtenz fern ſind, durchaus nichts Bitteres oder Verbittertes. Ja manchmal überkam ihn das Gelüſte, eine halbe Stunde in einer ſchnurrigen Melodie ohne Unterlaß vor ſich hinzuſingen: „Die ele — gan — te — Ti — ni!“, womit er, im Hinblick auf die gute Parodie eines mittelmäßigen Stücks und auf den Jubel, den die Localſängerin Gallmeyer in Wien hervorrief, den Taumel widrig weltlichen Treibens anerkennend verſpottete. Zweifelnd, daß er „ohne Begleitung Beelzebub's“ in Wien eintreffen werde, aber hoffend, daß der Arzt dieſen exorciren ſolle, rüſtete ſich der Dichter in Gmunden zur Abreiſe. Das Uebel war Mitte Auguſt, als Hebbel in die Reſidenz zurückkehrte, bedeutend ſchlimmer geworden und Mismuth und Trübſinn bemächtigten ſich des Leidenden. Nachdem er in Baden bei Wien einige Bäder gebraucht — es war dies im September — ſtellte ſich etwas Linderung ein, die augenblicklich ſeine Laune zur Munterkeit beſchwingte. Und zwiſchendurch gaukelten die holdſeligſten Lieder, wie ſie ſich in ſo thauiger Friſche überhaupt nicht oft bei ihm eingefunden. An ſeinen Arzt ſchrieb er am 15. September aus Baden nachſtehenden „humoriſtiſchen“ Brief:

„Liebſter Freund! Alſo: Ich kann nieſen, ich kann huſten, ich kann mich räuſpern. Aber ich kann mich noch immer nicht waſchen, ich kann mich nicht bücken, ich kann mir kein Stück Brot abſchneiden.

„Ueberhaupt fühle ich deutlich, daß die Wurzeln überall noch unberührt ſind, wenn die Schößlinge auch abfallen. Aber glücklicherweiſe kenne ich jetzt den Mann, der mir davonhilft, ſobald ich ſelbſt nur will. Es iſt kein Mitglied der mediciniſchen Facultät, ſondern der Halter oder, wie man ihn im übrigen Deutſchland nennen würde: der Hirte von Mödling. Dieſem Wunderthäter, der ſich von der

Befleckung mit irdiſcher Wiſſenſchaft ſo fern gehalten, daß er nicht einmal leſen und ſchreiben kann, bringt man drei Monate hintereinander einen Gulden. Der Gulden muß jedoch entweder gefunden oder geſtohlen oder kreuzweis zuſammengebettelt ſein, ſonſt wirkt er nicht. Dafür wird dem Patienten jedesmal in den Daumen oder nach Befund der Umſtände in die große Zehe geſchnitten, nicht mit einem Zauberinſtrument, ſondern mit einem gewöhnlichen Meſſer. Nach dem dritten male verſchwindet der Schmerz oder er bleibt, je nachdem das Individuum Gott und dem König Salomo angenehm oder widerwärtig iſt. Solche Offenbarung wurde mir zutheil, als ich am letzten Sonntag mit der Eiſenbahn von Baden nach Wien fuhr. Ein Herr, der nach ſeiner Uhr und nach ſeinen Ringen den gebildeten Ständen beigezählt werden mußte, eröffnete ſie mir, und eine Dame, deren Crinoline auch nichts zu wünſchen übrig ließ, trat als Zeugin ein; ſie hatte das Wunder an ihrem eigenen gebenedeiten Leib erfahren. Ich aber halte es für meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die neue Erleuchtung nicht egoiſtiſcherweiſe für mich zu behalten, ſondern ſie mit meinem Freunde zu theilen. Ihr Friedrich Hebbel."

Allein, wie ſich nur zu bald erwies, der Tod lauerte bereits im Dichter. Dem finſtern Gaſt geſellte ſich der ſtrahlendſte, der ſich am liebſten im Herbſt bei Hebbel einfand und der ſich diesmal von jenem andern nicht abſchrecken ließ: die productive Stimmung. Unter Schmerzen einzelner Körpertheile, ſteif, bewegungsunfähig, ſo lag der Dichter auf ſeinem Bett und dichtete zwei Acte des „Demetrius". Er äußerte ſelbſt, er ſei von einer Schöpferkraft wie ſelten ergriffen worden, und ſo war er alſo auf Erden kurz vor Thorſchluß noch einmal wahrhaft glücklich.

Ein paar Tage vor ſeinem Sterben hatte er wieder neue Lebenshoffnung und Plane für die Zukunft gefaßt. Er ſprach von einer Geſammtausgabe ſeiner Werke, von einer Badereiſe, die er im künftigen Sommer antreten werde, und ſein Auge ſtrahlte heller, wenn er ſich den 18. März 1864 vergegenwärtigte, ſeinen Geburtstag, an welchem er zum erſten male auszugehen hoffe, ſeiner Frau, wie alljährlich, die erſten Veilchen bringen zu können. Zu Doctor Schulz ſagte er: „Warum ſoll ich die erhebende Anerkennung Ihres freundſchaftlich geleiſteten Beiſtandes, der, wie ich mich freue, zu geſtehen, ſogar den Krankenwärterdienſt in ſich ſchloß, nicht ausſprechen? Ihnen, liebſter, theurer Freund, ſetze ich ein Denkmal, aber kein metallenes, ein papierenes!" und drückte dem Arzte die Hand. Dieſem bleibt der freudige Geſichtsausdruck Hebbel's unvergeßlich, als er (Schulz) den unrettbar Kranken frug, ob er nicht Luſt hätte, ein Gläschen Wein zu nehmen. „Darf ich das?" fragte Hebbel, zufrieden lächelnd, und dankte am andern Morgen innig für die Fürſorge, welche ſeinen ſehnlichen Wunſch, den er nicht auszuſprechen wagte, errathen hatte.

Die Bücher, welche Hebbel in der Woche vor ſeinem Tode geleſen, waren unter andern Teichmann's „Literariſcher Nachlaß" und das Buch von Jenſſen-Tuſch über Struenſee und die Königin Mathilde. Am 11. December, zwei Tage vor ſeinem Tode, ließ er ſich noch ein paar Bände Shakſpeare reichen. Das letzte Buch, darin er geleſen, war „Robin der Rothe" von Walter Scott, dem Autor, den er liebte und verehrte.

Obwol einzelne Thatſachen in der Todesnacht vom 12. auf den 13. December unzweideutig bewieſen hatten, daß Hebbel ſein baldiges Ende wußte, begehrte er doch jede Stunde die ihm verordnete Medicin, welche ihm abwechſelnd ſeine Frau, Dr. Schulz und Profeſſor Brücke, der bis zum letzten Athemzug des Dichters bei ihm verweilte, gaben. „Wann wird mir leichter werden?" fragte er um 11 Uhr nachts. „Morgen!" antwortete Schulz.

Ein ausgebalgtes Eichkätzchen, an das ſich ein Stück Leben Hebbel's, man kann auch hinzuſetzen ein rührendes Idyll, knüpft, wurde ihm von ſeiner Tochter in den Sarg gelegt. Ich ſelbſt ſah Hebbel noch auf dem Sterbelager mit einem Eichkätzchen vergnügt ſpielen.

Aus ſeinem Teſtamente, das im Mai 1856 verfaßt worden, theile ich die erſte Hälfte, die von allgemeinerm Intereſſe iſt, mit:

„«Der Tod iſt gewiß, die Stunde aber ungewiß», ſagt ein ſchöner alter Spruch. Ich habe mich daher, obgleich ich mich voller Geſundheit und des Gebrauchs aller meiner Kräfte erfreue, am heutigen Tage entſchloſſen, mein Haus zu beſtellen und meinen letzten Willen zu Papier zu bringen.

„Was zunächſt mich ſelbſt betrifft, ſo wünſche ich, auf die möglichſt einfachſte Weiſe zur Erde beſtattet zu werden. Meinen theuern Hinterbliebenen überlaſſe ich mit Ruhe die Sorge, mich gegen die Gefahren ſicherzuſtellen, die ſich an den Scheintod knüpfen. Am liebſten wäre es mir, wenn mein Leichnam den Flammen übergeben würde, wie es bei den Alten geſchah; denn von Jugend auf habe ich vor dem Wurm geſchaudert, und mein Wunſch ſteht mit dem Grundprincip der chriſtlichen Religion in keinem Widerſpruch. Kann dies jedoch nicht geſchehen, ohne den ſtillſten Act zu einem lauten zu machen, ſo muß es davon ſein Abkommen haben. Nur in jedem Fall keine Todesanzeige, keine Trauerzettel, kein Leichengefolge und keine Rede am Sarge.

„Zur Univerſalerbin meines ganzen Nachlaſſes, beſtehe er nun in liegenden Gründen und in baarem Vermögen oder in literariſchen Werken und daher entſpringenden Rechten und Forderungen, ſetze ich meine theure Gattin Chriſtine geborene Engehauſen ein. Es iſt dies nur ein kleiner Dank für ihre große Liebe, denn unendlich bin ich ihr verſchuldet; und ich ſage nicht zu viel, wenn ich die Ueberzeugung ausſpreche, daß ich ohne ſie längſt Staub und Aſche ſein würde. . ."

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ein Besuch in Schleswig.

I.

Bei den Batterien.

Ich begleitete einen Freund, der in einer besondern Mission nach Schleswig ging, und bin zurückgekehrt mit den Empfindungen, als hätte ich einen Blick in Dante's „Hölle, Fegefeuer und Paradies" gethan.

Woher die Farben nehmen, um dieses Chaos des Ueberflusses und der Entbehrung, der Gefahr und des Humors, der Siegesfreude und der Schmerzensschreie all der verstümmelten Opfer des Kriegs zu schildern?

Nach der Meinung eines griechischen Sophisten ist der Mensch das Maß aller Dinge; hier aber, im wilden, zügellosen Kampfe gegeneinander, geht er weit über alles Maß hinaus. Wer nie ein Schlachtfeld gesehen, kennt die Nachtseite der Menschheit nicht, und doch hat weder die Philosophie noch die Humanität eines erleuchteten Jahrhunderts diese Nachtseite bannen können. Tief wurzelt im Menschen der Zerstörungstrieb; wie die Erde Stürme und Gewitter hat, so die Menschheit durch alle Geschlechter hindurch die Kriegsfurie. Der Mörder stirbt auf dem Schaffot, der Krieger, der vom Blute des Gegners trieft, wird bewundert.

Als wir im Hauptquartier zu Gravenstein ankamen, tobte der Sturm noch mit gewaltiger Wuth von der See her, während dichte Regenwolken einen schlimmen Tag verkündeten; dabei glich der Weg, den wir zurücklegten, mehr einem Morast als einer Straße.

Kirchenmusik tönte uns aus der Schloßkirche entgegen: es war die des Leib-Grenadierregiments, das heute hier communicirte. Nachdem unsere Meldung gethan und die verschiedenen Informirungen eingezogen, gingen wir ab. Der 2. April sollte uns erst recht gründlich in die ernste Gegenwart einführen.

Das Gewölk hatte sich etwas verzogen, die Sonne warf ab und zu ihre Lichtstrahlen über das blutige Gefilde; es war, als scheute sie sich, in aller Pracht hervorzutreten, denn immer von neuem ließ sie graue Schleier über ihr Antlitz gleiten. Um 9 Uhr wimmelte der Hof von Ordonnanzoffizieren, um die Befehle vom Prinzen Karl zu empfangen und sie weiter zu befördern. Mächtige Artilleriezüge gingen am Schlosse vorüber, die Fahrstraße nach Sonderburg entlang. Es erschien ein dänischer Parlamentär; er bat um einen kurzen Waffenstillstand, um die Blessirten und Todten fortbringen zu können. Derselbe wurde bis halb zwei Uhr bewilligt, wo das Bombardement von neuem beginnen sollte. Nach kurzem aber reichlichem Frühstück, das wir an der Tafel des Prinzen einnahmen, setzte sich alles zu Pferde und fort ging's im frischen Trabe nach dem Feldherrnberge, einer zwischen Wenning und Broacker am Ufer des Wenningbundes gelegenen Höhe, von welcher man das ganze Terrain der dänischen Forts und unsere Batterien übersehen kann. Von dort wandten wir uns über Freudenthal — jetzt richtiger „Leidenthal" genannt, nach den Tranchéen. Die Pionniere und Artilleristen haben hier herculische Arbeiten vollbracht und vollbringen sie noch, indem sie fort und fort mit der Ungunst des Wetters zu kämpfen haben.

Als wir uns nahten, hörten wir den Kanonendonner nicht, nur Rauchwolken und Pulverblitze verkündeten die Thätigkeit der Geschütze; der heftige Wind, der nach der See hin stand, ließ den Schall nicht zu uns dringen. Als aber um 2 Uhr aus allen acht Batterien vor Düppel und vom Gammelmark das Bombardement aus mehr als 40 Geschützen begann, öffnete ich unwillkürlich den Mund, um ein ganzes Trommelfell zu behalten, so furchtbar war die Erschütterung. In den geringen Pausen tönte der Choral der Militärmusik vom broacker Kirchhof dazwischen; dort begrub man zehn an ihren Wunden im Lazareth gestorbene Soldaten: von den Höhen donnerten ihnen die Ehrensalven nach. Der Himmel war blau und sonnenhell geworden und die erschrockenen Lerchen flogen über uns hin und her; zuweilen schmetterten ihre Lenzfanfaren im grellsten Contrast zwischen den Donner der Geschütze. Rechts hoben sich die schroffen Höhen des Gammelmark empor, von denen Schuß auf Schuß fiel, um die dänische Schanze Nr. 4 zu erreichen; vor uns breitete sich der Wenningbund mit seiner tiefen Meeresbläue, dahinter die Ostsee aus, den Alsenerstrand umwogend und Himmel und Erde verschmelzend. Weiße Rauchwolken legten sich wie Schleier über die Wasserfläche; oft schlugen unsere Hohlkugeln drüben in Alsen ein, die Dänen erwiderten dann den Gruß, selten aber erreichten ihre Geschosse das Ziel, sie schlugen unter dem Hohngelächter unserer Leute meist in das Wasser. Da aber krachte es plötzlich wie aus hundert Geschützen zugleich mit so erschütternder Gewalt, daß das nördliche Gelände in seinen Fundamenten erbebte; die ganze Reihe der Forts, die den Höhenzug einnehmen, glich einem entfesselten Vulkan. In dämonisch chaotischen Wolkenballen zerplatzen die Granaten — man vergißt in der Aufregung, daß die Stücke todbringend sind.

Als es zu dunkeln anfing, sah man Feuerflammen in den Schanzen emporlodern; ob es Baracken, ob andere Gebäude, die in Brand gerathen waren, wußten wir nicht. Auch um uns her lagen Todte und Verwundete; die menschenfreundlichen Johanniterbrüder erschienen mit ihren Tragbahren und nahmen sie auf — die Verstümmelungen zu sehen, ist über alle Beschreibung gräßlich!

Als wir nach Gravenſtein heimkehrten, erfuhren wir, daß der Premierlieutenant von Eckardſtein vom Leib-Grenadierregiment am 3. April im Johanniterlazareth zu Nübel ſeinen furchtbaren Wunden erlegen ſei. Eine Granate hatte ihm Arm- und Hüftknochen zerſchmettert. — „Haltet euch tapfer, Kinder, auch ohne mich!“ rief der Schwergetroffene noch im Zuſammenſinken den Soldaten zu. Vor kaum zwei Jahren mit der Tochter des bekannten Genremalers Piſtorius verheirathet und im Beſitz aller irdiſchen Glücksgüter, fand er hier ſeinen Tod. Seine junge Gattin, die auf die Schreckensbotſchaft zu ihm geeilt war, kam nur, um Zeugin ſeines Todes zu ſein.

Aus Hölle und Fegefeuer drängte es mich, das Paradies des Friedens und der Liebe zu ſchauen: in die Lazarethe der Johanniter und in die Spitäler einzutreten, wo die Barmherzigen Schweſtern, gleich Florence Nightingale im Krimkrieg, mit hoher moraliſcher Kraft die letzten Wünſche der Sterbenden entgegennehmen und die Schwerverwundeten in aufopfernder Sorge verpflegen; das eigene Gefühl ſtreng bewachend, damit die Hand, die die Wunden verbinden ſoll, nicht zittert. Doch davon in einem nächſten Bericht.

Der Geſang ein Bildungsmittel.

Hie kan nicht ſein ein böſer mut,
Wo da ſingen geſellen gut. *)

II. Schr. — Die wahre und echte Bildung des Menſchen liegt keineswegs in der einſeitigen Verſtandesbildung, ſondern ſie beſteht nur allein in derjenigen, welche den Verſtand und das Herz zugleich, welche den ganzen Menſchen erfaßt und ihm jenen Sinn für das Wahre, Schöne und Gute verleiht, den die alten Römer ſo treffend durch das Wort humanitas als dem Menſchen ausſchließlich eigen bezeichnet haben.

Das Wiſſen iſt nicht die Hauptſache bei der Menſchenbildung, am allermeiſten wenn es nur ein Wiſſen desjenigen iſt, was andere wiſſen oder was ſie vor uns gewußt haben, wenn es ein todtliegendes iſt, das Pedanten und Blauſtrümpfe wie eine Laſt auf ihrem Kopfe tragen, ſtatt es zum Poſtament zu machen, auf welches ſie treten, um einen weitern, freiern Blick über den ganzen Horizont zu erringen. Was den Menſchen wirklich adelt, was die einzig wahre Bildung kennzeichnet, das iſt nur das aufrichtige und conſequente Wollen des Guten; dieſes Wollen, dieſes Streben wird zwar durch die Einſicht des Verſtandes erzeugt, aber in ſeiner Kraft erhalten wird es lediglich durch ein lebhaftes, zur reinſten, ja zur unmittelbaren Erkenntniß geläutertes Gefühl für jene Trinität des Wahren, Schönen und Guten; durch ein Gefühl, das in ſeiner natürlichen Reinheit bei dem Kinde hervortritt, welches beim Sehen und Hören des Schlechten unwillkürlich erröthet, das hingegen allen Aeußerungen des Wahren, Schönen und Guten mit lautem Beifall huldigt.

Allerdings iſt es gut, wenn der mit Maß und Zahl vielfältig Beſchäftigte, zum Erwerb und zu kluger Berechnung des Vortheils Ausgebildete jene Stufe der Beſonnenheit erreichte, auf welcher derſelbe dem Strome der Empfindung gebieten, ſeiner oft überſchwenglichen Gefühle Meiſter werden und der zuweilen in das unendliche Leere ausſchweifenden Phantaſie Zügel anlegen kann; aber in den wichtigen Augenblicken der Entſcheidung, wo die edelſte That zur Geburt reift und mit ihr das Heil des einzelnen, ja ganzer Völker, da gibt nicht der Verſtand, da gibt das edle Herz allein den Ausſchlag; es iſt die hohe Begeiſterung für das Edle und Große, welche kleinmüthiges Zaudern unterdrückt, indem ſie den Willen durch eine magiſche Gewalt lenkt und zur Selbſtentäußerung, zur Selbſtaufopferung treibt, welche ſchnell auf den großen Entſchluß auch die große That folgen läßt. So war es einſt bei Marathon und im Engpaß der Thermopylen; ſo war es am Morgarten und in unſern Freiheitskriegen; ſo iſt es noch überall, wo ein edler Menſch, allein oder mit andern, den Ruf um Hülfe vernimmt und, des Herzens Stimme folgend, alsbald hilft, wo er helfen kann.

Was entzündet aber ſchon im Kinde dieſes heilige Feuer? Was unterhält im Erwachſenen die Glut der Begeiſterung? Die Poeſie und der Geſang! Ihren Stimmen und Tönen lauſcht ſchon das Kind mit Luſt und vor Freude ſtrahlenden Augen, ihnen hört das Alter mit Andacht zu. Was aus der Tiefe des gottbegnadeten Gemüths hervorquillt, das trifft, vom melodiſchen Tonfall begleitet, mit unwiderſtehlicher Kraft die gleichgeſtimmte Saite in des Knaben, in des Jünglings reinem Gemüth, und heiliger Entſchließungen voll fühlt er ſich geſtärkt zu jeder guten That. Der hohe Werth der Tugend und Unſchuld wird der erblühenden Jungfrau vom Dichter und Sänger nicht vergeblich geprieſen; ſie hört es und ihr ſeelenvolles Lied offenbart die heiligen Empfindungen ihres Herzens. Die Gefühle des Männerherzens für treue Freundſchaft, für Freiheit und Vaterlandsliebe, für Wahrheit und Recht werden, durch die hinreißende Kraft des Geſangs aus ihrem etwaigen Schlummer aufgeweckt, um zu einem unwiderſtehlichen Drange anzuwachſen. Daher konnte Guſtav Schwab mit Recht ſein ſchönes Lied „An den Geſang“ durch die Worte ſchließen:

Ja, deinen Segen zu verbreiten,
Haſt du uns Brüder ausgeſandt;
Wir wollen deine Ströme leiten
Hinaus ins liebe Vaterland!
Und wo ſie fließen, wo ſie glühn,
Soll Glaube, Freiheit, Liebe blühn!

*) Aus dem vom Verfaſſer des „Oeſterreichiſchen biographiſchen Lexikon“, Moritz Bermann, 1852 zum erſten mal nach einem in Ungarn aufgefundenen Autograph veröffentlichten Gedicht: „Musica“, von Dr. Martin Luther. Seume's bekanntes „Böſe Menſchen haben keine Lieder“ iſt demnach vielleicht nur eine Umſchreibung.

Wo, wie in unserer Zeit der „materiellen Interessen", der Unterricht die einseitige Richtung zu einer Verstandesbildung genommen hat, welche das Gemüth unbefriedigt, die Thätigkeit der Phantasie, die unserer Seele Lunge ist, ungeregelt und eben aus diesem Grunde das öde Herz der Schwärmerei und ihren unreinen Lüsten zur Beute läßt, da ist der Gesang, indem er den religiösen Sinn weckt und erhält, das wirksamste Mittel zur wahren Menschenbildung und, indem er zu edeln Empfindungen und Entschlüssen anfeuert, zur Stärkung der Willenskraft, des Charakters.

Wir freuen uns deshalb aus dem Grunde unserer Seele darüber, daß die letzten Jahre auf das Schönste gezeigt haben, wie die Erkenntniß von dem mächtigen Einfluß des Gesangs auf ein Geschlecht, das durch ein einmüthiges, kräftiges Wollen des Guten seine wahre Bildung beurkundet, in unserm Volke immer mehr Wurzel faßt und sich verbreitet. Möchten sich auch die Sängervereine in allen Gauen unsers Vaterlandes ihrer hohen und schönen Aufgabe recht klar bewußt werden und auch stets eingedenk bleiben, daß sie mitarbeiten sollen an dem großen, heiligen Werke, dessen Ziel die höchste Entwickelung und Verallgemeinerung der Geistescultur ist!

Wir erinnern schließlich an die Worte unsers edeln und menschenfreundlichen Schiller, in denen er den Werth und die Bedeutung des Gesangs so herrlich documentirt:

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Fruchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich im Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr!

Pius IX. in seiner Häuslichkeit.

Keines Fürsten häusliches Leben kann einfacher, geregelter und anspruchsloser sein als das des jetzigen Papstes Pius IX. Wenn kaum der Morgen graut, im Winter oft noch im Dunkeln, erhebt sich der Papst und tritt um 7 Uhr, nachdem er bereits einen Theil seines Breviers gelesen, in die kleine, unmittelbar neben seinem Schlafzimmer befindliche Kapelle, um die Messe zu lesen. Nach ihrer Beendigung frühstückt er, wobei er sich die Zeitungen vorlesen läßt oder sich mit dem Cardinal Merode unterhält, der sich fast immer um seine Person befindet. Bald nachher erscheint der Cardinal Antonelli, welcher einen Theil der obern Gemächer des Vatican innehat, um mit ihm zu arbeiten, d. h. ihm Vortrag über innere Regierungsangelegenheiten und auswärtige Politik zu halten; um 11 Uhr naht der Theil des Tags, wo die Audienzen beginnen. Der Papst in seinem langen weißen Tuchgewand begibt sich in einen kleinen Salon, an dessen äußerstem Ende er sich auf einem kleinen Thron unter einem Baldachin auf einen Sammtarmstuhl mit reicher Vergoldung niederläßt, der sich eine Stufe über dem Fußboden befindet und neben dem ein Schreibtisch steht, bedeckt mit Eingaben und Bittschriften aus der ganzen Welt, die auf die päpstliche Entscheidung warten. Die kurzen Pausen, welche zwischen den einzelnen Audienzen stattfinden, werden zu diesen Namensunterschriften benutzt, während einer der anwesenden Cardinäle den Papst mit dem Inhalt des betreffenden Documents bekannt macht. Die Liebenswürdigkeit der Päpste bei diesen Audienzen ist trotz der strengen Etikette sprichwörtlich geworden; Pius IX. besitzt sie in hohem Grade. Die zur Audienz zugelassenen Personen werden einzeln oder auch zu zweien oder dreien in den Salon geführt, knien einmal an der Thür, dann in der Mitte desselben und endlich unmittelbar vor dem Throne nieder, wo der Papst denen, die das goldene Kreuz auf seinem Schuh zu küssen wünschen, den Fuß entgegenhält, und wo sie so lange kniend bleiben, bis ihnen ein Zeichen gegeben wird, sich zu erheben. Personen nichtgeistlichen Standes wird dasselbe augenblicklich gegeben und der Papst richtet einige freundliche Worte und Fragen an jeden einzelnen je nach seiner Nationalität in italienischer, französischer oder spanischer Sprache, während Personen, die nur deutsch oder englisch sprechen, einen Dolmetscher haben, da Pius IX. diese beiden Sprachen nicht versteht. Mitgliedern der niedern Geistlichkeit wird das Zeichen, sich zu erheben, erst nach einigen Minuten, manchmal auch gar nicht gegeben; Bischöfe und Cardinäle dagegen setzen sich nach den vorgeschriebenen Kniebeugungen und nachdem sie des Papstes Hand geküßt haben, auf kleine Sessel. Einzelne Personen hohen Ranges knien beständig nieder, sobald der Papst sie anredet, aber dies ist keineswegs Vorschrift, sondern freie Wahl; der Cardinal Merode thut es beständig, obgleich er der vertrauteste Freund des Papstes ist. Beim Empfange von Prinzen und Prinzessinnen erhebt sich der Papst, Königen geht er bis in die Mitte des Zimmers entgegen und Kaisern bis ins Vorzimmer. Damen werden, außer Königinnen und Prinzessinnen mit ihren Hofdamen, nicht im Vatican selbst empfangen, sondern die ihnen bewilligten Audienzen finden im Garten oder einer anstoßenden Galerie statt. Sie erscheinen ohne Unterschied des Ranges oder Alters in schwarzen Kleidern und schwarzen Schleiern.

Interessant ist es, im Vorzimmer die Aeußerungen derjenigen zu hören, welche soeben den Audienzsalon des jetzigen Papstes verlassen. „Er ist ein Engel!" rufen seine begeisterten Anhänger; jeder aber, selbst ein Gegner seines politischen Systems, sagt: „Welch liebenswürdiger Mann! Selten saß auf dem Stuhle Petri ein Papst mit herzgewinnendern Eigenschaften als Pius IX.!" Nach den Audienzen folgt das Diner, einfach und weit entfernt von jenem überschwenglichen Luxus, durch welchen sich im Mittelalter die Tafel einiger Päpste ausgezeichnet; dann, wie in jedem Privathause in Rom, die Siesta, der

ſich eine Spazierfahrt anſchließt, bei welcher ein oder zwei Cardinäle die Unterhaltung führen und „Se. Heiligkeit zu amuſiren ſuchen“. Dies iſt leicht, da Pius IX., wenn er ſich frei vom Druck politiſcher Geſchäfte fühlt, heitern Gemüths iſt, gern lacht und mit Vergnügen kleine Anekdoten und Erzählungen hört. Der Wagen, welchen Reiter der päpſtlichen Garde umgeben, hält dann erſt außerhalb der Mauer Roms, in der Nähe der Pyramide des Ceſtius, auf dem Monte-Pincio oder am Coloſſeum; der Papſt und die Cardinäle ſteigen aus, machen einen kurzen Spaziergang zu Fuß und fahren nach Rom zurück, um ſich nach einem frugalen Abendbrot mit einer Partie Billard zu unterhalten, wobei fröhlich und ungezwungen geplaudert wird bis gegen 10 Uhr; wenn dieſe Stunde geſchlagen, verlöſcht auch das letzte Licht im Vatican.

Levin Schücking.

In einem ſeiner Jugendbriefe rühmt Heinrich Heine in ſchwungvollen Worten die landſchaftlichen Schönheiten Weſtfalens; von einer Fußreiſe durch die „rothe Erde“ hat er die friſcheſten und anregendſten Eindrücke empfangen. Die ihm nahe geſtanden, haben nachher ſtets bedauert, daß er ſeine Abſicht, jene Reiſe zu ſchildern, nicht verwirklicht. In anderer Weiſe ſollte der Wunſch, dieſe ſo eigenthümliche Landſchaft unſers Vaterlandes, Boden und Menſchen poetiſch dargeſtellt zu ſehen, in Erfüllung gehen. Eine Dichterin und ein Dichter, beide durch innige Freundſchaft verbunden, ſind faſt zu gleicher Zeit aufgetreten, Weſtfalen zu verherrlichen: Annette von Droſte-Hülshoff und Levin Schücking. War Annette Droſte eine eigenthümlichere, reicher begabte Natur als Schücking, ſo beſitzt er, beinahe zur Ausgleichung, ein größeres Kunſtverſtändniß und iſt tiefer und lebendiger mit den Anſchauungen und der Denkweiſe verwebt, die in der Gegenwart den Geſchmack beherrſchen und beſtimmen. Nur zum Theil können die Gedichte Annettens auf Zuſtimmung rechnen, die Zahl der Bewunderer ihrer Muſe wird immer eine beſchränkte ſein; die Erzählungen Schücking's dagegen haben jenen echten, volksthümlichen Zug, der von Jahr zu Jahr den Kreis ihrer Leſer erweitert. Zu Anfang des Jahrhunderts ſtanden ſich ſo in England zwei Dichter gegenüber: Lord Byron und Walter Scott. In ihrer katholiſchen Richtung iſt die weſtfäliſche Dichterin in ihren altjüngferlichen Liebhabereien ebenſo ausſchließlich wie Byron in ſeiner dämoniſchen Weltverachtung und ſeinen tollen Launen; es iſt bezeichnend, daß beide dem Adel angehörten. Walter Scott dagegen wird mehr und mehr, in ſeinen vorzüglichſten Schöpfungen, zum Gemeingut aller. Nicht mit Unrecht hat man Wilibald Alexis und Levin Schücking ſeine deutſchen Nachfolger genannt. Schücking's Heimat, Weſtfalen, iſt für die Romandichtung geeigneter und anziehender als Wilibald Alexis' Landſchaft: die Mark Brandenburg. So gewinnen die Erzählungen Schücking's gleichſam im Widerſchein der Landſchaft eine größere Mannichfaltigkeit, eine reichere Färbung vor denen ſeines Nebenbuhlers, deren Vortrefflichkeit in der Plaſtik ihrer Geſtalten, in der muſterhaften Widerſpiegelung des Mittelalters und der Reformationszeit, in einer gewiſſen Holzſchnittmanier beruht; Levin Schücking arbeitet lieber ſtatt mit dem Griffel mit Pinſel und Farben.

Die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig gibt jetzt in „neuer Bearbeitung“, in hübſch ausgeſtatteten Bändchen „Ausgewählte Romane“ des Dichters heraus, deren erſter Theil die obigen Bemerkungen anregte. Es iſt ein glücklicher Gedanke, gerade die auf der „rothen Erde“ ſpielenden Geſchichten Schücking's in wohlfeiler Ausgabe auch weitern Kreiſen zugänglich zu machen. In ihnen finden wir das Beſte und Schönſte ſeines Talents. Ein innerer Zuſammenhang geht durch dieſe Erzählungen und verbindet die erſte, die Geſchichte der „Marketenderin von Köln“, zur Zeit der Franzöſiſchen Revolution, mit der letzten, „Die Sphinx“, die bis in unſere Gegenwart hineinſpielt. Die Geſchichte des weſtfäliſchen Landes, die Veränderungen, die Land und Leute erfuhren, das Starre und Feſte in beiden, das jeder Neuerung trotzte, rollt ſich in mannichfach wechſelnden Bildern vor uns ab. Leicht und gefällig fließt der Strom der Erzählung; Schücking hat eine Ader von den alten, harmloſen Erzählern, die „Kunſt des Fabulirens“ ſcheint bei ihm wieder zur Natur geworden, es iſt nichts Geſuchtes und Gezwungenes in ihm. Plaſtiſch ſich von dem maleriſchen Hintergrund abhebend, treten ſeine Geſtalten auf; was ihnen hier und dort an hiſtoriſcher Vertiefung abgeht, erſetzen ſie durch eine reichere und vollere Individualität, als ſie uns gewöhnlich in hiſtoriſchen Romanen zu begegnen pflegt, wo ſo oft die Perſonen zu Schemen werden, die weltgeſchichtliche Stöcke, Hüte und Stiefeln tragen. Statt der romantiſchen Biographie gibt Schücking ſtets eine poetiſche Erfindung, ein Stück Leben; an einem der eigenthümlichſten Stämme unſers Volks läßt er die Entwickelung eines halben Jahrhunderts vom Herrn zum Knecht herab ſich ſpiegeln. Dieſe Erzählungen ſind ein echter Volks- und Hausſchatz.

Briefwechſel.

— M. R. in Hamburg. Es iſt ſehr zweifelhaft, ob der 23. April 1564 Shakſpeare's Geburtstag ſei; wir wiſſen nur, daß er am 26. April getauft wurde. Dagegen fällt ſein und Cervantes' Todestag auf dieſen 23. April, ſie ſind beide 1616 an dieſem Tage geſtorben. Die Fabeln, die über Shakſpeare's Leben noch bis heute verbreitet ſind, hat ſchon vor Jahren Nikolaus Delius in ſeiner kleinen Schrift: „Der Mythos von Shakſpeare“, aufzulöſen geſucht. Aber freilich, wer vermöchte, Vorurtheile zu beſiegen!

— M. von G. bei Wien. Wir bedauern, Ihren Wunſch in Betreff der „Ungariſchen Wanderungen“ nicht erfüllen zu können; ſuchen Sie doch ein öſterreichiſches Journal dafür.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 18.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XVIII. — Frühlingserwachen. Von Wilhelm Girschner. — Zur Geſchichte der Muſik. Von Alexander Meyer. I. Die Muſik der Barbaren. II. Die Muſik der Griechen. — Die vier George von Thackeray. Von Amely Bölte. I. — Claude de St.-Martin. — Gedichte von Otto Buchwald. I. II. — Beiblatt: Ein Beſuch in Schleswig. II. Die Spitäler. — Konſtantinopel im Mai. I. — Flandrin und Calame. — Briefwechſel.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XVIII.

Noch lag am nächſten Morgen Genoveva in ſüßen Träumen — in Träumen der Liebe und des Feſtes, zu dem nach ihrer und Marcel's glücklicher Heimkehr umfaſſende Vorbereitungen noch am geſtrigen Abend getroffen waren —, als Herr Joſeph Lecomte ſchon unruhig in ſeinem Arbeitszimmer auf- und niederging. Der alte Herr war immer ein Frühaufſteher geweſen, heute aber trieben ihn mancherlei Sorgen und Bekümmerniſſe vom Lager. Seinem Grundſatz getreu, die Seinigen, ſoviel er vermochte, von der politiſchen Bewegung und Unruhe entfernt zu halten, hatte er auch diesmal bei Marcel's Verhaftung ſeine Furcht ſtill in ſich verſchloſſen, bei ſeiner Befreiung nicht die ſtürmiſche Freude Genoveva's noch die in einem beredten Blick zum Himmel und ſtrömenden Thränen ſich offenbarende Rührung der Mutter gezeigt. Er wollte ihnen den Genuß des Glücks nicht durch die Kunde verderben, wie es erworben ward: durch die Abreiſe Marcel's zur Armee nach Flandern. Zwar hatte Maximilian Robespierre keine Bedingung für ſeine Verwendung zu Gunſten Marcel's geſtellt — ihm, äußerte er, ſei es ſtets erwünſcht, wenn er der Unſchuld beiſtehen und den guten Bürgern beweiſen könne, daß er nicht den blutigen Forderungen Marat's anhänge — aber ſein Gutachten: der junge Mann thäte am beſten, ſich auf einige Zeit von Paris zu entfernen und dem Vaterlande im Felde zu dienen, war doch wie ein Befehl, dem Joſeph Lecomte nicht widerſprechen konnte. Nur vermochte ſich der alte Herr nicht ſo raſch mit dem Gedanken zu verſöhnen, den einzigen Sohn den Gefahren des Kriegs auszuſetzen. Häßliche, traurige Bilder von Schlachten, Belagerungen ſtörten ſeine Nachtruhe; er glaubte beſtändig, den Wirbel der Trommeln und den Donner der Kanonen zu vernehmen. Früher als gewöhnlich erhob er ſich; zu ſeiner Verwunderung merkte er, daß der treue François, der in der Nebenkammer ſchlief, auch ſchon wach ſei. Hm, dachte er, das gibt heute einen unruhigen Tag. Und er ſollte ſich nicht getäuſcht haben. Mit bedenklichem Geſicht brachte der Diener das Frühſtück. „Es iſt nicht richtig in der Stadt", erwiderte er auf eine Frage Joſeph's; „ſchon geſtern Abend gab es überall Zuſammenläufe, und eben hat der Bäckerjunge in der Küche erzählt, Marat ſei ermordet, Marat, der Volksfreund! Drüben, jenſeit des Fluſſes,

ſeien alle Straßen vollgepfropft von Menſchen, niemand könne hindurch. In der Vorſtadt St.-Antoine rotteten ſich die Pikenmänner zuſammen, in einigen Vierteln werde Generalmarſch geſchlagen."

„Da wird das Feſt der kleinen Genoveva zu Waſſer!" antwortete Herr Joſeph Lecomte.

„Und doch ſollten wir eigentlich" — hier machte der alte François, trotzdem er den Finger auf den Mund legte, ein eigenthümliches Geſicht.

„Ein recht großes Feſt feiern?" Herr Joſeph Lecomte ſchnippte mit den Fingern. „Sprichſt meine Meinung aus, François! Aber, Haltung, guter Burſche! Nationaltrauer anlegen! Hänge die ſchwarze Fahne, die wir im vergangenen September ausſteckten, wieder aus einer Dachluke heraus! Das Vaterland iſt in Gefahr! Das Vaterland und wir ſelbſt noch mehr! Zum Glück brauchen wir unſere Gäſte nicht abzubeſtellen, ſie bleiben von ſelbſt weg. Sage dem Kutſcher, er ſolle den Reiſewagen aus der Remiſe holen!... Du verſtehſt mich?"

François nickte nur und eilte hinaus.

Wenn auch Joſeph Lecomte nicht ahnte, wie nahe die Ermordung Marat's ſeinen Sohn berühren mußte, noch nicht einmal vernommen, wer dieſe That vollführt, wenn ihm auch Charlotte Corday noch bis auf den Namen unbekannt war: den Einfluß dieſes tragiſchen Ereigniſſes auf die Bevölkerung von Paris, auf die Lage ſeiner Familie erkannte er mit jenem hellſeheriſchen Blick, der uns zuweilen in den großen Kriſen unſers Schickſals wie durch Eingebung verliehen wird. Für ihn ſtand ein innerer Zuſammenhang zwiſchen dem Mord Marat's und der plötzlichen Ankunft Pontmartin's feſt; wurde, war der Baron etwa gar ſchon verhaftet, ſo konnte eine neue Gefangennehmung Marcel's nicht ausbleiben. Sobald es ging — hoffentlich waren die Barrièren noch nicht bis dahin geſchloſſen —, ſollten Eliſabeth und Genoveva unter dem Schutz treuer Diener Paris verlaſſen und nach der Normandie reiſen. „Fliehen, auswandern", ſagte der Alte für ſich, „um keinen Preis! Der iſt ehrlos, der das Vaterland in ſeiner Noth im Stich läßt — und wenn Marcel, wenn wir morgen alle guillonirt würden: ich bleibe! Es lebe Frankreich!" Und damit ſchritt er feſten Fußes in ſeinen Garten hinab, beſah ſeine Blumen, begoß ſeine Lieblinge und trat dann in das gemeinſame Zimmer der Familie, wo Marcel der Mutter und der Geliebten nun zum dritten mal ſeine Erlebniſſe im Gefängniß erzählen mußte.

In der Betrachtung ſeiner Blumen hatte Joſeph Lecomte ſich gleichſam zu dem ſchweren Werk geſammelt, den Frauen mitzutheilen, was doch nicht länger zu verſchweigen war.

„Sieh', ſieh'!" ſagte er lächelnd zu Marcel nach den erſten Begrüßungen, nachdem er Genoveva's Kuß empfangen, „du biſt ja in Einer Nacht ein berühmter Mann geworden! Wie wohlfeil iſt der Ruhm!"

„Mußt du denn ewig ſpötteln", meinte Frau Eliſabeth ſanft verweiſend, „ſelbſt über das Schickſal deines Kindes!"

„Nun, nun, es iſt ihm nichts geſchehen! Nur größer iſt er über Nacht geworden — merkſt du es nicht? Als Marcel Lecomte ging er in das Gefängniß, als ... Haſt du ihnen denn noch nichts von deinem Glück geſagt?"

„Ja, Mutter, ja, liebſte Genoveva — mein ſehnlichſter Wunſch iſt erfüllt! Der Bürger Robespierre hat mir eine Sendung in das Lager unſers Heeres übertragen."

„Du gehſt zur Armee?" rief die Mutter, ihn feſthaltend im neu ausbrechenden Schmerz. „O mein Sohn, mein Sohn!"

Genoveva ſtand da, blaß und ſchlank, mit gefalteten Händen, aber ſie weinte nicht.

„Keine Thränen, keinen Jammer!" entſchied der Vater. „Ich halte es für das Sicherſte und der Bürger Robespierre auch. Aus dem Kriege kommen viele wieder heim, aus den Gefängniſſen keiner! Gib mir die Hand, m'amie, das bedrängte Vaterland hat ein Recht an ſeine Kinder! Wir haben doch ſchlimmere Stunden durchgemacht als dieſe. Den Kopf hoch, kleine Genoveva! Wer in der Abtei geweſen iſt, wird ſich doch nicht vor dem Gedanken fürchten, daß ſein Freund in den Krieg zieht? In einem halben, in einem Jahre iſt Marcel wieder bei uns, dann für immer, nicht wahr, mein Junge? Aber als Offizier, als Oberſt oder General — was weiß ich?"

Indem meldete der alte François, ſeinen Herrn beiſeite winkend, daß der Reiſewagen in ſchönſter Ordnung ſei, die Kiſſen gut, die Räder heil, kein Nagel fehle, es brauchten nur die Pferde angeſchirrt zu werden... Herr Joſeph Lecomte rieb ſich vor Vergnügen die Hände: „Wir kommen unter dem großen Unwetter weg, meine Lieben! Und wie, dank unſern Pferden! Einpacken, meine Liebe, einpacken! Das Unentbehrlichſte! Wir gehen aufs Land..."

„Aber der Ball, den Sie mir verſprochen haben", verſuchte Genoveva zu necken, obgleich ihr das Schluchzen näher war als der Scherz.

„Ich gebe ihn dir tauſendmal ſchöner auf unſerm Landgut in der Normandie!"

„Nach der Normandie! O, hätteſt du mir doch früher nachgegeben, Joſeph!" ſagte Frau Eliſabeth mit ſtillem Vorwurf. „Schon nach dem Tode des Königs hätten wir mit den Kindern dieſe ſchreckliche Stadt fliehen ſollen!"

„Du biſt —" wallte Herr Joſeph Lecomte auf, beſann ſich aber und küßte ſeiner Frau die Fingerſpitzen. „Du weißt nicht, was Paris werth iſt! Es gibt in der Welt nur Ein Paris! Aber an die Arbeit! Ja ſo — ihr wollt wiſſen, welch neuer Sturm über uns herbrauſt: Marat iſt todt, gerade ſo todt wie der König! An die Arbeit!"

Frau Eliſabeth gehorchte um ſo williger dem Wort ihres Gatten, da ſie ſich längſt aus der getümmelvollen Stadt in die Stille und Sicherheit ihres Landguts geſehnt; von allen Provinzen Frankreichs war die Normandie am wenigſten von dem Erdbeben der Revolution heimgeſucht worden; Aufſtände hatten ſich hier wie überall erhoben, aber den Bewohnern waren die Greuel, die in Paris, in der Vendée, in den ſüdlichen Landſchaften fort und fort ſich wiederholten, erſpart geblieben. Der ſanften, auf den Bezirk ihres Hauſes ſich gern beſchränkenden Frau war Marat ein Bild des Grauens, mehr eine dunkle Vorſtellung des Abſcheulichen als eine menſchliche Erſcheinung; durch ſeinen Tod fühlte ſie ſich wie von einem Alp befreit, der auf ihr gelegen. Genoveva aber hatte in ihrer Neigung zu Marcel, in der Freude, ihn zu beſitzen, alles in der Außenwelt vergeſſen; Regen oder Sonnenſchein, ihr war es gleichgültig, wenn ſie ihn nur ſah; träumeriſch, mit geſenktem Kopf, folgte ſie der Mutter.

Marcel und der Vater blieben allein. Das eben noch ſo ſtrahlende Geſicht des Jünglings, in dem kriegeriſcher Muth und Siegeshoffnung ſich ſpiegelten, hatte einen Ausdruck des Schreckens angenommen. . . „Marat ermordet!" murmelte er halblaut und ſtellte ſich an das Fenſter, um den forteilenden Frauen nicht die Veränderung ſeiner Züge zu zeigen.

„Wer hat ihn getödtet?" fragte er jetzt heftig, ſich zu dem Vater wendend. „Pontmartin?"

Die Reihe des Erbleichens kam da an Herrn Joſeph Lecomte. „Marcel — um Gottes willen, Marcel! Laß mich nicht denken, daß ein Lecomte, daß mein Sohn um einen Mord gewußt!"

„Mit meinem Leben hätt' ich das ſeine geſchützt!" fuhr Marcel auf. „Mir ſchien es aber, als wäre Pontmartin mit Marat befreundet. . ."

„Wir wollen hoffen, ein Wahnſinniger hat es gethan... Wir leben in keiner römiſchen Republik; ich habe niemals Brutus und Caſſius geliebt! Mord iſt in meinen Augen immer ein Verbrechen! Doch deine Anweſenheit in Paris, mein Sohn, wird mit jeder Stunde gefährlicher! Hundert Unſchuldige werden die That eines Schwärmers büßen müſſen! Noch einmal, Marcel, nicht nur vor dem Revolutionstribunal, auch vor Gott biſt du unſchuldig an Marat's Tode?"

„Vor Gott und dir und meiner Mutter!" bekräftigte, ſeine Hand wie zum Schwur erhebend, Marcel.

„Dann iſt's gut! Dann iſt ſelbſt die Guillotine nur ein Kinderſpiel! Ob wir jung oder alt, unter dem Meſſer oder an einer unverdaulichen Medicin ſterben, wenn wir nur ruhig ſterben: was macht das aus? Uebrigens iſt der Tod durch die Guillotine der ſchnellſte und billigſte, ſagt ihr Erfinder; ſie iſt nach der Entdeckung Amerikas die menſchenbeglückendſte Erfindung. . ."

Wieder zeigte ſich da an der Thür der alte François, ſchaute vorſichtig im Gemach umher und da er nur Vater und Sohn darin erblickte, ſagte er: „Wir ſind am Ende — er iſt im Garten."

„Oho", brauſte Herr Joſeph Lecomte auf, „das wird zu arg! Auch die Dankbarkeit hat ihre Grenzen! Will er mich mit Gewalt ins Unglück ſtürzen? Mit Gewalt, ſag' ich!"

„Laß mich mit ihm reden, Vater!"

„Nichts da, Herr Naſeweis! Hätteſt am beſten gethan, auch nur, wie der gute François, Geſpenſter zu ſehen! Geh' zu den Frauen, beruhige, unterhalte ſie! Mit ihm werde ich allein fertig!"

Die Hände in den weiten Taſchen ſeines braunen Rocks, begab ſich Herr Joſeph Lecomte in den Garten. Auf ſeiner Stirn ſtand der Aerger: es war nicht gerathen, ihm zu begegnen. Dennoch trat ihm der Baron in ſeiner gewohnten Kaltblütigkeit entgegen, ihm die Hand zum Willkommen darreichend.

Joſeph Lecomte indeß machte keine Bewegung ſie zu ergreifen. Pontmartin verſtand ihn und ſagte mit einem Seufzer: „Es klebt kein Blut daran, mein alter Freund, ich bin kein Mörder!"

In den verſchiedenſten Lagen des Lebens, in guten und widrigen Tagen hatte der Handelsherr mit dem Baron zu ſchaffen gehabt, niemals aber deſſen unverwüſtliche Laune von einem ſchwermüthigen Gefühl getrübt und verdunkelt geſehen. Um ſo eigenthümlicher mußte ihm der ſonderbare Ernſt, die Traurigkeit Pontmartin's in dieſem Augenblick auffallen. Was alle ſchreckt, Gefahr und Tod, hatte dieſen Abenteurer nie bekümmert; zu viele Schiffbrüche hatte er überſtanden, um vor dem letzten ſich zu entſetzen. In der Bruſt Joſeph Lecomte's überwand die Erinnerung der alten Freundſchaft und das Mitleid mit dem Flüchtling ſeinen Unwillen, ſeine Scheu vor dem Verſchwörer, dem Feinde der Republik. „Setzen Sie ſich doch!" bat er. „Sie ſind erſchöpft, François ſoll uns eine kleine Stärkung bringen! Die ſchwarze Fahne am Dache bedeckt alles..."

Und ſo ſaßen ſie denn unter der alten Linde.

„Ich bin nicht hungerig, ich bin nicht müde", ſagte der Baron, „aber da" — und er ſchlug auf ſein Herz — „daraus iſt die Kraft gewichen! Ich habe die Luſt an jedem fernern Widerſtand verloren; dreimal hab' ich ſeit geſtern den Einfall gehabt, mich der nächſten Wache zu übergeben. Da habt ihr den Pontmartin, ſchlagt ihm den Kopf ab! Ihr glaubt einen Verrückten vor euch zu haben, vielleicht habt ihr nicht unrecht. Der Anblick eures würdigen Bürgergenerals Henriot auf ſeinem Schimmel, mit ſeinem langen Schleppſäbel, brachte mich dann wieder auf luſtigere Gedanken. Der Wackere hat die Nacht ebenſo wenig geſchlafen als ich — und das alles um ein Mädchen und einen todten Mann!"

„Um ein Mädchen?"

Pontmartin mußte die Geſchichte Charlottens erzählen. So erfuhr Joſeph Lecomte die verhängnißvolle Verbindung, in der ſie zu ſeinem Sohne, zu Genoveva ſtand. Sie hatte ihm jenen Zettel geſchrieben, den er vorſichtig für den äußerſten Fall aufgeſpart und noch niemand gezeigt. Der Baron ſelbſt war am Freitag Abend unbeläſtigt von Wachen und Polizeidienern aus dem Hauſe Lecomte's entkommen, hatte in der Nähe des Temple in einem Gaſthofe ein Unterkommen gefunden, ohne viel nach Stand und Namen gefragt zu werden. Während des Sonnabends hatte er ſich in ſeinem Zimmer aufgehalten, die Rechnung bezahlt und war, von einem bangen Vorgefühl getrieben, in der Richtung nach Marat's Wohnung zu gegangen, oder, wie er ſich ſelbſt überreden wollte, um den Schauer der Ahnung abzuweiſen, in der Hoffnung, von Marat ein „Zeugniß ſeines Civismus" zu erhalten, das ihm bei den Thorwachen zur Sicherheit diene. Aber er erreichte die Straße der Franciscaner nicht; der Menſchenſtrom, der Genoveva und Marcel zur Flucht gedrängt, hemmte auch ſeine Schritte — er ward von ihm mit fortgeriſſen. Die Vordern eilten der Abtei zu; dorthin, hörte er von den Umſtehenden, die wie er von den Wüthendſten beiſeite geſchoben wurden, werde man auch die Mörderin führen; das Abteigefängniß lag der Wohnung Marat's am nächſten. „Eine Mörderin?" fragte Pontmartin. „Nun ja, das Frauenzimmer, das Marat umgebracht hat!" antworteten drei ſtatt eines. Mehr brauchte Pontmartin nicht zu fragen, er wußte genug. Jetzt hätte ihn keine irdiſche Gewalt von der Steinſtufe verdrängen können, auf der es ihm gelungen war, den Rücken an die Wand eines Hauſes lehnend, Poſto zu faſſen. Athemlos ſtand er, aufrecht, durch ſeine Stellung und ſeine natürliche Größe alle überragend. Eine bange Viertelſtunde verfloß, die Dämmerung wich ſchon nächtlicher Dunkelheit, als ein Wagen langſam durch die wogende, brüllende Menſchenmenge fuhr, Soldaten vorn, hinten, zu beiden Seiten, einige Conventsdeputirte, Louvet, Chabot, Marino mit ihren dreifarbigen Schärpen, an der Spitze des Zugs. Am Himmel leuchtete der Mond. Mehr als einmal ſchien es, als werde ſich die empörte Maſſe auf den Wagen ſtürzen und die Mörderin zerreißen. „Sie hat es ja ſelbſt ſo gewünſcht!" höhnte einer neben Pontmartin. „«Da ſie dies Scheuſal» — ſie meinte den erhabenen Marat damit — «wie einen Gott verehren, ſo werft mich doch ihnen vor!» das hat ſie geſagt, mit dieſen meinen Ohren hab' ich es gehört!" Wie Hercules mit Antäus, rang Pontmartin mit denen, die vor ihm ſtanden, um ſich Bahn zu dem Wagen zu brechen, um Charlotte zu ſehen. Vergeblich — die Menge flutete wie das Meer, nicht einen Schritt kam er vorwärts. Die entſetzlichſten Verwünſchungen gegen die Mörderin miſchten ſich mit dem Lobe Marat's, mit den Rufen: „Es lebe die Republik! Es lebe der Convent! Nieder mit den Ariſtokraten!" Wenn das Wuthgeheul eine Minute verſtummte, erhob es ſich in der folgenden noch wilder, teufliſcher. Um den Schrecken des Schauſpiels zu erhöhen, erſchienen aus einer Nebengaſſe Männer und Weiber mit Fackeln und Spießen, eine rothe Fahne wurde entfaltet . . . es war nicht das

erſte mal, daß Pontmartin einem ſolchen Ausbruch der Volksleidenſchaft zuſchaute; damals aber, wo der Tod ihn ſelbſt ſchon an einem Haar hielt, hatte weder ſein Herz noch ſeine Wimper gezuckt — jetzt verhüllte er das Geſicht. So, dachte er, als jetzt der Wagen an ihm vorüberſchwankte — ein einfacher Miethwagen, derſelbe, in dem Charlotte zu Marat gefahren war — ſprangen im Amphitheater zu Rom die Beſtien auf die unglücklichen Chriſten los. . . Dann löſte ſich der Knäuel, zuletzt war er in der leer und ſtill gewordenen Straße allein. Die Gewalt, die ihn beherrſchte, trieb ihn vorwärts, in das Haus Marat's. Er ſah die Leiche des Unglücklichen, er drückte ſchweigend den im Schmerz nun ſchon erſtarrten Frauen die Hand. Ruhelos wanderte er auf und nieder, als jagten ihn die Erinnyen, die Rächerinnen des Erſchlagenen umher. . . Vor der Abtei verweilte während der Nacht das Volk in zahlreichen Gruppen; dieſe gingen, andere kamen hinzu. Die Nationalgarde war in Bewegung; das Aeußerſte befürchtend, hatte Henriot die Wachen verdoppeln laſſen. Mit ihnen allen verbrachte auch Pontmartin die Nacht unter freiem Himmel. Ein Verlaſſen der Stadt wäre in dieſen Stunden ohne genügenden Ausweis, bei dem Verdacht der Bevölkerung, die Ermordung Marat's ſei das Zeichen einer allgemeinen Erhebung der Ariſtokraten, eine neue Bartholomäusnacht bedrohe Paris, nicht auszuführen geweſen. Von der Nothwendigkeit wie ſeinem Herzen bezwungen, blieb Pontmartin trotz des heranſchreitenden Verhängniſſes.

Ein abenteuerliches, zügelloſes Leben lag hinter Robert, dem Baron von Pontmartin. Im Ausgange Ludwig's XV. hatte er eine Zeit lang am Hofe zu Verſailles eine glänzende Rolle geſpielt und war, wie das Gerücht wiſſen wollte, ein begünſtigter Freund der Gräfin Dubarri geweſen. Die Miniſter Ludwig's XVI. konnten ihn nicht leiden; man ſandte ihn, da man ihm Unerſchrockenheit und perſönlichen Muth zutraute, in mancherlei Angelegenheiten nach Indien, nach Isle-de-Bourbon, nach St.-Domingo. Ueberall bewies der Baron dieſelbe Geſchicklichkeit in Unterhandlungen, dieſelbe Tapferkeit mit dem Degen, aber überall hatte er auch einen Zweikampf auszufechten. Seine Tollheit ſtieg mit den Jahren. Bei einer längern Anweſenheit im Vaterlande knüpfte er ein Liebesverhältniß mit einem jungen, ſchönen Bürgermädchen an, einer entfernten Verwandten Joſeph Lecomte's, die er in deſſen Hauſe öfters geſehen. Auf dem Hauſe der Lecomtes ſtand nämlich eine alte, unablösliche Hypothek der Familie Pontmartin, der erſte Verkäufer hatte ſeinen Nachkommen ein Anrecht auf dies Grundſtück für alle Zeiten und Fälle ſichern wollen. So war Joſeph Lecomte in unmittelbare Berührung mit dem Baron gekommen und dieſer hatte es nicht unter ſeiner Würde gehalten, die Intereſſen des Kaufherrn in Weſt- wie in Oſtindien als Freund wahrzunehmen. Den Augen Joſeph's entging das Verhältniß ſeiner jungen, wenn auch nicht reichen, doch wohlhabenden Verwandten zu Pontmartin, bis beide plötzlich aus Paris verſchwunden waren. Aus einem Dorfe der Normandie erhielt er die erſte Kunde von ihnen: den Brief eines Pfarrers, daß er vor acht Tagen, am Abend, das Fräulein Madelaine und den Baron Pontmartin getraut habe, das junge Paar ſei nach England gereiſt. Die Gattin des Barons ſtarb einige Monate nach der Geburt einer Tochter; der Baron, um ſeinen Schmerz über dieſen Verluſt zu betäuben, ſeinem Hang nach Abenteuern und Reiſen Genüge zu thun, begab ſich nach Amerika, wo die Republikaner in Virginien und Penſylvanien ihren Kampf gegen England anfingen. Das Kind blieb der Obhut treuer Wächter, der Kammerfrau der Mutter und ihres Mannes, eines wackern normänniſchen Pächters auf einem Gute, das früher dem Baron gehört, überlaſſen; mit vier Jahren ward es in das Kloſter der Nonnen zu Caen gebracht. Pontmartin focht, ſiegte, lebte und litt indeß in Nordamerika, er zeichnete ſich im Stabe Waſhington's aus und war einer der wenigen, welche die junge Republik mit dem Cincinnatusorden belohnte. Sein Vermögen hatte er, von Europa ſcheidend, in die Hand Joſeph Lecomte's gegeben, nur ſelten forderte er die Zinſen. „Ich lebe als Soldat", ſchrieb er einmal, „von der Hand in den Mund. Spart, knauſert, thut, was ihr könnt, aber leiht nicht auf wucheriſche Zinſen aus, die kleine Genoveva muß reich werden!" Und ſie wurde reich, daß der Baron ſelbſt erſtaunte, als er, nach dem Frieden von Verſailles nach Frankreich zurückkehrend, von Joſeph Lecomte die Summe ſeines Vermögens erfuhr. „Wetter", rief er, „das iſt Geld! Da nehm' ich ein paartauſend Francs davon und reiſe nach China!" Geſagt, gethan; er machte ſich auf den Weg nach dem damals noch verſchloſſenen Reich der Mitte, dem wunderbaren Fabelland des Oſtens, der goldenen Drachen, der Pagoden und Porzellanthürme.

Fünf Jahre blieb er im Orient: Genaueres aber von dieſer Reiſe erfuhren nicht einmal ſeine nächſten Freunde. Die Revolution, die in Frankreich ausgebrochen, beſchäftigte alle Geiſter mit den Angelegenheiten des eigenen Landes, die Wunder der Ferne verloren darüber jeden Reiz. Der Baron hatte nicht umſonſt unter Waſhington gedient, er war für eine Verfaſſung und ein beſchränktes Königthum, weiter ging er nicht. „Die Franzoſen", behauptete er, „ſind eine Nation von Schauſpielern, ſie werden niemals Republikaner werden — außer in Corneille's Trauerſpielen." Dieſen Grundſätzen bewahrte er in allen Stürmen eine unerſchütterliche Treue; nur wurde er durch die Macht, die in den Dingen ruht, ſtärker als der Wille und die Leidenſchaft des Größten unter uns, allmählich aus ſeiner Oppoſition nach der rechten Seite, in die Reihen der Anhänger des Königs gedrängt. Der 10. Auguſt 1792 fand ihn in den Tuilerien; auch ihm entſchlüpfte wie andern Offizieren bei dem Herandrängen des Volks der ſchickſalsſchwere Befehl: „Feuer!" an die Schweizer. . . Sein Stern begünſtigte ihn, er entkam dem fürchterlichen Blutbad, ward erſt einige Tage ſpäter in einem Verſteck entdeckt, in das Gefängniß geworfen und durch Marat's Dazwiſchenkunft, den er vor Jahren, 1787, in der Hofdienerſchaft des Grafen Artois kennen gelernt hatte, vor den Septembermördern gerettet. Von jenem Tage an glich er dem Wild des Waldes. Weder die Bauern und Edelleute der Vendée noch die Girondiſten in Caen trauten ihm ganz; dieſen war er zu ſehr Ariſtokrat, gegen die Privilegien jener hatte er zu heftig geſprochen. Ihm ſelbſt unbewußt, war es eine gewiſſe Verachtung des Lebens, Gleichgültigkeit gegen den Tod, Unluſt an allem und das ihm eigene unſtete Weſen, das ihn jetzt nach Paris geführt; er wollte ſeine Tochter wiederſehen, Marat und Charlotte retten und voreinander bewahren, ſich überzeugen, ob ein Umſturz der Republik möglich ſei. Aber das waren nicht feſtbeſtimmte Vorſätze, es irrte ihm abenteuerlich durch den Sinn — abenteuerlich, wie er das Leben begonnen, wollte er es auch beſchließen; der eine erblickt in der Welt und dem Daſein ein harmoniſches Kunſtwerk, dem andern ſind beide Seifenblaſen... Blaſt ſie in die Luft, laßt ſie ſteigen, ſchillern und zerflattern! ſagen ſie — es war die Meinung Pontmartin's.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Frühlingserwachen.

Von Wilhelm Girſchner.

Der Wechſel der Jahreszeiten gehört unſtreitig zu den ſchönſten Erſcheinungen unſers Klimas. Nirgends wol ſpricht die Natur mit ſo mächtig ergreifender, rührender Stimme zum Menſchenherzen als in dieſem reizvollen Wechſel, in dieſem alljährlich ſich wiederholenden Schauſpiel des Aufblühens und Abſterbens, das den Menſchen an das Ewige im Vergänglichen mahnt. Und ſind nicht die Jahreszeiten getreue Spiegelbilder unſers eigenen Lebens und müſſen ſie darum nicht ſympathiſch unſer Gemüth ergreifen? Dieſe Stimmungen werden dem unter der unveränderlichen Monotonie der ihn umgebenden Natur in träger Ruhe dahinlebenden Tropenländer ewig fremd bleiben. Alle Wunder des Orients, alle Pracht der Tropenzone wiegen dem Nordländer nicht den Wechſel ſeines Klimas auf; trotz der ewigen Bläue des Himmels, dem Immergrün der Wälder müßte er hier, vergebens auf Veränderung am Himmel und auf der Erde wartend, in geheimer Sehnſucht verkümmern. Mit dem größten Schmerz würde er vor allem den herrlichen Anblick einer gleichſam neuen Schöpfung vermiſſen, den ihm alljährlich der wiedererwachende Frühling unter der Milde ſeines Himmels bietet. Was könnte ihm Erſatz geben für dieſes ſanfte Frühlingserwachen, das ſchönſte Phänomen unſerer Erde? Wenn endlich nach langer Trübe ſich der Himmel wieder aufthut und die milde Kraft der jungen Sonne ein neues Leben hervorlockt; wenn der Frühling ſeine Vorboten, die lauen Lüfte, ſendet, das erſte Veilchen hervorſproßt, das erſte Lerchenlied ertönt — welcher Nordländer kennt ſie nicht, die ſüßen Ahnungen und Hoffnungen, die ihm ums Herz ſchweifen, das Gefühl der Lebensverjüngung, das alle Adern durchwallt, die tauſend Bilder und Geſtalten froher Jugend und Hoffnung, die ihn umgaukeln?!

Es liegt ein eigenthümlicher Reiz darin, dem wiedererwachenden Leben im Frühling zu lauſchen, dem wir Nordländer mit Harren und Sehnen, durch die lange Entbehrung des Winters geſteigert, entgegenſehen. So mag der Schiffer nach langer Seefahrt vom Maſtkorb nach dem theuern Anblick des heimatlichen Strandes ſpähen.

Unter kaltem Sprühregen und Schloßenſchauer entweicht der mürriſche Winter zum fernen Norden; der Schnee zerſchmilzt in gelben Fluten und

die Erde ſtreift ihn ab wie ein drückendes Gewand. Grüne Saaten und braune Ackergefilde thun ſich hervor und frei ragt der Berge entblößtes Haupt wieder zum Himmel. Auch das Menſchenherz fühlt ſich wie von langen Feſſeln befreit und wie von einem ahnungsvollen Hauch durchweht; ſüßbeklommen ſpürt es die Zeit des nahenden Frühlings, des Lebengebers und Freudenbringers. Laue Segenslüfte regen brauſend ihre Schwingen, dichte Schauer gießt das graue Gewölk hernieder und es löſen ſich die letzten Spuren des Schnees in Thälern und Gebirgen und Bäche und Ströme ſchwellen in ihren Betten.

Horch, wie brauſet der Sturm und der ſchwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig-ſüßes Gefühl! Lieblicher Frühling, du nahſt!

Wie der Tropenländer das langerſehnte Rauſchen eteſiſcher Winde in dem gefiederten Laube der Palmengipfel als Anzeige der nahen Regenzeit nach langer tropiſcher Dürre, ſo begrüßt der Bewohner des Nordens dieſe Zeichen des nahenden Lenzes mit ſtiller Freude! Himmel und Erde und Fluten gehen zur Ruhe, das blaue Hoffnungsauge des Himmels thut ſich auf und die Sonne lächelt ſo über Fluß und Auen. Ein wunderbares Sehnen treibt uns hinaus aus der dumpfen Enge des Zimmers in weite, freie Räume. Zwar haben Wieſen und Anger noch ihr fahles Winterkleid und ein kalter Nord ſchauert zuweilen durch die kahlen Aeſte der Bäume, die ſtumm ihre Arme zum Himmel emporſtrecken und um junges Grün und neue Blüten bitten. Doch wie liegt die Landſchaft ſo hell und klar im milden Sonnenſchein, eine Wohlthat für das Auge nach den trüben Tagen des Winters! Scharf zeichnen ſich die Umriſſe der Berge gegen den klarblauen Märzhimmel, das ferne Waldgebirge überzieht ein duftiges und doch ſo duftloſes, zartes Blau. Heiter liegen die Abhänge der Berge in den Strahlen der Sonne und das braune Heidekraut und die verbleichten Waldgräſer freuen ſich des milden Glanzes; lieblich rinnt und rauſcht das Bächlein ins Thal hinab, der gelbe Citronenfalter flattert munter am Rande des noch laubloſen Waldes und das Pfauenauge wiegt behaglich ſeine Flügel in den Strahlen der milden Sonne.

Nichts gleicht an zarter Lieblichkeit dieſer erſten Zeit des Vorfrühlings, dieſen „ſanften Tagen", die ein deutſcher Dichter, der in die Schule der Natur gegangen, ſo ſchön beſungen hat:

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wenn in der erſten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeſchlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme ſtreut;
Die Thäler noch von Eiſe grauen,
Der Hügel ſchon ſich ſonnig hebt,
Die Mädchen ſich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel ſich neu belebt.

So oft der Frühling herannahte und ich auf den ſonnigen Hügel emporſtieg, um ſeine erſten Grüße zu empfangen, hab' ich es mir vorgeſagt, und ganz wurde die Seele eingewiegt in jene ruhigen Gefühle.

Alle die trüben Träume des Winters müſſen fliehen; die heimliche Kraft der Sonne hat alles in Leben und Fröhlichkeit verſetzt. Vorwärts über die blanke Pflugſchar gelehnt, lenkt der rüſtige Pflüger die ins Joch geſchirrten Stiere und aus dem zerriſſenen Acker ſteigt nährend und verjüngend der alte Erdathem empor; mit abgemeſſenem Schritt ſchreitet der Säemann durchs Gefilde und übergibt vertrauensvoll den Samen dem mütterlichen Schoſe der Erde. Wie fröhlich blickt die junge Saat daneben hinauf in den Frühlingsſonnenſchein und den jugendlich-heitern Aether, und hoch darüber ertönt das kreiſende, jubelnde Lied der Lerche! Munter zwitſchert der Sperling unter dem Dache der ländlichen Wohnung; auf dem hohen Ulmbaume davor lockt die geſchwätzige Elſter; die Meiſe, die oft mit bittendem Blick an das gefrorene Fenſter flog, ſitzt jetzt ſchon wieder auf dem Roſenſtrauche des Gartens und kokettirt ſo lebensfroh mit Kopf und Schwänzchen. Schwatzend rudert die Ente durch den Teich, vor der Schar ſeiner Hennen prunkt der ſtolze Haushahn und der bunte Pfau enthüllt ſeine Farbenpracht den Strahlen der Sonne. Auf dem Dache des Hauſes aber girrt die Taube, lüſtern die Blicke rollend und den Hals voll bunten Farbenſpiels kokett nach allen Seiten drehend. Keim und Knospe tritt an das Licht hervor. Im Garten, wo der Gärtner, die Seele voll von Ernteträumen, dem Samen ein lockeres Bett bereitet, iſt das junge Laub der Stachelbeere, das erſte Grün des Frühlings, bereits hervorgebrochen; die den ländlichen Zaun überragenden Haſelſträucher ſtreuen ſchon aus ihren ſtrotzenden Staubbeuteln den ſchwefelgelben Blütenſtaub. Die Weidengebüſche am Bache zeigen ihre ſilberſeidenen Blütenkätzchen und an ihren zarten, ſchwanken Ruthenkronen brechen ſchon zahlreiche Knospen hervor. Dichter und dichter ſproſſen auf Feldrainen und Angern die zarten Blätter der

Gräſer auf, aus denen freundliche Gruppen von Gänſeblümchen hervorſchauen; immer voller und üppiger entfalten die Saatfelder ihr friſches Grün. Auf den von Sonnenlicht und Erdfeuchte geſättigten Wieſen ſchießt Halm an Halm empor; hier wiegt der Steinbrech ſchon auf ſchlanken Stielen ſeine ſchneeweißen Blüten, die ſaftiggrünen Blätter der Herbſtzeitloſe ſchmücken den Teppich, und unter den hereinziehenden Gebüſchen des angrenzenden Waldes ſteht auf ſaftigem Grunde das den Frühlingshimmel erſchließende Himmelſchlüſſelchen. Wenden wir uns dem Walde zu, ſo iſt in den feuchten Thälern lange ſchon aus Schnee und Winternacht der erſte Frühlingsbote, das Schneeglöckchen, erblüht; zwiſchen bemooſten Felſen ſieht das blaue Auge der Leberblume hervor, weiſe und gelbe Anemonen ſtehen wie dichtgeſäet zwiſchen niedrigem Geſtrüpp und hohen Waldgräſern, daneben der duftende Seidelbaſt und das Lungenkraut mit ſeinen blaurothen Röhrenblütchen, die bunten Genoſſen in jedem Frühlingsſtrauß, und am Boden, zwiſchen dürrem Laub verborgen, treibt die nierenblätterige Haſelwurz ihre beſcheidenen Blüten. Auch um die Zweige manches Baumes und Buſches ſpielt ſchon ein junger Blätterſchimmer. Am früheſten ſind die zarten Zweige der Birke mit grünen Blattſpitzen bedeckt; ſie iſt die erſte, welche den Frühling in den Wald trägt. Darum iſt ſie ein echter Frühlingsbaum, voll ſinniger, erfriſchender Freundlichkeit und wegen ihrer zarten, jugendlichen Geſtalt am meiſten dazu geeignet. Bald weben auch um die hohen Wipfel der Pappeln die bräunlichen Blattknospen ihren erſten Schimmer. Andere Bäume prangen bereits im Schmuck ihrer Blüten, während die Blattknospen daneben noch regungslos ſchlafen; ſo die Erle und die Zitterpappel, deren Blüten ſchon frühe Boten des Frühlings ſind, und die Ulme mit ihren braunrothen Blütenknäueln. Nur in den ſtarren Eichen und Hainbuchen regt ſich noch kein Leben, bis endlich auch um ihre ſchwarzen Zacken Tauſende von Knospen ſchimmern.

Ueberall waltet und ſchafft die rege Milde mit unbeſchreiblicher Macht und dringt ſelbſt in die verborgenſten Thäler und Winkel und lockt die ſtarren Schläfer des Winters hervor. Manche Schnecke, die ſich hinter dem Steinblock zwiſchen dem Mooſraſen oder im Erdloch ein ſtilles Plätzchen geſucht, wo ſie ſich in ihrem mit dem Winterdeckel verſchloſſenen Häuschen wohlverborgen hielt, iſt jetzt wieder ans Licht gekommen; geſchäftige Scharen von Ameiſen, die ihr künſtliches Winterhaus verlaſſen, tragen ſchon wieder zum Bau ein; ſchwarze und goldgelbe Laufkäfer gehen auf Beute aus; Hummeln und Bienen ſchwärmen ſurrend an den Blütenkelchen; Schwärme von Erdbienen und graubehaarten Weſpen ſind emſig beſchäftigt, Löcher in den lockern Erdboden zu wühlen und ihre Neſter einzurichten. Auch in Sümpfen und Teichen regt ſich wieder ein neues Leben. Verſchiedenartige Sumpfſchnecken ſind aus dem Schlammgrund, ihrem Winterlager, emporgeſtiegen und hängen ſich mit ihren graudunkeln Schalen an die umherſchwimmenden abgeſtorbenen Schilfrohre; große graue Waſſerſkorpione mit breitem, plattem Leib und langem Stachel tummeln ſich umher, der breite Schwimmkäfer fühlt ſich ſo wohlig in ſeinem Element und rudert auf und nieder. Auch von den Fröſchen ſteckt endlich einer nach dem andern den Kopf über das Waſſer und quakt in kurzen tiefen Tönen. Ein Schwarm von luſtigen Mücken hält im warmen Sonnenſtrahl ſeine Tänze um ihn her; aber ihm mangelt noch die Kraft, ſeinen Fang erhaſchen zu können. Auch ſie ſind eingetroffen, die gefiederten Frühlingsboten, und der erſte Sonnenſtrahl des Frühlings hat die muntern Sänger des Hains, „ohne welche ſelbſt der Frühling trauern würde", zu neuen Liedern erweckt.

Ueber dem Haupte frohlocken ſie mir und es ſehnt auch mein Herz ſich
Wunderbar zu ihnen hinauf. — —

Züge von Kranichen ſchweben ſchreiend ihrer Sommerheimat wieder zu; der Storch, der treue Genoſſe des Hauſes, der mit den erſten lauen Märzwinden das ferne Schilf des Südens verließ, hat das verlaſſene Neſt auf dem Dachfirſt wiedergefunden, das er mit fröhlichem Geplapper wieder auszubeſſern bemüht iſt, und wird von den Dorfbewohnern wie ein langvermißter Freund begrüßt. Des Frühlings Kurier und Kundſchafter, der luſtige graue Staar ſitzt in Geſellſchaft ſeiner geſchwätzigen Kameraden in den hohen Wipfeln der Pappeln und Weiden und läßt aus voller Kehle ſein melodiſches „Hoiho!" herabſchallen. Auch die liebe bekannte Stimme des Hausrothſchwänzchens läßt ſich ſchon am frühen Morgen vom Dache des Nachbars herab vernehmen. Die flinke Bachſtelze läuft mit zierlich ſchnellen Schritten das Ufer des Baches entlang, die ſchweifende Mücke zu erjagen, und von dem ſchlanken Weidengezweig daneben läßt die Gold-

ammer ihr wohlbekanntes „Zipi!“ ertönen. Ganz nahe beim luſtigen Klappern einer Mühle ſchlüpft durch Erlengebüſch und Brombeerranken das muntere Rothkehlchen und miſcht ſein feines, faſt melancholiſches Stimmchen in das heitere Frühlingsorcheſter. Endlich kehrt auch die Schwalbe, dieſer echte Frühlingsbote, weit übers Meer her zur trauten Hütte zurück und treibt wieder ihr ſchwärmendes Spiel in den blauen Frühlingslüften. Auch im Walde iſt manch muntere Vogelſtimme ſchon erwacht. Hoch vom Wipfel der Eiche ſchallt das koſende Gurren der Holztaube und ſchmetternde Finkenſchläge und das Zirpen der kleinen Meiſen antworten von allen Seiten. Und ſenkt ſich der Abend herab, dann erhebt auch die Amſel ihren ernſten, würdigen Flötengeſang.

Was gliche an Weichheit, Duft und Milde einem ſolchen feuchten Abend des Vorfrühlings, von welchem der Dichter ſingt:

Du feuchter Frühlingsabend,
Wie hab' ich dich ſo gern!?

Ein weicher, würzhafter Hauch weht über Berg und Thal. Der Himmel iſt verhangen und nur im Weſten ſchwimmen leichte roſige Frühlingswölkchen. Die Stämme der Bäume ſtrahlen das letzte Roth der ſcheidenden Sonne zurück und werfen lange Schatten; ein leichter Windhauch ſtreicht flüſternd durchs Gezweig und leiſe wiegen ſich die zarten Zweige der Birke. Die ſüße Träumerei, die feierliche Stille der Umgebung unterbricht der laute, klangvolle Geſang von muntern Droſſeln, welche dann von ihren erhabenen Sitzen herab durchs Geſträuch huſchen, ſich einen Ruheort für die hereinbrechende Nacht zu ſuchen; in der Ferne wird das Falzen einer Schnepfe gehört. Aber ſchon läßt der Waldkauz ſeinen Paarungsruf erſchallen und aus der Ferne wehen die Abendlüfte den dumpfen Ruf der Ohreule herüber.

Doch die volle Harmonie ſeiner Sängerſcharen verſchwendet erſt der Wald aus den kühlen Schatten ſeines friſch entſproſſenen Laubes. Fluren und Wälder warten noch mit Sehnſucht auf den feuchten Segen des Himmels. Aber nicht lange mehr ſollt ihr warten! Dichtes Gewölk, voll Frühlingsſchauer, haucht der milde Süd durch die Wölbung des Himmels. Alles liegt in Schweigen und in lieblicher Erwartung; ſpiegelglatt ergoſſen ſcheint die Flut, kein Hauch rührt ſich im Walde. Leiſe Tropfen fallen herab und bald ſenkt ſich der Himmel in dichten warmen Schauern allmählich hernieder. Der Regen iſt verzogen; feucht, hell und grün lächelt rings die herrliche Frühlingslandſchaft in den Strahlen der milden Sonne, die ſich tauſendfach in den funkelnden Tropfen ſpiegelt, welche Perlen gleich auf Bäumen und Kräutern hängen. Sonniggrüner Nebel wallt durch das blühende Thal, behaglich knarren die Fröſche aus dem Teiche und unverdroſſen ſingt die Lerche ihr kreiſendes Jubellied. Jetzt blüht und ſchafft der Frühling an allen Enden. Vom feuchten Wieſengrund bis zum welken Hügel läuft das lebendige Grün, dieſer Zeuge des ewigen, ſchönen Lebens der Welt, das gemeinſame Kleid der neuerwachten Natur, das ſelbſt die harten Felſen jetzt umſponnen hält. Dieſes milde Grün der Hoffnung mag auch das härteſte Gemüth in Wehmuth löſen; aus ſeinem Anblick mag der Betrübte ſich Troſt ſaugen für ſein Herz und der Schuldbeladene noch Hoffnung auf Heilung gewinnen! In reicher Fülle entfaltet ſteht der neubelaubte Wald vor dem Säuſeln der Frühlingslüfte, und mit jedem Farbenſchmelz des jungen Jahres geſchmückt, prangen die Gärten und verſtreuen ihre ſüßen Düfte. Doch was wäre der Frühling ohne die Obſtbaumblüten, in welchen uns am meiſten der Zauber der Verjüngung entgegentritt? Auch dieſes Wunder des Frühlings hat ſich über Nacht entfaltet. Im weißen Blütenſchnee prangt der duftige Kirſchbaum, um die roſigen Blüten des Apfelbaums ſummen Bienen und Käfer und purpurn ſchimmern alle Zweige des Pfirſichs. Im kühlen Schatten friſch entſproſſener Blätter, wo die Sänger des Himmels wohnen, beginnt jetzt die allgemeine Frühlingshymne, die Maiſymphonie, ein lieblich ſtreitendes Gemiſch von jubelnden Sängerkehlen. Vor allen gedenke ich deiner, du Meiſterſängerin, du liebeflötende Nachtigall! Wenn der duftige Abend herabſinkt und lauer Dämmerthau die Erde verhüllt, durch den die Sterne nur ſchamhaft verſtohlene Blicke werfen, dann vernehme ich aus den ſchattigen Gehegen einſamer Gärten deine ſehnſuchtsvollen Accorde!

Die Erde im vollſten Frühlingsſchmuck, angelacht vom ſonnigen Blau des Aethers, gleicht einem irdiſchen Himmel. Aber es iſt, wie der Dichter ſagt, nur „ein Himmel auf der Wanderung“. Darum genießt die kurze Frühlingszeit! Hinaus auf die grünen Matten und in das Schattengezelt der luſtig grünenden Wälder!

Zur Geſchichte der Muſik.*)

1. Die Muſik der Barbaren.

Wir ſind gewöhnt, unter einer muſikaliſchen Compoſition uns ein Kunſtwerk zu denken, welches darin beſteht, daß mehrere Stimmen, ſeien es die menſchlichen Stimmorgane oder muſikaliſche Inſtrumente, ſich gleichzeitig in verſchiedenen Tonläufen, Melodien bewegen, deren Zuſammenklang einen dem Ohr wohlthuenden Eindruck macht. Dieſe Auffaſſung der Muſik iſt uns von Jugend auf ſo geläufig, daß wir uns kaum einen Zuſtand der Kunſt denken können, in welchem ſie nicht geherrſcht habe. Dennoch iſt dieſe Art der Muſik nicht allein auf wenige Völkerſtämme beſchränkt, nämlich die Germanen, Romanen, Slawen und Celten, ſondern ſie iſt auch bei dieſen erſt in einer verhältnißmäßig ſpäten Zeit entſtanden und ausgebildet worden.

Die urſprüngliche Muſik iſt bei allen Völkern einſtimmig und iſt es bei vielen bis auf den heutigen Tag geblieben. Es mögen hier und da einzelne Inſtrumentalverzierungen, Cadenzen und Zwiſchenſpiele vorkommen, es mag — als äußerſte Conceſſion an die Anforderung der Vielſtimmigkeit — eine Melodie in der nächſthöhern Octave begleitet werden, das Weſen der Muſik auf dieſer Stufe bleibt die Bedingung einer einzigen Stimme durch die verſchiedenen Theile der Tonleiter. Einſtimmige Muſik, allein und für ſich genommen, ohne Begleitung der Poeſie, iſt zu arm an Formen und Veränderungen, als daß ſich darin größere und reichere Kunſtformen entwickeln könnten. Daher iſt die reine Inſtrumentalmuſik in dieſem Stadium nothwendig beſchränkt auf kurze Tanzſtückchen und Märſche; umfangreichere Kunſtwerke können nur in Verbindung mit Poeſie als Geſang gebildet werden.

Der Geſang iſt eine Bewegung der Stimme durch verſchiedene Stufen der Tonhöhe. Dieſe Definition iſt indeſſen noch nicht erſchöpfend. Wenn der Wind heult, ſo bewegt ſich ſeine Tonhöhe ebenfalls bald in ſteigender, bald in fallender Richtung, allein es geſchieht in allmählichen Uebergängen ohne Abſatz; infolge deſſen fehlt uns das Maß, die ſpätern Laute mit den frühern zu vergleichen und die Breite der Veränderung zu überſchauen. Das Ganze macht daher einen wirren und unangenehmen Eindruck. Die Muſik bedarf daher eines eingetheilten Maßſtabes, um den Fortſchritt der Tonhöhe zu meſſen. Dieſer Maßſtab iſt die Tonleiter.

Von den unendlich vielen continuirlich ineinander übergehenden Graden der Tonhöhe werden beſtimmte Stufen ausgeſchieden, welche die Tonleiter bilden, in der ſich die Melodie bewegt. Es fragt ſich nun, welche Stufen wir ausſondern, welche Töne wir vor ihren Nachbartönen dadurch bevorzugen, daß wir den Schritt zu ihnen bevorzugen vor dem Schritt zu andern Tönen. Das Intervall, welches zuerſt aufgefunden wurde, iſt die Octave; mit der Feſtſtellung der Octave iſt der erſte Schritt zur Feſtſtellung der Tonleiter und ſomit zur Begründung der Muſik geſchehen. Die Höhe eines Tons beruht auf der Anzahl der Schwingungen der Luft, welche derſelbe in einer Secunde hervorruft. Wenn wir irgendeinen Ton anſchlagen, ſo erklingen mit demſelben gleichzeitig ſeine harmoniſchen Obertöne, d. h. alle diejenigen Töne, deren Schwingungszahl das Doppelte, Dreifache oder irgendein Vielfaches von der Schwingungszahl des Grundtons bildet. Der nächſte unter den harmoniſchen Obertönen, d. h. derjenige Ton, deſſen Schwingungszahl das Doppelte von der Schwingungszahl des Grundtons beträgt, wird von uns Octave genannt. Wenn wir zuerſt den Grundton anſchlagen und hierauf ſeine Octave, ſo hören wir einen Theil deſſen wieder, was wir ſoeben gehört haben, denn die Octave erklang ſchon als Oberton mit und alle Obertöne der Octave waren auch in den Obertönen des Grundtons enthalten. Die Begleitung einer Melodie in der Octave gibt nichts Neues, ſondern nur eine Verſtärkung ſchon vorhandener Töne. Die Octave erſcheint daher als vollkommen conſonant.

Zwiſchen dem Grundton und der Octave iſt ein weiter Raum, der durch andere Stufen ausgefüllt werden muß. Hierbei lenkt ſich die Aufmerkſamkeit zunächſt auf den Ton, deſſen Schwingungszahl ſich zur Schwingungszahl des Grundtons wie 3 zu 2 verhält und den wir heute Quinte nennen. Die Octave der Quinte, welche als Oberton mit derſelben zugleich erklingt, iſt auch im Grundton ſchon als Oberton enthalten, da ihre Schwingungszahl das Dreifache von der Schwingungszahl dieſes iſt; ferner erſcheint der Oberton, der die ſechsfache Schwingungszahl von der des Grundtons hat, auch als Oberton der Quinte, von deſſen Schwingungszahl er das Vierfache bildet, da $2 \times 6 = 3 \times 4$. Wenn wir daher den Grundton und darauf die Quinte an-

*) Nach Helmholtz' „Theorie der Tonleiter".

ſchlagen, ſo iſt ein Theil des Neuen identiſch mit einem Theil des früher Gehörten; es iſt die vollkommenſte Wiederholung, die wir in einem kleinern Abſtand als der Octave vernehmen können. Daher hört man häufig ungeübte Sänger, wenn ſie mit andern im Chor ein Lied ſingen wollen, welches ihrer Stimmlage nicht paßt, oft in der Quinte mitſingen, woraus ſich ergibt, wie ſelbſt für das ungebildete Ohr die nahe Verwandtſchaft zwiſchen Grundton und Quinte hervortritt. Den Abſtand der Quinte und der Octave nennen wir Quarte, und da auch dieſer eine nahe Verwandtſchaft beider Töne beweiſt, ſo wiederholen wir ihn über dem Grundton. Die vier Töne

C. F. G. c.

bilden ſomit das feſte Knochengerüſt einer jeden Tonleiter, um welche ſich ſpäter die übrigen Töne anſetzen.

Die Chineſen haben nun zu der Quinte g eine neue Quinte d gefügt und zu der Quarte f eine neue Quarte b. Dadurch erhielten ſie die fünfſtufige Tonleiter c. d. f. g. b. c. Tſo-kiu-ming, der Freund des Confucius, verglich die fünf Töne derſelben mit den fünf Elementen der chineſiſchen Naturphiloſophie: Waſſer, Feuer, Holz, Metall und Erde. Später wurden die Chineſen zwar mit unſerer diatoniſchen Tonleiter bekannt und Prinz Tſay-yu führte dieſelbe unter ſtarkem Widerſpruch der conſervativen Muſiker ein; indeſſen gehören ihre meiſten Melodien der fünfſtufigen Scala an. Dieſelbe Tonleiter finden wir bei den Gälen, ſowol den Schotten als den Iren, und auch dieſe haben daran feſtgehalten, nachdem ſie mit unſerer diatoniſchen Tonleiter bekannt geworden waren. Die obengefundene Scala kann ſo geordnet werden, daß ihre verſchiedenen Töne nacheinander Tonica werden; und wenn wir die verſchiedenen Formen auf die Tonica c transponiren, ſo erhalten wir folgende Tonleitern, die auf dieſer Stufe der Muſik möglich werden:

1) c. d. f. g. b. c.
2) c. d. f. g. a. c.
3) c. es. f. g. b. c.
4) c. d. e. g. a. c.
5) c. es. f. as. b. c.

Die dritte dieſer Tonleitern nähert ſich unſerer Moll-, die vierte unſerer Dur-Tonart; die fünfte wird wegen der fehlenden Quinte faſt nicht benutzt. Mit dieſen Elementen haben namentlich die Schotten eine Fülle klarer und beweglicher Melodien geſchaffen und die geringe Anzahl der Töne innerhalb der Octave dadurch ausgeglichen, daß ein großer Umfang der Stimme benutzt wird.

Den Gegenſatz zu dieſem Syſtem bildet das der Araber im perſiſchen Reich der Saſſaniden. Während wir bei den Chineſen und Gälen weniger Töne haben als in unſerm diatoniſchen Syſtem, finden wir bei den Arabern mehr. Dieſelben ſtimmten nämlich zunächſt vier Quinten aufwärts und erhielten ſo die Töne

C. G. D. A. E.

Darauf ſtimmten ſie acht Quinten abwärts und erhielten:

C. F. B. ES. AS. DES. GES. CES. FES.

Dies FES iſt gleich dem e, aber nicht gleich der ſogenannten Pythagoräiſchen Terz E, welche wir durch das Aufſchrauben der Quinten gewonnen haben; denn bekanntlich kommen wir durch einen Quintencirkel nie wieder zu dem reinen Ton zurück, von welchem wir ausgegangen. Wir bezeichnen dieſen Ton mit dem kleinen Buchſtaben e, zum Unterſchied von dem erſterwähnten E. Von dieſem e erfolgen noch vier Quintenſchritte rückwärts, durch welche wir die Töne

e, a, d, g, c

erhalten, ſodaß nun die Tonleiter ſich aus folgenden 17 Stufen zuſammenſetzt:

C, DES, d, D, ES, e, E, F, GES, g, G, AS, a, A, B, h, c, C,

indem wir CES = h ſetzen können. Aus dieſem Tonreichthum ſetzen die Araber zwölf Haupttonarten zuſammen, welche die Namen führen: Uſchak, Newa, Buſelik, Raſt, Huſſeini, Hidſchaf, Nahari, Sengule, Irak, Iſpahan, Buſürg, Zireſkend. Die acht erſtgenannten haben ſieben, die vier übrigen acht Stufen; keine derſelben kommt unſerm Dur oder Moll völlig gleich. Später entwickelte ſich indeſſen in Perſien ein neues muſikaliſches Syſtem; das Gefühl für die feinern Unterſchiede ſtumpfte ſich ab, die nur durch ein Komma verſchiedenen Töne wurden gleichgeſetzt und es entſtanden die zwölf Halbtonſtufen, welche ſich in unſerm europäiſchen Tonſyſtem finden.

Von den Indern und den alten Germanen mag hier nur bemerkt werden, daß auch ſie einſtimmige Muſik hatten und daß ihre Melodien den modernen europäiſchen nicht unähnlich ſind. Die Neugriechen haben mitten im chriſtlichen Europa ſich den einſtimmigen Geſang bewahrt; im Jahre 1832 hat der Erzbiſchof Chryſanthus von Dyrrachium ein Werk über Muſik geſchrie-

ben, in welchem er ſich auf die mehrſtimmige Muſik gar nicht einläßt, weil ſeine Landsleute keinen Gefallen daran haben. Uebrigens haben ihre Lieder einen auffallend kleinen Tonumfang, da ſie es verſchmähen, die angeſtrengten hohen und die klangloſen tiefen Töne der menſchlichen Stimme zu brauchen.

2. Die Muſik der Griechen.

Die griechiſche Muſik iſt einſtimmig wie jede andere Muſik, die außerhalb des Chriſtenthums entſtanden iſt. Dennoch iſt ſie wichtiger als die der Perſer oder Chineſen, denn ſie bildete den Durchgangspunkt zur modernen Muſik. In der Muſik wie in allen andern Zweigen des geiſtigen Lebens ſtehen wir auf den Schultern der Griechen. Man darf weder annehmen, daß die Griechen im Stande geweſen ſeien, eine ſo kunſtvolle Compoſition zu ſchaffen, wie die neuern Symphonien ſind, noch andererſeits glauben, daß in der griechiſchen Muſik irgendetwas gelegen habe, was ein modernes Ohr verletzen würde. Wäre es uns möglich, eine griechiſche Compoſition aufzuführen, und zwar genau ſo, wie es vor zweitauſend Jahren geſchehen iſt, ſo würde auf unſere Sinne kein lebhafter Eindruck hervorgebracht werden, weder des Schönen noch des Häßlichen. Um ſo viel reicher Rauch's Friedrichsdenkmal iſt als die älteſte Hermenſäule, um ſo viel reicher iſt die moderne Muſik als die griechiſche; und dennoch, wie ohne Phidias keinen Rauch, hätten wir ohne Terpander keinen Beethoven. Wir bewundern zwar in der Plaſtik noch heute die Griechen als unſere unerreichbaren Vorbilder, während ihre Muſik, wenn wir ſie beſäßen, uns kalt laſſen würde. Das liegt indeſſen nur daran, daß der Gegenſtand der Plaſtik die einfache Geſtalt iſt, während die Muſik ihrer Natur nach auf reichere Com-Poſitionen hingewieſen iſt. Der Gang der Entwickelung iſt in beiden Künſten ein analoger.

Nach einer Notiz bei Boëthius ſoll bis auf Orpheus die Lyra nur das Tetrachord

C. F. G. c.

gehabt haben. Selbſtverſtändlich ließ ſich, ſolange man noch keine weitern Töne beſaß, nicht eigentlich eine Melodie bilden, ſondern höchſtens eine Begleitung zur Declamation finden.

Die weitere Entwickelung erfolgte bei den verſchiedenen Stämmen in verſchiedener Weiſe. Man füllte den zwiſchen der Quarte bleibenden Zwiſchenraum durch zwei willkürlich geſetzte Tonſtufen aus und erhielt ſo die folgenden Tetrachorde:

bei den Lydern: c, d, e, f,
bei den Phrygern: d, e, f, g,
bei den Dorern: e, f, g, a.

Der Unterſchied zwiſchen den dreien beſteht darin, daß der halbe Ton entweder auf die erſte oder die letzte Tonſtufe oder zwiſchen die beiden ganzen Töne fällt.

Daneben ſchlug man aber auch ein rationelleres Verfahren ein; man ſuchte von g aus die Quinte d und von dieſer aus die weitere Quinte a. So hatte man, gleich den Chineſen und Gälen, die fünfſtufige Tonleiter c, d, f, g, a, c, die ſich lange im Gebrauch hielt. Später fügte Terpander den Ton e und Pythagoras den Ton h hinzu, welche beide Töne man gleichfalls durch Quintenfortſchritt fand. So war demnach die diatoniſche Tonleiter, die wir heute beſitzen, feſtgeſtellt. Mit jedem Ton derſelben konnte man beginnen und dachte ſich alsdann die Tonleiter als zuſammengeſetzt aus zwei Tetrachorden. Es entſteht ſonach aus den beiden lydiſchen Tetrachorden

c, d, e, f und g, a, h, c,

die lydiſche Tonreihe. Beginnt man mit g, a, h, c und läßt c, d, e, f folgen, ſo fällt der Ton c in beiden Tetrachorden zuſammen und man muß nun noch den Grundton f voranſtellen, um die hypolydiſche Tonreihe

f g a h c d e f

zu gewinnen. Genau dieſelben einfachen Principien befolgend, erhält man von d aus die phrygiſche und von g aus die hypophrygiſche, von e aus die doriſche und von a aus die hypodoriſche Tonreihe, während die mit h beginnende Tonreihe die mirolydiſche heißt und ſchwieriger zu erläutern iſt.

Pythagoras fand das Geſetz, daß die Höhe der Töne und ihre Conſonanz abhängig ſei von der Länge der Saiten und der Einfachheit ihrer mathematiſchen Verhältniſſe. Demgemäß berechnete er das Verhältniß der Quinte wie 2 : 3, das der Quarte wie 3 : 4, das der großen Terz wie 64 : 81. In der That hat die durch Quintencirkel gefundene große Terz das letztgenannte Verhältniß. Da es nun aber, wie erwähnt, Muſiker gab, die die Zwiſchentöne nicht nach dem Quintencirkel ſuchten, ſondern nach dem natürlichen Wohllaut, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch die natürliche Terz, wie ſie auf Aeolsharfen auftritt, entdeckt wurde. In der That berechnete Archytas die große Terz = 4 : 5, Eratoſthenes die kleine Terz = 5 : 6.

Ueber die äſthetiſche Bedeutung der Muſik hat Ariſtoteles an mehrern Stellen ſeiner Schriften ſeine Bemerkungen gemacht. Er findet, daß die Rhythmen und Melodien Bewegungen ſind; die darin liegende Energie beruhe auf einer Stimmung und rufe daher eine Stimmung hervor. Er empfindet ferner die Nothwendigkeit der Einheit eines jeden Tonſtücks. Wir verlangen von der modernen Muſik, daß in jedem Stück ein herrſchender Ton ſei, aus welchem ſich die ganze Tonmaſſe entwickele und in den ſie wiederum zurückkehre. Dieſen Ton nennen wir die Tonica. Auch Ariſtoteles vergleicht die Tonica mit den Bindewörtern der Sprache; er nennt ſie „das Band der Töne", namentlich der ſchönen, weil ihr Ton am meiſten vorhanden ſei. Er macht darauf aufmerkſam, daß, wenn die Tonica verſtimmt iſt, das ganze Muſikſtück ſchlecht klinge, während wir, wenn ein anderer Ton verſtimmt ſei, den Misklang nur hören, ſobald derſelbe angeſchlagen werde. Der Grund hierfür liege theils darin, daß ſie öfter vorkomme als irgendein anderer Ton und der Componiſt immer wieder zu ihr zurückkehre, theils aber auch darin, daß mit der richtigen Stimmung der Tonica die Ordnung aller Töne gegeben ſei und mit einer Verſtimmung derſelben die Ordnung daher geſtört werde. Er deutet dabei an, daß der Muſiker mit der Tonica zu beginnen, aber mit der Dominante zu ſchließen pflege. Für unſer modernes Gefühl iſt es nothwendig, mit der Tonica zu ſchließen. Um dieſen Unterſchied begreiflich zu finden, muß man ſich daran erinnern, daß der Geſang der Griechen etwas Declamatoriſches, unſern Recitativen Aehnliches hatte und daß auch wir die Singſtimme der Recitative mit der Dominante zu ſchließen pflegen, welche das Orcheſter mittels des Dominantſeptimaraccords aufnimmt und in den toniſchen Accord überleitet. Die nach der Tiefe abſteigenden Melodien hält Ariſtoteles für edler und harmoniſcher als die zur Höhe anſteigenden. Das Weſen der Variationen iſt ihm bereits bekannt; er will ſie aber nur als Virtuoſenſtücke gelten laſſen; von den Chören verlangt er die einfache Wiederholung der Melodie.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Die vier George von Thackeray.

Wenige Monate iſt es her, daß der Tod den begabten Schriftſteller unerwartet hinweggerafft hat und Englands Literatur dadurch einer ihrer ſchönſten Zierden beraubt hat, gern mögen wir da auf eins ſeiner letzten Werke zurückkommen, das ſeinen Namen dauernd unter uns erhalten wird: ſeine Aufzeichnungen über die vier George. Wir nennen es Aufzeichnungen, weil ſich kein anderer Ausdruck für dieſe Art der Darſtellung, die nicht Biographie, nicht Geſchichte genannt werden kann, finden will. Urſprünglich hatte Thackeray den Gegenſtand für öffentliche Vorträge ausgearbeitet, welche er zuerſt in London, darauf in Amerika hielt. Dieſer Zweck verräth ſich auch jetzt noch in dem auf mündlichen Vortrag berechneten Stil.

Thackeray's literariſche Wirkſamkeit war die eines Humoriſten und Satirikers; nur zuweilen überwog die ſatiriſche Ader in ihm die humoriſtiſche. Smollet, Fielding, Sterne, Johnſon waren ſeine Vorgänger und würdig trat er in ihre Fußtapfen. Jene aber wurden, was ſie wurden, aus innerm Triebe; Thackeray machten die Umſtände, die Nothwendigkeit zu dem, was er iſt.

Er war Peſſimiſt. Die Welt, wie ſie iſt, war ihm keine ſchöne, keine gute Welt; die Menſchen, wie er ſie ſah, ſchienen ihm allzumal Sünder zu ſein.

In Indien geboren und von dort nach England geführt, hatte er ſich ſchon in der Jugend heimatlos gefühlt. Daraus möchte der erſte Quell ſeiner trüben Lebensanſchauung herzuleiten ſein. Wer nicht in dem Boden der Heimat Wurzel ſchlägt, fühlt ſich vereinſamt auf Erden; um das Leben zu lieben, muß man ein glückliches Kind geweſen ſein und ſich nach dem Ort zurückſehnen, wo man ſeine erſten Spiele geſpielt hat. Thackeray wurde als Gentleman, d. h. für keinen Beruf erzogen. Unabhängig, wie er war, bot er dem erſten Mädchen, das ihm Neigung einflößte, ſeine Hand an. Das junge Paar ſiedelte nach Paris über und lebte vergnügt. An Geiſt und an Kunſtſinn fehlte es dem jungen Mann nicht und luſtig zu ſein verſtand er gleichfalls. Der Werth des Geldes war ihm unbekannt; leichtſinnig gab er es aus und hatte bald ein nicht unbedeutendes Vermögen verſchwendet. Dieſer Wechſel des Schickſals traf ſeine junge Frau ſo ſchwer, daß ſie den Verſtand darüber verlor. Er konnte ſie keinem geſchickten Arzt anvertrauen, ſie keiner Anſtalt übergeben, denn das Geld dazu fehlte. Er mußte ſelbſt ihr Hüter ſein; das brach ihm das Herz und ſein Haar erbleichte vor der Zeit. Traurige Tage gingen an ihm vorüber, und wenn er ſpäter auch wieder lachte, ſo lachte ſein Herz doch nie mehr mit.

Als der Tod sein armes Weib erlöste, ging er mit seinen Kindern nach England und übergab sie der Großmutter. Er hatte fortan nur die Eine Aufgabe noch zu lösen: für ihren Unterhalt zu sorgen, und diese Aufgabe löste sich anfangs nicht leicht. Zufällig erfuhr die Direction des „Punch" von seinem Talent, Caricaturen zu zeichnen, und forderte ihn zu Beiträgen auf. Seitdem gingen auch seine Manuscripte ab, sein Ruf wuchs, seine Romane wurden die Lieblingslektüre der vornehmen Gesellschaft, so oft er ihre Schwächen und Vorurtheile auch mit seiner Satire geißelte.

Ich sehe den großen, stattlichen, schönen Mann mit dem geistreichen Gesicht und dem schneeweißen Haar noch vor mir, wie er die traurige Geschichte seiner Leiden erzählte. Jahre lagen schon dazwischen; dennoch füllte sich sein Auge bei dem Bericht mit Thränen. „Ich will ein Gedicht darauf machen", schloß er. „Die Leute wollen lachen; um meine Kinder zu erhalten, muß ich, auch wo mir das Herz blutet, lustig sein."

Im Jahre 1855 besuchte er Deutschland und kam auch nach Dresden. In einer Abendgesellschaft bei unserm gegenseitigen Freunde, Herrn R., wünschten die anwesenden Damen, den Verfasser von „Vanity Fair" kennen zu lernen, und ich bat ihn darum, sich vorstellen zu lassen. „Bitte", sagte er, „entschuldigen Sie mich! Ich muß das ganze Jahr durch den Löwen spielen und kann meine Ferien nicht aufgeben." Wirklich gelang es auch niemand, seine Bekanntschaft zu machen. Nur mit der Nichte des Hauses, einem kaum herangewachsenen Kinde, plauderte er freundlich. „Hier ist noch Unschuld, Reinheit und Güte", sagte er. „Hat die Welt sie erst verdorben, so mag ich sie auch nicht mehr!"

Armer Thackeray! Mußten Welt und Leben für dich ein so trauriges Antlitz haben?

Bei seinen Vorlesungen in London war ich gegenwärtig. Die elegante Welt drängte sich, ihn zu hören; eine Reihe glänzender Equipagen versperrte die Straße, die schönsten Augen hingen an seinen Lippen. Hätte man ihn aber gefragt, so würde er gerathen haben, den Armen das für diese Toiletten verschwendete Geld zu geben.

Und welche Geisel schwang er über die vier George!

Im Jahre 1700 starb der kleine Herzog von Gloucester, das letzte Kind der Königin Anna, und damit eröffneten sich für Georg Ludwig, Kurfürsten von Hannover, Aussichten auf die Erbfolge in England. Georg Ludwig aber liebte Hannover und Herrenhausen und eilte nicht, den Thron „seiner Vorfahren" zu besteigen. Er brachte mit sich deutsche Kammerherren, deutsche Secretäre, Neger und seine beiden damals schon bejahrten Geliebten, die Gräfinnen von Kielmansegge und von Schulenburg, denen er die Titel einer Gräfin von Darlington und von Kendal beilegte. Beide wurden sogleich die Zielscheibe des Spottes, dem der König zuletzt auch nicht entging. Er hatte sein funfzigstes Jahr überschritten, als er nach London kam; in dem Alter nimmt man keine fremden Sitten mehr an. Man lachte über ihn, aber man ließ ihn gewähren, weil auch er die andern gewähren ließ. „Man nimmt an", sagt Thackeray, „daß die Schicksalsgöttin die Könige ihres besondern Schutzes würdigt, und so hatte Georg I. denn auch allerlei Zeichen und Prophezeiungen, daß er bald nach seiner Gemahlin sterben würde. Sophie Dorothea hatte auch wirklich kaum in ihrem Schlosse zu Ahlden den letzten Seufzer ausgehaucht, so sank Georg I. in seiner Reisekalesche um, die ihn soeben nach seinem geliebten Hannover bringen sollte. Die Tage sind für England vorüber, wo es eine Religion war, Könige zu verehren, wo Priester im Tempel Gottes den Fürsten schmeichelten; wo Unterwürfigkeit eine adeliche Pflicht war; wo Schönheit und Jugend die königliche Gunst suchten und die Schande des Weibes keine Entehrung war. Bessere Moral und bessere Sitten für den Hof und für das Volk sind die unschätzbaren Folgen der Freiheit, welche wir durch Georg I. gewannen. Er hielt seinen mit dem englischen Volk geschlossenen Vertrag; und wenn er nicht mehr wie andere Monarchen und Menschen den Lastern des Zeitalters entging, so können wir wenigstens dafür dankbar sein, daß er unsere Freiheiten nicht antastete. Das Bild Georg's I. ist nicht ohne Flecken, sein Charakter hat Züge, die wir nicht bewundern; aber wiederum können wir ihm Gerechtigkeit, Muth und Mäßigung nicht abstreiten — dies müssen wir anerkennen, bevor wir das Blatt umwenden!"

Bei Georg I. verweilt Thackeray nur kurze Zeit, weil der König selbst nur verhältnißmäßig eine kurze Zeit in England sich aufhielt. Dafür schildert er aus der Vergangenheit des Königs die Geschichte des Grafen Königsmarck und spottet über das langweilige Leben am Hofe der Kurfürsten von Hannover.

Der erste Georg sprach kein Englisch und der

zweite ſprach es mit fremdem Accent. Obwol als Kronprinz von England auf ſeine hohe Stellung vorbereitet, war an ihm doch noch nichts von einem Engländer und Gentleman bemerkbar. Als Sir Robert Walpole, der erſte Miniſter, ihm den Tod ſeines Vaters ankündigt, ruft er aus: „Das iſt eine große Lüge!“ Auch der zweite Georg hegte keine Vorliebe für England. Er war tapfer, das flößte den Engländern Reſpect ein. Sonſt hatte er wenig genug, ſich ihnen zu empfehlen. Als ſeine Gemahlin, Karoline von Ansbach, die ihm eine treue, liebende Gattin lebenslang geweſen, ihn auf dem Sterbebett bat, wieder zu heirathen, ſagte er ſchluchzend: „Non, mais j'aurai des maitresses!“ Thackeray ſchildert das Leben am Hofe, das Spielen, Trinken, Jagen, die Zeitvergeudung und die galanten Abenteuer. Georg II. liebte die Bücher nicht; er wurde zornig, wenn ſie ihm vor die Augen kamen. Die Königin, welche gern las, durfte es nur heimlich thun. Karten dagegen waren allen erlaubt, jeden Abend ſpielte man. Der König meinte, es ſei alles beſſer in Hannover, und das Volk lachte über ſein Vorurtheil. Oft blieb er ein ganzes Jahr dort und niemand vermißte ihn. Nach dem Tode der Königin nahm Lady Yarmouth ihre Stelle ein; dennoch ſaß er oft vor dem Bilde ſeiner „angebeteten“ Karoline, weinte und ſagte, daß kein Weib der Erde ihre Schuhriemen aufzulöſen werth ſei. Er wurde 77 Jahre alt, und als er ſtarb, machte ein engliſcher Geiſtlicher Verſe auf ihn, welche ſeine Tugenden prieſen; doch war ſein Leben nicht tugendhaft, nicht weiſe, nicht gut geweſen; er hatte weder Verſtand und Gelehrſamkeit noch Güte beſeſſen. Grob, roh und ſinnlich, wie er geweſen, behauptete der Biſchoff Porteus dennoch, daß die Erde ihn zu tragen nicht gut genug geweſen ſei.

Mit dem dritten Georg ließ ſich die „Reſpectabilität“ auf den Thron Englands nieder; er war ein guter Familienvater, rechtlich, ſparſam, ein Bürger auf dem Throne und ſollte es trotzdem erleben, daß ſein Sohn und Erbe der erſte Gentleman und Verſchwender Europas wurde. So wenig vererben ſich die Tugenden der Aeltern auf die Kinder. Georg's III. Gattin war eine Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz. Er wählte ſie, weil er zufällig einen Brief von ihr geleſen, worin ſie an eine Freundin über die Schrecken eines Kriegs und die Süßigkeit des Friedens ſchrieb. Beim erſten Anblick kam ſie ihm ſehr unſcheinbar vor, bald aber lernte er ſie lieben und beide führten ein glückliches häusliches Leben miteinander.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Claude de St.-Martin.

Claude de St.-Martin gehört ſeinem Leben und Denken nach dem 18. Jahrhundert an; er iſt im Jahr 1803 bei Paris geſtorben. Er war ein poetiſcher Philoſoph, eine Gattung Sterblicher, die heute ausgeſtorben iſt. In Deutſchland war Franz von Baader, 1841 geſtorben, der letzte dieſes Geſchlechts. Er ſtand mit St.-Martin in inniger Geiſtesverbindung und ſein Schüler Franz Hoffmann in Würzburg machte uns vor einigen Jahren die Dichtungen St.-Martin's durch einen Separatabdruck zugänglicher. Dieſe Gedichte liegen uns jetzt in deutſcher Uebertragung vor: „Louis Claude de St.-Martin's Dichtungen. Ueberſetzt und erläutert von Friedrich Beck“ (München, 1863).

Die fünf Dichtungen, welche Beck überſetzt hat, behandeln hauptſächlich den Zuſammenhang zwiſchen Gott und der Menſchheit.

Die erſte und größte Dichtung St.-Martin's: „Phanor. Ein Gedicht über die Poeſie“, endet mit dem, wenn er wahr wäre, betrübenden Schluß, daß Gott dem Genius der Poeſie verboten habe, die Dichter mit geringen Ausnahmen fernerhin zu erleuchten, und, ſagt der Genius,

> Gehorſam ſeinem Wort, beſchränkt mein Sang
> Sich auf der ew'gen Wohnung Tempelhallen;
> Nur ſolchen, die erfüllt ein frommer Drang,
> Nur ihnen darf er noch vernehmlich ſchallen.

Die Dichter haben dem Volk die Religion geſchaffen: dies iſt die Meinung Herodot's. Die Völker fühlten dies poetiſche Element der Religionen heraus und hielten an ihnen feſt, ſolange es eben darin enthalten war. Auch St.-Martin erkennt, daß

> — durch die hohe Poeſie
> Der Menſch mit ſeinem Schöpfer eng verbunden —

ſowie

> Daß mit Propheten gleich an Recht und Ehre
> Der Dichter wandle die erhab'ne Bahn.

Andere Zeiten aber verbannten die Poeſie mehr und mehr aus der Religion, damit begann der innige Zuſammenhang, welcher zwiſchen Gott und der Menſchheit ſo lange beſtanden hatte, ſich zu lockern. Statt jedoch einzuſehen, daß dies in der trockener gewordenen, poeſieleeren Religion lag, ſuchte man den Grund in den Menſchen.

Sie ließen ihre ſchlimme Neigung reifen. Man ſchalt,

> — — daß ganz in ihren Finſterniſſen
> Verſenkt die Menſchen ſind, durch eig'ne Schuld
> Unfähig, das verlor'ne Glück zu miſſen.

Und ſtatt anzuerkennen, daß Poeſie in der Religion ſein müſſe, um anzuziehen, ſagten unſere Religiöſen umgekehrt, es muß Religion in der Poeſie ſein — ihre Religion natürlich, die mehr oder weniger poeſieloſe. Die alſo ſollte eine wahre Poeſie ſchaffen!

Uns fällt dabei eine Anekdote aus dem Leben des Naturdichters Weiß ein, den die Dichterin F. von S. mit ihrem Beſuch beehrte, um ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß in ſeinen Dichtungen das wahre Chriſtenthum nicht durchblicke und er deshalb nicht ein echter Dichter ſein könne. „War denn aber Homer auch kein Dichter?“ fragte Weiß, und die fromme Dame konnte nichts Beſſeres thun, als ſich ohne Antwort empfehlen.

St.-Martin geht nicht ſo weit; er fordert von dem wahren Dichter nur Religion oder, wie er ſich ausdrückt, „Wahrheit“, und findet ſolche nicht nur in den chriſtlichen Dichtern Dante, Petrarca, in Chaucer, Spencer, Milton, Shakſpeare, Corneille, Racine, Molière und — was auch ſeinen Ueberſetzer wundert — in Rouſſeau, ſondern ebenſo in Rom, das ſeit Ennius „für höh're Bildung glüht“, und in Homer und Heſiod. So verwirrt wie dieſe Zuſammenſtellung, ſo wunderlich iſt der Ausruf gegen die „weltlichen“ Dichter:

Doch redet ihr allein von ird'ſchen Dingen,
Ihr malt die Züge dieſer niedern Welt,
Die Leidenſchaften, die im Herzen ringen;
Ihr malt den Wahn, der ſie gefangen hält — —
So leichtentworf'ne Bilder bunt zu weben,
Braucht euch die Gottheit Beiſtand nicht zu geben!

Ja, ſang denn aber Homer, dichtete Shakſpeare etwas anderes? Darauf erwidert der Genius der Poeſie: es ſei nicht genug, durch die Poeſie

Die Herzen zu erſchüttern, reizen, rühren —
In welchem Sinn!

das ſei die Hauptſache. Gegen dieſes Wort läßt ſich gewiß nichts einwenden, aber wenn ihm keine Poeſie etwas gilt, die nicht zu Gottes Preis gedichtet, wenn er meint, jede andere

— zieht
Zum Staub den Urſprung heil'ger Poeſie —

ſo wird das Ding anders. Damit wird weder Religion noch Poeſie gefördert.

Schiller ſprach bereits das große pädagogiſche Princip aus: „Der Weg zum Kopf muß durch das Herz geöffnet werden!“ und Gutzkow ſagt: „Ein Meſſias für die Herzen iſt nöthig!“ Damit ſtimmt auch das Wort Zelter's, daß zu dem proteſtantiſchen Licht, das vom deutſchen Norden ausgeſtrahlt, nun auch die Wärme kommen müſſe, und er hoffte, ſie durch die Muſik herbeigeführt zu ſehen. Wir meinen, nicht nur die Muſik, ſondern die Kunſt überhaupt ſei dazu nöthig. Die Religion, welche erfüllt, was ſie ſoll — „bei der es der Menſchheit wieder einmal wohl wird“ —, muß wieder poetiſch ſein, ſie muß von einer Thätigkeit ausgehen, die ein Kunſtwerk ſchafft. Denn nur ein Werk erbaut, das edle Kräfte gekoſtet hat, dem man eine edle Aufopferung der edelſten Kräfte anſieht. Die Religion aber ſoll erbauen, alſo muß ſie ein Kunſtwerk ſein. Darum ließen die hebräiſchen Weiſen ſie als ein Fertiges aus Gottes Hand und Mund hervorgehen, den ſie als den vollkommenſten Künſtler aufſtellten, als Urbild für alle Menſchenkünſtler. Von ihm mußte das vollendetſte Kunſtwerk ausgehen und man nannte es auf einer Seite Natur, auf der andern Religion. Haben aber die Fortbildner dieſem Künſtler nachgeſtrebt? Sie haben nur ſtatt der ausgetriebenen Poeſie ihren trockenen Geiſt in die Religion getragen, ſodaß ſie nun kein Kunſtwerk mehr iſt, ſchelten aber auf Dichter, auf Wiſſenſchaft und Kunſt, als hätten dieſe den Zuſammenhang zwiſchen Gott und den Menſchen zerriſſen. Verloren gegangen iſt uns die Poeſie, die Kunſt aus der Religion, und dieſe wieder hineinzuſchaffen, iſt das Streben aller edeln Kräfte, nicht blos in unſerm Volke.

Gedichte

von Otto Buchwald.

I.

Ein Thor, wer mürriſch und verdroſſen
Mit dem beſcheid'nen Loſe grollt,
Wenn nicht mit vier geſchwinden Roſſen
Sein Wagen durch die Straßen rollt.

Ein Thor, wer aus des Nächſten Freuden
Sich ſchöpft des Lebens Bitterkeit,
Und grollend bei vermeinten Leiden
Gift auf die eig'ne Speiſe ſtreut.

Beſcheid'nes Glück, das hat ein jeder,
Nimmt er das Leben, wie er's fand; —
Treibt nicht das Waſſer ſeine Räder,
Dreh' er ſein Rad mit eig'ner Hand.

II.

Ew'ger Dämm'rung gleicht das Leben,
Sonnenlicht und Nebel ſtreiten;
Wird er vor dem Strahl ſich heben,
Wird er düſter ſtets ſich breiten?

Herz, du kannſt es nicht entſcheiden,
Sollſt du hoffen, ſollſt du zagen;
Aengſtlich irrend zwiſchen beiden
Rinnt der Strom von deinen Tagen.

Und eh' noch das Licht ergoſſen,
Das die Hoffnung dir verſprochen,
Iſt des Lebens Zeit verfloſſen
Und die Nacht hereingebrochen.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Ein Beſuch in Schleswig.

II.

Die Spitäler.

Die Stadt Schleswig iſt ein großes Lazareth geworden, der Mittelpunkt all dieſer Anſtalten, deren großartigſte Schloß Gottorp iſt.

Ueberaus anmuthig, in unmittelbarer Nähe der Stadt, liegt das Schloß; ein breiter Damm mit alten Linden zu beiden Seiten führt zum Hauptportal — die Art der Dänen hat mehrere der ehrwürdigen Bäume ſtark beſchädigt; man hat ſie verbunden gleich den Kranken im Innern. Die weiten Räume hallten wider vom Schmerzensſchrei der ſchwerverwundeten Soldaten, die man die Treppen hinauftrug. Nächſt dem Schloſſe ſind das Rathhaus ſowie die ehemalige Wohnung des däniſchen Bürgermeiſters und verſchiedene andere geräumige Häuſer zu Lazarethen eingerichtet, alle ſind belegt. In einem zwiſchen Gärten und Hecken gelegenen Hauſe liegt der Herzog von Würtemberg an ſeiner Fußwunde danieder ſowie eine Menge anderer Offiziere. Der Herzog war fröhlich und guter Dinge; er hofft auf vollſtändige Wiederherſtellung und ſieht es gern, wenn ihn Fremde beſuchen. Ein Inſpector ſteht dem Hauſe vor, zwei ſchleswigſche Damen leiten den Haushalt, die Pflege iſt in den Händen der Barmherzigen Schweſtern aus Münſter und Kaiſerswerth ſowie mehrerer Aerzte. In den ziemlich großen Zimmern lagen je vier bis ſechs Kranke, Freund und Feind, öſterreichiſche und däniſche Offiziere, von denen der eine den Arm verloren, der andere ſchwer am Kopfe bleſſirt war. Während wir mit den Geneſenden plauderten, kamen die Schweſtern, theils neue Verbände, theils Erquickungen den Kranken bringend. Sie trugen hohe ſchwarzwollene Kleider mit langen, weiten Aermeln, eine gleichfarbige Kapotte mit weißer Krauſe, die das Geſicht feſt umſchloß, ohne das Haar ſehen zu laſſen, und mit breiten weißen Linnenbändern zugebunden war. Andere trugen ſchwarzwollene Kleider, weiße Schürzen und die richtigen Nonnenkapuzen. Daraus blickten oft jugendliche Geſichter mit melancholiſchen Augen, oft aber auch friſche und fröhliche, von denen man nicht begreift, wie gerade ſie zu dem ſchweren Geſchäft kommen; in andern wühlten Kummerfurchen, gleichſam in Hieroglyphen eine traurige Lebensgeſchichte.

„Das iſt Schweſter A.“, ſagte einer der jungen Aſſiſtenzärzte zu uns; „ſie hat eine harte Schule durchgemacht.“ Sie trug Bandagen und Charpie in der Hand und trat an das Bett eines kranken Dänen, den Verband zu erneuen.

Unſere Neugierde war geweckt; die Pflegerin mochte kaum älter als ſiebenundzwanzig Jahre ſein. „Dieſe junge Frau“, erwiderte der Arzt auf unſere Frage, „hatte ſich ſehr jung mit dem Lieutenant von E. verheirathet. Jugend, Unerfahrenheit und vielleicht auch ein angeborener Leichtſinn ließen ſie nach wenig Monaten in halber Kinderei die Huldigung anderer Männer in willkommener Weiſe hinnehmen. Bald bezeichnete das Gerücht einen ihrer Verehrer als den Begünſtigten; der junge Ehemann wurde geneckt; gute Freunde, ſtatt ihn ernſtlich auf ſeine Pflichten aufmerkſam zu machen, reizten ſein Ehrgefühl; er forderte den vermeintlichen Nebenbuhler und wurde von dieſem im Duell erſchoſſen. Erſt an der Leiche ihres Gatten kam die Schwerbetroffene zur Einſicht und geſtand ihren Freunden, es ſei mehr eine Neckerei geweſen, die ſie ſich mit ihrem ſtets eiferſüchtigen Manne erlaubt habe; ſie ſei jedem ernſten Liebesverhältniß durchaus fern geweſen. Sobald ſie alles geordnet, ihren Haushalt aufgelöſt, ging ſie in eine jener Krankenanſtalten, um ſich für den Dienſt der Pflege auszubilden und fortan ihr Leben, dem anfänglich die Welt ſo roſig gelacht, dem menſchlichen Elend zu weihen. Ein Jahrzehnt iſt über die furchtbare Kataſtrophe dahingegangen; nicht nur im eigenen Vaterland, auch in Syriens Spitälern hat ſie bereits ihren ernſten Pflichten mit unermüdlichem Eifer obgelegen und tritt jetzt wieder in Schleswig, den Leichſinn ihrer Jugend büßend, als tröſtender Engel an das Bett der Verwundeten.“

Wir meinten, als wir noch mehrfach die hülfebringenden Schweſtern beobachtet, daß wol jede einen kleinen Roman hinter ſich haben möchte; indeß verneinte das der Arzt; er zeigte uns zwei junge Gräfinnen, die aus innerſtem Drange, vielleicht aus religiöſer Schwärmerei ſich dem ſchweren Amt gewidmet. Mit Begeiſterung ſprach der Arzt von der Thätigkeit und Umſicht der Gräfin Stolberg, der Oberin von Bethanien.

Welch ein Heldenmuth liegt darin, ſich ſolchen Stätten zu nahen, wo das Elend der Menſchheit in der furchtbarſten Geſtalt uns entgegentritt!

Director der ſämmtlichen Spitäler Schleswigs iſt Heinrich Graf zu Attems-Petzenſtein, kaiſerlicher Hauptmann. Wie dieſer in Schleswig, ſo übt ſein ſchweres Amt Herr von Alvensleben-Redekin in unmittelbarer Nähe des Kampfes. Er ſteht dem Ordenshospital der Johanniter zu Rübel vor und leiſtet den Bleſſirten auf dem Schlachtfelde Hülfe und Beiſtand. Er und ſeine Leute gehen während des Kugelregens ſo ruhig und gefaßt umher, als wären ſie unverwundbar. Offiziere und Soldaten nennen ihn nicht mit Unrecht „den Schutzengel des Schlachtfeldes mit ſeiner Schar“.

Auch den genfer Aerzten, welche der Internationale Krankenverein den Verwundeten zu Hülfe geſandt, wird großes Lob zutheil. Dr. Appica ſoll ein ge-

schickter Chirurg sein und eine leichte, sichere Hand besitzen; am 2. April stand er inmitten der Vorpostenlinie während der Kanonade. Genf hat auch den Dänen Aerzte geschickt, wir haben aber noch nichts von ihnen vernommen.

Die Verpflegung in den Spitälern ist musterhaft; auf einer Tafel über dem Haupt des Bettes liest man, was der Kranke und wie viel er zu bekommen hat; die Schwestern sorgen dafür, daß den Vorschriften volle Genüge geschieht. Einen Freudensturm erregte es, als das Austernedict gegeben wurde, weil nicht nur den Gesunden, sondern nun auch den Kranken diese leichte und doch so nahrhafte Speise gereicht werden kann.

Die Direction der husumer Austernbank hatte es nämlich verweigert, der Bestellung aus dem Hauptquartier, Austern dahin zu schicken, Folge zu leisten, indem sie erwiderte, daß ein Contract sie bände, dieselben an den König von Dänemark zu senden. Der Feldmarschall Wrangel entschied aber, daß die husumer Austerndirection fortan gehalten sei, die Austern nicht nach Kopenhagen, sondern nach Flensburg zu schicken. Seitdem kommen die Austern massenweise im Hauptquartier an und gehen von da in die Lazarethe. Ein berliner Stahlwaarenhändler hat dem Austernedict-Erlasser einige Dutzend Austernmesser geschickt, eine Waffe, die man in Schleswig nicht kennt, wo man die Auster, als heimisch, mit weniger Umständen genießt.

Die preußischen Infanterieposten haben es sich in der Schloßkirche zu Gravenstein bequem gemacht. Ein wunderbarer Anblick, der kaum zu beschreiben ist — da liegen in einem Seitenschiff auf langer Strohschichte eine Menge schlafender Soldaten; das Taufbecken unter der Kanzel ist zur Waschschüssel geworden, ringsherum wird Toilette gemacht; für einen Genremaler gäbe es hier die schönsten humoristischen Motive! Um eine Art improvisirten Tisches aus Tonnen und Bretern saßen einige und spielten Karten, andere lasen; mit der Pfeife im Munde war einer, auf einem Bund Stroh liegend, eingeschlafen. In dem Augenblick bringt die Wache vier gefangene Dänen, die nicht recht wissen, ob sie lachen oder weinen sollen. Auf der Kanzel lehnt ein Soldat mit verbundenem Kopf, auch vom Chor herab blicken verschiedene vermummte Gestalten — es sind die Leichtverwundeten oder Reconvalescenten, die sich hierher zurückgezogen.

Dazwischen wird dann des Sonntags in der Kirche gepredigt und das Abendmahl ausgetheilt.

So schrecklich der Krieg jedem fühlenden Menschen sein muß, so ist doch der Eindruck, den man von der so oft geschmähten preußischen Friedensarmee bekommt, ein überwältigender. Wie muthig ertragen diese Neulinge des Kriegs seine Strapazen und Gefahren! Mit welcher Unerschrockenheit und welchem Humor stehen sie inmitten der gleich feuergeschweiften Kometen hin- und herfliegenden Kugelgeschosse, ohne daran zu denken, daß sie todbringend sind! So vertraut macht der energievolle Mensch sich mit der stets wachsenden Gefahr, als wäre sie für ihn nicht da!

Konstantinopel im Mai.

I.

A. T. — Endlich lag sie vor mir, die von den Dichtern so oft besungene Stadt des Schmuzes, der Hunde und der Rosen! Ich sah das alte, das heilige Stambul, der Schönheitsgöttin gleich, in der Hülle heitersten Glanzes dem Meere entsteigen.

Drei der Mächte des Lebens — Erde, Meer und Licht — ringen hier wie einst die drei Göttinnen der Fabel um den goldenen Preis der Schönheit und lassen die blendenden Farben der Phantasie vor den hier strahlendern der Wirklichkeit erbleichen.

Wir haben Augen und Ohren zu hüten, daß sie aus diesem Chaos von Farben und Tönen wieder auftauchen in die ruhige Klarheit richtiger Begriffe; wir müssen unsere Lippen hüten, daß sie keine Dithyramben jauchzen, und unsere Herzen, daß sie nicht dem unsagbaren Zauber dieser Wunderstadt verfallen.

Wie riesige Perlen auf smaragdnem Teppich, sind die weißen Landhäuser Skutaris auf den grünen Rasen der Berge gestreut, und prächtig funkeln im Sonnenschein vergoldete Kuppeln marmorner Moscheen. Doch zumeist gefallen mir die schaurig-schönen, mitten ins Wogen und Treiben dieser Stadt gestellten Friedhöfe, deren Platanen, Weiden und Palmen sich klagend in dem Spiegel des Meeres beschauen, das zu ihren Füßen ewig seine heiligen Wogen rollt. Und wie so überaus ergreifend ist die liebliche Bewegtheit dieses Meeres! . . . Seine Wogen erklingen vom mächtigen Eisenschritt gewaltiger mit allen Flaggen der Welt geschmückter Dampfer; sie witerhallen von den traurigen Gesängen der Sklaven, die so behende die zierlichen Kaiks zu lenken wissen.

Nun aber lockt mich der Lärm in die nach abendländischer Art gebauten Stadtviertel der Franken und plötzlich umbraust mich das Gewühl von Pera und Galata, das Gewühl der lebhaftesten, buntesten Plätze der Erde.

Menschliche Stimmen übertäuben das gewaltige, harmonische Rauschen der See... Wasserträger, Gemüse- und Kohlenhändler, Orangen- und Backwerkverkäufer bieten ihre je nach Umständen erfrischenden, schmuzigen oder süßen Waaren mit gellendem Geschrei zum Kauf an; vom Minaret ruft des Imams heisere Stimme zur Andacht, doch der Ruf des Glaubens verhallt vor dem Klange der Drehorgel, der ein flinker Savoyarde die Garibaldi-Hymne erpreßt... Dieser Schmerzensschrei Italiens versöhnt durch seine Melodie mit dem Gekrächze des zerlumpten Kavassen, der, seinem Herrn voranlaufend, jedem in die Ohren kreischt: „Platz gemacht, es kommt das Licht der Welt!“... Dieses Licht, ein dicker Pascha, sieht finster genug aus. Regenschirmträger und Pfei-

fenſtopfer folgen ihm und ſchieben etwas unſanft die unverſchleierte Franzöſin beiſeite, die eben einen flüchtigen Gruß dem ehrlichen Deutſchen zunickt, deſſen rother Fes ſich zu wundern ſcheint, weil er ein blondes Haupt bedeckt.

Vom Balkon ſeines Hotels ſieht ein trotz der Glühhitze in ſeinen Plaid gehüllter Engländer verdrießlich auf all das Gewoge, Gedränge und Geſchiebe herab . . . mit ſpöttiſchem Misfallen betrachtet er all dieſe bunten Talare, Pluderhoſen, Turbane und ſpitzigen Mützen, und er ſehnt ſich aus der ſonnigen Stadt des Konſtantin nach dem Nebel „Old-Englands" und nach „ehrſamen" dunkeln Fracks und hohen Hüten. . .

Dies ſind die Lichtſeiten, nun aber folgt der Schatten. . . Den tiefſten, undurchdringlichſten wirft wol der allerorts angehäufte Schmuz auf dieſe ſonſt wol einzige Stadt. Die terraſſenförmig auflaufenden Straßen bergen eine ſolche Maſſe deſſelben, daß es beinahe unmöglich ſcheint, ihn wegzuräumen, und wol deshalb machen die guten Türken nur ſehr ſchwache Verſuche, dies zu thun.

Zu meinen Füßen winſelt einer jener kleinen gelben, ungefährlichen Hunde, welche die Straßen zu Hunderten durchſtreifen und von den frommen Moslems regelmäßig gefüttert werden. Früher zählte man die Hunde nach Tauſenden, doch Engländer und Franzoſen begannen den Krimfeldzug mit einer Razzia in den Straßen Konſtantinopels, und unzählige Hunde wurden deren Opfer.

Und nun Roſen, Roſen, Roſen! . . .

Der Perſer in ſpitzer, hoher Pelzmütze, der bettelnde Derwiſch, der ſchwarze Elegant von Kairo, der waffengeſchmückte, kurze weiße Weiberröcke tragende Albaneſe, der armeniſche, halbverſchleierte Prieſter, der geſchäftige Franke, die maskenartig verhüllte Türkin, ja ſogar die barmherzige Nonne, ſie alle tragen Roſen, dieſe Lieblingsblumen der Dichter und der Orientalen.

Roſen ſind es, mit denen allerorten an öffentlichen Gebäuden und Brunnen der geheiligte, arabeskenartige Namenszug des Sultans umwunden iſt; roſengeſchmückt ſind die ſtolzen Wappen der abendländiſchen Geſandten. . . Duft und Blüte für die Mächtigen der Erde, Dornen für das arme, entwürdigte Volk!

Wunderbar reizend iſt's hier zu Nacht, wenn der Mond ſeine bleichen Strahlen auf dieſe Stadt der Vergangenheit wirft, die, ein zweites Rom, auf Hügel und Trümmer gebaut iſt. Die Sterne ſpiegeln ſich im Meer, und es iſt, als lockten uns die Waſſer, all die Unruhe des Lebens, all das Elend des Landes zu vertauſchen mit der kühlen Feuchte, mit der Ruhe der Flut. . . Und doch! Selbſt den Aermſten knüpfen tauſend Fäden an das Leben, an das Licht, an die Hoffnung!

Flandrin und Calame.

Calame, der große Landſchaftsmaler, und Hippolyte Flandrin, der berühmte Fresken- und Porträtmaler, ſind in kurzen Zwiſchenräumen mitten in ihrer Kraft und Thätigkeit der Welt entriſſen.

Am 26. März 1864 brachte der Telegraph aus Rom die Trauerkunde, daß Flandrin daſelbſt einer hitzigen Blatternkrankheit erlegen ſei in dem Augenblick, als er ſich nach längerer Abweſenheit wieder anſchickte, nach Paris zurückzukehren.

Flandrin war im Jahre 1809 in Lyon geboren und begann ſeine Studien unter dem Maler Magnin, ſpäter unter Legendre Herald. Sein älteſter Bruder war bereits ein geachteter Künſtler, als er 1844 plötzlich ſtarb; ein jüngerer Bruder, Jean Paul, folgte dem nach Paris überſiedelnden Hippolyte; beide lebten und webten ineinander in begeiſterter Hingabe an ihre Kunſt und in gegenſeitiger Liebe. Im Jahre 1829 traten beide in das Atelier von Ingres, deſſen eifrigſte Schüler ſie blieben. Schon in Lyon hatte Hippolyte den Preis erhalten, in Paris aber wurde er bei der Bewerbung zurückgewieſen; ein Schüler Ingres' zu ſein, war damals noch keine beſondere Empfehlung. Sein Talent indeß brach ſich Bahn. Im Jahre 1832 gewann er den Preis und begab ſich nach Rom. Bald hatte er ſein Atelier in der Ewigen Stadt aufgeſchlagen und fand in der Villa Medici wiederholt die Kritik und den Rath ſeines frühern Meiſters; denn Ingres war inzwiſchen Director der Franzöſiſchen Akademie in Rom geworden. Sein erſtes Bild, das er zur Ausſtellung ſandte, war: „Dante in dem Höllenkreiſe der Neidiſchen." Es fand große Anerkennung, und als fünf Jahre darauf ſein „Chriſtus und die Kinder" ausgeſtellt wurde, war über ſeine Begabung nur Eine Stimme. Leider ging dieſes treffliche Gemälde den Sammlungen von Paris verloren: Guizot ſchenkte es als Andenken ſeinen Wählern; ſo iſt es halb verloren in der kleinen Stadt Liſieux.

Im Jahre 1837 kehrte Flandrin nach Paris zurück, und hier war es, wo er ſich der Frescomalerei in den Kapellen und Kirchen zuwandte; Michel Angelo's und Rafael's Werke hatten ihn begeiſtert. Sein „Abendmahl", das er in einfacher Erhabenheit in der Kapelle der Kirche St.-Severin ausführte, war ſein erſter Triumph in dieſer Richtung.

Seine Vaterſtadt Lyon berief ihn darauf zu der Ausſchmückung der Kapellen in der Kirche d'Ainay, Nîmes und andere Städte folgten dem Beiſpiel nach. Vor allen aber gab ihm die Kirche St.-Vincent de Paul in Paris Gelegenheit, ſeinen Genius in großartigſter Weiſe zu entfalten.

Auf dem langen Fries dieſes Tempels iſt eine Proceſſion von Heiligen, Apoſteln, Propheten, Märtyrern, Päpſten und heiligen Frauen mit jener elegiſchen Beſeelung, die Flandrin eigen iſt, ausgeführt. In den Frescomalereien von St.-Germain-des-Près waltet die gleiche Tiefe des Gefühls, dieſelbe Einfach-

heit und Strenge der Haltung vor, doch verrathen die Gestalten einen noch freiern, großartigern Schwung; einige erheben sich zu einer mächtigen Energie in Haltung und Bewegung. Ihren Hauptwerth erhalten diese Bilder durch die tiefe Wahrheit des religiösen Gefühls, der keuschen Idealität der Conception und der Erhabenheit des Stils. Flandrin suchte das alles nicht — es überkam ihn wie ein inneres Gesicht, und mit großem Fleiß führte er dann die in der Seele gereiften Werke aus.

Flandrin floh jeden prunkenden Schein und begehrte nicht den Beifall der Menge; in allem eiferte er seinem Meister Ingres nach; ja seine Freunde behaupten, daß diese Bewunderung sein eigenes Talent gewissermaßen gehemmt und unterdrückt habe. Als Beleg ihrer Ansicht führen sie an, daß sein reizendstes und populärstes Bild: „Das junge Mädchen mit der Nelke", ohne Ingres' Rath zu vernehmen gemalt worden sei. Dem Publikum galt Flandrin vorzugsweise als Porträtmaler, da er, jeden Effect verschmähend, sich stets an die Wahrheit hielt und ohne alle Künstelei die Natur nachahmte; in dieser Gattung der Kunst war er allen verständlich und sympathisch, während die Wunderwerke seines Geistes, jene riesigen Fresken, dem Charakter und dem Geschmack der Menge und des Zeitalters fern geblieben sind. Sein Geist erschöpfte sich nicht im Porträt und bedurfte eines höhern Flugs für seinen Genius. So stand er im Begriff, in der Kathedrale zu Strasburg ein Frescogemälde auszuführen, als der Tod ihn ereilte; doch sind die Entwürfe gemacht, die Cartons ausgeführt, nach denen jetzt andere Kräfte arbeiten werden. Vielfach spricht in den pariser Künstlerkreisen der Wunsch sich aus, daß alle seine Reliquien in einem besondern Saal bei der nächsten Ausstellung vereinigt werden, damit das Publikum dem zu früh dahingegangenen Meister eine letzte bewundernde Anerkennung zolle.

Bekannter als Flandrin ist Calame geworden, der größte Landschaftsmaler; seine Kunst stand eben dem Geschmack des Zeitalters näher.

Calame stammt aus einer Schweizerfamilie in Neufchatel und wurde 1815 in Vevay geboren, wo sein Vater ein armer Steinschneider war und durch eine Kalkmulde erschlagen ward, die vom Gerüst eines im Bau stehenden Hauses herabstürzte. Der Bankier Diodati in Genf interessirte sich für den verwaisten Knaben und nahm ihn als Hülfsschreiber in sein Bureau. Aber es geschah oft, daß der junge Calame statt zu rechnen und zu schreiben Bäume und Berge zeichnete. Aber er hütete sich doch, die sichere Feder mit dem unsichern Pinsel zu vertauschen; das puritanische Genf liebte keine Extravaganzen, die es geradezu für unsittlich hielt. Um dem Zwiespalt zwischen dem innern Triebe und der äußern Nothwendigkeit zu entfliehen, das eine zu thun und das andere nicht zu lassen, sich weder der Armuth preiszugeben noch mit seinem Principal und den Genfern, die an seinem Schicksal Antheil genommen, zu überwerfen, mußte ein Ausweg ersonnen werden: der junge Calame rechnete am Tage und zeichnete bei Nacht! Die Mühe und Arbeit schreckte ihn nicht, aber er rechnete einmal, von großer Müdigkeit überfallen, falsch und sein Principal merkte es. Calame gestand ihm den Grund seiner Erschöpfung und seinen unwiderstehlichen Drang zur Malerei; Diodati besah seine Nachtarbeiten, sie gefielen ihm: vielleicht konnte aus dem schlechten Rechner ein berühmter Maler werden, und so schickte er ihn in das Atelier zu Didav. Calame war glücklich, wenn auch halb Genf den Waisenknaben tadelte, der die Kunst dem Handel und Gewerbe vorzog. In kurzer Zeit machte Calame große Fortschritte und sein Meister trieb ihn zu der großen Lehrmeisterin Natur; bei ihr sollte er lernen gehen. Sein Vaterland bot ihm die großartigsten Motive zu seinen Bildern. Wie leuchteten ihm hier Himmel und Erde im magischen Glanze! Wie lockten ihn die grünen Triften und die ernste Gletscherwelt mit ihren schneeigen Alpen, die blauen Seen, die rauschenden Bäche, die Heerden und Almen — sein Genius athmete freier auf diesen abenteuerlichen Reisen, in diesen stärkenden Anstrengungen, Arbeit und Muße nach eigenem Willen erwählend in einer bald gewaltigen, bald lieblichen Natur, die ihm all ihre Schätze offenbarte. Das erste Bild, das Calame in Paris ausstellte, war „Ein Gewitter in den Alpen". Es fand allgemeine Bewunderung. Mit dem ersten Wurf hatte er die Pariser für die großartigen Schönheiten schweizerischer Landschaften gewonnen. Sein Ruhm stieg schnell von Jahr zu Jahr; zu dem alten Lorberzweige gelang es ihm stets einen neuen zu gewinnen, seinen Werken den Stempel höherer Vollendung aufzudrücken. Der goldene Lohn blieb nicht aus — nur die Genfer, er selbst hatte sich so wenig wie Diodati verrechnet.

Man kann als höchstes Lob von ihm sagen, daß sein Lehrer Didav und er die Schweiz im Bilde neu erschaffen haben.

In der letzten Zeit seines Lebens bewohnte Calame eine Villa, die er sich auf dem Ufer des Genfersees hatte bauen lassen. Sein Atelier war ein großer Saal im Renaissancestil mit fürstlicher Eleganz eingerichtet. Riesige Fenster vom reinsten Spiegelglas gewährten dem Blick die freieste Aussicht über die weite blaue Fläche des Sees bis hin zu den Firnen der Eisberge, die Sonne warf im letzten Verglimmen ihre riesigen Schleier darüber — es war, als stände man vor einem der Natur abgelauschten Bilde Calame's.

Briefwechsel.

— H. in Weimar. Ihr Aufsatz: „Das stockholmer Blutbad", wird demnächst in unserm Blatte erscheinen.

— A. B. in Wiesbaden. Herzlichen Dank für Ihre Einsendungen; auch die Besprechung des Buches wird seinerzeit erfolgen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 19.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XIX. — Zur Geſchichte der Muſik. Von Alexander Meyer. III. Die mittelalterliche Kirchenmuſik. IV. Die Entſtehung der harmoniſchen Muſik. V. Die theoretiſche Vollendung der Muſik. — Die vier George von Thackeray. II. Von Amely Bölte. — Die Sturmfluten an der Weſtküſte Schleswig-Holſteins. Von K. Gottfriedſen. I. — Die Einwanderung der Deutſchen in die nordamerikaniſchen Freiſtaaten und ihre geographiſche Verbreitung. — **Beiblatt:** Garibaldi in London. — Konſtantinopel im Mai. II. — Die Luft- und Röhrenpoſt in London. — Engliſche Romane.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XIX.

Eine lange Weile hatten die beiden Männer ſo im Geſpräch geſeſſen; die Erzählung hatte Pontmartin, wie es ſchien, etwas von ſeiner frühern Unerſchrockenheit und ſeinem wilden Humor, mit der Gefahr zu ſpielen, wiedergegeben, er ſich von ſeiner Betäubung freigeſprochen.

„Ich kam zu Ihnen, Lecomte", ſchloß er, „Sie zu bitten, Genoveva ſchleunigſt aus Paris zu entfernen, ehe die Schreckenskunde ihr Ohr trifft, daß ihre Freundin eine Mörderin iſt. Eine Mörderin, o meine Ahnung! Verlaſſen Sie ſelbſt dieſe entſetzliche Stadt, wo das Mordfieber ſogar die Engel anſteckt; thun Sie's mir zu Liebe, Lecomte!"

„Und Sie, Baron? Was wird aus Ihnen?"

„Ich bin ein Mann, der den Tod herbeiſehnt. Meinen letzten Willen habe ich am Donnerstag in ſchlafloſer Nacht, dort in Ihrem Pavillon, aufgeſetzt, Genoveva gab Ihnen das Papier?"

„Noch nicht, ſie wird es in ihrer Sorge um Marcel vergeſſen haben."

„Ja, Marcel — Ihr Sohn iſt ein tüchtiger junger Mann geworden. Schade, daß er die Republik liebt! Aber die Republik wird nicht lange dauern und Frankreich wieder einen König, einen Herrn haben. . ."

„Heraus muß die Sache doch einmal, Baron; ich glaube, die Kinder lieben ſich."

„Das Vernünftigſte, das ſie thun können; ſie ſind dadurch vor der politiſchen Anſteckung ſicher."

„Aber. . ."

Jetzt fing der Baron trotz der Ernſthaftigkeit und Schwermuth ſeines Weſens an dieſem Tage zu lachen an; er betrachtete den Kaufmann vom Kopf zu den Füßen, legte ihm beide Hände auf die Schultern und ſagte: „Iſt denn das Standesvorurtheil ein unbeſiegliches? Unbeſieglich ſelbſt durch die Revolution! Der Bürger Joſeph Lecomte zögert, ſeinen Sohn mit der Tochter eines Adelichen zu verheirathen. . ."

„Oder umgekehrt, er möchte darüber erſt die Meinung des Brautvaters kennen."

„Kann die zweifelhaft ſein?"

Er war ſchon vor einigen Secunden aufgeſtanden, jetzt ergriff er den Arm Lecomte's und führte ihn ſchweigend dem Hauſe näher. Als ſie

eben das Ende des Baumgangs erreicht hatten, erſchienen an einem Fenſter des Hauſes auf einen Augenblick Marcel und Genoveva, Hand in Hand. Sie öffnete das Fenſter und bog ſich ein wenig hinaus. Die beiden Männer ſtanden von den Bäumen gedeckt, ſodaß man ſie vom Fenſter aus nicht gewahren konnte, während ihnen nichts entging. Marcel hatte ſeinen Arm um ihren Leib geſchlungen und zog die Widerſtrebende ſanft nach der Tiefe des Zimmers zurück.

„Nun, alter Freund", meinte der Baron, „der Anblick beruhigt Euch hoffentlich. Legt ihre Hände zuſammen, legt ſie! Meinen Segen haben ſie, mag ihnen ein größeres, ein dauernderes Glück zutheil werden als mir und Magdalenen. Das hatte ich Euch geſchrieben, nun wißt Ihr meinen Willen. Wenn Geld Glück ſchaffen kann, werden ſie es beſitzen. Aber noch einmal, macht fort aus Paris!"

„Der Reiſewagen ſteht gepackt im Hofe..."

„Die Vorſicht ſieht Joſeph Lecomte ähnlich. Gute Fahrt! Und ſchweigt vor Genoveva und Marcel von der Unſeligen."

„Aber Sie haben mir noch nicht geantwortet, was wollen Sie thun? Stecken Sie ſich in einen Bedientenrock, fahren Sie mit uns..."

„Und wenn ich erkannt würde, wären Sie und meine Tochter verloren. Ein ſchlechter Scherz das! Laſſen Sie mich meinen Weg gehen! Den Hut hat mir der Wind ſchon oft vom Kopfe geweht, aber der Kopf ſitzt mir noch immer feſt auf dem Rumpfe. Ich will bei der Entwickelung des Trauerſpiels gegenwärtig ſein."

„Ich errathe Sie, Baron; Sie wollen jenes Mädchen noch einmal ſehen."

„Und wenn es ſo wäre? Sie flößt mir ein eigenthümliches Gefühl, aus Bewunderung und Entſetzen gemiſcht, ein; ich kann nicht los von ihr. Wenn ich funfzehn Jahre jünger wäre, hätte es mir die Zauberin vielleicht in Liebe angethan... Doch ſo! Iſt nichts für Euch, würdiger Freund, gar nichts! Wer immer ſo gleichmäßig Schritt vor Schritt durch das Leben gewandert, der verliert Sinn und Auge für das Außerordentliche. Es iſt ein Span Tollheit in jenem Mädchen und mir — allein kann das Euch von mir wundern? So hab' ich gelebt, ſo laßt mich ſterben!"

„Sie ſind ein eiſerner Kopf, Baron: ich rede kein Wort mehr! Und ich traue Ihnen auch die Verwegenheit zu, ſich Bahn zu ihr zu machen, durch ſtärkere Mauern als die der Abtei. Sagen Sie ihr dann: ich ließe ihr danken, ſie könnte ruhig ſterben; Marcel ſei befreit um einen geringern Preis als den ihres Geheimniſſes."

„Geheimniß? Ihnen hat ſie den Ort angegeben, wo der Schatz liegt?"

„Es war ein Wechſel", entgegnete kaltblütig Herr Joſeph Lecomte, zog den Zettel Charlottens aus ſeiner Taſche, zerriß ihn in die kleinſten Stücke und zerſtreute ſie in die Winde.

„Sie ſind ein Narr, Lecomte! Dieſer Schatz hätte den armen Leuten in der Vendée Pulver, Blei und Flinten geſchafft."

„Und vielen Müttern ihre Söhne gekoſtet."

„Aber Sie haben die Worte geleſen — Sie wiſſen..."

„Alles vergeſſen! Joſeph Lecomte's Gedächtniß iſt wie das Grab, ſtill, unerforſchlich, es plaudert nichts aus. Das mag Charlotte Corday beruhigen!"

Noch einmal ſchüttelten ſich die Männer die Hand. Der Baron wollte die Begleitung Lecomte's ablehnen, allein jener ließ ſich das Recht des Wirths nicht nehmen. Als ſie an dem Hauſe vorüberkamen, ſah Pontmartin zu dem Fenſter hinauf, an dem vor wenigen Minuten noch ſeine Tochter geſtanden. Er winkte einen letzten Gruß zu ihr hinauf. Im Hofe packten die Diener Koffer und Schachteln auf die altmodiſche, geräumige Kaleſche. Die ſtattlichen Pferde führte der Kutſcher aus dem Stall. „Gott mit euch allen!" murmelte der Baron dem Kaufherrn zu. „Es gibt Stunden, wo ich an ihn glaube und ein Heiliger werden könnte." Die Diener in ihrer Geſchäftigkeit achteten kaum auf den Fremden, der raſch mit ihrem Herrn über den Hof und durch die Flur des Hauſes ſchritt. Auf der Schwelle nach der Straße ſchieden beide, wortlos. Vom Dache über ſie hin wehte die ſchwarze Fahne...

Am Nachmittag befanden ſich Frau Eliſabeth und Genoveva auf dem Wege nach der Normandie. Bis Neuilly gaben ihnen die Männer das Geleit. Hier kam es nun, obwol Herr Joſeph Lecomte es thöricht ſchalt, zu einem Abſchied in Thränen, da Marcel wie Genoveva der Schwäche der menſchlichen Natur nachgaben. Nur waren in dem Herzen der Liebenden die Hoffnungen größer als Furcht und Schmerz. Der glänzende, wolkenloſe Himmel erſchien ihnen wie die Vorbedeutung einer ſonnenhellen Zukunft. Lange noch ſchaute Marcel dem Wagen nach, der in der aufgewirbelten Staubwolke weiter und weiter ſeinen Blicken entſchwand; lange noch

wehte aus dem niedergelaſſenen Wagenfenſter Genoveva mit ihrem Tuche... Herr Joſeph Lecomte verſchattete ſeine Augen mit der Hand: verbarg auch er eine Thräne? Wie er ſagte: blendete ihn die Sonne. Als nichts mehr von Genoveva's flatterndem Tuch, von dem Wagen zu erkennen war, fühlte Marcel einen Stich im Herzen: dort drüben lag die Hecke, an der er vor wenigen Tagen im Geſpräch mit Charlotte entlang gewandelt. Wo war ſie jetzt? Welch Schickſal hatte ſie getroffen? Gewiß — er liebte ſie nicht mehr, liebte ſie wenigſtens in dieſem Augenblick nicht wie Genoveva, aber er empfand noch für ſie als Freund. Es drängte ihn, nach Paris zurückzukehren, nach ihr zu forſchen — nur war heute Herr Joſeph Lecomte ganz gegen ſeine Gewohnheit von einer unüberwindlichen Langſamkeit und Schwerfälligkeit; erſt am Abend kamen ſie wieder in Paris an. Zweimal hatte der Bürger Maximilian Robespierre ſchon im Laufe des Tags nach dem jungen Marcel geſchickt; es war keine Zeit zu verlieren, wenn er den mächtigen Mann noch ſprechen wollte. In beflügelter Eile begab ſich Marcel zu ihm, erklärte ſeine Entfernung, empfing ſeine Depeſchen.

Um 12 Uhr in der Nacht ging eine Poſt nach dem Norden Frankreichs und nach Brüſſel ab. Marcel hatte verſprochen, ſeinen Auftrag gewiſſenhaft zu erfüllen; er mußte Charlotte ihrem Schickſal überlaſſen; ihm war es nicht mehr vergönnt, für ſie zu handeln, für ſie zu leiden.

Da, als er das Gebäude der Poſt betrat, hörte er in den Höfen umherwandernde Buchhändler ausrufen: „Kauft, kauft! Neueſte Nachrichten, die Ermordung Marat's, das Verhör der Charlotte Corday, ſeiner Mörderin!"

Wie Gewitterwolken hatte es über ihm gelegen, das war der Blitz, der ſie zerriß... Aber er war Soldat; tiefer drückte er den Hut in das Geſicht, zog den Mantel trotz der Wärme der Julinacht höher hinauf ... nun ſaß er im Wagen, die Depeſchen auf der Bruſt, der Poſtillon blies — und hinter ihm erſtarb das Geſchrei: „Kauft, kauft! Das Verhör der Mörderin Marat's!"

Am Mittwoch den 17. Juli war im Gerichtsſaal des Revolutionstribunals, gegen die elfte Stunde des Morgens, kein Platz leer. Seit dem Beginn der Sitzung hatte die Menge den Saal gefüllt. Es ſollte das Urtheil über Charlotte Corday geſprochen werden. Unter den Zuſchauern herrſchte mit der Roheit und Armuth die Erbitterung und der Haß gegen ſie vor. Als ſie inmitten der Gensdarmen den Saal betreten und ſich auf die Bank der Angeklagten geſetzt, erhob ſich ein drohendes Gemurmel, dem der Vorſitzende des Gerichtshofs, Montané, nur mit Mühe Einhalt thun konnte. Die entſchloſſene Haltung, die Schönheit des jungen Mädchens, die von einem eigenen Glanz idealiſcher Schwärmerei, von der Vorahnung eines Märtyrertodes wie verklärt erſchien, flößte den Männern im Saal ein gewiſſes Mitgefühl ein, nöthigte ihnen Achtung ab und ſtimmte ſie milder; die Weiber aber wurden nur zorniger und hitziger. Während des Verhörs der Zeugen blieb Charlotte ruhig, unbeweglich, den Blick auf den Boden gerichtet — nur als Simonne Evrard ihre Ausſage unter Thränen und Schluchzen machte, ſchluchzte auch ſie und ſtützte den Kopf auf die Hand.

Weder die That noch Charlottens Schuld war dunkel, klar lag der Vorgang allen vor.

Drei Richter ſaßen hinter dem Tiſch: Montané in der Mitte, Foucault und Rouſſillon zu beiden Seiten; Robert Wolff führte das Protokoll, Fouquier-Tinville hatte die Anklage erhoben.

Auf die Frage des Vorſitzenden an Charlotte, ob ſie einen Vertheidiger habe, hatte ſie geantwortet: „Ich hatte Doulcet de Pontecoulant gebeten, meine Sache zu führen, aber er verweigert es, er iſt ein Feiger." Von ſeiten des Gerichts ward ihr darauf in dem jungen Advocaten Chauveau-Lagorde ein Beiſtand gegeben. Wie er ſich vor ihr niederſetzte, flüſterte ſie: „Ich danke Ihnen! Verloren bin ich doch, mit Ihnen wie ohne Sie."

Elf Uhr ſchlug es im Saal, als Montané ſein Verhör mit Charlotte begann.

Hinter den Richtern ſaßen die zwölf Geſchworenen: Bürger der Stadt, mit ernſten Geſichtern; noch herrſchte unter ihnen wie bei den Richtern des Revolutionstribunals der Wille vor, Gerechtigkeit zu üben; die Formen des Gerichtshofs bewahrten noch eine gewiſſe Würde und Unparteilichkeit, der Schrecken begann erſt blutroth aufzudämmern, er hatte mit ſeinen Wolken noch nicht den ganzen Himmel bedeckt.

Auf dem Tiſch, an dem die Richter ſaßen, lag das Meſſer mit dem Ebenholzgriff: das Werkzeug des Verbrechens. In den Sonnenſtrahlen, die darüber durch die Fenſter des Saales glitten,

funkelte der Stahl. . . Viele der Zuſchauer wollten noch die Blutflecke an ihm bemerken.

Jetzt hatte ſich auf die Aufforderung Montané's die Angeklagte erhoben.

Ihre gewohnte, ernſte Ruhe, die volle Majeſtät ihrer Haltung hatte ſie wiedergewonnen. In Locken, die zwiſchen dunkelm Goldblond und Braun ſchimmerten, fiel ihr Haar auf die Schultern. Frei richtete ſie ihren Kopf empor. Wenn ſie Marcel jetzt wiedergeſehen hätte, würde ihm die tiefe, ſchwere Falte aufgefallen ſein, die zwiſchen ihren Augen über die Stirn lief. Dadurch erhielt ihr Antlitz einen Ausdruck tiefſten Schmerzes und eherner Unerbittlichkeit zugleich: ſie trat, hat ein Geſchichtſchreiber geſagt, wie die Göttin der Nemeſis vor die Schranke des Revolutionstribunals.

Jeder Laut verſtummte im Saal, als ſie die erſten Fragen Montané's mit feſter, klarer Stimme beantwortete — mit einem Wohlklang, der zu dem Reiz ihrer Schönheit noch einen neuen Zauber geſellte. Nicht einen Augenblick zögerte ſie mit der Antwort, verwirrte ſich nie, erſchrak nie. . .

Eben hatte ſie ihre Reiſe von Caen nach Paris geſchildert, als Montané ſie fragte: „In welcher Abſicht kamen Sie nach Paris?"

„Ich hatte nur Eine: Marat zu tödten."

„Und welche Gründe bewogen, was drängte Sie zu dieſer verbrecheriſchen Handlung?"

„Ich haßte ihn."

„Wer flößte Ihnen dieſen Haß ein?"

„Niemand — ich hatte genug an dem Haß meines Herzens."

„Hat Ihnen Marat etwas Uebles gethan? Warum haßten Sie ihn?"

„Seiner Verbrechen wegen."

„Welche Verbrechen werfen Sie ihm vor?"

„Die Verwüſtung des Vaterlands, den Bürgerkrieg, den er in ihm entzündet hat."

„Haben Sie Beweiſe für Ihre Behauptungen?"

„Beweiſe? Nein! Es iſt die allgemeine Meinung Frankreichs und die Nachwelt wird ſie erfahren."

„Aber es erſcheint unglaublich, daß Sie allein dieſe That ausgeführt haben. Sie ſtammen aus einer ehemals adelichen Familie, Sie haben alle Grundſätze derſelben. . ."

„Vergebung, Herr Präſident, wenn ich Sie unterbreche, aber ich war eine Republikanerin vor der Revolution!"

„Dem ſei ſo, wie Sie ſagen; doch verletzt es die Sitte unſers Landes und Ihres Geſchlechts, daß Sie ohne den Schutz eines Mannes eine ſo weite Reiſe unternahmen."

„O, mit einem Vorſatz, wie der war, den ich hatte, wer achtete da der Sitte? Ich habe die Wahrheit geſprochen. Ich ging allein nach der Poſtkutſche, ich kannte niemand unter den Reiſenden; meine Tante glaubte, ich reiſte nach Argentan zu meinem Vater."

„Sie wollten Marat ſelbſt in der Sitzung des Convents tödten?"

„Selbſt im Convent."

„Bemerken Sie nicht, daß Sie gerade dadurch den Verdacht noch verſtärken, Sie hätten Mitverſchworene gehabt? Barbaroux in Caen, Duperret, mit dem Sie hier geſprochen, ſind die erbittertſten Feinde Marat's."

„Wie ſchlecht kennen Sie das menſchliche Herz! Wie viel leichter iſt es, ſolche That aus eigenem Antrieb zu vollführen als im Dienſt eines fremden Willens!"

„Als Sie Marat tödteten, was hofften Sie?"

Ein lichter Sonnenglanz, ſo von der wirklichen Sonne kommend wie der Widerſchein in ihrer muthigen Seele, der auf ihrem Antlitz ſichtbar wurde, verklärte ſie: „Ich wollte meinem Vaterland den Frieden bringen."

„Sie nannten Marat vorher einen Anſtifter der Zwietracht, des Bürgerkriegs; glaubten Sie in dem Einen alle Marats getödtet zu haben?"

„Da er todt iſt, werden die andern vielleicht zittern."

„Waren Sie jemals verheirathet?"

„Nie."

Fouquier-Tinville ſchien mit der Fragſtellung Montané's nicht zufrieden; er wandte ſich im höhniſchen und leichtfertigen Ton an Charlotte: „Antworten Sie mir, Angeklagte: haben Sie nie einen Mann geliebt?"

Ihre Hände preßte Charlotte auf ihre Bruſt, ihr Geſicht war weiß geworden wie Marmor: „Ich habe nie einen Mann geliebt!" entgegnete ſie nach einer Weile, und als ihre Stimme wieder Kraft gewonnen, ſetzte ſie hinzu: „Ich liebe die Freiheit und die Republik."

„Hatten Sie viele Freunde in Caen?" fragte Montané, der ſeine wachſende Theilnahme für die Verbrecherin nicht ganz verleugnen konnte.

„Wenige."

„Beichteten Sie einem Prieſter, der auf die Verfaſſung vereidigt iſt, oder einem andern?"

„Ich ging weder zu dieſem noch zu jenem; ich achtete ſie nicht."

„Allein die eidbrüchigen Mitglieder des Convents, die ſich in Caen geſammelt, kannten Sie?"

„Einige; ich habe öfters mit ihnen geſprochen."

„Worüber?"

„Ueber den Muth und die Entſchloſſenheit, mit der die Jünglinge der Normandie zu den Fahnen eilten, um die Anarchie in Paris zu bekämpfen."

„An welchem Tage faßten Sie Ihren Entſchluß?"

„Als ich erfuhr, daß Marat am 31. Mai ſeine Hand gegen Mitglieder des Convents erhoben."

„Aber Ihr Paß iſt ſchon im April ausgeſtellt?"

„Ich ließ ihn mir geben, weil es in Zeiten der Revolution immer gut iſt, einen Paß zu haben."

„Kennen Sie dies Meſſer?" Montané hob es vom Tiſch empor.

Der Schauer, der durch die Menge rieſelte, erſchütterte auch Charlotte; ſie wandte wie vor etwas Schrecklichem das Geſicht ab und ſagte, nur Montané verſtändlich: „Ich kenne es!"

Hier aber durfte der Richter dem Mitleid, das ihn allmählich tief ergriffen und gerührt hatte, nicht nachgeben.

„Wo kauften Sie es?"

„In einer der Buden des Palais-Royal."

„Wann?"

„Sonnabend den 13. Juli in der Frühe zwiſchen ſieben und neun Uhr."

„Warum kauften Sie das Meſſer?"

Sie erhob ein wenig den Arm: „Um Marat zu tödten!"

„Wußten Sie, daß Ihr Stoß tödlich war?"

„Ich hoffte es: er ſollte es ſein."

„Sie haben ſo ſicher geſtoßen", meinte Fouquier-Tinville, „von oben nach unten, daß man vermuthen möchte, Sie hätten ſich in dergleichen Dingen geübt."

Charlotte Corday trat einen Schritt zurück; der Ausdruck des größten Schmerzes und des höchſten Unwillens malte ſich in ihren Zügen; mit der Hand auf den öffentlichen Ankläger deutend, rief ſie aus, mit einer Stimme, in der die Entrüſtung widerklang: „Er hält mich für eine gemeine Mörderin!"

„Wenn Sie das nicht ſein wollen, warum tödteten Sie Marat?"

„Ich tödtete einen Mann, um hunderttauſend Leben zu retten."

Darauf erhielt Fouquier-Tinville das Wort. Seine Anklage war kurz, beſtimmt, ohne Leidenſchaft, weder Marat erhebend, noch Charlotte mit Schmähungen überhäufend: ſie forderte den Tod der Mörderin.

Nach ihm ſtand Chauveau-Legarde, ihr Vertheidiger, auf. Theilnahmlos hatte Charlotte, den Kopf wieder geſenkt, der Anklage zugehört; jetzt ſtützte ſie ihn auf den Arm und hing aufmerkend an den Lippen des jungen Advocaten. So war ihr Geſicht faſt ganz den Zuſchauern zugewandt. . . Leiſe bat unter ihnen ein junger Mann, Bleiſtift und Papier hervorziehend: „Laßt mich hindurch, Freunde, ich will ſie zeichnen!', Man machte ihm Platz; dieſe aus Neugierde, jene aus Rührung; alle hatten unwillkürlich die Empfindung, daß die Nachwelt ein Anrecht auf die Züge, die Geſtalt dieſes außerordentlichen Mädchens habe. „Nehmt meinen Rücken zum Zeichenbret!" ſagte flüſternd ein Mann mit breiten Schultern, finſterer Stirn und zuſammengepreßten Lippen. „Ich danke Euch!" erwiderte der Künſtler und legte ſein Papier auf den Rücken des andern, der ſich vornüber neigte.

„Bürger Geſchworene, Bürger Richter!" hatte indeß der Vertheidiger begonnen. „Das Verbrechen der Angeklagten iſt unbeſtreitbar, ſie hat es eingeſtanden, ſie hat eingeſtanden, daß ſie es lange vorherbedacht! Keinen Umſtand hat ſie geleugnet. Bürger, dies Geſtändniß iſt ihre beſte Vertheidigung! Dieſe Ruhe im Anblick des Todes, dieſe unerſchütterliche Standhaftigkeit, verdienten ſie nicht, wenn ſie zu einem andern Ziel geführt, den ſchönſten Kranz? Ich kann den Mord nicht vertheidigen: aber nicht niedere Rachſucht, ein heroiſcher Entſchluß drückte das Meſſer in dieſe Hand; derſelbe Entſchluß, der den Arm des Mutius Scävola gegen den König Porſenna bewaffnete. Dieſe That, dieſe Empfindungen ſind nicht gewöhnlicher Art, ſie entwachſen den Schranken menſchlicher Natur; es iſt ein Ueberirdiſches, nennen Sie es einen Zug des Wahnſinns, in ihnen. Wägen Sie, Bürger Geſchworene, dies Uebermenſchliche, dieſen politiſchen Fanatismus in Ihrer Entſcheidung mit, legen Sie ihn in die Wage der Gerechtigkeit! Wie die Nachkommen dieſe That beurtheilen werden, wir wiſſen es nicht; es gibt eine dunkle und eine

lichte Seite in ihr. Wird dereinſt eine Glorie oder ein finſterer Schatten das Haupt dieſes Mädchens umgeben? Bürger Geſchworene, ich lege die Sache der Angeklagten auf Ihr Gewiſſen!"

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Zur Geſchichte der Muſik.

3. Die mittelalterliche Kirchenmuſik.

Das Verdienſt der Kirchenmuſik beſteht in der erſten Hälfte des Mittelalters lediglich darin, von der griechiſchen Muſik einige ungeordnete und unzuſammenhängende Reſte zu retten. Die erſte Feſtſetzung rührt von dem Biſchof Ambroſius von Mailand her, der folgende vier Tonleitern zuließ:

d e f g a h c d
e f g a h c d e
f g a h c d e f
g a h c d e f g.

Sie ſtimmen, wie man ſieht, mit denen überein, welche die Griechen als die phrygiſche, doriſche, hypolydiſche und hypophrygiſche bezeichnet hatten. Die mirolydiſche ließ er weg, und zwar mit gutem Grund, da ſchon Plato ſie der falſchen Quinte wegen als unbrauchbar bezeichnet hatte. Daß er hingegen die lydiſche und hypodoriſche wegließ, war durchaus willkürlich. Gregor der Große fügte ſpäter vier andere Tonleitern hinzu, die er die plagaliſchen nannte, auf welche wir indeſſen hier einzugehen nicht nöthig haben, da ſie im Sinne unſerer heutigen Muſik überhaupt als Tonleitern nicht zu betrachten ſind. Im Gegenſatz zu den plagaliſchen nannte man dann die von Ambroſius eingeführten die authentiſchen. In der Auffaſſung der Tonarten ſchlich ſich indeſſen eine arge Verwirrung ein, ſodaß 1547 Glareanus es übernahm, die Sache neu zu ordnen. Er fügte die mit c und mit a beginnenden Tonleitern hinzu, die praktiſch ſchon ſeit langer Zeit in Gebrauch geweſen waren, und ſchuf dem entſprechend zwei neue plagaliſche Tonreihen, ſodaß ſich die Anzahl der Tonarten im ganzen auf zwölf ſtellte. Er gab denſelben auch feſte, wenngleich unpaſſende Namen, während bis dahin die Nomenclatur durchaus ſchwankend geweſen war. Als er Inventur machte, fand er freilich, daß auf die mit f beginnende Tonreihe keine einzige Melodie exiſtirte, da ſie der falſchen Quarte wegen ebenſo unbrauchbar war als die mit h beginnende Tonreihe der falſchen Quinte wegen. Plato hatte deswegen die hypolydiſche Tonart für ebenſo unbrauchbar gehalten wie die mirolydiſche.

Das poſitive Verdienſt des Mittelalters beſtand in der Anwendung der mehrſtimmigen Muſik. Die erſte Art derſelben, welche man für den kirchlichen Geſang erfand, war das Organum oder die Diaphonie, wie ſie der flandriſche Mönch Hucbald zu Anfang des 10. Jahrhunderts zuerſt beſchreibt. Man verſuchte, die kirchlichen Melodien begleiten zu laſſen von einer zweiten Stimme, welche aber nicht mehr, wie es die Griechen gekannt und zugelaſſen hatten, im Abſtand einer Octave nebeneinander hergeht, ſondern in andern conſonanten Intervallen, d. h. in Quinten, Quarten, Duodecimen oder Undecimen; denn die Terzen und Serten wurden noch zu den Disharmonien gerechnet. Man hatte dabei offenbar den Zweck, den Wohlklang conſonanter Intervalle zur Verſchönerung des Geſangs anzuwenden. Für unſer Ohr klingt eine ſolche Begleitung in fortlaufenden Quinten oder Quarten abſcheulich. Schon Hucbald wendete übrigens, wenn auch ausnahmsweiſe, eine andere Art der Stimmbewegung an, in welcher die Intervalle wechſelten und die unſerm Geſchmack mehr entſpricht. Guido von Arezzo, welcher im Mittelalter als Hauptautorität in der Theorie des Kirchengeſangs angeſehen wurde und im 11. Jahrhundert lebte, war in der Kunſt der Diaphonie noch nicht viel weiter gekommen als Hucbald; doch ſind die Beiſpiele einer Diaphonie mit wechſelnden Intervallen häufiger als bei jenem. Von da ab beſchränkte man die Quarten- und Quintenfolgen immer mehr, ließ die Stimmen überwiegend in entgegengeſetzten Bewegungen gehen, die Hauptintervalle des Zuſammenklangs aber blieben noch lange Zeit Quarten, Quinten und Octaven.

Wichtiger für die Entwickelung der Muſik war eine andere Art vielſtimmiger Muſik, der Discantus, welcher um das Ende des 11. Jahrhunderts in Frankreich und Flandern bekannt wurde. Die älteſten aufbewahrten Beiſpiele dieſes Discantus ſind von der Art, daß zwei ganz verſchiedene Melodien — und zwar ſchien man ſie gern ſo verſchiedenartig als möglich zu wählen — aneinandergepaßt wurden durch kleine Veränderungen des Rhythmus oder der Tonhöhen, bis ſie ein einigermaßen conſonirendes Ganzes bildeten. Zuerſt ſcheint man namentlich gern eine liturgiſche Formel mit irgendeinem ſchlüpfrigen Liedchen gepaart zu haben. Die

erſten derartigen Beiſpiele können nicht wohl irgendeine andere Bedeutung gehabt haben, als daß es muſikaliſche Kunſtſtückchen zur geſellſchaftlichen Unterhaltung waren. Es war eine neue Entdeckung, an der man ſich amuſirte, daß zwei ganz verſchiedene, unabhängige Melodien nebeneinander geſungen werden konnten und gut zuſammenklangen.

Conſonanzen hervorzubringen war an ſich nicht Zweck; nur ihr Gegentheil, die Diſſonanz, ſollte vermieden werden. Alles Intereſſe concentrirte ſich auf die Bewegung der Stimmen. Um die verſchiedenen Stimmen zuſammenzuhalten, war ſtrenges Einhalten des Taktes nöthig; es entwickelte ſich deshalb unter dem Einfluſſe des Discantus in reicher Mannichfaltigkeit das Syſtem der muſikaliſchen Rhythmik, welches wiederum dazu beitrug, die Melodiebewegung kräftiger und eindringlicher zu machen. Bald entdeckte man ein neues Mittel, einen künſtleriſchen Zuſammenhang zwiſchen den verſchiedenen Stimmen herzuſtellen. Man ließ nämlich die muſikaliſche Phraſe, welche eine Stimme vorgetragen hatte, durch eine andere wiederholen; es entſtanden alſo kanoniſche Nachahmungen, die ſich allmählich zu einem höchſt künſtlichen Syſtem entwickelten. Dieſe Art der Muſik paßte in hohem Grade für kirchliche Geſänge, in denen der Chor die Empfindungen einer ganzen aus verſchiedenartigen Individuen zuſammengeſetzten Gemeinde auszudrücken hatte. Aber man wendete ſie auch auf weltliche Geſänge an.

Dieſer Zeitraum hat für die Rhythmik und die Kunſt der Stimmführung eine große künſtleriſche Ausbeute geliefert; für die Harmonik und das Tonſyſtem hat er wenig mehr geleiſtet, als daß er eine Menge noch ungeordneter Erfahrungen zuſammengehäuft hat. Bei der Beurtheilung der Tonarten wurden immer nur einzelne Stimmen berückſichtigt. Glareanus z. B. ſchreibt in gewiſſen Compoſitionen den verſchiedenen Stimmen, dem Tenor und Baß, dem Sopran und Alt, verſchiedene Tonarten zu; Zarlino nimmt den Tenor als Hauptſtimme, nach welcher die Tonart zu beurtheilen ſei. Die Modulation aus der Tonart einer Tonica in die einer andern fehlte noch faſt ganz. Die bevorzugten Accorde blieben bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die ohne Terz aus Octaven und Quinten gebildeten, welche uns leer klingen und die wir zu vermeiden ſuchen. Sie erſchienen den Tonſetzern des Mittelalters als die wohlklingendſten, weil ſie nur das Bedürfniß möglichſt vollkommener Conſonanzen hatten; die Septimenaccorde fehlten noch.

Jedoch fing man in dieſer Periode bereits an, toleranter zu werden in Zulaſſung von Tonzuſammenſtellungen, welche die Griechen als Diſſonanzen verpönt hatten. Dieſe ließen, wie erwähnt, nur Octaven, Quinten und Quarten als Conſonanzen zu. Die Terzen bezeichneten ſie als diſſonant, wahrſcheinlich mit aus dem Grunde, weil ihre Muſik überwiegend Männergeſang war und in der Tiefe die Terzen reicher klingen als in der Höhe. Erſt gegen das Ende des 12. Jahrhunderts nahm Franco von Köln die Terzen unter die Conſonanzen auf, wenngleich er ſie noch als unvollkommen bezeichnete. Philipp de Vitry und Jean de Murris fingen im 13. und 14. Jahrhundert an, auch die Sexten als Conſonanzen zu betrachten.

4. Die Entſtehung der harmoniſchen Muſik.

Der erſte Anſtoß zur Begründung der modernen, harmoniſchen Muſik ging von der Reformation aus. Es lag im Princip des Proteſtantismus, daß die Gemeinde ſelbſt den Geſang übernehmen mußte; man konnte ihr aber nicht zumuthen, die künſtlichen rhythmiſchen Verſchlingungen, wie ſie im Katholicismus ſich entwickelt hatten, durchzuführen. Dagegen waren die Stifter der neuen Confeſſion, Luther an ihrer Spitze, zu ſehr durchdrungen von der Macht und Bedeutung der Muſik, um dieſelbe ſogleich auf einen ſchmuckloſen, einſtimmigen Geſang zurückzuführen. Dadurch entſtand für die Componiſten des proteſtantiſchen Kirchengeſangs die Aufgabe, einfach harmoniſirte Choräle zu ſetzen, in denen alle Stimmen gleichzeitig fortſchritten. Dadurch wurde es unmöglich, die gleichen melodiſchen Phraſen in verſchiedenen Stimmen zu wiederholen; gerade dieſe kanoniſchen Wiederholungen hatten aber bisher die Einheit des Ganzen zuſammengehalten und es mußte an deren Stelle jetzt ein neues Verbindungsprincip geſucht werden. Als ſolches ergab ſich die ſtrengere Beziehung auf eine herrſchende Tonica. Die proteſtantiſchen Kirchenlieder ſchloſſen ſich zum großen Theil ſchon beſtehenden Volksmelodien an, und da in den Volksliedern der germaniſchen Stämme das Gefühl für eine herrſchende Tonica ſtärker entwickelt war als bei den ſüdlichen Völkern, wurde die Entwickelung des Syſtems der Harmonie ſehr erleichtert. Aus der ioniſchen Kirchentonart, welche der lydiſchen Tonart der Griechen

entſprach, entwickelte ſich unſer heutiges Dur ſo correct, daß wir in dieſen Chorälen nichts für unſer heutiges Gefühl Fremdartiges finden. In der Harmoniſirung der übrigen Kirchentonarten dagegen herrſchte lange große Unſicherheit, bevor dieſelben in unſer heutiges Moll verſchmolzen. Der Eindruck dieſer Muſik war ein durchaus neuer und für die Zeitgenoſſen überaus mächtiger.

Jetzt verlangte man auch in der römiſchen Kirche nach einer Veränderung des Kirchengeſangs, welche Paleſtrina infolge der Verhandlungen des Tridentiniſchen Concils und im Auftrage des Papſtes Pius IV. vollführte. Er gliederte die Maſſe der Töne und die Maſſe der Stimmen, welche er in der mittelalterlichen Muſik vorfand, und machte die Sätze überſichtlicher und verſtändlicher, indem er die Stimmen choralmäßig nebeneinander auftreten ließ. Dabei legte er den hauptſächlichſten Nachdruck auf den Wohlklang und ſtellte daher eine faſt ununterbrochene Folge conſonanter Accorde mit ſparſam eingeſtreuten Septimen oder Durchgangsnoten her. Den Ausdruck in der Harmonie, den die neuere Muſik durch verſchiedenartige Diſſonalaccorde, namentlich die reichliche Einmiſchung der Septimenaccorde, erreicht, gewann er durch die viel zartern Schattirungen der verſchieden umgelagerten conſonanten Accorde.

Ein lebhafter Anſtoß zur Fortbildung der Muſik wurde durch die beginnende Entwickelung der Oper gegeben, welche angeregt war durch die erneute Bekanntſchaft mit dem claſſiſchen Alterthum und unternommen wurde in der Abſicht, die antike Tragödie wiederherzuſtellen, von der man wußte, daß ſie muſikaliſch recitirt ſei. Hier drängte ſich unmittelbar die Aufgabe dem Componiſten auf, eine oder wenige Soloſtimmen muſikaliſche Sätze ausführen zu laſſen und dieſelben den Chören ſo anzupaſſen, daß die Singſtimmen vor allen andern heraustraten, die begleitenden Stimmen ganz untergeordnet gehalten wurden. Dadurch ergab ſich zunächſt die Erfindung des Recitativs durch Jakob Peri und Carrini um 1600 und arioſer Sologeſänge durch Claudio Monteverde und Viadana. Letzterer erregte großes Aufſehen dadurch, daß er die Kunſt erfand, zu einſtimmigen und zweiſtimmigen Geſängen einen basso contieno zu ſetzen als eine an ſich unſelbſtändige Stimme, die nur der Harmonie dienen ſollte; bis dahin war dieſe Kunſt, die jetzt jeder Dilettant in einfachſter Weiſe zu üben weiß, verborgen. Jetzt entſteht auch der Gebrauch, in der Notenſchrift die Bäſſe zu beziffern. Eine bezifferte Baßnote bezeichnet einen Accord, während die Führung der Stimmen in den Accorden dem Geſchmack des Spielers überlaſſen bleibt. Somit iſt die Conſonanz der Accorde Hauptſache, die Stimmenführung Nebenſache geworden, während im Mittelalter das Verhältniß umgekehrt war. Die Oper machte es nun auch nothwendig, nach ſtärkern Ausdrucksmitteln zu ſuchen, als die Kirchenmuſik zugelaſſen hatte. Monteverde, welcher an Neuerungen beſonders fruchtbar war, erfand die Dominantſeptimenaccorde und ließ zuerſt die Septimenaccorde frei einſetzen. Es entwickelte ſich ein kühnerer Gebrauch der Diſſonanzen, welche in ſelbſtändiger Bedeutung, um Schattirungen des Ausdrucks zu erreichen, und nicht mehr als zufällige Ergebniſſe der Stimmführung eintraten.

Bisher waren noch immer die alten Kirchentonarten in Gebrauch geblieben, welche der Entwickelung der harmoniſchen Muſik Schwierigkeiten entgegenſtellten. In denſelben ſind nämlich keine Accordketten herzuſtellen, die unter ſich und mit dem toniſchen Accord eng verbunden ſind. Wenngleich die Empfindung für die äſthetiſche Wirkung der einzelnen verſchiedenartigen Accorde ſich zu erkennen gibt, wenngleich die Harmonien ſchon eine ſelbſtändige Bedeutung haben, ſo fehlt doch noch der muſikaliſche Zuſammenhang des Accordgewebes in ſich. Zu dieſem Zweck mußten, wie aus der joniſchen Kirchentonart unſer Dur geworden war, die übrigen Tonarten in unſer Moll verſchmolzen werden, welches die im Dur fehlende kleine Terz als ein harmoniſches Element in ſich aufnimmt. Die verdrängten alten Kirchentonarten hatten theils Zwiſchenſtufen zwiſchen Dur und Moll gebildet, theils noch den Charakter der Molltonart geſteigert. Die dadurch erzielte Mannichfaltigkeit des Ausdrucks ging jetzt zwar verloren, wurde indeſſen durch die Tranſpoſition der Tonleitern in verſchiedenen Grundtönen und die modulatoriſchen Uebergänge von einer zur andern Tonart erſetzt.

Die Geſchichte der Muſik vom 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts hin hat den Inhalt, daß ſich das Gefühl für die ſelbſtändige Verwandtſchaft der Accorde untereinander immer mehr ausbildet und daß nun auch für die Reihe conſonanter Accorde, welche die Tonart zuläßt, ein gemeinſam verknüpfendes Centrum in dem toniſchen Accord geſucht und gefunden wurde.

Der toniſche Accord erhält für die Reihe der Accorde dieſelbe Bedeutung, welche die Tonica für die Reihe der Töne ſchon ſeit langer Zeit beſitzt. Ihren letzten praktiſchen Ausdruck finden die Beſtrebungen nach Herſtellung der Verwandtſchaft der Accorde in der Regel, daß ein Molltonſtück auch mit dem Mollaccord ſchließt. Bis zu Sebaſtian Bach herab findet man allgemein am Schluſſe nur Duraccorde gebraucht und den Mollaccord wegen ſeiner geringern Reinheit vermieden. Noch bei Händel und ſelbſt in den kirchlichen Compoſitionen von Mozart iſt der Schluß mit dem Mollaccord abwechſelnd gebraucht mit ſolchen Schlüſſen, welche entweder gar keine Terz oder die Durterz haben, je nachdem der Schluß einen trüben, indifferenten oder heitern Charakter trägt. Unſer jetziges muſikaliſches Gefühl verlangt ſtets die Anwendung des Mollaccords in einem ſolchen Schluß.

5. Die theoretiſche Vollendung der Muſik.

Die Aenderungen in der Muſik, welche ſeit Luther und Paleſtrina praktiſch durchgeführt waren, fanden ihren theoretiſchen Abſchluß durch Rameau. Das entwickelte Gefühl für die Verwandtſchaft der Accorde veranlaßte ihn zu der Regel: „Der Fundamentalbaß darf der Regel nach nur in reinen Quinten oder Terzen auf- oder abwärts ſchreiten.“ Wie die Stimme einer Melodie, darf auch der Accordklang nur zu nächſtverwandten Klängen fortſchreiten. Fortſchreitung nach einer Verwandtſchaft zweiten Grades iſt aber bei Accorden viel ſchwerer zu motiviren als bei einzelnen Tönen und ſomit jenes ſtrenge Geſetz gerechtfertigt.

Dieſer theoretiſchen Hauptthat Rameau's ſchließt ſich eine zweite an: die Durchführung der temperirten Stimmung. Wie bereits erwähnt, fließt aus dem Bau des harmoniſchen Syſtems die Nothwendigkeit, die Tonica zeitweiſe zu verändern, d. h. zu moduliren. Es iſt für den Muſiker daher nöthig, frei über die Höhe der zu wählenden Tonica ſchalten zu können. Daraus ergab ſich indeſſen eine neue Schwierigkeit. Von dem Ton C ausgehend, kommt man durch eine Reihenfolge von Quinten bekanntlich nicht zum Ton C zurück, ſondern zu einem Ton HIS, der ſich von C etwa um den fünften Theil einer halben Tonſtufe unterſcheidet. Um von jedem Ton ausgehen und nach jedem Ton hin moduliren zu können, bedurfte man daher einer Unzahl von Tönen. Dieſe Schwierigkeit zu erleichtern, hatte man ſich bei gewiſſen Intervallen kleine Unreinheiten geſtattet, ohne daß über die Art und Weiſe, wie dieſelben zu vertheilen ſeien, eine beſtimmte Praxis ſich gebildet hätte. Rameau vertheilte nun dieſe Unreinheit auf die zwölf Quintenſchritte gleichmäßig, ſodaß jede um ein Sechzigſtel des halben Tons verſtimmt war. Auf dieſe Weiſe ſchuf er die chromatiſche Tonleiter, auf welcher jeder Ton von dem andern durch daſſelbe Intervall getrennt war und innerhalb deren daher auf jedem Ton die diatoniſche Dur- und Molltonleiter conſtruirt werden konnte. Dieſe componirte Stimmung hat ſich zuerſt und vorzugsweiſe am Klavier entwickelt und iſt alsdann auf die übrigen Inſtrumente übertragen worden.

Die durch Rameau eingeführte, wenigſtens durch ihn ſiegreich verfochtene temperirte Stimmung, wie ſie aus der Compoſitionsweiſe der frühern Meiſter hervorgegangen war, wirkte auf die Compoſitionsweiſe der ſpätern zurück. Sie bewirkte, daß die Componiſten wie die Spieler ſich mit der größten Leichtigkeit in den verſchiedenſten Tonarten bewegen können, daß ein Reichthum der Modulationen möglich wurde, der früher nicht exiſtirt hat. Andererſeits aber iſt nicht zu verkennen, waß ſie zu einem ſolchen Reichthum von Modulationen auch zwang. Denn da der Wohlklang der conſonanten Accorde nicht mehr ganz rein war, die Unterſchiede zwiſchen ihren verſchiedenen Umlagerungen verwiſcht wurden, mußte man durch ſtärkere Mittel, durch reichlichen Gebrauch ſcharfer Diſſonanzen, durch ungewöhnliche Mittel zu erſetzen ſuchen, was die der Tonart ſelbſt angehörigen Harmonien an charakteriſtiſchem Ausdruck verloren hatten. Dadurch wird der Mechanismus der Inſtrumente Herr über die natürlichen Bedürfniſſe des Chors. Mozart, der noch reiche Studien in den ältern Geſangscompoſitionen gemacht hatte, war der letzte Meiſter des ſüßen Wohllauts. Beethoven hat mit kühner Gewalt Beſitz ergriffen von dem Reichthum, den die ausgebildete Inſtrumentalmuſik hervorbringen konnte; ſeinem gewaltigen Willen war ſie das fügſame und zu allem bereite Werkzeug, in welches er eine Gewalt der Bewegung zu legen wußte wie vor ihm keiner. Wie ſich an ihn die neuere Muſik anſchloß, iſt bekannt.

Man klagt über den Verfall der Muſik, über das Verlaſſen der von Sebaſtian Bach und Mozart eingeſchlagenen Bahnen. Wir glauben durch die vorſtehende Skizze gezeigt zu haben,

daß, wie die durch jene großen Meiſter geſchaffene Kunſtblüte eine hiſtoriſch gewordene Nothwendigkeit war, auch die ſeitdem eingetretenen Wandlungen aus einer hiſtoriſchen Nothwendigkeit hervorgegangen ſind, und knüpfen daran die Hoffnung, daß der ſcheinbare Verfall der Vorbote einer zukünftigen, reichern Entwickelung ſein wird. Alexander Meyer.

Die vier George von Thackeray.

II.

Unter allen Umſtänden that Georg III. nach ſeiner Einſicht das Beſte. Er lernte, was er zu lernen vermochte. Er zeichnete fortwährend Landkarten, ſtudirte Geographie, er wußte die ganze Genealogie ſeines Adels, die ganze Liſte ſeiner Armee ſowie die Zahl ihrer Knöpfe, Gamaſchen und Haarbeutel. Er kannte die Lehrer der Univerſitäten und deren religiöſe Anſichten; er kannte aber auch die Etikette ſeines Hofs, die Pflichten aller, vom erſten Miniſter bis zu dem Küchenjungen und Stallknecht herab.

Das alles vermochte er zu lernen und lernte er. Aber denkt man an die für einen Sterblichen faſt göttliche Aufgabe — auf das Reich der Gedanken, des Glaubens, auf Krieg und Frieden Einfluß auszuüben, wer kann ſich wundern, wenn ein Mann wie Georg, ſo oft er hier eingriff, nur Demüthigung erlebte? Doch zwingt ſein Muth uns Bewunderung ab. Seinen Kampf mit der Ariſtokratie zu erzählen, bleibt einem Geſchichtſchreiber noch vorbehalten. Er war es, unterſtützt vom Volke, der Amerika den Krieg erklärte; er war es und das Volk, die den Katholiken entgegentraten, und in beiden Fällen mußten die Patricier nachgeben. Sein Muth verließ ihn nie; er beugte ſelbſt den ſteifen Nacken des jungen Pitt. Sogar Krankheit konnte ſeine Beharrlichkeit nicht hemmen. War ſein Geiſt klar, ſo ſtand er auf dem alten Punkte. „Ich will nur das Gute", ſagte er; „wer es alſo nicht mit mir will, iſt ein Verräther!" Nur leider! beſaß er wenig Verſtand und hatte eine mangelhafte Erziehung erhalten. Derſelbe Wille des Himmels, welcher die Krone auf ſein Haupt geſetzt, ihn zärtlich gegen ſeine Familie geſchaffen, ihn muthig, ehrlich, tugendhaft gemacht, machte ihn auch langſam im Denken, eigenſinnig und zu Zeiten verrückt. Er war der Vater ſeines Volks; ſo mußten ſeine rebelliſchen Kinder zum Gehorſam gezwungen werden. Er war der Vertheidiger des proteſtantiſchen Glaubens; ſo wollte er lieber ſein Haupt auf den Block legen, als daß die Katholiken theil an der Regierung Englands erhalten ſollten.

Glaubt man etwa, es gäbe nicht in allen Ländern ehrliche Fanatiker, die einem Könige mit ihren Anſchauungen auch ihre Unterſtützung unbedingt leihen würden? Der Krieg mit Amerika war populär in England, kein Zweifel. Waren die Bartholomäusnacht und die Inquiſition nicht auch ihrerzeit populär?

Georg's III. Haus war das Muſterhaus eines engliſchen Gentleman. Man ſtand früh auf, war freundlich, mildthätig, mäßig, ordentlich und langweilig über allen Begriff. Alles hatte ſeine beſtimmte Stunde, ein Tag glich dem andern. Abends zur beſtimmten Minute küßte der König die Wangen ſeiner Töchter, küßten die Prinzeſſinnen die Hand der Mutter, brachte Frau Thielke dem König ſeine Nachtmütze. Welch ein proſaiſches Leben war das Leben Georg's in Kew und Windſor! In Regen und Sonnenſchein ritt er ſeine Stunde aus, ſteckte ſein rothes Geſicht in hundert Hütten um Windſor, worüber ebenſo viele Geſchichten in Umlauf kamen. Wenn Harun-al-Raſchid ſeine Unterthanen beſuchte, ſo gewannen ſie dabei durch ſeine Freigebigkeit; Georg aber zeigte keine königliche immer zum Geben bereite Hand. Selten gab er eine Guinee; oft ſuchte er nach Geld in ſeiner leeren Taſche; meiſt richtete er hundert Fragen an die Armen und ritt fort. Einſt begegnete ihm und der Königin ein kleiner Knabe mit weißen Haaren. „Wer biſt du?" fragte der König. „Der Sohn Ihres Mundkochs!" ſagte der Kleine. „So knie vor der Königin und küſſe ihre Hand!" „Das geht nicht, denn ich habe meine neuen Hoſen an!" Solche und tauſend ähnliche Geſchichten liefen umher. Man machte Georg zum großen König und Napoleon zum kleinen Gulliver.

Miß Burney hat in ihren Memoiren den Charakter der Königin in allen Einzelheiten geſchildert. Sie war ſparſam, tugendhaft und gut, eine getreue Gattin, eine zärtliche Mutter. Sie hatte ſchwere Pflichten zu erfüllen und lächelte, wo ihr das Herz weh that. Daſſelbe forderte ſie aber auch von andern. Bei einer Taufe wurde der Dame, welche das Kind hielt, unwohl. Die Prinzeſſin von Wales bat, daß ſie ſich einen Augenblick ſetzen dürfe. „Sie ſoll ſtehen!" ſagte die Königin. Sie ſelbſt, bemerkt Thackeray boshaft, würde geſtanden haben, bis das Kind zum Manne gereift wäre.

Die jüngſte Tochter, Amalie, war des Vaters Liebling. Miß Burney beſchreibt uns den Nachmittagsſpaziergang der königlichen Familie in Windſor. Die kleine Prinzeſſin war drei Jahre alt, ſie trug ein Kleid von weißem Muſſelin, ein kleines Mützchen, weiße Handſchuhe, einen Fächer und ging allein vorauf, entzückt über ihren Anzug, die dichte Menſchenmenge zu beiden Seiten anlächelnd. Ihr folgten König und Königin, nicht minder vergnügt über ihre Kleine. Dann die königliche Prinzeſſin am Arm von Lady Waldegrave, Prinzeſſin Auguſte mit der Herzogin von Lancaſter, Eliſabeth mit Lady Charlotte Bertie u. ſ. w. Eine Muſikbande ſpielte; die Sonne ſchien, die Fahne Englands wehte vom großen Thurme herab, während Georg ſeine Nachkommenſchaft ins Freie führte. Die kleine Amalie raffte der Tod im ſchönſten Kindesalter hin; Georg III. wurde ein Opfer des Wahnſinns. Im November 1810 hörte er zu regieren auf. Vom Throne geſtoßen, von rauhen Händen berührt, mit ſeinen Kindern im Streit, ſein Liebling vor ihm dahingegangen, ruft unſer Lear ihr nach: „Cordelia, Cordelia, warte ein wenig!" Aber ſtill! Streit und Uneinigkeit bei dem Ernſt des Grabes. Trompeten, ſtimmt einen Trauermarſch an! Falle, dunkler Vorhang, über dieſes Schauſpiel, über die Leiden, den Kummer dieſer ernſten Tragödie!

Am 12. Auguſt 1762 tönten alle Glocken Londons, in jubelndem Einklang die Geburt eines Kronprinzen verkündend.

Im Palaſt zu St.-James, in einer Wiege mit drei prinzlichen Straußenfedern darüber, lag das königliche Kind, das Entzücken aller Augen. Es war ein ſchöner Knabe. Es exiſtirt von ihm ein Bild, wie er im Schoſe ſeiner Mutter ruht, welche den Finger auf ihre Lippen legt, als wolle ſie dem Hofe Schweigen gebieten, damit der Liebling ungeſtört ſchlummere. Von da an bis zu ſeinem Tode, 68 Jahre hindurch, wie viele Bilder ſind von ihm gemalt worden! Kein Sterblicher wird eine ähnliche Zahl aufzuweiſen haben. In jedem Anzuge, auf jeder Altersſtufe, in jeder Haartracht kann man ihn erblicken. Was die Schmeichelei erſinnen konnte, wurde auf ihn verwendet, und die Frucht entſprach dem Bemühen. Als er einundzwanzig Jahre zählte, gab man ihm Carlton-Palace zur Wohnung und richtete ihn für ihn ein. Sein Einkommen war groß; er warf, wie man ſo ſagt, das Geld aus dem Fenſter. Seine Röcke allein koſteten ihm jährlich 10000 Pf. St. Die Nation gab ihm mehr, viel mehr. Der Prinz von Wales oder, wie er nachmals hieß, der Prinz-Regent, war ſchön, anmuthig, von feinen Sitten; er bezauberte, wen er einnehmen wollte, und ſo verzieh man ihm alles, bewilligte man ihm alles. Die Männer nannten ihn den ſchönſten Prinzen der Welt, und, ach! auch die Frauen. Er und der Graf von Artois theilten ſich in den Ruhm, die erſten Gentlemen Europas zu ſein. Der Graf tanzte neben ſeinen übrigen herrlichen Eigenſchaften auch vortrefflich auf dem Seile. Was iſt aus ihm geworden? Ein lahmer, alter Mann, hat er die Gaſtfreundſchaft König Georg's IV. in Anſpruch genommen. Die Natur und die Umſtände thaten alles, um dieſen vierten Georg zu verderben. Der Hof des Vaters mit ſeinen langweiligen Vergnügungen und noch langweiligern Beſchäftigungen, das ewige Einerlei, die erſtickende Mäßigkeit würde auch ein weniger lebhaftes Naturell als das des Prinzen wild gemacht haben.

Der Knabe iſt der Vater des Mannes. Unſer Prinz ließ es ſeine erſte That ſein — eine Schuhſchnalle zu erfinden, die einen Zoll lang und fünf Zoll breit war. Als er auf dem erſten Hofballe erſchien, trug er einen Rock von roſa Seide mit weißen Manſchetten, die Weſte von weißer Seide mit bunter Stickerei; ſein Hut war mit zwei Reihen Stahlperlen geziert, fünftauſend an der Zahl, mit Schlinge und Knopf von gleichem Metall und aufgeſchlagen in neuer militäriſcher Weiſe. Man nannte ihn Prinz Florizel. Erſcheinen dieſe Einzelheiten nichtsſagend? Sie machten den Kern ſeines Lebens aus.

Erſt dreißig Jahre iſt er todt und man fragt ſich, wie ein großes Volk ihn habe dulden können. Würde man ihn jetzt dulden? Er ſpielte, er trank, er fröhnte allen Laſtern und hatte nur Eine Tugend: er war ein vortrefflicher Kutſcher. Seine drei Vorgänger waren tapfer, aber wie hätte er tapfer ſein können? Sein Vater ſiegte über Luxus und angeborene Trägheit — er ſiegte über nichts, widerſtand keiner Verſuchung, gewährte ſich alles. Was er von Energie beſaß, vergeudete er an Köche, Schneider, Barbiere, Tapezierer, Opernſängerinnen und Liebesabenteuer. Welche Muskel ſollte nicht in ſolchem Leben erſchlaffen? Einem ewigen Capua ohne Feldzug, mit Geigen, Blumen, Feſten, Schmeichelei und Thorheit!

Karoline von Braunſchweig wird ihm von ſeinem Vater zur Gemahlin gewählt. Der Bräu-

tigam eilt ihr entgegen, ſie beugt ein Knie vor ihm, er hebt ſie mit ritterlicher Anmuth auf, umarmt ſie und ſich zu Lord Malmesbury wendend, ſagt er: „Mir iſt iſt nicht wohl — bitte, gib mir ein Glas Branntwein!“

Was konnte man von einer Ehe erwarten, die ſo begann? Malmesbury erzählt uns, wie der Prinz das Ja herausſtieß, wie er ſeinen Schwur hielt, wie er ſeine Gemahlin peinigte, ſchlug, wie er ſeine Tochter behandelte, wie er ſelbſt lebte. Und das war der erſte Gentleman Europas! Es gibt für die ſtolze Geſellſchaft Englands keine bitterere Satire, als daß ſie dieſen Georg bewunderte. Amely Bölte.

Die Sturmfluten an der Weſtküſte Schleswig-Holſteins.

Von K. Gottfriedſen.

I.

Ein rechter Marſchbewohner theilt das bewohnte Land der Erde in zwei Theile ein: in Marſch und Geeſt. Geeſt aber iſt alles Land, was nicht Marſch iſt; und da die unmittelbar an die Marſch anſtoßenden Gegenden meiſtentheils aus Heide, Wald und Torfmooren beſtehen, die geographiſchen Kenntniſſe des gewöhnlichen Marſchbauern ſich aber oft nicht viel weiter erſtrecken, ſo betrachtet er ſich als einen Bevorzugten der Schöpfung. Allerdings hat er auch Urſache, auf ſein Land ſtolz zu ſein. Selbſt demjenigen, deſſen Auge an die Schönheiten des Rheinufers und der Sächſiſchen Schweiz gewöhnt iſt, gewährt es einen Genuß, zur Sommerzeit die üppigen Weiden, die prangenden Saatfelder und die ſtattlichen und reinlichen Gehöfte der Marſchen zu erblicken und dort den kräftigen Geſtalten der wohlhabenden und gaſtfreien Bauern zu begegnen.

So war es nicht immer. Die Marſchbildung geht langſam vor ſich; ſie iſt bekanntlich eine Folge der Ablagerung der feinen im Meereswaſſer enthaltenen Thonerde, von der ſich eine feine Schichte bei der täglich zweimal wiederkehrenden Flut abſetzt; daher auch Binnenmeere, in denen keine oder doch nur äußerſt geringe Flutzeiten ſtattfinden, wie das Mittelmeer und die Oſtſee, keine eigentlichen Marſchküſten haben. Seiner Feinheit wegen ſetzt ſich der Marſchthon nur bei ruhigem, gleichmäßig flutendem Waſſer ab, namentlich aber da, wo eine Inſel oder eine Sandbank Schutz gegen den zu heftigen Wellenſchlag gewährt. Deshalb zieht man oft zur Beförderung der Marſchbildung an den von der Flut erreichten Küſten künſtliche Dämme, ſogenannte Lahnungen, die aber ſo niedrig ſind, daß jede Flut über ſie hingeht. Mit dem allmählich ſich erhöhenden Lande kommen verſchiedene Pflanzen in beſtimmter Reihenfolge auf dem nun ſchon von den niedrigſten Fluten nicht mehr erreichten Boden zum Vorſchein, bis endlich das Erſcheinen des weißen Klees das Zeugniß gibt, daß das Land zum Eindeichen reif iſt.

Denn eingedeicht muß jedes Marſchland werden, wenn es zum Anbau empfänglich ſein ſoll; das ſalzige Waſſer der eindringenden Flut übt auf den Gras- und Pflanzenwuchs einen auf viele Jahre nachempfundenen zerſtörenden Einfluß aus. Auf den Halligen, d. h. den Inſeln, die zu klein ſind, um die Koſten des Baues und der Unterhaltung der Deiche tragen zu können, wächſt kein Baum, kein Strauch; weniges und dürftiges Gras gewährt im Sommer dem geringen Viehſtand der Halligbewohner eine ſpärliche Nahrung; gegen die Herbſt- und Winterfluten gibt es keinen andern Schutz als die künſtlich aufgeworfenen Erdhügel, auf denen die zerſtreuten Häuſer einer ſolchen Inſel ſtehen. In ähnlicher Weiſe lebten die älteſten Bewohner unſerer heutigen Marſchen noch Jahrhunderte nach Chriſti Geburt. Plinius berichtet von jenen Gegenden, „welche zweimal im Verlauf von vierundzwanzig Stunden von dem Ocean überſpült würden, ſodaß es zweifelhaft ſei, ob ſie dem Lande oder dem Waſſer angehörten, und in welchen auf Todtenhügeln gleichenden Erdaufwürfen eine ärmliche Bevölkerung lebe, Schiffenden ähnlich, wenn die Fluten ſie umwogten, Schiffbrüchigen gleich, wenn das Waſſer ſich zurückgezogen habe“.

Zur Zeit der Völkerwanderung wanderten hier die Frieſen ein, ein rauher Menſchenſchlag, aber freiheitsliebend, thätig und wunderbar geſchickt, den Kampf mit dem wilden Element aufzunehmen. Sie thürmten mit unſaglicher Arbeit die ſchirmenden Dämme gegen die anbrauſende Flut auf, zogen Gräben auf Gräben zur Entwäſſerung des Landes, legten künſtliche Schleuſen an, die ſich zur Zeit der Ebbe von ſelber öffneten und von der zurückkehrenden Flut wieder geſchloſſen wurden. Es gehörte eine ſeltene Kraft und Ausdauer dazu, ſich dieſen gewaltigen Anſtrengungen zu unterziehen, deren Frucht erſt nach einer Reihe von Jahren ſichtbar ward; eine Beharrlichkeit und Vorausſicht, wie ſie, wenigſtens in dieſen Jahrhunderten, nur den germaniſchen Stämmen eigen war.

Und wie oft waren nicht dieſe mühevollen Arbeiten völlig vergebens aufgewendet! Wie oft zerſtörte nicht eine einzige Nacht die Werke, welche während langer Jahre durch viele tauſend rüſtige Hände aufgerichtet waren! Wie oft ſchwemmte nicht das nach einer Sturmflut zurücktretende Waſſer Trümmer von Haus- und Ackergeräth und zahlloſe Leichen von Menſchen und Vieh in das Meer hinaus! Aber die Zähigkeit, mit der die frieſiſchen Stämme an ihrem Vaterlande hingen, hat in der Geſchichte kaum ihresgleichen. Immer und immer wieder kehrten die Ueberlebenden in ihr Marſchland zurück, das ſie freilich oft genug bis zur Unkenntlichkeit verändert fanden. Mit der Zeit fand dieſe Beharrlichkeit ihren Lohn. Mit der Zunahme des Wohlſtandes wurden die Deiche höher und feſter, die Zerſtörungen der Sturmfluten, die freilich noch oft genug eintraten, wurden ſchneller wieder gutgemacht, und nachdem die erſten finſtern und unheilvollen Jahrhunderte, die auf die Völkerwanderung folgten, vorüber waren, ſehen wir alle deutſchen Marſchländer der Nordſee, von Jütland bis zu der Meerenge von Calais, von reichen, trotzigen und freiheitsſtolzen Völkerſchaften aus dem Frieſenſtamm bewohnt.

Die mittelalterliche Geſchichte dieſer Stämme bildet einen unausgeſetzten Kampf für ihre Selbſtſtändigkeit gegen die benachbarten nach ihren Reichthümern lüſternen Fürſten und für ihr Leben und Eigenthum gegen die auf der andern Seite drohende, gierige See. Die Berichte von Sturmfluten und verderblichen Ueberſchwemmungen ſind gerade ſo alt als die Berichte von dieſen Ländern ſelbſt. Demgemäß beſitzen wir eine faſt zahlloſe Menge von Erzählungen ſolcher Naturereigniſſe, von denen viele ſo ſchreckliche Einzelheiten enthalten, daß man es wol dem Bewohner weit ärmerer Gegenden zugute halten kann, wenn er ſich nicht nach dem fetten Boden, den gefüllten Speichern und den Scharen von glänzendem und wohlgenährtem Vieh der Marſchen ſehnt.

Keine von allen Küſten, die von der Nordſee beſpült werden, hat ſo viele und ſo gewaltſame Umgeſtaltungen erlitten als die Weſtküſte Schleswig-Holſteins. Weite Küſtenſtrecken ſind verſchwunden, große Inſeln zu einem kleinen Bruchtheil zuſammengeſchrumpft, andere vom feſten Lande losgeriſſen, wie denn Nordſtrand jetzt nur noch durch den Namen daran erinnert, daß dieſe Inſel ehemals landfeſt war. Auch mit der benachbarten Inſel Pelworm ſoll ſie verbunden geweſen ſein. An den Namen dieſer letztern knüpft ſich die Erzählung einer Flut, welche in einer ſehr alten Handſchrift, der Chronik eines Ungenannten von Eiderſtedt, aufbewahrt iſt. Im Jahre 1089 ſei in dieſen Gegenden eine ſehr große Waſſerflut geweſen, in welcher gegen 20000 Menſchen umgekommen. Damals habe eine ſehr reiche Frau auf dem Nordſtrande gelebt Namens Pelle; ihre Tochter hieß Worm, ihr Sohn Huſen. Als nun ihre Beſitzungen durch das Waſſer zerſtört waren, ſei ſie mit ihrer Tochter nach der Gegend gezogen, die von beider Namen Pelworm geheißen ward; der Sohn aber baute Huſum und nannte die Stadt nach ſich. Frau Pelle aber blieb in der Erinnerung der Ortsbewohner unvergeſſen. Ihr wurde die Erbauung des ſtattlichen Kirchthurms zugeſchrieben, welcher am 8. April 1611 durch einen Sturmwind umgeworfen wurde. Im Jahre 1566 hat Broder Hanſen daſelbſt den ſteinernen Sarg, darin ſie mit ihrer Tochter gelegen, ausgraben laſſen und denſelben zu einem Borntroge, daraus er ſein Vieh getränkt, gebraucht, weswegen er dem Herzog zu Schleswig-Holſtein 100 Mark Lübſch hat geben müſſen, iſt auch bald darauf geſtorben.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Die Einwanderung der Deutſchen in die nordamerikaniſchen Freiſtaaten und ihre geographiſche Verbreitung.

K. — Unter dieſer Aufſchrift laſen wir kürzlich einen lehrreichen und intereſſanten Aufſatz in der „Zeitſchrift für Erdkunde“, herausgegeben von Profeſſor Koner (Berlin, Reimer, Neue Folge, Bd. XIV). Da wir vorausſetzen dürfen, daß ſein Gegenſtand auch andere intereſſirt und nicht ein jeder Gelegenheit hat, den Aufſatz zu leſen, ſo werde einzelnes daraus, wie wir es zur Kenntniß deutſcher Leſer für beſonders wichtig erachten, hier kurz zuſammengeſtellt.

Der Verfaſſer des Aufſatzes, Profeſſor Th. Spiller, der — wie aus ihm zu erſehen iſt — über den Gegenſtand aus unmittelbarer Kenntniß urtheilt, unterſucht zuerſt die Gründe für die ſo auffallende Auswanderungsluſt der Deutſchen, für dieſes „Weltbürgerthum der Deutſchen“, und wie es gekommen ſei, daß es jetzt wol kaum ein bedeutenderes Land gebe, in welchem nicht auch Deutſche anzutreffen wä-

ren. Wir gehen jedoch hier auf diese innern und äußern Gründe nicht weiter ein, weil sie weniger zur Sache selbst gehören, und bemerken nur, daß — wie es dort heißt und wie sich ohne Ueberschätzung behaupten lasse — nicht nur das deutsche Volk seit dem Untergange der classischen Völker das bedeutsamste in geistiger Beziehung ist, sondern auch, daß der Deutsche bei seinen Wanderungen „Ernst, Tiefe des Gemüths, Biederkeit, Treue, reges Pflichtgefühl, Festigkeit des Charakters und gediegene Kenntnisse mit sich über Land und Meer trägt". Doch dürfte auch daneben — nach unserer Meinung — behauptet werden müssen, daß der Deutsche manches von dem, was ihn in gewisser Hinsicht erst zum Deutschen macht, im fremden Lande mehr oder weniger schnell verlernt und aufgibt, z. B. seine Sprache und — was damit zusammenhängt — namentlich sein Nationalbewußtsein. Dies gilt auch von den deutschen Einwanderern in Nordamerika.

Die gegenwärtige deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten läßt sich nach der Zeit der Einwanderung in drei Klassen eintheilen, und zwar

1) in die von 1680—1735;
2) in die von da bis 1848, und
3) in die der letzten vierzehn Jahre.

Die erste Klasse umfaßt diejenigen Deutschen, welche in geschlossenen Gesellschaften, von ihren Geistlichen geführt, in den Colonien Pennsylvanien, Neuyork und Georgia sich ansiedelten. Es waren nur Protestanten, und ihre Nachkommen haben in compacten Massen über Ostpennsylvanien, Neuyork und Georgia sich verbreitet. In Ostpennsylvanien, bis zu dem Hauptrücken der Alleghanies, ist die Bevölkerung der Städte etwa zu gleichen Theilen aus Deutschen und Angloamerikanern gemischt, das flache Land aber ist rein deutsch, und es sind folglich dort dreißig und einige Grafschaften, die zugleich die bevölkertsten und reichsten sind, fast ganz deutsch. Das Deutsche ist dort die Mutter-, Kirchen- und seit sechs Jahren neben dem Englischen auch die gleichberechtigte Schulsprache. Diese Grafschaften enthalten eine Gesammtbevölkerung von 1,500000 Deutschen oder die Hälfte der Einwohnerzahl des ganzen Staats. Davon sind jedoch nur über eine Million deutschredende Deutsche, während noch über eine Viertelmillion zwar von deutscher Abstammung sind, das Deutsche jedoch mehr oder weniger verlernt haben. In den meisten übrigen Grafschaften jenes Staats leben Deutsche dieser ersten Klasse, welche deutsch reden, gewöhnlich nur auf dem Lande in compacten Massen, dagegen verstreut in den Städten und in angloamerikanischen Ansiedelungen, und sie bringen so die deutschredende Bevölkerung auf fast zwei Millionen, während, wenn man die blos englischredenden Deutschen mitzählt, der nationalen Abstammung nach an 2,510000 Deutsche in Pennsylvanien wohnen, also fünf Sechstel der gesammten Einwohnerzahl.

Im Staate Neuyork wurden einzelne Districte zwischen 1690 und 1720 von geschlossenen Gesellschaften compact besiedelt, an andern Punkten (am Hudsonflusse zwischen den Holländern) ließen sich deutsche Colonien nieder, und manche Grafschaften sind dort theils von Holländern, theils von deutschen Bauern auf dem flachen Lande bevölkert. Aber sie haben ihre Muttersprache größtentheils verlernt, und man kann von ihnen nur noch 250000 als Deutsche ansehen.

In Georgia siedelten sich im Jahre 1735 etwa 8000 vertriebene Salzburger an, und ihre Colonien blühen noch heutzutage fort, aber sie haben alle das Deutsche verlernt.

Von den obenerwähnten ersten Colonien der Deutschen wurden wieder andere Colonien gegründet. Von Pennsylvanien aus geschah dies theils im östlichen Theile des Staates Ohio, wo etwa eine Viertelmillion Deutsche compact zusammenwohnen, von denen wol noch die Hälfte ihre Muttersprache verstehen mögen, theils im westlichen Theile der Staaten Maryland und Virginien, wo etwa 100000 Deutsche wohnen, die aber sämmtlich das Deutsche kaum noch verstehen. Von den alten deutschen Colonien im Staate Neuyork aus wurde seit 1817 der westliche Theil des Staates, besonders in der Nähe des Eriesees, reichlich besiedelt, aber auch diese Deutschen verstehen zum großen Theil nur dürftig ihre Muttersprache. Ganz dasselbe gilt von den Holländern, die sich hier zahlreich angesiedelt haben.

Einzelne deutsche Colonien, von Pennsylvaniern und andern gegründet, finden sich auch noch in andern verschiedenen Staaten Nordamerikas, aber sie sind wenig zahlreich und das deutsche Element ist in ihnen in der Regel untergegangen.

Die ganze deutsche Nachkommenschaft dieser ersten Klasse mag sich auf vier Millionen belaufen, aber davon verstehen nur noch dritthalb Millionen deutsch, und zwar ein mit englisch buntgemischtes Schwäbisch, auf welches die Literatur niemals Einfluß gehabt hat.

Auch sonst hat diese Bevölkerung wenig zur geistigen Hebung des Landes beigetragen. Diese Deutschen sind Muster von Landwirthen, dabei pfiffig, aber ehrlich, sparsam und fleißig, auch ein schöner Schlag Menschen, dagegen haben sie in der Geschichte kaum Einen glänzenden Namen aufzuweisen, und nur in den Kriegen des Landes spielen ihre zahlreichen Regimenter eine große Rolle. Im Jahre 1790 hatten sie es einmal, als eine große Mehrheit im Staate Pennsylvanien, in ihrer Gewalt, das Deutsche darin zur Gesetzessprache zu machen, aber sie unterlagen mit Einer Stimme der Mehrheit, und diese Eine Stimme war — eine deutsche. Uebrigens haben sie, die im Staate Georgia Eingewanderten ausgenommen, niemals Sklaven gehalten, und schon 1688 erklärten sie sich auf einem Grafschaftstage in Germantown gegen das Sklavenhalten: die erste derartige Erklärung auf amerikanischem Boden. Die Entdeutschung dieser Leute nimmt gegenwärtig fast gar keinen Fortgang.

Die zweite Klasse deutscher Einwanderer zwischen 1735 und 1848 bestand aus einzelnen Personen und

Familien, welche theils von ihren Verwandten in Amerika hinübergerufen wurden und unter ihnen sich niederließen, theils aufs Gerathewohl ausgewandert waren. Viele der letztern besaßen nicht die Mittel zur Ueberfahrt und sie mußten sich daher den Schiffskapitänen verkaufen, welche sie dann drüben auf sechs bis acht Jahre als Sklaven unterbrachten. Ein großer Theil von ihnen blieb sammt ihrer Nachkommenschaft leibeigen, bis die Revolution von 1776 sie frei machte.

Seit der Unabhängigkeit des Landes entstanden mehrere Colonisationsgesellschaften, und eine massenhafte Einwanderung nach St.-Louis und Missouri, nach Belleville, Illinois und Umgegend fand zwischen 1834 und 1840 statt, aber die meisten dieser Gesellschaften lösten sich bald wieder auf und zerstreuten sich über das Land.

Im allgemeinen haben alle diese Deutschen, wenn sie länger als dreißig Jahre im Lande sind, sowie alle ihre Kinder das Deutsche fast ganz oder sogar durchaus vergessen. Besonders stark wurde die Einwanderung seit 1837, aber alle diese Eingewanderten, seltener freilich deren Nachkommen, verstehen noch das Deutsche. Denn wenn die Kinder in die amerikanischen Freischulen gehen, die vom Staate gehalten werden und in denen die englische Sprache die Unterrichtssprache ist, so sind sie dadurch genöthigt, englisch zu lehren und zu sprechen; sie ziehen jedoch das Englische auch deshalb vor, weil es leichter ist als das Deutsche, und sie unterhalten sich selbst im Hause nur noch mit den Aeltern in deutscher Sprache.

Diese Eingewanderten bilden in den Städten Neuyork, Philadelphia, Neuorleans und St.-Louis, im Staate Illinois gegenüber St.-Louis, sowie in und um Chicago, Milwaukee, Cincinnati, Buffalo und Pittsburg eine mehr in besondern Stadttheilen zusammengedrängte städtische Bevölkerung, und auch auf dem flachen Lande sind sie eine compactere Bevölkerung. Unter ihnen sind nur die Brüder Wesselhoeft, Follen und einige wenige geistig von Einfluß im Lande gewesen; die große Masse hat sich, wie ein dortiger Schriftsteller selbst sagt, „zum Dünger auf dem Acker fremder Civilisation" hergegeben.

Die dritte und wichtigste Klasse umfaßt die seit 1848 Eingewanderten. Sie kamen immer in großen Massen an und zerstreuten sich über alle Staaten, besonders über die nordwestlichen, in das Quellengebiet des Mississippi, welches mit dem mittlern Deutschland ziemlich gleiche klimatische Verhältnisse zeigt, wo sie die Pionnierarbeit sogar rüstiger als die Anglo-Amerikaner übernahmen, wobei es wol nur den am wenigsten Bemittelten nicht gelang, die überüppige Natur zu bewältigen. Auch bevölkerten diese Einwanderer die Städte als Handwerker, Kaufleute, Wirthe, Gelehrte und Künstler, dagegen die Umgegenden der großen Städte als Gemüsegärtner, Milchproducenten u. dgl., sowie die Fabrikdistricte als Fabrikarbeiter aller Art, und sie verdrängten aus letzterer Branche sogar die Angloamerikaner und Irländer. Namentlich waren die Werkführer fast durchweg Deutsche, und die Deutschen haben sich auch als durchaus zuverlässiger, gewandter und intelligenter im Gegensatz zu den Amerikanern selbst erwiesen.

Die Zahl dieser Einwanderer ist sehr bedeutend, und z. B. nur für das Jahr 1860 ergab sich aus der in neuyorker Zeitungen gemachten Zusammenstellung der amtlichen Angaben die Zahl 80000. Der Census der Vereinigten Staaten gibt die Menge der seit 1848 eingewanderten Deutschen auf fast eine Million an; allein er ist für deutsche Einwanderungsstatistik keine zuverlässige Quelle.

Nach einer a. a. O. gegebenen tabellarischen Uebersicht, die neben der Größe des Flächeninhalts eines jeden Staats theils die Einwohnerzahl für die Jahre 1840, 1850 und 1860 angibt, theils die Zahl der deutschredenden Deutschen, wie sie sich bei der letzten Zählung herausstellte, annähernd aufführt, betrug im Jahre 1860 in den 19 freien Staaten, bei einer Gesammtbevölkerung von 18,951814 (1840 waren es 9,800000), die Zahl der deutschredenden Deutschen 3,807000, dagegen in den 15 Sklavenstaaten, bei einer Gesammtbevölkerung von 12,443333 (1840 waren es 7,290719), 359600, und in den sechs Territorien sammt dem District von Columbia (bei einer Gesammtbevölkerung von 262701) 21000 Deutsche, sodaß also die Zahl der Deutschen in den nordamerikanischen Freistaaten im Jahre 1860 (bei einer Gesammtbevölkerung von 31,657848) im ganzen betragen haben würde: 4,187600.

Der erwähnten tabellarischen Uebersicht sind a. a. O. auch Angaben über die speciellere Vertheilung der Deutschen in den einzelnen Staaten beigefügt, die wir jedoch hier ebenfalls auf sich beruhen lassen. Der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes, der an Ort und Stelle sorgfältige Erkundigungen über seinen Gegenstand eingezogen hat, bemerkt übrigens, daß, wenn auch die von ihm mitgetheilten Schätzungen, besonders infolge des Kriegs, nicht ganz zuverlässig sein sollten, sie doch keineswegs zu hoch gegriffen seien, und daß es eine von Angloamerikanern selbst zugestandene, überdies auch aus den Wahlstimmen berechnete zuverlässige Annahme sei, daß die Deutschen in den Staaten des Nordwestens zwischen ein Drittel und ein Viertel Stimmen der Gesammtheit abgeben, was darauf schließen lasse, daß unter der acht Millionen starken Bevölkerung dieser Staaten wenigstens ein Drittel, also 2,660000 deutschredende Deutsche seien. Nimmt man gar, sagt er, diejenigen Deutschen mit dazu, welche ihre Muttersprache verlernt haben, so müssen volle sechs Millionen Menschen deutscher Abstammung in den nordamerikanischen Freistaaten sein.

Im einzelnen ergibt sich, daß die Deutschen die Sklavenstaaten in auffallender Weise gemieden haben, obgleich die klimatischen Verhältnisse und die Bodenbeschaffenheit in vielen Beziehungen für sie sehr günstig sind. Die große Masse der Deutschen ist grundsätzlich gegen die Sklavenstaaten und die dortige

Wirthschaft. Gegen diese Wirthschaft legt auch der für die Bodencultur erlangte Erfolg, namentlich da, wo ein freier Staat an einen Sklavenstaat grenzt oder durch einen Fluß von ihm getrennt ist, in dem auffallendsten Contrast, der sich dabei erkennen läßt, ein lautredendes Zeugniß ab. Selbst das herrliche Virginien ist durch den andauernden Tabacksbau, besonders da, wo der Taback gesäet wird, auffallend ausgesogen.

Für die socialen, wissenschaftlichen und politischen Verhältnisse der Freistaaten ist das mächtige deutsche Element von der tiefgreifendsten Bedeutung geworden. Auch dort führte der Deutsche den Sinn für Geselligkeit, seine Volksfeste, das Turnen und namentlich seine Liebe zum Gesang mit sich. Wo auch nur wenige Deutsche vorhanden sind, bildet sich bald ein Gesangverein. Diese Vereine veranstalten jährlich wiederholt öffentliche Ausflüge, an denen auch Fremde theilnehmen können. Außerdem aber bestehen noch großartige Versammlungen der Sängerbünde mehrerer oder aller Unionsstaaten. Die Feste, die bei solchen Gelegenheiten gefeiert werden (der Verfasser erwähnt a. a. O. die Versammlung von 24 Sängervereinen zu einem fünftägigen Wettkampfe, die er in Buffalo angetroffen), sind wahre Verbrüderungsfeste für die Deutschen aus allen Theilen der weiten Union, die die Bestimmung haben, alle strebsamen Elemente ohne Unterschied der Partei zu vereinigen, denen die Pflege und Wahrung jener Grundzüge am Herzen liegt, die das Deutschthum überall auszeichnen und die mit den Deutschen wandern über Berg und Thal und über das weite Meer. Bei dem erwähnten Gesangsfest in Buffalo, an dem das Hauptconcert unter der lebhaftesten Theilnahme der Amerikaner stattfand, waren nicht wenige Handwerker als Sänger gegenwärtig, und sie verriethen meist einen höhern Grad von Bildung und gesunder Weltanschauung, nicht minder viele Farmer, gebildete Männer, welche den Pflug ebenso gern führen, als sie sich mit guter, namentlich politischer Lektüre beschäftigen, wobei die Zeitungen in ihren Sonntagsnummern meist für eine vielseitige und belehrende Unterhaltung sorgen.

Der Angloamerikaner ist zwar im ganzen wenig musikalisch, aber ein großer Freund der Musik, und er wird daher durch solche Feste mehr und mehr aus seiner Abgeschlossenheit und in den Strom des deutschen Culturlebens gerissen, indem er den Deutschen achten lernt.

Einen seltenen Aufschwung hat dort seit einigen Jahren das Schulwesen der Deutschen gewonnen, und zwar vorzüglich durch die große Menge höchst intelligenter Männer, welche dort in den Jahren 1846 u. f. aus Europa einwanderten. Sie sind für die Deutschen in Amerika die größten Wohlthäter geworden, und sie arbeiten mit sichtlichem Erfolg gegen die Entdeutschung der Deutschen, indem sie bei der stagnirenden Methode in den angloamerikanischen Freischulen, in denen noch überdies die Kinder das Deutsche verlernen, es theils vorziehen, freie deutsche Schulen zu gründen, theils außerdem auch noch als Schriftsteller für die dortigen Deutschen wirken. Welcher Feuereifer in dieser Beziehung herrscht, dafür dient als Beispiel, daß in dem kleinen Ort Hoboken beim Aufruf zur Gründung einer deutschen Schule in den ersten vierzehn Tagen bereits 8000 Dollars an freiwilligen Beiträgen gezeichnet waren.

In der neuesten Zeit haben die Deutschen in Nordamerika auch in der Politik eine sehr hervorragende Rolle gespielt. Die Demokraten aus Deutschland, die bei ihrer Ankunft in Amerika noch wenig mit den dortigen Zuständen bekannt waren, hielten sich anfänglich zu den dortigen Demokraten, und sie wurden auch durch die corrumpirende Sklavenhalterpartei um so eher in deren Interesse gezogen, je weniger bemittelt sie waren; aber schon lange vor der Wahl des jetzigen Präsidenten kehrten die meisten und Intelligentesten um, indem sie, durch die politisch Reifern unter ihren Landsleuten sowie durch die Nichtswürdigkeiten unter dem vorigen Präsidenten eines Bessern belehrt, sich zu den Republikanern schlugen und bei der Wahl des jetzigen Präsidenten in vielen Districten den Ausschlag gaben. Für diese Grundsätze sind sie auch im jetzigen Kriege mit einem Contingent von fast 100000 Mann eingetreten.

Ist der gegenwärtige Krieg beendet — also schließt der Verfasser seinen eingangs gedachten Aufsatz — und die Sklaverei trotz der Verrätherei und alles Ungemachs für den Norden vernichtet, so wird Nordamerika mit seinen unerschöpflichen Hülfsquellen schnell wie ein Phönix verjüngt aus der Asche emporsteigen, und es wird aufs neue zeigen, was freie Institutionen vermögen. Enorme Geldsummen haben einen Weg ins Volk gefunden und sie werden sich um so lebhafter der Industrie zuwenden, je mehr diese Summen in Gegenden gekommen sind, in denen noch vieles zu schaffen ist. Auch die europäische Emigration wird wieder lebhafter werden, weil die Heimat die freie Entwickelung leider so häufig hemmt.

Leider! Aber die Einwanderung nach Nordamerika wird dann den Deutschen in der Neuen Welt und den nordamerikanischen Freistaaten selbst zum Vortheil und zu großem Segen gereichen.

Wie viel die Lage der Deutschen in der nordamerikanischen Union darum auch noch zu wünschen übrig läßt, so ist den Auswanderern in diesen Ländern doch eine viel behaglichere Zukunft gewiß als in Brasilien, wohin man in gewissenlosester Weise immer aufs neue deutsche Bauern lockt. Mögen auch einige von ihnen in Südamerika Glück und Reichthum finden, die Masse muß sich unter dieser Mischlingsrasse von Romanen und Indianern beständig gedrückt und gehemmt fühlen, während in Nordamerika die Deutschen überall auf Stammverwandte und angelsächsische Elemente stoßen.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Garibaldi in London.

M. S. — Seit dem Einzuge der Prinzessin Alexandra war der Empfang Garibaldi's die erste neue Volks-Riesendemonstration: „Der Mann des Volks", „der Befreier Italiens", wie ihn die englische Presse und das englische Volk nennen, wurde mit einem Jubel empfangen, der, wie Augenzeugen versichern, selbst den bei seinem Eintritt in Neapel übertroffen haben soll. Zahllose Adressen wurden ihm bei seinem Eintreffen in London auf der Plattform der Nine-Elms Station überreicht, Deputationen mit italienischen und englischen Fahnen hatten sich eingefunden, um ihn zu bewillkommen und später in einer Wagenreihe in seinem Triumphzuge durch die Stadt zu begleiten; Musik — die Garibaldi-Hymne besonders — ertönte auf allen Plätzen, bei denen der Zug vorüberkam, der von der Eisenbahnstation bis zum Hause des Herzogs von Sutherland, dessen Gast Garibaldi ist, 4½ Stunde Zeit gebrauchte.

Beständig mußte angehalten werden, da sich große Massen von Arbeitern herzudrängten, um mit Garibaldi, den sie als eine Art Volkseigenthum betrachten, den üblichen englischen Händedruck zu wechseln. Da jeder einzelne sich für berechtigt hielt, „to shake hands" mit dem berühmten italienischen Patrioten, war ein beständiges Stoßen und Drängen in seiner nächsten Nähe die Folge. Auch eine abenteuerlich gekleidete Dame brach sich gewaltsam bis zu ihm Bahn und erklärte, „sie müsse ihrer Begeisterung Luft machen und eine Anrede halten". Sie erfolgte denn auch unter Lachen und Zischen der Umstehenden, während Garibaldi, der nur wenig englisch versteht, sich ängstlich und verlegen umsah und froh schien, als sich der Wagen wieder in Bewegung setzte und die begeisterte Rednerin in der Masse verschwand. Um 8 Uhr war endlich Stafford-House erreicht, an dessen Thür der General vom Herzog von Sutherland und dessen Familie empfangen wurde.

Einer der großartigsten Momente von Garibaldi's Zug durch England war der festliche Empfang, den ihm am 16. April die in London in der Verbannung lebenden Italiener im Krystallpalast bereitet hatten. Diese Feier war erfreulich anzusehen, da sie völlig an ihrem Platze schien und da trotz der 24291 Personen, die der Höhe des Eintrittspreises wegen alle den bessern Ständen angehörten, große Ordnung und schickliches Benehmen herrschte. Das Programm der Feier bestand aus einem festlichen Empfange Garibaldi's beim Eintritt in den Palast durch seine Landsleute, dem sich ein Concert, gegeben von den Künstlern der Italienischen Oper, und die Ueberreichung zweier Ehrendegen anschloß, von denen der reichere für den General und ein einfacherer für seinen mit ihm bei Aspromonte verwundeten Sohn Menotti bestimmt war. Der Anfang des Concerts war auf 2½ Uhr angesetzt, vorsichtig aber fuhr ich schon um 9 Uhr nach Sydenham und hatte alle Ursache, mit meiner Eile zufrieden zu sein; denn obgleich ich noch einen vorzüglichen Platz der für Garibaldi bestimmten Loge nahe gegenüber fand, so war doch der ungeheure Raum des gewaltigen Glasbaues schon recht bunt bevölkert. Bereits saßen Tausende von reichgekleideten Engländerinnen in Gruppen und Reihen der verhängnißvollen Tribüne gegenüber, lasen Romane, frühstückten aus großen mit Portweinflaschen, Gläsern, harten Eiern, kaltem Fleisch und Butterbroten gefüllten Ledertaschen und nahmen nachher ihre Stickereien vor, an denen sie mit großem Fleiße arbeiteten, während die Herren Zeitungen lasen oder mit ihnen plauderten. Ob diese um halb zehn Uhr bereits häuslich eingerichtete Menge mit Tagesanbruch dort erschienen war? Dies war gewiß, daß bald nach 10 Uhr das Innere sich so zu füllen begann, daß jeder, der nach 11 Uhr kam, entweder gar keinen oder nur in weiter Ferne einen Platz fand. Und wehe allen, die nicht Lebensmittel mitgebracht hatten! Weder konnte man zu den Buffets noch ein Kellner von ihnen zu dem Publikum vordringen. Garibaldi's Loge war sehr groß, mit rothen Teppichen behängt und mit vielen italienischen Fahnen und Emblemen geziert; der für ihn bestimmte Sitz jedoch befand sich auf einem kleinen besonders für diese Gelegenheit errichteten Balkon, der an die Loge angebaut war. Auf einer Seite sah man die Worte: „Viva Garibaldi!" auf der andern: „Viva l'Italia unità!" während ein goldener Lorberkranz darüber schwebte, der von rothen, grünen und weißen Bändern gehalten wurde.

Nach vier langen Stunden ließ sich draußen lautes Geräusch vernehmen. Donnernder Applaus, übertönt von dem beständig wiederholten Rufe: „Evviva Garibaldi!" kündigte den Harrenden an, daß der sehnlichst Erwartete sich nahe. „Die Bewillkommnungsadresse der italienischen Gesellschaft sei draußen überreicht worden", erzählte man im Innern, „und Garibaldi habe soeben seinen Rollstuhl bestiegen, um sich durch die Gänge und Flügel des kolossalen Gebäudes nach der Loge fahren zu lassen." Dort wurde es nun auch lebendig. Seine nächsten Freunde hatten dieselbe eingenommen und bildeten zwei Reihen, durch die er kommen sollte, während vier kleine Mädchen, in Weiß gekleidet, mit Blumenkränzen geschmückt und italienische Schärpen über der Schulter tragend, sich mit großen Blumensträußen auf den Stufen aufgestellt hatten, welche aus der Hauptloge auf den äußern kleinen Balkon führten. Jetzt erhob sich ein ungeheurer Beifallssturm durch den ganzen innern Raum,

Hüte und Tücher wurden geſchwenkt, Pauken und Trompeten ſchmetterten und unter unbeſchreiblichem Jubel und Hurrahgeſchrei wurde „der Held von Marſala und Aspromonte", wie die Engländer ihn nennen, auf dem Balkon ſichtbar. Garibaldi, deſſen lahmer Fuß ihn hinderte, die Stufen allein hinunterzuſteigen, wurde von ſeinem Landsmann Negretti an der Hand geführt und blieb vor ſeinem Armſtuhl ſtehen, beſtändig grüßend und dankend und ſeine Sammtmütze ſchwenkend. Er ſieht den neueſten Photographien ſehr ähnlich, nur erſcheint er älter und leidend; auch iſt er kleiner, als man ſich ihn vorſtellt, hat aber ziemlich regelmäßige Züge. Bekleidet war er wie immer mit einem kurzen hellgrauen Mantel mit ſcharlachrothem Futter, hellen Beinkleidern und dem bekannten ſcharlachrothen Garibaldi-Hemd, das eine Menge der engliſchen Schönen ihm zu Ehren auch angelegt hatte. Rechts und links von ihm befanden ſich ſeine Söhne Menotti und Ricciotti, von denen der erſtere einen echt ſüdlichen Typus und charakteriſtiſche Züge beſitzt. Nachdem ſie ſich geſetzt hatten, begann das Concert, eine leidlich undankbare Aufgabe für die Sänger. Zunächſt wurde die Aufmerkſamkeit des Publikums von Garibaldi's Loge allein in Anſpruch genommen und dann iſt der Kryſtallpalaſt, wenn auch ein Wunderbau, in Bezug auf Akuſtik nicht eben geeignet für muſikaliſche Aufführungen, es müßten denn Monſtre-Concerte ſein. So hörten wol Garibaldi und die dem Orcheſter zunächſt Sitzenden die Muſik, aber für die Menge der Anweſenden verhallte alles in dem ungeheuern Raum. „La Garibaldiana", für dieſe Gelegenheit componirt, gefiel beſonders und riß wiederholt zu ſtürmiſchem Beifall hin. Auch Signora Fricci's „Heil dir, o mein Vaterland!" von Donizetti, und ein Duett aus den „Puritanern" wurden lebhaft applaudirt; Garibaldi klatſchte beſtändig. Der Anblick des Ganzen war großartig. Nach dem Concert, das etwa eine Stunde dauerte, fand die Ueberreichung der beiden Ehrendegen an Vater und Sohn ſtatt. Garibaldi wurde gebeten, denſelben als Erinnerung an ſeinen Beſuch in England und als ein Zeichen der Dankbarkeit ſeiner Landsleute anzunehmen, um mit ihm ſein angefangenes Werk zu vollenden; Menotti aber wurde aufgefordert, mit dem ihm überreichten Schwerte auch ferner als ein würdiger Sohn Garibaldi's an der Seite ſeines Vaters zu fechten, wie er begonnen habe. Garibaldi antwortete dankend und verſicherte, daß er die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe, ihre Erwartungen rechtfertigen zu können. In der Antwort, die er darauf dem italieniſchen Arbeitercomité ertheilte, bewies er freilich, daß ein tapferer Kriegsmann nicht immer ein guter Politiker ſei. „Hätten uns", ſagte er unter anderm, edle Engländer nicht geholfen, ſo hätten wir niemals die Straße von Meſſina paſſiren und in Neapel landen können; jene Despoten, welche jetzt das arme kleine Dänemark erdrücken, würden es verhindert haben. Es iſt traurig, mit anzuſehen, wie zwei Rieſen ſich verbunden haben, um eine kleine Nation zu unterjochen!" Wie engliſch klingt das! Garibaldi betrachtet die deutſchen Verhältniſſe durch die engliſche Brille und ſcheint darüber ſeine eigenen Unabhängigkeits- und Nationalitäts-Grundſätze vergeſſen zu haben.

Nach der Ceremonie der Schwertüberreichung ſtrömte die ſo lange gefangen gehaltene Menge in die entzückenden Gärten und Parkanlagen des Palaſtes, deſſen Rieſenfontainen und andern Waſſer ſprangen und auf deſſen äußerm Balkon jetzt Garibaldi erſchien, um ein Ständchen anzuhören, welches ihm ein aus Italienern beſtehendes Orcheſter brachte, und um den wiederholten Huldigungsſturm der aufgeregten Menge hinzunehmen.

Das Treiben auf der Eiſenbahn am ſpäten Abend fürchtend war ich unter den erſten, die aufbrachen, mußte aber drei Züge abgehen ſehen, ohne mitzukommen und bekam erſt im vierten einen Platz. Die geſtern im Kryſtallpalaſt ſtattgefundene große Arbeiterfeſtlichkeit zu Ehren Garibaldi's ſoll noch ſtürmiſcher geweſen ſein als die Sonnabendsfeier. Beſonders unwillig ſind die heutigen Morgenzeitungen, daß Garibaldi trotz Ehrenwache und Polizei wieder bei ſeiner Ankunft und Abfahrt gedrängt, geſtoßen und mit den unhöflichſten Liebkoſungen überhäuft worden ſei.

Konſtantinopel im Mai.

II.

Wenn es ſo fortgeht, werden die Franzoſen noch Herren der Türkei. . . Ihre Sprache verſteht hier beinahe jeder, und ſogar die Aufſchriften an den Kaufläden und Straßen ſind gleichzeitig türkiſch und franzöſiſch. Das Inslebenſetzen des Krimfeldzugs war unſtreitig das ſcharfſinnigſte politiſche Meiſterwerk Napoleon's III.

Türkiſche Bäder und Kaffeehäuſer — die einzigen Vergnügungsplätze hier — ſind ſo oft beſchrieben, daß ich ſie mit einigen Bemerkungen abthun und meinen Leſern „die wonnevolle Qual" erlaſſen kann, nochmals eine Schilderung zu leſen. So prachtvoll, bequem und wahrhaft erfriſchend die einen ſind, ſo eng und niedrig, da man mit untergeſchlagenen Beinen darin ſitzt, ſind die andern; in beiden aber wird vortrefflicher Kaffee, herrlicher Taback und all die Süßigkeiten, an denen der Orient ſo reich, in höchſter Vollendung und zu den billigſten Preiſen gereicht. Zeitungen trifft man ſelten, etwa eine türkiſche oder das franzöſiſch geſchriebene „Journal de Conſtantinople"; Billards faſt nie; nur in dem prächtigen Café de Luxembourg habe ich deren geſehen. Gläubige und Ungläubige vertreiben ſich, oft ſogar auf den Straßen, die Zeit mit Domino, Schach oder Kartenſpiel. . . Zuweilen laſſen ſich die wackern Türken auch von ihren Dichtern und Gelehrten Märchen erzählen — bei uns vertreten die Diplomaten die Stelle der Märchenerzähler.

Der angenehmſte Spaziergang iſt der in den Bazaren; ich beſuche den in Iſtambul, wo man am beſten thut, die ſiebenhundert Schritt lange und ungefähr hundertundzwanzig Schritt breite Schiffbrücke, die das Abendland mit dem Morgenland verbindet, zu überſchreiten. Das Gewühl darauf iſt unbeſchreiblich, denn täglich verkehren darauf an zweimalhunderttauſend Fußpaſſanten, dazu Tauſende von Reitern und Hunderte von vergoldeten mit Räuber- oder Liebesſcenen bemalter Wagen, in denen verſchleierte Schönheiten des Serails oder glutäugige Griechinnen ſitzen, die bemüht ſind, ihre Reize recht zu zeigen. Tauſende von Geldwechslern und Verkäufern ſtehen oder ſitzen in ſehr primitiven Buden an den beiden Seiten der Brücke entlang und machen ein hölliſches Getöſe . . . aber die Ausſicht iſt entzückend: das tiefdunkle Meer, der wolkenloſe Himmel, der heiterſte Sonnenſchein, die Berge rings mit Blumen beſtreut. Und dazwiſchen ſteigen wie granitne Rieſenfinger die Obelisken in die Höhe, die Fontainen ſpringen hochauf und wie bleiche Sterne ſchauen die Marmorkuppeln der Aya-Sophia vom aſiatiſchen Ufer ruhig auf das Gewühl herüber.

Doch ich will vom Bazar ſprechen; er iſt ſchattig, breit — man reitet und fährt darin —, von kühnen Marmorbogen überwölbt und inmitten des Schmuzes einer der wenigen reinen Plätze Konſtantinopels. Er dürfte aus ungefähr zwanzig ſternförmig aus- und in der Mitte zuſammenlaufenden, je 1500 Schritt langen Gaſſen beſtehen. Hier herrſcht das größte Gewühl und die größte Ruhe und die Schätze des Morgenlandes zeigen ſich unverhüllt unſern entzückten Augen.

Ambra, Gold und Myrrhen, genug, um einem neuen Erlöſer damit huldigen zu können, die feinſten Specereien Arabiens, Teppiche, Shawls und Sattelbecken aus Perſien, Muſſelin aus Indiens hauchartigen Geweben, Roſenöl von Schiras, Waffen aus Damaskus, der Ehre gleich von jedem Hauch getrübt, Porzellan aus China, Seife vom Todten Meer, Roſenkränze aus Jeruſalem, vom heiligen, vom Holz der Ceder, Taback von Albanien, Federn und Palmenfächer aus Afrika, all dieſe Herrlichkeiten ſind hier zu finden.

Aber verborgen, ſorgſam in lederne Beutelchen gefüllt, ruhen die funkelnden Diamanten Indiens und die köſtlichen Perlen Perſiens; man hütet ſie vor dem böſen Blick der „Geiſter", vielleicht aber auch vor dem — der Diebe.

Und dieſes alles für die Tauſende von Beſuchern, dieſes alles für die türkiſchen Frauen und Mädchen, die ihre Tage im Bazar verplaudern, verträumen und oft mehr als Blicke geben, um etwas von den tauſend reizenden Spielſachen dafür einzutauſchen.

Um 4 Uhr nachmittags werden die mächtigen eiſernen Thore dieſes Zaubermarktes geſchloſſen, dieſes Marktes, in dem nicht gefeilſcht wird wie in den Quartieren der geſchwätzigen, betrügeriſchen Franken. Ruhig ſagt der Türke den Preis, und findet man ſeine Waare zu theuer, ſo lieſt der gute Mann in ſeinem Koran weiter oder wendet, ohne den Käufer ferner zu beachten, dieſem ganz phlegmatiſch den Rücken.

Von Glanz und Duft betäubt — denn die ſchönſten Blumengrüße, Selams, kauft oder verſchenkt man im Bazar —, ging ich zur prächtigen, von der Mutter Konſtantin's, der heiligen Helena, erbauten einſtigen Kirche, nunmehrigen Moſchee Aya-Sophia. Sie beſitzt die herrlichſte Kuppel der Welt und beſteht aus Marmor, Porphyr und Gold. Dem orthodoxen Griechen als älteſte Kirche des Orients ein Gegenſtand hoher Verehrung, erfüllt ſie ihn gleichzeitig mit Wehmuth, denn ſie erinnert ihn an den Fall Konſtantinopels und an die Zeit, in der der Osmane Beſitz nahm von den prächtigen Paläſten der griechiſchen Cäſaren und mit dem flinken Tatarenrößlein einritt in die Hallen, in denen einſt der Erlöſer verehrt ward. Zertrümmert iſt der porphyrne Taufſtein Konſtantin's, aber die Zeit wird wiederkommen, in der man das Kreuz aufpflanzt als Siegeszeichen in der Aya-Sophia.

Bezeichnend für den geringen Schönheitsſinn der Türken iſt der Umſtand, daß die Moſchee durch eine Menge angebauter Kaufbuden entſtellt iſt . . . leider wiederholt ſich dieſer Fehler auch bei manchem der prächtigſten Tempel der Chriſtenheit.

Die Luft- oder Röhrenpoſt in London.

Wir haben von derſelben in dieſen Blättern ſchon geſprochen, jedoch nur als einen intereſſanten Verſuch; heute wollen wir über die großartige Entwickelung, die ſie erreicht hat, berichten.

Die Luftpoſt war im glücklichſten Falle ein nur für Briefe und Depeſchen conſtruirter Apparat; durch die ſinnigen Anordnungen und Einrichtungen des Ingenieurs Rammell iſt dieſelbe zu einem Transportmittel erweitert worden, das faſt in jedem Maßſtab zur Beförderung von Poſtfelleiſen ſowie Frachtgut aller Art, ja ſogar von Paſſagieren benutzt werden kann, wenn ſie übergroße Luſt verſpüren. Dieſe von Rammell conſtruirte Röhrenpoſt iſt eine beſondere Form der atmoſphäriſchen Eiſenbahn, die ihren Erfolg dreien Grundprincipien verdankt, die man früher bei den atmoſphäriſchen Eiſenbahneinrichtungen unberückſichtigt gelaſſen hatte: 1) die Benutzung einer ſehr weiten Röhre, 2) eines ſehr niedrigen Luftdrucks und 3) der Fortſchaffung durch Saugen ſowol wie durch Comprimiren der Luft, einzeln oder gleichzeitig angewandt.

Wer die Ankunftsſtation von Euſton erreicht, ſieht ein kleines, einſtöckiges Gebäude mit ſchlankem Schornſtein; es iſt dies das eine Ende des Luftpoſtverkehrs; es dient jetzt vorzugsweiſe zur Beförderung der Felleiſen von der Eiſenbahn nach dem Poſtamt in Eversholt-Street, eine Entfernung von etwa 1800 engliſchen Fuß. Beim Eintritt in das Gebäude führen uns ſofort einige Stufen hinab, wir ſehen

einen engen gußeisernen Tunnel mit gewölbter Decke und flachem Boden, der mit zwei Schienengleisen versehen ist. Er ist gleich hoch und breit, etwa 2 Fuß 9 Zoll, und geht durch die eine Seite der Mauer des Gebäudes zur entgegengesetzten in einen correspondirenden Tunnel; dieser letztere ist jedoch nur eine Mauervertiefung, die als Luftkissen für die von der Post in Eversholt-Street zurückkehrenden Wagen wirkt.

In der Mitte des Raums stehen auf den Schienen zwischen den beiden Tunnelöffnungen einige eiserne Wagen mit vier Rädern versehen. Diese Wagen gleichen hohlen, wiegenartigen Kasten, die eben der Form der Tunnelröhren entsprechen, vielleicht nur um 1 Zoll kleiner als diese sind. Der Tunnel zieht sich unter den Straßen und Häusern der Stadt fort und — was sehr merkwürdig ist — mit Steigerungen von 1 — 80, ja bis 100 Fuß. Bei der Poststation findet sich kein Apparat; man sieht nur das offene Ende der Tunnelröhre mit Schienen und gegenüber eine Bufferröhre; die ganze Maschinerie des Hin- und Herführens der Wagen befindet sich also an der Euston-Station und besteht darin, daß die Luft derartig in Bewegung gesetzt wird, daß sie einmal durch Einblasen und zurück durch Aussaugen der Luft die Beförderung bewerkstelligt. Natürlich gehören hierzu eine kleine Hochdruck-Dampfmaschine, ein Luftrad und verschiedene andere Vorrichtungen zum Oeffnen und Schließen des Tunnels bei Ankunft oder Abgang der Wagen sowie zum Einblasen oder Aussaugen der Luft und ein elektrischer Apparat zur Correspondenz der Endstationen.

Eine große, stellbare Klappe gestattet mit Leichtigkeit, die Schnelligkeit des Zugs zu mäßigen, sodaß die Wagen schon einige Yards vom Ende der Röhre in Ruhe kommen. Das Hin- und Hergehen geschieht in fast unglaublicher Schnelle; sie ist in dem gebogenen Rohr noch 16½ englische Meilen in der Stunde. Es werden etwa 15 Wagenzüge täglich hin- und herbewegt, was natürlich die Leistungsfähigkeit des Apparats nicht erschöpft, denn der Dampf würde mehr leisten können. Der Verbrauch an Brennmaterial, Coaks und Steinkohlen kostet für 10 Stunden etwa 6 Schillinge, auf eine Doppelfahrt kommen mithin 5 Pence. Es liegt in der Absicht, die Luftpost bis zum Hauptpostamt und zu einigen Nebenpostämtern fortzuführen, wodurch die Kosten für jeden Transport sich ermäßigen. Sowie der Ventilator zu arbeiten anfängt, beginnt die Bewegung des Wagenzugs; bei den frühern atmosphärischen Eisenbahnen mußte erst ein Vacuum hergestellt werden. Man will nun noch verschiedene auf die Sparsamkeit bezügliche Einrichtungen treffen, doch werden zum Transport für Steinkohlen in Districten, wo Eisenbahnanlagen zu theuer sind, derartige Luftposten angelegt werden; natürlich im Interesse der Zeitersparniß, welche der Engländer nach seinem Sprichwort: „Time is money", gleichhoch als das letztere anschlägt; denn wie hier die Luftpost, so ist auch ein besonderer Apparat zur Aufnahme und Abgabe von Briefbeuteln während des vollen Laufs der Eisenbahnzüge construirt worden. Es sind jetzt schon alle Eisenbahnstationen sowie Eisenbahnpostwagen mit diesem Apparat versehen worden und hat sich derselbe vollständig bewährt. Er besteht in einem großen Netz zur Aufnahme der Briefbeutel mit Fangarmen sowie einem Arm zur Abgabe derselben. Der Apparat an der Eisenbahnstation und der am Eisenbahnpostwagen liegen je nachdem oberhalb oder unterhalb eines des andern, d. h. ob sie den Beutel aufzunehmen oder abzugeben haben, und werden die Apparate beim Herannahen der Züge von den Beamten noch besonders gestellt. Auch hier heißt der Zweck: „Time is money." Wir Deutschen halten ruhig auf jeder Station fünf, zehn, funfzehn Minuten an; wir haben Zeit, aber weniger Geld. In der Schweiz werden die Briefbeutel blos hin- und hergeworfen; bei den abzugebenden genügt das auch vollkommen; das Inempfangnehmen ist schon schwieriger, gelingt indeß doch auch in den meisten Fällen.

Englische Romane.

Drei englische Romane, im Verlag von Wiedemann in Leipzig erschienen: „Uneins" von der Baronin von Tautphöus; „Vinzenzo oder Verborgene Klippen" von J. Ruffini, und „Königin Mab" von Julia Kavanagh, riefen beim Durchblättern in uns die Frage wach, worin für das deutsche Lesepublikum im Grunde der Reiz dieser Romane bestände. Die Antwort kann keine andere sein, als daß die realistische Schilderung der Wirklichkeit, verbunden mit seltsamen Abenteuern, die der Leser darum für möglich hält, weil sie eben außerhalb Deutschlands spielen, diesen Reiz ausüben. Die Verhältnisse, auf denen z. B. „Königin Mab" beruht, spielen durchaus ins Märchenhafte hinein und geben dadurch dem Ganzen eine phantastische Färbung. Offenbar ist von diesen drei Romanen trotz seiner Unwahrscheinlichkeit „Königin Mab" der bedeutendste; die Entwickelung eines wunderlichen Mädchencharakters dürfte dieselbe Theilnahme einflößen wie seinerzeit „Jane Eyre". Das Buch sei allen jungen Mädchen empfohlen. — „Vinzenzo" behandelt einen Familienconflict, der jetzt öfters in Italien auftreten mag: der Mann gehört zur Nationalpartei und bekämpft die weltliche Herrschaft des Papstes, während die Frau von ihrem Beichtvater auf die Seite der heftigsten Reaction gedrängt wird. Um den häuslichen Frieden zu erhalten, läßt der Verfasser seinen Helden aus dem sardinischen Staatsdienst scheiden. Das Ganze mag in Italien seine Wahrheit haben, für eine Dichtung fehlt dem Schluß jede Weihe; solche Conflicte müssen tragisch oder komisch enden. — In „Uneins" fesselte uns die frische und lebendige Schilderung Baierns und Tirols, deutscher Sitten und des Aufstandes von Andreas Hofer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte
Zeitung.

Maler ſie gezeichnet. Und wie gefeit auch ihr Herz gegen irdiſche Nichtigkeiten war: das Lächeln des Triumphs blieb eine Weile um ihre Lippen ſchweben; während nun Montané ſich langſam von ſeinem Seſſel erhob und die Thatſachen noch einmal kurz zuſammenfaßte, nahm Charlotte eine Stellung ein, die ſie dem Künſtler im günſtigſten Lichte darſtellte; kaum hörte ſie die Worte des Vorſitzenden, aber ſie merkte auch nicht, wie das Lächeln ihres Mundes immer ſtarrer und ſchmerzlicher wurde. Wie leblos ſaß ſie da; ihr Auge blickte gleichſam in die Tiefe des Todes, die dunkel vor ihr aufgähnte; vor ihrer Seele ſchwebten die Geſtalten Marcel's und Genoveva's vorüber. Wenn ſie in dieſem Schiffbruch der Welt, dachte ſie, nicht untergehen, ſo werden ſie wenigſtens meinem Andenken Thränen des Mitleids und der Freundſchaft weihen; ſie werden mein Bild betrachten und ſeufzen; wie ſie meinem Herzen, war ich ja dem ihrigen theuer; mein Schattenriß wird zu ihren Reliquien gehören. . . Eine innere Stimme ſagte ihr, daß Marcel durch irgendeine ihr unbekannte Verbindung von Zufällen aus dem Gefängniß entkommen, daß er und Genoveva in Sicherheit ſeien; wie von einem weitentlegenen Stern ſchaute ſie durch Dämmerungen und Nebel auf ſie herab; ſchon fühlte ſie die Bande des Lebens ſchwächer werden, aber dieſe Befreiung aus dem Daſein und der Körperlichkeit geſchah nicht ſchmerzlos; ihre Seele war muthig, ruhig und ſtill, allein der Ausdruck des Leidens prägte ſich immer ſtärker, ihr unbewußt, in ihren Zügen ab.

Drei Fragen richtete der Vorſitzende des Tribunals, als er ſeine Rede geendigt, an die Geſchworenen: „Iſt am 13. Juli zwiſchen 7 und 8 Uhr abends in ſeiner Wohnung, im Bade, Jean Paul Marat, Abgeordneter zum Convent, mit einem Meſſerſtich ermordet worden?“ „Hat Marie Anna Charlotte Corday dies Verbrechen begangen?“ „Hat ſie es in böſer Abſicht und mit Vorbedacht vollführt?“

Noch hatte das Revolutionstribunal in ſeinen Verhandlungen nicht alle Würde, nicht ganz jene Feierlichkeit verloren, die wie ein Strahl der ewigen Gerechtigkeit über den Ausſprüchen der irdiſchen waltet. Die ſchreckliche und wunderbare Poeſie, die in der That Charlottens, in ihrer Perſönlichkeit lag, verklärte dieſe Gerichtsſitzung zu einer der merkwürdigſten, die jemals auf Erden ſtattgefunden. Als der älteſte der Geſchworenen aus den Händen Montané's das Papier mit den Fragen empfangen, die Männer mit ernſtgefurchten Stirnen und einem gewiſſen pathetiſchen Anſtand, der vielleicht für einen kältern Beobachter etwas Schauſpieleriſches hatte, aber der Stimmung der Zeit und dem Charakter der Nation entſprach, ſich erhoben, auf einen Wink des Präſidenten nun auch die Gefangene aus dem Saal in ein kleines anſtoßendes Gemach geführt wurde, ging durch die dichtgedrängten Reihen der Zuſchauer daſſelbe Grauen des Todes. Wieder hatte einmal in dieſer blutigen und entſetzlichen Revolution, die nur alle unlautern und dämoniſchen Leidenſchaften der Menſchen entfeſſelt zu haben ſchien, das Göttliche geſiegt. Haß und Wildheit waren aus allen Zügen entſchwunden, das Murren des Zorns verſtummt: ſtreng, unerbittlich, doch in theilnahmsvoller Bewegung ſchauten ſie Charlotte nach.

Der Maler war ihr in das Gemach gefolgt; die Uniform eines Offiziers der Bürgergarde, die er trug, verſchaffte ihm ohne Mühe Einlaß. Er nannte ſich Jakob Hauer; ein Deutſcher von Geburt, aus dem Kurfürſtenthum Mainz, der frühzeitig in franzöſiſche Kriegsdienſte getreten, ſpäter den Degen mit dem Pinſel in dem Atelier David's vertauſcht hatte. Seine ſoldatiſche Uebung, ſein patriotiſcher Sinn machten ihn ſeinen Bezirksgenoſſen im Bezirk des Théâtre français lieb und werth; ſie wählten ihn zum Stellvertreter des Hauptmanns in ihrem Bataillon; von ſeiner Kunſt und ſeinen Schöpfungen indeß hatte Paris bis zu dieſem Tage wenig geſprochen, er war eben nur der Schüler David's. Der Ruhm des Meiſters überſchattete den des Schülers. Bei ſeinem Eintritt in das Zimmer, wo Charlotte, von Gensdarmen bewacht, der Entſcheidung der Geſchworenen harrte, war ſeine Bewegung ſo mächtig, daß er kein Wort hervorbringen konnte; hin und her flog in ſeiner zitternden Hand ſeine Zeichnung. Gefaßter nahte ſich ihm Charlotte: „Ich danke Ihnen“, ſagte ſie mit dem ſchwermüthigen Lächeln, das ſie nicht mehr verlaſſen ſollte, „für die Mühe, die ſie ſich mit Ihrem Bilde da geben. Aber Sie ſind jetzt zu bewegt, um Ihr Werk vollenden zu können. Ich hoffe, zwiſchen dem Urtheil und ſeiner Vollſtreckung noch eine Stunde Friſt zu haben: ich ſchenke ſie Ihnen. Suchen Sie mich in meiner Zelle auf, man wird Ihnen den Zugang nicht verweigern. Es wird keine verlorene Zeit für Sie ſein, man wird künftig gern mein Bild ſehen wollen.“

Ihre Ruhe gab auch dem Maler die Faſſung

wieder; mit einem Blick, in dem ſich die Rührung des Mannes über das traurige Schickſal eines ſo jungen und ſchönen Weſens mit der Bewunderung des Künſtlers miſchte, der von ſeinem Gegenſtand entzückt und berauſcht iſt, betrachtete er ſie prüfend, ſchwärmeriſch, hingeriſſen. „Wie ſchön ſehen Sie aus", rief er, „wie ſtill, wie groß! Einem Seraph gleich! Aber ach! werden Sie dieſen Ausdruck auch nach dem fürchterlichen Urtheilsſpruch bewahren?"

„Sorgen Sie nicht", antwortete ſie mit ſanfter Stimme, „ich bin nie anders, als Sie mich jetzt ſehen."

Da wurde ſie abgerufen: Die Geſchworenen waren in den Saal zurückgekehrt. Mit der Hand winkte ſie Hauer einen flüchtigen Abſchiedsgruß zu.

Unter den Zuſchauern fand der Maler den Mann wieder, der ihm ſo bereitwillig ſeinen Rücken zum Stützpunkt geliehen. „Freund", rief er ihm zu, „ich habe Glück; ſie wird mir nachher noch eine Stunde im Gefängniß ſitzen."

„Ich wette, Bürger, Ihr werdet noch ein berühmter Mann durch dies Mädchen. Es iſt eine Wetterhexe und ich möchte wol an Eurer Stelle ſein. Könnt Ihr mich nicht mit Euch nehmen? Sagt, ich ſei Euer Farbenreiber, oder ich müßte Euch die Rothſtifte zurechtlegen; ich bin ein armer Kerl, aber ich liebe die Kunſt und das Mädchen flößt mir Reſpect ein. Man ſieht ſo etwas nicht alle Tage!"

„Wahrhaftig, nein! Bleibt bei mir, Kamerad; vielleicht bringe ich Euch mit in den Kerker."

„Wenn Ihr nur wollt — wofür trügt Ihr eine Uniform? Vor der Revolution hieß es, die Beamten, die Offiziere können thun, was ſie wollen; nach der Revolution iſt es ebenſo. Eine dreifarbige Schärpe thut Euch Wunderdinge. Dabei rufen wir in allen Straßen die Freiheit und die Gleichheit. Es iſt eine merkwürdige Geſchichte."

„Ihr ſeid ein Philoſoph. . ."

„Meine Kameraden nennen mich den Träumer; alles, weil ich die Kunſt liebe. Aber da iſt ſie wieder!"

Der Wahrſpruch der Geſchworenen lautete auf die drei Fragen des Tribunals bejahend: Charlotte Corday hat mit Vorbedacht und in verbrecheriſcher Abſicht Marat mit einem Meſſerſtich ermordet.

Einſtimmig war er von den zwölf Männern gefaßt worden.

Der öffentliche Ankläger forderte in kurzen Worten, ſich auf das Geſetz berufend, den Tod der Schuldigen.

„Haben Sie gegen dieſe Anwendung des Geſetzes etwas zu erwidern?" fragte Montané die Angeklagte.

„Nein!"

Und ſchaurig, wie die verhallenden Klänge einer Sterbeglocke, wie die Schollen, die von der Schaufel des Todtengräbers zuerſt auf den herabgelaſſenen Sarg fallen, fielen von den Lippen der Richter die Worte: Tod! Tod! Tod!

Lautlos war die Menge, aufrecht, blaß ſtand Charlotte; die blonden Spitzen ihrer Locken zitterten ganz leiſe auf ihren Schultern.

„Wer", las Montané die Stelle des Geſetzes vor, mit erhobener Stimme, „wer wegen Mordes, Brandſtiftung oder Giftmiſcherei zum Tode verurtheilt worden, ſoll mit einem rothen Hemd angethan auf den Richtplatz geführt werden. So geſchehe es auch mit Ihnen."

Bis in den Nachmittag hinein hatte die Sitzung gedauert. Da die Vollſtreckung des Urtheils auf denſelben Tag angeſetzt war, hatte Charlotte Corday nur noch wenige Stunden zu leben.

Im Lauf des vergangenen Tages war ſie aus der Abtei in die Conciergerie — dem Gefängniß, das die Höfe des Juſtizpalaſtes umſchloß — gebracht worden. Ueber unbillige Härte und grauſame Behandlung in den Kerkern haben die Opfer des Revolutionstribunals nicht zu klagen gehabt. Die Gerechtigkeit war ſchnell fertig wie die Guillotine. Keine lange Unterſuchungshaft, keine Verhöre, um den Gefangenen in Widerſprüche zu verwickeln oder zu einem Geſtändniß zu zwingen; keine römiſche Inquiſition mit Daumſchrauben und glühenden Zangen; kein Gerichtshof der Tyrannen, die, um den Schein der Milde zu bewahren, ihre Gegner nicht tödten, ſondern in den Gefängniſſen unter geiſtigen Entbehrungen hinſiechen laſſen . . . eine kurze, raſche Juſtiz, ein ſchmerzloſer Tod: dies war der Grundſatz des pariſer Revolutionstribunals. Bereitwillig hatte man Charlotten geſtattet, an Barbaroux, an ihren Vater zu ſchreiben. Dem einen erzählte ſie mit jenem heroiſchen Gleichmuth, von dem ihr Weſen und ihre Erſcheinung die beſondere Färbung erhalten, ihre Reiſe nach Paris, ihre That; dem Vater ſchrieb ſie: „Vergib mir, theurer Vater, daß ich ohne Deine Erlaubniß über mein Leben verfügt. Viel' unſchuldige Opfer hab' ich gerächt;

viel zukünftiges Elend habe ich verhindert. Wenn das Volk einſt aus ſeiner Verblendung geriſſen iſt, wird es ſich ſeiner Befreiung von dem Tyrannen freuen. Ich ſagte Dir: ich wollte nach England reiſen, weil ich hoffte, unerkannt zu bleiben, ich ſah zu ſpät die Unmöglichkeit ein. Ich hoffe, daß Du nicht zur Unterſuchung gezogen werden wirſt. Leb' wohl, theurer Vater; ich bitte Dich, vergiß mich oder beſſer noch, freue Dich meines Schickſals. Mein Los iſt ſchön. Ich umarme meine Schweſter, ich liebe ſie von ganzem Herzen wie alle meine Verwandten. Und vergiß den Vers Corneille's nicht:

Nicht das Schaffot, die Schuld allein bringt Schande. . ."

Das hatte ſie am geſtrigen Abend geſchrieben: ſchlicht, einfach, im Angeſicht des Todes von jener ernſten Heiterkeit, die zuweilen in ſinnenden Gemüthern der Anblick eines wolkenloſen, ſanftblauen Sonnenhimmels erzeugt.

Von Minute zu Minute füllten ſich die Höfe und Gänge des Juſtizpalaſtes mehr mit neugierigen, lärmenden, drängenden Maſſen, welche die „Mörderin Marat's", die „Ariſtokratin", auf den Karren ſteigen ſehen wollten; die Luft widerhallte von Flüchen und Verwünſchungen. . .

In Charlottens Zelle herrſchte Stille und Schweigen; die ruhige Gewißheit, die ſie zeigte, übte ihren Einfluß auf die Wächter, die ein- und ein andermal die Thür öffneten, auf die Gensdarmen, die im Gange ſtanden. Nur flüſternd ſprachen ſie miteinander, nur ſelten raſſelten ſie mit ihren Säbeln.

Das Verhör hatte Charlottens Kräfte angegriffen; ſchweigend ſaß ſie auf ihrem Schemel, den Kopf auf den Arm geſtützt, mit geſchloſſenen Augen. Der Oberaufſeher des Gefängniſſes, Richard, der ſich ihr, ſeit ſie die Conciergerie betreten, freundlich und liebreich in allen Dingen erwieſen, hatte ihr gegenüber Platz genommen, dicht an der Thür, um ſie vor jeder Störung und zudringlicher Neugier zu beſchützen.

Jetzt klopfte es: es waren Hauer und der Arbeiter, der ihm einige Malgeräthſchaften nachtrug.

„Darf ich herein, Bürger Richard?" fragte der Maler.

„Kommt nur! Aber tretet leiſe auf, ſie ſchläft!" Als er dann den andern bemerkte, ſchüttelte er den Kopf: „Soll der Mann bei Euch bleiben? Das wird nicht gehen, es iſt gegen unſere Verabredung!"

„Laßt ihn nur hier, ich ſtehe für ihn! Er leiſtet mir ſo manche kleine Handreichung, daß die Arbeit ſchneller vollendet wird."

„Nun, wie Ihr wollt! Marat iſt todt und um 7 Uhr abends wird auch ſie todt ſein. Dann iſt die Geſchichte in Ordnung und die kleine Geſetzesübertretung mit Euerm Handlanger da hat nichts mehr zu bedeuten."

So leiſe das Geſpräch auch geführt worden, Charlotte war darüber aus ihrem Halbſchlummer erwacht. Sie ſtreckte dem Maler die Hand entgegen. „Da ſind Sie! Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir Wort gehalten! Und wie ſehe ich aus? Iſt mein Geſicht verändert?"

„Es iſt, wie Sie es mir verſprachen, ruhig, ſanft, heldenmüthig. Wie über Ihre Seele, hat die Todesfurcht auch keine Macht über Ihr Antlitz."

Der Aufſeher hatte ſich entfernt. . . Hauer begann zu malen. In der Zwiſchenzeit hatte er die Zeichnung, die er während der Verurtheilung Charlottens angefangen, auf Leinwand übertragen: dieſe Skizze ſuchte er nun in der kurzgemeſſenen Friſt auszuführen.

Eine lange Weile ſprachen beide kein Wort. Mit geſenktem Haupt lehnte indeß der angebliche Farbenreiber an einem Pfoſten der Thür, ganz im Schatten, unbeweglich.

„Sind Sie ſchon einmal gemalt worden?" fragte der Maler, von ſeinem Werk aufſehend. „Ihre ruhige Haltung und die Gleichheit Ihres Ausdrucks laſſen es mich faſt glauben."

„Nein! Weder zu Argentan, meiner Heimat, noch in Caen gab es gute Porträtmaler. Die Nonnen der heiligen Dreifaltigkeit ließen einmal von einem Maler aus Rouen ein altes Bild in der Kloſterkirche herſtellen, aber es gefiel mir vor der Uebermalung beſſer; der Eindruck, den es mir machte, war ein tieferer."

„Hatten Sie gute Gemälde in den Kirchen Caens?"

„Ich wage kein Urtheil darüber. Die Kunſt lag mir ſo fern, ſo fern! Und doch muß es ſchön ſein, ſie zu üben, ja nur ihre Werke zu verſtehen, ihre Schönheiten zu empfinden! Macht Sie Ihre Beſchäftigung glücklich?"

„Sehr glücklich! Sie iſt die Wahl meines Herzens."

„Welch heiteres Leben führen Sie inmitten des Sturms — ich denke es mir wenigſtens!" ſetzte ſie lächelnd hinzu. „An den Wänden Ihres Zimmers haben Sie Kupferſtiche, Zeichnungen nach den Bildern der großen Meiſter. Das iſt

Ihre Welt, darin weben Sie, darin ſchaffen Sie! Mit meinen Jugendfreundinnen in Caen, ehe die Revolution ausbrach, träumte ich mir auch ſolch ein beſcheidenes Los. Wir verglichen uns gern mit den Veilchen, die verſteckt im Graſe blühen und dort vor den Unwettern geſicherter ſind als die Roſen an ihren hohen Sträuchern. Mir rief freilich ſchon damals eine zu: «Du haſt gar kein Veilchengeſicht! Du ſiehſt aus wie eine rothe Mohnblume!» Wir lachten alle, denn die Bemerkung war gar zu närriſch — aber ſie iſt wahr geworden. . . Wenn ich das rothe Hemd angezogen, werde ich wie eine rothe Mohnblume ausſehen . . . und wie ſie von der Pflugſchar, ſo von einem andern Eiſen zerſchnitten werden."

„Warum", ſagte da, aus dem Schatten hervortretend, der Arbeiter, von ſeiner Bewegung überwältigt, „warum, o Charlotte, haben Sie uns das gethan?"

Ein kaum merklicher Schauer rieſelte über Charlottens Nacken: „Baron Pontmartin!" ſagte ſie.

Ein Blick, ein halb unterdrückter Laut des Malers — ein Wink Pontmartin's mit der Hand. . . Einer der Wächter ſteckte den Kopf durch die Thür, zu ſehen, ob etwas Beſonderes in der Zelle vorgefallen. Aber Hauer arbeitete, ſtill auf ſeine Leinwand ſchauend; der Farbenreiber that, als reinige er im Waſſertopf einen Pinſel.

„Warum ich Marat ermordet?" fragte Charlotte, als der Wächter ſich wieder zurückgezogen. „Nicht um mich, nicht aus Ruhmſucht, wie Sie vielleicht meinen; ich wollte das Vaterland befreien."

„Armes, verlorenes, verblendetes Mädchen! Sie haben ihm nur die Adern geöffnet! Was wir erlebt, ſo furchtbar es geweſen, es wird ein Kinderſpiel gegen die Tage des Schreckens ſein, die kommen werden!"

„Ich that, was ich mußte — ich bin beruhigt über meine That. Will das Volk die Tyrannen nicht ſtürzen, nun wohl, ich will nicht in der Knechtſchaft, unter einem Marat leben!"

„Hauer, Sie ſind ein Künſtler!" — rief, ſich vergeſſend, der Baron — „und ihr Künſtler ſollt einen tiefern Blick in das Menſchenherz haben als wir! Iſt das nun Erhabenheit oder Tollheit?"

„Es iſt der Geiſt, der Brutus beſeelte, die Flamme, die unſterblich fortglüht: ein ewiges Licht!"

Der Baron hatte ſich Charlotte genähert.

„Ich bringe Ihnen Nachrichten von Marcel Lecomte, von Genoveva. . ."

„Ich träumte vorhin von ihnen; ich ſah ſie glücklich vereinigt in dem ſchönen, großen Garten, am Springbrunnen, unter den alten Bäumen..."

„Genoveva hat mit ihrer Pflegemutter am Sonntag Paris verlaſſen, Marcel iſt zur Armee gegangen."

„Wenn er das Vaterland vertheidigt, wird er mein Andenken am beſten ehren."

„Er wurde aus einem Misverſtändniß verhaftet, man hielt ihn für mich, auf ein Fürwort Robespierre's ward er entlaſſen."

„Sprach ſein Vater mit Robespierre?"

„Ja. Aber Ihr Geheimniß verrieth er nicht. Es ruhte bei ihm wie im Grabe: das ſollt' ich Ihnen ſagen."

Charlotte legte die Hand auf ihr Herz. „Sie wiſſen nicht, welche Laſt Ihr Wort von meiner Bruſt nimmt. Jener Schatz gehört den unterirdiſchen Mächten an; die wollen ihn nicht herausgeben."

So unrecht hatte Chauveau-Lagarde nicht, als er ihre That dem politiſchen Fanatismus zuſchrieb, der ſie ergriffen; bis zum letzen Athemzuge bewegten ſich ihre Gedanken faſt ausſchließlich in dieſen Irrgängen. Auch jetzt ſprang ſie von dem Nächſten und Perſönlichen, als ſei es ihr hinderlich, wie ein Gewand, das ſie drückte, ab: „Kennen Sie Robespierre?"

„Ich halte ihn für gefährlicher als Marat, er hat das Maß für einen Dictator."

Warnend erhob Hauer ſeinen Pinſel: „Man könnte Sie draußen hören."

„Ja, warum haben Sie ſich dieſer Gefahr ausgeſetzt? Warum ſind Sie in meinen Kerker gedrungen?"

„Ich wollte die Sonne untergehen ſehen."

„Mein Tod braucht doch Sie nicht zu ermuthigen zum Sterben."

„Nein, unter der Guillotine ſterben alle muthig. Ich habe viel erlebt, viel gelitten, Sie aber ſind die wunderbarſte Erſcheinung, die mir begegnet . . . ein Meteor, das aufleuchtet. . ."

Hier ward er unterbrochen: Richard trat mit dem Scharfrichter ein. . .

Die Gefängnißuhr ſchlug die ſechste Stunde des Abends.

Die Thür der Zelle blieb offen: in dem Gange davor ſtellten ſich die Gensdarmen mit gezogenen Säbeln in Reih und Glied.

Als Charlotte das rothe Hemd, das der Nachrichter über dem Arm trug, erblickte, fuhr ſie zurück und erblaßte: es war der erſte und einzige Augenblick, in dem das Entſetzen ſie bezwang...

„Schon!“ ſagte ſie tonlos zu Richard. Der, mit der Hand die Augen verſchattend, zuckte die Schultern.

Darüber war ſie aufgeſtanden und zu Hauer getreten. Das Bild war noch nicht vollendet, nur der Kopf untermalt.

„Wollen Sie mir noch eine Bitte erfüllen, ſo machen Sie eine kleine Copie von dieſem Bilde und ſenden es meinem Vater. Ich glaube, es ſieht mir ähnlich.“

Und raſch die Schere nehmend, die der Nachrichter, ihr das Haar abzuſcheiden, in der Hand hatte, ſchnitt ſie eine ihrer langen, blonden Locken ab und reichte ſie mit abgewandtem Geſicht dem Künſtler dar.

Die Männer, die es ſahen, hatten Mühe, ihre Thränen, ihre Rührung zu verbergen.

Wenige Minuten ſpäter war ſie mit dem rothen wollenen Hemd bekleidet: ein eigenthümlicher dunkler Glanz ſtrahlte von ihr aus; wie von einem rothen Wiederſchein war die Zelle erleuchtet.

Nun fielen auch ihre Haare unter der Schere Samſon's: man band ihr die Hände.

„In dieſem Aufzug gehe ich zum Tode und zur Unſterblichkeit!“ Das war ihr letztes Wort an Hauer.

„Der Karren iſt da!“ rief es vom Gange her.

„Wir kommen! wir kommen!“ entgegnete der Hauptmann der Gensdarmen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. In der Mitte der Wachen ſchritt Charlotte, hinter ihr der Nachrichter, Richard blieb ihr zur Seite. In einiger Entfernung, an die Wand ſich drückend, ſchlich ihr Pontmartin nach. Hier und dort in den innern Gängen der Conciergerie ſtanden andere Gefangene ... ſie grüßten mit einer Art Bewunderung die Vorüberſchreitende... Draußen im Hofe aber empfingen ſie die „Megären“ der Revolution mit einem Strom von Schimpfworten und Flüchen. Unter dieſem Tumult beſtieg ſie den Karren.

Droben in ihrer Zelle ſaß Hauer vor ſeinem halbvollendeten Bilde und weinte bitterlich.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Die Sturmfluten an der Weſtküſte Schleswig-Holſteins.

Von A. Gottfriedſen.

II.

Weit beſtimmtere Nachrichten ſind von der entſetzlichen Flut erhalten, welche ſich im Jahre 1164 ereignete. Kurz vorher waren die Frieſen Schleswigs noch überreich und mehr als übermüthig geweſen. Denn als im Kriege zwiſchen den beiden däniſchen Kronprätendenten Svend und Knud der geſchlagene Knud zu ihnen ſeine Zuflucht nahm, boten ſie dem mit Herzog Waldemar von Schleswig verbundenen Dänenkönige Trotz, erlitten aber bei dem Flüßchen Milde in der Nähe von Huſum eine ſolche Niederlage, daß die Feinde nach der Sage auf den Leichen der Erſchlagenen den Fluß überſchreiten konnten. Die Ueberlebenden mußten ſich den freien Abzug durch die Verpflichtung erkaufen, 2000 Pfund Silber zu bezahlen, was mindeſtens 40000 Thalern heutigen Geldes gleichkommt, eine für die damalige Zeit und für ein ſo kleines Land wie das ſchleswigſche Nordfriesland ungeheure Summe. Die trotzigen Bauern aber wandten ſich mit der Bitte an Herzog Waldemar, er möge dem König in ihrem Namen den Antrag machen, noch eine Schlacht mit ihnen zu verſuchen; verlören ſie auch die, ſo wollten ſie 4000 Pfund Silber zahlen, im Gegenfall aber ihrer Verpflichtung ledig ſein. Der Herzog verwies ſie zur Ruhe.

Von jener bald darauf folgenden Flut berichtet ein gleichzeitiger vortrefflicher Chroniſt, der Holſteiner Helmold: „Am 16. März 1164 erhob ſich ein großes Unwetter, heftige Sturmwinde und Gewitter mit Blitz und Donner, welches Wetter hin und wieder viele Häuſer anzündete und zerſtörte. Darauf entſtand eine ſo hohe Waſſerflut, dergleichen nicht in alten Zeiten erhört war, die alle Küſtenländer von Friesland und Hadeln und alle Marſchen der Elbe, Weſer und ſämmtliche Flüſſe überfuhr, die hier in den Ocean münden. Es ertranken viele tauſend Menſchen, und des Viehs, das umkam, war keine Zahl. Wie viel reiche, wie viel gewaltige Leute ſaßen am Abend in Ueberfluß, ſorglos und guter Dinge, aber dies plötzlich hereinbrechende Unglück hat ſie in einem Augenblicke in die ſchäumenden Wogen begraben!“

Die überſchwemmten Länder hatten kaum angefangen, ſich etwas zu erholen, als im Jahre 1204 ein Sturm die Wellen der Nordſee mit

ſolcher Gewalt durch die zerſtörten Deiche in das Land trieb, daß es heißt, es ſei dies die allergrößte Flut, die nach Chriſti Geburt auf Erden jemals geweſen, und habe ſo großen Schaden gethan, daß alle Lande untergegangen, die an und in der Marſch gelegen, welche dann zum Theil hernach wieder erobert worden. Und ſchon nach wenigen Jahren, 1218, kam das Waſſer wieder; im Nordſtrande, in Eiderſtedt und Dithmarſchen ertranken nach mäßiger Schätzung gegen 10000 Menſchen, Nordſtrand wurde von der Lundbüllinger Harde, Weſterhever vom Nordſtrand losgeriſſen; in Rüſtringen, in der Grafſchaft Oldenburg, verſchwanden die Kirchſpiele Jadeleh, Wardeleh und mehrere andere.

Um dieſe Zeit waren die Frieſen den Königen von Dänemark unterthan geworden. Der Sturz Waldemar's des Siegers gab ihnen ihre Unabhängigkeit wieder. Als aber der zweite Sohn des Siegers, Herzog Abel von Schleswig, durch Brudermord den däniſchen Thron beſtiegen hatte, verſuchte er, die Frieſen mit einer großen Schatzung zu belegen und zog im Winter 1251/52, als alle Waſſer hart mit Eis belegt waren, wider Eiderſtedt. Ein plötzlich eintretendes Thauwetter kam jedoch den Eiderfrieſen zu Hülfe und der König mußte ſich mit großem Verluſt zurückziehen. Da erwachte der alte Grimm in ihm; er ſchwur, die Halsſtarrigen von Grund aus zu verderben, und kehrte im Juni mit einem ungemein zahlreichen Heere wieder. Die gemeinſame Noth vereinte die Frieſen, denen es ſonſt an innern Streitigkeiten niemals fehlte; nach einem wüthenden und höchſt blutigen Kampfe floh der König mit dem Reſt ſeines geſchlagenen Heeres, aber auf dem Milderdamme unweit Huſum ward er von den nachſetzenden Bauern ereilt und ein Rademacher aus Pelworm, Weſſel Hummer, ſpaltete ihm das Haupt. Das geſchah am 29. Juni 1252. Die Frieſen aber vergoldeten das Bildniß ihres Schutzpatrons, des heiligen Chriſtian, wie ſie es in der Noth gelobt hatten.

Das letzte Jahr deſſelben Jahrhunderts iſt durch eine Flut bezeichnet, von der die Einwohner noch heute erzählen. Fromme Männer ſahen in derſelben das ſichtbare Strafgericht des Himmels. Denn ſie fiel abermals beſonders ſchwer auf den Nordſtrand und die Leute waren reich, gottlos und verſchwenderiſch geworden, „dem Schlemmen", wie die Chroniken melden, „und allem gottloſen Weſen befliſſen. Wie etliche von dieſen Leuten im Flecken Rungholt dermaleinſt im Kruge beieinander waren, machten ſie einen Verbund, ihren Seelſorger und Prediger zu veriren; ſie nahmen alſo ein Schwein und ließen es ſich vollſaufen; darnach legten ſie es, mit Tüchern um das Haupt bewunden, in ein Bett. Darauf ſchickten ſie zum Paſtor und ließen ihm ſagen, er möchte kommen und einem kranken Menſchen des Herrn Nachtmahl reichen, verſchwuren ſich dabei, daß, wenn er bei ſeiner Ankunft ihren Willen nicht erfüllen würde, ſie ihn in den Graben ſtoßen wollten. Der Prediger, der von ihrem böſen Vorhaben nichts gewußt, iſt zu ihnen gegangen; wie er aber das heilige Sacrament nicht hat wollen ſo greulich misbrauchen und ſie ſich untereinander beſprochen, ob man nicht halten ſolle, was man geſchworen, und der Prediger daraus leichtlich gemerket, daß ſie nichts Gutes mit ihm im Sinne hätten, hat er ſich ſtillſchweigends davongemacht. Wie er von ihnen mit großer Gefahr ſeines Lebens weggekommen, mußte er noch einem Krug vorbeigehen, in welchem ſich auch etliche Buben zuſammenrottirt hatten, die ſich, als ſie ſeiner anſichtig wurden, miteinander beredet, daß, ſo er nicht zu ihnen hereingehen würde, wollten ſie ihm die Haut vollſchlagen. Sind darauf zu ihm hinausgegangen, haben ihn mit Gewalt in das Haus gezogen und gefraget, wo er geweſen. Und wie er es ihnen geklaget, wie man mit Gott und ihm habe geſchimpfet, haben ſie ihn gefragt, ob er das heilige Sacrament bei ſich hätte, und das Behältniß, darin die Oblaten waren, mit gar ſtrengen Dräuworten von ihm gefordert. Dieſes hat er ihnen geben müſſen, und wie ſie ſolches geöffnet, haben ſie Bier hineingegoſſen und gottesläſterlich geſprochen: «Iſt Gott darinnen, ſo muß er eins mit uns ſaufen.» Wie nun der Paſtor die Gottesläſterung angeſehen und gehört, hat er ſie um Gottes willen um Entlaſſung gebeten, ſo ihm dann widerfahren. Darauf iſt er alſobald in die Kirche von Rungholt gegangen, hat die Thür hinter ſich zugemacht, iſt vor dem hohen Altar niedergekniet und hat dem allmächtigen Gott den Greuel, der ihm widerfahren, herzlich geklagt, bittend, Gott wolle ein Richter ſein ſolcher gottloſer Leute und ſie ſtrafen. Als nun der Prieſter dieſergeſtalt ſein Gebet gethan und nach Hauſe gegangen, iſt in der folgenden Nacht eine Stimme zu ihm gekommen und hat geſagt: «Du Diener Gottes, ich habe alles geſehen, was dir von dieſen gottloſen Leuten widerfahren, und auch dein Gebet erhört. Stehe auf und gehe weg, der Herr will dieſes

Land strafen!» Alsobald ist er aufgestanden und davongegangen, und gleich darauf ist ein so ungestümer Wind und greulich Wetter erfolgt, daß auf dem Strande sieben Kirchspiele, worunter Rungholt das vornehmste gewesen, zwischen Hamburg und Ripen aber 28 Kirchspiele untergegangen und ganz versunken sind. Von dem Flecken Rungholt aber ist niemand davongekommen als der Prediger, seine Magd und drei Jungfrauen, eines reichen Mannes Töchter, die Tags zuvor auf Bogschlut zur Kirchmeß gegangen sind. Im Lande aber geht die Sage, daß Rungholt noch einmal wieder aufstehen werde vor dem Jüngsten Tage und daß diese Stadt noch jetzt mit allen Häusern ganz in der Erde stehe, und deren Thurm und Mühle, daß sie sich auch oftmals bei hellem Wetter hervorthue und klar sehen lasse, wie denn von Vorüberfahrenden Glockenklang von daher gehört worden ist." Diese Sündflut geschah 1300 am 4. September.

Das Wasser wüthete ferner über den Nordstrand. Es verschlang wenige Jahre später in der Ecklomsharde 7600 Menschen und nahm ungemein viel Vieh weg. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts blieb nun die See ungewöhnlich ruhig, sodaß mehrere Eilande landfest wurden oder nur noch durch kleine Wasserrinnen getrennt waren, und daß man von der Hadstedter Marsch hat nach Morsum auf einem Weberbaume gehen können. Dagegen verdarb häufiger Regen die Saaten und es trat im Jahr 1338 eine furchtbare Theuerung ein, die drei Jahre währte. Es war auch kein Salz zu bekommen, und dies soll die Ursache gewesen sein, daß Würmer und Maden den Menschen bei lebendigem Leibe aus dem Munde hervorkrochen. Der Hunger hatte ein solches Sterben zur Folge, daß die friesische Sprache kaum erhalten wurde. Auch die See nahm bald wieder ihren Theil, und als die Noth ein Ende nahm, schieden wieder breite Seearme die Inseln von dem Festlande.

Aber alle diese Unglücksfälle erschienen denen geringfügig, welche die letzte Hälfte des 14. Jahrhunderts erlebten. Eine schreckliche Flut trat am 31. December 1354 ein, und kaum waren die gebrochenen Deiche wiederhergestellt, als in der Nacht zwischen dem 8. und 9. September 1362 über die Marschländer das Meer sich mit solcher Gewalt ergoß, daß sie unter dem Namen „Die grote Manndrenkelse" („Die große Menschenertränkung") noch in der Erinnerung der jetztlebenden Generation geblieben ist. Diese Flut überschwemmte alle eingedeichten Länder von Jütland bis Belgien, begrub in Nordstrand, Eiderstedt, Dithmarschen, an der Elbe und Weser, in Ostfriesland und den Niederlanden mehr als 100000 Menschen in den Wellen, zerstörte Wälder und Einfriedigungen, spülte Kirchen und Häuser, Mühlen und Brücken hinweg und veränderte die Gestalten der Küste völlig. Noch nach funfzig Jahren hatten die Marschländer sich nicht wieder erholt, zumal da inzwischen wieder schwere Ueberschwemmungen eintraten, wie die große Flut von 1380 am Tage Philippi Jakobi (1. Mai), die nur deshalb geringern Schaden anrichtete, weil die Marschländer von der Manndrenkelse allzu sehr verdorben waren.

Auch das 15. Jahrhundert war überreich an verheerenden Sturmfluten. Die erste große Flut kam zu einer ungewöhnlichen Jahreszeit, am Tage St.-Viti, den 15. Juni 1406; sie überflutete alle Marschen der deutschen Nordseeküste, und das Unheil war um so bedeutender, weil jede Aussicht auf eine Ernte vernichtet wurde. Dann kamen drei schreckliche Jahre in unmittelbarer Aufeinanderfolge, 1426, 1427 und 1428, in denen die See jedesmal um Michaelis hereinbrach. Die Armen verhungerten. Furchtbarer noch war die Flut vom Allerheiligenabend (1. November) 1436, die man die Zweite Manndrenkelse nannte und die von einem so schweren Sturm begleitet war, daß die Menschen von den Giebeln der Häuser und den Resten der Deiche in die über das ebene Land hinrollenden Wogen geweht wurden. Im Jahre 1470 brachen die Deiche am Tage der Heiligen drei Könige (6. Januar); 1483 hörte man in den Marschen zweimal den Angstruf der Ueberschwemmten und hinterher die Wehklagen um die Todten, das eine mal am Gallustage (16. October) und dann nur acht Wochen später auf St.-Lucia (13. December).

Es folgte eine Reihe von Jahren in verhältnißmäßiger Ruhe. Marschländer werden schnell wieder reich, und wenn man den Berichten der Zeitgenossen trauen darf, ließen die Bewohner nicht ab von ihrem bösen, hochmüthigen Wesen. An innern Kämpfen wenigstens fehlte es nicht unter jenen Küstenbewohnern. Als in dem für die Dithmarschen so glorreichen Jahre 1500 König Hans von Dänemark im Bunde mit seinem Bruder, Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, auszog, um Dithmarschen zu unterjochen, da waren die eiderstedter Friesen, von altnachbarlichem Haß erfüllt, unter den Vordersten, die sich dem

königlichen Heere anſchloſſen. Diesmal aber riefen die Dithmarſchen, wie ſie oft gethan, das Meer zum Beiſtand herbei, ein Bundesgenoſſe, der jedesmal auch half, aber freilich ſeinen Beiſtand theuer verkaufte. Als jene ſiebenhundert langbärtigen Männer aus der Schanze bei Hemmingſtedt hervorſtürmten, die Jungfrau mit dem Bilde des Gekreuzigten voran, zum Kampfe gegen 13000, da brachten ſie jenen Helfer mit; die Strandmänner hatten die Flutzeit gewahrt und die Deiche durchſtochen; bald war Land und Gräben nicht mehr zu unterſcheiden; die Dithmarſchen warfen ihre Bruſtharniſche, ihre Helme, ſelbſt ihre Schuhe weg, ſprangen leichtfüßig über die ihnen wohlbekannten Gräben hinweg und es begann ein faſt widerſtandsloſes Morden und Inswaſſerſtoßen des zuſammengepreßten und jeder Bewegung unfähigen königlichen Heeres. Wenige von den 10000 Leichen, die im Schlamme lagen, als das Waſſer ſich verlaufen hatte, trugen Spuren von Wunden. Die Eiderſtedter und die übrigen Nordfrieſen, die an dem Zuge theilgenommen hatten, theilten das Geſchick des Heeres, dem ſie ſich angeſchloſſen, außerhalb ihres eigenen Landes von niemand beklagt.

Noch ein volles Menſchenalter nach der Schlacht bei Hemmingſtedt verging, ohne daß die Marſchen von ſchwerer Waſſersnoth heimgeſucht wären. Allein am Allerheiligenmorgen 1532 brach eine Flut ein, wie man ſie ſeit 1436 nicht erlebt hatte. Im Nordſtrande ertranken über 1600 Menſchen, in Eiderſtedt etliche Tauſend, in der Wiedingharde 60. Dieſe Flut blieb im Andenken der Menſchen unter dem Namen der Allerheiligenflut. Der 1. November iſt überhaupt für jene Gegenden in beſonderer Weiſe unheilvoll geweſen. Ein Menſchenalter ſpäter, im Jahre 1570, brach in der Nacht, die auf Allerheiligen folgt, die See abermals durch und legte den ganzen Nordſtrand, mit Ausnahme von drei Kirchſpielen, unter das ſalzige Waſſer; darauf folgte ein ſo greulich harter Winter, daß man nach allen Inſeln mit Pferden und Wagen hat fahren können.

Die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts und der Beginn des 17. waren reich an Unglück. Im Jahre 1572 war eine hohe Flut, die vielen Schaden anrichtete, und es folgte ein ſchwerer Winter. Schlimmer ſah es im folgenden Jahre aus. Am Freitage vor Bartholomäi, am 21. Auguſt, als alles Heu und Korn noch auf dem Felde ſtand, fand das Salzwaſſer ſeinen Weg durch die geborſtenen Deiche. Der Schaden, den es im Nordſtrande, in Eiderſtedt und Dithmarſchen anrichtete, war ungeheuer. Man hatte nur zu lange Urſache, dieſer Ueberſchwemmung zu gedenken, und ſprach von ihr als von der Bartholomäiflut. Minder gewaltſam, aber verderblich durch die an an den Deichen verurſachten Zerſtörungen war die Flut von 1574 in der Nacht vor Pauli Bekehrung (25. Januar). Am Chriſtabende 1593 und am Neujahrsmorgen 1594 folgten nacheinander zwei Sturmfluten, die vielerorts die Deiche ganz wegtrieben, „und iſt in den Marſchländern ein betrübter Weihnachten und beſchwerlicher Winter geweſen, alſo, daß man Gottes Strafe ſcheinbarlich geſpüret". Im Jahre 1602 iſt am Sonntage Eſtomihi (14. Februar) eine große Flut geweſen und im Nordſtrande zu Siemensberg durchgebrochen. Nimmt man hinzu, daß 1601 ein ſo dürrer Sommer war, daß kaum der dritte Theil der Feldfrüchte eingeerntet ward, daß die Peſt 1582 entſetzlich gewüthet hatte und 1603 nicht minder verheerend wiederkehrte, ſo wird man zugeben, daß die Klagen der Marſchbewohner aus jener Zeit ihren guten Grund hatten.

Das ſchleswigſche Nordfriesland hatte in der letzten Periode durch Ueberſchemmungen ſo unſaglich gelitten, daß man ernſtlich an eine Verſtärkung und Erhöhung der Deiche in der umfaſſendſten Weiſe dachte. Man begann das große Werk mit Kraft und Einſicht, aber das wilde Element ſchien aller Anſtrengungen der Menſchen ſpotten zu wollen. Das neue mit großen Koſten erbaute Werk bei der Tith brach 1610 am 4. September ein; 1612 am 14. September zerriß das Waſſer den Deich zu Ellegroff. Dieſer Riß war am 18. October ausgebeſſert, brach indeß am 22. October abermals und das Waſſer überſchwemmte ſieben Kirchſpiele völlig. Am 21. December deſſelben Jahres brach die Flut durch den Moordik und ſetzte vier große Kirchſpiele unter Waſſer. Im Jahre 1613 am 12. April begann man mit Aufbietung aller Mannſchaft das neue Werk auf Pelworm, ſah aber durch die Flut vom 12. Auguſt die mühevolle Arbeit eines ganzen Sommers völlig vernichtet. Im Spätjahr 1615, den 1. und 2. December, brachte eine winterliche Sturmflut in weiter Ausdehnung unſaglichen Jammer über die Marſchlande. Im Nordſtrande ertranken 300, in der Wiedingharde 170 Menſchen. Es folgte eine große Theuerung.

Trotz dieſer Unfälle verzagten die Marſchleute nicht. Immer von neuem wurden die zertrümmerten Schutzwälle wiederhergeſtellt, und um

das Jahr 1630 hatten die Nordfriesen des Herzogthums Schleswig die Freude, ihr Land vollständig von Deichen umgürtet zu sehen, die höher und stärker waren, als sie zu irgendeiner Zeit gewesen. Die Geistlichen verfehlten nicht, zu bemerken, daß ihr wohlbegründeter Stolz auf diese Werke wiederum in frechen Uebermuth ausarte und daß sie durch hochmüthige Benennungen der Deiche, wie Trotzplanken, und durch vermessene Reden, daß man nun eiserne Deiche habe, die Hand Gottes wider sich reizten. Gewiß ist, daß die Freude über die schöne neue Eindeichung sich in wenigen Jahren in Jammer und Wehklagen verwandelte. Das Jahr 1634 war das Jahr des Schreckens und der 11. October der Tag, an welchem der Nordstrand unterging. Vor diesem furchtbaren Tage hatte man verschiedene Landesplagen zu überstehen. Mäuse fraßen das Korn unter der Erde, über derselben zernagten es die Heuschrecken; Hagel verdarb die Saaten; man wollte ungewöhnlich viele Anfälle der Tollwuth bemerkt haben bei Hunden, Katzen und anderm Vieh, die sich und die Menschen zerrissen.

Der 11. October 1634 war ein Sonnabend; das Wetter war schön, der Wind wehte nicht ungestüm. Aber bei einbrechender Dunkelheit erhob sich ein ungeheurer Sturm, der in der Nacht bei halber Springflut nach Nordwesten überging; die zusammengepreßten Wogen stießen mit der entsetzlichsten Gewalt an die neuen Deiche und wurden alsbald mehrere Ellen über dieselben hinweggeworfen. Bald aber stürzten die Deiche nacheinander selbst ein, im Nordstrande allein an vierundzwanzig Orten, besonders bei Stintebüll und Linth, sodaß schon um 9 Uhr alles unter Wasser stand. Die Flut war noch immer im Steigen und der Sturm im Zunehmen. Die Häuser, Mühlen und Glockenthürme wurden fortgeschwemmt, in den Wäldern die stärksten Bäume niedergeworfen und mit den Wurzeln aus der Erde gerissen. Bei der Plötzlichkeit des Hereinbrechens der Flut wurden viele, die trotz des Sturms hinter ihren eisernen Deichen sicher zu ruhen vermeinten, in ihren Betten vom Strom fortgeführt, andere suchten auf den Dächern ihrer Häuser eine augenblickliche Zuflucht. Das Wehgeschrei der Unglücklichen erscholl weithin über die Geest, aber die finstere Nacht und die Wuth des Sturms machte jede Hülfe unmöglich. Als tags darauf das Wasser zurückgetreten war, sah man unzählige Leichen weit von ihren Wohnungen fortgeschwemmt; manche hatten Weib und Kinder an sich gebunden, um auch im Tode vereinigt zu bleiben; viele hielten noch Breter und Balken umklammert, an denen sie vergebens Rettung gesucht hatten; zwischen den menschlichen Leichnamen lagen die Ueberreste von zahllosem Vieh, Kisten und Kasten, Betten und Bettgewand und allerlei köstliches Hausgeräth. Was von dem Nordstrand übrig blieb und als Insel wieder eingedeicht werden konnte, war vom Salzwasser so zerstört und verdorben, daß es nie wieder wie ehemals die funfzigfältige Frucht getragen hat. Die Flut wüthete an der ganzen Halbinsel und — wiewol in geringerm Grade — an der Elbe und Weser; die Niederlande aber blieben in diesem Jahre völlig verschont. Der Mittelpunkt des orkanartigen Sturms scheint der Nordstrand gewesen zu sein. Hier ertranken nach der genauesten Berechnung 6100 Menschen, an Pferden und Rindvieh kamen gegen 50000 Stück ums Leben; 28 Mühlen, 6 Glockenthürme waren versunken, aller Hausrath schwamm auf dem Wasser. Von allen Kirchen in den drei Harden des Nordstrandes blieben nur die zu Odenbüll, zwei Kirchen auf Pelworm und die kleinen Kirchen auf etlichen Halligen einigermaßen verschont.

Eine Zerstörung wie diese hat sich seitdem nicht wiederholt. Die neuaufgeführten Deiche, die freilich bei weitem nicht alles Land in sich schließen, das sie vor 1634 umfaßten, sind weit großartiger als die zerstörten; man gewinnt dem Meere noch immer von Zeit zu Zeit Strecken Marschbodens ab, und das stets reicher werdende Land hat die erhöhten Deichlasten ohne Mühe getragen. Dennoch sind im vorigen wie in diesem Jahrhundert schwere Jahre gewesen, in denen Sturmfluten große Noth brachten. Die Berichte aus den Jahren 1717, 1718 und 1720 erhalten Schilderungen von mannichfachem Elend, aus dem erstgenannten Jahre namentlich von den Mündungen der Elbe und Weser. Die Flut vom 11. September 1751 zerstörte an der Westküste Schleswig-Holsteins die Arbeiten vieler Jahre; 1756 mußte der Christiansboog wegen der ergangenen großen Ueberschwemmung aus dem Deichverbande bleiben, und wer sich zu unserer Zeit auch nur kurze Zeit in den Marschen an der Nordseeküste aufgehalten hat, der hat sicher auch von der Sturmflut erzählen hören, welche in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar 1825 in allen Marschgegenden Schleswig-Holsteins und der Länder der Elb- und Wesermündungen außerordentliche Verwüstungen angerichtet hat.

Die Deiche ſind jetzt Gegenſtand einer geregelten und unausgeſetzten Wachſamkeit. Der Marſchbewohner begibt ſich ſorglos zur Ruhe, auch wenn ein Sturm zur Zeit der Springflut im Anzuge iſt. Die Gewohnheit macht mit jeder Gefahr vertraut, und auch die rohen Gewalten der Natur werden bis zu einem gewiſſen Grade von der Kraft und der Beharrlichkeit des Menſchen bezwungen.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor König.

Erſtes Kapitel.

„Kann ich bei Ihnen für einige Wochen ein Zimmer bekommen?“ fragte ein junger Mann, in das Wirthshaus eines kleinen ſchleſiſchen Dorfes tretend, den Wirth, während ein Lohnkutſcher einen eleganten Reiſekoffer hinter dem Mann hertrug und in der Stube niederſetzte.

Der Wirth, ein kleiner corpulenter Mann mit liſtigen grauen Augen, kratzte ſich verlegen hinter dem Ohr, während er abwechſelnd den feingekleideten Gaſt und den eleganten Koffer betrachtete. Endlich gab er zur Antwort: „Je nun, für gewöhnlich halt' ich zwar kein Gaſtzimmer. Die Fuhrleut', die hier nächtigen, ſchlafen in der Schenkſtube auf der Streu'. Und außer ihnen krieg' ich jahraus jahrein nicht eine Seel' zu Geſicht. Jedennoch, wenn's ſein muß, will ich ſchon Rath ſchaffen!“

„Es muß ſein!“ ſprach der Reiſende, „alſo ſchaffen Sie Rath!“

Nach dieſen Worten zahlte er den Lohnkutſcher aus, warf den Hut auf einen Tiſch und begann, nachdem der Wirth die Stube verlaſſen, gedankenvoll auf- und niederzuſchreiten...

Er mochte ſich in dem Alter von dreißig Jahren befinden. Seine Geſtalt war hoch und edel. Sein bleiches, von ſchwarzem Bart beſchattetes Geſicht zog an trotz einiger Unregelmäßigkeiten. Aus dem tiefblauen Auge leuchtete ein faſt ſchwärmeriſches Feuer. Seine breite, viereckige Stirn kennzeichnete ſich als den Sitz ſchaffender Ideen. Die weit offenen Flügel ſeiner ein wenig ſtumpfen Naſe ließen auf Leidenſchaftlichkeit des Charakters ſchließen...

Nach wenigen Minuten kehrte der Wirth wieder zurück und ſagte: „Nun kommen Sie, wenn's gefällig iſt! 's iſt unſere Paradeſtube, wo Sie wohnen werden. Auf dem Dorfe muß ſich halt jeder nach der Decke ſtrecken.“ Damit ergriff er den Reiſekoffer des Fremden und ſchritt voran, eine Treppe hinauf, nach der „Paradeſtube“.

Er hätte dieſelbe übrigens mit größerm Recht ein Möbelmagazin nennen können, denn Tiſche, Stühle und Schränke waren darin in ſo großer Anzahl vorhanden, daß ſie recht gut zur Ausſtattung von drei bis vier Zimmern ausgereicht hätten... Dieſelbe Bemerkung ſchien innerlich auch der Fremde zu machen; denn während ſein Blick flüchtig umherſchweifte, flog ein Lächeln über ſeine ernſten Züge.

„So, nun machen Sie ſich's bequem!“ ſprach der Wirth, den Koffer auf einen Stuhl ſetzend. „Für friſches Waſſer iſt ſchon geſorgt... Unſer Waſſer iſt das beſte auf fünf Meilen im Umkreis... Unſer Bier iſt auch nicht ſchlecht. Wir haben eine große Brauerei ganz in der Nähe, ein viertelwegs von hier... Und wegen des Eſſens...“

„Wie weit hat man von hier bis zur Beſitzung des Herrn Schmidt zu gehen?“ fragte der Fremde, der für den Augenblick weder Waſſer noch Bier zu bedürfen ſchien.

Der Name Schmidt ſchien auf den Wirth einen beſondern Eindruck zu machen. Indem er den Fremden verwundert und reſpectvoll betrachtete, ſprach er: „Ach, Sie wollen zu Herrn Schmidt, welchen man hier in der Umgegend den «Nabob» heißt? Nun ſehen Sie“ — bei dieſen Worten trat er ans Fenſter — „dort jenes große mit Zink gedeckte Haus auf dem Hügel, das iſt das ſeinige! Sie erreichen's in einer Viertelſtund', wenn Sie den Feldweg einſchlagen.“ Der Fremde betrachtete das bezeichnete Haus eine lange Weile; dann fragte er wieder: „Dieſer Herr Schmidt ſcheint ein Sonderling zu ſein?“

Des Wirthes Miene drückte Enttäuſchung aus. „Sie kennen ihn alſo nicht?“ rief er in bedauerndem Tone — „Ei, das iſt ſchade! Ich hatte mich ſchon gefreut, von Ihnen, der Sie ihn doch offenbar beſuchen wollen, etwas Näheres über den Mann zu erfahren. Sie kennen ihn alſo wirklich nicht?“

„Gewiß nicht!“ antwortete der Fremde, indem er ſich am Fenſter niederſetzte und wieder nach dem mit Zink gedeckten ſtattlichen Hauſe auf dem Hügel blickte. Dann nach kurzer Pauſe fuhr er fort: „Ich bin nämlich ein Porträtmaler, wohne in der Hauptſtadt und habe vor einigen Tagen von dieſem Herrn Schmidt einen Brief erhalten, worin er mich erſucht, baldigſt hierherzukommen, um für ihn einige Arbeiten anzufertigen. Dabei ſtellt er jedoch die Bedingung, daß ich weder in

ſeinem Hauſe wohnen noch an ſeinem Tiſche eſſen ſoll... Iſt ſein Haus denn ſo überfüllt, daß..."

„Ei du meine Güte!" unterbrach ihn der Wirth, „in dem ganzen großen Hauſe wohnt niemand als er, ſeine Wirthin, eine alte Frau, und ſein Diener, ein trockener, verſchloſſener Menſch, dem man eher einen Blutstropfen als ein vernünftiges Wort auspreſſen könnte... Er hat ihn mit aus Amerika gebracht."

„Herr Schmidt iſt alſo aus Amerika gekommen?"

„Ei, Sie wiſſen auch das nicht? Nun, ſo will ich Ihnen doch alles, was ich von dieſem ſeltſamen Manne weiß, erzählen... Sehen Sie, vor etwa zwei Jahren kam er ſo wie Sie heut' mit einem Lohnkutſcher hier an und verlangte ein Zimmer; und ſo wie Sie führt' ich ihn hier in unſere Paradeſtube. Nachdem er ſich ein wenig umgekleidet, ging er aus, ohne ein Wort zu ſagen, und die Leute haben geſehen, wie er den ganzen Nachmittag in den Feldern herumgelaufen. Abends, als er heimkehrte, verlangte er ein Abendeſſen; und als ich's ihm brachte und ein Geſpräch mit ihm anknüpfen wollte, ſagte er kurz und barſch, er wünſche allein zu ſein. Am andern Tage ging er frühzeitig wieder aus und rannte wieder durch die Felder. Des Mittags aber, als er zum Eſſen kam, fragte er, wem die Grundſtücke auf dem Hügel gehörten, und verlangte, den Beſitzer, einen Bauer aus unſerm Dorfe, zu ſprechen. Ich holte den Bauer, und wie ich mit ihm in die Stube trat, fragt' er ihn kurzweg, was er für die Grundſtücke auf dem Hügel verlange. Der Ziegel-Hanke — ſo heißt er wegen ſeiner großen Ziegelei — iſt der wohlhabendſte Bauer in der Gemeinde, und ſagte, daß er die Grundſtücke gar nicht verkaufen wolle. «Ich muß ſie aber haben!» ſprach der Fremde, deſſen Namen damals noch niemand von uns kannte. «Fordern Sie, was Sie wollen, dafür.» Nun, ſehen Sie, der Ziegel-Hanke hatte wirklich nicht die geringſte Luſt, die beſten Stücke ſeines Grund und Bodens aus der Hand zu laſſen. Um alſo den Kaufluſtigen abzuſchrecken und ſeiner loszuwerden, forderte er für die zwanzig Morgen Acker auf und am Hügel die runde Summe von viertauſend Thalern, alſo das Doppelte von dem, was ſie in Wirklichkeit werth waren. Aber kaum war ihm das Wort aus dem Munde gekommen, da griff der Fremde nach ſeinem Hut und ſprach: «Gut. Ich zahle den Preis, und zwar noch heute. Ich gehe ſogleich nach der Stadt, zum Notar. Dort treffen wir uns. Ein Wort, ein Mann!» Und ſo iſt er in den Beſitz des Grundſtücks da oben gekommen."

„Und dann?" fragte der Maler den innehaltenden Wirth mit großer Spannung —

„Nun, dann verreiſte er wieder. Und nach etlichen Wochen kehrte er mit einem Baumeiſter aus der Hauptſtadt und einem Kunſtgärtner zurück. Und was Hände hatte, zu arbeiten, ward angeworben. Maurer, Zimmerleute und Tagelöhner kriegten doppelte Löhnung. Die ganze Umgegend litt darunter. Denn wer bauen wollte, kriegte keine Maurer und Zimmerleute und den Bauern liefen die Arbeiter aus der Heuernte fort. Es fehlte nicht viel, ſo hätte man den «verrückten Amerikaner» — ſo nannte man ihn — geſteinigt."

„Hielt er ſich während des Baues in der hieſigen Gegend auf?" fragte der Maler.

„Gott behüte! Da wüßten wir wol mehr von ihm! Wo er ſich aufgehalten, weiß kein Menſch Er kam nur alle vierzehn Tage einmal, den Bau zu beſichtigen und friſches Geld zu liefern... Er muß unmenſchlich reich ſein, denn er ſtreute das Geld immer mit vollen Händen aus. Er hätte ſich Tauſende erſparen können, wenn ſich nicht alles hätte überſtürzen müſſen. Alles bereicherte ſich und alles prellte ihn. Der Ziegel-Hanke, der zum Bau die Ziegeln lieferte, iſt ein reicher Mann geworden. Er hat in jenem Jahre in acht Oefen gebrannt, wo er ſonſt nur in zweien gebrannt hatte. . . Nun, ich kann nicht klagen, 's hat auch für mich ein Geldſtück abgeworfen. Ich habe Schnaps und Bier für die Arbeiter geliefert, und da ſie ſo hohe Löhnung hatten, konnten ſie auch was draufgehen laſſen."

„Und als der Bau endlich vollendet war?" fragte der Maler, der weder an dem Verdienſt des Ziegel-Hanke noch demjenigen des Wirths ein Intereſſe zu haben ſchien.

„Ja, als der Bau im Herbſt fertig geworden, da kam eines Abends der Diener mit der Wirthin an; und dann kamen viele Wagen mit Hausgeräth und Büchern, und am Ende, auch eines Abends, der Herr Schmidt ſelber. Und weiter weiß kein Menſch etwas von ihm, weder was er treibt, noch wer er eigentlich iſt. Wie Sie von hier aus ſehen können, iſt ſein ganzes Beſitzthum von einer hohen Mauer umringt, und inwendig an der Mauer ſollen Fallen und Fußeiſen liegen. So ſagen die Leute, obſchon 's noch keiner geſehen. Zweimal in der Woche kommt

der Diener mit einem Korbe ins Dorf herunter, um Einkäufe zu machen. Aber eher könnt' man einen Stein weich machen, als den zum Sprechen bringen. Seinen Herrn aber kriegt man gar nicht zu Geſicht. Nur der Förſter der nachbarlichen Gutsherrſchaft will ihn in dem an die Mauer anſtoßenden Walde ſchon öfters geſehen haben"...

„Was Sie mir da erzählt", ſagte der Maler nach einer Pauſe, „ſtimmt ganz zu dem Inhalt des Briefes, welchen dieſer Sonderling an mich geſchrieben. So viel iſt klar, er gehört in die Klaſſe der Menſchenfeinde und flieht den menſchlichen Umgang. Außerdem aber ſchließe ich aus Ihrer Erzählung, daß er entſchieden ein geborener Deutſcher iſt und daß ſich ein früheres Ereigniß ſeines Lebens auf dieſe Gegend bezieht. Jedenfalls bin ich im höchſten Grade geſpannt, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. . ."

„Himmel, Herrgott und alle Engel! da kommt er ja wie gerufen über den Weg!" rief plötzlich der Wirth, von Ueberraſchung wie gelähmt. „Und ſehen Sie, ſehen Sie, er tritt ins Haus, er kommt zu Ihnen herauf!"

In der That hörte man die Tritte eines feſten männlichen Fußes auf der Treppe und bald darauf ſchritt durch die noch offen ſtehende Thür eine hohe, kräftige Mannesgeſtalt. . . Der Eintretende gehörte zu den Menſchen, deren Züge, Haltung und Weſen beim erſten Anblick merkwürdige und bedeutſame Lebensſchickſale verrathen. Sein Alter war ſchwer zu beſtimmen. Das Grau ſeiner Haare contraſtirte ſeltſam mit der Friſche ſeines ſonnverbrannten Geſichts, dem Feuer ſeines Blicks und mit ſeiner ſtraffen, aufrechten Haltung. Die tiefe Wölbung ſeines Kopfs nach hinten, welche gleichwol nicht auf Koſten der Stirn entwickelt war, verlieh ihm den Ausdruck großer Energie. Sein Auge war tiefblau und ſo funkelnd und durchdringend wie das Auge des Falken, die Naſe leicht gebogen, der Mund wie gepreßt, das Kinn markig, oval. Ueber dieſe Züge lag etwas wie ein Räthſel gebreitet, ein dunkler Schatten; man ſah ihnen an, daß ſie theilnehmende Zeugen innerer Stürme und Kämpfe geweſen und die Seele, die ſie abſpiegelten, auch jetzt noch keines wirklichen Friedens genoß. . .

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Maler Burgsdorf zu ſprechen?" fragte er, in der Thür ſtillſtehend und ſeinen amerikaniſchen Strohhut ziehend. . .

„Der bin ich!" antwortete der Maler, indem er ſich raſch erhob und dem Gaſt entgegenſchritt.

„Dann bitte ich Sie, mich zu begleiten!" ſagte Herr Schmidt, ſich höflich verbeugend; „vorausgeſetzt, daß Sie hierher gekommen, um meinem Ihnen brieflich gemachten Antrage zu entſprechen."

Der Maler ergriff Hut und Stock und folgte dem Sonderling, der, ohne ein Wort weiter zu ſagen, die Treppe hinabſchritt und das Wirthshaus verließ.

Zweites Kapitel.

Herr Schmidt ſchritt trotz der drückenden Hitze des Julitags raſch voran, auf Feldrainen, zwiſchen ſchwer ſich neigenden Aehren hindurch. Einmal, am Fuße des Hügels, ſtand er ſtill, zog den Hut und wiſchte den Schweiß von der Stirn. Burgsdorf benutzte dieſe Gelegenheit zu der Frage: „Darf ich vielleicht erfahren, welchem Umſtand ich die Wahl meiner Perſon verdanke?"

„Sie ſind mir durch meinen Bankier in der Hauptſtadt empfohlen worden", antwortete Herr Schmidt. „Ich habe bei Herrn Giersheim ein von Ihnen gefertigtes, ſehr gelungenes Porträt ſeiner Tochter geſehen. . ." Nach dieſen Worten ſetzte er den Hut wieder auf und ſchritt weiter.

Auf dem Gipfel des Hügels angelangt, ſtanden ſie vor der hohen, in Rohwerk ausgeführten Mauer, welche das Beſitzthum des Herrn Schmidt umſchloß. Ein ſchmaler von Kies beſtreuter Pfad führte längs der Mauer hin bis zu einem großen Thore von Eichenholz.

Herr Schmidt ſchlug zum Erſtaunen des Malers nicht dieſen Pfad, ſondern einen über den Hügel hinweg nach dem nahen Forſte führenden Feldweg ein, ohne für dieſe neue Wunderlichkeit eine Entſchuldigung oder Erklärung zu bieten. Erſt als ſie dicht an den Rand des Waldes gelangt waren, ſagte er: „Wir ſind ſogleich an Ort und Stelle" — und beſchwichtigte dadurch wenigſtens einigermaßen die Zweifel, welche in dem Maler hinſichtlich der Geiſtesgeſundheit ſeines Führers bereits aufgeſtiegen waren.

„Haben Sie die Güte, ſich dieſen Weg zu merken!" ſprach er, nachdem ſie noch eine kurze Strecke zurückgelegt, während er mit der Hand auf einen ſchnurgeraden, den Forſt durchſchneidenden, auf beiden Seiten mit ſchlanken Tannen beſetzten Weg deutete — „Hier wird, ſozuſagen, das Feld Ihrer Thätigkeit ſein."

„Sie verzeihen, ich beſchäftige mich nur mit Porträtmalen", verſetzte Burgsdorf, deſſen kaum beſchwichtigter Zweifel ſich nun wieder regte.

„Ich weiß, ich weiß!" antwortete Herr Schmidt,

indem er in das Dickicht zur Linken der Tannenallee vordrang, und nach wenigen Schritten fügte er, auf eine Raſenbank deutend, hinzu: „So, nun bitt' ich, nehmen Sie Platz!"

Sie ſaßen eine lange Weile ſchweigend nebeneinander; Herr Schmidt mit der Miene eines Mannes, der eine ihm peinliche Eröffnung zu machen im Begriffe ſteht, der Maler mit der Befangenheit und Spannung eines Menſchen, der ſich in der Nähe eines Ueberſpannten zu befinden glaubt und auf allerlei Ungereimtheiten gefaßt macht.

Endlich hob der erſtere an: „Trauen Sie ſich die Fähigkeit zu, ein wohlgelungenes Porträt von einer Perſon zu liefern, welche Sie nur oftmals flüchtig an Ihnen vorübereilen ſahen?"

„Ich halte dies für äußerſt ſchwer, wenn überhaupt für möglich", verſetzte der Maler. „Ein ſo entſtandenes Bild kann wol einige oberflächliche Aehnlichkeit mit ſeinem Object beſitzen, wol auch techniſchen Werth haben; immer aber wird ihm ein gewiſſer letzter Druck, Strich, Punkt abgehen, der doch dem Ganzen erſt ſeinen wahren Charakter verleihen müßte."

„Woher kommt das? Das begreife ich nicht!" ſagte Herr Schmidt, während ſich auf ſeiner Stirn eine Wolke des Unmuths zu lagern ſchien.

„Wenn ſchon", verſetzte Burgsdorf, „auf dem langen Wege vom Auge durch den Arm in den Pinſel immer ſo viel verloren geht, um wie viel mehr dann, wenn das Auge nicht Zeit hat, eine volle und ganze Anſchauung zu gewinnen. Der Charakter, die Seele eines Geſichts iſt keineswegs, wie man oft glaubt, etwas Stereotypes, Feſtes. Leben iſt Bewegung. Erſt in der Bewegung, dem freien Wechſelſpiel der Züge offenbart ſich der Charakter eines Geſichts. Darum trägt jede Photographie ein ſeelenloſes Gepräge an ſich, weil ſie den Ausdruck eines Geſichts nur in einem flüchtigen Momente erfaßt."

„Das iſt ſchlimm", ſagte Herr Schmidt nach längerer Pauſe. „Gleichwol muß es verſucht werden... Uebrigens hat gerade die Offenheit, mit welcher Sie Ihre Bedenken und Zweifel enthüllt, mein Vertrauen ſowol zu Ihrer künſtleriſchen Tüchtigkeit als auch zu der Redlichkeit Ihres Charakters vollſtändig gewonnen... Es handelt ſich nur noch um Eins: Die Sache iſt höchſt delicater Natur. Sie ſollen für mich das Bild eines jungen Mädchens liefern, welches faſt täglich in jener Tannenallee ſpazieren reitet. Weder das junge Mädchen noch die ältere Dame, von welcher es ſtets begleitet wird, noch ſonſt irgendjemand außer mir darf etwas davon merken oder erfahren. Es fragt ſich nun einerſeits, ob Sie unter ſo bedenklichen Umſtänden die Anfertigung des Bildes für mich überhaupt übernehmen wollen, und andererſeits, ob Sie geneigt ſind, mit Ihrem Ehrenwort ein unverbrüchliches Schweigen zu geloben?"

Da der Maler nicht gleich antwortete, fuhr er in weichem, wehmüthigem Tone fort: „Ich kann und werde Ihnen keine befriedigende Antwort geben, d. h. Sie dürfen von mir keinen Nachweis einer Berechtigung zu dieſem Bilde erwarten. Sie müſſen ſich mit der Verſicherung begnügen, daß ich in gewiſſem Sinne eine ſolche Berechtigung habe, und daß mich weder Frivolität noch ſonſt ein unedles Motiv den Beſitz dieſes Bildes wünſchen läßt. Dieſe Verſicherung bekräftige ich mit meinem Ehrenwort!"

Es lag in ſeiner Miene wie in ſeinem Ton eine ſo überzeugende Wahrhaftigkeit, daß Burgsdorf, ſein Zögern faſt bereuend, raſch anwortete: „Ich übernehme die Anfertigung des Bildes und verbürge mein Schweigen mit meinem Ehrenwort!"

„Schön!" rief Schmidt, während ein Strahl der Freude, wie ein Sonnenſtrahl über eine Winterlandſchaft, über ſeine ernſten Züge flog und indem er dem Maler die Hand reichte — „Wir ſind alſo einig... Was den Preis betrifft — ich komme aus einem Lande, wo der Preis bei allen Dingen Hauptſache iſt — ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie ihn nachträglich, ſobald ein richtiger Maßſtab für Arbeit und Mühe gewonnen iſt, feſtſetzen werden... Und nun noch Eins: Von dieſer Bank führt, wie Sie ſehen, eine ſchmale Lichtung bis zur Tannenallee. Dort wird für Sie der ſicherſte und geeignetſte Beobachtungspoſten ſein. Die beiden Damen pflegen des Morgens zwiſchen elf und zwölf durch die Allee zu reiten... Von dem beaufſichtigenden Förſter dieſes Waldes, auf den Sie mitunter ſtoßen werden, haben Sie keine Störung zu gewärtigen. Er iſt von Ihrer Hierherkunft unterrichtet und wird Sie durch aufdringliche Neugier nicht beläſtigen..." Hierauf erhob er ſich und fuhr mit der frühern Befangenheit fort: „Und nun verzeihen Sie, wenn ich Sie verlaſſe. Ueben Sie Nachſicht mit einem Sonderlinge, welchen höchſt ſeltſame, widerwärtige Schickſale der Politur des geſellſchaftlichen feinen Tons beraubt haben..."

Nach dieſen Worten verbeugte er ſich und verſchwand im Gebüſch.

Burgsdorf ſaß noch lange auf der Bank, in Grübeleien verſunken. Er war eine echte, geniale Künſtlernatur und beſaß jene wunderbare Intuition, deren phantaſievoller, divinatoriſcher Blick gleichſam die Geheimniſſe der Natur und Menſchen durchſchaut. Geringe Anhaltspunkte genügten ihm, Charakter, Weſen, ja ſogar in ihren allgemeinen Umriſſen die Lebensſchickſale eines Menſchen zu ergründen. . .

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Eine ägyptiſche Königstochter.

H. L. — Wer einmal in Pompeji war, in jenen engen Straßen zwiſchen den kleinen Häuſern wandelte, die wie ein Phönix aus der Aſche neu entſtanden ſind; wer einen Blick in dieſe von Säulen getragenen Vorhallen gethan, in dieſe mit reichen Wandgemälden gezierten Speiſe- und Badezimmer, dem öffnet ſich plötzlich eine neue, nur dunkel geahnte Welt, und was ſeinem Kopf die angeſtrengte Lektüre vieler Claſſiker nicht geben konnte, das gibt dieſer einzige Blick ſeinem Auge. Leben iſt beſſer als das werthvollſte Papier, und namentlich wiſſen es die Deutſchen am beſten, wie geduldig ein Blatt Papier iſt, das oft die verſchiedenſten Auslegungen zuläßt. Im Reiche der Thatſachen kann dieſer Bruch zwiſchen Leben und Papier, zwiſchen Geiſt und Buchſtabe, zwiſchen dem rothen Blut und der ſchwarzen Tinte oft nur mit rothem Blute geheilt werden, im Reiche der Phantaſie heilt ihn ſpielend der dichtende Genius und baut goldene Brücken über die Kluft.

Wenn ſchon Ariſtoteles ſagt, daß die Poeſie wahrer iſt als die Geſchichte, und die nie gehaltenen Reden des Thucydides wahrer als die geſprochenen, ſo muß derjenige, der gründlich den Geiſt, die Sitten, die Gebräuche eines Volks ſtudirt hat, ſein Weſen weit beſſer ergründen und darſtellen können als der trockene Erzähler, der eine Fülle von Begebenheiten an den Fingern abzählt und mit dürren Jahreszahlen begleitet. Treu dieſen claſſiſchen Lehren hat Georg Ebers, ein junger, in Berlin lebender Gelehrter, in dem kürzlich erſchienenen Romane: „Eine ägyptiſche Königstochter“ (drei Bände, Stuttgart, Hallberger), den Verſuch gemacht, das alte Aegypten, den Gegenſtand ſeiner Fachſtudien, vom Staube der Bibliotheken zu befreien und der räthſelhaften Sphinx, die in den Vorhallen der Tempel ruhte, durch den Schmetterlingsſtaub der Phantaſie ein erneutes Leben einzuhauchen. Da der Verfaſſer, wie die eingeſtreuten antiken Gedichte zeigen, die er trefflich überſetzt hat, nicht blos ein Gelehrter, ſondern ein warmfühlender, mit der Technik vertrauter Poet, da jede ſeiner Romanfiguren nicht mühſam conſtruirt iſt, ſondern Fleiſch und Blut hat, ſo hat er durch dieſe Vereinigung von Wahrheit und Dichtung, von Buchſtabe und Geiſt ein Werk liefern können, das viele ſeiner Vorgänger übertrifft, die das Gleichgewicht zwiſchen den Bedingungen eines Kunſtwerks und den Ergebniſſen der Wiſſenſchaft nicht herzuſtellen vermochten.

Während Böttiger in ſeiner „Sabina oder Morgenſcenen im Putzzimmer einer Römerin“, Becker in ſeinem „Charikles“ den Hauptnachdruck auf die philologiſchen Anmerkungen legten und der romantiſche Rahmen in den Hintergrund tritt; während ältere und neuere Franzoſen, namentlich Flaubert in ſeinem „Sálammbo“ nur die Laſter und Lüſternheiten einer großen Vergangenheit ſchilderten, um recht viel Abſcheulichkeiten auf Einen Punkt häufen zu können, hat unſer Verfaſſer ſich fern von allen Excentricitäten gehalten und in einer ſpannenden Dichtung das knoſpende Geheimniß des ägyptiſchen Lebens dem Leſer erſchloſſen. Wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden iſt, uns ſechshundert Jahre vor Chriſto zurückzuführen, eine Kunſt, der ſelbſt der reactionärſte Staatsmann der Gegenwart nicht gewachſen iſt; wenn man bedenkt, wie ſpärlich die Nachrichten über jene entlegene Zeit ſind und der alte Herodot faſt immer die einzige Quelle, ſo gewinnt „Eine ägyptiſche Königstochter“ für uns neue Reize, um ſo mehr, wenn wir ſehen, daß die Intriguen der Paläſte und der Politik, in deren Schlingen die unglückliche Nitetis ihren Tod fand, noch heute dieſelben ſind; mag auch die Ausführung eine andere ſein, die Triebfedern tragen dieſelbe Geſtalt. Der Romanſchriftſteller, ſelbſt wenn er, wie unſer Verfaſſer, immer aus der Quelle ſchöpft, hat doch vor dem Hiſtoriker den Vorzug, daß er mit den Motiven frei ſchalten kann, und die einfache Erzählung, daß Amaſis von Aegypten dem perſiſchen König Kambyſes nicht ſeine rechte, ſondern eine untergeſchobene Tochter zur Gattin gab, entfaltet der Verfaſſer zu einem Gemälde, in dem die ſeelenvolle Tiefe der ägyptiſchen Welt, die ſtürmiſche Energie des perſiſchen Naturells und die neue Aera des griechiſchen Idealismus wie im Wettſtreit ihre Lichter leuchten laſſen und unſere entſchiedenſte Theilnahme und Hingebung verlangen. Eine Uebergangsperiode, der das wunderbare Land der Pyramiden zum Opfer fiel, war der beſte Rahmen für das lebensvolle Bild, das von dem fernen Morgenroth des Hellenismus einen verklärenden Glanz erhält, der um ſo wohlthuender wirkt, weil er uns den Abſchluß einer geſchichtlichen Periode ahnen läßt, die, in abgelebten Satzungen verſunken, keine Schöpferkraft mehr entfalten konnte. Frauen wie Nitetis, Kaſſandane, Rhodopis, Sappho ſind auch die begeiſterten Prieſterinnen der neuen, der beſſern Zeit, wie immer die Frauen, deren Blick mehr auf das Allgemeine gerichtet iſt, leichter von den Feſſeln der Alltäglichkeit ſich emancipiren und den Idealen der Zukunft ſich hingeben.

Aber was ſoll das alte eintönige Aegypten in unſerer ſo viel duldenden und doch ſo ſchnell lebenden, wechſelvollen Zeit? Sind wir ſchon ſo weit gekommen, daß unſere Finſterniß eine ägyptiſche zu nennen

iſt? Tritt das geſchichtliche Verhängniß mit der Schnelligkeit eines Ibis an uns heran? O nein! Weil die Geduld eine deutſche Tugend, ſo hat auch die Geſchichte mit uns Geduld. Aber wir wollen ihre Langmuth nicht zu ſehr auf die Probe ſtellen und in den Spiegel der Vergangenheit blicken, um Lehren für eine Gegenwart daraus zu ſchöpfen, die, gleich dem Aegypten des Amaſis, an einem hiſtoriſchen Wendepunkt ſteht. Die Prieſterkaſte, die jeder Reform abgeneigt iſt und auf ihre Privilegien pocht, iſt nicht blos an den Ufern des Nil zu finden; wenn ſie auch in Europa mehr eng anſchließende als faltenreiche Gewänder trägt, ſo iſt ſie doch in denſelben ſtarren Vorurtheilen befangen und hat für die künſtliche Conſervirung des innerlich Abgeſtorbenen eine mumienhafte Vorliebe. Nicht zufrieden, Menſchen zu Maſchinen machen, wollen ſie womöglich Mumien daraus machen, um dann, wenn die Ruhe des Kirchhofs hergeſtellt iſt, die einzige Kaſte zu ſein, denen die Güter der Erde zufallen. Indem ſie vorgeben, nur für Thron und Altar zu kämpfen, ſind ſie nicht ſo ehrlich wie jener Beamte unter Jakob II. von England, der es offen ausſprach, daß er dreizehn Gründe habe, für die Regierung zu ſtimmen: nämlich ſeine Frau und zwölf Kinder; der ſterbende König Amaſis enthüllt in ſeiner Thronrede die Zweideutigkeit dieſer Höflinge und zeigt ihnen, daß ihr heuchleriſches Treiben den Staat an den Rand des Abgrundes bringe, da man Gott und dem Mammon nicht zugleich dienen könne. Eine ſolche Theokratie, die die göttliche Gnade ſtets im Munde führt, iſt die Negation Gottes, und es wäre zu wünſchen, daß „Eine ägyptiſche Königstochter" nicht blos Liebhaber bei dem Romane leſenden Publikum oder bei gelehrten Philologen, ſondern auch bei praktiſchen, nicht gelehrten Staatsmännern finde. Sie ſollten ſich daraus manches ab- oder vermittels der Eſelsohren hinters Ohr ſchreiben. Das wird der beſte Erfolg des Buches und zugleich die günſtigſte Kritik für den Verfaſſer ſein. Die Bücher haben die meiſten Eſelsohren, deren Väter keine haben.

Freut euch!

Gedicht von M. A. Niendorf.

Meine Sehnſucht, meine Sehnſucht, meine wilde, ohne Zügel,
Breite über deine Liebe — Frau Europen, deine Flügel!
Deine Flügel, rieſenweite! Weit wie Himmelsduftgedanken
Weiße Wolken, eh' zu Thränen fallſchwer ſie zu Boden ſanken —
Deine Schwingenſchläge brauſend, gleich den Stürmen in Gebirgen,
Die in ihres Zornes Wirbeln wol den Eichenwald erwürgen;
Meine Sehnſucht, meine Sehnſucht, auf, und deinen Fittich ſchwinge!
Iſt mir's doch, als ob ein Frühlingsodem durch die Welten ginge!

Iſt doch ſchon vorübergangen Winter, todt in Schnee und Eiſe;
Fühlſt du nicht die Lebenspulſe pochen leiſ' im nackten Reiſe?
Toben Sturm und Regengüſſe nicht allnächtlich auf der Erden,
Sie zu ſtärken, ſie zu tränken? — Freut euch! Es will Frühling werden!

Meine Sehnſucht, meine Sehnſucht, auf und deinen Fittich ſchwinge!
Iſt mir's doch, als ob ein Frühlingsodem durch die Welten ginge!
's iſt ein Drängen, 's iſt ein Treiben, 's iſt ein Zittern wie im Fieber,
Von der Nordſee bleichen Dünen bis zur weinumrankten Tiber.
's iſt ein Wehen, 's iſt ein Flüſtern von dem heil'gen Sagenlande,
Von dem Mekka an der Seine bis zu Aegeus' fernem Strande.
Wecke, neuer Lebensodem, alle, die der Schlaf erbeutet!
Hatte doch die alte Hexe uns den Nachttrunk gut bereitet!
O, ſie hat mit uns geäugelt, als wir einſt vor ſechzehn Jahren
Vor ihr ſtanden ſo urkräftig, gleich den neugebor'nen Aaren!
Ha, mit Taumel uns umnachten und mit bleiernen Beſchwerden
Morden wollte ſie im Schlaf uns — Freut euch! Es will Frühling werden!

Meine Sehnſucht, meine Sehnſucht, auf und deinen Fittich ſchwinge!
Iſt mir's doch, als ob ein Frühlingsodem durch die Welten ginge!
Meld' ihn an, o meine Sehnſucht, meinem Volk voll Angſt und Bangen!
Flieg' und ſinge, ſag's den Leuten, daß ſie würdig ihn empfangen!
O, er kommt, er kann nicht zögern, kann nicht ſäumen, kann nicht warten!
Sag' es allen, ſchweig' es keinem, die im Glauben auf ihn harrten!
Sag's den Armen, tief in Sorgen und in Zittern und in Zagen!
Auch an alle Kerkergitter ſollſt du fliegen, ſollſt du ſagen:
Blüht' auch oft euch taubes Hoffen, faht ihr oft auch euch betrogen:
Endlich kommt Er unaufhaltſam, kommt der Völkerlenz gezogen!
Der Meſſias kommt in Wolken zu den Hirten bei den Heerden,
Und die Menſchheit ſingt das „Ehre!" — Freut euch! Es will Frühling werden!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ein Beſuch in Schleswig.

III.

Der 18. April.

Seit meinem letzten Bericht des Beſuchs der Lazarethe in Schleswig iſt das Bollwerk däniſcher Zwingherrſchaft gefallen und unſere Armee hat ſich bei dem Sturm der Düppeler Schanzen am 18. April 1864 als die würdige Epigonenſchar ihrer Väter von 1813—15 gezeigt. Obwol der Berichte viele da ſind, ſo möge dieſen Blättern auch ein Denkmal dieſer Zeit verbleiben, indem wir den Brief eines Offiziers vom 35. Regiment im Auszug wiedergeben:

„Ich mochte ungefähr zwei Stunden geſchlafen haben, als wir um 12 Uhr alarmirt wurden und alsbald aufbrachen. Wir marſchirten zur dritten Parallele; die Nacht war dunkel, der Mond ſtand gleich einer blankgeſchliffenen Todesſichel am Himmel — wir wußten, daß es der Tag ſei, an dem der Tod reiche Ernte machen würde, und Körner's Gedicht:

Und eh' die nächſten Stunden tagen,
Hat manches Herz ſchon ausgeſchlagen —

kam mir nicht aus dem Sinn.

„Die Arbeitercompagnie hatte Sand- und Strohſäcke bekommen, ſo ging es langſam vorwärts, bis wir unſere dritte Parallele erreicht. Da fort und fort von den feindlichen Schanzen die blauen Bohnen herüberflogen und gleich zwei unſerer Leute verwundet hatten, ſo hieß es, ſich platt auf die Erde legen — auch keine erquickliche Situation, in ſo nahe Berührung mit dem naßkalten Boden zu kommen und ſtundenlang darin zu verbleiben. Noch im Dämmerlicht begann unſere Artillerie zu feuern, daß die Erde davon erbebte.

„Wir wußten, erſt um 10 Uhr ſollte der Angriff ſtattfinden, und mußten in unſerer kritiſchen Lage verharren, einer zwangvollen und doch ſo beſchwerlichen Unthätigkeit. Da tauchten die Bilder der fernen Heimat auf — noch ſchlug ja unſer Herz — man rief all den Seinen ein inniges Lebewohl zu, ſah im Geiſte heller als je das theure Vaterhaus, die von Liebe und Sorge erfüllte Mutter und — machte ſeine Rechnung mit dem Himmel.

„Endlich nahte die Stunde der Erlöſung! Unſere 2. und 3. Compagnie ſollte vorgehen, um die Schanze 1, 2 und 3 zu nehmen; einige Mannſchaften wurden am Graben hingeſtellt, um jeden Dänenkopf, der ſich zeigte, wegzuſchießen; indeß rüſtete ſich auch die Arbeitercompagnie des 18. Regiments. Sie kam nicht, wie der Wald von Dunſinan, mit grünen Zweigen, nein, ſie kam wie ein Trupp lebendig gewordener Stroh- und Sandſäcke heran, um uns den Weg zu bahnen — an Humor fehlte es da nicht. «Strohſack, lauf' nicht ſo!» «Sandſack, zurück!» und was dergleichen mehr. Unſere 5. und 7. Compagnie ſollte ihnen folgen — da ſchlug es 10 Uhr.

„Der Major von F. commandirte: «Die 2. und 3. Compagnie mit Gott vorwärts!» Wir Offiziere zogen den Degen und ſtürmten über die Bruſtwehr unſerer Parallele mit weitſchallendem Hurrah! Die Sturmcolonnen rückten vor, der Donner unſerer Geſchütze ſchwieg, aber in gewaltigen Fanfaren tönte die Schlachtmuſik zu uns herüber, jeden einzelnen zum Helden begeiſternd; denn nicht ſchreckte die Sturmcolonne vor dem Kartätſchenhagel des Feindes zurück — nein, mit Berſerkerwuth ſtürzten, indem links und rechts Kameraden fielen, unſere Leute, die Sand- und Strohſäcke fortwerfend, ſich auf die Schanzen, aber es mußten Sumpfgräben durchwatet werden, um dann die Paliſſaden zu überſteigen oder ſie niederzuwerfen, ehe wir mit dem erſchrockenen Feinde handgemein werden konnten. Die Dänen waren ſich an dieſem Tage des Sturms nicht mehr gewärtig; ſie hatten von 4 — 9 Uhr früh ihn befürchtet, um 9 Uhr aber die Werke zum Theil verlaſſen und ſich nach Alſen zurückgezogen, ſodaß beim Sturm nur ungefähr 6000 Mann in der Poſition waren, während ſie, um dieſelbe nachdrücklich zu vertheidigen, 20000 Mann bedurft hätten.

„Nichtsdeſtoweniger blieb es ein rieſiges Stück Arbeit!

„Da, wo die ſenkrecht ſtehenden Paliſſaden ein noch unüberſteigliches Hinderniß darboten, wo alle, die ſich von den Unſerigen heranwagten, den ſichern Tod von Feindes Hand fanden, da warf ein neuer Winkelried, ein Pionnier Klinke, mit den zum Hauptmann geſprochenen Worten: «Ich will mich opfern!» einen Sprengſack von 30 Pfund Pulver unter dieſelben und zündete ſie mit der Lunte an. Die Paliſſaden flogen aus der Erde, doch leider wurde auch der heldenmüthige Mann arg verſtümmelt, ſodaß eine Rettung ſeines Lebens kaum zu hoffen iſt. Aber den Stürmenden war die Bahn gebrochen und fort ging es über die Bruderleichen ins däniſche Barackenlager, indeß Preußens Banner von den Höhen der Schanzen flatterten. Der Feldwebel Probſt und Major von Beeren bezahlten die Aufpflanzung deſſelben mit ihrem Leben, wie echte Helden lagen ſie unter ihrer Fahne.

„Obwol kein Befehl zum Angriff auf den Brückenkopf von Sonderburg da war, ſtürzte ſich doch unſere Schar dahin. Mit Noth und Tod — denn nur zwei Compagnien hatten ſich zuerſt dahingeworfen — wurde er, als den Ermatteten endlich im letzten Augenblick noch Hülfe kam, in flammender Begeiſterung genommen. Aber, o Gott, auch was für Verluſte! Man greift ans eigene Herz und fragt: Lebſt du noch? Warſt du denn nicht unter den

Braven? Und doch neben mir und vor mir sah ich die Kameraden fallen und trat ein in die leer gewordene Stelle. Wie viele kämpften noch und hatten schon schwere Wunden! Einer wollte immer dem andern helfen, um gemeinsam zu leben oder zu sterben. Diese Einmüthigkeit, diese Hingebung des Soldaten für die Offiziere, und umgekehrt, die Rücksicht und Sorge, die die Vorgesetzten stets für ihre Leute zeigten, widerlegt das Mistrauen, das man gegen den kameradschaftlichen Geist zwischen den Offizieren und Soldaten des preußischen Heeres hatte; wie viele wundervolle Charakterzüge der Art könnte ich berichten! Doch die Zeit drängt, auch diese Zeilen zu schließen — also wieder zu den Thatsachen des Tags zurück!

„Als ich und einige Kameraden die zurückgelassenen Kanonen genau zusammenzählten, waren es 106, einige sehr schön von Bronze und ciselirt, auch das Brustbild des verstorbenen Königs Friedrich VII. tragend; sie hatten Elefantenrüssel als Griffe und waren gewiß nicht bestimmt, Feindesbeute zu werden.

„Als dem Prinzen Friedrich Karl die Meldung von der Einnahme des Brückenkopfs gemacht wurde, soll er dem Ordonanzoffizier erwidert haben: «Sie irren sich wol? So weit ging nicht der Befehl! Es ist ja eine solche Leistung unmöglich!» Und als ihm dennoch die Richtigkeit bestätigt ward, da hat er darauf erwidert: «Das alles haben die braven Füseliere des 35. Regiments gethan? Fürwahr, es ist eine Ehre, diesem Regiment anzugehören!» Wundert euch daher nicht, wenn das 35. Regiment stolz geworden ist! Und doch, nicht der blutige Kampf war das Schlimmste, das Grausigste, das Herzzerreißendste war der Anblick, als wir zurückgingen und die Wehklagen der Verstümmelten und die Bitten um einen Trunk Wasser hörten und sie nicht gewähren konnten, denn wir hatten ja nichts; ich selbst hatte aus einer Pfütze getrunken. «Erbarmt euch!» riefen einige, «erbarmt euch und stecht uns todt, wir vergehen vor Schmerz! Oder legt uns so, daß wir uns schnell an unsern Wunden verbluten!» Da der Sturm im allerleichtesten Anzuge, ohne Mantel und Tornister, die Hosen fest in die Stiefeln und mit der leichten Feldmütze unternommen worden war, so fehlte es auch an Gegenständen, alle Todten zuzudecken, was so viel als möglich geschieht, um den grausigen Anblick dem Auge der Kameraden zu entziehen. Auch die Krankenträger hatten nicht Säcke und Hände genug, hier allen in erwünschter Eile zu helfen.

„Und trotz all dieses Jammers mußte man die rührende Begeisterung sehen, mit welcher der König von den Leuten in den Lazarethen empfangen worden! Die schon dem Tode angehörende Hand hat sich ihm noch entgegengestreckt; überhaupt haben mir die in der nächsten Nähe stationirten Offiziere gesagt, daß der moralische Eindruck auf alle Prinzen, die nie Elend und Noth gesehen, ein gewaltiger gewesen, daß sie nie ohne Thränen im Auge der Hingebung der Leute gedacht hätten.

„Als der König die gravensteiner Kirche besah, die, von Soldaten besetzt, mehr einer Wachtstube gleicht, fand er viele schreibend, um den fernen Aeltern ein Lebenszeichen zu geben; er trat zu allen heran, nahm die Feder und schrieb seinen Namen auf das Blatt, das dadurch eine besondere Weihe empfing.

„Der französische Militärbevollmächtigte hat dem Prinzen Friedrich Karl versichert, daß der Sturm des Malakow, bei dem er gewesen, nicht mit solcher Begeisterung ausgeführt worden sei und dieser Tag ein hoher Ehrentag der Armee bleiben werde."

Die Künstler aus der Karlsschule.

I.

G. H. — Schiller's Biographen haben die Karlsschule, aus der er hervorging, oft als abschreckendes Beispiel einer geistigen Zwangsanstalt dargestellt. Es ist wahr, eine strenge militärische Zucht wurde dort gehandhabt; auf der Karlsschule regierte die Trommel, durch sie wurden in dem Unterricht die Zeitabschnitte angegeben. Gleichwol sind außer Schiller gerade aus dieser Schule noch eine ganze Reihe für Kunst und Wissenschaft höchst bedeutsamer Männer hervorgegangen: der Naturforscher Cuvier, der Mathematiker Pfaff, die Componisten Zumsteeg und Abeille, der Baumeister Heideloff, die Maler Wächter, Hetsch und Koch, der Kupferstecher Johann Gottfried Müller, die Bildhauer Dannecker, Scheffauer, Distelbarth. Eine Anstalt aber, die während ihres verhältnißmäßig nicht sehr langen Bestehens (1771 — 94) eine solche Anzahl hervorragender Männer, darunter Künstler erster Größe, gebildet hat, kann doch nicht so ganz verkehrt gewesen sein, wie man gemeinhin glaubt.

Herzog Karl Eugen von Würtemberg, der Stifter der Karlsschule, hatte, als er zur Regierung kam, das Leben in Schwaben zu langweilig gefunden und vorgezogen, in Venedig zu residiren, wo er an Sängerinnen und Tänzerinnen ungeheure Summen verschwendete. Seine Lebensweise hatte die Verpfändung vieler Ländereien nöthig gemacht und zwei Regimenter Landeskinder waren, in Geldesnöthen von ihm an die Engländer verhandelt, am Cap der guten Hoffnung elend umgekommen.

Da ging bei dem Herzog, wie einst bei seinem Vorfahren Eberhard im Bart, eine merkwürdige Umwandlung vor. Der Sturm hatte ausgerast. Ohne Steuer trieb der wilde Segler einsam auf dem Meer der Leidenschaften; eine letzte, hochgehende Welle warf ihn in den Hafen. Karl entführte die schöne, geistreiche Gattin eines alten Mannes, des Barons von Leuttrum, nach Schwaben, erhob sie zur Gräfin von Hohenheim und machte sie später zu seiner Gemahlin in morganatischer Ehe. Franziska von Hohenheim machte den Herzog wieder zum Menschen. In allen Kirchen seines Landes ließ er von den Kanzeln ein Manifest verlesen, des Inhalts, der Herzog bereue sein früheres Leben und werde nun ein besseres füh-

ren. Seither ein gewiſſenloſer Verſchwender, die Geiſel ſeines Volks, wurde er nun der ſparſamſte Haushalter, der nur dann freigebig war, wenn es ſich um das Beſte des Landes handelte. Er war zugänglicher als irgendein damaliger Fürſt, und was auch jetzt noch an dem Herzog zu tadeln blieb, ſeine oft harte, despotiſche Art, fällt nicht ſeiner Perſon allein zur Laſt, ſondern auch der rohen, ſoldatiſchen Herrſcherweiſe ſeiner Zeit im allgemeinen.

Karl Eugen hatte bemerkt, daß alle Künſtler, beſonders Muſiker und Maler, ſeither aus dem Auslande nach Würtemberg gekommen waren. Er beſchloß, dafür zu ſorgen, daß die „nöthigen Kräfte" künftig im Schoſe der Landeskinder „erzogen" würden. Zu dieſem Zweck verlegte er die auf dem Schloſſe Solitude zur Heranbildung von Offizieren gegründete Militärſchule nach Stuttgart und erweiterte ſie zu einer Art Académie des arts. Wie gleichzeitige Fürſten nach großgewachſenen Grenadieren, ſo fahndete der Herzog für ſeine Stiftung auf talentvolle Zöglinge. Die Karlsſchule wurde ein großartiges Penſionat. Oft traten die Schüler ſchon im ſechsten Jahre ein und verließen die Anſtalt nicht eher, bis ſie ein Amt, eine Offizier- oder Beamtenſtellung, eine Anſtellung am Theater, im Orcheſter oder auf der Bühne erhielten. Wiſſenſchaft und Kunſt wurden hier gelehrt; die Knaben konnten früh ſchon erkennen, wozu ſie Geſchick und Anlage hatten; und was ſpäter ſtets mit mislichem Erfolg verſucht worden: der Anbau der Künſte auf Univerſitäten und das Unternehmen, die Schauſpielkunſt den andern Künſten anzureihen, es ſchien hier nicht ohne Glück erreicht zu werden.

Hatte auf der Solitude der ſtrengſte Corporalston vorgewaltet und jene derbe Schulmeiſterart, von der Schiller ſingt:

> Trägt der Knabe ſeine erſten Hoſen,
> Steht ſchon ein Pedant im Hinterhalt,
> Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
> Römer Weisheit auf den Rücken malt —

ſo ſcheint dagegen zu Stuttgart, ſeitdem die Anſtalt eine neue Einrichtung erhielt, ein freieres Weſen gewaltet zu haben als in ſo manchem unſerer Cadettenhäuſer. Da gab es Zöglinge aus Deutſchland, Frankreich, Italien, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Rußland, England, ja ſelbſt aus Oſtindien. Keine Landsmannſchaften wie auf Univerſitäten hemmten die freieſte Berührung. Unbekannt mit der Verſchiedenheit der Stände, unbekannt mit den Vorzügen, welche man den Adelichen vor den Bürgerlichen, dem Gelehrten vor dem Künſtler damals einzuräumen pflegte, brachten die Jünglinge dieſe Ideen der Unabhängigkeit und Gleichheit ins geſellige Leben mit. Die Akademiſten wurden zu Weltbürgern erzogen; ſie betrugen ſich in der Folge als ſolche, wo ſie hinkamen, und ſtanden, wie ihr Stifter, in dieſer Beziehung über dem Zeitalter. Auch Schiller erinnerte ſich in ſpätern Jahren gern der Zeit, wo er ein Zögling dieſer Schule geweſen, und ſchreibt unterm 17. März 1794 aus Stuttgart: „Die Karlsakademie iſt jetzt aufgehoben und dies wird mit Recht beklagt, obgleich ſie nicht mehr in ihrer Blüte war. Dieſes Inſtitut hat ungemein viel Kenntniſſe, artiſtiſches und wiſſenſchaftliches Intereſſe unter den hieſigen Einwohnern verbreitet, da nicht nur die Lehrer der Akademie eine ſehr beträchtliche Zahl unter denſelben ausmachen, ſondern auch die meiſten ſubalternen und mittlern Stände durch akademiſche Zöglinge beſetzt ſind. Die Künſte blühen hier in einem für das ſüdliche Deutſchland nicht gewöhnlichen Grade, und die Zahl der Künſtler hat den Geſchmack an Malerei, Bildhauerei und Muſik ſehr verfeinert."

Neben den Söhnen reicher und angeſehener Familien — wir erinnern an die Brüder von Wolzogen — wurden auch die ärmſten aufgenommen. Gerade bei dieſen Freiſchülern ſah der Herzog auf eine hervorragende Befähigung, ſuchte dann aber ihren Lebenslauf auch gern nach ſeinen Wünſchen zu beſtimmen. So ſollte der ſpätere Maler Wächter anfangs durchaus Kameraliſt, Dannecker wegen ſeiner zierlichen Geſtalt Tänzer, der Maler Koch Schauſpieler werden. Der letztere entfloh, und ſich in Strasburg ſicher wähnend, ſchnitt er ſich den Haarzopf ab und ſchickte ihn durch die Poſt an das Curatorium der Karlsſchule.

Heinrich Dannecker war der Sohn eines herzoglichen Stallknechts. Dieſer kam eines Tags mit der Nachricht nach Hauſe, daß der Fürſt damit umgehe, erledigte Freiſtellen in der Akademie zu beſetzen, und ſofort erklärte der Knabe, ſich beim Herzog melden zu wollen. Der Vater aber ſprach die Beſorgniß aus, ſein Sohn könne leicht zum Komödianten erzogen werden, und um ihn von ſeinem Vorhaben abzuhalten, ſperrte er ihn ein. Aus ſeinem Gewahrſam heraus unterhielt ſich der junge Dannecker mit mehrern Spielkameraden auf der Straße und kündigte ihnen an, daß, wenn ſie wollten, alle in die Karlsſchule Aufnahme finden könnten. Sie verhalfen ihm zur Freiheit und traten unter ſeiner Anführung den Gang nach dem Schloſſe an. Es war um Oſtern und der Herzog gerade damit beſchäftigt, armen Kindern aus der Stadt in ſeinem Schloßgarten Eier zu verſtecken. Da rückte der Knabentrupp an. Dannecker hielt die Anrede und meldete den Zweck ihres Kommens. Der Herzog muſterte die kleinen Supplikanten und wählte drei, unter ihnen den Redner. Dannecker, der nicht Luſt hatte, Tänzer zu werden, wurde zur bildenden Kunſt beſtimmt. Er lernte bei den Profeſſoren Lejeune und Guibal modelliren und wurde ſpäter auf Koſten des Herzogs nach Paris und Rom geſchickt. Mit Schiller war der Künſtler innig befreundet; ſchon auf der Karlsſchule hatte er ihn nach dem Leben modellirt. „Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden als koloſſal." So ſprach Meiſter Dannecker, als er des Freundes Tod erfuhr. Seine Schillerbüſte ward, was er wollte: eine Apotheoſe, die ſchönſte Büſte der

neuern Plaſtik. Des Dichters Witwe betrachtete bei ihrer Anweſenheit in Stuttgart lange und ſchweigend die edeln Züge, dann befahl ſie ihren Söhnen: „Kinder, küßt dem Manne die Hand, der euern Vater ſo fortleben läßt!“ Die Marmorbüſte ſowie das Originalmodell befinden ſich jetzt bekanntlich auf der Bibliothek zu Weimar. In dem Poſtament wurde eine Zeit lang Schiller's Schädel aufbewahrt, bis es im Jahre 1827 König Ludwig von Baiern bei einem Aufenthalt in Weimar gelang, die feierliche Wiedervereinigung deſſelben mit den übrigen Gebeinen des Dichters in der Fürſtengruft zu veranlaſſen. Dannecker, der ſeinen Ruhm durch die Ariadne und die für die Apoſtelkirche zu Petersburg gearbeitete Chriſtusſtatue vollendet hatte, ſtarb hochbetagt als Hofbildhauer in Stuttgart im Jahre 1841, wo im Muſeum der bildenden Künſte ein eigenes „Cabinet Dannecker“ des Künſtlers Größe durch eine vollſtändige Modellſammlung ſeiner Werke ſchön veranſchaulicht.

Konſtantinopel im Mai.

III.

Und nun zu den Ruinen!

Ach! umgeſtürzt, zerbrochen liegen Säulen, Obelisken, Marmorbilder umher und rings iſt tiefe Einſamkeit; die Menſchen meiden dieſe Stätte der Verödung, und nur Natur, die liebevolle, überwölbt ſie mit Roſen und Epheu; ſie ranken ſich um das Geſtein, und die goldglänzende Eidechſe, wie ſo behend und zierlich ſchlüpft ſie in die Ritzen, und darüber weg fliegt die weiße Taube, ein reiner Geiſt des Friedens, und die Sonne beſtrahlt alles mit heiterm Glanz!

Wenn dieſe Steine ſprechen könnten! . . .

Von Schutt zu Schutt!... Von den Ruinen der Vergangenheit zu denen der Gegenwart, und doch, welcher Unterſchied! Sonnenbeſtrahlt, roſenduftend, einſam, wie es einer vertriebenen Fürſtin geziemt, trauert die Vergangenheit... ſchmuzig, dumpfbrütend, dem Licht den Eingang wehrend, ſtarrt uns die Ruine der Gegenwart, hohn- und ſchmerzverzerrt, lächelnd entgegen: das Judenviertel Konſtantinopels.

Ach, das unglückliche Volk ſchleppt den Fluch Jehovah's, die Verachtung der Menſchheit mit ſich! Und wenn die Väter weinten an den Strömen Babels, ſo weinen jetzt die Enkel an allen Strömen der Erde, und kein Erlöſer will kommen!

Es ſchnürt mir das Herz zuſammen, wenn ich dieſe armſeligen, wie auseinandergeriſſenen Gaſſen, und wenn ich die ſehe, die darin wohnen. Sie beten, ſie wenden ihre Blicke gläubig nach Oſten, und doch . . . nur vom Weſten kommt das Licht, kommt die Freiheit!

Klingt es nicht wie Hohn, wenn ſie ſingen:

Wie ſchön ſind deine Wohnungen, Iſrael!
Wie herrlich deine Gezelt', o Jakob!

Doch fort mit den trüben Gedanken und zurück nach Pera ins Haus der Derwiſche! Die ſonderbaren Geſtalten dieſer bettelnden Heiligen würden zum Lachen reizen, läge nicht in jeder Ueberzeugung eine zwingende Gewalt. Sie beten, ſingen, tanzen, verrenken die Glieder, geiſeln ſich und faulenzen wie andere Mönche, aber ſie thun dies im Glauben: „Allah habe ſeine Freude dran.“ Die Sturmvögel der Palaſtrevolutionen, entflammten ſie oft ſchon in den Osmanlis die großartigſte Glaubensbegeiſterung. Waren doch ſie es, die im letzten orientaliſchen Kriege die heilige, die grüne Fahne des Propheten entfalteten und die Gläubigen in die Schlacht und zum Siege führten.

Vom ärmlichen Häuschen der Derwiſche mit ſeinen Holzbänkchen und Marterwerkzeugen iſt zwar ein weiter Weg nach Dolma-Baghtſche, aber er lohnt die Mühe.

Wie ſo herrlich iſt es da! Ich befinde mich vor dem neuerbauten Palaſte des Sultans, der, prächtiger als Verſailles, ein echtes „Schloß am Meere“ iſt.

Außen Gold, Marmor, Bronze, Arabesken und Säulen, innen Bäder, Kryſtalle, Fontainen, Roſen und Palmen, alle Wunder der Erde vereint, dazu die Ausſicht auf das lieblichſte Meer und auf das ſchönſte Reich der Welt.

Hunderte von Frauen, Tanz, Muſik, der goldſchimmernde, kriechende Troß der Paſchas, wer würde hier nicht zum Sardanapal? . . . Der „König der Könige“ iſt es geworden, wie es ſeine Vorgänger waren, wie es ſeine Nachfolger werden.

Ich ſah ihn . . . nicht auf einem der muthigen Araberhengſte, von denen ſeine Marmorſtälle voll ſind, nein, im prächtigen, von vier Maulthieren langſamſten Schritts gezogenen Glaswagen!

Er grüßte ruhig mit großen, ſchwärmeriſchen Augen. Ein ſchwarzſeidener Mantel, von dem hellſten Diamanten der Erde zuſammengehalten, umfloß ſeinen Leib. Sein Haupt bedeckte der Fes mit der hiſtoriſch gewordenen Juwelenagraffe und ihm nach folgten zu Pferde die Paſchas und Hunderte von Garden. Es war kein Feind zu ſehen und doch hielten ſie die Piſtole geſpannt; den Zug beſchloß ein Kammerherr, der mit beiden Händen Paras unter das Publikum warf. Türkiſche Bettler griffen würdevoll danach in den Sand und murmelten wol keine Segensſprüche für den Padiſchah.

Der ganze Zug hatte etwas ungemein Trauriges, und hätte ihn Zar Nikolaus, gewaltigen Angedenkens, geſehen, er hätte lächelnd gerufen: „Hier fährt ein todter Mann!“

Briefwechſel.

— A. S. in Koburg. Mit herzlichem Dank empfangen; nächſtens Entſcheidung. Welch warme Begeiſterung athmet in Ihrem Gedicht! Aber wie die Sachen einmal liegen, hoffen wir von politiſchen Gedichten nichts, weder nach rechts noch links. In dem Augenblick, wo ſie bekannt werden, ſind ſie meiſt ſchon veraltet, durch eine telegraphiſche Nachricht überholt. Die Conferenz in London wird durch keine europäiſche Revolution geſtört werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Zeitung.

Nr. 1. Samstag, den 1. Januar 1870. Band 54.

Preis vierteljährlich 2 Thlr.

Neujahrsgedanken.

Wieder ist ein Jahr verflossen,
Wieder ist ein Jahr dahin,
Wieder ist ein Jahr entflossen
Mit dem Sinn und mit dem Sinn.

Wieder ist ein Jahr gekommen,
Wieder ist ein Jahr gekommen,
Wieder ist ein Jahr gekommen
Mit dem Sinn und mit dem Sinn.

von Paris. Männer, die ſonſt ängſtlich ihre Fenſter verhingen, wenn ſie aus der Ferne den verhängnißvollen Karren heranrollen hörten, waren — wir wiſſen es aus ihren eigenen Aufzeichnungen — an dieſem Abend am Fuße des Schaffots. Seit der Hinrichtung des Königs hatte keine ähnliche Bewegung die Menſchen aufgeregt. Aber die Vorſichtsmaßregeln der Gewalthaber, die Truppenmaſſen, mit denen ſie damals den Revolutionsplatz umgaben, fehlten heute: für die Mörderin würde ſich keine Hand erheben. Kopf an Kopf ſtand die Menge in der Straße St.-Honoré, aus allen Fenſtern, von allen Balkonen der Häuſer ſchauten neugierige Menſchenaugen; auf den Dächern und Schornſteinen hatten die Keckſten und Verwegenſten ihren Platz geſucht. Der unwiderſtehliche, geheimnißvolle Drang, der die Menge zu blutigen Schauſpielen treibt, hat etwas Großartiges und Entſetzliches zugleich: entſetzlich, da ſich in ihm die Beſtiennatur des Menſchengeſchlechts in ihrer nackten Schamloſigkeit offenbart; großartig, da durch alle dieſe tauſend Herzen, ſtärker oder ſchwächer von jedem gefühlt, der Beilſchlag geht, der dort oben auf dem Block das Haupt eines armen Unglücklichen vom Rumpfe trennt. . . Man bedenke auch dies, daß die Hinrichtungen der Revolution einen claſſiſchen, theatraliſchen Zug haben: es ſind die Schlußſcenen eines Trauerſpiels. Was die franzöſiſchen Kritiker nach der Vorſchrift des Horaz ihren Dichtern verboten: Blut auf der Bühne zu vergießen: hier geſchah es; die Fadheit und Langweiligkeit des Théâtre français ward auf dem Revolutionsplatz in eine ſchreckliche, lebendige Wirklichkeit verwandelt. „Man macht keine Revolutionen mit Lavendelwaſſer", hat man 1789 geſagt — wahrhaftig nicht mit Lavendelwaſſer — nein, mit einem Safte, von dem das Waſſer der Seine, des Oceans deine Steine nie wieder rein waſchen wird, Paris! Im übrigen iſt jede Häßlichkeit, alles Widerwärtige vermieden... Die Löwen und Tiger des römiſchen Circus, die in den Eingeweiden ihrer Opfer wühlen, die buntbemalten Ketzermützen und Scheiterhaufen, die das ſpaniſche Volk und ſeine Könige liebten, die Pferde, die auf dieſen Plätzen Ravaillac und vor dreißig Jahren den halbtollen Damiens zerriſſen, ſie ſind verſchwunden; nicht einmal der Fehlſchlag des Nachrichters iſt zu fürchten; die Maſchine iſt gefühllos, aber unfehlbar, ſie begeht keinen Irrthum . . . und nun, grüße das Volk, der du da oben ſtehſt! Stirb als ein guter Schauſpieler, mit Anſtand — es lebe der Tod, es lebe die Erfindung Herrn Guillotin's!

Zeitig an dieſem Nachmittag hatte David Bruneau ſeinen Friſeurladen, dem noch immer das Schild fehlte — denn der patriotiſche Mann fand keine Gelegenheit, es wieder feſtnageln zu laſſen —, ſorgfältig verſchloſſen und am Arme ſeines Freundes Goliath Grollier auf dem Revolutionsplatz Poſto gefaßt. Bei öffentlichen Aufzügen und Aufläufen waren die Bewohner dieſes Viertels gewohnt, die beiden unzertrennlich nebeneinander zu ſehen, ſchlagend den einen, ſchwatzend den andern. Heute aber bildete ſich ein größerer Kreis von Zuhörern als jemals um ſie. „Ja, ja, Bürger", beſtätigte Grollier mit ſeiner tiefdröhnenden Baßſtimme die fabelhaften Erzählungen David Bruneau's, „es iſt alles wahr, wie er ſagt! Wir ſind zuſammen mit dieſem Ungeheuer in der Poſtkutſche gefahren. Ich hatte gleich Verdacht — ſie hat etwas im Geſicht, ſo etwas Verwirrtes . . . nun, ihr wißt ſchon, wie auf den Bildern das Weib mit dem krummen Säbel, das dem Nebukadnezar. . ."

„Nicht doch, Bruder!" unterbricht ihn Bruneau, der inzwiſchen Athem geſchöpft. „Laßt euch belehren, Bürger! Er will ſagen, ſie hätte ausgeſehen wie die Prinzeſſin Judith, die dem Holofernes den Kopf abſchlägt. Aber er irrt ſich; ſie hat blaue Augen und blonde Haare. . ."

„Und in dieſe blonden Haare verliebte ſich Meiſter Bruneau", ſchrie Grollier lachend. Und nun alle Umſtehenden: „Haha! Die Hexe mit den blonden Haaren! Meiſter Bruneau iſt Friſeur" — „Alle Friſeure ſind Ariſtokraten!" „Die Patrioten tragen keine Perrüken und keine Zöpfe!"

„Bürger" — Bruneau's feine Stimme klingt wie ein ſchriller Trompetenton durch das Geſchrei —, „ſeid nicht ungalant! Was ſoll ohne falſche Flechten aus euern Frauen und Geliebten werden? Die Kunſt des Friſeurs iſt eine demokratiſche. Warum? Aus jedem Kopf macht ſie einen Tituskopf. Wer war Titus? Titus war ein römiſcher Kaiſer und ein guter Mann. So ſchafft der Friſeur jeden Patrioten zu einem Kaiſer um."

„Hoch die Friſeure!"

„Was iſt denn aus dem Haar dieſer Charlotte Corday geworden?"

„Man ſollte Ringe daraus verfertigen!" „Nein, man ſtreue es in die vier Winde!"

„Recht ſo, es ſoll von dieſem Ungeheuer nichts bleiben!“ „Ungeheuer? Ihr ſeid wol nicht im Gerichtsſaal geweſen? Es gibt in ganz Paris kein ſchöneres Mädchen als dieſe Corday!“ „Oho! Ihr ſeid auch behext? Oder gar ein Ariſtokrat?“ „Kerl, daß ich dich nicht an die Gurgel packe! Ich — ein Ariſtokrat!“

Einige Minuten erſtirbt dann Haß und Streit in dem Regen, der ſtromweiſe aus den Wolken ſtürzt.

„Das iſt ja eine wahre Sündflut!“ „Es iſt kein trockener Faden mehr an mir!“ „Niederträchtig, daß wir hier unten in dieſem Wetter ſtehen müſſen, während die Reichen ſich an den Fenſtern breit machen!“ „Ich glaube gar, ſie lachen uns aus!“ „Und bei dieſem Regen keinen Schirm zu haben! . . .“ „Nieder mit den Schirmen, nieder! Ihr verſperrt die Ausſicht!“ „Heut' iſt der Gang zur Guillotine ſchlüpfrig.' „Sie wird gar nicht heraufgehen können, man wird ſie tragen müſſen.“ „Hm — du verſpürſt, wie es ſcheint, die größte Luſt, ihr Träger zu ſein?“

Nun werden in dem ausgelaſſenen Gelächter und in unfeinen Witzen der Regen, die verdorbenen Kleider, die unbehagliche Stellung vergeſſen. In dem allgemeinen Stimmenaufruhr verklingt das Wort des einzelnen; es brauſt und ſauſt nur, dunkel, verworren wie der Sturm und die Finſterniß . . . ein Unbeſchreibliches, Unergründliches, in dem der Ruf eines unſichtbaren Gottes widerklingt . . . dies Volk will unterhalten ſein. Da das Brot täglich kleiner und der Wein theurer wird, ſo wollen ſie wenigſtens tanzen, Witze machen und vor allem — ſchauen. In jeder Woche ein neues Schauſpiel: wozu iſt die Republik da und der große Maler David, wenn ſie nicht neue Feſte und Decorationen erfinden wollten? Ohne einen Decorationsmaler kann ſich weder eine atheniſche noch eine franzöſiſche Republik halten. Der wird Herr dieſes Volks und dieſer Revolution werden, der ihr ſtatt der ewigen Ideen glänzende Schauſpiele gibt. Und wahrlich, ſteht jetzt nicht in der Straße St.-Honoré ein armer, unbeſchäftigter Unterlieutenant, der aus ſeiner Garniſon im Süden heraufgekommen iſt, mit Bettelbriefen bei Danton und Robespierre Beförderung zu ſuchen, und hat wunderliche, tolle Pläne zu ſolchen Feſten in ſeinem vierundzwanzigjährigen Kopfe — Schauſpiele, die ſich Marengo, Auſterlitz, Jena, Kaiſerkrönungen und Maifelder nennen werden — verrückte Gedanken, die zum Theil ſein Umgang mit dem Tragödienſpieler Talma hervorgerufen hat?! Noch iſt alles wüſt, wirr, durcheinandergeballt, formlos wie das Wolkengetümmel am Himmel, aber es kann klar werden in dieſem Kopf . . . bricht doch eben auch die Abendſonne in röthlichen Strahlen durch Regen, Schatten und Dunſt. . .

Geſtern hat das Volk in phantaſtiſchem Aufputz Marat zu Grabe getragen. Ein Aufzug, den Rembrandt's Pinſel hätte verewigen ſollen. Voran die Damen der Halle, die ihn ſo ſehr bewundert; Piken führten die einen, brennende Fackeln ſchwangen andere; in der franzöſiſchen Geſchichte, mag nun das Volk oder mögen die Könige ſie machen, haben die Frauen eine hervorragende Rolle. Auf einer prächtig geſchmückten Bahre ruhte die Leiche des Volksfreundes, ſo weit entblößt, daß jeder die Dolchſtichwunde ſehen konnte; Männer in der Carmagnole trugen ſie. Dahinter ſchwankten, von Conventsdeputirten geführt, in ſchwarzen Kleidern, aber mit dreifarbigen Cocarden an den Schultern, Simonne und Katharine . . . und dann der Convent; der grüngelbe Robespierre mit misvergnügtem Geſicht und mächtigem Blumenſtrauß iſt auch unter den Mitgliedern. In dem langen Zuge, der ſich ihnen angeſchloſſen, fehlte Laurent Bas nicht; er ging barhäuptig, das Schemelbein in der Hand, mit dem er Charlotte Corday niedergeſchlagen. Der Holzblock und das Tintenfaß Marat's wurden als Reliquien gezeigt . . . mit dem Dreifuß der Pythia verglich ein Redner dies Tintenfaß; Orakelſprüche voll göttlicher Weisheit wären aus ihm aufgeſtiegen. Der Baron Pontmartin, der den Leichenzug, da er ſich ziellos, wie einer, der den Tod ſucht und nicht finden kann, in den Gaſſen umhertrieb, an ſich vorüberziehen ſah, fühlte eine tiefe Rührung mit dem wunderlichen Geſchick Marat's. Wie jämmerlich und elend war es dieſem Mann bei ſeinen Lebzeiten ergangen! Jetzt dampfte um ſeine Leiche der koſtbarſte Weihrauch; ein Kind ſaß auf der Bahre zu ſeinen Häupten und hielt einen goldenen Lorberkranz; im Garten des Luxembourg ward auf einem Altar in einem antiken, kunſtvoll und reich gearbeiteten Gefäß von Achat, das einige tauſend Francs werth ſein mochte — ein Beuteſtück aus einer der königlichen Kammern —, ſein Herz ausgeſtellt: ſo viel Pomp, ſo viel Reichthum und Pracht, philoſophirte Pontmartin, für einen, der ſich keinen neuen warmen Schlafrock für ſeine Fieberanfälle kaufen konnte! Das ſind Gedanken, die Schwindel

verurſachen. Marat's Herz in einer Vaſe, aus der vielleicht den Herren der Welt, Alexander oder Julius Cäſar, Myrrhen und Ambra dufteten . . . Geifer, Schmuz und eine Weltverachtung ohne gleichen, umſchloſſen von Gold und Edelſtein!

Jedoch, was iſt die Philoſophie gegen die Wirklichkeit? Waſſer gegen Wein . . . lebt! lebt! Das Denken iſt der Anfang alles Uebels.

„Freiheit und Gleichheit! Wer iſt das hübſche Mädchen dort an jenem Fenſter mit dem langen ſchwarzen Schleier im Haar?" „Wo denn?" „Da, im zweiten Stock, am dritten Fenſter!" „Die jetzt das Taſchentuch an die Augen drückt?" „Ja wohl!"

Bruneau hat ſich auf die Zehen geſtellt: „Ich kenne ſie, ich! Es iſt die Bürgerin Katharine, eine Verwandte Marat's."

„Ach, das arme Kind!" „Die hat nun auch ihren Ernährer verloren." „Dafür wird ſie ſich einen Liebhaber ſuchen müſſen." „Suchen wird die nicht lange brauchen, ſie iſt ſo hübſch!" „Ihr verwünſchten Laffen!" ſchreit ein altes Hökerweib dazwiſchen. . .

„Es iſt eine klägliche Geſchichte mit der Bürgerin Katharine", hebt Bruneau von neuem an. „Sie war halb und halb mit Marcel Lecomte verſprochen. . ."

„Mit dem reichen Marcel Lecomte?"

„Mit demſelben. Sonntag nachts hat er Paris verlaſſen müſſen, er iſt zur Armee."

„Da wird er als General wiederkommen." „Natürlich, er iſt ja reich." „Die kleine Perſon ſollte Schauſpielerin werden." „Das wäre das Beſte, das Theater wird immer ſchlechter." „Die Stücke ſind langweilig und die Schauſpieler faul." „Man ſollte jeden Schauſpieler guillotiniren, der aus der Rolle fällt: er ärgert das gebietende Volk." „Bravo, Bravo!"

Dazwiſchen ſchreien die Verkäufer und Hökerinnen, hinter ihren Körben ſtehend, oder, die Gefäße auf dem Kopf, im Gedränge der Menge auf- und niederwandernd: „Schöne Kirſchen! Eiswaſſer! Warme Pfannkuchen!" Und dazu ragt ernſt und ſchaurig in der Mitte des Platzes das Schaffot auf: drei, vier Stufen führen hinan, das Gerüſt iſt von rothgefärbtem Holz; zwiſchen zwei Pfählen iſt das Beil eingefugt und fällt in ſchiefer Richtung auf das Bret nieder, darauf das Opfer feſtgeſchnallt wird. . . Schaurig und ernſt, wie geſagt, iſt dieſer Anblick für die Nachwelt, die in einer Art Nebel dieſe Guillotine von ihrer verhältnißmäßig geringen Höhe ins Rieſenhafte wachſen ſieht; für den Denker, der das Los dieſer unglücklichen Menſchheit beklagt, die nur durch Blut und Thränen zu ihren Idealen vorwärts ſchreitet: für die gaffenden Tauſende iſt das Ganze ein „Plumpſackſpiel!". . . „Kühle Limonade, warme Pfannkuchen!" rufen die Hökerinnen nach jedem Beilſchlag — die Trommeln werden gerührt, die Marſeillaiſe und „Ça ira!" geſungen. . . Es lebe der Tod!

„Der liebe Gott ſteckt die Nationalcocarde an", meint einer. Alle Blicke richten ſich auf. An dem dunkeln, ſchwarzgrauen Himmel malt ſich der Widerſchein der durch den Regen blitzenden Sonnenſtrahlen, in ſchwachen Farben, als Regenbogen ab. Hat nicht ein Schriftſteller geſagt: „Gott ſteht im Bunde mit dem neuen Frankreich, der Regenbogen, das Diadem ſeines majeſtätiſchen Hauptes, prangt in den Nationalfarben"? Ein lautes Händeklatſchen durchläuft die ganze Gruppe: ſo begrüßt ſie den Regenbogen. Dies Klatſchen, von den wenigſten verſtanden, ſetzt ſich fort; die meiſten glauben, der Karren komme. Eine allgemeine Bewegung entſteht, jeder ſucht den beſten Platz zu gewinnen. Von unten ſteigt ſie auch zu den Fenſtern und Balkonen auf. An das eine treten zwei ältere Männer, die ſich bisher in der Tiefe des Zimmers gehalten: Joſeph Lecomte und der Doctor Guillotin. Zum erſten mal in ſeinem Leben wohnte der Kaufherr ſolchem Schauſpiel bei: aber die Neugierde, das wunderbare Mädchen, von dem er ſo viel vernommen, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, war ſtärker als ſein Abſcheu vor Blutvergießen. So hatte er denn den Aufforderungen des Arztes nachgegeben und war mit ihm in das Haus eines ihnen gemeinſamen Freundes gegangen, der am Revolutionsplatze wohnte. Guillotin dagegen führten „wiſſenſchaftliche, höhere Rückſichten" her — er wollte ſich einmal wieder überzeugen, daß ſeine Maſchine ihre Arbeit in möglichſter Vollkommenheit vollziehe.

„Sie halten das Mädchen alſo für wahnſinnig?" fragte im Ausklang ihres Geſprächs Joſeph Lecomte.

„Wahnſinnig — man kann nach allen Formeln und Regeln nicht wahnſinniger ſein. Sie gehört gar nicht unter meine Maſchine, ſie gehört in ein Irrenhaus. Es iſt ſchändlich, daß man mir nicht erlaubt hat, ſie zu unterſuchen."

„Sie würden doch auch nichts anderes her-

ausgebracht haben, als daß ſie Marat ermordet hat."

„Das Warum hätt' ich enträthſelt; das Warum, liebſter Freund! Bedenkt nur, wie leicht es wäre, die Welt beſſer einzurichten, wenn wir erſt wüßten, wozu und warum ſie da iſt? Jenes Mädchen aber war wahnſinnig, verlaßt euch darauf; der Heldenmuth, das Genie und die fire Idee ſind nur andere Seiten dieſer Krankheit. Der glaubt, er wäre von Glas, jener, er ſei der Gott Neptunus, dieſe Charlotte gilt für einen weiblichen Brutus... Ueberſpanntheiten des Gehirns! Ihr Vater hätte ſie vor Jahren ſchon verheirathen ſollen... Aber, die Sonne bricht durch die Wolken. Meine Maſchine wird im hellen Sonnenſchein arbeiten. Darf ich nicht ſtolz auf meine Erfindung ſein? Wenn das arme Geſchöpf von der rauhen Hand des Nachrichters berührt würde, wenn ein wüſter Geſelle mit ſeinem Beil nach ihr ſchlüge . . . mein Herz wendet ſich um. Wie viel ſchmerzloſer wird ſie jetzt ſterben! Ein Schlag — man kann nicht drei zählen — aus! Sie iſt im Nichts oder im Jenſeits. Die meiſten Erfindungen ſtreben danach, das Leben zu verbeſſern: Verſuche, die im Grunde eitel ſind, da jede Erfindung für das Glück, das ſie verbreitet, auf der andern Seite auch neues Elend ſchafft, meine Maſchine löſt die Frage des Todes, ſie befreit von dem Jammer des Daſeins. . ."

Er war in das Feuer der Beredſamkeit gerathen und ſchrie ſo laut, unter ſo leidenſchaftlichen Bewegungen, daß die auf dem Platz Stehenden ſchon auf den alten Herrn aufmerkſam wurden und mit den Fingern nach ihm zeigten. Joſeph Lecomte zog ihn an ſeinem Rockſchos ein wenig zurück: „Wenn Ihr ſo tobt, halten ſie Euch für einen Verſchwörer und laſſen Euch ſelbſt die Bekanntſchaft mit Eurer menſchenfreundlichen Maſchine machen. . ."

„Ich verſichere Euch, ich ſtürbe lieber dort als in meinem Bett! Dies Jahrhundert der Philoſophie und der Philanthropie ſchließt glorreich mit meiner Erfindung ab."

„Ihr ſeid halbwegs ein Narr. . ."

„Das waren alle Freunde und Beförderer der Menſchheit, Mondecaus ſo gut wie Newton!"

„Steht da drüben nicht, von dem weißen Vorhang halb verborgen, Maximilian Robespierre?"

Der Arzt richtete ſein Handfernrohr danach: „Er iſt's! Neben ihm ſteht Camille Desmoulins, dahinter St.-Juſt."

„Was haltet Ihr von den Männern, Gevatter?"

„Der alte Saturnus verſchlang ſeine Kinder: das Fallbeil frißt ſie alle! . . ."

„Und wir?"

„Wir ſehen die neue Welt kommen, die nicht beſſer ſein wird als die alte, Einen Punkt ausgenommen: meine Maſchine. Ihr werdet mit Frau Eliſabeth unter Euern Bäumen alt werden wie Philemon und Baucis, ich werde alle Tage meinen Namen in den Zeitungen leſen. . . Die Eurigen ſind in der Normandie?"

„Ich hoffe, ſie haben das Gut glücklich erreicht —"

„Wann macht die kleine Genoveva Hochzeit? Alter Knauſer, Ihr ſeid uns noch einen Ball ſchuldig!"

„Wenn Eure Maſchine nicht mehr dort ſteht."

Da erſchienen aus der Straße St.-Honoré, nach dem Platz der Revolution ſich wendend, die reitenden Gensdarmen an der Spitze des Zugs. Auf jeder Lippe erſtarb das Wort. Der Lärm, das Geſchrei der Verkäufer verſtummte. Alles erhob ſich gleichſam auf den Zehen. Ihre Kinder hielten die Mütter auf den Armen empor, als wollten ſie die jugendlichen Augen und Gemüther an dieſes Schauſpiel des Grauens und des Todes gewöhnen. Zuweilen erſcholl es aus einer Gruppe: „Nieder mit den Schirmen!" Da es noch immer tröpfelte, hielten die Waſſerſcheuen ſie noch aufgeſpannt. „Hüte ab!" „Setzt die Kinder an die Erde! Ihr verſperrt die Ausſicht!" Dann aber verklang jeder Laut in dem dumpfen Brauſen, das über den Platz wogte und rollte. Die an den Fenſtern und auf den Balkonen ſtanden und ſaßen, die vornehme und reiche Geſellſchaft, Frauen in gewählteſter Tracht, mit Diamanten und Blumen geſchmückt, bewaffneten ſich mit Operguckern, Fernröhren, Augengläſern... Ueberſeht, von der tragiſchen Erhabenheit geblendet, die im Hohlſpiegel eurer Phantaſie nach ſiebzig Jahren das Ereigniß erhalten hat, den komödienhaften, fratzenartigen Zug nicht, den jene Wirklichkeit beſaß! Sie war eine Miſchung des Feuers und des Schmuzes, halb eine Scene von Aeſchylus, ein Relief von Phidias, halb ein Hexenſabbat, ein Bild aus Dante's „Hölle".

Langſam näherte ſich der Karren dem Schaffot. Pontmartin war es gelungen, trotz des Gewühls und des Gedränges faſt in unmittelbarer Nähe Charlottens zu bleiben. Als der Karren durch die Straße St.-Honoré fuhr, hatten ſich ihm zwei

junge Männer, aus entgegengeſetzten Gaſſen kommend, angeſchloſſen. Keiner kannte und beachtete die andern; aber ſei es nun zufällig oder weil ſie dieſelbe Abſicht des Willens beſtimmte, ſie gingen nebeneinander, Pontmartin in der Bluſe des Arbeiters, den Kopf geſenkt, in ihrer Mitte. Blondes Haar hatte der eine, ſchwarzes, in Locken gekräuſelt, der andere. Ihre Augen hingen unverwandt an der Geſtalt Charlottens: keine ihrer Bewegungen entzog ſich ihnen. Der eine war Adam Lux, der Abgeordnete der Republikaner in Mainz an den Convent, der andere ſchon leidlich bekannt in Paris, der Dichter André Chénier. An die Langſamkeit des deutſchen Gerichtsverfahrens unter dem kurfürſtlichen Krummſtabe gewöhnt, hatte das übereilte Urtheil, die Haſt, mit der es ausgeführt werden ſollte, Adam Lux erſtaunt. Er war ausgegangen, um eine Heldin zu ſehen — „Ich wußte", ſchrieb er ſpäter, „daß dieſe Perſon vielen Muth zeigen werden müſſe" — er ſah einen Engel. Mit der Unerſchrockenheit eines Römers verband ſie die Sanftmuth des Weibes. „Größer als Brutus!" rief er hingeriſſen. André Chénier verſtand ihn nicht, aber er las in den ſchwärmeriſchen Augen des Deutſchen daſſelbe Gefühl, das ihn beſeelte und zerknirſchte: er nickte ihm zu. Und ſo oft ſich Charlotte umſah, begegneten ihre Blicke denen dieſer beiden jungen Männer. Einen magnetiſchen Strom der Neigung, der Bewunderung, der Sympathie fühlte ſie dann um ſich rauſchen, der ſie belebte, kräftigte und ihrer Seele eine frohe Siegeszuverſicht verlieh. Mochte das Volk um ſie her toben und brüllen und im brauſenden Sturm ſeines Unwillens der Ruf: „Mörderin! Mörderin!" wiederholt an ihr Ohr ſchlagen . . . die Gegenwart, der Blick jener beiden verhieß ihr den Kranz der Unſterblichkeit. An ihren Wimpern hingen ſchwer die Thränentropfen, aber ſie fielen nicht herab, ſondern blieben dort haften; wie ein Flor ſchwebte es ſo vor ihren Augen.

Da war das Schaffot — ſie ſtieg von dem Karren. . . Soldaten und die Wachtmannſchaften der Polizei umringten es in weitem Umkreis. Als Charlotte auf die erſte Stufe hinanſtieg, überragte ſie alle und ward allen ſichtbar. Auf ihrem Haupt trug ſie eine weiße Haube, die ſie ſich im Gefängniß zu dieſem letzten Gange hatte anfertigen laſſen; ihre Hände waren mit Stricken gebunden. Unter ihrem wollenen Gewand zeichneten ſich ſcharf und beſtimmt die Umriſſe ihrer edeln, jungfräulichen Geſtalt ab. Die rothe Farbe des Hemds, der in Purpur flammende Abendhimmel, der durch die Dunſtwolken und den Dampf des Regens rauchte, bildeten eine eigene, ſeltſame Beleuchtung, in der ſie wie eine Ueberirdiſche erſchien. Und wenn die Tauſende umher von noch wüthenderm Haß, von noch blinderer Leidenſchaft gegen ſie erfüllt geweſen wären: ſie hätten nichts Kleinliches, nichts Gemeines an ihr entdeckt. Auf ihrer Stirn ſtrahlte das Bewußtſein eines unvergänglichen Ruhms.

„So iſt Jeanne d'Arc auf den Scheiterhaufen geſtiegen", ſagte André Chénier zu Adam Lux. „Sie muß es jetzt empfinden, daß ſie in den nächſten Minuten auf einem glücklichern Stern, in der Mitte der Helden und Weiſen aller Zeiten weilen wird."

„Zu ſterben wie ſie, gibt es eine größere Seligkeit?" entgegnete der Deutſche darauf. Die Verzückung hatte ihn überwältigt. „Wie ſchal und nichtig iſt das Leben gegen die Wolluſt eines ſolchen Todes!"

Von ſeinem Fenſter trat Joſeph Lecomte zurück und ſank in den Seſſel: „Welch ein Weſen!" rief er. „Ihr Anblick zerreißt mein Herz." Und der Menſchenfreund Guillotin nahm ſein Taſchentuch vor die Augen und ſchluchzte: „O meine Maſchine, mache diesmal deinem Meiſter keine Schande — triff gut!"

Das Hemd war lang und ſchleppte nach, die Stufen ſchlüpfrig: erſt nach einigen Secunden hatte Charlotte die Höhe des Schaffots erreicht. Die Stricke um die Handgelenke drückten ſie, aber ſie überwand den letzten Schmerz und ſchaute frei und ruhig über die Menge. Es war doch, als ſtände ſie auf einem Thron. Der Tod und die Ewigkeit verklärten ſie; aus dem Abgrund des Nichts, der hinter ihr aufgähnte, ſtieg eine ſtrahlende Wolke, die ſie einhüllte — jene Wolke, die am Strande von Aulis Iphigenie dem Opfermeſſer des Kalchas entrückte. . .

Durch André Chénier's Kopf fuhr dieſer Gedanke: „Wie Iphigenie, wollte ſie ſich für ihr Volk opfern", ſprach er zu dem neben ihm ſtehenden, in Charlottens Betrachtung verſunkenen Schwärmer. „Wird ſie Nachfolger haben? Wird ihr Muth andere entflammen, den Dolch gegen jene Tyrannen zu erheben?" Er deutete nach dem Fenſter hinauf, an dem Robespierre und Danton, Camille Desmoulins und St.-Juſt jetzt erſchienen. . .

Adam Lux ſchwieg, denn indeß hatte Charlotte das Haupt auf den Block gelegt. . .

Es lebe der Tod! Es lebe die Erfindung Meiſter Guillotin's!

Am Boden lag das Haupt — auf Erden war Charlotte Corday nicht mehr.

Wo ſie war, wer will es ſagen? Im Tempel des Ruhms prangt ihr Name und das Bild, das Hauer von ihr gemalt.

„Frankreich, Frankreich!" rief im wilden Schmerz André aus. „Du zerreißeſt deine edelſten Kinder! Aus einem Aſyl der Freiheit und Schönheit biſt du eine Mörderhöhle geworden!"

„Ich habe nur Einen Wunſch: bald durch das Fallbeil mit ihr vereinigt zu werden! . . ." Adam Lux ſchwelgte ſchon im Vorgefühl des Todes.

„Kameraden", ſagte da eine dumpfe Stimme hinter ihnen, „euer Wunſch wird bald in Erfüllung gehen!"

Einer der Henkersknechte nahm den Kopf vom Boden auf und ſchlug mit der Hand auf die blaſſen Wangen. Ein allgemeines Ziſchen beſtrafte die gemeine Handlung; Adam Lux behauptete, die Wange Charlottens wäre unter dem Schlage erröthet. Nun drängte alles nach dem Schaffot zu. . . „Eiswaſſer!" „Pfannkuchen!" ſcholl es wieder im Getümmel auf und ab. „Es lebe die Republik!" „Sie war eine Verbrecherin und Marat ein Volksfreund!" „Da ſie ihn nicht beſtechen konnten, haben ſie ihn ermordet!"

„Allons enfants de la patrie!"... Die von dem Platz der Hinrichtung marſchirenden Bataillone der Nationalgarde ſtimmten die marſeillaiſer Hymne an . . . Klänge, welche das alte Europa aus den Fugen geriſſen und auch dies Schreckniß, das ſich eben begeben, wenigſtens für den Augenblick aus dem Gedächtniß der Menſchen ſcheuchten. . . „Allons enfants!" Die Menge ſtimmte mit ein. Nur Einer ſang nicht, Pontmartin; das Gewühl riß ihn fort, um ſo leichter, da er ihm keinen Widerſtand entgegenſetzte. Eine Laune des Zufalls fügte es, daß André Chénier an ſeiner Seite blieb. Der ſummte, ein Dichter und ein Held, wie er war, unwillkürlich die kriegeriſchen Verſe mit; Pontmartin's Lippen aber regten ſich nicht.

Er war fertig mit dem Leben. Das Schickſal Genoveva's flößte ihm keine Sorge mehr ein, liebende Augen wachten über ſie — und Frankreich? Er hatte den Glauben an die Rettung des Vaterlands verloren — die Luſt des Sterbens kam über ihn.

„Beim heiligen Marat!" ſchreit einer und ſpringt auf ihn zu.

Es iſt der Mann, der ihn neulich im Wirthshaus „Zur Nation" erkannte.

„Ein Ariſtokrat! Der Baron Pontmartin! Haltet ihn! Zerreißt ihn! Er hat im Complot mit Charlotte Corday geſteckt, er hat Marat ermorden helfen!"

„Mann, Sie ſind des Todes!" kann André Chénier nur noch rufen, dann iſt er von Pontmartin fortgedrängt. . . Eine Rotte Geſindel, brüllenden Wölfen gleich, umgibt, umringt den Unglücklichen. Hundert Fäuſte erheben ſich zugleich, ihn niederzuſchlagen.

„Weg da!" ſchreit der Baron. . . Und nun ein Blitz, ein Knall — mit einer Piſtole hat er ſich das Haupt zerſchmettert; er weiß jetzt, wo Charlotte Corday iſt . . . im Nichts oder in Gottes Schos.

Und das Lied der Marſeiller brauſt weiter, majeſtätiſch wie die rothe Wolke, die ſich am Himmel entrollt, in ſich tragend den Sturz aller Baſtillen, aller Throne, die Auferſtehung der Menſchheit aus den Feſſeln der Knechtſchaft, in ſich bergend den Tod und die Knospe der Zukunft, das Reich der Freiheit und der Brüderlichkeit. . .

„Allons enfants de la patrie!"

Die Vitalienbrüder.

Von Heinrich Asmus.

Seit dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts hatte die Hanſa, dieſe hundertköpfige Gewalthaberin der Oſtſee, die Welt an den Gedanken gewöhnt, wer eigentlich in dem Norden herrſchen ſolle und in weſſen Händen die Kraft der Entſcheidung liege; ſie hatte ſich Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit mit blanker Waffe erkämpft, einen bedeutenden Einfluß über das nordöſtliche Europa gewonnen und ſich zur Herrſcherin des Baltiſchen Meeres gemacht — nichts war natürlicher, daß ſie dahin ſtrebte, dieſe Macht ſich zu ſichern, und aus dieſem Grunde alles anſtrengte, die Vereinigung der drei großen nordiſchen Reiche zu vereiteln. Aber dieſe gefürchtete Vereinigung geſchah dennoch! Nur hatte Margaretha, Königin von Dänemark, Norwegen und Schweden, fürs erſte genug zu thun, ihre Macht zu ſichern, als daß ſie feindlich gegen die Hanſa auftreten konnte; jedoch hielt ſie den abgeſetzten König von Schweden, Albrecht, immer noch gefangen, wofür die

Städte Wismar und Roſtock blutige Rache zu nehmen ſchwuren, ihren gefangenen Stammfürſten aus ſchmählicher Haft gewaltſam zu befreien. Sie rüſteten zu dieſem Zweck Schiffe aus und machten auf alles Jagd, was die Flagge der Königin trug. Von hier datirt ſich die Geſchichte der Vitalianer.

Wie im Handumdrehen ſchloſſen ſich ihnen andere Städte mit Schiffen an, durchpflügten die Oſtſee nach allen Richtungen und verbreiteten überall Angſt und Schrecken. Anfangs begleitete die Hanſa dieſe Kaperzüge gegen den nordiſchen Koloß mit zuſtimmenden Blicken, als aber die Macht der Piraten lavinenartig wuchs, wurden die Hanſen inne, welchen Nachtheil ſie für ihren Handel durch die Begünſtigung der „Gleichbeuter" hervorgerufen. Bald liefen auch Klagen über Klagen ein über die Gewaltthätigkeit der Piraten. Dieſe aber kehrten ſich nicht daran, denn Feuer und Blut bezeichneten auch ferner ihre Raubzüge; ſie plünderten Städte, brannten ſie nieder und machten überhaupt zwiſchen Feindes und befreundetem Gut durchaus keinen Unterſchied. Sie hielten jedes Schiff für eine gute Priſe.

Unter dem Schein des rechtmäßigen Kriegs eroberten ſie Gothland, ſchlugen hier Lagerſtätten auf, befeſtigten die Hauptſtadt und ſtellten von hier aus waghalſige Streifzüge gegen die Dänen an. Bald fiel auch Bergen in Norwegen in ihre Hände, das ſie zerſtörten mit Feuer und Schwert, während ſie die Waaren deutſcher Kaufleute gewaltſam an ſich riſſen. Darauf drangen ſie in Schoonen weiter vor, plünderten die Städte und brannten ſie nieder. So vom Glück überall begünſtigt und jedem Widerſtand trotzend, mußte gar bald der Augenblick eintreten, den man längſt gefürchtet: die Vitalienbrüder maßten ſich die alleinige Herrſchaft auf der Oſtſee an.

Jetzt bereuten die Hanſen, dieſe Seeräubereien in ihren Anfängen geweckt und genährt zu haben, denn der nordiſche Handel litt gar ſehr und es mußte endlich auf Abhülfe dieſer Uebel gedacht werden. Es fand demnach in Lübeck zwar eine Berathung ſtatt, die aber, genau genommen, nichts in der Sache änderte; man drohte, die Städte Roſtock und Wismar aus dem Bunde zu ſtoßen, wenn ſie ferner den Uebergriffen der Vitalianer Vorſchub leiſteten — aber dabei blieb's auch. Die Seeräuber wurden nun immer kecker, immer verwegener, ſodaß ſelbſt England ernſtlich bei der Hanſa um Abhülfe dieſes Räuberweſens nachſuchte. Anſtatt daß nun den Wegelagerern das Handwerk gelegt wurde, glaubte man das Unweſen dadurch allein zu entfernen, wenn man zwiſchen der Königin Margaretha und dem noch in Haft ſich befindenden Albrecht einen Frieden vermittelte, da alsdann die Vitalienbrüder keinen Schein eines rechtmäßigen Kriegs vorſchützen könnten. Dies Manöver lief aber ſehr blutig ab und nun erſt entſchloß man ſich zum offenen Kampfe.

Stralſund griff demnach die Piraten auf hoher See an, ſchlug ſie und nahm viele gefangen; das war für den Augenblick alles, was vom Bunde geſchah: Wismar begünſtigte die Freibeuter und Stralſund bekämpfte ſie. Immer mehr ſah man ein, daß dieſe Kämpfe nicht ſo fortdauern durften, und ſo entſchloß man ſich denn endlich, einen Frieden zu vermitteln. Es wurde demnach 1395 eine hanſiſche Geſandtſchaft nach Schweden geſchickt, um mit der Semiramis des Nordens eine Unterhandlung anzuknüpfen, die auch nicht gänzlich reſultatlos blieb. Albrecht und ſein Sohn wurden auf drei Jahre in Freiheit geſetzt und während der Zeit ſollte das zu zahlende Löſegeld näher beſtimmt werden; komme aber ein derartiger Vertrag nicht zu Stande, ſo ſollten die wortführenden Hanſeſtädte dafür haften, daß Albrecht und ſein Sohn ſich wieder zur Haft ſtellten oder 60000 Mark Silber zahlen. Am 26. September 1395 wurden Vater und Sohn in Freiheit geſetzt. Als aber die drei Jahre um waren und Albrecht die genannte Summe nicht zahlen konnte, aber auch keine Neigung hatte, in die Haft zurückzukehren, ließen die ſieben wortführenden Städte ohne viel Federleſens die Stadt Stockholm, wie es früher verabredet war, der Königin überliefern. Zu dieſem Schritt hat die hanſeatiſchen Städte wahrſcheinlich ihr Handelsintereſſe bewogen, da ſie wol einſehen mochten, daß es rathſam ſei, mit der Königin dreier Reiche in gutem Einverſtändniß zu ſtehen.

Während dieſer Zeit hatten die Vitalienbrüder ihr räuberiſches Weſen keineswegs eingeſtellt, obgleich die Hanſa alle Meerbuſen der Oſtſee befahren ließ, auch hier und dort die Freibeuter in die Flucht trieb, viele gefangen nahm und hinrichtete. Allein gerade durch dieſe Angriffe wurde der Muth der Vitalianer ſo geſteigert, daß ſie ihre völlige Vernichtung durch ihre Erfahrung im Seekriege immer zu vereiteln wußten. Endlich aber wollte die Hanſa, im Verein mit Margaretha, einen Kampf auf Leben und Tod mit ihnen

führen; ehe derſelbe jedoch noch ausbrach, nahm die Geſchichte der Gleichbeuter einen ganz unerwarteten Verlauf. Sie hatten ſeit einiger Zeit ihre Räubereien namentlich an preußiſchen Schiffen ausgeübt, weshalb die preußiſche Kaufmannſchaft mit einer Beſchwerde bei dem Deutſchen Orden einkam und deſſen Hochmeiſter um Abhülfe anſprach. Dieſer bewehrte Schiffe und Mannſchaften und ſchlug die Piraten dergeſtalt aufs Haupt, daß ſie die Oſtſee räumten und ſich ſchleunigſt mit ihren Fahrzeugen in die Nordſee flüchteten, wo ſie in Friesland eine vorzüglich gute Aufnahme fanden und die Frieſen mit den Flüchtlingen gemeinſchaftlich gegen die Niederländer kämpften. Plötzlich griff das Räuberweſen viel weiter um ſich als je bisher, ſodaß ſelbſt die ſpaniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Küſten nicht verſchont blieben.

Nun glaubte die Hanſa den bereits erwähnten Vernichtungskrieg gegen die Piraten reif und beraumte nach Lübeck einen Convent, wo einſtimmig beſchloſſen wurde, eine mächtige Kriegsflotte auszurüſten, wozu jede Stadt nach Vermögen beiſteuern ſollte. Lübeck ſtellte 2 Schiffe mit 200 Mann; Hamburg 1 Schiff mit 50 Mann; Stralſund, Greifswald und Stettin zuſammen 2 Schiffe mit 200 Mann; die livländiſchen Städte ſtellten 1 Schiff mit 100 Mann; Danzig, Thorn, Elbing und Königsberg zuſammen 2 Schiffe mit 200 Mann.

Allein der Kampf verſchleppte ſich abermals. Ein Jahr ſpäter kam man wiederum zuſammen, um — den Kampf nochmals auszuſetzen. Dieſe Läſſigkeit kam den Piraten überaus erwünſcht — man gab ihnen ja Zeit zu ihrer Stärkung. So ging das 14. Jahrhundert zu Ende und dem erſten Jahre des 15. Jahrhunderts war es vorbehalten, die hanſeatiſche Flotte auslaufen zu ſehen, um auf die Recken der See Jagd zu machen. Bald lagen ſich beide Flotten gegenüber; der Kampf war hartnäckig hier wie dort; endlich neigte ſich der Sieg auf die Seite der Hanſeaten; was nicht die See und das Schwert fraß, wurde gefangen genommen und hingerichtet. Das Unternehmen ſchien glänzend ausgefallen, aber — man täuſchte ſich. Kaum hatten die hanſeatiſchen Schiffe wieder ihre Häfen erreicht, ſo begannen die Räubereien aufs neue und ſchlugen namentlich dem hamburgiſchen Handel dadurch empfindliche Wunden, daß die Piraten unweit Helgoland mehrere hamburgiſche Schiffe kaperten. Jetzt rüſtete Hamburg nochmals Schiffe aus, griff die Räuber auf offener See kecklich an, beſiegte ſie, tödtete 40 und machte 70 Gefangene, die ein gleiches Schickſal hatten.

In dieſem Kampfe zeichneten ſich, wie immer, die Häuptlinge der Vitalianer, Klaus Störtebeker, Wichmann Michelt und Gödke Michaelſen beſonders aus; ſie kämpften wie angeſchoſſene Eber. Von dem erſtern wird noch manche Sage erzählt, unter anderm auch die, daß er auf ſeinem Schiffe einen Maſt von Gold, einen von Silber und einen von Kupfer gehabt habe; auch ſoll er einen ungewöhnlich großen ſilbernen Becher gehabt haben, den nur er und einer ſeiner Genoſſen, der Junker Siſſinga von Gröningen, zu leeren fähig geweſen. Dieſer Becher hatte folgende Inſchrift:

Ick Jonker Siſſinga
Von Groninga
Dronk daes Henſa
In nen Fleuſa
Door myn Kraga
In myn Maga.

Allein viele Räuber waren entkommen, und als dieſe ſich geſammelt, trieben ſie ihr freies Handwerk auf eigene Fauſt weiter, griffen friedliche Schiffe an, beſiegten und plünderten ſie. Man verfuhr nun zwar ſtrenger denn je gegen ſie, waren ſie aber an einem Ort bekämpft, ſo tauchten ſie plötzlich an einem andern gleich der hundertköpfigen Hyder verſtärkt wieder auf. Für die Sicherſtellung des Handels war alſo wenig gethan. Hamburg und Lübeck ließen es ſich wol angelegen ſein, einen Frieden zwiſchen den Frieſen und Holländern zu vermitteln, aber mit vieler Mühe bewirkten ſie nur einen Waffenſtillſtand und der Krieg gegen die Seeräuber ruhte einige Jahre. Dann aber traten die kecken Freibeuter beunruhigend wieder auf, riſſen mit Gewalt Schiff und Ladung an ſich und fügten namentlich durch dieſe Kapereien Hamburg und Bremen empfindliche Verluſte zu. Selbſt die Oſtſee ward wieder der Schauplatz ihrer Räubereien (1420). Abermals lief eine hanſeatiſche Flotte aus, um einen entſcheidenden Schlag gegen die Piraten auszuführen, und traf ſie bei Femern. Man griff ſie an und trieb ſie ſo in die Enge, daß ſie, ihre Schiffe im Stich laſſend, landeinwärts in der Flucht ihr Heil ſuchten. Die Hanſeaten ergriffen jedoch mehrere, ließen zweiundzwanzig durch das Schwert hinrichten und nahmen den Anführer mit nach Lübeck, wo er ein gleiches Schickſal fand.

Von nun an wurde der Vertilgungskrieg faſt 70 Jahre gleichmäßig fortgeſetzt. Im Jahre 1471 aber rüſtete Hamburg im Namen der Hanſa zehn große und gutbemannte Schiffe aus, um gegen die Frevler an Recht und Geſetz zu kämpfen und die Oſt- und Nordſee endlich von dem Raubgeſindel rein zu machen; aber es gelang doch wiederum nur halb, und noch im Jahre 1488 wurden 74 gefangene Freibeuter hingerichtet. Von da an aber war die Macht der Vitalienbrüder gebrochen, wenn auch noch bis zu Ende des 15. Jahrhunderts einzelne ſich hier und dort blicken ließen und ihr gefährliches Handwerk fortſetzten.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor König.

Zweites Kapitel.

(Fortſetzung.)

Die Bilder, die ſich Burgsdorf's Phantaſie aus der Vergangenheit des Sonderlings heraufzauberte, die Schickſale, in die er ſich ihn verſtrickt dachte, waren ſelbſtverſtändlich ſehr romantiſcher Natur und verſetzten ihn ſelbſt in eine romantiſch-poetiſche Stimmung. In dieſer Stimmung erhob er ſich endlich und ſchritt durch die ſchmale Lichtung bis zu dem ihm bezeichneten Beobachtungspoſten.

Hinter einer hohen Tanne mit koloſſalem Stamme ſtand ein dichtes Gebüſch junger bis zur Erde bezweigter Tannen, in deſſen Mitte ein leerer Raum vorhanden war, der in der That zu einem vortrefflichen Verſteck diente. Kunſtreiche Ausſchnitte in den obern Zweigen ermöglichten eine bequeme Durchſicht nach rechts und links auf die Straße hinaus, ohne den Beobachter ſelbſt in gefährlicher Weiſe bloßzuſtellen.

Der Maler lächelte unwillkürlich, als er zum erſten male ſeine Ausſchau hielt, nicht in der Erwartung eines Erfolgs — die Mittagsſtunde war längſt vorüber und der heutige Spazierritt alſo ebenfalls —, ſondern zur Probe, um ſich zu orientiren. Aber das Lächeln verſchwand ſogleich und der Ausdruck hoher Spannung zeigte ſich in ſeinem Geſicht... Sein Ohr vernahm das Schnauben eines Pferdes. Aufhorchend überzeugte er ſich, daß der Hufſchlag nicht von einem einzelnen Pferde herrührte, ſowie daß die ſich nähernden Pferde vor keinen Wagen geſpannt waren. . .

Wir haben bereits der romantiſchen Stimmung des Malers gedacht. Seine Einbildungskraft war in prickelnde Thätigkeit gerathen. Es iſt aber etwas Sonderbares um die Einbildungskraft. Sie umgaukelt den Menſchen, reißt ihn fort; „ſie dient ihm und beherrſcht ihn, wie es kommt“... Unſern Maler beherrſchte ſie. Sie zauberte ihm gleichſam ein unmögliches Bild vor die Seele, entrückte ihn der Wirklichkeit. . .

In ſolcher überſchwenglichen Stimmung, welche das ganze Nervenſyſtem erregt und ſpannt, treten dem Menſchen tiefe, gefährliche Leidenſchaften nahe.

Das Unwahrſcheinliche traf ein. Das wunderliche Spiel des Zufalls fügte es, daß gerade an jenem Tage der Spazierritt der beiden Damen verſchoben worden war. . . Burgsdorf ſah ſie. Sie ritten in langſamem Schritt an ſeinem Verſteck vorüber. Doch er ſah nur die eine, die im Vorüberreiten ihm zufällig das Antlitz zukehrte. Er ſah ein jugendliches, friſches Geſicht mit dunkeln Augen und edeln Zügen. Schwarzes Haar quoll üppig und glänzend unter dem Hute hervor.

So langſam ſie auch vorüberritt, der geringe Spielraum, welchen ſein Auge hatte, machte doch die Erſcheinung zu einer höchſt flüchtigen. Dieſem Umſtand iſt ſicherlich auch der Ausdruck des Mismuths zuzuſchreiben, welcher ſich in den Zügen des Malers zeigte, ſobald die Erſcheinung ſeinem Auge entſchwunden war. Doch war auch dieſer Ausdruck nur flüchtig. Das nahe Ende des Forſtes und der Allee hatte die Reiterinnen zur Umkehr beſtimmt. Kaum eine Minute nach ihrem Verſchwinden waren ſie ſchon wieder ſichtbar für ſein Auge. . .

Diesmal jedoch war die ihm nächſte Erſcheinung eine andere — eine ältliche Dame mit bleichem Geſicht, in welchem ſich der Ausdruck einer tiefen Trauer gleichſam verſteinert hatte. Dieſer ſeltſame Ausdruck ſowol als die wunderbare Aehnlichkeit ihrer Züge mit denen der jüngern Dame feſſelten den Maler ſo ſehr, daß er keine Zeit gewann, diesmal ſeinen Blick auf die letztere zu werfen. Als er es thun wollte, waren beide ſchon wieder hinter den dichten Tannenzweigen verſchwunden.

Wir wiſſen nicht, ob die beiden Reiterinnen den Phantaſiebildern des Malers entſprochen hatten oder nicht. Nach ſeiner Miene zu ſchließen hätte man das letztere annehmen müſſen. Seine geiſtvollen Züge ſpiegelten den vorigen Mismuth ab, und dieſer Ausdruck verblieb auch, während er durch die Lichtung zurückging und das Gebüſch

verließ. Er ſchlug jedoch nicht den Pfad ein, auf welchem er mit ſeinem Führer nach dem Walde gegangen, ſondern wählte einen Rain, der in geradeſter Richtung zu der Beſitzung auf dem Hügel führte.

Während nun dabei ſein Auge an dem ſchönen, ſtattlichen Gebäude haftete, entdeckte er plötzlich an einem der hohen, mit grünen Jalouſien verſehenen Fenſter die Geſtalt des Herrn Schmidt, ein nach der Tannenallee gerichtetes Fernrohr am Auge haltend. Wahrſcheinlich aber war auch Herr Schmidt des Malers anſichtig geworden. Denn plötzlich ließ er das Fernrohr ſinken und zog ſich vom Fenſter zurück.

„Das iſt ja fürwahr ein waldeinſamlicher Roman à la Redwitz, aus Tannengrün und Harzgeruch zuſammengewebt!“ murmelte Burgsdorf mit ſardoniſchem Lächeln in den Bart. „Kaum einige Stunden hier, ſteck' ich ſchon bis über die Ohren in chriſtlich-germaniſcher Romantik drin! Nun, wir wollen verſuchen, ein wenig Nüchternheit in dieſe Waldüberſchwenglichkeit hineinzubringen. . .“

Er ſchritt längs der Mauer hin bis zu dem eichenen Thor und zog energiſch am meſſingenen Klingelgriff. Im nämlichen Augenblick öffnete ſich eine kleinere Pforte zur Seite und Herr Schmidt ſtand vor ihm. „Ich bitte, treten Sie hier ein“, ſprach er in höflichem Tone, während doch über ſeine Züge ein gewiſſer ſtrenger Ernſt verbreitet lag —

Doch der Maler ſtand ſtill und verſetzte: „Ich beabſichtige durchaus nicht, mit zudringlicher Neugier in Ihre Einſamkeit zu dringen. Das Wenige, was ich zu ſagen habe, kann hier geſagt werden.“

„Nein, mein Herr!“ unterbrach ihn Schmidt, während ſeine Wangen ſich lebhaft rötheten. „Sie werden mir eine Ungezogenheit nicht zumuthen. Ich bin ein Sonderling, habe jedoch auch als ſolcher nicht alle Formen des guten Tons von mir abgeſtreift. . . Ich bitte, treten Sie hier ein!“

Es lag ſo viel natürliche Würde in ſeinem Weſen und ſo viel Herzlichkeit in dem Ton ſeiner Stimme, daß Burgsdorf nicht widerſtehen konnte und durch die Pforte ſchritt... Prachtvolle Blumengruppen, Boskets und grüne Raſenplätze umgaben ihn. Auf der dem Dorfe zugekehrten Seite des Hauſes befand ſich eine gemauerte Terraſſe, deren Stufen aus Marmor beſtanden. Oben war ſie von kunſtvollem Holzgitterwerk eingefaßt und mit tropiſchen Gewächſen geſchmückt...

Dahin führte Herr Schmidt ſeinen Gaſt. Da ſich auf der Terraſſe nur ein einziger Stuhl befand, ſo öffnete er eine nach einem prächtigen Saal führende Glasthür, ſchob einen Rollſeſſel heraus, nöthigte den Maler zum Niederſetzen und ſprach dann: „Der Zufall hat wieder einmal ſein wunderlich Spiel getrieben... Sie haben die beiden Damen ſchon geſehen. . .“

„Ich habe ſie geſehen“, verſetzte Burgsdorf; „aber die Art, in der dies geſchehen, hat mich überzeugt, daß ich zu viel verſprochen, daß ich von jenem Verſteck aus niemals im Stande ſein werde, Ihrem Wunſche zu genügen.“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ſo ſchnell den Muth verlieren und den Verſuch aufgeben würden“, ſagte Herr Schmidt im Ton eines ſanften Tadels. „Der Appetit findet ſich oft erſt während des Eſſens. . .“

„Aber die Kunſt nicht während des Künſtelns und Stümperns“, unterbrach ihn der Maler. „Einen ſolchen Verſuch aber zu wagen, wäre die offenbarſte, ja lächerlichſte Stümperei!“

Herr Schmidt betrachtete ſeinen Gaſt mit dem Ausdruck des Erſtaunens. Die letzte Aeußerung deſſelben ſtimmte ſo wenig mit ſeinem frühern feinen Ton überein und verrieth ſo deutlich eine gewiſſe Gereiztheit, daß er wol nicht mit Unrecht dieſer plötzlichen Veränderung eine tiefere Bedeutung beilegte.

Indeß Burgsdorf war ſchon auf ſeiner Hut. Schmidt's forſchender Blick belehrte ihn über ſeine Uebereilung. „Verzeihen Sie meine etwas ſchroffe, unhöfliche Aeußerung!“ fuhr er nach kurzer Pauſe fort. „Eitelkeit iſt ein in der Künſtlerwelt ſehr allgemein verbreitetes Uebel. . . Es hat dieſe meine Eitelkeit aber nicht wenig verletzt, daß ich die Erfüllung eines Ihnen von mir erſt vor einigen Stunden gegebenen Verſprechens ſchon jetzt als unmöglich bezeichnen muß.“

„Ganz unmöglich?“ fragte Herr Schmidt mit ſichtbarer Betrübniß.

„Unmöglich wenigſtens in der von uns beſprochenen Weiſe.

„Alſo doch möglich in anderer Weiſe?“

Nach einigem Zögern verſetzte der Maler: „Bevor ich Ihre letzte Frage beantworten kann, müſſen Sie mir eine andere geſtatten. Die beiden Damen wohnen jedenfalls in einem der benachbarten Dörfer?“

„Die ältere von beiden, die Mutter der jüngern, iſt Beſitzerin des zu dieſem Forſt gehörigen Gutes.“

Abermals zögerte Burgsdorf eine lange Weile. Alsdann hob er an:

„Sie haben vorhin erklärt, daß mein offenes Geſtändniß Ihr ganzes Vertrauen gewonnen. Dieſes Vertrauen nun muß ich bei dem Vorſchlage, den ich Ihnen zu machen beabſichtige, in der That vorausſetzen. . . Sie wünſchen ein Porträt von der jüngern der beiden Damen. Sie wünſchen es mit der Einſchränkung, daß außer Ihnen und mir kein Menſch etwas davon merke oder erfahre. War es nicht ſo?"

Herr Schmidt machte eine bejahende Bewegung mit dem Haupte.

„Nun gut", fuhr der Maler fort, „ich bin bereit, Ihnen das Porträt unter der angeführten Bedingung oder Einſchränkung zu liefern, beanſpruche dagegen im übrigen vollkommen freie Hand. . ."

„Mein Gott, dieſer Vorſchlag iſt ſo eigenthümlich!" ſagte Herr Schmidt, deſſen ganzes Weſen eine große Aengſtlichkeit verrieth.

„So eigenthümlich", verſetzte Burgsdorf lächelnd, „als Ihr Antrag, als die ganze myſteriöſe Angelegenheit. . . Ich bemerke übrigens noch, daß ich mir recht wohl bewußt bin, wie viel Vorſicht, Zartgefühl und Delicateſſe die Sache erheiſcht, und daß ich dafür bürge, daß niemand compromittirt werden wird."

Herr Schmidt ſtarrte grübelnd zu Boden. Seine ernſten Züge ſpiegelten einen ſchweren Seelenkampf ab. Dann überflog er plötzlich mit raſchem, durchdringendem Blick des Malers Züge, als wollte er in den geheimſten Falten ſeiner Seele leſen. Endlich aber ſprach er, tief aufathmend: „Nun gut, es ſei! Ich bin oft und ſchmerzlich von den Menſchen getäuſcht worden. Ich habe auch ſo ziemlich das Vertrauen zu den Menſchen verloren. Ich weiß nicht, was mich zwingt, beim erſten Anblick gezwungen hat, Ihnen zu vertrauen. . . Aber noch Eins will ich Ihnen ſagen, mein theurer Herr: Ich habe einſt als ein armer, verzweifelter Menſch mein Vaterland verlaſſen. Als ich den Boden von Amerika betrat, beſaß ich nicht ſo viel, um eine Mahlzeit dafür zu kaufen. Nun wohl, ich wollte lieber mein ziemlich bedeutendes Vermögen opfern und noch einmal als ein Bettler den Boden Amerikas betreten, als erleben, daß durch meine Schuld den beiden Damen eine Fährlichkeit oder Unbilde zuſtieße!". . .

Nach dieſen Worten erhob er ſich und gab dadurch auch das Zeichen zum Aufbruch für den Maler. Schweigend begleitete er ihn bis zur Pforte, verbeugte ſich ſtumm und ſchloß die Pforte hinter ihm zu.

Drittes Kapitel.

In einem höchſt einfach ausgeſtatteten Zimmer des gräflich P.'ſchen Schloſſes ſaß eine ältliche Dame, dieſelbe, welche Burgsdorf in Begleitung ihrer Tochter im Walde geſehen, und hielt einen Brief in der Hand, welchen ſie ſoeben durchgeleſen und der ſicherlich keinen freudigen Eindruck auf ſie gemacht hatte. Derſelbe ſtereotype Ausdruck der Trauer, den wir im Forſt in ihren Zügen bemerkt, trat auch jetzt wieder deutlich hervor. Außerdem aber lagerten Wolken des Unmuths auf ihrer Stirn und um den gekniffenen Mund ſchwebte ein Zug tiefſter Bitterkeit. . .

Es öffnete ſich die Thür, und ein alter, grauköpfiger Mann trat ein. Es war der Wirthſchaftsinſpector der Gräfin.

„Ihre Hoffnung war eitel!" rief ſie ihm, ohne ſeinen Morgengruß abzuwarten, entgegen. „Die Kündigung der Hypothek wird nicht zurückgenommen. Ich muß das Geld ſchaffen oder die Subhaſtation erwarten!"

„Wir werden das Geld ſchon noch auftreiben!" verſetzte der Inſpector in zuverſichtlichem Tone, dem jedoch ſeine Miene durchaus nicht entſprach „Die Hypothek iſt ja ſicher und Geld gibt es ſo viel im Verkehr! Mein Gott, es wäre ja entſetzlich, wenn . . ."

„Es wäre nicht das Entſetzlichſte, was ich erlebt!" unterbrach ſie ihn mit erkünſtelter Ruhe. „Ueberdies, komme, was kommen mag, ich bleibe ja eine Gräfin und meine Tochter bleibt eine Comteſſe!" Ein kalter, bitterer Hohn lag in dem Tone, in welchem ſie die letzten Worte ſprach.

„O, gnädige Frau, reißen Sie die alte Wunde nicht wieder auf!" bat der Alte mit gefalteten Händen. „Hadern Sie nicht mit den Todten!"

„Die Todten haben, als ſie noch lebten, mit mir kein Mitleid gehabt. Sie haben mich zu dem gemacht, was ich bin — ein elendes Weib mit vergifteter Bruſt und einem Leben voll Qual und Noth!"

„Dieſes Leben hat aber doch eine Freude, eine Erquickung, eine Hoffnung", ſprach der Greis in weichem Tone. „Ich meine die Comteſſe, Ihre Tochter, Frau Gräfin! Und dieſe Tochter verdanken Sie einem der beiden Todten!"

Sie blickte ihn an wie eine gereizte Löwin. „Thor, alter weißköpfiger Thor!" rief ſie dann.

„Eben dieſes Kindes wegen, an welchem die Sünde des Vaters ſich ſchon rächt, hadere ich mit dem Todten!... Ich für meinen Theil würde gern abſchließen mit dem Leben; ich mache keine Anſprüche mehr auf Freude und Glück. Ich habe dem bleichen Engel der Entſagung die Hand gereicht. Mein Herz wäre längſt völlig erſtarrt und unempfindlich geworden für Freude wie für Schmerz, wenn es die Mutterliebe, die Mutterangſt nicht aufſtachelten zum Leben und Fühlen. Nur der furchtbare Gedanke, daß auch Bianka einſt unglücklich und elend werden könnte, daß Armuth und Noth ſich ihr jetzt ſchon nahen, ohne daß ſie es ahnt, ſcheucht von meinen Augen den Schlaf, zerreißt mein Herz und beſchwört die bittere Erinnerung an die Todten herauf!"

Der Greis näherte ſich dem Lehnſeſſel, auf welchem ſie ſaß, und ſprach mit vor Rührung zitternder Stimme: „Warum ſollte ſie denn unglücklich werden, Frau Gräfin? Iſt ſie nicht ſchön und gut wie ein Engel?"

„Ich war auch ſchön und gut", antwortete ſie rauh, „und die Schönheit brachte das Unglück über mich, und das Unglück machte mich böſe!"

„Sie hatten kein Mutterauge, das über Sie wachte, kein Mutterherz, das die Keime des Guten im Erguß der Liebe tränkte. Und doch, doch ſind auch Sie im Grunde des Herzens ſo gut geblieben!" . . .

Sie wurde ſanfter und weicher bewegt. Der Schmerz löſte ſich auf in Thränen. Nach langer Pauſe ſprach ſie leiſe: „Was ſoll aus meinem armen Kinde werden, wenn man uns aus unſerm Aſyl vertreibt, uns in die Welt ſtößt, die böſe, trügeriſche Welt?"

„Man wird Sie von hier nicht vertreiben!" verſetzte er eifrig und zuverſichtlich. „Ich werde Mittel finden, Sie Ihrer Verlegenheit zu entreißen. Ich werde mich an dieſen Fremden wenden, den man «Herr Schmidt» nennt. Er ſoll unermeßlich reich ſein und bei all ſeiner Menſchenſcheu edel und gut. Ich möchte ſchwören, er wird uns helfen."

„Wollen Sie betteln bei einem Fremden?" fragte ſie ſtolz. „Wollen Sie ſich aufdringen einem Menſchen, der die Welt nicht blos zu fliehen, ſondern auch zu verachten ſcheint?... Nein, dazu geb' ich meine Einwilligung nicht!"

„Dann werd' ich mich an einige Agenten der Hauptſtadt wenden. O, Sie werden ſehen, ich werde Rath ſchaffen! Wir haben ja noch Zeit, ein Jahr und darüber."

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Ueber den Adel der Seele.

H. Sch. — Die Menſchheit läßt ſich mit einer Pyramide vergleichen. Denn wie dieſe, ſo erhebt ſich auch jene vor unſern Augen. Breit dehnt ſich ihre Baſis aus und dichtgeſchart drängen ſich hier niedere und arme Menſchengeſchlechter. Die nächſten Stufen ſind, wennſchon weniger zahlreich, ſo doch immer noch ſtark bevölkert. Allmählich ziehen ſich die Staffeln mehr und mehr zuſammen, um die mittlern und höhern Schichten der menſchlichen Geſellſchaft aufzunehmen, und auf den höchſten gibt es nur noch einen kleinen und ſchmalen Raum für wenige.

So und nicht anders hat es die göttliche Weisheit geordnet, denn die Harmonie des wohlangelegten Ganzen kann nur einzig und allein auf einer richtigen Gliederung und Abſtufung beruhen.

Nun ließen ſich zwar die äußern Verhältniſſe der Menſchen unter gegebenen Umſtänden beliebig geſtalten, da wir jedoch mit Vernunft ausgerüſtete Geſchöpfe ſind, ſo iſt es von Nothwendigkeit, daß wir die Analogie für die Anordnung unſers irdiſchen Lebens eben nur in unſerm unveränderlichen, keiner willkürlichen Umformung unterworfenen Weſen ſuchen. Und hier zeigt es ſich denn, daß ganz dieſelbe Reihenfolge in der geiſtigen Welt ſtattfindet, wie ſie in den irdiſchen und äußerlichen Verhältniſſen der Menſchen wahrgenommen wird.

Aber wir Menſchen verkehren zumeiſt die göttliche Weisheit zur Thorheit.

Gott wollte, daß ſich um alle dieſe Mannichfaltigkeit das Band eines und deſſelben ſittlichen Gefühls, gleicher, allgemeiner Liebe ſchlinge und dadurch jene unendliche Verſchiedenheit in der Erſcheinung der Menſchheit zu einem ſchönen Ganzen vereine! Leider laſſen ſich jedoch die Menſchen, ſtatt ſich mit Ehren auf ihrem Standpunkt zu behaupten oder ſich geiſtig über ihn zu erheben, nur allzu ſehr von ihm beherrſchen, und während uns auf der Seite der niedriger Stehenden gar häufig auch Niedrigkeit der Geſinnung in ihren verſchiedenen widrigen Aeußerungen entgegentritt, beleidigt uns nicht ſelten von der andern Seite kalter Hochmuth, ſtolze Geringſchätzung in ihrer ganzen Unwürdigkeit und Unerträglichkeit. Dennoch iſt der höhere Standpunkt, den manche auf der Stufenleiter der Geſellſchaft innehaben, ganz dazu geeignet, auch eine höhere, edlere Geſinnung zu erwecken. Und wie ſollte es auch nicht ſo ſein? Gleichwie man von einer Anhöhe aus leicht die zu ihren Füßen ſich ausdehnende Ebene überſchaut und vieles ſieht, was der Tieferſtehende nicht ſehen kann, ſo gewährt der höhere Standpunkt einen tiefern, belehrendern Einblick in die menſchlichen Verhältniſſe, und eine weitere, klarere Umſicht erſchließt einen umfaſſendern Geſichtskreis für unſere Gedanken und Erfahrungen. Dazu kommen die hier

in der Regel reichlicher zu Gebote ſtehenden Mittel zu höherer Bildung: Vermögen und ein gewählter Umgang.

Wenn wir demnach erwarten dürfen, daß eine höhere Stellung dem Menſchen leicht auch eine höhere und edlere Geſinnung einflößt; daß ferner der durch die Geburt ſchon empfangene Adel, daß die Pietät für große Vorfahren, welche ſich denſelben durch wirklich ausgezeichnete Verdienſte erworben haben, das Gefühl der Selbſtachtung beſtärkt — in welchem Sinne auch der bekannte Ausſpruch: „Noblesse oblige!“ zu deuten iſt —; wenn wir ſchließlich zu der Annahme berechtigt ſind, auf der höchſten Stufe menſchlicher Rangverhältniſſe auch den höchſten Geiſtesadel zu finden, einen Adel, den wir nach dem Namen des Höchſtgeſtellten als „königlichen Sinn“ bezeichnen: ſo würde es doch höchſt irrig ſein, lediglich bei den eine hohe ſociale Stellung einnehmenden Menſchen auch den Adel der Seele ſuchen zu wollen. Nein, ebenſo, wie man ihn da nicht immer findet, ebenſo iſt es auch ſogar den Menſchen, welche die Baſis der Pyramide bilden, wenn auch nicht ſo leicht, doch möglich, ſich den Adel zu erwerben, deſſen Bedingung ein „adeliches“ Leben, ein „adeliches“ Denken, Fühlen, Streben und Handeln iſt! Und das allein iſt auch der wahre Adel, von dem der römiſche Dichter Juvenal ſagt, daß er die alleinige und einzige Tugend ſei, und auf welchen ſich das alte Sprichwort bezieht: „Wer ſich adelich hält, der iſt adelich!“

Dieſem Adel ſei in dieſen Zeilen eine kurze Betrachtung gewidmet.

Berühren wir zunächſt mit einigen Worten das erklärteſte Gegentheil des höchſten Seelenadels. Nichts iſt unter den Menſchen allgemeiner verbreitet als eben die Gemeinheit; kein Stand, kein äußeres Verhältniß, und wäre es auch noch ſo glänzend, kann ſich gänzlich vor ihr ſchützen. Wie Goethe von Schiller ſagt:

Und hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!

Nicht allein in der Vernachläſſigung der Tracht und Haltung, im Ton und in der Sprache, im Ausdruck der Mienen und Geberden verräth ſich die Gemeinheit; nicht ſelten nimmt ſie auch den Glanz des feinſten äußern Anſtandes zu ihrem Deckmantel. Ihr wahrer Sitz iſt das ungebildete, ungeläuterte Herz. Und worin beſteht dieſe Gemeinheit? Alles gehört dazu, was ein Gebrechen der menſchlichen Seele genannt wird, wenn ſie ſich ſelbſt erniedrigt, nicht in ſich, ſondern in Außendingen, nicht im Großen und Edeln, ſondern im Niedrigen den Werth des Lebens findet.

Damit ſoll nicht etwa geſagt ſein, daß man die materiellen Güter, die Außendinge verachten müſſe; denn jene heuchleriſche oder ſchwachmüthig-ſchwärmeriſche Geringſchätzung derſelben, die deren Werth verkennt, oder ſich ſtellt, als kenne ſie ihn nicht, iſt nur zu verdammen. Auch ſie ſtammen ja aus Gottes Hand und ſind durch ihn geheiligt; ſie dienen zur Befriedigung der unabweisbaren Lebensbedürfniſſe, zur Kleidung, zur Verſchönerung des Lebens und bieten uns viele Mittel zur Uebung der herrlichſten Tugenden. Während jedoch eine edlere Seele in ihnen nur ein Mittel zu gutem Zweck erblickt, ſucht die gemeine die Summe, wenn nicht alles, ſo doch des meiſten und hauptſächlichſten Guten darin; ihr gilt es für das höchſte Glück, ſo viel als möglich, gleichviel auch auf welche Weiſe zu erhaſchen und zu erringen. Und wie ſie ſelbſt gewöhnlich aus Genußſucht entſteht, ſo erzeugt ſie wiederum, gleich der vielköpfigen Hydra, die Habſucht, den Neid, die Verſchwendung, die Ueppigkeit. So erwirbt ſie nur, um das Erworbene zu misbrauchen, ja, wenn der ſchmuzige Geiz ihre Quelle iſt, um es gar nicht zu brauchen, um es blos zu beſitzen. Und wo wir hinblicken, auf Markt und Straßen, in Hütten wie in Paläſten, in Familien und Körperſchaften, überall herrſcht ihr ſchwerwuchtendes Scepter.

So hoch das Ziel der Menſchheit ſteht, ſo tief iſt das Ziel der Gemeinheit. Sei der Menſch daher noch ſo reich, noch ſo begabt, noch ſo hochgeboren und hochgeſtellt: verwendet er ſeine Habe, ſeine Vorzüge, ſeine Macht zur Befriedigung unwürdiger Neigungen und Begierden, im Dienſte der Eitelkeit und des Hochmuths, will er blos die Vortheile ausbeuten, welche die angegebenen Eigenſchaften ihm gewähren, ſtatt auch die Verpflichtungen zu erfüllen, welche ſie ihm auferlegen, ſo zählt er zum gemeinen Haufen und ſteht vielleicht tief unter manchem, auf den er mit Verachtung herabblickt.

In der Gemeinheit liegt die größte Schwäche, und wenn ſie ſich öfters noch ſo geſchäftig ſtellt, iſt ſie doch aller wahren Kraft und Stärke bar. Darum ruht auf ihrem Thun kein Segen; ja alles, was ſie berührt, verdirbt wie vor dem Gifthauch der Peſt. Und wenn ſich die Seele läutern ſoll im Kampf mit Noth und Trübſal, dann ſteht die verzagende Gemeinheit in all ihrer Nichtigkeit da, ein Greuel für ſich ſelbſt und für alle, deren Augen ſie begegnet; dann rathet ſie zur letzten feigen That, zu dem jetzt leider nur allzu häufigen Selbſtmord, ſtatt den Unglücklichen zurückzuführen zu den „himmliſch-hohen Mächten“.

Der Gegenſatz der Gemeinheit iſt nun eben die Hoheit der Geſinnung, der Adel der Seele. Während jene nur ausſchließlich auf das Irdiſche, Flüchtige und Vergängliche gerichtet iſt, beſchäftigt ſich dieſer mehr mit dem Geiſtigen, Dauernden, Ewigen; während die Augen der Gemeinheit fortwährend am Boden haften, erhebt ein edler Sinn den Blick nach oben.

Ein erhab'ner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Aber ſucht es nicht darin!

ſagt unſer Schiller, der auch an einem andern Orte die ſchönen, ſinnigen Worte ſpricht:

Adel iſt auch in der ſinnlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was ſie thun, edle mit dem, was ſie ſind!

Und weil der hochgeſtellte und zugleich hochherzige Mann in den höhern Regionen des Daſeins ſein Auge geübt und geklärt hat, erkennt er deutlicher und ſicherer den Zuſammenhang der Dinge untereinander. Er ſieht es ein, daß er ſich als Menſch von den Bedingungen des irdiſchen Lebens nicht wieder losreißen kann; ohne dies jedoch geringzuſchätzen oder gänzlich zu verachten, erkennt er vielmehr willig die Erde als den ihm angewieſenen Schauplatz ſeines Wirkens, macht gern Gebrauch von den Gütern, die ſich ihm hier zur Benutzung darbieten, greift thätig in das Getriebe des Lebens ein, nimmt gern an ſeinen Freuden theil, doch immer ſo, daß er alles einem höhern, auf ſeine und anderer Vervollkommnung, auf Förderung menſchlichen Wohls gerichteten Zwecke unterordnet. Auf der andern Seite aber entbehrt er mit Leichtigkeit von den Gütern dieſer Welt, was ihm nicht zutheil geworden, und fühlt, des Ausſpruchs Seneca's gedenkend: „Die Reichthümer heben die Beſchwerlichkeiten des Lebens nicht auf, ſondern verändern ſie nur!“ keinen Neid, wenn ihm weniger, andern deſto mehr beſchieden iſt.

Es iſt nichts Leichtes für den Menſchen, ſich zum Bewußtſein der Würde zu erheben, zu welcher ein jeder von uns ſich emporſchwingen ſoll. Daher erkennen wir mit Recht einen großen Vorzug des ſchon von Geburt Höhergeſtellten darin, daß ſeine äußere Stellung ihm von ſelbſt die Leiter baut, um auch eine höhere geiſtige und ſittliche Würde zu erlangen. Er beſitzt bereits, wonach andere unter Sorgen und Mühen erſt ſtreben müſſen. Dieſes Streben ſelbſt aber iſt auch mit mancherlei ſittlichen Gefahren verbunden. Bald iſt es der Ehrgeiz, in den es ausartet, die Ruhmſucht, das brennende Verlangen, zu glänzen und eine Rolle auf der Bühne der Welt zu ſpielen; bald die Habſucht, die ſich durch Erringung eines hohen Poſtens zu befriedigen gedenkt; bald die Begierde nach Macht, und zwar nicht etwa jene Macht, die ihre Aufgabe dahin richtet, andere zu beglücken, ſondern nur den eigenen Willen überall zur Geltung zu bringen; bald eine leere Eitelkeit, die in Titeln und Würden ihr Glück findet.

Das Leben der Menſchen wird vorzüglich durch zwei Hebel in Bewegung geſetzt: ſie heißen Können und Haben. Wohl dem, der zu dieſem doppelten Zauberſtab ohne „Schuld und Fehle“ gelangt! Darum mögen wir diejenigen glücklich preiſen, denen ihr guter Stern denſelben ſchon bei ihrer Geburt und mit ihm zugleich die Fähigkeit und das Geſchick verlieh, ihn wohl zu führen. Zugänglicher iſt für ſie das Gebiet nicht nur der Wiſſenſchaften, ſondern auch der Kunſt und jedes reinern Genuſſes; das Höchſte und Beſte aller Art bietet ſich ihnen zur Verſchönerung und Veredelung des Gefühls und des Geſchmacks dar. Indem ſie aber das Bild des menſchlichen Lebens vor ſich ausgebreitet ſchauen, thun ſie auch einen tiefen Blick in die Sorgen, Mühen und Qualen der Menſchheit. Selbſt erhaben über ſo mancherlei Misgeſchick, empfinden ſie theilnehmender den Druck, unter welchem die große Zahl der Sterblichen leidet, und während ſie ihr troſtſpendendes Wort nicht überall hingelangen laſſen können, wirken ſie durch die helfende That nach allen Richtungen.

So zeigt ſich ſchon hierin ihr edles Wollen und Handeln. Aber eben darin eröffnet ſich der weiteſte Spielraum für ihre Entwürfe, für ihre Thätigkeit. Zwar hat der Wille und die Wirkſamkeit auch der Höchſtgeſtellten gewiſſe Schranken, allein die durch klarere Einſicht erlangte Beſonnenheit macht es ihnen leicht, ſich in der gegebenen Grenze zu erhalten, zugleich aber innerhalb derſelben Segen zu verbreiten. Recht und Gerechtigkeit iſt der Boden, auf welchem ſie ſchaffen und wirken; Tugend und Sittlichkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt ſind der Schacht, aus welchem ſie das gediegene, lautere Erz einer höhern und edlern Bildung zu Tage fördern. In allem, was ſie thun, denken ſie zuletzt an ſich ſelbſt, zuerſt aber an die, welchen die Früchte ihrer Thätigkeit zugute kommen ſollen; ja ſelbſt in den Tagen eigener Trübſal und in den Stürmen, die jeden Sterblichen heimſuchen, ſtehen ſie feſt auf ihrem Poſten und werden in ihrem durch alle dunkeln Wetter leuchtenden Glanze das Beiſpiel einer demüthigen Größe für alle, deren Blicke auf ſie gerichtet ſind.

Aber kann denn die Betrachtung eines ſolchen Vorbildes, wie es diejenigen, welche die Spitze der durch die Menſchheit gebildeten Pyramide in ſocialer Hinſicht einnehmen, immerdar bieten ſollten, auch für die untergeordneten Verhältniſſe der andern erweckend und nützlich ſein? Ja gewiß! Denn es iſt ja ſchon oben geſagt worden, wie jeder Menſch die Erringung eines ſolchen Adels ermöglichen kann, ſtehe er auch noch ſo tief; ja, wie ihm ſogar der Gipfel der Pyramide in Beziehung auf den Geiſt, die Seele, das Herz nicht unerreichbar iſt, noch erſcheinen darf.

Die berühmte alte Philoſophenſchule der Stoiker, welche durch die Strenge ihrer ſittlichen Grundſätze auf unzählige Gemüther den veredelndſten Einfluß geübt, ſtellte die ernſtgemeinte Behauptung auf: nur der Weiſe ſei ein König. Sie ging von der richtigen Anſicht aus, daß alles, ſelbſt die ſchwere Kunſt, ein Volk zu regieren, leichter ſei, als ſich ſelbſt zu beherrſchen. Der einzelne Menſch iſt ſelbſt eine Welt; dieſe innere Welt recht zu erkennen, ſich ganz in ſie zu finden, Licht, Ordnung und durchgängige Geſetzmäßigkeit in ſie zu bringen, das iſt die Aufgabe eines erleuchteten, eines hohen, eines königlichen Sinnes. Oder wo iſt mehr Mannichfaltigkeit, mehr Freiheit, mehr Zügelloſigkeit und Widerſpenſtigkeit als in unſerm Innern? Da, da iſt das Land, worüber wir herrſchen, wo wir unſere eigenen Fürſten ſein, wo wir mit königlichem Sinne walten ſollen!

Aber auch außer uns erſchließen ſich weite und herrliche Gebiete für unſer Herrſchen. Das Reich des geſammten Wiſſens liegt vor uns ausgebreitet, um ſo viel zu erobern, als nur jeder vermag. Hier, im Reiche der Geiſter, hat jeder von uns Menſchen nicht nur des Recht, ſondern auch den Beruf, die

Hand selbst nach der Königskrone auszustrecken, und das edle, rastlose Streben gilt dabei das meiste.

Hinweg demnach vor allem mit jeder Art von Gemeinheit, welche sich als bleiernes Gewicht an unsere Flügel hängt! Nur das Hohe und Herrliche — und was ist höher und herrlicher als Sittlichkeit und Wissenschaft?! — sei unser Begehr, unser Ziel! Hier ist alles vereint, was des Menschen würdig ist; hier ist Reinheit, Licht und Klarheit, hier ist Belehrung, Trost und Ermunterung; hier ist eine Fülle der Freude und des Genusses, hier Gewinn auf Gewinn. Und keine Riegel und Thürme; keine Bollwerke und Mauern; keine Heeresmacht ist von nöthen, um uns in dem gewonnenen Besitz zu schirmen und zu schützen. Sicher wohnt der Mensch hier vor jeder Beraubung, vor jedem Angriff in seinem von ihm selbst erbauten Schlosse, und über dessen Portale prangen die Worte: „Der Tugend allein die Krone!“

Gibt es aber wol eine schönere und glänzendere Krone? Und ist auch dieses Schloß nicht immer weithin sichtbar, ragt es auch nicht mit seinen Zinnen hoch in die Luft hinaus, folgt der Ruhm des Namens auch nicht bis auf späte Geschlechter nach: die heitere Zufriedenheit mit uns selbst, der stille Segen einer verdienstvollen Wirksamkeit in einem wenn auch noch so kleinen Kreise; der Ruhm vor Gott, ist er nicht mehr werth, ist er nicht der Unsterblichkeit in höherm Grade theilhaftig als der Ruhm, den sich ein im strengsten Sinne des Worts unadelicher Ehrgeiz gegründet? Wer sich den Adel der Seele errungen, deß Stammbaum reicht bis in den Himmel!

Gedichte aus dem Schottischen.

Von Otto von Urbas.

Die Maid von Ballochmyle.

's war Abend — es erglänzte Thau
Wol perlengleich die Flur entlang;
Den weh'nden Zephyr, lind und lau,
Der Bohnenblüte Duft durchdrang;
In jedem Thal die Drossel sang,
Still lauschte die Natur — dieweil
Aus grünem Wald das Echo klang
Im Hügelland von Ballochmyle.

Und sorgenlos zog ich dahin,
Im Schau'n versunken ganz und gar,
Da sah auf einer Lichtung grün
Ein Mädchen ich, hold wunderbar;
Ihr Blick war wie der Morgen klar,
Ihr Lächeln strahlte Wonn' und Heil —
Ein Hauch bot sich mir flüsternd dar:
„Sieh' hier die Maid von Ballochmyle!“

Wol ist im Mai der Morgen schön
Und süß in milder Herbstesflur
Die Nacht, wenn träumend wir durchgehn
Den Park und stillen Waldes Spur.
Dem Weib, dem Liebling der Natur,
Ward aber all ihr Reiz zutheil;
Doch ihre höchste Gunst erfuhr
Die schöne Maid von Ballochmyle.

Wär' sie die Maid der Flur doch, ach!
Die mit dem Landmann sich verband!
Beherbergt' sie das ärmste Dach,
Das jemals stand im Schottenland:
Nicht scheut' ich Frost noch Sonnenbrand,
Wie pflügt' ich, o wie schwäng' ich's Beil!
Und nachts entzückt mein Arm umspannt'
Die schöne Maid von Ballochmyle!

Der Stolz erklimm' die steile Höh',
Wo Ruhm und Ehr' in hellem Schein;
Der Golddurst schiffe durch die See
Und dring' in Indiens Minen ein:
Mir gebt das Hüttchen in dem Hain,
Die Heerd', die Pflugschar sei mein Theil —
O Himmelsglück, im Wonnverein
Der schönen Maid von Ballochmyle!

Die schönen Ufer des Ayr.

Schnell bricht herein die finst're Nacht,
Der Sturmwind heult mit wilder Macht;
Die düst're Wolke, regenschwer,
Ich seh' sie ziehn die Eb'ne her;
Der Jäger kehrt nun heim vom Moor,
Das Vöglein flieht zu Busch und Rohr;
Indeß ich wand're sorgenschwer
Entlang den stillen Strand des Ayr.

Der Herbst beweint sein reifend Korn,
Zu früh zerstört von Winters Zorn;
Durch seines Himmels Bläue hin
Sieht er des Sturmes Wolken ziehn:
Mein Blut wird kalt bei seiner Wuth —
Ich denk' der stürm'schen Meeresflut,
Wo Schrecken drohen um mich her,
Fern von dem schönen Strand des Ayr.

's ist nicht der Wogen wild Gebraus,
Dies Ufer nicht voll Todesgraus;
Der Tod, in jeglicher Gestalt,
Wer elend ist — den läßt er kalt!
Doch um mein Herz ein Band sich schlingt,
Ums Herz, das manche Wund' durchdringt;
Dies Band zerreißt, sie bluten schwer,
Scheid' ich vom schönen Strand des Ayr.

Lebt wohl, Altschottlands Thal und Höh'n,
Ihr Heidemoor' und Schluchten schön!
Wo kranke Phantasie zurück
Sich ruft entschwund'nes Liebesglück.
Lebt wohl, ihr Freund' und Feinde mir!
Ihr nehmt mein Herz — Verzeihung ihr —
Kann sprechen nicht vor Thränen mehr;
Leb' wohl, du schöner Strand des Ayr!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die Künstler aus der Karlsschule.

II.

G. H. — Mit Schiller wurde außer Dannecker noch ein anderer Bildhauer auf der Karlsschule erzogen, Philipp Jakob Scheffauer, der gleichzeitig mit Dannecker in Paris und Rom sich ausbildete. Die verwitwete Herzogin Franziska ließ von ihm ein Denkmal für den berühmten Kanzelredner Zollikofer fertigen mit den Figuren der Beredsamkeit und der Moral, der König Jeröme eine schlafende Venus, welcher Amor den Schleier aufhebt. Ein anderes Denkmal widmete Scheffauer dem Andenken Klopstock's. Für die Walhalla lieferte er Keppler's Büste. Seine Behandlung des Reliefs wird besonders gerühmt.

Joseph Koch stammte aus Tirol und war der Sohn eines nach Deutschland handelnden Citronenhändlers. Als Hirtenknabe hütete er die Ziegen des Dorfs; da fand ihn der Bischof einst am Ufer eines Bachs sitzend und sein eigenes Bild nach dem Reflex des Wasserspiegels vortrefflich auf Schiefer zeichnend. Joseph kam zu einem Zeichenlehrer in die Schule und später auf die Karlsakademie. Hier wurden in Gegenwart des Herzogs von den Zöglingen zuweilen Theaterstücke aufgeführt: „Der Geizige" von Molière, „Der Deserteur" von Mercier, „Clavigo" von Goethe. Koch machte den Decorationsmaler und spielte die Naturburschen, wobei es ihm auf einige Impromptus nicht ankam. Ein solches wäre ihm einst beinahe theuer zu stehen gekommen. Er hatte auf der Bühne die Bemerkung einfließen lassen, „er wolle aus jedem Stock einen Offizier schnitzen." Sofort unterbrach der Herzog die Vorstellung, ließ einen Stock und ein Messer bringen und forderte den Helden auf, seine Aussage zu bethätigen. Koch fürchtete schon, es möge ihm ergehen wie jenem herzoglichen Rath, der dafür, daß er vergaß, vor der Schildwache den Hut zu ziehen, Stockprügel erhielt, und fing in seiner Angst wirklich an zu schnitzeln. Endlich half ihm sein neben ihm stehender Freund Necker aus der Verlegenheit mit der trockenen Bemerkung: „Ich müßte doch lachen, wenn er einen 'rausbrächte!" Der Herzog mußte lachen und entfernte sich. Aehnlich wußte ein anderer Zögling ein drohendes Unwetter von seinem schuldigen Haupte fern zu halten. Auf der Akademie befand sich ein junger Graf von Nassau, der viele tolle Streiche machte. Eines Tags mußte er dem Herzog seine überaus schlecht ausgefallene Wochencensur überreichen. Herzog Karl, der eben mit Franziska aus dem Garten kam, las das Sündenregister und fragte dann den unbändigen Zögling: „Sag' Er mir, was würde Er wol thun, wenn Er an meiner Stelle wäre?" Der junge Graf, schnell gefaßt, gab der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß, indem er sagte: „Komm', Fränzel, und laß den dummen Jungen stehen!" Zwischen Zorn und Lachen schwankend, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiel und die Sache hatte dabei ihr Bewenden.

Nach seiner Flucht aus der Karlsschule hielt sich Koch vier Jahre in der Schweiz auf und wanderte dann nach Italien, wo er später mit Cornelius und Overbeck in der Villa Massimi malte. Er bildete sich vornehmlich zum Landschaftsmaler aus und seine italienischen Stimmungsbilder verschafften ihm große Anerkennung. „Er entfaltete", bemerkt Hagen in seinen „Vorlesungen über neuere deutsche Kunst" von ihm, „eine seit Pouſſin ungekannte lineariſche Zusammenstellung der Naturformen und brachte die Landschaften in ein bedeutungsvolles Verhältniß zur Historienmalerei." Mit Thorwaldsen wohnte Koch zu Rom längere Zeit zusammen; der in der Geschichte der neuern Kunst bahnbrechende Carstens starb in seinen Armen. Mit einem Bauernmädchen aus den Abruzzen verheirathet, behielt unser Tiroler sein Leben lang eine gewisse derb-geniale Künstlergrobheit bei, die in seinem berüchtigten satirischen Buche: „Die Rumford'sche Suppe, gekocht und geschrieben von Koch", zu den gröbsten Schmähreden auf Kunstschriftsteller und Malerakademien ausartet. Ein deutscher Künstler hatte zu Rom einen Carton ausgestellt, der wenig Beifall, Koch's Mißfallen aber in solchem Maße erregte, daß er ohne weiteres durch den Carton mitten hindurchging. Von König Ludwig mit einem Jahrgehalt bedacht, starb Koch 1839 zu Rom.

Ein in der Geschichte der deutschen Malerei bedeutenderer Künstler war der Karlsschüler Eberhard Wächter, geboren zu Solingen 1762, gestorben in Stuttgart 1852. Als Lehrer Overbeck's trug er nicht wenig dazu bei, dessen eigenthümliche Richtung vorzubereiten. Wächter lehrte, daß alle Malerei nur Seelenmalerei sein müsse. Es handle sich um Befriedigung des innern Auges. Schöne Leiber, reiche Stoffe, Farbengepränge seien verächtlich, wenn der vergängliche Körper nicht das Unvergängliche ausdrücke. Durch Darstellung idealer Gliedmaßen lasse sich kein Ideal, durch harmonische Verschmelzung der Tinten keine Harmonie hervorzaubern ohne Geist, Erfindung und Gefühl. Weil er lieber diesen als den damals herrschenden Schulansichten folgte, wurde Overbeck mit drei andern Gesinnungsgenossen im Jahre 1810 aus der wiener Malerakademie ausgewiesen. Sie begaben sich nach Rom, schlugen in den verlassenen Zellen des Klosters San-Isidoro ihre Werkstätten auf und gründeten dort jene katholische Kunstbrüderschaft, die, den Triumph der Religion in

ihren Werken verherrlichend, das mild Erbauliche für die höchste Aufgabe der Kunst erklärte.

Wächter's Hauptwerk: „Hiob unter den trauernden Freunden", befindet sich zu Stuttgart. Unter seinen allegorischen Bildern steht obenan „Das Schiff des Lebens". Es geht hinaus in die weite See, alle Lebensalter sind vereint, das jüngste Kind beginnt die Fahrt schlafend an der Brust der Mutter.

Hatte ein Karlsschüler zur Entwickelung einer kirchlich-katholischen Malerei nicht wenig beigetragen, so war andererseits auch einer der Wiedererwecker des gothischen Geschmacks in der Baukunst aus der Karlsakademie hervorgegangen. Es ist dies der Baumeister Karl Heideloff, geboren 1789 in Stuttgart, wo sein Vater als akademischer Lehrer wirkte. Karl Heideloff vergaß das Antike, das er bei ihm gelernt, und schwärmte für das Romantische. Er behauptete, daß es ohne Vaterland keinen Künstler gebe, und erhob sich in der Zeit französischer Fremdherrschaft an der Größe der gothischen Münster. Nachdem er 1816 das Schloß zu Koburg in mittelalterlichem Geschmack eingerichtet, kam er nach Nürnberg. Hier hatte er die Befriedigung, alle Bauwerke der mittelalterlichen Zeit von den Entstellungen späterer Jahrhunderte gründlich säubern zu dürfen und Nürnbergs Stolz auf die Denkmale seiner Vorzeit neu zu beleben.

Berliner Briefe.

IV.

Der Einzug der eroberten Geschütze. Aus der musikalischen Welt.

Wir haben sie empfangen, die Sieger von Düppel!

Am 3. Mai erwartete auf dem Hamburger Bahnhof die Volksmenge die Ankunft der eroberten Geschütze und einen Theil der braven Krieger aus den Sturmcolonnen.

Dem heranbrausenden Zuge tönte ein so donnerndes Hurrah! entgegen, das die Soldaten an jenes erinnert haben mag, mit welchem sie selbst die Schanzen erstürmten. Das war ein Jubel, ein Umarmen! Man führte die Mannschaften zu gedeckten Tischen, junge Mädchen brachten ihnen grüne Kränze und schmückten die Helme damit. Wagen warteten draußen, denn am liebsten hätte jeder der Anwesenden einen der Braven heimgeführt.

Am nächsten Tage, nachdem die schwerbeschädigten Geschütze einigermaßen in fahrbaren Zustand gebracht, mit Laubgewinden und schwarzweißen Bändern reich geschmückt, die erbeuteten Gewehre, Tornister und zwei Pontons auf Wagen verpackt waren, setzte sich der lange Zug in Bewegung. In allen Straßen, durch die der Zug ging, riefen die Häuser durch wehende Fahnen den Siegern ihr „Willkommen!" zu; wo der Zug der grünbekränzten Helden, die erbeuteten Danebrogs, kleine rothe Fahnen mit weißem Kreuz, tragend, sich nahte, an dessen Spitze der Premierlieutenant von der dritten Artilleriebrigade, Stöphasius, der Schanzenstürmer, voranritt, da ertönten nicht endenwollende Hurrahs.

Die Prinzessinnen standen auf dem Balkon des königlichen Hauses, mit weißen Tüchern wehend; der König war dem Zuge entgegengeritten, hatte ihn am Brandenburger Thore begrüßt und war dann zurückgeritten, um sich mit seinem Gefolge vor dem Denkmal Blücher's aufzustellen. Hier wurden die Bravsten der Braven hervorgerufen, der König reichte ihnen Ehrenzeichen und schüttelte jedem die Hand. Bis zum späten Abend umwogten Menschenmassen die am Lustgarten aufgefahrenen Geschütze.

Am Himmelfahrstage wurden die Soldaten der Ehrenescorte in der Garde-du-Corps-Kaserne gespeist, abends fand die Aufführung der Spontini'schen Oper „Olympia" in glänzendster Ausstattung statt. Die Zeichnungen zu den Decorationen sind noch von Schinkel entworfen; außerordentlich großartig erscheint die Säulenhalle vor dem Tempel der Diana, während die Schlußdecoration von hinreißender landschaftlicher Wirkung ist, mit ihrer riesigen Brücke, darüber sich ein Zug von Soldaten, Priestern, Tänzerinnen, der Triumphwagen der Statira und Olympia sowie der Elefant, der, reich geschmückt, den Kassander trägt, herab zur Bühne bewegt. Die Musik wirkt dagegen in ihrem Zuviel mehr abspannend als erfrischend auf die Nerven.

Die Hälfte des Parkets war mit grünen Kränzen umzogen und für die Helden von Düppel bestimmt, die hier auch noch drei heiße Stunden zu verleben hatten, denn die Temperatur des Hauses war trotz des eisigen Wonnemonats draußen eine afrikanische.

Aber kann sich Berlin eines großen Sieges freuen, so hat es auch einen schweren Verlust auf dem Gebiet der Kunst zu beklagen: Giacomo Meyerbeer ist nicht mehr. Nach kurzer Krankheit ist er am 2. Mai in Paris schmerzlos gestorben.

Meyerbeer war in Berlin geboren, in einer überaus begabten Familie; schon der Vater, Jakob Herz Beer, wird als ein geistvoller Mann geschildert. Unter den vier Söhnen haben Michael Beer, der leider schon 1833 in München starb, als dramatischer Dichter, und Wilhelm Beer sich als Astronom ausgezeichnet; Meyer Beer wurde am 5. September 1794 hier geboren. Schon der Knabe zeigte eine ungemeine musikalische Befähigung, sodaß er als eine Art Wunderkind im neunten Jahre sich öffentlich zu einem wohlthätigen Zweck auf dem Pianoforte hören ließ; Karl Maria von Weber war so erstaunt über diese Leistung, daß er dem Knaben prophezeite, er werde der bedeutendste Klaviervirtuos seiner Zeit werden. In seinem achtzehnten Jahre spielte er in Wien, und Hummel behauptete, einen so vollendeten Anschlag nie gehört zu haben. Bis an sein Lebensende hat Meyerbeer sich dieses Virtuosenthum auf dem Pianoforte erhalten. Den ersten theoretischen Musikunterricht empfing er von Zelter und dem Kapellmeister Anselm Weber, dem Componisten einiger Musikstücke zu Schiller'schen Tragödien, die jetzt verklungen sind.

Meyerbeer hatte mehrere seiner Arbeiten an den vielgekannten Abt Vogler eingesandt und erhielt von diesem 1810 eine Einladung nach Darmstadt, wo er seine Studien unter Vogler's Leitung fortsetzte und im nähern Verkehr mit Karl Maria von Weber und Gänsbacher zwei Jahre verlebte. Sein erstes Werk, das hier in der Singakademie aufgeführt wurde und Anerkennung fand, war eine Cantate: „Gott und die Natur." Ihr folgte bald eine erste Oper: „Jephtha", die in München zur Aufführung kam. Nach seinen Studien und Kunstreisen mit Vogler durch Deutschland, wo Wien und Berlin längere Zeit den jungen Componisten fesselten, wandte er sich nach Italien. Rasch ward er mit den Eigenthümlichkeiten des italienischen Musikstils vertraut und versuchte sich vielfach in Verschmelzungen desselben mit dem deutschen Stil. Im Jahre 1817 machte seine in Padua aufgeführte Oper „Romilda e Costanza" in ganz Italien Aufsehen; „Margaretha d'Anjou" und „Emma di Resburgo" vermehrten darauf seinen Ruhm. Im Jahre 1820 wurde die letztere Oper, ins Deutsche übertragen, in Berlin gegeben. „Il Crociato in Egitto" wurde in Italien und Paris mit Beifall aufgenommen und hier auf dem Königsstädtischen Theater dargestellt. In reicher Schöpferkraft folgte ein Tonbild dem andern. Eine Einladung, die der nun schon berühmte Componist nach Paris zur Einstudirung seines „Crociato" erhielt, wurde für seine Zukunft entscheidend. Nachdem er sich 1827 hier mit seiner ihn überlebenden Gattin, geborenen Morson, verheirathet hatte, erschien 1828 sein „Robert der Teufel", nach dem Ausspruch der Kenner ein Meisterstück, das seinen Weltruf begründete. Paris widerhallte 1831 von Jubel und Bewunderung für diese Oper, 1832 dirigirte Meyerbeer dieselbe hier und fand gleiche Anerkennung. „Robert der Teufel" hat alle Bühnen in Bewegung gesetzt, ist in alle lebenden Sprachen übersetzt worden und hat die Reise um die Welt gemacht. Im Jahre 1836 erschienen die „Hugenotten", ein für unser Empfinden vollendetes Werk, in welchem die tragische Romantik des Stoffs im großartigsten Stil in Tönen und Klängen wieder auflebt. Im Jahre 1844 schrieb er zur Einweihung des neuaufgebauten Opernhauses „Ein Feldlager in Schlesien", dem nichts als ein besserer Text fehlt, um den vorangegangenen Werken gleichzukommen. Im Jahre 1849 erschien der „Prophet", der 1850 mit Tichatschek und der Viardot Garcia hier zur Aufführung kam. Ihm folgte der „Pardon de Ploërmel", ein undankbarer Stoff ohne Anziehungskraft; dennoch fand die Oper in Paris vielen Beifall. Die „Afrikanerin" wird erst nach des Componisten Tode — oder nie — das Licht der Bühne erblicken; sein letzter Aufenthalt in Paris hatte den Zweck, sie zur Aufführung zu bringen. Von der Fülle anderer Tongebilde, die er geschaffen, schweigen wir. Den Winter verlebte Meyerbeer als General-Musikdirector hier, das Frühjahr und den Sommer verbrachte er in Paris, in Bader orten und auf Reisen. Alle Auszeichnungen, die einem Genius zutheil werden können, hatte er vom Volke wie von den Fürsten empfangen. Das Institut de France wie die hiesige Akademie der Künste zählten ihn zu ihren Mitgliedern.

Ein schwächlicher Körper barg diesen mächtigen Genius. Meyerbeer war als Mensch eine durchaus liebenswürdige Natur und eine der achtungswerthesten Persönlichkeiten; er besaß nichts von jenem so oft den Künstlern eigenthümlichen und in Eitelkeit ausartenden Stolze. Er war im Gegentheil einfach, mild und frisch geblieben; trotz seines Weltruhms erfreute er sich an dem schlichten, warmen Lob des Laien. Eine Vorliebe hatte er allerdings für Paris, wo ihm vielleicht eine noch allgemeinere Anerkennung zutheil ward als in seiner Vaterstadt. Oft ist ihm die Ehre kaiserlicher Einladungen nach Compiègne und Fontainebleau zutheil geworden; als er erkrankte und sein Zustand bedenklich wurde, schickte Napoleon ihm einen seiner Leibärzte und ließ sich mehrmals des Tags nach seinem Befinden erkundigen. Nur seine Töchter trafen kurz vor seinem Tode noch bei ihm ein, seine Gattin war in Wiesbaden, wohin sie eine Wintercur geführt, geblieben. Seine sterbliche Hülle wurde hierher gebracht, unter einem Ehrengeleit der pariser Akademie, um in der Familiengruft beigesetzt zu werden. Der „Moniteur" sagt: „Das 19. Jahrhundert verliert in ihm ein mächtiges Genie! Es ist ein Verlust für die Kunst, deren Tragweite sich nicht bemessen läßt. Die Größe desselben mißt nach der allgemeinen Bewunderung, die ihm zutheil geworden."

Der Tod hat Meyerbeer selbst überrascht; er hielt sein Unwohlsein für so unbedeutend, daß er, ihm trotzend, eine kleine Reise machen wollte; als die Krankheit ernster wurde, legte er sich und behielt bis zum letzten Tage volle Besinnung; sein Hinscheiden war schmerzlos.

Von dem gefeierten Componisten ist nur Ein Schritt zum Sänger, zum echten deutschen Minnesänger! Ein solcher ist Julius Stockhausen. Nicht in einem Concertsaal, mit der Laute im Arm sollte er einkehren in Palast und Hütte! Ueberall würde sein dem Herzen entströmender Sang die Herzen rühren. Was uns Balladen von der Macht der Minnesänger erzählen, beim Klange seiner ungekünstelten Liedergesänge tritt es lebendig an uns heran. Stockhausen ist ein Herzenssänger. Wer möchte ihn nicht in traulicher Abendstunde wieder und wieder hören! Fast ist es eine Entweihung, daß er in einem modernen Salon singt! Wie weiß er die herzigen, tiefgefühlten Müllerlieder und die „Winterreise", die Schubert so ganz in Freud' und Leid in Töne übertragen, die Heine'schen Seufzer von Liebeslust und Weh in Schumann'schen Compositionen — wie weiß er sie widerklingen zu lassen! „Er singt uns Lachen und Thränen aus den Augen", sagt ein Recensent. Dafür hat er sich hier auch ein Herz ersungen, denn er hat sich hier verlobt!

Die Shakſpeare-Feier im Kryſtallpalaſt.

M. S. — Wie kläglich im allgemeinen die Shakſpeare-Feier in England ausgefallen, wie ſchnell und begeiſtert ſich die Maſſen, die ausgezogen waren, eine Shakſpeare-Eiche zu pflanzen, in ein „Garibaldi-Indignations-Meeting“ umwandelten, wiſſen Sie bereits. Die Engländer ſind zu trocken, zu realiſtiſch, um einen Dichter feiern zu können. Den Verſuch, den ſie im Kryſtallpalaſt zu Sydenham dazu unternahmen, will ich Ihnen ſchildern.

Diejenigen, welche verhindert waren, dem Bankett zu Stratford am Avon in Warwickſhire beizuwohnen und daſelbſt das Geburtshaus des Dichters zu ſehen, konnten ſich nicht beſſer dafür entſchädigen als durch einen Beſuch in Sydenham am 23. April. Der Kryſtallpalaſt bot einen feſtlichen Anblick; auf ſeiner oberſten Terraſſe wurde, umgeben von vielen bunten Fahnen, Flaggen und Blumenkränzen, unter den Klängen der Muſik aus „Oberon“ und dem „Sommernachtstraum“ eine Marmorſtatue Shakſpeare's enthüllt, deren Poſtament von allegoriſchen Figuren umringt war. Dieſer Enthüllung ſchloß ſich ein ſogenanntes Shakſpeare-Concert in dem feſtlich decorirten Mittelraume des Rieſenpalaſtes an, dort, wo der Hauptanziehungspunkt des Tags, das von Parris täuſchend nachgeahmte Geburtshaus Shakſpeare's aufgeſtellt war; an Größe, Geſtalt und Farbe von innen und außen bis auf die Spalten in der Mauer war es dem Hauſe zu Stratford nachgeahmt. Parris war zu dieſem Zweck von der Direction des Kryſtallpalaſtes nach Stratford geſandt worden und hatte ſeine Aufgabe auf das glücklichſte gelöſt. Das aus Fachwerk erbaute Haus, welches vielfach von dunkeln Balken durchkreuzt wird, iſt niedrig und zweiſtöckig, in der Vorderfronte hat es drei Fenſter mit ſehr kleinen Scheiben, während ein niedriges Holzdach die Thür überkleidet. Zu beiden Seiten befinden ſich Gärten, von einem Stacketenzaun umgeben, in denen — in der Nachahmung, meine ich — wirkliche Bäume, Sträucher und Blumen blühten. Die Fenſter, mit Blumentöpfen geziert, ſtanden offen und alles ſah ſo friedlich und wohnlich aus, daß man faſt jeden Augenblick erwartete, den Kopf des Dichters hinter ſeinen Blumen erſcheinen zu ſehen. Das Zimmer im erſten Stock mit ſeinen wenigen groben Möbeln, dem Kamin und der Shakſpeare-Büſte in der Ecke, iſt eine genaue Copie des Originals zu Stratford, ebenſo wie jenes Gemach, worin er das Licht der Welt erblickte. Vor dem Hauſe, welches ſich auf einer Art Bühne erhob, befanden ſich die Künſtler, der Chor und die Soloſänger, von denen Fräulein Parepa am meiſten gefiel, beſonders in ihrer Arie aus den „Luſtigen Weibern von Windſor“. Viele der Geſang- und Muſikſtücke waren dem „Sommernachtstraum“ entnommen; von großer Wirkung aber war das eigens für dieſe Gelegenheit gedichtete und componirte Chorlied, deſſen Ueberſetzung etwa lauten möchte:

O Shakſpeare, erſtehe vom Tode!
Du biſt ein Denkmal ohne Grab
Und lebſt auf ewig, ſolang' deine Werke leben,
Nicht Einer, allen Zeiten angehörend.
Erſtehe, ſüßer Schwan vom Avon, wieder!

In dieſem Augenblick öffnete ſich plötzlich die Thür des Shakſpeare-Hauſes, und, o Wunder! war das wirklich der „ſüße Schwan vom Avon“, der dort erſchien, heraufgezaubert aus dem Grabe von den Tönen einer ergreifenden Muſik? Täuſchend ähnlich war dieſe Geſtalt den bekannten Bildern Shakſpeare's in Figur, Kleidung, Haartracht und Geſichtszügen. In Wirklichkeit aber war es nur Mr. Young, der Scenen aus Shakſpeare's bekannteſten und volksthümlichſten Stücken declamirte, unter andern eine der berühmteſten Shylock's.

Das Innere des Palaſtes entſprach an Fahnenſchmuck, Kränzen und Trophäen den obern Terraſſen; zwiſchen je zwei Pfeilern der obern Bogen waren Hunderte der bekannteſten Stellen Shakſpeare'ſcher Stücke auf rothem Tuch mit blauer und weißer Schrift zu leſen. Auch war für die Feier zwiſchen der Renaiſſance- und der italieniſchen-Abtheilung ein ſogenannter Shakſpeare-Court eröffnet worden, in welchem die Büſte des Poeten vom Chor der Kirche zu Stratford am Avon nebſt einer Nachahmung von ſeinem und ſeiner Gattin Grabſtein gezeigt wurden; ferner Reliefbilder, die Apotheoſe des Dichters und Scenen ſeiner Stücke darſtellend; auch einige Bücher und Möbel, die ihm angehört haben ſollen. Die Feier, vom Wetter begünſtigt, war der Aeußerlichkeit nach wohlgelungen, Shakſpeare's Geiſt hatte natürlich nichts damit zu thun. Der Anblick von dem äußern Balkon des Kryſtallpalaſtes auf die entzückenden Terraſſen mit ihren unzähligen Marmorvaſen, Treppen, Steingeländern, Waſſerbaſſins, Blumen, Raſen und Baumpartien, welche durch die luſtig wehenden Fahnen und Embleme und die zahlreiche Volksmenge, welche den ganzen Tag über das neue Standbild von Shakſpeare umgab, unendlich bunt und lebendig ausſahen, war ein ſeltener und unvergeßlicher.

Briefwechſel.

— F. S. in Prag. Ihre Berichte werden uns ſehr angenehm ſein, wenn ſie ſich von der Politik fern halten. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, den Streit der Nationalitäten in Böhmen zu ſchüren.

— L. P. in Wien. Ein Glück auf! für den neuen Kaiſer in Mexico. Wir bringen grundſätzlich keine politiſchen Gedichte. Was jenen Kaiſerthron betrifft, ſo dürfte er bald der Folter gleichen, von der Guatimozin, der letzte Fürſt der Mexicaner, von den Spaniern beſiegt und nach ſeinen Schätzen befragt, ſeinem gleichfalls gefolterten, in Wehklagen ausbrechenden Freunde zurief: „Liege ich denn auf Roſen?“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 22.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Waldblume. Novelle von Theodor König. (Drittes Kapitel. [Fortsetzung.] Viertes Kapitel.) — Madame Schlanzowsky und die Kirschkernkanonade. Von Karl Neumann-Strela. — Die Zigeuner. Von Wilhelm Girschner. I. — Victor Hugo über William Shakspeare. — Beiblatt: Deutsche Städte. Bremen. 1. Uebersicht. — Eine Mission in Jerusalem. — Die Künstler aus der Karlsschule. III. — Für das Haus.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor König.

Drittes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Ohne dem treuen Diener zu antworten, saß die alte Gräfin eine Weile still, in sich versunken. Dann sagte sie traurig: „Und selbst, wenn es Ihnen gelingt, ist es doch nur eine Galgenfrist, die wir gewinnen. Wir verlängern die Krisis mit der Gewißheit, daß sie nur einen schlimmen Ausgang nehmen kann. Wenn Vermögensverhältnisse bis zu einem gewissen Grade zerrüttet sind . . ."

„Im schlimmsten Fall", fiel er mit niedergeschlagenem Blick ein, „bleibt uns ja noch der Wald. . ."

Wieder schleuderte sie einen Blick zorniger Entrüstung auf ihn und rief: „Der Wald! . . . Lieber würd' ich meine Kleider verkaufen als den Wald, die einzige Freude und Zerstreuung meiner Tochter! . . . Mein Gott, Sie wissen, das arme Kind lebt, wie eine Einsiedlerin, aller Lebensgenüsse beraubt. Es hat noch keine große Stadt, kein Theater gesehen. Garten und Wald sind die einzigen Schauplätze seiner Jugendfreuden gewesen. Und Sie wollen ihn verschachern, den Wald, die schlanken, prächtigen Tannen, die dem armen Kinde gleichsam ans Herz gewachsen sind?"

Der Alte stand in tiefster Bestürzung befangen. Darauf spiegelte sich in seinen gutmüthigen, offenen Zügen ein Seelenkampf ab. Ein Gedanke, der ihn schon längst beunruhigt und gequält, lag ihm jetzt prickelnd auf der Zunge, und doch fehlte ihm der Muth, ihn über die Lippen zu lassen. Endlich aber, nach ungeheurer Anstrengung, gewann er den Muth. „Gnädige Frau Gräfin", sprach er leise und zögernd, „warum halten Sie die Comtesse so fern von Menschen und Gesellschaft, von Welt und öffentlichem Leben?" Da sie nicht antwortete, steigerte sich sein Muth, und er fuhr fort:

„Wenn je eine junge Dame die Aussicht hatte, in der Welt eine Rolle zu spielen, bewundert und geliebt zu werden, die Männer zu entzücken und zu fesseln und aus der Urne ehelichen Glücks ein günstiges Los zu ziehen, so ist dies mit Comtesse Bianka der Fall. Ich wollte meinen alten grauen Kopf verwetten . . ."

„Schweigen Sie!" herrschte sie ihn an. „Wissen Sie denn nicht, daß ich meine Tochter nach einem tiefen, wohlüberdachten Plan erziehe? Bedenken Sie denn nicht, daß ich nur dadurch so unglücklich geworden, daß ich so sehr mit Welt

und Leben bekannt wurde, daß ich die Männer prüfen und miteinander vergleichen lernte, daß ich mir über sie ein eigenes Urtheil bilden konnte und mir dann anmaßte, eine selbstständige Wahl zu treffen? Wäre ich einsam und in kindlicher Unwissenheit erzogen worden, ich würde ja gar nicht gemerkt haben, daß man mich opferte, wem und wofür man mich opferte. Mein Herz wäre frei von jeder Leidenschaft geblieben und nicht in Haß erglüht gegen den, der die Schuld trug, daß es gebrochen wurde. Ich hätte ihn auch nicht in seiner ganzen Blöße und Niedrigkeit erkannt und würde ein Leben, zwar ohne erhebende Momente, aber auch ohne Qualen und Gram geführt haben... Nein, meine Tochter soll diese grausame Schule des Lebens nicht durchmachen! Sie soll nicht prüfen und wählen lernen! Ich werde für sie wählen, wenn die Zeit gekommen sein wird! Geleitet vom Gefühl der kindlichen Pflicht..."

„Mutter, Mutter, sieh' nur, ist das nicht herrlich?" Mit diesen Worten schnitt Bianka, ins Zimmer hüpfend und der Gräfin ein Blatt Papier überreichend, die Rede der letztern ab.

Die Gräfin warf vorerst einen zärtlichen Blick auf die Tochter. Mit ihren braunen funkelnden Augen, ihrem schwarzen, wellenförmig über die Stirn emporragenden Haar, ihrem frischen Teint, ihrer leichtgebogenen Nase, ihren vollen kirschrothen Lippen, ihren Grübchen in Wange und Kinn, mit ihrer schlanken, anmuthigen Gestalt und mit jenem unbeschreiblichen Hauch der Jungfräulichkeit, der, einmal verwischt, nie wiederkehrt, war Bianka eine Erscheinung, welche, wie der alte Inspector sich ausdrückte, jedermann, der sie ansah, das Herz im Leibe lachen machte.

„So sieh' doch nur auf das Blatt!" rief sie ungeduldig, da sie das Auge der Mutter auf sich geheftet sah.

Die Gräfin betrachtete nun das Blatt und fragte mit der Miene großer Ueberraschung: „Was ist das? Was soll das bedeuten?"

„Du erkennst sie nicht?" rief Bianka verwundert —

„Mein Gott, ich habe sie auf den ersten Blick erkannt — des Gärtners Lieschen, wie sie leibt und lebt!"

Das Erstaunen der Gräfin schien noch zu wachsen. „Wie kommst du zu dieser Zeichnung?" fragte sie sehr ernst.

„Ja, das ist eine höchst wunderbare Geschichte!" antwortete Bianka ganz unbefangen. „Und wenn du mir versprichst, auf den Gärtner nicht böse zu sein, will ich sie dir erzählen!"

„Erzähle!" sagte die Gräfin fast streng.

Das junge Mädchen warf sich mit graziöser Bewegung auf die Knie vor die Mutter, legte sich mit den Armen auf ihren Schos, blickte ihr zärtlich ins Gesicht und hob an: „Also gestern, früh am Morgen, bemerkt der Gärtner einen Fremden im Garten, ganz in der Nähe des Schlosses. Er läuft zu ihm hin und fragt ihn, was er hier wolle."

„«Mein lieber Mann, ich will dieses alterthümliche Schloß zeichnen!» antwortete der Fremde, ein feiner, junger Herr, wie der Gärtner versichert. «Ich bin ein Maler, mache eine Fußreise, komme zufällig in diese Gegend und fühle mich von der eigenthümlichen Lage und Bauart dieses Schlosses so angezogen, daß ich dem Wunsche nicht widerstehen kann, es abzuzeichnen...» Aber ich bitte dich, Mama, was ist dir denn? Du machst ja Augen wie Wagenräder so groß!"

„Erzähle weiter!" sagte die Gräfin im frühern strengen Tone.

„Nun, der einfältige Gärtner antwortet dem feinen jungen Herrn, die gnädige Herrschaft sehe nicht gern Fremde im Garten. Ueberdies finde er ja kein Handwerkszeug bei dem Herrn und müsse daher zweifeln, ob er auch wirklich ein Maler sei... Darauf lacht der Fremde und sagt: «Lieber Freund, ich bin durchaus nicht gewillt, Ihrer Herrschaft lästig zu werden! Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß mich Ihre Herrschaft gar nicht zu Gesicht bekommen wird! Daß ich aber in Wahrheit ein Maler, und zwar kein ganz untüchtiger Maler bin, will ich Ihnen sogleich beweisen! Führen Sie mich nach Ihrer Wohnung...» Der Gärtner, der nun Zutrauen zu dem Fremden gefaßt hat, führt ihn wirklich nach seiner Wohnung... «Ach, vortrefflich!» sagt der Maler, als er dort Lieschen sieht... Lieschen muß sich vor ihn auf einen Stuhl setzen. Er zieht ein Papierblatt und schwarze Kreide aus einer Mappe hervor und nach einer Stunde ist das reizende Bildchen fertig... Der einfältige Gärtner hat mir's durchaus nicht in die Hand geben wollen. Er fürchtet sich vor deinem Tadel und Unwillen. Ich habe ihm jedoch versprochen, daß ich nicht nur deinen Unwillen gegen ihn besänftigen, sondern dich auch so lange bitten werde, bis du dir auch von mir eine solche Zeichnung von dem Maler anfertigen lässest... Nicht wahr, ich habe ihm nicht zu viel versprochen?"

Die Gräfin hatte während dieſer Erzählung mehrmals die Farbe gewechſelt. Am Ende, ſtatt ihrer Tochter zu antworten, ſagte ſie haſtig zu dem Greiſe: „Ziehen Sie Erkundigungen darüber ein, wer dieſer Mann iſt und was er hier will!“

„Dieſer Mann heißt Burgsdorf und iſt wirklich ein Maler“, verſetzte der Inſpector. „Er ſcheint in dieſe Gegend gekommen zu ſein, um für den Herrn Schmidt einige Bilder zu malen, da der letztere ihn aus dem Gaſthofe abgeholt hat und auch ſchon öfters in ſeiner Geſellſchaft geſehen worden iſt. Ich ſelbſt bin dem Maler ſchon einigemal begegnet. Er iſt in der That ein feiner, wohlanſtändiger Mann.“

„Siehſt du, Mütterchen“, rief Bianka lachend, „er iſt kein Räuberhauptmann, wie du von allen Fremden, die ſich in dieſer Gegend blicken laſſen, zu glauben ſcheinſt... Und nun“ — fügte ſie, der Mutter die Hand küſſend, hinzu —, „ſieh' dir noch einmal die ſchöne Zeichnung an, dann wirſt du mir gewiß meine Bitte nicht abſchlagen!“

Die Gräfin betrachtete in der That das Bild, das ſie noch immer in der Hand hielt. Das liebliche Kind des Gärtners war ganz vortrefflich getroffen...

Schon längſt ſehnte ſich die Gräfin nach einem Porträt ihrer Tochter. Nur theils die für ſie höchſt bedeutenden Koſten einer Reiſe nach der Hauptſtadt, theils auch die ihr eigenthümliche Furcht vor allerlei unbeſtimmten Gefahren, welche für ihre Tochter aus dem Verkehr mit der „großen Welt“ hervorgehen könnten, hatten ſie bisher abgehalten, Bianka malen zu laſſen. Jetzt nun bot ſich ihr die günſtigſte Gelegenheit, den geheimen Wunſch wenigſtens ohne erhebliche Ausgaben zu befriedigen. Was die Furcht vor möglichen Gefahren betrifft, ſo war ſie zwar auch jetzt nicht frei davon; indeß ſie ſagte ſich: dein Mutterauge wird wachen!... Laut ſagte ſie dann zu dem Inſpector: „Schicken Sie mir den Gärtner herauf! So ganz ohne Tadel darf er nicht davonkommen! Auch werden wir von ihm wol erfahren, ob und wie lange ſich der Maler in dieſer Gegend noch aufhält.“

Bianka ſprang mit dem jubelnden Ruf in die Höhe: „Ich werde gemalt werden!“

Viertes Kapitel.

Einige Tage darauf finden wir Burgsdorf im gräflichen Schloſſe. Es war ſchon der zweite Morgen, an welchem er ſich dort befand... Der Inſpector war mit der Einladung an ihn betraut worden... Sein erſter Empfang von ſeiten der Gräfin hätte ihn höchſt unangenehm berühren müſſen, wäre er nicht vorher durch den Inſpector mit gewiſſen Eigenthümlichkeiten der „ſonſt ſo vortrefflichen Dame“ vertraut gemacht worden. Ihre ganze Unterhaltung mit ihm beſtand in einem ununterbrochenen Forſchen und Prüfen durch Blick und Wort. Indeß der Maler, der ſich in der Hauptſtadt in den beſten Geſellſchaften bewegte, konnte ihr außer Geiſt und Witz auch die beſten Manieren entgegenſtellen, ſodaß ſie ſchon bei der erſten Sitzung ihr ſtolzes, kritiſches Weſen ein wenig aufgab.

Was Bianka betrifft, ſo benahm ſie ſich am erſten Tage ſchüchtern und ſcheu wie ein junges Reh. Sie ſaß zum erſten mal einem jungen, ſchönen, feingebildeten Mann gegenüber, der ernſte forſchende Blick ihrer Mutter haftete auf ihr. Von Kindheit auf war ihr gelehrt worden, den Umgang mit Männern als eine der größten Gefahren für das weibliche Geſchlecht zu betrachten. Sie begriff nichts von dieſer Gefahr, aber das Gefühl dafür war wach in ihr...

Am zweiten Tage benahm ſie ſich ſchon ganz anders. Sie glaubte an die unbeſtimmte Gefahr nicht mehr. Das offene, ruhige Weſen des Malers, ſeine geiſtvolle, belehrende Unterhaltung und ſeine feinen, anziehenden Manieren hatten ſie zugleich beruhigt und zutraulich gemacht. Auch das veränderte Weſen der Mutter, das ihr nicht entging, trug dazu bei, ſie ſorglos und unbefangen zu machen.

Sie miſchte ſich in das Geſpräch, das zwiſchen der Gräfin und dem Maler geführt wurde. „Du ſollteſt nicht ſprechen“, ſagte die Gräfin. „Es muß wol die Ruhe deiner Züge ſtören und dem Herrn Maler unnütze Schwierigkeiten verurſachen.“

„Ganz im Gegentheil!“ verſetzte Burgsdorf. „Das Sprechen erhöht die Lebendigkeit der Züge, es belebt gleichſam den Charakter, die Seele eines Geſichts... Auch muß ich Sie bitten, mein Fräulein, mir hin und wieder einen Blick zu gönnen. Das Auge iſt nach Glanz, Fläche, Farbe und Durchſichtigkeit die Seele alles Ausdrucks, und ſeine Bedeutung liegt noch ungleich mehr im Blick, in der Bewegung als in Form und Farbe.“

Sie heftete das große, braune Auge auf ihn und Purpur bedeckte ihre Wangen.

Die Gräfin betrachtete dieſen Blick, doch auch die Ruhe, die Unbefangenheit, mit der er auf-

genommen wurde. An den Faden des frühern Geſprächs wieder anknüpfend, ſprach ſie:

„Die Jugend idealiſirt Welt und Menſchen, weil ſie von Welt und Menſchen noch alles hofft. Das Alter glaubt ſich von der Welt ſchon leidlich behandelt, wenn es keine tiefe Kränkung von ihr erfährt. Ich will übrigens nicht ſagen, daß man die Jugend in Haß oder Verachtung gegen die Welt erziehen ſoll, aber warnen ſollte man ſie vor ihr!... Selbſt die beſten und erleuchtetſten Menſchenfreunde haben eher ein Syſtem der Menſchenbeglückung gefunden als einen Pfennig für den Armen, der thatſächlicher Hülfe bedurfte."

Der Maler betrachtete die Gräfin mit Erſtaunen. Er ſchien in ihren Zügen nach der Urſache ihrer verbitterten Weltanſchauung zu forſchen. Darauf ſeine Arbeit wieder aufnehmend, erwiderte er: „Es iſt wahr, man findet den Menſchen oft und überall von kleinen Nadelſtichen des Schickſals gepeinigt; man findet ihn von Irrthümern und Leidenſchaften beherrſcht, zankend und kämpfend um nichtige Dinge, nie ganz zufrieden und glücklich, wankelmüthig in Wort und That, taumelnd von Begierde zu Genuß und vom Genuß zur Begierde; und dennoch, wenn er tiefe und große Anregungen empfängt, wenn er ſich des Bandes bewußt wird, das ihn an ſeine Mitmenſchen feſſelt und dieſe an ihn, wenn die elektriſchen Zuckungen der Menſchengeſellſchaft auch ihn treffen, ſehen wir ihn fähig des Selbſtvergeſſens, der edelſten Begeiſterung, der Hingebung, der Aufopferung. Daher kann wol nur derjenige ganz unglücklich werden, den das Wehe des Lebens ſo niederdrückt und aufreibt, daß er ſich iſolirt vom großen, allgemeinen Intereſſe der Menſchheit, wenn er vergißt, was ſein Leben für andere und das Leben anderer für ihn bedeutet."

„Sie reden vom Manne", verſetzte die Gräfin, „denn nur auf ihn paßt das alles... Was hat das Weib mit dem großen allgemeinen Intereſſe zu thun? Was bedeutet das Weib für die Geſellſchaft, den Staat? Wir Weiber ſind die Nullen im Rechenexempel des Lebens. Nur in der Verbindung mit der beſtimmten Zahl, dem Mann, bedeuten wir etwas. Und wehe uns, wenn dieſe beſtimmte Zahl dann auch nur einen nominellen, einen ſcheinbaren Werth hat!... Das Weib hat nur ein perſönliches Herz. Iſt das gebrochen oder vergiftet, ſo beginnt der Tod für das Weib. Der Mann flüchtet ſich an das große Herz der Menſchheit und empfängt pulſirendes Leben von dort."

„Der Staat wurzelt aber doch in der Familie", entgegnete der Maler. „Zerſtörung der Familienliebe wäre Zerſtörung der Menſchheit, Weltuntergang, ſagt ſchon Shakſpeare. Das Herz der Familie aber bildet die Frau, die Mutter, und ſo erlangt das Weib die höchſte Bedeutung für die große Geſellſchaft, die Menſchheit. Und wenn das Weib im Rechenexempel des Lebens die Null iſt, ſo geb' ich zu bedenken, daß dieſe Null den Werth der Zahl, an welche ſie ſich reiht, um das Zehnfache erhöht!"

„Bravo, bravo!" rief Bianka, mit den Händen klatſchend. „Ich will Kampfrichterin ſein, Mama, und beſtimme dem Herrn Burgsdorf den Preis!... Daß die Menſchen und insbeſondere die Männer nicht ſo böſe und gefährlich ſind, als du ſie ſchilderſt, hat mir ſchon oft der alte Inſpector geſagt. Und nach dem, was ich von Herrn Burgsdorf gehört, fürcht' ich mich nun gar nicht mehr vor ihnen! Daß aber das «ſchöne Geſchlecht» eine gar ſo geringe Bedeutung im Weltleben haben ſoll, kann ich ſchon darum nicht glauben, weil alle Dichter uns preiſen und beſingen und in ihren dramatiſchen Werken uns die Hauptrollen geben. Folglich biſt du in beiden Punkten beſiegt und . . ."

„Ich ſehe denn doch", unterbrach ſie die Gräfin, „daß dergleichen lebhafte Geſpräche den Herrn Maler in ſeiner Arbeit ſtören, was er aus Höflichkeit vorhin in Abrede ſtellte. Und da es unbillig wäre, ſeine Zeit allzu lange in Anſpruch zu nehmen, ſo wollen wir uns für die Folge ein wenig ruhiger verhalten"... Sie äußerte dies, halb zu ihrer Tochter, halb zu Burgsdorf gewandt. Der letztere hatte dieſe Bemerkung durch einen langen Blick der Bewunderung auf die Preisrichterin, der wol mehr perſönlicher als künſtleriſcher Natur war, hervorgerufen.

Er fühlte ſich offenbar auch getroffen, denn er erröthete und ſchwieg, ſeine Arbeit wieder aufnehmend. Damit war für dieſen Tag auch die Unterhaltung abgeſchnitten. Wenige Minuten darauf verabſchiedete ſich Burgsdorf, und ſowol die Art, in der er dies that, als die Weiſe, in welcher ſeine Verabſchiedung erwidert wurde, ließ deutlich erkennen, daß in den kaum angeſchlagenen Accord der Zutraulichkeit zwiſchen den drei Perſonen ein Miston hineingeklungen war. . .

Burgsdorf ging nachdenklich durch den Forſt nach Hauſe. Seine gewöhnliche Ruhe hatte ihn heute verlaſſen. Er war erregt, mismuthig. Zuweilen ſchlug er mit ſeinem Stock in die bis an

den Weg herüberhängenden Tannenzweige, als ſäßen tückiſche unſichtbare Gegner darauf. Zuweilen auch ſtand er ſtill und zeichnete mit dem Stock Kreiſe und Figuren in den Sand. Endlich, am Ende des Forſtes, ſchien er vermittels eines energiſchen Willensactes ſeine Unruhe von ſich abzuſchütteln. „Unſinn! Narrheit!“ murmelte er mit dem Ausdruck eines gewiſſen Trotzes; „'s iſt nichts als äſthetiſcher Kitzel oder romantiſche Wallung!“

Als er aus dem Walde heraustrat, ſtand er Herrn Schmidt gegenüber, der ihm entgegengekommen zu ſein ſchien und ihn, den Hut ziehend, mit den Worten anredete: „Darf ich Sie bitten, mich nach meiner Wohnung zu begleiten?“

„Ich ſtehe zu Dienſten“, antwortete Burgsdorf und folgte dem Sonderling, der, ohne ein Wort weiter zu ſagen, voranging. Diesmal führte er jedoch ſeinen Gaſt nicht, wie das vergangene mal, nach dem Altan, ſondern durch den mit Marmor gepflaſterten Hausflur eine kunſtvolle Wendeltreppe hinauf nach dem Zimmer, in welchem ihn Burgsdorf, mit einem Fernrohr bewaffnet, am Fenſter erblickt hatte... Das Fernrohr lag auch diesmal auf einem kleinen Tiſche in der Nähe des Fenſters... Das Zimmer enthielt wenige, aber koſtbare Möbel und in einem großen Glasſchrank eine anſehnliche Bibliothek. . .

Während Burgsdorf ſeinen Hut auf den Tiſch am Fenſter niederlegte, warf er einen raſchen Blick hinaus nach dem Forſt und der Tannenallee.

Dieſer Blick genügte zu der Wahrnehmung, daß die Allee in geradeſter Richtung nach dem Schloſſe der Gräfin führte und daß das Schloß vollkommen ſichtbar war, ſodaß ein gutbewaffnetes Auge ſogar die Perſonen, welche ſich an den Fenſtern des Schloſſes erblicken ließen, deutlich zu erkennen im Stande ſein mußte.

Herr Schmidt ließ ihm keine Zeit zu weitern Betrachtungen. Durch eine Bewegung mit der Hand lud er ihn zum Niederſetzen auf den Divan ein, nahm dann ſelbſt in einem Lehnſtuhl Platz, betrachtete ihn eine Weile mit ernſtem, forſchendem Blick und begann dann: „Sie entſinnen ſich wol Ihrer Aeußerung, daß Sie ſich bewußt ſeien, wie viel Vorſicht, Zartgefühl und Delicateſſe die Angelegenheit erheiſche, in der ich Ihre Hülfe begehrt hatte?“

„Sehr genau!“ antwortete der Maler lakoniſch.

Herr Schmidt achtete nicht auf den eigenthümlichen, kurz abfertigenden Ton dieſer Antwort, ſondern fuhr mit der vorigen ernſten Höflichkeit fort: „Ich möchte mir nun die Frage erlauben, ob die Art der Ausführung meines Wunſches in allen Punkten, beſonders hinſichtlich der Vorſicht, jenem Bewußtſein entſprochen hat?“...

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Madame Schlanzowſky und die Kirſchkernkanonade.

Von Karl Neumann-Strela.

An einem ſonnigen Herbſttage des Jahres 1797 geſchah es, daß Goethe's Euphroſyne, Chriſtiane Neumann-Becker, in einem Hauſe am Töpfermarkt zu Weimar aus dieſem Leben ſchied, „ein Bild der Geduld, der Milde und Güte, mit der vollſten Ergebung in den Willen des Allmächtigen“. Goethe empfing die Botſchaft in den „formloſen“ Gebirgen der Schweiz. Seinen Schmerz über den Verluſt der Lieblingsſchülerin bekundet die Elegie „Euphroſyne“, welche er der Entſchlafenen widmete, denn „Liebende haben Thränen und die Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten“.

Als Kirms, der Herr Land-Kammerrath, Goethe's Mitdirector, der Mann im ſtereotypen grauen Leibrocke, vom geſchmückten Grabhügel zurückkehrte, klopfte er — ein Zeichen ſeiner Verlegenheit — den Taback vom Jabot und ſtrich, das Haupt wiegend, über ſein glattraſirtes Kinn. Und verlegen war jetzt der Herr Land-Kammerrath, ſo verlegen, daß ihm ſelbſt der neueſte Jahrgang des Reichardt'ſchen „Theaterkalenders“, den er emſig durchblätterte, keinen Rath zu geben vermochte. War dieſe Stimmung aber nicht denkbar? War nicht die Verlegenheit eine große, da es die Verſtorbene zu erſetzen galt? Sie, der einſtige Liebling des Hofs, der ganzen Reſidenz — und nun? Kirms zerknitterte faſt ſein zierliches Jabot.

Allein die kurzgemeſſene Friſt drängte. Goethe war mit der Anlage zu einem epiſchen Gedichte: „Tell“, zurückgekehrt und wünſchte die fühlbare Lücke ſo gut wie thunlich ausgefüllt zu wiſſen; Brief auf Brief, von Kirms gefertigt, flog in die Weite hinaus. Die Debutantinnen eilten in der frohen Erwartung herbei, für das berühmte weimariſche Hoftheater gewonnen zu werden. Madame Hunnius von Leipzig eröffnete als Emilia Galotti den Reigen; Demoiſelle Götz von Mannheim ſchloß ſich an; Madame Tilly aus Hamburg, eine Schülerin Friedrich Ludwig Schröder's, folgte nebſt andern — „Alles umſonſt!“ ſeufzte

Kirms hinter der ersten Coulisse, „das Publikum ist kalt wie Eis!“ Und alles war umsonst gewesen. Das Auditorium gedachte des geschiedenen Lieblings und vermochte keiner andern Beifall zu spenden. Guter Rath war um so mehr theuer, als Karl August mit nächstem zurückerwartet wurde und die Erledigung dieser Angelegenheit vor seiner Heimkehr gewünscht hatte.

Unter diesen Umständen ward denn einer Empfehlung des Regisseurs Becker bereitwilligst Gehör geschenkt. Sie betraf die erste Schauspielerin des prager Theaters, Madame Therese Schlanzowsky, mit welcher Becker während eines frühern Engagements vereint gewirkt hatte. Sogleich wurden Verbindungen angeknüpft und freudigen Herzens verließ Madame Schlanzowsky ohne Wissen der Direction Prag und verfügte sich bereits am Morgen ihrer Ankunft zum Herrn Land-Kammerrath, der die Brillengläser in banger Erwartung rieb, als ihm die Debutantin gemeldet ward. Sie trat ein, verbeugte sich zierlich, grüßte mit ihren schalkhaften lieblichen Augen, ließ ein volltönendes Organ hören — Kirms glaubte Hoffnung hegen zu dürfen und war die Höflichkeit in Person. Sein Rapport an Goethe war ein freudiger und Madame Therese betrat als Ophelia die Bühne.

Das Publikum zollte der einnehmenden Erscheinung Beifall und verließ das Theater seit Christiane Neumann's Tode zum ersten male wieder in gehobener Stimmung. Kirms war nach dem Sinken des Vorhangs mit fragendem Antlitz in Goethe's Loge geschritten und staunte nicht wenig, ihn regungslos, das Haupt gestützt, zu erblicken. Eine lange Stille trat ein, nur von dem Geräusch auf den Bretern unterbrochen. Schon klopfte er auf sein Jabot und wollte sich achselzuckend wieder entfernen, als Goethe plötzlich wie aus tiefem Traume erwachte und seufzend sprach: „In dieser Rolle hat mir unsere liebe Todte stets die größte Freude gemacht, davon abgesehen, daß sie dieselbe nach meiner Anweisung verkörperte. Ach, Kirms, wenn Euphrosyne bei uns wäre!“

Kirms mußte diese Worte freilich von ganzem Herzen bestätigen, doch fügte er hinzu, daß die kurzgemessene Frist zur Entscheidung dränge und daß die Debutantin, deren hübsches Aeußere, deren schönes Organ er nicht hervorzuheben brauche, dem Auditorium gefallen habe. Allein Goethe zauderte noch und wünschte eine weitere Partie dargestellt zu sehen. Seine Wahl fiel auf Minna von Barnhelm. Madame Schlanzowsky gefiel auch in dieser Rolle und unterzeichnete den von Kirms gefertigten Contract mit tausend Freuden. So hatte sie diese beneidete Stellung weniger ihrem Talent als ihrer Anmuth und der drängenden Entscheidung zu danken. Manchen Mangel übersah das Publikum der schmachtenden Augen, der liebreizenden Erscheinung willen; manche Störung in der Harmonie des Ensemble, auf welches die Weimaraner mit Recht stolz sein durften, wurde angesichts der äußern Eigenschaften mit lindem Tadel übergangen; ja selbst Böttticher, der gestrenge Kritiker, welcher von seinem Platze im Parterre nicht selten den Ton angab, entschuldigte vielerlei auf Kosten der Schönheit und bemerkte, daß für die Zukunft und nach länger genossener Schule der erfreulichste Einklang zu hoffen sei. Goethe indeß war anderer Meinung. Sein scharfes Auge erkannte den Umfang des gewonnenen Talents gar bald. Er mußte sich die momentane Unersetzbarkeit des Verlorenen gestehen, zu gleicher Zeit seine Freude über den Beifall des Publikums bezeigen und die Hoffnung hegen, daß künftige Tage seine Bemühungen günstiger gestalten würden. . .

Die zukünftigen Tage! Was mochten sie Theresen bringen? Bargen sie weitere Freude in ihrem Schose oder säumten drohende Wolken bereits den Himmel des Glücks? Noch sah Therese nur die Bläue, den Sonnenglanz, noch dünkte sie alles so golden, so schön — und doch, doch: es stieg schon ein Wölkchen am Himmel ihres Glücks auf in Gestalt eines Studenten der hallenser Hochschule. Das war Herr Heinrich Ambrosch. Einen Bruder in Weimar besuchend, hatte er der Vorstellung des „Abällino“ beigewohnt, in der Madame Schlanzowsky als Rosamunde von Korfu gewirkt. An Ovationen war natürlich kein Mangel gewesen; man hatte Rosamunde am meisten beklatscht. Allein Herr Heinrich, in dessen Brust Begeisterung für wahre Kunst loderte, war über den Mangel an Tiefe erstaunt gewesen und hatte nicht fassen können, wie dieser Ersatz für die vielgeliebte Neumann-Becker das Auditorium zu befriedigen vermöge. Das hatte ihn erzürnt und ohne Hehl sprach er nach dem Schlusse zu seinen Freunden davon, als sie sich vor der Thür des Schauspielhauses zusammenfanden.

„Kameraden“, rief er aus, „was haltet ihr von dem Publikum dieser Residenz? Ein bischen Schönheit entzückt es dergestalt, daß es die heilige Kunst darüber vergißt! O, habt ihr bemerkt, wie diese Philisterseelen sich vor Wonne

faſt überſchlugen? Trauriges Zeichen der Zeit! Aber Geduld, Geduld, Madame Schlanzowſky! Wenn ſich die Pforten des Muſentempels in Lauchſtädt dir öffnen, werden die Jünger der hallenſer Hochſchule dir den Beweis geben, daß äußere Zier nichts über ſie vermag. Rede ich wahr, Kameraden? Werden wir einen Bund ſchließen? Reicht mir eure Hände zum Gelöbniß! Hoch die heilige Kunſt!"

Ein Hoch erſcholl und ſchlug noch vernehmbar an das Ohr Madame Thereſens, als ſie ihren haſtigen Schritt zur Esplanade lenkte. Aus der Garderobe tretend, hatte ſie Heinrich Ambroſch's Worte mit Entſetzen vernommen und ſich geſtehen müſſen, daß dieſe Jünger der Wiſſenſchaft ihr Vorhaben verwirklichen würden. Erklärlich, daß ſie der bevorſtehenden Ueberſiedelung nach dem Badeörtchen Lauchſtädt daher mit Bangen entgegenſah, um ſo mehr, da der Frühling bereits erſchienen und der Tag der Abreiſe beſtimmt war. Eins nur konnte ſie tröſten und beruhigen: der Gedanke nämlich, daß auch Goethe die kleine Badeſtadt zum Sommeraufenthalt wählen und durch ſein Anſehen ſchon bewerkſtelligen würde, daß jegliche Störung ſeitens der Burſchen unterbliebe. Allein zu bald nur ſollte ſie ſein Fernbleiben von Lauchſtädt erfahren. Staatsgeſchäfte hielten ihn wie Kirms in Weimar zurück, ſodaß dem Regiſſeur Becker der Auftrag ward, an die Spitze der Geſellſchaft zu treten. Mit ſchwerem Herzen ſchloß Madame Schlanzowſky daher ihren Mantelſack und konnte nicht froh mit den Fröhlichen ſein, welche auf dem Stuhlwagen, der durch die ſchlechtgepflaſterten Straßen raſſelte, ſo einſtimmig lachten und jubelten, daß die Bürger ein über das andere mal die Fenſter öffneten und glückliche Reiſe hinabwünſchten.

Fort ging's über Stock und Stein, Städtchen vorüber, über Wieſen, durch Dörfer. Was kümmerte das luſtige Völkchen der Ausruf einer ſorgenden Bauersfrau: „Hanne, nimm de Wäſche vom Zaun, de Bande kimmt!" Die Heiterkeit wuchs nach jedem Meilenſtein, wozu die Weinflaſchen, welche unter den Sitzen aufgethürmt waren, nicht wenig beitrugen. Selig erſchien der Himmel, der in ſchönſter Bläue herniederlächelte, ſelig die ganze Welt — Madame Thereſe nur gewahrte eine Wolke, welche höher und höher ſtieg und allen Sonnenſchein verſcheuchte.

Einſtimmiger Willkomm empfing die Geſellſchaft am Thore Lauchſtädts und ſogleich verbreitete ſich die Nachricht von ihrem Eintreffen. Wirthe eilten herbei, ihre Behauſungen anzubieten, Handelsleute, ihre Waaren zu empfehlen; alles ging drunter und drüber wie auf einem Jahrmarktsfeſt. Becker hatte ſeine liebe Noth, eine gewiſſe Ordnung herzuſtellen und die Garderobe ins Theater zu ſchaffen; dann lenkte er ſeinen Schritt zum hochweiſen Herrn Bürgermeiſter, um die Ankunft der Truppe anzuzeigen und um gnädigſte Beachtung zu erſuchen. So unwürdig ihn dieſer Beſuch für einen Regiſſeur des weimariſchen Hoftheaters auch dünkte, ſo mußte er ihn doch unternehmen, da er der erſte von Goethe's ſpeciellen Befehlen war. Mit Herablaſſung gab das hochwohlgeborene Oberhaupt ſeine Zuſtimmung und wenige Tage ſpäter klebten Zettel an allen Straßenecken, welche verkündeten, daß die erſte Vorſtellung: „Schiller's Räuber", ſtattfinden würde.

Auch der „Halleſche Courier" brachte dieſe Anzeige. Herr Heinrich Ambroſch überlas ſie und faßte ſogleich einen Entſchluß. Wie der Wind eilte er zu den Kameraden, rief ſie zuſammen und betrat mit ihnen die Stammkneipe „Zum Schwarzen Roß". Als das Bier in den hohen Deckelkrügen ſchäumte, erhob er ſich von der Bank und ſprach:

„Ihr wißt, Jungens, was ich euch von der Madame Schlanzowſky berichtet habe! Es ſcheint faſt unglaublich, daß ſie heute die Breter des lauchſtädter Theaters als Amalia betritt. Und dennoch iſt es der Fall! Seht her, hier ſteht's groß und breit zu leſen!"

„Wo? Wo?" forſchten die andern, das Blatt ergreifend, und riefen gleich darauf: „Gewiß und wahrhaftig, Heinrich hat recht! Das iſt ein Hohn auf die Kunſt! Das dürfen wir nicht dulden!"

Ambroſch ſtieß den Krug auf den Tiſch und verſetzte: „Brav, Jungens! Laßt uns beweiſen, daß wir Jünger der ewigen Wahrheit ſind! Die Schlanzowſky iſt eine wandelnde Lüge! Nieder mit ihr!"

„Nieder mit ihr!" wiederholte der Chor, während Ludwig Hellbart fragte: „Wie iſt das anzufangen? Gib du den Ausſchlag, Heinrich!"

„Gut!" verſetzte dieſer. „Vernehmt denn, was ich beſchloſſen habe! Das Trommeln und Ziſchen iſt eine abgeſchmackte Geſchichte, wir müſſen mit neuen Waffen kämpfen! Alſo! Sämmtliche Burſchen rücken nach der Mahlzeit aus und nach Lauchſtädt hinüber! Dort füllt ein jeder ſeine Taſchen mit Kirſchen, die auf dem

Marktplatz in Hülle und Fülle feilgeboten werden. Sie sollen uns im Theater schon munden! Aber nun die Hauptsache: kein Stein fliege unter die Bank, sondern ein jeder an den Kopf der Schlanzowsky, der das Declamiren dann sicher vergehen wird! Abgemacht?"

„Abgemacht!" riefen die übrigen. „Bravo! Heinrich Ambrosch, du bist ein Meister in diesem Fach! Wird das ein Gaudium werden! Wenn aber Goethe oder die Polizei. . ."

„Seid ihr Männer?" unterbrach Ambrosch, sich in die Brust werfend. „Der deutsche Mann kennt keine Furcht! Auf denn! Am Heiligenthor sehen wir uns wieder!"

Die Krüge wurden geleert und unter Gepolter und Geschrei zerstreute sich die bramarbasirende Versammlung nach allen Himmelsrichtungen, die übrigen Collegen zum Werke zu entflammen. Allerorten fanden sie bereitwilliges Gehör, sodaß sich ein ansehnlicher Trupp nach der Mahlzeit am Heiligenthor vereinigte. Dann wurde eine Ordnung in Paaren hergestellt und unter dem Schwenken der Stöcke, unter dem Gebell der riesigen Hunde ging's die Straße nach Lauchstädt hinab.

Vor dem Schenkhause „Zum Gambrinus" geboten etliche Stimmen halt. Staub und Hitze mahnten an einen Labetrunk. Man drang ins Zimmer, forderte das Gebräu so stürmisch, daß die Ruhe der sonst unerschütterlichen Schenkin merklich erschüttert wurde, und vernahm dann noch einmal die Befehle zur Kanonade aus Heinrich's Munde. Obgleich er seine Stimme zur Geltung zu bringen wußte und einige gewichtige Punkte gar mit einem Faustschlag auf den Tisch begleitete, so schenkten die wenigen Badegäste, welche in den Fensternischen hinter der Zeitung hockten, der Rede dennoch nur geringe oder keine Beachtung; sie schienen die lärmende Unterhaltung der Burschen gewohnt zu sein. Anders hingegen ein kleines, spindeldürres, befracktes Männlein, dessen Beinkleider wie Fähnlein schlotterten und dessen haar- und bartloses, faltenreiches Gesicht gleich einem gepflügten, unbeschatteten Ackerfeld anzuschauen war. Dieses Männlein schob den Kopf so weit wie möglich vor und sog jedes Wort der Studenten mit offenem Mund ein, ja es vergaß sogar die Prise an die Nase zu führen und vermochte nur leise Seufzer, wie Ach! und Oh! auszustoßen. Dann aber, als die Unterhaltung am andern Tisch für eine Weile verstummte, schnellte es plötzlich wie elektrisirt in die Höhe, drückte die Mütze aufs Ohr und verließ die Stube in solcher Erregung, daß es zum Erstaunen der Schenkin die Entrichtung der Zeche vergaß.

Wer war dieses Männlein im hechtgrauen Fracke? Weshalb eilte es dermaßen zur Wohnung der Madame Schlanzowsky, daß ihm eine am Wege sitzende Obstfrau wegen Umsturz ihres Apfelkorbes einen Fluch nachsandte, daß ein Kind aus Leibeskräften schrie, weil es umgerannt und zu Boden geworfen war?

Aber auch Madame Therese, welche gerade ihre Rolle memorirte, sank vor Entsetzen fast in die Knie, als jetzt der Theaterdiener Ambrosius Beuther — unser spindeldürres Männlein — ohne zu pochen und wie die niedergehende Sonne glühend in ihr Zimmer stürzte. Kaum, daß sie einen Stuhl erreichen und stammeln konnte: „Was — was gibt's denn, Beuther? Brennt es im Theater oder sollten etwa die nichtsnutzigen Bur — —"

„Burschen! Burschen von Halle!" ergänzte Beuther, seine Mütze auf den Tisch schleudernd. „Maleficianten, niederträchtige, das! Wollen guter Aeltern wohlerzogene Kinder sein? Sind Räuber, Banditen, Spießgesellen! Ich will zum Herrn Regisseur! Nein, die Polizei muß einhauen, mit blanken Waffen einhauen! Ein Expresser muß nach Halle! Das Militär muß her, die Kanonen müssen her, es gibt eine Revolte!"

Therese zitterte weniger vor Ambrosius' entsetzlichen Worten und Geberden als vor dem Gedanken an das Etwas, welches nach der damaligen Rede des Studenten wie nach des Dieners jetziger Einleitung über sie hereinbrechen würde. Dennoch hatte sie nicht geglaubt, daß dieses Etwas so bald eintreffen könnte, weshalb ihr Beuther's Worte um so beängstigender däuchten, da sie keinerlei Vorkehrungen zur Besänftigung dieser Empörung oder zur gänzlichen Vernichtung derselben getroffen hatte. Jetzt stürmte diese Hiobspost daher mit ganzer Wuth auf sie ein und nahm sie dergestalt gefangen, daß sie im Moment weder Rath noch Auskunft wußte.

Ambrosius hielt es für seine Pflicht, sie den Leidenskelch vollends leeren zu lassen, und erzählte bis ins Detail, was er im Schenkhause „Zum Gambrinus" vernommen. Dann fuhr er in seinen Zornesausbrüchen fort und schloß mit dem melancholischen Seufzer: „Wenn Excellenz nur bei uns wäre!"

„Dann wagten dieſe Buben nichts!“ rief Madame Schlanzowſky unter Thränen.

„Oder der Herr Land-Kammerrath!“

„Oder er! Oder er!“

„Soll ich dem Herrn Regiſſeur Meldung machen?“

„Der kann nichts verhindern!“

„Wäre es nicht rathſam, die Polizei zu rufen?“

„Die bleibt uns noch immer!“ verſetzte Thereſe, in deren Köpfchen vielleicht ſchon wieder eine Hoffnung dämmerte.

„So will ich denn gehen“, ſchloß Ambroſius und tröſtete: „Am Ende wird's nicht ſo ſchlimm. Wer weiß, ob nicht noch alles gut wird. Man muß nur den Muth nicht verlieren. Auf Regen folgt Sonnenſchein. Empfehl' mich, Madame Schlanzowſky!“ Er wandte ſich, ergriff die Mütze und bemerkte ein Stück Apfeltorte auf einem Tiſchchen zunächſt der Thür. Wahrſcheinlich kam ihm der Gedanke, daß Thereſe nach dieſer Erregung keinen Appetit verſpüren würde, oder auch, daß ihr dieſes Gebäck nicht zuträglich ſei — genug, er wandte ſich noch einmal und wiederholte ſeine Zornesausbrüche: „Malefikanten, niederträchtige! Wollen guter Aeltern wohlerzogene Kinder ſein? Sind Räuber, Banditen, Spießgeſellen!“ mit ſolcher Lebendigkeit, daß Thereſe nicht gewahrte, wie der Kuchenſchnitt dabei in ſeine Taſche glitt. Dann kamen auch die Troſtſprüche wieder an die Reihe und endeten noch einmal mit dem Stoßſeufzer: „Wenn Excellenz nur bei uns wäre!“ Darauf entfernte er ſich endlich, konnte jedoch nicht unterlaſſen, einen letzten theilnehmenden Blick auf die Reſte der Mahlzeit zu werfen.

Und Thereſe erhob ſich — ſie erhob ſich mit erleichtertem Herzen, denn wirklich zuckte ſchon ein Hoffnungsſtrahl durch ihr Köpfchen und glitt über ihr Auge, daß es wieder leuchtete, über ihre Wange, daß ſie ſich wieder röthete. Ihr war ein Gedanke gekommen, urplötzlich, ſie wußte nicht, woher; mit einemmal war ihr leichter zu Sinn, ſo leicht, daß ſie ans Fenſter trat, auf die Straße hinabſchaute und trällerte. Wollte ſie die Obrigkeit um Schutz erſuchen? Oder den beliebten Nervenanfall erheucheln und ihre Unfähigkeit zum Auftreten melden? — Nichts von allem! Auch dachte ſie nicht an Bitte um Schonung, an Beſtrafung ihrer Peiniger, an Rache, ſondern ein ganz anderer Gedanke belebte ſie wieder und zog ihr durch Bruſt und Herz — der Gedanke an Triumph. Ja, triumphiren wollte ſie über die Burſchen, über die Genoſſen, über das geſammte Publikum! Triumphiren, daß es durch die Welt von ihrem Siege ſchalle, daß man gar vom Belt herbeikäme, ſie anſtaune, ſie bewundere. Nicht zu ihrem Verderben, zu ihrem Glück müſſe die Empörung der Studenten gereichen!

Und ihr Entſchluß war gefaßt, bevor der Theaterwagen herbeirollte. Lächelnden Antlitzes betrat ſie zum Erſtaunen Ambroſius Beuther's, der mit dem Souffleur plaudernd hinter den Couliſſen auf- und niederſchritt, die Bühne und verfügte ſich ſogleich in die Garderobe, ohne erſt, ihrer Gewohnheit gemäß, den Regiſſeur aufzuſuchen. Nun meldete ſich der Friſeur durch zweimaliges, die Garderobenfrau durch ein dreimaliges Pochen. Beiden wurde Eile anempfohlen, beide begriffen die ungewohnte Haſt der Madame nicht. Als ſie ſich dann wieder allein befand, ſchob ſie den Riegel vor die Thür, nahm ein unſcheinbares Käſtchen hinter der Schminkdoſe hervor, öffnete es und — ein Stück bleiche Farbe nebſt einer Anzahl Pflaſterchen fielen auf den Spiegeltiſch. Eiligſt tiefe Falten über Stirn und Wangen gezogen, dann hierhin, dorthin ein Pflaſterchen gedrückt, einen Blick in den Spiegel — Thereſe ſchauderte vor ſich ſelber zurück und war doch wieder ſo fröhlich über ihren Einfall, daß ſie lachend in die Hände klatſchte und hin- und hertänzelte. Ihr Sieg, ihr Triumph dünkte ſie gewiß.

Schon mahnte die Glocke des Inſpicienten zum zweiten mal, als Schlanzowſky-Amalia die Garderobe verließ, um ihren Platz zum Auftreten einzunehmen. Beuther mühte ſich gerade mit einer eigenſinnigen Lampe ab, als Thereſe in ſeine Nähe kam. Er ließ von der Arbeit, dem unglücklichen Opfer einige Worte des Troſtes zu ſpenden, da — „Heilige Dreieinigkeit!“ war alles, was er zu ſtottern vermochte. Wie ein Trunkener taumelte er gegen die Couliſſe und eilte dann, heftig geſticulirend, zum Herrn Regiſſeur, der noch mit ſeinem Anzug beſchäftigt war.

Becker, im Coſtüm des Franz Moor, ſtürzte gleich einem Raſenden zu Thereſen. „Sind Sie von Sinnen?!“ rief er nach einem haſtigen Blick auf die Verſtümmelung des niedlichen Geſichtchens.

„Haben Sie von der Kränkung vernommen, welche mir bevorſteht?“ fragte ſie in ruhigem Tone.

„Beuther ſagte mir alles. Und Sie glauben an dieſes Märchen? Und wollen ſo ſich rächen?“

„Nicht Rache will ich, ſondern Sieg, Triumph!"

„Und auf dieſe Weiſe? Sie werden ſich vollends ruiniren, ſich und uns dem Gelächter ausſetzen!"

„Laſſen Sie das meine Sorge ſein!"

„Ihre Sorge! Als ob Sie die Verantwortung allein träfe! Ich fordere, daß Sie die Maske eilends ablegen! — Himmel, meine Uhr zeigt auf ſieben! Es iſt ja die höchſte Zeit!"

„Und das Publikum wird ungeduldig. Hören Sie das Pochen auf der Galerie?"

„Schnell, ſchnell, Madame Schlanzowſky! Ich bitte Sie um Gottes willen! So bleiben Sie doch nicht ſtehen! So eilen Sie doch!"

„Nein, und abermals nein! Ich rathe Ihnen, Herr Regiſſeur, regen Sie mich nicht auf! Sie wiſſen, wie ſchädlich mir jeder Aerger iſt! Sie kennen meine Nervenanfälle, meine Bruſtkrämpfe, meine Migräne!"

Ob Becker von dieſen entſetzlichen Uebeln Kenntniß hatte! Zu gut nur war er ſich dieſer Störenfriede bewußt. Deshalb hielt er auch jetzt jedes fernere Wort für nutzlos und rief nur, mit geballten Händen auf- und niederſtürmend: „Alſo Sie wollen nicht anders? Gut denn, ſo kommen alle Folgen über Sie! Sie ſind verloren! — Angefangen!"

Sogleich ward es auf den Bretern lebendig; der Inſpicient gab das Zeichen; die Gardine rauſchte empor. Becker mußte ſich einen Augenblick zwingen, ſeinen Zorn zu unterdrücken; doch kräftigte ihn ein flüchtiger Blick auf die gefüllten Reihen dergeſtalt, daß er des Geſchehenen nicht weiter gedachte, ſondern ein treffliches, nuancenreiches Spiel entwickelte, welches mit einſtimmigem Beifall belohnt ward. So gingen die erſten Scenen unter ſich ſteigerndem Applaus vorüber, bis Amalia's Stichwort ertönte und ſie die Breter betrat mit den Worten — —

Aber nein, das Auditorium vernahm keine Silbe ihrer Rede. Denn ſogleich erſcholl ein Flüſtern, Kichern, lautes Gelächter mit einzelnen Ausrufen vermiſcht. Die Inhaber der geſperrten Sitze drückten ihre Verwunderung über die unerklärliche Beſetzung dieſer Rolle aus, die der Loge zürnten gar über die Poſſe, welche man mit ihnen triebe, und die des Parterre? Ja, das Parterre, die erkorene Stätte der Studenten! War das ein Staunen, Rufen, Fragen! Alle wandten ſich an Heinrich Ambroſch, der mit offenem Mund daſaß und in der That nicht wußte, ob er ſeinen Sinnen trauen ſollte. Da hieß es: „Das iſt die ſchöne Schlanzowſky? — Die iſt wegen ihres Geſichts in Weimar engagirt? — Um deretwillen ſind wir nach Lauchſtädt gewandert? — Die hat dich in ſolchen Zorn verſetzen können? . . ." Heinrich fand nicht gleich Worte für ſeine Ueberraſchung. Er zuckte nur die Schultern und ſeufzte erleichtert auf, da die Mehrzahl der Genoſſen durch Becker's gewaltige Darſtellung inſofern abgelenkt wurde, als ſie ihnen ſtürmiſchen Applaus entlockte, in welchen das übrige Auditorium einſtimmte.

Da trat Amalia wieder in den Vordergrund, und plötzlich war es Ambroſch, als hätten ſich ſeine für den Moment verlorenen Sinne von neuem zuſammengefunden. „Merkt ihr denn nicht", flüſterte er den Nächſten zu, „daß ſie unſer Complot erfahren hat? Daß ſie trotzen, uns gar verhöhnen will? Daß dieſe Falten und Runzeln nur Maske ſind, dahinter ſich die wahren Züge verbergen? Und das, Kameraden, ſollen wir dulden?" Wie der Wind ging dieſe Erklärung von Ohr zu Ohr, wie der Wind folgte ihr das Commando nach: „Die Kirſchkerne bereit! Achtung!" und — „Feuer!"

Ein wahrer Hagel, von Geſchrei, Geziſch, Gelächter begleitet, ſtürmte über die Sperrſitze hinweg auf Madame Schlanzowſky ein, die ohne ſichtliche Erregung in ihrem Dialog fortfuhr und nur Einen Blick auf Becker warf, der wie appellirend zur Loge hinaufſchaute, auf welcher denn auch Rufe nach Ruhe laut wurden. Allein der Lärm im Parterre, die Kanonade wuchs trotz der Befehle der Polizei von der Galerie herab. „Wir wollen keine Poſſen! — Wir wollen die heilige Kunſt gewahrt wiſſen! — Vivat Schiller! — Bravo, Becker!" ſcholl es wieder und wieder durch den Raum. Da riß dem gefolterten Regiſſeur endlich die Geduld. Mit einem einzigen Schritt ſtand er vor den Lampen und rief mit Stentorſtimme hinab: „Was ſoll das? Kirſchkerne auf das Theater zu werfen! Iſt das für hallenſer Studenten? Wir werden nicht weiter ſpielen!" *)

Sogleich ſank die Gardine. Becker wollte Madame Thereſe nach, welche in die Garderobe geeilt war, als er die Rufe: „Hoch! Hoch! Bravo, Becker!" vernahm. Sein geſchmeicheltes Ohr hieß ihn ſtehen bleiben und das Zeichen zum ſofortigen Emporziehen geben. Er hörte die

*) Seine Worte.

einſtimmige Forderung, das Spiel fortzuſetzen. Durch eine Verbeugung bejahend, verſchwand er dann und trat bei Madame Schlanzowſky ein, welche den kleinen Raum haſtigen Schrittes durchmaß.

„Das iſt Ihr Werk!“ ſchrie er, mit der Fauſt auf den Spiegeltiſch ſchlagend.

„Ich weiß, was ich mir ſchuldig bin“, verſetzte ſie gelaſſen.

„Sie allein haben die Folgen zu tragen! Wiſſen Sie das auch?“

Sie nickte nur und machte ſich mit ihrem Kleid zu ſchaffen.

Ihre Ruhe erzürnte ihn mehr und mehr. Am ganzen Körper zitternd, fragte er noch: „Werden Sie jetzt die Falten und Runzeln entfernen?“

„Wollen Sie mich denn durchaus aus meiner Faſſung bringen? Soll es dahin kommen, daß Sie den Arzt rufen müſſen? Ach, ich fühle ſchon die Stiche in meinem Kopf! Ach, meine Bruſt —!“

Die Furcht allein, der Beſchwörer einer Migräne oder eines Nervenanfalls zu werden, ließ Becker abbrechen und die Garderobe wieder verlaſſen. Es war ihm ein zu ſchrecklicher Gedanke, daß die Vorſtellung, in welcher er durch Beifall ausgezeichnet ward, unbeendet bleiben könnte. Und weshalb ſollte er ſich auch die Freude über ſeine eigene Leiſtung verkümmern laſſen? Hatte doch Thereſe die Folgen ihres Eigenſinns allein zu tragen! — Darum vorwärts, trotz der Kirſchkernkanonade!

Wieder hob ſich die Gardine, doch gingen die bramarbaſirenden Räuberſcenen faſt unbeachtet vorüber, da ſich das Intereſſe einmal in Becker's Spiel vereinigt hatte. Jubelnder Applaus, als er wieder auf den Bretern erſchien; erneuter Commandoruf im Parterre, als nur Amalia's Kleid ſichtbar ward. Dann trat ſie aus der Couliſſe — Becker ſtutzte; alles ſah verwundert einander an; im Parterre ſanken die bereits erhobenen Hände. . .

War denn das Madame Schlanzowſky? Das die Amalia des erſten Aufzugs? Rauſchte etwa ein Jugendbronnen im Bade Lauchſtädt? Wo waren die tiefen Falten, die häßlichen Pfläſterchen geblieben? Wo die gebückte Geſtalt, der matte Aufſchlag des faſt glanzloſen Auges! Welch ein Liebreiz wie durch Zauberſpruch! Das blendete jetzt alles: die weiße Stirn, die roſigen Lippen, der ſprühende Blick, in dem ſchon die Gewißheit des Siegs wohnte. . .

Wahrlich, Becker mußte ſtutzen und in demſelben Moment fürchten, daß das Auditorium ihm untreu würde. Auch lehrte ebendieſelbe Minute, daß Thereſens Erſcheinung nur allzu richtig prophezeit; denn dem Staunen folgte ein ſo vernehmbarer Ausdruck der Bewunderung, wie dieſer Raum ihn ſelten vernommen hatte. Mit einemmal waren die Mängel der Darſtellung vergeſſen. Amalia mochte lächeln oder klagen, zürnen oder weinen, gleichviel: die Inhaber des Ranges wie der geſperrten Sitze überboten einander mit Beifallsſpenden und ſchienen ſich ob einem dankenden Blick zu beneiden.

Aber jetzt die Aufregung im Parterre! Das war nicht anders, als ob ſich ein blutiger Streit entſpinnen ſollte! Zwar befahl die Polizei in der Höhe Schweigen, und drohte gar mit den Stöcken, allein umſonſt; jeder Zornesruf war hier nutzlos. Heinrich Ambroſch ſtand auf der Bank und ſchlug mit beiden Armen durch die Luft; die Kameraden waren von den Sitzen emporgeſprungen und hielten die Hände theils gefaltet, theils ausgebreitet. Der eine rief: „Iſt das eine Geſtalt! Iſt das ein Auge!“ Der andere: „Welche Zartheit und welche Leidenſchaft zugleich!“ Alle aber verſicherten, ſolch eine Juno wäre noch nicht dageweſen! Dagegen Heinrich, der ſich gleich einem Verzweifelten geberdete: „Steht euch die Kunſt nicht höher als äußere Zierde? Iſt es nur möglich, daß auch ihr, Söhne der Wiſſenſchaft, euch von dieſer Circe könnt blenden laſſen? So faßt doch eure Gedanken zuſammen! So gedenkt doch der heiligen Kunſt! O, und auch du, Ludwig Hellbart, biſt unter den Thörichten?!“

Allein ſo ſehr er ſich auch ereifern mochte, er redete dennoch nur ins Leere hinein. Nicht nur, daß die Ohren der Kameraden für ſeine Bekehrungsverſuche verſchloſſen blieben, ihr Enthuſiasmus wuchs gar mit jeder folgenden Scene und erreichte endlich eine derartige Höhe, daß Ambroſch fernere Ermahnungen für unmöglich hielt und am gerathenſten fand, das Haus mit einem „Apage!“ zu verlaſſen. Und was kümmerte das die Uebrigen! Sie hatten plötzlich alles vergeſſen: die Verſammlung in der Stammkneipe „Zum Schwarzen Roß“, die Kirſchkerne, Becker's grandioſes Spiel; ſie hatten nur für die ſchöne Amalia noch Sinn und Gedanken und ließen die Kunſt — Kunſt ſein. „Madame Schlanzowſky heraus! Bravo, Madame Schlanzowſky!“ erſcholl es nach jeder Scene, jedem Actſchluß.

Das war nun für den armen Becker freilich

ein wahrer Todesſtoß. Er mußte ſeine ganze Kraft zuſammennehmen, um Herr ſeines Spiels wie ſeiner Vernunft zu bleiben, und fand die einzige Beruhigung nur darin, der holdſelig lächelnden Amalia die entſetzlichſten Blicke zuzuſchleudern. Ihn wegen eines hübſchen Geſichtchens zu vergeſſen! Seinem durchdachten Spiel neben mangelhafter Darſtellung keine Beachtung zu ſchenken! Das war denn doch zu viel, um es verſchmerzen zu können! Auch Ambroſius Beuther, der an der Thür der erſten Garderobe lehnte, machte ſich dieſelben Gedanken, obgleich es ihn innigſt ergötzte, daß die „überkluge" Madame die Maleficianten von Halle an der Naſe herumgeführt hatte.

So konnte Thereſe denn mit ſchallender Stimme Triumph! rufen, nachdem ein donnerndes Vivat! die Vorſtellung beſchloſſen hatte. Vom Diener angeſtaunt, von Becker verwünſcht, eilte ſie flugs in die Garderobe, um ſich des Prunks zu entledigen. Sie that es mit Haſt; ſie hoffte auf eine Ueberraſchung außerhalb des Gebäudes, da ſie ſich ſagen mußte, daß das einmal erregte Gefühl der Studenten ſich ſogleich nicht wieder beruhigen würde. Und wie richtig hatte ſie gerechnet! Denn ſchon an der Ausgangsthür ward ihr ein jubelnder Willkomm, der mit Hurrahs und Vivats wechſelte und ſie bis zur Wohnung verfolgte. Mit glühenden Augen ſtürmte ſie die Stufen hinan, öffnete das Fenſter und ſprach neben der Bitte, ihren beſcheidenen Leiſtungen auch fernerhin Beachtung zu ſchenken, ihren innigſten Dank aus...

Die fernern Leiſtungen! Arme Thereſe, du konnteſt freilich an dieſem Abend nicht ahnen, daß du die Breter zum letzten mal betreten hatteſt! Denn Becker, dein einſtiger Beſchützer, war beleidigt, durch dich in ſeinem Erfolg beeinträchtigt! Jetzt ſuchte er Genugthuung in der Rache und fand ſie. Schon am nächſten Tage ging ein Schreiben ſeiner Hand, worin Madame Schlanzowſky's Spiel in dem Spiel mit den grellſten Farben geſchildert wurde, an Goethe nach Weimar ab und mit nächſter Poſt traf bereits die Antwort ein, deren dictatoriſcher Inhalt der war: daß die Sünderin wegen Verſtoßes gegen die Geſetze ſofort zu entlaſſen und vom benachbarten deſſauer Hoftheater einſtweiliger Erſatz zu beſchaffen ſei. Würde Goethe das Vergehen wol mit ſolcher Strenge geahndet haben, wenn Madame Schlanzowſky eine würdige Nachfolgerin der unvergeßlichen Euphroſyne geweſen wäre?

Genug, eine Demoiſelle Hübſch traf von Deſſau ein und Thereſe verließ Lauchſtädt alsbald mit flammendem Haß. Wohin nun? Ihr Auge richtete ſich wieder nach Prag, deſſen Bewohner ſie vordem gefeiert hatten. Mit einer ſchleichenden Krankheit in der Bruſt, wol durch den Kummer über die plötzliche Entlaſſung hervorgerufen, der Mittel faſt beraubt, erreichte ſie zwar die Stätte ihres einſtigen Glanzes, konnte hier aber trotz aller Bemühungen und Kabalen nicht feſten Fuß faſſen, da das durch ihr heimliches Entweichen erzürnte Publikum kein Zeichen der Vergebung ſpendete.

Wohin? Wohin? Sie ließ es an Verſuchen nicht fehlen, doch misglückte alles. Noch hoffte ſie, bis die letzte Münze verausgabt war, bis die Krankheit weiter, immer weiter um ſich griff und ſie auf das Lager warf. Auf ein Lager von Stroh! So ſchlichen etliche Wochen vorüber. Dann kam der gütige Tod, machte allen Sorgen, allem Elend ein Ende und rief, die Senſe ſchwingend: — Triumph!

Die Zigeuner.

Von Wilhelm Girſchner.

I.

Das braune Volk der Zigeuner, über faſt alle Länder der Alten Welt verbreitet, dem Ewigen Juden ähnlich, ohne alles Gewerbe als freie Bürger der Natur in wildeſter Unſtetigkeit und Unabhängigkeit umherſchweifend, allen Geſetzen trotzend, bietet in ſeinem originellen Weſen und Treiben, das ſie von den Bewohnern des Landes, in dem ſie leben, gänzlich unterſcheidet, einen anziehenden Stoff für Forſchung und Darſtellung. Dieſes ſeltſame Geſchlecht, welches ſich mit einer bewundernswürdigen Zähigkeit bis in unſere Tage hinein in ſeiner Urſprünglichkeit erhalten, iſt ein merkwürdiger Beleg für die Beſtändigkeit der Menſchenraſſen. In der langen Zeit von fünfthalb Jahrhunderten, ſeit welcher ſie allen Ermittelungen zufolge ihr Vaterland verließen, hat weder der Einfluß verſchiedener anderer Klimate noch die europäiſche Cultur, die ſie doch beſtändig vor Augen gehabt, noch ihr Weilen unter verſchiedenen andern Nationen, weder Kriege noch Schlachten, noch der Wechſel und der Umſturz der Dinge außer ihnen in ihrer körperlichen Beſchaffenheit ſowol wie in ihrer Lebensweiſe, ihren Bräuchen und Gewohnheiten, ihrer Denkungsart und ihrem Nationalcharakter eine weſent-

liche Veränderung hervorzubringen vermocht. Sie ſind heute noch überall dieſelben Zigeuner, wie ſie uns die Chroniſten zur Zeit ihrer erſten Einwanderung nach Europa ſchildern. Sie gehören zu den letzten Spuren von dem bunten Volk früherer Zeiten, und ſich mit den phantaſtiſchen Geſtalten der Poeſie verbindend, ſind ſie ſelbſt zum Gegenſtand der Dichtung geworden.

Die körperliche Beſchaffenheit der Zigeuner deutet auf eine Abſtammung aus dem Süden und trägt ein faſt orientaliſches Gepräge. Die Haut iſt braungelb, faſt olivenfarbig, die Haare ſchwarz, die Augen dunkel, feurig und lebhaft. Die Figur iſt mehr ſchlank und gewandt als von hohem und ſtarkem Wuchs, welcher letztere beim weiblichen Geſchlecht außerordentlich ins Zierliche fällt, und beide Geſchlechter zeichnen ſich durch das Ebenmaß ihrer Glieder aus. Sie haben ein außerordentlich feines Gehör, ein ſcharfes Auge und einen ſtarken Geruch. Ihre Phyſiognomie zeigt Leichtſinn und Gemüthlichkeit, hat aber oft einen zurückſchreckenden ſcheuen Ausdruck, gepaart mit liſtiger Schlauheit, eine Folge ebenſowol eigener Verbrechen wie der Härte und Ungerechtigkeit der Welt. Man findet mitunter wirklich ſchöne Geſichter unter den Zigeunern, beſonders unter ihren jungen Mädchen, deren romantiſch dunkle Augen unter ſchön geſchweiften Brauen das ihrem Mutterlande eigenthümliche Feuer ſprühen; auch begegnet man hier und da mancher hübſchen ſchwarzlockigen jungen Männergeſtalt. Die ältern Weiber ſind freilich herenhaft, Studien für einen Salvator Roſa, und man ſieht ſie nicht ſelten gleich den Männern mit einer kurzen Pfeife im Munde und nicht eben den feinſten Canaſter rauchend einherwandeln. Die ſchönſten, intereſſanteſten Geſtalten findet man unter den Zigeunern der ſüdlichern Gegenden, wo ihnen das freiere Leben, das ſie hier führen können, ein heiteres und ungezwungeneres Gepräge gibt, während ſie bei uns und in andern mehr nördlichen Klimaten oft ſehr verkümmert erſcheinen. In der Kleidung der Zigeuner herrſcht eine große Einfachheit, die nicht über das Nothwendigſte hinausgeht. Die Männer tragen gewöhnlich nur Hemd und Hoſe, die Frauen Rock oder Schürze, wozu ſie am liebſten Stoffe von ſchreiender Farbe wählen. Kopf und Füße tragen ſie meiſt bloß oder an letztern Sandalen und um den erſtern die Weiber ein Tuch, die Männer gewöhnlich eine Huſaren- oder Pelzmütze; ſelbſt die anſäſſigen Zigeuner, bei denen ſonſt viel Kleiderſucht wahrzunehmen iſt, ſieht man in den meiſten Fällen ohne Kopf- ſowie Fußbekleidung. Pretioſen in ihren bunten Zindelröckchen und blitzendem Flitterſtaat, wie ſie auf unſern Schaubühnen und Maskeraden figuriren, ſuchen wir unter den Zigeunern vergebens, am wenigſten unter denen der Wälder und Einöden. Ihre Kleider ſind gewöhnlich faſt nur von Lumpen und bezeichnen ſie als Diebe und Bettler. Aber doch putzen ſie ſich in civiliſirtern Gegenden oft gern heraus und ſuchen ſich deshalb ſchöne Kleider zu ſtehlen, ſich wenig darum kümmernd, ob ſie zu ihrem übrigen Anzuge paſſen oder nicht oder ob ſie modern oder von veralteter Façon ſind. Daher ſcheint ihre Tracht oft allen Jahrhunderten und Moden abgeborgt und man ſieht ſie oft höchſt phantaſtiſch aufgeputzt in die Ortſchaften kommen, Männer im Huſarenpelz und barfuß, mit einer Pekeſche angethan und eine Pfauenfeder auf dem Hut, Mädchen mit weißen Kleidern und roſafarbigen Leibbändern, aber gleichfalls barfuß, und ſo auf verſchiedene andere Weiſe.

Der Charakter der Zigeuner iſt heiter und zur Fröhlichkeit geneigt; doch ſind ſie im höchſten Grad geſchwätzig, leichtſinnig, unbeſtändig, treulos, furchtſam und auch rachſüchtig; der Gewalt gegenüber, wie alle der Verachtung preisgegebenen Völker, ſklaviſch, aber anmaßend und unverſchämt, wo ſie es wagen dürfen. Gleich den Indianern Amerikas ſcheinen ſie entweder über die Sorgen und Mühen des Lebens erhaben zu ſein oder unter ihnen zu ſtehen. Ohne Ehrgeiz, ohne Sucht nach Reichthum und ſeinen Genüſſen, gleichgültig gegen die Ereigniſſe der Zeit, ohne Sorge für die Zukunft, ohne Wünſche und ohne Kummer leben ſie glücklich im Genuß des Augenblicks und verlachen die ſich abquälende Menge. Viele dieſer Charaktereigenthümlichkeiten ſind eine Folge ihres vagabundirenden Lebens. Dieſes Volk hat bei ſeiner Ruheloſigkeit nur ſelten einen feſten Wohnſitz und führt ein Landſtreicherleben im höchſten Sinne des Worts. Als eine Plage der Umgegend, wenigſtens da, wo ſie ſich zahlreicher finden, ziehen ſie von einem Ort zum andern, in engern oder weitern Kreiſen, und treten gemeiniglich mit unabweislicher Zudringlichkeit, eine Gabe fordernd, in die Häuſer. Denn träge und arbeitsſcheu verſchaffen ſich die Zigeuner hauptſächlich durch Betteln ihren Lebensunterhalt, und wenn die Geſchenke nicht reichlich genug ausfallen, ſo ſucht ihre Induſtrie auf dem Wege des ſiebenten Gebots zu allem zu gelangen, was die

Gelegenheit darbietet und der Zufall ihnen in den Weg führt. Doch betreiben ſie den Diebſtahl, wozu ſich beſonders die Weiber und Kinder hergeben müſſen, nur unter Anwendung von Liſt und Betrug, worin ſie ſich ſehr geübt und gewandt zeigen, und meiſt nur im kleinen, da ſie ſich ſelten mehr anzueignen pflegen, als das Bedürfniß des Tags oder ein augenblickliches Verlangen nach Kleidungsſtücken erheiſcht. Ein Einbruch oder offenbarer Straßenraub iſt unter ihnen faſt ohne Beiſpiel, dazu ſind ſie auch viel zu feig. Gegen Häuſer haben die Zigeuner einen wahren Widerwillen; ihre Wohnſtätten beſtehen in Höhlen, Grotten, Zelten, Laubdächern mitten im Walde u. dgl. Die ermüdete Zigeunerhorde, mit allerlei zuſammengeſtohlenem oder erbetteltem Trödel bepackt, findet faſt jede Stelle zum Lagerplatz paſſend. Im Gefolge ihrer Armuth und Trägheit geht ein widerlicher Cynismus. Sie leben in der größten Unreinlichkeit und im größten Schmuz und ihre Nahrungsweiſe iſt meiſt ſehr ekelhaft. Der Zigeuner heißt alles Fleiſch willkommen, in welchem Grad der Fäulniß es ſich auch befinden mag und ob es von einem geſchlachteten oder verreckten Thiere herrührt. Auf ſeinen Wanderungen ſchaut er ſich um, ob nicht hier und da ein Thier gefallen ſei, welches er ſich dann ausbittet und mit ſeinen Kameraden unter allgemeiner Fröhlichkeit verzehrt. Ja es iſt vorgekommen, daß Zigeuner Thiere wieder ausgegraben haben, die ſchon mehrere Tage in der Erde gelegen hatten, und ſie mit großem Appetit verſpeiſten. „Warum ſollten wir's nicht eſſen?" ſprachen ſie; „Gott hat's geſchlachtet!" Eine beſondere Vorliebe haben ſie für Vegetabilien und namentlich, wie alle Südländer, für ſtark mit Zwiebeln und Knoblauch verſetzte Gemüſe. Den Branntwein ziehen ſie allen übrigen Getränken vor. Die größte Leckerei iſt ihnen der Taback, den ſie mit großer Begierde kauen und rauchen, ſowol Mann als Weib. In ihren Lumpen führen ſie oft ſchöne und ſaubere Tabacksbeutel mit ſich und die Pfeife iſt der ſtete Nachbar des Meſſers im Gürtel. Dem Kaffee, dieſem Reizmittel ſo vieler Völkerſchaften, wiſſen ſie merkwürdigerweiſe keinen Geſchmack abzugewinnen. Uebrigens genießen ſie mäßig, ordentlich und regelmäßig. Sie halten in der Regel eine Mahlzeit beim Aufgang der Sonne, dann um die zehnte Morgenſtunde im Schatten eines Baums und endlich nach Sonnenuntergang beim muntern, lodernden Feuer.

Im Zuſammenhang mit ihrer Neigung zum Landſtreicherleben haben ſie einen Abſcheu gegen alle ſchwere Arbeit wie gegen jegliche Anſtrengung. Daher ſind ihre Hauptbeſchäftigungen in Europa da, wo ſie überhaupt eine Beſchäftigung betreiben, die Verfertigung leichter Gegenſtände, als Körbe, Matten, Nadeln, Netze, Decken, Siebe, Beſen und Fußbürſten, Maultrommeln, alle Art Drechsler- und Schmiedearbeit; auch flicken ſie Keſſel, Pfannen, Töpfe u. dgl. Mehr noch üben ſie die Künſte, welche auf körperlicher Gewandheit beruhen, und zeigen ſich als Taſchenſpieler, Tänzer und Ringkämpfer oder treiben Chiromantie und Wahrſagerkunſt, Aſtrologie und Teufelsbannung, beſprechen die Häuſer gegen Feuersbrunſt oder verkaufen Amulette aus Brotteig und Steinchen, welche Glück in der Liebe und Geld bringen ſollen. Beſonders beſteht der Haupterwerbszweig des weiblichen Perſonals im Wahrſagen und Beſprechen. Sie leſen in den Händen aller Menſchen, deren ſie habhaft werden können, und ſchwatzen den Landmädchen allerlei ab, indem ſie ihnen reiche Männer und einen ganzen Haufen Kinder prophezeien. In der That beſitzen ſie eine treffliche Suade und eine ſo ungemeine Menſchenkenntniß, daß es oft wirklich Erſtaunen erregen muß, wie glücklich ſie aus den Geſichtszügen ganz fremder Perſonen deren Charakter zu leſen verſtehen, ſodaß ſelbſt gebildete Leute dieſen Zukunftsverkündigerinnen anfangs mit ungläubigem Lächeln, zuletzt aber mit einer Art Scheu zuhörten.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Victor Hugo über William Shakſpeare.

In einem Hauſe, Marine-Terrace, auf der Inſel Jerſey, an einem nebeligen, ſtürmiſchen Novembermorgen im Jahre 1852, hart am Strande der See, ſaßen zwei Männer, aus Frankreich verbannt, Vater und Sohn. . . „Draußen regnete es, der Sturm heulte, das Haus war wie betäubt von dem Lärm da draußen. Beide waren in Nachdenken verſunken, vielleicht betroffen durch dies Zuſammenfallen des Anfangs ihrer Verbannung mit dem Anfang des Winters. Plötzlich erhob der Sohn ſeine Stimme und fragte den Vater: «Was denkſt du von dieſem Exil?» «Es wird lang werden!» «Wie hoffſt du es auszufüllen?» Der Vater antwortete: «Ich werde den Ocean betrachten!» Ein Stillſchweigen trat ein; dann begann der Vater wieder: «Und du?» «Ich?» ſagte der Sohn. «Ich werde Shakſpeare überſetzen.»"

So, und im Ausdruck noch überſchwenglicher, er-

öffnet ſich ein Buch: „William Shakespeare“ (Paris, Librairie internationale); auf dem Titelblatt ſteht kein Autorname — denn welch ein Name, ſoll der Autor geſagt haben, könnte ſich neben den Shakſpeare's ſtellen! Aber eine Seite weiter erfahren wir dieſen Namen: es iſt Victor Hugo. Sein Buch über Shakſpeare begleitet die Ueberſetzung, die ſein Sohn von den Dichtungen des großen Briten eben veröffentlicht; es ſoll ſie dem Publikum empfehlen, ſie verbreiten helfen. Am beſten hieße ſein Werk darum, wie er ſelbſt geſteht: „A propos de Shakespeare.“ Seinen Inhalt bilden allerlei Betrachtungen über Dichtkunſt, Philoſophie, die Entwickelung der Menſchheit, einige ſocialiſtiſche Träumereien, einige Ausfälle gegen Napoleon III., einige Anpreiſungen ſeiner eigenen dramatiſchen Schöpfungen, die beſcheiden im Schatten Shakſpeare's wandeln wie der kleine Ajax hinter dem Schilde des großen; alles „A propos de Shakespeare.“ Von einem kritiſchen Kunſtwerk, wie es Wilhelm von Humboldt über „Hermann und Dorothea“ geliefert, von einer künſtleriſch geſtalteten Biographie, wie ſie uns in Leewes' „Leben Goethe's“ vorliegt, ja nur von einem Eſſay voll der Klarheit und Schärfe Sainte-Beuve's iſt nicht die Rede; ein wüſter, ungeordneter Steinhaufe, ein rechter Scherbenberg, der neben den Reſten irdener Töpfe und Schüſſeln freilich auch Stücke von korinthiſchen Gefäßen und etruskiſchen Vaſen enthält: ſo erſcheint das Ganze.

Eine Vergleichung zwiſchen dem Ocean und genialen Menſchen eröffnet, nach der Vorrede, das Buch: „Il y a des hommes océans en effet. . . .“ In ſolchen Vergleichungen ſteckt der Inhalt des Ganzen. In einem kurzen Abriß wird das Leben Shakſpeare's geſchildert: er war Schlächtergeſelle, Schulmeiſter, Advocatenſchreiber, Wilddieb, Brülljunge, Statiſt, Schauſpieler und Dichter, oft berauſcht und noch öfter verliebt. Von 1589—1611 ſchrieb er ſeine Dramen; Victor Hugo erfindet ſich eine eigene Reihe derſelben und begleitet jedes Jahr mit einer hiſtoriſchen Erinnerung, z. B. „1598, während der Graf Eſſex, einen Handſchuh der jungfräulichen Königin an ſeinem Hute, Irland plünderte, dichtete Shakſpeare die «Beiden Veroneſer»; den «König Johann»; «Verlorene Liebesmüh'»; «Die Komödie der Irrungen»; «Ende gut, alles gut»; den «Sommernachtstraum» und den «Kaufmann von Venedig». . . ſieben Dramen in Einem Jahre und während Eſſex Irland plünderte!“ „1599, während der Geheimrath auf eine Forderung der Königin darüber berieth, ob man den Doctor Hayward foltern ſollte, weil er Tacitus einige Gedanken geſtohlen, dichtete Shakſpeare «Romeo und Julia».“ Was hat «Romeo und Julia» mit dem Plagiat des Doctors Hayward zu thun? Iſt das nun Tiefſinn oder Un — ſinn? Durch dieſe Pforte gehen wir in den Vorhof ein, die Genien, „les génies“, erſcheinen. Ein Deutſcher würde ſich zuerſt bemüht haben, den Begriff, das Maß eines dichteriſchen Genius feſtzuſtellen; Victor Hugo nennt ſich gleich. Genies ſind nach ihm: Homer, Hiob, Aeſchylus, Jeſaias, Heſekiel, Lucretius, Juvenal, Tacitus, der Apoſtel Johannes, der Apoſtel Paulus, Dante, Rabelais, Cervantes, Shakſpeare. Eine bunte Reihe, man glaubt auf einem Maskenball zu ſein. Victor Hugo mag ein Poet ſein, ein Poet mit einem Höcker, aber ein Denker iſt er nicht. Er verwechſelt die einfachſten Begriffe: ein Prophet iſt kein Dichter; ein Dialektiker wie Paulus ebenſo wenig. Auf dem Gebiete der Religion und der Philoſophie iſt Paulus ein Genius, aber da hat er einen andern Nachfolger als Dante — Spinoza. Und wo Jeſaias iſt, darf da Moſes fehlen? Iſt der Mann, der die Schöpfung erzählte, nicht ein größerer Poet als Heſekiel? Iſt der Traum des Timäus nicht erhabener als das Gedicht des Lucretius? Wie kommt Juvenal der Satiriker unter die „Gipfel der Menſchheit“ — „les cimes de l'humanité“ —? Nur wegen Victor Hugo's Satire gegen den Kaiſer; das Buch „Napoléon le petit“ verſchafft dem Verſpotter des Sejanus den Ehrenplatz; das war der Schüler dem Meiſter ſchuldig. Wo aber Tacitus ſitzt, kann da Thucydides, Machiavelli fehlen? Iſt Ariſtophanes, iſt Molière nicht mehr als Rabelais? Nein; nicht die objective, die leidenſchaftliche Geſchichtſchreibung iſt Victor Hugo's Ideal. Und Rabelais endlich — Rabelais liebt den Höcker. Ueberall guckt aus dem weiten, faltigen Mantel, der dies Nebenbild „William Shakſpeare“ umflattert, Quaſimodo hervor, der Glöckner von Notre-Dame. Der „Genius“ iſt nach Victor Hugo maßlos, übertrieben, dunkel: darum ſind Sophokles und Goethe keine Genies. Wir Deutſche erreichen überhaupt nur in der Muſik die höchſten Stufen, Beethoven iſt der deutſche Genius. Weder Goethe noch Schiller, weder Sophokles, Rafael noch Mozart beſitzen „le trouble“ — man überſetzt das Wort am beſten mit „Wahnſinn“: dies iſt das Kennzeichen des Genies. Drei Epochen hat die Menſchheit bisher erlebt; die Jupitersepoche, die in Aeſchylus, die karolingiſche Epoche, die in Shakſpeare ihren poetiſchen Ausdruck gefunden; der dritten, der franzöſiſchen Revolutionsepoche, fehlt bisher noch der Dichter. Fehlt er ihr in der That? Der Autor iſt zu beſcheiden, ſich ſelbſt als dieſen dritten Genius zu bezeichnen, ſein Verleger thut es für ihn. Die Ankündigung der Shakſpeare-Ueberſetzung mit Anmerkungen Victor Hugo's ſchließt mit den Worten: „Ein Genius erklärt hier den andern.“

Das Weſen der einzelnen Dichtergenien wird nun im phantaſtiſchen Aufputz prächtiger Bilder und weit hergeholter Gelehrſamkeit mehr illuſtrirt als erklärt; doch ſind dieſe Seiten die anziehendſten des Buches, hier erkennt man überall die Fußtapfen des Löwen. Victor Hugo's Augen ſcheinen nur Pyramiden und Maulwurfshügel erblicken zu können, niemals ein beſcheidenes Wohnhaus, einen anmuthigen Garten. Die Elefanten aber und die Mammuthsknochen verſteht keiner ſo trefflich zu beſchreiben als er. Drollig iſt die langathmige Vergleichung, die er zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt zieht. Er macht die tiefſinnige Bemerkung, die eines Studenten während ſeines

erſten philoſophiſchen Collegiums nicht unwürdig iſt, daß die Wiſſenſchaft fortſchreitet, die Kunſt aber nicht; daß ſie zu den alten Idealen wol neue, aber nicht erhabenere ſchaffen kann. So einfach iſt dieſer Satz, daß er nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Victor Hugo aber hat an dieſer Entdeckung eine kindliche Freude. „Hippokrates", ruft er aus, „iſt veraltet"... nun eine Reihe von Gelehrten, die alle „veraltet" ſind, zuletzt das ſtolze Wort: „Pindar nicht!" Der Leſer athmet auf, ach! nur um aus der Scylla in die Charybdis zu ſinken, denn der unerbittliche Victor Hugo fährt fort: „Man lehrt nicht mehr die Aſtronomie des Ptolomäus"... eine Reihe von Wiſſenſchaften, die unſer Haar ſich ſträuben laſſen; denn wer hat je von der „künſtlichen Fiſchzucht des Sebaſtiano de' Medici" oder gar von der „Roßarzneikunſt Garſault's" gehört? „Aber", und das iſt der Schluß, „man wird ewig die Iliade leſen."

Indeß, wo bleibt Shakſpeare? Auf dreihundert Seiten ſuchen wir ihn vergebens; nur wie ein Blitz taucht er hier und dort durch die wüſte, orientaliſch-pelasgiſche Gelehrſamkeit des Kritikers leuchtend auf. In Betreff dieſer Gelehrſamkeit kann man ſich einer boshaften Vermuthung nicht entziehen; Bayle und die Encyklopädie d'Alembert's ſind freilich „veraltet", aber wenn dieſe Bücher nicht vorhanden wären, würden die gelehrten Stelzen Victor Hugo's um einige Fuß kürzer ſein. Alles, was er z. B. von Aeſchylus vorträgt, iſt aus Bayle nachgeſchrieben; von unſern deutſchen Forſchungen hat er nicht die leiſeſte Ahnung. Wie Dante erſt durch die Hölle ſchreiten muß, ehe er zu Beatrice, auf die Spitze des Fegefeuerbergs kommt, ſo gelangt man auch bei Victor Hugo nur durch die Nacht des Abgrunds zu Shakſpeare. Dieſer Abgrund heißt „Les âmes". In dieſem Abſchnitt wird in beſtändigen Fragen unterſucht, woher die Genies kommen. „Was bedeutet die Geburt Alexander's in der Nacht, da der epheſiſche Tempel verbrannte?" Eine und die andere dieſer Fragen könnte den Tiefſinn des Schreibers andeuten, aber zwölf Seiten voll Fragezeichen, da wartet denn doch wol „ein Narr" auf die Antwort. „Wer allzu lange in dies heilige Schreckniß blickt" — er meint die Metaphyſik oder bildlich den Todtenkopf, den Hamlet ſeinem Horatio zeigt —, „fühlt die Unermeßlichkeit ſich zu Häupten ſteigen." Nur die leichtblütigen Franzoſen können davor erſchrecken, wir, ein Volk von Denkern, ſind mit dieſen Larven und Schatten vertraut; wir wiſſen, daß „nur aus dem Kelche dieſes Geiſtesreichs die Unendlichkeit auch unſers Geiſtes ſchäumt".

Doch wir ſind bei Shakſpeare. Aus der Hölle ins Fegefeuer. Statt der Gedanken erhalten wir wieder Bilder, Vergleichungen; die „Anmuth" wandelt bei Shakſpeare nur auf Kirchhöfen, Desdemona, Ophelia ... als ob in dieſen Dichtungen nicht auch Beatrice und das wilde Käthchen, Roſalinde und Portia tanzten und ſcherzten! Auf den Rieſen und den Zwerg kommt die Anſchauungsweiſe Victor Hugo's hinaus; Falſtaff iſt die „difformité valet", „die Häßlichkeit im Bedientenrock", ja noch mehr, Falſtaff iſt le centaure du pore — „halb Menſch, halb Schwein"! Vier Trauerſpiele ſind die „Höhenpunkte" Shakſpeare's: Hamlet, Macbeth, König Lear, Othello; Hamlet iſt „der Gedanke" — hier iſt eine geiſtreiche Vergleichung zwiſchen dem gefeſſelten Prometheus und dem durch das Denken gebundenen Hamlet eingeſchoben; Macbeth iſt „der Hunger", Lear iſt „die Kindesliebe", denn nach Victor Hugo iſt Cordelia die Hauptfigur, Othello endlich iſt „die Nacht". „Die Nacht iſt in den Tag verliebt; der Afrikaner vergöttert die Weiße." Jago iſt das Böſe; „die Nacht iſt nur die Nacht der Welt, das Böſe iſt die Nacht der Seele". Wie tödtet Othello Desdemonen? Mit der Axt, mit dem Dolch, mit Gift? Nein, mit einem Kiſſen. Das Mordwerkzeug der Nacht iſt das Kiſſen (l'oreiller). Nicht wahr, dieſe Art, geiſtreich zu ſein, erinnert auf ein Haar an den „Kladderadatſch" und die „Fliegenden Blätter"?

Das letzte Drittel des Buches beſchäftigt ſich mit politiſchen und ſocialiſtiſchen Plänen und Hoffnungen, mit Shakſpeare hat es nichts zu thun. Er fordert den gleichen Unterricht für alle, die Schule ſoll obligatoriſch und frei ſein. Zugegeben, dieſe Forderung ließe ſich in ganzer Strenge ausführen, ſo würde dennoch nicht Victor Hugo's Anſicht eintreffen, daß niemand mehr den „Faublas" und alle die Tragödie vom Oreſtes leſen würden; Aeſchylus und Dante würden nach wie vor von einer kleinen Anzahl bewundert werden und zwiſchen Shakſpeare und dem franzöſiſchen Volke ewig eine Schranke aufgerichtet bleiben. Dieſe Seiten ſind nur für die Geſellſchaft von Paris und ihre geheimen Oppoſitionsgelüſte gegen den Kaiſer geſchrieben. Das verdient keinen Tadel, jeder Autor ſchreibt zunächſt für ſein Publikum, ſeine Nation. Die Unordnung indeß, die in den Gedanken und Metaphern des Dichters herrſcht, die Uebertreibungen, der Unſinn, von denen dies Buch erfüllt iſt, das Abgeſchmackte und Burleske, das ſich vom erſten zum letzten Blatt hinzieht, das ſogar eine franzöſiſche Kritik ſagen läßt: man befände ſich wie auf dem Blocksberg, in der Walpurgisnacht, die bewundere man nicht, man rühme nicht, wie es ſchon hier und dort wieder mit deutſcher Vergötterung des Fremden geſchieht, als Schönheiten, was im beſten Sinne natürliche, im ſchlimmſten künſtliche Höcker ſind. Denn bekanntlich iſt den franzöſiſchen Romantikern „das Häßliche das Schöne". Einzelne Gedankenblitze, einige zugleich erhabene und wahre Bilder wird der Leſer finden: er geht durch einen Urwald, deſſen üppige Vegetation, deſſen bunte Farben ihn erſchrecken, blenden, betäuben; plötzlich thut ſich dann eine Lichtung vor ihm auf, in der Ferne ſieht er bläuliche Gebirgsgipfel oder das wallende Meer; darauf umfängt ihn wieder die dichte Undurchdringlichkeit des Waldes. Auf einigen Seiten des Buches redet Hamlet, auf hundert andern Polonius.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Deutsche Städte.

Bremen.

1. Uebersicht.

Al. M. — Altstadt, Neustadt, Vorstadt — es gibt kaum eine andere Stadt, deren einzelne Theile sich nach Bauart, Bevölkerung und geschäftlichem Treiben so charakteristisch voneinander unterscheiden. Die Weser durchströmt die Stadt von Osten nach Westen; auf ihrem rechten Ufer liegen Altstadt und Vorstadt, auf dem linken die Neustadt. Der Stadtgraben trennt die Altstadt von der Neustadt, sodaß erstere eine Insel bildet. Die Neustadt wird von einem Weserarm, die Kleine Weser genannt, durchströmt, der sich indessen noch innerhalb der Stadt mit dem Hauptarme wieder vereinigt. So zerfällt die Neustadt in zwei Theile, eine Landzunge zwischen Großer und Kleiner Weser, der Theerhof, und eine Insel zwischen der Kleinen Weser und dem Stadtgraben. In der obern Hälfte der Stadt führt eine Brücke von der Altstadt zum Theerhof über die Große Weser, und vom Theerhof zur eigentlichen Neustadt eine andere Brücke über die Kleine Weser. Der Altstadt und Neustadt gemeinsam ist die große Verkehrsstraße der alten Zeit, der Strom; die Vorstadt hat für sich die große Verkehrsstraße der neuern Zeit, die Eisenbahn.

In der Altstadt herrscht das eigentliche Citytreiben; enge krumme Straßen mit hohen Giebelhäusern, in denen ein Kaufgewölbe an das andere stößt. Die Sitze der Behörden, des Senats, der Gerichte, der Posten, der Handelskammer sind hier, ebenso die Centralpunkte des Handels, Börse und Bank. Auch die Institute, die dem geistigen Leben angehören, concentriren sich hier; sämmtliche höhere Schulen haben ihr Local in der Altstadt und von den Kirchen befinden sich in derselben die sechs größten, während auf Vorstadt und Neustadt gemeinsam nur drei kleine kirchliche Gebäude kommen. Die Vorstadt entspricht, nicht der Himmelsgegend, aber ihrer Bestimmung nach, dem londoner Westend. In ihr hat die vornehme Klasse ihre Wohnungen; der reiche Kaufmann hat sein Comptoir, der Advocat sein Bureau in der Altstadt, aber sein Wohnhaus in der Vorstadt. Die Geistlichen sind durch ihre Dienstwohnungen, die Aerzte durch die Rücksicht auf ihre Praxis an die Altstadt gebunden; von den Ständen der Senatoren, der Lehrer, der unabhängigen Gelehrten ist kaum ein einziger, der nicht in der Vorstadt wohnte. Und zwar fängt der londoner Grundsatz an, sich einzubürgern: „Je entfernter, desto vornehmer.“ Es entstehen in der Vorstadt daher Jahr für Jahr neue Straßen; nur waltet die Eigenthümlichkeit ob, daß dieselben nicht, wie man dies in fast allen andern Städten beobachtet, stromabwärts oder westwärts von der Stadt, sondern gerade stromaufwärts und ostwärts errichtet werden. Das ganze obere Weserufer, „der Osterdeich“, bedeckt sich auf die Länge einer Viertelmeile mit Wohnhäusern, und schon steht so manches Gebäude hier, in welchem der Gast bei seinem ersten Besuche gegen die Wirthin die Höflichkeitsformel gebrauchen kann, die in London die allgemein übliche ist: „The scenery is touty rural.“

So ergänzen sich Altstadt und Vorstadt; die Neustadt aber ist eine Welt für sich. Wer nicht Mitglied des Schützenvereins ist und deswegen den außerhalb der Neustadt vor dem Thore belegenen Schützenhof besucht, wer nicht das Verlangen spürt, am Montag, wo auf dem Neuen Markt fette Schweine verkauft werden, sich als Käufer einzustellen, wer nicht als Kaufmann ein Packhaus auf der Neustadt besitzt, hat das ganze Jahr hindurch nicht die geringste Veranlassung, die Weserbrücke zu überschreiten. Drüben wohnen meistens die kleinen Handwerker; ferner befinden sich dort die drei Kasernen des bremer Contingents und eine große Anzahl von Packhäusern.

Ehe wir die drei Stadttheile im einzelnen betrachten, müssen wir einen Grundzug hervorheben, der denselben sämmtlich gemeinsam ist und der uns gleichfalls an London erinnert. Jeder Bürger Bremens bewohnt womöglich ein eigenes Haus. Es gibt gar keine zweite Stadt in Deutschland, welche im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung so viele für sich dastehende Häuser zählt wie Bremen. Zur Miethe wohnen fast nur Fremde oder unverheirathete Leute. Die Wohnungen sind im allgemeinen klein; ein Haus von zwei Stockwerken, drei Fenster breit, ohne Neben- und Hintergebäude, das ist der Regel nach die Wohnung des Armen wie des Reichen. Wohnungen, deren Besitzer von gleicher Wohlhabenheit sind, haben fast durchweg die nämliche Bauart und Einrichtung und sind ziemlich gleichartig möblirt.

Wer die Altstadt durchwandert in der Meinung, eine alte Reichsstadt müsse auch an künstlerischem Schmuck reich sein; wer das Bild, ich will nicht einmal sagen Nürnbergs oder Augsburgs, sondern auch nur Lübecks oder Danzigs im Herzen trägt, wird sich bei seinen Nachforschungen hier bitter enttäuscht fühlen. Eine Straße von Nürnberg bietet des künstlerisch Interessanten mehr als ganz Bremen. Das Gepräge der Sauberkeit und Wohlhabenheit allerdings tragen die Privatbauten; das Aeußere der Häuser ist accurat gehalten und wird durch einen Oelanstrich, der nach Bedürfniß von Zeit zu Zeit wiederholt wird, erhöht. Allein ein Blick bestätigt die aus der Geschichte uns bekannte Thatsache, daß an der hohen Blüte des Städtethums, welche in den

Städten des „Reichs“ und Flanderns ein so herrliches Kunstleben erweckte, die Hansa keinen Antheil genommen hat. Der Ruhm dieses Städtebundes besteht in seinem kühnen kaufmännischen Unternehmungsgeist; für Kunst und Wissenschaft hat er nichts gethan. Welch herrlichen Schmuck der Straßen bieten nicht in Süddeutschland die Brunnen! — in Bremen ist keiner künstlerisch verziert. Einige alte Privathäuser aus dem 17. oder der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beweisen vieles für die gediegene Wohlhabenheit, nichts für den ästhetischen Sinn ihrer ersten Erbauer. Wenige davon sind mit Steinhauerarbeiten verziert, die indessen keinen innern Werth haben. Es sind hohe Giebelhäuser, zum Theil mit „Ausluchten“, die nicht wie die Erker nur in Einem oder einigen Stockwerken sich befinden, sondern die ganze Höhe des Hauses umfassen. An der innern Einrichtung interessirt es uns, daß der Flur, die „Hohe Diele“, bis unter das Dach reicht und zum Packboden eingerichtet ist.

Ueber die Große Weser, die wegen ihrer geringen Tiefe für Seeschiffe nicht fahrbar ist, sondern nur mit Leichterschiffen befahren wird, gelangen wir auf den Theerhof, der fast nur mit Packhäusern bebaut ist. Von hier führt uns die kleine Weserbrücke in die eigentliche Neustadt, die im Jahre 1618 nach einem bestimmten Plan angelegt wurde und den langweiligen Charakter zeigt, welcher allen Städten aus diesem Zeitraum eigenthümlich ist. Breite und gerade Straßen, aber niedrige Häuser ohne die geringste architektonische Verzierung, und sei es auch nur ein vorspringendes Gesims.

Der Ursprung der Vorstadt ist neuesten Datums. Bis zur Beendigung der Freiheitskriege umgaben Wälle und Basteien in Verbindung mit tiefen Gräben die Stadt; erst als jene gefallen waren, pflanzten sich neue Häuser an den abgetragenen Wällen auf und die Glacis wurden in freundliche Parkanlagen verwandelt. Die Umgebung konnte indessen nur von Gärtnern und kleinen Häuslern bebaut werden, denn bis zum Jahre 1848 trennten Thore und nächtliche Thorsperre die Vorstadt von der innern Stadt. Erst als die Thorsperre beseitigt war, quoll die in der Stadt zusammengepreßte Einwohnerschaft hinaus und verwandelte in einem Jahrzehnt die umliegenden Gemüseländereien in Straßen mit hübschen Häusern. Fast jedes Haus liegt hier im Grünen; Vorgärten und Hintergärten ziehen sich an den Reihen der schmucken Gebäude entlang und an Wänden und Geländern rankt Epheu und wilder Wein. Insbesondere gilt dies von der östlichen Vorstadt, während in der westlichen noch ein großer Theil der vormärzlichen Hütten stehen geblieben ist.

Die Parkanlagen zwischen Stadt und Vorstadt, an der Stelle des alten Glacis, werden sorgfältig und mit Geschmack gepflegt und sind jedem Bremer an das Herz gewachsen. Eingefaßt von zwei prächtigen Straßen, dem Wall und der Contrescarpe, durchflossen von dem klaren Stadtgraben, bieten sie einen für den geringen Raum erstaunlichen Reichthum landschaftlicher Scenerien. Jede Erhöhung des Terrains, jede Ausbiegung des Wassers, vollends jeder kleine Werder in demselben sind geschickt benutzt und Pflanzen- und Thierwelt bieten die höchstmögliche Abwechselung. Kenner zählen allein gegen hundert verschiedene Weidenarten; hochstämmige Akazien, Eichen und Nadelhölzer sind geschickt gruppirt; auf dem Graben aber tummeln sich Wasservögel, insbesondere Enten in allen erdenklichen Spielarten.

Eine Mission in Jerusalem.

K. — Seit einiger Zeit ist Jerusalem, wenn schon aus verschiedenen Gründen und zu verschiedenen Zwecken, für die einzelnen christlichen Religionsgesellschaften zu einem Feld christlich-humaner Missionsthätigkeit geworden, auf dem sie ihre Bestrebungen in rühmlichem Wetteifer entwickeln. Sie erinnern gerade an diesem Orte in gewisser Hinsicht um so mehr an Lessing's „Nathan“ und an das, was dort Nathan in der Scene mit Saladin und in der Erzählung von den drei Ringen, wenn auch in anderer Beziehung, sagt:

> Es eif're jeder seiner unbestoch'nen
> Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
> Es strebe jeder von euch um die Wette,
> Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
> Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
> Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun
> Zu Hülfe! — — —

Die Berichte, die von dorther zu uns nach Europa gelangen, haben in jenem Betracht etwas ungemein Erfreuliches und Anziehendes. Neben einem russischen Hospiz außerhalb der Stadt, die sich dort westlich und nordwestlich vom Jaffathor in einem Kreise von Land- oder Sommerhäusern mit Gartenanlagen und in ausgedehnten Baumpflanzungen des griechischen Klosters bedeutend erweitert und dabei der Einflüsse einer herrlichen Luft auf den dortigen Anhöhen sich erfreut, steht das Waisenhaus der baseler Missionsgesellschaft Chrischona, in welchem unter der Leitung eines Würtembergers etwa 30 Waisenknaben aus dem Libanon sowie ein paar mohammedanische — mit vollster Zustimmung der Verwandten — erzogen werden.

Im Innern Jerusalems, das sich seit einiger Zeit durch viele stattliche Neubauten einigermaßen zu erneuern begonnen hat, ohne doch dadurch von seinem eigenthümlichen Charakter besonders einzubüßen, ist die Fliedner'sche Diakonissenanstalt vorzüglich blühend und gesegnet. Die Krankenanstalt unter der unentgeltlichen Leitung des englischen Missionsarztes Dr. Chaplin wird besonders von Mohammedanern (aus der Nähe und Ferne, selbst von Hebron und Nablus her), aufgesucht, und über 40 Mädchen erhalten in der Erziehungsanstalt einen Unterricht und eine Erziehung, um welche sie — die Armen und Waisen — manches deutsche Mädchen beneiden würde.

Außer dem Arabiſchen lernen ſie vollkommen deutſch, einige auch engliſch. Es befinden ſich auch Mohammedanerinnen darunter, aber es iſt noch niemand eingefallen, ſich über ihre chriſtliche Erziehung zu beſchweren, ebenſo wenig iſt dies bisher in Betreff des obenerwähnten Knabenwaiſenhauſes und der ähnlichen Anſtalt des evangeliſchen Biſchofs Gobat geſchehen, welche, unter der Leitung eines Deutſchen, etlichen 40 Knaben jeder Confeſſion die Mittel zu einer für das Land und deſſen Verhältniſſe angemeſſenen tüchtigen Ausbildung gewährt. Auch den Römiſch-Katholiſchen und den Griechen fehlt es nicht an Lehranſtalten. Beide haben ſogar theologiſche Schulen, und die griechiſche im ſogenannten Kreuzkloſter außerhalb der Stadt könnte man eine Art Lyceum nennen. Die Bibliothek dieſer Anſtalt kann für reich gelten, und jedenfalls iſt es erfreulich, daß im allgemeinen ſo viel für Unterricht in Jeruſalem geſchieht. Wie der Grieche, iſt auch der Araber ſehr begabt und lernbegierig, aber leider droht beiden dabei die größte Gefahr in ihrer Eitelkeit, die ſich nur zu häufig durch einen kleinen Fortſchritt ſchon zu den unmäßigſten Anſprüchen berechtigt glaubt. Die orientaliſchen und griechiſchen Halbwiſſer — bemerkt ein Berichterſtatter — ſind die unerträglichſten, auf die man ſtoßen kann.

Das obenerwähnte Diakoniſſenhaus in Jeruſalem beſteht erſt ſeit 1851. Die erſte Veranlaſſung dazu hatte ein epidemiſches Fieber gegeben, welches alle Familien der dortigen evangeliſchen Gemeinde heimgeſucht hatte. Es war niemand da, der den Kranken, Schwachen und Armen leibliche und geiſtliche Pflege ertheilte, und ſo kam es, daß zwei bis drei Proſelyten zu dem Judenthum zurückkehrten. Hierdurch bewogen, ſchrieb Biſchof Gobat an ſeinen Freund, den Paſtor Fliedner zu Kaiſerswerth, und bat ihn um zwei Diakoniſſinnen. Acht Monate ſpäter kam Paſtor Fliedner ſelbſt mit vier Schweſtern in Jeruſalem an. Sie erhielten bald Gelegenheit, dort ein Haus zu miethen, und am 4. Mai 1851 ward es bezogen und eingeweiht. Als Profeſſor Petermann in Berlin auf ſeiner von ihm unter dem Titel „Reiſen im Orient“ (Leipzig, Veit u. Comp., 1860), in zwei Bänden beſchriebenen Reiſe auch längere Zeit in Jeruſalem ſich aufhielt, wohnte er am 3. Mai 1853 der Jahresfeier des Diakoniſſenhauſes bei. Männer, Frauen und Kinder waren in großer Anzahl verſammelt. Ein lieblicher Kindergeſang, von Mädchen geſungen, welche Zöglinge der Anſtalt waren, eröffnete die Feier. Dann wurde von der ganzen Verſammlung das Lied geſungen: „Ich bete an die Macht“, worauf der Biſchof Gobat einleitende Worte über die Entſtehung der Anſtalt ſprach und mit den Worten: „Der Herr hat bis hierher geholfen“, ſeinen erbaulichen Vortrag ſchloß. Dann trat der durch ſeine Wirkſamkeit in der evangeliſchen Gemeinde zu Jeruſalem aus öffentlichen Mittheilungen bekannte Paſtor Valentiner auf, um den Jahresbericht über die Anſtalt zu geben, den er damit einleitete, daß er auf die Einweihungsrede des Biſchofs hinwies, welcher zwei Jahre früher als Text die Worte des 127. Pſalmen gebraucht hatte: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, gedeihet es nicht.“ Hierauf ſchilderte er das Mutterhaus zu Kaiſerswerth und deſſen Wirkſamkeit, und berichtete zuletzt über den ſegensreichen Fortgang dieſer Anſtalt. Ein Réſumé des Ganzen ward dann auch noch in engliſcher Sprache für die anweſenden Engländer und Engländerinnen gegeben, und zuletzt wurde über eine gleiche Anſtalt in Konſtantinopel berichtet. Ein Geſang für die Diakoniſſinnen: „Ich ſtimme an“ u. ſ. w., beſchloß, ſagt Petermann, die einfache, aber erhebende Feier.

Wenn auch dies alles nur ſchwache Anfänge des Ganges ſind, den die chriſtlich-humane Cultur nach Oſten hin zu nehmen hat, ſo weiſen doch dieſe Schritte deutlich genug nach dem Ziele hin, das dort die chriſtliche Miſſion zu verfolgen auf das eindringlichſte berufen und verpflichtet iſt.

Die Künſtler aus der Karlsſchule.

III.

G. H. — Ein Karlsſchüler war auch der Kupferſtecher Johann Gotthard Müller, den Goethe einen Künſtler nennt, bei dem Mann und Kunſt ſich gegenſeitig erklären; — „er hat ganz das Sorgfältige, Reinliche, Delicate ſeines Griffels“. Zwei ſeiner bedeutendſten Schüler ſtarben in unzurechnungsfähigem Zuſtande eines gewaltſamen Todes. Der erſchütterndſte Schlag aber traf den alten Meiſter in dem unglücklichen Geſchick des eigenen Sohnes. Friedrich Müller hatte ſich als unvergleichlicher Kupferſtecher bewährt durch den Johannes von Domenichino. Von einem Kunſthändler nach Dresden berufen, arbeitete er jahrelang mit glühendem Eifer an einem Stich der Sixtiniſchen Madonna. Die Platte war vollendet, aber es gelang ihm nicht, einen untadeligen Abdruck zu erhalten, ſo ſehr er auch immer neu ſtach und aushämmerte. Dies beugte den Künſtler tief, der, jetzt krankhaft, mit nächtlichen Viſionen zu kämpfen hatte. Mehrmals erſchien ihm die Madonna und verlieh ihm die Kraft, Kranke zu heilen durch Auflegen der Hände. Sein Zuſtand wurde verſchlimmert dadurch, daß ſeine ſentimentale Gattin, die ein höheres Weſen in ihm zu beſitzen glaubte, ihn in den irren Vorſtellungen noch beſtärkte. So mußte er der Irrenanſtalt auf dem Sonnenſtein übergeben werden; dort endete ein Sprung aus dem Fenſter des armen Künſtlers Leben zu derſelben Zeit, wo es ihm hätte vergönnt ſein können, ſich endlich ſeines Werkes zu freuen. Die Platte war mittlerweile nach Paris geſchickt worden und ein dortiger Kupferdrucker lieferte mehrere tauſend Blätter von der höchſten Schönheit ohne Fehler. So ſchmückte ein meiſterhafter Abdruck der Madonna nur noch des Künſtlers Sarg.

Zu den mit Schiller innig verbundenen Zöglingen der Karlsſchule gehörte der Componiſt Zum-

steeg, der wie Dannecker der Sohn eines herzoglichen Bedienten war. Von ihm rühren die musikalischen Partien der „Räuber“ her, jene Lieder, von denen der Dichter meint: „Ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird.“ Vor allem das „Räuberlied“ selbst, das so lange ein charakteristisches Lieblingslied der Sturm- und Drangperiode blieb und noch heutzutage in Manheim nach einer alten Sitte bei jeder Aufführung der „Räuber“ vom Publikum, darunter vor allem die heidelberger Musensöhne, im Chorus mitgesungen wird. Auch die Ouverturen zu mehrern Schiller'schen Dramen sind von seinem Jugendfreund. In den Balladencompositionen, darunter die von Bürger's „Lenore“, galt Zumsteeg als unerreichtes Muster, bis Karl Löwe mit seinen ungleich genialern Schöpfungen auftrat. Zumsteeg ist niemals von Stuttgart hinweggekommen. Er starb dort als Kapellmeister 1802.

So war diese „Carolina“ zu Stuttgart in der That eine „Alma mater“, eine jedenfalls fruchtbarere Anstalt als zu derselben Zeit ihre ältere Schwester „Eberhardina“ in Tübingen, eine Art Künstlertreibhaus, in dessen Geschichte die verschiedenartigsten Kunstrichtungen wurzeln. Als im Jahre 1828 der hundertjährige Geburtstag Karl Eugen's zu Stuttgart unter der allgemeinsten Theilnahme gefeiert wurde, da schienen jene Worte Schubart's fast erfüllt, der trotz zehnjährigem Gefängniß auf dem Hohenasperg nichtsdestoweniger in dem Stifter der Karlsschule später den Mäcen der vaterländischen Künste feierte, indem er sang:

Schon blickt mit weitem Auge
Des Auslands Bewunderung
Auf Karl's Söhne, unter denen
Shakspeare, Ossians und Dichter
Der sanften Muse knospen.
Auch am Neckar reifen Mengse,
Die Tonkunst bildet einen Sternenchor,
Und Ton und Strich und Hauch
Feiert den Namen Karl's,
Polyhymnia's Schutzherrn.

Und wer in dieser Huldigung des Hof- und Theaterdichters Schubart den Dichter der „Fürstengruft“ nicht wiederzuerkennen vermag, wem diese Verse etwas zu panegyrisch klingen, der möge sich erinnern, daß an jenem Jubiläum der Karlsschule, gleichsam als Sühne geschehener Unbill, zu Stuttgart der erste Entschluß gefaßt werden konnte zu dem ersten öffentlichen Nationaldenkmal — unsers Schiller!

Für das Haus.

Das Leben und Wissen der Menschen ist reich — das zeigt ein jeder Blick, den wir auf uns und um uns werfen. Die Fülle dieses Reichthums aber in ihrer Unermessenheit tritt erst so recht lebendig zu uns heran, wenn wir in Werke hineinschauen wie dasjenige ist, dem wir heute einige Worte widmen wollen. Von dem „Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch für das praktische Leben“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), liegen uns wieder einige kürzlich erschienene Hefte vor. Wie viele duftige Kränze lassen sich nicht aus diesen Heften flechten, wie viele prächtige Bouquets binden! Wirkliche Kränze — wirkliche Bouquets aus „Rosen“ und „Rosmarin“ und „Rittersporn“ und „Reseda“ mit „Queckengras“, das bedeuten soll: Stoß mich nicht von dir! Was aber ist selbst das riesigste Bouquet — das Artot-Bouquet auf der berliner Hofbühne im vergangenen Winter — gegen die eine „Rafflesia“, diese indische Riesenblume, von deren Auffindung im Jahre 1818 durch den englischen Gouverneur Raffles in Sumatras Urwäldern wir lasen! Welche Wunderblume, wahrlich! Drei Fuß im Durchmesser, jedes Blumenblatt über einen halben Zoll stark — roth mit weißgelben Erhabenheiten. Zärtliche Gatten auf Java werfen die reifen Knospen ins Wasser, um aus der Art der Oeffnung die mehr oder minder glückliche Ankunft künftiger Erben zu ersehen. Auch unter diesen Wilden also eine prophetische Blumensprache! Wahrlich, eine solche Blume zu sehen, könnte es uns hinaustreiben auf „Reisen“, denen gleichfalls ein zu beherzigendes Wort in pädagogischer Beziehung im 55. Heft gewidmet ist. Sumatra und Java sind heute nicht mehr so weit. Gehen doch schon viele nach Aegypten! Aber auch die Nähe ist nicht vergessen. Da wird „Pyrmont“ geschildert und „Reichenhall“ im Vorlande der Alpen und die „Rheinweine“ werden betrachtet und auch von „Rouge et noir“ ein Wörtchen beigegeben. Der Mensch gesundet schon beim Lesen alles dessen, wenn er vom Winterleben etwa angekränkelt ist. Um ihn erklingt das vielstimmige Concert der Wald- und Rohrsänger. Vom „Regenpfeifer“ erfahren wir und vom „Rohrdommel“, vom lieblichen „Rothkehlchen“ und den parlamentarischen Versammlungen der „Raben“, des Kyffhäuservogels, und manchen andern. Wer aber schwerer leidet, wer nicht blos angekränkelt ist, auch der findet Winke in diesem Lexikon, praktische Winke in den Artikeln über „Rheumatismen“ und „Rückenmarkskrankheiten“, über Arzneipflanzen, wie „Rhabarber“ und „Ricinus“ und die zu bloßem Erbsenmehl gewordene berüchtigte „Revalenta arabica“ Dubarry's. Wer endlich daheimbleiben muß mit gesundem Magen, der nehme aus dem Artikel „Pudding“ ein Recept, z. B. das vorletzte, „à la Nesselrode“, und er wird uns beim Genusse zustimmen, daß der Norden außer „Renthieren“, „Robben“ u. dgl. auch Diplomaten hat, denen die Welt etwas verdankt, wenn auch nur den Namen eines weltberühmten Puddings.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Zeitung.
Nr. 1. Leipzig, 1. Januar 1843.

Neujahrsblatt.

Herr Schmidt kreuzte die Beine übereinander und begann mit bewundernswürdiger Gelaſſenheit: „Ueber meine Beziehungen zu jenen Damen darf und werde ich mich nicht auslaſſen. Aber ſchon im allgemeinen, ſollte ich glauben, gilt der Grundſatz, daß, wer in einen engern Kreis, mittelbar oder unmittelbar, abſichtlich oder unabſichtlich, einen Fremden einführt, für deſſen Auftreten und Verhalten gewiſſermaßen verantwortlich iſt. . . Was dann meine Beſorgniß betrifft, ſo werden Sie wahrgenommen haben, daß die Frau Gräfin ſowol für ſich als für ihre Tochter dem Verkehr mit der Welt entſagt zu haben ſcheint. Die Einladung an Sie widerſprach dieſer Entſagung nicht, ſie war nur an den Künſtler gerichtet. Meine Beſorgniß gründet ſich nun darauf, daß ich fürchte, ſie hat mit dem Künſtler auch zugleich den Weltmann in den Kreis ihrer Familie eingeführt. . .“ Die letzten Worte waren von einem feſten, durchbohrenden Blick begleitet.

Vielleicht war es dieſer durchbohrende Blick, welcher den Maler zu der trotzigen Frage reizte: „Und wenn dem ſo wäre?“

Herr Schmidt wechſelte die Farbe. Ein eigenthümliches Muskelſpiel in ſeinem Geſicht bekundete eine tiefe Aufregung in ſeinem Innen. „Wenn dem ſo wäre“ — verſetzte er nach langer Pauſe mit leiſer, aber ſehr bewegter Stimme — „und wenn Ihr Begriff von dem Worte «Weltmann» dem meinigen entſpräche, dann müßte ich Ihren perſönlichen Verkehr mit den beiden Damen als eine Gefahr für dieſelben betrachten und würde kein Mittel ſcheuen, dieſe Gefahr zu beſeitigen!“

Mit wachſender Gereiztheit ſagte Burgsdorf: „Die Begriffe «Weltmann» und «Don Juan» ſcheinen nach Ihrer Meinung identiſch zu ſein?“

„Nein, gewiß nicht, mein Herr!“ erwiderte Herr Schmidt haſtig. „Wenn ich an Ihnen den Künſtler ſo ſcharf vom Weltmann unterſcheide, ſo verſtehe ich unter dem letztern den Mann, der eine große Fähigkeit, perſönliche Eindrücke zu empfangen und zu machen, beſitzt. Darin liegt kein Tadel, ſondern eine Anerkennung. Aber gerade in dieſer Ihrer reſpectabeln, ja beneidenswerthen Fähigkeit verbirgt ſich eine um ſo größere Gefahr für die beiden Damen. Und darauf wünſcht' ich Sie aufmerkſam zu machen. Mahnen, bitten will ich Sie, vor ſich ſelbſt auf der Hut zu ſein!“

Der herzliche, bittende Ton, in welchem dieſe Worte geſprochen wurden, verfehlte ſeine Wirkung auf Burgsdorf. Mit ihm war plötzlich eine ſeltſame Veränderung vorgegangen. Eine ſchlummernde Leidenſchaft in ihm war wach gerufen, ein Dunkel in ſeiner Bruſt erhellt worden. Was er erſt kurz vorher „äſthetiſchen Kitzel“, „romantiſche Wallung“ genannt, machte ſich jetzt geltend als heftiges, leidenſchaftliches Gefühl. Wie oft Winde, da, wo ſie auf Widerſtand ſtoßen, ſich zum Sturm zuſammenraffen, ſo ſchlug eine ſanfte, ihm kaum bewußte Neigung bei dem Angriff, welchen ſie erfuhr, in ihm in ſtürmiſche Leidenſchaft um. . .

Mit erzwungener Ruhe ſprach er: „Angenommen, ich hätte in der That bereits einen Eindruck empfangen, einen jener Eindrücke, die über Glück und Zukunft eines Mannes entſcheiden; angenommen, in meiner Seele empfände ich ſchon jetzt jenen wunderbaren Anklang, der nach einem geheimen Naturgeſetz die abſolute Hingebung eines Mannes zur Folge hat, wer wollte mich hindern, an eine Zuſammengehörigkeit, an jene individuelle Wahlverwandtſchaft zu glauben, welche eine Gegenſeitigkeit der Neigung erzeugt? Wer wollte mich hindern, bei ſolch innerer ſittlicher Berechtigung, unbekümmert um die etwaigen Hinderniſſe der äußern Welt, mit allen Kräften danach zu trachten. . .“

„Ich, mein Herr, ich!“ unterbrach ihn Herr Schmidt mit der Miene eines feſten, unbeugſamen Willens.

Ihre Blicke kreuzten ſich, ſcharf und ſchneidend wie zwei Schwerter. Nur mit ungeheurer Anſtrengung bewahrte Burgsdorf die äußere Ruhe. Nach längerer Pauſe ſprach er: „Ich frage nicht, mit welchen Mitteln Sie mich hindern wollen, aber ich frage Sie, mit welchem Recht und nach welchen Grundſätzen der Ehre, der Billigkeit? . . . Unter den obwaltenden Umſtänden werden Sie ſich hoffentlich nicht länger hinter einer zweideutigen Discretion verſtecken. Denn bei Gott, der Ruf, die Ehre, das Glück der gräflichen Familie ſteht mir jetzt zum wenigſten ebenſo hoch und heilig als Ihnen!“

Herr Schmidt war leichenblaß geworden. Er ſtand auf und ging mit haſtigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Seine Züge ſpiegelten Rathloſigkeit und Verzweiflung ab. Er trat ans Fenſter und blickte hinab nach dem Schloſſe, als wollte er ſich Rath von dort her holen. Er wandte ſich um und warf einen langen, prüfenden Blick auf Burgsdorf, der ſeinerſeits kein Auge von ihm verwandte. Endlich ſchritt er nach der Thür und zog an der Klingelſchnur. Dem eintretenden Diener flüſterte er einige Worte zu. . . Der Diener verſchwand und kehrte nach einigen Minuten mit

einer Flaſche und zwei Gläſern zurück... Herr Schmidt füllte die Gläſer und ſprach: „Ich bin im Begriff, Ihnen das Geheimniß meines Lebens und dasjenige einer Dame zu enthüllen, welche mir noch höher ſteht als mein Leben. Dieſe Erzählung wird Ihnen einleuchtend machen, warum ich mich in der ernſteſten Frage Ihres Lebens zu Ihrem Widerſacher aufwerfen muß... Was aber auch kommen möge und wie ſehr uns unglückſelige Verhältniſſe entzweien ſollten, laſſen Sie uns geloben, einander weder zu haſſen noch anzuklagen. Und zur Bekräftigung dieſes Gelöbniſſes leeren wir dies Glas miteinander!"

Sie leerten die Gläſer bis auf den Grund. Darauf ſetzte ſich Herr Schmidt wieder in ſeinen Lehnſtuhl und begann ſeine Erzählung.

Fünftes Kapitel.

„Ich bin hier in Schleſien geboren", begann er mit zu Boden geſenktem Blick. „Mein Vater war Forſtmann. Auch ich wählte dies Fach, welches meiner ſehr frühzeitig ſich äußernden Neigung zum Verkehr mit der freien Natur entſprach. Dieſe Neigung ſteigerte ſich mit den Jahren ſo ſehr, daß ich ſelbſt als forſtwirthſchaftlicher Akademiker wochenlang, ohne Zweck und Plan, in den nahen Forſten umherſtreifte und von meinen Freunden den Beinamen «Waldmenſch» erhielt. Nach glücklich überſtandenem Examen ward ich, wie man zu ſagen pflegt, «in die Wälder commandirt», d. h. ich wurde einem königlichen Oberförſter, welchem Kränklichkeit und Alter die Erfüllung ſeiner Amtspflichten erſchwerte, zur Unterſtützung beigeſellt... So kam ich in die hieſige Gegend."

Er hielt ein wenig inne und rieb ſich mit den Fingern die Stirn, als ob er dadurch ſeine Erinnerung klarer und heller machen wollte. Dann fuhr er fort: „Durch den alten Oberförſter wurde ich in das Haus eines benachbarten Gutsbeſitzers eingeführt. Der letztere war ein ältlicher Hageſtolz, ein Mann, der ſeinen Wohlſtand allein ſeiner ökonomiſchen Tüchtigkeit verdankte. Um ſeinen Charakter vornherein und mit kurzen Worten zu ſchildern — die Erinnerung an ſeine ehemalige Armuth und an die Arbeit und Mühe, welche ihm der ſpätere Wohlſtand gekoſtet hatte, beeinträchtigte ſeine wohlwollenden Gefühle und gab ihm den Anſtrich jener dünkelhaften Beſitztrotzigkeit, wie man ſie ſo häufig bei dem wohlhabenden Bauer findet. Ueberdies aber hatte das Bewußtſein ſeiner mangelhaften Bildung jenen kleinlichen Ehrgeiz in ihm erzeugt, der ſich an Formen und Aeußerlichkeiten klammert... Der Mann iſt todt. Nur mit Widerſtreben ſpreche ich von ſeinen ſchlimmen Eigenſchaften. Doch gerade dieſe Eigenſchaften führten das Unglück meines und eines andern Lebens herbei... Faſt zur nämlichen Zeit, als ich zum erſten mal das Haus dieſes Mannes betrat, ſtarb ſein Bruder, ein Kaufmann in der Hauptſtadt, der gleich dem Gutsbeſitzer in der Welt ſein Glück gemacht hatte. Er hinterließ ein großes Vermögen und ein einziges Kind, eine Tochter, auf deren Erziehung er alles, was Reichthum zur Verfügung ſtellt, verwendet hatte. In dem Teſtament, welches er im Vorgefühl des nahen Todes gemacht, hatte er ſeinen Bruder zum Vormund der Tochter ernannt und zugleich den Wunſch ausgeſprochen, daß die Waiſe im Hauſe des Vormunds und Oheims Aufnahme und väterliche Fürſorge finden möge... So kam die junge, zwanzigjährige Dame aus dem Geräuſch und Glanz einer Hauptſtadt nach dem ſtillen armſeligen Dorfe, in einen Familienkreis, welcher ihr nichts von alledem bot, woran ihr Geiſt und Gemüth gewöhnt waren und Freude gehabt hatten."

Die Pauſe, welche der Erzähler hier eintreten ließ, ſchien anzudeuten, daß er in ſeiner Erzählung zu einem Abſchnitt ſeines Lebens gelangt ſei. Mit leiſem, faſt zaghaftem Ton fuhr er dann fort: „Großſtädtiſche Erziehung hat für einen Naturmenſchen ſchon an und für ſich einen eigenthümlichen, geheimnißvollen Zauber. Iſt ſie dann noch mit Schönheit und reichen, glänzenden Gaben verbunden, ſo wirkt ſie beſtrickend, unwiderſtehlich... Der Abendfalter verbrennt ſeine Flügel nicht ſo ſchnell an der Lichtflamme, die er umſchwirrt, als mein Herz von dem ſprühenden Geiſte und der blendenden Erſcheinung der jungen Dame zu einer tiefen, glühenden Leidenſchaft entzündet wurde. Wenige Minuten entſchieden über mein Lebensglück. Sie werden das leicht begreifen, nachdem Sie, wie es ſcheint, einem ähnlichen plötzlichen und überwältigenden Eindrucke unterlegen ſind... Weit ſchwerer jedoch iſt es begreiflich, wie es mir gelingen konnte, die Gunſt und Neigung der jungen Dame zu gewinnen. Ich denke nicht ſo gering von dem Gefühl der Liebe, als daß ich annehmen dürfte, es könnte aus Langweile oder Gewohnheit des Umgangs erſtehen. Eine perſönliche Anziehungskraft muß vorhanden ſein. Und da kann ich mir denn nur denken, daß ich einer gewiſſen urſprünglichen Friſche, wie ſie dem Naturmenſchen eigen iſt, die

endliche Erwiderung meiner Neigung zu verdanken hatte."

Der Maler nickte beipflichtend mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: „Auch das iſt ſehr begreiflich für mich!"

Der Erzähler fuhr fort: „Ich weiß noch heute nicht, ob unſere Beziehungen dem Herrn des Hauſes ſo lange verborgen geblieben oder ob er ſich nur den Anſchein gab, ſie nicht zu merken; genug, niemand ſtörte uns in dem unnennbar ſeligen und makellos reinen Traum einer erſten Liebe ein ganzes Jahr hindurch. Wenn ich mir eine Vermuthung erlauben darf, ſo durchſchaute er unſer Verhältniß nicht nur, ſondern billigte es ſtillſchweigend. Wenigſtens ſprach er oft von meiner Zukunft und meinen Ausſichten; ja er deutete zuweilen auf den wahrſcheinlich nicht mehr fernen Tod des alten Oberförſters, auf die Höhe ſeines Einkommens und auf die Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit hin, daß ich ſein Nachfolger werden könnte. Es verging, wie geſagt, ein ganzes Jahr, ohne daß unſer Glück auch nur auf Einen Tag getrübt worden wäre... Da erſchien eines Tags in dieſem ſtillen und glücklichen Familienkreiſe ein vornehmer junger Herr. Er ſtellte ſich als Graf P. und Käufer des nachbarlichen Gutes uns vor. Seine Manieren waren fein und gewinnend, ſeine Züge ariſtokratiſch und ſchön; und ſelbſt die Spuren von phyſiſcher Erſchöpfung, die ſein Geſicht verrieth, trugen eher dazu bei, das Anziehende ſeiner Perſönlichkeit zu vermehren als zu ſchmälern... Ich habe ſpäter in den Wäldern Amerikas ſehr oft ein eigenthümliches Schauſpiel beobachtet. Mein Pferd, das eben noch friedlich und wohlgemuth in meiner Nähe geweidet hatte, reckte plötzlich den Kopf in die Höhe, blickte ſcheu umher, begann zu zittern und andere Zeichen der höchſten Angſt zu äußern. Es witterte einen Feind, eine große Gefahr in der Nähe... Ein ähnlicher Inſtinct überwältigte mich beim Anblick jenes Fremden. Eine unbeſchreibliche Angſt erfaßte mich, eine dunkle, düſtere Ahnung durchzuckte mich. Ich war nicht im Stande, ein Wort zu reden, ſolange er da war. Mit furchtbarer Pein lauſchte ich dem belebten und geiſtvollen Geſpräch, welches er mit Ida, der Geliebten meines Herzens, führte. Mit Zorn und Wuth bemerkte ich, wie er ſich in Einer Stunde die volle Gunſt und Bewunderung ihres Oheims gewann. Und als er ſich endlich empfahl und auch mir mit ironiſchem Blick eine Verbeugung machte, da wußte ich wie durch eine blitzartige innere Erleuchtung, daß wir uns haſſen und bekämpfen würden... Von jenem Tage an entſpann ſich zwiſchen den beiden Gutsbeſitzern und Nachbarn ein reger perſönlicher Verkehr, für mich aber begann eine Zeit der Zurückſetzung, der Demüthigung, der Qual. Ich weiß wahrlich nicht, was mich tiefer kränkte und peinigte, die täglich zunehmende Kälte und Zurückhaltung, welche Ida's Oheim in ſeinem Benehmen gegen mich an den Tag legte, oder die herablaſſende und dabei doch ſchwer verletzende Art, in welcher mich der Graf ſein geiſtiges Uebergewicht fühlen ließ. Zum Unglück machte mich meine leidenſchaftliche Erregung noch blind und unempfindlich für die zarte und taktvolle Weiſe, in welcher Ida mich zu tröſten verſuchte. Bei nur einiger Selbſtbeherrſchung und Ruhe hätte ich wahrnehmen müſſen, wie gern ſie mich in jede Unterhaltung zog, wie gewandt ſie das Geſpräch auf Dinge zu lenken wußte, über die ich mitſprechen konnte, die mich ſogar beredt machten. Ich würde gemerkt haben, wie ihr ganzes Benehmen doch den Vorzug verrieth, welchen ſie mir über den Grafen gab, und wie wenig ſie ſich bemühte, ihre Beziehungen zu mir zu verbergen. Ich würde dann den Grafen nicht ſo glühend gehaßt und unter allen Umſtänden meine männliche Würde bewahrt haben... Der Graf war offenbar viel ſcharfblickender als ich. Er durchſchaute das alles. Und Eiferſucht und Haß quälten ihn nicht weniger als mich, wiewol er ſich zu beherrſchen verſtand und dadurch ein neues Uebergewicht über mich gewann. Eines Nachmittags, an einem regneriſchen Tage, gab ich dem Drängen des alten Oberförſters nach und fuhr mit ihm zu «einer Partie Whiſt» nach dem Schloſſe. Ida's Oheim ſchien ſehr erfreut über unſere Ankunft, da das regneriſche Wetter ihn ans Zimmer feſſelte und ihm Langweile bereitete. Eben als wir uns niederſetzten zum Spiel, kam der Graf in den Hof geritten. Der Graf nahm theil an der Partie... Ich geſtehe, ich habe nie zu irgendeinem Kartenſpiel Talent gezeigt. Der Graf beſaß das, was die Franzoſen Esprit de jeu nennen, im höchſten Grade...

„Ich machte Fehler, der Graf ſeine Bemerkungen darüber, und zwar Bemerkungen, welche ſeiner gewöhnlichen kalten und aalglatten Höflichkeit entſprachen. Mein Blut gerieth in Wallung, um ſo mehr, als ich mich nicht zu vertheidigen wußte. Ich ſpielte noch ſchlechter; des Grafen Bemerkungen wurden ſpitzer und ſchärfer. Endlich riß meine Geduld: «Herr Graf», ſprach ich

mit erkünſtelter Ruhe, «Sie ſollten mehr Nachſicht üben! Was Kartenſpiel anbetrifft, ſo habe ich wahrſcheinlich Ihre Schule nicht durchgemacht und beſitze auch Ihre Anlagen nicht!» .. Ich weiß noch heute nicht, warum ich gerade dieſe Art der Abwehr und Zurechtweiſung wählte. Von des Grafen früherm Leben war mir nicht das Geringſte bekannt. Infolge einer ſeltſamen Inſpiration hatte ich ſeine empfindlichſte Seite berührt. Der Graf war einer der leidenſchaftlichſten Spieler der Hauptſtadt geweſen und hatte dieſer Leidenſchaft den größten Theil eines bedeutenden Vermögens zum Opfer gebracht.

„Sein bleiches Geſicht röthete ſich. Er legte die Karten nieder, ſchleuderte mir einen Blick des giftigſten Haſſes zu und ſprach: «Wie meinen Sie das?»

„Noch ehe ich antworten konnte, miſchte ſich unglücklicherweiſe der Herr des Hauſes ein. Mangel an Bildung, die Sucht, ſich ein Anſehen zu geben, und der Wunſch, die gräfliche Freundſchaft zu cultiviren, vereinigten ſich, ihn zu einer Unſchicklichkeit ohnegleichen fortzureißen.

„«Sie haben den Herrn Grafen beleidigt!» rief er in herriſchem Tone. «In meinem Hauſe werde ich dergleichen nicht dulden! Ich wünſche, daß Sie ſich bei dem Herrn Grafen entſchuldigen!» Dieſe Demüthigung ertrug ich nicht. «Sie, Herr Oberamtmann», ſprach ich, indem ich mich erhob, «hätten nicht nöthig gehabt, einen Grund, mich aus Ihrem Hauſe zu entfernen, bei den Haaren herbeizuziehen! Die leiſeſte Andeutung Ihres Wunſches würde genügt haben! Und was Sie betrifft, Herr Graf, ſo werden wir wol anderswo Gelegenheit finden, die gegenſeitigen Erklärungen auszutauſchen!» Damit ſtürzte ich aus dem Zimmer... Ich bin überzeugt, daß, wäre Ida zugegen geweſen, ſie vermöge ihrer Klugheit, ihres Taktes und ihrer Geiſtesgegenwart wol noch einen Weg der Ausgleichung gefunden haben würde. Ebenſo bin ich verſichert, daß, hätte ich ſie aufgeſucht, bevor ich das Schloß verließ, ſie mich wenigſtens beruhigt, getröſtet und der ſpätern Kataſtrophe vorgebeugt haben würde. Doch ich fühlte den Schimpf der Demüthigung wie ein Brandmal auf meiner Stirn und mochte ſo geſchändet, ſo entehrt ihr nicht vor Augen treten. Wahnſinnig vor Wuth und Qual rannte ich heim. Ich ſetzte mich nieder und verſuchte, an Ida zu ſchreiben, ihr den Vorfall zu berichten, ſie um Rath und Troſt zu flehen. Aber ebenſo gut hätte ich auf dem Seile tanzen, als in dieſer Stimmung und Aufregung einen vernünftigen Satz niederſchreiben können... Ich hing meine Büchſe auf die Schulter und rannte in den Forſt. . .“

Der Erzähler hielt inne und athmete ſchwer. Es ſchien ihn große Ueberwindung zu koſten, ſeine Erzählung fortzuſetzen. Plötzlich ſprang er auf, füllte ſein Glas und leerte es mit Einem Zuge. Darauf ſetzte er ſich wieder und begann: „Ich will Sie nicht ermüden durch Aufzählung der Pläne und Entſchlüſſe, die ich faßte und wieder verwarf. Ich verlor mich in die unmöglichſten Combinationen. Erſt nach ſtundenlangem Umherlaufen gewann ich die nöthige Faſſung, um einzuſehen, daß für den Augenblick eben gar nichts zu thun war. Selbſt die Abfaſſung des Briefes an Ida beſchloß ich auf den nächſten Morgen zu verſchieben. Was den Grafen betrifft, ſo erwartete ich von ihm eine Herausforderung. Inzwiſchen war der Nachmittag vergangen. Der Regen hatte aufgehört, der Himmel war klar geworden. Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der Bäume. Die Amſel pfiff ein Jubellied im dunkeln Gebüſch und der Specht hackte mit dem Schnabel den Takt dazu... Ich wurde ſanfter bewegt. Ich athmete wie erleichtert auf und ging in einer mehr wehmuthsvollen als verbitterten Stimmung heim. So wie der Himmel von dem dunkeln Gewölk, ſo war mein Geiſt von den finſtern Gedanken befreit... Ich war eben von einem langen Nebenwege auf die Hauptſtraße gelangt, als ich das Wiehern eines Pferdes vernahm. Mein erſter Gedanke war: das iſt der Graf; mein zweiter: du wirſt ihm ausweichen. Doch ſchon mußte er mich erblickt haben. Hätte ich mich nunmehr noch zurückgezogen, ſo würde er geglaubt haben, ich fürchte mich vor ihm. Ich ſchritt alſo ruhig weiter, ihm entgegen. Ein verhängnißvoller Zufall fügte es da, daß er gerade auf derſelben Seite des Weges ritt, wo ich ging. In dem Augenblick, als er dicht an mir vorüberritt, trat ſein Pferd in ein mit ſchmuzigem Waſſer gefülltes Gleis... Hätte er nur die geringſte Entſchuldigung ausgeſprochen, ſo ſchwöre ich, daß ich ruhig weiter gegangen wäre. Da er es nicht that, ſo nahm ich die Abſicht einer Beleidigung an. Ich drehte mich um und rief, auf den Schmuz an meinen Kleidern deutend: «Herr Graf, wie meinten Sie dies?» Er riß ſein Pferd herum, maß mich vom Kopf bis zu Fuß und ſagte leichtfertig: «Ganz nach Belieben.» Noch mehr ſein inſolenter Blick als die Antwort brachte mein kaum beſänftigtes Blut in Wallung. «Dann ſchließe

ich auf die Abſicht, zu beleidigen», verſetzte ich, «und werde auf Genugthuung dringen!» Damit wandte ich mich ab und war im Begriff, meinen Weg fortzuſetzen. Er aber ritt einige Schritte neben mir her und ſagte: «Wofür Genugthuung? Nicht ich, mein Pferd hat Sie beleidigt! Oder wollen Sie mich für die Demüthigung, die Ihnen von dem Oberamtmann widerfahren, verantwortlich machen?»

„Ich ſtand ſtill und blickte ihn an. Sein Geſicht verrieth Hohn und boshafte Schadenfreude. «Gut!» ſprach ich mit einer vor Wuth zitternden Stimme — «Um allen Ihren feinſten und boshafteſten Düfteleien ein Ende zu machen, geb' ich meinen Gefühlen einen rückhaltloſen Ausdruck, indem ich ſo frei bin, Sie für einen Unverſchämten zu erklären!»

„Er drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es hoch aufbäumte. Dabei ſchwang er die Reitgerte und verſetzte mir einen ſo heftigen Schlag ins Geſicht, daß ich zurücktaumelte und in den Straßengraben ſtürzte."

„Während ich mich raſch aufraffte, berührte meine Hand das Schloß der Büchſe. Ein wahnſinniger Gedanke durchzuckte mein Hirn. Hinaufſpringend auf die Straße, rief ich dem langſam Wegreitenden nach: «Herr Graf, halten Sie an!"» Er pfiff eine Opernarie und ritt langſam weiter... «Herr Graf, bei Ihrem Leben, halten Sie an!» rief ich mit weithin ſchallender Stimme. Er ſetzte ſein Pferd in Trab und ritt weiter. Ich zog den Hahn meiner Büchſe auf. Er muß es gehört haben. Ich legte die Büchſe an die Wange. Ein Schauer rann mir durch Mark und Bein, aber ich drückte ab... Ich ſah, wie ſeiner Hand der Zügel entglitt und wie ſein Körper vom Pferde ſtürzte. . ."

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Der Cortigo San-Felipe.*)

Eine Anekdote von Paul Stein.

Es war ein ſchöner, nur etwas zu ſchwüler Aprilmorgen, als Mary, die blondgelockte Gattin Don Felipe's, auf einem langbemähnten andaluſiſchen Roſſe die Alleen der Alhambra hinanſprengte, um mit Carlos, dem Hausfreund, einen Ritt über die Berge zu machen, welche, bald maſſenhaft in- und übereinandergedrängt, bald ſchmal zuſammenlaufend, den Xenil von dem Darro ſcheiden, auf ihrem äußerſten Vorſprung die königlichen Ueberreſte der Alhambra tragen und, aufſteigend zu ihnen und in die romantiſchen Thäler des Darro und Xenil ſich verlierend, einen Theil der weißen Häuſer Granadas, umgeben von blätter- und blütenreichen Gärten.

Die ſchöne Reiterin jagte ſo raſch auf ihrem feurigen Roſſe voran, daß ihr Begleiter kaum gleichen Schritt mit ihr halten konnte. Doch bald wurde der Weg ſteil, die ſchmalen Pfade ſteinig: Mary's kluges Pferd ſetzte prüfender ſeine ſchlanken Füße auf.

Am äußerſten Rand der ſchroff abfallenden Berge hinreitend, hielt Mary plötzlich das Pferd an, um einen Blick rückwärts zu werfen nach dem herrlichen Panorama, das in großartiger Weite, voll Anmuth und Majeſtät, die alte Maurenſtadt umſchließt; dann aber, wie beim Anblick dieſer Naturſchönheit von einem peinlichen Gedanken überwältigt, trieb ſie das Pferd ſcharf an und rief Carlos zu, indem ſie mit dem goldenen Knopf der zierlichen Reitgerte vorwärts zeigte:

„Raſch, Freund, nach jenen Höhen und Tiefen! Ich ſehne mich, im Schatten eines einſamen Felſen Mittagsruhe zu halten!"

In raſchem Wechſel ging es bald auf-, bald abwärts, um Abgründe hin, über Bergesgipfel und durch ſchluchtenartige Tiefen.

Mary ritt immer voran; Carlos folgte beſorgten Blicks, doch ſchweigend der verwegenen Frau, die, ihrem Roſſe vertrauend, mit der Gefahr ein tollkühnes Spiel trieb, ſie gleichſam zuweilen wie auf Leben und Tod herauszufordern ſchien.

Das blaſſe und intereſſante Geſicht des jungen Mannes wurde noch bleicher, wenn das bewährte Roß ſelbſt mitunter zauderte, der lenkenden Hand ſeiner Herrin zu folgen; doch weder ein Wort der Angſt noch der Misbilligung kam über ſeine Lippen.

Als Mary aber einen „Barango"*) hinanlenkte, ſprengte er raſch über ein Felsſtück hinweg, um an ihre Seite zu kommen, und in den Zügel ihres Pferdes greifend, bat er:

„Nicht hier hinauf, Mary! Kein Spanier geht, noch weniger reitet er durch einen Barango — es iſt mit zu viel Gefahr verbunden!"

Sie blickte zum Himmel auf, der in unendlicher Höhe im reinſten Blau ſich über ihnen

*) Cortigo, Benennung eines ſpaniſchen Landguts, auch Bauern- und Pachthof. D. Verf.

*) Bergriß, ausgehöhlt durch herabſtürzende Waſſer bei Regengüſſen. D. Verf.

wölbte; dann lachte ſie laut, und das Pferd antreibend, rief ſie halb heiter, halb unmuthig:

„Erſcheint des Himmels Blau Ihnen heute denn ſchwarz, daß Sie von Gefahren träumen, wo keine vorhanden ſind?“

Er, noch immer den Zügel ihres Pferdes leicht haltend und trotz der engen Schlucht an ihrer Seite bleibend, entgegnete ernſthaft:

„Der Ausbruch eines Gewitters in der Sierra, von dem wir hier keine Ahnung haben, kann plötzlich den Barango mit Waſſer füllen — wer dann in ſeiner Höhlung, iſt rettungslos verloren; die raſch abwärts ſtürzende Flut reißt ihn mit ſich fort.“

„Das geht ſo ſchnell nicht! Ihr Andaluſier ſeid zu beſorgt für euer Leben!“ widerſprach ſie; übermüthig und des Pferdes Mähne ſtreichelnd, fuhr ſie in keckem Trotz fort: „Luſera würde eher mit mir einen Felſen hinanſprengen, als mich untergehen laſſen! Ich wollte, die Kraft und Treue des Thieres erprobte ſich heute mehr noch als durch dieſen Barangoritt!“

„Der Himmel bewahre uns davor!“ rief Carlos erſchrocken aus.

„Es ſcheint, mein Muth iſt heute der größere! Suchen Sie einen andern Weg auf die Höhe! Ich und Luſera kommen auch ohne Sie hier hinauf.“

Als ob das Thier die Worte ſeiner ſchönen Reiterin verſtünde, machte es ſich durch einen raſchen Sprung von Carlos' Hand los, behend und ſicher aufwärts-, über Felsſtücke, Steingeröll und wildes Geſtrüpp ſchreitend.

„Ich folgte Ihnen und ging's in den Tod!“ verſicherte Carlos, bemüht, an ihrer Seite zu bleiben.

„Nur keine Todesgedanken, ich bitte!“ wehrte ſie lebhaft und fuhr ebenſo fort: „Iſt das recht, Carlos, heute — vollends heute an anderes zu denken als an die Freude dieſes Tags!“

„Das Glück, mit Ihnen, mit Ihnen allein einen Tag zu verbringen — ein ſo heißerſehntes auch — ach, es ruft nur heißere Wünſche wach! Und Ihr verwegenes Spiel mit der Gefahr — es beunruhigt mich!“

„Sie ſind ein Hypochonder, man kann nie ganz glücklich in Ihrer Nähe ſein! Warum ängſtlich ſorgen um ein Leben, das ein verfehltes iſt und bleibt? Laſſen Sie uns doch die kurzen Stunden froh ſein, in denen es mir geſtattet iſt, mein Gefängniß zu meiden! Denn eine Gefangene, Freund, bin ich in deinem ſchönen Spanien, bin ich in Felipe's Haus, freilich wol eine freiwillig Gefangene, durch die geprieſene Liebe dazu gemacht! Denn ich liebte Felipe, als ich ſein Weib wurde, ich glaubte es wenigſtens — was glaubt man nicht alles mit achtzehn Jahren! Ich las in ſeinen Augen, was die fremde Sprache mir nicht klar verdeutlichte: die vollſtändige Harmonie unſerer Seelen. Doch wie er mein Weſen nicht begreift, das in anderer, in freierer Luft ſich entwickelte, ſo iſt das ſeine mir entgegen; er faßt nimmer, was das Glück meines Lebens bedingt, und umſonſt verſuche ich in dem ſeinen mich zurechtzufinden, in ein Verhältniß mich zu ſchicken, das andere Frauen beglücken würde. Mich aber, mich tödtet die Langeweile ſeines Hauſes, wo ein Tag faſt wie der andere verſtreicht! Und Spanien, das erſehnte Land meiner Jugendträume, es wird mir dadurch zuwider — ſelbſt ſeine prächtige Natur entzückt mich nur noch in einzelnen Stunden, in Tagen wie der heutige — denn ich, Freund, ich brauche zum Leben, zum Genießen gleichgeſtimmte Seelen, Menſchen wie Sie, die mich verſtehen!“

Ihr Auge blitzte ihn an; er ſchwelgte in dem Glück, von ihr geliebt zu ſein. Nach einer Pauſe fuhr ſie fort: „Die Enge meines häuslichen Lebens verbittert mir jeden Genuß; ich brauche geiſtige Anregung, unbeſchränkte Freiheit meines Thuns und Laſſens — und wo iſt die Frau weniger frei, unſelbſtändiger als hier? Das Maurenthum, in ſeiner Großartigkeit faſt gänzlich ausgeſtorben, zuckt in ſeinen Untugenden dagegen noch gewaltig nach, beſonders in dem Leben der Frauen.“

„Doch in der neuern Zeit weichen die überkommenen Vorurtheile, die nationalen Gebräuche und beſchränkten Anſichten immer mehr dem auch hier ſich bahnbrechenden Fortſchritt“, entgegnete Carlos lebhaft.

„Ach, ihr ſchreitet vorwärts wie die Schnecke!“ rief ſie kampfbereit.

„Wir wollen heute nur an das Glück dieſes Tags denken“, verſetzte er und drängte ſich ſo nahe als möglich an ſie heran.

Sie war ſo ſchön, ſo verlockend in ihrem übermüthigen Unglücklichſein, aus dem ihre Leidenſchaft für Carlos hin und wieder ſprühte: Funken, die ihm Herz und Sinn immer mehr entflammten.

Carlos' ſüdliches Naturell kämpfte einen kurzen Kampf mit ſeinem heißen Verlangen und dem, was er dem Jugendfreunde ſchuldig war.

Sobald er erkannte, wie locker das Band, welches Mary an Felipe kettete, und daß sein Wesen sie mehr als das ihres Gatten anzog, war er unfähig, der süßen Verlockung zu entfliehen, und tausend Entschuldigungen und Gründe fielen ihm ein, sein besseres Gefühl, das ihm Entfernung gebot, zu betäuben. Er blieb der intime Freund in Felipe's Haus; dieser, viel beschäftigt und noch immer der Täuschung sich hingebend, in Mary's Besitz das gehoffte Glück zu finden, setzte volles Vertrauen in den Freund und die Gattin.

Felipe war Geschäfte halber verreist und gedachte erst in einigen Tagen wiederzukommen. Mary sagte ihm, als er schied, sie wolle mit Carlos einen Ritt ins Gebirge machen. Er gab es nicht gern zu, denn er kannte Mary's Verwegenheit und begleitete sie am liebsten selbst auf solchen gefährlichen Fahrten. Da dies jedoch selten möglich war und noch seltener geschah, und er wohl empfand, wie wenig seiner Gattin die geselligen Verhältnisse seiner Heimat zusagten, wie leicht sie in eine gereizte Stimmung gerieth, so wollte er diesmal nicht widersprechen. Daß sie einen ganzen Tag dafür bestimmen werde, glaubte er nicht, noch weniger, daß sie eine so weite und tollkühne Tour unternehmen könnte. Sie gab vor, als sie am frühen Morgen fortritt, ein von Felipe einst urbar gemachtes Stück Land, nach ihm „Cortigo San-Felipe" genannt, mit Carlos aufzusuchen. Felipe hatte früher einmal den Plan gefaßt, hier nach und nach ein größeres Gut zu gründen, denselben aber bald wieder aufgegeben, da sich herausstellte, wie dies öfters bei derartigen Anpflanzungen in Spanien geschieht, daß zu viele Schwierigkeiten einem guten Erfolg entgegen seien. Seitdem war der Cortigo San-Felipe seinem Schicksal überlassen geblieben, und oft schon hatte Mary gewünscht, dies nun aufgegebene Besitzthum in Augenschein zu nehmen. Es hatte etwas Anziehendes für sie, ein dem Verfall übergebenes Haus, das in romantischer Bergeseinsamkeit lag. Sie wollte auch wirklich mit Carlos es aufsuchen, doch ohne Plan ihr Roß in den Bergen umherlenkend, dachte sie, einmal draußen, nicht mehr daran.

Der Mittag kam heran. Die Sonnenstrahlen brannten heiß; die Pferde waren ermüdet. Carlos mahnte zur Rast. Sie zeigte hinab, wo am Abhang eines Berges ein Felsen vorsprang und Schatten verhieß.

„Dort wollen wir einige Stunden ruhen, dann weiter ins Gebirge reiten!" sagte sie.

Carlos meinte, dann würde es wol Zeit zur Rückkehr sein. Sie achtete nicht darauf und fragte ihn, wie man am besten für die Pferde sorgen könne.

In einiger Entfernung, weiter unten, schimmerte zwischen Olivenbäumen ein weißer Schimmer hervor. Es war einer jener kleinern Cortigos, wie man sie häufig in den Gebirgen Andalusiens findet, da, wo kleine Quellen den Bergen entsprudeln und dadurch theilweise Bewässerung möglich wird. Wie grüne Oasen liegen diese Ländereien zwischen den kahlen Bergeswellen, mitunter wie nur so hingeschwemmt an eine mächtige Felsenwand, und wunderbar leuchtet ihr Grün aus der wechselnden und vielfarbigen Schattirung der Gebirge.

Carlos führte die Pferde nach dem weißen Hause, wo man bereitwillig für sie sorgte; doch für sich und Mary fand er außer frischem Wasser und Brot keine dienliche Erquickung. Sie hatte nur einige Orangen zu sich gesteckt, es erschien ihr genügend. Sie lachte ihn aus, daß er noch mehr verlange. Sie war so heiter, fast ausgelassen wie ein muthwilliges Kind. Carlos hatte sie nie reizender gefunden und doch war dieses schöne, so fröhlich scheinende Wesen nicht geschaffen zum Glück, nicht geeignet, dauernd zu beglücken. Mary war excentrisch, eigenwillig — verwöhnt und durch eine allzu moderne Erziehung über ihre Verhältnisse anspruchsvoll geworden und dadurch in fast beständigem innern Hader mit dem, was das Schicksal ihr gab.

Ein Zufall führte sie mit Felipe zusammen. Die blonde Schönheit fesselte ihn; er bot ihr Herz und Hand und sie — hoffend in dem fernen Lande, von dem die Dichter so viel Schönes sangen — erfüllt zu sehen, was nicht klar in ihr ausgesprochen, doch voll hoher Erwartungen in ihr lag, glaubte — was sie wünschte — in dem schwarzgelockten Spanier das Ideal ihres Herzens gefunden zu haben und willig folgte sie ihm in die neue Heimat.

Die Täuschung konnte nicht ausbleiben, und Mary fand in dem Guten und Schönen, was sie hätte haben und genießen können, nur zerstörte Lebenshoffnungen. Nichts entsprach dem — so glaubte sie —, wie sie es sich gedacht, wie sie es an Felipe's Seite zu finden gehofft. Bald fühlte sie sich unglücklich, in Stunden einem gewissen Weltschmerz verfallen, und wußte doch nicht, wo und warum sie den Gatten eigentlich anklagen sollte, der ihr fast verschwenderisch bot,

was er beſaß. Der Gedanke an eine Trennung kam ihr zuweilen, doch nur flüchtig; es fehlte ihr jeder Halt. Mary's Verhältniſſe in der Heimat erlaubten ihr kaum eine Rückkehr, und dann hatte es doch auch für ſie etwas Schmerzliches, von Felipe zu ſcheiden: es mangelte ihr zur Ergebung wie zur Trennung der moraliſche Muth, die Kraft eines entſchloſſenen Charakters, der, wenn er etwas als nothwendig erkannt hat, weder Schwierigkeiten ſcheut, noch Opfer und Gefahren fürchtet, es durchzuſetzen. Selbſt die neue Neigung für Carlos änderte hieran wenig; ſie hätte ſie wol zu einem plötzlichen entſcheidenden Entſchluß hindrängen können, nicht aber dazu, dauernd unangenehme Dinge zu überwinden. Auch boten Carlos' äußere Verhältniſſe zu wenig Garantie, um die einmal beſtehenden gewaltſam zu zerreißen; zudem war ſie gegen ein dauerndes Glück in der Liebe mistrauiſch geworden: ein ſolches war bei ihr mit zu vielen Bedingungen verknüpft.

An dem einſamen Orte, fern von jedem ſpähenden Auge, überließ ſie ſich indeß dem glücklichen Gefühl des Augenblicks, das ihr Carlos' Nähe und das gefährliche Vergnügen dieſes Tags brachten. Carlos, entzückt von ihrer Heiterkeit, hingeriſſen von ſeiner Leidenſchaft, ſprach ihr von ſeiner Liebe in den glühendſten Ausdrücken; doch ſie war mehr zu heitern Scherzen geſtimmt, und als ſein Kuß auf ihren Wangen brannte, ſprang ſie heftig in die Höhe und rief nach den Pferden. Sie eilte davon, dem Cortigo zu. Er folgte langſam, halb gekränkt, und als er ſie auf ihr Pferd gehoben, beſtieg er ſchweigend das ſeine und ließ ſie gewähren, wie ſie, ſtatt den Rückweg einzuſchlagen, weiter hinauf ins Gebirge ritt.

Die Sonne neigte ſich bereits abwärts und um die weißen Gipfel der Sierra lagerten ſchwere Gewitterwolken. Doch erſt die zuckenden Blitze in dem dunkeln und dunkler werdenden Gewölk mahnten Mary zu ſchleunigſter Umkehr. Schon war es zu ſpät. Der Wind erhob ſich und wirbelte erſtickende Staubwolken um ſie her; es war unmöglich, ſich auf der Höhe der Berge zu halten.

„Wir wollen hinab in das Thal zu kommen ſuchen", ſagte ſie, unangenehm durch den drohenden Ausbruch des Gewitters überraſcht. Doch noch ehe ſie einen Pfad abwärts entdeckt, wurde der Aufruhr der Elemente wilder. Blitz auf Blitz umzuckte ſie, Donnerſchläge erdröhnten und ſchwere Regentropfen fingen an zu fallen. Carlos, der, vorſichtig darin wie alle Andaluſier, Mantel und Decke auf ſein Pferd geſchnallt hatte, löſte ſchnell beide ab, Mary in die Decke hüllend, ſich in den Mantel. So ſchritt er, ihr und ſein Pferd führend, mühſam abwärts an dem ſteil abfallenden Berge. Der Regen wurde heftiger und ging ſchnell in jenes Strömen über, das nur zu oft die plötzlichen Ueberſchwemmungen bringt, wie man ſie nur im Süden findet. Als ob nicht nur die Schleuſen des Himmels ſich geöffnet, als ob auch die Berge ſich aufgethan, um Waſſermaſſen auszuſchütten, rauſchte es an ihnen hinab, füllten ſich mit Blitzesſchnelle die Barangos, unter donnerndem Geräuſch das ſteinbeſchwerte Waſſer in die Tiefe ſtürzen wollend.

„O, wären wir glücklich unten!" ſeufzte Mary.

Ihr Muth fing an zu wanken. Sie waren in der augenſcheinlichſten Gefahr, auf dem glatt und unſicher werdenden Boden in irgendeinen Abgrund zu ſtürzen.

Als ſie etwa in der Hälfte des Bergs angekommen, konnten ſie einen Blick in das enge Thal hinabwerfen, und — o Schrecken! — der Xenil war bereits aus ſeinem niedern Ufer getreten und nahm in wildem Toben die ganze Breite des Thals ein. Sprachlos ſtarrten ſie hinab — ſchauerlich drang das Rauſchen der Flut zu ihnen herauf; das entfeſſelte Waſſer riß alles mit ſich fort, was ſeinem wilden Lauf ſich entgegenſtellte: Steine, große Felsſtücke, Bäume, Feld und Häuſer. Und immer ſchwerer hingen die Wolken herab — ohne Ende ſchien das grauſige Naturſpiel werden zu wollen.

„Wir müſſem wieder aufwärts und einen Cortigo zu erreichen ſuchen!" ſagte Carlos.

„Wo finden wir ein Obdach?" klagte ſie.

„Muth, Muth, Mary, ſonſt ſind wir verloren!" mahnte er, mit äußerſter Anſtrengung die Pferde aufwärts lenkend. Bald mußte er das ſeine loslaſſen, um Mary beizuſtehen, die es nicht wagen konnte, von Luſera abzuſteigen. Auch bewährte ſich ihr Vertrauen zu dem Pferde; ſich feſt in den glatten Boden einhackend, Halt an den Steinen ſuchend, klimmte es mühſam, doch ſicher bergan, während Carlos' Roß unter vergeblichen Anſtrengungen immer weiter abwärtsrutſchte, bis es in einer ſcharfen Abſenkung ihren Blicken entſchwand.

Luſera, um den Berg ſich wendend, konnte nur langſam aufwärtsklimmen und nirgends wollte ſich ein ſchützendes Obdach zeigen; immer

näher klang das Toben eines Barango, immer steiler stieg der Berg vor ihnen auf. Da, bei einer Wendung, standen sie vor dem Bergriß, durch den das hochaufschäumende Wasser Sand und Steine abwärts wälzte, gierig den schmalen Weg breiter fressend, hier ein Felsstück, dort gelockerten Boden als Beute mit sich nehmend. Drüben über dem Barango lag ein graues Gebäude; einsam, düster, wie von aller Welt verlassen hing es an dem Bergabhang, dicht neben dem Barango. Einzelne zerstreut umherstehende Bäume gaben ihm ein noch trüberes Aussehen; Carlos und Mary jedoch erschien das unheimliche Haus ein willkommenes Asyl, es versprach Rettung aus diesen Gefahren. Aber wie es erreichen? Keine zwanzig Schritte davon entfernt, gebot der Barango ihnen halt. Man mußte erst die ganze Höhe gewinnen, um die andere Seite erreichen zu können — und Mary kam nicht mit Lusera die schroffe Höhe hinauf; des edeln Pferdes Mühen war umsonst. Carlos bat sie, abzusteigen, es an seiner Hand zu versuchen und das Pferd seinem Schicksal zu überlassen; doch sie sagte: „Ich kann das nicht!" Und durch des Freundes Schmerz und Rathlosigkeit wieder die eigene Kraft mehr gewinnend, warf sie spähend das Auge umher, und dann, ehe Carlos es zu verhindern vermochte, trieb sie das Pferd an — ein Sprung — und es war drüben mit ihr, oberhalb des Hauses.

„Carlos, Carlos, nun eilen Sie aufwärts, um wieder zu mir zu kommen!" rief sie ihm zu und blieb auf diesem Punkte mit dem Pferde halten, bis er wieder bei ihr war.

Mit namenloser Angst hatte sie, so weit ihr Auge reichte, seinen Weg verfolgt, und als sie ihn nicht mehr sah, es sie schaudernd, wie Todesahnungen, durchschüttelt.

Jubelnd und weinend sank sie in seine Arme, als er sie vom Pferde hob. Zärtlich sie stützend, leitete er sie den kaum noch gehbaren Pfad an dem Barango hin nach dem Hause. Es war leer, die morsche Thür stand offen, die zerbrochenen Läden schlug der Wind auf und zu. Keine Spur menschlichen Lebens war in dem Hause zu finden außer einer Feuerstätte mit Asche gefüllt und aufgehäufte Reiser daneben. Sie mochte wol hin und wieder den Hirten dienen. Durch das schadhafte Dach drang an verschiedenen Stellen der Regen ein, doch unter dem großen Rauchfang war es trocken und bald loderte ein Feuer darunter, das eine behagliche Wärme verbreitete. Das Gefühl der Sicherheit ließ Carlos und Mary vergessen, daß es nicht aufhörte, draußen in derselben Weise fortzutoben. Mary, von den Anstrengungen ermüdet, ruhte hingebend im Arm des Freundes, der die Gefahren dieser fürchterlichen Stunden mit ihr getheilt, und entschlief sanft.

Ein schauerliches Gekrach schreckte sie aus dem Schlummer auf. Carlos und Mary fuhren wie geweckt von bösen Geistern empor. Das Morgengrauen fiel grell auf sie herein — eine Mauer war neben ihnen eingestürzt, der Boden lockerte sich unter ihren Füßen. Ein Schreckensruf drang von jenseit des Barango herüber, und Mary, das Angesicht in den Händen bergend, stammelte entsetzensvoll: „Es ist Felipe!"

Da rief er ihnen auch schon zu: „Fort aus dem Hause, ihr seid verloren!"

Er war in der Nacht nach Hause gekommen, hörte, daß Mary schon am Morgen mit Carlos nach dem Cortigo San-Felipe fortgeritten sei. Er kannte die Gefahren der Gewitter in den Gebirgen und Angst und plötzlich erwachte Eifersucht trieben ihn fort, die Gattin zu suchen. Mit einigen kundigen Männern, auf Maulthieren, schlug er den nächsten Weg nach diesem verlassenen Besitzthum ein, an jedem Hause unterwegs anklopfend, ob sie dort nicht etwa Schutz gefunden. Jetzt stand er nur wenige Schritte von ihr entfernt, auf derselben Stelle, von der sie gestern mit dem Pferde herübergesprengt — stand gefesselt hier durch die Todesgefahr, in der sie schwebte und die er nicht zu bannen vermochte.

„Fort, fort!" mahnte er abermals, denn regungslos standen sie bei seinem Anblick da, ihn anstarrend wie ein Rachegespenst. Bei diesem zweiten Ruf, den Felipe mit den Bewegungen der größten Angst begleitete, zuckte Carlos zusammen, und Mary's Hand krampfhaft fassend, sprach er dumpf: „Laß uns versuchen, dem Tod zu entkommen!"

Er wollte mit ihr über die gebrochene Mauer hinweg den schmalen Pfad längs des Barango zu gewinnen suchen, den einzig möglichen Rettungsweg aus dem wankenden Hause. Doch sie hielt ihn zurück, den starren Blick auf Felipe geheftet.

„Mary! Mary!" rief dieser verzweiflungsvoll flehend zu ihr herüber.

„Ich kann mit ihm nicht länger leben", sprach sie dumpf vor sich hin; und zu Carlos sagte sie:

„Laß uns ſterben, der Cortigo San-Felipe ſei unſer Grab!“

Er wollte ſie hinwegdrängen, aber entſchloſſen ſchüttelte ſie das Haupt; und wie er ſie ſo recht anſah, das ſchöne, todtenbleiche Weib des Freundes, verließ ihn der Muth, ſie retten zu wollen — verließ ihn ſelbſt die Luſt, länger zu leben.

Doch wenn es auch nicht ſo geweſen wäre, der Tod hätte ſie dennoch bei dem erſten Schritt, ihm zu entfliehen, ereilt; denn ſchon wankte der Boden unter ihnen — er wich — noch ein Ruck und das Haus ſtürzte über ihnen zuſammen und hinab in den Barango, deſſen rauſchendes Waſſer in wilden Sprüngen es weiter und weiter abwärts in die Tiefe wälzte.

Von dem Cortigo San-Felipe war die letzte Spur verſchwunden.

Als der Xenil ſein verheerendes Toben eingeſtellt und die Sonne wieder hellglänzend über ihm ſtand, fand man Carlos' und Mary's Leichen.

Die Verunglückten wurden viel bedauert, auch tief betrauert, doch auch manches harte Urtheil über ſie gefällt.

Mary's Sarg ſteht, nur durch eine dünne Mauer geſchieden, neben dem, der Carlos umſchließt. Sie haben beide ihre Stätte gefunden in der palaſtartigen Mauer, welche, ein ſchauerliches Denkmal des Reichthums, hoch emporragend einen Theil der Todtenſtätte Granadas umgibt; ein grauenerregendes Bauwerk — Zelle an Zelle, neben- und übereinander; ihre Ausſtaffirung — ein Sarg, ihre Bewohner — Leichen, ihre Fenſter — dunkle Schilder mit goldenen Lettern: prunkende Verkünder derer, die hier eingezogen, gleichſam auch in der Verweſung noch ſtolz von oben herabblickend auf den kahlen Boden, unter dem die Armuth ſich gebettet, hin und wieder von einem ſchwarzen Kreuz, von einem einfachen Stein bezeichnet.

Mary's und Carlos' Verluſt wie das getrübte Vertrauen in Liebe und Freundſchaft wirkten lange ſchmerzlich in Felipe nach; doch endlich ſiegte beides wieder vereinigt in Carlos' liebenswürdiger Schweſter über das offene und zugängliche Gemüth des Trauernden. Señorita Adelina wurde etwa zwei Jahre nach dem traurigen Ereigniß Don Felipe's Weib, und wie man verſichert, findet er an ihrer Seite nun das Glück, das er in Mary's Beſitz vergebens geſucht.

Die Zigeuner.

Von Wilhelm Girſchner.

II.

In Spanien ſind die Zigeuner bisweilen Gaſtwirthe, ohne jedoch eine ihrer zigeuneriſchen Eigenthümlichkeiten abzulegen. Die moldauiſchen und walachiſchen Zigeuner ſind auch Bärenführer und beſitzen im Fangen und Zähmen der Bären eine außerordentliche Geſchicklichkeit. Sie fangen ſie jung in den Karpaten ein, ſtumpfen ihnen Zähne und Krallen ab und lehren ſie tanzen. In Ungarn iſt beſonders der Pferdehandel eine allgemeine Beſchäftigung der Zigeuner, welcher ihrer Liſt und ihrem Betrug ein weites Feld öffnet. Ihre Hauptbeſchäftigungen bleiben indeſſen immer Betteln und Stehlen. Es ſind einzelne Fälle vorgekommen, beſonders in Spanien und England, daß ſich Zigeuner ein bedeutendes Vermögen erworben haben, und in den Donaufürſtenthümern kommen nicht wenige aus der bedeutenden Zahl derjenigen, welche gewiſſermaßen als gezähmt betrachtet werden können und in den Städten Beſchäftigung ſuchen, zu einigem Wohlſtand und Anſehen.

Nicht ſelten bereitet den Zigeunern ein beſſeres Lebenslos ihr hervorragendes Talent für Geſang, Muſik und Tanz, welches für ſie ſehr charakteriſtiſch und bekannt genug iſt. Der Geſang wird von ihnen vorzüglich in Rußland, Spanien, Ungarn, der Moldau und Walachei cultivirt und es gibt namentlich unter den Zigeunern vortreffliche Stimmen. Die Catalani war in Moskau von dem Geſang einer Zigeunerin ſo entzückt, daß ſie ihr ihren koſtbaren, vom Papſt zum Geſchenk erhaltenen Shawl mit den Worten verehrte: „Er war einer unübertrefflichen Sängerin beſtimmt; nach dem, was ich jetzt gehört, darf ich ihn nicht mehr tragen!“ Ihre Geſänge ſind ebenſowol in der Sprache des Landes, in dem ſie leben, als in ihrer eigenen Mutterſprache gedichtet, in welcher letztern ſie reich an Metaphern ſind und herrliche Melodien haben. Mehr noch als im Geſang zeigt ſich ihre natürliche muſikaliſche Anlage in der Inſtrumentalmuſik, die ſie ohne Kenntniß der Noten blos nach dem Gehör betreiben. Nicht nur die Maultrommel, auch die Violine, das Waldhorn, die Flöte, die ungariſche Cymbel üben ſie bis zur Meiſterſchaft. In die frohen Tanzweiſen wiſſen ſie viel Ausdruck und Gemüth zu legen und ihre Banden ſind daher die geſuchteſten bei den Concerten und Tanz-

vergnügungen des klangreichen Ungarn und Siebenbürgen. Ihr Spiel iſt ebenſo wild und phantaſtiſch als ſie ſelbſt und voller Verzierungen und Schnörkel, in deren Gebrauch der Zigeuner faſt gar keine Grenzen kennt. Darum hat er unter allen Inſtrumenten eine beſondere Vorliebe für die Violine, da ſie ſich am beſten für ſeine Vortragsweiſe eignet, indem ſich mit Leichtigkeit alle erdenklichen Verzierungen, Triller, Mordenten, arpeggiirte Läufe, Tremolandos — die unzweideutigſten Kennzeichen der Zigeunervorträge — auf dieſer Herrſcherin der Inſtrumente ausführen laſſen. Seine ungewöhnliche Fingerfertigkeit kommt dem Zigeuner in edlerer Anwendung auch auf der Violine zu ſtatten und gleich einer glühenden Lava ſtrömt ihre zauberiſche Glut unter ſeinen Bogenſtrichen hervor und dringt in jede Furche des Herzens. Unter den muſicirenden Zigeunern Ungarns, auf die wir ſpäter näher eingehen werden, hat es zu allen Zeiten namhafte Virtuoſen gegeben.

Als geborene Muſiker, mit dem Takt in der Seele, ſind die Zigeuner auch geborene Tänzer. Die Kinder lernen ſtatt jeder Arbeit größtentheils nur Tanz und Muſik. Tanzen und Gehen lernen iſt bei ihnen eins; die Mutter klatſcht in die Hände und ihr Kind, das kaum auf den Füßen ſtehen kann, macht ſeine taktmäßigen Bewegungen dazu. Tanz iſt dem Zigeuner das liebſte Vergnügen, die beſte Erholung nach der Anſtrengung und ein einziger Ton aus einem bekannten Tanzlied bringt die ganze in der Nähe befindliche Zigeunerjugend zum Tanz. Ihr Lieblings- und Nationaltanz iſt die Tanana, den ihre jungen Mädchen mit den großen dunkeln Augen, nur mit kurzen Röckchen bekleidet, ſchon bei ihrer erſten Ankunft in Europa im 15. Jahrhundert vor verſammeltem Volk tanzten und der jetzt noch von den ſchönen Zigeunermädchen der Donauländer getanzt wird. Es iſt ein Tanz, der die höchſte Luſt athmet. Die jungen Mädchen gürten ſich feſter, ſodaß ihr ſchlanker Wuchs ſich noch ſchärfer abzeichnet, und ſtellen ſich, von Zuſchauern umgeben, in einer Reihe ihren Tänzern gegenüber. Die Tanzenden erheben die Arme über den Kopf und begleiten ihre Bewegungen durch entſprechende Geſticulationen, durch eine ausdrucksvolle Mimik im beweglichen Antlitz, durch Schnippen mit den Fingern oder meiſtens mit einem eigenthümlichen Zuſammenklappen der Kinnladen, ſich in ſteter Wiederkehr bald einander nähernd, bald voneinander entfernend, ſich endlich ergreifend, umſchlingend und miteinander walzend. Auch wird der Tanz wol mit einem Zwiegeſang begleitet, in der Moldau und Walachei z. B. mit folgendem:

Die Knaben.

Ich liebe deiner Augen Flammen
Und deinen Roſen gleichen Mund;
Von Weiden ſcheint dein Wuchs zu ſtammen,
Dein Buſen gleicht des Pfirſichs Rund;
Laß mich die ſüße Frucht genießen,
Gern will ich's mit dem Tode büßen!

Die Mädchen.

O laß an deiner Bruſt mich liegen
Und nimm die Roſen meinem Mund!
Laß deinen Arm mich ſanft umſchmiegen,
Den Pfirſich brich zur guten Stund'!
Laß uns der Küſſe Glück genießen,
Dann wird erſt Leben uns entſprießen!

Im Chor:

Die Knaben.

O Lado, Lado, komm', Geliebte,
Ja, ſei mein Schatz und meine Zier!

Die Mädchen.

O Pala, Pala, mein Geliebter,
Gern, meine Sonne, folg' ich dir!

Die ſchlanken Zigeunermädchen wiegen ſich dabei wie eine Blume, die ein leichter Windhauch auf ihrem Stengel bewegt. Eine andere unter den Zigeunern beliebte Tanzart iſt diejenige, welche von ſpaniſchen Tänzerinnen auf alle größern Bühnen Europas unter dem Namen „La Gitana" verpflanzt iſt. Laſſen ſie ſich öffentlich als Tänzer ſehen, ſo führen ſie meiſtens jene künſtlichen Verſchlingungen und Verrenkungen mit ihrer Grazie und ihrem anmuthig ſchnellen Wechſel der Stellungen, aber wenig ſchicklichen Geberden aus, mit welchen die Tänzerknaben und Tänzerinnen des Orients ſich ſehen laſſen, oder den bekannten Eier- und Strohtanz, während ſie jene Tänze nur zu ihrer eigenen Beluſtigung tanzen.

Eigenthümliche feſtſtehende Sitten und Gebräuche, welche auf eine Zigeunerreligion ſchließen ließen, finden wir nirgends, ſelbſt da nicht, wo die Zigeuner am dichteſten leben und gewiſſermaßen anſäſſig ſind. Dieſes Volk ſcheint in der That das einzige ohne alle religiöſen Gefühle zu ſein und zeigt ſich ſo in jeder Lage. Ohne ſich um die Lehren irgendeiner Religion oder um Begriffe von geiſtlichen Dingen zu kümmern, huldigen ſie nur zum Schein ihres äußern Vortheils wegen der jedesmaligen Landesreligion oder ſpeciell dem Glauben der Gemeinde, in der ſie eben Station halten und in der ihre in wilder Ehe erzeugten Kinder geboren werden. Daher nennt

der Ungar ihre Religion den „Rabenglauben", weil ſie ſich nach- und durcheinander zu dieſem und jenem Glauben bekennen. Unter den deutſchen Zigeunern Ungarns finden ſich z. B. auch Iſraeliten, und diejenigen, welche jenſeit der Donau eine bleibende Stätte haben, ſind Mohammedaner. Die Zigeuner laſſen ihre Kinder hier und da zwar taufen, aber nur, um dieſe Ceremonie mit betrügeriſcher Liſt auszubeuten, die ſie mehrmals und an verſchiedenen Orten ein und demſelben Kinde zuwenden, um deſto mehr Pathengeſchenke zu erhalten.

Die Ehe iſt wol nirgends weniger ein heiliges und ſittliches Inſtitut als bei den Zigeunern. Sie ſchließen ſie, ohne Rückſicht auf die Grade der Verwandtſchaft zu nehmen und auf die roheſte Weiſe. Die Frauen werden gewöhnlich von ihren Männern ſchlecht gehalten und können von ihnen, wie auch nicht ſelten geſchieht, ohne weiteres weggejagt werden. Es wird als unumſtößliches Geſetz feſtgehalten, daß Heirathen nur zwiſchen Zigeunern eingegangen werden dürfen, da dieſes Volk außerordentlich viel Werth auf die Erhaltung ſeines Stammes legt, den ſie in ihrer Sprache ſtolz und ausſchließlich „Romnitſchel", d. i. das Geſchlecht der Männer, nennen. Man kennt ſelbſt ein Beiſpiel, daß ein Vater ſeine Tochter ermordete, weil ſie einen Nichtzigeuner heirathen wollte. Doch iſt es in Rußland, wo ſie in dieſer Beziehung weniger ſcrupulös ſein ſollen, vorgekommen, daß ein paar ſchöne Zigeunerinnen die Gemahlinnen des Fürſten Gagarin und des Grafen Tolſtoi geworden ſind. Der Zigeuner tritt ſeine eheliche Laufbahn gewöhnlich ſehr früh und meiſt ſchon im 14. Lebensjahre an, und da ſich Hang zur ſinnlichen Wolluſt zu den übrigen Fehlern dieſes Volks geſellt, ſo gehört geſchlechtliche Enthaltſamkeit bei ihnen zu den Seltenheiten. Mit Kindern ſind ſie meiſt ſehr geſegnet und die Zigeunermutter fühlt ſich glücklich zwiſchen der Schar ihrer braunen Nachkommenſchaft. Von einer Erziehung iſt keine Rede; die Zigeuner lieben ihre Kinder faſt affenartig, beſtrafen ſie nie und laſſen ſie ſich von Jugend auf an Müßiggang, Betrügerei, Betteln und Stehlen gewöhnen.

Das Begräbnißweſen der Zigeuner betreffend, ſo herrſcht bei ihnen, wenn ſie anſäſſig ſind, wie ſchon bei den älteſten Nationen der Brauch, die Todten an gemeinſchaftlichen Orten zu begraben; allein von einer höhern Weihe dieſes Platzes, welche der Glaube hervorruft, der ihnen fehlt, iſt natürlich keine Spur vorhanden. Doch zeigt ſich in der Wahl deſſelben, in der Sicherung der Leichen vor der Neugier der Menſchen und der Raubſucht und Gefräßigkeit der Thiere, daß auch ſie ihre Angehörigen noch im Tode ehren. Von den Zigeunern der Donauländer begraben z. B. einige ihre Todten in den Sümpfen und Moräſten neben der Donau, andere verſenken ſie in das Waſſer der Ströme, wieder andere begraben ſie, ähnlich den alten Deutſchen, in dem Schatten alter Bäume, wieder andere endlich auf den Gipfeln hoher Berge. Zur Zeit des Begräbniſſes wird der Aufgang der Sterne gewählt, und die dabei ſtattfindenden wenigen Ceremonien beſtehen hauptſächlich in Wehklagen und gemeinſchaftlichem Singen von Todtenliedern. Bei uns in Deutſchland beſchuldigt man die Zigeuner, daß ſie ihre alten Männer und Frauen, welche die Wanderungen nicht mehr auszuhalten vermöchten, lebendig begrüben, um ſich ihrer als einer Laſt zu entledigen; doch entbehrt dieſe Behauptung jeglicher Begründung. Die Zigeuner ſind eben überall Fremdlinge, und es wird ſtets eine Nationalfeindſchaft zwiſchen ihnen und den anſäſſigen Menſchen bleiben wie zwiſchen Barbaren und Griechen, zwiſchen Yankees und Negern.

Es ſind ſeit dem vorigen Jahrhundert von verſchiedenen Regierungen Verſuche gemacht worden, die Zigeuner zu ſittigen und zu anſäſſigen Staatsbürgern zu machen; allein alle Verordnungen, daß ſie ſich fortan feſte Wohnſitze ſuchen, ſich zu Gewerben entſchließen, ihre Kinder in die Schule ſchicken und den Gebrauch einer eigenen Sprache aufgeben ſollen, haben ſie nicht dazu vermocht, ihren unbezähmbaren Haß gegen häusliche Wohnungen und ein anſäſſiges Leben zu beſiegen; kein Genuß, keine Anlockung von Luxus und häuslicher Annehmlichkeit hat ſie dazu bringen können, ihre Freiheit und Unabhängigkeit aufzugeben. Selbſt gewaltſame Maßregeln, wie die Wegnahme ihrer Kinder, um ihnen eine chriſtliche Erziehung aufzudringen, blieben fruchtlos. So hatten derartige Beſtrebungen Karl's III. von Spanien im Jahre 1788, der Kaiſerin Maria Thereſia 1768, Katharina's II., welche die neugegründeten Städte Südrußlands durch Zigeuner zu bevölkern ſuchte, keinen Erfolg. Nur Joſeph's II., welcher es auf mehr gütlichem Wege durchzuſetzen ſuchte, milde und vernunftgemäße Verordnungen im Jahre 1782 vermochten einen kleinen Theil der Zigeuner Ungarns zur Nachgiebigkeit und zur Einnahme feſter Wohnſitze wie zur Betreibung eines Gewerbes zu zwingen; ebenſo die ähnlichen

Verordnungen der Republik Polen in Betreff der polnischen Zigeuner. Auch in Preußen sind mehrmals derartige Versuche gemacht worden, sie blieben jedoch gleichfalls fruchtlos. Zu Friedrichslohra, einem Dorfe bei Nordhausen im Regierungsbezirk Erfurt, bestand noch bis zum Jahre 1837 eine von der königlichen Regierung geleitete Erziehungsanstalt für Kinder von Zigeunern, denen man dort gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in dem von Friedrich dem Großen gegründeten Colonistendorfe Wohnungen angewiesen hatte. Die Kinder lernten meist sehr gut, allein den alten Zigeunern gelang es, ihre Kinder, die man ihnen gewaltsam genommen, mit List wieder wegzuholen und sich mit ihnen bei Nacht und Nebel aus dem Staube zu machen, und die Anstalt mußte nach einjährigem Bestehen wieder eingehen.

Sonach dürfte es zweifelhaft sein, ob es in der Folgezeit jemals gelingen wird, die Zigeuner zu ordentlichen Staatsbürgern zu machen. Aehnlich den wildlebenden Raubthieren muß indessen auch diese wilde Rasse des Menschengeschlechts allmählich dem Fortschritt der Civilisation weichen, und am Ende dieses Jahrhunderts werden vielleicht die nicht ansässigen und gewerbthätigen Zigeuner aus dem Westen Europas verschwunden sein.

Am seltensten findet man die Zigeuner in Deutschland und Frankreich; in Deutschland fast nur in den wendischen Gegenden der böhmisch-schlesischen Grenze, in dem vorhingenannten Friedrichslohra, in dem Dorfe Bliedungen bei Nordhausen, wo einige Familien ansässig sind, ihre Kinder in die Schule schicken und christlich erziehen lassen, und in Preußisch-Litauen. In Frankreich scheint der Elsaß ihr einziger Aufenthaltsort. Was ihre Seelenzahl in den einzelnen Ländern Europas betrifft, so haben angestellte Ermittelungen, die freilich bei der herumziehenden Lebensweise der Zigeuner nur ungefähre sein können, folgendes Resultat ergeben: in der Türkei 200000, in der Moldau 137000, in der Walachei 125000, in Siebenbürgen, dem Banat und in Ungarn 140000, in Polen, Galizien und Litauen 30000, in Deutschland 6000, in Serbien, Bulgarien und Montenegro 60000, in Schweden und Norwegen 20000, in Oesterreich, Illyrien und Dalmatien 20000, in Rußland, der Krim und Bessarabien 50000, in England, Schottland und Frankreich 8000, in Italien, Griechenland, Jonischen und andern Inseln 20000, in Dänemark und Holland 6000, in Spanien 60000. Demnach würde man also im ganzen in ganz Europa etwa 882000 Zigeuner annehmen dürfen. Ihre Gesammtzahl in Europa, Asien und Afrika hat man zu 5 Millionen geschätzt.

Gehen wir nun zur Schilderung der Lebensweise der Zigeuner in den einzelnen Ländern über. In England und Schottland, wo sie ihre volle Unabhängigkeit bewahrt haben und kein Verbot sie ausrotten konnte, sieht man sie in offenen Wagen mit niedrigen Zelten von Ort zu Ort ziehen. Dort halten sie sich auch noch immer ihren Anführer oder König. Auch in Kurland wählen sie sich einen eigenen Häuptling, den sie wie einen König ehren und der auch bei dem Adel der Provinz in Achtung steht. Er kleidet sich reich und stattlich, lebt und wohnt wie ein Fürst und hat in allen vornehmen Gesellschaften Zutritt. In Italien leben die Zigeuner in großer Feindschaft mit dem Volke, das sie mehr fürchtet als haßt; ähnlich in Schweden und Norwegen, dem einzigen Lande, wo sie ihren eigenen Namen, Rommuni oder Romnitschals, bewahrt haben. In Spanien heißen sie Gitanos. Dort ist ihr Hauptaufenthaltsort Sevilla, wo sie eine Vorstadt inmitten der Ruinen bewohnen. Auch in Granada sind sie sehr zahlreich und haben die Abhänge der Alpurarras inne. Die Männer tragen gewöhnlich eine Jacke, Weste und kurze Beinkleider und einen rothen Mantel, die Frauen den kurzen spanischen Rock, ein weites Hemd und ein nachlässig um den Kopf geschlungenes Tuch. Das Haar lassen die letztern meist in Flechten über die Schultern hängen und in Andalusien stecken sie es zuweilen mit einem Kamm auf. Das herrliche Klima Spaniens wie die dortige Natur ist ganz für das herumschweifende, unabhängige Leben der Gitanos geschaffen, und sie leben dort noch heute so, wie Cervantes sie schildert, und führen mit Ausnahme einiger als Pächter und Gastwirthe ansässiger ein Wanderleben ohne Wagen und Zelte. Ihnen gehört das Thal und die Ebene, Wälder und Berge, Ströme und Quellen; die Frucht der Bäume fällt ihnen zu, die Traube am Weinstock.

Will man die Zigeuner in ihrem wahren Charakter, ihrer originellen Kleidung und Lebensweise sehen, muß man sie in den Wäldern und Steppen Südrußlands oder Ungarns oder in den Donauländern aufsuchen, wo sie in Europa ihre Hauptsitze haben. Dort findet man sie noch als einen bedeutenden Theil der Bevölkerung zu Zehn- und Hunderttausenden zusammen, und in Transsylvanien, in der Moldau und Walachei kann

man annehmen, daß jede achtzehnte Person ein Zigeuner ist. All diese Länder mit ihren weiten uncultivirten Ebenen, die ihnen unbeschränkte Weide für ihr Vieh bieten und wo der Arm des Gesetzes sie schwer erreichen kann, die ihnen die wildeste und freieste Unabhängigkeit gewähren, haben sie sich zum Lieblingsaufenthalt erkoren. Auch gesellt sich ein mildes Klima hinzu und die abenteuerlichen Reize der dortigen Natur. In ganzen Banden von zwanzig bis zweihundert und oft noch mehr führen sie dort im Sommer ihr Vieh auf die Weide, bleiben, wenn sie gut ist, vier Wochen auf einem Fleck und ziehen dann plötzlich weiter nach einem andern Theile des Landes; im Winter dagegen ziehen sie sich in die Tiefen der Wälder zurück oder nähern sich den cultivirtern Theilen des Landes. Ihr Dichten und Trachten geht hier daher besonders nach Reichthum in Vieh, das bei Gelegenheit gekauft, geschachert oder gestohlen wird. Die Streitigkeiten zwischen ihnen und dem Volke kommen hauptsächlich vom Bestehlen der Heerden. Ein auf der Reise begriffenes Lager hier nomadisirender Zigeuner bietet stets einen malerischen Anblick. Zuerst sieht man das Hornvieh und die Schafe, von schmuzigen Zigeunerknaben getrieben, dann kommen die Pferde; gebräunte kräftige Weiber reiten auf Eseln mit ihren Kindern vor sich im Sattel, Karren mit Waaren und Raub angefüllt und mit Alten und Kranken beiderlei Geschlechts folgen hinterdrein; Leute zu Fuß, Esel und Lastthiere treibend und ein Nachtrab auf robusten Pferden mit Gewehren und Säbeln an der Seite.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Die Sprichwörter.

Im verflossenen Winter wurde in einem der Bezirksvereine Berlins ein Vortrag über die Sprichwörter gehalten. Der Vortragende aber verstand es nicht, die Sache am richtigen Ende anzufassen. Er las nach wenigen einleitenden Worten die Sprichwörter aus einem Sammelwerk her und ermüdete dadurch nur seine Zuhörer, statt sie aufzuklären und zu unterhalten. Und dennoch war der Gegenstand ein so höchst interessanter, nur bedurfte er eines historischen Geistes, der gleichsam auch über diesem Gewässer schwebte und aus ihm eine schöne Welt hervorzuzaubern verstand. Es sahen sich damals einzelne das Werk an, blätterten hin und her und fanden darin nichts weiter als eine „gedruckte" Langweiligkeit. Es ist gar schwer, einen solchen Eindruck niederzukämpfen, nachdem er einmal durch einen Unberufenen hervorgebracht worden.

Heute steigt in dem Schreiber dieser Zeilen jener Abend mit einer neuen (der sechsten) ihm vorliegenden Lieferung des „Deutschen Sprichwörter-Lexikon" von Karl Wander (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864) wieder auf und im Durchblättern zieht die Geschichte des deutschen Volks mit seinen starken „Eichen" und reichen „Ehren" an ihm vorüber. Ist doch solch ein Lexikon ein wahrer „Hausschatz für das deutsche Volk".

Sprichwörter gehören in ihrer einfachsten Gestalt an den Anfang der Sprachbildung und sind, da Geist und Sprache zugleich entstanden, auch Zeugnisse des ersten geistigen Lebens der Menschheit. Wir besitzen Sprichwörter von prägnantester Kürze — eine bloße Zusammenstellung zweier Wörter — eine einfache Vergleichung wie: „Ehe — wehe!" — „Ehr" — Gefähr!" Doch gehören selbst diese eben angeführten schon einer vorgeschrittenen Zeit an wie die Begriffe, welche sie enthalten; die Form nur ist uralt. Die ersten Sprichwörter, welche der Mensch bildete, gehen von der einfachen Naturanschauung aus, von Auge und Ohr, den beiden Hauptsinn-Werkzeugen, auf denen auch die erste Sprachbildung beruht. Der erste Mensch verglich einen Naturgegenstand mit einer seiner Thätigkeiten und es entstanden Sprichwörter, in denen die Palme, der Lotus, das Zebra im Süden, der Walfisch, die Robbe, die Harpune im Norden auftraten. Die Natur war seine Lehrerin. Der Odschi-Neger setzte sogar hinzu: Der Schimpanse (Affe) sagt (uns) — Mein Amulet sind meine Augen! Oder: Die Antilope sagt — issest du ohne Ermüdung, so schmeckt es nicht! (Hunger ist der beste Koch) — also, meint er — thue auch so! Oder der Sprichwortbildner fordert geradezu auf wie der Abyssinier Fit Arari: „Gleiche der Palme, mein Sohn! Wenn du sie steinigst, wirft sie dir Datteln als Kußfinger zu." Auf solchen Vergleichungen mit den vor Augen stehenden Naturgegenständen beruht ein sehr großer Theil aller Sprichwörter, die theils an-, theils aber auch abmahnen, ebenso zu sein. Von letztern mögen noch einige hier Platz finden. „Wer sich zum Bett macht, in dem will jeder schlafen", sagt der Russe. „Schnee, falle nicht in die Thäler, sondern auf die Berge, wenn du Lust hast, zu überwintern!" (Aus Fit Arari's „Goldenen Sprüchen".) Und ab- und anmahnend zugleich auch im Indischen des Bhartrihari:

Wie ein Schatten am Vormittage,
Anfangs groß, doch schrittweis sich neigend,
Ist die Freundschaft unter Schlechten.
Doch wie Schatten am Nachmittage,
Anfangs klein, doch immer steigend,
Ist die Freundschaft des Gerechten.

Das also ist der Anfang, fortschreitend der Mensch im beständigen Hinblick auf die Natur und ihre Gestaltungen; und immer wieder kehrt er zu ihr zurück, obwol er auf den weiten Fahrten durch die Geschichte unendlich reiche Erfahrungen gemacht hat, die er gleichfalls zu Sprichwörtern benutzte. Indem wir

auf unſer vorliegendes Heft eingehen, wie viel mußte nicht der Menſch ſchon empfunden haben, um zu ſagen! „Die Ehr' iſt ein Kraut, das nur bei Dornen wird gebaut" —! Aber auch: „Eine gute Eiche wächſt durch alles Geſtrüpp." „Auf dem Ehrenberge pfeifen ſcharfe Winde", und „Wer auf der Ehrenburg will ſtehen, muß manche jähe Berge gehen."

Hierin liegt ſchon die ganze mühevolle Arbeit eines emporſtrebenden Volks, wie das deutſche es noch heute iſt, das durch Dornen und Geſtrüpp, unter ſcharfen Winden manche jähe Höhe erklimmt und ſich auf der Ehrenburg der Geſchichte feſtgeſetzt hat.

Und auch gelernt hat es, auf dieſen Pfaden Ehr' und Ehr' zu unterſcheiden.

Falſche Ehr' und Klirren der Sporen
Iſt nur eine Sprach' für die Ohren —

Ferner: „Allweg die Ehren unſ're Sitten verkehren."

Schon tritt auch das Geld auf und mancher meint: „Ehr' und Geld iſt das Beſt' in der Welt" — und „Wo die Ehr' keinen goldenen Boden hat, gibt die Welt keinen Pfifferling dafür."

Jedoch werden auch andere Stimmen laut: „Ehrenpreis iſt beſſer als Tauſendgüldenkraut" — und zum Schluß dieſer Leſe: „Es iſt eine theure Ehr', die Haus und Herz macht leer."

Die Sprichwörter des Volks muß man mit ſeiner Geſchichte leſen, dann gewinnen ſie Leben, und natürlich ein um ſo reicheres Leben, je reicher ſeine Geſchichte. Wol blitzt auch aus den Sprichwörtern der Odſchi-, Yoruba- und anderer Negervölker eine Welt voller Glanz herauf, aber es iſt nichts weiter als die herrliche, im höchſten Sonnenglanz und prächtigſten Pflanzenſchmuck prangende Natur, in der ſie hinleben. Wol ſpringen auch einzelne Lichtfunken menſchlichen Geiſtes hervor, wie: „Schlage mich, aber fluche nicht meiner Mutter!" — ein ſehr allgemeines Sprichwort. Dennoch treten wir in eine Welt höhern Glanzes, durch welches das Wehen und Weben des Geiſtes zieht, mit den hiſtoriſchen, beſonders den germaniſchen Völkern. Da kommt etwas über uns wie ein prophetiſches Klingen, das uns die Zukunft für ewige Zeiten ſichert — „Die Seel' weiß nit, wo ſie heraus ſoll" — ſie bleibt ewig in dieſem ſtarken Volkskörper — „er iſt eichelgeſund".

Neue Gedichte.

Jedes Jahr kommen mit den neuen Blättern auch neue Gedichte; die Kritik mag über dieſe Lyriker von neueſtem Datum ſpotten ſo viel ſie will, das Publikum ſie nicht beachten, ſie ſingen ungeſtört das ewige Lied vom Lenz, von Liebe, Freundſchaft und Wein. Zu einem lyriſchen Dichter in unſern Tagen gehört weniger Talent als Harmloſigkeit, jene glückliche, unbekümmerte Unwiſſenheit, die nicht weiß oder nicht wiſſen will, daß Goethe und Heine, Uhland und Rückert dieſe ſchöne Welt ſchon vortrefflich beſungen haben. Zuweilen verfolgen dieſe Lieder indeß einen durchaus beſtimmten Zweck, ſind für einen kleinen Kreis berechnet, den ſie unterhalten und erfreuen, zuweilen ſind es die Verſuche junger Leute, die ſich dadurch gegenſeitig einen geiſtigen Genuß, Anregung und Sporn verſchaffen wollen. Das „Liederbuch für Deutſche in Böhmen von Karl Victor Hansgirg" (Prag, Tempsky, 1864) verdankt ſeinen Urſprung der Aufforderung eines Landtagsabgeordneten an den Dichter, für die Deutſchen im Lande der Czechen Lieder zu dichten. Hansgirg iſt dieſer Bitte nachgekommen und beſingt Oeſterreich, den Kaiſer, die Verfaſſung, die Moldau, den Wein — alles in glatten, leichtfließenden Verſen, die, gut componirt, ſich trefflich zum Geſang an einem Geſellſchaftsabend des „Deutſchen Caſino" in Prag eignen werden. Mit lobwürdiger Mäßigung iſt jeder Angriff auf die Czechen vermieden, und das Ganze macht, ſtellt man ſich einmal auf den provinzialen Standpunkt des Verfaſſers, einen friſchen und anmuthigen Eindruck. „Lieder und Balladen." Neue Sammlung von Original-Beiträgen. Herausgegeben von der Breslauer Dichter-Schule (Breslau, Maruſchke und Berendt, 1864), ſind von ſehr verſchiedenem Werth, Nachklänge Heine's herrſchen vor. In den Balladen zumeiſt wimmelt es von Nixen, Feen, Rittern, Schiffern, Jägern und Gletſcherbräuten. Gedanken und Empfindungen ſind von einer gewiſſen Unſelbſtändigkeit oder Trivialität angekränkelt, dagegen iſt die Form, der Rhythmus und die Reinheit der Reime lobend anzuerkennen. Einer und der andere aus dieſer Schule mag ſich wol zum Meiſter hinaufarbeiten. Ludwig Auguſt Frankl beſitzt als epiſcher Dichter einen bekannten Ruf; eine neue Sammlung: „Ahnenbilder" (Leipzig, Leiner, 1864), zeigt, wie lebendig die poetiſche Ader noch in ihm ſchlägt. Die Stoffe der Gedichte ſind dem Kreiſe der jüdiſchen Hiſtorien und Legenden entnommen, die Form hat jenen orientaliſch-talmudiſchen Hauch, der das Büchelchen altgläubigen Iſraeliten beſonders werth und willkommen machen wird. In den „Gedichten" von Wilhelm Scriba (Göttingen, Gebrüder Hofer, 1864) findet ſich eine reichere Fülle eigener Gedanken, als man ſie eben in „lyriſchen" Gedichten anzutreffen pflegt. Der Verfaſſer iſt ein nachdenklicher Kopf, ein poetiſch empfindendes Gemüth; leider fehlt ihm die volle Gewalt über Sprache und Form und im Ausdruck Schärfe und Beſtimmtheit. Er ſagt in zehn Verſen, was ein ſchlichter Mann in vier Worte faßt; eins ſeiner gelungenſten Epigramme ſei hier erwähnt:

Schule der Natur.

Eine Kunſt lern', o Menſch, von dem ewig wirkenden Gotte
In der Natur und du haſt Fülle der Weisheit geſchöpft!
Jenes göttliche Maß im Genuß eines jeglichen Gutes,
Deſſen weiſen Gebrauch vorbedeutend ſie zeigt.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Auf dem Naschmarkt in Wien.

Bc. — Die meisten großen Städte erfreuen sich einer Klasse Volks, auf welche die Einheimischen mit einem gewissen Stolz hinweisen als den lebendigsten Ausdruck heimischer Art und Weise. Von dieser Klasse, welche sich stets dem öffentlichen Verkehr widmet und deren hervorragendste Vertreter dem schönen Geschlecht angehören, laufen eine Menge wunderlicher Erzählungen von Mund zu Mund, die man dem horchenden Fremdling mit selbstzufriedenem Behagen mittheilt.

Der Ruf, dessen sich die „Damen der Halle von Wien" erfreuen, gründet sich auf jene Schlagfertigkeit der Redekunst, welche im parlamentarischen Leben häufig die längsten und gründlichsten Deductionen zunichte macht. Man erzählt, daß selbst gekrönte Häupter, welche mit dem Vorsatze, das Volk einmal in seiner Ursprünglichkeit kennen zu lernen, sich ihnen näherten, mit Homerischen Kraftausdrücken empfangen wurden. Der Hauptstandort, das Standquartier dieser Damen, welche im Volksmunde „Fratschlerinnen" genannt werden, ist der große „Naschmarkt". An heißen Sommertagen bietet er das vollkommene Bild eines Feldlagers. Der Fremde weiß im ersten Augenblick nicht, was die Menge kolossaler weißer Regenschirme zu bedeuten hat, die einer neben dem andern den Markt bedecken. Unter jedem dieser Schirme, welche mit Steinen und Stricken am Boden befestigt sind, haust eine Fratschlerin in unumschränkter Herrscherwürde. Ein Gang durch die Stände, zumal an einem schönen Sommermorgen, bietet manches Interessante. Während die jüngere Generation, welche den Alten als dienstfertige Aspiranten beisteht, die Waaren in eifriger Concurrenz mit unharmonischem Geschrei anpreist, sitzen jene unbeweglich, gleich römischen Senatoren, und lassen sich mit ihren Kunden nur in kurze Unterhandlungen ein. Meist hat die Frage nach dem Preise einer der anlockenden Obstsorten und die nach erfolgter Auskunft schüchtern vorgebrachte Bemerkung, daß man sich mit demselben nicht ganz einverstanden erklären könne, die höfliche Entscheidung zur Folge: „Schaun's, daß Sie weiter kommen!" Es kostet dann wenig Mühe, die Dame zu einer entsprechenden Fortsetzung dieses „Anwurfs" zu bewegen. Es wäre eine große Täuschung, zu glauben, daß ein entschiedenes Auftreten oder ein vornehmes Aeußere hier ein anderes Entgegenkommen hervorrufen würde. Für dergleichen Eindrücke scheint die Seele einer richtigen Fratschlerin unempfänglich zu sein. So ist in Wahrheit die Zeltstadt auf dem Naschmarkte das Lager eines stets schlagfertigen Heeres, welches sich durch die Zähigkeit, mit der es an seinen Gewohnheiten festhält, ein wohlverdientes Lob in der Stadt errungen hat. Streitigkeiten unter den „Fratschlerinnen" gehören zu den Seltenheiten. Es mag dies eine Folge des Naturgesetzes sein, daß jeder wahrhaft Große und Starke nicht leichtsinnigerweise mit seinesgleichen anbindet. Er weiß, daß der Zusammenstoß fürchterlich sein wird, und dazu fühlt sich nicht jeder jeden Tag aufgelegt. So hatten auch die wenigen Conflicte dieser Art, welchen wir auf dem Naschmarkte beiwohnten, einen großartigen Zug. Zorn und Streit haben etwas Ansteckendes wie bösartige Fieber; wenn sie zum rechten Ausbruch kommen, sind sie einem Anfall des Wahnsinns zu vergleichen. Der Anblick, den ein Dutzend handfester Weiber in einem solchen bedenklichen Augenblick bietet, ist unbeschreiblich. Ein Dutzend Sprühteufel, die alle zu gleicher Zeit losgehen, gäbe nur ein annäherndes Bild.

Ueber diesen gewerblichen und kriegerischen Seiten dürfen wir aber einige freundlichere Eigenschaften der Damen nicht vergessen. Wie von ihrem Muth, so erzählt man auch von ihrer energischen Unterstützung Bedrängter und Hülfsbedürftiger viele Anekdoten. Nicht leicht wagt es jemand, in ihrer Nähe ein Kind zu schlagen, und der Lehrjunge, welcher sich vor dem Grimm seines Meisters unter eins ihrer Zelte flüchtet, kann keine bessere Gastfreundschaft in Anspruch nehmen.

Nächst diesen seinen Hauptvertreterinnen bietet der Naschmarkt für den von „draußen" kommenden Wanderer noch manches Ungewöhnliche. So erblicken wir an seinem äußersten Ende eine Anzahl ungarischer Bauernwagen, welche die Erzeugnisse der Puszta in den Verkehr bringen. Die langen Korbwagen sind mit den kleinen ausdauernden Ungarpferden bespannt, die ihres eigenthümlichen Aussehens wegen den Namen „Katzen" führen. Die Anzahl von Meilen, welche diese Thiere fast ununterbrochen zurücklegen, klingt fast unglaublich. Vor kurzem noch wurde bei Oedenburg ein solcher Bauer auf seiner Heimkehr von Wien nach Kroatien von Strauchdieben angefallen. Sie bringen hauptsächlich Melonen, Zwiebeln, gelbe Rüben und Trauben zu Markt. Die Kleidung der Bauern besteht in blauen Jacken mit silbernen Knöpfen, weiten, mit Fransen besetzten Linnenhosen und Kothstiefeln, die in dem Betrachter den Verdacht erregen könnten, daß die Bewohner der Pusztan dem ehrsamen Schusterstand ins Handwerk pfuschen. Das lange Haupthaar wallt unter einem Hute hervor, bei dessen Verfertigung einzig auf die Dauerhaftigkeit Rücksicht genommen wurde; eine kleine Gartenanlage von Blumen bedeckt und schmückt ihn. Dieses Costüm wird vervollständigt durch die „Bunda", einen Mantel aus Schaffellen, deren Wolle nach innen gekehrt. Die Weiber, welche den Verkauf besorgen,

ſind theilweiſe wie unſere Bäuerinnen gekleidet, doch ſind auch ihre Füße von jenen fürchterlichen Stiefeln verunſtaltet. Eine ſolche Familie in ihrem Wagen unter Zwiebeln und Rüben ausruhen oder ſchlafen zu ſehen, iſt komiſch und idylliſch zugleich. Die aufgethürmten Melonen ziehen eine Menge von Käufern und Schmarotzern an; mit welchem Behagen verbeißen ſich die Knaben in Früchte, die bequem ihre Köpfe beherbergen können!

Doch nicht allein Früchte aller Art, Gemüſe und Geflügel werden hier zu Markt gebracht, auch warme Speiſen werden verabreicht. Eine Anzahl „fahrender Küchen" bringen dem Tagelöhner, Bauern und Fuhrknecht die beliebten Nationalgerichte dar. Nicht ſelten finden ſich auch Induſtrielle ein mit einem Topf voll „Brennheißer", nämlich Würſte; das iſt ein „ſolides Geſchäft", das ein Umlaufskapital von funfzig Kreuzern bis zu einem Gulden erfordert und zehn Procent abwirft. Noch kleinere Kapitalien ſind in den zahlreichen Geſchäften mit Grünzeug, Blumenſträußchen, Scheuerbündeln aus Baſt, Beſen und Beſenſtielen, Feuerſchwamm und gedörrten eßbaren Schwämmen und hundert namenloſen Artikeln angelegt. In neuerer Zeit bemerkt der Wanderer auch einzelne Handwerker mit ihren Erzeugniſſen auf dem Naſchmarkt. Zwiſchen einem Stand mit gerupften Hühnern und einem mit lebenden Vögeln und Kaninchen etablirt ſich eine Dame mit Mützen, Stöcken und Bürſten; daneben ein Sauerkraut- oder Käſehändler und neben dieſem ein beſcheidener Schuhmacherladen.

Dieſer wunderliche Markt nimmt einen der größten und ſchönſten Plätze der Kaiſerſtadt ein. Jenſeit des Wienflüßchens ragen ſtattliche Neubauten zu beiden Seiten der Kärntnerſtraße, in deren äußerſtem Winkel der Stephansthurm zu einſamer Höhe emporſteigt. Auf der rechten Seite liegt jetzt das neue proteſtantiſche Schulhaus, zugleich mit dem Polytechnikum den in den Reſſelplatz übergehenden Naſchmarkt begrenzend. Dem Schulhaus gegenüber erhebt ſich das größte Zinshaus Wiens, welches von nicht weniger als tauſend Menſchen bewohnt wird. Auch dieſes grenzt den Markt nicht ab, ſondern läßt den Blick frei bis zu den hochgelegenen Häuſern der Mariahilf-Vorſtadt. So unregelmäßig nun auch der ganze, weite Grund iſt — von einem Platze kann man eigentlich nicht reden —, ſo bietet er doch nach verſchiedenen Seiten anziehende und großartige Partien. Dazu kommt noch der ungemein lebhafte und ununterbrochene Verkehr. Stellwagen, Fiaker und Equipagen, die verſchiedenartigſten Bauern- und Frachtwagen, lange Bierkarren, von ſchwerfälligen pinſchgauer Hengſten gezogen, raſſeln herüber und hinüber von der Stadt in die Vorſtädte oder kommen von den letztern direct zu Markte. Nimmt man dazu eine entſprechende Menge geſchäftiger Hauſirer und Käufer und zuweilen eine Abtheilung Soldaten: Infanteriſten, Reiterei oder eine lange Reihe von Munitionswagen, ſo erhält man annähernd ein Bild von einem der belebteſten Theile Wiens.

Deutſche Städte.

Bremen.

2. Der Dom.

Indem wir zur Schilderung der älteſten, größten und ſchönſten Kirche Bremens übergehen, haben wir das Bedauern voranzuſchicken, daß keins unter den ältern kirchlichen Gebäuden völlig freiſteht, an alle ſind in der ſtörendſten Weiſe andere Baulichkeiten angeheftet.

Der Bau wurde im Jahre 1043 von dem Erzbiſchof Bezelin in romaniſchem Stil nach dem Muſter des damaligen Kölner Doms begonnen, als eine dreiſchiffige Pfeilerbaſilika mit zwei Chören und je einer Krypte unter jedem derſelben. Sein Nachfolger, der prachtliebende Adalbert, der bekannte Erzieher Heinrich's IV., ſetzte ſein Werk mit nicht erheblichen Abweichungen fort, indem er die Kathedrale zu Benevent zum Muſter nahm, über deren damalige Beſchaffenheit uns die nähern Nachrichten fehlen. Im 13. Jahrhundert wurde die flache Decke des Mittelſchiffs eingewölbt und ſpäter wurden andere Veränderungen vorgenommen, die die Reinheit des Stils beeinträchtigten. Die Weſtfaçade zeigt einen von zwei Thürmen eingeſchloſſenen Mittelbau. Der ſüdliche Thurm, der durch ein angebautes Haus theilweiſe verdeckt wird, iſt indeſſen nur noch in ſeinem untern Geſchoſſe als ein quadratiſch aufſteigender Stumpf vorhanden, da die ähnlichen höhern Geſchoſſe im Jahre 1638, nachdem ſie mehrere Riſſe bekommen, einſtürzten. Der nördliche, ganz ähnliche Thurm entſtand in der romaniſchen Zeit und wurde 1446 durch eine quadergedeckte Holzpyramide beendigt. Im Jahre 1656 wurde dieſelbe vom Blitz getroffen, brannte bis auf den Quaderſtein-Unterbau ab und wurde ſpäter durch eine welſche Haube erſetzt. Der Thurm ſteigt in ſieben quadratiſchen Geſchoſſen faſt unverjüngt auf; nur das Erdgeſchoß ſpringt mittels einer Mauerverſtärkung vor. In dieſem befindet ſich ein Rundbogenportal, das, großentheils reſtaurirt, aus ſeiner ſpätromaniſchen Entſtehungszeit nur einige Bogenwulſte zeigt. Von den übrigen Geſchoſſen haben die zunächſt höhern rundbogige, die beiden dann folgenden kleeblattbogige, flache Mauerblenden.

Der Mittelbau hatte urſprünglich eine Apſis, die jetzt durch eine gerade Wand mit zwei großen rundbogigen Blenden erſetzt iſt. In dieſen befinden ſich zwei Eingänge in die weſtliche Krypte und darüber die ſehr ausdrucksvollen Sandſteinſtatuen eines kreuztragenden und eines gekreuzigten Chriſtus. Die Krypte iſt dem Publikum nicht zugänglich, weil ſie als Weinkeller vermiethet iſt. Ueber den Blenden in der etwas zurücktretenden Mauer iſt ein zehntheiliges Radfenſter, darüber fünf Blenderkaden mit ſpitzen Kleeblattbogen, unter denen fünf Statuen der klugen und thörichten Jungfrauen ſtehen. Darüber bis zur Giebelſpitze hinauf noch ähnliche Wanderkaden, die in der Mitte aus einem hohen Spitzbogen und auf beiden Seiten aus zwei halben Kleeblattbogen beſtehen. Unter jenen eine unkenntliche, ſehr verſtümmelte Sculptur.

Die Nordſeite zeigt zwei Reihen von Spitzbogenfenſtern; die untern ſind viertheilig, die obern dreitheilig. Die letztern müſſen entweder urſprünglich eine andere Beſtimmung gehabt haben oder durch ein bedeutendes Verſehen zu groß gerathen ſein, denn ſie paſſen nicht an ihre Stelle, da ihre Spitze mehr oder weniger von den angrenzenden Gewölbeflächen abgeſchnitten wird. Ein aus alten Stücken zuſammengeſetztes Rundbogenportal führt von dieſer Seite in die Kirche.

Zwiſchen die Längenſchiffe und den Chor tritt ein Querſchiff, deſſen Länge indeſſen nur der Breite der Hauptſchiffe entſpricht, ſodaß ſich das Vorhandenſein deſſelben äußerlich dem Laien kaum anders als durch die abweichende Geſtalt der Fenſter bemerkbar macht. Am Ende der plattgeſchloſſenen Oſtſeite ſteigen zur Obermauer des Chors zwei Strebebogen auf; ganz oben am Aeußern der öſtlichen Mauer bemerkt man eine eingemauerte, ſehr alterthümliche, ganz en face ſitzende Statue des heiligen Petrus, der, das Haupt mit dem ſchlichten Nimbus umgeben, in der Rechten die beiden Schlüſſel, in der Linken ein Buch erhebt. Die Südſeite iſt durch Anbauten faſt völlig verdeckt. Am Giebeldreieck ſieht man über einem Rundfenſter ein kleines den heiligen Petrus darſtellendes Relief.

Bevor wir das Innere betreten, haben wir noch einen Blick auf die zur Kirche gehörigen Anbauten zu werfen. Zwiſchen dem Chor und dem Querſchiff liegen in beiden Ecken oblonge, zweigeſchoſſige Räume, und zwar im Norden oben die Sacriſtei, unten die Wohnung des Kirchendieners, im Süden oben die ehemalige Triskammer und die ehemalige Kapitelſtube, unten der ſogenannte Bleikeller, ein Raum, der die Eigenthümlichkeit hat, todte, darin aufbewahrte Körper vor Verweſung zu ſchützen. An der Südſeite befindet ſich ein aus drei Flügeln beſtehender Kreuzgang, an deſſen öſtlichen Theil ſich das ehemalige Refectorium des Kloſters, jetzt das Local des Künſtlervereins, anſchließt.

Von einem einheitlichen äſthetiſchen Eindruck, von einer Totalwirkung, wie ſie die romaniſche Baſilika in ihren durch ſpätere Zuſätze nicht getrübten Werken macht, iſt bei dem Dom nicht die Rede. Zu dem gediegenen Ernſt und der Feſtigkeit, welche im Innern die früheſten Theile zeigen, hat der ſpätere Romanismus Ausartungen und Spielereien hinzugebracht, die ſpäteſte Gothik endlich die Decke allzu ſehr belebt und zerſplittert.

Das Mittelſchiff ruht auf annähernd quadratiſchen Pfeilern mit einfachſtem Kämpfergeſims. Dieſe Pfeiler ſind durch Rundbogen, welche eine der ganzen Breite der Pfeiler entſprechende glatte, völlig ungegliederte Laibung haben, miteinander verbunden. Auf jedem Pfeiler ſitzt eine Pilaſtervorlage auf, die in ziemlich bedeutender Höhe mit einem Knollencapitäl ſchließt. Auf der Deckplatte deſſelben ſitzen die rundprofilirten Quer- und Kreuzrippchen ſowol als die ſchwachen Längenrippen auf, welche die Schildbogen umrahmen. Der ſo in frühgothiſchem Stil gebildete Gewölbeſcheitel hat eine Höhe von 72 Fuß. Von dem Mittelſchiff ſteigt man 7 Fuß zu der Vierung, dem mittlern Theil des Querſchiffs, empor und von dieſer noch um 1 Fuß zu dem jetzt rechtwinkelig geſchloſſenen Chor. Beide Theile ſind nur in wenig abweichender Weiſe gewölbt als das Mittelſchiff.

Unter dem Chor und der Vierung liegt die öſtliche Krypte, welche wie die weſtliche durch Verwandlung in einen Weinkeller profanirt iſt. Ihre Fenſteröffnungen ſind vermauert; das Tageslicht dringt nur ein, wenn die Thür des einzigen Eingangs geöffnet wird. Dieſe Krypte iſt 80 Fuß lang, 37 Fuß breit, 15 Fuß hoch und ruht, in drei Schiffe ſich theilend, theils auf glatten Rundſäulen, theils auf quadratiſchen Pfeilern. Auffällig iſt, daß ſie der Apſis entbehrt und wie der darüberliegende Chor einen platten Abſchluß hat.

Das ſüdliche Seitenſchiff aus der ſpätern Zeit des Romanismus zeichnet ſich aus durch den Reichthum der Pfeilervorlagen und die ſpielende, aber anmuthige Verwendung der Gewölberippen zu decorativen Zwecken. An dieſes Schiff ſchließt ſich gewiſſermaßen ein zweites ſüdliches Seitenſchiff, der ſogenannte Kapellenanbau. Die einzelnen Joche dieſer Kapellen ſind mit einzelnen Kreuzgewölben bedeckt. Der ſüdliche Kreuzarm gleicht in Wölbung und Deckgliederung dem Mittelſchiff und iſt mit rundbogigen Fenſtern verſehen.

Wie an der Südſeite, ſcheint ſich in früherer Zeit an der Nordſeite außer dem eigentlichen Seitenſchiff noch ein Kapellenanbau befunden zu haben. Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde dieſer nördliche Flügel erhöht und dabei die Seitenſchiffe in ein einziges verwandelt. Das Gewölbe, welches es damals erhielt, iſt, mit faſt gänzlicher Aufhebung der einzelnen Joche, ein Tonnengewölbe, deſſen Rippen in der Mitte abwechſelnd eine und zwei rautenförmige Maſchen eines Netzes bilden, von denen aus ſie fächer- oder ſtrahlenförmig nach den einzelnen Pfeilervorlagen laufen. Die ganze Conſtruction ſteht faſt außerhalb des Mittelalters und contraſtirt ſtark gegen die aus der romaniſchen Zeit erhaltenen Pfeiler und Capitäle.

Der Dom iſt 297 Fuß lang, 194 Fuß breit und etwa 100 Fuß hoch.

Unter den erhaltenen Kunſtdenkmalen iſt das älteſte der Teufelskeſſel in der öſtlichen Kapelle des ſüdlichen Anbaues. Seine Füße werden durch vier fußhohe Bronzegeſtalten gebildet, die auf vier liegenden Löwen ſitzen, ſodaß ihre Füße den Boden berühren. Zwei dieſer Geſtalten, die bärtig ſind, legen ihre Hände in die Seite, zwei, die unbärtig ſind, halten mit ängſtlicher Miene die Ohren der Löwen, auf denen ſie ſitzen. Die Kleidung aller vier Geſtalten beſteht nur in einem eng anſchließenden, vorn zugeknöpften langen Rock mit einem Gürtel um den Leib. Auf ihrem im rechten Winkel ausgekanteten Hinterkopf ruht der ebenfalls bronzene Taufkeſſel, der jünger und von ziemlich ſchlechter Gußarbeit zu ſein

ſcheint. Zwei gleich hohe Reihen von kleinen vergoldeten Figuren ziehen ſich um den Bauch des Keſſels; die obere Reihe beſteht aus 26 Figuren, die, unter Rundbogen ſtehend, zum Theil Apoſtel zu ſein ſcheinen, ſich aber vielfach wiederholen. In der untern Reihe ſind zwölf Halbfiguren vertheilt, die auf einer Art von Kranz oder Guirlande ſtehen. Um bei ihrer Zwölfzahl an die Apoſtel oder an die Kleinen Propheten denken zu können, dazu fehlt es an jeglichem paſſenden Attribut. Am obern vorſpringenden Rande des Keſſels zwei Menſchenköpfe. Das Ganze iſt mit Ausnahme der vergoldeten Reliefſiguren mit grüner Oelfarbe dick beſtrichen.

Im ſüdlichen Kapellenanbau ſind ferner große Bruchſtücke der aus Eichenholz geſchnitzten Chorſtühle aufgeſtellt. Der Stil der Schnitzwerke und ihre architektoniſche Einrahmung ſtehen in vollem Einklang mit der darauf befindlichen Jahreszahl 1366. Sie ſtellen Scenen aus dem Alten und Neuen Teſtament dar und halten ſich völlig außerhalb des Gebiets des Humors und der Satire, die im darauffolgenden Jahrhundert ſo beliebt wurden. Die Formen der Geſtalten ſind im ganzen kurz und gedrungen; der Ausdruck verräth hin und wieder ein gewiſſes Streben nach Schönheit und Gefühl; die Gewänder liegen in langgezogenen Falten meiſt flach an.

Eine drei Fuß hohe Statuette der Heiligen Jungfrau mit dem Kinde zeigt einen ungemein lieblichen Ausdruck des Antlitzes; ſie iſt wie drei andere Statuetten gleicher Größe des Jacobus Major, des Nicatius und des Willehadus auch in den Gewändern trefflich gearbeitet. Von den Bildern iſt nur Eins erwähnenswerth, ein von vielen Engelsköpfen umgebener „Ecce homo!“ auf Holz mit einem beſonders trefflichen Kopf, von Lukas Cranach gemalt und mit deſſen Monogramm verſehen.

Schilderungen aus der Geſellſchaft.

Seit Eugène Sue's „Geheimniſſen von Paris“ hat kein Roman, der ſich mit der Schilderung unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe, mit der Stellung und Noth der arbeitenden Klaſſen beſchäftigt, auch nur annähernd jenes Aufſehen, jene fieberhafte Spannung ſelbſt in der gebildetern Leſewelt erregt, welche die erſten Kapitel des trotz all ſeiner Schwächen eigenthümlichen und geiſtreichen Werkes hervorriefen. Gegen dieſen Erfolg iſt der von Victor Hugo's „Les misérables“ nur ein verhältnißmäßig geringer und ſchnell vorübergehender zu nennen. Das Intereſſe des Publikums hat ſich in der Romandichtung mehr und mehr der hiſtoriſchen Gattung zugewandt, die ſocialen Fragen will es lieber praktiſch als poetiſch gelöſt ſehen. Dennoch werden ſie ſtets dieſen und jenen Erzähler zur Darſtellung reizen, der im Fall des Mislingens die alte Entſchuldigung hat: der Wille war gut, das Werk zu ſchwer. Nach dieſer Deviſe will ein „ſocialer Roman“ in ſechs Büchern: „Die Elenden und Armen dieſſeit des Rheins“ (vier Bände, Leipzig, Kollmann, 1864), beurtheilt werden. Victor Hugo ſchwebt dem Autor wol als Vorbild vor, aber er ahmt ihm nicht ſklaviſch nach. Der poetiſche Gehalt iſt gering, beſſer die Charakteriſirung der einzelnen Geſtalten. Raſch und draſtiſch entwickelt ſich die Erzählung; das Ganze iſt freilich auf ſtarke Nerven berechnet; einzelne Schilderungen, namentlich des Kleinlebens, ſind von realiſtiſcher Wahrheit. In „Soll und Iſt“ entrollt Julius Muet „Bilder aus der Schwindelperiode der letzten Jahre“ (vier Bände, Hannover, Rümpler, 1864), weder gefällige noch poetiſche, aber leider! nur allzu getreue. Selten iſt in einem doch weſentlich zur Unterhaltung allein beſtimmten Buche „das Schwindelgeſchäft“ in Höhe und Tiefe ſo charakteriſtiſch und lebendig dargeſtellt worden. Manche Kapitel des Werkes verdienen nach dieſer Seite hin faſt uneingeſchränktes Lob. Eintrag thut dem Ganzen die allzu große Breite. Wie der Verfaſſer ſeinen Stoff auffaßte, mußte er ihn wol, um ſich ſelbſt zu genügen, in dieſer Ausdehnung vor uns ausbreiten, aber die Leſewelt ermüdet leicht. Gelingt ihm in einem ſpätern Werke eine größere Concentration, ſo dürfen wir von Julius Muet ein treffliches Bild aus dem Kaufmannsſtande erwarten. Humoriſtiſch und ſatiriſch ſchaut der Verfaſſer der „Studien und Erlebniſſe eines reiſenden Prinzen.“ Aus dem Arabiſchen der Fer Fir Fep Iſulju (drei Bände, Leipzig, Kollmann) nicht allein unſere, ſondern auch ägyptiſche Zuſtände an. Das Ganze iſt eine Reiſebeſchreibung im feuilletoniſtiſchen Stil, den Ton für die Betrachtung der Dinge haben Montesquieu's „Lettres persanes“ aus dem vergangenen Jahrhundert angegeben. Die Darſtellung iſt gewandt, einzelne Stellen beweiſen die Phantaſie und die wahrhaft dichteriſche Empfindung des Autors; dafür erwartet er aber auch Leſer, die mehr als eine ſchlichte Romanunterhaltung fordern.

Deutſchlands Kampf- und Freiheitslieder.

Von einer koſtbar ausgeſtatteten Sammlung „Deutſchlands Kampf- und Freiheitslieder“ mit Illuſtrationen Georg Bleibtreu's (Leipzig, Loës) liegen uns die beiden erſten Lieferungen vor. Ein patriotiſches und künſtleriſches Werk. Bleibtreu's glückliche Begabung, ſich ganz in den Geiſt jener ſchwungvollen Dichtungen Arndt's, Körner's, Rückert's, Moſen's zu vertiefen und ihn in lebensvollen Gruppen und Geſtalten zur Anſchauung zu bringen, bewährt ſich hier auf das glänzendſte. Man kann ſagen, durch Bleibtreu's Compoſitionen wird dieſer Liederſchatz dem deutſchen Volke zum zweiten mal geſchenkt. Auch die Auswahl der Gedichte, von denen die Mehrzahl dem Befreiungskampf wider die Napoleoniſche Fremdherrſchaft ihre Entſtehung verdankt, iſt eine vorzügliche. Ein Unternehmen von ſo echt nationalem Gepräge wird hoffentlich in der allgemeinen Theilnahme Förderung und Unterſtützung finden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Zeitung.
Nr. 1.
Leipzig, 3. Januar 1846.

Die Weltlage.

Wenn wir einen Blick auf die Weltlage werfen, so finden wir, daß sie sich seit dem Jahre 1840 wesentlich verändert hat. Damals war Europa in zwei Lager getheilt, und es schien, als ob ein Krieg unvermeidlich sei. Jetzt ist dieser Zustand der Spannung vorüber, und wir können uns der Hoffnung hingeben, daß der Friede auf lange Zeit gesichert sei. Die Ursache dieser Veränderung ist in dem Umstande zu suchen, daß Frankreich, welches damals allein stand, jetzt mit England verbunden ist, und daß Rußland, welches damals mit Frankreich verbunden war, jetzt allein steht. Diese Veränderung ist eine Folge der Ereignisse in Spanien, wo Frankreich und England gemeinschaftlich gegen Rußland gearbeitet haben.

Rußland hat seine Macht in Spanien verloren, und Frankreich hat seine Macht in Spanien gewonnen. Diese Veränderung ist eine Folge der Ereignisse in Spanien, wo Frankreich und England gemeinschaftlich gegen Rußland gearbeitet haben.

Rußland hat seine Macht in Spanien verloren, und Frankreich hat seine Macht in Spanien gewonnen. Diese Veränderung ist eine Folge der Ereignisse in Spanien, wo Frankreich und England gemeinschaftlich gegen Rußland gearbeitet haben.

Rußland hat seine Macht in Spanien verloren, und Frankreich hat seine Macht in Spanien gewonnen. Diese Veränderung ist eine Folge der Ereignisse in Spanien, wo Frankreich und England gemeinschaftlich gegen Rußland gearbeitet haben.

that und meiner Flucht benachrichtigt, auf mich fahnden zu ſehen. Meine erhitzte Phantaſie malte ſich gräßliche Bilder aus. Erwiſchte man mich, ſo mußte ich als gemeiner Mörder beſtraft werden! Man mußte annehmen, daß ich den Grafen aus einem Hinterhalt, hinterrücks und mit kaltem Vorbedacht erſchoſſen hätte! Mein Ausſehen, mein ganzes Weſen muß höchſt verdächtigend geweſen ſein. Eine junge Dame, die ſich in mein Coupé geſetzt hatte, verließ es ſchon auf der nächſten Station und beſtieg ein anderes... Endlich langte ich ungefährdet in Hamburg an. Ich rannte nach dem Landungsplatz und erkundigte mich, ob etwa ein Schiff bald nach Amerika abginge. «Morgen ſchon», antwortete ein Herr in meiner Nähe. «Wünſchen Sie die Fahrt vielleicht mitzumachen?» Ich zog ihn beiſeite. Mir fehlten die nöthigen Geldmittel zur Reiſe; mir fehlte jedes Legitimationsdocument. Aber der Muth der Verzweiflung beſeelte mich. Der Fremde, welcher ſich für den Kapitän des in Rede ſtehenden Schiffs erklärte, war ein Mann mit ſonnenverbranntem Geſicht und ernſten, männlichen Zügen. Seine Perſönlichkeit flößte mir Zutrauen ein. Ich entdeckte mich ihm ohne Rückhalt... Wieder ein ſeltſamer Zufall, der mich gerade mit dieſem Mann in Berührung brachte. Hundert andere ſeinesgleichen hätten mein Anliegen zurückgewieſen oder mich wol gar der Polizei überliefert. Dieſer dagegen, nachdem er mich lange mit ernſtem, forſchendem Blick betrachtet, zog ſeine Brieftaſche hervor und ſchrieb auf ein Blättchen eine Notiz. «Verfügen Sie ſich nach dem hier bezeichneten Local», ſprach er dann, mir das Blättchen überreichend. «Gegen Abend werde auch ich mich dort einfinden und Ihnen das Weitere eröffnen.» Ich will mich kurz faſſen. Der Kapitän hatte zehn Jahre vorher ein ähnliches Schickſal wie das meinige erlebt. Er hatte einen Rivalen im Duell erſchoſſen und dann die Flucht ergriffen. Mein offenes Geſicht hatte ihn von meiner Wahrhaftigkeit überzeugt, die Aehnlichkeit unſerer Schickſale für mich eingenommen. Noch am nämlichen Abend ſchaffte er mich an Bord des Schiffs und übertrug mir die Rolle eines Dieners. Bevor wir abfuhren, ſchrieb ich noch an Ida und ihren Oheim, ihnen den verhängnißvollen Vorfall im Forſt ſchildernd und Abſchied von ihnen nehmend. Vater und Mutter hatte ich ein Jahr vorher verloren. Nach dieſer Seite hin bedurfte es alſo weder einer Erklärung noch eines Abſchiedes."

Abermals ſtand er auf und ſchritt eine Weile auf und nieder. Ein raſcher Seitenblick auf ſeinen Gaſt und Zuhörer ſchien darauf berechnet, nach dem Eindruck zu forſchen, welchen ſeine Erzählung auf ihn gemacht. Darauf lehnte er ſich mit dem Rücken gegen die Fenſterbrüſtung und fuhr in raſchem, kurz zuſammenfaſſendem Tone fort: „Meine erſten Schickſale in Amerika kann ich füglich übergehen. Im Laufe zweier Jahre bin ich Droſchkenkutſcher, Kellner, Pferdehändler und Jäger geweſen... Auf zwei Briefe, die ich nach Europa, an Ida und den Oberamtmann, geſchrieben, erhielt ich keine Antwort. Die Hoffnung auf eine ſpätere Rückkehr in mein Vaterland gab ich auf. Ich lebte ohne beſonderes Lebensziel von einem Tage zum andern. Nicht einmal jener Wunſch, der jährlich Tauſende nach Amerika führt, der Wunſch, «mein Glück zu machen», beſeelte mich... Im fünften Jahre nach meiner Ueberſiedelung wurde ich mit der Familie eines aus Deutſchland ausgewanderten Farmers bekannt. Die Familie beſtand aus Vater, Tochter und Sohn. Dem letztern rettete ich das Leben, indem ich einen Jaguar, der ſchon zum tödlichen Sprunge gegen ihn angeſetzt hatte, durch einen glücklichen Schuß vor ſeinen Füßen todt niederſtreckte. Ich folgte ſeiner Einladung und begleitete ihn nach Hauſe. Der Farmer, ein ſehr ſtrenger und mistrauiſcher Mann, ſchien wenig erbaut von dem unbekannten Eindringling in ſeine Familie. Er übte die Gaſtfreundſchaft mit großer Zurückhaltung, ſodaß ich ſchon nach wenigen Tagen den Entſchluß faßte, die Familie zu verlaſſen. Indeß der Sohn, der Augapfel des Vaters, beſtürmte mich ſo lange mit Bitten, bis ich nachgab und blieb. Um mich einigermaßen nützlich zu machen, half ich bei den wirthſchaftlichen Verrichtungen. Geſchick und Fleiß ſowie auch beſonders mein ernſtes, geſetztes Weſen gewannen mir dann raſch des Farmers Zutrauen. Er bot mir die Stelle eines Aufſehers bei ihm an, ſetzte mir einen anſtändigen Lohn aus, und ehe noch ein Jahr vergangen, galt ich für jedermann im Hauſe als ein vollberechtigtes Mitglied der Familie. Das Glück begünſtigte mich ungemein. Einige Geſchäftsreiſen, die ich ſpäter für ihn machte, wurden von ſo außerordentlichen Erfolgen gekrönt, daß er mir großmüthig einen Theil des Gewinns oder Erlöſes überlaſſen wollte, obwol Freigebigkeit ſonſt eben nicht in ſeinem Charakter lag.

„Daß ich das Anerbieten ausſchlug, erhöhte in ſeinen Augen zwar nicht meinen Werth, aber

es steigerte sein Vertrauen. Eines Tags eröffnete er mir in seiner kurzen, fast rauhen Weise, daß er nichts dagegen hätte, wenn ich mich seiner Tochter, von welcher ich mich bisher vollkommen fern gehalten, zu nähern versuchen würde... Es war ein Glück für mich, daß er meine Antwort nicht abwartete, sie würde sonst jedenfalls zu einer baldigen Trennung geführt haben. Die Tochter des Hauses war ein gutes, hübsches und höchst gesittetes Mädchen. Allein ihr Bild blieb blaß und kalt neben dem, welches ich in meiner Seele trug. Ueberdies erregte schon der Gedanke an Heirath ein beängstigendes, peinliches Gefühl in mir. Doch ich sollte nicht in die Verlegenheit gerathen, ihm jemals auf seinen Antrag eine Antwort zu geben. Von einer neuen Geschäftsreise heimkehrend, fand ich einen vor Schmerz halb wahnsinnigen, kinderlosen Vater. Eine ansteckende Krankheit hatte ihm Tochter und Sohn in Einer Woche hinweggerafft... Er ließ sich auch nie mehr trösten. Der sonst so unermüdliche, Wirthschaft und Vermögen immer erweiternde Mann legte nunmehr eine vollständige Gleichgültigkeit gegen beide an den Tag. Ganze Wochen lang verließ er das Zimmer nicht, mir alles überlassend. Es erregte daher auch nicht das geringste Befremden oder Bedenken, als er mir nach seinem Tode, der etwa zwei Jahre nach dem Tode seiner Kinder erfolgte, sein ganzes Hab' und Gut hinterließ. . ."

Der eintretende Diener unterbrach die Erzählung. Er überreichte Herrn Schmidt einen Brief mit den Worten: „Vom Herrn Inspector"... „Sie entschuldigen", sagte Herr Schmidt zu dem Maler und erbrach den Brief. Während er ihn durchlas, nahmen seine Züge den Ausdruck inniger Freude an.

Sechstes Kapitel.

Nachdem er den Brief durchlesen, faltete er ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn zu sich. Dann drehte er sich um und warf einen raschen, heitern Blick nach dem Schlosse hinab. Endlich kehrte er zu seinem Sessel zurück, setzte sich nieder und begann wieder:

„So hatte sich ein Glück mir gleichsam aufgedrängt, nach welchem ich nie ernstlich gestrebt hatte. Ich war plötzlich zum vermögenden, reichen Mann geworden. Und wenn ich dies Glück damals auch noch nicht in seiner vollen Bedeutung zu würdigen wußte — nicht so sehr z. B. als in diesem Augenblick —, so hatte doch mein Leben nunmehr einen bestimmten, zur Thätigkeit anspornenden Zweck, den Zweck nämlich, das mir Uebertragene bestens zu verwalten und zu erhalten. Ich genas dabei von meinen düstern Gedanken und niederdrückenden Erinnerungen. Das Schuldbewußtsein, das ich so lange Jahre als nagenden Wurm mit mir herumgetragen, schwand allmählich oder hörte wenigstens auf, mir das Leben zu verbittern. Ich hatte viele Gelegenheiten zur Ausübung von Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit. Mancher unglückliche, betrogene, dem Elend preisgegebene deutsche Auswanderer fand gastliche Aufnahme, dann Beschäftigung und gesicherte Existenz bei mir... So vergingen viele Jahre... Da fand sich an einem rauhen Wintertage ein zerlumpter und halbverhungerter Mann auf meiner Farm ein, der durch seinen Sprachdialekt meine besondere Theilnahme erregte. So hatte ich das Deutsche nur in Schlesien, und zwar in einer mir unvergeßlichen Gegend, sprechen hören. Mit welcher Spannung ich nach seiner Heimat forschte, mit welchem Gefühl ich den Namen eines mir wohlbekannten Dorfs vernahm, erlassen Sie mir zu beschreiben! Ich war so erregt, daß ich mich scheute, die weitern Fragen, die mir auf der Zunge brannten, über die Lippen zu bringen. Mit fast qualvoller Selbstüberwindung hörte ich, ohne eine Silbe zu äußern, die traurigen, persönlichen Schicksale dieses Mannes an... Er stammte aus einem Dorfe, das kaum eine Stunde von dem Forsthause des alten Oberförsters entfernt lag. Ein naher Anverwandter von ihm war einige Jahre vor ihm nach Amerika ausgewandert und hatte ihn durch briefliche Vorspiegelungen und Schilderungen so zu reizen gewußt, daß der Verblendete, obwol er in seiner Heimat durchaus keine Noth gelitten, seine Besitzung verkaufte und mit Frau und Kind dem Verführer nachzog. Von diesem betrogen, verlor er in wenigen Monaten seine ganze Habe, sah Weib und Kind im Elend sterben und ward endlich durch einen glücklichen Zufall nach meiner Farm geführt. Das alles hörte ich an, ohne einen Laut von mir zu geben. Darauf fragte ich: «Lebte der Oberamtmann im Nachbardorfe noch, als Sie Ihre Heimat verließen?» «Jesus Maria, Sie stammen auch von dorther?» rief der Mann, und da ich diese Frage durch eine Bewegung mit dem Kopfe bejahte, fügte er hinzu: «Nein, der starb schon lange vorher, man sagt, aus Aerger über die Verschwendung des Grafen,

der ſeines Bruders Tochter, das ſchöne Fräulein, geheirathet hatte.»

„Ein ſeltſames Gemiſch von Freude und Schreck durchbebte mich. Und, um ehrlich zu ſein, die Freude darüber, daß ich den Grafen nicht getödtet hatte, wog den Schreck nicht auf, welchen mir die Mittheilung von ſeiner Verbindung mit Ida verurſachte... Da ich nicht weiter forſchte, fuhr der Mann redſelig fort:

„«Ein Jahr, bevor ich meine Heimat verließ, iſt auch der Graf geſtorben, nachdem er das ganze ſchöne Vermögen ſeiner Frau vergeudet hatte. Auch ſoll er recht unglücklich mit ihr gelebt und ſie ſchlecht und hart behandelt haben.»

„«Das ließ ſich vorausſehen», ſprach ich, indem ich unwillkürlich einem bittern Gefühle Ausdruck gab...

„Der Mann blickte mich betroffen an. Eine Ahnung von meinen Beziehungen zu jenen Perſonen ſchien ihn zu durchzucken. «Die Frau Gräfin trägt keine Schuld an ihrem ſchlimmen Geſchick», fuhr er, mich ſcharf betrachtend, fort. «Als junges, ſchönes Fräulein hat ſie einen andern geliebt und war auch ſo gut wie verlobt mit ihm. Es war ein Forſtcandidat, ein ſchöner, wackerer junger Mann, der den ſeligen Oberförſter im Amt unterſtützte. Eines Tags aber hat ihn die Eiferſucht auf den Grafen toll gemacht. Er hat ihm aufgelauert im Walde und ihn von hinten in die Schulter geſchoſſen. Drauf iſt er bei Nacht und Nebel entflohen, und, wiewol ihn der Graf und der Oberamtmann durchs ganze Land verfolgen ließen, auch glücklich entkommen.»

„Ich übergehe die weitere Unterhaltung, die ich mit dem Mann führte. Ich erfuhr von ihm nur noch, daß die Gräfin eine Tochter beſaß und in tiefſter Zurückgezogenheit auf dem Gute des Grafen mit ihr lebte. Ich meinerſeits gab mich ihm zu erkennen, erklärte ihm noch am nämlichen Tage, daß ich nach Deutſchland zurückkehren würde, und nahm ihn auf ſein inſtändiges Bitten als Begleiter und Diener an.

„So viel war mir klar, daß man ein ſchändliches Spiel mit meiner Ehre geſpielt hatte und daß die Karten zu dieſem Spiel gemeinſam von dem Grafen und dem Oberamtmann gemiſcht worden. Der erſtere hatte offenbar meinen aufreizenden Wortwechſel mit ihm ſowie den mir zugefügten Schimpf verſchwiegen, der zweite meinen Brief an Ida unterſchlagen und die darin enthaltene Aufklärung geheim gehalten. Ja ſelbſt meine Verfolgung hatte man offenbar in der Abſicht, für immer von meiner Perſon befreit zu ſein, zu ſpät eingeleitet.

„Von jenem Tage an brannte der Boden Amerikas unter meinen Füßen. Ich verkaufte die Farm für die Hälfte ihres Werths, um ſchneller fortzukommen. Ich reiſte ohne Raſt und Ruh'. Ich kam in dieſe Gegend...

„Das menſchliche Herz bleibt ein ewiges Räthſel... Ich hatte mich losgeriſſen aus Verhältniſſen, die mir theuer geworden und an welche ſich mein Lebensziel knüpfte, ich war mehrere hundert Meilen ohne Raſt und Ruh' gereiſt — weshalb, zu welchem Zweck? Ja, ſo fragte ich mich, nachdem ich hier angekommen. Vorgeredet hatte ich mir wol: Du willſt eine dunkle That erhellen, willſt dich reinigen von einem Flecken der Infamie, womit man dich beſudelt. Allein das hätte ich auch brieflich thun können. Und warum hatte ich durch den Verkauf der Farm jede Brücke zwiſchen meiner neuen Heimat und der alten abgebrochen? Und warum fehlte mir jetzt der Muth zu einem Schritt, welchen ich unterwegs wol tauſendmal überdacht und beſchloſſen hatte — der Muth, der Gräfin unter die Augen zu treten und ihr zu ſagen, wie man ſie und mich getäuſcht hatte? Vermögen Sie dieſes Räthſel zu löſen?“ ...

„Ich begreife es wohl!“ verſetzte der Maler.

Nach langer Pauſe fuhr Herr Schmidt in weichem, wehmüthigem Tone fort: „Ich durchſtreifte dieſe Gegend mit Empfindungen, die ich nicht beſchreiben kann. Wie hatte ſich alles verändert! Das Gut des Oberamtmanns befand ſich in fremden Händen. Das Forſthaus war niedergebrannt und durch ein neues prächtiges Gebäude erſetzt worden. Der Weg, auf welchem ich den verhängnißvollen Schuß gethan, war in eine Chauſſee verwandelt. Ich konnte die Stelle, wo ich geſtanden, nicht mehr wiederfinden... Am zweiten Tage begegnete ich auf der Allee, die zum Schloſſe der Gräfin führt, einem alten Förſter. Ich erkannte ihn. Es war derſelbe, der mir mitleidig zur Flucht gerathen. «Kennen Sie mich?» fragte ich ihn... Er ſah mich ſtarr an und ſchüttelte mit dem Kopfe. «Fliehen Sie!» ſprach ich in dem traurigen, mitleidigen Ton, deſſen er ſich vor zwanzig Jahren bedient hatte.

„«Gerechter Gott, Herr Walter!» rief er, und Freudenthränen ſtürzten ihm aus den Augen.

„«Ich heiße jetzt Schmidt», verſetzte ich. «Mein früherer Name iſt durch einen abſcheulichen Verdacht entehrt.»

„«Jetzt nicht mehr, ſchon lange nicht mehr!» rief er, mir die Hände drückend. «Auf ſeinem Sterbebett hat der Oberamtmann alles erklärt, auch der Frau Gräfin die Briefe übergeben, die er von Ihnen unterſchlagen hatte. Und ſelbſt der Graf hat die Wahrheit geſtanden, obwol er bis zu ſeinem Tode nicht aufgehört, Sie zu haſſen und der Frau Gräfin das Leben zu verbittern. O, mein theurer Herr, warum rannten Sie an jenem ſchrecklichen Tage ſo wie ein —»

„«Mörder», ſprach ich, dem Zögernden helfend.

„«So wie ein Schuldbewußter davon? Warum verſäumten Sie, mir Aufſchluß zu geben? Ich ſchwöre Ihnen, nie hätte das Fräulein dem Grafen die Hand gereicht, wenn es die Wahrheit gewußt hätte! Zehnmal hat es mich kommen laſſen und mich mit Fragen beſtürmt. Wie ich Sie getroffen, und was Sie zu mir geſprochen, und ob denn nichts auf einen böſen Zufall oder ſonſt einen Ihre Ehre rettenden Zuſtand ſchließen ließe? ... Ich aber vermochte der unglücklichen Dame keinen Troſt zu bieten. Alles ſprach gegen Sie, ſogar die erſten Worte, welche der Graf an mich richtete. ‚Machen Sie keinen Lärm!‘ ſprach er mit ſchändlicher Berechnung. ‚Führen Sie mich ruhig nach dem Schloſſe! Mag der feige, hinterliſtige Mordgeſell entkommen — um der jungen Dame willen, die ihn mit ihrer Neigung beehrt hat!‘ Sehen Sie, dieſe wenigen Worte, die ich Unglücklicher getreulich berichtete, haben alles entſchieden!»

„Ich ſetzte mich mit dem alten Manne nieder am Rande der Allee und ließ ihn weiter erzählen... Nach dem Tode ihres Oheims hatte ihn die Gräfin als Verwalter des kleinen Forſtes in Dienſt genommen. Gleich dem alten Inſpector, genoß er ihr unbegrenztes Vertrauen... Er erzählte, wie der Graf die letzten Jahre ſeines Lebens meiſt auf Reiſen, in Bädern und großen Städten zugebracht und das Vermögen ſeiner Gattin vergeudet und verſpielt, und wie die Gräfin in dumpfer Gleichgültigkeit alles hatte über ſich ergehen laſſen. Erſt nach dem Tode des Grafen war ſie zur Einſicht über ihre Lage gelangt. Da hatte die Mutterliebe ſie aus der Gleichgültigkeit herausgeſcheucht. Ihr Haushalt war vereinfacht, eine ängſtliche Sparſamkeit in der ganzen Gutsverwaltung eingeführt worden. Unterricht und Erziehung der Tochter hatte ſie ſelbſt geleitet und dabei den Grundſatz einer faſt einſiedleriſchen Abgeſchloſſenheit von der Welt zur Geltung gebracht. Die Gefahren, denen ſie ſelbſt unterlegen, wünſchte ſie fern von ihrer Tochter zu halten...

„«Da kommen ſie!» unterbrach dann plötzlich der alte Förſter ſeine Erzählung, indem er auf zwei Reiterinnen deutete, die ſoeben am Anfange der Tannenallee ſichtbar wurden. Er ſtand auf und blickte mich fragend an.

„Mein Entſchluß war ſchon gefaßt. Schweigend zog ich ihn ins Gebüſch mit mir. «Durch mich ſoll ihr auch nicht ein Augenblick der Angſt oder Unruhe bereitet werden!» ſprach ich, während mir der alte Mann mit Thränen im Auge die Hand drückte... Von den Gefühlen, mit denen ich ſie erwartete, und dann, als ſie in unſere Nähe gekommen, betrachtete, will ich ſchweigen. Nur Eins bemerke ich: die Tochter erblickte ich zuerſt, und nur mit großer Selbſtbeherrſchung war ich im Stande, einen Ausruf höchſter Verwunderung zu unterdrücken. Das war das leibhafte, vollkommene Ebenbild jener jungen Dame, welche vor zwanzig Jahren über mein Lebensglück entſchieden hatte. Ich habe nie in meinem Leben eine ſo täuſchende, ſo wunderbare Aehnlichkeit geſehen!... Erſt nach der Umkehr der Reiterinnen gewann ich Zeit, die Gräfin zu betrachten. Der ſeltſame, gleichſam verſteinerte Ausdruck unheilbaren Schmerzes in ihren Zügen befeſtigte den Entſchluß, welchen ich beim Anblick der Tochter bereits gefaßt hatte: Mich niederzulaſſen in der Nähe der beiden Weſen, ihnen ein unſichtbarer Wächter und Beſchützer zu ſein.

„Dies, mein Herr, iſt die Rolle, die ich hier ſpiele! Und geſchieht dies auch vielleicht in eigenthümlicher, ja wunderlicher Weiſe, ſo werden Sie doch zugeben, daß ich einigermaßen berechtigt zu dieſer Rolle bin?“

Bei dieſer Frage zuckte der Maler zuſammen wie jemand, den man aus einem Traume erweckt. Dem größten Theil der Erzählung war er mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit gefolgt. Gegen das Ende derſelben jedoch war er in ſich verſunken, ohne Zweifel, weil der letzte Theil der Erzählung auf ſeine perſönlichen Empfindungen tiefe Wirkung geübt...

Er bedurfte längerer Zeit, ſich zu ſammeln; darauf gab er zur Antwort: „Nein, wahrlich, ich kann Ihnen dieſe Berechtigung nicht abſprechen! Doch ebenſo wenig vermag ich aus Ihrer Erzählung einen Grund herauszufinden, warum Sie ſich in «der ernſteſten Frage meines Lebens» zu meinem Widerſacher aufwerfen müßten! Vielmehr ſollte ich meinen, daß gerade Ihre eigene Erfah-

rung, wie unheilvoll und verderblich es ist, wenn ungerechte Laune oder sinnloser Zufall eine edle und berechtigte Leidenschaft durchkreuzen, Sie in meinen Freund und Beschützer verwandeln müßte. Denn wahrlich" — er stand auf und fuhr nach kurzem Zögern mit flammendem Auge und erglühenden Wangen fort: „dieselben makellos reinen und unnennbar seligen Gefühle, von denen Sie vor zwanzig Jahren beseelt wurden, sie beseelen mich heute! In diesem mich ganz beherrschenden Gefühl liegt meine Berechtigung! Und ganz, wie Sie vor zwanzig Jahren, bin ich heute entschlossen, gegen eine Welt voll Anstößen und Hemmnissen in die Schranken zu treten!"

Wie er so dastand, die schlanke Gestalt hoch aufgerichtet, das Auge glühend in schwärmerischem Feuer, fortgerissen von der so plötzlich in ihm entzündeten Leidenschaft, gleichsam zum Kampfe bereit, gewann seine schon an und für sich anziehende Persönlichkeit einen bestrickenden Zauber, welchem gerade Herr Schmidt am allerwenigsten widerstehen konnte.

Er ergriff den Erglühten sanft bei der Hand, zog ihn nieder und begann nach kurzer Pause mit väterlicher Zärtlichkeit:

„Mein lieber junger Freund! Wenn irgendjemand auf der Welt, so weiß ich eine edle Leidenschaft, ein jugendliches Pathos zu schätzen in einer Zeit, wo es im geselligen Leben fast für eine Schande gilt, die Leidenschaft, den Charakter, das Pathos herauszulassen, wo selbstsüchtige Berechnung und Blasirtheit die Kriterien moderner Bildung geworden sind. Gleichwol habe ich erkennen gelernt, daß unsern besten und glühendsten Empfindungen im Leben eine Prosa gegenübersteht, welche uns nicht allein fast immer bezwingt, sondern auch ihre Berechtigung hat. Die Außenwelt mit ihren Schranken uud Hindernissen besteht nach demselben Naturgesetz, nach welchem unsere innere Unendlichkeit besteht. Wo beide in Conflict gerathen, ist es nur selten die letztere, welche den Sieg davonträgt. . ."

„Dann muß uns wenigstens der Reiz des Kampfes für die spätere Niederlage entschädigen!" sagte der Maler.

„Bevor wir den Kampf aber beginnen, mein Freund, sollten wir billigerweise zweierlei in Betracht ziehen; erstlich, ob uns der Kampf überhaupt zum Siege führen kann, oder ob wir nicht von vornherein die Gewißheit der Niederlage haben; zweitens, ob wir durch solchen Kampf nicht geheiligte Menschenrechte antasten und störend in Ruhe, Glück und Frieden der Mitmenschen eingreifen müssen."

„Das ganze Leben ist ein Kampf zwischen Menschenrechten!" fiel Burgsdorf ein. „Nach Ruhe, Glück und Frieden ringen wir alle, und wer sie erringt, erringt sie fast immer auf Kosten der Mitmenschen. Es scheint auch dies ein Naturgesetz zu sein."

„Gehen wir von solch allgemeinen Anschauungen zu unserm concreten Falle über!" sprach Herr Schmidt mit einiger Ungeduld. „Auf dem Punkte, wo wir stehen, kann nur die schrankenloseste Offenheit zu einer Verständigung führen. Eine, ich will sagen, verzeihliche List hat Sie in eine Familie geführt, deren Haupt in einer Mutter besteht, welche das Glück ihres Kindes nach zwar eigenthümlichen, jedenfalls aber berechtigten Grundsätzen zu begründen trachtet. Meinen Sie nicht, daß Sie wenn nicht diese Grundsätze, doch den auf ihnen basirten Familienfrieden zu respectiren haben, einen Frieden, der so theuer erkauft wurde? Mir wenigstens ist er heilig, dieser Frieden, so heilig, daß ich, dem diese beiden Wesen Zweck, Freude und Glück des Lebens sind, seit zwei Jahren die Rolle eines Sonderlings spiele, eines Misanthropen, eines Träumers, daß ich mich nur begnüge, sie von einem Versteck aus oder mittels eines Fernrohrs zu belauschen, um durch mein Hervortreten diesen Frieden nicht zu stören. So heilig, daß ich, der ich die edle Frau seit zwei Jahren in Kummer und Sorge um ihre materielle Wohlfahrt weiß und seit zwei Jahren nach einer Gelegenheit schmachte, ihr dienstbar zu sein, aus Furcht, mich zu verrathen und dadurch ihren Frieden zu stören, diese Sehnsucht zwei Jahre lang unterdrückt habe, bis heute, wo mir der vorhin angelangte Brief einige Aussicht eröffnet, den glühendsten Wunsch meines Herzens endlich erfüllt zu sehen... Ich erwähne dies nicht, um mich als Muster des Edelmuths und der Zartheit hinzustellen, sondern um Ihnen anschaulich zu machen, daß ich, der ich, um die Ruhe der Gräfin zu wahren, mir selbst so viel Zwang und Zurückhaltung auferlege, consequenterweise auch darüber wachen muß, daß diese Ruhe nicht von anderer Seite her gestört werde, von einer Seite namentlich, in deren Hintergrund ich selbst als Schuldiger stehe."

Er hielt inne und betrachtete den Maler, dessen erregte Züge den Ausdruck von Unmuth trugen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Thiersage.

Von E. Schnellen.

Altgermanischen Waldgeruch spürte Jakob Grimm, der ihn wie einer kannte, in den Sagen von Reinhart dem Fuchs. Das will sagen, was wir von Isegrim dem Wolf, von Reinhart oder Reineke Fuchs und von Braun dem Bären, dem alten König der Thiere, in jenem bekannten, von Goethe ins Hochdeutsche übertragenen, durch Kaulbach so genial illustrirten alten Gedicht lesen, gehöre den frühen Zeiten germanischen Lebens an und verdanke nicht erst spätern Tagen seinen Ursprung, aus denen die Bearbeitungen der alten Sage stammen, welche lange für Originaldichtung gehalten worden sind. Die ältesten aufgefundenen Bruchstücke, aus denen sich allmählich das ganze Gedicht entwickelte, reichen bis ins 7. Jahrhundert zurück, tragen aber noch nicht den später erst eingewebten satirischen Charakter, welcher das ränkevolle Treiben an den Höfen geiselte oder sich zu der noch höhern humoristischen Weltanschauung erhob, die der letzte Bearbeiter aussprach: „Wer Reineke's Kunst nicht gelernt hat, der ist zur Welt nicht sehr geschickt, aber mit Reineke's Künsten kommt mancher fort."

Wie in der Sage von Reinhart, d. h. dem ehrenwerthen Rather, für welchen ihn König Nobel zuletzt hielt, so weht Waldesduft in der ganzen Thiersage. So mancher erinnert sich wol noch mit innigstem Vergnügen der Märchen seiner Jugend von den treuen Thieren und dem Mann im Kasten; von den Thieren, die am Sarge Schneewittchen's trauerten; von den sieben Rabenbrüdern und ihrem holdseligen Schwesterchen; vom Froschkönig weiter und vom Wolf auf dem Glasberg. Alle diese duftigen Sträuße alter Waldpoesie zeugen von einem so merkwürdigen Zusammenleben der Menschen mit den Thieren, nicht blos den Hausthieren, sondern gerade mit den Thieren der Wildniß, daß zur Erklärung die Annahme einer kindlichen Auffassung nicht ausreicht, in welcher der Mensch, „noch nicht stolz auf seine geistige Ueberlegenheit, die mannichfachen Triebe, die angeborene Klugheit und Geschicklichkeit der Thiere beobachtet und bewundert und sie für sich als eine Welt eigens begabter Wesen gelten läßt, mit denen der Mensch in freundliche oder feindliche Berührung tritt". Es ist noch ein anderes darin, eine tiefere Anschauung greift platz, wenn wir auf die religiösen Ideen der Urzeit zurückgehen, die mit der Thiersage aufs engste verknüpft sind.

Ein Gang durch die ägyptischen Museen, besonders die, welche, wie das berliner, auf Wänden und Säulen Nachbildungen der Bildwerke vom Nil tragen, zeigt uns Götter und Priester mit Thierköpfen oder Thiermasken, als Löwen, Krokodile, Hunde, Affen, Sperber: also die höchsten Gestalten der menschlichen Gesellschaft, der menschlichen Ideen als Thiere. Die verschiedensten Ansichten sind seit dem griechischen Alterthum über diese Eigenthümlichkeit geltend gemacht worden; es möge genügen, das Wort Herodot's anzuführen, aus dem schon andere erkannt, daß im Thierdienst, wie er sich am Nil zeigt, eine höhere Idee und eine gewisse geheimnißvolle Weisheit liegen müsse. Herodot sagt nämlich: „Wollte ich erzählen, warum die heiligen Thiere geweiht sind, so würde mich das auf die göttlichen Dinge führen, welche ich auszusagen mich scheue." Er war aber, wie er an mehr als Einer Stelle seines historischen Reisewerks andeutet, in die Mysterien eingeweiht, zu deren Geheimnissen, das wahre Wesen des Thierdienstes, seine Erklärung gehörte.

Schon in den asiatischen Religionen, in China und in Indien, sehen wir gewisse Thiere von höchster Bedeutung für das geistige Leben der Menschheit. Es erscheint nicht nur der Affe als Vater des Culturvolks von Tibet im Einklang mit den Anschauungen neuester Forscher über das ganze Menschengeschlecht, andere Thiere bringen die Elemente geistiger Bildung heran, Götter nehmen Thier- wie Menschengestalt an. In unsern Märchen treten Menschen an Stelle der Götter. Es sind aber Menschen von höchster Art, in welchen sich die alten Gottheiten oft deutlich genug erkennen lassen. Durch ihre Verzauberung in Thiere oder wenigstens ihre Verbindung mit Thieren erreichen sie irgendetwas Bedeutendes, und es gewinnt den Anschein, als treten die so Verzauberten in eine Welt vom mächtigsten Einfluß, als stehen die geleitenden Thiere da als Diener dieser geheimnißvollen Welt, welche im undurchdringlichen Urwald, in seinem an Schauern so reichen Leben ihr Sinnbild empfing. Sie greifen ins Sichtbare, ins Menschenleben ein, um das aus diesem geschwundene Glück wieder zurückzuführen. Und weil dieses Glück nach dem Glauben der Völker bei den segnenden Göttern wohnte, die einst näher mit den Menschen verkehrt, aber zuletzt sich in unbe-

kannte Regionen zurückgezogen hätten: Wälder, Berge, Höhlen, ferne Inseln, in den Himmel, so erscheinen die Götter, wenn sie einmal in die Menschenwelt zurückkehren, eben auch in Thiergestalten des Waldes, der Berge, der Höhlen, des Meeres, der Lüfte, oder wenigstens als Menschen mit Thiersymbolen, wie der geflügelte Mercur mit dem Schlangenstab, oder von Thieren begleitet, gleich den Halbgottheiten, Aesculap und Hygieia. Selbst bei den Hebräer, bei denen die Gottheit nur als Stimme auftritt, sind doch die Boten der Gottheit, die Cherubim, eine Verschmelzung des Menschen mit verschiedenen Thiergestalten.

Andererseits wieder sehen wir in Märchen und Sagen schuldbeladene Menschen zur Büßung ihrer Schuld in Thiergestalt umherwandeln, bis sie nach längerer oder kürzerer Läuterung wieder ihre Menschengestalt empfangen — eine Seelenwanderung. Hier steht das Thier anscheinend niedriger als in dem ersten Ideenkreise, und doch wieder läßt sich, weil diese Thiergestalt zuletzt zum Glück führt, die Verbindung nicht verkennen, welche zwischen beiden Kreisen stattfindet. Denn auch hier ist das Thier im verzauberten Menschen Verkünder einer schönern Zukunft, der Diener jener bessern Welt, die durch die Schuld des Menschen ihm entschwand und zu der das mit ihm vereinte Thier ihn zurückzuführen strebt.

Wir halten uns im Folgenden besonders an die germanische Welt, werden aber auf einzelne Verbindungen aufmerksam machen, welche mit andern Völkern bestehen und auf eine gewisse Gemeinsamkeit vieler Entwickelungsideen unter den in die Geschichte getretenen Völkern hinweisen. Sollte vielleicht manchem einzelnes, das wir vorführen, zu harmlos erscheinen, so liegt doch in diesem Harmlosen, das unsere Jugend noch heute erfreut, wie es uns selbst in der Kindheit einst erfreute, ein und der andere tiefere Fingerzeig. Es ist schon richtig, die meisten schauen mit vornehmem Lächeln auf den einfachen Ideengang der Väter, der sich in engem Rahmen bewegte, aber einmal geht heute der Drang von allen Seiten wieder auf die Einfachheit zurück und dann ist ein Rückblick in die Zeit des sich erhebenden Menschengeistes heute um so interessanter, als wir, durch manchen Fund begünstigt, mit ganz anderm Auge die Bedeutung jener Tage für unsere Entwickelung zu betrachten im Stande sind als je zuvor.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen" – beginnt es im „Reineke Fuchs" —, und mit ihm klingt es wieder auf Stegen und Wegen, in Garten und Haus durch das ganze deutsche Land und darüber hinaus aus Kindesmund:

Maikäfer, fliege,
Dein Vater ist im Kriege,
Deine Mutter ist im Pommerland —
Pommerland ist abgebrannt.

Die einen singen es vom Pommerland, die andern von Engeland — in Preußen unten vom Herrgottsvögelchen, dem Marienwürmchen, in Süddeutschland vom Himmelsküchelchen, Frauenkuheli, in andern Gegenden vom Kritzekrebs, vom Marienhähnchen, dem Goldkäfer und der Libelle. Wo es nicht der Krieg ist, sind es die großen Menschen, Bauern, Zigeuner, die mit Stangen und Knitteln kommen, die Thierchen todtzuschlagen. Die Kinder möchten sie retten und rufen ihnen zu, davonzufliegen nach der Heimat, wo ihr Haus brenne oder ihre Kinder schreien, oder bitten sie auch wol, daß sie in der Ahne Haus fliegen, in den Marienbrunnen, in den Birnbaum und schöne Aepfel und Birnen oder schöne Sonne bringen.

„Pommerland" ist natürlich ein mythisches Pommeland, ein „Apfelland", die Insel Avalon, die glückliche Insel, auf der die Fee Morgane wohnt, die Ahne eben, im Christenthum Maria, bei der die Helden in ewiger Jugend weilen. Unsern Vätern war dieses Eiland mit ihrer Fortwanderung nach Westen immer weiter gegen Abend fortgerückt und blieb zuletzt am Rhein, in Belgien, haften, ehe es übers Meer nach „Engeland" und noch weiter in die unbekannte See verschwand. Daher erhielt sich denn auch Flandern als Local der Thiersage bis in die neuere Zeit. Dort war der Vorhof zum Himmel, zum Seelenlande, nach welchem das Riesenschiff Manigful die Seelen von Friesland aus führte. Von dort kamen die Thiere wie die Zwerge, von dort brachte der Schwan Herrn Elias gen Cleve. Dort wohnten die zwergischen Nibelungen mit ihrem Schatz, dort war der wunderliche Thierstaat zu finden, von dem es in den Volksliedern heißt:

Da saß die Kuh beim Feuer und spann,
Das Kalb lag in der Wieg' und sang,
Die Katze wusch die Schüsseln.
Die Fledermaus,
Die fegt' das Haus,
Die Schwalben trugen's Müll hinaus.

Aus diesem Wunderland „jenseit Oranien", jenseit der bekannten Westländer überhaupt,

kam die erſte Bearbeitung des Reineke Vos, wie aus ihm, nach den Volksliedern, mit dem Sommer, wenn

Feſtlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde —

die Boten der Göttinnen kamen oder auch des Gottes, der als „der reiche Mann zu Pferde" um Segen angerufen wurde. Sein Pferd aber war wol das „Herrgottspferdchen", der Goldkäfer, die Libelle. Gleich den Zwergen ſpielten auch ſie gern mit den Kindern und dieſe wieder nahmen den innigſten Antheil an ihren bunten Geſpielen.

Dieſe Gemeinſchaft der kleinen Thierwelt zunächſt, der Boten des Sommers, mit den Kindern, knüpft ſich noch enger durch den alten Glauben, daß die Kinder, ehe ſie ins Leben treten, mit den Käfern und Mücken fliegen — noch heute ſprichwörtlich. Auch ſie wohnen als Seelen, ungeboren, im Saal der Göttin, der Frau vom Born, und kommen, gleich den Inſekten, als ihre Boten in die Menſchenwelt, als Mahner an das alte Glück. Mit den Kindern könnte es am eheſten wiederkehren wie in den Märchen mit den Thieren.

Das iſt ein ſchöner Glaube, den unſere Väter feſthielten, in dem ſie troſtreiche Hoffnungen an die Ehe und den aus ihr erwachſenden Kinderſegen knüpften. Wie nahe ſteht dieſer Glaube dem Worte Jeſu: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ſolcher iſt das Himmelreich!"

Kinder und Thiere fahren weiter im Wilden Heer der Frau Holle, der Frau vom Brunnen eben, oft unter ſchöner Muſik. Denn ſie iſt die Königin des Thier- und Kinderſtaats im Weſten, aus dem man ſie als ihre Boten herüberkommend dachte. Und eben als Boten des Glücks, als Diener einer geheimnißvollen Göttin, die im ägyptiſchen Saïs den Käfer als Symbol bei ſich hatte, verehrte man die Thiere. Daß nicht alle überall verehrt, ſondern ſogar hier und da dieſe und jene verfolgt wurden, erklärt ſich leicht.

Wie wir die von den Kindern geliebten Inſekten von Bauern und Zigeunern den Liedern nach verfolgt ſehen, ſo ſtand in den Gauen Aegyptens wie anderwärts ein friedliches Geſchlecht einem kriegeriſchen gegenüber, die beide endlich wol unter Einem Scepter vereinigt wurden, ohne indeß ihrer frühern Gegnerſchaft zu vergeſſen.

Neben den Inſekten waren es beſonders die Zugvögel, welche die Wiederkehr einer ſchönern Zeit, aus einem fernen Lande gleichſam, ſo recht deutlich vors Auge der Menſchen rückten — vor allen der Storch und der Schwan. Und dieſe finden wir denn auch wieder in Verbindung mit den Kindern, die ſie nach dem Volksglauben ins Leben führten. Auch die Zugvögel galten als Boten, als Diener der Göttin des Lebens. In ähnlicher Weiſe treten in Märchen und Sagen Hirſche und Rehe, Haſen, Hunde, Wölfe und Bären auf, welche die Auserwählten geleiten, ſie bei der Erreichung eines hohen Ziels unterſtützen und endlich in das Reich des Friedens führen. In ihnen haben wir alſo Gewalten, die an die Engel des jüdiſch-chriſtlichen Glaubens erinnern.

„Engel" bedeutet nichts weiter als Boten; ein griechiſches Wort, Angeli, das in eigenthümlicher Weiſe mit dem Namen des Volks der Angeln (Sachſen) ſtimmt, welche das von ihnen eroberte Land „England" nannten. Der Name des Volks deutet ſich als „Kinder, Söhne", der Göttin nämlich, die ſie verehrten. Das war aber die ſächſiſche Frau Holle, die Göttin des Tacitus von der Haininſel Alſen — alhs „Hain" —, wo die Angeln, im Angliſchen Buſen, wohnten, ehe ſie im Lande Hadeln jenſeit der Elbe feſten Fuß faßten.

Im nordiſchen Glauben entſprechen dieſen hiſtoriſchen Angeln die Elben, Alfen, die als Mittelweſen zwiſchen den Göttern und den Menſchen erſcheinen und gleichfalls in den Sagen als Führer von Helden auftreten. Die Elfen wie die elbiſchen Thiere ſtehen zwiſchen beiden Welten, halb auf dieſer, halb auf jener Seite. Daher können die elbiſchen Thiere auch ſprechen und menſchliche Geſtalt annehmen.

Hier iſt der Urſprung der Fabel zu ſuchen, die ſich als Bruchſtück der älteſten Thierſage oder beſſer der Religion der Urzeit ergibt. Und hier zeigt ſich auch der Grund, aus welchem die Thiere als jene Boten in die alte Religion hineingewachſen. Sie ſind, vollſtändig ausgeprägt, die Halben. In ihnen ſieht man einmal das Wilde, Räuberiſche, Mörderiſche der rohen Menſchenſtämme, andererſeits, bei geeigneter Bemühung, ſie zu zähmen, große Anhänglichkeit und Treue. Sie ſind mithin Sinnbilder des Uebergangs in ein reineres, höheres Gebiet und ſtehen deshalb im ſpätern Götterglauben am Eingang in die Myſterien, in das Weſen jener Religion, die der Maſſe verborgen blieb. Daher liegen Sphinxe und Widder vor den Gräbern und Tempeln, daher ſitzt der Hahn auf Kirchen und

Häuſern, eben auch als Wächter wie auf dem nordiſchen Asgard, dem Götterſitz; daher ſteht der Cherub vor dem Paradieſe. So finden wir auch in den Märchen vor dem Eingang zum Waſſer des Lebens oder des Gartens mit den goldenen Aepfeln allerlei Thiere, die mehr wiſſen als der Rieſe oder Zwerg, der ſie hütet; daher endlich die Thiergeſtalten auch bei den Geſtirnen, vor dem Thor des Himmels.

Auch in der deutſchen Thierſage, wie ſie ſich in „Reineke Fuchs" zeigt, ſehen wir den Kampf der beiden Lehren, deren eine der Wolf repräſentirt, neben ihm der Bär, der ältere König der Thierwelt, während die andere durch den Fuchs dargeſtellt wird. Die Reineke-Lehre ſiegt zuletzt. Der Wolf, triumphirt Reineke,

— klagt mir nicht mehr. Geblendet iſt er, verwundet,
Und beſchimpft ſein ganzes Geſchlecht. — —
Wenig nützt er künftig der Welt.

Einſt alſo nützte er — könnte man hieraus ziehen, und merkwürdig genug! der raubgierige Wolf tritt als Symbol der alten Friedenslehre auf. Nicht nur in Hochaſien, ſondern auf dem ganzen Wanderwege der Völker bis zum Atlantiſchen Ocean und darüber hinaus, am Oregonfluſſe in Nordamerika ſtand der Wolf in hoher Verehrung.

In Märchen und Sagen von der Mitte Rußlands bis zur Normandie erſcheint der redende, alſo elbiſche Wolf als Helfer der Helden und Götter. Aber er thut es nicht aus freiem Willen, ſondern tritt ihnen anfangs in angeborener Wildheit entgegen. Gebändigt aber, bezwungen, hier durch das Schwert, dort durch milde Worte, erkennt er ſeine Schuld und wird nun der treueſte Helfer zum Heilswerk, wird ſelbſt Held und Segner, Verkünder des Glücks. Der elbiſche Wolf repräſentirt die der Friedenslehre gewonnenen wilden kriegeriſchen Stämme. Er ſteht da als Vertreter der zweiten Periode, in welcher die Friedenslehre in ihren Anhängern nicht mehr zurückweicht, ſondern den Kampf aufnimmt, freilich nicht immer ſiegreich, wie wir aus „Reineke Fuchs" erſehen.

Es liegen ſo die Grundzüge der älteſten Geſchichte der in Bewegung gerathenen Menſchheit in der Thierſage, und ſie wird durch die Heldenſage ergänzt und erläutert, da dieſe denſelben Kampf, nur nicht in den allgemeinen Zügen, ſondern mit ſpeciellem Bezug auf dieſe und jene Ereigniſſe in dem großen Kampfe, auf verſchiedenem Boden erzählt. Ebenſo ſtehen Märchen und Mythen zur Heldenſage. Auch ſie enthalten nur die Grundzüge, welche ihre Deutung aus der Heldenſage empfangen. Alle zuſammen hängen aufs engſte mit dem Glauben der Vorzeit zuſammen — ſie iſt der rothe Faden, der durch Märchen wie Mythen, Thier- wie Heldenſage hindurchgeht.

Die Zigeuner.

Von Wilhelm Girſchner.

III.

Wenn eine Rotte Zigeuner ſich in der Nähe eines Dorfs niederläßt, können die Einwohner ſicher darauf rechnen, daß alles Genießbare und Bewegliche binnen kurzem verſchwindet. Die Abneigung der ſlawiſchen Völkerſchaften gegen die Zigeuner drückt ſich auch lebhaft in den Volkserzählungen und Liedern aus, in denen der Zigeuner ſtets als der böſe Geiſt der Geſchichte, als der Böſewicht im Schauſpiel erſcheint und ohne Gewiſſensbiſſe das gräßliche Gewebe von Verbrechen liefert. Der ſtolze Ungar hält indeſſen die Zigeuner für viel zu gering, um ſie zu unterdrücken, und verachtet ſie wegen ihrer grenzenloſen Nichtswürdigkeit. Doch ſetzen ihre kühnen braunen Frauen und Mädchen in dieſen Ländern, denen hier die brennende Sonne des Südens eine weit dunklere Farbe und das freie Leben ein weit ungezwungeneres Gepräge als in den nördlichern Himmelsſtrichen verliehen, oft durch ihre Schönheit in Staunen, und man begreift nicht, wie ſolche Augen, ſolche Zähne und Geſichtszüge trotz ihrer Schurkerei und ihres moraliſchen und materiellen Schmuzes, in dem ſie leben, ſich haben bilden können. Folgende Geſchichte diene als Beiſpiel, wie die Schönheit der dortigen Zigeunerinnen zuweilen zu vornehmen Verbindungen führt, die ſich jedoch meiſt unglücklich auflöſen und den Beweis liefern, mit wie großer Liebe die Zigeuner an ihrem ungebundenen Wanderleben hängen.

„Ein junger und ſehr reicher Beſitzer im Banat war auf der Jagd vom Wege abgerathen und brachte die Nacht unter einem Zigeunerzelt zu. Hier ſah er ein junges, ſchönes Mädchen mit tiefſchwarzen Augen und dem verführeriſchen Lächeln ihres Stammes. Ihre Aeltern wandten jene Zigeunerliſt an, um die keimende Leidenſchaft ihres Gaſtes noch mehr anzufachen. Er war reich, verliebt, älternlos und ſelbſtändig, und in einer Woche war die Zigeunerin ſeine Frau und nach Verlauf einiger Tage im vollen Beſitz ſeines

ſchönen Schloſſes am Ufer des Temes. In zehn Tagen hatte ſie ein fabelhaftes Glück gemacht. Aus der verräucherten Hütte ihres Vaters war ſie wie durch Zauber in ein ſchönes Beſitzthum übergeſiedelt, umgeben von Luxus, einer Schar von Dienern und einem ihren Wünſchen willfährigen Gemahl. Deſſenungeachtet fühlte ſie ſich unglücklich. Das regelmäßige, ruhige Leben, die Bequemlichkeiten, welche ſie genoß, ſchienen ſie niederzudrücken. Wenn der Gatte ſie nach der Urſache ihrer Bläſſe und ihres veränderten Ausſehens fragte, ſchaute ſie ins Freie und verſuchte zu lächeln. Doch ihr Lächeln war ein bitteres. Ihre einzige Beſchäftigung war, ſtundenlang über die weite Oede hinzuſtarren, welche ſie ſo oft barfüßig, aber freudig in den Tagen ihrer Armuth durchſtreift hatte. So ſaß ſie eines Tags, als ihr ſcharfes Ohr das Geräuſch einer vorüberziehenden Zigeunerbande vernahm. Durch die Bäume erblickte ſie die vorüberziehenden Männer- und Weibergeſtalten, die Eſel und beladenen Karren. Jetzt ſchlug eine fröhliche Stimme den Lieblingsgeſang der Zigeuner an:

Der Wind durchſauſet Puſzt' und Wald,
Der Mond lenkt hoch ſein Steuer;
Darunter macht der Zigan halt
Und kocht ſein Mahl am Feuer.

Frei iſt der Lachs in Fluß und Meer,
Frei iſt der Hirſch auf Hügeln;
Frei iſt der Aar am Himmel mehr:
Noch freier wir von Zügeln.
Hurrah!
Noch freier wir von Zügeln.

Jung' Mädchen, komm' mit mir ins Schloß,
Ich geb' dir güld'ne Ringe
Und ſeid'ne Kleider, Dienertroß
Und and're ſchöne Dinge!

Der Geier will für Draht von Gold
Sein hohes Neſt nicht miſſen;
Das wilde Pferd war nimmer hold
Vergoldeten Gebiſſen.

Nein, frei zu ziehn durch Flur und Feld,
Zu ruhn beim Waldesfeuer;
Die Welt als Haus, den Himmel als Zelt —
Solch Leben iſt uns theuer!
Hurrah!
Solch Leben iſt uns theuer!

„Bei der letzten Strophe ſprang die Lauſcherin durch das offene Fenſter und verſchwand hinter den Bäumen. Als ihr Gatte nach Hauſe zurückkehrte, wollte ſie niemand geſehen noch eine Nachricht über ſie haben. Zwei Tage lang ſuchte er ſie vergebens; als er am Morgen des dritten den entfernten Feuerſchein eines Zigeunerlagers erblickte, ſagte ihm ſein Herz, daß er dem Gegenſtand ſeines Herzens nahe wäre. Durch die Büſche ſchleichend, näherte er ſich unbemerkt ein paar Leuten, welche beim Feuer ſaßen und plauderten. Es waren der Sänger und ſeine Gattin, welche von den läſtigen Stunden in dem glänzenden Elend ihres Schloſſes erzählte. Der junge Mann kehrte gebrochenen Herzens zurück nach ſeinem Hauſe, welches er bald darauf für immer verließ. Im nächſten Jahre brach die ungariſche Revolution aus und er fand, was er ſuchte — einen frühzeitigen Tod vor Temeswar."

Bei den Zigeunern an der Donau finden wir eine Eigenthümlichkeit, die ſich nirgends anderswo bemerkbar macht: eine Art Verfaſſung und Gliederung von Ständen oder Kaſten. Die verſchiedene Lebensweiſe in dieſen gegliederten Ständen führt eine Verſchiedenheit im Charakter und ſelbſt in der äußern Erſcheinung herbei, ohne indeſſen die gemeinſamen zigeuneriſchen Kennzeichen zu verwiſchen. Die dortigen Zigeuner theilen ſich in drei Klaſſen: die Laïeſſi, Vatraſſi und Ratotſi. Die Laïeſſi zerfallen wieder nach ihrer Beſchäftigung in verſchiedene Zünfte. Die Goldwäſcher (Rudari oder Aurari) pflegen wenn auch keinen feſten Wohnſitz, doch Aufenthaltsorte an den goldhaltigen Flüſſen einzunehmen. Die Löffelarbeiter (Lingurary) bilden die zahlreichſte und geſittetſte Zunft, deren Haupterwerb in der Anfertigung von Schnitzwaaren, als Löffel, Spindeln, Tröge u. ſ. w. beſteht, die ſich aber auch nebenbei bereits dem Feldbau hingeben. Die dritte Zunft, die Urſari, führt ein nomadiſirendes Leben, das ſie indeſſen mit ehrlichem Broterwerb vereint. Zu ihr gehören die Muſiker, Tänzer, Wahrſager und Bärenführer und alle diejenigen, welche ſich mit allerlei ſtarken Manneskünſten auf den Meſſen und Jahrmärkten ſehen laſſen. Die Ratraſſi ſind Hausſklaven und verrichten in großen Haushaltungen die niedrigſten Dienſtleiſtungen, werden jedoch auch nicht ſelten Kutſcher, Köche und Kammerdiener. Es ſind meiſt wohlgebaute Geſtalten von einnehmender Geſichtsbildung, beſonders ihre jungen Mädchen, welche mitunter faſt die Anmuth griechiſcher Züge tragen. Die dritte Klaſſe, die Ratotſi, iſt die verworfenſte von allen und leider der Zahl nach nicht unbedeutend. Halb wild und nackt, ohne Erwerb, nur vom Stehlen lebend, ziehen ſie im Lande umher, theils als Nomaden, theils ohne Raſt und Ziel. Hunde

und Katzen, Ratten und Mäuse und allerlei crepirtes Vieh ist ihre Nahrung. Sie leben in Einöden und Wäldern, höchstens, wie in der Ostwalachei, wo rauhe Stürme herrschen, in laubgedeckten Erdhütten, und die, welche nicht nomadisiren, kennen weder Wagen noch Zelte, sondern schlafen auf bloßer Erde oder verbergen sich in Ruinen. Die frechsten und gewandtesten Diebe, welche die Heerden bestehlen und nie rasten, ohne ihrem Viehstand ein Thier einverleibt zu haben, oder sich in die Häuser schleichen und stehlen, was ihnen ansteht, sind sie für diese Länder die Heuschrecken Aegyptens. Die Laïessi und Natotsi zerfallen in Stämme von zwölf bis funfzehn Familien. Jeder Stamm wählt sich einen Häuptling, Baslaï oder Bul-Bassia genannt, und einen Richter. Diese tragen als Zeichen ihrer Würde einen langen Bart, einen langen rothen Mantel, gelbe oder rothe Stiefeln, eine hohe phrygische Mütze aus Lammfell und eine kleine Peitsche mit drei Schnüren, welche Scepter, Wage und Schwert zugleich ist. Sie sind fast immer zu Pferde. Der Richter bildet die erste Instanz, der Bul-Bassia die zweite und der Groß-Armas (der Director der Gefängnisse) die dritte. Von diesem letztern hängen sie alle ab. Die Richter ziehen auch das Kopfgeld für die Regierung von den Zigeunern ein, und wenn über Verbrechen, welche Zigeuner begangen, geurtheilt wird, richten sie in der untern Instanz, werden aber in den höhern Instanzen von den ordentlichen Richtern zugezogen. Auch in Ungarn haben die Zigeunerhorden selbstgewählte Chefs, Wojwoden genannt, welche dasselbe Amtszeichen wie in der Moldau und Walachei tragen und deren sich die österreichische Regierung zuweilen bedient, um das Volk einigermaßen in Ordnung zu halten.

Etwa der vierte Theil von den Zigeunern der Donaufürstenthümer hat sich in Städten und Dörfern niedergelassen. Früher waren die dortigen Zigeuner Leibeigene, zu einem Fünftel Eigenthum des Staats, zu vier Fünfteln Sklaven der Bojaren und Klöster, denen der Staat sie schenkte oder verkaufte. Im Jahre 1844 ist es jedoch dem Fürsten Sturdza, trotz des großen Widerstandes von seiten der Bojaren und der Russen, die dadurch den Nationalwohlstand gefährdet sahen, gelungen, die Staatssklaven und die Leibeigenen der Klöster freizumachen, und im Jahre 1855 hob der Fürst Gregor Alexander Ghika die Sklaverei in den Fürstenthümern gänzlich auf, indem die Eigenthümer durch öffentliche Mittel entschädigt wurden, die meisten jedoch ihren Ansprüchen freiwillig entsagten.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Von der Bedeutung des Tragischen in der Poesie.

Es ist eine vielfach und seit den Zeiten des Alterthums erörterte Frage, woher der Genuß komme, welchen das Tragische in der Kunst, namentlich in der Tragödie, gewährt. Sehen wir im wirklichen Leben, wie ein Mensch durch einen schweren Schlag des Schicksals betroffen wird, so ist dies unstreitig ein schmerzhafter Anblick, den jeder fühlende Mensch zu vermeiden sucht. Wie kommt es nun, daß der Anblick des Tragischen, der uns im wirklichen Leben so sehr zuwider ist, uns im Drama und überhaupt in der Kunst so sehr gefällt?

Betrachten wir, ehe wir diese Frage beantworten, zunächst, wie groß die Bedeutung des Tragischen nicht blos in der dramatischen Poesie, sondern überhaupt in der Kunst ist. Sehen wir auf die bildende Kunst, so zeigt schon die bekannte Darstellung des Laokoon und seiner Söhne, welche sich im heftigsten Todesschmerz vergeblich den Schlangen zu entwinden suchen, uns ein Beispiel der Behandlung eines echt tragischen Stoffs. In der epischen Poesie, in Balladen, Romanzen, auch im Roman sehen wir das tragische Element fast nicht minder stark vertreten als im Drama. Und in der That, wie wäre dies auch anders möglich, da ja fast alle Tragödien, soweit sie nicht rein historisch sind, ihre Fabel aus epischen Gedichten, Balladen, Erzählungen oder, wie bei den alten Griechen, aus Mythen entlehnt haben, die lange schon im Munde des Volks und der epischen Dichter gelebt hatten, ehe man sie auf die Bühne brachte.

Gerade das Vorkommen des tragischen Elements in der epischen Poesie wird uns nun aber am leichtesten erkennen lassen, weshalb die Poesie überhaupt des Tragischen nicht entbehren kann. Soweit die Poesie irgendeine Reihenfolge von Ereignissen schildert, ist es nothwendig, neben dem Guten auch das Böse, neben Glück und Wohlergehen auch Unglück und Misgeschick zu schildern; denn da das wirkliche Leben uns überall neben Glück und Wohlergehen Beispiele von Unglück und Misgeschick aller Art zeigt, würde eine Darstellung, welche dies unbeachtet lassen wollte,

eine durchaus falſche und mit dem wirklichen Leben in keiner Weiſe übereinſtimmende ſein.

Es kommt aber noch hinzu, daß in der Regel Glück und Unglück, Freud' und Leid ſo eng miteinander verbunden ſind, daß ſie ſich nicht ganz trennen laſſen. Mit Recht läßt der Dichter Chamiſſo eine Mutter zu ihrem Kinde in der Wiege ſagen:

Du wirſt, mein liebes Kind, mir auch viel Schmerzen geben,
Doch lebt von Schmerzen die Liebe nicht und nicht von der Liebe das Leben.

Auch wird, wie das Licht durch den Gegenſatz des Schattens und der Dunkelheit gehoben wird, ſo der Eindruck, welchen der Anblick von Glück und Zufriedenheit macht, durch den Contraſt des Unglücks und der Noth gehoben und verſtärkt. So z. B. wird in Goethe's „Hermann und Dorothea" die Schilderung des friedlichen bürgerlichen Wohlbehagens von Hermann und ſeinen Angehörigen und Nachbarn durch den Contraſt mit dem Elend der durchziehenden Flüchtlinge erſt recht lebendig und anſchaulich.

Es gibt endlich auch viele Tugenden des Menſchen, die ſich nur in bedrängten Zeiten, in der Noth, im Unglück zeigen können. Mit Recht ſagt ſchon Horaz: „Quis sine bello Hectora nosset?"

Die Tapferkeit des Achilleus, die kluge Gewandtheit und Standhaftigkeit des Odyſſeus, wie hätte Homer ſie ſchildern können, ohne zugleich die Leiden und Mühen des Kriegs vor Troja und der Heimfahrt der griechiſchen Helden zu beſchreiben!

Iſt nun alſo das tragiſche Element ſchon in der epiſchen Poeſie durchaus nicht zu entbehren, ſo bedarf es keiner weitern Begründung der Zulaſſung dieſes Elements in der dramatiſchen Poeſie.

Bekannt iſt der Ausſpruch des Ariſtoteles: Zweck der Tragödie ſei, durch Mitleid und Furcht die Leidenſchaften zu reinigen.

Wir wollen hier nicht weiter unterſuchen, was Ariſtoteles unter Reinigung der Leidenſchaften verſtanden hat. Unzweifelhaft iſt aber, daß die Tragödie geeignet iſt, Mitleid und Furcht beim Zuſchauer zu erregen; Mitleid und Furcht gehen aber hervor aus der Theilnahme, Mitleid iſt Theilnahme mit dem gegenwärtigen Leiden, Furcht Beſorgniß vor künftigen Leiden. Es würde nun aber ganz falſch ſein, anzunehmen, daß blos die Tragödie Theilnahme für das Geſchick des Helden und den Gang der Handlung erregez dieſelbe Wirkung hat auch die epiſche Dichtung, ja jede gute Erzählung; aber richtig iſt, daß nach der alten Regel:

Segnius irritant animum demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus —

die Darſtellung auf der Bühne weit mehr geeignet iſt, die Theilnahme zu erregen als die epiſche Erzählung.

Man hat zuweilen als Zweck des Tragiſchen im Drama angegeben, es ſolle die Theilnahme und das Mitleid der Zuſchauer erregt und daher deren Gemüth überhaupt für Regungen der Theilnahme und des Mitleids empfänglicher gemacht werden. Dieſe Anſicht wird ſich jedoch jetzt wol ſchwerlich noch behaupten laſſen; denn da man jetzt wol ziemlich allgemein die Anſicht aufgegeben hat, daß die Poeſie überhaupt direct den Zweck habe, die Menſchen zu beſſern oder zu belehren, ſo wird man einen derartigen moraliſchen Zweck der dramatiſchen Dichtkunſt nicht mehr feſthalten können.

Man hat ferner für die Tragödie die Regel aufgeſtellt, daß der Held des Stücks am Schluſſe deſſelben ſterben müſſe. Der Grund dieſer Regel wird darin gefunden, daß die Handlung des Dramas einen gewiſſen Abſchluß haben muß und daß ſich kein beſtimmterer Abſchluß der Handlung als der Tod des Helden denken läßt. Es läßt ſich nun auch nicht beſtreiten, daß die meiſten als claſſiſch anerkannten Tragödien mit dem Tode des Hauptheldeu endigen, keineswegs trifft dies aber bei allen Tragödien zu.

Von den Tragödien des Alterthums wollen wir nur an den „Prometheus" des Aeſchylus und an den „Philoktetes" des Sophokles erinnern, bei welchen beiden vom Tode des Helden nicht die Rede iſt. Von Schiller's Dramen enthält „Wilhelm Tell" gewiß ſo viel tragiſche Elemente als irgendein anderes, ohne doch mit dem Tode des Hauptheldeu zu ſchließen.

Will man daher zwiſchen dem ernſten Drama, welches nicht mit dem Tode des Hauptheldeu ſchließt, und zwiſchen der eigentlichen Tragödie, bei der man dieſe Forderung macht, einen Unterſchied machen, ſo iſt dies jedenfalls ein blos künſtlicher und ziemlich bedeutungsloſer.

Wie verhält es ſich aber mit der Regel, daß der Held der Tragödie ſelbſt ſein Unglück verſchuldet haben müſſe? Dieſe Regel iſt unſers Erachtens nur in ſehr beſchränkter Weiſe richtig.

Würde der Held der Tragödie als ein ganz vollkommen fleckenloſer Menſch geſchildert, ſo würde dieſe Darſtellung unnatürlich ſein, weil kein

Menſch vollkommen iſt. So wie wir aber vom Maler oder Bildhauer verlangen, daß er bei Darſtellung von Menſchen auch in ſeinen idealſten Geſtalten die Verhältniſſe des menſchlichen Körpers naturgemäß, d. h. ſo darſtelle, wie ſie wirklich ſind, ſo muß man auch vom Dichter fordern, daß er bei Darſtellung des Charakters eines Menſchen auch bei ſeinen edelſten Helden der Natur folge, d. h. die Menſchen, wie es der menſchlichen Natur entſpricht, als unvollkommene Weſen darſtellt.

Menſchliche Schwächen und Fehler muß alſo der Held der Tragödie haben, aber hieraus folgt noch keineswegs, daß er gerade durch ſeine Verſchuldung ſeinen Untergang herbeigeführt haben müſſe.

In Bezug auf den Helden des Epos wird niemand dieſe Forderung ſtellen, oder hat etwa in der Ilias der edle Hektor, hat der tapfere Achilleus ſeinen frühen Tod verſchuldet? Hat Odyſſeus durch ſeine Verſchuldung ſeine lange Irrfahrt herbeigeführt? Und wenn wir auf die größten Meiſterwerke der neuern dramatiſchen Dichtung ſehen, ſo ſind z. B. Cordelia und Desdemona, auch Romeo und Julia von Shakſpeare, Götz von Berlichingen, deſſen Gattin und Schweſter von Goethe, Max Piccolomini und Thekla, auch Don Carlos und Poſa von Schiller als durchaus edle, wenn auch nicht als vollkommene und fehlerfreie Charaktere geſchildert; man kann bei einzelnen dieſer Perſonen ſagen, daß ſie nach der Darſtellung des Dichters ohne dieſen oder jenen Fehler ihren Untergang vermieden haben würden, man wird aber niemals ihren Untergang als einen verdienten oder verſchuldeten betrachten können. Es wäre doch z. B. lächerlich, zu ſagen, Shakſpeare's Cordelia, Desdemona, Romeo und Julia hätten ihren Untergang ebenſo verſchuldet wie ſein Richard III. oder Macbeth, Don Carlos oder Poſa und Max Piccolomini in Schiller's Dichtungen hätten ſo gut als ſein Wallenſtein oder der Landvogt Geßler ihren Untergang verſchuldet.

Die poetiſche Gerechtigkeit, welche man allerdings vom Dichter verlangen muß, beſteht nicht darin, daß jedem nur das Geſchick zufalle, welches er verdient hat, daß den Guten nur Gutes, den Böſen nur Unglück treffe, denn eine ſolche Gerechtigkeit iſt in dieſem Leben auf Erden nicht zu finden, ſondern die poetiſche Gerechtigkeit beſteht darin, daß der Dichter nicht das Laſter triumphiren laſſe, und daß, wenn er den Tugendhaften gerade infolge ſeiner Tugend leiden läßt, dies ſo geſchehe, daß dabei der Adel und die Größe der Tugend anerkannt werden, daß uns die Tugend auch da, wo ſie zum Leiden und zum Tode führt, als edel und bewundernswürdig erſcheine. Dieſe Art der poetiſchen Gerechtigkeit hat z. B. Shakſpeare in Bezug auf Cordelia im „Lear", in Bezug auf Desdemona im „Othello" geübt. Indem wir ſehen, wie Regan und Goneril in „Lear", Jago in „Othello" die verdiente Strafe leiden, wird unſer moraliſches Gerechtigkeitsgefühl befriedigt; zugleich ſind die Charaktere der Cordelia und Desdemona ſo ſchön geſchildert, daß ſie zur Bewunderung und Nacheiferung anreizen, trotz des Unglücks, welches beide trifft.

Faſſen wir die poetiſche Gerechtigkeit in dieſer Art auf, ſo werden wir anerkennen müſſen, daß ſie in der epiſchen Poeſie ebenſowol als in der dramatiſchen innegehalten werden muß. Betrachten wir in dieſer Beziehung die Darſtellung der Ilias. Paris hat nach Homer's Auffaſſung durch den Raub der Helena den Krieg verſchuldet. Zu dieſer Verſchuldung kommt noch der Uebermuth der Trojaner, welche die Rückgabe der geraubten Helena verweigern und den bei Gelegenheit des Zweikampfs zwiſchen Paris und Menelaus beſchworenen Vertrag brechen.

Der Dichter zeigt nun poetiſche Gerechtigkeit darin, daß er den endlichen Untergang Trojas und den Tod des Paris vorherverkündigen läßt, daß er alſo der gerechten Sache den Sieg verleiht. Ehe Paris fällt, müſſen freilich Patroklus, Hektor fallen; auch Achilleus ſoll vor dem Paris ſterben, aber Patroklus, Hektor und Achilleus fallen als Helden, beklagt von den Ihrigen und ſelbſt von ihren Feinden bewundert, ja von den Göttern geehrt. Ihr Schickſal wird, obgleich ſie im Kampf erliegen, als ein wenigſtens in gewiſſer Beziehung beneidenswerthes dargeſtellt.

Karl Silberſchlag.

Die Luſtſpiele des Terentius.

„Terenz war ein Sklave": ſo beginnt einer der vortrefflichſten und liebenswürdigſten Aufſätze, die Diderot geſchrieben. Mit Wärme und Begeiſterung lobt er die Komödien des Dichters, die Kunſt ſeiner Charakterſchilderungen, die Feinheit ſeiner Beobachtung, die milde Weisheit, die ſeine Sprüche athmen. Ein gleiches Lob finden wir in Leſſing's „Dramaturgie"; der Ruhm des Terentius als eines weltgebildeten,

geiſtreichen Dichters ſteht feſt; eine neue vortreffliche Ueberſetzung ſeiner Komödien von J. C. Donner, dem rühmlichſt bekannten Ueberſetzer: „Die Luſtſpiele des Publius Terentius“ (zwei Bände, Leipzig u. Heidelberg, Winter'ſche Verlagshandlung, 1864) verdiente darum wol auch in weitern Leſerkreiſen Eingang und Theilnahme zu finden. Nirgends merkt man die Schwerfälligkeit, die meiſt jeder Ueberſetzung anzuhaften pflegt; leicht und glatt fließt der Strom der Rede hin; auch denen, die mit der lateiniſchen Dichtkunſt nicht bekannt ſind, wird ſich der Rhythmus dieſer Verſe ins Ohr ſchmeicheln, ſie werden einen geiſtig anregenden, poetiſchen Genuß empfangen. Die Noten hat der Ueberſetzer, was wir nur billigen können, auf eine geringe Zahl, auf das Nothwendigſte beſchränkt, auf jene Andeutungen, die der Laie zum Verſtändniß dieſer Luſtſpiele eben nicht entbehren kann.

Denn es iſt eine fremde Welt, in die wir treten. Nicht nur die Sitten, Gewohnheiten, Verhältniſſe, die uns gezeigt werden, auch die Form der Darſtellung iſt eine von unſerer Lebensweiſe, unſerer Auffaſſung durchaus verſchiedene. Leſſing macht Voltaire einen Vorwurf daraus, daß er die Pamphila der „Brüder“ die intereſſanteſte Perſon des Stücks genannt; „warum ſie eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte“, ſagt er, „das läßt ſich gar nicht abſehen. Den Griechen und Römern war nicht alles intereſſant, was es den Franzoſen iſt.“ Nur den Franzoſen? Alle Völker des modernen Europa haben im Luſtſpiel ſtets einen Hauptwerth auf die Liebesgeſchichte gelegt. Wollte man das leugnen, müßte man die ſpaniſchen wie die engliſchen Luſtſpiele verwerfen. Die Komödien Shakſpeare's und Calderon's drehen ſich um ein Liebesabenteuer, die Frauen ſind allerdings, wie Voltaire will, ſo durch ihr Thun wie ihr Leiden die intereſſanteſten Perſonen des Stücks. In den ſechs uns erhaltenen Luſtſpielen des Terenz dagegen erſcheinen die Frauen, um deren Liebe und Schickſal es ſich handelt, kaum auf der Bühne, meiſt hört der Zuſchauer ſie nur aus ihrem Hauſe ſchreien. Sie ſind die willenloſe Beute roher Männer, leichtſinniger Jünglinge. Die Schattenſeite der antiken Welt, des gefeierten Athen, tritt nirgends deutlicher hervor als hier. Von jenem ſeeliſchen Verhältniß, jener Zärtlichkeit des Herzens, die wir geneigt ſind, bei jedem Liebespaar vorauszuſetzen, die aus jedem germaniſchen Volkslied uns anklingt, keine Spur. In der ganzen Dichtung des Terenz gibt es kein einziges Liebesgeſpräch, und Terenz bearbeitete nur Komödien des Menander, des feinen, ſüßen, zarten Menander, wie ihn die Gelehrten Alexandrias prieſen! Die untergeordnete Stellung der Frau in Griechenland, ihre Abgeſchloſſenheit in einem beſondern Theil des Hauſes hinderte die Entwickelung des Luſtſpiels, während die unſerm Gefühl nach ironiſche Roheit, die im Grunde das Verhältniß beider Geſchlechter zueinander beherrſchte, zum Aufblühen der Ariſtophaniſchen Poſſe nicht wenig beitrug. Die leichtſinnigen Mädchen der atheniſchen Komödie, die Tänzerinnen, Sängerinnen, Harfenſpielerinnen, ſind auch weit entfernt von dem Ideal einer Aſpaſia und können ſich an Witz, Munterkeit, Anmuth mit keinem Kammermädchen Molière's, keiner Zofe Calderon's vergleichen. Wie widerlich iſt dieſe Bacchis im „Selbſtquäler“, die ihren Geliebten verlaſſen will, wenn er ihr nicht im Augenblick ſo und ſo viel Silberſtücke zahlt! Auch die franzöſiſche Komödie hat ſolche Figuren, aber dort lachen wir über ſie, bei dem römiſchen Dichter verletzt uns die nackte Gemeinheit. Nach dieſer Seite hin iſt der Fortſchritt der modernen Bildung über die antike ein unermeßlicher. Die alte Welt gehörte nur den freien Männern, für die Frauen und die Sklaven war kein Platz darin. Man redet ſo wunderbar viel von der Liebenswürdigkeit der Aſpaſia, der Laïs und Phryne, die Schriften unſers Wieland ſind voll davon; warum tritt in allen Luſtſpielen, die uns vom griechiſchen Theater erhalten ſind, nicht eine Geſtalt auf, die auch nur den Schatten dieſer Liebenswürdigkeit beſäße? Doch wahrſcheinlich darum, weil eine Aſpaſia ſelten war wie der Phönix, nur alle hundert Jahre blühte wie die Aloe, und die Dichter, die, wie Philemon, Menander, Diphilus ſich eng an die Wirklichkeit anſchloſſen, nie eine geſehen. Sie ſchilderten die Tänzerinnen, die ihnen und jedem Athener bekannt waren: es lag nun einmal kein idealer Hauch um dieſe Perſonen. Dieſe griechiſchen Sitten und Lebensformen übertrug Terenz auf die römiſche Bühne. Mommſen wird recht haben, wenn er vermuthet, daß die Aedilen und Prätoren, unter deren Obhut, auf deren Koſten dieſe Spiele aufgeführt wurden, aufs ſtrengſte die Darſtellung des römiſchen Lebens verboten. Alle Handlungen gehen in Athen vor, alle Perſonen ſind Griechen. Kein Römer aus der guten Zeit der Republik würde ſich von ſeinem Sklaven die oft ſo hämiſchen Foppereien, den boshaften Spott haben gefallen laſſen, den z. B. Demea in den „Brüdern“ von dem Sklaven Syrus, Simo im „Mädchen von Andros“ von Davus erträgt. In Athen ſtand der Sklave in einem menſchlichern Verhältniß zu ſeinem Herrn als im Rom der Republik; er war ſein Diener, ſein Vertrauter, zuweilen ſein Freund. Es mochte in Rom wie in Athen vorkommen, daß leichtlebende Söhne die geizigen und mürriſchen Väter betrogen, anführten, beſtahlen: aber auf der Bühne durfte es nicht vor dem Volke gezeigt werden. Die äußere Schicklichkeit, die gravitas, der würdevolle Ernſt, dies Kennzeichen des Römers, mußte bewahrt bleiben. Plautus allein unter den römiſchen Luſtſpieldichtern hat ſich eine und die andere Anſpielung erlaubt und iſt denn auch von der Polizei „verwarnt“ und beſtraft worden. Terenz war in einer noch geringern Lebensſtellung groß geworden als Plautus; er wagte nicht, die Majeſtät des römiſchen Volks anzutaſten. Als Sklave brachte ihn ein Senator aus Afrika; leicht lernte er griechiſch und lateiniſch und kam, wegen ſeiner Bildung hochgehalten, in vornehmere Kreiſe, in das Haus der Scipio-

nen. Es war in der Zeit zwiſchen dem zweiten und dritten Puniſchen Krieg, in den Tagen, wo Roms Augen nach Hellas hinüberſchielten. Ein griechiſch gebildeter Mann war unter den Senatoren und Rittern, die ſich viel um ihre eigene, mühſam erworbene helleniſche Bildung wußten, willkommen; wie etwa die Dichter Molière, Boileau und Racine zu Ludwig XIV. ſtanden, ſo mag der Verkehr zwiſchen Terenz und Scipio Africanus, dem Beſieger Hannibal's, und dem klugen Ritter Lälius gedacht werden. Er war der Liebling dieſer auserleſenen Geſellſchaft. Seine Mitbewerber, die andern Komödiendichter, werfen ihm dieſen ariſtokratiſchen Umgang vor: nicht er, ſeine Freunde verfaßten die Komödien, die er unter ſeinem Namen aufführen ließe, ſie unterſtützten ihn. Eine Beſchuldigung, die Terenz wiederholt in ſeinen Prologen zurückwies und die ſchwerlich eine andere Begründung hat als die, daß er ſeine Komödien zuerſt im Hauſe der Scipionen vorlas. Von den Schickſalen des Terenz, was ihn dazu beſtimmte, ſich der Bühnendichtung zu widmen, wiſſen wir nichts; im Jahre 196 geboren, ſoll er bei einem Schiffbruch im Griechiſchen Meer, 159, umgekommen ſein. Die Erfindung war nicht ſeine Stärke, er bearbeitete eben nur Komödien des Menander; zuweilen ſchmolz er zwei in eine zuſammen. Wenn ſich Plautus die tollern und drolligern Stücke der attiſchen Bühne wählte und eigene Späße, vom römiſchen Markte her, dazu erfand, vermied Terenz das eine ſo ſorgfältig wie das andere. Einmal zugegeben, daß Entführungen, Täuſchungen der Väter, ſelbſt das Ausſetzen der Kinder nach römiſch-griechiſchen Begriffen nicht durchaus verwerfliche Handlungen ſind, bewegt ſich bei ihm alles in den Formen des Anſtands; ſeine Sklavenſpäße ſogar könnten an der Tafel des Scipio geäußert werden. Jede Entführung macht er wie ſein Vorbild Menander durch eine Heirath gut, vorausgeſetzt, daß die Entführte ſich zuletzt als eine atheniſche Bürgerin erweiſt — iſt ſie nur eine Sängerin, mag ſie allein für den Schaden aufkommen. Ihr Schickſal kümmert den Dichter ſo wenig wie ſeine erlauchten Zuhörer. Die Handlung dieſer Komödien iſt dürftig, der Fortgang der Entwickelung für unſere Begriffe zu gedehnt und ereignißlos, die Friſche, die Lebendigkeit fehlt: es ſind Reliefs in Erz oder Stein, keine bunten, farbigen Gemälde. Dennoch beſitzen einzelne dieſer Dichtungen, wie „Die Brüder", „Das Mädchen von Andros", „Phormio", künſtleriſchen Werth und eine große Anziehungskraft. Kaum wird einer, der ſie zu leſen begonnen, ſie unbefriedigt aus der Hand legen. Die vollendete Charakterzeichnung der ſpitzbübiſchen Diener, der alten, bald gutmüthigen, bald mürriſchen Herren, die komiſche Liebesverzweiflung der Jünglinge, die auf den modernen Leſer noch vielfach komiſcher wirken muß als auf den zuſchauenden Römer vor zweitauſend Jahren, feſſelt und reizt. Dazu iſt Terenz reich an lebensklugen Sprüchen, an Rathſchlägen der Weisheit und Mäßigung; ſeine Sentenzen ſind zu Sprichwörtern geworden, die noch jetzt wie das Wort: „Ich bin ein Menſch und nichts Menſchliches acht' ich mir fremd", von Mund zu Mund gehen. Und auch „Poeſie" in unſerm Sinne, der Ausdruck eines leidenſchaftlichen Gefühls gebricht ihm nicht immer; könnte Goethe nicht geſagt haben:

Mir erſcheint der Götter Leben darum nur als ewig, weil
Ihre Freuden ewig dauern. Und ſo ward Unſterblichkeit
Mir auch, wenn ein Hauch des Kummers niemals dieſe
Freude trübt!?

Nicht die Erfindungen, aber die Figuren der ſpaniſchen und franzöſiſchen Komödie ſtammen zum Theil von Terenz. Die Graziosos der Spanier, Molière's und Regnard's Bediente haben in den Sklaven des Terenz ihre Urbilder. Alle ſehen ſich ähnlich; ob ſie Davus, Scapin, Polilla oder Leporello heißen, es ſind ſtets dieſelben ſpitzbübiſchen Geſichter, dieſelben feinriechenden Naſen, dieſelben verſchlagenen Burſche. Die beiden Vormünder in Molière's „Ecole des maris" ſind, der erſten Anlage nach, der mürriſche Demea und der nachgiebige Micio der „Brüder"; in der Ausführung übertrifft der Franzoſe indeß den Römer; es iſt thöricht, daß am Schluß der gallige, trotzige Demea die andern zum Narren haben ſoll. Die Wirkung dieſer Luſtſpiele auf die neuere Komödiendichtung gehört zu den tiefgehendſten und mächtigſten, die das Alterthum überhaupt auf die Kunſt des modernen Europa geübt hat. Weder von Sophokles noch Euripides iſt eine ähnliche Anregung ausgegangen; wir begegnen auf unſerer Bühne keinem Oreſtes, keiner Elektra mehr, aber den liſtigen, ſchalkiſchen Sklaven ſehen wir faſt jeden Abend vor uns auf den Bretern. Das heroiſche, tragiſche Ideal iſt für jedes Zeitalter und jedes Volk ein anderes, das Gemeine aber lebt ewig, unter jeglichem Himmelsſtrich, an jedem Tage iſt es daſſelbe.

Aus dem Leben für das Leben.

Von Agathon Aeber.

Das Geheimniß, im Umgange nicht zu viel zu ſprechen, iſt, daß man, wenn man geredet hat, unmerklich dem andern eine Secunde Zeit laſſe, um auch etwas zu ſagen. Die meiſten thun dies, ohne es zu wiſſen, aber ein Nachſpüren, wie ſie es machen, führt auf obiges Ergebniß.

* *

Die Glücklichen, welche blos ſo unglücklich ſind, daß ſie nicht mehr leben können und ſterben wollen! Aber jene erſt, denen das nicht hinreicht! Denn es geht ja doch — das wäre ihre einzige Genugthuung — die Welt nicht mit ihnen unter!

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

In einem ruſſiſchen Gefängniß.

I.

A. B. — Eines Abends, als wir um das Klavier ſtanden und das reizende ruſſiſche Lied: „Die Poſthauslampe war erloſchen", ſangen, wurden wir durch den Eintritt des Herrn Billet, des Eigenthümers des behaglichſten Hotels in Moskau, unterbrochen. Er brachte mir die Nachricht, daß es ihm gelungen ſei, einen Weg zu finden, das Gefängniß zu beſichtigen, trotzdem es mir der Gouverneur abgeſchlagen. Im Goſtopchinhotel ſei ein engliſches Parlamentsmitglied abgeſtiegen, welchem dieſe Erlaubniß gegeben; ihm dürfe ich mich anſchließen. Als Dolmetſcher wollte Herr Billet, welcher den Engländer von Paris her kannte, wo er früher als Sprachlehrer gelebt, dienen.

In der Frühe des nächſten Morgens brachen wir auf. Es hat einen eigenen Reiz, einen Ort in Augenſchein zu nehmen, welcher nur auf höhern Befehl ſeine verſchloſſenen Thore für uns öffnet. In dieſer Stimmung erwartungsvoller Erregung nahte ich der ſchauerlichen Schwelle, die ein Soldat bewachte. Herr Billet flüſterte ſein ruſſiſches Paßwort und wir traten in einen Hof, den weiße Mauern mit Thürmen und Baſtionen einſchloſſen. In Rußland hat alles großartige Verhältniſſe. Dieſes Gefängniß, welches aus den Zeiten Katharina's herſtammt, iſt ſo groß wie mancher Marktflecken; es umfaßt verſchiedene freie Plätze ſowie einzeln ſtehende Gebäude, Vorrathshäuſer und Holzhöfe — weitläufig, ſchwerfällig, roh, nachläſſig, düſter war der ganze Charakter.

Ein türkiſcher Wahnſinniger iſt in ſeinen Wuthausbrüchen nicht ſo heftig wie ein anderer, weil er Fataliſt iſt; ebenſo ſind ruſſiſche Gefangene aus Gewohnheit des Gehorſams nicht ſo ungeduldig, ſich zu befreien, wie die anderer Völker. Die Soldaten und Schließer gingen ruhig plaudernd auf und nieder.

Mit uns zugleich trat eine Bauernfrau ein, einen großen Topf in der Hand, und erzählte der Wache, daß ſie gekommen ſei, einen Gefangenen Namens Petrowſky zu beſuchen. Auf einen Ruf des Soldaten erſchien aus einem hölzernen Verſchlag ein altes Weib mit zottigen Haaren, die weibliche Aufſeherin der Gefangenen; mit erſchrecklicher Behändigkeit unterſuchte ſie die Taſchen, die Aermel und jede Falte der Kleidungsſtücke der Bäuerin, ob die Arme Feilen, Meſſer oder andere verbotene Dinge darin verborgen hätte. Alles das verrichtete ſie ſchnell und ſchweigend; darauf übergab ſie die Eingetretene mit einem Wort dem Verſchließer, der ſie in das Sprechzimmer geleitete, wo die Gefangenen zu gewiſſen Tagen und Stunden ihre Freunde und Verwandten ſehen können, und glitt dann in ihren Verſchlag zurück.

Einen Augenblick ſpäter kam ein bäueriſch ausſehender gähnender Burſche im rothen Hemd mit einer metallenen Theeurne, welche für einen der vornehmern Gefangenen beſtimmt war, aus einer Holzbude hervor. Das Gefäß wurde ihm ſogleich von einem der Soldaten abgenommen und auf eine Bank geſtellt. Man hob den Deckel ab, unterſuchte den Hahn, die Röhre, in der Erwartung, Briefe darin zu finden. Da nichts Verdächtiges entdeckt wurde, erhielt der Burſche das Gefäß zurück und verſchwand damit im Innern des Gefängniſſes.

Wir wurden nun in das Bureauzimmer des Gouverneurs geführt, und zwar zunächſt in ein ſchmuziges Vorzimmer, in welchem gedruckte Formulare und Gefangenregiſter umherlagen. An einem Tiſche vor dem einzigen Fenſter ſaß ein mürriſcher alter Schreiber in abgetragener Uniform, der unermüdlich mit ſeinem Federkiel arbeitete. Er blickte zu uns empor mit jenem Späherauge, das ſich jede Phyſiognomie, die ihm aufſtößt, für künftige Zwecke einprägt. Der Mann hatte des menſchlichen Leids viel geſehen, allein ſein Herz war zu Leder oder zu Stein geworden, ſodaß er dabei nichts mehr empfand. Herr Billet ergriff ein Regiſter und las uns die Namen einiger Gefangenen, ihre Vergehen und ihre Strafen vor. Plötzlich wurde er roth und ließ das Buch mit der Miene eines ertappten Schulknaben ſinken.

Der Gouverneur ſtand in der Thür, ſein boshaftes kleines Auge auf uns gerichtet. Auch der Schreiber ſchien ſeine Nähe zu fühlen, denn er neigte ſein Haupt und ſchrieb eiliger.

Der Gouverneur war ein ältlicher Offizier, der vermuthlich von der Pike auf gedient hatte. Er trug ein einfaches braunes Amtskleid mit goldenen Epauletten und goldenen Knöpfen. Er beſaß jene kalten bleichen, blaugrauen Augen, welche das Merkzeichen grauſamer Perſonen ſind. Dazu drückten ſeine Züge unverkennbar Argwohn aus, einen Argwohn, der ſich zunächſt gegen uns richtete; ernſt und ſchweigſam winkte er uns, ihm zu folgen. Wäre es auf ihn allein angekommen, er hätte uns ſicherlich als fremde Spione hinausgewieſen.

Als wir den erſten Hofraum durchſchritten, deutete der Gouverneur auf einen Rahmen von Eiſenſtangen in der Höhe von ſechs Fuß, drei Fuß in der Breite. Er ſtand auf einer Plattform von Stein in einem Winkel nahe der Mauer; er war zur Hälfte ein Käfig, zur Hälfte ein Pranger. Der Gouverneur blickte daraufhin wie ein Mann, der ſeinen Gäſten ſein ſchönſtes Porzellan von Sèvres zu betrachten gibt. „In dem Käfig da", ſagte er, „haben wir zur Zeit der großen Katharina den Verbrecher Pugatſchew eingeſperrt, der einen Aufruhr unter den Leibeigenen angeſtiftet und ſich für Peter III. ausgab."

Eine Eigenthümlichkeit jedes ruſſiſchen Hauſes iſt der in ſeinem Hofe aufgebaute Holzhaufen für den Bedarf des Winters. Dieſe Holzmaſſen ſind bei Feuersbrünſten ſehr verderblich. Das von uns beſichtigte Gefängniß hatte ein Viereck von Holzſchichten, das groß genug ſchien, ganz Moskau zu verſorgen; gedachte ich aber, welche Vorräthe an der Eiſenbahn aufgeſchichtet ſtehen, die jährlich 4000 Acker Waldland verzehrt, ſo war dies noch wenig.

Jetzt kamen wir zu der erſten Abtheilung; ein Soldat ging uns voran, öffnete Thür nach Thür längs des Corridors, ſodaß jede Minute eine andere Seite aus dem Buche des Gefangenlebens ſich zeigte. In jedem Gemach waren acht bis zehn, auch wol zwölf Gefangene, welche, als der Schlüſſel ſich drehte, von ihren Betten aufſprangen oder von ihrem Lager mit dummer Neugierde nach uns aufblickten. Die meiſten hatten keine Beſchäftigung; obgleich es Anfang Herbſt war, hatte man die Oefen gefüllt und jene trockene Hitze erzeugt, welche alle ruſſiſchen Wohnungen durchdringt. Kein friſcher Luftzug reinigte dieſe Zellen. Die Männer mit ihren langen Haaren und Schafpelzen glichen wilden Thieren, und dabei ſtarrten ſie uns mit jenen nichtsſagenden, melancholiſchen Blicken an, die ihre Hülfloſigkeit ausſprachen und doch das Mitleid zu erregen keine Kraft beſaßen.

Wohin wir blickten, trafen wir auf Schmuz, Nachläſſigkeit und Unordnung, nirgends aber auf vorbedachte Grauſamkeit. Einmal eingeſchloſſen, kann der Gefangene ſingen, tanzen, ſpringen und Pläne für ſeine Zukunft erſinnen ſo viel er will, das goldene Reich der Träume und der Hoffnung iſt ihm unbenommen.

„Sehr traurig!“ ſagte das Parlamentsmitglied mit ſchwerem Seufzer. „Keine Idee von Aufſicht und Reinlichkeit!“

Sogleich richtete der Gouverneur ſein kaltes graues Auge auf ihn.

„Sie finden uns“, ſagte er, ſich an Herrn Billet wendend, „in ſchlechtem Zuſtande. Sie kommen an einem übelgewählten Tage. Es iſt morgen ein Feſttag und die Gefangenen bereiten ſich alle vor, ihr Dampfbad zu nehmen. Morgen würden Sie alle reinlich gefunden haben.“

In der nächſten Zellenreihe ward ein großer Lärm von Holzträgern erregt, die Schließer riefen die Namen von Gefangenen, welche in das Sprechzimmer gefordert wurden. Mit jeder Minute neues heiſeres Schreien durch den langen gewölbten Gang, ein Lärm, der durch das Auf- und Verſchließen der Thüren noch vermehrt wurde.

Nachdem wir faſt in alle Zellen geblickt, führte uns der Gouverneur in ein erſt kürzlich aufgerichtetes Nebengebäude, in ein für jugendliche Miſſethäter eingerichtetes Schulzimmer. Vielleicht ein Dutzend Knaben mit groben Geſichtern, aber nicht unangenehmem Ausdruck waren hier mit Buchſtabiren beſchäftigt. Sie alle begrüßten den Gouverneur bei ſeinem Eintritt mit der dem Ruſſen angeborenen Höflichkeit und ſchienen über ſeinen Beſuch erfreut zu ſein.

„Dieſer Knabe“, ſagte er, auf einen der weniger anziehenden deutend, „hat eine vortreffliche Stimme; es iſt ein geborenes muſikaliſches Genie; er iſt hier Vorſänger — ſoll er Ihnen etwas ſingen?“

Wir baten darum.

Der Gouverneur gab ein Zeichen und der Geſang begann; aber welch ein Geſang! Er kreiſchte eine Tonleiter von falſchen Tönen, bis ſein Geſicht dunkelroth ward und ſeine Augen aus dem Kopfe zu treten drohten. Der Gouverneur ſchlug den Takt dazu, als ob er ſagen wollte: „Horcht, das bringt unſere Gefängnißordnung hervor!“

Wir gaben dem Knaben ein kleines Geſchenk und verließen ihn ſo ſtolz auf ſeinen Erfolg wie einen Tenor nach ſeinem erſten gelungenen Debut.

Die Kapelle war unſer nächſtes Ziel. Ein ſchönes, domartiges Gebäude, düſter im Innern. Der Dunſt des Weihrauchs hing an ſeinen mit Bildern verzierten Wänden. Da war — ein gefährliches Beiſpiel — Die Befreiung des Petrus aus dem Kerker, Der Mord des Abel und Der reueloſe Sünder am Kreuze. Die Gefangenen ſaßen nicht in Stühlen, ſondern knieten wo ſie wollten. Nichts ſtörte ihre Andacht. Der große Schrein vor dem Altar, geſchmückt mit langen Reihen ſtattlicher Heiligen, ſah für dieſe Kapelle faſt zu prunkvoll aus; allein die griechiſche Kirche gehört dem Staate an und baut ſich aus Gepränge und Ceremonien auf, an welchen Bettler und Zar ſich gleich ſehr betheiligen; ich liebe eine Kirche, welche ſo duldſam iſt.

Von der Kapelle gelangten wir durch einen Gang in die Küche, in der es bunt genug ausſah. Ein Haufen junger Gefangenen lief mit Suppentöpfen und Brotkörben umher, andere reinigten den Boden, andere bereiteten in großen Keſſeln den Quaßtrank. Ein echter Ruſſe kann nicht ohne Quaß leben, ſelbſt nicht im Gefängniß. Das Recept zu dieſem trüben Bier lautet: Ein Eimer Waſſer, zwei Pfund Gerſtenmehl, ein halbes Pfund Salz, 1½ Pfund Honig; dieſe Miſchung wird auf einen mäßig warmen Ofen geſetzt und gerührt. Darauf muß es niederſchlagen und der dünne Theil abgegoſſen werden. Im Lauf einer Woche hat es die Höhe der Vollkommenheit erreicht. Die Küche roch von der mühſamen Bereitung.

„Jetzt“, ſagte der Gouverneur, „wollen wir uns in das adeliche Gefängniß begeben! Es grenzt hier links an die Küche.“

Photochemie.

Die Forſchungen über Licht und Wärme, welche von den Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris angeſtellt werden, feſſeln in eigenthümlicher Weiſe das Intereſſe des Kundigen wie des Laien; die Naturwiſſenſchaften ſind nun einmal die Leiterinnen der Menſchheit auf dem Wege des Fortſchritts geworden.

Man weiß seit Senebier und Ingenhouß, daß die Blätter die Lungen der Pflanzen sind, daß sie unter dem Einfluß des Lichts Sauerstoff ausathmen und Kohlenstoff einathmen, und umgekehrt in der Nacht, genau wie das Thier, Sauerstoff absorbiren und Kohlenstoff ausathmen. Man glaubte, darin das Geheimniß der Lebenskraft entdeckt zu haben; eine Täuschung, die freilich eine genauere Beobachtung zerstören mußte. Neue Experimente, den „lebendigen Funken" zu finden, wurden darumgemacht.

Roscoe, der mit gleichem Interesse wie Bunsen und Kirchhoff die Lichtwirkungen verfolgt, bemerkte, daß bei einer Mischung von gleichen Theilen Chlor und Wasserstoff, den blauen Strahlen des Spectrums ausgesetzt, beide Gase sich durch eine Explosion verbanden, um chlorsaures Wasserstoff zu bilden.

Zum Verständniß sei hier angeführt, daß schon Herschel an den mannichfaltigen Farben, in welche das gläserne Prisma das Licht trennt, sehr abweichende Wärmegrade entdeckte.

1) Die rothe Farbe, worin das Licht am wenigsten gebrochen ist, zeigte den stärksten Wärmegrad.

2) Die violette Farbe hingegen, in welcher das Licht am meisten gebrochen ist, zeigte den geringsten Wärmegrad.

Nach Englefield gaben die Farben des Prisma:

der rothe	Strahl	72°,
der gelbe	=	62°,
der grüne	=	58°,
der blaue	=	56°.

Bunsen und Kirchhoff lösten den alten Streit, ob Licht und Wärme identisch seien, dahin: „Das Licht verwandelt sich, sobald eine undurchsichtige Materie von ihm berührt wird, in Wärme." Die nähere Erforschung der Lichttöne und ihrer verschiedenartigen Wärmegrade leitete zur Kenntniß der Temperatur der Planeten, die von der physischen Constitution der Gestirne und von ihren Entfernungen von der Sonne abhängig ist. So fand man, daß die Temperatur des Mars nicht kälter, die der Venus aber wärmer als die Temperatur der Erde ist. Das weiße Licht ist, nach den Untersuchungen Bunsen's und Kirchhoff's, kein einfarbiges, sondern aus verschiedenen farbigen Lichtstrahlen zusammengesetzt; die farbigen Lichter dagegen enthalten einfaches Licht; die Schwingungen des Aethers lassen sich auf bestimmte Zahlen zurückführen und erzeugen ebensowol die Verschiedenheit in den Tönen, wie sie die Farben des Lichts hervorbringen. Dies alles ließ nach mannichfachen, mühevollen Versuchen das Farbenspectrum finden, vermittels dessen der weiße Lichtstrahl der Sonne in die Lichtfarben, welche der Regenbogen zeigt, zersetzt und die farbigen Lichter durch Prismen dann in weitere Schattirungen zerlegt wurden. Auf die Thatsache hin, daß durch Chlor und Wasserstoff, dem blauen Strahl ausgesetzt, sich chlorsaurer Wasserstoff bildet, haben Roscoe und Bunsen die Construction eines chemischen Photometers begründet.

Die erzeugte Quantität chlorsauern Wasserstoffs soll dazu dienen, den Grad der Wirkung der angewandten Photochemie zu messen. Dieser Lichtmesser ist jedoch unanwendbar, wenn man den Totaleffect der bei uns so wechselvollen Witterung messen will. Das Instrument, das ihn substituiren soll, wird das sensible photographische Papier sein, das man dem Sonnenlicht während bestimmter Intervalle aussetzt.

Dadurch wurde schon constatirt, daß die Isothermen nicht mit gleicher chemischer Intensität mit den Courben zusammenfallen. Cornwinder legte seinerseits der Akademie Untersuchungen über die Nacht- und Tagausathmung der grünen und der buntgefärbten Blätter vor; er hatte gefunden, daß bei den Blättern, wenn die Temperatur nicht hoch ist, die Ausathmung der Kohlensäure in der Nacht auch nur schwach ist. Merkwürdig aber ist es, daß auch während des Tags die Pflanzen in einem dunkeln Zimmer, als ob es wirklich Nacht wäre, Kohlensäure ausathmen. Im Tageslicht, gleichviel, ob mit oder ohne Sonnenlicht, athmen die Knospen und die jungen Keime beständig in wechselnder Quantität Kohlensäure aus. Diese Eigenschaft schwindet mit dem Grad ihrer Entwickelung. Die ausgewachsenen Blätter athmen während des Tags nur Sauerstoff aus, sobald sie in freier Luft stehen und von allen Seiten Licht erhalten.

Die braunen, rothen oder schwarzgefärbten Blätter verhalten sich genau wie die grünen Blätter in Bezug auf die Ausathmung: sie absorbiren die Kohlensäure der Luft am Tage und athmen sie im Freien bei Nacht aus; im dunkeln Zimmer thun sie es auch bei Tage. So ist daher der Irrthum, daß nur die grünen Blätter diese Eigenschaft hätten, vollständig erledigt.

Die Erfahrungen über die aus Blumen und Blättern ausgeathmeten Gase wie die Grade der Wärme, welche die Blüten selbständig entwickeln, werden auf das sorgfältigste beobachtet. Die Blütenknospe einer Pflanze, deren Stamm 10 Fuß hoch, war an der Seite zwischen ältern Wedeln zum Vorschein gekommen. Am 4. März war die Blütenscheide noch fest geschlossen, am nächsten Tage aber hatte sich die elliptisch ausgehöhlte Form der Scheide an einer Seite geöffnet; es hingen an Einem Kolben siebzehn Aehren, die mit vielen männlichen und weiblichen Blüten besetzt waren, heraus. Schon bei der Berührung mit der Hand empfand man die Wärme, welche die Blüte entwickelte; es wurden nun vergleichende Thermometerbeobachtungen angestellt und es ergaben sich folgende Differenzen:

Zeit	Temperatur: der Luft	der Blume
5 Uhr	15°, 3	19°, 3
6 Uhr	14°, 3	17°, 2
7 Uhr	13°, 1	17°, 6
9 Uhr	12°, 7	14°, 8

Dann hörte der Temperaturunterschied auf. Der höchste Grad der Wärmeentwickelung war zu der Zeit,

wo der meiſte Blütenſtaub aus den Antheren fiel; mit der Entleerung nahm die Wärme gleichzeitig ab, womit auch das Abfallen der männlichen Blüten begann.

Berliner Briefe.

V.

Vom Theater. Eine Gemäldeauction.

„Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen“: bis auf die alten, traurig ausſehenden däniſchen Kanonen, die noch immer im Luſtgarten ſtehen, ſind alle Zeichen des Kriegs aus der Stadt entſchwunden. Keine durchmaſchirenden Truppen, keine Gefangenen, keine Verwundeten mehr. Auch die Erregung, die in den erſten Stunden nach der Erſtürmung der Düppeler Schanzen uns alle faſt fieberhaft bewegte, iſt gewichen und hat einer gewiſſen Hoffnungsſeligkeit Platz gemacht. Man glaubt, wie im Felde, würden die Deutſchen auch am Grünen Tiſche Sieger bleiben. Die Drohungen der Engländer haben jede Wirkung verloren, es ſind Kanonenſchüſſe ins Blaue. Bei dieſer Stimmung der Menſchen machen die Theater gute Geſchäfte. Alle Sommertheater, dieſe Schulen der Unſitte, das Verderben der dramatiſchen Kunſt, ſo für die Schauſpieler wie für die Dichter, feierten ihre Eröffnung mit einer — neuen Poſſe, einer neuen Offenbarung des Blödſinns, während die einzig geſunde, poetiſche Poſſe, die das Frühjahr gereift, Dohm's „Trojaniſcher Krieg“, der im Sinn und Geſchmack des Ariſtophanes die politiſchen Zuſtände verſpottet, durch die Theatercenſur von der Darſtellung ausgeſchloſſen wurde. Mit der Poſſe wechſeln „Wohlthätigkeitsvorſtellungen für die Krieger in Schleswig“; dann drückt, wie man ſo zu ſagen pflegt, die Intendantur des Hoftheaters ein Auge zu und geſtattet den zweiten Theatern die Aufführung eines Trauerſpiels. In Sachen der Kunſt ſind wir Deutſche die ärgſten Schutzzöllner auf der Welt; wir erneuern die Privilegien der Buchhändler und der Hoftheater, ſtatt die Geiſtesſchätze unſerer Literatur, ſoviel an uns liegt, auf jede Weiſe bis in die tiefſten Schichten des Volks zu verbreiten.

Der ſtrahlendſte Stern an unſerm Kunſthimmel iſt aber in dieſen Tagen der berühmte Tenoriſt Niemann aus Hannover. Weit hat er den Ruf übertroffen, der ihm vorangegangen. Die meiſten erwarteten eine mächtige Erſcheinung, eine außerordentliche natürliche Begabung, und waren nun überraſcht und hingeriſſen, als ſie damit zugleich ſich ein künſtleriſches Verſtändniß, ein fein durchdachtes Spiel, einen idealen Hauch in ihm verbinden ſahen. In Niemann halten ſich Sänger und Schauſpieler das Gleichgewicht, beide zuſammen machen ihn für gewiſſe Rollen zu einem vollendeten Künſtler. Die Frauenwelt iſt hingeriſſen von ihm, wie es nur je die Männer von Pauline Lucca ſein konnten; nur die Begeiſterung, die vor zwanzig Jahren Liſzt unter den berliner Damen erregte, übertrifft die Schwärmerei, die ſie jetzt dem Sänger darbringen. Nacheinander iſt er als Tanhäuſer, Lohengrin, Cortez und Joſeph in Méhul's muſikaliſchem Drama, einem Ausklang der Gluck'ſchen Opern, mit wachſendem Beifall aufgetreten. Selten wird es einem Sänger gelingen, ſo wechſelvoll und immer vollendet zu erſcheinen. Darf der Betrachter nach dem, was er bisjetzt geſehen, ein Urtheil ausſprechen, ſo möchte er das Weſen Niemann's vor allem in einer königlichen Ruhe und Erhabenheit ſetzen; etwas Ueberirdiſches, Zauberhaftes umſchwebt ihn, ſo im Lohengrin wie im Joſeph; am vollendetſten trägt er im „Tanhäuſer“ die große Erzählung des dritten Actes vor. Dieſe Getragenheit ſcheint mehr aus dem Innerſten ſeines Weſens hervorzuquellen als die leidenſchaftliche Bewegung. Wenn er das Wehen einer myſtiſchen Kraft um ſich fühlt, iſt er am größten. Seine machtvolle, ſtattliche Erſcheinung, in der ſich Prieſterliches und Ritterliches paart, die nicht die reine Antike, ſondern eine Miſchung des antiken und romantiſchen Ideals widerſpiegelt, ein ſtets vortrefflich zur Rolle paſſendes Coſtüm, der Ton ſeiner Stimme, der vorwiegend tief, voll und gebieteriſch klingt, alles vereinigt ſich, um ihn als Lohengrin und Joſeph für die Damen „unwiderſtehlich“ und für die Männer bewundernswerth in ſeiner Kunſt zu machen.

In der Akademie fand vor einigen Tagen eine Bilderauction, ein für Berlin ſeltenes Ereigniß, ſtatt. Die Maler Berlins hatten eine Verſteigerung einiger ihrer Gemälde zum beſten der ſchleswigſchen Kämpfer arrangirt. Einige tauſend Thaler ſind dabei eingekommen. In ſchönem Wetteifer hatten Guſtav Richter, der bekannte Porträtmaler, Ludwig Knaus, der Genremaler, Menzel, der Maler Friedrich's des Großen und ſeiner Tafelrunde, Magnus, Hoguet, Eſchke, Th. Weber und andere dazu beigeſteuert, auch einige Bildhauer eins und das andere ihrer Kunſtwerke eingeſandt. Am theuerſten ging das Damenporträt Richter's fort. In etwas verliert der Krieg durch die Sorge, die für die Verwundeten, für die Invaliden und die Hinterbliebenen der Gefallenen von allen Seiten, von jedem größern oder kleinern Kreiſe, gleichviel, ob Eitelkeit und Prahlſucht ſich in dieſe Wohlthaten miſcht, getragen wird, von ſeinem Schrecken, ſeiner Gräßlichkeit; dennoch kann nicht oft genug wiederholt werden, daß der Krieg der Menſchheit und der vorgeſchrittenen Bildung gegenüber unwürdig, ein Reſt der alten Barbarei iſt. Zum Glück ſind die Sterne und der Ruhm der Eroberer und Schlachtenſieger im Sinken begriffen, mildere Geſtirne ſteigen auf, bald werden die Menſchen Luther, Chriſtoph Columbus, Rafael, Mozart, Goethe hoch über alle Könige und lorbergekrönte Feldherren ſtellen als die einzig wahren Wohlthäter des Menſchengeſchlechts. Hoffen wir darum, daß auch der Krieg in Schleswig bald für immer ein Ende, ein für Deutſchland ruhmreiches Ende nimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 25. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Die Waldblume. Novelle von Theodor König. (Sechstes Kapitel. [Fortsetzung.]) Gisbrecht und achtes Kapitel.) — Das Kaffeekränzel Bluthal. Historische Skizze von Julius Rogge. — Die Zigeuner. Von Wilhelm Wackernagel. IV. — Zur Geschichte des deutschen Dramas. — Was dem Leben sie das Leben. Von Agathon Kober. — Weihtalt: In einem russischen Gefängniß. II. — Deutsche Städte. Bremen. 3. Die übrigen Kirchen. — Blondin und Charles Fox. — Schwarzgeld.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor König.

Sechstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Wol bemerkte Herr Schmidt den im Gesicht des Malers aufsteigenden Unmuth, aber ohne sich davon einschüchtern oder zurückhalten zu lassen, fuhr er mit erhöhter Stimme fort: „Sie sind nicht mehr so jugendlich und im Blitzleben zu erfahren, als daß Sie die Bedenken verkennen sollten, welche sich gegen Ihre ernste Bewerbung um die junge Dame aufstellen lassen. Wählen wir zunächst den materiellen Gesichtspunkt, welcher sich nun einmal dem höchsten Haltes und dem edelsten Idealismus gegenüber immer zur Geltung bringt. Die Gesetze besitzt kein Verbot mögen; nur mit Mühe und vereintestes einer wahrhaft reinlichen Sparsamkeit vermag sie sich im Besitz ihres Guts zu erhalten. Reich geboren, aufgezogen in Fülle und Glanz, hat sie die harten materiellen Sorgen des Lebens um so schmerzlicher empfunden. Noch schmerzlicher und qualvoller aber ist der Gedanke für sie, daß diese Sorgen und Nöthen einst auch das Leben ihres Kindes verbittern könnten. Und nun ziehen Sie daneben Ihre eigene Lebensstellung in Betracht! Das Los eines Künstlers ist unsicher. Selbst wenn er sich die Gegenwart erobert, im Hintergrunde seiner Zukunft stehen die Gespenster des Alters und der Krankheit. — "

„Er sei also ausgeschlossen von Festmahl des Lebens!" fiel Burgdorf mit bittern Lächeln ein. „Er habe sich nie der vorzüglichsten Quelle menschlichen Glücks! Er werde des ehelichen Mannesrechtes beraubt und schlendere als Mönch durch die Welt!"

„Nein! Er habe sein Recht an menschliches Glück nur da geltend zu machen, wo er's thun kann, ohne ein anderes Recht zu durchkreuzen! Verhältnisse beherrschen uns alle. Frei beweget sich der Mensch nur innitten gegebener Schranken. Entsagungen drängen sich selbst dem Glücklichen auf. Und glauben Sie mir, eine wunderbare Entsagung, nachdem sie uns gelungen, kann auch zu einer Quelle menschlichen Glücks werden! Lassen Sie mich nun noch Einen Punkt, den wichtigsten, den entscheidenden, berühren! Sie sagten vorhin, es sei ein gehöriges Naturgesetz in den Persönlichkeiten des Mannes und Weibes, daß ihnen sage, es sie zusammengehören. Wollen Sie in Abrede stehen, daß das Gesetz sich täuschen kann über diese Zusammengehörigkeit? Sie können das nicht hinwegleugnen!

Digitized by Google

Nun gut. Ich füge hinzu, die Natur eines Künſtlers iſt ſo beſchaffen, daß er ſich weit eher als proſaiſche Menſchen über dieſe Zuſammengehörigkeit täuſcht. Phantaſie und äſthetiſche Wallungen vereinigen ſich, ihn zu betäuben, zu berauſchen. Glückliche Ehen unter Künſtlern ſind ſelten. Das iſt eine allgemein anerkannte Wahrheit... Ich ſehe wohl, wie der Ausdruck des Unmuths in Ihren Zügen ſich erhöht. Gleichwol gehe ich noch weiter und ſpreche es unumwunden aus: Auch Sie täuſchen ſich über das Gefühl der Zuſammengehörigkeit! Ihre Leidenſchaft iſt zu plötzlich gekommen und bricht zu ſtürmiſch hervor, als daß ſie auf wirklicher individueller Wahlverwandtſchaft beruhen könnte. Bildung, geiſtiger Geſichtskreis und Lebensanſprüche ſind zu verſchieden zwiſchen Ihnen und der jungen Dame, als daß ſich ein innerer, geheimer Anklang annehmen ließe... Dieſe zarte, beſcheidene Waldblume würde, in das künſtliche Blumenbeet der großen Geſellſchaft verpflanzt, verkümmern und für Sie bald Duft und Schönheit verlieren. Kurz, mein junger Freund, wichtige Lebensverhältniſſe ſowol als perſönliche Gegenſätze ſollten Sie mahnen zur Selbſtüberwindung und zur Entſagung!"

Der Maler ſtand auf. Vielleicht gerade der Umſtand, daß er ſich getroffen fühlte und ſeine Sicherheit verloren hatte, reizte ihn nur noch mehr. Auch der milde, herzliche Ton des Gegners, der ſeine Leidenſchaftlichkeit beſchämte, machte ihn nur noch trotziger und verbitterter. „Berge mit Zirkeln zu meſſen, wäre Thorheit", ſprach er mit erkünſtelter Ruhe. „Eine tiefe, gewaltige Leidenſchaft mit dem Maßſtab praktiſcher Klugheit zu meſſen, ſcheint mir ein ebenſo fruchtloſer Verſuch. Behielte im Kampf der ſich entgegenſtehenden Intereſſen die Klugheit ſtets recht, ſo würde das Leben allen Schwung und allen Duft verlieren... Geradezu unbegreiflich iſt es für mich, wie ein Mann Ihrer Art, der nach ernſten und ſchweren Kämpfen ſein Leben in ein Idyll der zarteſten Romantik verwandelt hat, mir die nüchternſte und erbarmungsloſeſte Proſa als erſten und wichtigſten Lebensunterbau anempfehlen kann. Im übrigen, ſo ſehr ich Ihre zarte und innige Theilnahme für die beiden Damen reſpectire und bewundere, kann ich mich doch eines Zweifels nicht erwehren, ob dieſes perſönliche Gefühl Sie berechtigt, dieſe Damen gegen eine Gefahr zu beſchützen, die doch nur in Ihrem perſönlichen Urtheil, um nicht zu ſagen in Ihrer Einbildung beruht; ganz abgeſehen davon, daß es noch ſehr zweifelhaft iſt, ob der Frau Gräfin, ſelbſt im Fall einer ſolchen Gefahr, eine Einmiſchung in ihre Familienverhältniſſe gerade von Ihrer Seite erwünſcht ſein dürfte... Schließlich geſtatten Sie mir noch die Erklärung, daß ich zwar das verletzende Mistrauen, welches Ihre Mahnung, Ihre Warnung gegen mich enthält, in Rückſicht auf Ihre Offenheit gegen mich und Ihre wohlmeinenden Gefühle gegen die Damen gern verzeihe; daß ich jedoch, wofern dies Mistrauen in eine mich verletzende Handlung umſchlagen ſollte, mich zu mannhafter und energiſcher Abwehr gedrungen fühlen würde... «Man iſt nur zu achten, inſofern man ſelbſt achtet.» Ich glaube, bisher nichts gethan zu haben, was mir Ihre Achtung hätte rauben können. Ich bin weder ein Don Juan noch ein Schwärmer, und beſitze die nöthige Bildung, zarte Dinge zart anzufaſſen... Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn unſere Differenz mit dieſer Erklärung ausgeglichen wäre."

Nach dieſen Worten verbeugte er ſich, griff nach dem Hut und ſchritt zur Thür.

„Noch einen Augenblick! Ich bitte!" rief Herr Schmidt, deſſen Züge die höchſte Aufregung verriethen. „Ich bin kein Mann von Welt, um eine theure, heilige Sache mit ſchönen Phraſen abzumachen! Ich ſage Ihnen, mein Herr, trotz alledem und alledem haben Sie unrecht!... Es kümmert mich nichts, ob ich in den Augen eurer feinen, polirten, glattzüngigen Geſellſchaft als ein Original, ein Sonderling, ein Narr erſcheine! Ich mache keine Anſprüche auf eure «Bildung», euern «Takt» und «feinen Ton»! Es iſt möglich, daß meine Einmiſchung nicht der «guten Sitte» entſpricht. Aber ich habe das Gefühl, daß ich recht handle, indem ich mich einmiſche. Ich habe das Gefühl, daß Ihre mir ſonſt ſehr ſchätzbare Perſon eine verkörperte Gefahr für die beiden Damen iſt. Ich habe mich abgemüht, dieſem Gefühl Worte zu geben, es zu begründen. Ich habe auch mittels einer Art von Erleuchtung recht wohl bemerkt, daß Sie in Ihrer Seele die Gründe und Gefühle des Sonderlings nicht verwerfen konnten... Und nun zum Schluß noch folgende Gegenerklärung: Es wäre mir ein Leichtes, Ihnen noch heute den Zutritt in jenen Familienkreis zu verſchließen. Eine anonyme Warnung würde der Frau Gräfin die Augen öffnen. Doch das hieße die Mutter beunruhigen und die Tochter compromittiren. Meine weitere Einmiſchung wird daher direct gegen Sie gerichtet ſein!... Selbſtverſtändlich verzichte ich auch auf

das Bild, deſſen Annahme aus Ihrer Hand mir nunmehr als ein Verbrechen erſcheinen müßte. Ihre bisherigen Bemühungen zu honoriren wird mein Bankier bei Ihrer Rückkehr ſich zur Aufgabe machen."

„Billigerweiſe müßten Sie es doch auch ſelbſtverſtändlich finden", verſetzte der Maler, „daß ich unter den obwaltenden Umſtänden auf jedes Honorar verzichte. Unſere gegenſeitigen Verbindlichkeiten ſind ja in der bündigſten und nachdrucksvollſten Weiſe gelöſt. . ." So ſchieden ſie.

Siebentes Kapitel.

Nicht allein das, was der Menſch iſt, ſondern auch das, was er thut, will, denkt und empfindet, beruht auf Verhältniſſen und Einflüſſen, die uns oft, ohne daß wir es ahnen, beſtimmen... Ohne die Einmiſchung des Sonderlings wäre die eigenthümliche Neigung des Malers wol nie zu einer Leidenſchaft entzündet worden. Erſt der Reiz des Widerſtandes und Kampfes entflammte ſeine leidenſchaftliche Natur.

Burgsdorf war, wie er geſagt hatte, weder ein Don Juan noch ein Schwärmer. Arm und von niedriger Herkunft, hatte er frühzeitig lernen müſſen, ſich vor einer Ausſchweifung der Gefühle zu hüten, und die Schranken, welche uns das Leben ſetzt, zu reſpectiren. Trotz ſeiner Naturanlage, die zur Leidenſchaftlichkeit neigte, hatte er bisher immer jene Selbſtbeherrſchung geübt, ohne welche man lächerlich oder unglücklich wird. Und unter dieſer Selbſtüberwindung hatte ſelbſt ſeine künſtleriſche, poetiſche Natur nicht gelitten. Echt künſterisch dachte er ſich auch an den Roſen des Lebens die Blattläuſe hinweg.

Diesmal jedoch unterlag er einer Gefühlswallung, welche aus mehr als Einer Empfindung ihre Nahrung zog. Die Erziehungsgrundſätze der Gräfin beurtheilte er als unheilvolles Vorurtheil. In der Einmiſchung des Sonderlings erblickte er Anmaßung, beleidigendes Mistrauen und Selbſtſucht. Selbſt den materiellen Geſichtspunkt des wunderlichen Beſchützers theilte er nicht. Sein Talent nährte ihn reichlich, und körperlich wie geiſtig fühlte er ſich noch als friſche, rüſtige Kraft... Was endlich die „Waldblume" betrifft, ſo kam jetzt zu dem Zauber ihrer Naturfriſche noch der Nimbus eines Opferlammes hinzu, um ſeiner Leidenſchaft einen poetiſchen Hintergrund zu geben.

Gleichwol verkannte er weder die Hemmniſſe, welche ſich ſeiner Neigung entgegenſtellten, noch faßte er raſche, verwegene Plane, wie ſie eine ſtürmiſche Leidenſchaft ſo häufig faßt. Ja während er nach ſeinem Beſuch bei dem Sonderling nach dem Gaſthauſe zurückging, beſchloß er mit bewunderungswürdiger Selbſtbeherrſchung, der Verpflichtung höchſter Zartheit und Vorſicht, die ihm früher von Herrn Schmidt auferlegt worden, nunmehr aus eigenem freien Antrieb nachzukommen und alle Schritte ſorgfältig zu vermeiden, die ihn ſelbſt ſowol als die junge Dame compromittiren könnten. Andererſeits aber war er auch feſt entſchloſſen, ſich weder durch den Sonderling einſchüchtern zu laſſen, noch die Vorurtheile der Gräfin allzu ängſtlich zu ſchonen. „Es wird ſich hierbei nur um Eins handeln", ſprach er bei ſich. „Finde ich, daß ich einige Ausſicht auf Erwiderung meiner Neigung habe — und der Blick, den ich heute von ihr empfing, und der Purpur, welcher dabei ihre Wangen bedeckte, laſſen mich dies faſt hoffen —, dann werde ich alles daranſetzen, mir ein Lebensglück zu ſichern, an welches ich nunmehr glaube... Mutterliebe iſt am Ende mächtiger denn Vorurtheile und Hirngeſpinſte. Wer weiß auch, ob die Gräfin wirklich die Vorurtheile des Sonderlings über die Bedeutung meiner Lebensſtellung theilt? Aber wenn auch — der Wunſch, das Glück ihres Kindes zu begründen, wird ſchließlich den Ausſchlag geben... Ich meinerſeits werde dann ſchon dafür ſorgen, daß die «Waldblume» nicht verkümmere, ſondern Duft und Friſche behalte. Gedeihen doch bei gehöriger Pflege ſelbſt die tropiſchen Pflanzen im nordiſchen Garten. . ."

In dieſer faſt ruhigen Stimmung kehrte Burgsdorf nach dem Gaſthauſe zurück, wo ſeiner eine neue Ueberraſchung wartete. Als er unten in der Gaſtſtube ſein Eſſen beſtellte, näherte ſich ihm ein alter, grauköpfiger Herr, welchen er ſogleich für den Inſpector der Gräfin erkannte, und ſagte: „Mein Herr, ich habe mich eines Auftrags von ſeiten der Frau Gräfin an Sie zu entledigen!"

Burgsdorf warf einen erſtaunten Blick auf das Geſicht des alten Mannes, und die ängſtliche Befangenheit, welche ſich darauf abſpiegelte, ſchien die bange Ahnung, welche ihn durchzuckte, zu beſtätigen. „Darf ich bitten, mich nach meinem Zimmer zu begleiten!" ſprach er haſtig, und ſchritt, von dem Greiſe gefolgt, die Treppe hinauf. Im Zimmer angelangt, nöthigte er den Gaſt zum Niederſetzen, lehnte ſich mit dem Rücken gegen die Fenſterbrüſtung und ſagte mit ſichtbarer Aufregung: „Da ich die Frau Gräfin erſt vor einigen

Stunden verlaſſen habe, ſo muß ich annehmen, daß etwas höchſt Wichtiges vorgefallen, was mir jetzt die Ehre einer Botſchaft verſchafft."

Nach kurzem Zögern verſetzte der Greis: „Mein Herr, indem ich mich meines Auftrags entledige, gehorche ich einem Befehl. Auch bin ich ein alter, ſchlichter Mann, unfähig der Redekunſt und ſeiner Worte. Wenn daher meine Botſchaft etwas Unangenehmes für Sie enthält, ſo haben Sie die Güte, mich weder für Form noch Inhalt verantwortlich zu machen. Die gnädige Frau Gräfin ſagt Ihnen verbindlichen Dank für die künſtleriſchen Bemühungen, denen Sie ſich auf ihren Wunſch ſo bereitwillig unterzogen haben, wünſcht jedoch aus Gründen, welche nur die Frau Gräfin berühren und welche Sie ihr daher gütigſt erlaſſen mögen, die Einſtellung Ihrer Arbeit. Indem ſie ſich durch meine Hand wenigſtens einer Verpflichtung entledigt" — bei dieſen Worten ſchob der Inſpector faſt unbemerkbar eine kleine Rolle Goldſtücke auf den neben ihm ſtehenden Tiſch —, „fühlt ſie recht wohl das Sonderbare und für Sie Anſtößige ihres Benehmens. Da ſie ſich jedoch eine eingehende Erklärung verſagen muß, ſo wendet ſie ſich an Ihre Großmuth mit der Bitte, über eine alte, wunderliche, dem Leben und ſeinen Formen entfremdete Dame nicht allzu ſtreng zu urtheilen."

Nach dieſen Worten athmete der Greis wie erleichtert auf und warf einen forſchenden Blick auf die Züge des Malers.

Burgsdorf ſtarrte düſter zu Boden. Mit den Worten: „Sie haben heute ſchon mit Herrn Schmidt correſpondirt?" gab er einem Verdacht Ausdruck, welcher ihn gleich bei den erſten Worten des Inſpectors durchzuckt hatte.

Der Greis ſchien vergebens nach einer Ideenverbindung zu ſuchen. Nach längerer Pauſe antwortete er: „Im Vorüberreiten habe ich vorhin allerdings einen Brief bei Herrn Schmidt hinterlaſſen. Doch dieſer Brief betraf lediglich geſchäftliche Dinge."

Burgsdorf hatte ſich inzwiſchen auch ſelbſt von der völligen Grundloſigkeit ſeines Verdachts überzeugt; doch ſchien dieſe Ueberzeugung ſeinen Unmuth nur noch geſteigert zu haben. „Aber, mein Herr", rief er nach abermaliger Pauſe, „das Benehmen der Frau Gräfin iſt nicht blos wunderlich, ſondern verletzend für mich! Man beſeitigt mich wie einen läſtigen, unwürdigen Arbeiter und fügt dieſem Schimpf noch die Schmach eines Almoſens hinzu!"

„O nein! Gewiß nicht!" ſagte der Greis in ſanftem, bittendem Ton. „Ich habe kein Recht, ein Urtheil über die Handlungsweiſe der Frau Gräfin zu fällen; auch ſteht mir nicht zu, Motive dafür anzugeben, welche ſie ſelbſt verſchweigt; allein die Verſicherung kann ich Ihnen geben, daß nicht engherzige, rückſichtsloſe Laune ſie zu dieſem Entſchluſſe gebracht, daß ſie derſelbe vielmehr einen ſchweren und bittern Kampf gekoſtet hat... Mein theurer Herr, es gibt Lebensſchickſale und Verhältniſſe, welche — welche — ja, ſehen Sie, ich kann mich nicht ausdrücken... ich darf mich nicht deutlich machen. Es mag ein Vorurtheil ſein, nach welchem die Frau Gräfin in dieſem Falle handelt; aber dies Vorurtheil iſt geweckt, genährt und gefeſtigt worden durch ein Leben voll bitterer Erfahrungen und Leiden!"

„Ich kenne dieſe Erfahrungen und Leiden", ſprach der Maler; „mir iſt ebenſo auch das Vorurtheil bekannt. . ."

„Mein Gott!" rief der Greis voll Erſtaunen.

„Und ich hege die feſte, tiefinnerſte Ueberzeugung, daß aus dieſem Vorurtheil nur Unheil erwachſen wird, Unheil für beide, für Mutter und Tochter!"

„Mein Herr, wie meinen Sie das?" fragte der Inſpector mit dem Ausdruck großer Angſt.

Der Maler achtete der Frage nicht. Er ſchien die Nothwendigkeit, ſich zu faſſen, zu beruhigen, zu fühlen. Er ſchritt haſtig im Zimmer auf und nieder. Darauf fragte er plötzlich, ſtillſtehend vor dem Greiſe: „Ich halte mich für berechtigt zu der Frage: In welcher Weiſe hat die Frau Gräfin meine ſo plötzliche und befremdende Verabſchiedung der Comteſſe gegenüber motivirt?" — Das ehrliche Geſicht des Greiſes erglühte. Eine lange Weile blieb er ſprachlos vor Verlegenheit und Unentſchloſſenheit. Endlich, ſich ein Herz faſſend, ſprach er: „Ja, ſehen Sie, mein Herr, ich müßte eigentlich ſchweigen darüber. Ich bin weder ermächtigt noch berechtigt, zu ſprechen. Allein um Sie zu überzeugen, wie ſchwer dieſer ungewöhnliche Schritt der Frau Gräfin geworden und wie zwingend ihr geheimes Motiv geweſen ſein muß, will ich Ihnen Wort für Wort die zwiſchen der Frau Gräfin, der Comteſſe und mir gepflogene Unterredung berichten. . .

„Sie hatten ſoeben das Schloß verlaſſen, als ich mich zu der Frau Gräfin begab, um ihr eine geſchäftliche Mittheilung zu machen. Es handelte ſich um eine nicht unbedeutende Hypothek, die gekündigt worden. Die Hypothek iſt die letzte von

allen, die auf dem Gute ſtehen. Es war daher nicht leicht, einen Käufer für dieſelbe zu finden; und ich mache kein Geheimniß vor Ihnen daraus, daß dieſe Angelegenheit ſchon ſeit Monaten der Frau Gräfin einige Sorge bereitete. Heute früh nun erhielt ich die erfreuliche Nachricht, daß ein Geſchäftsmann der Hauptſtadt bereit ſei, die in Rede ſtehende Hypothek zu kaufen. Zu meinem großen Erſtaunen empfing die Frau Gräfin dieſe Nachricht mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit. Sie ſchien ſehr gedankenvoll oder zerſtreut zu ſein und warf mehrere male einen ängſtlich forſchenden Blick auf die Comteſſe, welche am Fenſter ſtand und hinausſchaute. «Und was iſt nun noch in dieſer Angelegenheit zu thun?» fragte ſie nach längerer Pauſe. «Wenn mich die gnädige Frau bevollmächtigen wollte», gab ich zur Antwort, «ſo würde ich mich morgen nach der Hauptſtadt begeben. . .»

„«Nein, nein», unterbrach ſie mich haſtig «das muß ich ſelbſt thun! Ja, machen Sie noch heute alles zur Reiſe bereit. Ich ſelbſt werde morgen mit Bianka nach der Hauptſtadt reiſen.» Ich glaubte zu träumen. Dieſer Entſchluß lag ſo ganz außer dem Bereich meiner Faſſungskraft, daß ich an deſſen Wirklichkeit nicht zu glauben vermochte. Während ich noch in höchſter Verwirrung und ſprachlos daſtand, drehte ſich plötzlich die Comteſſe am Fenſter herum und rief mit einem Geſicht ſo roth wie Purpur: «Aber, Mama, der Herr Maler — das Bild!...»

„«Richtig», ſagte die Frau Gräfin nach kurzem Beſinnen, «der Inſpector mag es übernehmen, uns zu entſchuldigen bei ihm. . .»

„«Aber er wird ſich verletzt fühlen», rief die Comteſſe, indem ſie hervortrat und der Frau Gräfin ſich näherte. «Gerade morgen will er das Bild vollenden. . . Es gibt keine Entſchuldigung für eine ſo kränkende Verabſchiedung. . . Ueberhaupt aber klingt dein Entſchluß ſo ſeltſam, ſo unbegreiflich. . .»

„«Mein Kind», unterbrach ſie die Gräfin mit einer Miene, ſo ſtreng und entſchloſſen, wie ſie die Comteſſe wol noch nie an ihr geſehen, «überlaß deiner Mutter die Sorge, zu erwägen und zu entſcheiden, was ſich ihr zu thun geziemt. Wo ernſte Pflichten mit den Geſetzen der Höflichkeit in Widerſtreit gerathen, müſſen die erſtern beſtimmend ſein. . . Geh' und laß mich dem Inſpector die nöthigen und paſſenden Inſtructionen ertheilen!»

„Die Comteſſe ſtand eine lange Weile wie an den Boden gewurzelt. Ihre Züge verriethen einen innern Kampf. Sie wechſelte mehrmals die Farbe. Darauf heftete ſie die großen Augen forſchend auf das Geſicht der Mutter. Der Ausdruck des bittern Schmerzes, welchem ſie dort begegnete, ſchien ſie zu entwaffnen. Sie ſchlug die Augen nieder und verließ das Gemach.

„«Reiten Sie ſogleich dem Herrn Maler nach!» ſagte die Frau Gräfin, ſich erhebend und in ſichtbarer Aufregung; und darauf theilte ſie mir jene Botſchaft mit, welche ich Ihnen faſt wörtlich überbracht habe. Auf meine Frage, ob ich gegen Sie von der Reiſe gar nichts erwähnen ſollte, antwortete ſie raſch: «Nein, kein Wort!... Er wird mich ſo beſſer verſtehen...» Sie ſehen, mein Herr, ich habe mich, um das Verletzende meiner Botſchaft zu mildern, einer Treuloſigkeit gegen die Frau Gräfin ſchuldig gemacht."

„Und haben Sie dieſe Treuloſigkeit ganz aus eigenem Antrieb begangen?" fragte Burgsdorf, indem er dem Greiſe ſich näherte und ihn forſchend betrachtete.

Der alte ehrliche Mann erröthete und zögerte mit der Antwort. „Nein!" ſagte er darauf mit einem Seufzer. „Da ich einmal ſo weit gegangen und Ihr Scharfblick bereits das Rechte getroffen, ſo will ich ganz ohne Rückhalt ſprechen... Als ich das Zimmer der Frau Gräfin verließ, traf ich die Comteſſe, welche mich im Flur erwartete. «Sie werden die Botſchaft an Herrn Burgsdorf in eine Form kleiden, welche ihn nicht verletzt?» fragte ſie, mir die kleine weiße Hand reichend."

„Gut, gut, mein Herr!" rief der Maler mit ſtolzem, triumphirendem Blick, „das wollte ich nur wiſſen! Und nun, da Sie einmal ſo weit gegangen, müſſen Sie noch weiter gehen! Sie müſſen", fuhr er, die Hand des Inſpectors ergreifend, fort, „die Comteſſe zu bewegen ſuchen, daß Sie mir heute Mittag noch einmal ſitzt. Es kann dies in der Wohnung des Gärtners und in deſſen oder Ihrer Anweſenheit geſchehen. Ich muß das Bild vollenden! Nur auf dieſe Weiſe läßt ſich dieſe Angelegenheit ohne meine Demüthigung erledigen!"

„O, mein Herr, wie ſollt' ich das vor der Frau Gräfin verantworten?" verſetzte der Greis. „Seit zwanzig Jahren dien' ich ihr ergeben und treu. . ."

„Und Sie dienen Ihr auch jetzt um ſo treuer, als Sie ſie vor einer großen Unbilligkeit bewahren."

„Und indem ich die Tochter verführe, die Mutter zu täuschen?"

„Für Menschen von starken Vorurtheilen ist eine harmlose Täuschung oft eine Wohlthat", versetzte der Maler ungeduldig. „Oder meinen Sie, daß sich die Frau Gräfin in einer angenehmern Lage befinden würde, wenn ich dies Geld zurückschickte und um einen befriedigendern Grund meiner Entlassung bitten ließe? Hätte ich nicht ein Recht dazu? Ja, dürfte ich dies Geld wol annehmen, ohne als Aequivalent das vollendete Bild dafür geliefert zu haben? Ueberdies aber wird ja durch diese Lösung des Wirrnisses kein ausdrücklicher Befehl der Frau Gräfin übertreten! Sie hat nur erklärt, die Reise nach der Hauptstadt morgen unter allen Umständen antreten zu müssen. Sie hat auch der Comtesse nur die Nothwendigkeit dieser Reise als Grund meiner Verabschiedung angegeben. Finden wir nur einen Ausweg, das Bild zu vollenden, ohne daß die Reise gestört wird . . ."

„Dann sollten wir die Frau Gräfin davon in Kenntniß setzen", fiel der Greis ein.

„Gut!" rief der Maler, indem er nach seinem Hute griff. „Wenn Sie darauf bestehen, so werde ich Sie augenblicklich begleiten!"

Mit Bestürzung vernahm der alte Mann diesen raschen und bestimmten Entschluß, dessen Ausführung die Situation für alle Theile nur peinlicher machen mußte. Er sah sich gleichsam in seinen eigenen Schlingen gefangen. Er begriff, daß er in der That zu weit gegangen war, um noch mit Ehren zurückzutreten. Ueberdies flößte ihm die Entschiedenheit des Malers Zutrauen ein. Und schließlich sagte er sich: Ich werde nichts weiter thun, als die Comtesse von dem Wunsch des Malers in Kenntniß setzen. Willigt sie ein, so hat sie die Verantwortlichkeit zu tragen. Vermöge ihres Standes und ihrer Bildung ist sie befähigter als ich, zu entscheiden, was sich ziemt. Als treuer Diener der Gräfin aber werde ich der Sitzung beiwohnen und wachen.

„Mein Herr", sprach er dann laut, „ich sehe nunmehr ein, daß eine Thorheit in der Regel eine andere im Gefolge hat. Hätte ich mich auf die Botschaft der Frau Gräfin beschränkt, so könnte ich jetzt den Dingen ihren Lauf lassen und meine Hände in Unschuld waschen. Nachdem ich aber einmal geplaudert, muß ich weiter gehen und Ihnen sagen, daß ich von dem zuletzt angedeuteten Schritt nur neue Verwickelungen erwarten kann und daher vorziehe, Ihren Wunsch in Betreff der Vollendung des Bildes der Comtesse mitzutheilen. Sollte sie darauf eingehen, so werde ich mit ihr zwischen drei und vier Uhr, in welcher Zeit die Frau Gräfin ein Mittagsschläfchen zu halten pflegt, in der Wohnung des Gärtners erscheinen. Hierbei muß ich Sie jedoch aufmerksam darauf machen, daß, seitdem die Morgenstunden der Damen durch Sie in Anspruch genommen werden, der übliche Spazierritt Punkt vier Uhr nachmittags stattzufinden pflegt. Sie werden also keine volle Stunde zur Vollendung Ihrer Arbeit gewinnen."

Nach diesen Worten reichte er dem Maler die Hand, schaute ihm mit ernstem, fast traurigem Blick eine lange Weile ins Gesicht, sodaß Burgsdorf unwillkürlich die Augen zu Boden schlug, und verließ mit einem tiefen und schweren Seufzer das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Die junge Gräfin Bianka war siebzehn Jahre alt. Der Charakter ihrer bereits beschriebenen Züge bildete ein eigenthümliches Gemisch von kindlicher Anmuth, Herzensgüte und einer gewissen kühnen Geistesschärfe. Ihr Wesen schien aus zwei sich widersprechenden Bestandtheilen zusammengesetzt: aus gedankenvollem Ernst und heiterm Muthwillen. Den erstern verdankte sie der Erziehung, den zweiten der Natur. Bekämpften sich beide, so siegte fast immer die letztere, sodaß der Reiz eines köstlichen Lächelns vorherrschend in ihren Zügen wurde. Sie war siebzehn Jahre alt geworden, ohne die Welt kennen zu lernen. Der Begriff Welt zerfiel für sie in die Merkmale Reiz und Gefahr. Diese Welt, die wie ein Buch mit sieben Siegeln vor ihr lag und von der sie doch so viel in Büchern gelesen, übte den Reiz des Unbekannten, Geheimnißvollen auf sie aus und erweckte jene Sehnsucht in ihr, welche die Natur stets nach dem Geiste zu empfinden scheint. Die Gefahren, welche nach der Lehre ihrer Mutter an „die Welt" sich knüpften, erhöhten den Reiz nur, anstatt ihn zu schmälern.

Da sie eine gesunde, kräftige Natur war, so schlug diese Sehnsucht nicht um in weiche Empfindelei, in Melancholie. Sie wuchs eben auf wie die Waldblume, zwar in Einsamkeit und dunkel, aber frisch, duftig und farbenhell. Das träumerische Sehnen, das noch keinen Gegenstand gefunden, fand in ihrer Neigung zu Frohsinn und Muthwillen ein entsprechendes Gegengewicht. . . Die Männer, mit denen sie in Berührung kam,

der alte Gärtner, der alte Inſpector und der alte Paſtor des Dorfs, waren ſo gute, harmloſe Menſchen, daß ſie das Urtheil der Mutter über die Männerwelt anfangs mit Erſtaunen anhörte und ſpäter belächelte. Mit großer Vorliebe hegte ſie den Gedanken: Ich wünſchte wol einmal in den Fall zu kommen, daß ich der Mutter beweiſen könnte, wie ſtark und gewappnet ich gegen die Gefahren bin, von denen ſie träumt.

Als Burgsdorf zum erſten male in dem gräflichen Familienzimmer erſchien, war er für Bianka in der That nur der Maler, der ihr durch Anfertigung ihres Bildes eine große Freude bereiten ſollte. Erſt der wachſame, ſtrenge, faſt warnende Blick der Mutter erinnerte ſie an die Gefahr und machte ſie befangen. Nachdem er weggegangen, dachte ſie nach über dieſe Befangenheit, und dabei muſterte ſie unwillkürlich mit den Augen des Geiſtes die Perſon des Malers. Das Reſultat dieſer Muſterung war noch halb dunkel, ſo wie ihr Inneres. Morgen, ſo beſchloß ſie, will ich unbefangen und heiter ſein, ſchon um die Mutter zu beruhigen.

Am nächſten Tage ſahen wir ſie denn auch heiter und unbefangen bis zu dem Augenblick, wo Burgsdorf ſie aufforderte, ihn anzuſehen. In dieſem Augenblick aber erwachte ſie. In dieſem Augenblick fand ihre dunkle Sehnſucht den Gegenſtand. In dieſem Augenblick fühlte ſie, was für das Weib „die Welt" bedeutet.

Dieſer Augenblick, wo die Jungfrau erwacht, iſt nicht allein für ſie der ſchönſte des ganzen Lebens, ſondern bildet auch den Glanz- und Höhepunkt ihrer äußern Schönheit, gleichwie die Blume am ſchönſten in dem Augenblick iſt, wo ſie die Blütenkapſel ſprengt. Dieſer Augenblick entſchied auch über das Gefühl des Malers. Ihre Seelen „ergriffen ſich". . .

Die Scene, die auf den Weggang des Malers folgte und die uns der Inſpector ſo getreulich beſchrieben, beweiſt, daß das Mutterauge ſehr ſcharf und hell geſehen. Die Strenge und Entſchiedenheit der Frau Gräfin waren die Folge davon. Dieſe Strenge jedoch brachte auch eine Gegenwirkung hervor; ſie rief eine erſte Liebe zum Kampf in die Schranken. Zum erſten male in ihrem Leben wagte Bianka, einen Entſchluß ihrer Mutter laut zu kritiſiren und ſogar zu tadeln. Und nicht ſowol die Feſtigkeit der Gräfin als der in ihren Zügen ſo ſcharf ausgedrückte Schmerz brachte das junge Mädchen zum Schweigen.

Die Bitte, die Bianka dann an den Inſpector richtete, bewies, daß, obwol ſie ſich gefügt hatte, ſie das Benehmen der Mutter doch noch nicht billigte. Dieſe Bitte enthielt zugleich einen Proteſt und eine Entſagung. Der warme Händedruck, welchen der Greis empfing, enthielt ein Lebewohl an den Maler.

Sie blickte dem fortreitenden Greiſe mit ſtarrem, trübem Auge nach. Dann ging ſie nach ihrem Zimmer und weinte. Allein dieſe Thränen beſänftigten ſie nicht. Eine Aufregung, welche ihr die Bruſt zu ſprengen drohte und welche ſie doch für alle Schätze der Welt nicht hätte miſſen mögen, beherrſchte ſie. Sie trat ans Fenſter und blickte nach der Tannenallee, ob der Greis, der doch kaum weggeritten war, nicht ſchon zurückkäme. . .

Plötzlich trat die Gräfin ins Zimmer. „Meine Tochter", begann ſie in weichem, traurigem Tone, „ich glaubte dich damit beſchäftigt, deine Kleider und deinen Putz zu muſtern. Wir werden einige Tage in der Hauptſtadt weilen. Du wirſt die große Welt ſehen, nach der du dich ſo oft und ſo ſehr geſehnt haſt."

„Die «Welt» habe ich ja hier ſchon gefunden!" antwortete eine Stimme in Bianka's Bruſt. Laut aber ſagte ſie nach längerm Zögern: „Birgt denn dieſe große Welt für mich jetzt keine Gefahren mehr?"

Die Gräfin ſchien ſehr betroffen von dieſer Frage. Sie näherte ſich der Comteſſe, betrachtete ſie lange mit zärtlichem Blick und ſagte: „Mein Kind, um einer großen Gefahr zu entrinnen, müſſen wir oft einer kleinern entgegengehen. Habe nur Vertrauen zu deiner Mutter! Jetzt aber bitt' ich dich ernſtlich, an die Zurüſtung für unſere Reiſe zu denken!"

Bianka gehorchte, d. h. ſie „dachte" an die Zurüſtung, aber es war ihr dabei zu Muthe, als ob ſie keines Putzes in dieſer Welt mehr bedürfte, als ob ſie Trauerkleider anlegen ſollte für die Ewigkeit. Und nachdem ſich die Gräfin entfernt hatte, kehrte ſie ans Fenſter zurück und ſtarrte mit ängſtlich forſchendem Blick nach der Tannenallee. . .

„Um einer großen Gefahr zu entgehen?" wiederholte ſie grübelnd — „Worin liegt die Gefahr? In dem Gefühl, das mich durchbebt, beherrſcht? Dann ſind dieſe Gefahren des Lebens ja die Würze des Lebens — was ſag' ich? — ſie ſind Wonne, Glück, Seligkeit! . . . O, mein Gott, wie kann ich Vertrauen zur Mutter haben,

wenn ſie mich aus der köſtlichſten, ſeligſten Stunde meines Lebens in den Abgrund bittern, ewigen Schmerzes ſtürzt? Die «böſe Welt!» ſagt die Mutter ſo oft. Wer macht ſie denn böſe? Wer vergiftet mir ſie denn? Guter Gott, ich werde irre an allem, was mir bisher hoch und heilig erſchien!"

Eine Dienerin trat ein und bat ſie, zu Tiſche zu kommen.

Sie ließ ſich entſchuldigen. „Ich fühle mich nicht wohl. Ich könnte jetzt keinen Biſſen genießen. Ich werde ein wenig im Garten auf- und niedergehen. Die freie Luft wird mir wohlthun. . ."

Die Gräfin ließ ihr zurückſagen: „Um vier Uhr möge ſie ſich zum Spazierritt bereit halten."

Bianka ging nach dem Garten hinab und promenirte im Gange, der zum Thore führte, auf und nieder. Ihre Aufregung ſteigerte ſich. „Jetzt muß er es wiſſen!" ſagte ſie bei ſich. „Was wird er ſagen, denken, empfinden? Wird er lächeln über die närriſche Laune der Mutter? Wird er ſich beſchweren über die verletzende Rückſichtsloſigkeit? Oder — oder wird er etwas von dem Leide empfinden, welches ich empfinde?"

Aus ihren großen, dunkeln Augen leuchtete ein eigenthümliches Feuer. Ihre Wangen bedeckten ſich mit Purpur. Ihre Züge nahmen den Ausdruck ſtolzen Sieges an. Sie gedachte des Blicks, welchen er ihr zugeworfen, jenes Glutblicks, der ſie geblendet, berauſcht und zu einem neuen Daſein erweckt hatte. . .

Endlich erſchien der alte Inſpector im Thor. Das junge Mädchen ſchien im Begriff, ihm entgegenzueilen; doch es fühlte ſich wie gelähmt. Es erbleichte und drückte die Hände gegen die Bruſt. . .

Der Greis ſtieg vom Pferde und näherte ſich langſam, mit niedergeſchlagenem Blick, der Comteſſe. „Nein, nicht hier!" ſprach ſie plötzlich, als er ihr nahe war — „Ich will Sie nach Ihrer Wohnung begleiten!" Dort angelangt, ſetzte ſie ſich nieder, ſchöpfte Athem und ſprach: „Lieber, guter Inſpector, nur kein Wörtchen verſchweigen von dem, was er geſagt! Bitte, bitte!" Dabei reichte ſie ihm mit einem flehenden Ausdruck in ihren bleichen Zügen die Hand.

Das Weſen des alten Mannes verrieth Befangenheit und Angſt. Sein altes redliches Herz ſeufzte unter einer Laſt, für die es zu ſchwer war. Das Gefühl ſeiner Pflicht als Diener der Gräfin, ſeine unendliche Zuneigung für die Comteſſe, ſeine Theilnahme für den Maler, die Angſt vor den Folgen eines Schritts, zu welchem er ſich gegen ihn verpflichtet hatte, all dieſe zum Theil widerſtreitenden Gefühle beklemmten ſeine alte treue Bruſt. Rathlos, faſt beſinnungslos unterwarf er ſich zuletzt dem perſönlichen Eindruck Bianka's und erzählte ihr faſt wortgetreu, was zwiſchen ihm und dem Maler verhandelt worden.

Bianka hörte ihn mit ſcheinbarer Ruhe an. Den ſchönen Kopf auf die Bruſt geſenkt, die Augenlider herabgeſchlagen, die Hände gefaltet, regungslos und ſtumm, glich ſie einer ägyptiſchen Statue. Nur ein wiederholter leichter Farbenwechſel, den jedoch der Greis nicht bemerkte, ſtand im Widerſpruch mit dieſer Ruhe, welche ſie auch dann noch längere Zeit beibehielt, nachdem der Inſpector ſeinen Bericht beendigt hatte. . . Endlich erhob ſie ſich raſch und ſagte: „Gut. So mag er das Bild vollenden! Ich werde mich um drei Uhr nach der Wohnung des Gärtners begeben!"

„Alſo doch?" rief der Inſpector mit der Miene des Schreckens — „Sie wollen es wagen?"

„Hat er nicht ſelbſt geſagt, daß dieſe Angelegenheit nur in dieſer Weiſe ohne ſeine Demüthügung zu erledigen iſt?" verſetzte ſie, aufblickend und dem Greiſe feſt ins Geſicht ſchauend. „Ueberdies", fügte ſie nach kurzem Zögern in weichem, traurigem Tone hinzu, „wenn er fort und alles beendet ſein wird, ſoll die Mutter aus meinem Munde den Hergang erfahren. Auch verbürge ich mich dafür, daß dann ihr etwaiger Tadel oder Unwillen mich allein treffen ſoll."

„O nein!" verſetzte der Inſpector, der vor lauter Rührung plötzlich ganz muthig und entſchloſſen geworden war — „dann muß ich bitten, auch mich den gebührenden Antheil daran tragen zu laſſen."

Ein Blick herzlicher Dankbarkeit und ein abermaliger Händedruck belohnten den alten Mann, der ſich nie in ſeinem Leben in einer ähnlichen kritiſchen Lage befunden hatte. Faſt leichtfertig fügte er nach kurzer Pauſe hinzu: „Ich werde jetzt gehen, der Frau Gräfin Bericht zu erſtatten. Es wird das erſte mal, ſolange ich ihr diene, ſein, daß ich ſie hintergehe. Aber es wird ſchon gehen!"

„Es ſoll bei uns beiden das erſte und letzte mal ſein!" ſagte Bianka, indem ſie ſich raſch entfernte.

Eine junge Dame „von Welt" hat, wenn ſie „erwacht", wenn das Gefühl einer erſten Liebe ſie durchbebt, doch ſtets eine Vertheidigungswaffe

bei der Hand. Ihr ist nicht blos gelehrt, sondern sie ist darin geübt worden, vor den Männern auf der Hut zu sein und ihre Gefühle nach dieser Richtung hin zu beherrschen oder wenigstens zu bewachen... Die Waldblume hatte eine solche Waffe nicht. Sie versuchte gar nicht erst, gegen ihr Herz zu kämpfen. Gleich als sie wahrnahm, daß das Gefühl, welches sie durchglühte, bei ihrer Mutter auf Widerstand stieß, sagte sie bei sich: „Ich werde der Mutter gehorchen, werde entsagen, aber ich werde daran sterben"... Das sagt zwar hin und wieder auch ein junges Mädchen der großen Welt in ähnlichem Falle, aber dieses sagt es durchaus nicht mit denselben Gefühlen wie Bianka, nicht mit so tiefer, innerster Ueberzeugung, nicht mit so rückhaltsloser Ergebung... Bianka gab daher auch ihre Zustimmung zu der geheimen Zusammenkunft mit dem Maler ohne alle Hoffnung und Rücksicht auf sich. Sie wollte Burgsdorf vor einer Demüthigung retten. Und dann, fügte sie in Gedanken hinzu, wird ja die Mutter in dem vollendeten Bilde eine schöne Erinnerung an mich haben, wenn ich todt sein werde...

Daher kam es denn auch, daß sie zur festgesetzten Stunde ohne die geringste Aengstlichkeit und ohne Gewissensbisse nach der Wohnung des Gärtners ging. Allerdings empfand sie noch jenes sonderbare Gefühl, welches ihr die Brust zu zersprengen drohte und welches sie doch für alle Schätze der Welt nicht hingegeben hätte. Doch mischte sich weder Furcht noch Besorgniß hinein. Es war die Seligkeit der Liebe, mit dem Weh der Entsagung gemischt, was sie empfand.

Der alte Inspector ging wie ein armer Sünder neben ihr her. „Mein liebes gnädiges Fräulein", sagte er kurz vor der Thür, „Sie sind so bleich. Noch ist es Zeit..."

„Sehen Sie denn nicht", versetzte sie mit eigenthümlichem Lächeln, „daß er am Fenster steht, daß er uns also gesehen haben muß?"

Sie überschritt die Schwelle.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Das stockholmer Blutbad.

Historische Skizze von Julius Hagen.

Am 20. Juli 1397 wurde auf Antrieb der Königin Margarethe von Dänemark zu Kalmar jene verhängnißvolle Urkunde — die Kalmarische Union — unterzeichnet, welche die drei nordischen Reiche: Dänemark, Norwegen und Schweden, für alle Ewigkeit zu Einem großen Reiche verbinden sollte. Aber schon nach Margaretha's Tode am 28. October 1412, während einer Pilgerfahrt ihres schwachen und untüchtigen Nachfolgers Erich's XIII. nach Palästina, sagte sich Schweden von der Union los und wählte au Grund seines alten Wahlrechts nach wilden Parteikämpfen im Jahre 1448 Karl Knudson zu seinem König.

Damals hatte noch kein Diplomat die Theorie des europäischen Gleichgewichts entdeckt und keine auswärtige Macht mischte sich in die Angelegenheiten der drei skandinavischen Reiche. Als im Jahre 1470 König Karl starb, wurde die Regierung in Schweden von einem Reichsverweser weiter geführt. Aber obgleich scheinbar unabhängig und selbständig, war Schweden doch keineswegs glücklich zu nennen, da die Ränke des dänischen Hofs das Land zum Schauplatz immerwährender Spaltungen und Bürgerkriege machten. Inmitten dieser Verwickelungen bestieg Christian II. den dänischen Thron.

Die mangelhafte Erziehung, welche dieser mit den besten geistigen Anlagen begabte Fürst erhalten hatte, trug die Hauptschuld, daß er der Nero des Nordens wurde. Sein Jugendleben ist wenig verschieden von dem, welches während der Regentschaft 1715 — 20 die sogenannten Roués in Frankreich führten. Aus dieser Periode seines Lebens stammt Christian's II. Liebesverhältniß zu der schönen Dyveke, das in seinen Folgen von nicht geringem Einfluß auf die spätern Ereignisse in Schweden war.

Dieses Mädchen war die Tochter einer Hökerin aus Amsterdam, Sigbrit, die in Bergen in Norwegen eine Bier- und Branntweinschenke errichtet hatte. Hier hatte des Prinzen vertrauter Freund und Rathgeber, der Kanzler Walkendorf, das anmuthige Kind kennen gelernt und sie mit dem Prinzen auf einem Balle bekannt gemacht. Von diesem Abend an beherrschten die reizende Dyveke und die schlaue Sigbrit den Prinzen.

Als im Jahre 1513 König Hans starb, folgte ihm Christian in der Regierung und Sigbrit wurde etwas wie sein einflußreichster Minister; in ihrem Palast wurden die Angelegenheiten des Staats berathen; die reichen Einkünfte des Sundzolls entschädigten sie genugsam für die Regierungssorgen.

Während Tetzel in Deutschland Ablaßhandel trieb, war in Dänemark ein päpstlicher Legat, Archimbald, in gleicher Weise thätig. Sein Dol-

metſcher war ein gewiſſer Dietrich Shlaghek, angeblich Doctor des Kanoniſchen Rechts, eigentlich aber ein ehemaliger Barbiergeſelle und, wie ſich bald herausſtellte, ein Verwandter der mächtigen Sigbrit, durch deren Vermittelung der Abenteurer raſch des Königs Vertrauen erlangte. Er ward zu deſſen Beichtvater ernannt und ſtand in Gemeinſchaft mit ſeiner Muhme und deren Bruder, Hermann Hvind, bald an der Spitze aller Geſchäfte. Auch nach dem plötzlichen Tode der Dyveke, 1517, blieb die Gewalt in den Händen dieſer Menſchen.

Auf den Kalmarer Vertrag fußend, erhob auch Chriſtian wie ſeine Vorgänger Anſprüche auf Schwedens Krone und ward hierin von dem Erzbiſchof Erich Trolle in Upſala unterſtützt, da die reichen Beſitzungen, welche die Familie dieſes Prälaten in Dänemark hatte, ihn zum eifrigen Anhänger der Unionspartei machten. Wiederholt hatte es Chriſtian verſucht, die Schweden ſich zu unterwerfen, und als im Jahre 1516 durch den neuen Erzbiſchof Guſtav Trolle, den Sohn des ebengenannten, abermals Unruhen in Schweden ausbrachen, landete 1517 unter Sören Norby die däniſche Flotte an der Küſte des aufſtändiſchen Landes. Die Schweden aber ſchlugen die Flotte zurück, erklärten auf dem Reichstage zu Arboga den Erzbiſchof für abgeſetzt und zerſtörten ſein feſtes Schloß Stäket. Chriſtian unternahm darauf, auf Anrathen Sigbrit's, im nächſten Jahre ſelbſt eine Landung in Schweden. Von Sten Sture geſchlagen, forderte er nun eine perſönliche Unterredung mit dieſem, bei welcher er auch einige Zugeſtändniſſe erlangte, aber „wider Treu und Glauben" den jungen Guſtav Erichſon Waſa, den greiſen Hemming Gadd nebſt vier andern Schweden aus den edelſten Geſchlechtern als Geiſeln auf die Flotte ſchleppen und in Gefangenſchaft nach Dänemark führen ließ. Treulos brach er die eingeleiteten Unterhandlungen ab und verließ Schweden. Kurz nach ſeiner Rückkehr nach Dänemark trat dort auf päpſtliche Anordnung ein geiſtliches Gericht zuſammen, um die Streitigkeiten zwiſchen Guſtav Trolle und dem Reichsverweſer Sten Sture zu unterſuchen. Das Reſultat war, daß letzterer von Leo X. in den Bann gethan und das aufſtändiſche Land mit dem Interdict belegt wurde. Da ſich aber die Schweden an den Bann nicht kehrten und Guſtav Trolle Beiſtand von Chriſtian und Wiedereinſetzung in ſein Amt verlangte, fiel am 5. Januar 1520 das däniſche Heer unter Otto Krumpen in Schweden ein. Am 19. Januar ſtieß Sten Sture auf dem Eiſe des Sees Åſund bei Bogeſund in Weſtgothland auf den Feind. Zum Unglück der Schweden wurde ihr Führer ſchon beim Beginn der Schlacht ſchwer verwundet und mußte aus dem Kampfe hinweggetragen werden. Den Dänen blieb der Sieg, und die Schweden vor ſich hertreibend, rückten ſie nach Upland vor. Als Sten Sture dies erfuhr, raffte er ſeine letzten Kräfte zuſammen, um zur Vertheidigung Stockholms zu eilen, ſtarb aber in ſeinem Schlitten auf dem Eiſe des Mälarſees infolge ſeiner Wunden. Jede Regierung hörte damit in Schweden auf. Mordend und brennend drangen die Dänen im Lande vor und unterwarfen in nicht ſehr langer Zeit ganz Schweden, mit Ausnahme von Stockholm, das von Sten Sture's edler und heldenmüthiger Witwe, Katharine Gyllenſtjerna, vertheidigt wurde. Da erſchien mit Beginn des Frühjahrs Chriſtian mit einer Flotte vor Stockholm, knüpfte abermals Unterhandlungen an und verſprach ſchließlich den Beſiegten, in Schweden nach ſchwediſchem Geſetz und im Sinne der Kalmariſchen Union zu regieren. Ausdrücklich gab er noch die Zuſicherung, daß alles bisher Vorgefallene von ihm vergeben und vergeſſen ſein ſolle.

Katharine ſah jetzt ein, daß ſie Stockholm ſchwerlich noch länger zu halten im Stande ſein werde. Wider den Willen der Bürgerſchaft, nur auf dringendes Anrathen Hemming Gadd's, der jetzt, in der Hoffnung, ſeinem Vaterland Frieden zu verſchaffen, des Königs Sache förderte, ließ ſie dem König die Schlüſſel der Stadt überreichen, der ſeinen Einzug in die Stadt hielt, bald darauf aber Schweden verließ. Im Herbſt deſſelben Jahres kehrte er dahin zurück, ließ ſich am 4. November von dem nunmehr wieder in ſein Amt eingeſetzten Erzbiſchof Guſtav Trolle in der Stadtkirche zu Stockholm krönen, beſtätigte wiederholt die gegebenen Zuſicherungen und nahm das Sacrament darauf. Während er gegen jedermann freundlich und liebenswürdig erſchien, hatte er ſich in ſeinem Innern zu einer blutigen That entſchloſſen; während noch Bälle, Turniere und andere Vergnügungen abwechſelten, berieth er mit ſeinem vertrauten Rathgeber Shlaghek den Plan. Nach des letztern Anſicht konnte Chriſtian's Macht in Schweden nur durch die Vernichtung aller ſeiner hervorragendſten Gegner befeſtigt und erhalten werden. Den Gewiſſensſcrupel des Königs, daß er ihnen Gnade verſprochen habe, beſeitigte Shlaghek durch die Anſicht: nicht als Kö-

nig, als Vorſtrecker des päpſtlichen Bannfluchs ſolle er die Strafe vollziehen laſſen. Hiermit war Chriſtian einverſtanden, und es kam nur noch darauf an, eine geeignete Gelegenheit herbeizuführen, die Großen ins Garn zu locken.

Die Krönungsfeſtlichkeiten hatten bereits zwei Tage gedauert, die fremden Gäſte ſowie Ritter, Adeliche, Geiſtliche, die Bürgermeiſter und einflußreichſten Bürger von Stockholm waren auf das glänzendſte bewirthet und vom König liebreich behandelt worden; niemand hatte auch nur die leiſeſte Ahnung von den bevorſtehenden Ereigniſſen, als am dritten Tage in der Mittagsſtunde plötzlich die Thore der Burg geſchloſſen wurden. In demſelben Augenblick begab ſich der König in den großen Saal des Schloſſes und ließ ſich auf ſeinen Richterſtuhl nieder. Da trat Guſtav Trolle vor ihn, brach in die bitterſten Klagen aus gegen die Ketzer, welche ſein Schloß geſchleift, ihn des Amtes entſetzt und andere Prälaten in Gefangenſchaft gehalten hatten, und bat den König um Schadenerſatz. So hatte es Chriſtian gewollt. Nachdem er die päpſtliche Bannbulle hatte verleſen laſſen, wurden alle geiſtlichen und weltlichen Herren, welche auf dem Reichstage zu Arboga unter der Verpflichtung zur gemeinſchaftlichen Verantwortlichkeit jenen Beſchluß unterzeichnet hatten, der den Erzbiſchof ſeines Amtes verluſtig erklärte, ſo viele ihrer zugegen waren, ergriffen und die Nacht über in Gewahrſam gehalten, um am andern Morgen vor eine vom König berufene Commiſſion geſtellt und von dieſer verhört zu werden. Zum Schluſſe ward ihnen die Frage vorgelegt, ob es nicht Ketzerei ſei, ſich gegen den heiligen römiſchen Stuhl zu verbünden und zu verſchwören; eine Frage, die ſie mit Ja beantworteten. Mit dieſer Antwort hatten ſich die Unglücklichen das Todesurtheil ſelbſt geſprochen; nicht lange und es ward ihnen auch verkündigt. Es war am Morgen des 8. November 1520, als alle Thore der Stadt geſperrt wurden und Trompetengeſchmetter in den Straßen erſchallte; ein Herold eröffnete den überraſchten Einwohnern, daß bei Verluſt des Lebens niemand ſein Haus verlaſſen dürfe und alle Eingänge deſſelben wohlverſchloſſen zu halten habe. Däniſche Soldaten marſchirten durch die plötzlich öden Straßen und beſetzten die wichtigſten Punkte der Stadt; auf dem Marktplatz wurden Geſchütze aufgefahren.

Um 12 Uhr mittags begann das blutige Schauſpiel. Die Thore des Schloſſes öffneten ſich und von Henkern und däniſchen Kriegern begleitet, betraten Schwedens edelſte Männer den Weg zum Richtplatz. Den blutigen Reigen eröffnete die Geiſtlichkeit, voran der würdige Biſchof Matthias von Strengnäs, ein Mann, ohne deſſen Eifer es dem Tyrannen ſicher nicht ſo leicht geworden wäre, Schweden an ſich zu reißen; dann der Biſchof Vincentius von Scara und andere. Ihnen folgten der Adel und die Reichsräthe, darunter Guſtav Waſa's Vater, Erich Johannſen, der vor zwei Jahren als Geiſel mit nach Dänemark geſchleppt worden war. Den Beſchluß machten die drei Bürgermeiſter, dreizehn Rathsherren und viele Bürger von Stockholm. Vergebens baten die Opfer dieſer grauſamen Politik um geiſtlichen Zuſpruch — er ward ihnen verweigert. Da ergriff der Biſchof Vincentius von Scara das Wort, um ſeinen Schickſalsgenoſſen nebſt den trotz des ergangenen Verbots Herbeigeeilten Troſt zuzuſprechen und den Himmel um Rache anzurufen. Das Getöſe der Waffen übertönte ſeine Stimme, und der Befehl Chriſtian's, ſofort mit den Hinrichtungen, welchen er als Zuſchauer beiwohnte, zu beginnen, endigte die Rede des würdigen Prieſters. Wie auf dem Gang nach dem Richtplatz, ſo war er auch wieder der erſte. Eben lag er auf den Knien, das Haupt vor dem geſchwungenen Henkerſchwert gebeugt, als noch ſein Kanzler Olaus Petri und deſſen Bruder Vincentius Petri herbeigeeilt kamen, um Abſchied von ihm zu nehmen; doch zu ſpät; in demſelben Augenblick fiel der tödliche Streich und trennte das Haupt vom Rumpfe. Die beiden Brüder, von Widerwillen und Schrecken ergriffen, brachen in lautes Klagen und Jammern aus; aber kaum hatten die Henker ihre Thränen des Mitleids bemerkt, als auch ſie gepackt und in den Kreis gezogen wurden, und ſicher hätten ſie das Schickſal des Biſchofs getheilt, wäre nicht ein Deutſcher hinzugetreten, der ſie früher in Wittenberg kennen gelernt hatte; er behauptete, ſie ſeien Deutſche und müßten deshalb verſchont bleiben. Dieſem glücklichen Zufall dankten zwei Männer das Leben, die ſich ſpäter durch ihre Theilnahme bei Einführung der Reformation in Schweden unſterblich gemacht haben.

Das einmal begonnene Blutbad dauerte den ganzen Tag fort und die letzten Strahlen der Abendſonne beleuchteten vierundneunzig Opfer. Aber noch nicht genug des Mordens. In der Nacht wurden die Häuſer erbrochen, Greiſe und Kinder im Schlafe erwürgt und das Eigenthum der

Bürger geraubt. Jedermann verbarg ſich ängſtlich in Gruben und Kellern, um wenigſtens das Leben zu retten. Da läßt der König öffentlich Sicherheit und Frieden verkündigen, aber kaum laſſen ſich wieder Menſchen in den Straßen erblicken, ſo fallen die Soldaten über ſie her und ſetzen ihr blutiges Handwerk mit gleich unermüdlichem Eifer wie tags vorher fort.

So wurde drei Tage lang gemordet und geplündert, das Blut von Hunderten rieſelte mit dem in Strömen herabfallenden Regen vermiſcht durch die Straßen; auf dem Markte lagen drei Tage lang die Leichen in drei Haufen geſchichtet, getrennt nach Rang und Stand: Geiſtliche, Adeliche und Bürger, und erſt als der Geruch der verweſenden Körper unerträglich wurde, ließ ſie Chriſtian nach Südermalm ſchaffen, wo ſie, weil Ketzern kein ehrliches Begräbniß gebühre, abends bei Fackelſchein verbrannt wurden.

Noch immer hatte Chriſtian ſeinen Rachedurſt an dem unterjochten Volke nicht geſtillt. Selbſt die Todten ſollten nicht Ruhe haben. Der für ſein Vaterland gefallene Sten Sture wurde aus dem Grabe geriſſen und mit dem Leichnam ſeines ſechsjährigen Knaben verbrannt. Seiner Witwe ließ der König die Wahl, ob ſie erſäuft, verbrannt oder lebendig begraben ſein wolle. Ohnmächtig brach ſie zuſammen und nur der Fürſprache ſeiner Günſtlinge gelang es, ihn milder gegen ſie zu ſtimmen; ſie ward zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt. Die würdige Sigritt Banner, Katharina's Mutter und Großmutter Guſtav's I., wurde in einen Sack geſteckt und ſollte ins Waſſer geworfen werden, als ſie ſich noch durch Verzicht auf ihre reichen Güter das Leben wiedererkaufte. Mit ihrer Tochter, vier Kindern Sten Sture's und vielen andern Frauen aus Schwedens erſten Familien wurde ſie nach Dänemark geführt und anfangs auf Schloß Kallundborg, ſpäter aber, als ſich unter Guſtav I. Schweden erhob, in dem Blauen Thurm zu Kopenhagen gefangen gehalten. Hier endeten Hunger, Durſt und Kälte das Leben der würdigen Matrone.

Erſt zu Anfang des Jahres 1521 kehrte Chriſtian, in Schweden den Weg ſeiner Rückreiſe durch immer neue Grauſamkeiten kennzeichnend, nach Dänemark zurück.

Wie ſehr dieſe Greuelthaten ſelbſt bei den Dänen Widerwillen erregten, beweiſt hinlänglich, daß Sören Norby viele der flüchtigen Schweden auf der däniſchen Flotte aufnahm und vor Verfolgungen ſchützte, und daß Chriſtian's erſter Feldherr, Otto Krumpen, aus Abſcheu ſeinen Dienſt verließ. Beladen mit dem Fluch einer ganzen Nation, der er in kurzer Zeit über ſechshundert Menſchen gemordet, ereilte ihn und ſeinen Rathgeber Slaghek ſchon nach wenigen Jahren die rächende Nemeſis.

Von Gewiſſensbiſſen gefoltert, wandte er ſich an Leo X., der ihm in der Perſon des Legaten Giovanni da Potenzia einen Beichtvater ſchickte. Dieſer, um den König zu beruhigen, wälzte alle Schuld auf Slaghek, der inzwiſchen Biſchof von Lund geworden war, aber nun ebenſo raſch in Ungnade fiel, als er ſich emporgeſchwungen hatte. Auf Chriſtian's Befehl wurde er nach Kopenhagen geſchleppt, dort peinlich verhört und für ſeine unmenſchlichen Rathſchläge als Urheber des ſtockholmer Blutbades vor dem Rathhauſe verbrannt.

Chriſtian, dem ſein eigener Adel wegen ſeiner Tyrannei ſchon nach wenigen Jahren den Gehorſam kündigte, mußte fliehen und ſtarb, nachdem er bei auswärtigen Höfen hülfeſuchend umhergeirrt war, nach ſiebenundzwanzigjähriger Gefangenſchaft.

Was aus der Mutter der Dyveke, Sigbrit, geworden, iſt zweifelhaft. Nach den einen ſoll ſie nach Holland zurückgekehrt ſein und, wie früher, einen Obſthandel betrieben haben; nach andern iſt ſie in Oſtfriesland geſtorben. Noch jetzt iſt den Schweden, in Erinnerung an jene Ereigniſſe, der Name Chriſtian verhaßt, und es wird ſchwer halten, jenes traurige Angedenken an däniſche Herrſchaft aus dem Gedächtniß der Schweden zu verwiſchen.

Die Zigeuner.

Von Wilhelm Girſchner.

IV.

In Ungarn lebt gleichfalls ein nicht unbedeutender Theil der dortigen Zigeuner in Städten und Dörfern. Die Kinder beſuchen die Schulen und gehen in die Kirche. Nicht wenige der anſäſſigen Zigeuner haben ſich auch ſchon ein Vermögen erworben, und man erzählt von einigen Zigeunervätern, die ihren Töchtern eine Mitgift von 6—8000 Gulden geben konnten. In der Wohnung ſolch eines wohlhabenden Zigeuners erwartet den Beſucher ein ſolides, niedliches, mit allerlei modernem Comfort, als Toilettekäſtchen, Fauteuils, Sofa u. dgl. ausgeſtattetes Zimmer und in der Regel eine graziöſe, anſtändig gekei-

dete Hausfrau, welche mit dem liebenswürdigſten Benehmen ihrem Gaſt ein Glas Kaffee ſervirt. Die gewöhnlichen Zigeuner in den Dörfern tragen gleich den Eingeborenen Linnenkittel und einen breitgeränderten Hut, die Füße ſind mit Hagé oder großen Stiefeln bekleidet. In den Städten aber tragen ſie ſich nach deutſcher Sitte und die wohlhabenden unter ihnen erblickt man nicht ſelten in feinen Kaffeehäuſern, mit dem obligaten „Stecher" im Auge, an der goldenen Uhrkette ſpielend und mit vielem Anſtand ſich benehmend.

Weltberühmt ſind die ungariſchen Zigeuner-Muſiker. Der ungariſche Zigeuner iſt die lebende und wandernde Partitur der ungariſchen Nationallieder, dieſer wunderbaren, durch Gefühl und Leidenſchaft hervorgerufenen Melodien, die an kein Geſetz, keine Regel gebunden ſind, deren Urſprung niemand kennt. Mit ihren rhythmiſchen Licenzen, mit allen ihren Wunderlichkeiten und Schnörkeln, mit allen jenen Verzierungen des Zeitmaßes und eigenthümlichen Accenten laſſen ſie ſich nur unvollkommen in der Notenſchrift wiedergeben, und ohne den muſicirenden Zigeuner wären ſie für uns verloren, denn kein anderer als er, der ſie ſich zum geiſtigen Eigenthum machte, vermag ſie ſo rein und vollkommen zu bewahren und ſo ſchön wiederzugeben. Die ungariſchen Volkslieder ſind Beethoven'ſche Symphonien im kleinen. Ein raſtlos unbefriedigter Drang nach Freiheit und Freude bildet ihren Inhalt. Unbefriedigt aus ihren Kämpfen um nationale Größe, Bildung und Freiheit hervorgegangen, drückt dieſe ſtolze, edle und hochherzige Nation in ihren Liedern nur Jeremiasklagen über dem Grabe ihrer Hoffnungen aus. Bald ſind es ſchreiende, ſchmerzhafte Klagetöne mit ſcharf einſchneidendem Rhythmus, bald ein dahinſterbendes klagendes Adagio, und nur ſelten miſchen ſich Töne der Freude und des heitern Gemüths unter dieſen Sturm von Wehmuth und Trauer. Und ſympathiſirt nicht der Zigeuner, ausgeſtoßen und verachtet von der Geſellſchaft unſtet ſein Vaterland ſuchend, mit dieſen Gefühlen, nicht mit den Gefühlen derjenigen Nation, in deren Lande er ſich unter allen europäiſchen Ländern am heimiſchſten fühlt und mit der er jahrhundertelang im engſten Verkehr geſtanden? Die ungariſchen Nationallieder, welche ein Zurückhalten und Beſchleunigen des Zeitmaßes, ein zeitweiliges Tremuliren und andernorts wieder kräftiges und feuriges Anflodern der Töne bezeichnet, ſind überdies ganz für die Vortragsweiſe des Zigeuners, wie wir ſie bereits kennen lernten, geſchaffen. Darum iſt die richtige Begleitung derſelben auch ihm nur eigen. Er begleitet ſie mit der Violine, ſeinem Lieblingsinſtrument, welche durch das Anhalten und Schwellen der Töne, durch die Leichtigkeit, womit auf ihr alle erdenklichen Verzierungen ſich ausführen laſſen, vorzugsweiſe geeignet iſt, dieſe eigenthümlichen Melodien zu verdolmetſchen. Der Moment des Spielens iſt dem Zigeunermuſiker zugleich ein Moment des Schaffens, und in nuancirter und charakteriſtiſcher Umgeſtaltung gibt er die Melodien gleichſam als ſein Eigenthum wieder; eigene Muſikſtücke erfindet er nur ſelten. Schon als Knabe verſucht ſich der Zigeuner auf irgendeinem Inſtrument, ſpielt gehörte Melodien nach oder erfindet Begleitformeln dazu, und durch dieſe frühzeitige, langjährige Uebung, unterſtützt durch ſein angeborenes muſikaliſches Talent, erlangt er jene bewundernswürdige Schärfe und Feinheit des Gehörs, die ihm die Kenntniß der Noten entbehrlich macht. Auch iſt unſer ganzer muſikaliſcher Lehrcurſus für den Zigeuner höchſt überflüſſig, da ihm Technik und Ausdrucksweiſe des Spiels angeboren ſcheint. Ohne geregelten Fingerſatz und mit mangelhafter Bogenführung ſpielt der Zigeuner außer den ungariſchen Melodien die ſchwierigſten Violincompoſitionen, und zwar blos nach dem Gehör. Als Beweis ſeines großen muſikaliſchen Gedächtniſſes diene folgende Thatſache: Ein ungariſcher Muſiker wurde von einem raabſchen Zigeunermuſiker gebeten, ihm eine „Nota", ein langes Potpourri aus der Oper „Il Trovatore", arrangirt für Zigeunerorcheſter, einzuüben. Nach zweimaligem Durchſpielen, welches in der Art ſtattfand, daß, während jener die Violinſtimme aus den Noten vortrug, zu gleicher Zeit der der Noten gänzlich unkundige Zigeuner jede Note, jeden Fingerſatz, jeden Bogenſtrich und jede Nuance mit der größten Genauigkeit wiedergab, erklärte letzterer, daß er die „Nota" bereits im Kopfe hätte, und ſpielte ſofort, zum Erſtaunen ſeines Lehrmeiſters, die ganze Stimme allein. Die Zahl der muſicirenden Zigeuner in Ungarn ſoll nahezu an dreitauſend betragen. Man erblickt ſie gruppenweiſe zur Marktzeit auf den Plätzen der Städte, unter freiem Himmel die Kunſt des Saitenſpiels übend, oder bei Bauernhochzeiten, Kirchweihen und allen Freuden der Ländlichkeit, wo alles unwiderſtehlich gerührt nach ihren Bogenſtrichen tanzt. Es verſtößt nicht, daß

ſie zuweilen faſt in Adamstracht erſcheinen; ſie finden trotzdem immer ein dankbares Publikum. Nach Art der Minneſänger ziehen die ungariſchen Zigeunermuſiker unſtet im Lande umher und man begegnet ihnen häufig auf den Landſtraßen in einem ſchlechten Wagen, gezogen von einem abgetriebenen, abgemagerten Geſpann. Häufig findet ſich der muſicirende Zigeuner in den „Cſarden", jenen einſamen, zumeiſt auf den Puſzten gelegenen Gaſthäuſern ein. Wenn der edle Ungarwein Herz und Sinne der Gäſte berauſcht hat, gewöhnlich Grundbeſitzer aus altungariſchem Adel, dann ertönt es von allen Seiten: „Spiel' auf, Zigeuner!" Dieſer folgt dem Ausruf ſofort, und die durch ſein hinreißendes Spiel in Ekſtaſe verſetzten Zuhörer ermüden nicht, ihm den Bauch der Violine oder des Cymbels mit blanken Gold- und Silbermünzen zu füllen, wodurch das Spiel des Zigeuners erſt recht Geſtaltung, Feuer und Leben erhält. Zuletzt ſingen, tanzen und trinken ſie mit dem Zigeuner gemeinſchaftlich und bei jeder leidenſchaftlichen Stelle des Muſikſtücks erfolgt eine allgemeine ſtürmiſche Umarmung. Wer ein ungariſches Zigeunerſpiel nicht gehört, ſoll keinen Begriff davon haben. In wilder Freiheit und Ungebundenheit wogt es dahin; bald wehklagt die Geige in der Hand des Zigeuners, und in der Applicatur bringt er Töne hervor, ſo rein und hell wie das Schlagen der Nachtigall; bald, vom ſanften zum ſtürmiſchen Spiel plötzlich übergehend, ſcheint die Geige in Trümmer zu gehen und das Friß gleicht dem Zucken der Blitze. Außer den einſam reiſenden Kunſtjüngern gibt es in Ungarn auch gutorganiſirte Zigeunerbanden. Ein vollſtändiges Zigeunerorcheſter beſteht aus drei erſten Violinen, drei Secund-Violinen, zwei Alt-Violinen, einem Cello, einer Baßgeige, einer Clarinette und einem Cymbel. Dieſes letztere Inſtrument iſt nächſt der Violine das urſprünglichſte und gebräuchlichſte der Zigeuner und vertritt gewiſſermaßen die Stelle des Klaviers und der Harfe. Die über einen zwei Fuß langen und anderthalb Fuß breiten Reſonanzboden geſpannten Saiten werden mittels zweier hölzerner Stäbchen in Bewegung geſetzt, wodurch ſich das Cymbel zur Ausführung der rapideſten Paſſagen und mannichfaltigſten Verzierungen eignet. Die erſten Violinen, Clarinette und Cymbel übernehmen die Melodieſtimme, zu der die Zigeuner noch mannichfache Verzierungen hinzufügen, während die übrigen Inſtrumente eine paſſende Begleitung hinzufügen, die in ſcheinbarem Widerſpruch mit der Melodieſtimme zu ſtehen ſcheint und durch rhythmiſchen Kampf Leben und Bewegung in das Tonſtück zaubert.

Unter den Zigeunermuſikern Ungarns hat es zu allen Zeiten namhafte Virtuoſen gegeben. Unter den gegenwärtigen Zigeunermuſikern Ungarns iſt Patikárus Ferko einer der bedeutendſten. Franz Liſzt beſuchte bei ſeinem Aufenthalt in Peſth bei Gelegenheit der graner Domweihe beinahe täglich ſeine Productionen, und als einſt bei einem Liſzt zu Ehren gegebenen Feſte unvermuthet im Nebenzimmer Patikárus' bekannte Geige ertönte, ſprang er wie von einem Dämon bemeiſtert von der Tafel auf, eilte zu einem Pianoforte und übertrug darauf, ſein Spiel in das des Zigeuners miſchend, die ſoeben gehörte ungariſche Melodie, und nach Ausſage aller Anweſenden hat er noch ſelten ſo ergreifend geſpielt.

Sehen wir uns auch nach den Zigeunern in den außereuropäiſchen Ländern um. Wie geſagt, kein Theil der Alten Welt iſt frei von ihnen. Man findet ſie in Scharen in Kairo und den Dörfern am Nil, wo ihnen Palmbäume Obdach bieten; ſie durchſtreifen das Innere von Afrika und plündern die reiſenden Kaufleute aus. Reiſende fanden ſie in Syrien, Sibirien, Arabien und Perſien wieder. Ueberall bieten ſie die gleiche Erſcheinung, überall führen ſie das unſtete Nomadenleben ohne Geſetz und Thätigkeit wie ihre Genoſſen in Europa, zeichnen ſich als Diebe und Gauner aus und üben dieſelben Künſte, als Muſik, Tanz, Gaukelſpiel und Wahrſagekunſt.

Das freieſte und unabhängigſte Leben führen ſie in Syrien, wo ſie Chinganen genannt werden. Hier ſchweifen ſie mit Arabern und andern nomadiſchen Völkern umher. Die Aehnlichkeit ihrer Lebensweiſe mit der der Araber, Turkomanen und Kurden macht, daß ſie dort nicht ſo dem Haß und der Verachtung preisgegeben ſind wie bei uns in Europa. Gleich jenen Völkern leben ſie unter Zelten und ziehen in ganzen Scharen nomadiſirend umher. Die ſyriſchen Zigeuner tragen, wol die natürliche Folge ihres freiern, wildern Lebens, in ihrem Antlitz mit großen ſchwarzen Augen und ſtarker Naſe, in ihren wohlgebauten Gliedern einen ſolchen Ausdruck von Kraft und Wildheit, daß ſie auf jeden einen abſtoßenden Eindruck hervorbringen, der durch Schmuz und Lumpen noch vermehrt wird. Darum nimmt man ſie auch, da ſie, ihrem Ausſehen entſprechend, muthig ſind, gern zu Begleitern der Karavanen, denen ſich dann nicht leicht jemand ungeſtraft

nahen darf. Im Winter begleiten sie auch die Jagdpartien, zu welchem Zweck sie große Hunde mit sich führen, die sie den Arabern und Turkomanen entwenden. Die Männer sind gleich den Orientalen sehr eifersüchtig, die Frauen weniger verworfen als die europäischen Zigeunerinnen. Sie bekennen sich zum Mohammedanismus, haben aber auch hier die Landesreligion nur zum Schein angenommen, sodaß sie nicht einmal die Fasten des Ramadan halten.

In Persien bezeichnet man die Zigeuner mit den Namen Luli und Kauli, letzteres eine verderbte Form für Kabuli, die Einwohner der indischen Provinz, von welcher sie hier einwanderten. Man findet sie auch hier in großer Anzahl, besonders in Kurdistan, und sie haben hier dieselbe Lebensweise, denselben Charakter wie ihre Brüder in Europa, und wandern, sich im Winter in die wärmern Provinzen zurückziehend, von einem Ende des Landes zum andern. In der Provinz Beludschistan, an der südöstlichen Grenze Persiens, findet sich ein den Eingeborenen fremder Menschenstamm, die Luris genannt, welche in ihrer Lebensweise und äußern Erscheinung ganz den Lulis gleichen, ebenso in den östlichen Provinzen die Karaschmar oder Karaschi (d. h. die Schwarzen). Es sind dies höchst wahrscheinlich Zweige ein und desselben, aber zu verschiedenen Zeiten eingewanderten Stammes.

Gehen wir nun zur Geschichte dieser merkwürdigen, über einen großen Theil der Erde verbreiteten, aber überall fremden Nation über. Es ist eine Masse geschichtliches Material über sie vorhanden, und die Literatur über sie ist so alt als ihr erstes Erscheinen in Europa selbst. Aber dennoch ist ihre Herkunft lange Zeit dunkel geblieben, und erst vor zwei Decennien ist es, wie wir bald sehen werden, der Forschung gelungen, hierüber ein größeres Licht zu verbreiten.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Zur Geschichte des deutschen Dramas.

Das deutsche Drama . . . nächst der deutschen Einigkeit gibt es für Deutsche kein kläglicheres Thema als das deutsche Theater. Die Sehnsucht nach der einen wie nach dem andern erfüllt jedes deutsche Herz seit Lessing; vielleicht liegt es in der Bestimmung unsers Volks, daß wir beide nie besitzen, sondern immer nur herbeiwünschen sollen. Aber der Leser erwarte kein Klagelied — es handelt sich um die Blütezeit unserer Dichtung und unsers Theaters.

„Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die classische Zeit des deutschen Dramas" von Josef Bayer (drei Bände, Prag, Mercy, 1863), suchen uns in allgemein verständlicher und anziehender Weise ein Bild jener Zeit und ihrer vorzüglichsten Bühnenschöpfungen zu geben. Der erste Theil behandelt Gottsched und Lessing, der zweite die Sturm- und Drangperiode, mit besonderer Hervorhebung Lenz' und Klinger's, und Goethe; der dritte ist Schiller gewidmet. Bescheiden nennt der Verfasser seine Arbeiten „Essays", aber es sind durch Kenntniß des Gegenstandes wie durch anziehende und lebendige Darstellung ausgezeichnete Essays. Als vorzüglich gelungen bezeichnen wir die Schilderungen von Gottsched und Reinhold Lenz; hier ist die glückliche Mitte zwischen Tadel und Anerkennung getroffen. Daß der Verfasser über Lessing, Goethe und Schiller manches sagen mußte, was andere vor ihm und mit ihm bemerkt, liegt auf der Hand; aber im einzelnen macht sich ein eigenes, richtiges Urtheil geltend. Die Einleitung gibt uns den besten Aufschluß über die Auffassung Bayer's. „Ein durchgehender Zug der deutschen Literatur", sagt er, „ist im 18. Jahrhundert die schmerzlich sehnsuchtsvolle Abkehr von der Gegenwart, die Flucht aus der Wirklichkeit in eine ideale Traumwelt." Im allgemeinen eine wahre Bemerkung, im einzelnen möchte „Minna von Barnhelm", „Clavigo", „Kabale und Liebe", die sich so eng an eine bestimmte Wirklichkeit, an nahe liegende Zeitereignisse anschließen, dagegensprechen. Die Beschäftigung mit der Bühne ist seit Gottsched bei uns Deutschen nicht aus dem Volke, aus dem Quell seines Lebens, sondern von den Gelehrten ausgegangen. Der Mangel einer Hauptstadt und eines Hofs, der sich für die deutsche Bühne in so großartiger Weise wie in Spanien Philipp IV., in Frankreich Ludwig XIV. interessirte, haben bei uns frühzeitig das Theater als eine Privatsache erscheinen lassen. Keine Begeisterung führte die Menge wie in Shakspeare's Tagen der Bühne zu. Erweislich hat „Werther" auf das große Publikum einen tiefern Eindruck geübt als „Emilia Galotti", „Minna von Barnhelm", selbst als „Götz von Berlichingen". Erst Schiller's „Räuber" erweckten eine allgemeinere Theilnahme für theatralische Darstellungen. Nicht, daß jemals das deutsche Volk das Theater nicht geliebt, nur führten ihm seine großen Dichter zu selten Stoffe vor, die es entzünden und begeistern konnten. Bayer bemerkt treffend, in unserm Volk läge tief ein bürgerlicher Zug, der Zug für die Idylle, das Kleinleben, das Kleinstädtische; Lessing, Schiller und Goethe hätten uns erst zur Idealität erzogen. Dies ist so wahr, daß nichts vergeblicher erscheint, als uns mit einer streng historischen Tragödie beglücken zu wollen, zu der so viele Dichter in unsern Tagen den Ansatz wagen. Selbst die Gebildetsten, dem Geiste und dem Herzen nach Hochstehenden unter den wenigen, die noch eine

wahre Theilnahme für die Kunſt in das Theater führt, fühlen ſich dieſen Verſuchen gegenüber ermüdet, gelangweilt; auch ſie fordern eine anmuthige, geiſtreiche Unterhaltung. Das hiſtoriſche Genrebild verdrängt, mögen die Kritiker die Köpfe ſchütteln ſo viel ſie wollen, in der Gunſt aller das Hiſtoriengemälde im idealen Stil. So wird jedes Luſtſpiel, jede edlere Poſſe vor dem Theaterpublikum mehr Gnade finden als ein gleich vollendetes Trauerſpiel. Schon die Schiller'ſchen Dramen führen das Genrebildliche in die Geſchichte; ja man kann behaupten, ſie verdanken dieſen Zügen einen großen Theil ihres Reizes. Dieſe „bürgerliche" Anſchauung des Lebens wurzelt zu tief im deutſchen Charakter, als daß ſie je daraus zu verdrängen wäre. Sehr ſchön weiſt ſie Bayer in Schiller und Goethe nach. „Es ſind zwei verſchiedene Sphären des deutſchen Bürgerthums, in welchem Schiller und Goethe aufgewachſen ſind: das von fürſtlicher Protection abhängige und das reichſtädtiſch freie, das aber für höhere Auszeichnung keineswegs unempfänglich iſt." Das erſte, Schiller, ſtrebt aus dem Druck einem Ideal der Freiheit und Menſchenwürde nach, das andere, Goethe, fühlt ſich im Dienſte eines Fürſten, den man ehrt, glücklich. Da die deutſche Geſchichte alles, nur keine Folgerichtigkeit im nationalen Sinne enthält, und während bei den Spaniern, Engländern und Franzoſen die ganze Entwickelung ſich in der Vereinigung getrennter Stämme und Landſchaften zu einem Ganzen gipfelt, bei uns das Reich mehr und mehr in die kleinſten Theile zerbröckelt, ſo fehlte einem nationalen Drama in Deutſchland jeder Boden: das Theater iſt bei uns bis auf den heutigen Tag weſentlich provinziell geblieben; ein Stück, das in Wien gefallen, darf in Berlin kaum auf Erfolg rechnen. Nicht in der unmittelbaren Vergangenheit konnten Leſſing, Schiller, Goethe ihre Helden ſuchen, weit mußten ſie zurückgreifen, in fremde Länder. Und wie denn den deutſchen Sinn der Gedanke mehr anzieht als die That, ſtehen „im deutſchen Drama die Vorkämpfer des Worts, die Weiſen, Weltbürger, Gedankenhelden obenan; abſtract-ſymboliſche Geſtalten, in denen eine ganze Ideenwelt, eine inhaltsvolle Confeſſion, eine umfaſſende Weltanſchauung ihren Ausdruck finden ſoll; Geſtalten wie Nathan der Weiſe, Marquis Poſa, Fauſt". Sie ſind nicht allein eine Specialität der deutſchen dramatiſchen Literatur, ſie bezeichnen auch zugleich das Weſen ihrer Schöpfer; Leſſing's Seele athmet in Nathan, Schiller's Herz ſchlägt in Poſa, Goethe's Vielſeitigkeit, Dichten und Trachten ahmt Fauſt nach.

So, in geiſtvoller und anregender Weiſe, führt uns Bayer von den dürftigen Anfängen des neuen regelmäßigen deutſchen Dramas bis zu den Höhen, die Schiller mit „Wallenſtein" und „Wilhelm Tell" erreichte. Flüſſig und leicht geſchrieben, eignet ſich ſein Werk beſſer als mancher weitſchweifige Commentar zur Einführung und Erläuterung unſerer herrlichſten Dichterwerke; niemand wird es ohne Genuß aus der Hand legen, vielen wird es reichſte Belehrung bieten.

Aus dem Leben für das Leben.

Von Agathon Keber.

Alle Hantierungen und Verrichtungen des Lebens werden von ſolchen geübt, welche ſie gelernt haben, als ihr Fach, als ihr Amt. Daneben gibt es nun eine, gerade die allgemeinſte, die gewöhnlichſte auf der Erde, welche der unberechenbar größten Mehrzahl nach ſolchen obliegt, die ſie nicht gelernt haben, nichts davon verſtehen — die Erziehung. Die Verſtöße gegen eine rationelle Erziehung, welche fortwährend in tauſendfachen Varianten gemacht werden (Inconſequenz iſt der Hauptverſtoß), ſind gewiß nicht weniger groß, als welche vorkommen würden, wenn ein Muſikus kochen oder Hemden zuſchneiden oder ein Candidat der Theologie den Thierarzt oder Locomotivführer ſpielen ſollte, und das dadurch angerichtete Unheil iſt ohne Frage beträchtlich groß. Ein Glück iſt es, daß auch hier wieder ein allgemeines Naturgeſetz eintritt, das Streben nach Geſundung, nach Ausſcheidung des Krankhaften, vermöge deſſen allein es zu erklären iſt, daß wir Erdenbewohner leben, wenn auch nur die Hälfte von dem wahr wäre, was z. B. die neuern Geſundheitsapoſtel von den Wirkungen miasmatiſcher Einathmungen, ungeſunder Wohnungen predigen. Auch die intellectuelle und moraliſche Natur des Menſchen folgt dieſem Geſetz der Ausſcheidung.

* *

Zu wiſſen, wie eine fremde Sprache falſch geſprochen wird (d. h. im Lande ſelbſt von Ungebildeten), ſetzt eine weit größere Kenntniß derſelben voraus als zu wiſſen, wie ſie richtig geſprochen wird.

* *

Ein Hauptkennzeichen, den Stand der Bildung zu beurtheilen, iſt das Lachen, weniger das Wie als das Worüber.

* *

Das leider ſo allgemeine Lachen, wenn einer hinfällt, mag wol eine — freilich wegzuwünſchende — Einrichtung mehr der phyſiſchen als der pſychiſchen Natur des Menſchen ſein; es widerſpricht oft zu ſehr dem Herzen des Lachenden.

* *

Der edle Menſch wird, wenn durch Unvorſichtigkeit ein Schaden geſchehen iſt, immer mehr Mitleid mit dem haben, welcher den Schaden angerichtet hat, als mit dem, welcher von demſelben betroffen iſt; jener iſt der moraliſch, der tiefer Leidende.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

In einem ruſſiſchen Gefängniß.

II.

A. B. — Ein adeliches Gefängniß, hatte uns der Gouverneur geſagt.

Das ſetzte mich etwas in Erſtaunen. Gibt es ſo viele Verbrecher unter den ruſſiſchen Adelichen?

Ich wußte wohl, daß man in Rußland häufig degradirte Oberſte wie Laſtthiere in Branntweinfabriken arbeiten ſieht, wo ſie die Oefen heizen, Schiebkarren fahren, Holz tragen müſſen. Ich hatte von Offizieren gehört, welche im Krimkrieg die gemeinſten Unterſchleife getrieben, aber ich erwartete dennoch nicht, im Gefängniß zu Moskau ein großes Zimmer für adeliche Miſſethäter beſtimmt zu ſehen, und meine Neugierde ward demzufolge durch die Ankündigung gereizt.

Der Schließer öffnete die Thür und wir blickten in ein weites Zimmer mit Strohſäcken an den Wänden, neben welchen die Gefangenen ſtanden oder auch ſich an die Thür drängten, als ob ſie einen Gaſt erwarteten. Außer daß hier weniger Schafpelze und lange Bärte waren, unterſchieden ſie ſich kaum von den andern. Ihre bleichen Geſichter mochten etwas weniger ausdruckslos ſein und einige der jüngern Männer ſchlugen bei unſerm Eintritt wie beſchämt die Augen nieder. Die Kleidung dieſer Gefangenen war nach dem alten herkömmlichen Muſter: ein Tuchkaftan, einem Schlafrock ähnlich, Hoſen in die Stiefeln gezogen. Das Haar trugen ſie lang, über der Stirn geſcheitelt. Alle nahmen die Miene von Märtyrern an; ſie ſprachen nicht, ſie lächelten nicht, obwol ſie, ſowie wir das Zimmer verließen, ſogleich laut genug ſich vernehmen ließen.

„Welches Verbrechen haben ſie begangen?“ fragte ich Herrn Billet, welcher dem Gouverneur die Frage überſetzte.

Dieſer ſah jetzt noch kälter aus als zuvor. Er überhörte die Frage. Das Gefängniß mußte er zeigen, aber Antwort brauchte er uns nicht zu ertheilen. Er ſchritt ſchweigend weiter, einem einſam ſtehenden Thurm zu. Hier nahm er einen hochfahrenden Ton an und ſagte: „Dies iſt die Wohnung der politiſchen Gefangenen; aber, wie Sie ſehen, haben wir jetzt keine.“

Das Ganze glich einem unreinlichen, mit Steinen gepflaſterten Taubenhaus, mit Kalkwänden, auf denen Verſe gekritzelt ſtanden.

Wir waren indeß bei einem neuen Corridor angelangt. Das Zimmer, in das wir blickten, zeigte unter den Dutzend Bewohnern mehrere mit dunkeln Haaren, ovalen bleichen Geſichtern, ſcharfen Zügen und lebhaften Augen.

„Das ſind Polen!“ ſagte ich kühn zu Herrn Billet, auf ſie zeigend.

„Es ſind Polen!“ erwiderte der Gouverneur, mich ſtolz und boshaft meſſend. Im nächſten Augenblick hatte die Thür ſich hinter ihnen geſchloſſen.

In einer andern Zelle dieſes Corridors ſaß ein düſter blickender, nicht übel ausſehender Mann in guter Kleidung und las, tief auf ſein Buch gebückt, wie jemand, der kurzſichtig iſt.

„Was hat dieſer da verbrochen?“ fragte ich Herrn Billet.

Der Gouverneur murmelte etwas in den Bart, das jener mir nach einer Pauſe dahin überſetzte: Es ſei ein ruſſiſcher Edelmann, welcher ſeine Leibeigenen ſchlecht behandelt habe. Weiterhin trafen wir einen abgeſetzten Prieſter mit langem, flatterndem Haar. Ohne Zweifel enthielt dieſe Abtheilung die Staatsgefangenen, allein der Gouverneur ließ ſich auf keine Mittheilung ein, wir konnten nur vermuthen.

„Ich will Ihnen jetzt einen Thurm zeigen, wo wir drei Mörder eingeſperrt halten“, ſagte der Gouverneur.

Wir erſtiegen die Treppe eines Thurms, an deſſen Fuß eine Schildwache ſtand. Im erſten Stock befanden ſich drei Thüren. In jeder war ein rundes Loch, durch welches der Schließer die Gefangenen beobachten konnte. Auch wir ſahen hindurch.

Anfangs bemerkte ich nichts als einen durch ein Loch in der Höhe ſchwach erleuchteten Raum; dann glitt ein Schatten vor die Oeffnung und eine bleiche, elend ausſehende Menſchengeſtalt wurde ſichtbar.

Wir hatten nun ziemlich die Runde durch das Gefängniß gemacht und nur noch das Sprechzimmer zu beſichtigen. Hier wimmelte es von Bauern, Männern und Frauen, welche, die Lippen dicht am Sprechgitter, eilige Worte mit den Gefangenen austauſchten. Eine beſſer gekleidete Matrone ſaß nahe an der Thür und hielt das Auge feſt auf einen jungen Mann, der wie ein eben gefangener Vogel hinter dem Gitter ſtand mit verzweifelten Blicken, ob ſie denn nicht die Stäbe durchbrechen könnten.

Herr Billet flüſterte mir zu: „Das iſt der junge Mann, welcher neulich ſeine Geliebte ermordet hat, weil er auf einen Freund eiferſüchtig war. Er iſt verurtheilt, ſieben Jahre in Sibirien zu arbeiten.“

„Wie? Nur ſieben Jahre?“ rief das Parlamentsmitglied.

„O, das kommt dem Tode gleich!“ erwiderte Herr Billet.

„In England“, bemerkte das Parlamentsmitglied, „würden die reichen Freunde des jungen Mörders ihn für wahnſinnig haben erklären laſſen und ihn ſo retten.“

Wir traten jetzt in einen weiten Hofraum, deſſen umgrenzende Gebäude für die Aufnahme der nach Sibirien zu befördernden Ruſſen und Polen beſtimmt

waren. Meine Neugierde war erweckt. Der Gouverneur bemerkte es. „Es ist kaum nöthig, Ihnen diesen Theil des Gefängnisses zu zeigen", sagte er, „denn er gleicht in allen Theilen den von Ihnen gesehenen."

Wir mußten uns seinem Befehl unterwerfen.

„Jener Gefangene, den Sie dort auf- und abgehen sehen", flüsterte Herr Billet zu mir, „ist ein nach Sibirien verurtheilter polnischer Marschall. Seine Gattin begleitet ihn freiwillig, die Reisekosten für sie muß er aber tragen."

Zum Glück machen weder gute Kleider noch Schönheit den Helden aus, denn der Marschall war ein unansehnlicher, kleiner Mann mit einer jüdischen Gesichtsbildung und schlechter Wäsche; um so mehr war die Anhänglichkeit seiner Gefährtin zu bewundern, je weniger sein Aeußeres ihre Zuneigung hervorgerufen haben konnte.

Wir hatten den Ausgang erreicht. Ich warf noch einen Blick zurück. Welche Geschichten menschlichen Lebens und Leidens könnten diese Mauern erzählen, wenn sie reden dürften!

Deutsche Städte.

Bremen.

3. Die übrigen Kirchen. *)

Al. M. — An künstlerischer Bedeutung folgt auf den Dom die **Ansgarikirche**, die in den Jahren von 1229—1243 erbaut worden ist, aber erst 1590 ihren Thurm erhalten hat. Sie bildet einen Backstein-Hallenbau, dessen neun fast quadratische Gewölbjoche auf zwei Paar Arcadenpfeilern und an den Wänden auf vorspringenden Pilastern ruhen. Von den Gewölbjochen haben einige vier, andere sechs, die meisten acht Klappen. Die Form des Spitzbogens herrscht in den Wölbungen und Fenstern entschieden vor. Der aus zwei fast quadratischen Jochen bestehende Chor ist rechtwinkelig geschlossen. Der Thurm besteht aus acht quadratischen massigen Geschossen und einer der Bauart des Mittelalters nicht entsprechenden, indessen nicht geschmacklosen Spitze. Seine Höhe beträgt 324 Fuß.

Bei einer im Jahre 1856 vorgenommenen Restauration wurden nach Entfernung der Kalktünche an den Umfassungsmauern neun größere Bilder und vier Einzelgestalten entdeckt; wahrscheinlich sind unter der Tünche noch mehrere verborgen. Dieselben stammen etwa aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, sind von ziemlich handwerksmäßiger Technik, aber stilistisch und gegenständlich nicht ohne Interesse. Zwei derselben beziehen sich auf die Visionen, welche St.-Ansgarius, der bald nach Karl dem Großen lebte, im Knabenalter hatte. Auf dem ersten Bilde sieht man links das Fegefeuer, in welchem sich sieben Seelen als Halbfiguren befinden. Vor ihnen stehen außerhalb des Fegefeuers Petrus und Johannes; Johannes mit gelblichem Bart und Haar, langer gelblicher Tunica und bläulichem Mantel; Petrus mit vollem runden Gesicht, der Tonsur, und einem Bart, in braunem Mantel. Sie halten zwischen sich in den Händen ein Tuch, in welchem eine kleine Seele steht. Hinter ihnen zwei geflügelte Gestalten; ganz rechts sitzt eine kleine, schlafende Figur, der heilige Ansgarius selber, der im Traum diese Vision hat.

Auf einem andern Bilde sitzt auf einem Regenbogen Christus in der Mitte, umgeben von den gleichfalls sitzenden 24 Aeltesten. Vor ihnen erscheinen Johannes und Petrus, fast ebenso gekleidet wie im vorhergehenden Bilde. Sie halten wiederum zwischen sich in den Händen ein Tuch, in welchem die kleine Seele steht.

Ein drittes Bild zeigt die Aufnahme des heiligen Ansgarius in den Orden der Benedictiner zu Alt-Corbin. Links in einer gewölbten Kapelle sitzt der Abt Adelhard; vor ihm stehen drei Mönche, die einen Jüngling mit braunem Mönchsgewand herbeiführen, welcher, mit einem Nimbus um das Haupt, die Hände vor der Brust kreuzend, demüthigen Blicks vor dem Abt kniet. Von einigen andern Bildern ist nur so viel verständlich, daß auch ihr Gegenstand der Geschichte des Schutzheiligen der Kirche entnommen ist.

Ferner sehen wir Moses, wie er die Gesetztafeln empfängt, die Anbetung des Goldenen Kalbes, den Tod Absalom's, Johannes den Evangelisten, den heiligen Andreas und zwei andere Heilige.

Aus neuerer Zeit ist ein bei seiner Entstehung hochgepriesenes Bild vorhanden, das Altargemälde: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" von Wilhelm Tischbein. Es ist eine akademische, figurenreiche Composition von gefälliger Zeichnung und kräftigem Colorit, allein, wie es die Zeit und die Richtung des Künstlers mit sich brachten, ohne tiefere religiöse Erregung. Aus dem Jahre 1856 rühren mehrere werthvolle Glasmalereien in den Kirchenfenstern her: Luther und Calvin, der heilige Ansgarius, die vier Evangelisten und Christus, theils von Horn in Hannover, theils von Kellner in Nürnberg.

In einen stark vorspringenden Wandpfeiler eingemauert ist das nur geschichtlich interessante Denkmal des Rathsherrn Arnold von Gröplingen, der im Jahre 1307 in seinem eigenen Hause von einem seiner Collegen überfallen und nebst seinem Diener, der ihn zu beschützen suchte, im Bett ermordet wurde. Wie die Sage geht, war der Grund dieser Unthat der, daß Arnold sich geweigert hatte, seinem Feind, dem Bürgermeister Götje Frese, einen großen Hecht zu überlassen, den er zu einem Kindtaufsschmaus gekauft hatte.

Die **Liebfrauenkirche** ist ein spätromanischer Hallenbau mit zwei Westthürmen, der an einer Stelle errichtet wurde, wo früher eine Basilika gestanden hatte. Der Unterbau des großen nördlichen Thurms besteht aus vier Geschossen; das oberste derselben wird durch einen Rundbogenfims von den

*) Vgl. die Beschreibung des Doms im Beiblatt zu Nr. 23.

darüber aufſteigenden Giebeldreiecken geſchieden. Zwiſchen dieſen und über denſelben erhebt ſich der ſchlanke, achtſeitige, kupfergedeckte Helm, der von der geraden Richtung erheblich abgewichen iſt. Es würde unrichtig ſein, von einem „ſchiefen Thurm" zu ſprechen; vielmehr hat der Thurm eine bedeutende Krümmung angenommen, die namentlich von der Südoſtſeite, vom Markt her, erheblich und unangenehm in das Auge fällt. Ein Einſturz deſſelben iſt indeſſen nicht zu befürchten. Der ſüdliche, unvollendete Thurm iſt ein Reſt des alten Baſilikenbaues und das älteſte in Bremen vorhandene Außenmauerwerk. Er wird durch vier quadratiſche Geſchoſſe gebildet, die durch ein einfaches Stabgeſims voneinander geſchieden und mit einem ſtumpfen vierſeitigen Pyramidendach bedeckt ſind. Er hat flache mit einem Rundbogenfries geſchloſſene Mauerblenden und Fenſteröffnungen, von denen einige noch ihre kleinen romaniſchen Säulchen mit Würfelcapitäl haben. Des innern Schmuckes entbehrt die Kirche völlig, mit Ausnahme eines aus dem Jahre 1830 herrührenden Altarbildes des berliner Malers Herdt. Daſſelbe ſtellt das Abendmahl dar, erinnert in einigen ſehr gelungenen Köpfen an Leonardo und in dem Helldunkel an die Weiſe des Correggio.

Die Martinikirche, ein von außen und innen völlig ſchmuckloſes Gebäude aus dem 14. Jahrhundert, hat nur dadurch einen gewiſſen Reiz, daß ihre alten Pfeiler und Fenſter mit Epheu umrankt ſind, was ihr namentlich von der Seite der Weſer her, an deren Ufer ihre eine Giebelſeite unmittelbar ſtößt, ein ſehr ehrwürdiges Ausſehen verleiht.

Die Stephanikirche iſt künſtleriſch gleichfalls ohne erhebliche Bedeutung; an Stelle ihres am 6. December 1754 niedergebrannten Thurms iſt indeſſen vor zehn Jahren ein neuer, hoher, gothiſcher Thurm von zierlicher Arbeit mit gußeiſerner Spitze errichtet worden, welcher dem weſtlichen Ende der Stadt, in dem die Kirche liegt und welches ſonſt öde und bedeutungslos iſt, zur Zierde gereicht.

Die Johanniskirche iſt ein ſchönes, 60 Fuß hohes, von acht ſchlanken Säulen getragenes gothiſches Gewölbe, das lange Zeit hindurch als Waarenlager benutzt wurde. Die Kirche gehörte urſprünglich zu einem Franciscanerkloſter, deſſen Baulichkeiten erſt vor etwa dreißig Jahren völlig beſeitigt worden. In einem Gewölbe unter ihr liegt der Prinz Ludwig Franz von Bourbon-Conti begraben, der 1757 in Bremen an den Blattern ſtarb.

Die Paulikirche in der Neuſtadt, die Remberti- und Michaeliskirche in der Vorſtadt ſind im vorigen Jahrhundert entſtanden, im Grunde nur wenig geräumige Betſäle ohne Thürme und jedes architektoniſchen Werthes völlig bar.

Von dieſen Kirchen iſt der Dom dem lutheriſchen, die Johanniskirche dem katholiſchen, alle übrigen dem reformirten Cultus gewidmet. Die reformirte Kirche war urſprünglich die Staatskirche, und noch vor kurzer Zeit konnte kein Lutheraner im Senat ſitzen. Durch die zahlreiche Einwanderung iſt die Zahl der lutheriſchen Bewohner der der reformirten indeß jetzt gleich geworden. Hierdurch und da die lutheriſchen Geiſtlichen von jeher zu einer freiern religiöſen Anſchauung ſich bekannt haben, iſt die Starrheit des kirchlichen Lebens, um derentwillen Bremen einſt unvortheilhaft bekannt war, ſo ziemlich gebrochen. Nur in der entlegenen Stephanigemeinde herrſcht noch eine ſtreng orthodoxe Richtung; an andern Kirchen wird ſie nur noch durch einzelne Geiſtliche vertreten.

Die Trennung der Kirche von Staat und Schule iſt hier ſo gründlich durchgeführt wie in wenigen Theilen Deutſchlands; und da die Beziehungen zwiſchen dem Geiſtlichen und der Gemeinde durch nichts anderes geregelt werden als durch das perſönliche Vertrauen, ſo macht das jetzige kirchliche Leben Bremens einen durchaus wohlthuenden Eindruck.

Blondin und Charles Felu.

Der unübertreffliche Akrobat, der Heros des Niagarafalls, beſchäftigt jetzt ganz Rom. Mehr als 40000 Menſchen ſtrömen zweimal in der Woche hinaus nach dem Felde der ehemaligen Prätorianer, um die Geſchicklichkeit der Fußſpitzen dieſes Mannes zu bewundern.

Die weite Fläche, die gegenwärtig zum Schauplatz ſeiner Thaten dient, kaufte der Kriegsminiſter, Herr von Merode, von den Jeſuiten, um daſelbſt großartige Kaſernen zu bauen; da aber das Geld zu den Bauſteinen fehlt, hat man hier für die gefährlichen Luftpromenaden Blondin's ein Seil in der Höhe von 80 Fuß geſpannt; auf dieſem ſteigt er auf einem im Gleichgewicht ſchwebenden Stuhl aufrechtſtehend empor, und zwar in einem Sacke ſteckend, mit verbundenen Augen. Das hindert ihn aber nicht, einen Kochherd mit ſämmtlichen Apparaten vor ſich her zu ſchieben und einen Eierkuchen zu bereiten, deſſen Ausſehen ſeine Geſchicklichkeit in der Kochkunſt bewundern läßt und den er auch mit ſichtbarem Appetit verſpeiſt.

Ein zweites gefährliches Kunſtſtück Blondin's beſteht darin, daß er einen Menſchen auf ſeinen Schultern emporträgt, der ſchwerer iſt als er ſelbſt. Er gibt dieſem für jede Vorſtellung 300 Francs, eine Summe, die mit der Gefahr im Einklang ſteht, welcher der Waghals ſich ausſetzt. Blondin ſoll, wie man ſagt, einer Compagnie angehören, die ihm monatlich 30000 Francs zahlt; ſein Vermögen ſoll ſich bereits auf 4 Millionen Francs belaufen! Die „ſüße Gewohnheit" läßt ihn aber immer wieder von neuem ſeine tollkühnen Kunſtſtücke wagen. Es iſt bezeichnend für die Bevölkerung Roms, daß inzwiſchen Signora Adelaïde Riſtori vor faſt leeren Bänken ſpielt!

Wie Blondin im Gleichgewicht, ſo hat Charles Felu all ſein Verdienſt in ſeinen Füßen, und Paris iſt voll von ſeinem Talent. Der unglückliche junge Mann iſt ohne Arme geboren. Er iſt der

Sohn eines höhern Finanzbeamten in Belgien und ergriff, um ſich eine Exiſtenz zu gründen, das Lehrerfach. Aber ſeine Neigung zog ihn bald zu einem andern Feld der Thätigkeit herüber. Die Anſicht, daß, wäre Rafael ohne Arme geboren, er dennoch der größte Künſtler geworden ſein würde, bewahrheitete ſich bis zu einem gewiſſen Grade hier; denn Charles Felu war zum Künſtler geboren, zum Künſtler ohne Arme!

Die früherworbene Geſchicklichkeit ſeiner Füße mußte ſeinem Genius dienen: er nahm den Pinſel zwiſchen die Zehen und warf ſich ernſtlich auf das Studium der Malerei. Schon nach wenig Jahren copirte er vortrefflich und lieferte werthvolle Porträts. Zwei ſeiner Werke werden beſonders jetzt bewundert: eine Copie des Zerbrochenen Krugs von Greuze und das Porträt der Schauſpielerin Victoria Lafontaine. Die Copie iſt feſt und treu ausgeführt, von freiem, ſicherm und lichtvollem Colorit, durchaus werth des Meiſters. Das Porträt iſt außerordentlich ähnlich, es drückt ſich die Phyſiognomie des reizenden Originals in all ſeiner Anmuth und Intelligenz darin aus. Die Frauenbilder gelingen Felu am beſten; er weiß ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz zu verleihen.

Charles Felu iſt ein großer ſchlanker junger Mann in den zwanzigen, von geiſtvollem und die Sympathie erweckendem Ausdruck. Er hat trotz ſeines furchtbaren Misgeſchicks eine ſolche Leichtigkeit vor ſeiner Staffelei, daß man faſt vergißt, daß ihm als Künſtler das Hauptwerkzeug: die unſchätzbare Gehülfin, die Hand, fehlt. So grauſam die Natur ihn auch behandelt, ſie hat ihre Härte dadurch gemildert, daß ſie ihm eine Künſtlerſeele und eine alle Schwierigkeiten beſiegende Willenskraft gab.

Schwarzgelb.

Ein kürzlich vollendeter Roman von Alfred Meißner: „Schwarzgelb. Roman aus Oeſterreichs letzten zwölf Jahren“ (Berlin, Janke), liegt uns in acht Bänden vor. Der ganzen Auffaſſung, Umfang und Form nach mag dem Autor die erſte Anregung zu ſeinem Werke aus den großartigen Zeitbildern Karl Gutzkow's: „Die Ritter vom Geiſte“ und „Der Zauberer von Rom“, gekommen ſein. Weniger eine in ſich vollendete und abgeſchloſſene Dichtung als eine Darſtellung der Reaction in Oeſterreich, der ſie bewegenden und bekämpfenden Kräfte und Leidenſchaften in einem belebten Bilde wollte uns Alfred Meißner geben. Die wechſelvollen Schickſale eines jungen Mannes, der im Heere der Ungarn den Aufſtand mitgemacht, Bruno Haldenried's, bilden den romantiſchen Mittelpunkt der Erzählung: ſeine Flucht aus Böhmen, ſeine Liebe zu der ſchönen Tochter des Grafen Thieboldsegg, ſein Aufenthalt in Paris, ſeine Verhaftung, als er auf das Amneſtiedecret hin die öſterreichiſche Grenze betritt, unter der Beſchuldigung, daß er einen Mord begangen habe: alle dieſe Begebenheiten und Verwickelungen ſind mit vieler Kunſt ſo gewandt, daß ſie uns zugleich einen Einblick in die allgemeinen Verhältniſſe gewähren; das Beſondere tritt in dieſem Buche immer nur als das Symptom eines Allgemeinen auf.

Die Schilderung der verſchiedenen Elemente, aus denen ſich das Syſtem der Reaction zuſammenſetzte, iſt eine vorzügliche; nicht auf einmal, nacheinander entfalten ſie ſich vor uns: der Beamte, der zum willenloſen Werkzeug einer jeden Regierung wird, die ihn bezahlt; der fanatiſche Prieſter, der, unterſtützt von einigen vornehmen Familien, die Welt gern auf den Standpunkt des Mittelalters zurückdrängen möchte; der Offizier, der nach den letzten Erfahrungen ſein Schwert doppelt hat ſchätzen lernen, blind der Fahne folgt und alles verachtet, was nicht Soldat iſt. Das Heer, die Geiſtlichkeit und das Beamtenthum waren und ſind die Stützen und Träger jeder Reaction oder, wie man damals wohlklingender ſagte, die Erhalter der Geſellſchaft und der Ordnung. Aber wie ſtark ſie auch ſein mögen, dieſe Säulen, ſie würden ſich in unſern Tagen fortſchreitender Bildung und Entwickelung auf die Dauer unfähig zeigen, ein ſinkendes Staatsgebäude aufrecht zu erhalten. Ging der allgemeine und mächtigſte Zug der Reaction in Oeſterreich auch darauf aus, das Volk zu verdummen und in die Feſſeln eines von der Bildung längſt überwundenen mittelalterlichen Glaubens zu ſchlagen, ſo wurden auf der andern Seite doch die großartigſten Verſuche zur Hebung des materiellen Wohlſtandes gemacht. Hunderte von Vereinen bildeten ſich, die unter der Maske des Wohlwollens für die arbeitenden Klaſſen nur dem Jeſuitismus und dem Concordat Vorſchub leiſteten. Als Haupt dieſer „geiſtlichen“ Partei charakteriſirt der Dichter den alten Fürſten Kronenburg: ernſt, finſter, unnahbar, ein Menſch aus Kaiſer Ferdinand's Tagen. Ihm gegenüber erſcheint der Graf von Thieboldsegg, ein Muſter der herzloſen und frivolen Diplomaten aus der Schule von Metternich und Gentz. Um ſie ſchließt ſich ein Kreis von Betrogenen und Betrügern; die Betrogenen ſind die tapfern Soldaten, die auf blutigen Schlachtfeldern ihr Leben für die ſchwarzgelbe Fahne einſetzten und nun den „Dank vom Hauſe Habsburg“ erfahren; die Betrüger die Apoſtaten aus der demokratiſchen Partei.

Alfred Meißner's Werk iſt eine Reihe lebendiger Schilderungen aus jenen Tagen; das romantiſche Intereſſe tritt vor dem geſchichtlichen zurück, doch nicht ſo weit, daß der Held und die Heldin in den Augen und der Theilnahme des Leſers jemals ganz entſchwänden. Schade, daß der Dichtung der rechte Abſchluß fehlt; wo iſt freilich, kann der Dichter fragen, in unſerer ſo vielfach zerklüfteten Gegenwart, mit all den ungelöſten Problemen im Staate, in der Religion und im geſellſchaftlichen Leben ein harmoniſcher Abſchluß, ein Ideal, das ſich ganz aus dem Dunkel des Chaos losgerungen?

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 26.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Waldblume. Novelle von Theodor König. (Mennten und Schluß Kapitel. Schluß.) — Die Zigeuner. Von Wilhelm Lindner. V. — Die Hirte. Ein Naturbild von Karl Bind. Aus dem wallifer Hochgebirge. Von Friedrich Tangert. I. — Don Carlos, der Infant von Spanien. — Miszellen: Eine Regatta. Aus dem Tagebuch eines Gefangenen der französischen Fremdenlegion. I. — Berliner Briefe. VI. Der Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Rußland. Niemann's Gastspiel. Meyerbeer's „Prophete". — Zur Gastvorstellung. — Briefwechsel.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor König.

Neuntes Kapitel.

Die Scene, welche dem Einritt Bianka's in die Gärtnerwohnung, wo der Maler sie erwartete, folgte, ist schwer zu beschreiben.

Sie begrüßten sich ernst, feierlich. Keins von beiden brachte ein Wort der Erklärung oder Entschuldigung über die Lippen. Der Entschuldigung bedurften sie nicht, und die Erklärung lag in ihren Blicken, ihrer Haltung, ihrem ganzen Wesen.

Bianka setzte sich auf den Stuhl in der Nähe des Fensters, welchen er ihr bezeichnete. Burgdorf nahm an einem kleinen Tische ihr gegenüber Platz. Der alte Inspector verzog sich in den Hintergrund des Zimmers und verbarg seine Angst hinter einer gewissen strengen Feierlichkeit. Burgsdorf begann zu malen. Allein seine Hand zitterte leicht und sein Auge schien getrübt. Als er dann vermittelst einer großen Anstrengung und Selbstbeherrschung ein wenig ruhiger geworden, trat ihm das Bild, so weit es vollendet war, als etwas Fremdes vor Augen. Es stimmte weder mit dem Bilde in seiner Seele noch mit dem Original, das jetzt bleich und wunderbar geändert vor ihm saß, überein. Er hatte ein junges, harmloses Mädchen gemalt und vor ihm saß ein bewußtes, tieferregtes Weib. Er hatte ein lieblich, heiteres Gesicht gemalt, und in dem Gesicht, welches jetzt mit so seltsamem Blick auf ihn gerichtet war, lag ein unbeschreibliches Gemisch von Schmerz und Wonne. Jeder neue Pinselstrich stimmte sich zu einem grellen Mißton in dem Bilde um. Bald wollte er auch nur noch mechanisch. In seiner Seele entwickelte sich ein furchtbarer Kampf. Die Rolle, die er spielte, überstieg seine Kraft. Die Situation überwältigte ihn.

Er war in tiefer Aufregung nach der Gärtnerwohnung gekommen. Die von einer Bitte zur Drohung übergehende Einmischung des Sonderlings, dann die seltsame, verlegende Verabschiedung der Gräfin hatten seine zur Leidenschaft neigende Natur zum trotzigen Kampfe angestachelt. Diesem Pathos gegenüber, das in ihr ihm eigenen ideellischen Lebensanschauung eine kolossige Größe fand, mußte die nüchterne Prosa, die sich ihm hemmend und feindlich entgegenstellte, als vollkommen unberechtigt erscheinen, um so mehr, als ihm das Geständniß des alten Inspectors bewiesen hatte, daß seine Neigung erwidert wurde. Die Grundsätze des Sonderlings und der Gräfin, die er als Vorurtheile betrachtete, hoffte er mit

Digitized by Google

Hülfe Bianka's und der Zeit zu überwinden. „Die Gräfin hat ſich ſchon zweimal ſchwach gezeigt", ſo folgerte er. „Aus Liebe zu ihrer Tochter hat ſie mich in ihr Allerheiligſtes, in ihren Familienkreis eintreten laſſen. Aus mütterlicher Liebe und Beſorgniß führt ſie die Tochter jetzt in die gefürchtete und gehaßte «Welt». Vor dieſer allmächtigen Mutterliebe werden am Ende alle Vorurtheile die Segel ſtreichen." So argumentirte er und kam ſiegeszuverſichtlich in der Gärtnerwohnung an.

Das veränderte Weſen Bianka's brachte einen ſeltſamen Eindruck auf ihn hervor. Während ihn die Glut der Empfindung, welche zu verbergen ſie nicht die geringſte Anſtrengung machte, ihn mit Entzücken erfüllte, ſtürzte ihn der Ausdruck des Schmerzes und der Entſagung in ihren Zügen in unbeſchreibliche peinvolle Angſt. Zugleich flößten ihm die zuſammengefaßte Kraft und Ruhe des jungen Mädchens eine tiefe Ehrfurcht ein. Man könnte ſagen, nur die äußere Erſcheinung, die Form hatte ſeine Leidenſchaft entzündet und jetzt trat ihm ein Inhalt gegenüber, auf welchen er nicht gerechnet hatte und der noch weit erhaben war über die Form. Er verlor die Faſſung. Während ſeine Hand mechaniſch den Pinſel führte, ſtarrte er dieſes edle, ſo herrlich belebte und von einer ſtarken ſittlichen Kraft ſo wunderbar vergeiſtigte Antlitz mit unbeſchreiblichen Gefühlen an. Sein Geiſt beugte ſich anbetend vor dem Adel dieſer Natur. Jetzt erſt verklärte ſich das Feuer der Leidenſchaft in ihm zur reinen Flamme wahrer Liebe.

Der Zeiger an der Wand verkündete das dritte Viertel der vierten Stunde. Burgsdorf legte den Pinſel nieder. Das Bild, das er hatte vollenden wollen, war zur Fratze entſtellt — ſo ſchien es ihm wenigſtens, als er's betrachtete.

Ein leichtes Hüſteln aus dem Hintergrund des Zimmers mahnte ihn zur Eile. Er ſtand auf, bleich und bebend. Und hätte es ſein Leben gekoſtet, er mußte ſprechen.

„Ich kann das Bild nicht vollenden!" ſprach er mit leiſer, tiefbewegter Stimme. „Wenn ich ſagen wollte, warum nicht, würden Sie mir zürnen?"

Todesbläſſe verbreitete ſich über ihr Geſicht. „Ich weiß es ſchon", liſpelte ſie.

„Und wenn ich in dieſer Trennungsſtunde Sie fragte, ob jener Anklang, welchen ich, wonnedurchſchauert, in meiner Seele empfinde, auch von Ihnen empfunden worden, würden Sie dem Verwegenen verzeihen und ihm antworten?"

Hinter der geöffneten Thür trat eine hohe männliche Geſtalt hervor und ins Zimmer. Es war der Sonderling. Er näherte ſich langſam der Comteſſe, verbeugte ſich tief und ſagte: „Meine verehrte junge Dame, verzeihen Sie einem Unbekannten, den aber eine tiefe und unwandelbare Ergebenheit an Ihre Familie kettet, wenn er Ihnen in dieſer ernſten und ſchweren Stunde zu Hülfe kommt, wenn er ſich herausnimmt, Sie daran zu erinnern, daß Ihre Mutter, die Frau Gräfin, dieſe Zuſammenkunft mit dem Herrn Maler nicht billigen würde, wenn ſie darum wüßte!"

Es lag ſo viel Würde und Herzlichkeit in ſeinem Weſen und etwas ſo Rührendes, Flehendes in dem Ton ſeiner Stimme, daß das junge Mädchen, nachdem es ſich von einem wol ſehr natürlichen Erſtaunen erholt hatte, ſanft antwortete: „Mein Herr, obwol ich Sie gar nicht kenne und noch weniger Ihre Berechtigung zu dieſer Ihrer Einmiſchung begreife, fühl' ich mich doch gedrungen, Ihnen zu ſagen, daß ich den Schritt, den ich ohne Wiſſen und Willen meiner Mutter gethan und der Ihnen deshalb anſtößig erſcheint, nicht ohne ernſte Erwägung gethan und demnächſt auch beſchloſſen habe, meine Mutter nachträglich davon in Kenntniß zu ſetzen. . ."

„Und ich", rief Burgsdorf, deſſen durch den Eintritt des Sonderlings erweckten Zorn die Sanftmuth der jungen Gräfin nur noch geſteigert hatte, „ich, der ich Sie kenne, fühle mich gedrungen, Ihnen zu ſagen, daß dieſe Ihre jetzige Einmiſchung alle Grenzen nicht blos des Anſtändigen, ſondern auch des Erlaubten überſchreitet! Weder Ihre Ergebenheit für die gräflichen Damen noch die Rolle des Sonderlings, die Sie mit ſo großer Vorliebe ſpielen, vermag Ihr Eindringen in dieſes Zimmer zu entſchuldigen."

„Sie wiſſen ſehr wohl", unterbrach ihn Herr Schmidt ruhig, „daß ich keiner Entſchuldigung bedarf, daß ich mich völlig preisgebe ſowol Ihrem Urtheil als Ihrem Zorn. Ich erblicke in Ihnen eine Gefahr zunächſt für dieſe junge Dame, demnächſt aber auch für deren Mutter, die Frau Gräfin. Ich ſtelle mich alſo zwiſchen die Gefahr und dieſe Dame und gebe Ihnen die heilige Verſicherung, daß mich aus dieſer Stellung nichts verdrängen wird — nichts, außer einem kategoriſchen Befehl der Damen!"

„So befehle ich Ihnen, Herrn Burgsdorf

ſprechen zu laſſen!" ſagte das junge Mädchen mit Hoheit; und mit weicher, trauriger Stimme fügte ſie hinzu: „Die Gefahr, die Sie in ihm verkörpert glauben, iſt ſchon beſchworen von mir."

„O, ſagen Sie das nicht!" rief der Maler außer ſich, indem er ſich zu ihren Füßen niederwarf. „Sie wiſſen, ich liebe Sie! Ich weiß, Sie lieben mich, Bianka! Und dieſe unſere gegenſeitige Liebe iſt keine Caprice, keine Jugendilluſion, keine flüchtige, wandelbare Leidenſchaft! Und die Hemmniſſe und Anſtöße, die ſie erfährt und noch erfahren wird, ſind nicht unbezwinglich; ich fühle es! Ich fühle eine allmächtige, ſiegreiche Kraft in mir. Aber ich bedarf zum Kampfe wie zum Siege Ihrer Zuſtimmung, Ihrer Ermuthigung, Ihrer Verheißung. Laſſen Sie mich nicht ſcheiden ohne dieſe! Sagen Sie mir zum Lebewohl nur die Worte: «Hoffe und ringe!» und ich will jauchzend von hinnen gehen! Bianka, ſprechen Sie! Sagen Sie mir die beiden Worte!"

Sie antwortete nicht, ſie bewegte ſich nicht. Nur die raſch wechſelnde Farbe ihres Geſichts verrieth, daß noch Leben in ihr war.

Burgsdorf hielt ſeinen Blick mit dem Ausdruck tödlicher Angſt auf ſie geheftet. In den Zügen des Sonderlings, der unbeweglich wie eine Bildſäule ſtand, ſpiegelten ſich Rührung, Schmerz und Erſchütterung ab.

Plötzlich ward die im Zimmer herrſchende Stille durch den Ausruf unterbrochen: „Gerechter Gott, die Frau Gräfin!" Der Ruf kam aus dem Munde des alten Inſpectors, der ein ſtiller, unbeachteter Zuſchauer geblieben war und jetzt händeringend aus dem Hintergrunde des Zimmers hervortrat.

„Bianka!" rief der Maler in erſchütterndem Ton. „Bei allem, was Ihnen theuer und heilig iſt, ſprechen Sie die beiden Worte und ich bleibe und werfe mich Ihrer Mutter zu Füßen!"

„Ich darf nicht! Es würde ihr das Herz brechen", antwortete ſie mit leiſer, gebrochener Stimme.

Burgsdorf ſprang empor. Seine bleichen Züge waren von Zorn und Verzweiflung entſtellt. „Gut. Ich ſcheide!" ſprach er mit einer aus tiefſter Seele quellenden Bitterkeit. „Ich ſcheide mit einer Täuſchung im Herzen, welche mir mein ganzes Leben vergiften wird!" Mit dieſen Worten ſtürzte er aus dem Zimmer und entfloh durch die hintere Thür des Hauſes, durch welche er gekommen war.

Bianka blieb in ihrem Stuhle ſitzen wie gelähmt. Schmidt ſchien im Begriff, dem Maler nachzueilen. Doch es war zu ſpät. Die Gräfin erſchien an der Schwelle. . .

„Was geht hier vor?" fragte ſie mit einem ſtrengen Blick auf ihre Tochter. Darauf die Schwelle überſchreitend, ſchaute ſie ringsumher. Plötzlich ſtand ſie ſtill, wie an den Boden genietet. Ihre großen Augen öffneten ſich weit und hefteten ſich dann ſtarr an die Geſtalt des Sonderlings. Ueber ihre Lippen glitten die Worte: „Mein Gott, bin ich denn irre?"

„Nicht, indem Sie meine Züge wiedererkennen, gnädigſte Frau", ſagte Herr Schmidt, ſich tief verneigend.

„Herr Walter!" rief ſie faſt unhörbar. „Sie hier an dieſem Orte!"

„Der Name Walter liegt begraben im Forſt zu L.", verſetzte Schmidt in ehrfurchtsvoller Haltung. „Seit zwei Jahren lebe ich unter dem Namen Schmidt in dieſer Gegend; und hier würde ich bis zu meinem Tode in ſtiller Vereinſamung geblieben ſein, ohne durch meine perſönliche Erſcheinung eine traurige, düſtere Erinnerung in Ihnen heraufbeſchworen zu haben, hätte nicht ein unberechenbarer Zufall mich Ihnen heute vor Augen geführt. Ich habe für einen ſcheidenden Freund den Liebesdienſt übernommen, dies Bild hier der Comteſſe, Ihrer Tochter, zu überreichen."

Die Blicke des Sonderlings und der Gräfin richteten ſich gleichzeitig auf Bianka. Sie ſaß noch auf ihrem Stuhl und hatte die Augenlider wie ermüdet niedergeſchlagen. Doch ſchien ſie die beiden auf ſie gerichteten Blicke zu fühlen. Wie von einem elektriſchen Strahl getroffen, richtete ſie ſich auf, erhob ſich und näherte ſich der Gräfin. „Nein", ſprach ſie dann mit feſter Stimme, „keine Lüge, auch die wohlwollendſte nicht, ſoll ſich eindrängen zwiſchen Mutter und Tochter!... Er ſelbſt war hier, mit meiner Zuſtimmung, um das Bild zu vollenden. Es iſt ihm nicht gelungen. Er iſt ſoeben geſchieden mit einer Täuſchung im Herzen, die ſein ganzes Leben vergiften wird!"

Nach dieſen Worten ſchritt ſie gegen die Thür. Dort ſchien ihr plötzlich die Kraft zu ſchwinden. Sie ſchaute ſich wie nach Hülfe um. Dieſer Blick brachte den alten Inſpector, der von Angſt, Schreck und Erſtaunen gleichſam verſteinert worden, zum Leben und zur Beſinnung. Haſtig ſprang er vor, reichte Bianka den Arm und führte ſie hinweg, dem Schloſſe zu.

„Meine Tochter hat Sie, wenn ich nicht irre, der Lüge geziehen?“ begann die Gräfin nach längerer Pauſe, indem ſie wie aus einem Traum erwachte.

„Ich würde hundert Lügen ſagen“, verſetzte der Sonderling, „um Ihnen einen Kummer zu erſparen! Ich würde mein Leben opfern, um von Ihnen und Ihrer Tochter, die ein Engel voll Seelengröße und Tugend iſt, die geringſte Gefahr fern zu halten. Und mit alledem könnte ich doch das Unheil nicht vergüten, das ich ehemals und jetzt wieder über Ihr mir ſo theures Haupt heraufbeſchworen! Denn wiſſen Sie, gnädigſte Frau, ich wiederum trage die Schuld, daß dieſer Maler in dieſe Gegend gekommen und daß er friedenſtörend in das Heiligthum Ihres Familienglücks getreten iſt!“

„Sonderbar“, ſagte ſie wie geiſtesabweſend, indem ſie ſich auf den Stuhl niederließ, welchen ihre Tochter ſoeben verlaſſen hatte.“ Beim erſten Anblick dieſes jungen Mannes dachte ich an Sie! Und er hat doch nicht die geringſte Aehnlichkeit mit Ihnen!“

Er blieb vor ihr ſtehen und bewahrte die frühere ehrfurchtsvolle Haltung. Er erzählte ihr mit leiſer, bebender Stimme, welcher Umſtand und welche Abſicht ihn nach Europa zurückgeführt, warum er dieſe Abſicht aufgegeben und in ſtiller Vereinſamung geblieben, wie er dann endlich den Maler zu ſich beſchieden — hier aber ward ſeine Erzählung durch den Hufſchlag eines über den Schloßhof galopirenden Pferdes unterbrochen. Er eilte ans Fenſter. „Heiliger Gott, die Comteſſe!“ rief er, die Hände ringend, „ſie reitet ihm nach! . . . Nun iſt alles verloren!“

Die Gräfin ſchien nicht im geringſten zu erſchrecken. Eine ſeltſame Seelenregung ging in ihr vor. Der tiefe Zug des Schmerzes und der Trauer verſchwand aus ihrem Geſicht. Der Ausdruck der Milde, der Güte, der Heiterkeit verklärte ihre Züge. „Nein, nein, es iſt ſo ſchlimm nicht!“ ſagte ſie, das große Auge auf den verzweifelnden Mann heftend. „Ich weiß nicht, iſt es Ihre Erſcheinung mit all den durch ſie erweckten Jugenderinnerungen oder iſt es die Kataſtrophe, die ſo plötzlich an mich herangetreten, etwas hat in dieſem Augenblick meine ganze Denkweiſe verändert. Das Naturkind, die Waldblume, muß doch nach einem andern Geſetz fühlen und handeln als die Dame des Salons. Ehren wir auch dieſes Geſetz, mein Freund! Ich füge mich. Ja, es macht mich glücklich, daß ich mich fügen muß! Reiten Sie ihnen, meinen Kindern, nach und ſagen Sie ihnen, daß ſie eine verzeihende, zärtliche Mutter finden werden!“

Einen Augenblick ſtand Schmidt wie gelähmt von Erſtaunen und die Gräfin mit ängſtlich forſchendem Blick betrachtend. Dann rannte er, ohne ein Wort zu ſprechen, hinweg, nach dem Stalle, ſchwang ſich auf ein Pferd und galopirte der jungen Gräfin nach. . .

Bianka war von dem Greiſe nach ihrem Zimmer geführt worden. „Ich danke Ihnen!“ ſagte ſie dort, dem Inſpector die Hand reichend. „Sind Sie zufrieden mit mir?“

Der Alte wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und aus ſeiner treuen, gepreßten Bruſt ſtieg ein ſchwerer Seufzer herauf. Sprechen konnte er nicht.

Sie ſetzte ſich nieder und ſtarrte ſinnend zu Boden. Nach langer Pauſe hob ſie wieder an: „Alſo das war der Sonderling aus unſerer Nachbarſchaft? Woher mag er die Mutter kennen? Es iſt das alles ſehr ſeltſam!“

„Höchſt ſeltſam! Wunderbar! Mein Gott, wer hätte das gedacht!“ rief der Greis und ſchien erfreut, daß die Gedanken des armen unglücklichen Kindes dieſe Richtung genommen. Doch plötzlich ſprang ſie auf und trat ans Fenſter, von welchem aus ſie die Tannenallee überſehen konnte. In der Mitte derſelben ſah ſie ihn, haſtigen Schrittes dahineilend.

Ihre Geſtalt richtete ſich auf. Ihre Bruſt wogte. Purpur bedeckte ihre Wangen. In dem Blick ihres jetzt funkelnden Auges concentrirte ſich ein kühner, feuriger Wille. Da war nichts mehr von Verzweiflung und Entſagung an ihr zu ſehen. Da ſtand das leidenſchaftliche Weib im äußerſten Moment zu einem äußerſten Entſchluſſe bereit. „Eine Täuſchung, die ſein ganzes Leben vergiften wird!“ murmelte ſie. „Er meint alſo, da, wo er Muth, Kühnheit und Kraft zu finden gehofft hatte, hat er feige Unterwerfung und Entſagung gefunden? Die beiden Worte könnten ihn glücklich machen, glücklich für den Augenblick wenigſtens! Zwei Worte nur; ich habe nicht den Muth, ſie auszuſprechen!“

Die Geſtalt des Malers entfernte ſich weiter und weiter und bildete nur noch einen dunkeln Punkt in der Allee. Bianka wandte haſtig den Kopf nach dem Greiſe um und fragte: „Sind die Pferde zum Spazierritt geſattelt?“

„Ohne Zweifel", antwortete der Alte, von der plötzlichen Frage außer Faſſung gebracht.

„Warten Sie, ich will ſelbſt gehen, mich zu überzeugen!" ſagte ſie raſch und verließ das Zimmer.

Der Greis, von einer unerklärlichen Angſt getrieben, eilte ihr nach. Zum Stalle gelangt, fand er ſie ſchon zu Pferde ſitzend. „Beruhigen Sie die Mutter! Ich bin im Augenblick wieder zurück!" rief ſie ihm zu und ſprengte davon.

Sie war eine ſichere, faſt wilde Reiterin. Sie ließ dem Roſſe die Zügel ſchießen und peitſchte es mit einer Gerte, die ſie in der Nähe des Stalls von einem Strauch gebrochen. Das feurige Thier rannte im ſauſenden Galop dahin. Bianka ſuchte mit gierigem Auge die Geſtalt des Malers und erblickte ſie nicht mehr. Sie verdoppelte die Schläge auf den Hals des Roſſes, welches wuthſchnaubend, raſend, wie ein Pfeil dahinſchoß.

Burgsdorf war, die Bruſt voll leidenſchaftlicher, ſtürmiſcher Gefühle, aus der Gärtnerwohnung hinweggerannt.

„Gut, daß die Tragikomödie à la Redwitz am Ende iſt!" ſprach er bei ſich, indem er den Schloßgarten verließ. „Im Grunde genommen, hab' ich in dieſer Poſſe gleich allen übrigen den Narren geſpielt. Waldblume wird, wie ſich das gebührt, an gebrochenem Herzen ſterben; und ich — und ich — nun, ich glaube wahrhaftig, auch ich werde, obwol langſamer, verſcheiden an romantiſchem Gift!"

In dieſer bittern, ſelbſtverhöhnenden Weiſe machte er ſeinen tobenden und widerſtreitenden Empfindungen Luft; in dieſer wild humoriſtiſchen Weiſe ſuchte er die Anſtöße, welche ſein Idealismus an der Proſa des Lebens gefunden, ſchnell abzufertigen. Doch der Stachel in ſeinem Herzen war zu tief gedrungen, als daß er ſich hätte ſo leicht und raſch herausreißen laſſen. Das bleibende Schmerzgefühl war ſtärker, intenſiver als der aufſchreiende Unmuth. Auch hatten die ſo raſch aufeinanderfolgenden Wallungen der Leidenſchaft ihn geiſtig und phyſiſch erſchöpft. Die Stürme in ſeinem Innern legten ſich. Sein wildes Grollen ging über in Wehmuth, in Traurigkeit.

In dieſer umgewandelten Stimmung gelangte er in die Nähe des Verſtecks, von wo aus er Bianka zum erſten male erblickt hatte. Unwillkürlich lenkte er ſeine Schritte vom Wege ab und drang in das Gebüſch. Er wünſchte einen ſtillen, ſtummen Abſchied zu nehmen von dieſer Stelle, an welche ſich eine unauslöſchliche Erinnerung für ihn knüpfen würde. . .

Lange ſtand er dort, in träumeriſches Sinnen verloren. Vor ſeiner Seele gingen in richtiger Reihefolge alle Ereigniſſe vorüber, welche er, ſeitdem er hier zum erſten male geſtanden, erlebt hatte. Und, ſonderbar! dieſe Erinnerungen erweckten ſeine Hoffnung wieder. Es hatte ſich ja doch alles überſtürzt. Zu einer Ausgleichung der Gegenſätze hatte es ſowol an Zeit als an Gelegenheit gefehlt. Die Kataſtrophe war durch Ueberraſchung herbeigeführt worden.

„Warum habe ich ſo feig, ſo beſinnungslos den Kampfplatz verlaſſen?" fragte er ſich vorwurfsvoll. „Warum habe ich vor dem Kampfe die Waffen geſtreckt?"

Der Hufſchlag eines herangalopirenden Roſſes entriß ihn dieſen Betrachtungen. Er bog die Tannenzweige zurück und blickte die Allee entlang. Er ſah ein wüthendes Roß mit einer Reiterin wild daherjagend. . .

Ein unbeſchreiblicher Schreck machte ſein Herzblut ſtocken. Unwillkürlich, ohne Beſinnung ſtürzte er hervor aus dem Gebüſch auf die Allee. Das wüthende Roß jagte gerade auf ihn los. Er hörte nicht den warnenden Ruf der Reiterin. Er breitete die Arme aus. . .

Das wilde Thier fühlte plötzlich einen heftigen, verzweifelten Ruck mit dem Zügel. Es bäumte hoch auf und machte einen furchtbaren Satz zur Seite. . . Burgsdorf ſah die Reiterin herabſtürzen und hörte einen dumpfen Fall. . . Die Sinne ſchwanden ihm. . .

Aus dieſer Betäubung erweckte ihn ein heftiger Ruck am Arm. Er ſah neben ſich und dem ſtill daliegenden Körper der herabgeſtürzten und gegen einen Tannenſtamm geſchleuderten Reiterin einen Mann mit wildverzerrten Zügen. „Da ſehen Sie", ſagte der Mann mit leiſer, ziſchender Stimme, „was wir angerichtet, wir beide! Sie durch Ihre Leidenſchaft und ich durch meine Narrheit!"

Der Maler ſtürzte nieder auf die Knie und rief in wildem, raſendem Schmerz: „Bianka! Bianka!"

Bianka ſtarrte ihn mit trübem, gebrochenem Auge an und über ihre Lippen glitten faſt unhörbar die Worte: „Hoffe und ringe!" . . .

„«Verzweifle und ſtirb!» ſollte ſie uns zurufen, Ihnen und mir!" ſprach der Sonderling; „denn ich weiß wohl, daß es für ſie keine Ret-

tung mehr gibt. Dieſes irre, gebrochene Auge deutet auf Erſchütterung oder Verletzung des Gehirns. Ich täuſche mich nicht! Sie ſprach im Fieberwahn... Bleiben Sie hier! Ich will den Arzt und einen Wagen holen. Der Mann der Wiſſenſchaft ſoll uns beſcheinigen, daß wir dies knospende Leben gemordet haben... Vorher aber mögen Sie noch Eins erfahren! Ich bin von der Gräfin Ihnen mit dem Auftrage nachgeſchickt, Ihnen zu ſagen, daß Sie zurückkehren möchten und eine verzeihende, zärtliche Mutter finden würden!" Er ſchwang ſich aufs Pferd und jagte davon.

Burgsdorf aber ſtieß einen gellen Schrei hervor, einen Schrei des Jubels und der Verzweiflung zugleich. „Waldblume, hörſt du?" rief er, ſich über die Beſinnungsloſe beugend — „Wir werden eine verzeihende, zärtliche Mutter finden!"

„Hoffe und ringe!" lispelte Bianka, ohne daß ſich der bewußtloſe Ausdruck ihrer Züge veränderte.

Zehntes Kapitel. (Schluß.)

Gerade am Jahrestage des ſchrecklichen Unfalls lenkte ein Wanderer ſeine Schritte in die Tannenallee.

Hinter ihm ging ein Landmann, welcher einen großen Kranz von Waldblumen trug... Neben einer der Tannen ſtand ein Kreuz von Marmor mit der Inſchrift: „Waldblume."

Der Wanderer ſtand ſtill vor dem Kreuz, nahm aus den Händen des Landmanns den Kranz und hing ihn um das Kreuz. Dann, nachdem ſich der Landmann entfernt hatte, ſetzte er ſich nieder neben dem Kreuze und verlor ſich in tiefes Nachſinnen.

Er ſaß noch nicht lange da, als ihn ein fernes Geräuſch aus ſeinem Grübeln erweckte. Er blickte die Allee entlang und ſah einen Reiter und eine Reiterin in langſamem Schritt ſich ihm nähern. Ohne einen Augenblick zu zögern, ſprang er auf, verbarg ſich in dem Tannengebüſch und blickte mit unbeweglichem Auge durch die Zweige nach der Allee.

Der Reiter, der, als er näher gekommen, dem Verſteckten zuerſt ins Auge fiel, war ein großer, ältlicher Mann, welchen wir kennen. Doch wie hatte er ſich ſeit einem Jahre verändert! Das Feuer ſeines Blicks war erloſchen, ſein Haar ſilberweiß geworden. Seine Haltung war gebeugt. Seine von Gram durchfurchten Züge drückten eine ruhige, kalte Verzweiflung aus... Auch die Reiterin neben ihm iſt uns bekannt. Und auch ſie war ſeltſam verändert. Der frühere, gleichſam verſteinerte Ausdruck des Schmerzes in ihren Zügen war verſchwunden. Ein eigenthümliches Lächeln ſchwebte um ihre bleichen Lippen, ein Lächeln, welches jedoch keinen wohlthuenden, heitern Eindruck machte. Es war das Lächeln eines geſtörten, an eine fixe Idee gebundenen Geiſtes...

In der Nähe des marmornen Kreuzes zog der Reiter plötzlich die Zügel an. Er hatte den Kranz von Waldblumen erblickt. Eine jähe Röthe verbreitete ſich über ſein Geſicht. Sein Auge bohrte ſich in das Tannenverſteck.

„Kommen Sie, kommen Sie!" ſagte die Reiterin, „meine Kinder einzuholen!"

Todesbläſſe bedeckte das Geſicht des Reiters. „Laſſen Sie uns umkehren", ſprach er in traurigem Tone, „wir werden ſie daheim antreffen!"

Der Lauſcher im Gebüſch ſah ſie beide umkehren und langſam hinwegreiten. Er trat dann aus dem Gebüſch hervor und blickte ihnen nach, ſo weit ſein Auge reichte. „Er weiß jetzt, daß ich hier bin", murmelte er, „und kann daraus folgern, daß meine Leidenſchaft etwas mehr als äſthetiſcher Kitzel war. Er hat ſich getäuſcht, als er bei unſerer Trennung vorausſagte: «Sie werden zurückkehren in die Welt der feinen Formen, der Nüchternheit, der Berechnung, und das Stück Romantik, in welchem Sie hier die Hauptrolle geſpielt, wird als poetiſche Erinnerung nur noch Ihre Mußeſtunden würzen. Vergeſſen Sie dann auch des alten, wunderlichen Thoren nicht, der Sie in die Farce hineingezogen und dann ſo närriſch war, außer ſich ſelbſt auch Sie mit anzuklagen!» Er hat ſich getäuſcht! Ich ſpreche mich nicht frei! Aber Vorurtheile haben ſich mit der Leidenſchaft verbunden und zu beiden hat ſich dann der blinde Zufall geſellt, um den unheilvollen Ausgang herbeizuführen. Er hat ſich getäuſcht", fügte er nach einem langen Abſchiedsblick auf das bekränzte Kreuz hinzu. „Die Blütenpracht der feinen großen Welt hat ihren Reiz für mich verloren und in meinem Herzen iſt ein Stachel zurückgeblieben, welchen die Zeit vielleicht weniger ſchmerzhaft, aber niemals ſchmerzlos machen wird."

Noch einen tiefen, wehmüthigen Blick warf er ringsumher, dann ging er tiefbewegt von dannen.

Die Zigeuner.

Von Wilhelm Girſchner.

V.

Vor dem Jahre 1417 laſſen ſich keine zuverläſſigen Nachrichten über das Daſein der Zigeuner in Europa nachweiſen. In dieſem Jahre ſollen ſie, von der türkiſchen Grenze kommend, zuerſt in der Moldau, der Walachei und Ungarn geſehen worden ſein. Ueberall wurden ſie anfangs wohlwollend empfangen und reich bewirthet. König Sigismund von Ungarn, der ihnen den Durchzug durch ſein Land gern geſtattete, verlieh ihnen ſogar Freibriefe, kraft deren ſie ſich eigene Führer wählen und in allen Ländern ungehindert verkehren könnten. Ein ſolcher Freibrief iſt in der That noch bekannt und abſchriftlich aufbewahrt. Er iſt im Jahre 1423 ausgeſtellt, und die Zigeuner, welche 1424 nach Regensburg kamen, führten ihn mit ſich. Er empfiehlt „Unſern Getreuen, Ladislaus, Wojwode der Zigeuner, nebſt andern zu ihm Gehörigen", und enthält die merkwürdigen Worte: „Sollte aber unter ihnen (den Zigeunern) ſich irgendein Unkraut finden oder ſich etwas Unangenehmes ereignen, es ſei von welcher Seite es wolle, ſo iſt es Mein ernſter Wille und Befehl, daß nicht ihr oder einer von euch, ſondern allein dieſer Ladislaus, der Wojwode, das Recht zu beſtrafen und zu begnadigen haben ſoll." Dieſer Freibrief iſt zwar ſpäter ausgeſtellt, aber auch ſchon 1417 mögen die Zigeuner im Beſitz ähnlicher vom König Sigismund geweſen ſein. Von Ungarn durch Polen und das wendiſche Gebiet der Oder und Elbe ziehend, verbreiteten ſie ſich in einem einzigen Jahre bis an die Nordſee. Noch im Herbſt deſſelben Jahres wurden ſie in Norddeutſchland bemerkt, wo ſie über die Lüneburger Heide nach Lübeck und von dort durch Roſtock, Wismar, Stralſund und Greifswald gewandert waren. Im Jahre 1418 drangen ſie bis in die Schweiz vor. „Eine beträchtliche Horde einer ganz unbekannten Nation, braun von Farbe, fremden Ausſehens, ſchlecht gekleidet und mit Päſſen von weltlicher und geiſtlicher Obrigkeit verſehen, erſchien plötzlich vor den Thoren der Stadt Zürich; ihr Anführer nannte ſich Michel, Herzog von Aegypten, und ſeine Gefährten hieß man Cingari oder Czingani." Einige Chroniſten geben ihre Zahl zu 1400, andere zu 14000 und wieder andere gar zu 40000 an. Um 1419 zeigte ſich eine Schar von 70 Mann bei Augsburg, an deren Spitze zwei Herzoge und mehrere Grafen ſtanden. Im Jahre 1422 erſchien eine Horde Zigeuner in Italien. Als man ſie in Bologna anhielt, gaben ſie vor, den Heiligen Vater aufſuchen zu wollen. Allein man ſtellte ſich ihrem weitern Vordringen entgegen und zwang ſie zur Umkehr. Dennoch konnte man ſie nicht gänzlich wieder verdrängen. Im Jahre 1425 wurden einzelne Zigeunerbanden auch in Frankreich geſehen, von wo ſie ſich auch bald über Spanien verbreiteten. In England und Schottland findet man ſie erſt gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Beſonders gefielen ſie ſich in den weiten Hochebenen Schottlands, die ihr freies Nomadenleben außerordentlich begünſtigten.

Ueberall, wo die Zigeuner auf ihren Wanderungen hinkamen, nahmen ſie ſelten in Häuſern Quartier, ſondern meiſt in niedrigen Zelten, die ſie mit ſich führten und entweder auf freien Plätzen außerhalb der Dörfer und Städte oder in Waldungen aufſchlugen. Wie uns ein ſpäterer Schriftſteller, aus den Quellen geſammelt, das erſte Auftreten dieſer landſtreicheriſchen Horden in Frankreich ſchildert, die allenthalben durch ihre abenteuerliche Kleidung, ihre dunkle Farbe, ihre kauderwelſche Sprache und unbekannten Sitten, mehr noch durch ihr überkeckes Thun und Treiben bedeutendes Aufſehen erregten und in Staunen und Beſtürzung verſetzten und deren Urſprung, Name und Sprache auch den Gelehrteſten unbekannt war, ſo mag es wol überall geweſen ſein. Sie waren theils zu Pferde, theils aber, und größtentheils, zu Fuß. Sie führten ihre Weiber und eine Schar Kinder mit ſich; die meiſten waren in Lumpen gehüllt, die Kinder faſt nackt. Helle Haufen von Weibern, ihre Kinder theils an der Hand führend, theils auf dem Rücken tragend, eröffneten den Zug. Zerlumptes Männervolk mit Zwergſäcken, Bündeln und Schläuchen auf den Schultern, Hahnenfedern auf den Mützen und kurzen Meſſern an der Seite, folgten. Koppeln von Hunden wurden tobend vorbeigetrieben, einzelne Bewaffnete, auf Eſeln oder dürren Kleppern reitend, folgten einer barbariſchen Muſik, Scharen von Sängern und Spielleuten, die mit kleinen Trommeln, Handpauken, Schellen, blechernen Klingdeckeln, Dudelſäcken und kleinen Mohrenpfeifen einen wüſten Jubel unterhielten. Hinter ihnen wurde die Stange mit vergoldetem Knopf und Büſcheln von Roßhaaren geſchmückt getragen; von welcher an goldenen Schnüren der große pergamentene Freibrief des Kaiſers Sigismund herabhing, den viele große Herren und Städte

durch ihr Inſiegel bekräftigt hatten. Die prächtige Kleidung des Herzogs dieſer Horden, der unter dem Schatten eines Pergamentpaniers auf einem ſchellengeſchmückten Maulthier einhertrabte, ſtach grell gegen die zerlumpte Tracht ſeiner Untergebenen ab. Das ungariſche Gewand ſtarrte von goldenen Zierathen; auf ſeiner Mütze prangte ein Büſchel von rothen Hahnenfedern und unter dem pelzverbrämten Rande dieſes Hauptſchmucks blitzten Augen hervor, die des Mannes Beruf, über das ungeſchlachte Volk den Stab der Gewalt zu ſchwingen, aufs bündigſte bekräftigten. Um ihn her wurden die Kochgeſchirre der Horde getragen, Schläuche mit Wein, Säcke mit Mundvorräthen. Weiber und Männer — die rüſtigſten unter allen —, mit langen Speeren bewaffnet, folgten dem Zuge, und an dieſen ſchloß ſich ein unzähliger Schwarm von Geſindel, Troßvolk und ſchwarzgebräunten, mit langen Knebelbärten gezierten Burſchen, die den verwegenen Blick nach allen Seiten richteten und bereit ſchienen, bei der erſten verdächtigen Bewegung des Volks wie blutlechzende Hunde in deſſen Reihen einzubrechen und zu morden und zu plündern nach Gefallen und Willkür. Doch ſchien Muth im ehrlichen Streit nicht eben ihre Sache zu ſein. Das Volk fürchtete ſie und gab ihnen, was ſie begehrten, denn es ſchrieb ihnen übernatürliche Kräfte zu und es ſchien am Tage zu liegen, daß ſie Zauberei trieben. Mit Unwillen gewahrte man überall das zuchtloſe und kecke Betragen dieſes gleichſam wie vom Himmel geſchneiten Geſindels. Sie vergalten die an ihnen geübte Gaſtfreundſchaft übel, ſtahlen und plünderten, wo und was ſie nur konnten. Auch erregten ihre zuchtloſen Sitten, beſonders ihrer Frauen und Mädchen, die keine weibliche Zurückhaltung kannten, und ihre Abneigung gegen allen Glaubenscultus ein allgemeines Aergerniß. Die Milde und Zuvorkommenheit, mit der man ſie anfangs empfangen hatte, wandelte ſich daher nach kurzer Zeit in Haß und Verachtung. Ueberall, wo ſie ſich niederließen, wurden ſie vertrieben. Doch die Ankömmlinge vermehrten ſich durch immer neue Zuzüge und ihrem weitern Ausbreiten war nicht mehr zu wehren. Die Befehle der Obrigkeiten, die gegen ſie erlaſſen wurden, blieben, da ſie theils läſſig angewandt wurden, theils gegen dieſes Geſindel nicht anwendbar waren, ohne ſonderlichen Erfolg. Im Jahre 1560 wurden ſie aus Frankreich, 1591 aus Spanien ausgewieſen. In einer Verordnung Heinrich's VIII. von England vom Jahre 1530 heißt es, „daß ein fremdes Volk, welches ſich Aegypter nenne und weder ein Handwerk noch Handel treibe, aus England bei Todesſtrafe ausgewieſen werden ſolle.“ Dieſe Geſetze gegen die Zigeuner wurden unter Maria und Eliſabeth erneuert und noch Georg III. erklärte es durch ein Geſetz für ein Todesverbrechen, in Geſellſchaft von Zigeunern einen Monat lang zuzubringen; — aber nichtsdeſtoweniger konnte man das läſtige fremde Geſindel weder verdrängen noch gänzlich ausrotten. Am zahlreichſten hatten ſich die Zigeuner in Ungarn und den Donauländern eingeniſtet, deren weite Ebenen und Heiden ihrer Lebensweiſe beſonders zuſagten; auch fanden ſie hier bei den Herrſchern Unterſtützung.

Auf ihren Wanderungen durch Europa gaben ſich die Zigeuner für chriſtliche Pilger aus, die auf einer ſieben-, auch vierjährigen Bußfahrt begriffen ſeien. Die Veranlaſſung dazu gaben die einzelnen Horden verſchieden an. Einige ſprachen, ſie müßten die Welt durchwandern um ihrer Vorfahren Sünde willen, auf die ein Fluch gewälzt ſei, weil ſie eine Zeit lang vom Chriſtenthum abgefallen wären, oder auch weil ſie dem nach Aegypten flüchtenden Heiland kein Obdach gewährt hätten. Andere wieder gaben vor, ein König von Ungarn habe ihnen ihr Land genommen, ſie zur Taufe gezwungen und ihnen die ſiebenjährige Wanderung als Buße auferlegt. Und ſo hatten ſie noch mancherlei andere bezügliche Vorwände, und aus dieſen voneinander abweichenden Ausſagen ergibt ſich zur Genüge, daß dieſelben lediglich Erfindungen waren, um das Volk über die eigentliche Veranlaſſung und Abſicht zu täuſchen — ein bewundernswürdiges Beiſpiel der Liſt und Verſchlagenheit ihres Nationalcharakters. Denn wirklich war die vorgebliche Bußfahrt in den damaligen Zeiten außerordentlich geeignet, ſie zu ſchützen. Man hielt ſie für heilige Leute, ungeachtet ihres bald offenkundig gewordenen ruchloſen Lebens und Treibens, und ſie fanden in Deutſchland, Italien und der Schweiz noch Fürſprecher. Die Fürſten und Herren, welche ſie mit Schutzbriefen verſahen, mögen ſie ebenſo ſehr getäuſcht haben; möglich iſt es indeſſen, daß hierbei politiſche Gründe obgewaltet.

Ueberall, auch unter orientaliſchen Nationalitäten, erſcheinen die Zigeuner in ihrer eigenthümlichen Geſichtsbildung als Fremdlinge, und es wollte nicht gelingen, unter den lebenden Völkern ihre Heimat zu ermitteln. Es ſind verſchiedene

Meinungen über dieſes dunkle Räthſel aufgeſtellt worden, von der abſurden Behauptung ab, daß ſie die Reſte eines vorweltlichen der Sündflut entgangenen Geſchlechts ſeien, bis zu jener lächerlichen Deutung des Namens Zigeuner von Zieh-Gauner und der daraufgegründeten Abſtammung von urgermaniſchem Blut. Sie ſelbſt gaben ſich für Aegypter aus und thun dies noch heutigen Tags, wenn man ſie über ihre Herkunft befragt. Man glaubte ſie auch wirklich dafür halten zu müſſen, da ſie die Wahrſagekunſt, die Traumdeuterei, die Schwarze Kunſt und Gaukelei nach ägyptiſcher Manier betrieben, es in Aegypten auch in der That nicht an Zigeunern mangelt, wo ſie auch aus frühern Jahrhunderten bekannt ſind. Wir werden weiter ſehen, daß es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß ſie ſich vor ihrer Einwanderung in Europa eine Zeit lang in Aegypten aufgehalten haben. Dort iſt indeſſen ihr eigentliches Vaterland nicht zu ſuchen. Was die geſchichtliche Forſchung vergebens verſucht hat, dieſen dunkeln Punkt aufzuhellen, das iſt der Erforſchung der Sprache der Zigeuner vollkommen gelungen, und erſt ſeit zwei Decennien konnte man vermöge der immer weiter gediehenen allgemeinen Sprachſtudien den Urſprung der braunen Eindringlinge feſtſtellen. Die Zigeuner ſprechen nämlich neben der Sprache der Länder, in welchen ſie leben und die ſie mit außerordentlicher Leichtigkeit erlernen, eine ihnen eigenthümliche Sprache, in der man früher irrthümlich das Rothwelſch, eine aus mehrern Sprachen zuſammengeſtoppelte Gaunerſprache, zu erkennen glaubte. Dieſe Zigeunerſprache läßt trotz der bedeutenden Dialektverſchiedenheit, welche ſogar ſo weit geht, daß die Zigeuner verſchiedener Länder einander ſchwer verſtehen, und trotz der Vermengung mit vielen Wörtern fremder Sprachen doch einen gewiſſen durch alle Zigeunerdialekte der verſchiedenen Länder hindurchgehenden Grundtypus erkennen. Dieſer nun iſt ein rein indiſcher; ja manche Wörter gehören dem reinen Sanskrit an, jener alten Sprache der Brahmanen in Hindoſtan, der Schriftſprache der ältern indiſchen Literatur, und die Zigeunerſprache darf ſich rühmen, mit dieſer im Bau vollendetſten aller Sprachen blutsverwandt zu ſein. Auch läßt ſich durch zahlreiche ſpecielle Vergleichungen ihrer ganzen phyſiſchen und intellectuellen Natur, ihrer Sitten und Gebräuche mit ziemlicher Schärfe beweiſen, daß ſie aus dem nördlichen Vorderindien ſtammen. Schwieriger iſt es indeſſen, die ſpeciellere Landſchaft und die indiſche Kaſte nachzuweiſen, und wie viel Mühe ſich die Gelehrten auch bisher in dieſer Beziehung gegeben, man iſt nur zu unſichern und ſchwankenden Reſultaten gelangt. Jedenfalls dürften die Zigeuner einer tiefſtehenden Kaſte oder den keiner Kaſte angehörenden unreinen verworfenen Parias angehören. Der Name, den die Zigeuner in den verſchiedenen Ländern führen, das Zingali, Zigany, Tſchingari der Ungarn, Walachen und Türken, das böhmiſche Cykan, das polniſche Cigan, das litauiſche Cyganas, das ruſſiſche Tzügan und das griechiſche Zingannos wie das ſpaniſche Gitanos und das deutſche Zigeuner läßt mit einiger Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß ihr Stammvolk die noch jetzt am Ausfluſſe des Indus in Vorderindien lebenden Tzingaris ſeien, welche wenig höher als die Parias ſtehen, religions- und geſetzlos, tanzend und muſicirend, ſtehlend und betrügend das Land durchziehen und ihrem Charakter und ihrer ganzen Körperbeſchaffenheit nach unſern Zigeunern ungemein ähnlich ſind. Welches Ereigniß zwang nun dieſes Volk, in ſo großen Scharen auszuwandern und bis nach Europa zu kommen? Auch hierüber haben wir keine völlige Gewißheit. Einige Gelehrte vermuthen, andere ſtellen es als geſchichtliche Thatſache hin, daß der mächtige gefürchtete Eroberer Timur-Beg oder Tamerlan, welcher auf ſeinem Zuge, den Mohammedanismus durch Feuer und Schwert zu verbreiten, im Jahre 1399 auch die nordöſtlichen Gegenden am Indus mit Krieg überzog, die Tzingaris in großer Anzahl vertrieben habe. Dieſe zogen dann vom Gangesfluſſe durch Afghaniſtan, Perſien und die Türkei und zerſtreuten ſich von da durch Europa. Ein guter Theil mag auch auch nach Aegypten, in das fruchtbare Nilthal gegangen ſein und ſich vielleicht erſt von da aus, nachdem ſie einige Zeit dort gelebt, nach Europa verbreitet haben. Denn zwiſchen der Auswanderung der Zigeuner aus dem Mutterlande und ihrem erſten Erſcheinen in Europa liegt ein Zeitraum von 19 Jahren, und es bleibt fraglich, wo ſie ſich während deſſelben aufgehalten. Ihre orientaliſche Tracht, Religion und Sprache und ihr echt aſiatiſches Nomadenleben brachten ſie unverſehrt nach den Ländern der Cultur und fanden dort, wenn auch verachtet und verſtoßen, eine zweite Heimat.

Die Birke.

Ein Naturbild von Karl Ruß.

Der Vollmond tritt ſoeben groß und klar hinter den Höhen hervor und übergießt mit ſeinem Silberlicht die Landſchaft. Im dunkeln Hintergrund der hohe, ſchwarze Föhrenwald, ſeitwärts der blinkende Spiegel eines kleinen Landſees und vor uns ein lichter Birkenhain — das iſt das reizende Bild der Abendlandſchaft vor unſern Blicken!

Vom linden Hauch bewegt, ſchwanken die langen herabhängenden Reiſer der Birkenzweige zierlich auf und nieder und flüſtern, ſäuſeln und rauſchen, gleich als bewohnte ein ganzes Heer kleiner luſtiger Waldgeiſter ihr Blättergewirr. Dann beginnt, dort, wo der Birkenwald zum Berg hinanſteigt, eine Schwarzdroſſel ihr ſchwermüthig-ſüßes Flötenlied, welches hehr und erhebend weithin das ſtille, träumende Waldthal durchhallt; dazu plätſchert neben uns der kleine Gießbach ſeine ſinnige Weiſe und laſſen die tanzenden Mückenſchwärme ihr harmoniſches Summen ertönen. Und in dieſen harmoniſchen Lauten verſchwimmt gar wunderlieblich die ſanfte Klage der Nachtigall, vom milden Weſt aus den fernen Fliedergebüſchen hierhergetragen. Wenn dann hier und da ein Lichtlein nach dem andern aufblitzt und bald überall grüngolden glänzende Leuchtkäferchen im muntern Reigen uns umtanzen — da ſprengt nur zu ſchnell die Phantaſie alle Feſſeln des kalten Verſtandes und träumt uns hinüber in alle Zauber und alle Wunder der ſchönen Frühlingsnacht.

Leichtgeſchürzte Elfen entſteigen dem dunkeln Grunde und umſchweben uns im bunten, fröhlichen Reigen; Nymphen und Najaden tauchen aus der kryſtallenen Flut empor und tummeln ſich im lieblichen Spiel vor unſern trunkenen Blicken. Dann verdunkelt eine ſchwarze Wolke das magiſche Mondeslicht und gleich einem neuaufgehenden Vorhange zeigt ihr Verſchwinden uns ganz andere Bilder. Die altnordiſche Sage der „Letzten Weltenſchlacht am Birkenbaum" zieht an unſerm Geiſte vorüber:

„Auf einer weiten Halde des nordweſtlichen Deutſchland ſteht einſam eine alte, alte Birke. Ihre verworrenen von langem grauem Mooſe überzogenen Aeſte rauſchen ſchauerlich in dem ſich erhebenden Oſt, gleich als wollten ſie künden, daß aus ſeiner Heimat ein verheerender Sturm hereinbrechen werde. Und wirklich; zahlreiche Haufen ſchwergewappneter Reiſigen ziehen heran; ihnen folgen unabſehbare Horden roher, wilder Völker, und alles vor ſich her zertrümmernd und zerſchmetternd, erfüllen ſie alle Welt mit Schrecken und Entſetzen. Nichts vermag ihnen zu widerſtehen, keine Macht kann ihren furchtbaren Anprall aufhalten. Endlich, endlich aber ermannen ſich die in den Staub geworfenen Völker wieder und ſtellen ſich auf der Halde der einſamen Birke den Feinden entgegen. Und viele, viele Tage lang tobt die Schlacht. Es iſt ein Kampf der Civiliſation gegen die Barbarei, des Lichts gegen die Finſterniß, des guten Princips gegen das böſe. Nachdem viele der Edelſten und Beſten des Menſchengeſchlechts hingeopfert worden, nachdem Tauſende von Männern ihr Leben gelaſſen und ungeheure Blutſtröme gefloſſen — da endlich entſcheidet ſich der Sieg. Die wilden Rotten und rohen Horden werden theils vernichtet, theils zurückgeworfen in ihre Steppen und Einöden — — und Ruhe und ewiger Friede mit allen ihren Segnungen und ihres Glückes Fülle kehren dann für immer ein auf dieſer ſchönen Erde." Ein Windſtoß rauſcht jetzt durch die Baumgipfel und mahnt uns zum Heimgang.

Wenn am nächſten Morgen die Sonne ſich über die Höhen erhebt und ihre erſten Strahlen über das Birkenwäldchen ergießt, dann erſcheint uns daſſelbe in neuer Pracht. Die noch jungen friſchgrünen Blättchen ſitzen gleich lauter beweglichen Schmetterlingen an den dünnen Zweigen und zwiſchen ihnen die niedlichen Primelchen und Kätzchen der männlichen und weiblichen Blüten. Dies loſe und zierliche grüne Netzwerk tragen die leichtgeſchwungenen ſchlanken Stämme, deren glänzendweiße, dann ins Graue übergehende Rinde jedenfalls als der herrlichſte Schmuck unſerer deutſchen Wälder anzuſehen iſt.

Während geſtern Abend im mondſcheinübergoſſenen Birkenhain unwillkürlich bunte Phantaſiebilder unſer Herz erfüllten und uns den lauſchigen Ort als das Paradies aller poetiſchen Träume und Schwärmereien erſcheinen ließen — da lacht uns jetzt das Birkenwäldchen in friſcher, herziger Freundlichkeit entgegen, gleich als ſei es der liebe traute Tummelplatz unſerer Kindheit, der Boden aller unſerer luſtigen Spiele und jugendlichen Streiche.

Wenn die Frühlingsſonnenſtrahlen durch das luſtige Blätterdach der Birken fallen und den dunkeln Waldesgrund in wechſelvollem Allerlei mit zierlichen Arabesken bemalen, die ſchneeigen

Stämme, von den jungen, ſchwarzgrünen Kiefern ſo maleriſch ſich abhebend, uns deſto reizender erſcheinen; wenn die weithin rings über den Waldesteppich zerſtreuten buntfarbigen Blümchen, ſo freundlich uns zulächelnd, ihre ſüßen, würzigen Düfte aushauchen; wenn die ganzen Birken, von Millionen Thaudiamanten in der Sonne erfunkelnd, wie mit einem Gold- und Brillantenſchimmer übergoſſen ſind und in ihren leichtbewegten Zweigen das wonnige Frühlingsconcert der fröhlichen kleinen Meiſen und Finken, der Zeiſige, Goldhähnchen und Laubvögelchen ertönt, in welchem das wundervolle Lied der Singdroſſel aus dem Wipfel einer hohen, uralten Föhre, der melodiſche Flötenton des Pirols, der neckiſche Ruf des Kukuks und die ſchwärmeriſchen Jubeltriller der hoch oben im klarblauen Aether tanzenden Lerchen ſo wunderſam harmoniſch verſchmelzen — dann leuchten unſere Blicke auf im Verſtändniß aller Pracht und Schönheit der Natur. Das Birkenwäldchen erſcheint uns als ein Tempel, in dem ein erhebender Gotteshauch unſere Herzen erfüllt und uns würdig macht der reinen Freuden und Genüſſe, welche die Natur dem guten und genügſamen Menſchen bietet.

Aber auch noch nach andern Seiten hin müſſen wir den uns liebgewordenen Baum betrachten. Auf dem Friedhofe ſtehen viele Birken mit langen, tiefherabhängenden Zweigen. Es bedürfte kaum des Namens Trauerbirke, um uns an ihre Bedeutung zu mahnen. Dort über jenem Grabe beugt ſich eine tief und ſchwer hinab — ſie verſinnbildlicht uns den Schmerz und das Weh der in ihrem Schatten blutenden Menſchenherzen. Dies ſind Kinder, arme, arme Waiſen, welche die erſte und wahrſte Freundin des Lebens, die theure Mutter, betrauern. O, wie verzweifelt ringen ſie die Hände! In wie bitterm Weh rinnen ihre Thränen! Sie achten's nicht, daß die Schatten immer höher ſteigen und die ſchwarze Nacht faſt hinabgeſunken iſt. Sie können ſich nicht trennen von der Stätte, wo all ihre Liebe, all ihr Troſt und all ihre Hoffnung für immer begraben ſind! Eng umklammert ſitzen ſie da, die Bemitleidenswerthen, und können keinen Entſchluß faſſen und keine Ausſicht finden. Jetzt ſollen auch ſie voneinander ſich trennen und jeder ſeinen Weg allein wandern durch das kalte, feindliche Leben, ohne liebevolle Hülfe, ohne Halt und Leitung. O, wie zucken ihre jungen Herzen in herbem Weh, in Angſt und Sorge!

Da, mitten in der ſchwarzen Finſterniß, ertönt mit einemmal der wunderliebliche Geſang eines Vögelchens von der Birke herab. Es iſt eine Heidelerche, welche den einſamen Kirchhof zu ihrem Wohnſitz erkoren und nach ihrer Gewohnheit in der Nacht ihr Lied anſtimmt. Ihre ſanftlullenden, unendlich melodiſchen Triller aber im tiefen, hehren Schweigen der Natur — wie ſollten, wie könnten ſie wol irgendeine fühlende Menſchenbruſt kalt und ungerührt laſſen! Auch in die wunden Herzen unſerer armen Kleinen träufeln ſie mild und ſanft hinab als ein wahrer Balſam für ihre brennenden, zuckenden Schmerzen. Ihnen erſcheint das Vögelchen als ein wahrer Himmelsbote, der ihnen Muth, Vertrauen und Hoffnung bringt und ſie daran mahnt, daß wie für die Vöglein im Wald ſo auch für ſie Platz und Raum genug da ſein werde auf dieſer ſchönen Erde!

Der hohe, ſtattliche Baum, welcher, meiſtens kleine Vor- und Feldhölzchen bildend, bei uns in Deutſchland überall zu finden iſt und, auf den Kirchhöfen gern angepflanzt, dann den Namen Trauerbirke führt, iſt die Weißbirke. Sie bekleidet ſich im Frühling von allen unſern Waldbäumen zuerſt mit friſchem, freudigem Grün und ihre ſchlanken Ruthen werden in vielen Gegenden unſers lieben Vaterlands, beſonders von den Landleuten, in der nahenden Oſterzeit in mit Waſſer gefüllten Töpfen auf den Ofen oder ſonſtwo in die Wärme geſtellt, damit ſie ergrünen und im Schmuck der kleinen Blättchen am Oſtermorgen zum „Stüpen" dienen können. Der erſte Oſtertag pflegt dann für die männlichen und der zweite für die weiblichen Hausgenoſſen beſtimmt zu ſein, und wer dann als Langſchläfer, von den Stüpenden überraſcht, noch im Bett oder unangekleidet angetroffen wird, der kann darauf gefaßt ſein, daß die Oſterruthen deutlichere Spuren auf ſeinem Körper hinterlaſſen werden, als ihm lieb ſein dürfte. Uebrigens iſt der Gebrauch ein unbewußter Nachhall aus der alten Heidenzeit unſerer Vorfahren und bedeutet, daß alle diejenigen, welche mit dem heiligen Miſtelzweige berührt wurden, das ganze Jahr hindurch von Krankheit, Ungeziefer und andern Plagen verſchont blieben.

Eine ähnliche Bedeutung hat die Birke als „pädagogiſcher Baum"; denn aus ihren geſchmeidigen und doch zähen Zweigen wird ja das wichtigſte Werkzeug aller Kindererziehung, die Ruthe, geſchnitten. Dafür rächt ſich der herangewachſene Bube an dem Baum in ſpäterer Zeit dadurch,

daß er ſeinen Stamm im Frühjahr anbohrt und den ausrinnenden Saft als ſüßes, kühlendes Getränk zu gewinnen ſucht. In einigen Gegenden, wo die Birkenwälder noch von großem Umfang ſind, bereitet man aus dem im großen gewonnenen Birkenſaft auch wol Birkwein. Das Anbohren iſt den Birken jedoch ſo ſchädlich, daß es oft ihr Eingehen verurſacht. Wer alſo dieſe ſchönen Bäume lieb hat, der verſchone und behüte ſie vor demſelben. Außerdem, daß das ſchöne, weiße und feingemaſerte Birkenholz zu vielerlei Gebrauch, beſonders zur Anfertigung von Küchengeräthen und zu Schlittenbäumen, Verwendung findet, wird in Rußland die Birkenrinde zur Theerbereitung ſowie zur Herſtellung des bekannten Juchtenleders benutzt. Das junge, friſche Birkenlaub findet bei uns in der Volksheilkunde als Mittel gegen Waſſerſucht, Rheumatismus u. dgl. Anwendung. Derartige Leidende werden in dieſe Blätter mittels großer Tücher feſt eingewickelt und gerathen dann in einen furchtbaren Schweiß, welcher alle Krankheitsſtoffe aus dem Körper fortnehmen ſoll.

Während eine einzeln ſtehende ſchöne Weißbirke mit ihren herunterhängenden Zweigen immerhin einen ſchwermüthigen, feierlichen Eindruck hervorzubringen vermag, iſt ihre Schweſter, die Heidebirke, einzeln oder zum Wäldchen vereinigt, unter allen Umſtänden als ein heiteres Weſen, ein Bild des kindlichen Frohſinns anzuſehen. Ihre aufſtrebenden, nur leichtgebogenen Zweige, ihr maigrünes, luſtig flatterndes Laub und ihre ſchlanken, äußerſt zierlichen Stämme unterſcheiden ſie weſentlich von der erſtern und laſſen ſie uns, beſonders im gemiſchten Gebüſch, unter majeſtätiſchen Eichen, lieblichen Linden, männlich kräftigen Buchen, ernſten Tannen und ſchwermüthig düſtern Kiefern als eine allerliebſte Abwechſelung und Zierde erſcheinen.

Noch eine andere Schweſter der Weißbirke, die im hohen Norden zwiſchen ewigem Schnee und bis an die letzte Grenze des Pflanzenlebens hinanſteigende Zwergbirke, welche ſich dort nicht mehr frei und hoch in die Luft emporzuheben vermag, ſondern, dicht am Erdboden hinkriechend, nur im ſchweren Kampfe mit den Elementen ihr Daſein friſten kann, muß uns als ein Sinnbild der zähen, alles überwindenden Ausdauer gelten.

Der Samen der Birke iſt ſehr klein und außerordentlich leicht; er dient vielen Vögeln und Mäuſearten zur Nahrung und wird von den erſtern, weit öfter aber von den Winden oft weithin verſchleppt, ſodaß zuweilen Birkenpflänzchen an Orten zum Vorſchein kommen, von denen jede Mutterbirke viele Meilen weit entfernt iſt. In gleicher Weiſe wachſen oft an ſolchen Stellen Birken empor, wo der gewöhnliche Menſch ſich vergeblich darüber den Kopf zerbricht, wie ſie dorthin gekommen. Wir finden z. B. auf vielen hohen Thürmen, Mauern, Häuſern, kahlen Felſen u. ſ. w. Birken, welche dort in einer Hand voll Schutt Fuß gefaßt haben und nun, ſich anklammernd oder mit den Wurzeln in das Geſtein dringend, in genügſamer Ausdauer, oft in ſchwindelnder Höhe munter grünen und gedeihen.

Zum Schluß nun noch ein kleines Abſchiedsbildchen unſers lieben Baumes. Im grauſen Nordoſt des einrückenden Herbſtes iſt manche zarte Pflanze bereits zu Grunde gegangen. Trauer und Scheiden, Welken und Erſterben erfüllt bereits die ganze Natur. Da legt ſich noch einmal des Wetters Toben; ein klarer, freundlicher „Alterweiberſommertag“ lacht über den Auen. Dann ſchmückt ſich noch einmal die ganze Landſchaft in den bunteſten Farben, und das Allerlei der vom dunkelſten Grün bis zum Fahlgelb, vom lichteſten Roth bis zum Dunkelbraun wechſelnden Blätter gibt dem Bilde einen freilich nur zu vergänglichen, doch zu guter letzt wahrlich nicht zu verachtenden Reiz. In all dieſer Farbenfülle und Pracht aber wiederum eine der auffallendſten und ſchönſten, zwiſchen den dunkelgrünen Kiefern und den braunrothen Rothbuchen, den vollgrünen Weißbuchen und den purpurrothen Vogelkirſchen, iſt mit ihrem ſchönen, lebhaften Grün unſere Birke.

Aus dem walliſer Rhônethal.

Von Friedrich Lampert.

I.

Durch Nußbaum- und Kaſtanienſchatten, an Rebenhügeln entlang ſtieg ich von Righi-Vaudois, der ſchönen Penſion, die dort hoch über dem Genferſee liegt, zu dieſem ſelbſt hinab. Es war noch früh am Tage und doch ſchon viele Menſchen auf den Beinen. Wen lockt auch nicht die Pracht dieſes Sees bei Tag und Nacht hinaus? Mir war erſt die Nacht ſo ſchön geweſen, als all dieſer Zauber, Land und See, Berg und Thal ſo ſchweigend unter mir gelegen war, nur vom milden Mondlicht überfloſſen, und mir ſchien jetzt die volle Herrlichkeit des Tags, die das im

Dunkel doch fern Verhüllte nun zur durchſonnten Nähe wandelte, doch noch viel ſchöner zu ſein!

Der Bahnzug von Lauſanne durchbrach die Morgenſtille. Villeneuve und damit das Ende des Sees war raſch erreicht. Ja, leider das Ende ſchon. Wie ſchwer ſchied ſich's doch von dieſen Ufern! Aber das, was nun kommen ſollte, mußte auch groß und ſchön ſein, war's auch anders geartet; ging's ja doch nun ſo recht hinein in das eigentliche Alpenreich, in das Innerſte dieſer Rieſenwelt, die da außen am See einem doch noch immer etwas fern ſteht. Bald geht es durch das enge Felſenthor, das die Dent de Morcles mit der Dent du Midi bildet, durch welches eng zuſammengezwängt die Rhône aus dem Wallis in das Waadtland ſtrömt. Im Wallis hat ſie ihren Jugendlauf. Vom Furkagletſcher iſt ſie herabgekommen, 80 Zuflüſſe hat ſie bis zu ihrem Eintritt in den See ſchon aufgenommen, die haben ihr etwas von der eiſigen Friſche ihres erſten Laufs genommen, ſie trübe, ſchlammig gemacht; träge geht ſie manchmal durch die Maisfelder und Rebengelände hin, aber allzeit iſt ſie ein ſtattlicher, ſtolzer Strom. Je nach den Windungen der Berge tritt ſie bald vor, bald rückt ſie zurück, trifft hier auf Marmorfelſen, dort auf Weinberge oder Kaſtanienwälder. Auf mittler Bergeshöhe erſcheinen und verſchwinden zahlreiche Dörfer, Kirchen und Kapellen; über dieſe erheben ſich dunkle Wälder, dann grüne Weiden und einzelne Sennhütten und ganz oben glänzt und blitzt das Gletſchereis.

Auf der walliſer Seite kann ſich das Auge nicht ſatt ſehen an der ſchönen Form und Großartigkeit der Gebirge, an der Anmuth ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom ſchönſten Baumwuchs beſchatteten Abhänge; hier an der auf einer Halde ruhenden Kapelle, dort am geheimnißvollen Thal und überall an dem Reichthum und der Farbenpracht der Natur. Es ſcheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem ſchönen Strom ein würdiges Bett zu bereiten, und bei ſeiner Annäherung an den See ſchmücken ſie ſich vollends, gleichſam um ſeine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme getheilt, wälzt ſich die Rhône durch die Ebene fort und ergießt endlich ihre brauſenden und ſchlammigen Fluten in den Leman, der zurückweicht, als hätte er Furcht, daß bei dieſem Zuſammentreffen der himmelblaue Kryſtall ſeines Gewäſſers befleckt werden möchte. Doch widerſteht er und es kommt zwiſchen ihnen zum Kampf. Der ſchäumende Strom und der blaue See werden handgemein, und eilt der Nordwind dem Leman zu Hülfe, ſo fahren die Wellen empor und ſtürzen von vorn und von der Seite auf den feindlichen Strom, ſetzen ihm hart zu und treiben ihn in die Enge. Man glaubt zwei kämpfenden Heeren zu begegnen; darum haben auch die Uferbewohner dieſem Streit den Namen „La bataillière" beigelegt. Fährt ein Nachen über die wogende Fläche, ſo verſpürt er an den heftigen Stößen den Zorn der Fluten. Noch eine Viertelſtunde weit vom Ufer iſt der Aufruhr fühlbar. Endlich kann der Strom das Seebett hinabſteigen, aus dem er 20 Stunden weiter unten reiner und ſchöner wieder hervortritt.

So zeigt uns denn die Rhône den Weg; ſie muß es wol, denn bald hat die Bahn keine andere Wahl mehr, als hart zwiſchen ihr und den himmelhohen Bergen hinzulaufen. Nicht weit hinter Villeneuve nämlich iſt das Thal eng, ſehr eng geworden; erſt bei Mattigny wird es wieder weiter und bis dorthin ſteigen auch die Berge zur Seite immer höher und gewaltiger an; wir merken wohl, daß es die höchſten Gebirge Europas ſind, zwiſchen welchen ſich unſer Scheideweg durchzieht. Für ſie und ihre majeſtätiſchen Formen hat das Auge anfangs das meiſte Intereſſe, dann aber wird es auch von einzelnem im Thale gefeſſelt. Da breitet ſich ſauber und groß auf einem langen, rebenreichen Bergrücken unſern der Bahn das Dorf Yvorne aus, einſt von einem Bergſturz halb verſchüttet, nun der Standort eines der feurigſten Weine des weinreichen Rhônethals. Gleich nach ihm hält der Zug in Aigle, dem der ſchwarze Marmor, den man in der Umgegend bricht und aus dem es gebaut iſt, ein ganz eigenthümliches Anſehen gibt. Es iſt, an der wilden Grandeeau gelegen, das alte Aquila der Römer, Lager römiſcher Reiterei. Immer großartiger wird nun die Gebirgsſcenerie, beſonders ſchön der Blick auf den ſchneebedeckten, gezackten Gipfelkamm der Dent du Midi. Der Avençon fließt in die Rhône; an ihm liegt Station Ber, der berühmte Salinenort.

Im Bahnhof war längerer Halt und prächtiges, fröhliches Leben: die Schweizermiliz der Außencantone auf der Heimkehr von den großen Manövern an der Furka und im Wallis. Lange klangen mir noch die luſtigen Soldatenlieder nach, als wir ſchon wieder davongetragen wurden, einen langen Tunnel durch, jener Brücke von St.-

Maurice zu, die mit dem östlichen Pfeiler auf dem Ausläufer der Dent du Morcles, mit dem westlichen auf dem der Dent du Midi ruht und in 70 Fuß Spannung das enge Thal völlig überbrückt. „So schön ist sie gebaut", hat Karl August von Weimar von ihr zu Goethe gesagt, „daß es aussieht, als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben setzt." Nur mit kühnen Sprengungen hat die Eisenbahn sich vorbeischieben können und St.-Maurice erreicht. Auch bei dieser alten, auf einem Dreieck Land zwischen Fluß und Felswand ruhenden Stadt ist classischer Boden. Sie soll ihren Namen vom heiligen Mauritius haben, dem Anführer der Thebaischen Legion, den die Legende hier im Jahre 302 mit seiner Legion den Märtyrertod finden läßt. Schade, daß der Zug zu kurze Zeit hielt, um die Abtei, das älteste Kloster diesseit der Alpen, mit ihren reichen Schätzen besuchen zu können. Dann führte er durch Strecken, an die sich traurige Erinnerungen knüpfen; an jenen Stellen vorüber, wo im Jahre 1836 gewaltige Schlammströme von der Dent du Midi herab das Thal verheerten, wie solche schon im Jahre 563 die Römerstadt Epannum, das heutige Evionnaz, zerstört hatten. Jetzt sendet die Dent du Midi uns einen freundlichern Gruß, einen schönern Boten herab: da drüben die Pissevache, den Wasserfall der Sallenche, der, ganz nahe der Bahn, 120 Fuß hoch von der Felswand sich wie flammend in den Sonnenstrahlen in ein Becken herunterwirft und hier in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herumtreibt. Nachbarlich öffnet sich unweit dieses Falles, aber diesmal unten auf der Thalsohle, eine zweite Felsspalte, aus der der Trient, der Bergstrom, dem wir beim Uebergang nach Chamouny wieder begegnen, vortritt.

Da bog sich Thal und Fluß. Die Dranse strömt bei Martigny in die Rhône. Weit hinauf ist deren nun breit gewordenes Thal geöffnet. Allein sie selbst hat sich ziemlich weit von der Bahn zurückgezogen, sie fließt links drüben an den Bergen hin, die in ihrer hoch hinaufreichenden mannichfachen Bebauung den vorhin geschilderten freundlichen Anblick bieten. Zu ihren Füßen aber, in der eine Stunde breiten Thalsohle, sieht es weniger lockend aus: fast nur weite Sumpfflächen, in denen blos Gras und Schilf gedeiht, selten eine Oase, Getreide oder Mais sich zeigt. Sie sind das Erzeugniß der furchtbaren Hochwasser, die alljährlich von den Gebirgen Felsen und Geröll in ungeheuern Massen losreißen und damit den aus seinem Bett gedrängten Fluß und seine Ufer übersäen. Dazu kein Schatten, kein Tropfen guten Trinkwassers und endlich noch ein Feind, der den unglücklichen Wanderer hier buchstäblich bis aufs Blut peinigen kann, ein Heer kleiner Mücken, die mit ihren schwarzen, florartigen Flügeln einen überall verfolgen und sogar den Schlaf beunruhigen; wie wird's mancher mit mir der Eisenbahn schon gedankt haben, daß sie da so schnell hindurchführt und die Poesie des Fußwanderns erspart; die muß man sich für das obere Rhônethal aufbewahren, aber nicht in seiner Mitte suchen, sonst würde der Weg bis Sion sauer werden.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Don Carlos, der Infant von Spanien.

Das Geschick unglücklicher Fürstensöhne hat die Phantasie der Menschen immer auf das lebhafteste beschäftigt; wenn schon in einem bürgerlichen Hause der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn beklagenswerth ist und oft zu einem tragischen Ausgang führt, so muß solch Schauspiel auf einer viel größern Bühne die Blicke aller unwiderstehlich auf sich ziehen. Die Leidenschaften, die solche Katastrophen herbeiführen, der Zusammenstoß zweier Charaktere, der Schleier des Geheimnißvollen, der über das Ganze gebreitet ist, sind ebenso viele Reizmittel, um Aufmerksamkeit und Theilnahme stets aufs neue zu erwecken. Von allen unglücklichen Prinzen aber ist uns Deutschen durch Schiller's Trauerspiel „Don Carlos" der Sohn Don Philipp's der liebste geworden.

Von Don Carlos und seinem Geschick waren nur kurze, ungewisse, räthselhafte Nachrichten auf die Nachwelt gekommen. Oeffentlich vor ganz Europa hatte dreizehn Jahre nach dem geheimnißvollen Tode des Prinzen Wilhelm der Stille von Oranien den spanischen König der Hinrichtung des eigenen Sohnes angeklagt. Französische Schriftsteller einer spätern Zeit behaupten, in ihrem Sarge läge die Leiche des Don Carlos mit dem Kopf zwischen den Beinen. Vergebens haben sich die Biographen Don Philipp's bemüht, sein Angedenken von diesem Fleck zu reinigen: weitaus bei der Mehrzahl seiner Zeitgenossen behielt die Meinung der Ankläger die Oberhand. Man traute dem schweigsamen, heuchlerischen und mürrischen Despoten im Escurial alles zu; das Schlimmste von ihm vernahm man mit dem offensten Ohr, mit dem gläubigsten Herzen. Zu Schiller's Zeit galt die „Nou-

vello historique" des Abbé von St.-Réal: „Don Carlos", die 1672 zuerſt erſchien, für eine durchaus glaubwürdige Darſtellung der Begebenheit. Sie machte der Dichter zur Grundlage ſeines Trauerſpiels; wie wunderlich, wenn ihm jetzt ein franzöſiſcher Kritiker, Sainte-Beuve, Unkenntniß und Verdrehung der Geſchichte vorwirft! — Die Actenſtücke, die uns bekannt geworden, kannte Schiller nicht, er ahnte kaum ihr Daſein. Die moderne Geſchichtſchreibung beruht auf der Durchforſchung der Archive, auf den Berichten der Geſandten, auf den Briefen der Fürſten, den Depeſchen der Geſandten. Gewiß, bis zu einem beſtimmten Punkt ein glaubwürdiges Material, ſicherer als die Erzählung eines von den Ereigniſſen entfernten Zeitgenoſſen. Der Bericht des Generals wird über das Ganze der Schlacht, ihre Erfolge, die Art, wie ſie gewonnen wurden, ein deutlicheres Bild geben als der Brief eines Soldaten, der eben nur beſchreiben kann, was er von ſeinem Poſten aus ſah. Aber dieſer Brief hat Eins vor dem Bericht des Feldherrn voraus: Friſche, Urſprünglichkeit, Leidenſchaft. So fehlt auch den Depeſchen der Geſandten allzu ſehr das perſönliche Element. Ueber das Factiſche der Ereigniſſe indeß werden wir ſicher unterrichtet. Leopold Ranke iſt einer der erſten geweſen, der ſeine Darſtellungen auf dieſe Mittheilungen gegründet; er hat ſchon 1829 in einer beſondern Abhandlung das Verhältniß Don Philipp's zu ſeinem Sohne beleuchtet. Seitdem ſind die Archive zu Brüſſel, Wien und Simancas den Erforſchern des 16. Jahrhunderts zugänglicher geworden und in raſcher Folge mehrere Arbeiten über Don Carlos erſchienen. In Europa wie in Nordamerika hat das Zeitalter Don Philipp's, der Befreiungskampf der Niederlande die Theilnahme erweckt; Prescott und Motley, Mignet, Juſte und Gachard haben mit ſeltenſtem Eifer und bewundernswürdigem Fleiß dieſe Epoche bearbeitet. Aus zwei kurz nacheinander veröffentlichten Werken über Don Carlos von Gachard und de Mouy hat jetzt L. A. Warnkönig eine deutſche, überſichtliche Biographie: „Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieſes Prinzen" (Stuttgart, Kröner), zuſammengeſtellt; außer den von Gachard und de Mouy angeführten Berichten hat er auch mit vielem Geſchick die Depeſchen des Freiherrn von Dietrichſtein, des kaiſerlichen Geſandten am Hofe zu Madrid, benutzt. Vieles ſtellt ſich nothwendig in der Wirklichkeit anders dar als in der Dichtung Schiller's; vor allem wird der ideale, „löwenkühne" Jüngling von ſeinem Kothurn herabgedrängt.

Am 8. Mai 1545 wurde Don Carlos zu Valladolid geboren; ſein Vater war Don Philipp, damals noch Erbprinz von Spanien, und ſeine Mutter Maria, eine portugieſiſche Prinzeſſin. Vier Tage nach ihrer Entbindung ſtarb die Prinzeſſin. Der erſt achtzehnjährige Vater bekümmerte ſich nicht allzu viel um die Erziehung ſeines Sohnes, obgleich er in ſeiner ſchreibluſtigen Weiſe Verordnungen über Verordnungen über die Lebensweiſe des Prinzen ergehen ließ. Philipp's Streben war und blieb es, von ſeinem Schreibtiſch aus die Welt zu regieren. Ueber die kleinlichſten Dinge verfügte er durch Reſcripte. Die Erziehung des Prinzen blieb zumeiſt ſeinen beiden Tanten überlaſſen; an die eine, Doña Juana, ſchloß er ſich mit einer gewiſſen leidenſchaftlichen Zärtlichkeit. Geiſtig und leiblich war er ein verkrüppelter Menſch. Er erhielt einen der gelehrteſten Männer Spaniens, Honorato Juan, zum Lehrer. Wenn aber in jedem Lande die Erziehung der Prinzen niemals viel getaugt, ſo war ſie in Spanien die ſchlechteſte. Nicht nur an Don Carlos, an dem letzten Habsburger, Karl II., ſehen wir es, der kaum ſchreiben konnte, als er 1665 den Thron beſtieg. Mancherlei Krankheiten untergruben die ſchwache Geſundheit des Prinzen; von lebhaftem Blut, zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen geneigt, beging er tolle Streiche, die den ſtrengen, ceremoniöſen Vater gegen ihn leicht erzürnten. Er prügelte ſeine Diener, des Nachts ſtreifte er in den Straßen der Stadt umher, hielt die Vorübergehenden an und ſchlug ſie. Einen Schuhmacher, der ihm ein Paar Stiefeln nicht zu Dank gemacht, ſoll er gezwungen haben, das gekochte und zerſchnittene Leder derſelben zu eſſen. Schnell war er bereit, ſelbſt gegen die vornehmſten Edelleute den Dolch zu ziehen. Ein Treppenſturz, den er ſich bei einem Liebesabenteuer zu Alcala 1562 zuzog, brachte ihn an den Rand des Grabes; die Kunſt der Aerzte rettete ihm das Leben, aber ſein Gehirn mag dennoch eine tiefe und unheilbare Erſchütterung davongetragen haben. Im Jahre 1564 ſah ihn der Freiherr von Dietrichſtein, der Geſandte des deutſchen Kaiſers Maximilian II.; man hatte in Wien die Abſicht, eine der Erbherzoginnen mit Don Carlos zu verheirathen; ſo gibt denn der Geſandte eine ausführliche Schilderung ſeiner Perſon: „Von Angeſicht iſt er ziemlich wohlgeſtaltet. Er hat keine böſen Züge, ein braunes, glattes Haar, einen mittelmäßigen Kopf, keine beſonders hohe Stirn, graue Augen, mittelmäßige Lippen, ein längliches Kinn, ſein Angeſicht iſt ſehr blaß, er ſchlägt nicht aus dem öſterreichiſchen Geſchlecht, iſt nicht breit von Schultern, auch nicht von großem Wuchs; die eine Achſel iſt etwas höher als die andere, die Bruſt eingebogen; im Rücken, gegenüber dem Magen, eine kleine Erhöhung ſichtbar; der linke Fuß iſt ein gut Stück kürzer als der rechte; er bedient ſich der rechten Seite nicht ſo gut wie der linken; er hat ſtarke, aber nicht gutgeſtaltete Schenkel, iſt ſchwach auf den Beinen, hat eine ſchwächliche, feine Stimme; das Sprechen kommt ihm anfangs ſchwer an, er muß ſeine Worte herausdrücken, ſpricht das R und das L ſchlecht aus. Er kann indeſſen alles, was er ſagen will, ausdrücken, ſodaß man ihn ziemlich verſteht." Mit ſeinem Wiſſen und ſeinen geiſtigen Eigenſchaften war Dietrichſtein beſſer zufrieden, aber ein Blick auf das von Coëllo gemalte Bildniß des Prinzen muß auch darüber entſcheiden: es iſt etwas Irrſinniges in dieſem Antlitz. Der ſchärfſte Unterſchied

zwiſchen ihm und Don Philipp lag wol darin, daß er eine jäh aufbrauſende, wilde Natur, der König verſchloſſen und gemeſſen war. Zwei Menſchen am Hofe hatten Einfluß auf ihn: ſeine Stiefmutter Eliſabeth von Frankreich, Philipp's dritte Gemahlin, und ſein Oheim, Don Juan d'Auſtria, der natürliche Sohn Karl's V. Ein kriegeriſcher, ritterlicher Zug lebte auch in dem verwahrloſten Prinzen; er liebte es, daß man ihm Kriegsgeſchichten vorlas; bis zur Verſchwendung war er freigebig. Aus der Verehrung, die er ſeiner Stiefmutter bewies, hat man eine Liebesneigung herausdeuten wollen, die nie vorhanden war. Dies iſt der zweite Irrthum der Schiller'ſchen Tragödie.

Barg nun ſchon die Verſchiedenheit ihrer Naturen Keime des Zwieſpalts zwiſchen Vater und Sohn, ſo fehlte es auch nicht an thatſächlichen Anläſſen dazu. Die Tollheit des Prinzen überſtieg zuweilen jedes Maß; mit Gewalt erpreßte er Geld von fremden Kaufleuten, um es zu verſchleudern. Seinen Vater verachtete er; deſſen unkriegeriſches, langſames Weſen gab ihm Stoff zu mündlichen und ſchriftlichen Satiren. Als der Aufſtand in den Niederlanden ausbrach, trug er ſich mit der Hoffnung, mit ſeinem Vater dorthin zu reiſen oder als Statthalter die aufrühreriſchen Provinzen zur Ordnung zurückzuführen. In dieſer Hinſicht empfand der geſchichtliche Don Carlos wie der Schiller'ſche. Mit dem Herzog von Alba hatte er vor deſſen Abreiſe nach Brüſſel den heftigſten Wortwechſel: er zückte den Dolch gegen ihn. Nie vergab er es ſeinem Vater, ſich ſo von ihm hintangeſetzt zu ſehen. Und eine andere Beleidigung empörte ihn nicht weniger. Er wünſchte ſich mit ſeiner Couſine, Anna von Oeſterreich, der Tochter Maximilian's, zu verheirathen; in das Bild der Prinzeſſin ſoll er ſich verliebt haben: er küßte es öfters. Auch der öſterreichiſche Hof wünſchte dieſe Verbindung, deren Abſchluß Don Philipp fortwährend durch hundert Ausflüchte hinderte und in die Ferne ſchob. Stichhaltig erſcheint keiner ſeiner Vorwände; die Anſicht Maximilian's, daß Don Carlos' wilde Gemüthsart ſich durch den Einfluß einer Frau, die er liebte, mildern würde, hatte doch manche Erfahrungen für ſich. Don Philipp aber liebte den Sohn nicht, er wollte deſſen Glück nicht, wie er denn auch ſeinen Einfluß fürchtete. Von allen Staatsgeſchäften hielt er ihn fern; Don Carlos mochte ein ſchlechter Politiker ſein, aber ſicher war dies auch kein Mittel, ihn zu bilden und ſeine Abneigung gegen den Vater in Freundſchaft zu verwandeln. Unter dieſen Umſtänden lag wirklich „der Himmel von Madrid ſchwer" auf dem Prinzen: er beſchloß zu entfliehen. Einmal wollte er nach Malta gehen, ein Entſchluß, von dem ihn Ruy Gomez von Eboli, dem er ſich vertraut, abhielt; jetzt, im Januar 1568, hatte er beſchloſſen, nach den Niederlanden zu entkommen. Was er dort beabſichtigte, ob er ſich mit weitern Planen gegen ſeinen Vater trug, wir wiſſen es nicht; zunächſt lag ihm, wie in ähnlicher Lage Friedrich dem Großen, alles daran, aus der Gewalt eines harten, tyranniſchen Vaters zu entfliehen. Er handelte wie ein Thor; er vertraute ſeinen Fluchtplan ſeinem Oheim, Don Juan, an und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen; auf eine Weiſe, die Aufmerkſamkeit erregen mußte, ſuchte er Geld zuſammenzuborgen; kurz vor Weihnachten geſtand er dem Prior von Atocha, daß er einen unverſöhnlichen Haß gegen ſeinen Vater im Herzen trüge. Dies war ſein Verderben; der König wurde von verſchiedenen Seiten von den Anſchlägen des Prinzen unterrichtet; ſelbſt Don Juan — der zehn Jahre ſpäter Philipp's Dank erfahren ſollte — verrieth den Freund. In der Nacht vom 18. auf den 19. Januar 1568 nahm Don Philipp in eigener Perſon, einen Helm auf dem Haupt, einen Degen unter dem Arm, den Prinzen gefangen. „Nicht als Vater, als König werde ich dich fortan behandeln", ſagte er ihm. In einen Thurm des Schloſſes geſperrt, unausgeſetzt bewacht, ſtarb Don Carlos am 24. Juli 1568, wie es ſcheint an einer Indigeſtion. Nach langem Faſten verzehrte er auf einmal vier ſtark gewürzte gebratene Feldhühner. Am Fieber litt er in der Hitze des Thurms, da er viel Eiswaſſer, um ſich abzukühlen, zu trinken pflegte, ſchon längere Zeit. Nicht ohne Schauer kann man die Verordnungen, die Don Philipp über die Behandlung des Prinzen erließ, leſen: keiner ſeiner Wärter durfte mit ihm über ſeine Lage ſprechen, auf ſeine Fragen darüber Antwort geben; nie durfte der Prinz das Eine Zimmer, das er hatte, verlaſſen; ſeine Lektüre beſtand nur aus Gebetbüchern — wahrlich, auch eine kräftigere Natur hätte in dieſer Qual untergehen müſſen, und man hat, den Tod des Prinzen zu erklären, nicht nöthig, ſeine Vergiftung anzunehmen! Er ſtarb, vielleicht weil er ſterben wollte; im Beginn ſeiner Gefangenſchaft hatte er ſich durch Hunger tödten wollen.

Dies iſt die Geſchichte des Don Carlos. Die Mängel der Schiller'ſchen Tragödie der Wirklichkeit gegenüber liegen klar, aber ebenſo ſicher iſt es, daß Schiller den Geiſt der Spanier, das Weſen Don Philipp's vortrefflich widergeſpiegelt. Das Trauerſpiel iſt keine dialogiſirte Geſchichte. So wenig es der Schöpfungsgeſchichte der Bibel als poetiſchem Kunſtwerk Eintrag thut, daß die Wiſſenſchaft die Entſtehung der Erde anders erklärt, ſo wenig wirft die Wirklichkeit einen Schatten auf Schiller's großartige Dichtung; das wäre eine ſchlechte Kunſt, die das Geſchehene, das Leben der Vergangenheit nicht in der Phantaſie der Nachkommen zu verklären und zu vertiefen wüßte!

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Eine Razzia.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion.

I.

Th. K. — So mancherlei ist in frühern Jahren und neuerdings über die „Razzias“ erzählt und geschrieben worden, die von den französischen Truppen in Algerien gegen das Eigenthum der Eingeborenen gerichtet und ausgeführt wurden und werden mußten.

Es war im Spätherbst des Jahres 1856. Wir lagerten angesichts der himmelanstrebenden Felsenhöhen des Djurdjura in der Provinz Algier, des mittelsten der drei Departements, in welche die französische Administration die Colonie getheilt hat. Unsere Expeditionscolonne mochte gegen 10000 Mann stark sein und bestand vorzugsweise aus Infanterie. Nur etwa acht Gebirgsgeschütze, transportirt auf Maulthierrücken, zwei Escadrons Chasseurs d'Afrique und eine gleiche Stärke an Spahis (eingeborene Cavalerie) repräsentirten die übrigen Waffen. Eine zweite, mit der unserigen im Einverständniß operirende, jedoch schwächere Colonne befand sich jenseit des Gebirgs, dem sie sich von der Provinz Konstantine, der östlichsten der drei, genähert hatte. So sehr nun auch der Tag uns gehörte, d. h. so faule Zeit und so viel Ruhe wir auch hatten, während die Sonne am Himmel stand, um so mehr mußte die Wachsamkeit verdoppelt werden, sobald die Nacht hereinbrach. Sie war der Moment der Action für den Kabylen; sie benutzte er, um unsere Vorposten (und somit uns alle) zu alarmiren; ihm kamen dann seine genaue Terrainkenntniß, sein durchdringend scharfes Auge und die von frühester Kindheit her angenommene Gewohnheit, die Kühle der Nacht zur Arbeit und zur Jagd zu benutzen, zu statten, während für uns die Schwierigkeiten sich um so mehr häuften, als — die wenigen Mondscheinnächte abgerechnet — die Dunkelheit der Nacht in jenen Breiten bekannt genug ist.

Der Zweck der — viel zu spät unternommenen — Expedition war ein doppelter. Es handelte sich einmal darum, rückständige Contributionen von solchen Stämmen einzutreiben, welche, obgleich längst unterworfen und obgleich sie die französische Herrschaft anerkannt hatten, doch nur durch die Gewalt der Waffen und durch mitunter harte Repressalien gezwungen werden konnten, die ihnen auferlegten Abgaben zu zahlen, die nicht halb so hoch waren als jene, welche ihnen früher der Dei von Algier abnahm. Anderntheils lag es im Interesse der Militärbehörden, die für das nächste Jahr (1857) beabsichtigte große Expedition gegen die Kabylie — bekanntlich diejenige, welche erreichte, was allen frühern misglückt war: die völlige Unterwerfung der Gebirgsvölker — durch diesen Streifzug einzuleiten und vorzubereiten, den wir sonach mehr als eine Recognoscirung im größern Maßstabe denn als eine wirkliche Expedition betrachteten.

Marschall Randon commandirte in Person die größere der beiden Colonnen, und unter den Offizieren seines Stabes befanden sich mehrere Repräsentanten fremder Armeen, namentlich ein bairischer Chevaurlegers-Offizier, der Adjutantendienste beim Generalgouverneur von Algerien verrichtete.

Seit etwa acht Tagen lagen wir auf demselben Fleck, den wir aber nicht verlassen konnten, bevor nicht zwei der uns zunächstliegenden Stämme in einer oder der andern Weise zu Kreuze gekrochen waren, d. h. die Contributionen der letzten drei Jahre bezahlt und dem Marschall die geforderten Garantien für zukünftige gute Aufführung gegeben hatten. Die hartnäckigen Kabylen schienen jedoch in keiner Weise Lust zu haben, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen; ja sie trieben selbst — den ihnen in jeder Beziehung überlegenen Feind vor der Thür — die Keckheit so weit, uns einen jungen Offizier, der als Parlamentär zu ihnen geschickt war, mit abgeschnittener Nase und coupirten Ohren zurückzuschicken. Da endlich ging dem alten Graukopf Randon die Geduld aus und er befahl einen Angriff en masse für den folgenden Morgen 5 Uhr. Unsere Aufgabe war keineswegs zu unterschätzen; wir hatten einen Feind vor uns, der, wie schlecht es auch um seine Vertheidigungsmittel und seine Waffen bestellt sein mochte, vor uns den großen Vorzug voraushatte, daß er jeden Fuß Terrain kannte und zu benutzen wußte, und daß wir, um ihn anzugreifen, ohne Aufhören die steilsten Felsenpfade hinanzuklettern hatten, während er sich durch nur ihm bekannte Schluchten und Gänge vor uns zurückziehen und ungeachtet der größten Vorsicht unsererseits uns unendlichen Schaden von Punkten aus zufügen konnte, die uns unerreichbar waren oder die ihre Position hoch über uns für ihn vortheilhaft und für uns verderblich machen mußten. Es handelte sich bei dem beabsichtigten Angriff des nächsten Tags nicht um so viel als möglich niedergeschossene oder bajonnetirte Kabylen, sondern der Zweck des Marschalls war — Razzia und Verwüstung, d. h. Auflegung physischen und materiellen Mangels und daraus ganz natürlich erfolgende Unterwerfung und Uebergabe. Ja der Befehl ging sogar dahin, so wenig als möglich das Feuer des Feindes zu erwidern, ihn vielmehr so schnell als möglich aus einer Position nach der andern mit dem Bajonnet zu vertreiben, seine Lehmhütten dem Erdboden gleichzumachen, seine Bodencultur zu vernichten und ihn so, unaufhörlich bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgt und aller Existenzmittel beraubt, zur Uebergabe zu zwingen.

Die diesem projectirten Hauptcoup vorhergehende Nacht verstrich wie gewöhnlich, das heißt zwischen 1 und 2 Uhr nachts hörten wir in der Vorpostenlinie das Knattern des Gewehrfeuers, traten selbst unters Gewehr und legten uns, nachdem das Schießen bald aufgehört, wieder unter unsern kleinen Marschzelten nieder. Von Schlaf konnte indessen nicht mehr viel die Rede sein, indem wir kurz nach 4 Uhr früh aufs neue zum Gewehr zu greifen hatten, um das blutige Werk des Tags zu beginnen. Das Aufstehen sollte ohne Reveille, der Abmarsch ohne Commando und Geräusch erfolgen und die Wachtfeuer von einem dazu expreß zurückgelassenen Detachement bis Tagesanbruch unterhalten werden.

Ich versuchte noch zu schlafen, doch es wollte mir nicht gelingen; ich stand deshalb auf, zündete meine Pfeife an und setzte mich zum nächsten Wachtfeuer. Eine bunte Gesellschaft fand ich dort: Zuaven, Turcos, Soldaten der Fremdenlegion, zwei oder drei Spahis und einige Offiziere lagerten, saßen oder hockten im Kreise um das mit Olivenholz genährte Feuer. Unter der ganzen Versammlung war ich der einzige „Nachwuchs", indem ich nur erst seit vier Jahren französischer Soldat war; alle außer mir waren alte Soldaten, von denen viele funfzehn und zwanzig Jahre afrikanischen Dienstes aufzuweisen hatten und für die Schlafen zu den Luxusartikeln gehörte. Eine lebhafte Unterhaltung war bereits im Gange und ich verfehlte nicht, ihr aufmerksam zu folgen.

„Ich sage dir, mon vieux*), die Zeiten der Razzias sind vorüber, glaube mir's! Ich kenne den alten Graukopf" (Marschall Randon) — „der geht nimmer an eine Razzia! Er liebt's nicht. Und wenn's eine gäbe, so hätten wir 's Fingerlecken. . . Ich kenne das!"

„Ich dächte, du könntest nicht klagen!" erwiderte ein anderer Soldat der Fremdenlegion dem erstern. Beide waren Deutsche und sprachen in diesem Falle auch deutsch, um von den Zuaven und Offizieren nicht verstanden zu werden. „Du hattest 90 Francs auf deinen Antheil bei der Razzia von El-Laghuat und 105 Francs bei der von Sidi-el-Ibrahim. Es ist wahr, die Actien sind seitdem gefallen; doch ich möchte behaupten, wir werden heute eine machen — —"

„Mit 20 Sous auf den Mann und 200 Francs für die Offiziere, wenn's Glück gut ist!" fiel ihm der erstere in die Rede. „Ja, da liegt eben der Hase im Pfeffer!" fügte er kleinlaut hinzu und setzte seinen kohlschwarzen Thonpfeifenstummel frisch in Brand, von dem er nicht ohne Stolz behauptete, daß er ihn am Abend der Einnahme von Satcha zum ersten mal geraucht (eine Intervalle von etwa vier Jahren). „Ja, wenn Pélissier noch hier wäre, da möchte die Sache gehen, doch der «Grauschimmel» thut's halt nicht! Seit El-Laghuat habe ich den Glauben an Razzias fallen lassen, wenigstens soweit wir Soldaten in Betracht kommen; mit den Offizieren ist's vielleicht anders — ich weiß es nicht. Hörst du, ich will dir 'was sagen: Die Geschichte ist aus — und mit der Legion wird's von Tag zu Tag schlechter; wir haben zu viel faule Zeit und kommen zu wenig ins Treffen. Vor funfzehn Jahren freilich war's anders; da sahen wir jahraus jahrein kein Kasernenbett; unser Zelt, unsere halbe Decke und meistens der Himmel und die bloße Erde — das waren unsere Quartiere; die Heerden und Früchte der Araber lieferten unsere tägliche Kost, und wenn uns der Zufall einmal auf wenige Tage in eine der Städte, nach Oran, Maskara oder Tlemecen, hineinwarf, da hatten wir die Taschen voller Geld und konnten ein Zwanzigfrankenstück eher springen lassen als jetzt fünf Sous. Taback lieferte man uns umsonst, Wein in Hülle und Fülle, und wenn die Taschen anfingen sich zu leeren, da marschirten wir nach unsern fernen Außenstationen, zu unsern Blockhäusern zurück, machten frische Razzias und frisches Geld und lebten lustig und in Freuden. Seitdem hat sich nun manches geändert. Damals waren wir im Beginn, jetzt sind wir am Ende. Die, gegen die es sich damals lohnte, Razzias zu machen, sind jetzt die besten Freunde der Franzosen und unsere Verbündeten, und so selten uns damals das Garnisonleben und das Kasernenbett waren, so selten und ungewohnt ist uns jetzt das Bivuak geworden. Ich habe noch dreizehn Monate in meinem diesmaligen „congé" *) zu machen; wenn die abgethan sind, dann gehe ich nach Marseille und engagire mich dort für den Papst oder den König von Neapel; wenigstens wird man da gut bezahlt."

„Wir sind dazu zu alt", warf der andere ein.

„Unsinn! Es sind ältere Jungen dort als wir."

„Der regelmäßige Gamaschendienst und das viele Putzen passen nicht zu den Gewohnheiten unsers ungebundenen Lebens hier."

„'s ist nicht so schlimm damit, als man's ausschreit, und faule Zeit gibt's auch dort genug."

In diesem Augenblick ward meine Aufmerksamkeit von etwas anderm in Anspruch genommen, und ich will nur noch in Kürze bemerken, daß von diesen beiden Deutschen der eine, der Hauptwortführer, ein ausgezeichneter Architekt aus München, der andere ein früherer Advocat aus Sachsen war. Beide hatten, ersterer funfzehn, letzterer dreizehn Jahre ununterbrochenen Dienstes in den Reihen der Fremdenlegion gesehen; die soliden Kenntnisse und Fähigkeiten beider,

*) „Mon vieux" („Mein Alter") ist ein Favorit-Freundschaftsausdruck des ältern französischen Soldaten (namentlich des in Afrika dienenden), wenn er zu seinem Kameraden spricht.

*) Verabschiedung. Das Wort wird indessen in der französischen Armee mehr in dem Sinne des ganzen Zeitraums gebraucht, für den ein Soldat sich zum Dienst verpflichtet hat, als z. B. „Un congé de cinq ans"; dann wieder „Congé de reforme", Entlassung wegen physischer Dienstunfähigkeit, und „Congé de convalescence", Urlaub zur Wiederherstellung der Gesundheit (für Verwundete, schwer Kranke) u. s. w.

namentlich des Architekten, der ein vorzüglicher Zeichner war, hatten nicht verfehlt, die Aufmerksamkeit ihrer Vorgesetzten auf sie zu lenken. Nach kaum einem Jahre Dienstes war der münchner Architekt Sergeantmajor und Zeichner im Geniebureau zu Oran, und der Advocat hatte bald denselben Rang und war Secretär des Divisionsgenerals in Konstantine, in welcher Eigenschaft er ihm anvertraute Gelder unterschlug und zu drei Jahren Militärstrafarbeit verurtheilt ward. Der Architekt hatte sich eines groben Subordinationsvergehens schuldig gemacht. Beide waren zum Gemeinen degradirt und ihre Carrière für immer abgeschlossen. Beide standen auf dem Punkt, Offizier zu werden und hatten excellente Aussichten in die Zukunft, als sie so sich vergaßen. Viele — ich möchte sagen die Mehrzahl — der befähigtsten und zu besondern technischen oder wissenschaftlichen Operationen verwandten Offiziere und Unteroffiziere in Algerien werden aus den Reihen der Fremdenlegion gezogen und sind in der Regel Deutsche.

Was, wie ich oben bemerkte, meine Aufmerksamkeit von der Unterhaltung der beiden Landsleute abzog, war die Erscheinung des alten Marschalls Randon, der, gefolgt von zwei Adjutanten und mehrern Generalstabs-Offizieren, hinter der Linie der Wachtfeuer auf- und abging, bald mit den Soldaten einige Worte wechselte, bald in lebhafte Debatten mit seinem Gefolge sich einließ, dann einem der Feuer sich näherte, um sich zu wärmen, und endlich, nachdem er seine Uhr consultirt, sich zu einem seiner Adjutanten mit den Worten wandte: „Faites lever le camp, monsieur!“ („Geben Sie Befehl zum Aufbruch!“)

Die Mehrzahl der Soldaten war bereits auf den Beinen, indem der gewöhnliche Nachtlärm mit der sichern Aussicht auf einen Generalaufbruch kurz nach 4 Uhr früh die Leute munter erhalten hatte. In aller Ruhe, doch mit großer Schnelligkeit war der Befehl des Marschalls nach allen Richtungen hin gegeben und in unglaublich kurzer Zeit waren die kleinen Zelte verschwunden und befanden sich, gerollt und auf die Tornister gepackt, auf dem Rücken der Infanteristen und am Sattel der Cavaleristen. In aller Stille formirten sich Bataillone und Schwadronen und geräuschlos setzte sich die Avantgarde in Bewegung, in kurzen Zwischenräumen folgten ihr die compacten Massen, während einzelne Tirailleurzüge und Cavalerieplänkler nach den beiden Flanken ausschwärmten, um diese vor plötzlichen Ueberfällen der Kabylen zu decken.

Es war kurz vor 5 Uhr, als unser Bataillon sich in Bewegung setzte. Noch war nicht der leiseste Schimmer des kommenden Tags in Osten zu sehen, als wir die Linie der hellbrennenden Wachtfeuer passirten und auf steiniger Bahn und holperigem Boden in die dunkle Nacht hinausmarschirten.

Wir verfolgten anfänglich eine südliche, nach etwa einer halben Stunde des beschwerlichsten Gehens eine mehr südöstliche Richtung und lenkten endlich voll nach Osten in eine Schlucht ein. Auf dem Wege bis dorthin hatte sich bald hier, bald dort ein Detachement abgezweigt, jedes derselben unter Führung eines Generalstabsoffiziers, deren Beobachtungen am vorherigen Tage jedenfalls die verschiedenen Wege für die einzelnen Operationscolonnen festzustellen zum Zweck gehabt hatten. Als der Tag zu grauen begann, fanden wir uns zur Seite einer tiefen Schlucht und erhielten Befehl, uns hinter Büschen und Felsenstücken so gut als möglich zu verbergen. Auf der uns gegenüberliegenden Höhenseite der Schlucht, auf einem unzugänglich erscheinenden Punkte, lag ein Kabylendorf oder besser ein Complex von jämmerlichen Lehmhütten mit Maisstroh gedeckt. Diese vom Erdboden zu vertilgen, nachdem alles darin etwa noch befindliche werthvolle Eigenthum vorher in Sicherheit gebracht, war unsere erste Aufgabe für diesen Tag.

Berliner Briefe.

VI.

Der Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Rußland. Niemann's Gastspiel. Meyerbeer's „Apotheose“.

Der kaiserliche Besuch von Rußland hatte in diesen Tagen einige Unterbrechung in die Sommerstille Berlins gebracht. Bei ihrer Ankunft auf dem Potsdamer Bahnhof wurden die Herrschaften von der Kronprinzessin und den Damen der russischen Gesandtschaft und vom König in russischer Generalsuniform mit dem blauen Bande des Andreasordens empfangen.

Die Damen trugen die russischen Nationalfarben, himmelblaue Kleider, weiße Burnus und Hüte. Die Kaiserin erschien in einem grauseidenen Reisekleide mit einem königsblauen Burnus; sie trug ein schwarzweißes Reithütchen. Man hatte den hohen Herrschaften das Stadtschloß zu Potsdam eingerichtet, das zu diesem Zweck noch vielfach neu eingerichtet worden war. Es konnte verwundern, daß man die Gäste nicht in die „Kaiserpaläste“, wie Friedrich Wilhelm IV. die an das Neue Orangeriehaus stoßenden Gebäude scherzhaft genannt, brachte; aber die Pietät des Königs gegen die verwittwete Königin Elisabeth läßt ihn das Schloß von Sanssouci noch so sehr als ihr Eigenthum betrachten, daß man nicht darüber verfügt.

Am nächsten Vormittag fand dann, wie das immer Sitte gewesen, auf dem Tempelhofer Felde eine stattliche Parade statt.

Um 5 Uhr dinirten die Herrschaften in dem Orangeriegebäude, das in seiner wunderschönen Lage wie ein Feenpalast in einem Hesperidengarten erschien. Auch bei der Tafel sah man in gegenseitiger Courtoisie die Nationalfarben in den verschiedenen Stoffen vorherrschen. Am Tage darauf verließen die russischen Majestäten Potsdam, um sich nach Kissingen zu begeben; über ihr gutes Aussehen und ihre Liebenswürdigkeit ist natürlich in den Hofkreisen nur Eine Stimme. An Decorationen und reichen Geschenken wird es auch nicht gefehlt haben.

Inzwiſchen elektriſirte noch immer Herr Niemann das berliner Publikum. Die Tagesblätter haben ſich in anerkennenden Kritiken des Gaſtes erſchöpft, freilich aber nicht die Frage gelöſt, die vielfach auftaucht: Woher der Sänger? Iſt er wirklich ein Schwanenritter, ein Prophet?

Herr Niemann, in der Provinz Sachſen geboren, hat, wie man ſagt, urſprünglich nicht dem Schlagen der Nachtigall, ſondern den Hammerſchlägen des Schloſſergewerks gelauſcht. Dieſe ſonoren Töne ſcheinen ſich in ſeiner Kehle concentrirt zu haben, und Freunde riethen ihm, ſtatt des fremden das eigene Metall ſeiner Stimme zu bearbeiten und zu verwerthen. Halle ſoll der Schauplatz ſeines erſten Debuts geweſen ſein; von da ging er nach Königsberg und ſang mit vielem Beifall. Im Anfang der funfziger Jahre wünſchte er hier in Berlin mit 800 Thalern Gage engagirt zu werden, aber weder die Kapellmeiſter noch der Intendant hatten das Auge und Ohr, den zukünftigen Tanhäuſer zu erkennen — man ließ ihn ziehen. Erſt in Hannover, wo Niemann ſang, erkannte das feine Ohr des blinden Königs die Bildungsfähigkeit ſeiner Stimme. Er ſchickte ihn auf ſeine Koſten zu Bordoni nach Paris. Hier bildete ſich Niemann zum Meiſterſänger aus; nicht nur ſeine Stimme, auch die Plaſtik ſeiner Bewegungen, ſeine Mimik erreichten ſchon hier eine hohe Vollendung.

Roger ſcheint einerſeits ſein Vorbild geweſen zu ſein; wir begegnen bei Niemann überall einem gleich edeln und vollendeten Mienenſpiel, einer gleich claſſiſchen Bewegung der Arme. Da iſt kein Spreizen, keine Uebertreibung, ſo ſehr die Situation ihn auch dazu verlocken mag. Dabei empfängt der Zuſchauer den Eindruck, daß der Künſtler nur ſeine innerſte Natur enthülle, als könne er nicht anders und müſſe alles, was er gibt, ſo darſtellen. Daher die Sympathie, die er erweckt. Er iſt Tanhäuſer, iſt Lohengrin, jener ſagenhafte hohe Ritter, der halb einem Apoſtel der Tugend, halb einem Helden gleicht; er iſt Cortez, der ſeine Truppen zu ihrer Pflicht durch die Macht ſeiner Rede zurückführt.

Daß bei der erſten Darſtellung einer Meyerbeer'ſchen Oper nach dem Tode des Componiſten ſeinen Manen eine würdige Feier von der königlichen Bühne dargebracht wurde, hat das Publikum mit Dank erfüllt; denn man klagte mit Recht darüber, daß dem hier geborenen Meiſter nur in Paris eine wahre Todtenfeier bereitet worden. Am 8. Juni, bei der erſten Darſtellung des „Propheten" durch Herrn Niemann, rollte der Vorhang nach der Kirchenſcene des vierten Acts empor und zeigte den überraſchten Zuſchauern einen heiligen Hain. Vier Gruppen erinnerten an Meyerbeer's „Hugenotten", „Robert den Teufel", an das „Feldlager" und an den „Propheten". Auf einem Piedeſtal in der Mitte erhob ſich die koloſſale Büſte des Meiſters. Die Ouverture zum „Feldlager" ertönte, der Genius der Muſik breitete einen ſchwarzen Schleier über die Büſte und die Gruppen. Das überfüllte Haus gab durch ein allgemeines Aufſtehen ſeine Theilnahme und ſeine Bewunderung des großen Componiſten, ſeine Trauer über den herben Verluſt zu erkennen.

Zur Gartencultur.

Gartenfreunde und Botaniker machen wir auf ein in der Wagner'ſchen Univerſitäts-Buchhandlung in Innsbruck erſchienenes Büchlein von Profeſſor Dr. A. Kerner: „Die Cultur der Alpenpflanzen" betitelt, aufmerkſam.

Der Verfaſſer hat mit großem Erfolg die Alpinencultur im Botaniſchen Garten der k. k. Univerſität zu Innsbruck begründet. In dieſem Büchlein gibt Profeſſor Kerner eine ausführliche, mit Holzſchnitten erläuterte Beſchreibung des Culturverfahrens mit ſorgfältiger Rückſichtsnahme auf die Bodenverſchiedenheiten und die Lebensbedingungen der Alpenpflanzen in der Alpinenregion und in niedern Gegenden. Das Buch iſt ein kurzgefaßtes Lehrbuch der allgemeinen Phyſiologie der Alpenpflanzen, aus dem der Laie ebenſo gut wie der Sachverſtändige die Lebensbedingungen derſelben kennen und einſehen lernt, wie es möglich ſei, die große Mehrzahl derſelben in der Niederung der Art zu cultiviren, daß ſie dem Freunde der Alpenflora einen leichterworbenen Genuß, dem Forſcher ein koſtbares Mittel zur beſtändigen Beobachtung und zu Verſuchen bietet.

Briefwechſel.

— O. B. in Breslau. Von Ihren Gedichten werden die „Unterhaltungen" nächſtens das mit Nr. 5 bezeichnete bringen; Liebesgedichte eignen ſich nicht zur Veröffentlichung in unſerm Journal.

— E. D. in Dresden. Ihr vom 24. November 1863 datirtes Gedicht: „An die preußiſchen Kammern", iſt uns erſt vor einigen Tagen zugegangen. Wie haben ſich ſeitdem die Dinge und die Weltlage geändert! Wieder hat das Schwert über die Zunge den Sieg davongetragen! Ueberhaupt ſteht es in der Zeit der telegraphiſchen Depeſchen ſchlimm um die politiſche Dichtung; die Ereigniſſe überholen das Gedicht nur zu oft auf dem Wege vom Schreibtiſch in die Druckerei. Ein „politiſch Lied" iſt jetzt nicht mehr „garſtig", wie Goethe meint; es verwelkt beinahe an demſelben Tage, wo es geboren wird.

— D. K. in Leipzig. Ihren Aufſatz werden wir in einer Nummer des nächſten Monats bringen.

— L. M. in Göttingen. Wir kennen die orientaliſchen Sprachen zu wenig, um Ihre Angriffe gegen Renan's „Vie de Jésus" in dieſer Hinſicht würdigen zu können. Auch liegt der Streit, ob Renan den Talmud richtig oder falſch geleſen, den Leſern unſers Blattes ziemlich fern. Der Profeſſor Selig Caſſel gründet ſeine Angriffe gegen Renan ebenfalls auf deſſen angebliche Unkenntniß. Uns ſcheint der Schwerpunkt des Buches auf einem andern Grunde zu beruhen; den Laien intereſſirt vor allem Renan's freie Anſchauung, die nicht von Dogmen und Mythen geblendet iſt, ſondern eine hiſtoriſche Begebenheit eben auch hiſtoriſch-realiſtiſch zu erfaſſen ſucht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 27.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Eine Jugenderinnerung. Novelle von Rudolf Hübner. I. II. — Aus dem walliser Rhônethal. Von Friedrich Lampert. II. — Ueber den Begriff des Lächerlichen in der Poesie. Von Karl Silberschlag. — Shakspeariana. I. Shakspeare und Anna Hathaway. II. Shakspeare als Hirschtödter. Die Lucys. — Größe. Gedicht von Karl Stelter. — **Beiblatt:** Das Johannisfest. I. — Eine Razzia. Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion. II. — Deutsche Städte. Bremen. 4. Die weltlichen Gebäude.

Eine Jugenderinnerung.

Novelle von Rudolf Hübner.

I.

Ein Frühlingsmorgen...

Duftige Frische, blitzender Thau, wogende Morgennebel, noch leicht die fernere Küste verhüllend, ruhige, klare See, — tausend Lerchen in den Lüften, deren lustiges Geschmetter die Morgenstille durchdringt — — Und nun nichts mehr von diesem köstlichen Frühlingsmorgen: Die Maler und Poeten haben ihn zu oft schon in Versen und Farben gedichtet, als daß es nicht hinreichen dürfte, ihn einmal zu nennen und gewiß zu sein, daß er vor den Augen des Lesenden hingezaubert in seiner ganzen Schöne und seiner ganzen Pracht. Und hätt' ich eine Bitte noch, es wäre die, den schönsten Morgen sich zu denken, der jemals Baltias Ufer begrüßt.

Vor uns liegen hart am Strande die Wirthschaftsgebäude und versteckt in einem bis zum Ufer sich hinziehenden Park das herrschaftliche Wohnhaus, und die theils strohgedeckten, theils rothen Dächer lachen uns einladend aus dem Grün der Weiden und Linden entgegen. In dem Garten herum duftende Flieder, glühende Päonien und das zarte Weiß und Rosa der blühenden Kirsch- und Apfelbäume. Ein sanfter erfrischender West kräuselt leicht die spiegelglatte Fläche des Meeres, und schüttelt er spielend einmal die blühenden Reiser, so senkt sich ein zarter Blütenschnee auf den schwellenden Rasen herab.

Auf dem Gutshofe ist's noch still und menschenleer, still und einsam auch in den weiten Räumen des Wohnhauses des Besitzers. Drunten am Strande ebenso. An Stricken befestigt liegen hier einige Fischerkähne im Wasser, leise sich schaukelnd in der nie ganz rastenden Brandung, die sie lustig umplätschert. Andere sind auf den weißen Sand hinaufgezogen, zum Theil zur Ausbesserung schadhafter Stellen. Netze und Bernsteinkäscher liegen dabei und herum kleine, meistens zerbrochene Muscheln, getrockneter Seetang und Sprock, Bernsteinstückchen und was das Meer ausgespült hat bunt durcheinander.

In den Schatten eines Bootes hat sich ein junger Mann hingelagert, vertieft, wenigstens scheinbar vertieft, in die Lektüre irgendeines dickleibigen Folianten, den er soeben hinausgeschleppt, um mit ihm ein paar Stunden zu vertrödeln, oder richtiger, um sich nicht vom Schlaf beschleichen zu lassen. Denn er will einmal nicht schlafen, ob ihm gleich die Augenlider zufallen einmal übers andere und trotzdem er sich in regelmä-

ßigen Pauſen von wenigen Minuten gewaltſam aufrütteln muß und die Augen reiben, die immer wieder zufallen, und denſelben Abſchnitt durchbuchſtabirt und jetzt nach einer guten Stunde noch keine Ahnung davon hat, was er enthält.

Man erlaube mir, den müden Geſellen vorzuſtellen: Der verehrungswürdige Leſer — ich ſelber, Candidat der Medicin, der im erſten Augenblick dieſer feierlichen Vorſtellung, anſtatt bekannte Gemeinplätze zu ſagen, nichts Beſſeres zu thun weiß, als dringend zu bitten, nicht über ſeine Schläfrigkeit an einem ſo ſchönen Frühlingsmorgen zu lachen. Ich habe Grund dazu: Ich bin die ganze Nacht zu Fuß geweſen, habe ein halbes Dutzend Meilen zurückgelegt und keine Minute geruht. Ich bin am Abend vorher mit dem Glockenſchlage 10 zum Waſſerdammthor hinausgegangen. Jetzt iſt es 6 Uhr. Ich bin am Ziel. Ich habe das ganze liebe Haus durchlaufen und gehört, daß mein alter guter Pflegeonkel auswärts. So bin ich denn ſogleich zum Strande hinuntergegangeu, dort zu warten, bis ich Eliſe aufſuchen darf, und jede Minute an dieſem Tage in meiner Heimat zu benutzen, die ich vorausſichtlich in langer Zeit nicht wiederſehen werde. Vielleicht morgen ſchon geht's zurück zur Stadt und dann nach kurzem Aufenthalt weiter in die weite Welt, ſie zu ſehen und allerhand zu lernen auf deutſchen und fremden Univerſitäten.

Mein Foliant aus der landwirthſchaftlichen Bibliothek meines Oheims und ihr im Vorbeigehen geraubt, konnte ſeine Aufgabe, mich wach zu halten, ſchlecht erfüllen. Zu einem heroiſchen Entſchluſſe mich endlich aufraffend, erhob ich mich und ſchlenderte eine Strecke längs der Brandung hin. Dann erkletterte ich an einer ziemlich ſteilen Stelle das Seeufer und erreichte bald mein Ziel, an dem eine einfache Holzbank zur ruhigen Betrachtung des wundervollen Panoramas einlud, das ſich vor dem Schauenden entrollte über das Meer und weit ins feſte Land hinein. Als ich entzückt meine Blicke darüber hingleiten ließ, blieben ſie an einem alten, hohen, etwas barock gebauten Hauſe hängen, das, in unbeträchtlicher Entfernung vom Ufer gelegen, mir bisher durch eine vorſpringende Felſenkante verdeckt geblieben war. Das düſtere, zweiſtöckige Gebäude war auf drei Seiten von alten hohen Bäumen umgeben und hatte nur zum Meere hin die Ausſicht frei. Seine einſame Lage, die dunkle Umgebung verliehen ihm ein unheimlich-düſteres Ausſehen, erhöht noch durch das ſtark in Verfall Gerathene ſeines Aeußern, durch die dicken Mauern und tiefliegenden Fenſter... Man nannte es den Eichenhof.

Mich beſchlich eine eigenthümliche Stimmung, als ich dies alte Gebäude wieder erblickte. Nicht nur, daß ſich an daſſelbe die meiſten und liebſten meiner Jugenderinnerungen knüpften — ich wußte unter jenem Dache das Mädchen, von dem ich erzählen will — dort wohnte Luiſe...

Ich habe dieſen Namen zum erſten male nun genannt, und welche Menge von Empfindungen hat er mit Einem Schlage in mir wach gerufen! Denn wenn ich zurückdenke an die Zeit, die mich aus dem poetiſchen Taumel meiner Jugendjahre, aus der phantaſtiſchen Begeiſterung, mit der ich das Leben auffaßte und mich in daſſelbe hineinſtürzen zu können meinte, hinüberführte zu einer ſo kalten, nüchternen Auffaſſung ebendieſes Lebens, in dem ich alle Träume ſich verflüchtigen, alle Hoffnungen der Jugend verfließen und verwelken ſah, — wenn ich mir die ſchmerzlichen Tage dieſer gezwungenen Aenderung meiner Lebensanſichten in das Gedächtniß zurückrufe und der Quelle nachſpüre, die ich als erſten Grund zu alledem nennen ſoll, ſo bleiben meine Gedanken an dem Namen hängen: Luiſe...

Genug davon... Ich will nicht zu früh dieſen düſtern Gedanken nachſinnen. Als ich an jenem Frühlingsmorgen auf der Uferbank ſaß und hinabſchaute auf den alten Eichenhof, hatte ich ſie noch nicht kennen gelernt; da kannte ich Luiſe nur als das ſchöne, kluge Kind, das mit mir zuſammen aufgezogen und das ich nun viele Jahre, die ich von der Heimat entfernt geweſen war, nicht geſehen hatte. Und ich rief mir in das Gedächtniß die Zeit jener Jugendjahre zurück. Sie war heiter und froh geweſen und wonnig wie keine ſpätere: Es war eine ſelige Zeit geweſen. Eine ſelige Zeit, da wir zuſammen ſpielten von Morgen bis Mittag, von Mittag bis Abend und ungeſtört und unberührt von den civiliſatoriſchen Eindrücken unſerer Fibeln und Schreibehefte naiv und genußfreudig ins Leben ſchauen durften, ſorgen- und gedankenlos. Eine ſelige Zeit, da wir im Sommer hinausgehen auf die blumigen, weichen Wieſen längs den wogenden Kornfeldern und am Rande in einem heimlichen Winkel unter den herabhängenden vollen Getreideähren uns lagern und die Wolken hoch oben am blauen Himmel vorüberziehen ſehen; da wir dem Jubiliren der Lerchen und dem Summen der Bienen lauſchen; da wir gegen Abend

dem dunkeln alten Walde Hand in Hand zuwandern, in dem es ſo wunderbar durch die hohen Eichen und Linden rauſcht, ſo duftig und kühl...

Eine ſelige Zeit, mit all den ſo einfach und doch ſo phantaſtiſch erfundenen Kinderſpielen im Grünen und im Hauſe mit Muſcheln und alten Pantoffeln, mit Kaſtanien, Puppen und altem Plunder und mit des Großvaters abgelegter Perrüke und neuer Tabacksdoſe.

Eine ſelige Zeit — eine ſelige Zeit!

Empfanden wir ſie wirklich ſo tief? Däuchte uns das alles wirklich ſo köſtlich? Und waren wir unſers Glücks uns ſo recht bewußt? Oder iſt's nur die Erinnerung, die mir heute den Wald ſo dunkel und traurig, die Wieſe ſo wonnig grün, den Himmel ſo blau und heiter, alles ſo prächtig vor mich hinzaubert? . . . Doch wußte ich es damals nicht, heute weiß ich es: Es war eine ſelige Zeit!

Sie iſt nun zu Ende. Die Lehrjahre rücken heran. Ich darf nicht mehr tagelang mit Luiſe herumſpielen, nicht mehr abends mit ihr bei der alten Martha ſitzen und ihren ſchönen Märchen zuhorchen, ſo ſchön, wenn auch oft ſo grauſig, daß wir bald ſo weit ſind, um das Gruſeln nicht mehr erſt lernen zu müſſen, die Nacht nicht ſchlafen können und, die Decke bis über die Naſe gezogen, ohne Unterlaß etwas raſcheln und ans Fenſter klopfen hören.

Wie begeiſtert nahm Luiſe dieſe Märchen hin! Mit ihrer kindlich lebendigen Phantaſie ſpann ſie dieſelben weiter aus oder erfand gar neue. Und wenn wir dann zuſammen an einem recht heimlich ſtillen Orte im Graſe oder an den Brombeerſträuchern ſaßen, erzählte ſie, was ſie erſonnen, und ſchmückte, was ſie ſprach, ſo blühend aus, ſprach ſo lebhaft und hinreißend, daß ich ihre Wangen ſich höher röthen, ihre Augen lebensprühender erglänzen ſah: „Und wenn ich einſt werde ſelber Prinzeſſin ſein", ſo ſchloſſen oft ihre Improviſationen, denen ich offenen Mundes lauſchte, — „dann ſollſt du jede Gnade von mir erbitten können und ſollſt alles haben, Gold und Perlen und ſchöne Kleider und Roſinenkringel in Ueberfluß." Sie ſtrich dann die goldenen Locken von ihren glühenden Schläfen zurück und ihre Mienen ſprachen ſo beredt mit, ſo durchdrungen von dem Zauber ihrer Märchenrhapſodien, daß ich oft geglaubt habe, die Märchenpoeſie ſei es ſelber, verkörpert in der Geſtalt dieſes Mädchens, die neben mir im Grünen ſäße. Sie hat den Eindruck dieſer Märchen nie vergeſſen und verwinden können. Und ſpäter, als der Glanz ihrer Sagenkönige und all ihre Pracht und ihr Zauber für ſie verblich, ſchuf ſie ſich das tägliche Leben in ein phantaſtiſches Märchen um und faßte es danach auf. Ihre Denkungsweiſe in ſpätern Jahren, ihre Schickſale ſind weſentlich bedingt worden durch dieſe früheſten und tiefſten Eindrücke...

Ich weiß mich genau des Tags noch zu entſinnen, an dem wir das letzte mal ganz uns ſelber überlaſſen zuſammen geweſen waren. Es war im Spätſommer. Wir waren noch einmal auf die Wieſe hinausgegangen und hatten lange einem Zuge Vögel nachgeſehen, der ſüdlich in langen Linien hoch am Himmel dahinſchwebte.

„Wo fliegen ſie hin?" hatte mich Luiſe einmal über das andere gefragt. „Warum können wir nicht mit ihnen? Wie ſchön muß es ſein, ſo weiter und immer weiter zu ziehen!"

Ich tröſtete ſie, ſo gut es eben ging: „Wenn wir größer ſein werden, Luiſe, dann reiſen wir auch in fremde Länder."

Luiſe war nicht ſo bald zufriedengeſtellt. Ich merkte, wie ihr kleines Herzchen klopfte, als ſie immer noch dem Vögelzuge nachblickte, bis er am dunkelnden Horizont verſchwunden war. Dann ſchritten wir langſam nach Hauſe, während ich ihr all meine Weisheit auskramen mußte, die ich je nur aufgeleſen über jene Vögel, die gegen den Winter hin in ein wärmeres, ſchöneres Land ziehen.

Die Tage hatten ſchon ſehr abgenommen und es war ſchon dunkel und kalt geworden, als wir von der Wieſe nach Hauſe zurückkehrten. Auf den Stegen lag viel gelbes, trockenes Laub von den Gebüſchen daneben, und rauſchte geſpenſtiſch, als wir es durchſchritten. Dazu war der Himmel finſter und mit dunkeln, regenſchweren Wolken verhangen — ein recht trüber, unheimlicher Abend. Und doch iſt mir die Erinnerung an ihn ſo lebhaft geblieben! Luiſens eigenartiges, dem meinigen ſo ſehr unähnliches Weſen ahnte ich da zum erſten male. Jene Sehnſucht, den Vögeln nachzuziehen, konnte ich nicht faſſen, und ich begriff nur dunkel, wie ſehr anders Luiſe denken und fühlen müſſe als ich. Und wenn ſie ſeitdem zu mir ſprach, war mir es manchmal, als läge etwas in ihren Worten, das mich anfeuern, das mich zu einem kühnern Fluge durch das Leben mitreißen ſollte. Aber ich war zu ſchwerfällig, zu langſam. Ich fühlte dieſe ihre Meinung in jenem Satze durch, den ſie mir ſagte.

„Zu ſchwerfällig — zu langſam. . ."

Sie ſprach dieſe beiden Worte einſt ſelber zu mir aus. Freilich in viel ſpäterer Zeit. Sie ſagte ſie mir an dem Abend jenes Tags, den ich oben beſchrieben, an dem ich in früher Morgenſtunde ihr von Epheu umſponnenes Fenſter nach langer Zeit wieder in der Ferne geſehen und lange den Erinnerungen nachgeſonnen hatte, die ſich mir bei dieſem Anblick erſchließen mußten.

Ich ſaß noch lange auf der Bank am Seeufer — wie lange, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich eingeſchlafen ſein mußte, denn eine Hand voll Aepfelblüten, mir gerade ins Geſicht geworfen, erweckten mich, riſſen mich ſchlaftrunken empor und ließen mich vor mir meine Couſine Eliſe erkennen, die mir lächelnd drohte, mich einen Faulpelz ſchalt und eine zweite Hand voll Blüten bereit hatte, wenn die erſte nicht gefruchtet haben ſollte.

Sie in die Arme nehmen und herzlich küſſen, ſind meine Thaten in der nächſten Secunde: „Ach Gott, Eliſe, ich bin wahrhaftig nicht ſo faul und träge, aber —"

Sie hält mir den Mund zu: „Weiß alles ſchon, was du ſagen willſt. Nun, nur ſchnell! Ich ſetze mich zu dir und wir plaudern noch eine Weile hier oben."

Mit dieſen Worten läßt ſie ſich auf die Bank nieder; ich habe ſogleich neben ihr ein Plätzchen gefunden und dann nehme ich ihre beiden Hände in die meinen, und während ich immer wieder in ihre lieben braunen Augen ſehe, frage ich ſie aus über tauſend und einerlei, und ſie hat mir zu erzählen wol ebenſo viel, und wir haben zu plaudern den ganzen Tag und erſt gegen Abend kann ich allein einen Gang ins Freie machen und dem Eichenhof zugehen.

II.

Eine helle jugendliche Stimme ſang es in den dämmernden, ſtillen Abend hinaus. Epheu und wilder Wein umrankte das Fenſter, aus dem der Geſang erſchallte. Flieder und Jasmin verſteckten es faſt und darüberhin rauſchte das Laub der Linden, leiſe noch erzitternd in den letzten Abendlüften. Durch die grünen Blätter hindurch aber blitzte das Meer, unbewegt und ſpiegelglatt.

Und wärſt du tauſend Meilen weit — —

Die Sängerin wiederholte noch mehrmals den Refrain. Dann trat die tiefſte Stille ein. Flieder und Jasmin ſchienen nur üppiger noch zu duften und ſandten Wogen von Wohlgeruch in die kühle Abendluft.

„Luiſe!" tönte es da hinauf in das Zimmer der Sängerin. Kurz und ſcharf war der Ruf ergangen und wenige Secunden darauf war ihm ſchon Folge geleiſtet.

„Du wünſcheſt, Vater?"

„Nichts mehr", klang es aus einem hohen Lehnſeſſel mit tonloſer, krankhafter Stimme zurück, „als dich nach dem Grunde deiner plötzlichen Fröhlichkeit zu fragen. Das ewige Singen macht mich krank."

Luiſe war einen Schritt zurückgetreten. Dann ſagte ſie mit gepreßter Stimme: „Mir kam die Melodie gerade in den Sinn, — ich ſang ſie halb aus Langeweile, halb . . ."

„Und halb", wurde ſie unterbrochen, „weil du mich quälen willſt."

Luiſe antwortete nicht. Nach einer Weile, während ſie läſſig mit ihrer Uhrkette geſpielt hatte, ſetzte ſie ſich auf ein entfernteres Sofa und ſah zum Fenſter hinaus. Ihr Vater ſchien ſie nicht weiter zu bemerken. Er ſtarrte grübelnd vor ſich hin. Dann wandte er ſich um, ſah Luiſe einige Augenblicke noch nachdenklich an und ſagte dann in milderm Tone: „Du weißt, Luiſe, wie ſehr mir alles Dudeln und Trällern verhaßt iſt. Warum vergißt du es immer wieder?"

Luiſe hatte ſich bei ſeinen erſten Worten erhoben; nun war ſie neben ſeinem Stuhle niedergekniet, ſchaute zu ihm auf und indem ſie ſeine Hände ergriff und ſie drückte, ſagte ſie mit herzlicher Stimme: „Es iſt wahr, Vater, ich vergaß es, ich dachte nicht daran! Dich zu kränken aber iſt mir noch nie in den Sinn gekommen!"

Er ſah zu ihr nieder: „Thörichtes Kind, immer noch Kind! Wann wirſt du einmal aufhören, es zu ſein? Wann wirſt du einmal anders denken lernen?"

Sie warf den Kopf auf und ſchaute ihn keck an: „Vater", ſagte ſie, „du läßt deine Gedanken weiß Gott wo herumſchweifen! Ueber dein Kind denkſt du wol ſelten nach."

Er horchte auf. Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, als wollte er ſich beſinnen. Dann murmelte er leiſe und langſam: „Doch! Doch!"

Luiſe lächelte: „Nein, Väterchen, das thuſt du nie — nie! . . ."

Sie mochte mehr recht haben, als ihr zugegeben wurde. Die häuslichen Verhältniſſe hatten es in der That verſchuldet, daß Luiſe ziemlich ſich ſelber überlaſſen aufgewachſen war. Die Jahre der faſt klöſterlich einfachen, abgeſchiedenen Penſion wenigſtens hatten wenig dazu beigetragen,

ihr die Selbſtändigkeit zu nehmen, mit der ausgeſtattet ſie in den jugendlichſten Jahren ſchon in dieſelbe gekommen war. Sie hatte gethan, was man gefordert; ſie hatte alles über ſich apathiſch ergehen laſſen und war dieſelbe geblieben, das heißt ein Mädchen, das ſich ſeit dem ſehr frühen Tode ihrer Mutter bei der vollſtändigen Gleichgültigkeit ihres Vaters gegen ſie gewöhnt hatte, zu denken, wie es ihr beliebte und ebenſo zu handeln. Aber eben dieſe Selbſtändigkeit hatte ihre Denkungsweiſe bald eine Richtung nehmen laſſen, die ihr um ſo gefährlicher werden konnte, als niemand die erſten Keime derſelben kennen zu lernen und zu erſticken im Stande geweſen war. Ihr war nie entgegengetreten, — am wenigſten von ſeiten ihres Vaters, der ihr ja mit einer Indifferenz begegnet war, die an völlige Liebloſigkeit grenzte. Ein Rückblick auf ſeine frühern Lebensſchickſale dürfte dies ein wenig begründen.

Luiſens Vater war infolge ſeiner von früheſter Jugend auf ſich aufs deutlichſte beweiſenden Anlagen für die Muſik zum Muſiker herangebildet worden und hatte als ſolcher viele Erfolge geerntet. Mitten in einer glänzenden Carrière hatte er Luiſens Mutter kennen gelernt, ſie geheirathet und war auf dieſe Weiſe in den Beſitz des Eichenhofs gekommen. Nur zu bald jedoch mußte er einſehen, daß er damit einen verhängnißvollen Schritt gethan. Das ſtille, häusliche Leben, das er auf dem Landgute von dem Augenblick ſeiner Heirath an zu führen ſich gezwungen ſah, widerte ihn bald an, und gewöhnt an Aufregungen, an Triumphe und ewigen Wechſel, ertrug er die Verhältniſſe, in die er gekommen, nur als eine Laſt, die er je eher je lieber abzuſchütteln ſuchte, um ſo mehr, als er bald auch fühlen mußte, daß er ſich in ſeiner Neigung zu ſeinem Weibe getäuſcht habe. Sie hatte nicht jene Tiefe beſeſſen, die er in ihr geglaubt, und war nicht die Perſönlichkeit geweſen, die ihn, den Künſtler, hätte begeiſtern und anregen können zu freudigem, neuem Schaffen und künſtleriſchem Fortarbeiten. Seine Productivität erlahmte. Er verfiel in eine geiſtige Trägheit, die endlich in eine völlige Apathie ausartete. Seine Gattin ſtarb bald. Von da ab, ſtatt ihr näher zu treten, begegnete er ſeiner Tochter nur noch mit erhöhter Kälte und ſah in ihr nur die Feſſel, die ihn zurückhielt und an einen Flecken Erde bannte, den er nur haſſen konnte. Ueber all ſeinem Brüten und Sinnen hatte er ſchließlich ſeine Thatkraft wirklich eingebüßt. Täglich wollte er ſich herausreißen — es ging nicht mehr, täglich noch weiter wirken und ſchaffen, es war zu ſpät. So war er älter und älter geworden und hatte nicht bemerkt, wie ſeine Tochter aufgewachſen war und ein Mädchen geworden, das Anſprüche an das Leben zu machen das Recht hatte. Er hatte nie nach ihnen gefragt und nie darüber nachgedacht. Der Selbſtvorwurf eines verfehlten Lebens laſtete ſo ſchwer auf ihm, daß er darüber ſeine Pflichten vergeſſen hatte. Indem er ſeine Tochter unbeachtet aufwachſen ließ, ahnte er nicht, daß er damit ein zweites Leben verderbe, daß er die glänzendſten Fähigkeiten, die herrlichſten Gemüths- und Geiſtesanlagen dem ungezügelten Drange angeborener Leidenſchaftlichkeit preisgäbe; daß er aus einem Mädchen, in dem die Fähigkeit ſchlummerte, ein Ideal edelſter Weiblichkeit zu werden, dadurch, daß er nie vermittelnd und heranziehend, nie hier abſchwächend, dort anregend in ihren Bildungsgang eingegriffen, die Caricatur eines Weibes mache. Luiſe kannte keine Heimat, kein Familienleben. Sie wußte kein Weſen, das ſie hätte lieben können. Sie ſtand allein da und nur auf ſich ſelber angewieſen und auf ihre eigenen Träume, aber auf kein Herz, dem ſie ganz hätte vertrauen und das ihr die Richtigkeit gerade ihres Traumlebens hätte nachweiſen können. Begabt mit einer wunderbar regen und feurigen Phantaſie hatte ſie neben den künſtleriſchen Anlagen ihres Vaters den tiefinnerſten und glühendſten Drang nach einem Genuſſe des Lebens geerbt, der, hatte er nur einmal erſt Gelegenheit, feſſellos dahinzuſchießen, ſie nur verderben und zum Untergang führen konnte.

Luiſe mochte eine Ahnung der abnormen innern Entwickelung, die ſie genommen, haben; ſie meinte ſogar, ſtolz ſein zu können auf ihre ſelbſtändig erworbene Lebensphiloſophie, um ſo mehr, als niemand ahnte und zu begreifen ſchien, wohinaus ſie wolle. Es war daher ebenſowol ihre Abſicht geweſen, einmal den Vater ſeine ihr ſtets bewieſene Indifferenz vorwurfsvoll merken zu laſſen, als auch das Gefühl eines gewiſſen Uebermuths, doch trotz alledem ſich ſelbſtändig herangebildet zu haben, was ſie die Worte halb ſcherzend, halb bitter ſagen ließ: „Nein, Väterchen, das thuſt du nie, nie! . . .“

Er legte vorgebeugt den Kopf in ſeine beiden Hände und ſtarrte zu Boden. Sein bleiches, krankes Geſicht ſchien noch bleicher zu werden. Dann ſagte er, ohne daß ſeine Augen auf ſeiner Tochter ruhten, die noch immer neben ihm kniete: „Du machſt mir einen Vorwurf, Kind, den ich erwartet

und doch nicht zu verdienen glaube. Wollte ich mich vertheidigen, ich müßte weit ausholen. Ich will es nicht. Ich will nicht immer wieder die Erinnerungen heraufbeſchwören, die für mich nur die alten Schmerzen erneuen können... Mein Leben iſt von je ein verfehltes geweſen. Man hat mich von früheſter Jugend auf — erzogen, wie ſie es nennen. Man hat mir ſchon in den Windeln alle Weisheit lehren wollen. Ich war das Muſter eines Wunderkindes, das angeſtaunte Ideal aller meiner Tanten und Domeſtiken... und bin ſo unglücklich geworden wie niemand ſonſt! Das alſo war die Frucht meiner ſorgfältigſten Erziehung! O, ohne alle Erziehung, alle Theilnahme und Vorſorge kann man nicht unglücklicher werden!... So habe ich gedacht und dich aufwachſen laſſen, wie es der Himmel gerade für gut befunden."

Er ſchwieg, wol mit dem ſichern Gefühl, daß alles, was er geſagt, doch nur eine ſchwache Vertheidigung genannt werden müſſe, ſelbſt vor derjenigen, vor der er ſie gehalten. Und Luiſe war das Mädchen, das Geiſt genug hatte, um zu begreifen, daß der Vater geſprochen, mehr um ſich ſelbſt einen Moment zu beruhigen, als um eine wirkliche Vertheidigung zu geben. Zugleich begriff ſie aber auch, daß ſie die gegebenen Schwächen benutzen müſſe.

„Dann", ſagte ſie langſam, faſt kalt, „dann laß mich auch weiter für mich ſorgen! Dann laß mich fort von hier, laß mich einmal mehr Menſchen ſehen! Hier langweile ich mich zu Tode!"

Das für ihren Vater ungeahnt Fremde, das in dieſen Worten der Tochter ruhte, ließ ihn ſie ſtarr und groß anſehen. Er hatte über ihre Zukunft noch nie nachgedacht, nie eine Frage darüber ſich ſelbſt vorgelegt, und gehörte zudem zu jenen Menſchen, die ſtets die Iſolirung ſuchen und in dem Bewußtſein wirklicher Vereinſamung nur um ſo unglücklicher ſich fühlen.

„Doch wohin?" ſagte er endlich zögernd, wie gedankenlos.

„Wohin?" fiel ſie raſch ein. „Heute weiß ich es noch nicht, vielleicht ſchon morgen."

Sie wußte nur zu gut, wohin. Sie hatte Zeit genug gehabt, ſich die Zukunft auszumalen und bis auf die kleinſte Nuance hin auszuträumen. Aber ſie glaubte nicht ſogleich alles ſagen zu dürfen. Es war das erſte mal, daß ſie dieſen Gedanken ihrem Vater gegenüber andeutete. Ihn weiter vor ihm zu verfolgen, dünkte ihr gefährlich.

„Doch wohin?" wiederholte er tonlos, als hätte er noch keine Antwort erhalten.

„Ich will in die Welt hinein", ſagte ſie erregter. „Ich bin meiner Heimat und unſerer guten, langweiligen Oſtſee herzlich ſatt und werde mich ſchon durchzuſchlagen wiſſen. Nur fort will ich von hier! Ich kann dieſe Einſamkeit nicht länger mehr ertragen."

Er ſchien ſich indeſſen geſammelt zu haben. Er ließ ſie ausſprechen und ſagte dann langſam und ernſt: „Luiſe, ich will nie mehr hierüber mit dir weiter ſprechen! Du biſt ein Kind und weißt nicht, was du verlangſt."

Sie hatte ſich erregt abgewandt und ſah zum Fenſter hinaus in das dunkle Laub der Linden. Eine Thräne ſchlich ſich zwiſchen ihren Wimpern hervor. Sie wiſchte ſie ſchnell fort und ſagte dann mit zitternder Stimme: „Du kannſt mir verbieten, mit dir darüber zu ſprechen, nicht aber, weiter zu ſinnen, ſo lange, bis —"

Sie konnte nicht fortfahren. Sie preßte heftig ihre Lippen zuſammen, als wollte ſie die Bewegung ihres Innern erſticken, die ſich mit Gewalt Luft zu machen ſuchte. Ihre tiefe Aufregung ſchien jedoch einen eigenthümlichen Eindruck auf ihren Vater zu machen. Unähnlich ſeinem ſonſtigen Weſen, war er ſtatt heftig und zornig ernſt geworden und ſagte nun mit feſter Stimme zu ihr: „Thörichtes, unerfahrenes Kind, wenn du wüßteſt, wie ſehr das alles auch der durchgelebt und durchempfunden hat, dem du deine Klagen und Vorwürfe vorträgſt! Thörichtes Kind, zu glauben, daß das Leben auch nur des Strebens nach einem Genuſſe werth wäre! Daß es mehr als Enttäuſchungen ſind, die wir erfahren, immer nur Enttäuſchungen! O, wenn du mir glauben wollteſt, daß du dein Leben am beſten verwertheſt, wenn du es verſchläfſt, ohne Träume, ohne Streben, ohne Hoffnungen! Es gibt keine Träume ohne enttäuſchendes Erwachen, keine Hoffnungen ohne kalten Trug! Das iſt's, was ich erlebte, und die Schlußbetrachtung, in der ich die Summe deſſen gezogen, was ich erfahren!"

Luiſe hatte ihm aufmerkſam zugehört. Dann ſagte ſie mit feſter Stimme: „Ich kann nicht mein Leben verträumen, ich will es nicht!"

Er richtete ſich hoch auf und ſah mit krankhaft aufgeregten, brennenden Augen zu ihr nieder: „Jetzt verbiete ich dir jedes weitere Wort hierüber! Geh' zur Ruh'!"

Er wandte ſich kurz ab und verließ das Zimmer.

Mit hochgerötheten Wangen und hervorſtrömenden Thränen eilte Luiſe der Gartenthür zu. Sie riß ſie heftig auf und ſtürzte in den dunkeln alten Garten hinein, tief hinein bis in den Park.

Die tiefſte Stille umgab ſie. Die hohen ſchwarzen Tannen ſtanden ſchweigend da und kein Vogel zwitſcherte mehr. Aber ihr Herz pochte hörbar, als wollte es ihre Bruſt zerſprengen, und ihm Luft zu machen, ſang ſie die alte liebe Melodie in die ſtille Nacht, und ſtolz und trotzig klang ihre Stimme, während ihre Augen noch voll Thränen ſtanden:

Und wärſt du tauſend, tauſend, tauſend Meilen weit,
Ich wüßte dich zu finden!

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Aus dem walliſer Rhonethal.

Von Friedrich Tampert.

II.

So war ich raſch der alten walliſer Hauptſtadt nahe gekommen und bog mich weit vor aus dem Wagen, um ihres ſtattlichen Anblicks froh zu werden. Schon hier, von weitem noch, bot ſie ſich als eine Stadt entſchieden italieniſchen Gepräges, der die zwei auf den beiden einander gegenüberliegenden ſteilen Bergkegeln ſich erhebenden Schlöſſer, Tourbillon und Valerien, einen impoſanten Hintergrund verleihen. Und welches Feſtgewand trug ſie an dieſem Tage! Flaggen, Kränze an allen Häuſern, vom höchſten Thurm des Tourbillon wehte ſtolz das rothe Kreuz im weißen Feld hinaus, das Banner, unter welchem in dieſen Tagen das kleine Schweizerheer ſich geſammelt hatte, um Manöver durchzumachen, die den tüchtigſten Offizieren deutſcher Armeen Bewunderung abgenöthigt hätten. Und die Leute ſahen ſo friſch und heiter aus; man ſah es ihnen wahrlich nicht an, daß ſie tagelang marſchirt waren, die ſteilſten Gebirgspäſſe geſtürmt, ſie, die nur auf Wochen Einberufenen, Dinge vorgenommen hatten, von denen unſere Tag für Tag gedrillten ſtehenden Waffenträger keinen Begriff haben. Ueberall, wo ich die Stadt durchging, die originellſten Soldatengruppen, die Kinder faſt aller Schweizercantone durcheinander, Muſik, Geſang, Soldaten und Offiziere ohne allen Zwang miteinander verkehrend; dazwiſchen Land- und Stadtvolk aus allen Gauen, unter ihm die hübſchen Walliſerinnen voran, die die Landestracht, das durch alle Stände durchgehende kleine runde Strohhütchen mit dem breiten, oben aufgelockerten Bande, kennzeichnet.

Durch das bunte Treiben bahnte ich mir den Weg auf die Höhen der beiden ſchon genannten Schlöſſer. Der Tourbillon liegt in Trümmern, deren weite Ausdehnung aber von dem einſtigen Umfang des alten Biſchofſitzes Zeugniß gibt; Schloß Valerien dagegen, auf dem Schutt eines römiſchen Caſtells erbaut, ſteht noch wohlerhalten. Es dient zum Prieſterſeminar; von Thürmen, andern Gebäuden, unter andern der ſchon im 9. Jahrhundert gegründeten Katharinenkirche umgeben, hat es ein ungemein ſtattliches Ausſehen. Von beiden Schlöſſern ſieht man weit hinab und hinauf in das Rhônethal, hinauf bis Leuk, hinab bis Martigny, in der nächſten Nähe hinunter auf das freundliche Stadt- und Landſchaftsbild von Sion, deſſen Gegend unſtreitig die ſchönſte des ganzen Rhônethals iſt.

Damit war ich aber auch mit Sion oder, daß ich es auch mit ſeinem deutſchen Namen nenne, Sitten, fertig. Die Stadt ſelbſt bietet wenig mehr; höchſtens noch die gothiſche, theilweiſe romaniſche biſchöfliche Kathedrale hätte ich beſuchen können. Wer Zeit hat und hier herauf ſein eigentliches Reiſeziel nehmen will, dem mag Sion als Standort für Ausflüge empfohlen ſein; theilen ſich doch hier die Straßen und Pfade nach dem Eringerthal und von dem auf beſchwerlichem Wege nach Zermatt; dann nach dem leuker Bad und von da die großartigſte Schweizeralpenſtraße hinauf, über die Gemmi, nach Thun, oder den Simplon hinan nach dem Lago maggiore hinab. Dorthin fuhr eben die Poſt ab, als ich in den „Lion d'or", den guten erſten Gaſthof Sittens, eintrat, mich für die Rückfahrt zu ſtärken; den Alpenübergang mußte ich mir für ein andermal aufſparen, morgen wollte ich ja auf dem Wege zu einem andern, zum St.-Bernhard, ſein; mein Flug hier herauf war eben nur ein Seitenflug geweſen, alſo rückwärts wieder, wieder zur Bahn, aber nur auf kurze Fahrt! „Saxon les bains!" rief der Conducteur; alſo halt, ausgeſtiegen!

Saxon les bains, kennt ihr das? Ein Bad iſt's, das ſagt der Name; aber es gibt der Bäder ſo unendlich viele; wer die alle aufſuchen, alle betreten wollte! Aber auf Saxon war ich doch neugierig: wo ich ein Zeitungsblatt in die Hand nahm, wo ich in ein Hotel trat, immer und

überall in allen möglichen Buchſtabenformen der Name Saxon; dazu die pomphafteſten Beſchreibungen, Ankündigungen der großartigſten Concerte, Feuerwerke, Maulthierritte auf die „Pierre à voir" und Schlittenfahrten von ihr wieder herunter, nebenbei geſagt, ein etwas halsbrechendes Vergnügen, u. ſ. w., kurz eine Reclame, aufs Haar wie die, welche bei uns unermüdlich nur Ein Bad ſo in die Welt poſaunt. Ein ſchweizeriſches Homburg alſo? Das war ſchon der Mühe werth. „Aber wird dort auch geſpielt? Iſt das der Magnet für Saxon les bains?" Kein Wort davon in jenen Ankündigungen, wenn wol auch etwas von einem „Salon" darin mit unterlief; doch das klingt ja harmlos, darunter läßt ſich allerlei denken; das Spiel iſt ja, glaube ich, in den meiſten Schweizercantonen verboten. Doch ich ſollte ſehen.

Der Zug war fort und ich war froh, dem Soldatentrain und -Qualm entgangen zu ſein, und ging nun den erſten beſten Weg hinein. Einige Minuten von dem ärmlichen Stationsgebäude entfernt ſtanden einige Häuſer — das mußte wol das Bad ſein. Ein „Promenadenweg" war's auch, auf dem ich ging, aber Gichtkranke mögen fern von Saxon bleiben! Das war alles neu angelegt, neu aufgeſchüttet; es war prächtig auf dem harten Geröll zu gehen; dazu gaben die auch erſt gepflanzten Bäume keinen Schatten, der Raſen ſah auch trocken und verbrannt genug aus, kurz, Saxon mußte noch bedeutend in den Kinderſchuhen ſtecken — das war des Geſchreies und Geſchreibes nicht werth! Da waren die Wirthſchafts-, Logir- und Curgebäude: die Lage ging an; ein annehmbarer Berghintergrund, höhere Bäume, ſchattigere Gartenanlagen und im Hauſe viel Eleganz und Luxus. Da war ſchon ein Stück Homburg: überladene Einrichtung, ein reicherer Speiſeſaal, Billard- und Converſationszimmer, aber in den bequemen, ſammtnen Fauteuils in allen den vier Salons, die ich durchwandert, netto ein Curgaſt, das ganze Haus wie ausgeſtorben. Ich läute an zwei, drei Glocken, nehme indeſſen ein halbes Dutzend der reichlich aufliegenden Zeitungen zur Hand, bis endlich ein dienſtbarer Geiſt erſcheint, mir die verlangte Flaſche Ameling und den Fromage de Brie zu bringen, die in den 4 Francs, welche die Geſchichte koſtet, wieder lebhaft an Homburg erinnern. Und nun — die Aehnlichkeit iſt fertig: nach und nach löſen ſich uns die Räthſel, enthüllen ſich die Myſterien dieſes Orts.

Da vorn, 1000 Schritte ungefähr vom Hauptgebäude entfernt, ſteht ganz iſolirt ein eleganter Pavillon. Auch er iſt, wie alles da herum, froſtig anzuſchauen; wir treten ein; reichgalonirte Bediente nehmen uns Stock und Ueberzieher ab, gehen voran und öffnen uns, ohne zu fragen, ob es unſer Begehr, geräuſchlos und geheimnißvoll eine Flügelthür. „Messieurs et mesdames, faites votre jeu; rouge vingt-quatre!" Die Kugel rollt, die Napoleons rollen auch hinüber und herüber, die Croupiers ſitzen da mit denſelben diaboliſch gleichgültigen Geſichtern und die Spielenden mit denſelben leidenſchaftlichen oder bereits leidenſchaftslos abgeſtumpften Phyſiognomien wie überall, wo die Hölle einen ſolchen Salon aufgeſchlagen hat; — ich wußte nun, woran ich war. Und daß man trotz des Verbots ſpielen durfte? Draußen vor der Thür war ja ein Anſchlag, der allen Cantonsangehörigen, alſo allen Walliſern das Spiel verbot. Mir mußte der Portier gleich den Fremden angeſehen haben, denn er hatte mich keinen Blick auf die Verordnung thun laſſen. Es mußte aber auch da ein nicht beſonders lebhafter Tag für Saxon ſein, denn auch hier hingen nicht allzu viele Vögel an der goldenen Leimruthe. Noch leerer ſah es in dem „Muſik- und Concertſalon" aus, auch einem luxuriös ausgeſtatteten Raum, in dem ein wirklich vortreffliches Orcheſter mir das Vergnügen machte, vor mir als dem einzigen Zuhörer eine halbe Stunde lang ausgezeichnet zu concertiren. Nur ſpäter, als die Muſikſtunden vorüber, traten ein paar echte, lachende, kokettirende Franzöſinnen in den Saal, um ſich am Pianoforte zu üben und ein paar Couplets ſchauderhaft genug zu ſingen. Alſo „la belle France" auch hier das tonangebende! Aber ganz ſcheint es eben Saxon les bains doch noch nicht gelingen zu wollen, ſein Vorbild — und daß dieſes es ſein ſoll, haben die Ankündigungen eingeſtanden — Homburg zu erreichen; nur das Eine hab' ich gemerkt: mir war es am Ende hier gerade ſo unheimlich wie dort zu Muthe. Und um jodhaltige Bäder aufzuſuchen — denn das iſt es, was Saxon mediciniſch bedeutend macht —, braucht man nicht ſo weit zu gehen, um ſchließlich all den Aerger mit in den Kauf zu nehmen, der ſich an einen ſolchen Auswuchs der „Civiliſation" hängt. Ich war froh, daß drüben an der Station die Signalglocke läutete; ich hatte mich an Saxon les bains ſatt genug geſehen.

Wie that mir darauf der ruhige, ſtille Abend

in Martigny ſo wohl! Ich war auch dort fremd unter Fremden, aber es ſah ſich alles ganz anders, harmloſer, gemüthlicher an. Und ſtill kann man freilich Martigny eigentlich auch nicht nennen, namentlich an ſolch ſchönen Sommerabenden, wie jener war, nicht. Martigny iſt nur auf den Sommer angewieſen, eine echte ſchweizer Sommerblume wie nur irgendeine. Da gibt's oft keinen Raum mehr in den vielen geräumigen Gaſthöfen, auf den Straßen aber und an den reichen Abend-Tables-d'hôte ein Gewirr von aller Welt Sprachen. Vom Bahnhof herein, dort von der Forilaz herab ziehen ganze Scharen von Reiſenden zu Roß und zu Fuß, geleitet von ſaiſonfröhlichen, alpenſtockbewaffneten, ſhawl- und manteltragenden Führern, müde und hungerig in die erſehnten Nachtquartiere ein; aber am frühen Morgen ſchon weckt uns Hufſchlag, und eine luſtige Cavalcade ſehen wir über den Marktplatz hinauf nach Martigny-le-Bourg reiten, auch uns mahnend, daß eben Martigny auch für uns nichts anderes iſt als ein flüchtiges und — ſetzen wir gleich hinzu — recht theures Nachtquartier. Es geht tiefer in die Berge hinein, Chamouny zu; man darf hier ſchon mehr rechnen; der Sommer iſt auch gar zu kurz; das Kellnerheer in den Hotels, das ſchwere Silbergeſchirr auf den Tafeln, die ſplendiden Diners und Soupers, das will alles bezahlt ſein! Martigny lebt von den Fremden; alles iſt auf ſie, im ſchlimmen wie guten Sinn, berechnet. Zu letzterm rechne ich, daß ſogar die Poſt ſich herbeiläßt, nach 9 Uhr abends noch einmal ihr Brief- und Telegraphenbureau zu öffnen, damit die des Abends angekommenen und am Morgen früh wieder abgehenden Reiſenden finden können, was die Heimat für ſie hierher geſandt hat.

Vier Hauptſtraßen oder wenigſtens vielbetretene Reiſewege ſind es, die ſich in Martigny kreuzen, für die es der Knotenpunkt iſt: die Eiſenbahn nach St.-Maurice und Villeneuve zum Genferſee, der große Heerweg über den Simplon nach dem Lago maggiore, die Straße über den St.-Bernhard nach Aoſta und Turin, und der Saumpfad über die Tête noire oder den Col de Balme nach Chamouny. Die letztern beiden führe ich meine Leſer vielleicht noch einmal.

Jetzt wollen ſie ſich einen klaren Sommerabend denken, einen ſolchen, wo die Luft rein, der Blick weit und es droben am Himmel und drinnen im Herzen hell iſt, und mit mir durch Weinberge und Akazienhecken zum alten Stadt und Land beherrſchenden Biſchofſchloß La Bâtia hinaufſteigen. Es iſt alt, ſchon ſeit 1513 zerſtört, aber doch in einigen Gelaſſen noch bewohnt. Gegen den üblichen Schweizerzoll öffnet ſich uns dieſer Theil, die Pförtnerin führt uns auf das Plateau des hohen Thurms, und nun, welch herrlich weiter Blick ſtromauf und -ab, thalein und -aus! Das ganze Rhônethal ſehen wir hinauf bis dahin, wo die Burgen Lyons zu unſerer heruntergrüßen; der Fluß mit ſeinen Niederungen, die hohen Berge ihm zur Seite mit ihren fruchtbaren Hängen, droben die Weinorte Vétroz, Couthey, alles liegt vor uns, und ganz weit außen, dort im Weſten, ſchließt den Hintergrund die Rieſenkette, welche Wallis von Bern trennt; das Sammetſchhorn und ein Stückchen der Gemmi glänzen, das ſchneeige Haupt vom Abendſchein geröthet, herüber. Dort rechts im Hintergrund ſchaut ein anderes Schneehaupt, der Simplon, herein, und hier auf der Südſeite über die nähern Berge hebt ſich, einem auf ſcharfabgeſchnittenem Plateau emporſteigenden Thurme ähnlich, die Kalkfelsſpitze des Pierre à voir empor, ein bizarres Bild, dem aber unſern von ihm, näher dem St.-Bernhard zu, die Pyramide des Mont-Catogne das Gleichgewicht hält.

Zwei Flüſſe geben dem reichen Landſchaftsbild Leben und Bewegung: träge und ſchlammig ſchleicht dort an der Nordſeite der Berge die Rhône herab; friſch und eiſig ſchießt ihr hier, von Weſten kommend, auch hart an den Bergen vorbei und vor Martigny unter der hölzernen, bedeckten Brücke durcheilend, in ſcharfer Biegung ſich ihr zuwendend, die Dranſe entgegen. Dort hinaus, wohin beide vereint nun ziehen, dem Leman zu, wo die Piſſevache ſich zu ihnen niederſtürzt, der Trient in ſie mündet, ſperren wieder himmelhohe Fels- und Bergwände uns den Blick. Deſto freier ruht er auf dem lieblichen Thalgrund, in dem Martigny inmitten von Reben- und Maisfeldern gebettet liegt, auf dem Nußbaumwald, in dem ſich Martigny-le-Bourg verſteckt; und höher hinauf, nach Südweſt und Weſt hin, verſchwindet all dieſe Thalidylle wieder vor der Bergmajeſtät, mit der der Mont-Catogne, der Col de Ferret, und, wie zwei maſſive Felsnadeln, die Aiguilles rouges, herniederſchauen. Da ſehen wir auch deutlich den Straßeneinſchnitt zum St.-Bernhard wie den Saumpfad auf die Forelaz, und, über dieſem hoch aufragend, das Doppelhorn des Col de Balme.

Vom Thurm war ich längſt herab, aber das

ſchöne Abendbild hielt mich immer noch; dort am Berghang auf einer Bank ſitzend, ſchaut' ich's lange noch: Licht, Farbe, Glut auf allen Höhen und Tiefen, Abendſtille ſchon ringsum. Da ſchlug eine Melodie an mein Ohr, ein altes liebes Heimatslied:

Wie iſt's möglich denn?
Iſt ein Blümlein, heißt Vergißmeinnicht! —

klang's den Berg herauf; ein Trupp fröhlicher Studenten ſang es friſch in den Abend hinaus — und der Heimatsklang that wohl in dem fremden Lande.

Ueber den Begriff des Lächerlichen in der Poeſie.

Was nennen wir im gemeinen Leben lächerlich? Was pflegt das Lachen hervorzurufen? Dasjenige, was, ohne eine Empfindung des Schmerzes oder des Schrecks oder großer Freude zu veranlaſſen, eine große Ueberraſchung bereitet, namentlich wenn an Stelle von etwas Erwartetem etwas ganz Unerwartetes eintritt.

Es tritt z. B. in einem Luſtſpiel jemand in das Zimmer eines andern — er wundert ſich, daß daſſelbe unverſchloſſen und niemand anweſend iſt, daß Kiſten und Kaſten offen ſtehen, und bricht in die Worte aus: „Herr Gott, wie unvorſichtig! Was könnte man nicht dieſen Leuten unbemerkt alles — herbringen!"

Das Lächerliche liegt hier in dem Unerwarteten; man erwartet als Schluß der Rede: „Was könnte man nicht alles wegtragen!" aber weil der Redende ſich überzeugt hat, daß nichts zu ſtehlen da iſt, ſagt er ſtatt „wegtragen" herbringen. Aehnlich iſt es mit dem bekannten Beiſpiel: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus." Horaz

Auch hier liegt das Lächerliche nicht in der Maus an ſich, ſondern darin, daß die Erwartung durch das Kreiſen der Berge aufs höchſte geſpannt iſt und nun blos die Maus erſcheint.

In einem Luſtſpiel Shakſpeare's ſoll ſich der prahleriſche Armado mit einem Bauern ſchlagen; der Kampf ſoll in Hemdsärmeln ſtattfinden. Armado weigert ſich; man fragt nach ſeinem Grunde, indem man Stolz oder Feigheit vermuthet. Er ſagt einfach: „Ich habe kein Hemd an!"

Wodurch entſteht nun aber das Lachen beim Menſchen? Weshalb bewirkt eine Ueberraſchung, namentlich ein unerwartet hervortretender Contraſt jene Erſchütterung des Zwerchfells, die ſich dem ganzen Körper mittheilt und die wir Lachen nennen? Dieſe Frage würde nur die Phyſiologie beantworten können. Wenn dieſe überhaupt dahin gelangt ſein wird, die Einwirkung geiſtiger Eindrücke auf den Körper zu erklären, wenn ſie uns ſagen kann, weshalb die Erſchütterung des Schmerzes oder auch übermäßiger Freude Thränen hervorruft, wird ſie auch wol das Lachen erklären können.

Wenn ein Menſch in einer körperlichen Bewegung, z. B. im raſchen Gehen oder Laufen, plötzlich gehemmt oder unterbrochen wird, ſo entſteht eine Erſchütterung des ganzen Körpers; dem analog erfolgt, wenn unſer geiſtiger Gedankengang durch den Eintritt von etwas ganz Unerwartetem plötzlich unterbrochen wird, gewiſſermaßen eine geiſtige Erſchütterung; aber weshalb dieſe geiſtige Bewegung gerade auf unſer Zwerchfell wirkt, das zu beantworten müſſen wir der Phyſiologie überlaſſen.

Beim Lächerlichen wird immer eine Ueberraſchung und ein Contraſt ſtattfinden zwiſchen dem, was man erwartet, und dem, was eintritt; aber keineswegs hat jede Ueberraſchung und jeder Contraſt eine lächerliche Wirkung. Große Freude und ebenſo Schmerz, Schreck oder ſittliche Entrüſtung ſchließen den Eindruck des Lächerlichen aus.

Die Räubereien Falſtaff's machen z. B. auf der Bühne eine komiſche Wirkung; aber dieſer Eindruck würde nicht ſtattfinden, wenn Falſtaff mit eigentlicher Grauſamkeit verführe, wenn er die Reiſenden, die er beraubt, auch todtſchlagen wollte. Man lacht im täglichen Leben wol darüber, wenn jemand auf der Straße infolge ſeiner Ungeſchicklichkeit ausgleitet und ſich die Kleider beſchmuzt, aber niemand wird lachen, wenn ein anderer beim Ausgleiten ſich ernſtlich beſchädigt. Wie oft iſt man nicht veranlaßt, zu ſagen: „Es wäre dies höchſt lächerlich, wenn es nicht zugleich traurig wäre."

Betrachten wir einige Hauptfälle des Komiſchen näher, nachdem wir vorausgeſchickt haben, daß die Ausdrücke „komiſch" und „lächerlich" von den meiſten Aeſthetikern durchaus ſynonym gebraucht werden.

Eine Aeußerung, die an ſich widerſinnig iſt, hat oft eben durch das Unerwartete eine komiſche Wirkung. Nehmen wir z. B. die bekannte Aeußerung eines berliner Bürgers, der auf die Frage: „Wen wollen Sie zum Bürgermeiſter wählen, Naunyn oder Krausnick?" antwortet: „Wenn

ich blos die Wahl habe zwiſchen Naunyn und Krausnick, nehme ich doch lieber den verſtorbenen Bärenſprung."

Aber auch die Dummheit, die Abſurdität in den Handlungen macht den Eindruck des Lächerlichen, weil man eben eine ganz andere Handlung erwartet, als die der Dumme wirklich vornimmt. Die Handlungen der Schildbürger, der Schöppenſtedter, der Abderiten wirken ebendarum ſo lächerlich, weil ſie durch den unerwarteten Contraſt mit dem, was man als ſelbſtverſtändlich vorausſetzt, Ueberraſchung und Staunen erregen.

Misverſtändniſſe im Geſpräch wirken eben durch das Ueberraſchende komiſch. Im Geſpräch erſcheinen eben ſolche Antworten vorzugsweiſe als witzig, welche abſichtlich eine Frage anders auffaſſen, als ſie gemeint war, und ſie in ganz unerwarteter Weiſe beantworten. So iſt das Beiſpiel Cicero's bekannt, daß jemand auf die Frage: „Quemnam tu putas eum, qui in adulterio deprehenditur", die im Proceß in ernſter Weiſe ausgeſprochen wird, antwortet: „Tardum", ſtatt Malum hominem."

Doch es ſei genug an den aufgeführten Beiſpielen des Komiſchen. Es iſt übrigens unzweifelhaft, daß daſſelbe mit dem Begriff des Freudigen nicht identiſch iſt. Die wahre Freude iſt dem Ernſt verwandt und zeigt ſich nicht in eigentlichem Gelächter.

Vergleichen wir nun aber mit unſerer Erklärung des Lächerlichen einige unter den vielen Definitionen, welche ſich in den Lehrbüchern der Aeſthetik finden.

Ariſtoteles ſagt, nachdem er das Lächerliche als Gegenſtand der Komödie bezeichnet hat: „Das Lächerliche iſt ein Fehler oder etwas Häßliches, welches weder Schmerz erzeugt, noch Verderben bringt."

Er hat hier offenbar vorzugsweiſe das Lächerliche der damaligen Komödie vor Augen gehabt; auf dies paßt ſeine Definition, aber ſie iſt keineswegs erſchöpfend. Denn keineswegs iſt alles Häßliche, welches keinen Schmerz erzeugt, auch komiſch, und es gibt ſehr viele lächerliche Vorfälle, die durchaus nicht den Charakter des Häßlichen tragen. Wir wollen hier nur an das Horaziſche „Parturiunt montes" erinnern oder an die Vorfälle, bei denen das Lächerliche in einem überraſchenden Zufall liegt, wie in dem Beiſpiel, daß ein Reiſender auf einem Dampfſchiff auf ein merkwürdiges Echo aufmerkſam gemacht wird und, um es zu erproben, ruft: „Ein Glas Bier!" worauf aus der Kajüte die Stimme eines Kellners antwortet: „Gleich!"

Schiller ſieht den Grund des Komiſchen in der Herabziehung eines Gegenſtandes unter die Wirklichkeit.

Mit Recht wendet Zeiſing in ſeinen „Aeſthetiſchen Forſchungen" gegen dieſe Definition ein, daß es auch in der Wirklichkeit ſelbſt viel Lächerliches gibt und daß das echt Komiſche außer der Wirklichkeit, z. B. Falſtaff in ſeiner Art, hoch über der Wirklichkeit ſtehe.

Viel einfacher iſt die Definition Kant's. Dieſer ſagt: „Das Lächerliche entſteht durch die plötzliche Auflöſung einer Erwartung in Nichts."

Gegen dieſe Definition macht Zeiſing S. 274 ſeiner „Aeſthetiſchen Forſchungen" geltend, es könne auch lächerlich ſein, wenn ſich da, wo wir nichts erwarten, etwas einſtelle. Dies iſt allerdings richtig, kann aber nicht dahin führen, die Definition Kant's ganz zu verwerfen, ſondern nur, ſie präciſer dahin zu faſſen: „Lächerlich iſt der überraſchende Eindruck von etwas Unerwartetem an Stelle des Erwarteten, alſo auch der Eintritt von etwas, wo man nichts erwartet, oder die Auflöſung einer Erwartung in Nichts, immer vorausgeſetzt, daß dieſe Ueberraſchung nicht Schmerz, Schreck oder große Freude erregt."

Vergleichen wir mit dieſer Definition noch einige Definitionen neuerer Philoſophen. Jean Paul ſagt: Das Lächerliche habe von jeher nicht in die Definitionen der Philoſophen hineingehen wollen, außer unwillkürlich; er ſelbſt definirt es dann aber ſo: „Das Lächerliche iſt das unendlich Kleine, das umgekehrt Erhabene oder das Unverſtändige, inſofern es zur ſinnlichen Anſchauung kommt und von uns ſeinen Verſtand geliehen bekommt."

Schelling und Hegel faſſen das Komiſche als „die Darſtellung der idealen unendlichen Freiheit, alſo des negativen unendlichen Lebens oder der unendlichen Beſtimmbarkeit und Willkür".

Solger ſagt: „Komiſch iſt, wenn ſich die Idee des Schönen ganz in die Zufälligkeit und Beziehung des gemeinen Lebens verliert und wenn ſich die Idee auf dieſe Weiſe durch das gemeine Leben in der Exiſtenz erhält."

Schleiermacher ſieht das Komiſche im Gegenſatz des Idealen mit dem Wirklichen.

So ſcharfſinnig dieſe Definitionen Jean Paul's, Schelling's, Solger's, Schleiermacher's ſind, ſo haben ſie doch alle, wie uns ſcheint, nur das Lächerliche, wie es gewöhnlich in der Poeſie be-

nutzt wird, vor Augen und umfaſſen daher keineswegs alles, was im gemeinen Leben als lächerlich erſcheint. Was z. B. die Definition Schleiermacher's betrifft, ſo wollen wir gern zugeben, daß der Gegenſatz des Idealen und Wirklichen oft vorzüglich geeignet iſt, eine lächerliche Wirkung hervorzurufen; aber wie viele Fälle des Lächerlichen gibt es nicht, in welchen das Ideale gar keine Rolle ſpielt; betrachten wir z. E. nur das Beiſpiel: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus." Statt dieſe geiſtreichen, aber doch ungenügenden Definitionen aufzuſtellen, hätte man unſers Erachtens an der einfachen und klaren Definition Kant's feſthalten und ſie allenfalls noch, wie wir vorſtehend verſucht haben, näher präciſiren ſollen.

Welche Bedeutung hat nun aber das Komiſche in der Poeſie?

Dies iſt ſeit den älteſten Zeiten ſtreitig geweſen, indem einige Kunſtrichter das Komiſche ganz vom Gebiet der Poeſie ausſchließen wollten, während andere daſſelbe unbedenklich zulaſſen. Schon Horaz ſpricht ſich hierüber aus. Er ſagt, indem er als ſein Hauptwerk die „Satiren" anſieht, die allerdings mehr Witz und Scharfſinn als eigentliche Poeſie enthalten, er ſelbſt könne ſich nicht zu den Dichtern rechnen; ſeine „Satiren" ſeien faſt nichts als Proſa; auch von der Komödie müſſe man zweifeln, ob ſie eigentlich zur Poeſie gehöre.

(Liber I „Satirarum", 4. satira:

„Primum ego me illorum, dederim quibus esse poëtis,
Excerpam numero" — —
— — neque si quis scribat uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc esse poëtam.
Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os
Magna sonaturum, des nominis hujus honorem.
Idcirco quidam, comoedia necne poëma
Esset, quaesivere. . .")

In der That iſt nun die eigentliche Aufgabe der Poeſie wie der Kunſt überhaupt nur die Darſtellung des Schönen oder Idealen; zu dieſem letztern werden wir aber das Komiſche nicht rechnen können.

Daſſelbe finden wir nun aber in den Werken der größten neuern dramatiſchen Dichter, namentlich in denen Shakſpeare's und Calderon's, ſtark vertreten und es hat bei ihnen offenbar eine doppelte Wirkung: einmal die, dem Geiſte, der durch das Pathos des Tragiſchen ergriffen, man möchte faſt ſagen ermüdet iſt, eine Art Erholung zu verſchaffen, und ſodann die, eben durch den Gegenſatz des Komiſchen als des Gemeinen, zum Theil des Schlechten gegen das Ideale dies letztere in ſeiner vollen Bedeutung noch mehr hervortreten zu laſſen.

Betrachten wir z. B. das Auftreten Falſtaff's in „Heinrich IV."

Die Haupthandlung in beiden Theilen dieſes Dramas iſt der Kampf des Königs und ſeines tapfern Sohnes mit den Großen Englands: Percy, Northumberland u. ſ. w. Von beiden Seiten ſehen wir Thaten des höchſten Heldenmuths; die ganze ideale Seite der Thätigkeit eines Feldherrn und Kriegers zeigt ſich in der Thätigkeit des Königs, des Percy, Douglas und des Prinzen Heinrich. Falſtaff dagegen ſieht im ganzen Kriege nur eine Gelegenheit, mit möglichſt wenig Mühe und Gefahr Geld zu erwerben. Er ſoll Soldaten ausheben und verkündet die Ausführung dieſes Geſchäfts ſelbſt in dem bekannten Monolog, der mit den Worten beginnt: „Ich habe den Aushebungsbefehl des Königs aufs ſchmählichſte gemisbraucht!" In der Schlacht hat er nur die Tendenz, ſich möglichſt wenig der Gefahr auszuſetzen. Während der König, die Prinzen und Edeln um der Ehre willen dem Tode trotzen, wirft er die Frage auf: „Was iſt Ehre?" und kommt zu dem Reſultat: „Ehre iſt nichts."

Es bedarf keiner weitern Ausführung, wie gerade der offenbare Gegenſatz, in dem dieſes nichts weniger wie ehrenhafte Benehmen Falſtaff's zu der Haltung der Hauptperſonen des Stücks ſteht, recht dazu dient, das Ideale in Charakter und Handlungsweiſe der letztern hervorzuheben. In der Hauptſache können wir alſo unſere Unterſuchung dahin zuſammenfaſſen, daß das Lächerliche oder Komiſche, wie Kant im weſentlichen richtig definirt hat, durch die Auflöſung einer Erwartung in Nichts oder durch den überraſchenden Eintritt von etwas Unerwartetem an Stelle von dem, was man erwartet, entſteht, daß daſſelbe allerdings nur eine Nebenrolle in der Poeſie beanſpruchen darf, da der Hauptgegenſtand der Poeſie die Darſtellung des Idealen oder Schönen iſt, daß dieſe Nebenrolle aber, wie das Beiſpiel der größten Dichter beweiſt, eine ſehr bedeutende iſt.

Karl Silberſchlag.

Shakſpeariana.

F. B. — „Wenn ein Menſch nicht in unſerm Zeitalter ſein eigenes Denkmal errichtet, ehe er ſtirbt, wird er kein anderes Monument haben als die Spanne Zeit, wo die Glocke tönt und die Witwe weint.“ So ſchrieb Shakſpeare vor dreihundert Jahren. Heuer aber hat „The myriad-minded man“ — der tauſend Geiſter umfaſſende Mann — ſich als ein unſicherer Prophet erwieſen, wenigſtens in ſeiner eigenen Sache. Die ſpätere Nachwelt, nicht ſein Zeitalter, hat ihm ein unvergleichliches Monument des Ruhms errichtet. Krieg mochte durch die Welt wüthen, Despotismen jeder Farbe ſich ablöſen, Staaten ſteigen und vergehen, unſere „Unſterblichen“ überlebten Zeit und Nationen, und könnte man einen Superlativ von dem Worte bilden, wer wollte verneinen, daß die großen National- und, wie Shakſpeare, die „Weltdichter“ die Unſterblichſten genannt werden müßten? Nachruhm des Mannes wird gemeiniglich ſchon „Unſterblichkeit“ genannt, und wie oft damit Unfug und Humbug getrieben wird, wer weiß dies beſſer als der Sohn unſerer eigenen Tage? Aber der Dichter, mit dem eine Welt ſich noch nach einem Jahrhundert und ſpäter warm und lebendig unterhält, deſſen Werke wir wie die Schrift eines nur auf weiter Reiſe Abweſenden leſen — der iſt unſterblich, nicht, weil ſein Name fortlebt und unvergeſſen iſt, ſondern weil ſeine geiſtige Perſon noch unter den Lebendigen wandelt.

Wie ſehr auch unſer deutſches Herz ſich gerade in dieſen Tagen von dem modernen Engländerthum abwenden mag, ſo blieb doch in unſerm Herzen an dem Erinnerungstage des größten Dichters Englands eine Stimme wach, die da ſprach: „Um deines Shakſpeare willen ſeien dir viele Sünden vergeben!“

I. Shakſpeare und Anna Hathaway.

Faſt ſämmtliche deutſche Blätter brachten vor einigen Monaten Schilderungen aus „Stratford am Avon“, wo der große William das Licht der Welt erblickte oder vielmehr ſein eigenes Licht in die Welt trug, das wie eine unauslöſchliche Fackel hoch über den Wandlungen der Völker und Länder ſtill und feierlich ſtehen blieb. Nicht iſt es unſere Abſicht, einen Artikel zu ſchreiben, der gleichſam ein gedrängtes Regiſter der Ereigniſſe ſeines Lebens bringen ſollte, ſondern wir wollen nur einzelne Aehren von dem ſchon ſo geiſtvoll und emſig abgeſuchten Felde ſammeln und in einen beſcheidenen Strauß flechten, die bisher, wenn auch nicht überſehen, doch weniger Aufmerkſamkeit gefunden haben.

Dem Berichte eines engliſchen Geiſtlichen — er ſchrieb dieſe Notizen vor mehrern Jahren nieder und ſie beziehen ſich auf einen Beſuch der Geburtsſtätte Shakſpeare's vor etwa zwanzig Jahren — entnehme ich zuerſt nachſtehende Schilderung des Hauſes, wo der Dichter zuerſt „geliebt“. Wer kennt nicht „Anna Hathaway“ aus der reizvollen Novelle Ludwig Tieck's über Shakſpeare's Jugendjahre? Ihr Haus ſteht noch heute und iſt wahrſcheinlich noch in denſelben Händen und in derſelben Verfaſſung, in welcher es vor nunmehr zwanzig Jahren geweſen.

Der Berichterſtatter ſagt:

„Alles, was mir Stratford am Avon vorführte, iſt mir bis heute lebhaft im Gedächtniß geblieben. Die alte ſchöne Kirche am Flußufer, wo der Barde begraben liegt; die herrliche Allee von Bäumen, die zu deren ehrwürdigem Portal führt; ſeine Büſte in einer Niſche an der Kanzelwand; die rauh gearbeitete Inſchrift auf ſeinem Grabſtein, welche wie eine Malediction vor der Entweihung ſeiner Gebeine warnt; die ärmliche Hütte, wo er zum Leben erſtand, — die Wände, von der Diele bis zur Decke mit den Namen der Shakſpeare-Pilgrime beſchrieben, und der Park von Charlecote, die Scene ſeines wilden, fröhlichen Schweifens, die Geſchichte mit dem Hirſch und den „Lucys“: dies alles ſteht wie eine Photographie in meinem Gedächtniß und wird nur mit meinen werthеſten innern Bildern daraus verſchwinden können.

„So erinnere ich mich eines lieblichen Spaziergangs nach Shottery, dem Dorfe, wo Anna Hathaway, Shakſpeare's Gattin, geboren wurde und wo er ſelbſt ſeine Freierstage zubrachte. Es liegt in geringer Entfernung von Stratford und man geht dorthin quer über Wieſen. Wir fanden bald die Hütte, welche den Hathaways zugehört, ganz in ihrer urſprünglichen Einfachheit, mit dem gekreuzten Fachwerk der Wände von Lehm und Kalk; dem Strohdach, den Giebelfenſtern und der hölzernen Thürklinke. Als wir geklopft, erſchien eine junge Frau von angenehmem Aeußern, welche im Geſpräch uns mittheilte, daß ſie von jener Familie der Hathaways abſtamme. Darauf ging ſie voran, uns das Haus beſehen zu zu laſſen. Es waren da einige „antike“ Möbels in einem der untern und in einem der obern Zimmer, welche, wie wir vernahmen, ſeit den Tagen Shakſpeare's vorhanden, und ihr Ausſehen ſtrafte dieſe Verſicherung keinesfalls Lügen. Unten befand ſich auch eine alte Bank und eine Kiſte, die jener Zeit angehörten, wo «William» zuerſt um Liebe geworben. Und gewiß, als wir in der Ecke des offenen Kamins ſtanden, wo heute wie faſt vor dreihundert Jahren ein Feuer züngelte, beſchworen wir uns die Viſion herauf, wie der Dichter im tête-à-tête mit Miſtreß Anna Hathaway an eben dieſer Stelle geſeſſen, und wie jene, obwol «ſie ihre eigene Weiſe dabei hatte», das große Herz ihres Liebhabers gewann und es beſaß bis an das Ende ſeiner Erdenfahrt. In derſelben Kaminecke und während der Stunden ſeiner Bräutigamsſchaft, wenn «ſie» verdroſſen und launiſch geweſen, mochte er geſagt haben, wie er ſpäter gethan:

Was kümmert mich, wer mich nennt gut, wer übel?
So du das Ueble übergrünſt, das Gute ſchazeſt.
Du biſt mein All — die Welt!

„Dann gingen wir die Treppe hinauf und die Abkömmlingin der Hathaways zeigte uns ein Stübchen mit einem ſehr altmodiſchen Bettgeſtell voll Zierathen „Eliſabethiniſchen" Stils, welches die Tradition mit Anna Hathaway in Verbindung bringt; und unſere Phantaſie war leicht bereit, von ihr zu glauben, daß ſie hier im Schlummer an „Will" gedacht oder, wenn der Abend ſank, an dem offenen Fenſter geſeſſen haben mochte, um ſein erwünſchtes Kommen zu erſpähen."

Das Haus gehört heute noch einer Abkömmlingin der Hathaways, Mrs. Baker, aus einer Familie, die durch Zwiſchenheirath mit jenen in nächſte Verwandtſchaft getreten. Mrs. Baker iſt die Urgroßenkelin der letzten Beſitzerin des Häuschens, welche den Namen Hathaway getragen.

II. Shakſpeare als Hirſchtödter. Die Lucys.

„Was ſoll der an Strafe empfangen, der meinen Hirſch geſchoſſen hat?" Als dereinſt der Gutsherr Sir Thomas Lucy, unweit Stratford am Avon wohnhaft, jene Frage in ſeinem Hirn „hin- und herwälzte" — denn es war ein großes Ding in jenen Tagen drakoniſcher Wildſchutzgeſetze —, da hat er wol nimmer geahnt, daß 280 Jahre ſpäter ein Ausflug von Tauſenden nach ſeinem Dorfe Charlecote und Park unternommen werden könnte zu Ehren eben jenes Wilddiebs, den er zu züchtigen gedachte. An einem Aprilmorgen 1864, wo ſich die lebendige Generation, alt und jung, durch den noch heute in uralter Waldpracht ſtehenden Park von Charlecote zerſtreute, gleichſam, um ſich das legendenhafte Revier zu beſehen, wo „sweet Will" einſt auf verbotenes Hochwild mit andern „ausgelaſſenen" Geſellen „gefreibeutert" haben ſoll (nur um dem alten Herrn einen Aerger zu bereiten) und das pittoreske Landſchloß und deſſen alte Halle, noch heute und das ſeit vielen hundert Jahren der Wohnſitz derſelben Familie der Lucys, neugierig durchforſchte, würde ein Weiſerer, der jene Legende für Dichtung erklärt hätte, ſich ſchlechten Dank erworben haben. Die Ankömmlinge und Feſtfreunde der Shakſpearefeier hatten ſich einmal für die Wilddiebgeſchichte „gebucht" und wollten ſich die Tradition nicht zerſtören laſſen, ſelbſt nicht durch den gelehrteſten Shakſpearekundigen. Für ſie mußte die Geſchichte einen Boden haben, ſonſt wäre alles Intereſſe an den alten Lucys und ihrem herrlichen Park vernichtet worden.

Es iſt ein eigenthümliches Stück Erde, dieſer Park, wo Shakſpeare jagte. Wir beugen uns der Volkstradition und ſind gläubig. Daſſelbe Parkthor, durch welches wir ſchreiten, obwol an dieſem Tage mit zwei mildblickenden Poliziſten als Standſäulen verſehen und auch ſonſt mit Gitterwerk moderniſirt, hängt noch in alten geſchwärzten Eichenpfoſten, die ganz ausſehen, als hätten ſie einſt die zornigen Plakate getragen, welche Shakſpeare und ſeine Zeitgenoſſen auf den mächtigen Spielverderber Sir Thomas Lucy, Friedensrichter in der Grafſchaft, mit übermüthigem Witz verfaßt haben ſollen. Glauben wir einem Antiquar aufs Wort, der uns verſichert, er habe jene Anekdote von einem „ſehr ältlichen Gentleman" aus der unmittelbaren Nachbarſchaft von Stratford, der ſie wiederum von einem Ur-Ur-Uronkel geerbt, der wiederum mit dem älteſten redſeligen Stadtwolk in täglichem Verkehr bei Braten und Ale geſtanden und ſomit den erſten Vers einer (nicht druckfähigen) bittern Ballade Shakſpeare's citirt, als der gemeinten, „von welcher Old Lucy ſich damals des Stachels und die Nachwelt des Honigs erfreut". Der noch ſo enthuſiaſtiſche Heldenanbeter fühlt, daß die kleine Escapade in Shakſpeare's Leben jener Verehrung einen pikanten Beigeſchmack verleiht, welche an dieſen Feſttagen die Leute von heute bewegt. Es iſt ihnen ein Flecken auf dem Marmor, der ihm jedoch nicht zur Unzierde gereicht, ſondern nur ſeine Schönheit erhöht — die Spur vom „ſündigen Adam", „die uns ſicher mache, daß der große Genius nur ein ſterblicher Menſch geweſen."

Der jetzt lebende Gutsherr, H. Spencer Lucy, Esquire, hatte an dem Beſuchstage ſein Haus und ſeinen Park allen, die ein Fünfſchillings-Eiſenbahnbillet beſaßen, als Document „ihrer ehrlich gehabten Mühe" und dafür, „daß ihnen wirklich an der Sache gelegen", ſie ſelber auch „weit her" ſeien, gaſtlich geöffnet. Und dieſe Excluſivität war weiſe. Denn ſchüttelten ſchon funfzig geſchüttelt und gerüttelt volle Waggons ihre lebendige Bürde aus, was hätte aus Schloß und Park werden ſollen, wenn die umliegende nächſte Nachbarſchaft Kind und Kegel zu Zehntauſenden hätte beiſteuern dürfen.

Eine uralte Steinbrücke wölbt ſich über den Avon, der träumeriſch träge durch das Schilf ſich dahinwindet, — ganz der Platz für einen Mitſommernachtstraum im Mondlicht. Hier flutete die Menge der Beſucher hinüber und wallte proceſſionsweiſe die vier engliſche Meilen lange, nach Charlecote in lieblichen Windungen führende Wieſenſtraße entlang neben dem Ufer des kleinen Fluſſes. Eine redſelige, witzige Truppe von londoner Dichtern und Theaterkünſtlern wandert an der Spitze.

Beim Eintritt in den Park fällt dem Auge das Gehege auf, aus unbehauenem Aſtholz gefügt, mit Holzſtäbchen anſtatt der Nägel miteinander verbunden, in Verhöhnung moderner Zaunarchitektur. Jede Ecke des maſſigen Geländers, oft wunderlich verbogen und verwittert, trägt kleine grüne Mooskuppen, die dem Landſchaftsmaler ſolche reizende Stücke für die Ecken ſeines Bildes liefern. Wir ſind nun bald mitten im alten Park; die Bäume ſchauen herab, als wollten ſie ſagen:

Wir waren ſchon alt, ſo alt an Jahren,
Als eure Großväter noch Kinder waren!

Und doch tragen ſie noch den erſten jungen Frühling auf den Zweigen — goldlichtgrün. Und dahinter das Haus, die Halle der Lucys, mit vielen ſpitzen, altmodiſchen Giebeln und Erkerfenſtern, ganz im Eliſabethaniſchen Stil — wieder dahinter Park, hohe

Erlen, wuchtig die Aeste schwingende Linden, voll durchblitzenden Sonnenlichts, auf dunklerm Hintergrund sich abgrenzend, den die britischen Sykomoren bilden. Und dort! Hirsche — Rehe — ein rothfelliges Rudel, so recht im dichsten Dickicht des Unterholzes. Ein Sechzehnender tritt fast dicht an den Weg und blickt auf uns alle mit so ruhigem Stolz, wie nur der „letzte der Barone", der Warwick, the kingmaker, seinerzeit auf die aufwachsende Generation londoner Spießbürger zu Eduard's IV. Zeiten gethan haben konnte. Die übrigen Hirsch-Edeln ergreifen indessen die Flucht über das sammtne Moos durch die sonnigen Lichtungen der Ferne. Wohl zu glauben, daß es dereinst hier dem großen „William" behagt haben muß. Jede Baumwurzel erscheint wie ein Poetensitz.

Die Familie der Lucys siedelte sich zu Charlecote bereits im Jahre 1189 an, und so seit der Regierung Richard's I. bis zu den Tagen unserer „most gracious Queen Victoria" kam die Besitzung nicht ein einziges mal aus den Händen der Familie. Sie hat überlebt die Plantagenets, die Kriege der Rosen, die Tudors, die Stuarts und lebt noch in „viel geehrten" Nachkommen bis auf diesen Tag — ohne Prunk; die Geschichte nannte sie kaum während der ganzen siebenhundert Jahre ihrer Ansiedelung. Aber „viel geehrt" zu sein durch sieben Jahrhunderte, beliebt bei Nachbarn und Freunden — selbst die Bauernfamilien sind uralt in der Umgegend —, das will etwas heißen! „Ohne Furcht und Tadel bis auf den heutigen Tag sind die Lucy gewesen", sagte mir ein Pächter, dessen eigene Familie seit drei Jahrhunderten Land der Lucys in Pacht hält. Ein schönes Preisen — wie selten in unsern Tagen und noch seltener gerecht!

Derjenige Lucy, welcher Charlecote-House erbaute (wie es heute steht), im ersten Jahre der Regierung Elisabeth's, 1558, war unter denen, die von Lord Burleigh abgesandt wurden, um Mary, Queen of Scots, „Maria Stuart", von Tilbury nach dem Kerkerschlosse von Fotheringay zu geleiten. Aber wir nehmen jetzt ein größeres Interesse an ihm, seitdem wir „wissen", daß er derselbe Sir Thomas gewesen, welcher Shakspeare als einen „Uebertreter" vor seinen richterlichen Friedensstuhl beorderte. So schreiten wir über dieselbe Schwelle und betreten vermuthlich dasselbe Zimmer, wo der Poet verhört wurde und seine „Sentenz" empfing. Wir fühlen uns bis zur handgreiflichen Realität von der Wahrheit der Tradition überzeugt. Obgleich nicht als eine Sehenswürdigkeit verschrien — denn Fremde sind selten in diesen Mauern zugelassen —, ist Charlecote doch reich an Kunstschätzen. In der Halle, dem ältesten Theil des Gebäudes, ist eine wirklich schöne Sammlung von Familienporträts aufbewahrt, vom Zeitalter der Harnische durch die Periode des höfischen Sammt bis zu dem 19. Jahrhundert vom brüsseler Doppeltuch. In jenem alten Kamin liegen noch mächtige alte Eichblöcke (nicht Steinkohlen) wie in vergangenen Tagen, bereit, in Flammen durch den Schlot zu prasseln, der so mächtig breit herniedergähnt und Raum genug für ein Dutzend Schornsteinfegerbuben zum Haschen- und Greifenspiel bieten würde. Einst glänzten hier vor röthlichen Flammen die luftfarbenen Gewänder der Damen zur Zeit Karl's II. und die lang herabfließenden „Liebeslocken" der Stuart'schen Cavaliere; hier lagen die zottigen Rüden zu Füßen des alten Herrn des Schlosses nach der feurigen Jagd durch Hügel und Moor; hier jubelte die alte Christmas, das Weihnachtsfest, mit all dem Pomp von „merry old England". Das alte fröhliche England wohnt jetzt freudelos in und um Fabriken und hat keine Feste mehr. Hier jubelten die Kinder um den sprühenden Yule-Log — jenen halben Eichenrumpf, den man in den Kamin zu schieben pflegte. Vielleicht ist der jetzige dort aufgehäufte Vorrath noch von demselben Baum geschlagen, der am letzten „altenglischen" Christmas vom Feuer verzehrt wurde. Denn seit länger als einem Jahrhundert „feiert" die Halle. Sie hatte mit der Steinkohlenperiode nichts mehr zu schaffen. Ueber dem breiten massiven Kaminsims ragt ein mächtiges Familienbild der Lucys aus den Tagen Karl's I. bis an die dämmerig-hohe getäfelte Decke, dreizehn lebensgroße Figuren enthaltend, von dem fünfjährigen, nußbraunäugigen, blondhaarigen Mädchen, das sich zärtlich an des Vaters Hand schmiegt, bis zur stattlichen „grandame" im gedämpften Hintergrunde. Weißes Haar umscheitelt, unter sammtnem Häubchen hervorkriechend, ein feines weißes Gesicht, das so urgroßmütterlichen Stolzes voll auf die drei Generationen des Vordergrundes herabblickt. Alte Helme, narbig und zerhackt, erzählen von harten Hieben, vor denen sie das Haupt des Trägers geschützt, als man noch Schwerter mit zwei Händen geschwungen; eine mächtige Aloë streckt ihre breiten, roth-fleischfarbenen Blätter bis unter die herabhängende Spitze eines langen schwarzen Rappiers, das einst gewiß einen breiten, starken Arm verlangt haben muß. Und dem es gehörte, dessen dunkles Gesicht blickt mit militärischem Seitenblick aus einem Wandgemälde herüber. Zwei andere, meisterhafte Bilder, von der Hand Sir Godfrey Kneller's, ebenfalls Familiengruppen, zwei bis drei andere Generationen darstellend, fesseln die Aufmerksamkeit. Durch die nach dem Staatszimmer (Drawing-room) führende Flügelthür erblickt man Gemälde neuern Ursprungs zum Theil, aber in schweren antiken Rahmen. Wouwerman, Tizian sogar, Teniers, Paul Potter, Peter de Hooghe, Canaletto, Fra Bartolommeo, Sebastiano del Piombo, Carlo Dolce und ein Rafael sind unter den Namen, die der lebendige Katalog seines Väterhauses, der gegenwärtige Lucy, aufzählt. Der Fußboden dieses Saals ist von polirtem Eichenholz und die Decke reich mit Stuckatur und zierlicher Bildnerei ausgelegt.

Inmitten aller dieser „erzählenden" Pracht der alten Zeit schimmert ein süßes, liebliches Bild dem Fremden entgegen: „Eine Braut im weißen, jung-

fräulichen Schmuck", die Tochter des jetzigen Lucy, und auf einmal wissen wir, daß wir im Hause der Trauer sind, indem die, welche, um mit Ossian zu reden, wie „ein Strahl war in ihres Vaters Halle", nicht mehr unter die Lebendigen gehört, die großen hellen Augen geschlossen sind, die Hände gefaltet, um sich nie wieder zu lösen, tief — tief unter dem Stein. Wer dachte nicht an die Worte der Ophelia:

O, sie ist schon todt und hin,
Todt und hin, Fräulein —
Ihr zu Häupten ein Rasen grün,
Ihr zu Füßen ein Stein.

Es waren erst wenige Wochen vergangen, ehe Aeltern und Gatte sie betrauern mußten. Ein indisches Schwert, von letzterm, einem Major Lane, bei der Erstürmung von Delhi als Trophäe erobert, blitzte, halb aus der Scheide gezogen, die mit Hunderten von Türkisen und Rubingranaten ausgelegt war, dicht unter dem süßen, glücklich-lächelnden Bilde der Verblichenen. Es gab keinen unter uns, der, auf den neben uns stehenden Vater blickend, sich der Rührung erwehren konnte. Die Herrin des Hauses, die Mutter, hielt sich im fern abgelegenen Zimmer eingeschlossen, noch tief in Grämen. Aber er, vielleicht der letzte Lucy — die Familie steht nur auf zwei Augen, den seinigen —, hatte dem Nationalfest, der Feier des Nationaldichters Shakspeare gegenüber das eigene Herz bezähmt und die Welt in sein Heiligthum zugelassen. In dem allen lag echte, tief-echte Romantik. Es ist ein Volksadel, die Gentry von England; sie rekrutirt sich aus dem frischen Blut der Nation und sie nennt sich selbst die „Frontlinie des Volks". Das erklärt vieles.

In dem alterthümlichen Bibliothekzimmer fällt das Auge sogleich auf eine prächtige Folioausgabe der Werke Shakspeare's und daneben auf zahllose andere — die besten — Ausgaben seiner Dichtungen, in seltsam verzierten Schränken und auf altmodischen Lesetischen ausgebreitet. Wundersam zierlich ist ein „set" von neun Sesseln und zwei Schubladentischchen, aus Ebenholz gearbeitet und mit Elfenbeinarabesken verziert, ein Geschenk der Königin Elisabeth an ihren stillgeliebten Earl von Leicester, ihm überreicht bei seinem großen Feste zu Schloß Kenilworth und endlich durch Ankauf hierher gekommen. Zwei Buffets aus Eichenholz mit zierlichem Schnitzwerk tragen die Jahreszahl 1558 und auf einem derselben steht eine Armee von Alabasterfiguren von der Hand des jetzt lebenden englischen Bildhauers Wilcox of Warwick.

Betreten wir noch die kleine, nächstgelegene Kirche von Charlecote, von der Herrin des Hauses an der Stelle der uralten Dorfkirche erbaut, welche letztere 1849 mit Einsturz drohte und abgetragen werden mußte. Hier liegt in steinerner Rüstung auf breitem Grabstein eine Hünengestalt, Sir Thomas Lucy darstellend, der einst über Shakspeare zu Gericht gesessen; neben ihm in weißem Marmor seine „Lady". Auch ein anderer Sir Thomas hat sein Monument, der zu Cromwell's Zeiten gestorben. Noch andere Denkmäler ragen ringsum, denn wie neu auch die Kirche, die Gräber darunter sind dieselben seit sieben Jahrhunderten.

Größe.

O, nichts von alledem, was kommt,
Hat im Vergang'nen seinen Grund —
Ob die, ob jene Lehre frommt,
Wer wüßte das zur rechten Stund'?
Wer hat noch je ein Ziel erreicht,
Das früh ihm leuchtend vorgeschwebt?
Wann hat das Leben sich gezeigt
So, wie es wirklich wird erlebt? —

So manche stolz betret'ne Bahn
Verläuft zuletzt im öden Sand,
Und mancher langgehegte Wahn
Wird allzu spät als Wahn erkannt.
Und wieder — den die Welt verlacht,
Als er gestrebt nach hohem Ziel,
Dem hat das Leben eingebracht
Gar manche Frucht im kühnen Spiel.

Arm und verachtet stand er da,
Der Knabe mit dem hohen Sinn;
Und als er Mann geworden, sah
Die Welt bewundernd nach ihm hin.
Ihm war es wie ein wirrer Traum,
Er wußte wol, daß er gestrebt;
Doch wie es kam — das wußt' er kaum,
Nur das: er hatte viel erlebt.

Und die ihn früher kaum gekannt
Im Thorenstolz und Uebermuth,
Die hätten gern ihn Freund genannt —
Und zogen ehrfurchtsvoll den Hut.
Er aber fühlt: unendlich fern
Blieb er vom vorgesteckten Ziel,
Derweil ein Meteor als Stern
Durch Zufall in den Schos ihm fiel.

Was er gewollt, erreicht er nie;
Doch and're Früchte reift die Zeit —
Er frage nur nicht immer: wie? —
Und sei zu brechen sie bereit.
Ob anders auch sein Lebensplan,
Das fragt am Ende nicht die Welt,
Genug, wenn er auf seiner Bahn
Sich groß ihr gegenüberstellt.

Karl Stelter.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Das Johannisfest.

I.

W. G. — Das Geburtsfest St.-Johannes des Täufers bildet neben Mariä und Christi Geburt das dritte Geburtsfest in unserm Kalender. Der Feiertag war früher, wie in Schweden auch noch, der 24. Juni, ist aber von der Kirche auf den folgenden Sonntag verlegt. Die Festbräuche, welche das Volk am Johannistage übt, knüpfen sich jedoch keineswegs an die Lebensgeschichte oder an die Legende des St.-Johann und es findet sich darin nicht die entfernteste Anspielung an diesen Heiligen. Wir müssen vielmehr auch hier wie bei den meisten an christlichen Festen üblichen Volksgebräuchen auf einen heidnischen Ursprung zurückgehen.

In alten Urkunden wird der Johannistag auch "Sunnewende", „Sunwinde", „Sumethen", „Singethen" (die Sonnenwende) genannt, und dies führt uns auf ein Hauptfest des altdeutschen Heidenthums, auf das „Mittesommer"- oder „Sonnewendfest", welches der Sonne, die in der Zeit unsers Johannisfestes am höchsten steht in ihrer Kraft, und dem Feuer galt. Unsere Vorfahren feierten dieses Fest wie fast alle ihre Feste durch Hauptopfer, durch große Volksversammlungen, Gerichthalten und Gelage, und wir haben uns den Ritus desselben etwa folgendermaßen zu denken: Wenn die Sonne am höchsten stand, versammelte man sich an heiliger Stätte, gewöhnlich auf einem hohen Berge. Mit einer auf eine ungewöhnliche Weise, meistens durch die Umdrehung eines das heilige Sonnenrad darstellenden Wagenrades, erzeugten Flamme zog man im Kreise um einen mit Blumen und allerlei heiligen Kräutern umwundenen Baum, welcher die Stelle der Achse oder Nabe eines Rades versehen sollte — eine symbolische Darstellung des heiligen Sonnenrades. Sodann wurde ein aus neunerlei Holz, wobei natürlich auch das Holz der dem Thonar, dem himmlischen Feuergott geweihten Eiche, nicht fehlen durfte, aufgeschichteter mächtiger Scheiterhaufen (die Zahl 9 galt den heidnischen Völkern Nordeuropas für heilig) von einem Priester angezündet, und man tanzte, mit allerlei Blumen und Kräutern bekränzt und mit Sträußen davon in den Händen, um die heilige Flamme. Feierliche Gesänge zu Ehren der Gottheit wurden angestimmt und von den Tänzern Blumen und Heilkräuter opfernd ins Feuer geworfen. Mit diesem Feuer wurde aber nicht nur die strahlende Gottheit an ihrem Ehrentage freudig begrüßt, sondern es war zugleich auch ein Sühn- und Reinigungsfeuer, da es durch das Symbol derselben geweckt und ein von ihr stammendes Element war. Man ging oder sprang durch die Glut, um sich zu läutern oder vor kommendem Unheil zu bewahren, und trieb das Vieh hindurch, um es vor Seuchen und Krankheiten zu schützen, und beobachtete, wo der gedeihenbringende Rauch hinzog. Endlich fanden auch, wie bei allen Festen unserer Vorfahren, noch Opfer statt, nicht nur von Thieren, namentlich von Pferden, welche als die vorzüglichsten Opferthiere galten, sondern auch von Menschen. Es waren jedoch nicht Opfer von schuldlosen Menschen, wie sie bei den alten Griechen, Römern und Juden und bei den jüngern morgenländischen Heidenvölkern üblich waren — dergleichen hatten die alten Deutschen nicht. Es wurden keine schuldlosen Menschen geopfert, sondern nur schuldige, zum Tode verurtheilte, und das von der Gemeinde gefällte Todesurtheil wurde im Namen der richtenden Gottheit durch die Hand ihres Priesters, des „Gottesfron", nur in Form eines Opfers vollzogen. Die Sonne, welche das Verbrechen durchschaut und entlarvt, stand bei unsern Altvordern in engster Beziehung zu Gerichthalten und Gerechtigkeit. Ihr mußte die Sühne gebracht werden, und die Zeit, wo sie am höchsten stand, war der Hauptgerichtstag. War das Feuer abgebrannt, so veranstaltete man ein Mahl, bei dem hauptsächlich das Fleisch vom Pferde, welches vielen Göttern geweiht war, genossen und mancher Becher den Göttern zu Ehren geleert wurde. Am Schlusse der Feierlichkeit streute man, die Saaten zu schützen, die Asche auf die Felder, nahm sich abgelöschte Brände mit nach Haus, wo sie als Amulete vor dem Fenster aufgehangen oder auf das Dach gelegt wurden, um das Haus vor allerlei Unheil und namentlich vor dem Blitz zu sichern.

Ein bedeutungsvoller Ueberrest dieses altheidnischen Cultus der Mitsommerwende sind ohne Zweifel die Johannisfeuer, große Feuer, welche am Johannisvorabende angezündet werden, ein Brauch, der im Mittelalter über den größten Theil Europas, namentlich über die von gothischen Stämmen eroberten Länder, von jenseit der Pyrenäen bis über die Weichsel verbreitet war und in vielen Strichen noch jetzt beobachtet wird. In Norddeutschland scheinen die Johannisfeuer gegenwärtig nicht mehr gebräuchlich zu sein, dahingegen sind sie in Franken, Südthüringen, Schwaben, Baiern, Oesterreich, Schlesien und in einigen Rheingegenden noch zu Hause und heißen jetzt noch hin und wieder mit dem ältern Namen Sonnwendfeuer. Dort flammen sie am Vorabend des Johannistags auf allen Höhen, soweit das Auge reicht. Einige Tage vorher durchziehen Knaben die Straßen der Städte oder Dörfer und sammeln Reisig und Theerfässer zu dem Feuer, auch wol Eier und andere Lebensmittel ein, welche am Johannisabend verschmaust werden. Bei diesem Einsammeln wird meist ein herkömmlicher Spruch gesungen, im Fuldaischen z. B. der folgende:

Da kommen wir herangegangen
Mit Spießen und mit Stangen
Und wollen die Eier langen.
Feuerrothe Blümelein,
Aus der Erde springt der Wein.
Gebt uns doch die Eier ein
Zum Johannisfeuer!
Der Haber iſt gar theuer;
Haber zu, Haber zu! Frie fre fried!
Gebt uns doch ein Schiet! (Scheit.)

An den meiſten Orten werden die Feuer der Johannisnacht ganz ähnlich wie in der Oſterzeit auf freiliegenden Anhöhen angezündet, in Oberſchwaben jedoch, wo ſie Himmelsfeuer oder Zundelfeuer heißen, auf Stoppelfeldern und freien Plätzen. Knaben und Mädchen faſſen ſich an den Händen und ſingen:

Sanct-Johann,
Mach's Werg (d. h. den Flachs) drei Ellen lang!

In manchen Dörfern dauern dort die Johannisfeuer acht Tage lang. In einigen Gegenden des Niederrhein beſteht die Sitte, daß Kinder dieſe Feuer ſogar auf den Straßen der Städte anzünden und kleine aus Johanniskraut gewundene Kränze unter Abſingung üblicher Liederſtrophen auf die Dächer der Häuſer werfen. Hier und da geben die Pfarrer den Johannisfeuern ſogar die kirchliche Weihe, und ſolange ſie brennen, wird gebetet und geſungen. In Schwaben und Altbaiern iſt am Johannisabend auch die Sitte des Scheibentreibens üblich. Räder, aus Stroh geflochten und mit Theer beſtrichen, werden angezündet und eine Anhöhe hinabgerollt, oder man rollt ein mit einem getheerten Strohſtreifen umgebenes brennendes Rad auf den Straßen hin — offenbar ein Reſt der vorhin erwähnten heidniſchen Darſtellung des Sonnenrades.

Eine Razzia.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten der franzöſiſchen Fremdenlegion.

II.

Wir waren, in Verbindung mit einer Compagnie Jäger und einem Bataillon Turcos, ſo placirt, daß die zwei Geſchütze, welche unſere Maulthiere die Schlucht hinaufgetragen, das Dorf bequem zu beſtreichen vermochten. Eine unſerer Compagnien, die wir indeſſen nicht ſehen konnten und die etwas weiter vorgedrungen war, verſperrte den einzigen Zugang des Dorfs. Noch wußten wir nicht, ob daſſelbe von ſeinen Bewohnern verlaſſen ſei oder nicht, und um hierüber Gewißheit zu haben, eröffnete unſere Artillerie um 7 Uhr ihr Feuer. Doch kein lebendes Weſen ließ ſich blicken. Eine Compagnie ward demnach beordert, vorzurücken, die Hütten zu durchſuchen und dann in Brand zu ſtecken. Ein lahmer Hund, etwa ein Dutzend Hühner und zwei Ziegen war alles, was wir im Dorfe an lebenden Weſen fanden. Große Quantitäten von getrockneten Feigen, Weizen, Mais, Honig, Oel, Mehl, etwas Taback und ein Haufen Lumpen kamen dann nach und nach zum Vorſchein; dann wurden Streichhölzer ausgetheilt und das Werk der Zerſtörung begann. In wenigen Minuten war das ganze Dorf von einer einzigen Flamme umſchlungen. Nun begannen die Geſchütze aufs neue ihre Thätigkeit und verwandelten bald die brennenden Trümmer in einen unförmlichen Schutthaufen.

Nun ging's weiter ins Gebirge hinauf. Auf unſerm Wege konnten wir in verſchiedenen Richtungen gleiche Feuer ſehen und der in den Schluchten widerhallende Donner der Geſchütze zeigte uns, daß das Werk der Zerſtörung auch anderwärts mit gleichem Erfolg betrieben ward. Nach weitern zwei Stunden des allerbeſchwerlichſten Marſches fanden wir uns endlich angeſichts eines Dorfs, das nicht allein noch vollkommen bewohnt war, ſondern das ſeine Einwohner auch zu vertheidigen allen Ernſtes entſchloſſen zu ſein ſchienen; denn ein Hagel von „Geſchoſſen" (ich werde auf dieſen Ausdruck zurückkommen) empfing uns, ſobald wir in Sicht des Feindes kamen. Wir hatten vier Todte und viele Verwundete, ehe wir nur ſelbſt zum Schuß gekommen waren, und alle dieſe Tödtungen und Verwundungen waren das Reſultat der Unvorſichtigkeit des Offiziers, der die Vorhut befehligte und, von dem erſten Dorfe auf dieſes ſchließend, in voller Stärke ſeiner Mannſchaft um den Vorſprung eines rieſigen Felſens bog, der allein ihn noch vor dem Feuer der Kabylen ſchützte.

Die Araber ſchoſſen auf uns mit Eiſenſtücken, mit Kieſelſteinen und mit zerhacktem Blei. Dieſe Geſchoſſe machten die Wunden um ſo gefährlicher und die ſehr geringe Entfernung, die zwiſchen ihnen und uns lag, machte ihr ſonſt ſchlechtes Schießen für diesmal nur zu erfolgreich. Doch auch ihre Stunde ſchlug. Das in der Eile ſchlecht verbarrikadirte Dorf ward mit Sturm genommen und erlag demſelben Schickſal wie alle übrigen. Die im Gefecht nicht gefallenen Einwohner wurden als Gefangene abgeführt; unter den vor der Einäſcherung in Sicherheit gebrachten Gegenſtänden befanden ſich mehrere große Töpfe von gebranntem Thon, welche vollſtändig mit ſpaniſchen Dueros und franzöſiſchen Fünffrankenſtücken gefüllt waren. Außerdem fielen uns anſehnliche Rinder- und Ziegenheerden ſowie Eſel, reiche Vorräthe an Früchten, Cerealien und Lebensmitteln in die Hände. Mehrere Kabylen zogen vor, ſich von dem hohen Felſen, auf dem ihre Hütten ſtanden, herabzuſtürzen, ehe ſie die Alternative der franzöſiſchen Gefangenſchaft annahmen. Ein Kabyle erſtach ſein Weib und ſeine Kinder vor unſern Augen, trieb ſein Vieh den Felſen hinab und ſprang ſelbſt hinterher.

Wir verfolgten an dieſem Tage die aufſtändiſchen Stämme, ſoweit es uns möglich war, auf die Höhen und in die Schluchten des Djurdjura vorzudringen; etwa 600 Gefangene jeden Alters und Geſchlechts, ein großer Reichthum an Vieh und Lebensmitteln, anſehnliche Summen baaren Geldes ſchleppten wir mit uns zurück und 18 Kabylendörfer nebſt den umliegenden Pflanzungen wurden verbrannt und zerſtört. Um 6 Uhr abends ſchlugen wir unſere Zelte in einer wundervollen Gegend auf, zwiſchen Oliven-

und Feigenbäumen, auf duftigem Wieſengrund und in unmittelbarer Nähe einer jener ſeltſamen, klares, gutes Trinkwaſſer ſpendenden Quellen, von der aus wir gegen Nordoſt ein Stück des Mittelländiſchen Meeres in weiter Ferne entdecken konnten.

Worin beſtanden nun die Reſultate dieſer Razzia? In der vollſtändigen Unterwerfung der revoltirten Stämme, die in keiner andern Weiſe hätte je erzielt werden können, ſowie in der Ueberzeugung ihrerſeits, daß wir, wenn wir ſonſt ſo wollten, ſie in ihren fernſten und unzugänglichſten Verſtecken zu finden und zu beſiegen vermochten, ſo ſehr ſie auch den Vortheil des Terrains und der geſchützten Stellung für ſich hatten.

Die heilloſe Furcht der Kabylen vor franzöſiſcher Gefangenſchaft, obgleich ſie in derſelben vollkommen human behandelt wurden, hatte ihren guten Grund: ſie fürchteten Repreſſalien für die von ihnen ſelbſt an den in ihre Hände fallenden franzöſiſchen Soldaten verübten Grauſamkeiten, die dem civiliſirten Ohr unglaublich klingen würden, doch leider nur zu wahr ſind. So fanden wir eines Tags die Leichname von zehn franzöſiſchen Chaſſeurs vollkommen entkleidet, an Bäume gefeſſelt, mit Sperrhölzchen zwiſchen den Augenlidern, ſchrecklich und aller Beſchreibung ſpottend grauenhaft verſtümmelt. In dieſe Poſition ſie zu bringen und das mit Gewalt weit offen gehaltene Auge den glühenden Strahlen der Sonne auszuſetzen — das war das Geſchäft der Männer; . . . die thatſächliche Verſtümmelung — das Werk der Weiber. Jene zehn unglücklichen Chaſſeurs ſind nur eine unendlich kleine Fraction der Unzahl franzöſiſcher Soldaten, die in dieſer Weiſe in den Bergen der Kabylen ihren Märtyrertod fanden, und die furchtbare Rache, die Peliſſier in den Grotten des Ouled-Riah im Jahre 1845 ausübte, indem er 500 Araber mit Weibern, Kindern und Viehheerden dort durch den Qualm von Maſſen grünen Holzes erſtickte, die vor den Eingängen jener Höhlen angezündet wurden, war nur — obſchon ich die Handlung an ſich nicht rechtfertigen mag — eine ſehr ſchwache Wiedervergeltung der unnennbaren Grauſamkeiten, die zu verüben die Kabylen nie eine Gelegenheit ſich entgehen ließen und für die zu zeugen die Namen Si-Braline, Maskara, El-Iſſer, Daïa und andere mit blutigen Zügen in die Geſchichte der franzöſiſchen Occupation eingeſchrieben ſind.

War nun (in frühern Jahren) eine ſolche Razzia gelungen und die Beute in Sicherheit gebracht, ſo ward ſofort deren Geſammtwerth taxirt und dieſem entſprechend wurden die auf den einzelnen Mann fallenden Priſengelder feſtgeſtellt. Später, als die Razzias ſeltener wurden, fand man ſich mit einer Gratification en bloc ab, und auch dieſe verſchwand, als Peliſſier Algerien im Jahre 1855 verließ.

Die obenbeſchriebene Razzia warf den Truppen außer einer Extra-Weinration und einem guten Schluck Cognac *nichts* ab.

Heute ſind die wilden Stämme der Flittahs, die Nomaden und Beduinen der Sahara und die marokkaniſchen Grenzvölker der Provinz Oran aufs neue in Waffen; ihre Verzweigungen und Verbindungen ſind ausgedehnt, mehr als man glaubt, und mit dem Tode ihres gefürchtetſten Widerſachers, des Marſchalls Peliſſier, fühlen ſich die Araber um 30000 Feinde leichter; denn gleich mit dieſer Truppenanzahl ſtellte der Kabyle den Werth des Einen Mannes, der bis noch vor kurzem ihr Generalgouverneur war. Unter den Chefs der revoltirenden Stämme mag ſo mancher ſein, der noch vor wenigen Wochen auf dem blendend weißen Burnus das Offizier-, ja ſelbſt das Großkreuz der Ehrenlegion prunkend zur Schau trug und vor dem die franzöſiſche Schildwache das Gewehr präſentirte, der aber heute ohne Stirnrunzeln Soldaten und Offiziere mit kaltem Blute morden und martern würde, mit denen er nur kurz zuvor noch geſellig und gemüthlich — *ſcheinbar* — verkehrte.

Deutſche Städte.

Bremen.

4. Die weltlichen Gebäude.

Al. M. — Die Anlegung des Bahnhofs hat den Schwerpunkt der Stadt verlegt. Man lernt, von demſelben kommend, die Stadt nicht von ihrer vortheilhafteſten Seite kennen und wird durch eine Reihe von Straßen geführt, deren Enge und bauliche Unbedeutendheit darauf deuten, daß ſie nicht urſprünglich die Hauptadern des Verkehrs bildeten, zu denen ſie im Laufe der letzten Jahre geworden ſind. Ich nehme mir daher die Freiheit, den Leſer auf der Weſer ſtromabwärts zu führen, mit ihm an der Großen Weſerbrücke zu landen und ihn von dort nach rechts durch die Werftſtraße zu führen. Auf einem etwas gewundenen Wege, der lebhaft an die Domſtraße in Würzburg erinnert und wie dieſe mit Kaufgewölben an beiden Seiten überreich beſetzt iſt, werden wir alsbald vor die Giebelſeite eines noch im Bau begriffenen gothiſchen Gebäudes geführt, wenden uns vor demſelben links und ſtehen alsbald auf dem von den bedeutendſten Gebäuden der Stadt umgebenen Marktplatz. Vor uns, nördlich, haben wir das Rathhaus, rechts, weſtlich, die Neue Börſe, eben jenes Gebäude, deſſen eine Seitenfronte wir bisher vor Augen gehabt, und zwiſchen beiden etwas zurücktretend, nordweſtlich, den Thurmbau des Doms. Es treffen hier viele öffentliche Plätze zuſammen. Zwiſchen dem Dom und der Börſe gelangen wir auf die Domſcheide, zwiſchen Dom und Rathhaus auf den Domhof, und wenn wir auf der andern Seite des Rathhauſes weiter ſchreiten, auf den mit Bäumen beſtandenen Liebfrauenkirchhof.

Die gothiſchen Schmalſeiten des Rathhauſes rühren aus dem erſten Decennium des 15. Jahrhunderts her; die glänzende, im Jahre 1612 vollendete Südfronte hingegen iſt ein ſo vollendetes Werk der Renaiſſance, wie Deutſchland deren wenige aufzuweiſen hat. Eine auf zwölf Säulen in doriſchem Geſchmack ruhende Arcadenhalle von Rundbogen trägt eine

offene Galerie, deren Brüſtung mit Niren, Tritonen und ähnlichen Erzeugniſſen der Phantaſie geſchmückt iſt. Ueber den drei mittlern Arcaden ſpringt ein Erkerbau hervor, deſſen prächtiger aus mehrern Geſchoſſen beſtehender Giebel mit reichem Säulenſchmuck verſehen iſt. Ueber dem ganzen Obergeſchoß läuft vor dem Dache eine bekrönende Galerie, hinter welcher ſich auf beiden Seiten zwei kleinere Giebel erheben. Zwiſchen den Fenſtern des Obergeſchoſſes ſind Koloſſalſtatuen von deutſchen Fürſten angebracht. Das Kellergeſchoß wird von dem berühmten Weinkeller gebildet, den Hauff und Heine als den „Bremer Rathskeller“ bezeichnet haben. Auf kräftigen Pfeilern ruhen ſchlichte niedrige Kreuzgewölbe. Das Erdgeſchoß wird von dem als öffentlichem Durchgang benutzten Flur beinahe vollſtändig ausgefüllt und über demſelben befindet ſich im zweiten Geſchoß der große Sitzungsſaal, der mit vielen wenn auch nicht hervorragenden Malereien und Holzſchnitzwerken verſehen iſt.

Es war keine leichte Aufgabe, an dieſem Platz ein neues großes Gebäude aufzuführen, welches mit dem romaniſchen nüchternen Dom und der reichen Renaiſſance-Façade des Rathhauſes ſich in Harmonie ſetzte. Der Architekt Heinrich Müller hat in der von ihm erbauten Börſe, welche ſich den ſchönſten Bauten der neuern Zeit würdig an die Seite ſetzt, dieſe Aufgabe in der glänzendſten Weiſe gelöſt. Sein Werk beſteht aus zwei verſchiedenen Baukörpern, die durch einen Zwiſchenraum von etwa 40 Fuß getrennt und durch Bogengänge miteinander verbunden ſind. Das größere von den beiden Gebäuden beſteht weſentlich aus einer fünfſchiffigen Baſilika, deren 75 Fuß hohes Mittelſchiff mit Oberlicht verſehen iſt. An dieſe Baſilika ſchließt ſich nördlich das Treppenhaus, ſüdlich ein Saalbau und an das weſtliche Seitenſchiff ein Portalbau an, deſſen Hauptfaçade dem Markt zugekehrt iſt. Eine Freitreppe führt zu den drei Spitzbogenportalen des Riſalits, über denen ſich eine Zimmergalerie erhebt. Das Innere dieſes Portalbaues iſt für die Leſezimmer beſtimmt. Die Fenſter und alle Verzierungen ſind im frühgothiſchen Geſchmack gehalten. Die Geſchoſſe ſind durch kräftige Geſimſe und einen Fries bezeichnet, an welchem die Knollenblume mit Epheublättern beſonders hervortritt. Auch die andern Façaden ſind ſtreng im frühgothiſchen Geſchmack gehalten. Ueber dem Kranzgeſims zieht ſich um den ganzen Bau eine von Spitzthürmchen unterbrochene Dachgalerie hin. Der Nebenbau zieht ſich als ein Halbkreis um einen innern Hof hin und iſt zur Aufnahme der Comptoire der Aſſecuranzgeſellſchaften und der Reſtauration beſtimmt. Der Kern des Mauerwerks beſteht aus rothen Backſteinen, die zum Theil mit Sandſteinplatten, zum Theil mit gelben Backſteinen bekleidet ſind.

An der Südſeite des Marktes, dem Rathhauſe gegenüber, liegt der Schütting, das Kaufhaus, der Sitz der Handelskammer, ein ehrwürdiges Gebäude, welches indeſſen architektoniſch nichts erheblich Merkwürdiges bietet.

Das Local des Künſtlervereins haben wir bereits kennen gelernt als das Refectorium des ehemaligen zum Dom gehörigen Kloſters. Es iſt ein freundliches, zweiſtöckiges Gebäude mit hohem, aufgeklapptem Giebel und gothiſchen Fenſtern. Das Gebäude iſt noch im Beſitz der Domgemeinde, die das untere Geſchoß lange Jahre hindurch als Tabacksgewölbe vermiethet hatte. Im Jahre 1856 entſtand, von Friedrich Pletzer gegründet, der Künſtlerverein, welcher, da er die einzige Einrichtung war, die das Bedürfniß nach gebildeter Geſelligkeit befriedigte, in ſehr kurzer Friſt eine Zahl von mehr als tauſend Mitgliedern erwarb. Es ſtellte ſich für ihn die Nothwendigkeit heraus, ein eigenes Local zu beſitzen. Die Auseinanderſetzung des Architekten Heinrich Müller, daß das erwähnte Tabacksgewölbe hierzu beſonders geeignet ſei, wurde anfänglich von den meiſten Seiten mit ungläubigem Lächeln hingenommen, hat ſich aber glänzend bewährt. Der untere Raum bildet jetzt eine dreiſchiffige Halle, deren vierkappige Kreuzgewölbe auf einfachen, achteckigen Pfeilern ruhen. Bei der Herſtellung dieſer Halle mußte, um ihr die erforderliche Höhe zu geben, der Fußboden zwei bis drei Fuß tief aufgegraben werden, wobei die Pfeiler durch eingeſetzte Stücke um das entſprechende Maß verlängert wurden. Ueber dieſer Halle befindet ſich ein großer mit einem Tonnengewölbe verſehener und mit Glasmalereien geſchmückter Saal, in welchem den größten Theil des Jahres hindurch an jedem Mittwoch Vorträge wiſſenſchaftlichen Inhalts gehalten oder Muſikſtücke aufgeführt werden. Durch dieſe Vorträge und durch den ſtrengen Ausſchluß des Kartenſpiels bildet der Künſtlerverein den Sammelpunkt des geiſtig regſamen Theils der bremer Bevölkerung.

Endlich verdient Erwähnung das aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſtammende Haus Seefahrt, das Eigenthum einer alten und ſehr reichen Stiftung zum beſten der Witwen und Waiſen von Seeleuten. Eine ſtattliche Triumphpforte trennt den Vorhof dieſes Gebäudes von der Straße. Auf der Spitze derſelben ſteht ein Neptun mit einem Dreizack, auf jeder Ecke der Pforte ein Seemann im Coſtüm jener Zeit. Als Attribut halten ſie in ihren Händen die hervorragendſten Inſtrumente der Steuermannskunſt: die Sonde und den Jakobsſtab, welcher vor Erfindung des Sextanten zu Längen- und Breitenbeſtimmungen diente. Zwiſchen beiden iſt ein Dreimaſter aus Granit gemeiſelt, ein Bildwerk, welches auch an andern öffentlichen Gebäuden wiederkehrt. Ueber der Pforte des Hauſes befindet ſich die berühmte Inſchrift: „Navigare necesse est, vivere non est necesse“ („Das Leben kann man aufgeben, aber die Schiffahrt nicht“), ein Ausſpruch, den nach Plutarch's Bericht Pompejus gethan haben ſoll, als bei ſtürmiſchem Wetter ein Schiffer ſich weigerte, ihn über das Meer zu ſetzen, und der jetzt zu den bremer Wahlſprüchen gehört.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 28.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Eine Jugenderinnerung. Novelle von Rudolf Hübner. III. IV. — Die Mormonen. I. — Vor Friedrichstadt. Eine Erinnerung aus dem schleswig-holsteinischen Feldzuge 1850. Von Walther vom Norden. — Shakspeariana. III. Shakspeare's Denkmal und Todtenmaske. — Robin Hood. — Beiblatt: Schwarz, Strauß, Renan. — Das Johannisfest. II. — Berliner Briefe. VII. Blumenausstellung, Wettrennen und Wollmarkt.

Eine Jugenderinnerung.

Novelle von Rudolf Hübner.

III.

Luise war aus dem Park zum Uferrande hinausgetreten und ihre Augen schweiften über die weite, dunkle Meeresfläche hin, nun wieder ruhig sinnend, ruhig träumend. Kaum merkte sie es, als ich, wenige Schritte hinter ihr das Gebüsch auseinanderbiegend, auf sie zutrat und meine Hand auf ihre Schulter legte. Aber sie erkannte mich sogleich, und freudig überrascht sich zu mir wendend, reichte sie mir ihre Hand.

Ich hatte Luise lange Zeit, wol vier oder fünf Jahre nicht gesehen. Sie war sehr schön geworden. Noch sahen mich die großen klugen Kinderaugen an, die ich ehemals bewundert; alle die regelmäßigen schönen Züge waren es noch und es ruhte nun auf ihnen ein Hauch reinster Jungfräulichkeit. Ich weiß es diesen Augenblick noch, wie ich von ihrer Schönheit überrascht wurde und sie in Gedanken mit allen mir bekannten und für schön gehaltenen Damen der Residenz verglich und keine fand, die mit ihr sich hätte messen können.

Ich hielt noch immer ihre Hand und sie schien zu merken, daß mich noch irgendetwas hindere, unbefangen zu sprechen. „Wir haben uns recht lange nicht gesehen", sagte sie endlich, das Schweigen unterbrechend.

„Aber doch nicht vergessen, liebe Luise?" fuhr ich fort, sie offen ansehend.

„Vergessen?" sagte sie leise und sah fort. „Kümmert man sich um ein armes, dummes Kind vom Lande noch, wenn man fröhlich genießend seine Zeit vertändelt dort in dem sprühenden Leben der Residenz?"

„Du kennst dies Leben eben nicht, Luise", unterbrach ich sie, „sonst könntest du nicht glauben, daß man darum etwas Liebes daheim vergessen könnte!"

„Sprich nicht so!" fiel sie lebhaft ein, „du sprichst nicht wahr!"

„Ich verstehe dich nicht, Luise!" fiel ich ihr lebhaft überrascht ins Wort.

„Ja", sagte sie bitter, „du verstehst mich nicht und kannst mich nicht verstehen! Du kennst, was die Welt Schönes bietet! Du weißt, wie man leben und genießen muß und bist weit herumgewesen. Wie willst du begreifen, was es heißt, das alles entbehren zu müssen? Was es heißt, zu einförmigem Leben verdammt an der Scholle kleben zu müssen und zu fühlen, daß man es nie anders wird kennen lernen?"

„Luiſe", fiel ich ſtaunend ein, „verſtehe ich dich recht? Du willſt in die Welt hinaus, das Leben draußen kennen zu lernen?"

Sie überhörte mich. „Und doch, ich will's!" fuhr ſie fort, abgewandt von mir laut zu ſich ſelber in ihrer Aufgeregtheit, — „ich will fort von hier, und weiß ich heute noch nicht wie, vielleicht fällt es mir morgen ein!"

Ihre Augen ſtanden voll Thränen. In ihrer Leidenſchaftlichkeit lehnte ſie ihre brennende Stirn an meine Schulter und ſchluchzte laut.

Ich will gern geſtehen, daß ich mich dieſer Flut leidenſchaftlicher Gefühle gegenüber ohnmächtig fühlte und einſehen mußte, daß die Gedanken, denen Luiſe ſoeben Worte gegeben, viel zu tief mit ihrem innerſten Empfinden verwebt waren und mit ihr aufgewachſen und viel zu feſt in ihrem ganzen Bildungsgange wurzelten, als daß es mir möglich geweſen wäre, ſie ſobald zu ändern und ihnen eine neue Richtung zu geben.

Als ſie ſich ein wenig beruhigt, nahm ich ihren Arm und wir gingen in den ſtillen dunkeln Wald hinein. Wir ſchwiegen beide lange Zeit. Endlich begann ſie:

„Ich habe lange gewünſcht, dich einmal wieder zu ſehen und allein mit dir zu ſprechen! Deshalb eilte ich gegen Abend in den Wald. Ich wußte, du würdeſt auch dahin gehen, und erwartete dich hier. Ich habe eine Bitte an dich und du kannſt ſie mir erfüllen."

Sie ſchmiegte ſich bei dieſen Worten inniger an mich an und ſah mit ihren ſchönen Augen zu mir auf.

„Sprich dich aus", ſagte ich leiſe und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn.

Ich habe dieſen Kuß oft tief und bitter bereut. Er hauchte Luiſen vielleicht neuen Muth ein, ihre Bitte auszuſprechen, die nie erfüllt werden konnte, und Gedanken Worte zu verleihen, die nie ausgeſprochen werden durften. Sie hätte ſie bei ſich vergraben und ohne jemand, dem gegenüber ſie dieſelben in Worte zu kleiden wagen durfte, in ihrem eigenen Brüten darüber erſtickt. Die Gelegenheit, Gedanken einmal laut auszuſprechen, die man nur im tiefſten Innern mit ſich herumgetragen, iſt verrätheriſch. Sie befeſtigt ſie und läßt an ſie nur um ſo ſicherer glauben. Und doch hab' ich meinen Kuß auch wieder entſchuldigen können. Ich war noch jung und Luiſe noch wunderbar ſchön. Ich habe ſie nie geliebt, nie mit verzehrender, glühender Sehnſucht ihrer gedacht, nie geſchwelgt in dem Gedanken an ihre Schönheit. Ich war ihr nur in meinem Herzen recht gut. Jener Kuß hat ihr vielleicht dies nicht geſagt; er hat vielleicht ſie mehr vermuthen laſſen. Und dieſes Mehr war eine Lüge.

„Sprich deine Bitte aus, Luiſe!" wiederholte ich.

„Nimm mich mit dir! ſagte ſie leiſe. „Ich will alles für dich thun, alles für und mit dir leiden und deine Dienerin ſein, nur nimm mich mit und fort von hier!"

Dieſe erſten Worte ſchienen ihr ſchwer geworden zu ſein; ſie ſprach ſie ſtockend und im Flüſterton aus. Dann fuhr ſie lauter und dringender fort: „Ich mache mir Männerkleider. Dann ziehen wir zuſammen durch die weite Welt weit fort und lernen ſie kennen und unſer Leben genießen! Wie ſchön, wie ſchön wird das ſein!"

Sie hielt mich mit ihren Armen umſchlungen und preßte dabei ihre Stirn an meine Bruſt, und ich fühlte, wie ſie glühte und wie ihr Herz ſchlug. Ich ſtrich die Haare ihr aus dem Geſicht zurück und glättete ſie. „Luiſe", ſagte ich ſanft, „du träumſt! . . ."

„Träumen!" fuhr ſie auf und ſah mich groß an — „Träumen! O, du biſt ſchwerfällig und langſam, und ein einfaches Landkind überholt deine Gedanken!"

Sie ließ mich los, und ſich abwendend blickte ſie in das dunkle Gebüſch zur Seite, und ich ſah, wie ein paar große Thränen über ihre Wangen hinabrollten.

„Was ſoll ich länger hier?" ſagte ſie endlich, und durch ihre Stimme zitterte ſo viel Wehmuth und die ganze Wucht getäuſchter Hoffnungen. „Mein Vater kennt mich kaum und mag mich nicht! Niemand verſteht mich hier — nicht du einmal! Was ſoll ich länger hier? Ich bin jung und ſchön", fügte ſie mit einem wie höhniſchem Klange in ihrer Stimme hinzu. „Ich ſuche allein mir meine Wege. Ich bin muthig und lebensluſtig und du biſt ſchwerfällig und langſam! Wir gehören nicht zuſammen!"

Sie wandte ſich kalt ab, um zu gehen.

Welche Gefühle in dieſem Augenblick meine Bruſt durchſtürmten, wage ich nicht zu beſchreiben. Ich konnte ihr Verlangen, aus ihren Kreiſen fortzukommen, nur zu gut verſtehen und die Sehnſucht nach der Ferne in ihrem jungen Herzen nur mitempfinden. Und doch ſchwindelte ich in dem Gedanken an die Wege, die ſie eben jene Sehnſucht gar zu leicht führen konnte. Sie hatte ja recht: ſie war jung und — ſchön!

„Luiſe", rief ich ihr nach, „geh' jetzt nicht fort! Du würdeſt einen Freund verlaſſen, der es treu mit dir meint und den du ſelbſt den einzigen genannt!"

Meine Worte hielten ſie zurück. Ob Luiſe aber nicht in ihnen etwas ganz anderes zu finden glaubte, als ich hineingelegt? Ob ſie ſie nicht vielleicht für einen Hoffnungsſtrahl hielt, für die erſte leiſe, nur angedeutete Zuſage der Erfüllung deſſen, was ſie gebeten? Sie hatte mich ja ſelber langſam genannt. Ob ſie meinte, ich würde, hätte ich nur Zeit zum Ueberlegen, mich noch zu dem entſchließen, wozu ich mich im erſten Augenblick nicht hatte gleich beſtimmen können? Wie ein frohes Kind, unter Thränen lachend, ſprang ſie mir entgegen und ſah mit einem unbeſchreiblich ſehnſüchtig dankbaren Blick zu mir auf. Dann ergriff ſie meine Hand und zog mich mit ſich den Waldweg entlang, halb tanzend, halb laufend. Dazu ſang ſie ein altes Tanzlied, und ihre volle, reine Stimme klang wundervoll durch die Stille des Waldes. Es war eine Fröhlichkeit, die mich nur ſchwermuthsvoller hätte ſtimmen können und der ich doch mit keinem Worte hätte wehren mögen.

So waren wir an ein tiefes, dunkles Waldwaſſer gekommen. Erlen und Birken ſtanden umher und ſpiegelten ihre Zweige in dem tiefſchwarzen, unbewegten Waſſer über dem moorigen Grunde. Längs ſeinem Rande hatten ſich weiße Nebelmaſſen zuſammengeballt zu geſpenſtigen Figuren und wogten langſam hin und her. Der Mond war ſchon aufgegangen und ſein Licht blitzte zwiſchen den weißen Birkenſtämmen hindurch und die ſilbernen Strahlen ſpielten mit dem dunkeln Laube. Eine lautloſe Stille herrſchte ringsum. Kein Blättchen bewegte ſich, kein Lüftchen rauſchte durch die Gipfel der Bäume, die wie in tiefem Schlaf ihre Zweige herunterhängen ließen. Todt, ſtarr lag die Landſchaft vor uns, in der Ferne zerfließend in Nebel, Mondesſtrahlen und Waldesſchatten. Die ganze goldene Poeſie einer duftigen Sommermondnacht, die ganze Romantik ſtiller, dunkler Waldeinſamkeit wirkten zuſammen in unbeſchreiblichem Zauber.

In dem Moore ſtanden noch einzelne braune Baumſtubben hier und da zerſtreut, doch nicht zu weit voneinander entfernt. Auf den nächſten ſprang Luiſe hinauf.

„Springſt du um die Wette mit mir?" rief ſie mir zu, „hier von einem Stubben zum andern? So kommen wir ans jenſeitige Ufer. Aber du mußt Muth haben! Ein Fehltritt und du biſt verloren! Du verſinkſt unrettbar in dieſem Moor, in dem nie ein Grund gefunden! Und obendrein iſt es ſchon dunkel."

Behend ſprang ſie nach dieſen Worten auf den nächſten Stubben und weiter. Ich folgte ihr nicht. Ich will gern geſtehen, den Muth nicht beſeſſen zu haben, um ihr die gefährliche Straße nachzufolgen. Ich ſah ihr ſchaudernd nach, denn ich kannte die Gefahr, in der ſie jeden Augenblick ſchwebte und der ſie ſich ſo leichtſinnig ausſetzte.

Verfehle, verfehle! — mir war's, als hätt' ich's beten mögen. Und wenn ich heute noch an ſie denke, wenn ich in mir die traurige, düſtere Erinnerung an ſie wach rufe — vergebe es mir der Himmel — ich kann nur wieder und wieder beten, was ich damals nicht auszuſprechen wagte; ſie wäre in der unergründlichen Tiefe verſchwunden, verſunken und begraben in der ganzen Schöne ihrer Reinheit und Jugend. . .

Nach wenigen Minuten ſtand Luiſe wieder neben mir. „Du folgſt mir nicht", ſagte ſie, „ſo muß ich wol umkehren. Zu ſprechen haben wir für heute nichts mehr. Dieſer Weg führt uns nach Hauſe."

Sie zeigte damit nach einem Wege zur Rechten.

Eine kurze Weile darauf ſtanden wir an dem Gartenzaune, der den Eichenhof umgrenzte.

„Gute Nacht, Luiſe!"

Sie reichte mir ihre Hand und drückte leiſe die meinige. „Gute Nacht!"

Ich fühlte, wie ſie mich bei dieſen Worten ſcharf anſah, und glaubte in dem Tone, in dem ſie ſie ausſprach, ein „du kommſt bald, um mir die Erfüllung meiner Wünſche zu erfüllen!" herauszuhören.

Als ich wieder allein war, ſtieg ich zum Strand nieder und ging längs der Brandung heim. Aber all das Plätſchern und Rauſchen der Wellen konnte mich nicht den Klang ihrer letzten Worte vergeſſen laſſen. Immer wieder glaubte ich ihr „Gute Nacht!" zu hören und ahnte nicht, daß es das letzte mal geweſen, daß ſie ſie mir gewünſcht.

IV.

Für diejenigen, welche in der alten, ewigen Geſchichte des menſchlichen Herzens geleſen haben und ſie kennen, iſt meine Skizze beendet. Sie werden wiſſen, wie ſie ſchließt. Auch ſoll es meine Abſicht nicht ſein, „das Ende" zu erzählen.

Nur ein flüchtig gezeichnetes Bild aus ſpätern Jahren ſei mir vergönnt, noch aufzurollen. Wenn alles, was ich ſchrieb, auch nur ein unvollkommener, leichter Verſuch genannt werden muß, er verlangt doch einen Abſchluß. Und ihn zu geben, will ich die letzte Begegnung mit Luiſen noch erzählen; doch was vor ihr geſchah und was ihr folgte — es mag ſich's der Leſer ergänzen.

Lange Zeit war ſeit jenem Nachtgange im Walde verfloſſen. Meine Studienjahre lagen ſchon weit zurück, die Farben meiner Studentenmütze waren verblichen — und Eliſe war ſchon mein geliebtes, ſüßes Weib.

Am frühen Morgen nach jener Begegnung mit Luiſe hatte mich ein Brief meines Oheims ſofort zu ſich gerufen. Er fühlte ſich krank und bedurfte meiner. Ohne Luiſe noch einmal geſehen zu haben, reiſte ich augenblicklich ab. Die Verhältniſſe machten es ſodann, daß ich nicht wieder zur Heimat zurückkehrte, ſondern meine ſchon vorher gefaßten Reiſepläne unmittelbar nach der Beſſerung meines Oheims aufnahm. So kam es, daß ich nach zwei Jahren zum erſten male wieder die Meinigen beſuchte. Daß ich Luiſe nicht mehr finden würde, wußte ich. Meine gute Eliſe hatte mich alles wiſſen laſſen, was auf dem Eichenhof vorgefallen, und ſo war ich davon unterrichtet, daß Luiſe ihre Plane ausgeführt, ihren Vater verlaſſen und ſich allein in die weite Welt hinausgewagt hatte. Wie es ihr weiter ergangen, konnte niemand erfahren. Sie blieb für ihre Heimat verſchollen und iſt es geblieben, und nur der Zufall war es, der mich noch einmal ihr begegnen ließ.

Es war bereits Ausgang Winters, als ich mich gelegentlich einer Geſchäftsreiſe in einer der kleinern ſüddeutſchen Reſidenzen aufhielt. Eine plötzlich eingetretene Kälte hatte den Fluß noch einmal ſpiegelblank gefrieren laſſen und lockte mich als leidenſchaftlichen Schlittſchuhläufer — ich habe dieſe Liebhaberei meiner Jugend lange beibehalten — in den Nachmittagsſtunden hinaus aufs Eis. Es war eine prachtvolle Eisbahn und ein wundervoller Wintertag. Ich lief weiter und weiter und fand mich endlich einem Gaſthof gegenüber, der als Ziel der Schlittſchuhläufer von einer Reihe Städter beſucht war. Um mich ein wenig zu erholen, betrat ich die Gaſtſtube. Eine größere Geſellſchaft hatte ſie theilweiſe beſetzt und ſchien ſich, wol infolge des reichlich genoſſenen Champagners, in angeregteſter Stimmung zu befinden. Eine ſchnelle, flüchtige Muſterung ließ mich glauben, daß ſie aus reichern jüngern Perſönlichkeiten der Reſidenz beſtand, aus einigen Offizieren, kurz Lebemännern, die den friſchen Wintertag benutzt, um in Geſellſchaft einiger Damen eine Excurſion auf der Eisbahn, größtentheils auch auf Schlittſchuhen, zu machen. Ob die Damen jedoch den feinern Kreiſen des geſellſchaftlichen Lebens angehörig, ſchien mir, nachdem ich einige Augenblicke die ſehr lebhaft und laut geführte Unterhaltung unfreiwillig angehört, zweifelhaft. Um weiter nicht genirt zu ſein, betrat ich ein Nebenzimmer und ſuchte mich bei einem Glas Grog in die neueſten ausliegenden Zeitungen zu vertiefen. Bald nicht mehr durch die Lebhaftigkeit nebenan geſtört, horchte ich erſt auf, als plötzlich eine der Damen ein damals allgemein beliebtes heiteres Lied anſtimmte, das ſpäter ſeinen Weg aus den Salons auf die Gaſſen fand und heute ſchon längſt vergeſſen iſt. Nicht die ins Ohr fallende Melodie war es, die mich aufmerkſam machte. Mir klang die Stimme bekannt — ich erhob mich, warf einen Blick in das Zimmer und hatte Luiſe erkannt. In demſelben Augenblick traf mich ihr Auge. Ich ſah, wie ſie zuſammenzuckte, — doch leidenſchaftlicher, aufgeregter zu ſingen fortfuhr und mit dem Schlußrefrain die Geſellſchaft zu ſtürmiſchem Applaudiren zu begeiſtern wußte. Neuer Champagner . . . neue Lieder . . . ich hörte ſie nicht mehr, ich war längſt hinausgeſtürzt und ſuchte im angeſtrengteſten Eislauf die ſoeben empfangenen halb ſchmerzlichen, halb widerlichen Eindrücke ein wenig abzuſchwächen und zu betäuben.

Bei meinem haſtigen Lauf achtete ich wenig meines Wegs und gelangte nach einer Viertelſtunde in eine mir bisher noch nicht bekannte Gegend. Zugleich merkte ich auch, daß mich jemand einzuholen ſuche — eine graziöſe, vortreffliche Schlittſchuhläuferin. Ich wußte, daß es Luiſe ſei. In einem Baumgeſtrüpp am Rande des Eiſes machte ich halt und ſetzte mich auf ein daſelbſt eingefrorenes Boot.

In wenigen Secunden war Luiſe neben mir. Sie war elegant, auffallend elegant gekleidet. Aber trotz des anſtrengenden Laufs und der erfriſchenden Kälte waren ihre Wangen ſehr blaß und ihre Augen lagen hohl und tief eingefallen.

Sie ſetzte ſich auf das Boot entfernt von mir. Sie ſchien ſprechen zu wollen, die Stimme ihr jedoch zu verſagen.

„Warum ſuchſt du mich auf?" unterbrach ich endlich die Stille. „Du ſahſt, ich floh dich. Was

willſt du von mir? Keine Komödie, Luiſe! Welche Gründe führen dich zu mir?"

„Keine!" rief ſie in ängſtlicher Haſt dazwiſchen, „keine!" Und zugleich war's, als ſuche ſie ſich meinen Blicken, die forſchend, vielleicht vorwurfsvoll auf ihr ruhten, zu entziehen.

Langſam wiederholte ich: „Was willſt du von mir?"

„Nichts, nichts!" rief ſie, und ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen. „Ich wollte dich nur noch einmal ſehen! Es zog mich zu dir hin, wenn ich dich auch hätte fliehen ſollen, um dich nie mehr wiederzutreffen im Leben! Vergib es mir, ich will ſchon wieder fort!"

Ich konnte in dem zuerſt angeſchlagenen Tone nicht fortfahren. „Bleib' hier", bat ich ſie, „und ſprich zu mir; vielleicht erleichtert's dir das Herz!"

Sie ſah mich ſtolz an und wiſchte raſch die letzten Thränen fort. „Bilde dir nicht ein", ſagte ſie kalt, „mich retten und dem Schlamm des Lebens entziehen zu können, in dem ich verſunken! Ich bin nicht zu dir gekommen, um einen Seelſorger oder Sittenprediger zu finden! Du haſt ſogar recht daran gethan, die Rolle eines ſolchen auch damals nicht mir gegenüber zu ſpielen, als ich noch zu Hauſe lebte! Ich hätte dich damals ſchon ausgelacht, wie ich dich heute auslachen würde. Es war eine Laune von mir, hierher zu kommen. Was ich wollte, hab' ich nun erreicht. Ich habe dich wiedergeſehen. Leb' wohl!"

Sie erhob ſich, um ſich zu entfernen.

„Luiſe", rief ich ihr nach, „verlaß mich nicht ſo! Sprich dich zu mir aus! Sage mir, was du zu thun gedenkſt und was du hoffſt!"

„Zu ſterben", ſagte ſie kalt, „bald im Elend umzukommen!"

Dann ſetzte ſie ſich noch einmal nieder und ſchwieg eine Weile, hinausſtarrend in die untergehende Sonne. Eine weichere Stimmung ſchien ſich ihrer wieder zu bemächtigen und ich ſah, wie ihre Augen noch einmal feucht wurden und einige Thränen langſam ihre Wangen hinabrollten.

„Ich habe es erfahren", ſagte ſie endlich mit von Schmerz durchzitterter Stimme, „ich habe es erfahren, wonach ich mich in meiner Jugend mit ganzer Seele ſehnte! Ich bin weit in der Welt herumgeweſen, ich habe das Leben in ihr kennen gelernt! Laß mich dir nicht ſagen, was ich erfahren! Ich ſehe klar, wohin es mit mir gekommen, und heute widert mich der Gedanke an, noch lange zu leben!"

Sie ſchwieg und ſah wieder träumeriſch in die Abenddämmerung hinaus. Dann wandte ſie ſich wieder zu mir und ſah mich ernſt an! „Noch nie", ſagte ſie, „hab' ich einem Menſchen dies alles geſagt! Ich war viel zu ſtolz dazu! Noch niemand hat mich weinen geſehen als du! Nun iſt's genug! Leb' wohl! Wir werden uns wol nie mehr wiederſehen!"

Sie machte eine Anſtrengung, ſich zu erheben; doch im ſelben Augenblick ſah ich ſie zurückſinken. Der lange zurückgehaltene, aus Stolz unausgeſprochene, unausgeweinte Schmerz, der ſich eben nur vor mir halb willenlos, halb ſchon wieder unterdrückt geäußert hatte, ließ ſich in ſeinem wilden Herausdrängen nicht mehr hemmen: Ein Weinkrampf hatte ſie in ungeſtümer Heftigkeit ergriffen.

Ich hob ſie auf und legte ſie in meine Arme.

Und während ich auf ſie niederſah, zog durch meine Erinnerungen jene Nacht im Walde, da ſie, die heiße Stirn an meine Bruſt gepreßt, zum erſten mal in meinen Armen lag:

> Du biſt vergangen, eh' ich's gedacht,
> Wie eine Blume verblüht über Nacht.
> Wie eine Blume über Nacht verblüht,
> Auf die umſonſt der Frühthau ſprüht. . ."

Der Krampf ließ nach. Nun folgte eine lange, todtenähnliche Ohnmacht. Und als Luiſe endlich aus ihr erwacht war, lag ſie regungslos, mit geſchloſſenen Augen noch eine Weile da.

Der frühe Winterabend war unterdeſſen herangebrochen und die dunkelglühenden Strahlen der untergehenden Sonne trafen Luiſens bleiche Wangen und hauchten ein leichtes, duftiges Roth darauf. Noch einmal ſchienen mir ihre Züge in der vollen Schönheit ihrer Jugend zu ſtrahlen, und verſunken in ihren Anblick, ſtarrte ich ſie an und merkte kaum, wie nach einigen Secunden ſchon der Zauber ſich verflüchtigt hatte.

Wir ſchieden bald darauf — ohne Händedruck, ohne Lebwohl auf Nimmerwiederſehen und Nievergeſſen. . .

Meine Geſchichte von Luiſe iſt aus.

Die Mormonen.

I.

Zu den eigenthümlichen Erſcheinungen des Yankeethums gehört die Sekte der Mormonen, die ſich nicht nur durch ihre von allen Religionen abweichenden Grundſätze, ſondern auch dadurch auszeichnet, daß ſie es verſucht, mitten in der Union einen eigenen communiſtiſchen Staat zu

begründen. Selten nur haben europäiſche Reiſende die Salzſeeſtadt beſucht; wir folgen in der Schilderung, die wir hier geben, zum Theil einem Bericht des „Atlantic Monthly", der ſich durch Treue und Unparteilichkeit auszeichnet.

Der Zugang zur Salzſeeſtadt vom Oſten ſteht in überraſchender Harmonie mit dem Weſen des Mormonismus. Die Natur, welche dem Geiſte des Volks, das in ihr lebt, ſich gewöhnlich ſo unbeugſam zeigt, dieſe unnachgiebige Natur läßt ſich in der Nachbarſchaft der Mormonen gleichſam herab, ausdrucksvoll zu werden; man hat die Empfindung, daß die furchtbaren Cañons, durch welche die Ueberlandpoſt nach der Stadt der Heiligen hinunterrollt, trefflich paſſende Einfahrten zu einer anomalen Civiliſation ſind.

Man ſpricht vom Uebergang über die Felſengebirge von Denver nach dem Salzſee, doch in Wahrheit erſtrecken ſich die Berge auf dem ganzen Wege zwiſchen dieſen Plätzen. Sie ſind nicht eine Kette, ſondern ein rieſiger Ocean, den im Augenblick des tollſten Sturms Verſteinerung überfallen hat. Sechshundert engliſche Meilen weit windet ſich die Ueberlandpoſt über, zwiſchen und um dieſe verſteinten Wogen herum, ſich ſo viel wie möglich am Boden haltend, bis ſie bei Bridger's Paß den Kamm erreicht, eine buchtenreiche Galerie von völlig kahlen, gelben Bergen, welche ſich in der Höhe von 2—3000 Fuß an den Seiten der Straße aufthürmen, wobei ſie jedoch niemals ganz aus dem Felſengebirgſyſtem herauskommt, bis ſie die Wüſte jenſeit des Salzſees erreicht. Selbſt da läuft ſie fortwährend zwiſchen Bergen, aber die Wüſtenberge mögen von Rechts wegen für ſich zählen, indem ſie zu einem von dem Felſengebirge auf der einen und der Sierra-Nevada auf der andern Seite unabhängigen Syſtem gehören. Auf einem kleinen Plateau zwiſchen den ſchneeigen Stöcken, wenige Meilen öſtlich von Bridger's Paß, lehnt ſich der Kutſcher in den Wagen herein und ſagt den Inſaſſen durch das Fenſter, daß ſie den höchſten Punkt erreicht haben. Ein eigenes Gefühl durchzuckt alle. Es liegt etwas Unbeſchreibliches in der Gewißheit, auf der Waſſerſcheide einer Hemiſphäre zu ſtehen! Ihr habt den geheimen Punkt erreicht, wo die Welt ihren Gürtel ſchließt! Eure Füße ſtehen auf ſeiner granitnen Schwelle; vielleicht funkelt vor euern Augen als der ſchönſte Stein in ihrem Gürtel jene kryſtallene Quelle, von welcher ihr Leibband von Flüſſen nach zwei entgegengeſetzten Seiten herabfließt! Geſtern kamt ihr über den Nord-Platte, faſt bei ſeiner Quelle; jener Strom läuft in das Meer, von deſſen hiſtoriſchen Küſten ihr kommt; ihr könntet ein Blatt auf ſeine Kreiſel werfen mit der Hoffnung, daß es Neuorleans, Neuyork, Boſton, vielleicht ſelbſt Liverpool erreiche! Morgen werdet ihr über den Green-River geſetzt, ebenſo nahe ſeiner Quelle — einen Fluß, deſſen Wiege auf denſelben Schneegipfeln ſteht wie die des Platte —, deſſen geheimnißvolles Zwiſchenleben unter dem neuen Namen Colorado auf dem Grunde jener furchtbaren Riſſe hinfließt, 3000 Fuß tief, die die Bewunderung der Geologen geworden ſind, — und deſſen Grab, nachdem er ſich in Aushöhlungen und Treibſand vertröpfelt hat, der wüſteneingefaßte Meerbuſen von Californien und der Stille Ocean iſt. Zwiſchen dem Green-River und der Mormonenſtadt theilt kein menſchliches Intereſſe eure fortwährend mit Spannung auf die Natur gerichtete Aufmerkſamkeit. Fort Bridger, wenig mehr als eine Poſttagereiſe öſtlich von der Stadt iſt eine große und ziemlich volkreiche Handelsſtation mit einer Garniſon der Vereinigten Staaten; aber obgleich wir dort eine Anzahl angenehmer Beamten fanden, deren Bekanntſchaft mit ihrer wundervollen Umgebung gründlich und wiſſenſchaftlich war, und obgleich zu jener Zeit unſer einziger treuer Freund unter den Utah-Indianern, Waſhki, der Snalehäuptling, mit der Hand voll ſeines Stammes, welche ihrem wahrhaft edeln Anführer und unſerer Regierung noch treu blieben, ſich in dem Fort eingefunden hatte, ſo ließ Fort Bridger doch den ſchwächſten Eindruck in meinem Geiſte zurück, verglichen mit der Herrlichkeit der Natur der umliegenden Scenerie.

Da das Mormonenleben meine Aufgabe und mein Raum beſchränkt iſt, ſo muß ich der Verſuchung widerſtehen, von den vielen wunderbaren Meiſterſtücken mimiſch-plaſtiſcher Kunſt, zu welchen in dieſer Gegend die Hand der Natur die Felſen ausgeſchnitzt hat, eine ausführliche Beſchreibung zu liefern. Ehe wir an den Nord-Platte kamen, wurden wir durch ein Schiff überraſcht, dem Great-Eaſtern an Größe gleich, aber ihn an Schönheit der Linien noch übertreffend, die Maſten von Sandſteinſäulen vom Sturm gekappt, ſein ungeheurer Rumpf durch eine trübe See von Hornblende-Granit ſich durcharbeitend, während ſeine Dockhäuſer, mit vollſtändiger Genauigkeit nachgeahmt, noch auf ihrem Platz ſtanden und ein verzaubert ausſehender Dämon am Steuerrad das Schiff unſichtbarer Vernichtung

entgegensteuerte. Diese Schiffsstatue war aus einem plumpen Mühlsteinkorn durch den Meisel des Windes nur mit einer leichten Nachhülfe von seiten der seltenen Regenstürme dieser Gegend herausgemeiselt worden. In Colorado fing ich zuerst an, wahrzunehmen, welch ein großes Versehen sich die Geologen zu Schulden gemacht haben, indem sie unterließen, dem Wind eine Stelle unter den Kräften ihrer Wissenschaft anzuweisen. Obgleich dieses Territorium manchmal ein Jahr lang hintereinander für sein Wasser auf den Thau und das Abschmelzen der Schneekuppen angewiesen ist, so ist es dennoch reicher als irgendeine Gegend der Welt an wunderbaren architektonischen Nachbildungen, großen Kirchhöfen, gedrängt voll von Denkmälern, Obelisken, Schlössern, Festungen und natürlichen Kolossen von 2—500 Fuß Höhe, welche in thonartigem Sandstein oder einer eigenthümlichen Art von Conglomerat ausgeführt sind und welche ihre Existenz fast einzig und allein der Wirkung des Windes verdanken. Die trockenen Ebenen, aus welchen dies Conglomerat erwächst, verdünnen das darüberliegende Luftstratum in einem solchen Grade, daß die intensiv erkälteten Lagen, die auf den dicht angrenzenden Schneekuppen lagern, um das Gleichgewicht herzustellen, mit der wüthenden Gewalt eines unsichtbaren Katarakts acht-, zehn-, selbst siebzehntausend Fuß hoch herabströmen. Diese Fluten kalten Windes finden in den charakteristischen Cañons ihre passenden Kanäle, welche überall das gesammte Felsengebirgesystem bis zu seiner Basis herab durchfurchen. Die meisten derselben sind außerordentlich gewunden und die herabsteigenden Winde nehmen während ihres Durchgangs durch dieselben eine Spiralbewegung an, so unwiderstehlich wie der wüthendste Orkan der Antillen, die sie außerdem meilenweit nach ihrem Austritt aus dem Cañon beibehalten. Jeder kleine kalte Windstoß, den ich in der Colorado-Gegend beobachtete, hatte diesen Korkzieher-Charakter. In dem Moment, wo die Spirale ein loses Sandbett erreicht, fegt sie alle Theilchen von Sandstaub, die sie fassen kann, in ihren Wirbel herein. Das Resultat ist ein Bohrer von einem Zoll bis zu tausend Fuß im Durchmesser, der im Stande ist, seine Richtung so zu verändern, daß er gekrümmte Löcher bohrt, und der sich mit unberechenbarer Geschwindigkeit umdreht und mit einem schneidenden Rande von Kiesel versehen ist. Ist es möglich, ein kraftvolleres und beweglicheres Instrument zu ersinnen? In der That, es gibt keine erdenkliche Oberfläche, keine Art von Schnitt, die es nicht machen könnte. Ich habe es wiederholt in Wirksamkeit gesehen. Eines Tags, als ich von Denver nach Pilles-Peak fuhr, sah ich es (in diesem Fall von kleinerm Durchmesser) seinen Weg sechs bis sieben Fuß in eine Sandwand hineinbohren, ein Loch von durchweg sechs Zoll im Durchmesser machend, so glatt, wie ich es nur mit einem Bohrer in Käse machen könnte, und alles in kürzerer Zeit, als ich hier zur Beschreibung gebraucht habe. Auf demselben Ausflug sah ich wiederholt, wie an einer ähnlichen Wand eine kreisrunde Hohlkehle ausgearbeitet wurde, sodaß isolirte Säulen stehen blieben mit schwerer Basis und Capitäl, die alsbald in gerade solche Felsenpfeiler verdichtet werden sollten, wie sie sich auf den Kirchhöfen drängen, oder bei der Bildung der obenerwähnten sonderbaren architektonischen Pfeiler mitwirken. Der Generalvermesser Pierce von Colorado sah bei einer Gelegenheit einen dieser Wind- und Kieselbohrer eine Fensterscheibe in einer Ansiedlerhütte in rechtem Winkel treffen, die aus diesem Proceß nach wenigen Secunden als ein vollkommen undurchsichtiger Fenstervorsatz hervorging, indem sie so nett und regelmäßig, wie nur eines Schleifers Rad es hätte thun können, in mattgeschliffenes Glas verwandelt worden war. Es ist keine Seltenheit in Colorado, daß man die Spirale des Bohrers nachweisen und seinen Durchmesser messen kann an Steinen von 50 Pfund Gewicht und Baumstumpfen von dem halben Umfange eines Mannesleibes, welche von ihrem Lagerplatz weggerissen und meilenweit kopfüber fortgerollt wurden, ehe der Windkreis seine Kraft verlor. Die Wirksamkeit eines solchen Werkzeugs brauche ich nicht weiter auszuführen. Nach längerer Untersuchung und Studium einiger der interessantesten architektonischen und sculpturischen Gebilde des Felsengebirgesystems bin ich überzeugt, daß sie hauptsächlich durch die Hypothese zu erklären sind, daß das Windkiesel-Instrument auf das Material in erdiger Beschaffenheit wirkte, welches dann, nachdem es seine Gestalt bekommen, versteinerte. In der That, dasselbe Instrument ist gegenwärtig durchaus nicht durch jene Bedingung in Colorado beschränkt und ändert nicht nur Jahr um Jahr die Bildung aller Sand- und Lehmwände auf den Plains, sondern reißt, wo sie seiner Wirkung ausgesetzt werden, viele Steinlagerungen von der Festigkeit des zerreiblichern Sandstaubes nieder, baut sie wieder auf

und gibt ihnen auf ſeiner beweglichen Drechſelbank Geſtaltungen. Das Waſſer im Oſten thut kaum mehr als der Wind im Weſten.

Ehe wir in die „Stadt der Heiligen" einziehen, laſſen Sie mich eine Beſchreibung der größten, nicht blos architektoniſchen Curioſität geben, ſondern nach meiner Anſicht, überhaupt der größten Naturmerkwürdigkeit irgendeiner Art, die mir jemals zu Augen oder zu Ohren gekommen. Und dabei nehme ich, wohlgemerkt, die Cedar-Creek-Brücke und die Mammuthhöhle nicht aus. Ich ſpreche von den Church-Buttes.*)

Sie ſind in kurzer Entfernung von Fort Bridger gelegen; die Ueberlandſtraße geht bei ihnen vorüber. Sie beſtehen aus einer Sandſteinwand von röthlichbrauner Farbe, die ſich mit der Steilheit einer gemauerten Steinwand aus einem vollkommen ebenen Grunde erhebt und längs ihrer ſenkrechten Seite in eine Reihe theilweiſe in Verbindung ſtehender kirchlicher Gebäude ausgearbeitet iſt, deren bemerkenswertheſte eine Kathedrale, ſo koloſſal wie der Dom von St.-Peter, iſt, welche von der Steinwand von allen Seiten vollſtändig erhaben abgelöſt ſteht, ausgenommen im Rücken, wo ein Porticus ſie mit dem Hauptabſturz verbindet. Die vollkommene Symmetrie dieſes wunderbaren Baues würde einen Michel Angelo entzücken. Man braucht ſeiner Phantaſie nicht im mindeſten Zwang anzuthun, um das Paſſende des ihr gegebenen Namens einer Kirche einzuſehen; vielmehr kommt einem der Glaube ſchwer an, daß die Natur hier ohne Hülfe der Architektur gebaut habe. Der Stil gehört der Natur ganz allein an. Der Haupt- und untere Theil iſt nicht in Schiff und Transſept eingetheilt, ſondern erſcheint wie ein Syſtem von mächtigen Halbcylindern, auf ihrer Baſis aufgerichtet und durch wieder eintretende Winkel verbunden, ihre converen Flächen uns zugekehrt, ſodaß man den Grundplan eine Art von Vierblatt nennen könnte. In jeder der converen Flächen iſt ein bewundernswürdig verhältnißmäßiges Thor, ein gothiſcher Bogen, mit tiefgeſchnitzten und erhaben gearbeiteten Zierathen, deren Nachahmung ſo wundervoll iſt, daß man ſich beinahe verſucht fühlt, um Einlaß anzuklopfen, gewiß, daß es da einen Eingang gibt, wenn man nur die öffnende Zauberformel kennte. Zwiſchen und hinter den Thüren, mit fliegenden Strebepfeilern abwechſelnd, befindet ſich eine Reihe von tiefeingelaſſenen Fenſtern, mit grotesken Bildſäulen verſehen, von Pygmäengröße bis zum Umfange eines Koloſſes ſteigend und eher Dämonen als Heilige darſtellend, obgleich einige der Geſtalten in dem Stil der religiöſen Kunſt mit wallenden Prieſtergewändern coſtümirt ſind.

Der Bau endigt oben in einem Doppeldom, deſſen Geſtalt man ſich vorſtellen kann, wenn man ſich eine kleine Eichel auf die abgeſchnittene Spitze einer großen geſetzt denkt — und jeder dieſer Dome iſt von einer Reihe prismatiſch geformter Pfeiler umgeben, in ihrer Wirkung halb Säule und halb Stütze, der ausgeſuchten Säulenumhüllung des Centralcylinders des hängenden Thurms zu Piſa etwas ähnlich. Das Ergebniß dieſer Anordnung iſt eine luftige und doch maſſige Schönheit, die in der Architektur der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. Ich weiß, daß ich dem Geiſte niemandes eine Idee von der Großartigkeit dieſes Steinhaufens zugeführt habe, und ich könnte es nicht einmal mit Hülfe einer Zeichnung. Ich kann nur ſagen, daß die „Cathedral-Butts" ein Lehrbuch für die Baumeiſter der ganzen Chriſtenheit abgeben — eine durchaus neue und reizvolle Schöpfung von ſo wunderbarer Schönheit, daß ich und Bierſtadt zugleich ausriefen: „O, könnten die Meiſter-Architekten der Welt nur für einen einzigen Tag hierher kommen! Der Erfolg würde ein völlig neuer Bauſtil ſein — eine Amerikaniſche Schule, ſo verſchieden von allen übrigen wie die Joniſche von der Byzantiniſchen oder Gothiſchen!" „Ueberwältigend" iſt das paſſende Wort für dieſes glorreiche Werk der Natur. Ich hätte voll Ehrfurcht niederknien und an einer der großen, unnachahmlichen Pforten beten können, wenn einem nicht das Geheimniß ihrer Schöpfung und das Groteske ſelbſt ihrer ſchönſten Bildſäulen faſt die Furcht einflößte, es möchte ein von Dämonenhänden der Verehrung des Herrn der Hölle errichteter Tempel ſein, verſiegelt im Traum der Verſteinerung, und die Prieſter im Innern mit ewiger Verſtummung geſchlagen von der Hand Gottes, um zu erwarten das Letzte Gericht und die Erdbeben des Jüngſten Tags!

Nachdem wir die Church-Buttes verlaſſen und Fort Bridger paſſirt hatten, zehrte unſer Intereſſe von dem, was wir geſehen hatten, bis wir in die Gegend der Cañons kamen. Dies ſind Défilés, die ganze Breite der Wahſatch-Berge hindurch beinahe bis zum Niveau ihres Fußes hindurchgeſchnitten, von Abſtürzen rothen Sand-

*) Butt bedeutet urſprünglich einen Schießſtand, eine Scheibenmauer.

steins oder Zuckerhut-Granits ummauert, mit denen verglichen die Paliſſaden des Hudſon zu unbedeutenden Gartenzäunen werden. Auch der unpoetiſchſte Menſch kann, wenn er dieſe rieſigen Riſſe durchwandert, nicht umhin, zu fühlen, welch paſſende Zugänge ſie zu einer paradoxen Gegend, einer anomalen Civiliſation und einem Volke ſind, welches das unlösbarſte pſychologiſche Räthſel des 19. Jahrhunderts iſt. Während des Mormonenkriegs *) machte Brigham Young einige rohe Verſuche zur Befeſtigung des großen Echo-Cañon, eine halbe Tagereiſe von der Stadt, und dieſes Werk iſt immer noch unverſehrt geblieben. Er hätte dies nicht zu thun brauchen. Hundert Mann längs der Ränder auf der Höhe der Cañonwände in den Hinterhalt gelegt und mit loſen Steinen und Miniébüchſen wohl verſehen, könnten dieſes Défilé ohne Gefahr für ſeine Vertheidiger in ein neues Thermopylä verwandeln. In einem ältern und abergläubiſchern Zeitalter würden die Schrecken dieſer Natur allein, ohne Beihülfe, einen eindringenden Feind vom Paſſiren dieſes gräßlichen Cañon abgehalten haben, wie der Profane vor den geheimnißvollen Stätten der Iſis oder von Eleuſis zurückgebebt ſein würde.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Vor Friedrichſtadt.

Eine Erinnerung aus dem ſchleswig-holſteiniſchen Feldzuge 1850. Von Walther vom Norden.

Die Schlacht bei Miſſunde war geſchlagen und Schleswig-Holſtein beweinte abermals die vielen vergeblichen Opfer des 12. September 1850.

Unſere Batterie hatte mit den übrigen Truppen den Rückmarſch begonnen und traf am 13. September mittags wieder in Rendsburg ein, um dort den langweiligen Garniſondienſt zu verſehen.

Noch heute ſchwebt mir das Bild jenes großen Tags deutlich vor den Augen, an welchem ſich hauptſächlich nur die Artillerie beider Armeen bekriegen zu wollen ſchien. So will denn auch jener Moment mir nicht aus dem Sinn, in welchem eine däniſche Granate nicht gar hoch über dem Haupte des Herzogs von Auguſtenburg platzte, der, beim Generalſtab anweſend, auf dem linken Flügel poſtirt war. Die Splitter des geſprungenen Hohlgeſchoſſes ſchlugen jedoch rechts und links neben den Reitern ein, ohne auch nur Einem derſelben Schaden zuzufügen.

Mich hatte nach dieſer verlorenen Affaire tiefe Wehmuth beſchlichen; wollte doch der Gedanke nicht von mir weichen, daß nun ein für allemal Schleswig-Holſteins gute Sache verloren ſein müſſe.

Zwar erreichte die Nachricht mein Ohr, daß binnen vierzehn Tagen ein größerer Entſcheidungskampf vor Friedrichſtadt bevorſtehend ſei, und wenn auch mein junges Soldatenherz ſich innig freute, bald wieder dreinſchlagen zu können, ſo wollte die Ueberzeugung mich doch nicht verlaſſen, daß dies ein Kampf auf Leben und Tod ſein würde, aus dem der Sieg Dänemarks abermals hervorgehen müſſe.

Am 26. September erhielt unſere Batterie den Befehl, andern Morgens gegen Friedrichſtadt abzurücken, und ich vereinigte mich abends mit mehrern Kameraden zu einer Partie Whiſt, um bei einer Bowle Punſch den Morgen zu erwarten. Ich war ernſter denn je geſtimmt; war es mir doch, als ſähe ich alles ſchon vorher ſo kommen, wie es wirklich geſchehen iſt. Meine Kameraden ſchrieben meinen Trübſinn dem Umſtand zu, daß ich viermal hintereinander, ſobald das Kartenſpiel begonnen hatte, das Pique-As abhob, und meinten lächelnd, ich möge doch ja den Reſt der Nacht noch dazu benutzen, um mein Teſtament aufzuſetzen. Mich beherrſchten aber ganz andere Gedanken und mein letzter Wille ruhte längſt auf meiner Bruſt nebſt einem Abſchiedsbrief an die Meinigen. Ich bin in all den übrigen Affairen, die ich mitzumachen bisher Gelegenheit gefunden, dieſer Gewohnheit ſtets treu geblieben. Den weinenden Aeltern und trauernden Geſchwiſtern muß es wenigſtens ein ſüßer Troſt im Unglück ſein, von den Ihrigen noch die letzten Schriftzüge, ein letztes Lebewohl zu empfangen, wenn ſie ſpäter vergebens nach dem Grabhügel des auf dem Felde der Ehre Gefallenen ſuchen.

Gegen 4 Uhr morgens am 27. September ertönte Generalmarſch. Trommeln wirbelten, Trompeten ſchmetterten, und dies Signal rief auch mich auf den Appellplatz.

Dort war bald unſere Batterie, zum Abmarſch gerüſtet, verſammelt und eine halbe Stunde ſpäter ſetzten wir uns in Bewegung, indem die Mannſchaft wohlgemuth das Soldatenlied anſtimmte:

Unſer Hauptmann ſoll leben
Und der Lieutenant daneben,
Und alle Offizier'
Schleswig-holſtein'ſcher Kanonier'!

*) Unter der Präſidentſchaft von James Buchanan.

Der Marſch ging über Oha und Stapelholm; gegen Mittag langten wir bei der Sandſchleuſe unweit Meggerdorf an. Freudig rief mir dort ein bekannter Artillerieoffizier zu: „In Flensburg ſehen wir uns wieder, liebſter Freund!“

Welch große Hoffnungen hatte dieſer Krieger auf das bevorſtehende Unternehmen geſetzt! Wie unendlich hatte er ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht!

Unaufhaltſam bewegte ſich unſere Batterie vorwärts.

Es mochte gegen 11 Uhr abends ſein, als angehalten wurde. Durch zwei umgeſtürzte Geſchütze der ſchweren vierundzwanzigpfündigen Kugelbatterie unter Commando des Hauptmanns Chriſtianſen war die Paſſage geſperrt und ſomit an ein Vorrücken unſererſeits an dieſem Tage nicht mehr zu denken, wie ſehr auch der Major Aldoſſer ſich anſtrengte, durch ſein verſtärktes Stimmorgan Platz zu verlangen. War er auch daran gewöhnt, durch ſolche Mittel unbedingte Befolgung ſeines Verlangens bei allen Kriegern Schleswig-Holſteins hervorzurufen, die beiden Geſchütze blieben taub gegen alle Flüche und Drohungen des Majors und fanden ſich durchaus nicht bewogen, auf ſein geſtrenges und verſchärftes Commando ſich von ſelbſt wieder zu erheben.

Unter ſolchen Umſtänden blieb unſerer Batterie nichts weiter übrig als umzukehren und bis nach Hennſtedt zurückzumarſchiren.

Der Angriff wurde dadurch um einen Tag verſchoben, denn der Weg war erſt gegen 3 Uhr morgens wieder frei, und da die Nacht zur Herſtellung einer Schanze benutzt werden ſollte, ſo war es bereits zu ſpät, um noch vor Tagesanbruch mit derſelben unbemerkt fertig zu werden.

Wir wurden in Hennſtedt einquartiert, um am 28. September daſelbſt zu raſten. Mir wurde zu dieſem Zweck die Wohnung einer alten Witwe angewieſen, die mit Hülfe ihres erwachſenen Sohnes von dem Schuhmacherhandwerk lebte.

Mit offenen Armen wurde ich von meinen Quartiersleuten empfangen und ſofort in das Familienzimmer derſelben geführt. Die alte Schuſtersfrau ſetzte ſich zu mir; aus einer langen Pfeife einen deutſchen Portorico ſchmauchend, begann ſie bald mit mir ein Geſpräch über die Lage unſers unglücklichen Vaterlandes. Mit wichtiger Miene erklärte ſie mir, daß das Hinſchlachten ſo vieler Braven doch vergebens ſei; ſie könne nur nicht begreifen, daß dieſe Ueberzeugung nicht auch in den maßgebenden Kreiſen lebe, die all das nutzlos vergoſſene Blut einſt vor Gott zu verantworten haben würden.

Ihre eifrigen Erzählungen begleitete ſtets ein kräftiger Zug aus ihrer langen Pfeife, die ihr ein unentbehrlicher Genuß zu ſein ſchien. Wie ſehr mußte es mich daher rühren, als ſie mir im Laufe der Unterredung plötzlich ihre Pfeife mit den Worten entgegenſtreckte: „Kumm, mien Jung, ſmök du een bitten! Morgen biſt du veellicht all' lang dod oder häſt ſünſt keen Tied dato.“

Mit Gewalt drang ſie mir die Pfeife auf und unterſuchte darauf meine Fußbekleidung. Als ſie wahrgenommen hatte, daß dieſelbe ziemlich defect war, mußte ich auf ihr Geheiß mich meiner Stiefeln entledigen, die ſofort in die Werkſtatt wanderten, um dort unentgeltlich von ihrem Sohne mit neuen Sohlen verſehen zu werden. Darauf viſitirte die alte Frau mein geſammtes Hab und Gut, flickte meine Wäſche und ergänzte manches, was ich erſt ſpäter bemerkte. So wie eine Mutter ſorgte die gute Schuſtersfrau für mich, und als abends gegen 8 Uhr der Trompetenſtoß zum Abmarſch ertönte, war mein Torniſter ſo ausgerüſtet, als wenn ich eben erſt das Vaterhaus verließe.

Mich ſegnend, ſteckte die Alte mir noch eine kurze Pfeife als Andenken zu; dann ertönte das Commando „Marſch!“ und fort ging es unter dem Klange des Liedes:

Denn ein Frühling iſt im Lande,
Wie die Welt noch keinen ſah;
Und es ſpringen alle Bande,
Denn die Freiheit, ſie iſt da!

Nach und nach mußte unſer Geſang verſtummen, um dem Feind unſere Abſicht nicht zu verrathen. Wir waren auch bald in St.-Annen, wo wir unſere Aufſtellung nehmen ſollten, angelangt.

Alles arbeitete an unſerer Schanze und gegen 5 Uhr morgens am 29. September war dieſelbe vollendet.

Hart an der Bruſtwehr war die vierundzwanzigpfündige Kugelbatterie des Hauptmanns Chriſtianſen aufgeführt. Links ſtand eine Compagnie des erſten Jägercorps, im hintern Raum der Schanze war unſere Batterie mit 20 zehnpfündigen Handmörſern poſtirt.

Meine Geſchütze waren bald eingerichtet und kaum hatte die Kirchthurmglocke in Friedrichſtadt die achte Morgenſtunde verkündet, ſo begann von unſerer Seite der Angriff. Alle Geſchütze donnerten, das Kleingewehr knatterte; der Widerhall

der einſchlagenden Geſchoſſe, die letzten Stoßſeufzer der zu Tode Getroffenen vervollſtändigten das kriegeriſche Concert.

Der Feind erwiderte anfangs hartnäckig den Angriff der ſchleswig-holſteiniſchen Artillerie, bis eine kurze Unterbrechung eintrat. Einer unſerer Obſervateurs hatte nämlich gerufen, daß die weiße Flagge am Kirchthurm aufgezogen worden ſei; gleichzeitig hatte der Feind aufgehört, unſer Geſchützfeuer zu erwidern. Auch wir hielten inne. Aber wie ſehr erſtaunten wir, als die weiße Flagge, deutlicher betrachtet, ſich als däniſcher Danebrog erwies. Um ſo heftiger begann daher unſererſeits wieder das Bombardement, welches der Däne verhältnißmäßig nur ſehr ſchwach beantwortete.

Wie es damals hieß, ſollte Friedrichſtadt auf ſeinem ſchwächſten Punkte angegriffen werden. Es ſollten zu dieſem Zweck 3000 Mann über die Eider bei Tönning gehen. Leider ließ der commandirende General aber nur ungefähr 600 Mann am 29. September überſetzen, und wenn es auch dieſem kleinen Häuflein gelang, Tönning zu erſtürmen und eine nicht unbedeutende Anzahl feindlicher Soldaten zu Gefangenen zu machen, ſo waren ihrer doch zu wenige, um ſich gegen den am andern Tage heranrückenden verſtärkten Feind behaupten zu können. Sie wichen wieder zurück; allgemein hörte man ſpäter das Urtheil, daß Friedrichſtadt bereits am 29. September unſer geweſen ſei, wenn die früher beſtimmte Macht von 3000 Mann den Angriff auf Tönning ausgeführt haben würde.

Gegen 10 Uhr morgens nahmen ſchon vier ſchleswig-holſteiniſche Kanonenboote theil am Kampfe. Sie hatten ſich auf der Eider der Stadt genähert. Plötzlich ſaß eins dieſer Boote feſt und lief dabei Gefahr, vom Feinde genommen zu werden, der das Verdeck deſſelben unaufhaltſam mit Kartätſchen beſtrich.

Mit Noth und Mühe gelang es dem Commandanten des Kanonenboots, ein kleines Boot zu beſteigen, das ihn gleichfalls an das dieſſeitige Ufer der Eider brachte. Er ſtellte dem Hauptmann Chriſtianſen ſeine misliche Lage vor, und kaum hatte ſich dieſer von derſelben überzeugt, als er auch ſchon eins ſeiner ſchweren Geſchütze auf jene feindliche Schanze richtete, die hauptſächlich durch ein von der Beſatzung derſelben wohlunterhaltenes Kleingewehrfeuer dem Kanonenboot ſo erheblichen Schaden zuzufügen drohte.

Auf den erfolgten Schuß, der die Bruſtwehr ganz vorzüglich traf, floh die Hälfte der feindlichen Infanterie. Noch eine zweite vierundzwanzigpfündige Kugel ſandte Chriſtianſen hinüber und dieſe theilte die feindliche Bruſtwehr in zwei Hälften. Mit einem kräftigen „Hurrah!" nahm unſer erſtes Jägercorps darauf die Schanze.

Nun ſchien der Augenblick gekommen, wo von dem jenſeitigen Eiderdeiche aus die Stadt erſtürmt werden ſollte. Das Signal zum Sturm ertönte. Mit den Jägern gingen zwei Compagnien des braven 6. Bataillons vor. Es war einer der ſchwerſten Stürme, den vielleicht je eine Truppe ausführen ſollte. Als Annäherungshinderniß hatte der Däne den ganzen Damm mit eiſernen Eggen förmlich ausgepflaſtert. Ueber dieſe Hinderniſſe ſtürmte die Colonne muthig hinweg, bis zu einem Fährhauſe, am Ende des Damms, vor welchem ein Erdwall aufgeworfen worden war.

Da öffneten ſich plötzlich drei Fenſter des Fährhauſes, aus denen verderbenbringend den näher rückenden Schleswig-Holſteinern drei gewaltige Feuerſchlünde entgegenblickten. Die verhängnißvolle Salve ertönte; ein entſetzliches Schauſpiel bot ſich unſern Augen dar.

Faſt alles lag durch wohlgezielte Kartätſchenſchüſſe wie niedergemäht und ſelbſt die Leichtverwundeten ſpießten ſich an dem Eggenpflaſter. Um der entſetzlichen Qual eines langſamen, aber gewiſſen Todes zu entgehen, wälzten ſich einige der Verſtümmelten bis an den Rand des Damms und ließen ſich dann in das ſichere Flutengrab der Eider hinabrollen. Dem neunzehnjährigen Lieutenant Abel, der an der Spitze der Sturmcolonne mit vordrang, war der halbe Kopf zerſchmettert. Es war ein braver junger Offizier, der noch wenige Secunden vor ſeinem Tode auf den Zuruf ſeines Sergeanten: „Herr Lieutenant, ſehen Sie denn die Geſchütze nicht?" nur noch die Antwort hatte: „Vorwärts! Ich ſehe ſie!"

Anſtatt aber der Sturmcolonne eine entſprechende Truppenzahl nachzuſenden, ertheilte der Obergeneral ihr den Befehl zum Rückzug.

Während dieſer unglücklichen Kataſtrophe war der Befehl eingelaufen, daß zwei Geſchütze unſerer Batterie über die Eider ſetzen und die Infanterie in ihrem Angriff unterſtützen ſollten. Zur Vollſtreckung dieſes Befehls wurde ich mit meinen beiden Geſchützen beſtimmt, und um 11 Uhr meinen Uebergang über die Eider bewirkend, meldete ich mich bald darauf am jenſeitigen Ufer beim Generalmajor von der Tann, der den Befehl über die dort operirenden Truppen

führte. Die Geſchütze wurden in der früher ſchon erwähnten, eroberten Schanze poſtirt.

Ich ſtand hier faſt ohne alle Deckung und war dem heftigſten Espignolfeuer der Dänen ausgeſetzt. Einer meiner Leute erhielt eine Espignolkugel in den Arm und wurde als kampfunfähig zurückgebracht. Ich hatte das Feuer aus meinen beiden Mörſern eröffnet und ſandte in entſprechenden Intervallen dem Feinde meine zehnpfündigen Granaten hinüber. Es war eben dunkel geworden, als ich meinen letzten Schuß abgab; dann erſtattete ich die Meldung, daß meine Munition verſchoſſen ſei. Mir wurde der Auftrag ertheilt, die Nacht über mit meinen Leuten auf dem Eiderdeiche zu campiren und am andern Morgen um 10 Uhr den Erſatz meiner Munition bei meiner Batterie zu bewirken.

Es war eine kalte Herbſtnacht; ohne Mäntel — dieſe waren bei unſerer Batterie verblieben — war es uns unmöglich, der Ruhe zu pflegen. Der Feind verſuchte oft, unſere Stellung durch Fallſchirm-Raketen zu beleuchten; ich ging faſt beſtändig nachdenkend auf und ab — wollte mir doch die trübe Wirklichkeit nicht aus dem Sinn.

Frühmorgens am 30. September geſellte ich mich zu den Jägern, lieh mir von einem derſelben eine Büchſe und feuerte eifrig mit auf die feindlichen Infanteriſten, die dann und wann über ihre Schanzen hervorragten. Gegen 9 Uhr beſtieg ich ein kleines Boot, holte friſche Munition und erhielt auch einen Erſatzmann für den verwundeten Kanonier. Nach meiner Rückkehr mußte ich auf Befehl vorläufig das Feuer einſtellen. Links und rechts ſchlugen die Kugeln neben uns ein und um ſo unangenehmer berührte mich der Umſtand, den Dänen nicht mit gleicher Münze antworten zu dürfen. Es wurde wieder Nacht, ohne daß wir beſſere Ausſichten hatten, ohne daß ſich der Stand der Dinge geändert. Wieder mußten wir auf dem feuchten Graſe am naſſen Ufer der Eider lagern.

Am andern Morgen, den 1. October, durfte ich indeſſen meine Geſchütze wieder ſpielen laſſen. Gegen 11 Uhr endete eine däniſche Granate das Leben eines Kanoniers von meiner Bedienungsmannſchaft. Es war gerade jener Erſatzmann, den ich erſt tags zuvor von einer andern Batterie erhalten hatte.

Als der Abend kam, war der Kampf noch immer unentſchieden, trotz der bedeutenden Anzahl Artilleriegeſchoſſe, die von allen Seiten in die Stadt und die feindlichen Batterien bereits geſchleudert worden waren. Die Dänen gewannen dadurch Zeit, Verſtärkungen an ſich zu ziehen, und die Umgebung Friedrichſtadts glich einem unabſehbaren Waſſermeer. Durch Aufſtauung des Waſſers hatte der Feind alles überſchwemmt und ſo jeglichen Sturm auf die Stadt unmöglich zu machen geſucht. Diesmal erhielt ich den Befehl, nach Drage, eine Stunde vom Kampfplatz entfernt, zu marſchiren, um dort Nachtquartier zu beziehen. Am 2. October früh ſollte ich wieder mit meinen Leuten auf dem Eiderdamm eintreffen und dort das Weitere erfahren. Es mochte 8 Uhr geworden ſein, als ich in Drage eintraf und endlich einmal wieder eine Nacht auf dem Strohlager zubringen konnte.

Als ich am 2. October wieder auf dem Kampfplatz anlangte, erfuhr ich, daß unſere ganze Batterie mittags zu uns herüberkommen würde. Es geſchah dies um 1 Uhr; doch blieben wir dieſen Tag über unthätig, weil für uns erſt eine neue Schanze nahe der Stadt aufgeworfen werden mußte. Nachdem wir die folgende Nacht wieder in Drage zugebracht hatten, wurden am 3. October morgens fünf Geſchütze unſerer Batterie in die neuhergeſtellte Schanze beordert. Die Mannſchaft ſollte ſtundenweiſe abgelöſt werden. Wie gut wir auch unſere Granaten anbrachten, wieder blieb der hartnäckige Kampf unentſchieden, den wir nun ſchon fünf Tage faſt ohne Unterbrechung führten. Dieſer Umſtand war wenig dazu geeignet, die Herzen der Schleswig-Holſteiner mit neuen Hoffnungen zu beleben, und auch ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß wir hier vergebens unſere Kräfte opferten. Hatte mir auch unſer Premierlieutenant Schellhorn am erſten Tage des Bombardements mit frohlockender Miene zugerufen: „Heute Abend, liebſter Freund, eſſen wir zuſammen ein Beefſteak im Gaſthauſe «Zum Mops» in Friedrichſtadt!“ ſo ſchien auch dieſem jetzt jeder Gedanke daran entſchwunden zu ſein. Dazu kam nun noch die Botſchaft, daß „der Ehre wegen“ ein allgemeiner Sturm für den folgenden Tag beſchloſſen worden ſei — trotzdem, daß man im Hauptquartier Friedrichſtadt momentan für uneinnehmbar hielt. Viele Krüppel zeugen noch jetzt davon, wie theuer jene unfruchtbare Ehre erkauft wurde.

Wir blieben die Nacht in unſerer Schanze bis zum Anbruch des 4. October. Es ſollte der blutigſte Tag für unſere wie für die däniſche Armee werden. Gegen 7 Uhr morgens wurden

alle unſere Geſchütze in die Schanze geſchafft; um 8 Uhr folgten noch zwei vierundachtzigpfündige Bombenkanonen.

Als letztere aufgeführt werden ſollten, richtete der Feind ein mörderiſches Geſchützfeuer auf uns. Die erſte Kugel riß einen Schanzkorb fort, die zweite ſtreifte unſere Bruſtwehr. Der dritte Schuß, eine Granate, fuhr einem Kanonier mitten durch die Bruſt, daß er leblos zu Boden ſank. Dann zerſprang ſie und ein Splitter verwundete den Jägerlieutenant von der Heyde. Aber auch unſere Geſchütze blieben dem Feinde nichts ſchuldig. Allmählich gewannen wir die Oberhand, das Geſchützfeuer der Dänen verſtummte und ſo gelang es uns, die beiden vierundachtzigpfündigen Bombenkanonen glücklich auf ihre Bettungen zu bringen. Der Generalmajor von der Tann kam bald darauf zu uns geritten. „So recht, Kameraden", ſagte er, als er unſere Batterie in Augenſchein genommen, „ſeid tapfer und trotzt dem Feinde, heute müſſen wir es haben!"

Der Hauptſturm ſollte gegen Abend unternommen werden. Um 5½ Uhr trafen die Muſikcorps des 1. Jägercorps und des 6. Infanteriebataillons in unſerer Schanze ein. In und vor derſelben ſammelte ſich nach und nach die geſammte Infanterie. Es mochte 6 Uhr ſein, als ich alles geordnet hatte und aus dem Munde des Hauptmanns Baſſon vom 6. Bataillon das Commando: „Zur Attake rechts das Gewehr!" und bald darauf das Wort „Marſch!" vernahm. Sämmtliche Muſikcorps ſtimmten die Melodie von „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" an und alle Truppen ſangen, vorwärts ſtürmend, begeiſtert ihr ſchönſtes, viele freilich auch ihr letztes Lied.

Es war der erhebendſte Moment meines ganzen Lebens. Ueberall die kriegeriſche Muſik, das Toben der Geſchütze, das Pfeifen der durch die Luft ſchwirrenden Kleingewehrkugeln.

Hunderte von Opfern brachte man ſchon zurück; eins der erſten war der tapfere Hauptmann Baſſon. Eine Kartätſchenkugel hatte ihm beide Hüften durchbohrt. Bald darauf erſchien eine Bahre mit dem Hauptmann Letgau. Eine Granatkugel war ihm unterhalb der Schläfe quer durch den Kopf gegangen und doch war ſein Leben noch nicht entflohen. Als die Bahre durch unſere Schanze kam, ergriff er, da ich der Nächſte war, meine Hand und ſchien mir noch etwas mittheilen zu wollen. Stockend brachte er aber unter unſaglichen Schmerzen nur die Worte heraus: „Grüß' meine Frau und meine Kinder — und ſag' ihr —" hier erſtarb dem Schwerverwundeten das Wort auf den Lippen. Ein Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt, dann neigte er ſein Haupt; ich hielt ihn für todt, ſah ihn indeſſen nach vier Monaten kerngeſund in Hamburg wieder. Die Einzelheiten dieſes verhängnißvollen Sturms ſchildern zu wollen, wäre unmöglich. Mancher, den die Kugeln des Feindes verſchonten, fand ſein Grab in den Kanälen des überſchwemmten Terrains. Bis an die Bruſt ſtanden hier und da einige Leute im Waſſer, auf ihren Schultern eine Leiter oder Latte haltend, über welche andere Abtheilungen Mann für Mann vorwärtseilten. Viele Truppenkörper ſtanden unthätig im dichteſten Kugelregen da. Es fehlte an all und jedem Mittel, das überſchwemmte Terrain zu überſchreiten. Die Stadt brannte lichterloh. Es hatte den Anſchein, als wollte der Feind die Stadt räumen, denn immer mehr zog ſich ſein Kleingewehrfeuer gegen das äußerſte Ende der Stadt hin. Die Hauptveranlaſſung aber dazu gab ein Trompeter der dritten zwölfpfündigen Batterie, der mit der Infanterie vorwärtsſtürmte und beſtändig das däniſche Signal zum Retiriren blies, dem der Feind anfangs Folge leiſtete. Später, als er den Irrthum erkannt, ſetzte er ſich deſto hartnäckiger in der Stadt feſt.

Es war ungefähr 10 Uhr abends, als ich mit einigen Leuten zu unſerm Munitionswagen mußte, um Granaten zu holen. Ich hatte meiner Mannſchaft die Munition übergeben und war im Begriff, in unſere Schanze zurückzukehren. Da ertönte von einem Beobachter der Ruf: „Es kommt eine" — und mechaniſch bückte ich mich mit etwa 12 Infanteriſten, die zufällig dort ſtanden, gegen den Damm, um das Geſchoß über uns hinwegſauſen zu laſſen. Die Granate kam und zerſprang, ſechs Schritte von mir entfernt, mitten zwiſchen den Infanteriſten. Schrecklich war das Gejammer der Getroffenen; ich fühlte in nämlichen Augenblick, daß ein Splitter meinen rechten Oberſchenkel ſtreifte.

Meine Wunde war unbedeutend, deſto ſchlimmer waren die Infanteriſten zugerichtet. Sieben waren auf der Stelle todt geblieben, die andern fünf ſchwer verwundet. Nachdem ich meine Binde über den geſtreiften Oberſchenkel angelegt hatte, eilte ich wieder zu meiner Batterie. Das Feuer wüthete noch immer und hatte bereits auch die Kirche Friedrichſtadts verzehrt. Trotz aller erneuerten Angriffe war es unſern Truppen indeß

nicht geglückt, den Ort zu erstürmen; erst nach 11 Uhr nachts ertönte dem Rest derselben das Signal zum Rückzug. Nach und nach wurde es nun ruhiger und ein dichter Nebel lagerte sich auf das weite Grab so vieler Braven. Unheimlich drang die lodernde Feuersäule dann und wann durch diesen Nebel und erinnerte uns, wie neben den Opfern des heutigen Tags auch die Bevölkerung Friedrichstadts ihr Eigenthum nutzlos verloren hatte. Der allgemeine Rückzug begann am 5. October frühmorgens. Auch unsere Batterie marschirte ab, nur drei Geschütze derselben sollten noch auf dem Damm verbleiben, um mit einigen andern Truppen den Rückzug zu decken. Als die Mannschaft zur Bedienung dieser Geschütze freiwillig austreten sollte, erbat ich mir von meinem Hauptmann die Erlaubniß, mit meinen Leuten zu bleiben. Obgleich er anfangs darauf bestand, ich solle mit den Verwundeten nach Rendsburg fahren, so willfahrte er doch nach längerm Bitten meinem Begehren. Ein dichter Nebel begünstigte den Rückzug der Armee.

Wie verschiedenartig waren die Gefühle jetzt gegen jene, die uns beim Vormarsch belebt hatten! Von ganzen Bataillonen kehrten nur einige Züge zurück. Noch heute tönen mir die Worte eines Fahnenträgers in den Ohren, der, an der Spitze eines Zugs eine dreimal abgeschossene Fahne tragend, auf meine Frage, was das für eine Abtheilung sei, erwiderte: „Das sechste Bataillon.“ In ähnlichem Zustand sah ich auch den Rest des 11. und 15. Bataillons zurückkehren.

Wir blieben bis nachmittags den 5. October in unserer Schanze, denn noch immer war der Befehl zu unserm Rückmarsch nicht eingetroffen. Da hob sich der Nebel und eine neuaufgeworfene Schanze wurde sichtbar, von welcher aus der Feind uns in die Flanke fassen konnte. Wir wären alle unrettbar verloren gewesen, wenn nicht plötzlich das Dampfschiff „Eider“ uns den Befehl zum Rückzug gebracht hätte. Wir marschirten an diesem Abend noch bis Erfde und langten am 6. October mittags in Rendsburg an, wo ich nach wenigen Tagen vollkommen wiederhergestellt wurde. Eine tiefe Wehmuth aber hatte alle Gemüther beschlichen, und die Ahnung von dem bevorstehenden traurigen Schicksal unsers unglücklichen Vaterlandes lähmte auch den Muth der Kühnsten.

Auf den blutgetränkten Gefilden Friedrichstadts hat seit jenen Tagen der Däne, unterstützt von der Ohnmacht des Deutschen Bundes, mit hochmüthiger Stirn seine Macht durch dreizehn Jahre entfaltet. Jetzt erst weicht er zurück, überall scheint es wieder in Schleswig-Holstein zu tagen.

Gebe Gott, daß wir denn auch bald auf euern Gräbern, ihr Helden von Friedrichstadt, die Fahne der Unabhängigkeit von Dänemark, die blauweißrothe Tricolore aufpflanzen und mit fröhlich-ruhigem Gewissen euch euer Lied, mit dem ihr in den Tod für das Vaterland gingt, nachsingen können:

Denn ein Frühling ist im Lande,
Wie die Welt noch keinen sah;
Und es springen alle Bande,
Denn die Freiheit, sie ist da!

Shakspeariana.

III. Shakspeare's Denkmal und Todtenmaske.

Vor der Front des Stadthauses (Town-Hall) von Stratford am Avon steht eine lebensgroße Statue Shakspeare's, die David Garrick ihm gewidmet. Dort lehnt der Dichter, anmuthig aus dem Piedestal wachsend, über einer Säule von Büchern, umgeben von den Büsten Heinrich's V., Richard's III., des Fürchterlichen aus dem Hause York, und der jungfräulichen Königin Elisabeth. Auf einem entrollten Pergament stehen die weltberühmten Zeilen aus dem „Mitsommernachtstraum“:

Des Dichters Aug', in schönem Wahne rollend,
Blickt von dem Himmel erdenwärts und von der Erd'
zum Himmel.
Und wie die Phantasie verkörpernd schafft
Die Form für Unbekanntes, so des Dichters Feder
Gibt ihm Gestalt und gibt dem luft'gen Nichts
Den Ort der Wohnung und den Namen —

und darunter sind die Worte aus „Hamlet“ zu lesen:

Nehmt alles ihr in allem,
Wir werden seinesgleichen nicht mehr schauen.

Die Statue wurde bei Gelegenheit eines Shakspeare-Jubiläums im Jahre 1769 errichtet, wobei Garrick der Festführer war. In jenen Tagen waren Gedächtnißfeste nicht so üblich wie gegenwärtig; aber das erwähnte scheint damals in England die Gemüther sehr angeregt zu haben, und obwol bitter kritisirt, als wäre es mehr zur Verherrlichung Garrick's als Shakspeare's gemeint gewesen, verweilte das Auge der Nation doch mit bewundernder Andacht auf der Feier, und der Humor, den das Burleske in der theatralischen Uebertreibung der „Gelegenheit“ wach rief, konnte sich nicht in den Vordergrund drängen. Der Dichter Cowper indeß vergab Garrick seine allzu sehr zur Schau getragene Selbstgefälligkeit nicht und schrieb über das Shakspearefest:

Garrick war ſelber ein Vergötterer,
Er ſchrieb die Liturgie und auch den Ritus
Und all die hohe Ceremonie des Tages.
Er rief die Welt zur Anbetung zuſammen
Am ſangberühmten Avon. Freundlich Zeugniß,
Daß Andacht immer noch in Menſchenherzen
Ein Plätzchen hat, ein paar belebte Funken.
Der Maulbeerbaum ſtand ganz in Blumenkränzen,
Der Maulbeerbaum ſtand in des Tanzes Mitte,
Der Maulbeerbaum ward ſchmelzend angeſungen,
Der Maulbeerbaum gab her aus ſeinem Rumpfe
Reliquien, wie ſie die Andacht ſchätzt,
Verheiligend und ſie mit Sorge hegt.
's war eine heil'ge Zeit. Der Anſtand herrſchte
Und unanſtöß'ge Luſt. Nicht wen'ge gingen
Von dannen, ſehr erbaut und alle ſehr „erfriſcht".

Unter den Reliquien, welche aus dem berühmten Maulbeerbaum gefertigt wurden, befand ſich auch ein Aſſortiment von — Pfeifenſtopfern von zwei Zoll Länge mit der Büſte Shakſpeare's als Knopf.

Zu Cromwell's Zeiten war es Milton, der ſich der Monumentirung Shakſpeare's entgegenſetzte, und unter anderm in folgenden Strophen:

Was braucht mein Shakſpeare für ſein theuer Gebein
Zeitliches Prunkwerk aus gehäuftem Stein?
Was ſoll'n den heil'gen Reſten denn hienieden
Selbſt ſternenwärts gekehrte Pyramiden?
Dem Ruhm lieb wie ein Sohn, des Ruhmes großer Erbe,
Brauchſt ſolch ein Zeugniß du, daß nicht dein Name ſterbe?

Vor etwa funfzehn Jahren wurde in Deutſchland ein Gipsabguß entdeckt, angeblich jene identiſche Geſichtsmaske, die nach dem Tode des Dichters von ſeinen Zügen genommen wurde und wovon eine Copie dem Bildhauer ſeiner Statue einſt zum Vorwurf gedient haben ſoll. Der Legende zufolge wurde ſie von einem deutſchen Edelmann käuflich erſtanden, welcher einer Geſandtſchaft am Hofe König James' I. von England attachirt geweſen. Dieſer brachte die Maske nach Deutſchland hinüber. In ſeiner Familie als ein Schatz von Generation auf Generation vererbt, kam ſie in Beſitz des letzten ſeines Hauſes, eines Grafen Franz von Keſſelſtadt, Kanonikus an der kölner Kathedrale. Bei dem Ableben des letztern im Jahre 1843 verkaufte man ſeine Raritätenſammlung und zerſtreute ſie damit nach allen Richtungen der Windroſe. Die erwähnte Shakſpearemaske aber wurde einige Jahre ſpäter unter dem Kram eines Trödlers durch einen Dr. Becker entdeckt, käuflich erſtanden und dem engliſchen Profeſſor Owen übermacht, der nun ihr Cuſtos im Britiſchen Muſeum zu London. Auf der innern Seite der Maske ſteht die Jahreszahl „A. Dom. 1616". Man neigt ſich in England dazu, den Abguß als echt anzuerkennen, und bei der diesjährigen Shakſpeareſeier fanden viele tauſend davon genommene Photographien bereite Käufer.

Robin Hood.

A. T. — „Die Balladen von Robin Hood ſind meiſt von bedeutender Länge; ſie haben überdies ein ſo vollkommen locales Gepräge, ſind ſo durchwirkt mit Orts- und Gewerbsnamen und andern idiomatiſchen Eigenthümlichkeiten, daß wir ſie für ganz unüberſetzbar erklären." Dieſe Worte Taloj's, der berühmten Dolmetſcherin ſlawiſcher und gründlichen Kennerin aller Volkspoeſie, finden durch ein Werk von Anaſtaſius Grün: „Robin Hood. Altengliſche Balladen" (Stuttgart, Cotta, 1863), ihre glänzendſte Widerlegung.

Wie Vogelſang und Waldesrauſchen zieht es durch all dieſe reizenden Lieder und lockt uns unwiderſtehlich in den „luſtigen, grünen Wald", darin uns der Held der Ballade ſo friſch, lebendig und naturwahr entgegentritt, Robin Hood, dieſer geächtete Sohn des Waldes, deſſen Andenken ſich „in Lied und Sage, in Feſten und Gebräuchen" lebendig zu erhalten wußte bis auf den heutigen Tag.

Robin Hood hat, als wäre er ein Heiliger, im luſtigen Altengland ſeinen eigenen Tag, und dieſer Tag, der erſte im Wonnemonat Mai, wird nicht durch Gebet und Kaſteiung, ſondern durch Spiel, Tanz und Frohſinn gefeiert; denn

Zwölf Monat' gibt's im ganzen Jahr;
So ſpricht man, daß es ſei;
Der luſtigſte Monat doch im Jahr,
Das iſt der luſtige Mai.

Doch wer war Robin Hood? Und wer waren dieſe Friedloſen, Geächteten, die das königliche Wild trotz furchtbarer Strafen ſchoſſen, dem Geſetz trotzten und Nordenglands ſchattenreiche Wälder für normanniſche Edelleute und Prieſter unſicher machten?

Die Schlacht bei Haſtings, die Wilhelm der Baſtard, Herzog der Normandie, am 14. October 1066 ſchlug, raubte dem ſchönen, auch in deutſchen Liedern vielbeſungenen König Harold Krone und Leben, dem tapfern Volk der Angelſachſen die Freiheit und machte die Normannen zu Herren von Britannien. Ein Theil der Beſiegten floh

In die ſchattige Waldeskraft,
Wo im Sommer alles Land ſo friſch,
Voll Blüten jeder Aſt.

Der vom Volk geliebteſte dieſer „Geächteten" blieb Robin Hood, von dem heute noch gilt, was Drayton vor Jahrhunderten ſchrieb:

Auf unſerer Inſel weit triffſt du wol einen Mann,
Der nichts von Robin Hood und von Klein-John vernahm?
Bis zu der Zeiten End' wird's zu erzählen geben
Von Sharlok, Georg von Green und ihrem Waidmannsleben;
Vom luſt'gen Mönch, deß Mund Sermone oft entfloſſen
Zum Preis von Robin Hood und ſeinen Amtsgenoſſen.

Die Geburt unſers Helden wird in lieblich naiver Weiſe alſo geſchildert:

Manch einer ſingt vom Gras, vom Gras,
Manch einer vom Korn im Feld;
Manch einer, der ſingt von Robin Hood,
Weiß nicht, wo er kam zur Welt.

Das war nicht in der Hall', in der Hall',
Nicht im Saal von Farben bunt;
Es war im lieben grünen Wald,
Wo die Lilien blühn im Rund.

Und hier auch brachte er sein Leben zu, an der Spitze einiger hundert Bogenschützen, die sein Waldhorn aus allen Büschen und Sträuchern aufrief und um ihn versammelte. So lebte er, ein Fürst des duftenden, klingenden Waldgebiets, geliebt von den Armen und Gedrückten, deren Rächer, gehaßt von den mächtigen Baronen, deren Geisel er war. Nottingham's Forsten waren der Schauplatz seiner Thaten, darob:

In Nottingham des Sheriffs Herz
Der Aerger fast zerrieb;
Er spricht nicht gut von Robin Hood,
Dem kühnen, trotz'gen Dieb.

Robin Hood's liebster Genosse war Klein-John, unerschöpflich an Treue, Verschlagenheit und naivem Humor, seinem Meister ebenbürtig an Muth und Körperstärke. Klein-John stammte aus dem Geschlecht der Riesen und die Romanze schildert ihn also:

Kaum zwanzig Jahr' war Robin alt,
Als sich Klein-John ihm fand;
Ein munt'res Blut, fürs Handwerk gut,
Ein Arm, gestohn im Land.

Klein hieß er ... sieben Fuß doch maß
Sein Körper ungeschlacht;
Voll Kraft dabei ...

Man erzählt von Robin, daß er zuweilen Prügel erhielt, denn kein schützender Waldgeist fing für ihn die Hiebe auf, keine der Feen entzog ihn seinen Bedrängern. Er war ein „rechter und schlechter" Christ, der nur der gnadenreichen Mutter des Heilands seine Sache empfahl und ein Leben des Kampfs und der Liebe führte. Und lieblich war seine Marian, denn:

An Anmuth wich die ländliche Maid
Wol keiner Königin;
In zärtlicher Glut warb Robin Hood
Um sie mit treuem Sinn.

Die rothen Lippen trafen sich,
Ein Sinn nur war'n allbeid';
Wo sie sich sahn Ein süß Umfahn
Und Lieb' und Einigkeit.

Marian folgte ihm, ohne daß er es wußte, verkleidet

Mit Köcher und Pfeil, mit Schwert und Schild
Gar mannhaft kühn bewehrt,
So zieht sie dahin und sucht Robin,
Der mehr als Gold ihr werth.

Da tritt auch er verkleidet ihr entgegen und fordert den Waldzoll; sie aber zieht das Schwert und kämpft mit ihm, bis sie seiner „Stimme Schall" erkennt, darauf

Ein endlos Umfangen, ein Streicheln der Wangen,
Und dann, welch herrlich Gelag —

selbstverständlich folgte.

Seine Abenteuer sind mannichfach. Er bringt stolze Bischöfe zu Thränen, stößt, den Strick um den Hals, ins „treue Waldhorn", bewirthet die Blume der Ritterschaft, seinen König Richard Löwenherz, wird von diesem an den Hof gezogen und entflieht von dort zurück „in den duftig grünen Wald". So wird er siebzig Jahre alt, und nachdem er noch die Beute, die ihm seine Genossen überließen, zum Bau eines Armenhauses verwendet, geht es abwärts mit ihm, der so viel gekämpft, gelitten, geliebt und gelacht. Die Balladen, die bis dahin „frisch, fromm, fröhlich und frei" dahinrollten, schließen nun mit einem Klaggesang; denn Robin, der keinem Mann erlegen, fällt unter der Hand einer fanatischen Nonne; denn:

Sie sah ihn an mit mildem Blick:
„Er ist mein Vetter gut!"
Da regt sich mitleidsvoll die Hand,
Zu stillen ihm das Blut.

Sie sah ihn an mit strengem Blick:
„Der Priester Feind ist er!"
Da sank erbarmungslos die Hand,
Das Blut floß immer mehr.

Robin's Kraft ist gebrochen, er kann nicht entfliehen, das Blut verströmt und mit ihm das Leben. Nur ins Horn kann er noch stoßen, daß der Schall, wehmüthig wie ein letzter Seufzer, Klein-John's Ohr trifft, der die Schlösser der Abtei durchstreift und, zu den Füßen des Meisters sinkend, rachedürstend von ihm erfleht:

Verbrennen laß mich Kirkleyhall
Und all sein Nonnenheer!

Doch Robin verwehrt es ihm, denn

Nie that ich einer Frau ein Leids
Und thu's auch nicht zum Schluß!

Von Todesschauern ergriffen, läßt er sich seinen Bogen reichen und schnellt den letzten Pfeil davon ab. Wo der Pfeil hinfällt, da will auch er begraben sein:

Macht schlicht und schlecht das Bett zurecht
Dem Schläfer, der da ruht!
Dann spricht noch spät, wer vorübergeht:
„Hier liegt kühn Robin Hood!"

Diese wenigen Proben dürften unsere Behauptung rechtfertigen, daß es Anastasius Grün gelungen, durch die poetische Wiedergabe der Robin-Hood-Balladen dem deutschen Volke ein Buch geschenkt zu haben, auf das Goethe's Worte: „Dieses Buch sollte überall zu finden sein, wo frische, fröhliche Menschen wohnen!" ihrem vollen Inhalt nach passen. Der geniale Bearbeiter hat dem reichen Lorberkranz, der seine Stirn schmückt, eine duftige Waldblüte beigesellt, die dem Dichter „Des letzten Ritters" wohlansteht.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Schwarz, Strauß, Renan.

So oft und so hart ist unsere Zeit verketzert worden: sie sei ganz im Materialismus aufgegangen, daß es Erstaunen erregen muß, welch eine bereite Theilnahme die wieder angeregte religiöse Frage, welche weite Verbreitung die Werke von Renan und Strauß über das Leben Jesu finden. Der protestantische Gedanke hat sich Bahn nach Italien gebrochen, im Schoße des Katholicismus ist Renan's Buch entstanden. Wie sehr Genuß und Erwerb auch die europäischen Völker beschäftigen, den Aufschwung nach dem Idealen, der in allen lebt, vermögen sie nicht zu unterdrücken. Die Meinung, daß die Religion selbst einer Ausbildung fähig sei, daß Formeln und Ceremonien, in denen ein früheres Jahrhundert sich wohl fühlen konnte, dem Bewußtsein wie dem Herzen der Jetztlebenden nicht mehr genügen, verschafft sich mit jedem Tage neue Anhänger.

Diese Empfindung durchdringt auch den kleinen Vortrag, den Friedrich von Raumer eben über „Schwarz, Strauß, Renan" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864) veröffentlicht hat. In gewohnter milder Weise will er über keinen dieser bedeutenden und vielgescholtenen Männer ein eigentliches, unwiderrufliches Urtheil fällen; indem er einzelne ihrer wichtigsten Aussprüche anführt, überläßt er es dem Zuhörer und dem Leser, sich dafür oder dawider zu entscheiden. Er selbst nimmt wol zwischen den Neuerern und dem Alt-Bestehenden eine mittlere, ausgleichende Stellung ein. „Es gibt", sagt er, „kein Mittel, Ansichten wie die der Herren Strauß und Renan kurzweg ohne Wissenschaft und ruhige Unparteilichkeit aus der Welt zu schaffen; werden sie aber (heilbringend oder unheilbringend) allgemein angenommen werden? Ich zweifle sehr; die herkömmliche Kirchenlehre empfiehlt sich durch Alter und Autorität; ungern läßt man sich im ruhigen Besitz stören, ungern rüttelt man an festgewordenen Ueberzeugungen, die im Leben Freudigkeit und im Tode Trost geben." Sollte da Raumer über die gegenwärtige Generation nicht selbst in einer Täuschung befangen sein? Gibt es, wenn sie die Hand auf das Herz legen, noch viele Tausende unter den Gebildeten, die an alle Dogmen des Christenthums, an den dogmatischen Christus glauben, die ihn nicht längst in ihrem Gewissen mit dem „idealen" vertauscht haben? Hierüber läßt sich freilich nicht durch eine allgemeine Abstimmung entscheiden, und die Ansicht eines jeden wird von den Erfahrungen abhängen, die er gerade in seinem Kreise gemacht. Daß die Auffassungen von Strauß und Renan über das Wesen Christi nicht von allen angenommen werden, ist gewiß; sie unterscheiden sich selbst in den wichtigsten Punkten voneinander und keiner ihrer Anhänger wird jedes ihrer Worte unterschreiben. Ihre Werke enthalten auch keine neuen Glaubensbekenntnisse, sie sind eben nur Zeichen der Zeit und der Richtung, welche das religiöse Empfinden mit einer vernünftigen Anschauung der Natur und der Geschichte in Einklang zu bringen strebt. Strauß sucht diesen Einklang durch die Philosophie, Renan durch die Sentimentalität herzustellen; der erstere wird mehr auf Männer, auf Protestanten, der andere auf die Frauen, die Katholiken wirken. Das aber verbietet sich bei der fortschreitenden Bildung von selbst, daß je eine dieser Auffassungen wieder zum Dogma werden könnte; die Zeiten sind vorüber, wo das Göttliche und Heilige, wie in der byzantinischen Malerei, einen bestimmten Typus haben mußte, von dem niemand, bei Strafe, als Ketzer bestraft zu werden, abweichen durfte. Keine Inquisition entscheidet jetzt mit Tortur und Scheiterhaufen diese Fragen, kein Papst, auch wenn er sich Luther oder Calvin nennt, denkt jetzt für Tausende, für Millionen: jeder ist auf sich allein angewiesen, er muß sich für die Rechte oder die Linke entscheiden. Eine Zeit lang können Bildung und der alte dogmatische Glaube recht gut nebeneinander bestehen; er ist dann eben die leere, bedeutungslose Form, in die sich die Bildung fügt, um keinen Anstand zu erregen. Die glaubenlosesten Menschen, die vornehmen Chinesen, befolgen nicht nur mit einer kleinlichen Pünktlichkeit alle Vorschriften ihrer Staatsreligion, sondern heucheln sogar in Tibet eine Frömmigkeit, die das dortige Volk, eifrige Buddhisten, in Verwunderung setzt. Und die Kirche selbst ist nicht mehr die alte, sie begnügt sich mit diesem äußerlichen Gebaren, sie beherrscht die Herzen ihrer Gläubigen nicht einmal mehr.

Wer unbefangenen Ohrs und Auges die Gesellschaft betrachtet, kann sich diesen Wahrnehmungen nicht entziehen. Die Bewegung ist scheinbar nicht so mächtig, wie in den vierziger Jahren die der protestantischen Lichtfreunde und der Deutsch-Katholiken war. Dafür ist sie tiefer und vor allem individueller. Die Freien Gemeinden, sowol im Protestantismus wie im Katholicismus, fehlten zumeist dadurch, daß sie, kaum aus dem alten Bann befreit, gleich wieder einen neuen schmieden wollten; statt des alten Bekenntnisses sollte ein neues, statt der alten Kirchenordnung eine neue eingeführt werden. Da zogen denn die meisten das Alte, das ihnen gewohnt und lieb geworden war und doch auch vor jenen phantastischen Neuerungen einen objectiven Werth hatte, vor. Es scheint nicht, daß eine religiöse Bewegung noch jemals die Kraft der Reformation haben würde; sie wird im Innern eines jeden, nicht auf dem Markt durchgekämpft werden. In der Reformation galt es, das höchste Gut zu erwerben: Gewissensfreiheit; die besitzen, wenige Ausnahmefälle abgerechnet, alle Völker Europas jetzt;

in funfzig Jahren werden religiöse Verfolgungen in keiner Form mehr stattfinden: das verspricht uns der Fortschritt der Gesittung. So glauben wir denn auch nicht, daß der Ausspruch von Schwarz sich erfüllen werde: „Bleibt die öffentliche Religion und die wiederhergestellte Kirche nur ein herkömmliches, ein todtes, der Wirklichkeit fremdes Autoritätswesen, fehlt es im Innersten an Wahrheit und Befriedigung, so mag der äußere Bau der Kirche noch so fest erscheinen, ihre Dogmen durch dreihundertjähriges Alter ehrwürdig und ihre Geistlichkeit ohne Ausnahme somboltreu: ein mächtiger Sturm und eine verhängnißvolle Revolutionsnacht wirft das ganze wurmstichige Gebäude über den Haufen und bedeckt mit Trümmern das feile Priestergeschlecht, welches das Heiligthum der Wahrheit durch Menschenfurcht und Geistesträgheit entweiht.“ Wie in allem, so ist eine allmähliche Besserung und Entwickelung auch der Kirche von innen heraus, durch den Geist möglich. Der Geist unsers Jahrhunderts ist aber wie der des vergangenen ein philosophischer; eine Reaction kann gegen seine Wirkungen eintreten und sie zeitweise beschränken, schließlich jedoch wird er seine Gegner überwinden und gerade sie zu Vollstreckern seiner Absichten machen. Gewisse Veränderungen setzen sich in Sitten, Staatsformen, im Glauben und Denken durch, wenn sie nothwendig geworden. Raumer's mildes, bescheidenes Wort: „Bleiben alle Parteien gemäßigt, will keine lediglich als Hemmschuh wirken, keine übereilt in die Zukunft hinein radschlagen, so kann ein erfreulicher Fortschritt nicht ausbleiben“, wird sich auf dem religiösen Gebiet noch mehr als auf dem politischen, da hier die Leidenschaften heftiger sind, bewahrheiten.

Das Johannisfest.

II.

Im Lande ob der Enns und weit über den Inn und daran nördlich über die Donau hinaus, wo die Johannisfeuer besonders gebräuchlich sind, sind sie ein ungemein beliebtes Volksfest. Jeder Bürger oder Bauer muß dort der Reihe nach für den Tag vor Johannis einen Wagen, ein anderer ein Pferd, ein dritter einen Buben stellen. Mit Strohbändern festlich aufgeputzt, fährt man am Morgen dieses Tages von Haus zu Haus, mit einem herkömmlichen Spruche die Holzscheite einzusammeln und zur Theilnahme an der Feier einzuladen. Wenn nun des Abends auf dem Feuerplatze das Einladungszeichen durch eine mit Strohbändern umwundene und angezündete Stange gegeben wird, welche aus der Mitte des Holzstoßes emporragt und diesen bei ihrem Niederbrennen in Brand steckt, eilen die „Springer“, „Bäher“ und „Gaffer“ von allen Seiten herbei. Die „Springer“ sind junge Eheleute oder Brautleute, welche paarweise durch das Feuer springen, solange es ihnen beliebt. Diese springenden Paare werden beständig von einer Menge müßiger Zuschauer, „Gaffer“ genannt, recensirt. Sie höhnen und spotten, wenn ein Paar mit dem Springen zaudert oder eine Weile innehält, oder wenn ein Wagehals einen verunglückten Sprung gethan hat und entweder in das Feuer oder daneben niedertaumelt; den glücklichen Springer aber belohnen sie mit ihrem Jubelruf und bringen auf diese Weise das regsamste Leben in die Festlichkeit. Zuweilen ist der Holzstoß so hoch angelegt, daß auch die kühnsten Springer sich nicht hindurchtrauen. Neben den kleinen Feuern, welche zur Belustigung der Kinder brennen, sitzen die Großältern und alten Basen, die „Bäher“, und rösten an langen Stangen mit Salz bestreute Brotschnitte (Bäher) in der Glut, die sie für die Hungerigen in Bereitschaft halten, während der Wirth des Orts für Getränke sorgt. Die fröhliche Feier endet selten vor Mitternacht.

Im Mittelalter, wo Johanni eine hochheilige Zeit war, zu welcher wie um Pfingsten große Volks- und Reichsversammlungen gehalten wurden, waren auch die Johannisfeuer, jetzt zur Volkslustbarkeit herabgesunken, weit großartiger, heiliger und ehrwürdiger, und nicht blos das niedere Volk, auch der Adel und selbst Fürsten versammelten sich darum. In Augsburg zündete 1497 in Kaiser Maximilian's Gegenwart die schöne Susanne Neithard das Johannisfeuer eigenhändig mit einer Fackel an und machte dann zuerst den Reigen um die Flamme an des Erzherzogs Philipp Hand. Zu Paris wurde noch im 17. Jahrhundert auf dem Platz vor dem Stadthause ein mächtiges Johannisfeuer angezündet. Der Holzhaufen war mit Laub und Blumen angeputzt und wurde von dem Bürgermeister selbst in Brand gesteckt.

Dieser weitverbreitete Feuercultus zu St.-Johanni ist ohne Zweifel heidnischen Ursprungs, da sich darin kein Bezug, weder auf das Christenthum noch den heiligen Johannes, finden läßt. Das ganze Mittelalter hindurch begegnen wir auch wiederholten Verboten der Heidenbekehrer und der Geistlichen, welche gegen die dabei gebräuchlichen Lieder und Tänze als heidnischen Unfug und Teufelsspuk eifern. Es verband sich in der That und verbindet sich noch heutzutage mit den Johannisfeuern allerlei Aberglaube und abergläubischer Brauch, die den heidnischen Ursprung nicht verkennen lassen. Man treibt das Vieh über die Brandstelle, um es gegen Seuchen und Herenzauber zu sichern; man tanzt, mit allerlei Heilkräutern bekränzt, um die Flamme herum, springt darüber oder läuft durch die glimmenden Kohlen, um das ganze Jahr vor allerlei Uebeln, namentlich vor dem Sonnenstich und vor Augenübeln, bewahrt zu bleiben; man streut die Asche des verglimmenden Feuers auf den Acker, um die Fruchtbarkeit des Bodens zu vermehren, und wendet sie sonst noch als Heilkraft in vielen Dingen an; man legt Kohlen vom Johannisfeuer auf das Dach des Hauses, um letzteres vor dem Blitz zu sichern. Weder Johannes noch Elias stehen in Beziehung zu jener überirdischen Flamme, noch tritt ersterer in der Bibel als mit

Heilkräften begabt auf. Auch dürfte es nicht unwichtig sein, daß unter den Israeliten die heidnische Sitte herrschte, Söhne und Töchter durch ein Feuer gehen zu lassen, welches zu Ehren des Sonnengottes brannte, und daß die alten Römer bei ihrem Hirtenfest der Palilien beinahe ganz denselben Ritus beobachteten. Dann begegnen wir auch bei den Johannisfeuern entschiedenen Spuren von Opfern. Der im Thüringischen, Meißnischen und Bergischen überlieferte Brauch, einen Pferdekopf in das Johannisfeuer zu werfen, erinnert an die Thieropfer. Eine andere Spur, auf die frühern heidnischen Menschenopfer deutend, ist der früher, im Mittelalter, in allen Schichten verbreitete und jetzt noch im Volke lebende Aberglaube, daß St.-Johann an seinem Festtage jedesmal drei Todte als Opfer fordere und sie sich am Grund, aus der Luft oder in der Flut hole, daher sich die Läufer, Klimmer und Schwimmer an diesem Tage in Acht nehmen mögen.

Der hel'ge Zink Jan
Will drei Dhuden han

ist ein unter dem Volke noch gewöhnlicher Spruch. Altgläubige Landleute warnen daher am Johannistage ihre Kinder besonders vor Klettern und Baden. Noch zu Karl's des Großen Zeiten setzten die bekehrten Deutschen solche von ihren heidnischen Vorfahren zur Sonnenwende gebrachten Opfer heimlich fort, und die heilige Fem ist vielleicht eine Verzweigung dieses Brauchs und dieser Ansichten. Auch finden wir noch in allen alten Weisthümern „St.-Johannismissen zu Mittesommer" als ein ungebotenes Gedinge, als einen festgesetzten Gerichtstag vor, wie es ja die Sonnenwende in der heidnischen Zeit gleichfalls war.

Es sei uns gestattet, noch einen wichtigen Umstand zu erwähnen, welcher es zur Gewißheit macht, daß die Ceremonie der Johannisfeuer der Rest des heidnischen Sonnenwendcultus ist, welcher mehr den Charakter eines Sühn- und Reinigungsfestes als den eines Freudentags trug. Die Ueberlieferung hat bewahrt, daß man in frühern Zeiten die Johannisfeuer ganz auf dieselbe Weise wie die sogenannten „Nothfeuer" (nod foer) erweckte, was einen augenscheinlichen Zusammenhang mit denselben ergibt, welche erwiesenermaßen aus vorchristlicher Zeit stammen. Unter Nothfeuer verstand man eine auf eine ungewöhnliche und ganz auf ähnliche Art, wie die alten Römer das erloschene Feuer der Vesta wieder anzündeten, erzeugte Flamme, z. B. durch Reibung von trockenem Holze, eine der gewöhnlichsten Arten. Diese Nothfeuer waren bis in das jetzige Jahrhundert hinein in Norddeutschland, England und Schweden, in früherer Zeit aber allenthalben üblich, wohin deutsche Stämme ihre Sitten verpflanzt hatten. Da man der auf die erwähnte Weise erzeugten Flamme mehr Heiligkeit zuschrieb als der von Menschen bereits abgenutzten und fortgepflanzten, so galten die Nothfeuer als Schutz- und Heilmittel gegen Krankheiten, und man brachte sie gemeiniglich dann in Anwendung, wenn eine Pestilenz oder Viehseuche ausgebrochen war. Das Vieh wurde durch die Flamme getrieben, um es von der Seuche zu heilen oder davor zu bewahren; auch wurden Kohlen vom Feuer den Thieren in die Krippe gelegt. Vorher mußte jeder in seinem Hause das Herdfeuer auslöschen und dasselbe später mit Bränden von dem Nothfeuer wieder anzünden. Auch mußte, was recht deutlich den heidnischen Ursprung verräth und an die Heilighaltung der Zahl 9 bei den heidnischen Völkern Nordeuropas erinnert, neunerlei Holz zum Nothfeuer verbraucht werden und neunmal neun Männer bei der Ceremonie thätig sein. Den Nothfeuern kommt also offenbar ein hohes Alterthum zu, und unsere heidnischen Vorfahren zündeten dieselben nicht nur zur Reinigung und Befreiung bei unmittelbar drängender Gefahr an, sondern auch an gewissen Tagen des Jahres als Sicherung gegen das mögliche Uebel. Keine Zeit konnte hierzu geeigneter sein als die Sonnenwende des Sommers, wo die Sonne ihren höchsten Triumph über die Macht der Finsterniß feiert, und auch unsere Johannisfeuer, welche, zieht man den übrigen damit verbundenen Brauch und Glauben mit in Erwägung, entschieden ein und dasselbe mit dem Nothfeuer sind, haben diesen Charakter des Sühn- und Reinigungsfeuers in die christliche Zeit mit hinübergenommen.

In einigen Gegenden, besonders in solchen, wo die Johannisfeuer abgekommen sind, wird St.-Johanni durch den „Johannisbaum" gefeiert. Man pflanzt eine mit Bändern und Blumenkränzen gezierte Maie oder Tanne oder auch eine Blumenpyramide auf, um welche die Jugend herumtanzt. In manchen Städten, wo dieser Gebrauch besonders üblich, sieht man fast in allen Straßen solche Johannisbäume errichtet. An manchen Orten schickt man sich einander auch den „Johannisstrauß" zu, der aus allerlei wohlriechenden, mit Bändern umwundenen Blumen besteht, oder man pflanzt einen mit Blumen geschmückten Topf auf einen Tisch und tanzt mit Gesang und Jubel um denselben herum, was den „Johannis- oder Rosentopf spielen" heißt.

Berliner Briefe.

VII.

Blumenausstellung, Wettrennen und Wollmarkt.

Wenn der Frühling scheidet und der Sommer naht, Berlin von seinen Einwohnern immer mehr geflohen wird, bringen Wolle, Blumen und Pferde noch einmal ein gewisses galvanisches Scheinleben in die „todte Saison".

Die duftigen Kinder der Flora hatte der Verein für Gartenbau im preußischen Staate zum zweiundvierzigsten mal in Parade aufgestellt, diesmal in der eben nicht großen Aula der Thierarzneischule. Warum man aus dem geräumigen Local der königlichen Reitbahn in diese engern Räume gewandert, wissen wir nicht, sondern hörten nur das allgemeine Bedauern darüber.

Die Blattpflanzen bildeten diesmal nicht allein die Hauptzierde der Ausstellung, es waren Blüten

in Hülle vorhanden, die im buntfarbigen Concert, bei aller Verschiedenheit, doch eine größere Harmonie entwickelten, als sie auf den nun glücklich beendeten londoner Conferenzen herrschte.

In besonderer Schöne prangten die durch alle Farbenschattirungen sich abtönenden Georginen, während die geheimnißvoll mystischen Orchideen das Märchen des Orients zu duften schienen. Die meisten kamen aus den Treibhäusern des Commerzienraths Leonor Reichenheim. Unter den Blattpflanzen prangte wieder ein mächtiges Cyanophyllum und andere jener durch die Kunst so wunderbar vermehrten Exemplare der Caladien und Begonien in metallinischem Glanz, die wir schon im vorigen Jahre in diesen Blättern schilderten. Die Palmenwand umschloß wie immer die Büsten des Herrscherpaars. Es liegt in diesen erhabenen, schwungvollen Blättern etwas Königliches, und immer wieder müssen wir uns freuen, daß wir auch bei uns Palmen pflanzen können. Ja, es war eine glückliche Nachlässigkeit Cunningham's, welche uns belehrte, daß Palmensamen keimfähig nach Europa eingeführt werden könne. Seit jener Zeit wird die Palmenzucht in den Treibhäusern in und um Berlin gepflegt; in dem Augustin'schen Treibhaus bei Potsdam ist die Palmenzucht ein Industriezweig geworden. Ueberhaupt ist Berlin eine Productionsstätte ersten Ranges darin wie in allen Modepflanzen, es versorgt den ganzen Norden damit. Die Gärtnereien Englands, Hollands, Belgiens übertreffen vielleicht an Neuheit und Seltenheit einzelner Species den berliner Gartenbau, in Hinsicht des Fleißes, der sorgfältigen Züchtung und des industriellen Betriebs steht dieser allen Blumengärtnereien des Auslandes voran.

Die alte Fabel von der bösen Stiefmutter vergißt man, wenn man hier die reizenden, riesigen Stiefmütterchen zu Dutzenden abgeschnitten sieht. Auch die Pelargonien zeigten Prachtexemplare.

Daß neben dem Schönen auch das Nützliche nicht vergessen war, davon legten bei dem Diner im Englischen Hause, wo die Generalversammlung speiste, die Gemüse Zeugniß ab; Spargel, Blumenkohl und Gurken wetteiferten mit den gleichen Producten Algiers; die Früchte: Pflaumen, Erdbeeren und Kirschen, konnten sich auf jeder Tafel — also auch auf dieser kritisch-naturforschenden — sehen lassen. Beim heitern Becherklang erregten diese Verse eines der Tafellieder einen gewaltigen Beifallssturm:

Missunde — düppelsches Rajolen,
Schafft die Schmarotzer aus dem Land!
Die stolzen englischen Violen
Pflanz' ich bescheiden an den Rand,
Und laff' in deutschem Wintergrün
Jetzt Schwert- und Feuerlilie blühn.

Die Haselstaude laff' ich stutzen,
Wächst auch nicht ganz normal das Reis;
Der Boden läßt sich besser nutzen
Für Männertreu' und Ehrenpreis.
Ein deutscher Gärtner bin ich ja,
Kein Pflanzer in Amerika!

Die Wettrennen waren wie immer, bei günstiger und ungünstiger Witterung, zahlreich besucht. Nur erregte es allgemeines Misbehagen und Langeweile unter den Zuschauern, daß sich jedes Rennen verspätete und das Ganze statt, wie das Programm sagte, um 8 Uhr, erst in der zehnten Abendstunde endete. Die Pferde waren vortrefflich, die Rennen gut besetzt. Manch schwerer Kampf fand um die Preise statt; Compromisse, wie sie in frühern Jahren sich ereigneten, kamen gar nicht vor. Merkwürdigerweise blieb das drei Viertelmeilenrennen nach sehr hartem Kampfe unter drei Pferden dennoch ein sogenanntes „Todtes Rennen", d. h. es konnte keinem der Renner der Sieg zugesprochen werden. Unter den 26 verschiedenen Interessenten gewannen die Pferde des Grafen Alvensleben die höchsten Einnahmen: 1264 Friedrichsdor; ihnen folgten die Pferde des Grafen Lehndorf mit 680 Friedrichsdor, dann die des Grafen Henckel mit 460 Friedrichsdor; im ganzen wurden 4517 Friedrichsdor ohne die Ehrenpreise vertheilt.

Mit der Wolle ließ sich diesmal nicht viel Seide spinnen. Man fand die Wäsche nicht besonders, wenn auch etwas besser als im vergangenen Jahre; doch hoben sich die Preise nur mit wenigen Ausnahmen bei der gutgewaschenen um 2 — 3 Thaler gegen die des vorigen Jahres. Das Lager bestand aus 17000 Centnern vorjähriger Wolle und aus 142000 Centnern neuer Zufuhr, zusammen 159000 Centner. Man zahlte für den Centner feiner Wolle 76 — 88, für die geringe Wolle 48 Thaler; zu beklagen ist, daß ein großer Theil unverkauft geblieben. Als Käufer hatten sich Kammgarnspinner und inländische Fabrikanten eingefunden, die ausländischen waren fast gar nicht vertreten; nach dieser Seite hin nimmt der Absatz nicht zu. Ein intelligenter Schafzüchter in Schlesien hat in einem Memoire auf wissenschaftlichen Grundlagen es versucht, eine Schätzung der gesammten Wollproduction der Erde anzugeben. Nach ausführlicher Darlegung kommt er zu dem Schluß, daß die beiden englischen Colonien Australien und Südafrika jährlich 117 Millionen Pfund Wolle erzeugen; Südamerika 40 Millionen; Großbritannien 260 Millionen; Frankreich 123 Millionen; Deutschland nebst Oesterreich, Belgien und Holland 200 Millionen; Spanien 62 Millionen; Italien 40 Millionen; Portugal 17 Millionen; die Türkei 43 Millionen; das Europäische Rußland 125 Millionen Pfund. Danach stellt sich die Wollproduction Europas auf 803,270000 Pfund heraus; es ist das Sechsfache der Production der südlichen Hemisphäre. Die Gesammtproduction der ganzen Erde an Wolle würde danach auf 1676,770000 Pfund zu stehen kommen. Der wachsende Consum ist aber so groß, daß trotz alledem eine Entwerthung des Materials nicht zu befürchten ist — dies zum Trost für alle Wollhabenden! — An unsern zweiten Theatern folgen sich indeß mit wechselndem Erfolg Gäste auf Gäste — von denen erzähle ich Ihnen ein andermal.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 29. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Des unſeligen Jakob ſeliges Ende. Theaternovelle in drei Kapiteln nach einer wirklichen Begebenheit. Von M. Solitaire. (Erſtes Kapitel. Ein kleiner und ein großer Löwe.) — Die Mormonen. II. — Engliſche Bureaukraten. Von Franz Braemel. — Die Robinſonaden. — Eine Weinphantaſie: Gedicht von Karl Stelter. — Beiblatt: Engländer und Deutſche. — Das Johannisfeſt. III. — Deutſche Städte. Bremen. 5. Monumente. — Auf fremder Erde.

Des unſeligen Jakob ſeliges Ende.

Theaternovelle in drei Kapiteln nach einer wirklichen Begebenheit.

Von M. Solitaire.

Was geſchieht, iſt hier nur klar:
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferſtehn.
Schlußverſe der „Schuld".

Erſtes Kapitel.

Ein kleiner und ein großer Löwe.

Der zeitige Director des Sommertheaters zu Uebelſäcken, Herr Maurice Auerhahn, ſtand am frühen Morgen eines Tags in der Mitte des Auguſt am Fenſter ſeines von mehrern hochſtämmigen Ulmen beſchatteten Zimmers und blickte ſeelenvergnügt hinaus in die ſommerliche Welt. Glorreich und wolkenfrei war wieder die Sonne emporgeglommen und verſprach den heiterſten Tag. Ihr glühendes Angeſicht ſpiegelte ſich in dem breiten, ſchiffbaren Strome, der vor dem Hauſe, an deſſen Fenſter Maurice erſcheint, vorüberfließt. Kähne, deren Segel im Hauch eines linden Südweſtwindes ſich bauſchen, ziehen langſam ſtroman vorüber; die milde Briſe rauſcht ſanft in den Zweigen der Ulmen, um deren Wipfel Schwalbenchöre im Kreiſe flattern und an dem Reſt der Thautropfen, die die Sonne noch nicht aufgeküßt und die in den ſäuſelnden Blättern zitternd noch haften geblieben, laut jubelnd und miteinander ſchäkernd, lüſtern naſchen. Herr Maurice Auerhahn iſt ein ſtattlicher Herr, in dem erſten Luſtrum der funfziger Jahre. Auf einer Bruſt mit breiten und mächtigen Schultern thront das gewaltige Haupt mit dem nicht unſchönen Geſicht, welches lediglich durch eine aufgeworfene Naſe und durch aufgewulſtete, ſehr ſinnliche Lippen etwas verunſtaltet wird, den geckenhaften Zug nicht zu erwähnen, der über die untere Partie des Antlitzes ſich ausbreitet. Dagegen ſind die Augen ſchön genug, um eine gewiſſe prätentiöſe Hohlheit, die aus ihnen hervorſchimmert, mit der feuchten Melancholie ihres Glanzes zu verſchleiern, wobei die buſchig ineinander gewachſenen Augenbrauen auf der ſchönen Stirn dem Mann trefflich zu Hülfe kommen. Verworrenes Lockenhaar mit hier und da bereits ſehr merklich gewordenen grauen Streifen umflattert das geniale Haupt, das außerdem von einem etwas zur Seite geſchobenen, mit goldenen Blumen prächtig geſtickten, blauſammtnen Käppchen nothdürftig bedeckt wird. Den weitläufigen Leib verhüllt ein prächtiger Schlafrock aus purpurrothem Mancheſter, der über dem in kunſtreiche Falten gelegten Hemd von feinſtem Batiſt durch

eine dicke ſilberne Schnur mit ſchweren Quaſten von demſelben Metall loſe zuſammengehalten wird. Der Director iſt eigentlich kein Raucher: deſſenungeachtet wälzt er eine Cigarre in dem Gehege ſeiner noch ſchönen Zähne, die namentlich aus dem kraftvollen und faſt übermäßig entwickelten Unterkiefer perlengleich hervorſtehen, ſieht ſich aber genöthigt, die faſt nach jeder Minute ausgegangene Cigarre nach jeder Minute wieder anzuzünden, wenn er dies Geſchäft nicht vergißt, was bei der ſeligen Selbſtzufriedenheit, in die er an dem wunderherrlichen Sommermorgen verloren iſt, ſehr oft geſchieht.

Maurice Auerhahn, den wir vollſtändig abgezeichnet zu haben glauben, wenn wir noch erwähnen, daß die Finger ſeiner beiden fleiſchigen und von Fett überquellenden Hände in einem wahren Panzer ſteckten, der aus den verſchiedenartigſten, mehr oder weniger mit blinkenden Steinen, grünen, blauen, rothen und weißen, gezierten Ringen beſtand — Maurice Auerhahn war ſeit ungefähr fünf Jahren Director des Sommertheaters von Uebelſäcken, einer kleinen Mittelſtadt des nordöſtlichen Vaterlands, die aber, beſonders in der letztern Zeit, ſich mächtig entwickelt hatte und namentlich in dem von ihr zu ſtellenden Contingent an Jünglingen aus dem ſemitiſchen Stamm mehrere Individuen aufführen konnte, die in Bezug auf modiſche, allerfaſhionabelſte Kleidung mit den das Antlitz gleich Schwimmfloſſen umringenden Backenbärten und dem wie gekämmte Hammelwolle das Hinterhaupt bedeckenden Haupthaar und in Bezug auf ihre vorlaute Theaterkritik und die Sucht, ſich in jedem Zwiſchenact auf die Bühne zu begeben und bei den verſchiedenen Schauſpielerinnen ihre abgeſtandenen Redensarten zu verwerthen, das in dieſem Genre nur Allererdenklichſte leiſteten. Anfangs hatte das damals neue Inſtitut des Sommertheaters bei den biedern Bewohnern von Uebelſäcken nicht recht gefallen wollen; die wackern Menſchen hatten nicht begreifen können, daß es möglich wäre, in derſelben Zeit eine Bratwurſt — das Lieblingsgericht des Reſtaurateurs vom Theater zu Uebelſäcken — und irgendeine dem ſchmachtenden Mondlicht, der Sehnſucht der verzweifelnden Liebe, dem Racheſchrei des betrogenen Gatten geſpendete pathetiſche Theaterphraſe zu gleicher Zeit zu abſorbiren und dazu das außerdem an mancher mediciniſchen Tugend anerkanntermeiſe reiche Malzgebräu, das in Uebelſäcken fabrizirt wurde, in reichlichem Maße zu trinken. Später aber, nachdem der erleuchtete Auerhahn auf den großen Gedanken gekommen, zwanzig Thaler nicht anzuſehen, um auf dieſe Weiſe das Bürgerrecht von Uebelſäcken zu erwerben und mit Leib und Seele ein Uebelſäckner zu werden, und ſo ſeine Pachtung mit dem bratwurſtliebenden Theaterwirth und Reſtaurateur in infinitum zu verlängern, da war ein Umſchlag der Dinge erfolgt, wie ihn die kühnſten Eroberer ſich nicht träumen laſſen können. Man zählte mit Stolz den bewährten dramatiſchen Künſtler, den brüllenden Löwen, den kühnen und gewandten Theaterdirector Maurice Auerhahn, der in Peſth und Riga, in Mailand und Hamburg theatraliſche Lorbern gepflückt und mehr Tinte zu fließen veranlaßt hatte, als der ganze Heros ſchwer war, zu den Seinigen und eilte nun mit Vergnügen nach dem Ort, den man früher ebenſo ſorgfältig geflohen hatte; und wenn die Primadonna krähte und krächzte, daß einem die Ohren weh thaten, ſo war's doch juſt nur ein Krähen, das, wie man zu ſagen pflegt, in der Familie blieb; und Maurice Auerhahn, trat er am nächſtfolgenden Vorſtellungstage in einem Heldenſtück oder einem Melodrama auf, machte ja doch alles wieder mit ſeiner unwiderſtehlichen Löwenſtimme und ſeinem gewaltig ergreifenden Spiel gut und richtig, namentlich wenn Kräuſelmeier's — ſo hieß der Reſtaurateur und Theatergartenbeſitzer — Bratwurſt gut und fein in der übelſäckener Actienbrauerei gebrautes Bier, beides, wie faſt immer, vorzüglich war. Ja, Maurice Auerhahn's Einfluß war ſo mächtig geworden, daß er im Stande geweſen, eine neben dem Theatergarten befindlich geweſene Kegelbahn, durch deren ſchnöden und unſinnigen Lärm, das bübiſche Geſchrei von Courant und Münze, von Schuſterſchemel und Grenadier die theatraliſchen Leiſtungen aufs allerempfindlichſte beeinträchtigt worden, nicht nur zu ſiſtiren, ſondern vollkommen zu inhibiren, alſo, daß es dem Kegelgartenbeſitzer nur noch vergönnt war, ſeine Gäſte mit Bier und ſonſtigem Getränk zu erquicken, inſonderheit das neuerfundene bairiſche Bier in Fäſſern aufzulegen, ſich aber ſonſt eines jeglichen die theatraliſchen Darſtellungen ſtörenden Geräuſches zu enthalten. „Quod fiat per decretum des hochlöblichen Magiſtrats", wie es in dieſem dem Delinquenten inſinuirten Actenſtück geheißen hat. Daß unter ſo bewandten Umſtänden Uebelſäcken ein dem Theaterdirector Maurice Auerhahn ſammt ſeinem ewigen erſten Helden, dem Regiſſeur und ſeinem unſterblichen, unverwüſtlichen erſten Liebhaber, der noch ſtabi-

lern Frauengeſtalten nicht zu gedenken, beſonders lieber Ort geworden und daß es ihm allemal eine Erquickung geweſen, wenn es ihm vergönnt war, nach hartdurchkämpftem Winter die Sommerſaiſon, wie man zu ſagen pflegt, in Uebelſäcken zu eröffnen, und der erſten tragiſchen Liebhaberin, die ja! auch wir enthüllen ſchonungslos dieſe Schwäche, die ſeine war, iſt wohl zu begreifen. Und ſo denn begrüßen wir mit erneutem Intereſſe den werthen Mann, nachdem wir in ſo gründlicher Weiſe, als wie vorſtehend geſchehen, ſeine Bekanntſchaft gemacht.

Maurice, nachdem er einen liebevollen Blick auf die Gegend, die rauſchenden Bäume, den ſilberfarbigen Strom, die darüber emporragende Stadt mit den hohen Zinnen und Thürmen geworfen, entzündete noch einmal aus ſilberner Büchſe das Streichholz, mit dem er ſeine Cigarre anbrannte; dann trat er zurück vom Fenſter in das vom Sonnenſtrahl wie überſchwenglich gefüllte Gemach: vor dem Bilde in der Niſche, dem Spiegel zwiſchen den beiden Fenſtern gegenüber, ſtand er ſtill. Das Bild, mannsgroß, war in Oel gemalt: prächtig, farbenreich, berauſchend, beherend, wie die neue Schule malt, die nicht mehr in ſich ſelbſt befangen, und die da weiß, daß jenſeit hinter dem Gebirge, das die abſolute Schönheit bedeutet, auch noch Leute wohnen. Das Bild ſtellte den Räuber Karl Moor dar in der Scene mit den vier koſtbaren Ringen. In dieſer Scene — es iſt die dritte im zweiten Act der für unſterblich erklärten Schiller'ſchen „Räuber" — hatte Auerhahn den Glanzpunkt ſeines künſtleriſchen Erdenwallens gefeiert und ſich mit all der die Situation umgebenden Glorie, dem wunderſchönen hochrothen Wams mit den gepufften Aermeln, den weißſeidenen Tricots und den ſpaniſchen gelben Stiefeln mit den ellenlangen goldenen Sporen, von befreundeter Hand in Oel malen laſſen. Weitaus ſtreckte er ſeine linke Hand, die mit den vier Ringen beſchwerte köſtlich leuchtende, während ſeine Rechte das Baret hielt, das mit Straußenfedern gezierte, das er herabgenommen von der in glühendem Eifer entzündeten Stirn. Und dies köſtliche, modernſte Bild, dies triumphirende Denkmal der gewaltigſten und ſiegreichſten, ſich ſelbſt bewußten Manneskraft, das unvergleichliche Symbol, vor dem alle Weiber hinknien mußten in ergebener Selbſtopferung und Hingebung, dies Monument aus Leinwand und Oelfarbe, es repräſentirte in ſeinen phyſiognomiſchen Zügen ſein Conterfei, das Conterfei des Helden der unvergänglichen Männerſchönheit, den unübertrefflichen Helden- und Charakterſpieler Maurice Auerhahn. Er wälzte kauend die Cigarre zwiſchen ſeinen mächtigen Kiefern, nachdem er ſich vergeblich bemüht, die ſchwerdurchnäßte wieder zu entzünden. Dann trat er vor das Bild, breitete ſeine Arme aus und ſprach: „Gegrüßt ſeiſt du mir! O du Traumbild meiner Jugend! Du ſeliges Conterfei meines Ichs! Es werden Jahre vergehen, Maurice! Jahre, ſage ich, wenn nicht Ewigkeiten, bevor ein Mann kommt auf dieſe Welt gleichwie du! Ein Mann groß an Schönheit und groß an Kunſt! Denn hätteſt du, mein geliebter Maurice, wie ich dich heute einmal mit Selbſtgefälligkeit anreden will, hätteſt du dieſe beiden Eigenſchaften nicht beſeſſen, wie wol hätte ſich ein Mann, der gewohnt geweſen, den Pinſel des Künſtlers zu führen, dazu verſtanden, dich zu malen! Dich, meinen großen, meinen mächtigen, meinen imponirenden Auerhahn! Den Stolz, den unvergänglichen, ſo vieler Schaubühnen im Nord und im Süd! Am Belt und an der Alp! Karl Moor! Ewig unſterbliche, dramatiſche Figur! Maurice Auerhahn, du ſein Darſteller! Held und Charakterſpieler! Jungens, ich möchte euch einen Kuß geben, hätte ich es nicht für immer verredet, mir ſelber Lorbern zu ſtreuen und ginge mir nicht bei ſolchem Behaben wieder meine unſelige Cigarre aus!" Auerhahn ſtrich ſein Streichholz wieder an, mit dem er ſich die Cigarre zu entzünden bemühte. Da klopfte es leiſe und wie demüthig an die Thür. Der erſte Held und Charakterſpieler brüllte ein gewaltiges, erſchütterndes „Herein!" Und herein humpelte mehr als ſie ging eine kleine, unterſetzte Menſchengeſtalt in einem ziemlich abgeſchabten und dürftig ausſehenden Kittel von ſchwarzem Sommerzeug, der ihr beinahe bis auf die Fußſpitzen ging. Ueber dem Kittel trug das Figürchen eine graue Bluſe, die um die Hüften durch einen Riemen von lackirtem Leder zuſammengehalten wurde. Das groteske, todtenbleiche Haupt des Erſcheinenden ward von einem ungeheuern, blaßgelben Haarwuchs bedeckt, der ihm die täuſchendſte Aehnlichkeit mit einem alten Löwen verlieh. In der ausgeſtreckten Linken hielt der Eintretende eine mit Wichtigkeit und Bedeutung am meſſingenen Griff getragene ſehr alterthümlich und verbraucht ausſehende zinnerne Kaſſette.

„Gehorſamſten und pflichtſchuldigſten Guten Morgen! wohlgeneigter Herr Thürrector!" ſagte der kleine Mann mit der dem König der Wüſte

eigenthümlichen Mähne und dem lahmen linken Bein.

„Guten Morgen, Löwe!" verſetzte der Auerhahn, der ſich ſichtlich aus ſeiner ſehr gehobenen und ekſtatiſchen Stimmung herabſchraubte. „Ihr bringt die Kaſſette, Löwchen! Nun, iſt ſelbige ſchwer? Liebes Löwchen! Was hat der «Alpenkönig und Menſchenfeind», den wir geſtern tragirt haben, denn eigentlich eingebracht?"

„Siebenunddreißig Thaler funfzehn Silbergroſchen und drei Pfonige", entgegnete der König der Wüſte mit Bewußtſein und dem Ausdruck des edelſten Selbſtgefühls; „das heißt abgerechnet die einundzwanzig Freibolleten für die verſchiedenen Freunde aus der Stadt, die diverſen Geiſter, die den Minnibuſſen Geld vorgeſtreckt haben, und für den Recenſenten im ſtädtiſchen Wochenblatt! Auch findet ſich in cassa ein Exemplar der «Weinenden Gedichte» des unglücklichen und ſchwerverkannten Dichters Carolus Taddelius. Der Unſelige, der ſeine Gedichte auf eigene Koſten drucken ließ, empfand das lebhafteſte Verlangen nach dramatiſchen Genüſſen und trug mir ſein Begehr mit einer Demuth vor, die mich tiefſinnerlichſt rührte. Alſo ich nahm die «weinende Poeſie» aus den Händen des Unglücklichen, der da behauptete, daß von den tauſend Exemplaren, die er hat drucken laſſen, dies bereits das fünfte Exemplar ſei, das er zu verwerthen im Stande wäre! Und ſo geſtattete ich denn, nachdem ich das corpus delicti der laufenden Einnahme einverleibt und sub rubro «Naturalien» die thränenreichen Kinder des unſeligen Stadtpoeten eingetragen hatte, dem ſchwerverkannten Sänger den Eintritt in den heiligen Tempel der Muſe Thalüa, was er mir ſofort dadurch zu vergelten verſprach, daß er eine Ode auf mich dichten will, die ſo lang ſein ſoll, daß ich mir, das verwendete Papier als kleidſamen Stoff gedreht, daraus eine bedruckte Jacke, dito Weſte und dito Inexpreſſibles zu fertigen im Stande ſein ſoll! Außerdem weinte mir der ewig beklagenswerthe Taddelius eine Flut von Thränen in meine die ſeine ſchüttelnde Rechte, und ſo wandelte er, nachdem er mir dieſe koſtbare Reliquie ſeiner poetiſchen Gemüthlichkeit geſpendet, in die Hallen der Kunſt, um ſeine Seele zu netzen an dem Thau, den die zarte dramatiſche Leiſtung «Alpenkönig und Menſchenfeund» in ihrem Kelche hegen konnte. Außerdem aber haben ja der Herr Thürrector das corpus delicti, die «Weinenden Gedichte», in Händen, für welches jedes nur einigermaßen auf humane Bildung Anſpruch erhebende Menſchenkind im Weichbild von Uebelſäcken gern die Summe von vier Silbergroſchen, dem normalen Legegeld an unſerer Kaſſe, zu zahlen ſich ermüßigt ſehen dürfte. Habe ich recht gethan, Herr Thürrector?"

„Sehr wohl, Löwe! Ich bin mit Euch zufrieden, Löwe!" verſetzte der große Maurice, indem er ſein ſtrahlendes Manchesterkleid in andere Falten gruppirte und ſeine Cigarre zum dreiundſiebzigſten mal an dieſem Morgen in Brand zu ſtecken ſich bemühte. „Im Gegentheil, Ihr habt mir, Löwe, durch Eure dem unglücklichen Verſemacher bewieſene Freundlichkeit einen unſterblichen Dienſt geleiſtet! Ich liebe es vor allen Dingen, als Beſchützer und Gönner jeder Kunſt mich zu zeigen, und namentlich genießt Euer thränenſprudelnder Poet Carolus Taddelius ſchon ſeit langer Zeit meines innigſten Antheils. Denn, Löwe! zu Euch kann ich's ſagen, ich liebe über alles Achtung, die man meiner Perſon bringt, und Gott! wenn ich dem Taddelius begegnet bin, der zum Menſchen gewordenen Demuth und Ergebenheit, der «zweibeinigen Thräne», wie riß der Menſch ſeinen «Garibaldi» von dem kahlen Haupt, um mir ſeine Hingebung zu bezeigen! Itaque! Es iſt beſchloſſen, die «Weinenden Poeſien» der unter Auerhahn's Leitung ſtehenden und ihm eigentlich zugehörenden Theaterbibliothek auf die Gefahr hin einzuverleiben, daß von dem abfließenden Thränenthau eins oder das andere der nebenſtehenden Werke geſchädigt werden möchte. Item: ſind bei nächſter Gelegenheit dem Taddelius die figuraliter bezahlen vier Silbergroſchen aus der Theaterkaſſe zu erſetzen und meiner Direction in Rechnung zu bringen. Doch genug von dieſem Poeten und den in Thränen gebadeten Ausgüſſen ſeines dichteriſchen Geiſtes! Löwe! Was ſagt Ihr zu den Uebelſäcknern und ihrem gegenwärtigen Behaben in Hinſicht auf unſere Leiſtungen? Es ſind treue, gute Menſchen, ſag' ich Euch! «Alpenkönig und Menſchenfeind» bringt am Werkeltag ſiebenunddreißig Thaler und einige Silbermünze! O, ſie ſind groß, dieſe Uebelſäckner! Löwe, ich bewillige Euch eine Gratification von zwei und einem halben Silbergroſchen, die Ihr ſofort der Kaſſe entnehmen und in übelſäckener Bier verwandeln mögt! Und, Löwe, ſprecht! Bewundert Ihr mein Glück oder bewundert Ihr es nicht? Ueber uns wölbt ſich ein ewig klarer Himmel! Abendroth küßt dem

Morgenroth die Hand in ſeiner Pracht. Die Planeten und Fixſterne tanzen ſo fröhlich über den Himmel, den nächtlichen, als wenn regenſpendende und das Theatervergnügen vernichtende Wolken noch nicht erfunden geweſen! O, Löwe! Ich bin wahrhaftig ein glücklicher Mann! Wenn's nur ſo bleibt, Löwe! Wenn's ſo bleibt!" fügte der große Mann hinzu, nachdem er die ihm von Löwe eingehändigte Kaſſe eröffnet hatte, indem ſeine ſchneeweiße, ſchwerberingte Rechte, nachdem zuvor die verſchiedenen Freibillets und das thränenſchwere Opus des Poeten Taddelius mit kaum verhehlter Verachtung entfernt und auf einen Seitentiſch geworfen worden, in den abgegriffenen und ſchmuzigen Münzen wühlte, die ihm die Kunſtenthuſiaſten von Uebelſäcken in ſeine zinnerne Büchſe geſpendet hatten. „Was meint Ihr, Löwe", ſagte Auerhahn nach einer Minute, in welcher er ſeine Cigarre dreimal in Brand zu ſetzen mit mehr oder minderm Erfolg bemüht geweſen, „was meint Ihr, Löwe, wenn mir das Glück früher ſo gelächelt, als wie es mir jetzt lächelt? Was wol meint Ihr, Löwe, was ich geworden wäre?"

Löwe ließ ſeinen wenig ins Gewicht fallenden Körper durch eine leichte Bewegung auf ſeinem geſunden Beine ruhen; er hob das kranke in die Höhe und lispelte mit der Süßigkeit einer von Quandt geſpielten Flöte: „Ein Gott, Herr Thürrector! Ein Gott!"

Auerhahn gab ſich vor innerm Wohlbehagen eine kleine Ohrfeige auf die linke Wange, dann, an ſeiner abermals vergeblich in Brand geſetzten Cigarre mächtig ziehend, ſagte er:

„Im ganzen, lieber Löwe, bin ich mit Euch zufrieden! Ihr ſeid, wenn auch zu theatraliſchen Rollen wegen Eures lahmen Beins und wegen Eures koloſſalen Haarreichthums, deſſen Ihr Euch durchaus nicht entäußern wollt, wenig verwendbar, ein ganz tüchtiger Verwaltungsbeamter! Ihr habt ein ſcharfes Auge! Ihr wendet das Auge der Kaſſe zu! Alſo habt Ihr ein ſeeliſches Auge! Denn die Tageskaſſe iſt die Seele eines jeden Theatergeſchäfts! Aber Eins müßt Ihr Euch abgewöhnen! Ihr habt eine ſo ſeltſame Ausrede: Ihr ſagt, um nur einiges zu erwähnen, «Pfonige» ſtatt Pfennige; Ihr ſagt: «Herr Thürrector!» ſtatt «Herr Director!» Nehmt Euch doch zuſammen, Löwe, ſonſt merkt ja die Welt ſofort, daß Ihr die jetzt ſo moderne und auch dem Geringſten zugängliche Schulbildung kaum genoſſen habt und daß Ihr weiter nichts ſeid als ein ſeiner Beſtimmung untreu gewordener Sattler- und Tapezierergeſell!"

Der Löwe, nachdem er dieſe Worte vernommen, ſchüttelte ſeine Mähne; er brummelte einiges Unverſtändliche in den Bart, wie man zu ſagen pflegt; dann aber warf er, ſeine Faſſung wiedergewinnend, die ihm bei dieſem ſeitens ſeines ſonſt ſo gütigen Herrn und Brotgeber gewordenen „Affront" ſichtlich verloren gegangen, ſein bemähntes Haupt in den kurzen Nacken und ſprach: „Wie Euer Gnaden befehlen, ſo werde ich mich accommodiren, wie der Vater der dramatiſchen Poeſie, mein Freund Shakſpeare, ſagt, der ja «Accommodiren» eine ſoldatenhafte Phraſe nennt!"

„Gut!" verſetzte der große, heute ſo beiſpiellos gnädige Auerhahn. „Ich weiß, daß Ihr willig und gehorſam ſeid und daß Ihr Euch angemeſſener Nüchternheit befleißigt; denn nur durch Geltendmachung dieſer preiswürdigen Eigenſchaften kann man mit mir beſtehen, und ſo überhöre ich gern, was Ihr in den Bart gebrummelt habt! Denn ich weiß, Löwe! Hihi! Ich weiß, daß Ihr Todesqualen empfindet, wenn Ihr an den Sattlergeſellen, wenn Ihr an den Hammer, die Zange und die große Nähnadel, welches ja wol die Embleme des ſonſt hochpreislichen und der menſchlichen Geſellſchaft ſo unentbehrlichen Sattlergewerks ſind, auch nur in leiſeſter Andeutung erinnert werdet! Doch, laſſen wir's! Was macht Jerta?"

„Jerta", verſetzte Löwe, „läßt ſich empfehlen! Ihre geſtrige Rolle hat ſie nur wenig angegriffen und ſie iſt heute vollkommen wohl nach beſtem und traumloſeſtem Schlaf!"

„Und Mütina, was macht Mütina?" fragte Maurice weiter, nachdem er dieſe ihn ſichtlich mit Befriedigung erfüllende Kunde ſich zu Gemüth geführt.

„Mütina iſt heute recht bös und hat ſich mit ihrer Mutter Jerta tüchtig gezankt! Sie läßt Ihnen ſagen, daß, wenn Sie ihr nun kein Geld zu Reitſtunden bewilligen werden, ſo will ſie ſich beim Baden ertränken, oder wenn die Bademeiſterin dieſes Vorhaben verhindern ſollte, ſo will ſie ſich mit ihren braunen Locken erwürgen, was doch recht ſchrecklich wäre, Herr — Thür — Director! wollte ich ſagen! Denn eigentlich iſt doch die Mütina die Tochter unſerer erſten Heldin und Liebhaberin, ein ſo ganz niedliches Mägdelein, bei der man ſich trotz ihrer jungen Jahre doch ſchon etwas denken kann!"

„Ihr ſeid ein alter Lüſtling, ein Libertiner von der ſchlimmſten Sorte, Löwe!“ verſetzte Auerhahn. „Sagt dieſem meine Ruhe und mein Glück ſtörenden Kobold von unbekannter Herkunft“ — hier mußte der biedere Auerhahn etwas Weniges, aber doch ſehr intenſiv huſten —, „ſagt dieſer kecken Katze, die den Namen Mütina nicht umſonſt trägt, daß ihr Geld zu Reitſtunden von mir durchaus nicht und niemals bewilligt werden wird! Das Weib ſoll herrſchen in der ſchrankenloſen Welt der Liebe, dort iſt ihre Heimat und ihr Wirkungskreis — darüber hinaus gebietet der Mann! O, ich verſtehe dieſe Welt nicht mehr, die jede Katze zum Affen, die jedes Weib zum Mann machen will! Und ſo beſtellt das, Löwe! Vorläufig mag ſie auf einer Stricknadel reiten! Sie wird ſich um ſo beſſer befinden! Und ſo trollt Euch, Löwe! Eure Audienz iſt zu Ende! Brennt Euch eine Cigarre an und verſchwindet! Doch halt, nehmt das Repertoire für heute und morgen mit! Heute, als am Mittwoch, bleibt die Bühne geſchloſſen! Morgen, mit aufgehobenem Abonnement zu meinem eigenen Benefiz: «Wilhelm Tell, der Freiheitskämpfer im pyrenäiſchen Odenwalde. Großer dramatiſcher Schmelztiegel, gemiſcht und gerührt von Maurice Auerhahn, Director der Sommerbühne in der Stadt Uebelſäcken und Leiter eines germaniſchen Kunſttempels für dramatiſche Darſtellung.» Notabene: im dritten Act tanzt das frühreife Wunderkind auf dem Gipfel des vom Theaterdecorateur, Kaſſirer und Regiſſeur Herrn Löwe mit beſonderer Kunſt gemalten und in Scene geſetzten Mont-Perdu die Cachucha. Ergebenſten Gruß, und ladet zu dieſer Vorſtellung beſonders ein: Auerhahn, Director und Beneficiant.“

Das große Geſicht des kleinen Löwen verklärte ſich und war wie mit dem Roſenſchimmer der innigſten Freude übergoſſen, nachdem er die Lektüre der wunderbaren Affiche, in der ſeine eigene kleine Perſon eine ſo rühmliche Erwähnung gefunden, mit angehört und den beſtimmten Auftrag empfangen hatte, das ſtiliſtiſche Meiſterwerk ſofort in die Druckerei zu liefern. Er machte eine Pirouette auf ſeinem geſunden Beine, wobei er ſich dreimal im Kreiſe herumdrehte, und klatſchte dreimal mit ſeinem verkürzten Fuße an die geſunde Wade. „Bravo! Braviſſimo, Directoribus! Sie haben ſich ſelbſt übertroffen! Wenn dieſer Zettel nicht alle Uebelſäckner wahnſinnig vor Freude macht und wenn ſie ſich morgen nicht vor der Kaſſe die Hälſe brechen, um dieſen dramatiſchen Schmelztiegel über dem Feuer zu ſehen, ſo will ich all mein Lebtage nicht — Biergroſchenſtücke in Sachen Thalia's in eine blecherne Büchſe geſteckt haben!“ Er wollte ſagen: So will ich all mein Lebtage kein Sattlergeſell geweſen ſein! Doch beſann er ſich zur rechten Zeit, verſchluckte die an ſeine verhängnißreiche Vergangenheit erinnernde Phraſe und vertauſchte er dieſelbe noch geſchickt genug mit der von uns angeführten. Dann, ſeine Mähne ſchüttelnd, wandte er ſich zum Abgange. „Gehorſamſten Guten Morgen, Herr Thür — Director! wollte ich ſagen!“

„Guten Morgen, lieber Löwe!“ verſetzte der große Mann. „Guten Appetit zum Frühſtück, Löwe! Was harrt Euer für ein Frühſtücksgenuß?“

„Ein rohes Beefſteak und ein kleiner Kümmelner, Herr Director“, entgegnete, ſehr ſelbſtzufrieden ſich den Mund wiſchend im Vorgenuß der ihn erwartenden gaſtronomiſchen Freuden, der Mähnenſchüttler.

„Gratulire! Gratulire!“ entgegnete Auerhahn. „Ein rohes Beefſteak — echt löwenartig!“ Und dann, nachdem der rothblondgehaarte Knirps die Thür hinter ſich geſchloſſen und weggeſtampft war, ſagte er, indem er ſeine Cigarre zum dreiundachtzigſten mal an dieſem Morgen zu entzünden ſich bemühte und ein Gläschen kalten Grog zur Morgenſtärkung aus verſchiedenen Ingredienzen ſich miſchte, die er einem Buffet enthob, das neben dem ihn porträtartig ſchildernden farbenreichen Oelgemälde aus den „Räubern“ ſtand, und die kühlende Flüſſigkeit mit innigſtem Behagen in die geräumige Kehle goß: „Wie dieſe Leute alle, die in meiner Gage ſtehen, unter meinem Scepter glücklich ſind! Wer hat jemals gehört oder geleſen, daß ein ehemaliger, ganz ordinärer Sattlergeſell delicate Schnitte von Rindfleiſch, wenn nicht gar Filet zu ſeinem Frühſtück verzehrt hat? O mein Maurice!“ ſo redete er weiter, indem er mit ſeinen ſchwerberingten Fingern ſeinem prächtigen Ebenbilde ſelbſtgefällig die Wange klopfte, „an dir iſt wahrlich ein König verdorben! Wenigſtens dem Henri quatre, dem König von Frankreich und Navarra, hätte deine Regierungskunſt den Rang abgelaufen! Er rechnete es ſich als höchſtes Erreichbares, daß unter ſeiner Regierung jeder Unterthan am Sonntag ſein Huhn im Topfe haben müſſe, und wahrlich, Maurice! unter deiner Aegide eſſen ſich deine

Untergebenen alle Tage im ſaftigſten Fleiſche ſatt! So dieſer Sattlergeſell, der früher nicht die Zähne bedecken konnte und dem jetzt faſt die Nähte platzen, wenn er ſeine Mähne ſchüttelt! Komm' her, Junge!" ſo rief Maurice und legte ſeine wulſtigen Lippen auf den Mund ſeines Oelconterfei — „Ich muß dir einen Kuß geben! Ich bin dir gut! Laß uns nun ſelbander beten! Du entzückender Kerl! Du Abgott der Weiber! Daß er uns dies Uebelſäcken erhalte! Sie ſind groß, dieſe Uebelſäckner, und haben mich erſt zum Mann gemacht! O, ſolchen Glauben habe ich noch nicht gefunden in Iſrael!"

Nach dieſer vortrefflichen Expectoration ſtrich Maurice ſein Haupthaar zurecht, ſetzte ſeine geniale Toque zurecht und trat wieder an das Fenſter, in das jetzt die Sonne ihren vollſten Lichtſtrahl goß. Die Rolle des Grafen „Fiesco" war eine der beſten und am meiſten bewunderten Rollen Auerhahn's in ſeiner Blütezeit geweſen. In ihr hatte er ſo manche Triumphe gefeiert, und ſo manches Jüngferchen — das alte wie das junge — hatte ſich in den ſchönen, ſo ſiegreich und ſelbſtzufrieden lächelnden Mann verliebt bis zum Sterben, wenn er in dieſer glänzenden und mit ſo vielen Flittern behängten Rolle, die übrigens in ihrer großſprecheriſchen Ruhmredigkeit eine Seite ſeines innerſten Weſens berührte, herausgetreten. So mancher Blick aus innigen, ſinnigen Sternen hinter ſeidenen Augenwimpern hervor war ihm zu Theil geworden und er hatte ſich auch wol ſonſt nicht über Mangel an Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit ſeitens der vielköpfigen Hydra, die man Publikum nennt, hatte er dies ſein Paradepferd beſtiegen, zu beklagen gehabt. Und ſo war es wol natürlich, daß an dieſem goldenen Morgen ſeine in innigſter Zufriedenheit ſchwelgende Seele der ſchönen Tage ſeiner Vergangenheit lebhaft gedachte und unwillkürlich kamen ihm die Worte jenes berühmten Monologs aus dem „Fiesco" in den Sinn, in denen es heißt: „Dieſe majeſtätiſche Stadt! Mein!" (dann ſetzte er hinzu: „Ich meine nämlich mein im mimiſchen Sinne") „und darüber emporzuflammen gleich dem königlichen Tag! Darüber zu brüten mit Monarchenkraft — all die kochenden Begierden, all die nimmerſatten Wünſche in dieſem grundloſen Ocean unterzutauchen!"

Vorübergehende, in höchſter Morgengala hinwandelnde übelſäckner Honoratioren, die von ihrem Selterswaſſer und Molken und dem Kaffee, der darauf folgte, aus dem Hopfenbruch, dem übelſäckener Brunnenplatz, heimkehrten, lachten laut auf, als ſie den ekſtatiſchen Mimen, der ſich ſo weit vergeſſen, daß er die letzten Phraſen mit erhobener, mächtiger Stimme, wie als ſtünde er vor dem vollen Parterre, declamirte, ſolchergeſtalt peroriren hörten. Die zähen Philiſternaturen, die nicht begreifen konnten, daß jemand ſo auf ſeine eigene Hand, wär's ſelbſt ein halbnärriſcher, überſpannter Theaterdirector, in ſich und ſeinem Gott heiter und vergnügt ſein könnte, ſchüttelten die Köpfe und ziſchelten ſich die geiſtvolle Bemerkung zu, daß unter Auerhahn's Négligémütze wol etwas entzwei gegangen ſein müßte. Doch was machte ſich der große Auerhahn daraus? War er doch glücklicher wie ein König, war er ſich doch bewußt, daß es ihm, wenn auch ſchon in ſich neigendem Alter, noch einmal beſtimmt ſchien, eine Löwenrolle zu ſpielen! War's auch nur in einer Stadt von ſo winziger Bedeutung, als von welcher zu ſein ſich die Immediatſtadt Uebelſäcken in einem der nordöſtlichſten Winkel des deutſchen Vaterlandes berühmen konnte. Da tönte es „Klopf! Klopf!" an die Thür und hereinſprang, ohne das „Herein!" des aus ſeinen Träumen emporgeſchreckten, zurückfahrenden Auerhahn abzuwarten, hereinſprang, hereinſang ein zum Mädchen gewordener Sonnenſtrahl: eine friſche, zum Aufſpringen bereit ſcheinende Roſenknospe. Es war Mütina, die apokryphe Tochter, wie die Gelehrten wol ſagen könnten, der erſten Heldin und Liebhaberin von Auerhahn's Bühnengeſellſchaft, ſeit den vierzehn Jahren unvermeidliche und ſozuſagen perennirende Theilhaberin des unvergleichlichen Fräuleins Jerta. Mütina trug über einer Crinoline von mehr als rieſenmäßigem Umfange ein Unterröckchen, das ihr bis über die Knie ging, von purpurrother Seide. Um den Hals ſchmiegte ſich ein Shawl aus weißem Muſſelin, der hinten über den Hüften leicht zuſammengebunden war. Die allerliebſten, wie aus Elfenbein und Roſenduft zuſammengeſchmolzenen Füßchen ſtaken nackt in geſtickten Pantoffeln. Das pechſchwarze, noch vom Morgenbad her gelöſt herabhängende Haupthaar umflatterte hold das ſüße Mädchengeſicht und eine weiße Roſe ſaß in der Seitenflechte ſo kunſtlos, wie wenn die niedliche Nixe die wellenentſproſſene Blume — denn es könnte ja auch ein Waſſerröschen geweſen ſein — ohne ihren Willen und ohne ihr Dazuthun, ſchwimmend in der ſilbernen Flut, gefiſcht hätte mit dem ſeidenen Netz ihres ſchimmernden Gelocks.

„Guten Morgen, Onkelchen!“ flötete das Kind. „Mutter Jerta läßt dich grüßen und du möchtest ihr doch, da doch bald wieder einmal Sonnabend iſt, das wöchentliche Wirthſchaftsgeld mit fünf Thalern und einem Thaler Spielhonorar für ihre geſtrige Leiſtung in «Alpenkönig und Menſchenfeind» überſenden!“

„Hier, mein Kindchen! Hier, Mütinchen! Hier — mein Nichtchen, wollte ich ſagen! Hier iſt das Requiſit! Stoff iſt ja fürhanden! Hier ſind Summa ſechs Thaler! Grüße deine Mutter und ſage ihr, ſie ſoll auch den Gurkenſalat nicht vergeſſen, den ſie mir zu heute Mittag verſprochen hat! Nun geh', mein — Nichtchen! wollte ich ſagen. Oder willſt du auch etwas? Du ſiehſt mich fragend an, Eleonore“, fügte er hinzu, indem er die ſüße Mädchenknospe mit lebhaft funkelndem Auge betrachtete.

„Ja, noch eins wollt' ich dir ſagen, Onkelchen! Noch eins wollte ich dir ſagen!“ erwiderte Mütinchen, indem ſie mit beiden Händen zwei niederquellende Wogen ihres Haupthaars hinter die röthlich ſchimmernden Ohren zurückdämmte. „Jerta läßt dich fragen, ob du zu deinem geliebten Gurkenſalat Klops à la Königsberg oder gebratenen Schinken haben willſt.“

„Klops à la Königsberg!“ pfiff Auerhahn, indem er ſich die wulſtigen Lippen mit der langen, lüſternen Zunge beleckte — „Klops à la Königsberg! Mütina! Mein Leibeſſen! In Riga und Königsberg, da habe ich, mein — Nichtchen, meine Paraderollen zu ſeltener Anerkennung gebracht! Das hätteſt du ſehen ſollen! Doch was iſt noch?“

Da ballte Mütina ihr Fäuſtchen und ſtieß das niedliche Ding dem grandioſen Auerhahn unter das rechte Auge. „Und eins und das letzte noch muß ich dir ſagen!“ rief ſie, während eine dunkle Zornesglut purpurfarbig ihr über die Wangen lief. „Gibſt du, Onkel, dem Löwe noch einmal den Auftrag, mir ſolche Grobheiten zu ſagen, als wie er mir heute morgen debutirt hat — erzählt er mir noch einmal, du hätteſt geſagt: die Welt des Weibes ſei die Liebe und du wollteſt mir keine Reitſtunden geben laſſen, ſo wiſſe, daß ich dir hiermit den Kauf kündige und zum letzten mal übermorgen die Cachucha auf dem Gipfel des Mont-Perdu in deinem wahnſinnigen dramatiſchen «Schmelztiegel» tanze! Ich will ein ganzes Weib werden, ein durch und durch emancipirtes! Ich will mir den Mann meiner Liebe ſelbſt wählen und das Roß beſteigen, wenn es mir gefällt! O, ich zettele jetzt eine Verſchwörung an, die ſich, ſo hoffe ich, bald über die ganze civiliſirte Welt verbreiten wird! Sieben Mädchen in Uebelſäcken haben bereits zu meiner Fahne geſchworen! Seht doch dieſe erbärmlichen Brotſchaffer! Dieſe jämmerlichen Gänſekielreiter wollen uns ewig am Gängelbande führen! Sie wollen die Herren der Welt ſein und bleiben! O, lächerlich, lächerlich! Alſo wähle, Onkelchen! Reitſtunden hier in Uebelſäcken beim Reitmeiſter, dem Wachtmeiſter außer Dienſten Pechhengſt, oder du kannſt dir in Zukunft deine Cachucha allein tanzen, du liebloſer Rabenonkel!“

Und Mütina flog mit der Schnelligkeit eines raſenden Wirbelwindes aus dem Zimmer. Doch ehe man gehört, daß ſie die Thür geſchloſſen, faßte ſich Auerhahn nach der Stirn. Er fühlte ſich getroffen, verwundet, übergoſſen, wenn auch nicht mit Blut, ſo doch mit Saft; die Cigarre war ihm aus dem Munde geſchleudert. Ein balſamiſcher, fremdartiger Duft durchwehte das Zimmer. Der entſetzliche Kobold Mütina war frech genug geweſen, von hinter der Thür aus eine Pontac-Apfelſine an dem ſtolzen Haupt ihres würdigen Onkels zu zerſchmettern, alſo, daß der Wackere, vom Schreck über die ſaftige Begrüßung übermannt, in die theatraliſche Phraſe ausgebrochen war: „O meine Kinder! Wie ſie nach meinem — Haupte zielen!“ Ueber welche Redensart Mütinchen laut und gell gelacht hatte, um dann mit der Eile der vom Sturm gepeitſchten Blüte den Corridor entlang die Treppe hinabzufliegen, bei welcher Gelegenheit ſie dem mit Inſtrumentalien und Muſikalien ſchwerbeladenen, ihr entgegenſtampfenden kleinen Löwe, der ihr heute ſo unliebſam geworden, ſeine momentane Ohnmacht ſchlau benutzend, eine Maulſchelle applicirte, daß es nur ſo gellte, und der kleine Regiſſeur über die Unthat, die er zu beſtrafen außer Stande war, faſt in die Krämpfe fiel.

(Das zweite Kapitel in nächſter Nummer.)

Die Mormonen.

II.

Ungefähr 40 Meilen von der Salzſeeſtadt fingen wir an, die unfruchtbare Oede der Natur der wahrhaft wunderbaren Induſtrie des Mormonenvolks weichen zu ſehen. Um die ausgeſuchte Schönheit einfachen grünen Graſes zu würdigen, muß man 800 Meilen weit durch Salbeigeſtrüpp und Grama gereiſt ſein — jenes

das unſchöne, graublätterige Kraut, das man im Oſten zum Gänſeſtopfen gebraucht, in einen ſechs Fuß hohen Zwergbaum ausgewachſen, mit einem gedrehten Stamm, manchmal von der Dicke eines Mannesleibes; das letztere (Grama) eine verkümmerte Art von Pflanze, die in aſchfarbigen Spiralen wächſt, nur zwei Zoll hoch, und den Plains das Anſehen gibt, als ob ſie mit gekräuſeltem Haar oder grauen Propfenziehern bedeckt wären. Ein anderer Name des Grama iſt „Büffelgras", und trotz ſeiner Trauerfarbe, welche mit Hülfe des Salbei alle Plains weſtlich von Fort Kearney in eine Landſchaft nach dem Geſchmack der Quäker verwandelt, iſt es eine der nahrhafteſten Viehfutterarten und auf Hunderte von Meilen die einzige Aushülfe des wandernden Viehhändlers.

Durch unglaubliche Arbeit, dadurch, daß ſie Bäche von den Schneekuppen der Wahſatchkette herableiteten und ſie nach einem wohldurchdachten Plan künſtlicher Bewäſſerung über die Ebenen vertheilten, haben die Mormonen-Landbauer die Thalgründe der Cañons, durch welche wir uns der Salzſeeſtadt näherten, in fruchtbare Felder und Weideland verwandelt, deren ſmaragdgrüne Fläche unſern von ſo vielen Meilen aſchfarbiger Eintönigkeit ermüdeten Augen wohlthat, wie eine alte Heimatsmelodie das Ohr beſänftigt, das vom langen rhythmiſchen Pochen oder dumpfen ſtetigen Summſen eines Eiſenwerks gereizt wurde. Wenn wir die Mormonenanſiedelungen mit der ſie umgebenden Einöde verglichen, konnten wir uns nicht wundern, daß ſein Erfolg dieſes Volk in ſeiner Täuſchung beſtärkt hat. Wer über Belohnung und Beſtrafung oberflächlich denkt, der kann leicht zu dem Glauben kommen, daß nur Gottes auserwähltes Volk es vermochte, dieſe furchtbare Wüſte in ſo triumphirender Weiſe gleich einer Roſe blühen zu machen.

Bei näherer Betrachtung bemerkt man an dieſen grünen, lachenden Mormonenanſiedelungen bald einen empfindlichen Mangel. *Alles* iſt für die *Farm* gethan worden, *nichts* für das *Haus*. Der geſegnete alte angelſächſiſche Begriff Heimat ſcheint überall gänzlich erloſchen. Die Felder wogen mit dichtem, goldenem Getreide, das Vieh wadet in ſmaragdgrünen Seen ſaftigen Graſes, die Scheuern ſind von tüchtigem Bau, die Familienwindmühle ſchwirrt luſtig um ihren wohlgeölten Drehpunkt, indem ſie Waſſer ſchöpft oder Futter mahlt; die Fruchtbäume gedeihen, aber das *Haus iſt öde!* Selbſt da, wo deſſen Beſitzer in beſonders guten Umſtänden iſt und ſeine Bauart etwas anſpruchsvoller als durchſchnittlich der Fall, hat es doch noch lange nicht das Anſehen, als ob es der Wohnplatz glücklicher Menſchen wäre, die einander liebten und, wenn in der Ferne, ſich nach ihm zurückſehnten. Es ſieht wie eine bloße Vorrichtung aus, um darin zu eſſen und zu ſchlafen. Niemand ſcheint Stolz auf daſſelbe oder Ehrgeiz für daſſelbe zu empfinden. Jene zarten Spuren des letzten Handanlegens einer Frau, welche aus einer Lehmhütte eine liebe Zuflucht machen und ohne welche der Steinpalaſt zur Lehmhütte wird — jene geſchickten Verzierungen, welche Geringes ſo vielbedeutend machen — der wilde Roſenſträucherableger neben der Thürſtufe, der zum duftigen Willkommen für viele künftige Lenze heranwächſt — das Gitter für den rankenden Weinſtock — das ſonnige Fleckchen von Chryſanthemum, ein Stückchen Sommer am Rand des Froſtes — alle dieſe Dinge, ſie fehlen an der Mormonenbehauſung ganz und gar und überall. Manchmal kamen wir an einem Zaun vorüber, der drei Häuſer anſtatt eines einfriedigt. Zahlreiche Nachkommenſchaft ſpielte vor den Thüren derſelben oder wälzte ſich im Hofe herum unter der Obhut verſchiedener ungekämmter, beklunkerter Mütter, die einen gemeinſchaftlichen Gatten haben — und es wurde uns klar, wie keins von dieſen Weibern beſonderes Intereſſe für das Ausſehen einer Wohnung fühlen konnte, die ſie in ſo unglücklicher Gemeinſchaft innehaben! Die ärmſte Neuengland-Cottage hat ihre Blumen, die an der Thürpfoſte hinaufſteigen, oder ihr Gartenbeet vor dem Hauſe; aber wie ſchnell würden dieſe verwelken, wenn die nette, flinke Hausfrau ihren Gatten mit Frau Dekan Pratt nebenan theilen müßte!

Der erſte Mormonenhaushalt, den ich je beſuchte, gehörte dem Sohne des bekannten Heber Kimball, Brigham Young's ergebenſtem Anhänger und dem nächſten nach ihm für die Präſidentſchaft. Es war auf der vorletzten Poſtſtation vor dem Salzſee, in einem grünen Thalgrund in Parley's Cañon (nach dem berühmten Aelteſten Parley-Pratt genannt) gelegen, und da es wie die Wohnung eines wohlhabenden Farmers ausſah, ſo trat ich ins Haus und bat um eine Schale Milch und Brot — der größte Leckerbiſſen nach einer Nahrung von Speck und Salzquellwaſſer, wie wir ſie in den Gebirgen gehabt hatten. Eine hübſche, mütterlich ausſehende Frau mit einem charaktervollen Geſicht, grauem Haar, ungefähr 60 Jahre

alt, erhob ſich ſofort, um meine Bitte zu erfüllen, und während die Pferde gewechſelt wurden, hatte ich Zeit genug, die Bekanntſchaft zweier hübſchen jungen Frauenzimmer zu machen, die kaum über zwanzig Jahre alt waren und deren jede ein Kind auf dem Arm hatte, die nicht über drei Monate im Alter verſchieden waren. Grün, wie ich war in Bezug auf die Sitten der Heiligen, glaubte ich, daß eine dieſer jungen Mütter aus dem Nachbarhauſe herübergekommen ſei, um nach der Gewohnheit unſerer Beſitzerinnen jugendlicher „Wunder" im Oſten die „Babies" gegeneinander zu vergleichen.

Als die alte Dame mit der Milch und dem Brot zurückkam und beide junge Frauenzimmer ſie mit „Mutter" anredeten, war ich daher ſo kühn, zu ihr zu ſagen, daß ihre Töchter ein hübſches Paar Kinder hätten.

„Hübſch ſind ſie auch!" ſagte die alte Dame etwas gravitätiſch, „aber es ſind auch die Kinder meines Sohnes!" Und dann, als wenn ſie entſchloſſen wäre, den „Heiden" mit einemmal vom Kopf bis zu den Ferſen in die Realität des Mormonenthums unterzutauchen, fügte ſie hinzu: „Dieſe jungen Damen ſind die Frauen meines Sohnes, der ſich jetzt auf einer Sendung nach Liverpool befindet — der junge Herr Kimball, der Sohn Heber Kimball's — und ich bin Heber Kimball's Frau."

Ein Weltbürger, vorzüglich einer, der doch ſchon wußte, daß Utah ſich nicht durch ſeine Monogamie auszeichnete, ſollte ſich eigentlich ſchämen, durch den erſten Anblick der praktiſchen Verwirklichung des Mormonenthums ſo aus dem Concept gebracht zu werden, wie es mir geſchah. Ich ſtarrte — ich glaube, ich wurde etwas roth — ich verſuchte eine Erwiderung zu ſtottern, und der eine ſchreckliche Gedanke, der hartnäckig obenauf blieb, ſodaß ich fühlte, ſie müßten ihn auf meinem Geſicht leſen, war: Wie iſt es möglich, daß dieſe jungen Weiber daſitzen und ihre beiderſeitigen Babies anſehen können, ohne ſich gegenſeitig mit den Nägeln ins Geſicht zu gerathen und ſich einander an den Haaren zu zauſen? Heber Kimball löſte mir ſpäter die Frage, indem er ſagte, es ſei „ein Triumph der Gnade".

Ein anderer Triumph der Art war Frau Heber Kimball ſelbſt. Sie war eine Frau von bemerkenswerther Perſönlichkeit, mußte in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein, und wenn ſie in irgendeinem öſtlichen Dorfe gelebt hätte, würde ſie das Orakel der Geſpräche am Theetiſch, der leitende Geiſt der „Sammlervisiten" geweſen ſein, während ſie, in Neuyork zu Hauſe, nach dem Geſetz der Gravität in den Präſidentenſtuhl eines halben Dutzend „Weiblicher Unterſtützungsgeſellſchaften" und Vereine für moraliſche Reform niedergeſeſſen ſein würde. Und hier mußte dieſe Frau von ſtarkem Geiſte, wie ihr Mann ſpäter gegen mich ſelbſt anerkannte, ſein beſter Rathgeber und ſeine rechte Hand während eines längern Eheſtandes, mit anſehen, wie ihr Eigenthumsrecht an dieſes Ehegatten Liebe getheilt und wieder getheilt und in einzelnen Parzellen verliehen wurde, bis nur ein Dreißigſtel davon ihr eigen war! Sie mußte dies mit anſehen, nicht blos ohne Schmerzen, ſondern zur Beruhigung ihres Gewiſſens und unter der Billigung ihres Verſtandes! Obgleich wenige Ehefrauen in Utah dem Concubinat ſo ſpät in ihrem Leben ins Geſicht zu ſchauen gelernt hatten wie dieſe Frau von kräftigem, emphatiſchem Naturell, ſo bin ich in der That keiner begegnet, deren Parteinahme für die Vielweiberei ſo unzweifelhaft und ſo beredt geweſen wäre. Sie war eins der ſonderbarſten pſychologiſchen Probleme, die mir jemals vorgekommen. In Wahrheit, ich bin beinahe geneigt, zu glauben, daß ſie den Mormonismus früher als ihr Mann erfaßte, und indem ſie die Initiative ergriff, ſich den Platz der einzigen, echten Eheſrau im Harem ſicherte, indem die Nachweiber Bruder Heber's mehr ihre Dienerinnen als Schweſtern wurden. Sie blieb unverkennbar ſeine Favoritin.

Eines Tags, als die Zimmerleute im Opernhauſe am Salzſee den Tanzboden für den vierten Juli-Ball legten, gerieth ich mit Heber in ein Geſpräch über das Potpourri von Nationalitäten, das in Utah zuſammenkommt. Heber wurde ſalbungsvoll wohlwollend und drückte ſeine Neigung für jede nachfolgende Raſſe, ſobald ſie erwähnt wurde, aus.

„Ich liebe die Dänen zärtlich! Ich habe eine däniſche Frau!" Dann, zu einem roh ausſehenden Zimmermann gewendet, der in ſeiner Nähe hämmerte — „Du kennſt Chriſtinchen? — He, Bruder Spudge?"

„O ja! Kenne ſie recht gut!"

Einen Augenblick nachher: „Die Irländer ſind ein liebes Volk! Meine iriſche Frau iſt eine der beſten, die ich habe!"

Dann wieder: „Ich bin den Deutſchen gut! Habe auch eine deutſche Frau! Du kennſt Katharine, Bruder Spudge? Du weißt, ſie konnte kaum

ein Wort engliſch ſprechen, als ſie ankam; nicht, Bruder Spudge?"

Bruder Spudge erinnerte ſich deſſen, und Bruder Heber fuhr fort, die Mitglieder ſeines Harems nacheinander zu nennen und deren Vorzüge mit ſeinem niedriger ſtehenden Neben-Polygamiſten vom Hammer zu beſprechen; als ich aber zufälligerweiſe der älteſten Frau Heber Erwähnung that, von welcher ich natürlicherweiſe erwartete, er werde ſie jetzt wie ein vergeſſenes Foſſil aus den untern ſiluriſchen Stratas ſeines ehelichen Lebens betrachten, und auf die Unterredung Bezug nahm, die ich am Nachmittag vor meinem Eintritt in die Stadt mit ihr gehabt hatte, da veränderte ſich ſein ganzes Weſen zu einer ſchicklichen ehemännlichen Würde, und ohne ſich nach einer Bekräftigung ſeiten des Zimmermanns umzuſehen, antwortete er mit Gewicht:

„Ja, das iſt meine erſte Frau und das beſte Weib, das Gott jemals ſchuf!"

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Engliſche Bureaukraten.

Von Franz Broemel.

Dem Lord-Mayor von London oder dem grand Lord-Maire, wie die Franzoſen ihn mit beſonderer Reverenz nennen, ſchreiben Ausländer eine Macht und einen Einfluß zu, deren Beſitz in der That den gemüthlichen runden Bürgermeiſter der City von London ſehr in Verlegenheit und Erſtaunen ſetzen würde, wenn er ſich deſſen wirklich erfreute. Es gibt wenige Dinge, die nach ausländiſcher Anſchauung der Lord-Mayor nicht thun kann. Die Thorflügel von Temple-Bar zu ſchließen und den Souverän außerhalb dieſes Eingangs zur eigentlichen City warten zu laſſen oder gar heimgehen zu heißen, iſt freilich Kinderſpiel für ihn, ebenſo, einen widerſpenſtigen Alderman im Tower auf Stubenarreſt zu ſetzen. Ja ich habe das Buch eines gründlichen Landsmanns geleſen, der die Entdeckung gemacht, daß die engſchen Peers des Reichs aus Wahlen hervorgingen, und es ſollte mich nicht wundern, wenn derſelbe ſtill fortarbeitende ſehr gelehrte Herr dem Lord-Mayor die eventuelle Würde eines Regenten während der Unmündigkeit des Thronerben zuſchreiben ſollte, in der neuen, vermehrten und verbeſſerten Auflage ſeines Werkes über „Albion Perfidion".

Die übertriebenen Begriffe von den Functionen des Cityvorſtandes datiren ſich von den großen Erwartungen, welche der äußere Pomp in Betreff der dahinter verſteckten großbürgerlichen Machtvollkommenheit erwerben könnte. Aber eine britiſche Inſtitution gibt es, die nicht nur Ausländer, „umnachtete Fremde", aus „Fatherland", wie man Deutſchland im Sammelbegriff in London titulirt, ſondern Engländer zuweilen ſelbſt mit einer tiefen und faſt ſchauernden Ehrfurcht betrachten, als begabt mit Mächten, die in Geheimniſſe wie in ein Leichentuch gehüllt und deren Gebiete unbegrenzt ſeien. Dieſes Inſtitut iſt der „Chancery-Court" oder „Court of chancery", ein Name, der im Deutſchen mit dem redſeligen Titel „Ober-Kanzlei-Reviſions- und Appellationsgerichtshof nebſt Vormundſchafts- und Pupillencollegium" ebenſo erhaben als erſchöpfend wiedergegeben werden könnte. Auf dem franzöſiſch redenden Continent ſind dieſe Collegien ſehr einfache Erfindungen, gewöhnlich ein Appellhof mit einem côté de contentieux und codificirten Geſetzen, die nur wenig Ausflüchte oder Muße oder Raum für „zweifelhafte Points" oder „Zeit zur Inbetrachtnahme" geſtatten. Wenn ja dort außerdem noch ein Kanzler oder Siegelbewahrer exiſtirt, iſt er meiſt nur eine Ornamentalperſon, die einen Hofanzug trägt und an der Spitze der übrigen richterlichen Collegien im geeigneten Moment den vorderſten Bückling zu machen hat. Aber welche Feder kann nach Dickens' „Bleak-houſe" es nur wagen, die Macht und das Unheil, den Glanz und die Grabestünche einer engliſchen Lord-Chancellorſhip zu ſchildern! Hunderte von Pfründen, fette und magere, ſind ſeine Gabe zum Verſchenken; kein ländlicher Squire kann das langweilige Amt eines unbezahlten Friedensrichters erhalten oder erwerben ohne ſeine Sanction; er iſt der Vormund von viel tauſend jungen Ladies mit Pouc-pic-Hüten und Vermögen in Dreiprocentigen; er iſt der Protector von tauſend Unglücklichen, die unter Curatel geſtellt oder im Irrenhauſe ſich befinden — ihr Irrſinn iſt alles Ernſtes oft eine Folge des verzehrend langſamen Geſchäftsganges, der bei dieſem Gerichtshof zu einem traurigen den Ruin von Leben und Glücksumſtänden umfaſſenden Sprichwort geworden iſt. Er iſt der „Sprecher" im Hauſe der Lords, auf dem hiſtoriſchen Wollſack thronend, den in jeder Saiſon wacker auszuklopfen der ſchlaue Ehrgeiz verſchiedener Parteien des Unterhauſes iſt. Er iſt der oberſte Kopf, der erſte „Knopf mit Pfauenſchweif" der Profeſſion der Advocaten, die bei ihren haarſträubenden Kaſſenrechnungen den Clienten, wie jener irländiſche

Zahnarzt seinen Patienten, mit der sittlich-entrüsteten Frage schweigen machen könnten: „Wohlan, schnöder Sterblicher! Habe ich dich nicht nur deines Zahnes entledigt, sondern dich auch dabei siebenmal durch alle Winkel der Stube gezogen?" Und am ersten Tage der Gerichtstermine hat der Lord-Chancellor das stolze Privilegium, durch die ganze Länge von Westminsterhall nach dem Gerichtssaal zu schreiten — er allein eine Procession in sich selber, während ein Gentleman mit großer Alongenperrüke auf dem 1½ Million englischer Gesetze einhäusenden Schädel und mit einem Schwert an der Hüfte das große Siegel von England vor ihm herzutragen pflegt, während ein anderer von der Firma „Fänger und Vließer" die Schleppe seiner mächtig flutenden Robe schwenkt.

Möglich, daß ein empfindsamer Landsmann daheim dies alles sehr „respectswidrig" findet. Demselben sei „zur Erholung" erwidert, daß der Lord-Kanzler Lord Westbury selber keine bessere Meinung von den eingekrusteten Misbräuchen der Lord-Chancellorship hat. Manches hat er „geändert", aber kaum „verbessert", und was gute Absicht war, ist von der Legion und aber Legion Advocaten zu neuem Uebel umgemodelt. Solange nicht eine scharfe Reform den Geschäftsgang und die Jahrzehnte dauernden „zweifelhaften Punkte" und „Inbetrachtnahmen" tüchtig kurz geschnitten und diese in Samen geschossene „Actendespotie", zu deren Vertheidigung nicht ein einziger „Richtadvocat", welcher Partei er auch angehöre, auch nur je ein wohlwollendes Seufzerchen losgelassen, — durch frischen Nachwuchs verdrängt hat, muß man es den vielen Hunderten, die darunter gelitten, verzeihen, wenn sie, lediglich an ihre individuellen Bekümmernisse denkend, das ganze allzu gründliche Institut einen sehr alten, sehr stattlichen, aber thränenschweren Humbug nennen. Das ist der populäre Name dafür, seit unsere Urgroßväter die Milchzähne gewechselt und sich über die ersten Pantalons freuten. Ich erspare mir alle Commentare und übersetze einfach, einen nach dem andern, zwei officiell gehaltene Berichte. Sie betreffen zwei Todesfälle.

„London, 2. November 1862. Betrübender Tod einer Millionärin. Die von Coroner vorgenommene Untersuchung der den Tod von Mrs. Elisabeth Mobbs begleitenden Umstände wurde wieder aufgenommen und beendet durch Mr. Raffles am Mittwoch Abend in der Taverne «Herzog von Northumberland», Worship-Street, Shoreditch. Die Verstorbene wurde, dem Tode durch Abzehrung und Nahrungslosigkeit nahe, in der Straße aufgefunden. Sie hat erwiesenermaßen infolge eines im Jahre 1856 gerichtlich anerkannten Testaments seit 1798 Erbansprüche auf 3,500000 Pf. St."

„London, 7. December 1862. Plötzlicher Tod einer Almosenempfängerin und Erbin von 30000 Pf. St. Gestern Abend fand vor dem Coroner Dr. Lancaster im Bierhause «Elephant and Castle», Kings-Road, Camden-Town, eine Besichtigung des Leichnams von Jane Pope, 71 Jahre alt, wohnhaft im St.-Pancras-Arbeitshause, statt. Es wurde erwiesen, daß sie bei einem Ausgang in St.-Pancras Road vom Schlage getroffen niedergesunken war. Dr. Sutherin ließ die Leiche nach dem Todtenhause des Sprengels schaffen. Es wurde ferner nachgewiesen, daß die Verstorbene erwarten durfte, bald in den Besitz von 30000 Pf. St. und Zinsen seit — 1720!! — zu kommen. Die Todtenjury gab ein Verdict auf Tod aus natürlichen Ursachen."

Beide Verstorbene waren Wards (Mündel) „in Chancery", und seit letztem Jahrhundert stritten sich die Advocaten über „zweifelhafte Punkte" und der Gerichtshof addirte die „Inbetrachtnahmen". Oft sterben solche Processe erst aus, wenn das Object in „Kosten" verzehrt und der Erbe längst unter dem Rasen ruht. Der Engländer, der eine märchenhafte Geduld speciell mit diesen alten Scharteken an den Tag legt, nennt Obiges „mit dem red tape arbeiten", d. h. mit der „rothen Schnur". Diese rothe Schnur hält die Acten zusammen, wo immer ein „board", ein „Collegium", das Wohl und Wehe des vereinigten Königreichs zu „consideriren" hat. Diese rothe Schnur schnürt jede durchgefallene conservative oder liberale Parlaments- und Wahlreform gut und sicher ein, ebenso wie die, welche noch kommen sollen. Diese rothe Schnur ist sehr dauerhaft bei Testamentserwägungen, wo die Justitia die Austern den Advocaten und die Schalen den Clienten überläßt, und zeigt hierbei die meisten und verwickeltsten Knoten; diese rothe Schnur hat schon Armeen erwürgt, ad vocem Verproviantirungsschwindel im Krimkrieg, und läßt die Regierung fünfmal so theuer bauen wie jeden Privatmann; diese Schnur hat sogar eiserne Dampfboote in den Grund gezogen, ad vocem „Orpheus" (1863), der mit 200 Menschen bei Neuseuland unterſank, weil die Admiralitäts-

behörden verſäumt, dem Kapitän die verbeſſerte Seekarte jener Küſten zu behändigen, und ad vocem „Anglo-Saxon" im Mai des vorigen heitern Jahres, der bei Cap Race zu Neufundland in Trümmer ging, weil die Admiralität in London „aus Eiferſucht auf das Ausländiſche" ſich nicht hatte entſchließen können, eine amerikaniſche Sturmtuba auf jenem Cap aufzuſtellen, obgleich Anträge dazu von einer amerikaniſchen Geſellſchaft gemacht waren. Die rothe Schnur hat mehr Leben gekoſtet als die grünſeidene, mit der frühere Sultane einen misliebigen Paſcha bedachten, der ſie herzlich küſſen und ſich dann damit ſelber erdroſſeln mußte.

Eine Thatſache iſt zu Tage gefördert, die jeden arbeitsmüden Subaltern ausrufen läßt: „Heureux employés!", von der Exiſtenz von Sinecuren Kunde gebend, die alles in den Hintergrund drängen, was je im heiligen römiſchen Reich deutſcher Nation in ähnlicher Weiſe geſündigt worden ſein mag, und die nur im Treibhaus des engliſchen Lord-Kanzlers zu ſo gediegener Fülle und Vollkommenheit gedeihen konnten. Für die Regiſtrirung von Kauf und Verkauf von Grundeigenthum iſt in London ein neues „Office" eröffnet unter dem Titel: „Land transfer office" („Landübertragungsamt"). Dieſelbe etablirte ſich auf glänzendem Fuße. Wir ſehen da einen Bureauchef mit 2500 Pf. St. (16666 Thaler), einen Bureaudeputirten mit 2000 Pf. St. (13333 Thaler), einen erſten Regiſtrator mit 1000 Pf. St. (6666 Thaler) und ein Rudel von „Clerks" (Unterbeamten) mit angemeſſenen Gehalten. Dieſe gigantiſche Maſchine hatte im Laufe des erſten Vierteljahrs ihres Beſtehens nicht mehr als fünf Verkäufe regiſtrirt. „Ein außerordentlicher Beweis, für wie unumgänglich nöthig das Publikum jenes Inſtitut erachtet." So ſprach die Preſſe; doch ſie traf den Nagel damit nicht auf den Kopf. Jenes Bureau, wenn gut verwaltet, würde einen großen Zulauf haben, da es Landübertragungen im officiellen Wege für 5 Pf. St. ermöglicht, wofür ſich die Advocaten 50 Pf. St. entrichten laſſen. Der Grund lag anderswo. Man höre!

Eines ſchönen Sommermorgens, nach einer harten Sitzung in dem Queens-Bench-Gerichtshof, erklärte der präſidirende Lord-Kanzler ſeine Abſicht, in eigener Perſon eine Unterſuchung der Thätigkeit und Geſchäftsführung jener nagelneuen Behörde vornehmen zu wollen, und zwar — ein ſelten Ding für einen Lord-Kanzler — ohne den kleinſten Verzug. Geſagt, gethan! Aufbricht der Gerichtshof; die Perrüken werden ſorgfältig beiſeite gelegt, die kniſternden Roben der Rechtsgelehrten an den Nagel gehängt, und Kanzler und Advocaten, Papiere und blaue Actenbeutel unter dem Arm, ſtellen ſich in Reih' und Glied, ganz andern Erdenbewohnern gleichend. Der Zug ſetzt ſich in Bewegung, völlig in kaſtenartiger, hierarchiſcher Ordnung, der Lord-Kanzler voran in tiefſinnigem Paradeſchritt und die andern Gelehrten des Geſetzes, von dem das engliſche Sprichwort ſagt, „es ſei ungewiß", in reſpectvollen Diſtanzen hinterher. Es iſt auf dem düſtern, gegen zwölf engliſche Acres großen Platze „Lincolns-Inn-Fields", wo die neue Behörde ihren Platz oder beſſer ihr „Palais" hat. Die Proceſſion langt am Portal an. Der mit einem Meduſenhaupt verzierte ſchwere meſſingene Thürklopfer raſſelt ſein „Ratteratap!" — auffliegen die Flügel und in der Dämmerung der Vorhalle erſcheint — ein kleiner Knabe von etwa neun Jahren. Er machte ſeine einſtudirten Honneurs und ſtarrte dann neugierig die verwunderten Größen an.

„Wo iſt Miſter Foullet?" fragte der Lordkanzler.

„Soeben ausgegangen, Sir!"

„Wann kehrt er zurück?"

„Heute nicht!"

Miſter Foullet iſt der Bureauchef mit 16666 Thalern Gehalt.

„Und Miſter M.?" fragte das feierliche Haupt weiter, leiſe Wolken auf der Stirn.

„Auch ausgegangen!"

„Wann kehrt er zurück?"

„Uebermorgen!"

„Und Miſter R.?"

„Auch ausgegangen!"

„Und Miſter O., P., Q., R., S., T., V.?"

„Alle ausgegangen!"

Commandeur und Armee waren durch den kleinen drei Käſe hohen Knaben vertreten.

Der ſehr ehrenwerthe Lord, roth vor Aerger, wendet ſich ſchweigend um zu ſeinem Gefolge, das wie auf Commando nach der Decke blickt, vermuthlich einige ſehr intereſſante Kreuzſpinnen entdeckend oder um den tückiſchen Krampf der arbeitenden Lachmuskeln zu verbergen. Ohne eine Silbe zu äußern, macht der Lord kehrt, und ſo thut die ganze Proceſſion. Aber noch ehe ſie hundert Schritte gethan, hören ſie eine feine Discantſtimme hinterherkeuchen: „Halloh! Gentlemen! Man wird Ihre Angelegenheit jedenfalls in Erwägung ziehen!"

O weh!

Die Robinsonaden.

G. H. — „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind!“ Dieser Satz gilt nicht nur auf religiösem Gebiet. Die seltsamsten und abenteuerlichsten Stoffe haben in der Regel auch die ausgedehntesten Leserkreise gefunden. Das Genre des Seltsamen ist nach dem Geschmack und der Mode des Zeitalters verschieden, aber die Gattung bleibt dieselbe. Im Mittelalter lieferte die Heiligensage den anziehendsten Stoff zu glänzenden Tugendbildern; später haben ungeheuerliche Ritter- und Räuberromane mit ihren Lasterspiegeln ein großes Publikum nicht weniger erbaut; heute ist die Criminalnovelle eins der beliebtesten Lesefutter.

Harmloser, aber doch aus derselben unverwüstlichen Lust des Menschen an dem Abenteuerlichen hervorgegangen, sind die sogenannten Robinsonaden, welche ursprünglich durchaus nicht als Jugendschriften erschienen, sondern in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerade die erwachsene Leserwelt mit Rührung und Begeisterung erfüllten.

Der gerade in jener Zeit immer mächtiger anschwellende Strom der Auswanderung, die immer neuen Ansiedelungen in Amerika, die neuen Entdeckungen und Erwerbungen in der Südsee, die Gründung überseeischer Handelsgesellschaften: alles trug dazu bei, die Einbildungskraft für wunderbare Reisebeschreibungen empfänglich zu machen. Noch ein anderer Umstand kam hinzu: aus der Abgeschmacktheit des beengenden Zopfthums, aus dem überschminkten Wesen und der eiteln Verkünstelung begann das Herz der europäischen Menschheit sich allmählich herauszusehnen in die Freiheit einfacher Naturzustände, zu jenem Kindheitsstand der Menschheit, den Rousseau's Phantasie so reizend zu schildern wußte.

Natürlich, daß diese Märchenlust des Zeitalters von klugen Köpfen ausgebeutet wurde. So kam ums Jahr 1715 ein Abenteurer unter dem Namen Psalmonozor nach London und veröffentlichte dort eine genaue Beschreibung seines angeblichen Vaterlandes, der fernen, reizenden Insel Formosa. Er schilderte die auf der Insel herrschenden Sitten bis ins einzelnste und machte zugleich das Alphabet und die Grammatik seiner heimatlichen Sprache zum ersten mal bekannt. Sein Buch war mit vielen Illustrationen von Götzentempeln, Geräthschaften, Kleidertrachten, hervorragenden Eingeborenen sowie mit einer genauen Karte der Insel Formosa geschmückt, erregte das allgemeinste Aufsehen und wurde in viele Sprachen, auch ins Deutsche (Koburg 1716) übertragen. Psalmonozor trat zum Christenthum über, und der Bischof von London war nicht wenig stolz auf diesen getauften „Sohn der Wildniß“. Ja noch mehr: Psalmonozor zeigte sich bereit, auch seinen Landsleuten das Evangelium bekannt zu machen, und die englische Missionsgesellschaft beauftragte ihn, auf ihre Kosten Bibel und Katechismus in die Sprache Formosa's zu übersetzen. Von allen Seiten wurde er mit freigebigen Geschenken überhäuft, und der außerordentliche Erfolg seines Buches begründete vollends sein Glück. Und doch war das Ganze ein Schwindel, die Insel Formosa ein Utopien, Psalmonozor nur ein herabgekommener französischer Edelmann, der sich in seinen später erschienenen Memoiren selber über diese geglückte Speculation lustig machte. Wir lächeln über solche Leichtgläubigkeit, aber hat nicht auch das heutige Frankreich ein „Buch der Wilden“ erlebt, und wäre es nicht denkbar, daß selbst Herr Du Chaillu sich noch einmal den Spaß machen könnte, den über seine afrikanischen Abenteuer mit dem Gorilla entzückten Leser in ähnlicher Weise abzukühlen?!

Der Erfolg, den Psalmonozor erzielte, hatte jedenfalls bewiesen, welcherlei Stoffe auf die Gunst des damaligen Lesepublikums rechnen durften; und warum sollte, wo selbst grober Betrug ein gewinnreiches Spiel getrieben, nicht auch einmal das harmlose Talent eines echten Künstlers sich siegreich bewähren dürfen? So wahrscheinlich dachte der Engländer Defoe, als er drei Jahre später seinen „Robinson Crusoe“ schrieb, jenes Buch, dessen Name schon das Paradies unserer Kindheit zurückzaubert und jene glücklichen Tage wieder in unserer Erinnerung wach ruft, wo wir mit einem armen Matrosen uns so freudig auf eine wüste Insel verschlagen ließen, Freud' und Leid begeistert mit dem Verlassenen theilten und keinen höhern Genuß kannten, als mit Robinson und seinem Freitag der dritte im Bunde zu sein.

Aus der Knabenzeit, aus der Knabenzeit
Tönt ein Lied mir in dem Sinn;
Ach, wie weit, wie weit,
Ach, wie weit, wie weit,
Dahin bist du, dahin!

Damals gingen wir ganz auf in jenem Stoff und der Verfasser des „Robinson“ kümmerte uns wenig. Was lag uns daran, zu wissen, daß der Dichter des „Robinson“ zugleich ein bedeutender politischer und volkswirthschaftlicher Schriftsteller gewesen; daß er zugleich der erste Begründer der öffentlichen Banken, der Begründer unserer Hagel- und Feuerassecuranzen und unserer Sparkassen war; daß er mitten unter den Kämpfen des Royalismus und Puritanismus in England als wahrer Patriot fort und fort für Mäßigung der politischen Leidenschaften kämpfte, ja, von beiden Parteien verfolgt, einst drei Tage lang zu London am Pranger stehen mußte, bis er endlich, durch die Ruchlosigkeit des eigenen Sohnes um alle Existenzmittel gebracht, in bitterster Armuth gestorben ist, er, der durch seinen „Robinson“ tausend und abertausend Kindern die seligste Freude bereitete!

Die Aussetzung des schottischen Matrosen Alexander Selkirk auf der Insel Juan Fernandez war dem Verfasser nur von Hörensagen bekannt; im übrigen sind alle Situationen von ihm erdichtet, und das Verdienst seines Talents bestand eben darin, daß er

dem Erdichteten durch die lebendigſte, naturwahrſte Kleinmalerei Zug für Zug den Schein einer zwingenden Glaubwürdigkeit in treuherzigſter Darſtellung zu verleihen verſteht. „Der «Robinſon» iſt gleichſam eine Art Philoſophie der Geſchichte, die uns die allmähliche, naturwüchſige Entwickelung des Menſchengeſchlechts in einem Lebensbilde klar veranſchaulicht. Wir ſehen hier, wie der Menſch mit innerer Nothwendigkeit Stufe um Stufe aus dem erſten rohen Naturzuſtand zur Bildung und Civiliſation ſich erhebt."

Kein Wunder, daß dieſes Buch eine ſo merkwürdige Verbreitung fand und gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen von alt und jung, von hoch und niedrig verſchlungen wurde. In faſt alle Sprachen der Welt wurde es überſetzt, in London, Paris und Petersburg ebenſo begeiſtert wie in dem Wüſtenzelt des Arabers aufgenommen, der es bedeutſam „die Perle des Oceans" nennt. Vor allem in Deutſchland fand es den lebhafteſten Anklang, einem Lande, das zwar bis auf den heutigen Tag zur See wenig mächtig iſt, aber von jeher mit inniger Sehnſucht und angeborener Thatenluſt auf die Wunder des Meeres blickt.

Im Jahre 1721 war die erſte deutſche Ueberſetzung des „Robinſon" in Leipzig erſchienen, von da folgte eine Bearbeitung der andern, die Campe'ſche hat allein über funfzig Auflagen erreicht. Dazu kamen zahlloſe Nachahmungen. Wie es einen franzöſiſchen, däniſchen, holländiſchen, ſchwediſchen, italieniſchen, griechiſchen, ſchweizeriſchen, jüdiſchen „Robinſon" gibt, ſo hatte bald zwar nicht das geſammte Deutſchland — auch dies iſt charakteriſtiſch! —, wol aber faſt jeder deutſche Landestheil ſeinen beſondern „Robinſon". So gab es einen brandenburgiſchen, berliner, ſchleſiſchen, oberöſterreichiſchen, böhmiſchen, oſtfrieſiſchen, harzer, fränkiſchen, ſächſiſchen und leipziger „Robinſon", Nachahmungen, die alle hinter dem engliſchen Urbild weit zurückbleiben und keinen andern Zweck haben als den einer ergötzlichen Lügengeſchichte. „Warum ſoll man genöthigt ſein, die Lüge allemal ſo fern herkommen zu laſſen? Warum ſollte es in Deutſchland nicht ebenſo gut Robinſone geben können als in England?" fragt naiv einer der Verfaſſer dieſer Geſchichten, und rechtfertigt damit, daß er ſeinen Helden gerade zu einem ſpeciellen Landeskind geſtempelt hat.

Der Name Robinſon wurde eine Zeit lang in Deutſchland das Aushängeſchild jeder buchhändleriſchen Reclame, unter welcher ſich alles barg, was Glück zu machen ſuchte. Wollte ein Verfaſſer ſeine äſthetiſchen Anſichten über die wahre Poeſie verbreiten und etwa gegen den hohlen Schwulſt der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule zu Felde ziehen, ſo glaubte er dieſer Abhandlung keinen empfehlendern Titel geben zu können als: „Der unter der Maske eines deutſchen Poeten raiſonnirende Robinſon" (Liegnitz 1724). Ein deutſcher Poet kommt hier in den elyſäiſchen Feldern mit Robinſon zuſammen und eröffnet dieſem ſeine Gedanken über das Weſen der Dichtkunſt. Oder wollte ein Arzt diätetiſche Rathſchläge geben und dem Publikum ſeine Behandlungsart anpreiſen, ſo that er dies einfach als „Der mediciniſche Robinſon" (Leipzig 1732). Aehnlich gab es auch einen „geiſtlichen", einen „moraliſchen", einen „philoſophiſchen" und „zwei gelehrte Robinſon". Auch die Frivolität bemächtigte ſich dieſes beliebten Stoffs; es gibt einen „chevaleresken Robinſon", aus dem man lernen kann, wie „der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu ſtrafen pflegt", 1740 gedruckt zu „Warnungſtadt".

Sinkt in dieſen Schriften die deutſche Robinſonade auch tief hinab, ſo entſtand andererſeits unter dem Einfluſſe jenes engliſchen Buches ein deutſcher Roman, der in ſeiner Art ein claſſiſches Volksbuch genannt und dem „Simpliciſſimus" an die Seite geſtellt werden kann, obwol er jetzt viel weniger bekannt iſt als dieſer. Es iſt dies die von Ludwig Schnabel unter dem Namen „Giſardir" veröffentlichte Geſchichte von der „Inſel Felſenburg", die von Ludwig Tieck mit Recht neu bearbeitet wurde. Namentlich Ein Moment kann hier als ein echt deutſcher Zug und als eine Weiterbildung des engliſchen „Robinſon" gelten. Defoe, ob auch ſelber in ſeinen Lebensverhältniſſen bedauernswerth, weiß doch ſein Vaterland in mächtigem Aufſchwung begriffen und einer hoffnungsvollen Zukunft entgegengehend; ſein „Robinſon" fühlt darum nichts davon, daß es unter Umſtänden ein glückliches Geborgenſein zu nennen iſt, von der Welt und ihrem politiſchen Kampfe, ihrem ſtaatlichen Elend getrennt zu ſein. Die deutſchen Inſulaner auf Felſenburg dagegen werden von dem ſüßen Gefühl beherrſcht, fern von allem leidvollen, egoiſtiſchen Welttreiben, auf ihrem friedlichen Eiland ſich ein glücklicheres und zufriedeneres Leben zu geſtalten. Dort iſt es Robinſon's unermüdliche Werkthätigkeit, ſeine raſtloſe Benutzung des Augenblicks, ſein Fortſchreiten von Erfindung zu Erfindung, was unſer Intereſſe vor allem ſpannt; hier dagegen weht durch das Ganze der Hauch befriedigter Sehnſucht, der ſelige Gedanke hindurch, in der Einſamkeit einer ſchönen Natur ein Aſyl und jenen Frieden gefunden zu haben, den alles Getreibe der Welt nicht zu geben vermag. Dazu kommt eine große Zartheit der Empfindung ſelbſt in ſolchen Scenen, die unter der Feder eines neuern Autors wahrſcheinlich eine anſtößigere Geſtalt gewonnen hätten.

Albertus Tulius, ein Jüngling aus Sachſen, von zwanzig Jahren, weilt, durch Schiffbruch verſchlagen, mit Cornelia, einer jungen Witwe, allein auf der Inſel. Er iſt ihr Beſchützer und Ernährer, ihr Freund und Genoſſe in dieſer Einſamkeit. Da erwacht die heißeſte Liebe zu ihr in ſeiner jugendlichen Seele. Aber Cornelia iſt ſo rein, ſo würdevoll, daß er nicht wagt, ihr ſeine Liebe zu geſtehen. Endlich entdeckt Cornelia das Geheimniß ſeines Herzens; ſie willigt ein, ihm anzugehören. „Unter dieſen ihren klugen Reden", ſo ſchreibt der Beglückte in ſein Tagebuch, „küſſete ich zum öftern dero ſchönen Hände und nahm mir die Kühnheit, einen feurigen Kuß auf ihre Roſenlippen zu drücken, welchen ſie mit einem

andern erſetzte. Nachhero ſtunden wir auf, um zu unſerm heutigen Hochzeitsfeſt Anſtalten zu machen. Ich ſchlachtete ein jung Reh, eine junge Ziege, ſchoß ein paar Rebhühner, ſchaffte Fiſche herbei, ſteckte die Braten an die Spieße, welche unſere Affen wenden mußten, ſetzte das Kochfleiſch zum Feuer, mittlerweile meine Braut Kuchen, Brot und allerlei Gebackenes zurichtete und unſere Wohnſtube aufs herrlichſte auszierte, ſodaß alles in ſchönſter Ordnung war. Demnach führeten wir, genommener Abrede gemäß, einander in die Kammer, allwo auf einem reinlich gedeckten Tiſch ein Crucifix ſtund, welches wir unter des Don Lyrillo Schätzen gefunden hatten. Vor ſelbigem lag eine aufgeſchlagene Bibel. Wir knieten beide vor dieſem kleinen Altar nieder und ich verlas die drei erſten Kapitel aus dem erſten Buch Moſe. Hierauf redete ich meine Braut alſo an: «Liebſte Cornelia, ich frage Euch allhier vor dem Angeſicht Gottes und ſeiner heiligen Engel, ob Ihr mich, Albert Tulium, zu Euerm ehelichen Gemahl haben wollt, gleichwie ich Euch zu meiner ehelichen Gemahlin nach göttlicher Ordnung aus reinem und keuſchem Herzen innigſt begehre?» Cornelia antwortete nicht allein mit einem lauten Ja, ſondern reichte mir auch ihre rechte Hand, welche ich nach verwechſeltem Trauring in die meinige fügte und alſo betete: «Du heiliger, wunderbarer Gott! Wir glauben ganz gewiß, daß deine Vorſicht an dieſem von aller andern menſchlichen Geſellſchaft entlegenen Ort unſere Seelen vereinigt hat und in dieſer Stunde auch unſere Leiber mit dem heiligen Bande der Ehe zuſammenfüget, darum ſoll unter deinem Schutz nichts als der Tod vermögend ſein, dieſes Band zu brechen.» Cornelia ſprach dazu: «Amen.» Nach dieſem beteten wir einſtimmig das Vaterunſer und den gewöhnlichen Segen der chriſtlichen Kirche, ſangen das Lied: «Es woll' uns Gott genädig ſein», küſſeten uns etlichemal und führeten einander wieder zurück, bereiteten die Mahlzeit, ſetzten uns zu Tiſch und nahmen unſere Speiſen nebſt dem köſtlichen Getränk in ſolcher Vergnüglichkeit ein, als wol jemals ein Brautpaar in der ganzen Welt gethan haben mag."

Welch ein Hauch von Poeſie in dieſer ſchlichten Erzählung! Hermann Hettner im dritten Bande ſeiner „Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts" fügt mit Recht dieſer auch von ihm hervorgehobenen Stelle die Bemerkung bei: „Bernardin de Saint-Pierre's ſüßliches Idyllion von Paul und Virginie iſt in aller Händen, und die unendlich gehaltvollere und geſündere Geſchichte von der Inſel Felſenburg iſt vergeſſen. Wie wenige Menſchen wiſſen und empfinden, was Poeſie iſt!"

Eine Weinphantaſie.

Vier Flaſchen Wein — verkorkt, verpicht, verſiegelt —
Gebannter Geiſt aus Mäcenatenhand;
Geſandt, daß euch die Poeſie entriegelt
Und mit euch zieht in der Begeiſt'rung Land.

Verſchieden alle. — Von des Rheines Borden
Die ſchlanke Flaſche wie ein junger Fant,
Der gern erzählt, wie einſt im Nonnenorden
Die Liebe dennoch den Geliebten fand.

Das iſt ein Burſche luſtig und verwegen,
Der gern ein Schnippchen ſteifer Sitte ſchlägt;
Der hell auflacht, wenn hölzern und verlegen
Sie dann zur Schau doch die Begierde trägt.
Er ſingt ein Lied und wirft ſich in den Nachen,
Rheinabwärts geht die ſorgenloſe Fahrt;
Die Niren kichern ſchelmiſch und bewachen
Den Ritter, der der Liebe Recht gewahrt.

Griesgrämig ſteht zur Seite ihm ein Alter,
Beſchmuzten Kleid's, als ob ihn drück' die Noth;
Doch iſt er nur des Geizes Hofverwalter,
Die Naſe ward vom ſtillen Trunk ihm roth.
Nur Fingerhüte dienen ihm als Becher,
Ein Tropfen reicht — ſein feurig Element
Steigt leicht zu Kopf dem allzu durſt'gen Zecher,
Selbſt wenn die Glut noch nicht im Herzen brennt.

Das ſind die Tücken derer, ſo verborgen
Den Trinker bannen, wenn er einſam wacht!
Das iſt das Frühroth von dem lichten Morgen,
Der ſtrafend blickt nach wilddurchſchwärmter Nacht!
Die rothe Glut iſt eine Feuerflamme,
Die wie verzehrend in der Seele wühlt
Und drohend loht, als ob ſie den verdamme,
Der ſich nicht frei von Zecherſünden fühlt.

Fromm nebenan ſteht ſtill die dritte Sorte,
Sie reifte unter gold'ner Sonne Schein;
Sie ſpendet Troſt im ſalbungsvollen Worte
Und führt ſich ein als ſüßer Labewein;
Sie will dem Alter dienſtbefliſſen helfen,
Lacht golden einer ſtillzufried'nen Welt;
Ein Geiſteskind der guten frommen Elfen,
Das Friedenspalmen in den Händen hält.

Der vierte Wein — er ſtreift mit lautem Knalle
Die Feſſel ab, die ihn gefangen hält;
Ein Fürſtenſohn, tritt ſtolz er in die Halle,
Des Urtheils ſicher, das ſein Volk ihm fällt.
Wie jauchzend perlt er in dem ſchlanken Glaſe,
Nickt ſchelmiſch, bis der holde Blütenduft
Leicht prickelnd ſteigt dem Trinker in die Naſe
Und er ſich wähnt im Rauſch der Lenzesluft.

Das ſind die Geiſter, welche dem Poeten
Den Urquell alles Wiſſens offenbart!
Sie lehrten ſingen ihn und lehren beten,
Wenn er den Gott in ſeiner Welt gewahrt.
In dumpfer Zelle nicht — auf Rebenhügeln,
In Wald und Feld ſucht er der Gottheit Spur;
Dort ſchwebt auf der Begeiſt'rung lichten Flügeln
Sie durch die ganze lachende Natur!

Karl Steller.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Engländer und Deutsche.

Stammverwandte Nationen, die zusammen den Siebenjährigen Krieg und die Schlacht bei Waterloo geschlagen, die gegenseitig ihre beiden Dichter, Shakspeare und Schiller, verehren und bewundern . . . und nun im bittersten Haß getrennt, ohne daß sie einander beleidigt und beeinträchtigt. . .

Lange haben wir Deutsche mit einer Art von Staunen und Neid auf die Engländer geblickt. Die Freiheit und die Selbstregierung Englands waren das Ideal aller freigesinnten Männer. Wie klangen die Worte: Habeas-Corpus-Acte, „Mein Haus ist meine Burg", der Ausruf Palmerston's: „Civis romanus sum" — „Ich bin ein Engländer" — voll und mächtig an unser Ohr! Später hat dann eine tiefere Erkenntniß der englischen Regierungsformen, des nationalen Charakters diese Bewunderung in etwas gedämpft, die Schwächen der Engländer und ihrer parlamentarischen Regierung wurden mehr und mehr erkannt; es ist das Verdienst der deutschen Flüchtlinge, uns diese Aufklärungen gegeben zu haben. Dennoch blieb gegenüber dem eiteln, wetterwendischen, schauspielerischen Franzosen der Engländer das Musterbild der Festigkeit, des Mannhaften und Freisinnigen. Gewisse deutsche Schriftsteller konnten aus ihrer Schwärmerei für London bei Tag und Nacht, für englische Landsitze und engelhafte Ladies gar nicht herauskommen; bei jungen Kaufleuten mußte, wenn sie nach einem längern Aufenthalt in London wieder nach Deutschland heimkehrten, alles, bis auf die Knöpfe ihrer Westen, englisch sein. Da, mit dem Beginn des dänischen Kriegs, sollte diese Stimmung plötzlich umschlagen. Die Angriffe der englischen Presse gegen unsere gerechte Sache, die Roheiten, Spott und Hohn, mit denen deutsche Stämme und Fürsten überschüttet wurden, das hochfahrende Betragen der Regierenden, vom ersten Minister bis zu dem Gesandten in Hannover und Dresden hinab, erbitterten endlich auch unser langmüthiges Herz. Unsere Geduld riß, aus der Freundschaft wurde Feindschaft; einen Augenblick schien es, als könnte nur der heftigste Krieg die aufgeregten Leidenschaften beruhigen.

In unserer Liebe wie in unserer Abneigung verleugnen wir unsern idealistischen Standpunkt nicht. Wir übersehen, daß die Engländer seit ihrer Revolution im 17. Jahrhundert durchaus praktische Männer geworden sind. Das alte ritterliche England starb damals. Die wachsende Macht des Handels, die fast ausschließliche Herrschaft der bischöflichen Kirche, die anderthalb Jahrhunderte alle andern Sekten unterdrückte, der Einfluß der Gentry, der die Masse des Volks von jeder entscheidenden Theilnahme am Staat ausschloß, drängten bei allen die höhern Bestrebungen zurück. Seit Milton bis zu Lord Byron hat England keinen großen Dichter hervorgebracht. Wie im Alltagsleben, wog auch in der Politik der praktische, egoistische Zweck vor. Aber wie die Römer hinter großen und schönklingenden Worten ihre Eroberungssucht zu verstecken wußten, so auch die Engländer. Sie sprachen von der Befreiung unterdrückter Nationalitäten, von der Verbreitung der Cultur; doch im Grunde galt es nur, ihren herrschenden Einfluß auszudehnen oder festzuhalten. Nie besannen sie sich, morgen als Feind zu behandeln, wen sie heute noch als Freund begrüßt. So haben sie denselben Dänen, die sie jetzt zu schützen und zu vertheidigen vorgeben, durch das Bombardement von Kopenhagen und die Fortführung der Kriegsflotte einen unersetzlichen Schaden zugefügt. Ihre Erbitterung gegen uns entspringt aus der Furcht, daß eine deutsche Flotte einmal in der Ostsee meerbeherrschend auftreten könnte. Im Mittelmeer ist ihnen an Frankreich, im Ocean an der amerikanischen Union eine ebenbürtige, nebenbuhlerische Macht erwachsen. Sie wollen uns darum eine Flotte nicht gönnen, sondern die Herrschaft, die sie besitzen, um jeden Preis behaupten. Das kleine Dänemark flößt ihnen keine Besorgnisse ein, im Gegentheil, es könnte ihnen bei einem Kampf mit Rußland zum Bollwerk dienen und den russischen Schiffen die Nordsee sperren. Die Dänen sind eine ausgehende, zurückweichende, die Deutschen eine vordrängende Nation. Dies begreifen und erkennen die Engländer sicher so gut wie wir; es ist ihr Interesse, die Schwachen gegen die Starken zu schützen. Wir aber, von einer gewissen Schwärmerei befangen, wollen in der Politik auch der gemüthlichen, idealen Seite ihr Recht widerfahren lassen. Von der Gerechtigkeit unserer Sache überzeugt, fordern wir, daß die „stammverwandten" Engländer nicht gegen uns Partei ergreifen. Wenn sie sich für das unterdrückte Italien begeistern, warum sollten sie nicht dasselbe für das geknechtete Schleswig thun? Sind die österreichischen Beamten schlimmer als die dänischen? die österreichische Polizei inquisitorischer, rachsüchtiger, kleinlicher als die dänische? Solche Fragen sind in der Politik wunderlich. In ihr gibt es kein absolutes Recht, kein absolutes Unrecht; da handelt es sich allein um die Macht, die praktische Nützlichkeit. Wie sie uns, so hätten wir am ersten Tage des Kriegs den Engländern stolz und bestimmt entgegentreten sollen. Wünscht ihr den Krieg, so habt ihn! Vielleicht wären dadurch alle Bitterkeiten und Beleidigungen vermieden worden, die monatelang ein Volk auf das andere geschleudert und die, da sie zu keinem offenen Ausbruch geführt, täglich mehr die Stimmung vergiften. Die Engländer werden sich mit guter oder böser Miene in das Unvermeidliche fügen müssen:

Schleswig bis an die jütische Grenze in deutschen Händen zu sehen. Gerade ihre Drohungen werden noch mehr als der dänische Krieg dazu beitragen, daß Deutschland seine ganze Kraft zur Gründung einer Flotte anspannt. Was sie vermeiden wollten, rufen sie hervor. Kiel wird ein deutscher Hafen werden. Ob irgendein unvorhergesehenes, wenngleich oft prophezeites Ereigniß: eine Landung Napoleon's in England, die Misstimmung zwischen uns und den Engländern durch eine zwingende Nothwendigkeit aufheben wird? Eins scheint im Hinblick auf diese Möglichkeit so nützlich wie nöthig: den Haß nicht wachsen zu lassen. Die romanischen Nationen haben, seit Napoleon III. der Herr Frankreichs geworden, einen mächtigen Aufschwung genommen; wieder wie zu Cäsar's Zeiten verbinden sich in ihnen Demokratie und Monarchie zu jenem wunderbaren und schrecklichen Cäsarenthum, unter dem schon einmal die Welt erlag. Die geistliche Gewalt ist nicht mehr fähig, ihm einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Das Papstthum als politische Gewalt gehört der Vergangenheit an. Auf der andern Seite streben die slawischen Nationen aufwärts; noch sind sie sich selbst unklar, ihres Zieles ungewiß, aber sie werden es nicht immer bleiben. Es wird sich eine Form finden, in der sie zusammenwachsen, ein Führer, dem sie folgen. Zwischen ihnen wohnen die germanischen Nationen. Sollen sie, von so gewaltigen Feinden bedroht, untereinander hadern? Wie viele kleine, misverstandene Interessen, die sich aber dem Blick der Menge eher und schärfer aufdrängen als das große gemeinschaftliche, sie auch trennen und entzweien mögen: sie haben dieselben Gegner; der Schlag, der England trifft, von romanischer oder slawischer Hand, er trifft auch Deutschland. Die ruhige Besonnenheit, welche die Engländer auszeichnet, wird sie bald auch in der deutsch-dänischen Sache das Rechte erkennen lassen; wir dagegen sollten mit den nutzlosen Verhöhnungen aufhören, von denen die deutschen Blätter voll sind, seit die Nichtigkeit aller englischen Kriegsdrohungen sich offenbart. England hat sich damit — mit seinem Vorgehen wie mit seinem Rückzug — selbst in das Gesicht geschlagen, aber dies sollte für uns kein Grund zum Spott sein; über kurz oder lang könnte die Stunde kommen, wo wir ihrer oder die Engländer unserer Hülfe bedürfen.

Das Johannisfest.

III.

W. G. — In Nordthüringen und in der Nähe des Harzes schmücken die Bewohner der Städte und Dörfer am Johannistage ihre Häuser mit grünen Reisern, Blumengewinden und bunten Eierschalen. In einigen Städten des Rheinthals tanzt man unter der Johanniskrone. Aus mehrern ineinandergehenden, sich kreuzenden Reifen wird eine mit Laubwerk, Blumen, Eierschnüren und Flittergold verzierte Krone gebildet, welche von den Dachluken zweier gegenüberstehenden Häuser mittels Schnüren so angebracht wird, daß sie über der Mitte der Straße schwebt. Im Innern der Krone ist eine hohle Kugel aus ölgetränktem Papier angebracht, worin abends eine Kerze angezündet wird. Solange die Krone noch frisch und grün ist, tanzen Knaben und Mädchen unter ihr, am Johannistag und den folgenden Abenden, singend und jubelnd im Reigen umher. Alle diese Bräuche mögen zwar von der Blütezeit des Mittsommers erklärt werden können, stammen indessen wol ebenfalls von dem altheidnischen Sonnenwendfeste her, bei dem der Blumenschmuck nicht fehlen durfte. Der „Johannisbaum" in jenen Gegenden bildete vielleicht früher, als die Johannisfeuer dort noch üblich waren, den Mittelpunkt des Scheiterhaufens.

Von dem altheidnischen Gebrauch, bei der Sonnenwendfeier zu Ehren der Götter einen Becher zu leeren, sind noch Spuren vorhanden in dem sogenannten Johannistrunke oder der Johannisminne. Minni (von Minne, das Gedächtniß und als Gedächtniß eines geliebten Gegenstandes Liebe, althochdeutsch Minna, von dem Gothischen Man, ich denke) hießen im Nordischen die zum Gedächtniß der Götter bei ihren Festen oder auch Verstorbener oder Abwesender getrunkenen Ehrenbecher. Bei der Bekehrung heidnischer Völker wurde dieser Brauch nicht aufgegeben, man trank jedoch in christlicher Zeit Christi, der Mutter Gottes und der Heiligen Minne. Im Laufe der Zeiten beschränkte sich der Minnetrunk auf den heiligen Johannes und nahm den Namen dieses Heiligen an, dem die Kirche den Mittsommertag geweiht hat, an welchem Tage man seinen Segen und Angedenken trank, wie einst zur selben Zeit die nordischen Heiden ihr Trinkhorn zu Ehren ihres Odin oder Wuotan geleert hatten. Das ganze Mittelalter hindurch bestand im Norden wie im Süden dieser Gebrauch am Johannisfeste und hat sich in einigen Gegenden Schwabens noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Dort trinkt man noch heute auf offener Straße den Johannissegen oder veranstaltet Liebesmahle, bei welchen in Streit und Unfrieden lebende Nachbarn zusammen essen und sich versöhnen müssen. Daß in vielen katholischen Gegenden die Kirche am Johannistage Wein weiht und den Gläubigen reicht, dürfte gleichfalls ein Ueberrest des altheidnischen Minnetrunks sein.

Auch in dem mancherlei Aberglauben, der am Johannistage selbst haftet, erblicken wir Trümmer heidnischer Religion. Gleichwie zu Ostern, so soll auch zu Johanni dem Wasser eine besonders heilsame Kraft innewohnen und ist, am Abend vor Johanni geschöpft, gut gegen allerlei Krankheiten. Darum bestand auch, wie uns ältere Schriftsteller berichten, in früherer Zeit die Sitte, in der Nacht vor dem Johannistage in Flüssen oder Quellen zu baden. Ein solches Bad beschreibt uns Petrarca in Köln. Die Frauen Kölns zogen am Abend vor Johanni in Massen nach dem Rhein und wuschen sich, mit duftenden Kräutern geschmückt und seltsame Worte murmelnd, in seinen Fluten. Noch jetzt sagt man

in einigen Gegenden Deutſchlands im Volke, daß ein einziges Bad in der Johannisnacht ſo viel wirke als neun Bäder zu anderer Zeit. Dieſer Brauch und Glaube könnte nun wol chriſtlichen Urſprungs ſein und auf Johannes den Täufer, der durch die Taufe Chriſti dem Waſſer eine übermenſchliche Kraft mitgetheilt habe, Bezug haben; — allein, da das Johannisbad wie alle heidniſchen Ceremonien des Nachts ſtattfindet und dieſe Sitte von der Kirche für gottlos erklärt war, ſo können wir eher darin einen Reſt heidniſchen Götzendienſtes erblicken. Mit dem Johanniskraute (Hypericum perforatum), welches gerade um Johanni blüht und deſſen hochgelb blühende Blüthendolden zuſammengepreßt einen dunkelrothen Saft von ſich geben, der einem Blutstropfen ähnelt, von den Landleuten Johannisblut genannt, ſtellt man mancherlei wundergläubiges Weſen an und flicht daraus die Johanniskränze und die Johanniskrone. Auch andere verſchiedene Heilkräuter pflegen wundergläubige Leute am Johannismorgen einzuſammeln, da ihnen das Volk, an dieſem Tage geſammelt, eine weit größere Kraft als zu andern Zeiten beilegt. Die Johanniswürmchen und Johanniskäferchen, die um Johannis in lauen Nächten gleich leuchtenden Fünklein umherfliegen, dienen zu allerlei abergläubiſchem Zweck, zum Gießen von Freikugeln, zur Hexenſalbe u. dgl. So könnten wir noch mancherlei Aberglauben anführen, der am Johannistage haftet und den das Volk, ein zäher und treuer Bewahrer uralter Sitten und Anſchauungen, bis auf unſere Zeit noch feſtgehalten.

Deutſche Städte.

Bremen.

5. Monumente.

Al. M. — Das bedeutendſte Monumentalwerk, welches ſich in Bremen befindet, iſt durch einen eigenthümlichen Zufall dorthin gekommen. Die ſchwediſche Stadt Gothenburg hatte durch den inzwiſchen verſtorbenen Bildhauer Benedict Fogelberg eine Statue ihres Gründers, des Königs Guſtav Adolf, modelliren und dieſelbe in der Erzgießerei zu München anfertigen laſſen. Das Schiff, welches ſie nach ihrem Beſtimmungsort bringen ſollte, ſcheiterte und fiel nebſt Ladung den Helgoländern als Strandgut zu. Einige patriotiſche Bürger glaubten dem proteſtantiſchen Bremen einen paſſenden Beweis ihrer Liebe zu geben, wenn ſie ihm das Standbild des großen Vorkämpfers und Horts des Proteſtantismus, wie Guſtav Adolf nicht ſelten genannt wird, zum Geſchenk machten, und kauften daſſelbe für einige tauſend Thaler an. Allein der Kunſtſinn dieſer Bürger ſtand mit ihrem Patriotismus nicht auf gleicher Stufe. Dies bewieſen ſie dadurch, daß ſie die Statue auf einem freien Platz aufſtellten, deſſen völlig unregelmäßige Form jeder Beſchreibung ſpottet. Man pries es zwar als einen beachtenswerthen Zufall, daß an ihrem jetzigen Standort die Figur ihren Blick auf die katholiſche Johanniskirche richtet, während die Rechte auf den proteſtantiſchen Dom weiſt, allein der Charakter des Kunſtwerks hat mit dieſem Umſtand nichts zu thun. Wenn ſchon die kritiſche Geſchichtſchreibung dem Schwedenkönig ſeinen Titel als Hort des Proteſtantismus ſtreitig machen muß, ſo hat ihn Fogelberg ſicher in dieſer Bedeutung nicht aufgefaßt. Vielmehr dachte er ſich ihn im Dänenkampfe; ſeine imponirende Geſtalt, ſeine gebieteriſch erhobene Hand rufen dem Feinde ein „Halt!“ zu. Ein Grenzſtein rechts zu ſeinen Füßen, mit dem ſchwediſchen Wappen verſehen, bezeichnet ihn noch deutlicher als den Vertheidiger der Landesgrenzen. Indeſſen, was immer die Kritik an dem Standort zu tadeln habe, das Kunſtwerk ſelbſt erkennt ſie an; es iſt eine ausdrucksvolle und ſchöne Arbeit. Auf einem breiten, ſteinernen, aus Einem Stück gehauenen Poſtament erhebt ſich die Koloſſalſtatue zu einer Höhe von 25 Fuß.

Bremen hat einen nennenswerthen Maler und einen Bildhauer hervorgebracht: Meyer von Bremen und Karl Steinhäuſer. Erſterer iſt in das Kunſtleben der Stadt nicht verflochten; weder die meiſten noch die hervorragendſten ſeiner Genrebilder befinden ſich hier. Von Steinhäuſer, einem Künſtler, der ſeinen regelmäßigen Aufenthalt in Rom genommen hat, befinden ſich mehrere Bildwerke an öffentlichen Plätzen. In den Wallanlagen iſt auf ſteinernem Poſtament eine Marmorvaſe mit kunſtvoll verſchlungenen Henkeln und einem mit Reliefs geſchmückten Bauch aufgeſtellt. Das Motiv zu denſelben gibt folgender Brauch. Solange das Johanniskloſter beſtand, wurden alljährlich in demſelben zwei Ochſen gemäſtet und in der Mitte des Octobers reich bekränzt, mit langen vergoldeten Hörnern geſchmückt und ſodann zum Beſten des Kloſters verloſt. Als das Kloſter verſchwand, wurde die Verloſung mit dem vorhergehenden Kloſterochſenzuge zu milden Zwecken noch immer beibehalten und findet jetzt im Waiſenhauſe ſtatt. Dies hat dem Künſtler Veranlaſſung zu ſeinen Reliefs gegeben. Wir ſehen die beiden Thiere mit den durch griechiſches Coſtüm idealiſirten Gruppen der Führer, der ſich hinzudrängenden Neugierigen und der milden Beitragenden. Wie auf dieſem, kehrt auch auf andern Werken Steinhäuſer's eine Vermiſchung antiker mit modernen Motiven wieder, die zuweilen befremdet, aber nie verletzt.

Derſelbe Künſtler hat Statuen des bedeutendſten Gelehrten und des bedeutendſten Staatsmanns, die Bremen in neuerer Zeit hervorgebracht, geſchaffen. Gleichfalls in den Wallanlagen befindet ſich das Denkmal des Arztes und Aſtronomen Olbers, geboren am 11. October 1758, geſtorben am 2. März 1840. Das 8 Fuß hohe Poſtament und die auf demſelben ruhende Koloſſalſtatue ſind aus weißem Marmor. Die Figur iſt mit einem antik gefalteten Mantel umgeben, unter welchem jedoch die moderne Tracht ſichtbar wird. Das geiſtvolle, mit realiſtiſcher Treue ausgeführte Antlitz iſt etwas zum Himmel gekehrt. Das Poſtament iſt mit Reliefs geſchmückt. Auf der Vorderſeite ſehen wir Olbers als Aſtronom. Mit

der linken Hand führt er das Fernrohr an das Auge, welches sein Genius ihm richtet, während er mit der rechten Hand Aufzeichnungen macht. Die beiden Seiten zeigen allegorische Darstellungen der Pallas und Vesta, der beiden von Olbers entdeckten Asteroiden, auf Ausschnitten des Thierkreises. Die Rückseite endlich stellt Olbers als Arzt am Krankenbett dar. Die durchaus moderne charakteristische Gestalt ist hier nur mit einem griechischen Mantel bekleidet, während der vor ihm liegende und sich halb aufrichtende nackte Patient den Eindruck eines nicht recht geglückten akademischen Actes macht.

Im Großen Saal des Rathhauses hat man an einer sehr ungünstigen Stelle die Statue des Bürgermeisters Smidt aufgestellt, des Gründers von Bremerhaven, eines Mannes, dessen Theilnahme am Wiener Congreß und den folgenden Epochen der deutschen Geschichte eine bedeutendere war, als bisher allgemein bekannt geworden ist. Das Costüm ist ähnlich wie das am Olbersdenkmal; die Bedeutung eines Eichenkranzes, den er in der rechten Hand hält, ist schwer verständlich.

Des 18½ Fuß hohen, im Jahre 1413 in Stein ausgeführten Roland ist hier nur darum zu gedenken, weil er durch Rückert allgemein bekannt geworden. Künstlerisch ist er ohne Werth. Das Standbild, in welchem er standhaft steht und wacht, befindet sich übrigens nicht, wie häufig in niedersächsischen Städten, dicht am Rathhause, sondern frei auf dem Markt. Den Blick heftet der Roland auf den Dom.

Auf fremder Erde.

Eine Reihe von Romanen liegt uns vor, von denen freilich nur Einer diesen Titel: „Auf fremder Erde", führt, die aber alle darin übereinstimmen, daß sie die Phantasie des Lesers nach fremden Zonen locken. Diese Form des Romans ist nicht eine durchaus neue Erfindung, man kann im Gegentheil die Odyssee schon einen solchen altgriechischen Reiseroman nennen; mit der Schilderung fremder Länder und Völker, ihrer Sitten und Zustände verbindet sich eine romantische Erfindung. Die Robinsonaden gehören zu dieser Gattung. Aber allmählich, bei der zunehmenden Bildung, mußten an die Stelle jener halb phantastischen Inseln und Landschaften wirkliche treten; der Erzähler durfte nicht mehr irgendein Königreich Utopia auf St.-Helena oder in der Südsee schildern, er mußte die Länder, die er beschrieb, selbst durchreist haben. Die Leser fordern von ihm den „Localton"; seine Schilderung soll beinahe wie ein Stereoskop auf sie wirken. Der geniale kürzlich verstorbene Seasfield, der, wie es scheint, ein geborener Oesterreicher, Postel aus Mähren, war, und noch mehr der volksbeliebte Gerstäcker, dessen populäre Darstellungen sich in den weitesten Kreisen Freunde erworben, haben den Reiseroman in Deutschland populär gemacht und eine Fülle von Nachahmungen hervorgerufen. Bisher sind der „ferne Westen" Amerikas am Stillen Ocean und die Buschwälder Australiens die Lieblingsorte dieser modernen Romantiker gewesen; hierher haben Engländer, Deutsche, Franzosen ihre Schritte gelenkt; wie lange noch und statt dieser Länder werden China und Japan zu den Schauplätzen der Liebe und der Abenteuer gewählt werden!

„Auf fremder Erde" nennt sich ein Roman von Ati Kambong (drei Bände, Jena u. Leipzig, Costenoble, 1864), den Gerstäcker mit den rühmenden Worten einleitet, daß er bei dem Publikum einen neuen Autor einführe, „der lange Jahre die Welt nach den verschiedensten Richtungen hin durchstreifte... die Scenen, die er mit trefflichem Humor frisch und lebendig schildert, selber mit durchlebt und jeden Zoll breit des Bodens kennt, auf dem er sich bewegt". Und diese Lebendigkeit und Naturwahrheit der Schilderung ist allerdings der Hauptvorzug des Buches. Von einer künstlerischen Composition kann bei einem ersten schriftstellerischen Versuch, bei dem die Geographie und Ethnographie noch überdies eine Hauptrolle spielen, nicht die Rede sein; der Leser begegnet lose miteinander verknüpften Skizzen, von denen die, welche die deutschen Ansiedelungen in Australien schildern, die gelungensten und ansprechendsten sind. Geschlossener und reifer in der Romanform ist eine Erzählung von Mathilde Franziska Anneke: „das Geisterhaus in Neuyork" (Leipzig u. Jena, Costenoble, 1864); hier ist eine spannende Handlung, die mit vielem Geschick eingeleitet und eine Zeit lang fortgeführt wird; die Lösung entspricht nicht ganz der Erwartung des Lesers. Die Darstellung ist frisch und kräftiger, als man sie gewöhnlich bei den schriftstellernden Damen findet.

In demselben vortrefflich geleiteten Verlag erscheint eine Bibliothek deutscher Originalromane zu einem billigern Preise, als er bisher üblich gewesen. Unter den vielen Ursachen, die das deutsche Publikum vom Kauf der Bücher zurückhält, ist der hohe Preis derselben nicht die letzte. Wer kauft für 4—5 Thaler einen dreibändigen Roman, wenn er für einen Thaler einen gleich starken, viel schöner ausgestatteten französischen, für 1½ Thaler einen englischen kaufen kann? Der Autor wie der Verleger leiden gleich unter diesen Uebelständen. Der Verlag von G. Costenoble sucht ihnen nun zu begegnen. In hübscher und gefälliger Ausstattung sind „Ein Landsknecht der neuesten Zeit" von Julius von Wickede, und von Balduin Möllhausen „Das Mormonenmädchen" in Classikerformat erschienen. Wickede's Erzählung ist ein bunter, abenteuerreicher Memoirenroman, der uns von Schleswig nach Sewastopol, in die Armee des Generals Lamoricière und endlich in das Rebellenlager der Südstaaten führt; die Schilderungen unterhalten; einiger Humbug ist in den Erzählungen eines Soldaten wie eines Jägers unvermeidlich. In Möllhausen's Roman überwiegen die Naturschilderungen; sie überwuchern die Erzählung wie Schlingpflanzen den Baum.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 30.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Des unſeligen Jakob ſeliges Ende. Theaternovelle in drei Kapiteln nach einer wirklichen Begebenheit. Von M. Solitaire. (Zweites Kapitel. Ein arg zertretener Erdenwurm.) — Die Mormonen. III. — Ein Beſuch bei Tiedge. Von R. E. Hahn. — Zur böhmiſchen Nationalliteratur. — Gedichte von Hermann Rietke. 1. Du mußt. 2. Ein Grab. 3. Zur Lebensreiſe. — **Beiblatt:** Shakſpeare als Lehrer der Menſchheit. — Der Tandelmarkt in Wien. — Die Kaiſer-Dahlia. — Beſchlüſſe des erſten Deutſchen Journaliſtentags.

Des unſeligen Jakob ſeliges Ende.

Theaternovelle in drei Kapiteln nach einer wahren Begebenheit.

Von M. Solitaire.

Zweites Kapitel.

Ein arg zertretener Erdenwurm.

„Fliege! Fliege! Böſe Fliege! Es kommt noch eine Zeit, daß ich dich kriege!“ ſagte Auerhahn, nachdem er ſich von ſeinem Schreck einigermaßen erholt und von dem Saft, der ſein Angeſicht überſpritzt, ſich geſäubert, wie die zerborſtene heſperiſche Frucht aus dem Fenſter geworfen hatte. „Es iſt ein reizendes Ungeheuer, dieſe Mütina! Der Nagel zu meinem Sarge!“ ſprach er weiter. „Doch was ſoll ich thun? Innerhalb Jahresfriſt habe ich ſie in ſieben verſchiedenen Penſionaten untergebracht gehabt und aus allen ſieben iſt ſie bei nächtlicher Weile entflohen und wie eine Eule durch das Fenſter, wie ein Alp durch das Schlüſſelloch zu ihrer Mutter ins Bett geſchlüpft! Und doch wird es nöthig, ehe dem Kinde die zwölfte Stunde kommt, die Procedur zu wiederholen und auch das achte Penſionat aufzuſuchen!“

Bei dieſen Worten hatte ſich Auerhahn eine neue Cigarre angebrannt. Da dieſe wirklich brannte und Dampf gab, war ſeine böſe Laune ebenſo ſchnell wieder gewichen, als ſie von Mütina hervorgerufen worden. Und ſo ſtand er wieder am Fenſter, heiter und ſelbſtgefällig wie zuvor, und blickte in die bunte, goldene Welt da draußen. Auf einmal, wie er den Blick ſtromabwärts der Brücke zuwandte, die von der Stadt Uebelſäcken über den Strom nach der Vorſtadt führte, in der das von ihm bewohnte Haus und das Sommertheater gelegen waren, da war ihm, als wenn ihm etwas in das Auge gekommen wäre. Er rieb und wiſchte das Auge. Es wollte nicht helfen; es war, als wenn ihm einer der langen Schatten der Pappeln längs des Walls einen Stoß gegeben und gerade das edelſte Organ getroffen hätte. Entlang den ſtäubenden Wallweg kam juſt niemand. Sieh' — da watſchelt mühſelig eine ziemlich kleine, wunderlich und miſerabel genug ausſehende Menſchengeſtalt, die die Häuſerreihe, in der das Haus mit den Ulmen vor ſich liegt, begierig prüft, wie wenn ſie etwas ſuche. Die Geſtalt kommt näher; ſie bietet einen erbärmlichen Anblick. Ein langer blauer Frack verhüllt die dürftige, kleine, magere Geſtalt; der Frack iſt im Rücken trotz ſeiner Weitläufigkeit geplatzt und der linke Schos entbehrt ſeiner untern Hälfte. Gewöhnliche Sommerbeinkleider aus dem roheſten Linnen, die unten in den Schäften von ſtaubigen Halbſtiefeln ſtecken, bedecken den

Mann vom Gürtel herab, während ein ungeheurer, in allen Farben des Regenbogens spielender Filzhut die grauen Locken, die ihm weit über den Frackkragen herabfallen, mit umgekehrter Krämpe beschattet, und ein riesiger Knotenstock, wie ihn die Handwerksburschen und sonstigen Ritter des Staubes ohne Kies zu tragen pflegen — ein wunderliches Dornengewächs, das in seinen Umrissen viel Aehnlichkeit mit seinem Träger hatte, seine Rechte belastete. Soweit sich unter dem von der breiten Krämpe des Filzhuts geworfenen Schatten erkennen ließ, zuckte zwischen tiefschwarzen, schwermüthigen Augen der unbändige, groteske Haken einer Nase von semitischer Gestaltung mit ihren unschönen Buckeln und Knoten hervor; der fast zahnlose Mund war eingefallen und ein hellgrauer Bart stieg spanisch spitz à la Alba, übermäßig lang, von dem mageru, schroffen Kinn herab. Auerhahn hatte, noch ehe er die ankommende verhängnißvolle Jammergestalt schärfer ins Auge gefaßt und sie erkannt hatte, den Kopf wohlweislich zurückgezogen und in unbestimmter Ahnung harrte er der Dinge, die da kommen sollten. Und es dauerte nicht lange, da hörte er draußen jemand die Stufen emporkeuchen, und es dauerte nicht lange, da klopfte es an die Thür. Die Thür sprang auf, und mitten im Zimmer stand der häßliche kleine Mann mit den grauen, das magere, großnasige Antlitz wild umflatternden Locken und dem prätentiösen, spitzen Bart. Der Alte hob beide Hände, nachdem er den Hut auf die Erde geworfen, in die Höhe und sprach voll innigster Begeisterung die classischen Worte: „Was sehe ich? O ihr guten Geister! Mein Roderich! Also bist du's wirklich? Wirklich, mein Auerhahn? Und heute, heute endlich wird mir der Anblick, nach welchem ich so lange Jahre mich gesehnt! Doch was ist das? Du schweigst, mein Maurice? Du trittst zurück? Ja, du hast recht! Mein Anblick ist kein Anblick, zu dem man die Götter zu Gaste laden könnte! Aber durch Eins bin ich doch groß: durch die Treue und Ergebenheit, die ich dir gewidmet habe, mein Maurice! Du warst und bliebst der Leitstern meines Daseins! Denn, fragte ich mich in den finstersten Nächten meines Elends, das ich zehn Jahre lang getragen habe in stiller Ergebenheit, ohne zu zürnen, ohne zu murren, ohne zu verzweifeln und zu verzagen, immer voll frischer und gesunder Hoffnung: denn, fragte ich mich: Wenn alle Bande sich lösen, wenn auch der letzte Pharus auf dem Meere des Lebens erlischt, muß dir dein Maurice nicht helfen? Muß er nicht, den du zum Mann gemacht hast, das letzte mit dir theilen? O nein! Ich konnt's und mocht's nicht glauben, daß mich auch der Maurice verlassen könnte! Und Maurice, du fährst fort, zu schweigen?"

Maurice Auerhahn hatte sich einigermaßen von dem Schrecken erholt, den ihm die Ankunft des wie ein trüber, schwerer Thau in sein heiteres Dasein fallenden wunderlichen Gesellen veranlaßt hatte. Er ging auf den seltsamen Mann zu, reichte ihm die Hand und sprach: „Verzeihe mir, Jakob! Ich war betroffen! Ich war überrascht! Wie konnte ich hoffen, daß der so hochgefeierte Helden- und Charakterspieler, daß der, den sie den zweiten Ludwig Devrient zu nennen sich gewöhnt hatten; daß der, dessen Tochter zu den gefeiertsten Miminen der Welt gehört; daß Jakob Seligmann, der königlichste Lear, der rasendste Othello sich in meine schlechte, kleine Hütte verirren würde! Es muß dir recht schlecht gegangen sein, Jakob!" setzte er in seiner lieblosen, unüberlegten Weise hinzu. „Und wo ist deine Tochter Rachele? Ist sie noch bei dir?"

Der unselige Mime sah ihm starr ins Gesicht; er fuhr mit der Hand über seine wie zwei ausgebrannte Kraterhöhlen aussehenden, so unwiderstehlich funkelnden, so hinreißenden Augensterne und sprach: „Ja, Maurice! Es ist mir sehr, es ist mir herzlich schlecht gegangen! Und Rachele, die hochgefeierte Tragödin, ist bei mir; drüben über den Strom weg sitzt sie auf der Bank der Gaststube des Wirthshauses, in welches wir eingekehrt sind, und harrt meiner Rückkehr und des Erfolgs meines Besuchs bei dir!"

„Aber Rachele", versetzte Maurice, „ist ein Diamant; wie kann man, selbst zugegeben, daß es dir über die maßen schlecht gegangen, in einem solchen Aufzuge erscheinen gleich dem deinen, wenn man Rachele an der Hand hat! Sie ist eine Goldgrube!"

„Aber eine verschüttete!" sagte mit dumpfer Stimme der Jakob. „Denn Rachele, die gefeierte Desdemona, die in den Himmel erhobene Thekla und Amalia, sie kann nicht mehr auftreten seit drei Jahren, Maurice, weil sie blind ist, auf beiden Augen stockblind, Maurice! Und so bin ich ein umgekehrter Lear geworden! Sonst führte Cordelia den Alten, jetzt führt der Alte Cordelia! In dieser Welt müssen nun einmal alle möglichen Typen durchgemacht und alle Chancen wahr gemacht werden! Du wirst blaß, Maurice

und prallſt, nachdem du dich mir kaum genaht haſt, wieder zurück!"

Maurice ſtreckte in theatraliſcher Attitude die Hand zum Himmel und ſprach: „Rachele! Blind! Sage, daß du lügſt, Alter, oder ich ermorde dich!"

„Ja, blind, ſtockblind, todtblind, blind auf beiden Augen!" verſetzte der kleine Jakob. „So hat es geſchrieben geſtanden im Rathe der Götter, wenn nicht, wie der dramatiſche Dichter Chriſtian Grabbe behauptet, wir uns in einer Welt zum Mittelpunkt machen, in der wir blos an die äußerſte Peripherie gehören, und wenn wir nicht ſagen wollen, daß der Kopf für das Inſekt geſchaffen iſt, das auf ihm, ſeine Nahrung ſuchend, herumirrt!. Ja, es war trotz alledem ein furchtbares Verhängniß, und von jenem Tage an datirt ſich mein Leiden, mein Rückſchritt, mein Untergang, wenn du nicht hilfſt, o mein Maurice! Wir, das heißt Rachele und ich, waren für die Sommerſaiſon vor drei Jahren in einer der Canton-Hauptſtädte der Schweiz engagirt. Die Direction war gut und höhern Zwecken zugewandt. Die niedere Poſſe war ganz verbannt vom Repertoire, dagegen hatte das ernſte Drama, das Trauer- und höhere Schauſpiel ſeine volle Geltung, und eben in dieſem Sinne waren wir, ich und meine Tochter, engagirt: ſie als erſte Heldin und Liebhaberin, ich für das erſte Fach der tragiſchen Rollen. Unſer Sommertheater, das neu umgebaut war, lag zauberhaft ſchön: von einem mit alten Bäumen beſtandenen Plateau blickte man in die ewig unveränderliche und doch ſo himmliſch ergreifende Welt der Schneeberge, die dann abends, wenn das Theater anging, an ihren oberſten Zinnen ſo mit blankem Purpur bekleidet wurden, daß ſie uns mehr däuchten als der beſte König in der Chriſtenheit. Und nun war's an einem Abend, an einem Abend im Monat Auguſt — übermorgen muß es jährig werden —, da ſollte der „Lear" gegeben werden. Wahrlich, wider meinen Willen und ohne mein Zuthun! Denn ich war ein abgeſagter Feind der Sommertheater von jeher. Mir war natürlich die Rolle des alten unſeligen Königs und meiner Rachele die der Cordelia übertragen. Wie das Theater angehen ſollte, wurde es mit einemmal in der Atmoſphäre ſo furchtbar ſchwül, daß einem der Athem verging. Und drüben, tief in die Schneeberge hinein war der Himmel geſunken. «Es gibt ein Wetter heute noch!», ſagte ich und lief zum Director, ihn bittend, uns und dem Publikum für heute Abend die Leiſtung wie den Genuß zu erlaſſen. Er aber, der ſonſt ſo humane Mann, war an dem Tage wie vom Teufel beſeſſen! Wie im «Zriny» der Sultan ruft: «Stürmt! Stürmt!» ſo rief der heute zum Murrkopf Gewordene: «Spielt! Spielt! Ich kann mir doch nicht die wunderſchöne Einnahme aus der Hand gehen laſſen! Und wenn die weißen Hochgebirge ſelbſt auf Doctor Fauſtens pechſchwarzem Zaubermantel angeritten kommen, ſo wird geſpielt!» Kaum hatten wir begonnen vor einem allerdings ſehr zahlreich vertretenen Publikum, ſo machte ſich das Ungewitter, das da drüben ſeine ſchwarzen Schleier gezeigt hatte, geltend. Schrecklich brauſte es mit Donner und Blitz über unſere Köpfe hin. Doch dieſe Schweizer, hart wie ihre Granitgebirge, ſahen und hörten nichts. Der Geiſt der Shakſpeare'ſchen Poeſie hatte es ihnen angethan; athemlos folgten ſie ſeinen Inſpirationen, und wenn ſich der Erdball unter ihren Füßen zerklüftet, ſie wären lieber verſunken, als daß ſie nach Hauſe gegangen! Und ſo mimten wir unſern «Lear» getreulich durch. Während eins der ſchrecklichſten Ungewitter, deſſen die Hochgebirge fähig ſind, uns zu Häupten ſtöhnte und grollte, declamirte ich meine glänzenden Reden und wurde namentlich in der zweiten Scene des dritten Acts, als ich die Worte herauswetterte: «Blaſet, ihr Winde! Sprenget eure Wangen! Toſt! Blaſt! Ihr Himmelsfluten und Orkane, ſtrömt, bis ihr Thürm' und Wetterhöhe erſäuft!» wüthend beklatſcht. O, ſie ſind ein herziges Volk, dieſe Schweizer! Treu in ihrer Liebe und ihrer Neigung wie furchtbar in ihrem Zorn! Dicht vor dem Proſcenium, mitten im Orcheſter, etwas links zur Seite, ſtand ein rieſengipfeliger, weitläufiger Wallnußbaum, der die Ausſicht auf die Bühne ganz außerordentlich behinderte, den aber der Beſitzer des Gartens aus Pietät und Rückſicht mit dem Beil verſchont hatte, weil er der Anſicht war, daß lieber einmal ein paar Parterrelümmel um die Ecke gucken, als daß ein Wunderwerk der Natur, ein alter Baum, an dem ſo viele Jahre gebaut und zugetragen haben, leichtſinnigerweiſe vom Erdboden vertilgt wird. Das Gewitter hatte fortgegrollt; Hochgebirgsgewitter ſind nun einmal wie die ſchrecklichſten Beſtien; ihre Wuth iſt nicht leicht zu ſtillen und ſelten geben ſie ſich, ohne daß ſie ihr Opfer verſchlungen haben. Da, gegen das Ende des fünften Acts, wie ich, der «Lear», meine todte Tochter Cordelia in meinen Armen trage und

mich, die furchtbaren Worte rufend: «Heult! Heult! Heult! O, ihr ſeid von Stein, ihr Männer! Hätte ich nur eure Zungen, eure Augen, ich wollte ſie gebrauchen, daß die Veſte laut krachen müßte! O, ſie iſt hin auf immer!» dem Proſcenium nähere, da wirbelte aus der tiefhängenden, ſchwarzen Wolke ein entſetzlicher Blitz, der an dem Wallnußbaum, ihn in zwei gleiche Theile zerſchmetternd, herabfuhr und die Gruppe, die ich mit meiner Tochter bildete, mit ſeiner elektriſchen Flut ſchrecklich berührte; denn wie ich mein betäubtes Kind in die Couliſſe getragen, da war es blind: der Blitz hatte das göttliche Augenlicht geblendet! Alle die reiche, bewunderte Kraft war im Nu zerſtört und ſie war hin für immer! Sieh', Maurice, mit dieſem Blitz und den Wolken des Hochlandgewitters war mein dramatiſches und ſomit mein menſchliches Glück dahin! Ich fing an, um mein ungeheures Weh abzuſtumpfen, um meinen gewaltigen Schmerz zu betäuben: ich fing an, ich geſtehe es dir, der Flaſche zu huldigen, und ſo ließ ich mich ſelbſt von Stufe zu Stufe ſinken. Da war die verwünſchte kleine komiſche Rolle des Heimann Levi in der nichtswürdigen Poſſe «Paris in Pommern», die ſo ein erbärmlicher Vorläufer der modernen theatraliſchen Uebelthäter und Verderber, eines Kaliſch, eines Pohl, eines Jakobſon, oder wie die modernen ſemitiſchen Tantièmeſchlinger ſonſt noch heißen mögen, zuſammengewürfelt hatte. Auf dieſe Rolle warf ich mich mit der Leidenſchaft eines Vaters, der ſein vom Schickſal zerſchmettertes Kind zu ernähren hat. Ich erfaßte dieſe Rolle mit all dem Geſchick, das ein mir ſonſt freundlicher geſinnt geweſenes Schickſal zugebilligt hatte; und ſo kam es denn, daß ich auf den verſchiedenſten Bühnen des weitläufigen deutſchen Vaterlandes, von Peſth bis Strasburg, von Riga bis Venedig, von Amſterdam bis Agram den Heimann Levi, dieſe erbärmlichſte, nichtsnutzige Judenjungenrolle, über fünfhundertmal geſpielt habe, bei welchem Unternehmen ich, wie du denken kannſt, Maurice, zuletzt eines Souffleurs völlig entbehren konnte. Doch da kam mir der Ekel; ſeit beinahe einem halben Jahre kann ich nicht mehr dieſen verwetterten Levi ſpielen oder es bringt mich um. Ich reiſte von Ort zu Ort mit meiner Rachele; ich bot mich bei den verſchiedenſten Directionen mit meinem Lear, meinem Othello, meinem Franz Moor, meinem Marquis Poſa an. Man gab mir zur Antwort: «Spielen Sie doch Ihren Heimann! In dieſer Rolle ſind Sie groß, berühmt, unerreicht! Sie machen uns volle Häuſer und es ſoll uns auf ein ſehr gutes Honorar nicht ankommen! Aber ‚claſſiſch' zieht nicht mehr auf deutſchen Bühnen, und da Ratten und Mäuſe ſich bei uns noch nicht geneigt erklärt haben, Entrée zu bezahlen, ſo müſſen wir beſtens danken!» Und nun ſank ich tiefer, immer tiefer in die Flaſche, in den Abgrund! Mein blindes Kind ertrug mich und meine Schwächen, die von meiner Verzweiflung erzeugt waren, mit beiſpielloſer Geduld, mit anbetungswürdiger Hingebung, ich möchte ſagen mit antiker Größe! Doch, was hilft's? Ich muß dir noch eins geſtehen, Maurice! Ich habe auch gebettelt! Begreifſt du das Wort: Ich habe gebettelt!? Rachele hatte ſich mehrere Lieder gemerkt, die geeignet waren, der modernen Generation einen flüchtigen Ohrenreiz zu verſchaffen; ſie wollte die Lieder vor den Thüren ſingen; ſie beſtand darauf und führte namentlich als ſchlagendes Argument den Umſtand an, daß ja auch Deutſchlands größter Dichter in den Zeiten der Noth ſich dazu hatte verſtehen wollen, ein Leiermann zu werden. Aber nein! Ich habe gebettelt, doch Rachele hat nicht geſungen! So, Maurice, nun weißt du alles! Und ſo komme ich zu dir, mein Maurice, du ſollſt mir wieder zu meinen Ehren verhelfen! Du haſt eine Bühne! Laß mich auftreten auf ihr! Beſonderes Vertrauen habe ich zu der Rolle des Hugo in der vielgeſchmähten und doch theatraliſch ſo wirkſamen Müllner'ſchen «Schuld»! Maurice, ſetze zum Sonntag Müllner's «Schuld» an und laß mich den Hugo ſpielen!"

„Unmöglich! Unmöglich!" erwiderte Auerhahn. „Wie kann ich dich, der du in dieſem Aufzuge hierher gekommen, ſpielen laſſen! Wie kann ich überhaupt auf dich reflectiren! Du thuſt mir leid, herzlich leid! Aber du haſt ja auch noch eine Mutter, die, wie ich weiß, ſehr bemittelt, wenn nicht gar reich iſt! Wende dich an ſie! Mag ſie immerhin früher hart und unerbittlich gegen dich geweſen ſein, das Alter, das über ſie gekommen, muß ihr Herz umgeſtimmt, ihr Gefühl erweicht haben! Sie wird dir, ſie muß dir helfen! Und biſt du nicht ihr einziger Sohn? Muß ſie nicht bald von dieſer Welt gehen und biſt du nicht ihr einziger Erbe?"

„Eine Mutter?" verſetzte der unſelige Mime und warf einen Blick aus ſeinen ſchönen, tiefſinnigen Augen, die das einzige Schöne an der elenden, von Leid zuſammengedrückten Erſcheinung

waren, gen Himmel. „Nenne dies kalte, ſeelenloſe, zählebige Weib nicht meine Mutter! Wohl weiß ich, daß nach ihrem Tode das allerdings nicht unbedeutende Vermögen mir gehört, doch bis dahin iſt ſie im unbeſchränkten Beſitz. Mein zuletzt halb blödſinniger Vater hat es ſo eingerichtet. Und wo wird dann dein armer Jakob ſein? Ich glaube, käme ich jetzt zu ihr, ſie ließe mich mit Hunden von ihrem Hofe hetzen und mich mit ſammt meinem unglücklichen Kinde auf ihrer Schwelle verhungern! Ja, ich bin der feſten Ueberzeugung, daß ſie trotz ihrer dreiundſiebzig Jahre die Abſicht hat, ſich noch einmal zu verheirathen, wäre es auch nur, um mir die letzte Ausſicht zu rauben, den letzten, ſchwanken Stab der Hoffnung, auf den ich mich ſtützen könnte, zu zerbrechen!"

„Jakob, du biſt ein Narr!" verſetzte der Director, laut lachend. „Wer in aller Welt möchte ſich dieſe Hexe auf den Hals binden? Nein, Jakob, ſie iſt doch eine zu widerwärtige Creatur!"

„Nun, Maurice, ich ſollte meinen", verſetzte Jakob, „du kennteſt die Welt! Man pflegt zu ſagen: Für Geld iſt Zucker feil! Warum nicht anderthalbhundert Pfund glücksritterliches Männerfleiſch, mein Maurice? Weggekehrt den Blick von dieſer Richtung! Dort blüht kein Heil! Dort grinſt der Fluch! Du, du, Maurice, ſollſt meinen Bund mit der echten dramatiſchen Kunſt wieder aufrichten! Du ſollſt das Fegefeuer entzünden, das meinen Leib von den Schlacken und dem Schlamme reinigt, mit dem das jahrelang geübte ſchändliche Poſſenſpiel ihn bedeckte! Ein Phönix will ich auftauchen aus der Flamme! Ich will der Welt zeigen, daß noch echtes Künſtlerblut in meinen Adern fließt und daß mich dieſes nichtswürdige Heimann-Spiel, dieſer «Kluck» im «Feſt der Handwerker», welches meine zweite Rolle war, die man mir zuertheilte und mich ſpielen ließ, nicht ganz entmuthigt, mir nicht ganz das Mark in meinen Knochen vertrocknet haben! Noch einmal flehe ich dich an, Maurice: Laß mich den Hugo ſpielen! Du verdankſt mir ja ſo viel! Ja, ich habe dich emporgezogen aus dem Staube! Mir allein verdankſt du alle die Triumphe, die dir auf dramatiſchem Gebiet zutheil geworden! Wer anders als ich hat dir dein erſtes Engagement verſchafft? Wer als ich hat dich gelehrt, deinen Namen Marcus, der allzu ſehr den Stand bezeichnete, dem ich dich enthoben, in den ſüßtönenden, holdflötenden Maurice umzuwandeln? Was wäre aus dir geworden, Maurice, wenn wir uns nicht ſelbander begegnet wären? Ein Nichts, ein ſchnöder Billardkugelaufſetzer, ein Pfropfenzieher ſchwenkender Marqueur wärſt du geblieben all dein Leben lang, wärſt nie hinausgetreten auf das ſonnige Gebiet der heitern Kunſt und hätteſt ſtumm und thatenlos dein Daſein in den Eingeweiden irgendeines «Goldenen Löwen», eines «Schwarzen Lammes» oder eines «Blauen Hechts» vertrauert! Maurice, zum letzten mal bitte und beſchwöre ich dich, laß mich den Hugo ſpielen!"

Da begann Maurice laut zu lachen. „Daß du auch gerade auf dieſen unglücklichen Hugo ſo verſeſſen biſt, Jakob! Es iſt zum Todtlachen, wie mir's einmal in dieſer Rolle gegangen iſt. Einmal gaben wir auch das Ding, das vor ungefähr dreißig Jahren, wie du weißt, auf allen deutſchen Bühnen graſſirte wie ein Fleckfieber, und das, wäre dazumal ſchon die Tantième erfunden geweſen, ſeinen Vater und Erzeuger, den kleinen fetten Advocaten in Weißenfels — man nannte ihn damals ſchlechtweg nur den «Leukopetraner» — zum reichen Mann hätte machen müſſen! Und ſo auch mußte unſer Director — wir ſpielten damals in irgendeiner größern Kreisſtadt Oberſchleſiens — dem Andringen ſeines Publikums nachgeben und das fataliſtiſche Drama auf ſeine Bühne bringen. Ich natürlich, ich, der ich mich damals in meiner Blütezeit befand, gab den heute von dir ſo leidenſchaftlich begehrten Hugo. Die erſten drei Acte gingen vorzüglich von ſtatten, und während das Publikum vor der Bühne in Thränen ſchwamm, war man hinter der Bühne, weil alles ſo unübertrefflich gegangen, in Seligkeit; man lag ſich in den Armen und ſchwur ſich ewige Freundſchaft. So rollte der Vorhang zum vierten male auf und die zehnte Scene des betreffenden Acts begann. Da, nachdem ich als Hugo die Worte geſprochen, mit der die übrigens merkwürdig überſpannte und die Nerven der Zuſchauer ſchonungslos opfernde Scene beginnt: «Die Stunde hat gerufen! Milda, gib, was du haſt und was ich brauche!» ſehe ich zu meinem Schrecken, daß der Requiſiteur die Wanduhr*)

*) Für die Leſer, die nicht gleich ein Exemplar der „Schuld" bei der Hand haben, geben wir das ſceniſche Arrangement, wie es der in dieſem Punkt bekanntlich ſehr minutiöſe Dichter ſelbſt beſtimmt: Tiefe Stille von 20—25 Secunden. Während derſelben ſitzt Hugo rechts vom Schauſpieler in einem Seſſel und ſcheint mit Seelenruhe zu beten. Elvira geht nach dem Abſcheiden von Hugo auf die andere Seite, wo ihre Harfe lehnt, fällt auf die Knie

vergeſſen, welche genau vorgezeichnet und Hugo's wie Elvira's Todesſtunde zu ſchlagen beſtimmt iſt. Mit zitternder Stimme flüſtere ich in die Couliſſe: «Inſpicient! Zum Teufel, Inſpicient! Die Wanduhr fehlt! Um Gottes willen, ſchafft die Wanduhr herbei und ſchiebt ſie dort auf die Säule im Hintergrund!» «Die Wanduhr fehlt!» ſo murmelt es von Mund zu Mund. Der Inſpicient rauft ſich die Haare aus; wie ſoll er in der kurzen Zeit, die ihm bleibt, ein ſo ſchwieriges Requiſit beſchaffen? Der Regiſſeur, der Director, die beide meine Stimme vernommen haben, ſehen ihn wüthend an. Er iſt in Verzweiflung. Da, wie ein rettender Engel, erſcheint der Theaterbarbier. Er wohnt über die Straße weg bei einem Kürſchner und dieſer Kürſchner erfreut ſich des Beſitzes der allervortrefflichſten Wanduhr. Alſo raſch hinüber, hinauf zu dem Kürſchner! Und ſie kommt, die Wanduhr, mit beflügelter Eile und wird, ohne daß das Publikum auch nur die mindeſte Notiz davon nimmt, auf den Säulenſtumpf geſchoben. Hinten hängt aus der Uhr ein Bändchen, an das der Inſpicient nur zu faſſen braucht, wenn das Stichwort fällt und wenn Hugo's und Elvira's Todesſtunde dröhnen ſoll. So naht denn der furchtbare Moment. Todtenſtille herrſcht im Hauſe; das Gefühl des dramatiſchen Culminationspunktes ſteht in ſeinem Zenith. Der Inſpicient zieht am Bändchen, das die zwölf Glockenſchläge hervorrufen ſoll. O Himmel! Und was erfolgte nun? Melodiſch ertönte es: Eins! Dann folgte ein lauter Kikerekiſchrei! Melodiſch tönte es: Zwei! Und ein abermaliger unverſchämter Kikerikiſchrei erdröhnte! Melodiſch tönte es: Drei! Und daſſelbe erfolgte. Ich glaube, ich habe ein Jahrhundert durchlebt, bis die zwölf Schläge mit ihrem lächerlichen Intermezzo abſolvirt waren! Ich war vernichtet; Elvira weinte vor Ingrimm und Bosheit. Das Perſonal in der Couliſſe raufte ſich die Haare aus und wünſchte des Kürſchners unſelige Wanduhr, die eine ſogenannte Kikeriki- oder Kukuksuhr geweſen war, zu allen Teufeln. Der Vorhang mußte herunter, denn das Publikum, das der abſcheuliche Spaß aus ſeinen tragiſchen Himmeln geſtürzt hatte, lachte unmäßig."

und betet ohne Lippenbewegung (!) mit heißer Andacht. Die Wanduhr ſchlägt zwölf. Ein leichter Schauder erſchüttert Elviren. Sie ſteht langſam vom Gebet auf und Ruhe herrſcht auf ihrem Geſicht. Hugo verläßt, wenn die Uhr ganz ausgeſchlagen hat, langſam den Seſſel und nähert ſich Elviren.

Und auch Jakob mußte lachen; der etwas zutraulicher gewordene Director hatte ihm denn doch einen Stuhl präſentirt und dem alten guten Freund aus beſſern Zeiten ein Glas kalten Grog gemiſcht, das unſer Jakob mit ganz beſonderm Behagen genoß.

„Eine urkomiſche Geſchichte!" meinte ſchmunzelnd der Kleine, indem er ein Glas des kühlenden, anmuthigen Getränks mit wenig verhehlter Wolluſt genoß. „Aber ich kann dir noch einen ganz andern Spaß erzählen, den ich in dem Geburtsort des Dichters ſelbſt, in Weißenfels, erlebt. Dort hatten wir um die Zeit der Weinleſe oder ſo herum — denn du weißt, daß Weißenfels auch ein ein inländiſches Weingewächs producirender Ort iſt und einen Saft gewinnt, der ſich zunächſt der beſten «Schattenſeite» blicken laſſen kann —, alſo dort hatten wir die «Schuld» abgeſpielt und waren mit Beifall überſchüttet, mit Kränzen aus Aſtern und ſonſtigen Herbſtblumen förmlich erdrückt worden. Der fette Müllner war mehrmals gerufen worden und war ſelig über die ſeiner Production gewordene Anerkennung, namentlich ſeitens eines Publikums, das dem doch über die maßen hochmüthigen Mann im ganzen nur wenig wohlwollte. Demgemäß beſchließen wir, Partie ſine zu machen. Das war in jener glücklichen, anterevolutionären Zeit, in der man im ganzen noch mehr lebte und leben ließ als wie heutzutage. So begaben wir uns denn nach dem vornehmſten Weinlocal der Stadt, um uns für unſere Mühen zu belohnen und die uns gewordenen Blumenkränze etwas Weniges zu beträufeln. Alſo wir kommen an in der deſignirten Weinſchenke. Wir zählen die Häupter unſerer Lieben, und ſiehe! Einer fehlt: Müllner, der «ſchuldige» Dichter, Bleffert, wie ihn ſehr paſſend ſeine Clienten in Weißenfels nannten; denn er war wirklich ein «bleffendes», biſſiges, kleines Ungeheuer, und die Behauptungen ſeiner Widerſacher in dieſem Sinne ſind durchaus nicht übertrieben. «Wer ſucht den ‚Bleffert?'» alſo rief's ringsum. Es wird geloſt mit Schwefelhölzern — ich bekomme das kürzeſte. Alſo fort! Bleffert hatte ſo ein Lieblingswinkelchen, wenn ich mich recht erinnere links am Markte in Weißenfels, ſo ein Stammkneipchen, in das er ſich jezuweilen, namentlich wenn er ſchmollte mit Gott, der Welt, den Buchhändlern, den Recenſenten, oder auch, wenn er übermäßig fidel und ſelbſtzufrieden war, zurückzuziehen pflegte. Ich glaubte richtig zu handeln, wenn ich dieſe mir wohlbekannte

Localität zuerſt abſuchte, um dem berühmten «Bleffert» auf die Sprünge zu kommen. Alſo hin auf den Flügeln der fliegenden Eile! Da ſtehe ich in finſterer Nacht! Gas- oder auch nur Gaſſenbeleuchtung war in jener mit ſich ſelbſt ſo innig zufriedenen Zeit ein unbekanntes Requiſit. Von drinnen her dringt ein dumpfes Gemurmel ſehr vieler Stimmen. Trotzdem faſſe ich mir ein Herz; ich öffne die Thür und ſchreite hinein. Was war nun da? Da hatte das ehrbare Fleiſchergewerk von Weißenfels Quartal, wie man's nennt. Zwölf rieſige Fleiſchermeiſter mit rothbraunem Angeſicht ſaßen wie zwölf zürnende Götter der nordiſchen Mythologie rings um den grünen Tiſch, an dem wol ſonſt Freund «Bleffert», verloren in ſeine Träume, wenn nicht gar in ſeine juriſtiſchen Rabuliſtereien, geſeſſen haben mochte. Eine mächtige Wolke, aus zwölf rieſenmäßigen und doch handlichen Pfeifen emporquellend — denn die Cigarre kannte jene Zeit noch nicht —, umhüllte die zwölf Götter. Ich verbeugte mich und trug mein Begehr, meine Frage vor. Im ſelben Augenblick erſchien die dienende Hebe, die Mundſchenkerin dieſer Götterverſammlung und präſentirte in zwei Sätzen den Gäſten zwölf mächtige, inhaltreiche, mit Zimmt und ſonſtigem Gewürz nur allzu reichlich durchduftete zinnerne Becher voll Glühwein. Die Leute waren freundlich gegen mich; ſie hatten mich im Theater kennen gelernt; ſie hießen mich niederſetzen an ihrem Tiſch. Bleffert, ſo meinten ſie, müßte ſich ja wol bald finden. Da ſtand ich auf und wollte gehen — und nun ſprangen die Zwölf wie auf Commando auf und präſentirten mir die glühendheißen Becher; aus allen ſollte ich trinken. Ich hätte mir die Kehle verbrüht, hätte ich's nur aus einem einzigen der ſchweren Gefäße gethan. Da wurde mein Widerwille wach, und wie ich dem, der der Obermeiſter zu ſein ſchien, das zudringliche Zinngefäß aus der Hand geſchleudert, da faßten mich die zwölf Götzen ohne weiteres beim Kragen, und ehe ich's mir verſah, lag ich — Pumps! — ja, wahrhaftig, ich lag in dem Gerinne, das vor der Thür vorbeifloß! Iſt das nicht ſpaßhaft, Jakob? Und was meinſt du dazu?"

„Ich meine trotz alledem, Maurice, daß du mich die Rolle ſpielen läßt!" entgegnete der von dem frühen Grog begeiſterte Jakob, „und du wirſt ſehen, Maurice, ich werde dir Ehre machen! Es iſt halt ſo ein Bubengedanke von mir und kann ich mich ſeiner nicht erwehren!"

Da flog ein Blitz der freundlichen Zuſtimmung über Auerhahn's Geſicht. „Nun denn, in drei Teufels Namen!" ſagte er, „ſo ſpiele, ſpiele deinen Hugo! Doch das weißt du, heutzutage machen wir keine langen Umſtände! Wir machen keine langen Proben, Jakob! Heute angeſetzt, morgen geſpielt! Das iſt ſo unſer Turnus heutzutage, wie man zu ſagen pflegt. Wir wollen alſo deine muſenverdammte «Schuld» am nächſten Sonntag geben; denn am Sonntag weht ſo etwas wie Hauch aus friſchem Volksmund durch das Parterre! Da raſt der See und will ſein Opfer haben! Oder aber dem wahren Verdienſt werden ſeine Kronen geflochten. Je bunter gemiſcht ein Publikum iſt, deſto gerechter iſt es; denn die vor allem zu fürchtende Blaſirtheit mit ihrer entſetzlichen Ueberſättigung wird dadurch entwaffnet und machtlos gemacht. Alſo am Sonntag ſoll dein Stern wieder aufgehen, wenn nämlich noch einer für dich, Jakob, am Himmel ſteht! Aber thue mir den Gefallen und ſei mäßig an dieſem Tage! Du verſtehſt mich, was ich ſagen will! Verfalle mir wenigſtens an dieſem Tage nicht in die üble Gewohnheit, die dein Unglück über dich gebracht! Ueberreize dich nicht, wie du zu thun dich gewöhnt haſt, um das Gefühl deines Unglücks in dir zu betäuben! Wir könnten ſchreckliche Scenen erleben, wenn dergleichen Dinge vorfielen! Denn ein Sonntagspublikum, wie du als alter Schauſpieler wiſſen könnteſt, ſo friſch empfänglich es auch für alle Genüſſe iſt, ſo furchtbar kann es werden, ſieht es in dem Benehmen der Perſonen, die es ja doch eigentlich mit ſeinem Geld gemiethet hat, irgendeine Nachläſſigkeit, die es als Mangel an Achtung gegen ſich deuten kann! Doch halt! Was Auerhahn thut, thut er nie halb! Alſo wollen wir, damit du nicht den Menſchen auf der Gaſſe zum Gelächter wirſt und nicht die Gaſſenbuben mit Fingern auf dich weiſen, ja vielleicht dir gar ein Ehrentitelchen anhängen, wie zum Beiſpiel: «Da geht der kleine Nante mit dem großen Frack!» alſo wollen wir damit anfangen, deinen äußern Menſchen zu renoviren! Da habe ich einen ganz neuen Rock von Jerta's Bruder, der vor einem halben Jahre verſtorben iſt. Der Aermſte war ungefähr von deiner Größe — der Rock muß dir paſſen!"

„Du biſt ein Gott, Maurice!" ſagte Jakob, hingeriſſen von dem überwallenden Gefühl ſeiner innigen Dankbarkeit.

„Alſo herunter mit dem Frack", ſprach Maurice

weiter, „dieſem abſcheulichſten Product einer verbohrten Schneiderſeele! Hier, zieh' Auguſt's Rock an! Ha, wahrhaftig, Kerl, das Gewand ſitzt dir wie angegoſſen! Hier, binde noch ſchnell die ſchwarzatlasne Binde um, die ebenfalls Auguſt gehört hat! Und wenn du nun nicht ausſiehſt, Jakob, wie Deſſoir oder Döring oder gar wie ein engliſcher Lord, ſo will ich in meinem ganzen Leben mich nicht nach dem Souffleurkaſten umgeſehen haben! Was wird Rachele ſagen?"

„Wenn ſie mich betaſtet, wird ſie mich kaum kennen!" verſetzte Jakob trübe. „Denn vergiß nicht, Maurice, die Aermſte iſt blind wie die Nacht!"

„Doch, wie beſetzen wir das Stück weiter?" fragte der leicht von einer neuen Idee hingeriſſene Maurice. „Alſo wir haben: Hugo Graf von Oerindur: Herr Jakob Seligmann vom Stadttheater zu Peſth als Gaſt; Elvira, ſeine Gemahlin: Fräulein Reichmeier, eine ſehr gute tragiſche Liebhaberin, ſage ich dir, Jakob! Spielt jede Rolle blos nach dem Souffleur! Jerta, Gräfin von Oerindur: iſt durch den Namen bezeichnet — mein trautes Hausgeſpenſt Jerta, corrumpirter Name, wie ich dir im Vertrauen mittheilen will; und Jerta (Jettchen) wird die Partie gehorſamſt verarbeiten und ergebenſt an den Mann zu bringen ſuchen; Don Valeros, Grand von Caſtilien, Ritter vom Goldenen Vließ: hier empfiehlt ſich zu geneigter Beachtung der gewiegte Mime Maurice; Otto, Elvira's Sohn, Valero's Enkel — ha, da ſoll mir die jugendliche Teufelin, da ſoll mir der Kobold, die Mütina daran! Helena, Kolbert, wird von Blum in Einer Perſon tragirt; ich laſſe den Abſatz unter dem Stiefel an ſeinem kurzen Bein neu beflecken und angemeſſen erhöhen und alles wird gehen! Komm', ſieh' hier, Jakob! Da miſche ich uns noch ein friſches Glas von dieſem bezaubernden, eiskalten Grog! Stoßen wir an auf eine neue Aera! Adolf Müllner, genannt Vater Bleffert, ſoll leben! Die dramatiſche Kunſt ſoll leben! Und Jakob's Stern ſoll leben, reſpective wieder aufgehen!"

Jakob wiſchte ſich zwei Thränen aus ſeinen Augen; dieſer Empfang übertraf ſeine kühnſten Erwartungen. Maurice ſprang auf, ergriff die geleerte Weinflaſche, wickelte ſie in den noch vor wenigen Augenblicken um Jakob's Schultern befindlich geweſenen Frack und ſchleuderte das ſo mit einem paſſenden Schwerpunkt verſehene Kleidungsſtück, den treuen Zeugen ſo mancher unſeligen, harmvollen Stunde, zwiſchen den ſchattenden Ulmen hindurch, über die macadamiſirte Chauſſee hinweg in den Strom. Dann machte er die Thür auf und rief auf den Corridor hinaus: „Jerta! Süße Jerta! Wir geben am Sonntag die «Schuld!» Willſt du deiner nordiſchen Namensheiligen zu Ehren die Rolle übernehmen und die Jerta ſpielen?"

„O ſicher, ſicher! mein angebeteter Maurice!" flötete eine weibliche Tenorſtimme. „Dank deinem Entſchluß, der mir einmal Gelegenheit geben wird, meine Schwingen zu entfalten! Und Mütina muß den Otto lernen, ſie iſt zu der Rolle wie geboren!"

„Mütina wird euch 'was brummen und wird gar nichts lernen, wenn's gefällig iſt!" ſo rief eine den Corridor entlang flatternde Wolke, die man mit einer neckiſchen Mädchengeſtalt hätte verwechſeln können. Die Thür flog im ſelben Augenblick in das Schloß, daß es krachte, und der biedere Maurice faßte zurückprallend nach ſeiner Naſe, um zu ſehen, ob ſie ſich noch an der von ihr ſo lange behaupteten Stelle befände, denn es wollte ihn bedünken, ſie wäre abgeklemmt. „Jakob", ſprach er, ſich umwendend, „du haſt Glück! Die Zweite Kammer hat eingewilligt, und ſo wird, da die Erſte ſtets mit der Regierung ſtimmt, dein Hugo wirklich in Scene gehen! Die Erſte Kammer aber wird im vorliegenden Verhältniß durch Freund Löwe repräſentirt, dem ich ſofort unſer Vorhaben mittheilen werde. Und hier, Jakob", ſetzte Maurice hinzu, und ſeine ſchwerberingte Hand eröffnete die zinnerne Kaſſette, „damit du ſiehſt, daß ich wirklich ein dankbarer und guter Kerl bin, nimm hier die zehn Thaler und ſage Rachele, daß ich ſie dir gegeben in Anerkennung dafür, daß du mich gelehrt, den verfänglichen und Gedanken an verhängnißvolle Beziehungen erweckenden Namen Marcus in den ſüßflötenden Maurice zu verwandeln! Guten Morgen, Jakob! Komm bald wieder!"

(Das dritte Kapitel in nächſter Nummer.)

Die Mormonen.

III.

Der Ball, den ich erwähnte, war eine ſo gute Gelegenheit, die Mormonengeſellſchaft zu ſtudiren, wie ein dreimonatlicher gewöhnlicher Aufenthalt am Salzſee mir nicht geboten haben würde. Obgleich das Mormonenthum bis zum Mark unloyal iſt, ſo wird dennoch der 4. Juli beobachtet,

wenigſtens als Feſttag. Man läßt den Patriotismus weg, behält aber das Feuerwerk unſerer öſtlichen Feier bei; in den Buncombereden wird „Utah“ anſtatt „Union“ geſetzt, und ſtatt der „Unabhängigkeitserklärung“ gibt man einen Ball. Alle Heiligen innerhalb einer Tagereiſe von der Stadt ſtrömen nach dieſer, um den 4. Juli zu feiern. Ein wohlthätiger Mormone an der Spitze ſeiner Weiber und Kinder, von denen wahrſcheinlich alle, wenn ſie in feſter Colonne durch die Straßen der Hauptſtadt marſchiren, Zuckerwerk kauen, ſieht dem Uneingeweihten wie der Principal einer Mädchenſchule aus, der ſeine Zöglinge an die Luft führt.

Der letzte 4. Juli fiel, wie man ſich erinnern wird, auf einen Sonnabend. Ihr Ehrgeiz, das alte Judenthum wieder darzuſtellen — und dies iſt der Schlüſſel zu dieſem ganzen Räthſel —, macht die Mormonen zu Sabbatbeobachtern, deren Gewiſſenhaftigkeit den Lord Shaftesbury entzücken würde. Demgemäß, damit ihre Feſtlichkeiten nicht den Frühſtunden des Sabbats Eintrag thun möchten, wurde der Ball am Vorabend des 4. Juli abgehalten anſtatt am Abend des 4. Juli ſelbſt. Ich konnte die Gefahr einer ſolchen Beeinträchtigung nicht begreifen, als ich auf meiner Einladungskarte die Worte: „Der Tanz fängt um 4 Uhr nachmittags an“, las.

Vierſtadt, ich ſelbſt und drei andere Herren unſerer Geſellſchaft waren die einzigen „Heiden“, welche Präſident Young in die Geſellſchaft von 3000 Heiligen eingeladen hatte. Unter dieſen Umſtänden kam ich mir vor wie die dreitauſendſte homöopathiſche Verdünnung der Monogamie. Moralität iſt in dieſer Welt ſo weſentlich eine Sache der Uebereinkunft, daß ich mich ſcheute, in anſtändiger polygamiſcher Geſellſchaft zu erſcheinen, weil ich befürchtete, achtungswerthe Frauen, im orthodoxen Beſitz eines Zehntel-Ehemanns, möchten vor meiner verunreinigenden Berührung zurückbeben und mit einem Schauder ſich zuflüſtern: „Ha! nimmermehr! Wie dieſer Verworfene mit Einer Frau es nur wagen kann, ſein Antlitz zu zeigen!“ Aber ſie waren ſehr artig und nahmen mich mit derſelben geſchickt verborgenen Misbilligung auf, welche modiſche Schönheiten des Oſtens den in unſerm Sinne unmoraliſchen Verführern zeigen. Wenn ich eine Frau geweſen wäre, dann hätte es, glaub' ich, keine Gnade für mich gegeben.

Ich ſah mich nach unſerm Gaſtgeber, Brigham Young, um, um ihm für die ſchmeichelhafte Aufnahme zu danken, die wir hier trotz unſers Heidenthums erfuhren. Er ſtand im erſten Range des Theaters, mit einem Blick, in dem ſich ein Gemiſch von herzlichem Wohlwollen und feudaler Herrſchaft ausſprach, auf die Tänzer herunterſehend. Ich fand die letztere zu entſchuldigen, denn Utah iſt von Rechts wegen ſein Eigenthum. Er kann mit Recht davon ſagen: „Iſt dies nicht das große Babylon, das ich gebaut habe?“ Sein einziger Takt im Ausführen und ſeine bezaubernde Perſönlichkeit ſind der Schlußſtein der ganzen Arche der Mormonengeſellſchaft. Solange er da iſt, werden 80000 (und mehr) der heterogenſten Seelen, die von den Seitenwegen der Chriſtenheit zuſammengefegt werden konnten, fortfahren, eine zuſammenhängende Nationalität zu bilden. In dem Augenblick, wo er zuſammenbricht, werden Mormonenthum und -Lehre ſofort unwiederbringlich in Stücken fallen. Seine perſönliche Anziehungskraft, ſein executives Geſchick, ſein angeborenes Wohlwollen ſind groß; ich betrachte ihn wie einen Ludwig Napoleon, der ein Herz beſitzt; aber dieſe Vorzüge würden ihm bei den ernſten Fanatikern, welche Utah unter ihm regieren, und den völlig überzeugten Fanatikern, die ſie regieren, wenig helfen, wären nicht ſeine Eigenſchaften alle in Gleichordnung mit der Einen: der abſoluten Aufrichtigkeit des Glaubens und der Beweggründe. Brigham Young iſt ſo weit, als auf Erden möglich iſt, von Heuchelei entfernt. Er gewährt jenen großartigen, aber fruchtbaren Anblick in der menſchlichen Natur: den eines Menſchen, welcher die erhabenſte chriſtliche Hingebung auf dem Altar des Teufels niederlegt — der bereit iſt, für Barrabas ſich kreuzigen zu laſſen, den er für Chriſtum hält. Man ſei verſichert, daß, wäre er ein Heuchler, die Union nichts von Utah zu fürchten haben würde. Wenn er ſtirbt, werden wenigſtens vier feindliche Parteien, die nur in der Vergötterung ſeiner Perſon zuſammentreffen, ſeinen Mantel an den entgegengeſetzten Ecken erhaſchen. Und dann wird es ſolch ein Reißen geben, wie die Welt nicht geſehen hat, ſeit die macedoniſchen Generale über dem Sarge Alexander's kämpften — und dann wird das Mormonenthum aus der Geographie in die Geſchichte der Volksirrthümer verſchwinden. Es gibt nicht einen einzigen Chef, Apoſtel oder Biſchof außer Brigham, der irgendeinen allgemeinen Einfluß beſäße. Ich fand dies überall ſtillſchweigend anerkannt. Das Volk erſcheint gleich den

Bürgern einer belagerten Stadt, welche wiſſen, daß ſie nur einen beſchränkten Vorrath an Brot beſitzen, ſich aber vorgenommen haben, ſolange dieſes vorhält, zu thun, als gäbe es kein Verhungern. Das größte Vergnügen, das man einem Mormonen machen kann, iſt, ihm zu ſagen, wie jung Brigham ausſieht; denn die ſchnelle, unbewußte Folgerung daraus iſt: „Dann kann Brigham mich überleben!“ Diejenigen, welche überhaupt denken, haben keine Idee von einer Mormonenzukunft über ihn hinaus, und ich weiß, viele Mormonen — Heber Kimball mit eingeſchloſſen — würden lieber heute ſterben, als ihn überleben und jenen Tag des Gerichts und der endlichen Verdammung ihres Glaubens erwarten, der an Brigham's friſchem Grabe anbrechen muß.

Nun wohl, wir mögen ihnen dieſen Troſt aufrichtig gönnen! Kehren wir zu ihm zurück, wie er auf das Parquet herunterſchauend daſteht. Wie irgendeiner in einer Geſellſchaft im Oſten, iſt er in das hergebrachte feierliche Schwarz gekleidet und ſieht in dieſer Kleidung ſehr „diſtinguirt“ aus, obgleich ſein Alltagsanzug von heimiſcher Fabrik ſeiner Perſon, wenn man ihm gegenüberſteht, nichts von dem Eindruck benimmt, daß man einen höchſt bemerkenswerthen Mann vor ſich hat. Er iſt beinahe ſiebzig Jahre alt, ſieht aber wie wenig über vierzig aus. Er iſt ungefähr 5 Fuß 10 Zoll hoch, ſeine Figur wohlgebildet und leicht zur Stattlichkeit neigend. Sein Haar iſt reich, lockig, kaſtanienbraun; früher trug er es lang, vermuthlich in Nachahmung des apoſtoliſchen Kopfputzes, jetzt aber nach der praktiſchen öſtlichen Mode verſchnitten, wie es dem Geſchäftsmann anſteht, deſſen Handwerk er mit dem wachſenden weltlichen Gedeihen Zions ſeiner Apoſtelſchaft hinzugefügt hat. Er iſt in der That der größte Geſchäftsmann auf dem Continent — der Kaſſirer einer Firma von 80000 ſtillen Compagnons, und außerdem auch der einzige Rechnungsreviſor dieſes Kaſſirers. Wenn ich heute meine Bekehrung zum Mormonismus erklärte, würde ich morgen von Brigham's Händen getauft werden. Den nächſten Tag würde ich eingeladen werden, in der Kirchenkanzlei (Brigham's) zu erſcheinen und der Kirche (Brigham) ein getreues Inventar meines geſammten Eigenthums vorzulegen. Nehmen wir an, ich ſei ein Tiſchler und habe von Neuyork den geſammten Ertrag meiner Werkſtatt nach dem Salzſee mitgebracht — ſage 20000 Dollars. Die Kirche (Brigham allein und kein anderer) prüft und genehmigt mein Inventar. Sie (Brigham) hat die unbedingte Entſcheidung über die Frage, ob in Utah noch irgendmehr Tiſchler nöthig ſind. Wenn die Kirche (Brigham) „Nein“ ſagt, ſo hat ſie (wieder Brigham) das Recht, mir zu ſagen, wo Arbeit geſucht wird, und mich in meine neue Beſchäftigung einzuſetzen. Wenn die Kirche (Brigham) „Ja“ ſagt, ſo ſetzt ſie mich ferner in Kenntniß, ohne Appellation, von dem genauen Theile der 20000 Dollars meines Inventars, welcher paſſend in die Kanäle der neuen Tiſchlerwerkſtatt geleitet werden kann. Ich ſtelle keine außerordentliche und unverhältnißmäßige Vermuthung auf, wenn ich ſage, daß die Kirche (Brigham) mir erlaubt, gerade die Hälfte meines Eigenthums zu behalten. Die andern 10000 Dollars gehen in den Kirchenfonds (Brigham's Eiſenſpinde) und von dieſem Theil der Erſparniſſe meines Lebens höre ich niemals wieder, weder als Kapital, noch Intereſſen, noch vererblichem Eigenthum oder Ausſtattung meiner Witwe. Ausgenommen für die Zwecke der Kirche (Brigham's unwiderruflicher Wille) ſind meine 10000 Dollars, als hätten ſie nie exiſtirt. Ich bin aber ein aufrichtig Gläubiger und gehe leichten Herzens nach Hauſe mit einer beglaubigten, von dem himmliſchen Regiſtrator zu jenem Betrag auf mein Gewiſſen ausgeſtellten Anweiſung, welche in die Bank, die keine Diebe erbrechen und beſtehlen, auf meinen Credit eingetragen iſt. Im erſten Jahre mache ich von meinen Stühlen und Tiſchen einen Reingewinn von 20000 Thalern. Die Kirche (Brigham) ſchickt mir eine andere Einladung, ſie zu beſuchen, eine feierliche Angabe der Summe zu machen und an jenes kirchliche Gebäude, das Geldeiſenſpinde, 200 Dollars zu zahlen. Oder, geſetzt, ich habe noch keine von meinen Waaren verkauft, ſondern habe nur 500 boſtoner Schaukelſtühle importirt, um ſie nach und nach zu verkaufen. Wenn die Kirche (Brigham) dieſe Thatſache erfährt, nimmt ſie gnädig 50 davon für ihre eigenen Zwecke an. Da ſie auf einen Felſen gegründet iſt, ſo macht ſie ſich in ihrer collectiven Eigenſchaft nichts daraus, auf Schaukelſtühlen zu ſitzen*); aber ſie beſitzt eine ungeheure Reihe von Waarenlagern, alles freſſend und verdauend, welche alle Arten von Zehnten,

*) Den amerikaniſchen Wortwitz: „Rock“ („Felſen“) und „Rockers“ („Schaukelſtühle“) können wir nicht wiedergeben.

vom Getreide und vom Hufeisen bis zu den weniger bequemen Stapelartikeln frischer Fische und Melonen, verschlingen und sie durch einen bewundernswerthen Proceß in „Reichsmünze" verwandeln. Diese Waarenlager befinden sich innerhalb des Kirchenverschlusses (Brigham's Privatverschluß). Wenn glücklicher Erfolg in meinem Tischlergeschäft mich bewogen hat, ein Fest zu geben und ich dabei mehr Gesundheiten trinke, als meiner eigenen zuträglich ist, so weiß die Kirche sicherlich den nächsten Tag diese Thatsache, und da Utah kein strafloses „Sichbetrinken im Schoße seiner Familie" anerkennt, so wird wieder nach mir geschickt, um bei dieser Gelegenheit eine Geldstrafe zu bezahlen, die wahrscheinlich die Unkosten meines Festes übersteigt. Eine zweite Uebertretung wird außer der Geldbuße mit Einsperrung bestraft; denn keine Einsperrung wendet die Geldstrafe ab, diese kommt in jedem Fall. Die Hand der Kirche hält die Seelen der Heiligen an unvermeidlichen Geldbeutelschnüren. Aber ich darf nicht die Zeit verschwenden mit Aufzählung der vielfachen Sündenfälle und Vergehen, welche dem Geldspinde Einkommen verschaffen.

Ueber alle diese Angelegenheiten hat Brigham Young die oberste Controle. Seine Macht ist die despotischste, von der die Menschheit weiß. Hier, beiläufig bemerkt, ist der constitutionell verwundbare Theil des Mormonismus. Wenn die Furcht vor einer schlimmen Präcedenz die Vereinigten Staaten zu irgendeiner Zeit abhalten sollte, dieses Nest aller Unloyalität wegen seiner unsittlichen Eheinstitutionen zu zerstören, so ist Utah doch schwerer Bestrafung ausgesetzt, und die sie verhängende Administration würde sowol die Pflicht wie das Recht auf ihrer Seite haben, auf Grund ihrer feierlichen Verpflichtung: *Allen die Nation bildenden Abtheilungen eine republikanische Regierungsform zu sichern* — etwas, dessen sich Utah niemals, so wenig wie Timbuktu, erfreut hat. Ich fragte einmal Brigham, ob Dr. Bernhisel wol wieder auf den Congreß kommen würde? „Nein", war seine vollkommen zuversichtliche Antwort, „*wir* werden X. als Delegaten hinsenden!" (Ich glaube, er nannte den Oberst Kinney, erinnere mich dessen aber nicht mehr gewiß.) Doch wer es auch war, wenn die Zeit käme, würde Brigham dessen Namen an die „Deseret-News" einsenden, deren Expedition, wie alles Werthvolle, innerhalb seines Verschlusses ist. Er würde selbstverständlich gedruckt werden; eine Gegenernennung ist eine unerhörte Sache, und am Wahltage würde X. so gewiß, als die Sonne aufgeht, Delegat sein.

Der Bergstrom, welcher die Stadt bewässert und in offenen Gräben an beiden Seiten der Straße nach allen Gärten fließt, geht durch Brigham's Gehöfte; wenn die Heiligen zu ihrer Demüthigung eines Wassermangels bedürften, so könnte er die Gewässer zu ihrer Quelle zurückweisen. Der Weg zu dem einzigen Cañon, wo Feuerholz zu erhalten ist, läuft durch denselben Verschluß und ist durch ein Thor versperrt, von welchem er den einzigen Schlüssel besitzt. Ein Familienvater, der Feuerholz zu fällen wünscht, muß Brigham's Erlaubniß erbitten, die gewöhnlich unter der Bedingung gegeben wird, daß jedes dritte oder vierte Fuder für Kirchenzwecke innerhalb des Verschlusses gelassen werden muß. So erreicht jedes Lebensbedürfniß, außer der Luft, die er athmet, den Mormonen einzig durch Brigham's Sieb. Wie kann ein absoluterer Despotismus ersonnen werden? Hier liegt der Stützpunkt für den Hebel der Regierungseinmischung. Die bloße Thatsache, daß eine solche Macht in Eines Mannes unverantwortlichen Händen liegt, ist ein Verbrechen gegen die Constitution. Bei alledem wird diese Macht, so wundervoll dies scheinen mag, praktisch zum allgemeinen Besten ausgeübt. Ich hörte nie, selbst Brigham's schlimmste Feinde, ihn des Unterschleifs anklagen, obgleich so ungeheure Interessen einzig durch seine Hand controlirt werden. Sein ganzes Leben ist ein großes *theoretisches Versehen*, aber er macht weniger *praktische* Versehen, als irgendein anderer Mann in der Welt in seiner Lage machen würde. Die, welche er macht, geschehen nicht seines Selbst wegen. Er ertränkt seine ganze Persönlichkeit in der Kirche mit einer Selbstverleugnung, die, wenn sie eine würdige Sache hätte, einem ganzen Jahrhundert von Märtyrern zum Credit gereichen würde.

(Ein vierter Artikel in nächster Nummer.)

Ein Besuch bei Tiedge.

Wenn ein junger Mann, den Kopf voll Begeisterung und Hoffnung, in der Tasche ein Heft lyrischer Gedichte, am Ende der zwanziger oder zu Anfang der dreißiger Jahre nach Dresden kam, so hatte er sicherlich den Wunsch, die Dichterhäuser zu besuchen und die Männer von Angesicht zu Angesicht zu sehen, welche er bisher aus der Ferne verehrt hatte.

Jetzt besuchen die Literaten und Künstler einander seltener; auch kommt es nicht mehr häufig vor, daß ein junger Mann ohne Einführungsbriefe es wagt, einen ältern Dichter in seinem Hause zu stören; damals aber verstand es sich von selbst, daß jeder Jüngling, welcher sich der Literatur widmen wollte, den alten Meistern seine Aufwartung machte.

Schon in meinen Kinderjahren hatte ich meine Lehrer mit großem Respect von Tiedge sprechen hören, als Quartaner einige seiner Gedichte öffentlich im akademischen Saale vorgetragen, später blätterte ich auch in dem Gedicht „Urania", muß aber bekennen, daß es nicht in meiner Natur liegt, Gedichte dieser Art zu lieben. Noch heute ziehe ich Tiedge's kürzere Gedichte der „Urania" vor und meine, daß er überhaupt mehr ein dichterisches Gemüth, als ein Dichter von großer Bedeutung war.

Eines Sommernachmittags 1833 pilgerte ich von der Altstadt Dresdens, wo ich wohnte, als glücklicher zwanzigjähriger Student über die Brücke nach der Neustadt dem Hause Tiedge's zu, welches in der Nähe des Japanischen Palais steht. Er hatte es von seiner Freundin, der Baronin Elisa von der Recke, geerbt; nach Tiedge's Tode fiel es an den ehemaligen Haushofmeister der Baronin von der Recke, Herrn Pappermann.

Als ich die Klingel gezogen hatte, wurde die Thür von einem ältlichen Kammerdiener geöffnet, welcher auf meine Frage, ob ich Herrn Tiedge meine Aufwartung machen dürfe, mir höflich die Karte abnahm, um meinen Namen richtig zu behalten, dem ich, um nicht verwechselt zu werden, meine hübscher klingenden Taufnamen Reinhold Edmund vorgesetzt hatte. Während des Dieners Abwesenheit hatte ich Zeit, mich in dem Vorzimmer umzusehen und einen Blick durch die offenen Thüren der anstoßenden Gemächer zu werfen. Diese Zimmer waren alle reich, aber altmodisch möblirt. Man sah jedem einzelnen wohlerhaltenen Stück an, daß es vierzig bis funfzig Jahre alt sein mußte und für sehr schön gegolten hatte. Unter den werthvollen Schildereien zogen mich besonders zwei weibliche Porträts an. Das eine stellte die frühere Besitzerin des Hauses, die als Schriftstellerin und Dichterin gefeierte Elise von der Recke, in voller Jugenschöne vor, das andere ihre Schwester Dorothea, die Gemahlin des Herzogs Peter von Kurland, von deren Anmuth und seltenen Gaben ich mehrmals gehört hatte.

Jetzt erschien der Kammerdiener wieder und lud mich mit einer Verbeugung ein, ihm zu folgen.

Aus dem vierten oder fünften Zimmer schallten Männerstimmen und Gelächter; ich trat ein und sah in einem Lehnstuhl im leichten, bequemen Hausrocke einen Greis von ehrwürdigem, aber keineswegs interessantem Aeußern, der kein anderer als Tiedge sein konnte.

Ein mittelgroßer Mann von etwa vierzig Jahren, eckig, mit einer merkwürdigen Suada begabt, ward mir als Baron von Maltitz vorgestellt; ein anderer, bedeutend jüngerer Mann, als ein Herr Alexander Fischer; der dritte Gast, ein stattlicher, gut aussehender Dreißiger, war der Hofkapellmeister Reissiger.

Maltitz rief mir in seiner lebendigen, raschen Weise einige freundliche Worte zu; er behauptete, meinen Vater gekannt zu haben, wenn dieser nämlich Offizier in österreichischen Diensten gewesen sei. Tiedge nahm meine Huldigung und meine Bitte um gütigen Rath und strenges Urtheil wohlwollend auf.

„Strenges Urtheil!" lachte Maltitz; „mein theurer Tiedge kann gar nicht streng sein, viel zu nachsichtig ist er! Wollen Sie einen strengen Richter haben, so kommen Sie zu mir! Ich habe dieser Tage die letzte Feile an mein Drama: «Hans Kohlhaas», gelegt und ich bin dann bereit, mich wieder mit den Erzeugnissen der allerneuesten Literatur zu beschäftigen."

„Und doch", sagte Tiedge, „werfen Sie, mein lieber Maltitz, mir in Bezug auf neuere Dichter allzu große Strenge vor."

„Nur einzelnen gegenüber, z. B. Heinrich Heine!"

„Ich soll, das verlangen Sie, Heine bewundern; ich kann es nicht, er ist mir zu formlos! Was für ein eintöniges, holperiges Metrum braucht dieser Mann! Wie ruinirt er selbst seine gelungenern Gedichte durch diese oder jene spöttische Schlußbemerkung!"

„Aber, theuerster Tiedge", rief Maltitz, „wenn Heine auch im Betreff der Form nachlässig ist, so hat er doch immer poetische Gedanken von großer Schönheit und Orginalität!"

„Dann möge er seine poetischen Intentionen in ungebundener Rede niederschreiben! Kunst kommt von Können — wer die Form nicht beherrschen kann, der gebe sich mit der Verskunst nicht ab. Ich halte Jean Paul für den reichsten Dichter Deutschlands; er versuchte es vergebens,

gute Verſe zu ſchreiben, und war zu geſcheidt, um mit ungelenken vor das Publikum zu treten."

„Heine's Verſe laſſen ſich aber leicht in Muſik ſetzen", bemerkte Reiſſiger; „ich habe erſt dieſer Tage einige ſeiner Lieder componirt."

„Es wird mich freuen, ſie kennen zu lernen", entgegnete der Greis mit verbindlichem Lächeln. „Ich hoffe, Sie bringen, wenn Sie mir wieder Ihren Beſuch ſchenken, eine Sängerin oder einen Sänger zum Vortrag Ihrer Tondichtungen mit!"

„Sie lieben Muſik ſehr?" fragte Fiſcher.

Tiedge antwortete: „Ich habe viele Reiſen gemacht; welche Naturſchönheiten und Kunſtſchätze begegneten nicht in Italien meinem Auge, aber keine Landſchaft, kein Kunſtgebilde, und wäre es das vollendetſte, hat für mich den Zauber, den eine vorzügliche Muſik auf mich ausübt. Sie iſt nach meinem Dafürhalten die Sprache ſeliger Geiſter und uns Menſchen vom Himmel geſandt, um uns an ihn zu erinnern."

„Gewiß iſt eine wohllautende Muſik etwas ſehr Reizendes!" ſprach Maltitz, „allein es gibt auch Arten von Muſik, welche abſcheulicher ſind als das langweiligſte Buch, das fadeſte Geſchwätz — Muſik, die man zum Teufel wünſchen möchte!"

Tiedge, der viel auf die äußern Formen des Anſtandes hielt und ſehr religiös war, zog die Augenbrauen zuſammen; kein anderer als Maltitz hätte in ſeiner Nähe zu fluchen gewagt.

Ein Hausfreund Tiedge's unterbrach das Geſpräch; er kam, um ſich von dem Dichter ein Buch aus ſeiner nicht nur großen, ſondern auch gewählten und mannichfaltigen Bibliothek zu leihen.

„Nein, nein, mein Beſter!" ſagte er etwas verdrießlich, „daraus wird nichts! Sie kennen ja meinen Gebrauch! Wer eins meiner Bücher zu benutzen wünſcht, der komme in mein Haus! Die Bibliothek iſt ſtets offen, im Winter geheizt, abends bis zehn Uhr beleuchtet; da können Sie leſen, excerpiren, jedes Buch ſteht Ihnen zu Dienſten, aber mit bekommen Sie keins. Die ehrlichſten Leute", fuhr er lachend fort, „welche ſich nicht im Traum mit Veruntreuung abgeben, ſchämen ſich nicht, ein Buch fleckig zu machen, Blätter herauszuſchneiden oder es wol gar zu behalten!"

Der Freund lachte auf: „Ich hätte an Ihre Anſichten über das Verleihen von Büchern denken ſollen! Ich will alſo gleich von der gütigen Erlaubniß Gebrauch machen und in die Bibliothek gehen!"

Ich hatte, wie es einem ſo jungen Menſchen zukommt, ſtumm dageſeſſen; der gegen jeden liebenswürdige Hausherr wandte ſich jetzt an mich: „Wollen Sie eine ſchöne Ausſicht ſehen? blicken Sie in meinen blühenden Garten! Für mich, der ich ſchwach auf den Füßen bin, iſt ein Garten hinter dem Hauſe unſchätzbar! Ja, mit den Füßen will es nicht mehr recht gehen, dagegen habe ich noch immer ein gutes Gehör und ein ſcharfes Auge. Schauen ſie dort nach der Brücke! Vermögen Sie eine der Perſonen zu erkennen, welche darüber gehen?"

Ich verneinte es.

Tiedge lachte, ſtellte ſich neben mich und ſagte: „Da übertreffe ich alter Mann Sie! Sehen Sie dort Madame Schröder-Devrient! Sie trägt ein weißes Kleid und einen Strohhut mit blauem Schleier."

„Diesmal hat Ihr ſonſt ſo ſcharfes Auge Sie doch wol getäuſcht, Herr Kanonikus! Madame Schröder-Devrient iſt heute in der Oper beſchäftigt, ſie wird bereits in ihrer Garderobe ſein und auch für mich wird es jetzt Zeit, mich zu empfehlen."

„Dann muß ſie eine Doppelgängerin haben!" behauptete Tiedge. Baron Maltitz, niemals um Geſprächſtoff verlegen, begann eine ſeiner an das Unglaubliche ſtreifenden, aber ſtets unterhaltenden Geſchichten; da wurde im anſtoßenden Zimmer eine liebliche Stimme hörbar und herein traten Madame Schröder-Devrient mit einer jüngern Dame, die als Gaſt von Madame Pappermann in Tiedge's Hauſe lebte.

Madame Schröder-Devrient war damals ungefähr ſiebenundzwanzig Jahre alt; wer ſie nicht ſchön nennen wollte, mußte doch zugeſtehen, daß ſie reizend und intereſſant war; in ihrem Benehmen vereinigten ſich Anmuth und Genialität.

„Himmel!" rief Reiſſiger, „ich dachte Sie mir jetzt vor Ihrem Spiegel! Eben wollte ich nach dem Theater gehen. Was iſt vorgefallen?"

„Wächter iſt unpaß geworden; ſtatt der Oper werden zwei kleine Luſtſpiele aufgeführt, ſo benutzte ich den freien Abend, Sie, verehrter Dichter zu beſuchen, Ihnen einige Lieder zu ſingen, und wenn es nur das eine: «Schöne Minka», wäre!"

Tiedge lächelte. „Ich bin Ihnen für alles, was Sie mir vorſingen, dankbar, ſchöne Philomele, und auch dem Herrn Kapellmeiſter, wenn

er ſo liebenswürdig ſein will, Sie zu begleiten."

„Mit Vergnügen!"

„Iſt nicht die Melodie zu dem Gedicht: «Schöne Minka», eine ruſſiſche Volksmelodie?"

„Ich kann Ihnen den Namen des Componiſten nicht nennen, lieber Fiſcher", entgegnete Tiedge. „Ich hörte dieſe Melodie zum erſten mal in Mitau von einem ruſſiſchen Unteroffizier ſingen, ſpäter erzählte mir die Herzogin Dorothea von Kurland, daß es eine allbekannte Volksmelodie ſei. Mir gefiel ſie wegen ihrer Einfachheit, ich ließ ſie mir von einem Muſiker aufſchreiben und dichtete die Verſe dazu, welche man jetzt in Deutſchland ſingt."

„Wenn nur nicht alle beliebte Melodien ſlawiſcher Volksſtämme gar ſo klagend wären", ſagte Reiſſiger.

„Wie ſollen ſie denn anders ſein?" eiferte Maltitz. „Um «Rule Britannia» oder «God save the King» zu ſchreiben, muß man ein freier Engländer ſein!"

„Nur jetzt keine Politik, Baron!" ſagte anmuthig Madame Schröder-Devrient. „Ihr Herren treibt ſo viel Politik, daß ihr die Begeiſterung für die Kunſt darüber verliert."

„Ueber Mangel an Bewunderern können Sie, ſchöne Künſtlerin, doch nicht klagen", verſetzte Maltitz; „ich will Ihren Befehlen gehorchen, prophezeie Ihnen aber, daß in den nächſten dreißig Jahren noch viel mehr politiſirt werden wird als jetzt!"

„Iſt es wahr, daß Karl Maria von Weber eine unvollendete Oper hinterlaſſen hat, zu welcher der letzte Act noch nicht componirt iſt? Und daß Tieck's «Blaubart» demnächſt zur Aufführung kommen ſoll?"

„Weder eins noch das andere!" antwortete Reiſſiger. „Tieck ſelbſt hat mir geſagt, daß er den «Blaubart» gar nicht für die Bühne geſchrieben habe."

Der Kammerdiener Tiedge's trug Wein, Früchte und Gefrorenes auf. Maltitz behauptete, daß Tiedge das beſte Gefrorene in ganz Dresden habe, die Schröder-Devrient rühmte es ebenfalls ſehr.

„Es liegt eine gewiſſe Poeſie im Fruchteis", ſagte Tiedge, „und Byron hatte nicht ganz unrecht, wenn er wünſchte, daß ſchöne, junge Damen nichts anderes genießen möchten als Früchte, Gefrorenes, Milch und auf mäßige Art Champagner. Ich ſehe gern ſchöne Frauen mit Weintrauben oder Kirſchen in der Hand."

Reiſſiger hatte ſich an das Klavier geſetzt und Madame Schröder-Devrient ſang mit wunderbarem Ausdruck, ach, und mit welchem Wohllaut! einige Lieder. Wie wenig erreichten ſie ihre Nachahmerinnen! Sie ſind eben ſo verſchieden von ihr, wie die Leiſtungen ihrer letzten zehn Theaterjahre, wo ſie mehr ſprach als ſang, von den Leiſtungen der erſten funfzehn Jahre ihrer Künſtlerlaufbahn.

Da Tiedge mich zum Bleiben eingeladen hatte, verweilte ich, bis ſeine andern Gäſte ſich entfernten.

Als wir über die Brücke nach der Altſtadt gingen, war es ſchon ziemlich dunkel; die Gaslaternen auf der Brücke brannten, Kähne mit fröhlichen Menſchen, welche von Pillnitz oder von Meißen kamen, landeten, die Brücke und die Elbufer boten ein heiteres, belebtes Bild; von der Brühl'ſchen Terraſſe flammten Lichter, erſchallte Muſik.

„Wie gern bin ich doch bei dem alten Herrn!" ſagte Wilhelmine Schröder-Devrient. „Er iſt noch immer heiter und theilnehmend, wurzelt ſo feſt im Erdenleben und muß doch in den Siebzigen ſein!"

„Einundachtzig!" ſprach Maltitz. „Er hat ein ſchönes Stillleben geführt wie wenige Dichter. Nahrungsſorgen blieben ihm fern; dadurch, daß er niemals für das Theater ſchrieb oder ſeinem Naturell nach nicht für daſſelbe ſchreiben konnte, vermochten ihn Kabalen, Täuſchungen, unzählige und unbeſchreibliche Aergerniſſe nicht zu erreichen; er liebte und fand Anerkennung und iſt deshalb auch ſtets anerkennend gegen andere geweſen. Vielleicht hätte er als Dichter Höheres geleiſtet, wenn er im Leben mehr herumgeworfen wäre; aber die Gottheit hat ihm nicht den höchſten Ruhm beſtimmt, den ſie den armen Sterblichen auch theuer genug bezahlen läßt."

„Für mich wäre ein ſo ruhiges, ich möchte ſagen lyriſches Leben gräßlich!" ſprach die Sängerin. „Und obgleich ich wenig Zeit habe, um außer meinen Rollen noch Verſe auswendig zu lernen, haben ſich mir doch Rückert's Worte tief eingeprägt, weil ſie meine eigenen Wünſche ausſprechen:

Götter, keine froſtige
Ewigkeit!
Eine freudenmoſtige
Jugendzeit!
Eine nie ſich trübende,
Liebeswonnen übende
Seligkeit!"

„Ich halte es mit Ihnen, ſchöne Frau!“ ſagte Maltitz. „Ich glaube, uns allen iſt kein grämliches, froſtiges Alter beſchieden.“ Auf dem Schloßplatz beim Georgenthor trennten wir uns.

Tiedge erreichte bekanntlich ein Alter von 89 Jahren; Maltitz ſtarb eher als ſein alter Freund, plötzlich und in der Fülle ſeiner Kraft. Fiſcher, ein bedeutendes Talent, aber innerlich unklar und wol auch von Verhältniſſen gequält, erſchoß ſich, bevor er das dreißigſte Jahr erreichte.

Wilhelmine Schröder-Devrient und K. G. Reiſſiger ruhen ſeit Jahren auf dem Friedhofe. Ich — ein Einſiedler kann ich nicht ſagen, aber ein Pilger bald da, bald dort — lebe und ſtrebe noch und ſage, wenn ich an die alten Dichter und Künſtler denke, denen gegenüber ich damals ein junges Bürſchlein war: „Wie ſehr würden ſie ſich wundern, ſollten ſie wieder auferſtehen und mit ihren frühern Anſichten die jetzige Kunſtwelt betrachten!“

R. E. Hahn.

Zur böhmiſchen Nationalliteratur.

E. Sch. — Eingezwängt zwiſchen deutſche Stämme, geſchützt durch mächtige Berge und dichte Wälder, ſitzen die Czechen ſeit ihrer Einwanderung in Deutſchland in dem Gebiet der Boier des Tacitus, in Böheim. Seitdem die Wendenherrſchaft durch die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe und die Askanier gebrochen ward und wendiſches Weſen und wendiſche Sprache mehr und mehr verſchwanden bis auf den Winkel am lauſitzer Gebirge, wo ſie heute noch ihr Leben friſten — ſeitdem Deutſche ſich wieder über Schleſien ergoſſen und allmählich auch die Donauländer bis nach Ungarn hinein beſetzten, wurde das ſlawiſche Volk der Czechen immer einſamer in ſeinem ſchönen Keſſel zwiſchen Böhmerwald und den Rieſenbergen. Wenig bekannt iſt ſeine reiche Geſchichte den Deutſchen, die doch rings um ſie wohnen, die vielfach mit ihnen in Kämpfe verwickelt waren, vielfach aber auch mit ihnen ſich verſchwägerten. Von Ottokar von Böhmen, dem Gegner Rudolf's von Habsburg, hört man wol, auch daß er Königsberg in Preußen auf einem Kreuzzuge gründen half — dann von den Huſſiten, von den Kaiſern, die in Prag ihre Reſidenz hatten und die Univerſität gründeten, an welcher Huß lehrte — endlich von dem Anfang des Dreißigjährigen Kriegs in Böhmen. Damit aber iſt auch alles geſagt, das Vorher iſt unbekannt; und das Nachher — das Czechenvolk tritt gleichſam aus der Geſchichte mit dem letzten Kriege bis auf die neueſte Zeit, wo überall nationale Regungen hervorbrechen.

Wer von Nürnberg aus ins Böhmerland einwandert, ſchreitet durch das Angelthal — meilenweit der einzige Eingang für ein Heer, das von Baiern in Böhmen eindringen möchte. Vom Rieſenberg überſchaut man den ganzen Thaleingang über Neumarkt bis auf die Straße nach Fürth. Hier iſt viel Blut gefloſſen — deutſches und ſlawiſches — ſeit den Zeiten Dagobert's des Franken, der hier gegen Samo ſchlug. Das bairiſche, deutſche Land ſchützten die mächtigen Grafen von Bogen, die den Herzogen von Baiern an Reichthum und Anſehen nichts nachgaben; das czechiſche Gebiet aber vertheidigten die Choden, die Bewohner des Angelthals, ein urſprünglich polniſcher Stamm, noch heute mit eigener Tracht, deſſen Hauptort Taus iſt. Sie ſprechen jetzt böhmiſch, aber mit einem fremdartigen Klang. Der „böhmiſche Achill“, Herzog Bretiſlaw I., der Gneſen eroberte und ſie aus ihrer Heimat als freie Gemeinden hierhin verpflanzte, ſtritt in ihrem Thale im Jahre 1040 gegen Kaiſer Heinrich III., und ohne den Einſiedler vom Günthersfelſen wären die Reſte der Deutſchen der Vernichtung nicht entronnen. Der heilige Günther, welcher ein thüringiſcher Landgraf geweſen ſein ſoll, führte aber im Jahre darauf ein deutſches Heer auf nur ihm bekannten Wegen durch den Wald und drang bis Prag vor, wo die ſchöne Jutta, Bretiſlaw's Gemahlin, den Frieden vermittelte.

Hiervon iſt wol den wenigſten etwas bekannt und auch die wenigſten wiſſen von dem „wunderſamen Zawiſch“ von Falkenſtein, von ſeiner glänzenden Geſchichte und ſeinem düſtern Ende. Er iſt eine der eigenthümlichſten und mächtigſten Geſtalten Böhmens. Das Volk hielt ihn für einen Zauberer. Und auch Dichter war er — man will ihm ſogar die „Königinhofer Handſchrift“ zuſchreiben, mit deren Auffindung im Jahre 1817 die nationale Erhebung der Czechen von neuem beginnt.

Der Auffinder dieſer alten Handſchrift — wir laſſen den lange und mit Bitterkeit geführten Streit: ob ſie echt oder unecht, fürs erſte unerwähnt — war Wenzel Hanka. Ein kleines Buch von Alfred Waldau: „Wenceſlaw Hanka's Lieder. Aus dem Böhmiſchen überſetzt“ (Prag, Kober, 1863), erinnert uns wieder an ihn. Nach einer Darſtellung ſeines Lebens führt uns Waldau in trefflicher Uebertragung einige funfzig ſeiner Lieder vor, von denen viele im Volke leben.

Hanka war ein Sohn des Volks, 1791 geboren, ſein Vater ein ſchlichter Landmann, ſeine Mutter eine echte Czechin, die den Knaben mit czechiſchen Liedern wiegte und nährte.

O, wenn ich wüßte,
Mein goldenes Söhnlein,
Du würdeſt ein Böhme
Voll Glauben und Treu':
Dann wollt' ich mit Roſen,
Milddufteuden Roſen
Dich zärtlich umwinden —

ſingt der Dichter von ihr. Eine fünfblätterige Roſe aber iſt die heilige Blume Böhmens; ſie ſteht im

alten Wappen der Rosenberge mit der Sage, daß Witek, der Stammvater, nach seiner Rückkehr von Jerusalem kurz vor seinem Tode sie unter seine fünf Söhne vertheilte und als Wappen einsetzte.

Doch wenn ich es wüßte,
Mein goldenes Söhnlein,
Du würdest ein Böhme
Voll Argliſt und Trug:
Dann würd' ich mit Binſen,
Rauhhaarigen Binſen,
Dich zürnend umwinden —
Verſchmachte im Buſch!

Aber Hanka ward ein treuer Böhme, der treu an ſeinem Vaterland hing, trotz der glänzendſten Anerbietungen, die ihm von Rußland gemacht wurden. Er behielt ſeinen geringen Gehalt als Cuſtos des von ihm gegründeten Nationalmuſeums von 500 Gulden und die Heimat, und ſchlug Rußland und die 4000 Rubel aus, die man durch Errichtung eines Lehrſtuhls für ihn an der petersburger Univerſität für ſlawiſche Philologie noch vermehren wollte. Ein glücklicher Zufall hatte Hanka in einem Thurmgewölbe der Stadtkirche von Königinhofen unter alten Waffen und Kirchengeräthen einen Fund thun laſſen, der ſein Volk wenigſtens für einige Zeit zu einem neuen Leben erwecken ſollte: es war die „Königinhofer Handſchrift". Dieſe Handſchrift enthält altböhmiſche Helden- und Liebeslieder, Perlen ſlawiſcher Poeſie. Durch die Herausgabe dieſer Handſchrift, welcher er zehn Jahre ſpäter eine beſſer ausgeſtattete folgen laſſen konnte, ward Hanka's Name in weiteſten Kreiſen berühmt; Orden, Medaillen, Diplome, Zuſchriften der größten Gelehrten und Dichter, wie Goethe, Grimm, Humboldt, wurden ihm im reichſten Maße und entſchädigten ihn für viele Anfeindungen einer ſpätern, kritiſchern Zeit.

Als Dichter iſt Hanka keine hervorragende Kraft, aber die Einfachheit und natürliche Friſche heimelt uns in den meiſten ſeiner Lieder an; jedenfalls weckten ſie andere zu reger Nacheiferung und wir ſehen ſeitdem die czechiſche Literatur durch mehrere bedeutendere Dichtungen vertreten, unter denen wir Jan Kollar's „Slawy Dcera" (1821—45), „Die Tochter Slawa's", nennen wollen, eine epiſch-lyriſche Dichtung, welche in dieſer Tochter Slawa's den Panſlawismus, alle ſlawiſchen Stämme in Eins verſchmolzen, feiert; dann Erasmus Wocel's „Labyrint Slawy" (1846), „Das Labyrinth des Ruhms", worin die Hauptmomente der böhmiſchen Geſchichte an die Faustgeſtalt Jan Kutensky's geknüpft werden, deſſen Mephiſto der böſe Geiſt Duchamor iſt. Ferner ſammelte Schafarik, der berühmte Forſcher auf dem Felde des Slawismus, der Verfaſſer der „Slawiſchen Alterthümer", die Lieder des Volks. An der Spitze dieſes Aufſchwungs ſteht aber Venceſlaw Hanka, der Bauernſohn. Er endete am 12. Januar 1861. Der Tag ſeines Begräbniſſes war ein Todtenfeſt, wie Böhmen lange kein ſolches gehabt. Wir theilen zum Schluß eines ſeiner Gedichte mit:

Die Wachtel.

Im Roggenfeld die Wachtel ſingt:
Komm zu mir! Komm zu mir!
Wenn dieſer holde Ruf erklingt,
Geht jeder freudig wol zu ihr —
Komm zu mir! Komm zu mir!
Die Wachtel ſingt ſo herziglich:
Komm zu mir! Komm zu mir!

Mein ſprödes Lieb nur weigert ſich
Gleichfalls zu ſingen für und für:
Komm zu mir! Komm zu mir!
Sei auch befiedert und beſchwingt —
Komm zu mir! Komm zu mir!
Und ſinge, wie die Wachtel ſingt —
Aus ganzer Seele dank' ich's dir —
Komm zu mir! Komm zu mir!

Gedichte

von Hermann Kletke.

1. Du mußt!

Du mußt! Dies Wort ſei dir genug;
Ein Zauberwort, das dich im Flug
Zur That emporrafft, ohne Sinnen —
Denn was du mußt, mußt du beginnen!

Du mußt! So wiſſe gleich: du kannſt!
Der Augenblick, den du gewannſt,
Iſt aufwärts ſchon zum Ziel die Wendung,
Iſt ein Beginn ſchon der Vollendung.

2. Ein Grab.

Dort um den alten, halbzerfall'nen Stein
Wuchert der Epheu wie in Gedanken fort —
Haſt du den Todten lieb? Wer mag es ſein?
Verwittert iſt der Inſchrift ſteinern Wort.

Gleichviel! Es war ein Menſch; er lebte, ſtarb —
Er ſtarb — ja wohl, wen kümmert's heute noch,
Was er an Liebe gab und ſelbſt erwarb —
Todt iſt der Todte — nahm er ſein Ende doch!

Du aber blühſt, daß noch ein Zeichen ſei
Der Liebe hier auf dieſem Todesgrund,
Wennſchon das Leben gab die Stätte frei
Und von ihm ſchweigt der Menſchen Herz und Mund!

3. Zur Lebensreiſe.

Warum ziehſt du alſo träge,
Halb entſchloſſen,
Halb verdroſſen?
Unheil lauert ſtill am Wege,
Ob es heimlich dich beſchleicht,
Während ſchon auf leichten Sohlen
In die Ferne das Glück entweicht —
Auf und wag' es einzuholen!

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Shakſpeare als Lehrer der Menſchheit.

Es braucht der Himmel uns, ſo wie von uns
Die Fackel wird gebraucht. Die zünden wir
Nicht deshalb an, daß ſie ſich leuchte ſelbſt.
Nach außen zu ſoll wirken unſ're Kraft —
Sonſt wär's ſo gut, als hätten wir ſie nicht.

Mit welchem ſchönern Wort aus Shakſpeare könnten wir das Werk einleiten, welches Hermann Marggraff — es war ſein letztes, deſſen Manuſcript er im Januar dieſes Jahres beendete — als eine neue Folge der „Lichtſtrahlen", die der Brockhaus'ſche Verlag aus den Werken der Genien der Menſchheit ſammelt*), unter dem Titel „William Shakſpeare als Lehrer der Menſchheit" (Leipzig 1864) herausgegeben. Nach einem Lebensabriß des größten Dichters menſchlichen Leidens und Liebens, zu dem Marggraff die neueſten Forſchungen ſorgfältig benutzt hat, ſtellt er in alphabetiſcher Folge aus ſämmtlichen Werken Shakſpeare's eine Blumenleſe zuſammen, welche die höchſten Intereſſen des menſchlichen Weſens berührt.

Nichts kann uns ſchneller mit einem andern vertraut machen, als die Haupttöne ſeines Weſens erklingen zu hören; aber je reicher das Leben eines iſt, um ſo ſchwerer auch iſt es, dieſe Töne herauszufinden, um ſo verdienſtlicher, den andern darauf aufmerkſam zu machen. In dem vorliegenden Werk iſt uns eine Art Lexikon für den Menſchen Shakſpeare gegeben, und wie ein Lexikon nöthig iſt für den Reichthum einer Sprache, ſo iſt's auch nöthig für dieſen überreichen Dichter, um zu erfahren, wie er war, wie er dachte — über „Größe", über „Adel", über „Beſtimmung des Menſchen" und „Höchſten Werth", über „Vernunft", über „Recht und Geſetz". Welche hohe Weisheit blitzt uns nicht überall entgegen! Welche tiefe Einſicht in das Treiben der Welt, das zu allen Zeiten im ganzen immer ein und daſſelbe geweſen iſt und vielleicht ſtets ſein wird! Jahrhunderte ſind verfloſſen, ſeitdem Shakſpeare ſeine Wahrheiten geſprochen, und Wort für Wort läßt ſich auf heute anwenden, was wir in dieſen Auszügen finden. Man hat auf gewiſſen Theatern den „Coriolan" zur Aufführung befohlen, um dem Volke unter der Maske des Römerthums die Worte an den römiſchen Pöbel entgegenſchleudern zu können:

— Was verlangt ihr, Hunde?
Nicht Krieg wollt ihr, noch Frieden. Jener ſchreckt euch,
Und dieſer macht euch frech. . . .
Eure Tugend iſt,
Zu adeln den belaſteten Verbrecher,
Dem Recht zu fluchen, das ihn ſtraft. Wer Größe
Verdient, verdient ſich euern Haß.

Auf getheilter Bühne könnte man dicht daneben ſprechen laſſen:

Den Armen, den das Unglück ganz verſtört,
Weiſt man zur Ruh', wenn man ihn weinen hört.

— Es iſt der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu ſein, die Vollmacht ſehn, in ihren Launen
Zu brechen in des Lebens blut'ges Haus —
Und nach dem Wink des Herrſchers ein Geſetz
Zu deuten.

Wer Schätze überhaupt zu nützen weiß, findet ſie in Marggraff's Werk überreich, Seite um Seite. Und daß bedeutende Männer aus ſolcher Nutzung hervorgehen, davon will ich nur Ein Beiſpiel eines noch lebenden anführen, der ſeine Jugend an ſolchen „Lichtſtrahlen" aus den Werken Schiller's genährt hat: es iſt Cornelius, der berühmteſte Maler unſerer Zeit.

Von dem, was du nicht fühlſt, kannſt du nicht reden —

nun, ſo fühlt denn, damit ihr reden könnt — gleichviel, ob in gewöhnlichen Worten, in Tönen oder in Farben —, reden von allem Schönen auf Erden, und das findet ihr in dieſen „Lichtſtrahlen" aus Shakſpeare.

*) Bisjetzt ſind erſchienen „Lichtſtrahlen" aus Fichte, Georg Forſter, Goethe, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Arthur Schopenhauer.

Der Tandelmarkt in Wien.

Bc. — „Die Haupt- und Reſidenzſtadt des Kaiſerthums Oeſterreich iſt in die Alte Stadt und vierunddreißig Vorſtädte eingetheilt, hat viele öffentliche Bauten und ſchöne Paläſte" — ſo lautet der Anfang einer Beſchreibung Wiens in einem Geographiebuche, welches allen denen zu empfehlen iſt, die Wien gründlich ſtudiren und — nicht kennen lernen wollen. Denn wo ſteht in dem Buche etwas vom Tandelmarkt? Und was kennt man von Wien und wie will man es verſtehen, ohne den Tandelmarkt ſtudirt zu haben?

Die Peterskirche in Rom iſt ſchön in ihrer Art; die Pyramiden am Nil wunderſam in der ihrigen, der Louvre in Paris ſteht in ſeiner Art einzig da: ſo iſt in Wien der Tandelmarkt in ſeiner Art unvergleichlich. Es gibt in allen Städten: London, Paris, Hamburg, Berlin, Straßen, Plätze und Märkte, wo mit alten Kleidern gehandelt wird; aber wo in aller Welt gibt es in einer Stadt ein Städtchen, welches mit Lumpen handelt? Der Tandelmarkt in Wien iſt in unſern Augen das Ideal von einem Trödelmarkt! Sieht doch das ganze ſonderbare Häuſerconglomerat nicht anders aus, als ſei es durch jahrelangen Gebrauch der Menſchen abgenutzt und ſchäbig und hier beiſeite geworfen worden wie ſo viele der Gegenſtände, die in ihm zum Verkaufe ausgeſtellt ſind. Auch die Lage des Marktes iſt unvergleichlich, ſie iſt idylliſch zu nennen. Auf der einen Seite iſt ſie beſchützt durch eine lange Kaſerne, auf der andern

Seite durch das unreinliche Wienflüßchen, ſcheint auch noch auf eine lange Reihe von Jahren allen vorwitzigen und unüberlegten Angriffen bauſüchtiger Fortſchrittsmänner widerſtehen zu wollen. Vielleicht hat der Tandelmarkt von dem Beſtehen ſolcher Abſichten eine Ahnung, denn wozu ſollte er ſonſt eine ſolche Maſſe alten Eiſens als erſte Bruſtwehr vor ſich aufgepflanzt haben? Hat man dieſen für Stiefeln und Beinkleider gefährlichen Wall glücklich überwunden, ſo gebrauche man die Vorſicht, einen Faden an den Eingang zu befeſtigen, um ſo, des Rückzugs ſicher, wie ein anderer Theſeus in das Herz des Labyrinths zu dringen. Mit Ehrfurcht betrachte man die altersgrauen Firmen: „Zum Stiefel", „Zur Brezel", „Zum grünen Adler", dann erſt weide man ſich an den Herrlichkeiten, welche ringsum aufgeſtapelt ſind! Da iſt alles, „was das Herz ſich wünſcht, was der Sinn begehrt", im Ueberfluß vorhanden. Schuhe und Stiefeln marſchiren regimenterweiſe auf; die Beinkleider hängen wie Laub an den Bäumen und die Röcke ſind der Zahl und der Façon nach gleich unbeſchreiblich. Wünſcheſt du einen Frack, oder Paletot, oder einen Pelzrock, oder eine Generalsuniform? Suchſt du eine Livree für deinen Bedienten oder einen Staatsrock aus dem vorigen Jahrhundert zu einer Maskerade? Der Eigenthümer der Firma bedient dich in allem auf das zuvorkommendſte, er will dem Rufe derſelben nichts vergeben, denn ſie iſt ſein Stolz. Sie iſt bekannt bei allen Hauſirjuden und Induſtrierittern in ganz Wien wie die Firmen der erſten Bankhäuſer in der Finanzwelt. Wie ſicher ſein Blick und ſein Urtheil iſt in der Taxirung jedes einzelnen aus dieſem Wuſt von herrlichen Gegenſtänden, die man kurzweg ſo verächtlich mit Trödel bezeichnet! Noch ſicherer aber iſt das Auftreten des ſchönen Geſchlechts, welches auch, wahrſcheinlich in richtiger Erkenntniß ſeiner Befähigung für Handel und Wandel, ſtärker vertreten iſt. Wie große Spinnen im Hintergrund ihrer Netze lauern die Damen auf arglos umherſtreifende Bauern, welche von ihren Fäden, d. h. von ihren alten Kleidern, umſtrickt ſind, ehe ſie ſich deſſen verſehen. Uebrigens iſt kein geſchäftig lautes Leben auf dieſem Markte, kein Handel, in welchem die Parteien derb und entſchieden zu Werke gehen; das ganze Treiben hat etwas Geheimnißvolles, Gedrücktes. Die meiſten Käufer blicken ſich, bevor ſie die engen Gaſſen betreten, ſcheu um, als wäre es ihnen unangenehm, von jemand bemerkt zu werden; ſie ſtehen lange Zeit gleichgültig vor den Waaren und muſtern ſie gleichſam nur aus allgemeinem Intereſſe, als läge ihnen nichts ferner als die Frage nach dem Werth derſelben; wenn aber die Bahn frei iſt, laſſen ſie ſich in eine ſchüchterne Unterhandlung mit dem Verkäufer ein.

Gar ſeltſame Geſchichten, unglaubliche Dinge, komiſche und ernſthafte „Romane aus der Wirklichkeit" mögen dieſe Gaſſen und dunkeln, engen Gewölbe zu erzählen wiſſen; Novellen, voll von Geheimniſſen, wunderlichen Begegnungen, langjähriger Trennung und Wiederſehen unter durchaus veränderten Verhältniſſen. Mancher Lebenslauf beginnt an dieſem Orte, gelangte draußen zu Ruhm und Glanz und endigt wieder hier, wo er angefangen. Die Trödelmärkte werden die Begräbnißſtätten der Moden genannt; man kann ſie ebenſo gut Auferſtehungsorte heißen. Wenn eine arme, aber umſichtige Mutter ihrem Söhnlein zum Eintritt in das Leben, etwa als Laufburſche oder Lehrjunge, ein angemeſſenes Sonntagshabit anſchaffen will, ſo hütet ſie ſich wohl, eins jener modernen Zwitterkleider zu kaufen, die beim Anrühren ſchon zerreißen wie Spinnengewebe — ſie hält ſich an die ſoliden, derben Producte der Nadel, durch welche die Meiſter des vorigen und noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts zu hohem Ruhm gelangten. Die Dirne, welche in irgendeinem Dorfe Böhmens oder in einer Hütte der Puſzta geboren, wählt hier zu ihren Vergnügungsfahrten einen auffallenden, großblumigen Seidenſtoff, der vor zwanzig Jahren vielleicht eine Fürſtin geſchmückt hat. Eine Fürſtin? Blickt nur aufmerkſam in dem bunten, aus tauſend namenloſen Dingen zuſammengeſtellten Kram umher! Die verblaßten Roben, die altmodiſchen Mantillen mit den ſchweren Stickereien, die Blumen, Federn und Perlen dieſes alten Haarſchmucks und dort die glänzenden Galaröcke, die Helme und Federbüſche, können ſie nicht in fürſtlichen Prunkgemächern geglänzt haben? Begreiflicher findet man es, daß die weniger vornehme Schauſpielerwelt den Tandelmarkt als Ablagerungsplatz für ihren abgenutzten Flitter und Tand erwählt; hier kann er, der ſo oft auf den Bretern getäuſcht hat, noch einmal einen unbedachten Käufer in der Wirklichkeit hinters Licht führen.

Für jemand, der in Wien von Langeweile geplagt wird, gibt's kein beſſeres Mittel zur Zerſtreuung als einen Gang durch dieſe Gaſſen. Welch unerſchöpfliche Fülle von Betrachtungen drängen ſie dem Umherwandelnden auf! Den engliſchen Humoriſten Dickens regte der Gang über einen Trödelmarkt zu einer wunderlichen Phantaſie an. Er ſah vier Anzüge nebeneinander hängen, welche in vier verſchiedenen Lebensperioden ein und demſelben Menſchen angehört hatten: die Kinderhöschen, in welchen der Knabe auf der Gaſſe herumgelungert und von der Mutter verhätſchelt worden war; den Anzug, in welchem er als Laufburſche die erſte „Stellung" in der Welt eingenommen, und daneben den fadenſcheinigen Modeanzug, in welchem der müßiggängeriſche Jüngling ſich in ſchlechter Geſellſchaft umhergetrieben hatte. Ein grober Kittel mit einem abgenutzten baumwollenen Halstuch machten den Beſchluß; ſie begleiteten ihn in das Gefängniß, zur Deportation oder zum Galgen. Ich fühlte mich, als ich das letzte mal den Trödelmarkt beſuchte, zu Gedanken und Bildern ſo trauriger Art nicht aufgelegt. Vielmehr beſchloß ich, auf demſelben ein beſonderes Feſt zu feiern, wie er es zweifelsohne noch nicht erlebte. Das ganze Lumpenſtädtchen, vom letzten Nagel bis zum herrlichſten Feſtkleid, nahm ich in Beſchlag und rief aus allen Straßen und Winkeln

der weiten Kaiſerſtadt alle herbei, welche durch Unglück oder was immer für Gründe obdachlos und halb entblößt umherirren. Männer und Frauen aus allen Ständen kamen herbei, um an dieſem Benefiz ihr Theil zu haben. Entlaſſene Beamte und Soldaten; verunglückte Studenten und Künſtler; Leute, die von der Zeit reden, wo ſie in Equipagen fuhren, und dienſtſuchende Kellner; unglückliche Männer, die einſt mit Titel und Orden geprahlt, und Burſche, die nur für und nur vom „Fechten" leben; dunkle Exiſtenzen, die ſelbſt kaum zu wiſſen ſcheinen, „von woher und wohin", und verzweifelte Verbrecher, die verfolgt ſind von dem Geſpenſt einer Frevelthat und immer doch bereit, eine neue zu begehen. Und in langen Scharen kommen die Weiber daher, von den Ufern des Wienfluſſes, unter den Brücken hervor, aus dumpfen Kellerwohnungen herauf, die ſelbſt für die Ratten zu ungeſund erſcheinen. Manches Weib, welches bereits dem Donaukanal zueilte, einen Säugling an die Bruſt drückend und einen verzweifelten Blick zurückwerfend — es kehrt zurück und ſtreckt die gierige Hand nach den Gaben aus. Hier wählt ſich der eine, vorſorglich des Winters gedenkend, einen warmen Ueberzieher; ein anderer zieht, einem leichtſinnigern Gefühl nachgebend, einen halbmodernen Anzug vor, in dem man ſich noch anſtändig auf der Promenade zeigen kann; ein Sohn Slawoniens, der nie einen Schuh am Fuß gehabt hat, wählt ſich ein Paar ſchöner Reiterſtiefeln, und ein Halbwilder aus den ungariſchen Karpaten ergreift ſchmunzelnd eine alte Flinte. Eifriger noch als die Männer, aber ſtreitend und zankend, gehen die Weiber zu Werke. Die Hüte, Hauben, Shawls, Reifröcke, Mantillen, Seidenſchuhe, Sonnenſchirme, Pelze, Kragen, Bänder und Spitzen ſind im Augenblick vergriffen. Schon ſind alle Buden geleert — nur dort in einem Winkel bleibt etwas zurück — es ſind einige Bücher. Ich nehme eins auf: „Echtes und wahres Traumbuch." Der Aerger, den mir der Titel verurſacht, weckt mich aus meiner eigenen Träumerei.

Die Kaiſer-Dahlia.

Faſt ſcheint es, als hätte die Natur in dieſer Zeit, wo Mexico ſich zu einem conſtitutionellen Kaiſerſtaat umzuformen beginnt, auch ihrerſeits auf eine neue Blüte geſonnen, um ſie dem neuen Herrſcherpaar als Huldigung darzubringen. Die Naturforſcher haben deshalb die neue Blüte Dahlia imperialis getauft.

Wer ſollte es glauben, daß in dem ſo vielfach durchforſchten Lande Mexico ſich den Reiſenden gerade dieſer Phönix der Blütenwelt entzogen! Dr. Rözl, der ſchon jahrelang die mexicaniſchen Fluren durchſtreift, hat dieſe Blüte zuerſt entdeckt.

Die Dahlia imperialis, eine Georginenart, hat glockenartige, weißen Lilienblüten ähnliche Blumen von großem Umfang. Wer die Tropenwelt kennt, weiß, daß die Pflanzenwelt Mexicos überreich an eigenthümlichen, grotesken und mächtigen Formen iſt. Aus dieſen Landſchaften ſtammen die vielgliederigen Familien der Cacteen, die in wunderbarem Blütenglanz und phantaſtiſchen Blattformen an Märchenerſcheinungen erinnern; iſt es doch, als habe ſich ein Heer krummbeiniger und vielarmiger Gnomen mit den als Blüte erſcheinenden Feen vermählt, ſo dick und ungeſtalt ſind die mit rauhem Haar beſetzten Blätter, ſo prangend, wenn auch duftlos, die Blüten. Mexico bietet dem Botaniker und dem Laien mehr als alle andern außereuropäiſchen Blumengebiete, ſo auch dieſe Dahlia, die bisher den Gelehrten wie den Ungelehrten unbekannt geblieben.

Da wir keine Illuſtration zu geben vermögen, ſo wollen wir mindeſtens das Bild, das Rözl von dieſer Blume entwirft, hier wiedergeben. „Dieſe neue Dahlia, die ſchon als Blattpflanze imponirt, wird ebenſo große Senſation erregen als ſeinerzeit die erſte einfache Georgine; ſie blüht in pyramidalen Blütenſtänden mit 150 — 200 großen, weißen, glockigen nickenden Blüten, ähnlich einer Yucca oder einer rieſigen weißen Lilie. Ich halte ſie für die ſchönſte und werthvollſte meiner Einführungen; ſie wird den ſtolzen Namen der kaiſerlichen Dahlia hoffentlich auch in europäiſchen Gärten vollſtändig rechtfertigen."

Die erſte Sendung, aus 200 Knollen beſtehend, ging an Ortgies, Inſpector des Botaniſchen Gartens zu Zürich. Die Wurzeln glichen bei etwas längerer Form genau den Georginenknollen. Eingeſetzt erreichen ſie bald eine Höhe von 5 — 6 Fuß. Das dreifach gefiederte Blatt vom ſchönſten, wie der Gärtner ſagt: „freudigſten Grün", macht, daß ſie auch ohne Blüte unter den Blattpflanzen keine verächtliche Rolle ſpielen würde, um ſo weniger, da ſie ihre untern Blätter nicht verliert. Entwickelt ſie nun aber erſt ihre pyramidalen Blütenriſpen, reich bedeckt mit großen weißen Lilienglocken, ſo tritt ſie uns als die prächtigſte der jetzt ſo beliebten Decorationspflanzen entgegen, die das neubegründete mexicaniſche Kaiſerreich in unſern Gärten als anmuthsvollſte Geſandtin zu vertreten beſtimmt ſcheint. Hat doch ſchon der Handelsgärtner Bahlſen in Erfurt die Kaiſer-Dahlia am 19. März dieſes Jahres zum Kauf angeboten, ſechs Stück Knollen für fünf Thaler.

Beſchlüſſe des erſten Deutſchen Journaliſtentags.

In der Hoffnung, daß die folgenden Beſchlüſſe des erſten Deutſchen Journaliſtentags, der in Eiſenach am 22. Mai 1864 abgehalten wurde, nicht nur unſere Mitarbeiter, ſondern auch unſere Leſer intereſſiren dürften, theilen wir dieſelben ihrem Wortlaut nach hier mit.

I. In Bezug auf die Bundespreßgeſetzgebung.

„Der erſte Deutſche Journaliſtentag erklärt folgende Sätze für die nothwendigen Grundlagen einer rechtlichen Stellung der Preſſe und fordert alle deut-

schen Zeitungen und Zeitschriften, alle Volksvertretungen und sonstige Organe der öffentlichen Meinung auf, für deren Geltendmachung mit allen Kräften zu wirken: 1) strenge Ausschließung jeder Präventivmaßregel, also insbesondere jeder Art von Concessionen, desgleichen der Einreichung von Pflichtexemplaren vor der Herausgabe eines Preßerzeugnisses und der Cautionen; 2) strenge Ausschließung jedes administrativen Ermessens, insbesondere jeder Art von Verwarnungen und darauf gegründeter Unterdrückung eines Blattes; Ausschließung jeder polizeilichen Beschlagnahme; 3) vollständige Unabhängigkeit der Gerichte, volle Oeffentlichkeit und Verweisung der Preßprocesse vor die Geschworenengerichte; 4) Anwendung der allgemeinen Strafgesetze und Rechtsgrundsätze auch auf die Presse unter Ausschluß jeder Art von Specialgesetzgebung."

Im Anschluß hieran wurde fernerweit beschlossen: „Der Deutsche Journalistentag beauftragt den Ausschuß, ohne Verzug eine übersichtliche Darstellung der seit einigen Jahren in Nassau geübten beispiellosen Behandlung der Presse abfassen zu lassen und für deren Verbreitung durch ganz Deutschland Sorge zu tragen."

II. In Bezug auf das Verhältniß der Tagespresse zu den Postanstalten.

„Die Herren Engel und Scherer in Frankfurt am Main mit Ausarbeitung einer der nächsten Postconferenz zu überreichenden Denkschrift über den Gegenstand zu beauftragen und denselben die bei den Verhandlungen darüber vorgebrachten Beschwerden, Wünsche und Vorschläge als mit zu berücksichtigendes Material zu überweisen." (Es dürfte im Interesse der Tagespresse liegen, daß auch von anderer Seite her den beiden genannten Herren rechtzeitig derartiges Material zur Benutzung zugemittelt wird, und es steht nicht zu bezweifeln, daß jede solche Mittheilung von Mitgliedern des Journalistentags, oder auch von Nichtmitgliedern, auf bereitwillige Berücksichtigung und eventuelle Verwerthung zu rechnen hätte.)

III. In Bezug auf den Zeitungsstempel.

„In Erwägung: 1) daß es eine Ungerechtigkeit ist, die periodische Presse, welche die Aufgabe hat, den öffentlichen Interessen zu dienen, und welche eins der wichtigsten Mittel der Volksbildung ist, als eine Steuerquelle auszubeuten; 2) daß durch den Zeitungsstempel die periodische Presse in ihrer Entwickelung gehemmt und daß hierdurch eine ganze Reihe von Erwerbszweigen schwer beeinträchtigt wird; 3) daß Zeitungen und Zeitschriften ohnehin durch den in Deutschland im Vergleich zu andern Ländern übermäßig hohen Postaufschlag einer bedeutenden Steuer unterworfen sind; 4) daß die Besteuerung von Preßerzeugnissen des deutschen Auslandes eine Uebergangssteuer bildet, welche dem Wortlaut der Zollvereinsverträge zuwiderläuft, erklärt der Deutsche Journalistentag: «Es ist die Pflicht der deutschen Volksvertretungen sowie der deutschen Presse selbst, mit allen Mitteln für die Abschaffung des Zeitungsstempels in allen deutschen Staaten zu wirken.»"

IV. In Bezug auf die Nachfrage und das Angebot von Redacteuren.

„Den Ausschuß zu bevollmächtigen, die Nachfrage nach und das Angebot von Redacteuren bei sich zu centralisiren und von Zeit zu Zeit in der Presse bekannt zu machen, daß alle Zeitungsverleger, welche Redacteure suchen, und alle Personen, welche Beschäftigung bei Redactionen suchen, ihren Wunsch dem Ausschuß mittheilen sollen, welchem letztern es vorbehalten bleibt, eine Vertrauensperson mit dem betreffenden Briefwechsel zu beauftragen." (Der Ausschuß hat Herrn Max Wirth, Herausgeber des „Arbeitgeber" in Frankfurt am Main, den Urheber des dem obigen Beschlusse zu Grunde liegenden Antrags, mit der Entgegennahme und Vermittelung der bezüglichen Gesuche betraut und sind daher bis auf weiteres an diesen alle diesfallsigen Mittheilungen zu richten.)

V. In Bezug auf die Begründung von Lebensversicherungs- und Altersversorgungsanstalten für Journalisten.

1) „Der Ausschuß möge den Entwurf des Referenten (Herrn Giebe von Frankfurt am Main) zum Druck geben und an die Mitglieder des Journalistentags sowie an die Versicherungsgesellschaften zur Begutachtung übersenden; 2) eine Commission (bestehend aus den Herren Giebe, Max Wirth, H. Becker, Labes und Leuschner) werde bevollmächtigt, unter Berücksichtigung der eingegangenen Gutachten einen Vertrag mit einer Versicherungsgesellschaft abzuschließen."

VI. In Bezug auf den Nachdruck in Zeitungen und Zeitschriften.

1) „Der Journalistentag erklärt seine Zustimmung zum §. 4 des Entwurfs eines gemeinsamen Bundesgesetzes zum Schutze der Urheberrechte an literarischen Erzeugnissen und Werken, welcher lautet: «Der Abdruck von einzelnen Leit- und Correspondenzartikeln aus einer Zeitung in eine andere wird nicht als Nachdruck behandelt, selbst wenn sie literarische Erzeugnisse sind. Das Abdrucken derartiger Zeitungsartikel, ebenso von Originaltelegrammen einer Zeitung in andern Zeitungen, ohne Angabe der Quelle, wird jedoch auf Verlangen des Zeitungseigenthümers mit einer Geldstrafe bis zu 20 Vereinsthalern bestraft», unter der Bedingung, daß die Angabe der Quelle eine deutliche sei; 2) derselbe wünscht in das betreffende Gesetz folgenden Zusatz: «Jeder Redaction steht es jedoch frei, für irgendeinen bestimmten Artikel ihres Blattes den Abdruck in andern Zeitungen zu untersagen.»"

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 31. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Des unseligen Jakob seliges Ende. Theaternovelle in drei Kapiteln nach einer wirklichen Begebenheit. Von M. Solitaire. (Drittes Kapitel. Ein verhängnißvoller Sonntag-Abend.) — Die Mormonen. IV. — Zur Geschichte des Postwesens. Von F. Philippson. I. — Albanesische Volkslieder in den Albanesercolonien Siciliens. — Lob und Tadel. Gedicht von Otto Buchwald. — Beiblatt: Der Sturm auf Alsen. — Die Naturwissenschaften in Deutschland während des 17. Jahrhunderts. — Neue Romane.

Des unseligen Jakob seliges Ende.

Theaternovelle in drei Kapiteln nach einer wirklichen Begebenheit.

Von M. Solitaire.

Drittes Kapitel.

Ein verhängnißvoller Sonntag-Abend.

Als am Sonntag Morgen in Uebelsäcken die an alle Straßenecken geklebten Zettel verkündeten, daß ein Mitglied des riesengroßen Theaters von Pesth den Uebelsäckenern etwas vorzuspielen sich befleißigen wolle, da war die ganze Stadt in der wunderbarsten Aufregung, und nach dem Schlusse der Vormittagskirche, der um 11 Uhr stattfindet, zogen ganze Schwärme von Leuten in die verschiedenen Billetsverkaufstellen, um sich eines Platzes zu vergewissern. Und nachmittags schon von 3 Uhr an zogen die schwarzen schaufpielburstigen Massen in das Theater, das, wie schon erwähnt, hinter Auerhahn's Wohnung in einem ziemlich geräumigen und nicht unangenehmen Garten gelegen war. Die Atmosphäre war drückend heiß, keine Luft rührte sich; nur zuweilen wehte ein von der Oberfläche des Flusses herkommender Hauch und wirbelte auf der Chaussee mächtige Staubwolken auf, die dann auf den Blättern der wie verschmachtet und verdürstet dastehenden Bäume sich niederließen. Der zum Vollwerden sich neigende Mond zeigte ein dunkelrothes, wie zornglühendes Angesicht und finstere Wolkenchöre lagerten ringsum über Höhen und Thälern. Seligmann war den ganzen Tag wie im Traum mehr gehüpft als gewandelt. Es kam ihm gar so lächerlich, unmöglich vor, daß es ihm endlich einmal beschieden sein sollte, in etwas anderm vor dem Publikum zu stehen als im schändlichen „Heimann" oder im verwünschten „Kluck"; es kam ihm so lächerlich vor, daß er heute wieder einmal dramatisch brüllen und tragisch toben sollte, daß ihm ein Wunsch sich erfüllte, nach welchem er so lange Jahre, in Bezug auf Gewährung, vergeblich getrachtet. Und so mochte es denn gekommen sein, daß er im Uebermaß seines Glücks sich nicht zu zähmen und zu bändigen vermocht und daß er hier und da wol eine und die andere stärkende und erfrischende Kleinigkeit zu sich genommen hatte. Uebrigens hatte er bei Kräuselmeier ein kleines, einfaches Abendessen bestellt; selbiges wollte er, nachdem alles vorbei war, in Gesellschaft seiner Tochter Rachele, die sich nur abends auf der Straße sehen ließ, verzehren. Aber trotz alledem mußte er sich, als er das Theater betrat, gestehen, daß er vollkommen nüchtern und durchaus zurechnungsfähig war. Im Theater wühlte und wirbelte mit der Geschäftigkeit eines

gereizten Ameiſenhaufens die dunkle Maſſe eines der Dinge, die da kommen ſollen, begierigen Sonntagspublikums durcheinander. Die Kapelle der rothen Huſaren, die am Orte lagen, paukte und ſchmetterte luſtig darauf los, bis denn endlich ſo um die ſechste Stunde die Glocke erſcholl, welche die Leute aus dem Garten zuſammenrief, bis das feinere Stimmchen des Bühnenglöckchens ertönte und bis der kräftige Fußtritt, den der Regiſſeur den Bretern verſetzte, die die Welt bedeuten, das Zeichen zum Aufrollen des Vorhangs gab. „Ha!“ machte das zahlreiche Sonntagspublikum, denn ein Sonntagspublikum macht immer „Ha!“, wenn der Vorhang aufgeht oder wenn eine Couliſſe verſchoben wird; und ſo war es dem wackern Fräulein Reichmeier vergönnt, ſich tragiſch zu entwickeln. Der erſte Act war vorüber; er hatte mehr Erſtaunen, mehr Verwunderung als wirklichen Antheil erregt. Auch war es übel aufgefallen, daß Auerhahn als Don Valeros, im prachtvollſten Coſtüm des ſpaniſchen Granden, mit dem ſchwer ins Gewicht fallenden Orden vom Goldenen Vließ um den Hals, ſich während des erſten Acts mehr als nöthig geweſen in der Couliſſe gezeigt, auch mehrmals, ſeiner Eitelkeit freien Lauf zu laſſen und ſeine ſchöne Männlichkeit geltend zu machen, durch die Baumgänge gelaufen war. Doch nun kam der zweite Art, der endlich das dramatiſche Wunderthier aus dem fernen Peſth, den vielberühmten Jakob Seligmann, zur Anſchauung bringen ſollte. Der Vorhang rollte auf: Hugo, in reicher Hausklеidung, ruht auf einem Sofa. Auf den Tiſchen ſtehen tief herabgebrannte Kerzen. Nach einigen Secunden tritt Jerta ein. Im Theater iſt es ſo ſtill, daß man es deutlich vernehmen kann, wie der Hauch des Abendwindes in den Blättern der dem Parterre naheſtehenden Bäume rauſcht. Jerta mit einem mehr als zweifelhaften Blick auf ihren Hugo-Seligmann beginnt nach längerer Pauſe:

Wilder, ſchweißbefleckter Jäger,
Biſt du endlich ſichtbar worden?!

Doch kein Hugo rührt ſich — er bleibt ſtumm wie der Tod, und unſchöne, der Poeſie ſehr fern ſtehende Töne künden in deutlichſter Weiſe, daß der wilde, ſchweißbefleckte Jäger in dem Herrn entſchlafen iſt. Und nun tobt das viermalhundertköpfige Ungeheuer, das übelſäckener Sonntagspublikum, in mehr als entſetzlicher Weiſe auf: „Einen Eimer kalt Waſſer auf den Kopf dem alten Burſchen!“ Und: „Reitpeitſche, Reitpeitſche hat er verdient!“ ſo dröhnte es von der andern Seite, bis denn endlich Auerhahn, blutroth vor Zorn, hervorſtürzte und wüthend rief: „Vorhang herunter! Vorhang herunter!“ Das Sofa wurde in die Couliſſe geſchoben mit ſammt dem zu ſo unpaſſender Zeit feſt Entſchlafenen und wieder ging der Vorhang auf, und der Herr Regiſſeur Löwe trat als Reitknecht Holm heraus, zeigte eine ſehr zerknirſchte Miene und meldete, ein hochgeehrtes Publikum inſtändigſt um Verzeihung bittend, daß wegen plötzlichen Erkrankens des Herrn Seligmann vom Stadttheater zu Peſth nicht weiter geſpielt werden könne, daß die Vorſtellung der Müllner'ſchen „Schuld“ abgebrochen werden müßte und daß man ſtatt deſſen, falls ein hochgeehrtes und verehrungswürdiges Publikum nur ſich ſo geneigt zeigen möchte, ſich einen Augenblick ruhig zu verhalten, erſuchen würde, hochdaſſelbe mit dem ſo beliebten „Vetter“ von Benedix zu erfreuen. Worauf der kleine Löwe ſtumm ringsum ſchaute, ſeine Mähne ſchüttelte und verſchwand. Doch nun folgte eine ganz unbeſchreibliche Scene hinter den Couliſſen. Auerhahn ſchäumte vor Wuth; er riß den Orden vom Goldenen Vließ von ſeiner Bruſt und warf ihn der Elvira Reichmeier ins Geſicht, daß der würdigen Mimin das Blut aus der Naſe floß. Dann zog er ſein ſpaniſches Schwert und los ſtürzte er auf den unſeligen Hugo, der zwar erwacht war, aber mit gläſernen und verwunderten Augen um ſich blickte. „Zieht dem Buben, zieht dem Trunkenbold die Narrenjacke aus!“ ſo tobte er. „Haltet mich, daß ich ihn nicht ermorde, den elenden Wicht! Zieht ihn aus und werft ihn hinaus! Die Hunde ſollen ihn freſſen, den erbärmlichen Landſtreicher!“

Jerta ſtand im Winkel und weinte ſtill. Mütina, die ſonſt ſo zungenbereite und ſchlagfertige, war vor Ueberraſchung und Mitleid ſtumm und ſtarr geworden. Das arme Kind in dem ſchönen Coſtüm des ſpaniſchen Knaben, den ſie hatte darſtellen ſollen, war in die Knie geſunken. Der Unterſtab des Theaters war indeſſen eifrig bemüht, den unſeligen Greis den körperlichen Mishandlungen Auerhahn's zu entziehen und ihn, nachdem ſie ihn umcoſtümirt hatten, hinauszuſpediren. Doch konnten ſie es nicht hindern, daß Auerhahn in einem neuen Wuthanfall nicht auf ihn zuſprang und ihm einen Fauſtſchlag auf die Wange verſetzte. Und ſo erblickte ſich der unglückliche Mime herb geweckt aus ſeinen Träumen

die doch gewiß roſiger Natur geweſen waren, geſtoßen, geſchmäht, verhöhnt, ehe er ſich's verſah, auf der Landſtraße einer Lindenallee, die hinten um den Garten herumführte. Mehr todt als lebendig, die bitterſte Verzweiflung im Herzen, knirſchend vor Wuth über die ihm widerfahrene Unbill, ſo taumelte er dahin, bis ihn ein plötzlicher, heftig niederrauſchender Platzregen, der von einzelnen Donnerſchlägen begleitet war, zwang, in Kräuſelmeier's Garten, deſſen Hinterthür offen ſtand, Obdach zu ſuchen. Hier herrſchte fröhliches Leben, und die Schläge, die an den Zapfen eines alten Faſſes geführt wurden, tönten gar heiter und verheißungsreich für durſtige Kehlen in den dunkel einſinkenden, herrlich blauen Gewitterabend. Doch Jakob floh abwärts; er hatte ein heimliches Plätzchen in dem Garten kennen gelernt, der des Abends, weil es etwas feucht dort war, kaum benutzt wurde. Es war eine aus mooſigen, mit Epheu umſchlungenen Granitblöcken erbaute Grotte am Rande eines kleinen Weihers, der von einer Gruppe alter Trauerweiden, die ihre ſchweren, durſtigen Wipfel bis in das Waſſer hinabhängen ließen, umſtanden wurde. In der Grotte befand ſich ein runder Tiſch mit ſteinerner Platte, den das Alter und die Ungeſtörtheit, in der er die langen Jahre verlebt hatte, etwas ſchief auf die Seite geſetzt. Um den Tiſch lief eine runde, ſogenannte Naturbank, denn ſie war aus birkenen Aeſten conſtruirt, die aber ſämmtlich ſchon ſehr hinfällig und vermodert waren. Der über dieſer Scenerie hinter halbzerriſſenen, nachtſchwarzen Wolken hervor blutroth ſchimmernde und wie die Abſicht einer verhängnißvollen That im Buſen tragende Mond goß ſein räthſelhaftes Zauberlicht auf die Steintrümmer, in denen ein zerrütteter, ein zerfallener Menſch, um ſich zu ſchützen vor dem Regen des Himmels, eine letzte Zuflucht geſucht hatte. Weil Jakob ſeiner Rachele verſprochen hatte, ſie hier zu erwarten, beſchloß er, zu bleiben; er legte ſein Haupt auf die brüchige Armlehne der circulären Bank; er lauſchte auf das Getümmel der luſtigen und übermüthigen Welt da draußen und auf das melancholiſche Geräuſch der Regentropfen, wie ſie einzeln in das dumpfe Gewäſſer fielen, das düſter und ſchwarz zu ſeinen Füßen ſich ausbreitete. Da tönten raſche, ſtampfende Schritte! Der Schein einer Laterne fiel über die Scene und der kleine Regiſſeur Löwe in Hut und Regenmantel, von einem gewaltigen Regenſchirm außerdem wohl bedacht, ſchüttelte ſeine trotzige, etwas feucht gewordene gelbe Mähne. Der ſchwermüthige Jakob fuhr in die Höhe, als er die Tritte hörte und der grelle Schein der von Löwe getragenen Laterne unangenehm in ſeine Augen fiel.

„Gehorſamſter Diener, Herr Seligmann!" alſo ließ ſich das kleine Ungethüm vernehmen — „Der Herr Thürrector läßt Sie beſtens grüßen und Sie ergebenſt bitten, Sie möchten ihm doch die Ancreuhr mit der goldenen Kette, die Sie ihm heute abend geſtohlen haben, gefälligſt wieder zuſtellen oder aber das Saldo von zehn Friedrichsdor an den Uhrmachermeiſter, horologiſchen Künſtler, Herrn Henkelmann, da ſelbiger noch Valuta nicht empfangen hat, beſtens entrichten, widrigenfalls Er, nämlich der Herr Thürrector, ſich demnächſt ermüßigt ſehen dürfte, die Sache dem Herrn Staatsanwalt allergehorſamſt zu übergeben und die Verhaftung von Euer Wohlgeboren allerergebenſt zu veranlaſſen!"

Jakob fuhr auf: „Ein Dieb ſoll ich ſein? Ich ein Dieb! Ich ſoll geſtohlen haben, Löwe? O, ſchämt Euch, Löwe! Es gab einmal eine Zeit, da ich jedem, der mir mit ſolchen Redensarten gekommen, ſofort den Schädel zertrümmert hätte! Schade nur, daß Sie Löwe heißen, Herr Regiſſeur! Hätten Sie einen andern Namen, ſo wäre ich ſo frei, Ihnen zu erklären, daß der Fußtritt, den Sie mir heute gegeben, zu den allerſchmerzlichſten gehört, der mir in meinem elenden, leidensvollen Daſein überhaupt verabreicht worden!"

„Und doch", verſetzte der kleine Mähnenſchüttler mit kaltem Hohn, „muß ich bei meinem Verlangen beharren und Euer Wohlgeboren, den, wie man zu ſagen pflegt, auf den Sand geſetzten Herrn Gaſtſpieler, bitten, einmal in die linke Taſche des Rocks, den Ihnen unſer Principal, der Herr Thürrector, zum Geſchenk gemacht hat, greifen zu wollen! Daſelbſt werden Sie wol die Uhr nebſt Kette, die Sie fälſchlicherweiſe zu entfremden ſich ermüßigt geſehen, gehorſamſt vorfinden!"

„Ihr quält mich zu Tode!" erwiderte ſtöhnend der unſelige Jakob und griff mit zitterndem Finger in die bezeichnete Taſche. Da war's, als hätte ihn die Schlange geſtochen, denn wahrlich! er brachte die Ancreuhr mit der ſchweren goldenen Kette hervor! Er war vernichtet. „Die Hölle", murmelte er, „hat ihre Hand im Spiel!" Stumm reichte er dem Regiſſeur die Uhr hin. Dann, nach einer langen Pauſe, in der ſchwere Thränen mit dem Gewicht und der Glut des geſchmolzenen

Bleies aus ſeinen ſchönen Augen ſtrömten, ſagte er: „Und ſo meldet Euerm Director, Löwe! Samiel ſelbſt muß mir das Kleinod in die Taſche des leidigen Kleids, das ich allerdings ſeiner Güte verdanke, geſteckt haben! Mein Herz weiß nichts davon! Und ſagt ihm, ich wäre ein elender Bettler geweſen und hätte mich heute als ſchwache, widerſtandsloſe, erbärmliche Creatur gezeigt, welche die Freude und ihr Rauſch, die der Schlaf und ſein Mohn tückiſch übermannt und dem Gelächter eines höhniſchen Publikums und ſeiner erbarmungsloſen Grauſamkeit preisgegeben; aber bittet ihn, zu glauben, daß ich niemals ein Dieb geweſen! Und ſo gute Nacht, Herr Löwe! Ich wünſche von Herzen, daß Sie noch recht glücklich ſein mögen!“

Löwe ſteckte die Uhr, die ſich im Wirrwarr des Abends irgendwie in Jakob's Taſche verloren haben mußte, nachdem ſie der ewig zerſtreute, eitle und ſtets ausſchließlich mit ſich ſelbſt beſchäftigte Auerhahn auf den Tiſch im Garderobezimmer gelegt, in ſeine Taſche, erſparte ſich alle weitern Redensarten, da er wirklich nicht wußte, was er ſagen ſollte, und verſchwand mit ſeiner Laterne und ſeinem philiſtröſen Regenſchirm aus grauer Baumwolle. Immer dunkler und gewaltiger wandelten die Wolkenchöre über den Himmel, immer dichter verhüllte ſich der Mond, immer reichlicher floß der Regen. „Es iſt mein Letztes!“ ſagte der verzweifelte Jakob, indem er mit beiden eiskalten Händen an ſeine brennende Stirn griff. „Ich, der ehrlichſte und freigebigſte aller Menſchen! Ich, ein ſchnöder, engherziger Dieb! Ich habe gebettelt, um das Leben meiner verzweifelnden Tochter zu friſten! Aber geſtohlen — Niemals! Ja! Chriſtian Grabbe, der auch gern dem lieben Gott ſeine Welt an den Kopf geworfen, hat wol recht, wenn er ſagt: «Wie das Meer, ſo wird das All von einem Malſtrom durchſtrömt! Einmal muß jedes, was da iſt, ihn durchkreuzen! Aber keins vermag es! So gehen denn die Millionen in ihm unter! Jedoch vor allem wehe uns, die uns der Mutterſchos an dieſem Erdball ausgeworfen hat, an dieſer Klippe in dem Ocean der Welten! Wer ihr naht, der iſt verloren!» Ja, verloren!“ fuhr Jakob nach langem, trübem Sinnen fort. „Und es bleibt nur das Sterben! So will ich denn ſterben aus dem einfachen Grunde, weil ich ſterben muß!“

Da tönte abermals ein ſich nähernder Tritt. Voran hüpfte ein kleines ſchwarzes Hündchen, das an eine breite rothe Schnur geknüpft war. Die Schnur ruhte in der Hand eines jungen Weibes von hoher, imponirender, mächtiger Geſtalt. Das Weib war Rachele, die unglückliche Tragödin, Jakob's blinde Tochter. Ein Shawl aus dunkelgelber Seide, aus dem der Regen niedertroff, war turbanartig um das ſchöne, marmorne Haupt und die braunen, an ihm niederfließenden Locken gewunden. Ein voller Strahl des Mondes floß aus einer geſpaltenen Kluft der unverdroſſen regnenden Wolken auf das bleiche Angeſicht, dem die ſtarren, geblendeten Augenſterne mit den langen, wie ſchattenwerfenden Wimpern und den zartgeſchwungenen Brauen, wie man ſie auf Antlitzen von Wachsfiguren zu ſehen gewohnt iſt, einen geſpenſtigen Ausdruck verliehen. So ſtand ſie da, die einſt von ganz Deutſchland gefeierte, jetzt zu nichts anderm mehr als dem Untergang beſtimmte Tragödin: ſo ſtand ſie da in der troſtloſen Regennacht, anzuſehen wie eine Göttin der Verzweiflung. Das kleine Hündchen, das ſeiner Naſe und ſeiner Neigung gefolgt war, hatte ſie an den richtigen Ort geführt.

„Guten Abend, mein theurer Vater!“ ſo ſprach das unglückliche, blinde Kind. „Nun, wie iſt dir der Abend, auf den du ſanguiniſch alle deine Hoffnung geſetzt, bekommen?“

„Schlecht, recht ſchlecht, Rachele!“ entgegnete grollend der Alte; „ſo ſchlecht, daß wir am beſten thun, wenn wir uns heute Abend ſchon wieder auf die Wanderſchaft machen! Dieſer Auerhahn iſt ein abſcheulicher Phariſäer! Es iſt mir recht trüb gegangen, meine Tochter! Die Uebelſäckener haben für zweckmäßig erachtet, mich auszupfeifen, und Auerhahn hat ſeine Haud wider mich erhoben!“

„So!“ ſagte Rachele; „dann iſt unſere letzte Hoffnung zertrümmert und wir wollen fort!“

„Ja, wir wollen fort, gleich heute, hier von der Stelle!“ ſagte bedeutungsvoll Jakob. „Willſt du mit mir kommen, meine Tochter?“

„Gewiß!“ verſetzte Rachele. „Denn wo du bleibſt, da will auch ich bleiben! Wo du hingehſt, da will auch ich hingehen!“ ſagte ſie und nahm auf einem Plätzchen der Bank neben Jakob Platz, zu dem das inſtinctreiche Hündchen ſie durch Zerren und Bellen und freundliches Anſchmiegen getrieben. „Doch da iſt auch ein Brief an dich, mein Vater, den der Briefträger heute, nachdem du ins Theater gegangen, bei unſerer Wirthin für dich abgegeben! Ich glaube ſo nach meinem Gefühl muß der Brief von deiner Mutter kommen, wenn er auch voluminöſer iſt, als die

Briefe ſonſt zu ſein pflegen, die von dorther kommen."

Jakob nahm den Brief; er rief einen der heute vielbeſchäftigten Kellner des Hotels, der ihm auf ſein Verlangen eine unter Glasſchirm brennende Lampe und eine Flaſche Wein nebſt zwei Gläſern brachte. Auerhahn war trotz alledem großmüthig genug geweſen, die zehn Thaler Vorſchuß, die er dem Jakob auf ſein verunglücktes Gaſtſpiel geleiſtet, nicht zurückzufordern, und ſo hatte der Mime noch Geld, um den ſich in zweifelhafter Erwartung neigenden Kellner, der von dem Hündchen leidenſchaftlich angebellt wurde, zu bezahlen. Er bezahlte ihn. Und dann, im ungewiſſen Schimmer der Lampe, erbrach er den Brief. Die räthſelhafte Einlage war weiter nichts als ein einfaches Tuch aus gewöhnlicher feiner Leinwand, an den Rändern fein beſäumt geweſen. Und folgendergeſtalt ließ ſich die Schreiberin des Briefs, die tugendhafte Frau Seligmann, vernehmen:

„Inniggeliebter Herr Sohn! Liebwertheſter Herr Jakob Seligmann! Jedenfalls wird es Dir zu erfahren erfreulich ſein, daß demnächſt, und zwar im Verlauf der nächſten drei Wochen, mit meiner Lage eine bedeutende Veränderung geſchehen wird. Ich werde mir nämlich den Herrn Salomo Bimmelberger, den Generalagenten der amſterdamer Ehemanns-Beſchaffungs-Hauptverſicherungsgeſellſchaft, heirathen, und hoffe ich, daß Du, mein Sohn Jakob, gegen die Perſon des Herrn Salomo Bimmelberger nichts Namhaftes einzuwenden haben wirſt. Da ſich Herr Bimmelberger, ein Mann von kaum neunundzwanzig Jahren, dazu verſteht, ſein Leben mir, der greiſen, wenn auch noch immer begehrungswerthen und auch wol noch roſig und ſchelmiſch anſprechenden Wittib, zu weihen, ſo wirſt Du es ebenſo erklärlich als verzeihlich finden, daß ich Dich kraft der mir von Deinem Vater gewordenen unbedingten Vollmacht hiermit beſtens enterbe und meinen Bräutigam, den herrlichen Bimmelberger, zum Inhaber meines Eigenthums ernenne. Sollteſt Du fälſchlicherweiſe auf den Pflichttheil von einem Sechstel des Väterlichen, das Dir nach den Landesgeſetzen zuſteht, Dich ſteifen, ſo ſei wiſſend, mein lieber Sohn, daß Du trotzdem keinen Pfennig erhältſt! Denn Dein vagabundirendes Leben als Schauſpieler hat doch allzu viel, wenn auch nicht gerade mir, ſo doch Dir, gekoſtet! Und da es doch möglich geweſen, daß Du vor mir geſtorben wärſt und daß ich Dich überlebt hätte, ſo wirſt Du begreiflich finden, daß ich Dir das aus Deinem leichtſinnigen Wandel ſich ergebende Saldo in Rechnung ſtelle. Sollteſt Du Dich ermüßigt ſehen, eine Klage zu erheben, ſo klage nur in Gottes Namen! Bimmelberger iſt der Mann, der im Stande ſein wird, mit Klauen und Zähnen Dich abzuweiſen! Damit Du aber ſiehſt, daß ich Dir ſtets eine liebende Mutter geweſen, ſende ich Dir anbei als Inbegriff Deiner Erbſchaft das Schweißtüchlein, das ich oft genug, gerührt von Deiner mehr als koloſſalen Liederlichkeit, mit meinen Thränen beträufelt, wenn nicht durchfeuchtet habe. Thränen bedeuten ja Perlen, wie die Dichter eigentlich wol umgekehrt ſagen, und ſo kannſt Du Dir ja wol einbilden, Du habeſt ein Perlendiadem, wie es die alten polniſchen Judenfrauen tragen, von mir geerbt. Lebe wohl, mein Sohn Jakob! Ich brenne vor Verlangen, Dich nicht wiederzuſehen, und zeichne mich als Deine treue Mutter Rebekka, verwitwete Seligmann, verehelichte oder vielmehr verſprochene Bimmelberger. Murowana Goslin, im Großherzogthum Poſen, am 7. Auguſt 185."

Jakob, nachdem er den boshaften, hämiſchen Brief geleſen, blickte düſter vor ſich hin und ſagte nichts. Rachele hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt — ſie weinte ſtill und murmelte: „Die herbe Wahrheit ſtreift an die holde Poeſie: er hat's erreicht, das Ideal, das ſeinen Künſtlerträumen als ein unnahbares vorgeſchwebt! Er iſt der wahre König Lear, der verſtoßene, geſchlagene, hoffnungsloſe Greis auf der verwünſchten Heide!"

Da ſchlug Jakob mit der Fauſt auf den Tiſch; er trank ſchwer gedankenvoll ein Glas Wein; dann, während der Donner wieder ſeine Stimme erhob und wild zeternd grollte, während die Wipfel der Trauerweiden ſich ſchwer und wie von eherner Wucht gedrückt anseinanderbeugten, nahm er Rachelens Hand, führte ſie an ſeinen Mund, bedeckte ſie mit ſeinen Thränen und ſprach: „Wo du bleibſt, will auch ich bleiben! Wo du hingehſt, will auch ich hingehen! Denn deine Wege ſind auch meine Wege! Wie oft ſagteſt du dieſe Worte in den Tagen des Elends und der Trübſal, die über uns gekommen wie die Heuſchrecken aus der Wüſte! Willſt du dieſen deinen Worten treu bleiben, meine Tochter?" fragte der unglückliche Schauſpieler, indem er die holde Frauengeſtalt mit Inbrunſt umſchlang.

„Ja, Vater, ich will, ich will!" verſetzte ſchluchzend das blinde Kind.

„Auch wenn der Weg dunkel, troſtlos, unabſehbar iſt?“ ſprach Jakob weiter. „Wenn er in Gefilde führt, von denen keine Rückkehr möglich iſt?“

„Auch dann, mein Vater! Auch dann!“ entgegnete das arme Kind.

„Nun denn“, ſagte Jakob mild, „gib mir, was du haſt und was ich brauche! Ich hoffe, ein Theelöffel voll von dem Saft, den du in dem kryſtallenen Fläſchchen bei dir führſt, ſoll uns beiden bald über die finſtere Schwelle helfen, vor der ſich ſo viele der Sterblichen entſetzen! Es ſteht geſchrieben, Seneca hat's geſagt und Freund Müllner hat es ſeinem Trauerſpiel als Motto vorangeſtellt: daß es das Beſte iſt für die, die hier doch nichts taugen, keine Geltung erlangen können und überflüſſig ſind, wenn ſie wenigſtens es verſuchen, die Rückkehr in die ewige Heimat zu erlangen! Und ſo gib das Fläſchchen, Rachele! Aber, Medar, du mußt auch mit daran! Wir können dich, unſern einzigen Freund auf dieſer ſchnöden, ſchlechten Welt, in ihr nicht zurücklaſſen! Wedle nur, mein Hündchen! Medar kommt mit!“

Rachele hatte das Fläſchchen aus ihrem Buſentuch genommen — Jakob hielt es in ſeiner Hand. Heiß rollten die Thränen aus ſeinen Augen — denn es iſt immer ein ſchmerzlicher Gedanke, ſo wider ſeinen Willen aus dieſer Welt ſich herausgedrängt und vor die Thür geſetzt zu ſehen. Er füllte zwei Gläſer mit Wein und vertheilte in beide den Inhalt des Fläſchchens. Der Kellner hatte mit dem Wein, den er hingeſtellt, einige Zwiebäcke auf den Tiſch gelegt. Jakob nahm einen davon, zerbrach ihn, goß auf ein Fragment den Reſt des Inhalts des Fläſchchens — er hielt es dem Thierchen vor. Das kindiſche, äffiſche Ding beſchnupperte die verhängnißvolle Gabe; es fraß ſie und war todt. „Gute Nacht, meine Tochter!“ ſagte Jakob, indem er das Glas an ſeinen Mund führte. „Werden wir uns drüben wiederſehen?“

„Gewiß, mein Vater!“ erwiderte Rachele. „Und ſtoßen wir an! Genug für diesmal, bis wir uns wiederſehen!“

„O mein ſüßes, ſüßes Kind! Ich habe dich ſehr geliebt!“ ſo jammerte der Alte und ſank vornüber mit ſeinem grauen Kopf, nachdem er noch einmal herzhaft aus dem ſchrecklichen Glaſe getrunken hatte. Sie küßten ſich, während ſie ſtarben, der rathloſe Vater und die verwünſchte Tochter. Noch eine Weile grollte entſetzlich der Donner, dann zerſtoben die Wolken und lächelnd goß der in den Zenith getretene Mond ſeinen ſilbernen Frieden in das Angeſicht der beiden ineinander verſchlungenen Leichen.

Doch für Auerhahn hatte der plötzliche Todesfall die verhängnißreichſten Folgen. Jede Sympathie, deren die Leute in Uebelſäcken nur fähig waren, wandte ſich dem trüben Schickſal zu, das den Vater und die Tochter ereilt hatte. Es war ſeitdem, als wenn Auerhahn ein Fluch getroffen hätte. Die Uebelſäckener wollten nichts mehr von ihm wiſſen. Die kecke, lebensfriſche, reitluſtige Mütina ertrank beim Baden nach Verlauf von kaum vier Wochen nach dem hier erzählten, leider nur allzu wahren Ereigniß. Wir zwar achten die Dinge dieſer vergänglichen und flüchtigen Welt nicht genug, um überhaupt zu glauben, daß ein erhabeneres Weſen als wir ſich mit ihnen befaſſen, daß ein Ding, das man Vergeltung nennt, exiſtiren könne; dennoch kann niemand leugnen, daß nicht zuweilen wenigſtens entweder der Zufall ein ſeltſames Spiel treibt oder ein wach gewordener Dämon die Fäden, die er in ſeiner Hand hält, nur allzu wunderlich durcheinanderzerrt. So wurde Jerta, die Auerhahn's Schutzgeiſt geweſen, bald nach Mütina's Tod wahnſinnig und mußte auf Koſten einer Anzahl von Kunſtgenoſſen in einer Irrenanſtalt untergebracht werden. Der ſtolze und ſchöne Auerhahn, der gefeierte Heros der männlichen Kraft und Anmuth, mußte die Direction aufgeben. Er fühlte ſich glücklich, als Reiſender bei einer modernen Weinvergiftungsanſtalt unterzukommen, in deren Intereſſe er jetzt jährlich zweimal das deutſche Vaterland von Weſt nach Oſt, von Nord nach Süd durchkreuzt, und es bleibt nur zu wünſchen, daß er nimmer in den Fehler verfalle, um den er den armen Jakob ins Antlitz geſchlagen.

In einer von ſchlanken italieniſchen Pappeln dicht umſtandenen Schlucht des an einem dürren Sandhügel einſam gelegenen Judenkirchhofs von Uebelſäcken befinden ſich zwei Gräber dicht nebeneinander; die zwei Gräber, die die ſterbliche Hülle der beiden Pilgrime umſchließen, welche einſt ſo bedeutend waren auf dem Gebiet der echten und wahren darſtellenden Kunſt. Auf dem einen, dem längern der Gräber, ruht ein viereckiger Stein aus polirtem Granit, auf dem man die Worte lieſt: „Hier ruht ein Träger irdiſcher Leiden, den die arge Welt bis in ſein Grab ver-

folgte. Es muß ihm wohl ſein, nun, da es ihm vergönnt iſt, ſich auszuruhen; denn ſeine Laſt war nicht leicht!"

Und auf dem andern Stein ſtanden die Worte: „Eine Lilie kann nicht ewig leben! Jeder Augenblick iſt im Stande, die Stürme zu erzeugen, die ſie zerknicken!"

Die Mormonen.

IV.

Der Schnitt von Brigham's Haar brachte mich von ſeiner perſönlichen Beſchreibung ab. Um dazu zurückzukehren: ſeine Augen ſind von einem hellen Blaugrau, offen und geradeaus in ihrem Blick; ſeine Naſe eine ſchöngemeißelte Adlernaſe; ſein Mund ausnehmend feſt und in dieſem Ausdruck durch ein Kinn verſtärkt, welches beinahe ſo weit über den Reſt des Profils vorſteht wie das Charlotte Cuſhman's, aber nicht ſo auffallend, da es länger iſt als das ihrige; und er trägt einen ſchmalen braunen Bart, der unter dem Kinn zuſammmenſtößt. Ich glaube, ich hörte vom Kapitän Burton*) ſagen, daß er unregelmäßige Zähne habe, was ſein Lächeln unangenehm mache. Seit dem Beſuch des Kapitäns hat unſer allezeit wohlwollender Präſident Lincoln auch dem abgeholfen, indem er einen Herrn Fielter als Territorialſecretär hinausſandte, der nicht nur ein erfolgreicher Politiker, ſondern auch ein ausgezeichneter Zahnarzt war. Er ſicherte ſich Brigham's Dankbarkeit dadurch, daß er ihm ein ſehr ſchönes falſches Gebiß machte und allen ſeinen Favoritinnen ohne Zähne denſelben Dienſt erwies. Verſchiedene andere Apoſtel des Herrn verdanken Herrn Fielter ihre Fähigkeit, mit den Zähnen gegen die Heiden zu knirſchen. Die Folge davon war, daß er der populärſte (nicht zu den Mormonen übergegangene) Föderalbeamte wurde, der jemals nach Utah kam. Der Mann, der Gewalt über die Münder der Behörden erlangt, kann nicht verfehlen, über kurz oder lang auch ihre Lehren zu beherrſchen.

Brigham's Manieren überraſchen jeden, der weiß, daß ſeine Bildung in keiner andern beſtanden hat, als wie ſie einige Quartale der Gemeindeſchulenerziehung in Ontario County, im Centrum des Staats Neuyork, während der erſten Hälfte des Jahrhunderts gewähren konnten. Es gibt wenig höflichere Leute als er. Sein Benehmen iſt eine feine Vereinigung von Würde und dem Wunſche, Glück zu bereiten — von vollſtändigem Eingehen auf die Gefühle anderer mit der ſichern Gewißheit ſeiner ſelbſt und ſeiner eigenen Meinungen. Er iſt ein bemerkenswerthes Beiſpiel des erziehenden Einfluſſes taktvoller Auffaſſung bei völliger Abgeſchloſſenheit des Ziels, ganz abgeſehen von deſſen moraliſchem Charakter. Sein früheres Leben brachte er unter den Rohen und Ungebildeten zu; ſein täglicher Verkehr, ſeit er das Mormonenthum ergriff, iſt mit den am wenigſten cultivirten Klaſſen der Geſellſchaft geweſen — einer aus allen Nationen gemiſchten Schar, die zu ihm aufblickt, um von ihm zu einer Nation erhoben zu werden — und doch hat er ſo klar eingeſehen, welche Eigenſchaften ein Mann beſitzen müſſe, um im Präſidentenamte angeſehen zu werden, und hat ſein Leben der Erreichung dieſer Eigenſchaften ſo rückhaltslos gewidmet, daß ich während längerer Unterhaltungen mit ihm nur eine einzige Nachläſſigkeit der Sprache von ihm vernahm („a'n't you ane" anſtatt „ane n't you") und nicht Einen Zug in ſeinem Benehmen bemerkte, der mit einer edeln Herkunft unvereinbar geweſen wäre.

Ich ſage alles dieſes Gute von ihm freimüthig und unbekümmert um den Tadel, der wegen ſeiner Vertheidigung von jenen plumpen Künſtlern auf mich geworfen werden mag, die den Teufel immer ſchwarz malen müſſen — denn ich denke, es iſt hohe Zeit, daß man einſieht, daß die Mormonenfeinde unſerer amerikaniſchen Idee weit gefährlichere Gegner derſelben ſind, als Heuchler oder Idioten jemals ſein könnten. Laßt uns den Irrthum, unſere Feinde zu unterſchätzen, nicht zweimal begehen.

Brigham leitete unſere Unterhaltung im Theater damit ein, daß er ſagte: „Ich komme zu ſpät" — es war 2 Uhr vorüber. Ich erwiderte, daß dies die Zeit ſei, zu welcher wir uns gewöhnlich für eine Abendgeſellſchaft in Boſton oder Neuyork ankleideten.

„Ja", ſagte er, „Sie finden uns altmodiſch; wir verſuchen zu den geſunden Gewohnheiten des patriarchaliſchen Zeitalters zurückzukehren."

„Müſſen Sie für Ihren Vergleich ſo weit zurückgehen?" warf ich ein. „Ich glaube, wir hätten Vier-Uhr-Bälle bei den erſten Chriſten finden können."

Er lächelte ohne jene beleidigende Affectation eines großen Mannes, der ſich das Anſehen gibt, den Scherz eines andern unter ſeinen gnädigen Schutz

*) Verfaſſer eines bekannten Buches über die Mormonen.

zu nehmen — und fuhr mit der Bemerkung fort, daß es unglücklicherweise außer der Zeiteintheilung mannichfaltige Verschiedenheiten zwischen den Mormonen und den Amerikanern des Ostens gebe.

„Sie werden finden", sagte er, „daß wir friedfertig zu leben versuchen. Der Aufenthalt bei einem so gesinnten Volke muß für Sie eine große Erholung sein, der Sie von einem Lande kommen, wo der Bruder die Hand gegen den Bruder erhoben hat, und wo Sie unaufhörlich den verwirrten Lärm des Kriegs in Ihren Ohren hören."

Trotz der höfischen Deferenz und der biblischen Würde seiner Rede entdeckte ich darin doch eine verborgene Freude über jene „verlorene Union", die das Lieblingsthema aller Heiligen war, die ich in Utah traf, und beeilte mich, dem Präsidenten zu versichern, daß ich kein Verlangen habe nach Erholung von der Sympathie mit dem Kampfe meines Vaterlandes um seine Ehre und sein Leben.

„Ah!" erwiderte er mit einem leichten Anflug von Sarkasmus in der Stimme, „Sie unterscheiden sich dann beträchtlich von einer Menge Ihrer Landsleute, welche, seit von der Aushebung die Rede gewesen ist, durch Salt-Lake gekommen sind auf ihrer Flucht nach dem Westen, um dem Verbrechen des Bruderblut-Vergießens zu entgehen."

„Das thue ich in der That!"

„Doch das sind vortreffliche Leute! Bruder Heber Kimball und ich selbst, wir erhalten jede Woche eine Aufforderung, zu einem Zuge solcher unten auf dem Emigrantenplatze zu sprechen. Es sind ehrbare, friedfertige Leute. Ich glaube, Sie nennen sie «Copperheads». Sie sind aber echte, treue, gute Menschen! Wir finden sie sehr nach Wahrheit suchend und der Bekehrung ungemein offen. Viele davon sind bei uns geblieben. So verkehrt der Herr die Wuth der Menschen zu seinem Lobe. Die Abolitionisten — dieselben Leute, welche sich in unsere Institutionen mischten und uns in die Wildniß trieben — mischten sich in die südlichen Institutionen, bis die Union in Stücken ging. Aber es läuft alles zuletzt gut aus — bedeutend besser, als wir selbst es für uns hätten einrichten können. Die Leute, die vor der Abolitionistenunterdrückung fliehen, kommen hier zu unserer Arche der Zuflucht und bevölkern das Asyl der Gotterkorenen. Ihr werdet über kurz oder lang noch alle hierher kommen! Eure Union ist für immer verloren! Kämpfen macht die Sache nur schlimmer. Wenn euer Land eine Wüste geworden ist, dann wollen wir Heiligen, die ihr ausgestoßen habt, alle eure Sünden gegen uns vergessen und euch eine Heimat geben!"

Es lag etwas so Grundverkehrtes in der Idee, daß eine mächtige und gedeihende Nation wegen verächtlichen Schreckens vor einer verzweifelten Bande südlicher Verschwörer den fruchtbaren Boden und die großartigen Handelsstraßen der Vereinigten Staaten aufgeben sollte, um einen grünen Streifen im Herzen einer unzugänglichen Wüste zu bevölkern, daß ich mir nicht einbilden konnte, Brigham Young spräche im Ernst, bis ich sein Gesicht von dem, was er für prophetische Begeisterung hielt, glühen sah. Bevor ich Utah verließ, entdeckte ich, daß ohne eine einzige Ausnahme alle Heiligen mit dem wunderbaren Wahn behaftet waren, daß die Vereinigten Staaten ein verwüstetes Chaos und ihre Einwohner Mormonen-Proselyten und Bürger von Utah werden würden, und zwar binnen der nächsten zwei Jahre — die Sanguinischern sagten: „Nächsten Sommer."

Dabei bereitete mir auf den ersten Anblick Ein Punkt Verlegenheit. Woher wollten sie für diesen plötzlichen Zuwachs von Bekehrten die orthodoxe Anzahl von Weibern hernehmen? Meine männlichen Leser werden sich höflich geschmeichelt fühlen durch die Lösung dieses Problems, die mir durch kein geringeres Licht der Kirche der letzten Tage als den wohlhäbigen Apostel Heber Kimball selbst zutheil wurde.

„Wohlan", sagte der alte Mann, indem er mit seinen kleinen schwarzen Augen wie ein himmlischer Stern blinzelte und eins seiner fetten Beine mit einem sardonischen Lächeln strich, „sorgt nicht der allmächtige Herr für eine geliebte Nachkommenschaft so schnell, als er nur irgend kann? Dieser Krieg wird fortgehen, bis der größte Theil von euch männlichen Heiden einander umgebracht hat! Dann wird die Hand voll, die übrig bleibt und nach unserm Asyl flieht, alle Weiber der Nation mitbringen, und so werden wir Weiber genug haben, einem jeden so viel zu geben, als er braucht, und noch einen großen Ueberschuß unter den Heiligen Gottes zu vertheilen, die vom Anfang der Trübsal an hier gewesen sind!"

Der süße Geschmack, den diese teuflische Reflection in Heber Kimball's Munde zurückzulassen schien, erweckte mir ein stärkeres Verlangen, ihn niederzuschlagen, als ich je zuvor einem Heiligen oder Sünder gegenüber gefühlt hatte. Aber es ist kostspielig, einen Apostel des Herrn in der Salzseestadt zu schlagen; und ich rächte mich nur

an ihm, indem ich ſagte: ich wünſchte, ich könnte ihn dies in einem Vorleſezimmer voll von Sanitätscommiſſionsdamen ſagen hören, die Charpie zupften für ihre Ehemänner, Verlobten und Brüder in der Unionsarmee. Ich wüßte nicht, ob Heilige gut für Charpie wären, aber ich kennte einen, der da ein bischen „gezupft" werden würde.

Um zum letzten male auf Brigham zurückzukommen. Nach einer Unterhaltung über die Indianer, bei welcher er die militäriſche Politik der Regierung anklagte, indem er verſicherte, daß ein Ballen mit Wolldecken und 10 Pfund Glasperlen beſſere Dienſte thun würden, um die Poſten gegen das Aufhalten und die Emigranten gegen die Niedermetzelung zu ſchützen, als ein Regiment Soldaten, entdeckte er, daß wir bei jeder Kriegsfrage in Streit geriethen und änderte taktvoll den Gegenſtand, indem er auf die Schönheit des Opernhauſes überging.

Die Indianer betreffend, will ich näher bemerken, daß ich ihm nicht ſagte, daß ich die Gründe ſeiner Abneigung gegen ſtrenge Maßregeln in dieſer Richtung kenne. So wild, thieriſch und grauſam die Goshoots, Pi-Utes und andere Wüſtenſtämme auch ſind, ſo haben ſie doch niemals irgendeinen ausgedehnten Einfall unternommen, ſeit die Mormonen nach Utah gekommen ſind. In jeder Niederlaſſung der Heiligen findet man ein bis zwei Dutzend junger Männer, die ihr ſchwarzes Haar nach der Indianermode verſchnitten tragen und alle Dialekte der Umgegend ſo fließend wie Eingeborene ſprechen. So oft ein wohlverſehener Wagenzug angegriffen, eine ſchöne Heerde von Emigrantenvieh zerſtreut, die Poſt angehalten oder die Heiden irgendwie beunruhigt werden ſollen, dann färben dieſe Desperadoes ihre Haut, vertauſchen ihre Kleider mit ein paar Lumpen von Hoſen und ſammeln eine Horde von Wilden, mit denen ſie ſich immer auf gutem Fuße erhalten, für einen Hinterhalt und eine Metzelei, welche bis auf die Anwendung der rohen Gewalt nach Plan, Leitung und Ausführung ihr Werk iſt. Ich habe eine Menge der intereſſanteſten Thatſachen zum Beleg dieſer Behauptung, aber hier nicht mehr den Raum, näher darauf einzugehen.

Das Opernhaus war ein Gegenſtand, über den wir uns verſtändigen konnten. Ich war höchlichſt erſtaunt, im Herzen der Wildniß des Continents einen öffentlichen Vergnügungsplatz zu finden, der, was Geräumigkeit, Schönheit und Bequemlichkeit anlangt, von keinem in Amerika, ausgenommen die Opernhäuſer in Neuyork, Boſton und Philadelphia, übertroffen wird. Der innere Bau gleicht etwas dem erſten dieſer, hat Sitze für 2500 Perſonen und kann bequem 500 mehr faſſen, wenn nur bei dieſer Gelegenheit die Bühne ins Parquet verlängert und dieſes zum Zweck des Tanzes in Einer Höhe mit jener gedielt wird. Aeußerlich iſt das Gebäude ein einfacher, aber nicht ungefälliger Bau von Stein, Ziegel und Stuck. Mein größtes Erſtaunen erregte aber die wirklich ausgeſuchte künſtleriſche Schönheit der vergoldeten und gemalten Decorationen des großen Bogens über der Bühne, der Karnieſe und des Schnitzwerks an den Proſcenienlogen. Der Präſident Young verſicherte mir mit angemeſſenem Stolz, daß jedes Theilchen der Zierathen von einheimiſchen und heiligen Händen gemacht ſei.

„Aber Sie wiſſen noch nicht", fügte er hinzu, „wie unabhängig wir von euch im Oſten ſind! Woher, denken Sie, bekamen wir jenen Mittel-Kronleuchter, und was glauben Sie, daß er uns koſtete?"

Es war eine Arbeit, welche irgendeiner neuyorker Firma keine Schande gemacht haben würde — anſcheinend ein Kreis mit reichem Schnitzwerk, umwunden von vergoldeten Zweigen, Blättern und Ranken, mit Blüten von flammenden Wachslichtern, an einer maſſiven Kette von goldenem Glanze aufgehängt. So antwortete ich, daß er dafür wahrſcheinlich 1000 Dollars in Neuyork bezahlt habe.

„Vortrefflich!" rief Brigham aus. „Ich habe es ſelbſt gemacht! Jener Kreis iſt ein Wagenrad, das ich wuſch und vergoldete; es hängt an einem Paar vergoldeter Ochſenketten; und die Verzierungen der Leuchter wurden alle nach meinen Muſtern aus Blech ausgeſchnitten!"

Ich ſprach mit dem Präſidenten, bis eine Schar junger Mädchen, die mit Anbetung auf ihn zu blicken ſchienen und die er dagegen mit einer weiſen Miſchung von Galanterie und Väterlichkeit behandelte, mit einer Einladung ſich an ihn wandten, an einem altmodiſchen, im Oſten längſt vergeſſenen Contretanz theilzunehmen. Ich war neugierig, zu ſehen, wie er ſich dieſes höchſten Gottesurtheils für ſeine Würde entledigen würde.

Ich ſtieg deshalb ins Parquet herunter, und die ariſtokratiſche Grazie, mit welcher er die Tanztouren durchmachte, machte einen lebhaften Eindruck auf mich.

Ich hatte ſodann zahlreiche freundliche Ein-

ladungen des Ballausschusses abzulehnen, mich Damen vorstellen zu lassen und am Tanze theilzunehmen. Ich that dies, weil ich ein vollständiges physiognomisches Studium des Ballsaales vornehmen wollte, und ich weiß, meine Leser werden mir für meine Selbstverleugnung Dank wissen, da sie mich in Stand setzt, ihnen zu sagen, wie die gute Gesellschaft von Utah aussieht.

Nachdem ich mit meiner Wanderung durch den Saal und meiner Beobachtung so genau, als es der Anstand erlaubte, eine Stunde zugebracht, kam ich zu den folgenden Ergebnissen.

Es gab wenig Kleiderprunk auf dem Balle, aber ebenso wenig Geschmack im Anziehen. Patricisches Feintuch und Seide waren seltene Ausnahmen, im allgemeinen schlecht gemacht und schlecht getragen; aber dies stimmte von Herzen mit der großen Masse von plebejischem Tweed und Calicot. Wenige Damen trugen Juwelen oder Federn. Einige hübsche Mädchen schwammen in geschmackvollem Schmucke bauschigen Flors umher. Wo heilige Herren mit mehrern Weibern ankamen, schien die Aelteste gewöhnlich am sorgfältigsten gekleidet und benahm sich ziemlich wie eine östliche „Valldueña" gegen ihre jüngern Schwestern. Die Weiber desselben Mannes „beschwestern" einander gewöhnlich in Utah. Ein anderer „Triumph der Gnade"! Unter den Männern sah ich einige sehr tüchtige und gescheite Gesichter, aber die Mehrzahl hatte nicht viel Charakter in ihrem Aussehen — in der That, sie unterschied sich in dieser Hinsicht wenig von irgendeiner durchschnittlichen Menschenmenge wo anders. Unter den Frauen fand ich zu meinem Erstaunen keine wirklich herabgewürdigten Gesichter, obgleich viele dumme. Ich sah viele gleichgültige und nur ein tiefunglückliches Gesicht. Dieses gehörte der Frau eines bisher in Einehe lebenden Mannes, der sie im ersten Range allein gelassen hatte, während er mit einer bausbäckigen jungen Mormonin tanzte, die vielleicht in einem oder zwei Monaten in die Familie eintreten sollte. Obgleich ich eine Menge freundlicher, gutmüthiger Gesichter und einige zwanzig sah, die irgendwo hübsch genannt worden sein würden, so mußte ich doch nach der unparteiischsten und gewissenhaftesten Forschung gestehen, daß ich keinem einzigen Weibe begegnet war, welches hochgestimmt, ersten Ranges, poetischer Begeisterung oder heroischer Hingebung fähig ausgesehen hätte; nicht einem einzigen Weibe, von dem ein Künstler träumen und das er ihm als Studie zu sitzen bitten würde; nicht einem einzigen, an welches ein fein angelegter, intelligenter Mann um Theilnahme an seinen Zwecken oder Sympathie für seine Sehnsucht sich wenden könnte. Weil ich wußte, daß dieser Ausspruch im Osten mit einem „Gerade so, wie man erwarten konnte!" aufgenommen werden würde, warf ich alles, was wie Vorurtheil aussah, von mir und vergaß, als ich meinen Weg durch das Gedränge nahm, daß ich in Utah wäre.

Was ich über zwei andere typische Männer außer Brigham Young zu sagen habe, muß ich sehr zusammendrängen, oder ich habe keinen Raum mehr, vom See und der Wüste zu sprechen. Heber Kimball, der zweite Präsident (proximus longo intervallo!), Brigham's ergebenster Anbeter und in jeder Hinsicht der zweitwichtigste Mann, obgleich, falls er Brigham überleben sollte, vollständig unfähig, das große Gewebe der streitenden Mormonenelemente zusammenzuhalten, ist Young an Jahren gleich, aber sonst in allen Dingen sein Gegenfüßler. Seine Länge beträgt über 6 Fuß, seine Figur ist rund wie die eines Aldermans, sein Gesicht groß, blutvoll und glänzend mit dem gemeinen Roth gekochter Preiselbeeren, während seine kleinen, wie schwarze Glasperlen glitzernden Augen und eine satyrgleiche Sinnlichkeit um seinen Mund ein dem Apostelthum (außerhalb des der Polygamie) vernichtend im Wege stehendes Temperament anzeigen würden, selbst ohne die Beihülfe des Schlußfolgerns von den Lieblingsstoffen seiner Unterhaltung und dem patriarchalisch ungefirnißten Stil, in dem er dieselben behandelt. Unglücklicherweise haben Männer, wenn sie untereinander schwatzen, besondere Hinneigung zu diesem Stil, aber die meisten von uns im Osten würden das niedrigste und verworfenste Weib zu beleidigen glauben, wenn sie in ihrer Gegenwart einen einzigen Satz der Ausdrucksweise vorbrächten, welche den gebräuchlichen Inhalt aller öffentlichen Reden bildet, die Heber Kimball an die Weiber und Töchter hält, die das Tabernakel am Sonntage füllen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Zur Geschichte des Postwesens.

Von J. Philippson.

I.

Der Charakter unserer Zeit und ihre ganze Tendenz läuft dahinaus, das Materielle geistig aufzufassen, es geistig zu durchdringen und zum

Träger und Werkzeug des Geiſtigen zu machen; die Verſöhnung und Ausgleichung des Gegebenen mit dem Abſtracten herbeizuführen. Welchen Aufſchwung haben Forſtwiſſenſchaft, Landwirthſchaft genommen, ſeitdem ſich die Wiſſenſchaft ihrer bemächtigt, ſie aus der Empirie herausgehoben und gleichſam wiedergeboren hat! Welch eine Fülle des Geiſtes iſt gegenwärtig zur Triebfeder des Handels geworden, der hauptſächlich dazu dient, die von Beginn an ſtetig gewachſene und bereits zu rieſigen Maßen gediehene Verbindung der einzelnen Glieder des Menſchengeſchlechts untereinander zu bewerkſtelligen. Er hilft vornehmlich die nothwendig dereinſtige, alle Theile der Menſchheit vollſtändig umfaſſende Umſchließung zu einer großen Einheit herbeiführen; er iſt es, der ſich dabei aller Vervollkommnungen der Communicationsmittel bedient und dazu eine Poſtverbindung geſchaffen hat, welche die Annäherung und Verbindung zwiſchen den fernſten Völkerfamilien der Erde vermittelt. Die Geſchichte dieſer fortſchreitenden Verbindung ſtellt einen Eroberungszug der Civiliſation dar, der die ſchönſten Siegeskränze auf das Haupt des Menſchenſohns häuft; dieſe Verbindung aller Menſchenſtämme untereinander iſt jener Thurm, den in der Vorzeit die Menſchen haben aufrichten wollen, damit keiner von ihnen ſich verirre. So iſt das Poſtweſen eine der Stützen des Handels und der Induſtrie, die dazu beſtimmt ſind, gleichſam als Feldherren der erobernden, ſich überallhin erweiternden Civiliſation zu dienen. Nicht das Kriegsſchiff, ſondern der Kauffahrteiträger hat die Waffen der Civiliſation über das Meer gefahren; denn Handel und Induſtrie ſind beſtimmt, die erſten Schlüſſel in die verſchloſſenen Pforten zu ſtecken, um dann durch Religion und Wiſſenſchaft die letzte Hand an das Eroberungswerk zu legen.

Das heutige Poſtweſen aber iſt diejenige Anſtalt, welche unter Leitung und Aufſicht der Staatsgewalt für jedermann die möglichſt ſchnelle und ſichere Beförderung von Briefen, Packeten und Perſonen unter beſtimmten Beſchränkungen und Begünſtigungen gegen tarifmäßige Gebühren beſchafft. Die moderne Poſt unterſcheidet ſich darin von allen poſtähnlichen Anſtalten früherer Zeiten und Völker, denn ſie verbindet die zerſtreuten Glieder der menſchlichen Geſellſchaft nach allen Ländern der Erde hin. Bis in das kleinſte Dorf hinein dient ſie als Vermittlerin privater wie öffentlicher Mittheilungen. Als Beförderungsmittel der Zeitungen iſt ſie der Geſammtheit eine Stütze und Botin geworden, und indem ſie das Ganze durch alle Communicationsmittel der Telegraphie, der Eiſenbahnen und Dampfſchiffahrt verbindet und vereint, zieht ſie auch durch die Landbotenpoſt ein wohlgeordnetes Verkehrsnetz über das platte Land, ſelbſt die außerhalb der großen Straßen liegenden Orte in den Weltverkehr hineinziehend. In den ältern Zeiten kam wol ſchon wegen der wichtigen militäriſchen und finanziellen Staatszwecke eine regelmäßige Poſtenbeförderung von Ort zu Ort vor, die aber nur adminiſtrative, dynaſtiſche, polizeiliche und fiscaliſche Zwecke der Herrſcher verfolgte, von deren Benutzung aber diejenigen ausgeſchloſſen waren, welche die großen Erhaltungskoſten tragen mußten; erſt dem reformatoriſchen Geiſte der neuern Zeit iſt es gelungen, die Poſt ins Leben zu rufen, wie ſie ſich geſtaltet hat als nothwendiges Product der politiſchen, materiellen und höhern geiſtigen Cultur unſers Volkslebens und unſers Geiſtes. Aber nicht auf einmal, wie eine ganz neue Schöpfung oder überraſchende Erfindung trat die Poſt und deren Reform auf, ſondern ruhig und ſtetig entwickelte ſich die treibende Idee, ſodaß die Veränderungen faſt unbemerkt eintraten.

Verfolgen wir daher an der Hand der Geſchichte, wie ſich dieſe Beförderungsanſtalt entwickelte.

Schon im perſiſchen Reiche waren Reitboten an den Heerſtraßen aufgeſtellt, welche den Königen Kunde aus den fernſten Theilen des Landes brachten. Nach Xenophon wurde dieſe Einrichtung von Cyrus geſchaffen, indem er Stationsorte feſtſtellte, bis wohin es dem einzelnen zu reiten möglich war und wo das Pferd gefüttert werden mußte. An dieſen Stationen waren Wärter mit friſchen Pferden bereit, um die gebrachten Depeſchen in Empfang zu nehmen, dahingekommene weiter zu vermitteln, die ermüdeten Männer und Pferde zu beherbergen und friſche abzuſenden. Dieſe brauchten, um die Strecke von Suſa nach Sardes (337 deutſche Meilen) zu durcheilen, nicht mehr als ſechs Tage, ſodaß ſie alſo in einer Stunde 2½ Meile zurücklegten; denn die Beförderung geſchah auch bei Nacht; weder Hitze noch Schnee, weder Froſt noch Regen durfte ſie behindern, dergeſtalt, daß, wie Xenophon meint, bei dieſer Einrichtung der Weg ſchneller wie durch Kraniche oder Tauben zurückgelegt werde. Dieſe reitenden Briefboten, die vor

dritthalb Jahrtauſenden die Satrapien Mittelaſiens durcheilten, wurden Angaroi genannt, und angariſches, von Warte zu Warte fortgeſetztes Signalfeuer wird ſelbſt von Aeſchylus erwähnt und kann als ein Anfang einer Art Telegraphenweſens bezeichnet werden. Um aber die Angaroi ſicher zu befördern, wurden durch das weite Reich neue Landſtraßen geſchaffen, man verbeſſerte die alten aſſyriſchen Wege, legte zur Sicherung derſelben Feſtungswerke an, baute bei jeder dritten Meile ein Fremdenhaus, theilte die Entfernungen genau nach Paraſangen und ließ Meilenſteine an den Straßen aufſtellen. Solche Meilenſteine finden ſich noch heute in Kurdiſtan bei dem alten Wege, der von Babylon nach Ekbatana führte. Die Kurden nennen ſie Blaue Steine, weil ſie aus glatten Kegeln von bläulichem Granit beſtehen; ſie ſind mit Keilſchriftzeichen der Aſſyrer, Meder und Perſer bedeckt.

Die Nachfolger des Cyrus vervollkommneten dieſe Einrichtungen; der letzte Darius ſoll die Verwaltung der Poſt ſelbſt geführt haben, ehe er zum Königthum gelangte. Er ließ es ſich beſonders angelegen ſein, die Straßen zu erweitern und zu verbeſſern. Dieſelben verbanden das ioniſche Griechenland mit dem lydiſchen Sardes, das alte Babylon mit der Königsſtadt Suſa, ſie führten von Syrien nach Meſopotamien, von Ekbatana nach Perſepolis, von Armenien zum ſüdlichen Perſien. Dieſe Straßen wurden hauptſächlich von den Herrſchern und ihren Vornehmen benutzt, welche als Statthalter die Provinzen verwalteten. Von dem eigentlichen Bürger- und Bauernſtande wiſſen wir zu wenig, als daß wir etwas anderes als die Vermuthung aufſtellen könnten, daß ſie auch wol dieſe Straßen benutzt haben, während die Poſten ausſchließlich im Dienſte des Königs ſtanden.

Nachdem Alexander der Große das Perſerreich geſtürzt hatte, ging dieſe Poſteinrichtung auch auf Aegypten und andere orientaliſche Länder über. Schon damals ſtand den Sendboten zu, zur Fortſetzung ihrer Reiſe von den Bewohnern die nöthigen Menſchen und Thiere zu requiriren. Das Wort Angaroi blieb bis ins ſpäteſte Mittelalter die Bezeichnung des Poſtdienſtes.

Die Griechen, durch enge Grenzen und durch das Meer eingeſchloſſen, hatten nur Briefboten, Schnellläufer und Schnellſchiffe, doch fehlte es bei ihnen an einem regelmäßigen Poſtdienſte. Die beſten Heerſtraßen führten theils zu den Orten, wo ſie ihre Wettkämpfe zu feiern pflegten, theils zu den Orakelſtätten und vornehmſten Heiligthümern.

Je mehr ſich dagegen das römiſche Reich erweiterte, um ſo mehr drängte ſich demſelben die Nothwendigkeit auf, eine regelmäßige Beförderung von Briefen über alle Provinzen einzurichten und dieſe durch Anlegung guter Heerſtraßen zu befördern. Schon zur Zeit der Republik mußten die Beamten nach geſetzlich regulirten Vorſchriften in den Provinzen durch die Bewohner mit Vorſpann und Verpflegung weiter geſchafft werden; ſelbſt Senatoren erhielten einen auf mehrere Jahre ertheilten Freipaß (Legatio libera), um ſich dieſes koſtenfreien Transports zu bedienen, welcher die Bewohner nicht wenig beläſtigte. Cäſar, berühmt durch ſein ſchnelles Reiſen, benutzte ſtets dieſen Vorſpann, um Tag und Nacht in ſeiner leichten Kaleſche zu fahren, wenn er zu ſeinen Heeren enteilte. Die Statthalter der Provinzen hatten Briefboten (Tabellarii) oder Ordonnanzen (Stafores), welche die Berichte beförderten und wol auch Privatbriefe mitnahmen, wie wir dies aus Cicero's Briefen erſehen. Als Auguſtus Alleinherrſcher wurde (30 v. Chr.), ſetzte er an den Hauptſtationen des Reichs anfänglich Reitboten, dann ſtationsweiſe Fuhrwerk ein, um auf Koſten der Provinzen Berichte und Depeſchen befördern zu laſſen.

So ſehen wir alſo, daß die Poſten der Alten Welt ausſchließlich als Staatsanſtalten begründet und betrachtet wurden.

Die Kaiſer Trajanus und Hadrian (96—138) vervollkommneten den nach allen Theilen des Reichs gerichteten Poſtenlauf (Cursus publicus); letzterer übernahm ſogar, jedoch nur auf kurze Zeit, die Beſchaffung der Zugthiere und Wagen auf Staatskoſten, bis die Kaiſer Konſtantinus (324—337), Julian und zuletzt Theodoſius der Große (379—395) dem Poſtweſen einen großen Umſchwung gaben. Der letztere ſowie der Kaiſer Juſtinian richteten in ihren Geſetzbüchern beſondere Titel über die öffentliche Poſt, über die Poſtwagen und Vorſpannbienſte ein, deren Hauptinhalt wir nicht unerwähnt laſſen dürfen.

Auf den Poſtſtraßen wurden nach entſprechenden Entfernungen Stationen in Dörfern oder Städten errichtet, welche ſich in Pferdewechſel (mutationes) und Nachtquartiere (mansiones) unterſchieden; auf letztern wurden für den Gebrauch der Statthalter Amtshäuſer und Paläſte zur Aufnahme errichtet. Die Poſthalter (Mancipes cursus publici) waren die Vorgeſetzten der Stationen,

und ihnen lag die Sorge ob, Reit- und Zugthiere, Postwagen (angariae), Eilwagen (rhedae), Schirrmeister (carpentarii), Postillone (muliones, hippocomi) und sogar Thierärzte zu bestellen sowie ferner die gehörige Verpflegung der Thiere, von denen auf größern Stationen wenigstens 40 Pferde vorhanden sein mußten, zu beaufsichtigen. In gewissen Fällen konnten Beiwagen und Vorspannpferde requirirt werden. Die Transportmittel waren so groß, daß unter Umständen ganze Heeresabtheilungen mit der Post transportirt wurden, wie dies z. B. im Jahre 361 vom Kaiser Konstantinus geschah, als sein Heer dringender Hülfe gegen die Perser bedurfte. Kaiser Julian, sein Nachfolger, verfügte im Jahre 363, daß die Posthalter nicht ferner die Beiwagen und Vorspannpferde zu Privatzwecken verwenden sollten, um z. B. Baumaterialien zu fahren, weil sonst zur unnützen Gebäudepracht das Eigenthum der Provinzialbewohner verbraucht würde. Die Posthalter wurden unter die Aufsicht der Proconsuln gestellt, zugleich aber auch in den einzelnen Provinzen Postinspectoren (praepositi, curiosi) angewiesen, eine strenge Controle auszuüben, wobei sich die Kaiser die Oberaufsicht vorbehielten. Ein Abtheilungsdirector vertrat ihn zu diesem Behuf, welcher wieder einzelne Statthalter und Provinzialgouverneure unter sich hatte, denen die Instandhaltung der Gebäude, Besetzung der Stellen, die Ordnung des Postdienstes in ihren Provinzen zugewiesen waren.

Schon damals gab es für Eilgüter, Briefe und Schnellreisende eine Schnellpost (velox cursus), für Gepäck, Güter und gewöhnliche Reisende eine Geldpost (cursus clabularis) und für ganz dringende Sachen eine Kurierpost.

Die Clabularpost erstreckte sich durch alle Provinzen, die Schnellpost war nur auf den Straßen, wo der Reichsdienst es erforderte, und dieserhalb für die Bewohner eine große Last, da selbige nur Beamte, Militärs und Staatsdepeschenträger benutzten, die durch einen Postpaß, den der Präfect der Prätorianer oder der Minister des kaiserlichen Hauses ertheilte, dazu ermächtigt wurden. Selbst die höchsten Beamten in den Provinzen durften solche Postpässe nicht ausstellen, es wurde ihnen dies ganz besonders öfters von Konstantin's Zeit her untersagt, wie wir dies später in mehrern Edicten Theodosius' des Großen (394, 401) an die Präfecten Rufinus und Cäsarius ersehen. An letztern heißt es: „Mit Ausnahme deiner Excellenz soll niemand über die Benutzung der Schnell- und Clabularpost zu verfügen befugt sein. Wenn ein Oberrichter aus Verwegenheit oder Unkunde die Vorschriften Unserer Majestät zu übertreten wagt, dann soll sowol er wie sein Officium mit 30 Pfund Gold bestraft werden."

Wenn der Schnellcurs zum Transport von Staatsgeldern, Materialabgaben und Militärgegenständen benutzt wurde, mußte streng darauf gesehen werden, daß in jeden Wagen nicht mehr als zwei oder drei Personen als Begleitung hineingesetzt wurden.

Nur in dem Falle, wo der Obergouverneur nicht anwesend war, verfügte unterm 10. Juli 374 der Kaiser Valentinian an den Provinzialgouverneur von Gallien, durfte er Postpässe ausstellen, damit das auf den Transport Gegebene schnell nach dem vorgeschriebenen Ort gelange.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Albanesische Volkslieder in den Albanesercolonien Siciliens.

K. — Die Leser erinnern sich vielleicht noch des Artikels über „Albanesische Colonien in Italien", den diese Blätter in Nr. 2 des gegenwärtigen Jahrgangs brachten und an dessen Schlusse wir bemerkten, daß wir in einem zweiten Artikel auf albanesische Volkslieder sowie auf Sitten und Gebräuche in jenen Albanesercolonien des weitern zurückkommen würden. Wir wollen nun unser Wort wenigstens in der erstern Beziehung lösen und legen dabei die in jenem ersten Artikel erwähnte Sammlung „Canti popolari siciliani" von Lionardo Vigo zum Grunde, die in Catania 1857 erschien und welche wir erst jetzt einzusehen Gelegenheit gehabt haben. In dieser Sammlung sicilianischer Volkslieder findet sich auch, wie wir früher ebenfalls schon erwähnten, eine kleine Sammlung sicilisch-albanesischer Volkslieder, die Vigo dem des Albanesischen ebenso wie des Griechischen und Italienischen kundigen Bischof jener albanesischen Gemeinden Siciliens, Namens Crispi, verdankt. Es sind im ganzen siebzehn theils sogenannte Klephthen- oder Kriegsgesänge, theils Liebes- und häusliche Lieder, und außerdem zwei geistliche Gesänge. Crispi leitet dieselben mit einigen Bemerkungen über sie und über die albanesische Sprache ein und theilt sie dann in ihrer Ursprache, der albanesischen, zugleich aber auch italienisch in einer wörtlichen prosaischen Uebersetzung mit, wobei er bemerkt, daß er dies gethan habe, um ihnen ihre Eigenthümlichkeit und Frische möglichst zu bewahren. Denn an sich, sagt er, müß-

ten auch dieſe albaneſiſchen Volkslieder in jeder Ueberſetzung ein gutes Theil ihres eigenthümlichen Weſens verlieren und er habe nur in einer möglichſt treuen Ueberſetzung ihren Sinn wiedergeben zu können gemeint. Uebrigens hat Crispi ſelbſt dieſe Volkslieder in den ſicilianiſchen Albaneſercolonien geſammelt und er findet zwiſchen ihnen und den neugriechiſchen Volksliedern (z. B. in der bekannten Sammlung des Franzoſen Fauriel: „Chants populaires de la Grèce moderne, zwei Theile, Paris 1824 und 1825, die unter andern auch der Griechenliederdichter Wilhelm Müller überſetzt hat) ebenſo in formaler Hinſicht wie in Betreff ihres Inhalts und der Behandlungsweiſe eine große Aehnlichkeit. Wir ſelbſt, ſoweit wir dies zu beurtheilen vermögen, finden ſolches Urtheil im allgemeinen vollkommen gerechtfertigt, wie denn auch die Sache ſelbſt durch die äußern geographiſchen und hiſtoriſchen Verhältniſſe und durch die genauen Beziehungen zwiſchen den Albaneſen und Griechen erklärlich wird; aber gleichwol möchten wir doch Gregorovius recht geben, der der Anſicht iſt, daß ſie „den ſonſt bekannten Volksgeſängen aus Epirus und Griechenland weit nachſtänden und daß ſie durchaus an die ſerbiſchen Volkslieder erinnern, hier und da jedoch eine eigene Färbung durch ſicilianiſches oder neapolitaniſches Local erhielten". Die in Rede ſtehenden albaneſiſchen Volkslieder ſind theils gereimt, theils ungereimt, aber Crispi iſt der Meinung, die auch bei den neugriechiſchen Volksliedern, welche ebenfalls gereimt und ungereimt ſind (erſteres gilt beſonders von den Liebesliedern), ihre Beſtätigung findet, daß die ungereimten albaneſiſchen Volkslieder die ältern ſind und daß die gereimte albaneſiſche Volkspoeſie erſt aus der Nachahmung der italieniſchen entſtanden und durch die Albaneſen in Sicilien und Calabrien ſowie hauptſächlich durch die Albaneſen in Albanien ſelbſt eingeführt worden ſei, die hierin dem Beiſpiel der Neugriechen gefolgt wären. Indeß würde dies doch nur zum Theil wahr ſein und nur mit Einſchränkung behauptet werden können, und namentlich würde bei den von Crispi mitgetheilten Volksliedern aus den Albaneſercolonien Siciliens ein jeder weſentliche Einfluß der italieniſchen Volkspoeſie inſofern und inſoweit ausgeſchloſſen ſein, als jene Volkslieder aus einer frühern Zeit herſtammen und ſie von den in Sicilien aus Epirus oder Griechenland eingewanderten Albaneſen aus ihrer urſprünglichen Heimat mit hingebracht worden wären. Wenigſtens von einzelnen der von Crispi mitgetheilten albaneſiſchen Volkslieder würde dies letztere gelten können und er ſelbſt nimmt es an.

Manche dieſer Volkslieder in der Sammlung von Vigo hatte Crispi bereits in ſeiner 1853 in Palermo erſchienenen, von uns ſchon früher erwähnten Schrift: „Memorie storiche di talune costumanze appartenenti alle colonie greco-albanesi di Sicilia" („Geſchichtliche Mittheilungen von Gebräuchen in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien Siciliens"), ebenfalls mitgetheilt; aber die Ueberſetzungen, in denen ſie dort enthalten ſind, ſcheinen weniger treu zu ſein, wie es ihm denn auch in jener Schrift nicht ſowol um die Volkslieder ſelbſt, ſondern weſentlich nur um die Sitten und Gebräuche in jenen Colonien zu thun war, die er mittheilt, und wofür er ſich zur Beſtätigung und Erklärung auf die Volkslieder bezieht, die er damit in Verbindung bringt. Da es uns hier ebenfalls blos auf die Volkslieder ankommt, wie ſie in der Sammlung von Vigo ſich finden, ſo halten wir uns auch nur an dieſe, indem wir aus ihr einige jener Volkslieder nachſtehend mittheilen. Wir thun dies wie Crispi, und aus dem nämlichen Grunde wie er, in einer möglichſt treuen und wörtlichen Ueberſetzung nach ſeiner eigenen italieniſchen. Was wir dabei zur Erklärung für nöthig erachten, fügen wir ſogleich bei; dagegen ſtellen wir ſeine obgedachten Mittheilungen über die Sitten und Gebräuche in jenen Colonien vielleicht in einem ſpätern Artikel beſonders zuſammen.

1. Der verwundete Krieger.

Dieſe Nacht um 2 Uhr hörte ich ein lautes Klagen, und es kam von einem verwundeten Krieger, der von ſeinen Gefährten Abſchied nahm. „Euch, ihr Genoſſen und Brüder, befehle ich mich, daß ihr mir das Grab gleich breit und gleich lang macht, und am Kopfe laßt mir ein Fenſter offen, damit ich da meine Patronentaſche hinlege, und zu meinen Füßen will ich meine Waffen aufhängen.*) Und dann ſchreibt meiner lieben Mutter und ſagt ihr, daß ſie mir mit ihren Haaren das Hemde nähe, und mit dem Blut ihrer Wangen ſoll ſie es ſticken und mit den Thränen ihrer Augen ſoll ſie es waſchen; und wenn ſie es dann an der Flamme ihres Herzens getrocknet hat, ſoll ſie es mir ſchicken mit ihren Seufzern! Und meiner Schönen ſchreibt, daß ſie mit dem Blut ihrer Wangen das Taſchentuch ſticke! Und iſt ſie noch im Haus, ſo ſagt ihr, daß ſie ſich verheirathe! Und wenn ſie dann zu dieſer Kirche geht, ſoll' ſie ihre Augen nach dieſem Platz wenden, wo ſie meine Gefährten ſieht, und ſie ſoll mir einen Seufzer nachſenden, daß die ganze Kirche davon widerhallt!"

2. Die Heirath.

Das Mädchen brannte vor Liebe zu dem Jüngling und heiß liebte der Jüngling das Mädchen. Und das Mädchen ſtand auf dem Felde und der Jüngling auf einem Hügel. Er ward zu einer Cypreſſe und ſie ward ein weißer Weinſtock. Wachſe, wachſe, du weißer Weinſtock, und winde dich um die Cy-

*) In der neugriechiſchen Volkspoeſie gibt es verſchiedene Volkslieder ähnlichen Inhalts, die an dies albaneſiſche erinnern. Da verlangt auch der verwundete Klephthe von ſeinen Gefährten, daß ſie ihm das Grab hoch und breit machen, damit er darin aufrecht ſtehen und kämpfen kann, und an der rechten Seite ſollen ſie ihm ein Fenſter offen laſſen, wo er des Frühlings und des Geſangs der Nachtigallen warten und ſich freuen kann.

preſſe, und Früchte ſoll er erzeugen.*) Und wenn die Verwandten mit der Braut vorüberziehen, ſoll ſie einen Zweig von der Cypreſſe nehmen und davon ſoll ſie die Hochzeitsfahne machen.**) Und wenn die Verwandten mit dem Bräutigam vorüberziehen, ſoll er ſich von den Ranken des weißen Weinſtocks nehmen und er ſoll ſich zwei Kränze davon winden! Lebe viele Jahre, o Schöne!

3. Der Apfelbaum.

Zwar iſt der Apfelbaum klein, aber er gibt mir vielen Schatten und es können darunter vierzig Ritter und ebenſo viel Damen ſitzen an einer wohlbereiteten Tafel mit ſeidenen Tiſchtüchern und geziert mit vergoldeten Servietten, einem Salzfaß mit Edelſteinen, mit ſilbernen Pokalen und mit Flaſchen voll von Wein. Und wie ſie beim Klang der Cymbeln ſchmauſen und zechen, trinken ſie auf dein Wohl, du Schöne, und es mögen deine Jahre zunehmen und die Jahre deines Sohnes, des Bräutigams, und deiner Tochter, der Braut, der jungen, anmuthigen Braut!

4. Katharina.

Schöne Katharina, ſtehe früh auf am Sonntag, und ziehe dein Staatskleid an, und ſchmücke dich mit dem Gürtel von Silber, und ſattle für zwei die Roſſe! Für dich das ſanftere und das wildere für mich, und dann reiten wir beide zu Markt. Und wie ſie nun ritten, ſchlief der ſchöne Jüngling ein, und die ſchöne Katharina ſagte: „Jüngling meines Herzens! Wenn ich zu ſingen mich anſchicke, werden alle Berge von meinem Geſang widertönen, und die Räuber, die freien Bewohner der Gebirge, werden mich hören, und ſie werden kommen und mich rauben, und dich werden ſie tödten!“ Sie hatte kaum alſo geſprochen, ſo ſagte einer, daß ſie ſchon kämen. Aber die kluge Schöne erwartete ſie mit Geſang und rief: „Willkommen, willkommen, ihr Gefährten meines Gebieters! Begehret ihr Brot und Wein? Hier habt ihr Brot und Wein, auch Fleiſch und Käſe!“ „Wir wollen nicht Brot und Wein, wir wollen nicht Käſe, auch nicht Fleiſch, aber wir wollen deinen Geſang, wir verlangen nach deiner ſchönen, deiner hellen Stimme!“ „O Jüngling meiner Seele! Wo iſt nun dein Muth geblieben?“ Der Jüngling aber erhob ſich, und tapfer, wie er war, zog er ſein Schwert, und theils tödtete er die Räuber, theils verwundete er ſie, und alſo errettete er ſeine Schöne.

5. Die Wiedererkennung.

Das Mädchen, das mir die Blumen pflückte, pflückte ſie mir einen ganzen Tag lang in den Ebenen von Nauplia*), und am ſpäten Abend begann es, ſie mir zu Sträußern zu binden. Ach, ich armes, unglückliches Mädchen, das in den traurigen Bergen übernachtete, wo ein Türke, ein Hund von einem Türken, vorüberging, der mich bei den Haaren ergriff und mir die Schürze mit Gewalt wegnahm! Und da wir mitten in der Stadt waren, fragte mich ein Jüngling: „Von welchem Volke biſt du, ſchönes Mädchen?“ „Ich bin von ehrbarem Geſchlecht, aus achtbarem Stamm.“ „Hatteſt du Brüder, o Mädchen?“ „Ich hatte nur einen einzigen Bruder und den raubte mir der Türke und machte ihn zum Janitſcharen.“ „Und wie hieß er daheim?“ „Vlaſtar hieß er.“ Und da wandte ſich der Jüngling und küßte mich auf die Lippen und ſagte: „So biſt du alſo meine Schweſter, der Granatapfel, und ich bin Vlaſtar, dein Bruder!“

6. Die Hochzeit.

Frau Helene hatte Hochzeit gemacht und ſie ging allein mit drei Rittern unter einen Apfelbaum, einen Birnbaum und unter einen weißen Pflaumenbaum, um eine Cypreſſe zu verheirathen und mir einen weißen Weinſtock zu geben. „Sage mir, du lieber weißer Weinſtock, welche Mitgift hat dir dein Vater verſprochen?“ „Berge und Thäler hat er mir verſprochen und blumige Wieſen und Plätze zum Tanzen und vier wohlgerüſtete Roſſe.“ Frau Helene hatte Hochzeit gemacht und allein ging ſie mit drei Rittern unter einen Apfelbaum, einen Birnbaum und unter einen weißen Pflaumenbaum, um eine Cypreſſe zu verheirathen und mir einen weißen Weinſtock zu geben. „Sage mir, du lieber weißer Weinſtock, welche Ausſtattung hat dir dein Vater verſprochen?“ „Eine ſchöne, hohe Cypreſſe. Und welche Ausſtattung mir meine Mutter verſprochen hat? Neun Röcke und neun Hemden, neun Gürtel von Silber, neun Mützen von Sammt und neun zarte Schleier, und außerdem den Schleier zur Trauung, und dann auch mich, die Schöne.“

---

*) Im 128. Pſalm heißt es: „Dein Weib wird ſein wie ein fruchtbarer Weinſtock um dein Haus herum“ u. ſ. w.

**) Criſpi bemerkt, daß bei den Griechen wie bei den Albaneſen die Verwandten die Verlobten begleiten, wenn dieſe in die Kirche gehen, um ſich zu verloben (per impalmarsi), und daß an mehrern Orten dieſem Zuge eine Fahne, eine Standarte (standardo) vorausgetragen wird. In den Albaneſercolonien auf Sicilien ſei aber dieſer Gebrauch nicht üblich; vielleicht möge er jedoch in frühern Zeiten auch dort ſtattgefunden haben. Ich ſelbſt habe die Sitte in Griechenland erwähnt gefunden, daß bei Verlöbniſſen der Liebende im Hofe des Hauſes der Geliebten eine ſolche Standarte aufpflanzt und damit gleichſam von ihr ſelbſt Beſitz nimmt. In einem albaneſiſchen Volksliede, das Biondelli in ſeinen „Studii linguistici“ (Mailand 1856) italieniſch mittheilt und deſſen Urſprung er in die Zeit Skanderbeg's verſetzt, findet ſich dafür eine Andeutung. Im Griechiſchen heißt dieſe Standarte φλάμπουρο, wofür der Italiener Biondelli das Wort fiammero gebraucht. Uebrigens kommen ſolche Standarten in Griechenland auch bei Begräbniſſen vor und Aehnliches findet ſich dann auch in Serbien bei ſolchen Veranlaſſungen.

*) Nauplia — Napoli di Romania — an der Oſtküſte der Peloponneſiſchen Halbinſel. Dieſes Lied ſtammt alſo aus der frühern Heimat der Albaneſen und ſie haben es mit in die neue Heimat gebracht.

7. Das Mädchen, das ſich am Morgen verheirathet findet.

Du Liebe, du theures, du weißes Mädchen, wie biſt du heute morgen ſo früh erwacht? Haſt du Vater und Mutter gefunden und tapfere Brüder? Und haſt du auch die Schweſtern gefunden, die dich loben und preiſen? Du biſt wie ein kleiner Apfelbaum, der Wurzeln geſchlagen hat, ohne gepflanzt zu ſein, und den die Erde nicht genährt hat, — ſage mir, deren ſchönes Geſicht iſt wie das der Orange! Der Schatten nur war es, der mich mit Blüten übergoß, und nur die Sonne hat mich verſchönt, und ich bin die ſchönſte und habe meinen Jüngling zum Gemahl, der mich am Tage mit den Augen ſehnſüchtig betrachtet und in der Nacht drückt er mich an ſeine Bruſt. Der Himmel behüte euch und gebe euch viele Tage und viele Jahre!

Die beiden geiſtlichen Lieder, welche Crispi den übrigen beigefügt hat, wollen wir hier ohne Auswahl ganz herſetzen. Das erſte iſt ein Geſang auf die Geburt des Herrn, den jedoch Crispi für unvollſtändig erklärt, und das andere iſt auf die Wiedererweckung des Lazarus. Von dieſem letztern ſagt Crispi, daß es ein wahres Volkslied ſei und daß es noch immer in den albaneſiſchen Colonien in der Freitagsnacht vor dem Palmſonntag geſungen zu werden pflege. Es vereinigen ſich dann eine Anzahl von Jünglingen, die mit Muſik von Thür zu Thür ziehen, und wenn ſie das Lied geendigt haben, kommt die Hausfrau heraus und macht ihnen Geſchenke an Eiern, Käſe und ähnlichen Dingen, wie dies in Griechenland am erſten März jeden Jahres und in andern Ländern am erſten Mai wol ebenfalls zu geſchehen pflegt.

I.

Was für ein Wunder iſt das? Die Nacht iſt zum Tage worden; dein Gemüth freut ſich, der Winter iſt vergangen und iſt nicht mehr. Die ganze Welt feiert ein Feſt; alle Blumen blühen und die Erde iſt voll Früchte.

Das iſt ein groß Ereigniß, und ich kann es nicht ſagen, noch erzählen. Gott iſt Menſch worden; im Himmel und auf der Erde ſind Wunderdinge geſchehen, denn er iſt in einer Höhle geboren und er hat uns das heilige Leben gebracht.

Unter freiem Himmel iſt er geboren, nicht in der Stadt. In einer Höhle iſt er geboren, in Eis und Schnee. Er war in Windeln gewickelt und lag im Stroh und Heu, und er ward arm um meinetwillen.

Er war in jenen Bergen geboren, in jenen fernen Bergen. Das Paradies ertönte vor Frohlocken und du warſt eine Freude dem Menſchen! Friede und Freude, Heiterkeit und Frohſinn brachte der Herr auf dieſe Erde.

II.

Großes Wunder wirkte der Herr an jenem Orte, der Bethanien genannt wird.

Es war da ein Menſch, Namens Lazarus, den Chriſtus ſehr lieb hatte.

Dieſer hatte zwei Schweſtern, und ſie waren nicht mehr Waiſen, aber ſie waren daheim und allein.

Lazarus ſtarb, der Tod nahm ihn hinweg und ihre Herzen erfüllten ſich mit Trauer.

Sie rauften ſich die Haare aus und ſie begruben ihn, und legten einen Stein auf das Grab, und zogen Trauerkleider an.

Und ſie gingen weg und begaben ſich zum Herrn und mit Thränen in den Augen ſprachen ſie zu ihm:

Ach, Herr, Herr, wäreſt du gegenwärtig geweſen, ſo hätte der grauſame Tod unſern Bruder nicht dahingerafft!

Der Herr aber erwiderte: „Trocknet eure Thränen, fürchtet euch nicht, Lazarus ſchläft nur in jener Gruft!“

Was ſagſt du, allmächtiger Gott? — Vier Tage ſind es, daß Lazarus im Grabe liegt!

Und der Herr machte ſich mit allen Apoſteln auf den Weg, und er rief:

„Lazarus, Lazarus, ſtehe auf und erzähle deine Schmerzen und wie du dich in der ſchwarzen Erde vergiftet haſt!“

Lazarus aber erhob ſich, und er war voll Dankes gegen ihn und betete ihn an als König,

Und ſprach zu ihm: „Herr, Herr, welch ein großes Gift iſt dieſe Erde!“

Und der Herr antwortete: „Wer im heiligen Glauben lebt, der ſtirbt voll Freudigkeit und ohne Schmerzen!“

Lob und Tadel.

Wenn dir etwas nicht gelungen,
Werde nicht beim Tadel muthlos,
Der dir ſcharf ins Herz gedrungen!
Ward doch nie ein Sieg errungen
Ohne Wunden ſchmerz- und blutlos.

Iſt der Tadel nicht die Lehre
Nur in ſtrengſter, ſchärfſter Wendung?
Wer dich tadelt, den verehre,
Denn er zeigt dir ſo die ſchwere,
Steile Bahn zur Selbſtvollendung!

Wer dich lobt und deine Mängel,
Gleich als ward ihm dieſe Sendung,
Reicht als Stab dir Blumenſtengel
Und er führt als holder Engel
Spielend dich zur Selbſtverblendung.

Otto Buchwald.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Der Sturm auf Alſen.

Die Eroberung von Alſen iſt ein neues glänzendes Ereigniß in der preußiſchen Kriegsgeſchichte; wir geben aus dem Briefe eines Offiziers einige Einzelheiten jenes Tags.

„Nachdem wir wie die Heinzelmännchen in der Nacht des 28. Juni für 46 ſchwere Geſchütze die Batterien von Schnabeckhage nach Wenningbund gebaut hatten, wurden ſie in der Nacht zum 29. vollſtändig armirt und die Batterien der alſener Föhrde noch um 16 Geſchütze vermehrt. Derweilen regte es ſich auch geſchäftig am Strande und es gelang uns, über 100 flachgehende Boote in das Satruper Holz zu bringen und dort zu verſtecken, ebenſo 32 Pontons, Balken und Bretter. Was für Gefühle einem Soldaten in ſolcher Nacht durch die Seele gehen, iſt ſchwer zu ſagen: ging es doch auf Leben und Tod!

„In peinvoller Stille wurde alles vorbereitet; wenn es möglich geweſen wäre, ſo hätte jeder den Athem angehalten, aus Furcht, er könne uns dem Feinde verrathen. Es mochte um zwei Uhr in der Nacht ſein, die Morgendämmerung wurde noch nicht ſichtbar, ein dichter Nebelſchleier lag über Waſſer und Land, die Luft aber war windſtill und warm. Da wurden die Boote auf vier Punkten, von Blans und Schnabeck, ins Waſſer geſtoßen. Die Leute ſtanden oft bis an die Bruſt im Waſſer; triefend ſprangen ſie dann in die Boote und fort ging es! Etwa 30 Fahrzeuge mit je 15 Mann. Aber Holla, der Däne war erwacht! Kaum hatten die kühnen Schiffer einige hundert Schritte vorwärts in den über tauſend Schritte breiten Sund ſich hineingerudert, als die däniſchen Geſchütze zu feuern begannen. Granaten, Gewehrkugeln, Kartätſchen überſchütteten uns und ſchlugen verheerend in die Boote ein — aber der Muth der Soldaten blieb unerſchüttert. Eine Vollkugel riß drei auf der Bank ſitzende Musketiere in Stücken ins Waſſer hinab, das Leck des Boots wurde mit einem Mantel verſtopft. Wer rudern konnte, ruderte; wer keine Stangen hatte, ruderte mit den Armen. Unſere Batterien erwiderten das Feuer, unſere Leute machten nun wieder, wie der Danſke ſagt: ihren Kreuzſchlag über Gewehr, das dann «von ſelbſt» ununterbrochen ſchießt.

„Endlich ein leiſes Knirſchen — Sand! Die erſten Boote landeten glücklich auf den angewieſenen Punkten von Arnkiels-Oer bis Arnkiel. Bald war der Feind in die Flucht geſchlagen und wurde bis zu einem herrlichen Buchenwald verfolgt. Unterdeſſen fuhren die leeren Boote zurück und in muſterhafter Ordnung geſchah die Ueberfahrt der andern Truppen.

„Um der Artillerie den Weg übers Waſſer zu bauen, hatte man zwei Pontons zuſammengebunden, ſie mit Bretern überbrückt und brachte auf dieſen fliegenden Maſchinen das ſchwere Geſchütz und die Cavalerie herüber; den Pferden war es nicht geheuer, ſie machten das durch Wiehern und Stampfen bemerkbar; aber fort mußten ſie doch! Das ſchwere Geſchütz ſprengte mit ſechs Pferden beſpannt im raſchen Trabe 80 — 100 Schritt in die flache See und ſtand dann im Nu auf der Fähre. In gleicher Weiſe ſetzten Protzen, Munitions- und Lazarethwagen im Fluge über. Die Leute waren wie trunken von ihrem Glück, ein Jubel überall, als ob der Sund ſtatt Waſſer Wein enthielte und drüben keine Gefahr vorhanden ſei! Inmitten dieſer Bewegungen kroch auf einmal aus der Auguſtenburger Föhrde ein Ungethüm heran, ſich bis nach der Landungsſtelle hinbewegend, ein Granatfeuer eröffnend — es iſt «Rudolf Racker», wie die Soldaten den Rolf Krake nennen. Die Luft iſt erfüllt von den umherfliegenden, platzenden Geſchoſſen — unſere ſchweren Batterien aber bleiben ihm die Antwort nicht ſchuldig. Wie eine Seejungfer taucht er bis zum äußerſten Rande unter, ergreift aber bald darauf die Flucht. Unſere Leute ſchreien und jubeln: «Er hat 'nen Schuß ins Bein bekommen!» In der kurzen Zeit von $1\frac{1}{2}$ Stunden hatte General Manſtein elf Bataillone vereinigt und ſchritt mit dieſen und mit zwei gezogenen Batterien gen Sonderburg vor. Der alte paniſche Schrecken hatte die Dänen wieder ergriffen, ſie flohen, bei Wollerup aber wurden ſie eingeholt und wieder fiel eine große Menge von Kriegsmaterial in unſere Hände; bei Höruphaff, dem großen Einſchiffungsbaſſin, wurden ein Regimentscommandeur und 400 Mann gefangen genommen; wer konnte, flüchtete nach Kekenis, um von dort an Bord der Schiffe zu gelangen, die von der hohen See ihnen zu Hülfe eilten.

„Ueber 400 Dänen ſind im Kampf erlegen; auch wir haben an Todten und Verwundeten eine gleiche Zahl braver Kameraden zu beklagen. Aber ein Hochgefühl durchdringt die Bruſt jedes einzelnen! Die überaus ſchwierige und gewagte Affaire wurde mit einem innerlichen Jubel, mit Todesverachtung unternommen; es war, als habe der Reiz der Neuheit dieſes ſtrategiſchen Zugs jedem einzelnen noch beſondere Kräfte verliehen. Natürlich haben die Dänen zu ihrer Entſchuldigung ausgeſagt, ſie hätten nichts von allen unſern Vorbereitungen geſehen und gehört; wir hätten Eiſenbahnſchienen über den Meeresarm gelegt und eine auf dem Lande gebaute Schiffsbrücke darübergleiten laſſen; das werden nun die Pontonniere, die an der Landungsſtelle ununterbrochen Hülfe leiſten mußten und 12 Stunden im Waſſer ſtanden, nicht behaupten.

„Die Dänen hatten ihre Hauptverſchanzungslinie

vor Sonderburg gelegt; daß wir an der breitesten Stelle des Meeresarms, von hinten sie überfallen würden, daran hatten sie nicht gedacht. Wir zogen längs des Strandes auf Sonderburg zu, um die mühsam erbauten Werke des Feindes zu zerstören — da lagen links und rechts Feinde und Kameraden — Säbelscheiden, Säbel und Patrontaschen, Gewehre und Tornister — im Walde mußte ein Trupp Dänen beim Frühstück überfallen worden sein; da standen Butternäpfe und Käse und Brote lagen daneben — aber freilich auch die jugendlichen Leichen derer, die hier unerwartet den Todesstreich empfingen. . .

„Die gefangenen dänischen Offiziere ließen sich von ihren mitgefangenen Soldaten durch das schlammige Ufer hinaustragen, sie wollten nicht naß und schmuzig werden — wir mochten ihnen darin ein abschreckendes Beispiel sein. Sie fragten uns, ob man ihnen ihre Bagage, die in unsere Hände gefallen, wiedergeben würde.

„Als wir weiter über Rönhof nach Ulkebüll kamen, sahen wir die frischen Spuren eines heißen Kampfes — hier hatten die Dänen ihre Schuldigkeit gethan. Hinter einem Knick, gleichsam im Tode noch auf der Lauer liegend, starrten vier erschossene Dänen, die Gewehre durch das Buschwerk gehalten, noch schußbereit, uns an. Halb im wogenden Kornfeld gebettet, lagen zwei Preußen, Arm in Arm erstarrt, als hätten sie in letzter Noth beieinander Trost gesucht.

„Gegen Mittag rückten wir in Sonderburg ein. «Donner und Blitz, haben wir eine Artillerie!» riefen die Soldaten und bewunderten die Wirkung unserer Kugeln an den Mauern und Dächern der zerstörten Häuser — schleswig holsteinische Farben wehten aus den Fenstern, ob aus Furcht, ob aus Freude, wer weiß es!

„Großen Jubel erregte es bei den Truppen, daß der einzige Engländer, der den bedrängten Dänen nicht wie seine Landsleute mit Worten, sondern in der That zu Hülfe geeilt war, als Gefangener eingebracht wurde. Vor allen aber wird der Zieten'sche Husar beneidet, dem der Prinz Friedrich Karl eine seiner eigenen Husarenfeldmützen geschenkt hat; er war der erste von seinem Regiment gewesen, der auf seinem Pferde schwimmend Alsen erreichte und während der Fahrt seine Feldmütze einbüßte.

„Als am 4. Juli der Alsensund recognoscirt wurde, fand man 30 Seeminen, welche die Feinde in der Nähe der abgetragenen Schanze Nr. 10 längs des sundewitter Ufers gelegt hatten. Die Pulverladung lag in einer Glaskugel, welche von einem Holzkasten umgeben war und schwamm unter dem Wasser. Ein Glascylinder ragte aus demselben hervor und sollte die Zündung durch diesen in die Mine bringen. Ein amerikanischer Ingenieur soll diese Minen construirt und seine Arbeiten in Augustenburg bei verschlossenen Thüren ausgeführt haben; in seinem Laboratorium fand man eine Menge galvanischer Zündungen und Zündungsapparate, um unter dem Wasser Thaten zu vollbringen.

„Da wir erst um 2 Uhr nach Broacker und der Büffel-Koppel übersetzen konnten, weil nur wenig Boote da waren, so hatte ich Zeit, über den waghalsigen Ueberfall nachzudenken. Gewiß, es gehörte außer Muth und Tapferkeit noch das Glück dazu! Was hätten wir thun können, wären Wind und Wellen gegen uns gewesen? Doch das gute Glück schmälert bei alledem um nichts den Sieg unserer braven Truppen."

Die Naturwissenschaften in Deutschland während des 17. Jahrhunderts.

G. H. — Das geistige Leben eines Volks hängt mit dem politischen aufs innigste zusammen. Auch die Wissenschaft kann nicht gedeihen, wo die äußern Verhältnisse ihr, statt Aufmunterung und Förderung zu bieten, vielmehr hindernd und beengend in den Weg treten. Die Geschichte der naturwissenschaftlichen Bestrebungen in Deutschland während des 17. Jahrhunderts liefert hierzu einen thatsächlichen Beweis.

Es gab eine Zeit, wo Deutschland, dieses Land der Philosophen und Denker, wie es Frau von Staël bezeichnet, nicht nur auf dem Gebiet der idealen Wahrheiten, sondern auch der praktischen Wissenschaften an der Spitze des europäischen Culturfortschritts stand. Von Deutschland aus war schon im 15. Jahrhundert durch zwei der wichtigsten Erfindungen, durch die Buchdruckerkunst und das Schießpulver, der Anstoß zu einer Umgestaltung des socialen Lebens der Völker ausgegangen. In den deutschen Bergwerken hatten schon damals sich die Anfänge einer praktischen Chemie und der Maschinenkunde entwickelt. Die Uhren Nürnbergs, die Wasserkünste Augsburgs wurden als Wunderwerke der Mechanik angestaunt. Albrecht Dürer war nicht nur groß als Maler, er hatte auch die Meß- und Befestigungskunst ausgebildet, die Regeln der Perspective festgestellt sowie die Technik des Kupferstechens zu noch nicht gekannter Vollendung gebracht. Während auf dem Gebiet der Sprachwissenschaften ein Reuchlin und Melanchthon die meisten ihrer Zeitgenossen an Kenntnissen und Geschmack weit übertrafen, hatten Männer wie Purbach und Regiomontanus dem deutschen Namen auch in der Mathematik und Astronomie Anerkennnug verschafft.

Alle diese Bestrebungen eines praktisch-wissenschaftlichen Geistes verkümmerten jedoch bald unter den unmittelbar nach der Reformation ausbrechenden theologischen Zänkereien und gingen während des Dreißigjährigen Kriegs vollends zu Grunde. Die hervorragendsten Männer begaben sich ins Ausland, selbst ein Kepler unterlag dem Hunger; er starb 1639, nachdem er vergebens sich bemüht hatte, beim Deutschen Reichstag die Anerkennung seines Rechts auf den rückständigen Gehalt auszuwirken.

Während so das geistige Leben in Deutschland versank, schritten andere Nationen ungestörter auf der Bahn der Wissenschaften voran. Italien hatte durch

die Namen eines Galilei und Torricelli neuen Glanz erhalten. In England hatte Baco von Verulam die Naturwiſſenſchaften auf den allein ſichern Boden der empiriſchen Forſchung verwieſen. Als die Kämpfe des Puritanismus zu Ende, warf ſich, der religiöſen Streitigkeiten müde, die engliſche Nation mit doppeltem Eifer auf die praktiſchen Wiſſenſchaften. Jeder fing in England an, zu beobachten, Experimente zu machen, mechaniſche Erfindungen und Verbeſſerungen auszuſinnen. Dieſe Beſtrebungen wurden durch die großen Entdeckungen Newton's gekrönt, die eine neue Epoche auf dem Gebiet der exacten Wiſſenſchaften heraufführten.

Sofort nach dem Dreißigjährigen Kriege fand dieſes Studium auch in Deutſchland Nachahmung, und mehrere Entdeckungen ſchienen anzuzeigen, daß der praktiſche Erfindungsgeiſt, der das deutſche Volk vormals ausgezeichnet hatte, noch nicht ganz von ihm gewichen ſei. Otto von Guericke, der Bürgermeiſter Magdeburgs, erfand die Luftpumpe, und erfreute, damit doch auch auf einem regensburger Reichstag einmal etwas Nennenswerthes geſchehe, die dort verſammelten deutſchen Stände im Jahre 1651 mit ſeinen Verſuchen. Die königliche Bibliothek zu Berlin bewahrt noch jetzt das erſte Exemplar dieſer für die Naturkunde ſo wichtigen Maſchine. Brand und Kunkel zeigten bald darauf die Bereitung des Phosphors, und Glauber ward der Entdecker jenes Heilmittels, welches noch heute ſeinen Namen trägt: des Glauberſalzes. Der große Philoſoph Leibniz, dem eine Erfindung, durch welche die Herrſchaft des Menſchen über die Natur vermehrt werde, ſo wichtig dünkte wie die kunſtreichſte Speculation, konnte in einem der wichtigſten Zweige der höhern Mathematik, der Differentialrechnung, ſogar einem Newton den Ruhm der erſten Erfindung ſtreitig machen. Leibniz verſchmähte es nicht, ſtundenlang geſchickten Handwerkern zuzuſchauen; er beſchäftigte ſich eifrig mit der Verbeſſerung der damals noch ſo ungeſtaltigen Taſchenuhren, mit der Erfindung eines neuen Mechanismus an den Wagen; er trug ſich ſchon damals mit kühnen Planen von Schiffen, die unter dem Waſſer fahren, und andern, die ungehindert gegen den Wind ſegeln ſollten. Ebenſo wenig hielt es Chriſtian Wolf, der erſte Philoſoph Deutſchlands zu Anfang des 18. Jahrhunderts, unter ſeiner Würde, ſeine Aufmerkſamkeit der Verbeſſerung der Lampen zuzuwenden. Leibniz war es auch, der auf den erſten, freilich noch verunglückten Dampfſchiffahrtsverſuch hinwies, welchen der marburger Profeſſor Papin ſchon 1691 auf der Fulda bei Kaſſel machte und der dieſem Unternehmen trotz aller noch ſtattfindenden Hinderniſſe eine große Zukunft vorausſagte. Es iſt übrigens jetzt erwieſen, daß Papin in einer 1695 zu Kaſſel gedruckten und auf der dortigen Landesbibliothek befindlichen Schrift bereits die Conſtruction einer Pumpe gelehrt hat, deren Kolben durch Waſſerdampf in Bewegung geſetzt werden ſollte, und daß dieſe Erfindung, die Dampfkraft mittels eines Kolbens auf andere Maſchinen zu übertragen, das Weſentliche aller heutigen Kolbendampfmaſchinen bildet.

Das naturwiſſenſchaftliche Streben wurde damals wie in England eine Art Modeſache, es hatte ſeine Vertreter in allen Ständen. Einfache Bürger benutzten ihre Feierſtunden zu phyſikaliſchen Experimenten, Gelehrte erholten ſich von den Anſtrengungen ihrer abſtracten Forſchungen bei der chemiſchen Retorte oder in der mechaniſchen Werkſtätte. Auch die Großen fanden eine Zeit lang Geſchmack an ſolchen Beſchäftigungen. Mancher Fürſt war im Laboratorium thätiger und aufmerkſamer als am Tiſche ſeines Geheimraths. Es gehörte zum guten Ton, bei Hofe über Luftpumpen und Fernröhre zu reden, und ſelbſt die Kammerzofe brach in einen Schrei des Entzückens aus, daß ein Magnet wirklich eine Nadel anziehe, und daß eine Fliege, durch ein Mikroſkop betrachtet, beinahe ſo groß ſei wie ein Sperling. Ebenſo beſchäftigten ſeltſam conſtruirte Fliegapparate das Intereſſe der hohen Geſellſchaft, und indeß man auf ſchlechten Landſtraßen mit dem Poſtwagen kaum vorwärts kam, beſprach man alles Ernſtes die Möglichkeit von Luftequipagen.

Wie ſo oft, führte auch hier der Dilettantismus auf Abwege und, mit dem Aberglauben verbunden, zu jenen alchymiſtiſchen Abenteuerlichkeiten, die, ſtatt Gold einzutragen, ungeheure Summen koſteten. Das Laboriren wurde eine „noble Paſſion". Doch hat man bekanntlich der Begierde des Königs Auguſt von Polen nach einer Goldtinctur die Erfindung des Porzellans zu verdanken. Auch das Berlinerblau, das Oleum Dippeli, ging aus ſolchen Verſuchen hervor.

Immerhin aber ſtand unſer Vaterland zu Anfang des 18. Jahrhunderts, was Originalität der Entdeckung und Selbſtändigkeit der Forſchung betrifft, hinter den meiſten ſeiner Nachbarn zurück. Es hatte den epochemachenden Entdeckungen eines Huygens, Harvey, Mariotte, Torricelli nichts von gleichem Werth entgegenzuſetzen. Auch die wenigen hervorragenden Forſcher verdankten den größten Theil ihrer wiſſenſchaftlichen Reſultate den befruchtenden Einflüſſen des Auslandes. So hatte z. B. Guericke ſeine Studien in Holland gemacht, und auch Leibniz bekannte ſich für faſt alle ſeine derartigen Erfolge den pariſer und londoner Gelehrten verpflichtet. Andere ſahen ſich genöthigt, ihre eigenthümlichen Erfindungen aus Mangel an Anerkennung in der Heimat an das Ausland preiszugeben. Die ungünſtigen politiſchen Verhältniſſe hinderten überall die praktiſche Verwerthung vieler an und für ſich ſehr fruchtbarer Ideen. Es gehört zu den traurigen Nachwirkungen des Dreißigjährigen Kriegs, daß der Gemeinſinn des Volks abgeſchwächt, der Inſtinct des unmittelbaren praktiſchen Handelns in der Nation faſt ertödtet war. Leibniz klagt, daß von allen Ländern nur Deutſchland ſo thöricht ſei, ſeine eigenen großen Männer nicht anzuerkennen, und daß es erſt dann auf ſie achte, wenn es durch die Stimme des Auslandes auf ſie aufmerkſam gemacht werde. Er bedauert, daß, „wenn

etwas in Deutschland erfunden werde, die andern Nationen es alsbald zu appliciren, zu extendiren, zu perfectioniren wüßten und es dann den Deutschen also aufgeputzt zurückschickten, daß diese selbst es nicht mehr für das Ihrige zu erkennen vermöchten". Da war es denn kein Wunder, wenn der durch den Umfang seiner praktischen Forschungen so berühmte Euler nach Petersburg ging und durch seine astronomischen und physikalischen Entdeckungen den Ruf der dortigen Akademie begründete; wenn Männer wie Bernoulli, Fahrenheit und Albinus ihre reichen Naturkenntnisse nach Holland, Hamberger die seinigen nach Frankreich trug, und Kunkel, der Entdecker des Phosphors, sein Leben in Stockholm beschloß. Die stillen Verdienste deutscher Botaniker des 17. Jahrhunderts, eines Jungius und Rivinus, mußten nur dazu dienen, den Ruhm Linné's mehren zu helfen; was um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Wenzel und Richter für die Chemie, Aepinus für die Kenntniß der Elektricität thaten, wurde in Deutschland erst dann beachtet, als es durch Berzelius, durch Franklin und Volta weiter gebildet war. Während andere Nationen für die Erfindungen ihrer Landsleute mit einem Patriotismus einstanden, der oft bis zur parteilichen Ungerechtigkeit ausartete, war in Deutschland in der Regel das große Gegentheil der Fall. Als einst ein göttinger Professor die mathematischen Leistungen Leibnizens recht geflissentlich herabzusetzen suchte, erwiderte ihm der französische Akademiker Libry sehr verwundert: „Je suis surpris, de voir venir les détracteurs de l'Allemagne elle-même."

Leider hat diese Erscheinung sich bis in die neuere Zeit oft genug wiederholt. „Es ist nicht weit her", in dieser Redensart charakterisirt sich eine nicht gerade löbliche Eigenschaft des Deutschen.

Einen Hauptgewinn schlossen übrigens jene nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs erwachenden Bestrebungen auch für Deutschland in sich. Ob eine Zeit lang auch der Aberglaube und Mysticismus ein Bündniß selbst mit der Naturforschung schließen zu wollen schien, dieses Bündniß war zu unnatürlich, um lange dauern zu können. Ein Volk, das anfing, an Physik und Chemie Geschmack zu gewinnen, mußte alsbald auch seinen Thomasius finden, der dem Unwesen der Hexenprocesse steuerte; mußte allmählich immer mehr Denker, wie Wolf und Kant, erzeugen, die es lehrten, statt an dogmatischen Spitzfindigkeiten, lieber an der Religion innerhalb der Grenzen der praktischen Vernunft Gefallen zu finden; mußte mit der Zeit auch Aesthetiker hervorbringen, welche, wie Lessing, den Zopf der Geschmacklosigkeit ihm unerbittlich abhieben und wie Herder seinen Sinn für das Ungekünstelte, Einfache, Volksthümliche neu belebten.

Die Beschäftigung mit der Natur, in richtiger Verbindung mit den idealen Wissenschaften, wird mit der Zeit immer auch zur Wahrheit und Schönheit hinleiten, zum rechten Maßhalten im Denken und Handeln.

Neue Romane.

Die Romane der Frau Marie Sophie Schwartz erfreuen sich, wenigstens bei den Leserinnen, eines fast ungetheilten Beifalls; diese werden von ihnen ebenso unterhalten und angezogen wie in frühern Jahren von den Erzählungen der Frederike Bremer, der Carlén. Eine große und tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens, eine scharfe Beobachtung der gewöhnlichen Lebensvorfälle, im Inhalt sittliche Reinheit, in der Form eine angenehme und lebendige Darstellung zeichnen die Romane der Frau Schwartz vor den meisten ähnlichen Erzeugnissen der Unterhaltungslektüre aus. Gleichweit sind sie von der puritanischen Frömmelei und Verherrlichung des Adels wie von den „Sensation" machenden Verbrechen und Schrecknissen der modernen englischen Romantik entfernt; Frau Schwartz ist religiös und bürgerlich, sie geht den socialen Fragen nicht schüchtern aus dem Wege: „Arbeit adelt", ist ihr Wahlspruch. Ihre Erzählungen schweifen nur über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit in die Phantastik hinüber, der Leser fühlt sich bei ihr immer auf sicherm Boden. Nicht im höchsten Sinne sind diese Arbeiten poetische Schöpfungen zu nennen, aber sie gewähren doch ein bald anmuthiges, bald rührendes Bild des Daseins und stehen den meisten, weil sie nur Dinge erzählen, Verhältnisse schildern, die jeder entweder mit erlebte oder von denen er doch hörte, vielleicht um so näher. Zwei neue Romane der Verfasserin, in der trefflichen Uebersetzung von August Kretzschmar, liegen uns vor: „Der Rechte" (vier Bände) und „Mathilde oder ein gefallsüchtiges Weib" (ein Band, beide Leipzig, F. A. Brockhaus). Namentlich „Mathilde" bewährt den alten Ruf der begabten Frau; es ist ein feines Genrebild des modernen Lebens. Die Erzählung „Der Rechte" leidet an einer gewissen Breite der moralischen Betrachtung: Frauen sollen nicht doziren; es erweckt im Gemüth des Lesers ein ängstliches Gefühl, von den Lippen, die im Grunde doch nur geschaffen sind, von bewegtern Empfindungen überzufließen, trockene Katheder-weisheit zu vernehmen.

A. E. Brachvogel veröffentlicht zwei neue Bände seiner „Historischen Novellen" (Jena u. Leipzig, Costenoble, 1864). Sie enthalten fünf Erzählungen, die auf sehr verschiedenem Boden, in fernerer und näherer Vergangenheit spielen. „David Rizzio" ist weniger eine Novelle als eine in novellistische Form gebrachte Darstellung der bekannten Vorfälle aus Maria Stuart's und Riccio's Leben. „Der Commandant von Oldeslohe" ist eine hübsch erzählte Anekdote, wogegen uns die Abenteuer „Dschem-Ramad's", eines türkischen Prinzen im Ausgang des 15. Jahrhunderts, von Leopold Schefer in seinem „Armen Dschem" phantastischer als von Brachvogel erzählt wurden. Am meisten hat uns „Jean Fort de Marconnay" angesprochen; da ist Leben und Bewegung, der Ton des Mittelalters vorzüglich getroffen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 32.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Heidemaid. Eine Geſchichte aus früherer Zeit. Von Ph. von S. I. — Die Mormonen. V. — Zur Geſchichte des Poſtweſens. Von S. Philippſon. II. — Deutſchlands gekrönte Poetinnen. Eine Skizze aus der Zopfzeit. — Gedichte von M. Solitaire. — Beiblatt: Schleswig-Holſtein deutſch? — Anconas Belagerung und Fall. Aus dem Tagebuch eines Soldaten. I. — Die Arbeiten am Suezkanal. — Zur Unterhaltung.

Die Heidemaid.

Eine Geſchichte aus früherer Zeit. Von Ph. von S.

I.

Es war Herbſt; ein ſcharfer Oſtwind ſtrich über die Hochfläche hin, deren kümmerlicher Graswuchs in bereiften Halmen zwiſchen den Wachholderbüſchen glitzerte, welche vieläſtig auf dem ſteinigen Kalkboden ſich ausbreiteten. Da und dort unterbrachen Strecken von bräunlichem Heidekraut die eintönige Färbung des Oedlandes, das nur Erlengeſtrüpp und Zwergbirken, mit dunkeln Föhren untermiſcht, hervorzubringen vermochte. Der Hochwald in ſeinem bunten Octoberſchmuck umrahmte die weite Ebene, deren Horizont durch unbedeutende Erhebungen bezeichnet war. Stundenlang zog ſich dieſer Landſtrich hin, ohne weitere Spuren von der Nähe der Menſchen als einige Fahrgleiſe, welche nach allen Richtungen ausliefen und an den tiefern Stellen durch eingeworfene Prügelſtämme und große Steine als Verbindungswege gelten mußten. Kein Dorf, keine Wohnſtätte auf dieſem unwirthlichen Höhenzuge; nur da, wo mehrere Gebietsgrenzen ſich berührten, ſtand ein kleines Gotteshaus, in welchem an manchen Tagen der Kaplan aus der nächſten Pfarre, in deren Patronat die Heidekapelle gehörte, die Meſſe las. Gewöhnlich wurde der Geiſtliche auf ſeiner Wanderung dahin von dem Büttel des Städtchens begleitet, einem alten Reichsſoldaten, dem der polizeiliche Schutz dieſer Wildniß anvertraut war. Zigeuner, Keſſelflicker, Korbmacher, fahrendes Volk, das zu jener Zeit, vor mehr als einem halben Jahrhundert, in der Nähe der Kapelle ſein Weſen trieb, erſchwerten ihm dieſes Amt, worin er einzig durch die herrſchaftlichen Förſter unterſtützt wurde, welche ihre Waldgrenzen begingen und bei dem damaligen Geſetzzuſtand gegen alle Frevler mit rückſichtsloſer Strenge verfuhren. Das hinderte aber dennoch nicht, daß verſpätete Wanderer den Widerſchein nächtlicher Lagerfeuer gewahrten oder daß ſelbſt bei Tageszeit bläuliche Rauchwolken aus verlaſſenen Erzgruben ſich über dem Waldgeſtrüpp aufkräuſelten.

Heute, am Tage des heiligen Einſiedlers Aegidius, deſſen Abbild mit der weißen Hirſchkuh über dem Altar angebracht war, wurde der Gottesdienſt beſonders feierlich begangen. Der Meßner hatte eins der ſchönſten Meßgewänder mitgebracht; der Miniſtrant trug über ſeiner Bauerntracht ein weißes Chorhemd mit dem üblichen rothen Kragen und auch ein friſches Altartuch war aufgelegt. Da keine Sakriſtei vorhanden, blieb die ſonſt offene Kapellenthür geſchloſſen, bis der Prie-

ſter in ſeinem Ornat vor dem Altar ſtand, deſſen Paramente jedesmal aus der Mutterkirche herbeigeſchafft wurden. Die wenigen Kniebänke hinter dem Gitter, welches den Gottestiſch vor profaner Berührung ſchützte, wurden von dem erwähnten Diener der Gerechtigkeit, dem Forſtknecht aus dem „Schlößle“ und einigen Bauern eingenommen, welche zufällig oder zu Ehren ihres Namenspatrons, eines der vierzehn Nothhelfer, herbeigekommen waren. Hinter dieſem Geſtühl drängten ſich rußige Köhlergeſtalten und müde Erzgräber, welche in weitem Umkreiſe ihren einſamen Hantierungen nachgingen. Auch einige Schäfer aus dem Unterland, deren Heerden in der Nähe pferchten, hatten ſich eingefunden in ihrer charakteriſtiſchen Tracht, den gelbledernen Kniehoſen, dem dunkelblauen Rock mit Scharlachfutter und Beſatz und der nie fehlenden Schippe, um das ihnen als altwürtembergiſchen Lutheranern ſeltene Schauſpiel einer katholiſchen Meſſe mit anzuſehen. Burſche und Mädchen aus den Altdörfern, in ihrem Feſttagsgewand, ſchoben ſich in den überfüllten Raum, der die Andächtigen nicht zu faſſen vermochte und dadurch einem rieſigen Bienenkorbe ähnlich wurde, an deſſen Eingang der ſummende Schwarm ſich feſtgehängt hat.

Außerhalb des Gedränges ſchlichen einzelne Geſtalten umher, deren ſonnengebräunte Geſichter, die hagern Leiber, die fremdartige, aus den Abfällen der Städte aufgeleſene Kleidung ſie zu den Parias des damals noch beſtehenden heiligen römiſchen Reichs ſtempelten: den Landfahrern, welche niemals verſäumten, ſich einzufinden, wo eine größere Menſchenmenge verſammelt war, um von den Broſamen, die von den Tiſchen der Beſitzenden fielen, ihr armſeliges Daſein zu friſten. Heute hatte ſogar der Büttel keine Gewalt über ſie; waren ſie doch gleich ihm Feſtgäſte, unter dem Schutze des himmliſchen Patrons, vor dem auch ſie ihre Knie beugten.

Als der Prieſter die Hoſtie zur Wandlung erhob und die Schelle des Miniſtranten ſchrill ertönte, warfen ſich die Katholiſchen alle nieder, die innerhalb der Kapelle und draußen im Sonnenſchein dem heiligen Opfer beiwohnten, bekreuzten ſich und ſchlugen an ihre Bruſt. Eine einzige dunkle Geſtalt, in Lumpen gehüllt, blieb fern von den übrigen, an eine Birke gelehnt, ſtehen und ſchaute aufmerkſam zu, ohne eine Muskel des jugendlichen Geſichts zu verziehen. Es war dem Anſchein nach ein Mädchen von etwa ſiebzehn Jahren, mit ſtarren, wie durch Hunger und Kälte verſteinerten Zügen, die einzig durch ein Paar weitgeſchlitzte, funkelnde Augen belebt wurden.

Ein Bauernburſche, der zufällig ſich umſah, wurde zuerſt aufmerkſam auf die Vereinzelte und winkte ihr gutmüthig, ihre Knie zu beugen wie die übrigen. Sie ſtarrte ihn ſcheu an und ſchüttelte dann den Kopf, deſſen ſchwarze, ſchlichte Haare ihr Geſicht in langen Strängen umflatterten.

Als die Meſſe zu Ende war und der Prieſter den Weihbaum über die Andächtigen ſprengte, nahte ſie ſich neugierig dem Gedränge, das ſich bald in einzelne Gruppen auflöſte. Der Geiſtliche, ein ehemaliger Feldkaplan, hatte ſein Rößlein beſtiegen, deſſen er ſich bei der Seelſorge in den weitzerſtreuten Filialen häufig bediente, und ritt nun, von ſeinem Gefolge begleitet, den Dienern der Kirche, denen ſich der weltliche Arm der Gerechtigkeit anſchloß, heimwärts. Der Gerichtsbote in ſeiner fadenſcheinigen Montur nickte bedeutſam mit dem Kopfe, als ſie an den Karren vorüberkamen, in deren Schatten ſich das fahrende Volk gelagert hatte, um ſeine verſchiedenen Gewerbe unter freiem Himmel fortzuſetzen. Da hämmerte ein Keſſelflicker mächtig auf eine alte Pfanne los, deren Brüche und Beulen eine harte Dienſtzeit andeuteten; dort ſaß ein Korbmacher mit einem Vorrath brauner Weidenzweige, die er mit geübter Hand zu Hürden und Fiſchreuſen verflocht. Weiber und Kinder trieben ſich müßig umher oder ſtreckten hin und wieder die Hand aus, um die Kupfermünzen in Empfang zu nehmen, welche ſie mit geläufiger Zunge in den verſchiedenſten Mundarten zu erbetteln verſtanden. Der Forſtknecht war einer der letzten geweſen, welche das kleine Gotteshaus verlaſſen hatten. Mit ſeinen glänzendſchwarzen Haaren, dem aufgeſchoſſenen, ſchlanken Wuchſe glich er auffallend den dunkeln Geſellen, welche in maleriſchen Stellungen an den Karren lehnten oder ſich mit deren Geſpann zu ſchaffen machten, das je aus einem Eſel oder dem Knochengerippe eines ausgedienten Roſſes beſtand. Die Büchſe über der Schulter, ſchritt er gelaſſen durch die Gruppen der Feſtgäſte, welche theils an der Sonne auf den Stufen der Kapelle ſaßen oder einige Obſtbäume umſtanden, die von den gewerbſamen altwürtembergiſchen Nachbarn aus dem Thale heraufverpflanzt worden.

Der Andres aus dem Forſthauſe ſchien für niemand einen Blick zu haben, obgleich die Bauernmädchen ihn durch ihr Kichern und Flü-

ſtern anzuziehen ſuchten und auch unter den Landfahrern eine Bewegung entſtand, als wollten ſie in ihm einen der Ihrigen begrüßen. Aber der Burſche hielt an ſich, eingedenk der ſchweren Lehrzeit, welche er nach Aufhebung der Hannickelsbande hatte durchmachen müſſen, als er ſeiner Mutter entriſſen, zu den Auguſtinern in die Schule gethan und darauf als Laufbube beim Forſtamt untergebracht worden war. Durch ſeine Anſtelligkeit war es ihm gelungen, die Aufmerkſamkeit des Oberforſtmeiſters auf ſich zu ziehen, der ihn in ſeine Dienſte genommen und dann auf ſeinen gegenwärtigen Poſten befördert hatte, welcher bei der großen Ausdehnung des Waldgebiets, den verwickelten Grenzverhältniſſen und der trotz aller Verordnungen zunehmenden Wilderei kein leichter war. Sein Vorgeſetzter nahte ſich ſchon den Jahren, wo ihm ſein Amt ſauer wurde, und Andres mußte deshalb auch ſeine Obliegenheiten theilweiſe übernehmen, während Marie, die einzige Tochter des Hauſes, bald dieſen, bald jenen Gefallen von dem willfährigen Burſchen anzuſprechen hatte.

Auch heute ſollte er ihr von dem kleinen Markte, der ſich bei ſolchem Anlaß um die Kapelle aufſtellte, einiges mitbringen, was ihm aber erſt einfiel, als er außerhalb des Kreiſes ſtand. Der Anblick des fremden Mädchens, das wieder an der Birke lehnte, feſſelte ihn gleichſam an den Boden. Er hatte dieſe hagere Geſtalt, dieſe glühenden Augen ſchon geſehen, aber nur wie ein Schatten war ſie im Zwielicht auf dunkeln Waldespfaden an ihm vorübergehuſcht. Ein anderes mal hatte er ein ſeltſames Summen auf einer breitäſtigen Eiche gehört, wo gleich einem rieſigen Vogel ein Menſchenbild hoch in den Zweigen ſaß. Er rief das Weſen an, erhielt aber keine Antwort und ſchoß ſeine Büchſe in die Luft. Auch ihre Spuren hatte er ſchon verfolgt, wenn er auf der Fährte des Wildes da und dort den Abdruck ihrer nackten Füße in dem lehmigen Boden am Rande des Forſtes gewahrte. Was mochte ſie herausgetrieben haben aus ihrem Verſteck, das bisjetzt allen ſeinen Nachforſchungen entgangen war?

Ohne ſich lange zu beſinnen, ſchritt er raſch auf ſie zu und fragte in barſchem Tone: „Mädchen, wo biſt du zu Hauſe und wie heißeſt du?“

Auf die erſte Frage antwortete ſie mit einer Handbewegung, welche den ganzen Horizont als ihre Wohnſtätte bezeichnete, auf die zweite, die er wiederholte, erwiderte ſie in Lauten, welche dem Stammeln eines Kindes glichen: „Sie heißen mich Maid —“

„Aber irgendwo müſſen doch deine Aeltern ſein, deine Herberge für den Winter?“

Auf dieſe Rede ſchüttelte ſie nur den Kopf und knackte mit den ſpitzen weißen Zähnen Haſelnüſſe auf, welche ſie aus der Taſche ihres zerfetzten Gewandes heraufholte. Er wandte ſich nun an die Umſtehenden, welche gleich ihm das wilde Wunder anſtaunten; aber nur eine Bauernfrau aus einer entlegenen Gemeinde wußte einigen Beſcheid zu geben, indem ſie ſagte, daß in ihrer Gegend das Mädchen ſchon öfters geſehen worden, aber ſchwer zum Reden zu bringen ſei. Auch um Almoſen bettle ſie ſtumm und lege die Finger der rechten Hand gewöhnlich zuerſt an die Lippen und dann in die flache ausgeſtreckte Linke, um ihre Bitte verſtändlich zu machen. Da ſie ſtets von dieſer Seite herkomme, heiße man ſie nur die Heidemaid und kümmere ſich weiter nicht um ihr Umherſtreifen bei Tag oder Nacht, indem ſie nichts Uebles thue und häufig verlaufenes Vieh nach den Ställen zurücktreibe.

Andres fuhr ſich mit der Hand über die Augen, als wolle er ein Bild wegwiſchen, das vor ſeinem innern Geſicht auftauchte. All jene Schrecken ſeiner frühen Jugendzeit kamen wieder über ihn, als die Bande von Räubern und Uebelthätern, in deren Troß er mitwanderte, gejagt wurde von Verſteck zu Verſteck wie wildes Gethier. Er ſah wieder den hohen Galgen, an dem die Rädelsführer verenden mußten; auch die braune Lieſe ſtand lebhaft vor ihm, Hannickel's Zuhälterin, die, ihr kleines Kind im Arm, nicht wegzubringen war von der Richtſtätte, bis ein mitleidiger Henkersknecht ihr einen Span abgeſchlitzt hatte von dem Galgenholz, den ſie küßte und ſorgfältig eingewickelt in ihr Bruſttuch ſteckte. Als die Hinrichtung vorüber war, wurde der Reſt der Bande, Weiber und Kinder, dahin und dorthin conſinirt und die Männer in den Strafanſtalten eingeſperrt, wo ſie wie Raubvögel in zu engem Käfig meiſt hinſiechten und ſtarben.

Wieder wandte ſich Andres zu dem Mädchen, das unbekümmert in ſeiner Stellung verharrte, und ſagte zu ihr: „Maid, heb' die Hand auf, ich geb' dir 'was!“

Sie folgte ſeinem Gebot, und als eine kleine Silbermünze darin lag, fuhr es wie ein Blitz aus ihren Augen und ihr ſonſt bleiches Geſicht glühte vor Freude. „Armer Tropf!“ murmelte Andres mitleidig vor ſich hin, und beſann ſich

jetzt erst wieder, was Marie vom Forsthause ihm zu besorgen aufgetragen hatte. Eilig ging er nach der Kapelle zurück und füllte seine Waidtasche mit duftendem Obst und frischgebackenem Festbrot; dann wanderte er wohlgemuth dem Hochwald zu, aus dem auf hohem Felsen das Schlößchen sich erhob gleich einem Adlerneſt auf steiler Klippe.

Die Heidemaid schaute mit vorgebeugtem Nacken dem schmucken Jäger nach, so weit ihn ihr Auge verfolgen konnte; als er um die Waldecke bog, schoß sie fort wie ein abgeschnellter Pfeil.

Als Andres zur Mittagszeit in dem „Schlößle" anlangte, wie das Forsthaus, auf den Trümmern einer zerfallenen Burg errichtet, in der Gegend genannt wurde, stand die Suppe schon dampfend auf dem Tische in der Stubenecke. Der Förster hatte das übliche Gebet gesprochen und sein Untergebener setzte sich zu unterst auf die Holzbank, welche an den Wänden des geräumigen Gemachs umherlief, das zugleich als Wohngelaß und Wirthsstube diente. Heute hatte jemand eingesprochen, der den Ehrenplatz neben der hübschen Marie einnahm, welche ab und zu die Essenden bediente und deshalb an der andern Seite des Tisches auf einem Stuhle saß. Es war der Schulmeister aus dem Pfarrdorfe im Thal, der, erst seit einigen Monaten in seinem Amte, häufig heraufkam, um, wie er sagte, die Umgebung seines Wohnorts kennen zu lernen. Marie mußte es ihm angethan haben, denn an diese wendete der noch junge Mann seine Reden zumeist, welche in dem gemessenen, gedämpften Tone gesprochen und von dem Augenaufschlag begleitet wurden, welcher die Anhänger gewisser Sekten bezeichnet, wie sie sich in Altwürtemberg im vorigen Jahrhundert zusammengethan hatten. Dem derben, barschen Wesen des Försters, der in seiner Jugend Soldat gewesen, sagte die süßliche Gesprächigkeit des Schulmanns wenig zu, und auch Marie verglich wol im stillen den Pietisten mit dem frohmüthigen jungen Jäger, welcher, des Gastes wenig achtend, seinem Herrn Bericht gab über einiges Verdächtige, das bei seinem Morgenstreifen durch den Wald ihm aufgefallen war.

„Ich bin", sagte er, „auf eine neue Spur gestoßen gegen die Thalseite hin; aber es muß einer sein, der's noch nicht lange treibt."

„Wie meinst du's, Andres? War wieder ein Wild angeschweißt?"

„Ja! Und wer sollt' es denken, es war ein Sechsender, dem es aber nicht ans Leben gegangen sein muß! Wer um diese Zeit auf Hochwild schießen kann, weiß doch gar nichts vom Jagdgebrauch!"

„So wollt' ich doch, daß das Wetter dreinschlüge!" rief der Förster außer sich. „Unsere Wilderer haben da bessern Bescheid! 's ist gewiß ein Landfahrer drüben von der Grenze?"

„Nein", sagte Andres, „die haben keine ganzen Sohlen an ihren Schuhen und stellen wol den Handhirschen nach, aber nicht in der Brunstzeit, wo das Wild nichts taugt und höchstens von den Leuten in der Stadt in ihrem Unverstand gegessen wird."

„Hast recht, Andres! Der Schwerenöther muß daheim sein, wo es nur Füchse und Hasen gibt."

Der Schulmeister mischte sich nicht in dieses Weidmannsgespräch, dem er jedoch seine Aufmerksamkeit nicht völlig versagen konnte. Er antwortete Marien zerstreut auf eine Frage, die sie nach seiner Heimat, dem Remsthal, that, dessen Rebhügel und milde Gelände er wiederholt gegen die rauhe Wildheit der Alp hervorgehoben hatte.

Als die beiden Jäger sich entfernt und der Tisch abgeräumt war, setzte sich das Mädchen an ihr Spinnrad im Erkervorsprung, wohin der Schulmeister ihr folgte. Oefters schon hatte er sie zu bereden gesucht, an den Bibelstunden theilzunehmen, welche er bisjetzt mit wenig Erfolg in seinem neuen Wohnort eingeführt hatte. Dieses Anliegen brachte er nun abermals vor, dringlicher als sonst, obgleich ihm das Försterkind zu verstehen gab, es könne nicht sein. „Zudem", sagte sie, „ist mir eine Predigt des Pfarrers am hellen Tage lieber als diese Zusammenkünfte bei nächtlicher Zeit, wo ich auf den Vater warten muß, bis er aus dem Walde heimkommt."

„Euer Geschäft in der Küche kann ja die Magd versehen, und überhaupt gelten solche Ausflüchte nicht, wenn es sich um das Seelenheil handelt."

„Aber bedenkt nur meine Heimkehr, allein in finsterer Nacht, in der kommenden Winterzeit!"

„Der Herr wird Euch führen und ich Euch jedesmal das Geleite geben, wenn Ihr nicht vorziehen solltet, bald ganz dort unten zu bleiben als mein eheliches Weib!"

Das hatte Marie nicht erwartet; sie erröthete unwillig und schüttelte den Kopf. Dennoch ließ der Dränger nicht von ihr ab; er wollte sie in seine Arme schließen; sie aber wand sich kräftig

von ihm los, daß er weit in die Stube zurücktaumelte.

Er erhob ſich und ging eilig von dannen wie der Gerechte, der aus dem Hauſe des Gottloſen flieht. Kaum hatte er einen flüchtigen Gruß für den Förſter, der draußen auf der Zugbrücke ſtand und ihm verwundert nachſah, wie er einem Waldweg zuſchritt.

„Was war das mit dem Schulmeiſter?“ fragte der Vater, als er nach einer Weile in die Stube kam.

„Er will mich zur Stündlerin machen und vielleicht gar heirathen“, ſagte Marie trotz ihres Unwillens mit Lachen. „Ich hab' ihm aber deutlich zu verſtehen gegeben, daß nichts daraus werden kann.“

„Recht, Mädel! Das Kopfhängen können wir da oben nicht brauchen, wo es oft finſter genug ausſieht in Winternebel und Schnee und Eis. Auch laſſ' ich dich nicht von mir, bis einmal ein tüchtiger Jäger auf die Freite kommt.“

Damit trat der Alte ſeinen Waldgang an und Marie war nun ganz allein in dem öden Hauſe, wo ſie die Gegenwart der vor Jahresfriſt geſtorbenen Mutter oft ſchmerzlich vermißte. Wenn ſie dann ſo hinausſchaute über die Lande in weite Ferne und da und dort rothe Ziegeldächer oder aufſteigende Rauchwolken erblickte, welche Wohnſtätten der Menſchen verkündeten, beſchlich ſie manchmal eine Sehnſucht nach dem Verkehr mit ihresgleichen, und ſie dachte ihrer frohen Kinderzeit drüben im Seeburgerthal, dem frühern Revier des Vaters, bevor die Gnade des Landesherrn ihn auf dieſen einträglichern Poſten befördert hatte. Dort war ſie zur Schule gegangen, hatte ſich mit ihren Geſpielen auf Feld und Wieſe getummelt und nun ſaß ſie hier oben, hoch über der übrigen Welt, mit der alten Bärbel, der Stallmagd, als einziger Genoſſin der langen Abendſtunden, bis die Mannsleute aus dem Forſt heimkehrten. Aehnliche Gedanken erfüllten auch jetzt ihren Sinn; es wurde ihr zu enge in der dumpfen Stube, in deren Ecken es ſchon zu nachten begann. Sie eilte hinaus, einem Felſenvorſprung zu, und ſchaute der Herbſtſonne nach, wie ſie allmählich hinter die Wälder ſank. Es war jetzt windſtill draußen, nur in den Baumwipfeln ſäuſelte es und manchmal flog ein welkes Blatt zu ihren Füßen; die Vögel waren meiſt fortgezogen, doch ſchrien die Dohlen um die Felſen; Meiſen lockten in den Büſchen; am hohlen Stamm hackte ein einſamer Specht oder ein behendes Eichhörnchen ſchlüpfte an den glatten Buchen empor. Dazwiſchen dröhnte in fernen Lauten das Stöhnen der Hirſche aus dem Dickicht herüber, als die mächtigſte Stimme des Waldes in dieſer Jahreszeit. Schon begannen einzelne Sterne zu flimmern, im Oſten ſtieg der Mond auf, ehe noch der letzte Schein der Sonne verglüht war; immer noch verweilte Marie draußen auf dem Mooſsſitz am Felſen, den ihr Andres an geſchützter Stelle bereitet hatte.

Furcht vor den Menſchen kannte ſie nicht; auch war ja der große Fanghund in der Nähe, deſſen Kette ſie gelöſt hatte, als ſie herausgegangen war. Aber hatte nicht die Volksſage die ganze Umgegend mit ungeheuerlichen Weſen bevölkert, welche in Buſch und Klüften ſpukten und bald als rieſige Nachtvögel und flammende Irrwiſche, bald als dunkle Reiter und weiße Geſtalten einſame Wanderer ſchreckten und von ihrem Pfad zu verlocken ſuchten? Die Forſtleute, mit dem Wald und ſeinen Heimlichkeiten vertraut, wollten ſolche Hirngeſpinſte nicht gelten laſſen, und Marie hütete ſich wohl, in ihrem Beiſein der Geſpenſter zu erwähnen, von denen die alte Bärbel an ihrer Kunkel ſo vieles zu erzählen wußte. Heute war die Magd ins Dorf nach mancherlei Hausbedarf ausgeſchickt worden, und mit dem Gedanken an Bärbel kam Marien auch die Erinnerung an alle die Schauergeſchichten, welche ihr junges Gemüth ſo begierig aufnahm, wie unſere heutige Modewelt ihre geiſtigen Aufregungen vorzugsweiſe aus den Nachtſeiten des Menſchenlebens herauszuleſen geneigt iſt.

Als eine verſpätete Haſelmaus zu ihren Füßen durch das Laub raſchelte, ſchreckte ſie auf und lief eilig der Brücke zu, auf welcher ſie etwas Schwarzes ſich niederducken ſah, das aber ſpurlos verſchwunden war, als der Fanghund ihr wedelnd entgegenſprang und ihre zitternde Hand beleckte. Wie erſchrak ſie aber, daß die Thür, deren Schlüſſel ſie umgedreht zu haben glaubte, nur angelehnt war!

Mit Zagen betrat ſie die dunkle Küche, um ein Licht anzuzünden, mit dem ſie in alle Ecken und Winkel des Hausflurs leuchtete, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken. Auch in der Stube lag und ſtand alles, wie ſie es verlaſſen hatte; doch war ſie innig froh, nach einer Weile die Schritte der heimkehrenden Bärbel zu hören, welche unter ihrer Laſt puſtete und keuchte. Kaum ließ ſie der Magd Zeit, ihren ſchweren Rückenkorb abzuſtellen und ſich etwas zu verſchnaufen, als

ſie ihr ſchon von dem ſchwarzen Ding berichtete, das ihr auf der Brücke, raſch wie ein Gedanke, erſchienen und verſchwunden war.

„Wißt Ihr, was das geweſen iſt, Jungfer Marie? Niemand anders als der Jäger Kunz! Der hat einmal vor undenklicher Zeit einen Schuß gethan auf ein Wild in der Geiſternacht. Die Kugel flog zurück ihm gerade ins Herz hinein. Seitdem muß er umgehen als ein ſchwarzer Zottelhund und auf ſeine Erlöſung warten, bis auch auf ihn am ſelben heiligen Abend geſchoſſen wird. Aber wer wird das thun wollen? Der Herr gewißlich nicht und der Andres noch weniger, der ein gut Katholiſcher iſt."

Bärbel, welche ebenfalls der alleinſeligmachenden Kirche angehörte, ſetzte noch mit Bedauern hinzu:

„Wenn Ihr nur das Kreuz machen könntet, Jungfer Marie, dann wär' alles gut. Vor dieſem geſegneten Zeichen müßten alle Geſpenſter reißaus nehmen, ſelbſt die lutheriſchen wie der Jäger Kunz!"

Marie konnte trotz ihrer Angſt ſich eines ungläubigen Lächelns nicht erwehren und ſchickte ſich an, die Abendmahlzeit zuzurichten.

Bärbel wollte indeß nach ihren Kühen ſehen, die in dem ehemaligen Burgſtalle ſtanden; dieſer war über den Kellerräumen tief in den Felſen gehauen, aber ſtatt der Treppe durch eine geneigte Fläche leicht zugänglich.

„Jeſus, Maria und Joſeph!" kreiſchte es plötzlich herauf, und nach einer Weile ſtürzte Bärbel kreideweiß in die Küche herein.

„Ich hab' das ſchwarze Ding auch geſehen, da unten im Stall, beim Schein der Laterne! Es rutſchte an mir vorbei, eh' ich nur «Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!» rufen konnte."

In Furcht und Schrecken ſtanden nun beide am Herd und ſchauten ſich in die verſtörten Geſichter, während das Feuer vergebens praſſelte, bis endlich der Hund draußen anſchlug und das Kommen der Jäger verkündete, welche gewohnt waren, bei ihrer Heimkehr das Abendeſſen auf dem Tiſche zu finden.

Das war heute nun nicht möglich, und der Vater brummte in der dunkeln Stube, wo er Büchſe und Weidtaſche ablegte. Andres ging nach einem Lichte und fand Marie und Bärbel flüſternd in der Küche, wo ſie ſich mit ihren Zurüſtungen haſteten und ſo ſehr in ihr Geſpräch vertieft ſchienen, daß er keine Frage an ſie zu thun wagte.

Als die Förſterstochter endlich mit bleichem Geſicht und zitternder Hand die Suppenſchüſſel auf den Tiſch ſetzte, ſchaute der Vater ſie ſcharf an und fragte etwas barſch:

„Was gibt's denn heut' Abend, daß du uns warten läßt und dreinſchauſt, als ſei der Wilde Jäger durch das Haus gefahren?"

„Ja, Vater, ſo 'was mag's ſchon geweſen ſein! Ihr könnt mir's ganz gewiß glauben!"

Und nun erzählte ſie ausführlich, was ihr und der Magd geſchehen war, und wie es ganz ſicher etwas Uebernatürliches geweſen ſein müſſe, da nicht einmal der wachſame Tiras gebellt habe.

Der alte Jäger ſchien dieſem Bericht nicht viel Glauben zu ſchenken und brummte etwas von verrücktem Weibervolk und Narrenspoſſen; Andres aber wurde nachdenklich, indem er ſich auf die ſchwarzen Geſellen beſann, welche ſich des Morgens auf der Heide gelagert hatten. Beide Männer machten die Runde durch das ganze Haus und ſpürten auch deſſen Umgebungen ab, ohne etwas Verdächtiges zu gewahren, ſodaß der Alte ſich nicht enthalten konnte, ſeine Tochter mit ihrer Geſpenſterfurcht aufzuziehen.

Etwas beruhigt und ermuthigt, ging dieſe in ihre Schlafkammer hinauf, wo ſie für dieſe Nacht ihr Bett mit der Bärbel theilen wollte, welche nicht unterließ, Weihwaſſer in alle Ecken zu ſprengen und mit wunderthätiger Kreide aus Maria-Einſiedeln die Bannformel R + M + B an die Thür zu malen, wobei ihr, der des Schreibens Unkundigen, ihre Herrin die Hand führen mußte.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Die Mormonen.

V.

Heber nahm ein lebhaftes Intereſſe an Bierſtadt's und meiner eigenen Wohlfahrt im Jenſeits. Er begeiſterte ſich für unſere Bekehrung, ſetzte ſich zu uns zum Frühſtück in unſerm Mormonenhotel, in ſchwarzem Schwalbenſchwanzfrack, gelber Weſte und einem ungeheuern ſpitzköpfigen Leghorn, der ihm das Ausſehen eines italieniſchen Marktſchreier-Doctors aus dem 17. Jahrhundert gab. Ich habe Leute gehört, die zu ihren Zwecken falſche Citate aus der Bibel machten und eine lange Zeit ſprechen konnten, ohne das Geringſte zu ſagen; aber er übertraf in dieſer Beziehung die höchſten Leiſtungen, die mir vor-

gekommen, in ſolchem Maße, daß ich keinen finde, der ſich ihm vergleichen ließe. So begann er z. B.:

„Sieben Weiber ſollen Einen Mann beſitzen! Da!" (mit einem Schlag auf den Rücken des ihm zunächſt Sitzenden) „Was denkt Ihr davon? Sollen! Sollen ihn beſitzen? Damit iſt nicht gemeint, ſie ſollen nicht, he? Nein, Gottes Wort meint, was es ſagt. Und deshalb meint es nichts anderes — nein, keineswegs, denn Er ſagte: «Ich bin der Weg — und die Wahrheit und das Leben!» Und in keiner Geſtalt, denn ein Menſch ſieht ſeine natürliche Geſtalt in einem Spiegel; und in keiner Art, denn er vergißt geradezu, was eine Art von Menſch er war. Sieben Weiber ſollen ihn in Beſitz nehmen. Und wenn ſie ſollen, dann wollen ſie. Denn alles ſoll zutreffen, und nicht ein gutes Wort ſoll auf den Boden fallen; Ihr, die ihr die Schrift wegexpliciren wollt, ihr möchtet ſie bildlich machen. Aber kommt nicht zu mir mit euerm Spiritualiſiren! Nicht ein gutes Wort ſoll fallen! Deshalb ſollen ſieben nicht fallen. Und wenn ſieben ihn in Beſitz nehmen ſollen — und, wie ich eben bewieſen habe, ſieben werden Beſitz von ihm nehmen —, dann müſſen ſieben — und in der Glorie der letzten Tage ſieben, ja, wie unſer Herr zu Petrus ſagt: «Wahrlich, ich ſage dir, nicht ſieben, ſondern ſiebzigmal ſieben!» Dieſe ſiebzigmal ſieben ſollen Beſitz ergreifen und anhangen. Geſegneter Tag! Denn das Ende wird ſein wie der Anfang, und ſiebenzigmal reichlicher! Kommt herüber in meinen Garten!"

Dieſe Einladung ſchloß die Homilie. Wir nahmen ſie gern an, und ich muß geſtehen, daß, wenn jemals eine Hoffnung für unſere Bekehrung geweſen wäre, es gerade damals war, als wir in Bruder Heber's ſchönem Obſtgarten ſtanden, während ſeiner Ermahnungen Aepfel und Aprikoſen eſſend und geſunde Lehre zuſammen mit Stachelbeeren, ſo groß wie Pflaumen, hinunterſchlingend, um den Geſchmack jener aus unſerm Munde wegzunehmen wie Eingemachtes den des Caſtoröls.

Porter Rockwell iſt ein Mann, von dem jeder Amerikaner bei jeder furchtlos ausgeführten Metzelei in Utah während der letzten dreizehn Jahre gehört haben muß. Er iſt der Anführer der Daniter — einer Bande von Heiligen, welche das Monopol der Rache an den Heiden und Abtrünnigen beſitzen. Wenn ein Mormone verſucht, ſich bei Nacht nach Californien fortzumachen, nachdem er ſein Eigenthum zu Geld gemacht, dann haben ihre Meſſer die unabwendbare Verpflichtung, ſeine Beſtimmung nach einem andern Staate abzuändern und ſeine Güter in den Schatz des Herrn zurückzubringen. Ihre Kugeln ſind es, die den nie fehlenden Weg durch die Köpfe der äußern Feinde finden. Sie ſind die vom Himmel erkorenen Mörder des Mormonismus — die Schlächter von Gottes Gnaden. Porter Rockwell hat ſeine vierzig Menſchen erſchlagen. Dies iſt geſchichtlich. Seine Privatopfer belaufen ſich wahrſcheinlich auf ebenſo viel. Er trägt ſein Haar hinten geflochten und mit einem Hinterkamm, wie dem einer Frau, in einem Knoten aufgeſteckt. Er hat ein Geſicht voll Bullenbeißermuthes — aber dabei höchſt gutmüthig und ohne einen ſchlechten Zug darin. Ich fuhr am 4. Juli mit ihm aus und ergötzte mich ſehr an ſeiner Geſellſchaft, obgleich ich wußte, daß auf ein Wort von Brigham er mir in einer Weiſe, als verſtünde ſich das von ſelber, den Hals abſchneiden würde, als ob ich ein Kalb anſtatt eines Schriftſtellers wäre. Aber er würde deshalb keinen Groll gegen mich gefühlt haben. Ich verſtand ſeine Anomalie vollſtändig und fand in ihm einen der angenehmſten Mörder, mit denen ich zuſammengekommen. Er war die reine ausführende Kraft, deren Hebel, das Gewiſſen, von ihr eine vollſtändige Trennung erlitten hatte, indem dieſes in der Hand Brigham's war. Er war überall bekannt als der Hagel der Zerſtörung, aber er ſchien mit ſeinem Grog völlig zufrieden zu ſein und nahm ſeine Mahlzeiten regelmäßig ein. Er hat zwei ſehr artige und angenehme Frauen, Brigham hat ungefähr ſiebzig, Heber dreißig. Bei den ſiebzig Frauen Brigham's ſind die ihm geiſtlich angetrauten oder ihm „zugeſiegelten" (verbrieften, sealed) nicht gerechnet, die ihn vielleicht nie wiederſehen, nachdem die Ceremonien in ſeiner Hinteroffice vorgenommen worden. Dieſe haben oft weltliche Ehegatten und heirathen Brigham nur, um zu ſeinem herrlichen Etabliſſement im Himmel zu gehören.

Die Salzſeeſtadt enthält, ſo glaubt Brigham, wie er mir ſagte, 16000 Einwohner. Die Häuſer ſind in der Mehrzahl aus Luftziegeln oder Holz gebaut, wenige aus Stein — und obgleich keins derſelben auf Architektonik Anſpruch macht, ſo haben doch faſt alle entzückende Gärten. Sowol Frucht- wie Schattenbäume ſind in Fülle da und gedeihen gut. In der That, von dem Dache des Opernhauſes ſieht die Stadt wie eine grüne

Laube aus. Sie liegt ſehr maleriſch auf einer Ebene, die wie ein Becken von Bergen umſchloſſen iſt, und die Schönheit ihrer Erſcheinung wird durch die Bäche ſehr erhöht, welche von den Schneegipfeln, zum Zweck der Bewäſſerung heruntergeleitet, an beiden Seiten aller breiten Straßen fließen. Die Mormonen hatten gegenwärtig in einem niedrigen, einfachen Gebäude — ich glaube von Luftziegeln — das Tabernakel genannt, Gottesdienſt, ausgenommen während der außerordentlich heißen Jahreszeit, wo eine ungeheure Bude von grünen Zweigen, mit Bänken gefüllt, ſie comfortabler aufnimmt. Brigham errichtet einen Tempel von prachtvollem Granit (dem von Quincy ſehr ähnlich), ungefähr 200 Fuß lang und 125 Fuß breit. Wenn dieſes Gebäude jemals vollendet wird, ſo wird es unter den geräumigſten religiöſen Bauten des amerikaniſchen Continents obenanſtehen.

Der See, von welchem die Stadt ihren Namen hat, iſt etwa 20 Meilen von derſelben entfernt, auf einer guten Straße durch die ebene Thalſohle. Künſtleriſch angeſehen, iſt der See eine der lieblichſten Waſſerflächen, die ich jemals ſah — blauer als das tiefſte Meerblau und denſelben Eindruck wie der Ocean machend, da man, wenn man ihn vom ſüdlichen Ufer aus ſieht, blos einen Waſſerhorizont erblickt. Dieſe Anſicht wird aber durch eine prachtvolle bergige Inſel unterbrochen, die ſich vielleicht 7 — 800 Fuß hoch aus dem Waſſer erhebt, etwa ſechs Meilen vom Ufer und anſcheinend ebenſo viele Meilen im Umfang hält. Der Salzgehalt des Salzſees iſt zu niedrig anſtatt zu hoch angeſchlagen worden. Ich ſchwamm eine beträchtliche Strecke in den See hinein, drehte mich dann auf den Rücken mehr auf als im Waſſer und ließ mich von der Briſe wieder landwärts treiben. Ich wurde nach einer Stelle geweht, wo der See nur 4 Zoll tief war, ohne mit dem Rücken den Grund zu ſtreifen, und wußte nicht, daß ich in ſo geringer Tiefe war, bis ich meine Hand ein wenig herunterließ und den Grund berührte. Es iſt ein Irrthum, dieſen See azoiſch zu nennen. Er hat keinen Fiſch, erzeugt aber Myriaden ſonderbarer kleiner Maden, welche ſich alsbald in läſtige Mücken verwandeln. Die Felſen in der Nähe des Sees ſind großartig aufgethürmte, ausgehöhlte Klippen von Kalkſtein, einiger fein kryſtalliniſch, der meiſte aber den gröbern Trenton- und Black-River-Gruppen ähnlich. Wenn man zehn Minuten vom Ufer aufwärts ſteigt, kommt man an eine große Höhle in dieſer Formation.

Ich muß hier abbrechen und zur Ueberland-Poſtkutſche zurückkehren.

Von der Salzſeeſtadt nach Waſhoe und den Sierra-Nevada-Bergen geht die Straße durch die furchtbarſte Wüſte, die der menſchliche Geiſt ſich vorſtellen kann. Anſtatt des Sandes der Sahara finden wir hier ein untaſtbar feines Alkalipulver, ſo weiß wie friſchgefallener Schnee, das ſich in einer Ausdehnung von 90 Meilen in einer ununterbrochenen blendenden Fläche erſtreckt und nicht einmal jenen letzten hartnäckigen Vorpoſten der Vegetation, den wilden Salbeibüſchel, ernährt. Die Quellen liegen weit auseinander und ſind ohne eine einzige Ausnahme bloße Behälter einer Höllenbrühe von Salz, Pottaſche und Schwefel, die kein Menſch, ausgenommen in extremis, trinken würde. Der Genuß dieſes Getränks und das Eindringen der Alkali-Windwehen in alle Poren des Körpers reichen oft in wenigen Tagen hin, den unglücklichen Reiſenden mit einem roſenartigen Ausſchlage zu überziehen, der alsbald zuſammenfließend wird und ihn bis zum Tollwerden reizt. Unterdeſſen wird er zwiſchen Alkaligleiſen umhergerüttelt, ſechs Tage und Nächte lang, nicht im Stande, zu ſchlafen, bis ihn Wahnſinn ergreift oder wirkliches Delirium ihm zu Hülfe kommt. Ich blicke auf dieſe Wüſte als auf den fürchterlichſten Alp meines Lebens zurück.

Als ob die Natur noch nicht ihr Schlimmſtes gethan hätte, wurden wir noch verdammt, am zweiten Tage unſerer Abfahrt vom Salzſee bei einer Station, wo wir anhielten, ſchreckenerregende Gerüchte von einem Kriegszuge der Indianer zu hören, und ehe der Mittag herankam, die unwiderleglichſten Beweiſe davon zu ſehen. Von Zeit zu Zeit ſahen wir in dem Pottaſcheſtaub Spuren von Mocaſſins, die Zehen einwärts gekehrt, und alsbald entdeckte mein Fernglas einen häßlichen Indianer in den meilenweit entfernten Riſſen lauernd, der nichts anderes war als ein Goshoot-Spion. Wie weit waren die Skalpirer und Mordbrenner?

Die erſte Nachmittagspoſt an jenem Tage war eine lange und fürchterliche. Die armſeligen Pferde konnten kaum unſern wackeligen Wagen ziehen, der bis an die Achſen in Pottaſche ſtak; und doch wußten wir, daß im Fall eines Angriffs unſere einzige Rettung in einem Wettlaufe lag. Wir mußten, während die Pferde dahinflogen, aus den Wagenfenſtern feuern. Etwa um 4 Uhr fuhren wir in einen fürchterlichen Hohlweg ein, der von der Natur für Verrath und Hinterhalt angelegt zu ſein ſchien. Die großen, ſchwarzen,

nackten Porphyr- und Trachytfelſen erhoben ſich 300 Fuß über unſern Köpfen, während ihre niedrigern und nähern Riffe alle ebenſo viele natürliche Bruſtwehren bildeten, um darüber hinweg-, und mit Spalten als Schießſcharten verſehen, um hindurchzufeuern. Unſere Reiſegeſellſchaft beſaß zehn Büchſen. Wir ſteckten ſie, fünf auf jeder Seite, aus dem Wagen, bereit, den erſten rothen Schuft, der über die Bruſtwehren gucken würde, eiligſt zur Hölle zu ſchicken. Unſere Sechsläufer lagen auf unſerm Schoſe, unſere Bowiemeſſer an unſerer Seite, unſere Patrontaſchen, vollgepfropft mit fertiger Rache, hingen offen an unſern Bruſtriemen. Wir ſaßen mit feſtgeſchloſſenen Zähnen — nur dann und wann mit gedämpfter Stimme einander zumurmelnd: „Werdet nicht nervös!" „Verſchwendet keinen einzigen Schuß!" „Zielt gut!" „Denkt an die Heimat!" Etwas dieſer Art oder ein ſtillſchweigender Händedruck war alles, was ſich unter uns zutrug, während wir, mit einem Auge an die Riffe geheftet, unſere Büchſen unverrückt haltend, daſaßen. Keiner von uns war, glaube ich, ein Feigling; aber die Todesqual, ſo dazuſitzen, zwei Meilen in einer Stunde weiter geſchleppt, mit der Erwartung, über das nächſte Felſenriff eine Salve von Musketen und Geheul erſchallen zu hören und den Becher dieſes Gedankens bis zur letzten Hefe austrinken zu müſſen — das war ſchlimmer als Furcht!

Nur Ein Troſt war uns gelaſſen. In der Mitte des Hohlwegs ſtand eine Ueberland-Station, wo wir friſche Pferde bekommen ſollten. Die nächſte Poſtſtation war zwanzig Meilen entfernt. Wenn wir in Stärke angegriffen wurden, konnten wir in ſchnellem Lauf ziemlich bis zu dieſer gelangen, falls es den Indianern nicht glückte, unſere Pferde zu erſchießen — ein Coup, den ſie ſtets verſuchen.

Ich habe keinen Zweifel, daß ſie an verſchiedenen Punkten in dieſem Hohlwege im Hinterhalt lagen, aber unſer vollſtändiges Gerüſtetſein ſchüchterte die Feinde ein. Der Indianer iſt grauſam wie das Grab, aber er iſt ein Erzfeigling. Er will nicht wagen, der erſte zu ſein, der erſchoſſen wird, obgleich ſeine Bande nachher den Feind überwältigen mag.

Endlich bogen wir um die Ecke, hinter welcher das Stationshaus in Sicht kommen ſollte.

Ein dicker, ekelerregender Qualm kräuſelte von dem Platze der Gebäude auf. Wir kamen näher. Scheuer, Ställe, Stationshaus — alles war ein dampfender Haufen von Holzwerk. Wir kamen noch näher. Die ganze Anzahl von Pferden — zwölf bis funfzehn — lag bratend auf der Aſche. Wir kamen in die nächſte Nähe. Da lagen in unentwirrbarem Gemiſch mit den Leichen der Thiere ſechs Männer mit verſpritztem Gehirn, die Geſichter bis zur Unkenntlichkeit verſtümmelt, ihre Glieder abgehauen — ein fürchterliches Brandopfer uns ins Geſicht rauchend! Ich darf nicht bei dieſem Schreckniß verweilen. Noch jetzt, am hellen Mittag, erfaßt es mich mit Schauder und Grauſen!

Nach dieſer Scene quälten wir uns mit unſern faſt ſterbenden Pferden zwanzig Meilen weiter; hundert Meilen der martervollen Erwartung mehr nach jenem Anblick, der unſerm Gehirn eingebrannt war, bis wir Ruby-Valley am Fuße der Humboldt-Berge erreichten und den letzten Goshoot hinter uns ließen.

Der Reſt unſerer Reiſe war furchtbar ſchon durch die Natur allein, ohne die gräßliche Nachhülfe des Menſchen. Aber was wir erlebt hatten, hatte ſeine Wirkung gethan. Wir erreichten Waſhoe, beinahe bis auf das Mark ausgebrannt durch Schlafloſigkeit, Krankheit und Todesqual des Gemüths. Am Morgen, bevor wir an die Silberbergwerk-Hauptſtadt Virginia-City kamen, verfiel ein junger Farmer aus Illinois, den wir für den derbſten aller unſerer Reiſegefährten gehalten hatten, in Delirium und mußte gewaltſam im Wagen feſtgehalten werden. (Einige Wochen ſpäter, als die Poſt beim Carſon-Sink Pferde wechſelte, wurde ein anderer Reiſender plötzlich wahnſinnig und ſchoß ſich durch den Kopf.) Was mich ſelbſt anlangt, ſo wurde ich in dem Augenblick, als ich in Virginia-City in ein warmes Bad ſtieg, vollkommen ohnmächtig und nur nach anderthalbſtündiger Bewußtloſigkeit mit Mühe ins Leben zurückgerufen.

Wir verweilten drei Tage in Virginia, ſahen das Californien von 1849 in einer fieberhaften, ſpielenden, erzgrabenden Stadt noch einmal aufgeführt, ſtiegen zur Sohle des unerſchöpflich reichen Ophir-Schachts hinab, kamen wieder herauf und ſetzten unſern Weg über die Sierra fort. Bei dem Uebergang über dieſe Kette und indem wir über die Grenze von Californien ſchritten, kamen wir in herrliche Forſten ewigen Grüns, eine Regenbogenfülle von Blumen und eine Luft, die einem Zug aus den offen gelaſſenen Fenſtern des Himmels glich.

Gerade über der Grenze ſetzten wir uns am Rande des glorreichen Lake-Tahoe nieder, der einſt

Bigler hieß, bis der Ergouverneur dieses Namens ein Copperhead wurde und die loyalen Californier ihn aus ihrer Geographie hinauswarfen, wie er bereits aus ihrer Politik hinausgeworfen worden war. Der See Tahoe ist eine Krystallfläche frischen, von den Schneekuppen destillirten Wassers, sein Granitboden in einer Tiefe von 100 Fuß sichtbar, seine Ufer ein himmlischer Garten, in einem Becken 38 Meilen lang und 10 Meilen breit und beinahe 7000 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans. Nordamerika hat nichts, das diesen glorreichen See übertrifft, diesen Kelch göttlichen Wolkenweins, der sich der Presse, der er sich entrang, erhaben entgegenstreckt. Hier, am wirklichen Ende unserer Ueberlandreise, da unsere Füße auf den grünen Rändern des „Goldenen Staates" standen, setzten wir uns zur Ruhe nieder in dem Gefühl, daß eine kurze Stunde, eine kleine Weile uns aus der Unterwelt in den Himmel versetzt habe.

Zur Geschichte des Postwesens.

Von J. Philippson.

II.

Nach der Anordnung des Kaisers Theodosius vom 2. März 384 durfte kein Privatmann auf einen Postpaß reisen, nur diejenigen, welche nicht blos den Titel, sondern die wirkliche Würde eines Generals oder eines höchsten Staatsamts besaßen. Die Befugniß war nur für Eine Reise, und nur nach wieder eingeholter Vergünstigung durften sie sich desselben noch einmal bedienen.

In dem Postpaß war die Zahl der Zugthiere bestimmt, die der Inhaber fordern durfte; das Gepäck und Fuhrwerk durfte nicht schwer sein, ein Mantelsack sollte nicht über 30 Pfund wiegen, ein Cabriolet mit zwei Centnern, ein Eilwagen mit höchstens 10 Centnern, ein Postwagen mit 15 Centnern belastet werden; es wurde sogar bei strengster Strafe den Wagenbauern untersagt, Wagen über das vorgeschriebene Maß anzufertigen.

Die Transportkräfte waren den in verschiedenen Ländern üblichen Viehgattungen entsprechend: die Hauptsache waren die Pferde. Nach Theodosius' Anordnung durfte ein Obergouverneur nur 10 Pferde und 30 Esel in Anspruch nehmen, bei 50 Pfund Goldes Strafe, wenn er sich selbst den Postpaß anfertigte. Wer sich der gegebenen Thiere willkürlich weiter bediente oder sie beiseite bringen wollte, sodaß der Postdienst darunter gelitten, sollte mit dem vierfachen Werth der entzogenen Thiere gestraft werden. Dasselbe sollte schon der Fall sein, wenn auch nur über Eine Station hinaus ein Pferd, ein Esel oder ein Ochse benutzt würde.

Die Beförderung geschah unter Begleitung von Postillonen; dabei war es streng untersagt, von der vorgeschriebenen Poststraße abzugehen, die Zugthiere mit Stöcken zu schlagen oder den Postillons ihre Mäntel abzunehmen.

Briefe sollten grundsätzlich durch kaiserliche Kuriere, Briefboten, Ordonnanzen, welche sich der vorerwähnten Transportmittel bedienten, befördert werden. Da jedoch auch hierbei die Bewohner der Provinzen nicht wenig in Anspruch genommen wurden, war es der vielgeschmähte Kaiser Julian, welcher diesem Uebelstand abzuhelfen suchte. Indem er sich seiner eigenen Leute zur Briefsendung bediente, Anforderungen dieser Art andern nicht gestattete, wurden die Gemeinden sehr erleichtert, die vorher in steter Bedrängniß lebten. Menschen wie Maulthiere waren früher bis zur Erschöpfung requirirt worden, die Relais konnten öfters nicht abgelöst werden, weil die Maulthiere, von Prügeln vernichtet, kraftlos an der Erde lagen, ihre Treiber geflüchtet und den Conducteuren die schönste Zeit verloren ging. Julian aber schaffte Pferde zum Betrieb an, hieß den Beamten, sich selbst Zugvieh zu halten, schaffte die überflüssigen Stationen ab, beschränkte die Postfreipässe und sicherte dadurch den Betrieb aufs sorgsamste.

Die Privatcorrespondenz wie die amtlichen Mittheilungen, die aus Rom sich nach allen Theilen des großen Reichs ergossen, waren sehr bedeutend. Rom mit seinen 2 Millionen Einwohnern, Alexandrien, Konstantinopel, mit je einer halben Million Menschen, durch Handel und Verkehr miteinander verbunden, die zahlreiche Jugend, welche in Athen und Berytus studirte, bedingten eine bedeutende Correspondenz so wie viele Passagiere durch die Post befördert wurden. Namentlich war dies bei Staatsdienern der Fall, die durch kaiserliche Zugthiere weiter geschafft wurden, es begaben sich selbst die Feldherren mit stattlichen Postzügen zu ihren Heeren und Provinzen.

Die Privatreisenden durften dagegen nur durch die Wagen und Zugthiere der Posthalter befördert werden.

Die Postbedienten mußten sich aller überflüssigen Geldanforderungen enthalten, wie der Kaiser Valentinian unterm 15. August 370 an

den Statthalter Italiens aus Trier ſchreiben läßt: „Weder den Maulthiertreibern noch den Schirrmeiſtern oder Thierärzten, welche bei der Poſt angeſtellt ſind, möge Deine Herrlichkeit geſtatten, Belohnungen zu beanſpruchen, da ihnen das genügen kann, was ſie vom Staatsetat erhalten.“

Die ordinäre Poſt (Cursus clabularis, Angaria) war zum Transport von Perſonen und Sachen, welche keine Eile hatten, beſtimmt. Die Hauptbenutzung ſtützte ſich ebenfalls auf kaiſerliche Freipäſſe, wobei ausgediente Beamte mit ihren Familien ſich dieſes Beförderungsmittels bedienen konnten. Nur war es ſtreng unterſagt, mit ſolchem Freipaß, der nur auf die Perſon lautete, einen etwaigen Handel zu treiben; Käufer wie Verkäufer, ſelbſt Poſtofficianten, die es geſtatteten, ſollten in dieſem Fall mit Verbannung beſtraft werden.

Auch den Familien der Geſandten und Befehlshaber, die zu denſelben reiſten, den Soldaten, welche nach einem andern Orte commandirt waren, wurde die Benutzung der ordinären Poſt geſtattet.

Zur Beförderung von Geld und Gepäck wurden der Schnellzug ſowie die Clabularpoſt benutzt, ſpäter dies auch den Privaten geſtattet; denn Theodoſius beſtimmt in einer Ordre vom Jahre 386: „Wenn Gold oder Silber der Finanzverwaltung an unſern Hof geſandt wird, dann kann ein Eilwagen mit 500 Pfund Gold oder 1000 Pfund Silber belaſtet werden; wenn es aber Privaten gehört, nur mit 300 Pfund Gold oder 500 Pfund Silber. Bei jedem Wagen ſollen zwei Palaſtaufſeher mit drei Dienern ſein, welchen als Reiſebedarf 50 Pfund Gepäck und Mäntel geſtattet ſind. Leinenzeug und Gewänder, womit bis dahin die Eilwagen beladen zu werden pflegten, ſollen nicht ferner auf dieſen, ſondern auf der ordinären Poſt befördert werden. Andere koſtbare Gewänder oder Leinenzeug, welches für unſern Gebrauch beſtimmt iſt, mögen mit Eilwagen bei 1000 Pfund Ladung geſendet werden.“

Jeder Wagen der ordinären Poſt wurde in der Regel durch zwei Paar Ochſen oder Maulthiere gezogen; die Zugthiere wurden meiſtens auf Koſten der Provinzen geſtellt und ſtanden unter den für jede Station beſtimmten Poſtwärtern (procuratoros). Dieſer allein hatte das Recht, die Zugthiere zu beſchaffen, und war es bei ſchwerer Strafe unterſagt, den Bewohnern die zum Ackerbau beſtimmten Zugthiere zu nehmen. Zu dieſen Procuratoren wurden Männer beſchieden, welche in den Provinzen mit ehrenvollen Zeugniſſen der Militärbehörden oder der Juſtiz- und Finanzverwaltung ausgeſchieden waren; dagegen wurden Leute, welche höhere Stellungen, als Geſandte oder Palaſtbeamte, eingenommen hatten, zu dieſer läſtigen Function nicht genommen. Waren keine Männer der erſtern Art vorhanden, ſo beſorgten es Magiſtratsmitglieder (curiales), die eine genaue Aufſicht über die Poſtkarten und über die Fütterung der Thiere aus den kaiſerlichen Magazinen zu führen hatten.

Die Einrichtung der Vorſpann- und der Extraposten beſtand für den Kaiſer und für die Oberbefehlshaber auch für ſolche Straßen, auf denen kein regelmäßiger Poſtcurs ſtattfand.

Konſtantin der Große verfügte deshalb an den Präfecten der Prätorianer, Acinchinus, im Jahre 326: „Den Provinzial- und Finanzbeamten iſt die Benutzung des Vorſpanns oder der Extraposten abzuſprechen. Ew. Excellenz ſtehen dagegen, wenn Grund dazu vorhanden, die Poſtanſtalten zu Dienſten. Wenn dabei auf einen Militärweg, wo kein Poſtdienſt beſteht, abgegangen werden muß, dann mögt Ihr Euch des öffentlichen Vorſpanns bedienen, aber mäßig und mit Beſchränkung auf den eigenen Bedarf, da Ihr ſonſt eine Befleckung Eurer Würde herbeiführen würdet! Die Präſides würden deshalb beſtraft werden müſſen, denn wir wollen nicht, daß die Provinzialen über die maßen belaſtet werden.“

Für die verſchiedenen Gattungen des Poſtdienſtes waren auf den Hauptſtationen beſondere Reitpferde und Zugthiere aufgeſtellt und durften die für einen andern Dienſt beſtimmten Pferde nicht nach Gutdünken zu beliebigem anderwärtigen Gebrauch genommen werden. Der Kaiſer Valentinian unterſagte dies im Jahre 365 noch ganz beſonders und hieß die Reiſenden auf jeder Station ſo lange zu warten, bis die nöthigen Thiere zurück und überhaupt vorhanden wären.

Die Kuriere, welche hauptſächlich die kaiſerlichen Depeſchen zu befördern hatten, wechſelten auf jeder Station ihr Pferd und hatten die Depeſchen in einem Mantelſack (averra) hinter ſich; ſie pflegten auch Privatcorreſpondenzen mitzunehmen. Anfänglich ſollte ihr Felleiſen nur 30 Pfund wiegen; als aber die Reitſeſſel aufkamen, wurde das Gewicht auf einen Centner erhöht. Gewöhnlich nahm ein Kurier zwei Pferde; das zweite (parhippus) trug den Poſtillon, der die Pferde zurückführte; war des Gepäcks zu viel, wurden noch mehrere Beipferde gegeben, welche avertarii

hießen. In der Begleitung der Kaiser befanden sich stets mehrere Personen, Speculatores genannt, die wie unsere heutigen Feldjäger zu eiligen Botschaften ausgewählt wurden. (Vgl. Becker's „Handbuch der römischen Alterthümer"; Pauly's „Real-Encyklopädie des Alterthums", Stuttgart 1848.)

Für den Anschluß an die Haupthäfen wurde durch Seeposten gesorgt; auch kamen Postschiffe auf Flüssen vor.

Den Höhepunkt des Postwesens im Alterthum finden wir zur Zeit des Kaisers Theodosius (379—95). Durch das ganze, an hundert Provinzen bildende Reich, von London und Trier bis zu den Grenzen der Parther, von der Mündung der Donau bis zur Meerenge von Gades, eilten die Palastboten, Ordonnanzen, die gewaltige Menge der Militär- und Civilreisenden auf wohlgeordneten Cursen hin und her, und nur der neuern Zeit ist es gelungen, diese Einrichtungen zu erreichen und zu übertreffen.

Als die germanischen Stämme ihre zerstörenden Angriffe erfolgreich gegen das gewaltige Reich in Ausführung brachten, da ging auch das Postwesen immer mehr und mehr zurück; die Clabularpost im Orient hörte schon mit Kaiser Leo auf (457—474); Justinian (527—565) schränkte die Post noch mehr ein, um die Provinzialen zu erleichtern; inzwischen sehen wir doch in einem Vertrag vom Jahre 562, den er mit den Persern abschloß, daß darin die gegenseitige Benutzung der Postanstalten festgesetzt ist. Dann verschwanden die römischen Posten unter den Stürmen der Völkerwanderung, welche die Wollust und Geistlosigkeit, die Ohnmacht und Unfähigkeit der Herrscher Roms und Byzanzs überwinden sollte. Für den Augenblick sanken die Hauptstädte der damaligen Civilisation, Antiochia, Konstantinopel, Alexandrien, von ihren Höhen herab, sie waren nicht mehr die Lichtpunkte der Wissenschaft und des Handels, die erst bei den neuen Eroberern sich Eingang verschaffen sollten. Die Post ist aber bestimmt, ebenso die Gedanken zu vermitteln, dadurch das geistige Zusammenleben und Zusammenwirken der Bildung zu verbinden wie die materiellen Verhältnisse zu fördern; und da beides nicht mehr vorhanden, die rohen Anfänge der Civilisation den Eroberern erst noch zugeführt werden mußten, so war es natürlich, daß sie von ihrem Glanzpunkt herunterfank.

Denn auch die Kunststraßen verfielen mit dem Weltsystem der römischen Herrschaft; die einzelnen sich entwickelnden Staaten sorgten nur für sich und für ihrer Länder Umfang; ihre Bedürfnisse waren nur gering; das Mittelalter mußte mit frischem Morgenhauch den Sturm, der das Alterthum zerstört hatte, erst noch beseitigen und ersetzen. Wenn die letzten Merovinger alljährlich noch auf hohen, mit Ochsen bespannten Wagen, von einem Rinderhirten geführt, zur Volksversammlung zogen, dies also ihr Postzug war, so ordnete schon Karl der Große im Jahre 807 regelmäßige Curse zu Pferde aus seiner Residenz nach den italischen, deutschen und westfränkischen Ländern an.

Aber auch dies verfiel in den Wirren der folgenden Zeit; höchstens besorgten noch Pilger und Mönche, die gen Rom und zu ihren Obern zogen, oder Kaufleute, welche zu den Messen fuhren, oder Expreßboten, vom Landesherrn und von Behörden gesendet, die Bestellung von Briefen.

Zunächst war es das Bedürfniß des Handels, das im 13. Jahrhundert in Deutschland das städtische Botenwesen erstehen ließ. Die Hansa wie die Handelsstädte des Rhein sandten gehende, fahrende und reitende Boten regelmäßig an die mit ihnen in Verbindung stehenden Orte, wenn sie auch noch so entlegen waren, um ihre brieflichen Mittheilungen zu befördern. Da sie aber bald den Nutzen einsahen, so richteten sie auf gemeinsame Kosten, nicht mehr vereinzelt, regelmäßige Botenzüge nach bestimmten Stationen ein, wo sie die Correspondenzen auswechseln ließen. Ein solcher Botenzug begann bereits im 15. Jahrhundert von den Niederlanden über Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Stettin, Danzig, Königsberg nach Riga, zu 234 Meilen gerechnet. Die zunehmende Wohlhabenheit dieser Boten, welche für die dazwischenliegenden kleinern Orte auch noch den Verkehr unterhielten, veranlaßte die Kaufherren in den größern Städten, sich die Leitung der anstoßenden Züge anzueignen. Dies reizte wieder die Ortsobrigkeiten, sodaß diese, zuerst in Hamburg und Danzig, das Botenwesen für städtische Rechnung übernahmen.

Leipzig, 1182 zuerst mit einem Marktprivilegium von Otto dem Reichen beschenkt, wurde bald der Sitz eines bedeutenden Handelsverkehrs und stand schon 1388 durch Briefboten zu Fuß und zu Roß mit Augsburg und später mit Nürnberg, Wien, Magdeburg, Prag, Hamburg, Köln an der Spree in regelmäßiger Verbindung.

Diese Botenläufer bildeten mit der Zeit Zünfte und Abtheilungen, deren jede ihre besondern Wege verfolgte, Briefe und Päckereien abgab und

einſammelte. Im Jahre 1590 wurde eine beſondere Stube für ſie in Leipzig angelegt und ein die Briefe annehmender und vertheilender Botenmeiſter angeſtellt. Da auch Frankfurt am Main und Köln, Lindau und Augsburg, Hamburg und Bremen durch ſolche Botenpoſten in regelmäßiger Verbindung ſtanden, entwickelte ſich durch das Zuſammentreffen derſelben eine Art Poſtcurs von einem Ende Deutſchlands zum andern.

Durch dieſe obrigkeitliche Uebernahme und Ordnung der Botenpoſten war ſchon ein weſentlicher Fortſchritt angebahnt, und indem ſich neben jenen ſtädtiſchen Inſtituten das landesherrliche Botenweſen entwickelte, welches durch herrſchaftliche und Kanzleiboten in den Kurſtaaten und größern Fürſtenthümern die Verſendung landesherrlicher Befehle und Mittheilungen beſchaffte, wurde dies gemeinſam der Kern unſerer modernen öffentlichen Poſteinrichtung.

Die Kurfürſten zu Brandenburg hatten ſolche Kanzleipoſten wöchentlich zwei- bis dreimal ſeit dem Jahre 1470 von Küſtrin über Berlin, Torgau, Leipzig nach Ansbach, von 1491—1575 von Küſtrin und Berlin bis Wittenberg, von wo die Briefe durch kurſächſiſche Boten nach Dresden, Wien, Nürnberg, Heidelberg für brandenburgiſche Rechnung beſorgt wurden, worüber ein Botenreglement mit Sachſen vereinbart war.

Gewöhnlich wurden ſonſt die landesherrlichen Botſchaften den Obrigkeiten mit dem Befehl zugeſandt, ſolche durch Fußboten von Ort zu Ort zu befördern.

Um überhaupt einen Begriff von dieſer Briefbotenpoſt zu erhalten, genügt es, die Botenordnung kennen zu lernen, welche der Kurfürſt Johann Sigismund von Brandenburg am 20. Juni 1614 erließ. Unter einem kurfürſtlichen Botenmeiſter ſtanden 24 Boten, drei ſilberne, welche in ſilbernen Kapſeln die kurfürſtlichen Briefe ausrichteten, etwa 20 Kanzleiboten, welche in zinnernen Büchſen (dem Amtszeichen der kurfürſtlichen Boten) Staats- und Privatbriefe beſtellten. Sie trugen Dienſtkleidung. Die an den Botenmeiſter oder unterwegs an die Poſtboten abgegebenen Briefe wurden encartirt. Die Boten mußten täglich in Berlin im Botenhauſe ſich zeigen und nach Empfang der Briefe und Poſtſtücke gleich damit abgehen. Wer mehr wie eine Stunde hingehen ließ, ohne ſich auf den Weg zu begeben, wurde mit Geld oder Gefängniß beſtraft; dann ſollten ſie auch nur im Intereſſe der Herrſchaft Dienſte thun; das bis dahin übliche Mitnehmen von Beibriefen der Privatperſonen ſollte ganz abgeſchafft werden. Die Boten mußten ſich beſcheinigen laſſen, an welchem Tage die Briefe überantwortet und ſie wieder abgefertigt worden. An Beſoldung erhielten die Silberboten je vier, die Kanzleiboten je einen Märkiſchen Gulden vierteljährlich; außerdem bezogen ſie ein Meilengeld, welches für gewöhnlich 1½ Groſchen, bei nächtlichen Verſendungen 2 Groſchen und bei einer Traglaſt über 30 Pfund 3 Groſchen betrug. (Klüber, „Das Poſtweſen in Deutſchland", Erlangen 1811; Mathias, „Ueber Poſten und Poſtregal", Berlin 1832; Hüttner, „Beiträge zur Kenntniß des Poſtweſens", II. Jahrgang, S. 266, Leipzig 1848.)

Für Sendungen nach entfernten Städten war dagegen ein Fixum feſtgeſetzt, wie von Berlin nach Strasburg, Köln, Emmerich 10 Thaler, nach München oder Stuttgart 9, nach Mainz, Speier, Heidelberg, Königsberg, Krakau 8 Thaler, und in entſprechenden Sätzen für näher liegende Städte.

Bei den ſchlechten Wegen waren die Leiſtungen der Botenpoſten nur ſchwach und langwierig, ſodaß der 1559 von Küſtrin nach Ansbach eingerichtete Botencurs zu dieſen 68 Meilen, einſchließlich der ſechs Ruhetage, 24 Tage, der markgräfliche Bote von Ansbach nach Wolfenbüttel auf 52 Meilen 15 Tage gebrauchte.

Für eilige Beförderung dienten auch im Mittelalter reitende Boten. An der pariſer Univerſität, die im 13. Jahrhundert unter Ludwig dem Heiligen durch ſeinen Beichtvater Sorbon begann, wurden ſolche fliegende Boten unterhalten, um für die Studirenden Geld- und Briefſendungen aus den entfernteſten Gegenden zu beſorgen und dieſelben zu begleiten; der pommeriſche war hauptſächlich für Studirende aus Deutſchland beſtimmt.

Für politiſche Zwecke richtete der ſchlaue Ludwig XI. im Jahre 1464 eine reitende Poſt mit unterlegten Pferden ein, die ihm z. B. über Karl's des Kühnen Kriege mit den Schweizern ſchnelle Nachrichten brachte, und ſie wurde deshalb 1480 bedeutend erweitert. Die Sendungen nach den Hauptorten des Königreichs vermittelten 230 Reitboten an beſtimmten Stationen mit aufgeſtellten Pferden. Doch durften auch Privatperſonen für 6 Sous pro Station für jedes Pferd ſich dieſer Einrichtung bedienen.

Wenn nun auch dieſe Poſten (postae) anderwärts nachgeahmt wurden, ſo lag es in der Na-

tur des Mittelalters, daß die einzelnen abgeschlossen nur für sich allein arbeiteten, zahllose Körperschaften anfangs gegeneinander eher ankämpften als sich vereinigten, und die Regierenden nur das unmittelbare Bedürfniß ihrer Landesherrlichkeit kannten und beachteten, und es fehlte dem Publikum nach wie vor eine regelmäßige und gesicherte Brief-, Waaren- und Geldbeförderung zwischen den Hauptländern der Christenheit.

Die Ausdehnung auf einen größern Länderbereich, die Benutzung für das ganze Publikum und die auf kürzere Fristen abgestufte Periodicität des Abgangs wurde durch die Entdeckung Amerikas, durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und durch die Reformation als die Hauptausgangspunkte der neuern Zeit zur Nothwendigkeit gemacht und durch die aus Italien nach Deutschland herübergezogene Familie Taxis ins Leben gerufen.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Deutschlands gekrönte Poetinnen.

Eine Skizze aus der Zopfzeit.

G. H. — Man ist geneigt, das weibliche Schriftstellerthum als eine Art moderner Frauenkrankheiten anzusehen. Aber es hat „Blaustrümpfe" gegeben, lange ehe dieser Spottname allgemein für schriftstellernde Frauen bekannt wurde. Auch in unserm Vaterland hat von Anfang an das schöne Geschlecht mit den Männern um den literarischen Kranz gewetteifert, und schon das 17. Jahrhundert kannte nicht nur kaiserlich gekrönte Hofpoeten, sondern auch gekrönte Dichterinnen.

Die Literaturgeschichte freilich erwähnt kaum ihre Namen und doch war ihr Jahrhundert stolzer auf sie als das unserige auf seinen glänzenden Flor weiblicher Literaten. Classische Dichterinnen sind es nicht, diese „gekrönten Poetinnen", aber wie hätten sie es auch sein können zu einer Zeit, da es in Deutschland noch nicht einmal classische Dichter gab? Ob auch Kinder eines geschmacklosen Zeitalters, erscheinen — ein Zeichen weiblichen Takts — ihre Dichtungen doch nicht selten nach Form und Inhalt anmuthiger als die Reimereien der meisten zopfigen Dichter, die gleichzeitig den deutschen Musenhain mit welschen Taxushecken verunstalteten.

Schon seit der Zeit des sogenannten Humanismus waren nicht wenige Frauen als gelehrte Schriftstellerinnen aufgetreten, die sich auch in lateinischen Versen versuchten. In Italien wurden sie häufig Mitglieder der Akademien; die Gesellschaft der Akadier fand in ihnen einen reichen Schmuck; mehrere Damen, wie Veltizia Gezadina und Lucrezia Cornara erhielten den Doctorhut; im Jahre 1661 wurde selbst die Verwaltung der Ambrosianischen Bibliothek weiblichen Händen, der gelehrten Gräfin Clelia Borromeo, übertragen.

Nach dem Vorbild dieser italienischen Akademien entstanden in Deutschland die sogenannten Sprachgesellschaften, die Fruchtbringende Gesellschaft des Palmenordens und die Nürnberger Pegnitzschäfer. Namentlich die letztern nahmen in ihren Verein auch Dichterinnen freudig auf, schmückten diese poetischen Schäferinnen mit schönen Blumennamen und förderten die Herausgabe ihrer Dichtungen. Bis dahin hatten sich in Deutschland Frauen nur an das geistliche Lied gewagt, — viele der innigsten Gottesslieder in unsern protestantischen Gesangbüchern rühren von ihnen her; — nunmehr traten auch Töchter der weltlichen Muse hervor, auf die der Patriotismus des neuerwachten Literaturgeistes sich nicht wenig einbildete. Weibliche gefeierte Mitglieder des Nürnberger Schäfer- und Blumenordens waren die Mollerin, die Nutzelin, Limburgerin, Prutzelin und die Stockfletin. Die erste, Gattin eines Professors in Königsberg und Mutter von 15 Kindern, errang, durch Simon Dach angeregt, mit ihrem „Poetischen Blumengarten" so hohes Ansehen, daß der zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannte Herr von Bircken, welcher als Vorsteher der Pegnitzschäfer den süßen Beinamen Floridan führte, sich veranlaßt glaubte, sein Pfalzgrafenrecht an ihr auszuüben. Er übersandte ihr demnach 1671 im Namen des Kaisers den Lorberzweig sammt dem Epheukranze und ein Diplom, das die Dichterin berechtigte, künftighin den vielverheißenden Titel einer kaiserlich gekrönten Poetin des heiligen römischen Reichs sich beizulegen. Die Mollerin konnte nun um so stolzer von sich und ihrem Geschlecht singen:

Wohnt Witz in einer Männerstirne,
So hat auch dieser Satz sein Recht:
Es saß dem weiblichen Geschlecht
Kein Spinngeweb' in dem Gehirne.

Besondere Berühmtheit erwarb damals eine Freiin von Seißenegg, die Obervorsitzerin einer Zunftmeisterei der Lilienzunft und die Pflaumin ward bereits als die deutsche Sappho gepriesen, noch ehe Anna Luise Karsch auf diese Ehre Anspruch erhob.

Freilich war es vor allem der Nachahmungstrieb, auch für Deutschland ähnlichen Ruhm zu erwerben, wie er fremder Literatur zutheil geworden, der die damaligen Verskünstler beseelte. Man wollte in deutscher Sprache haben, was die andern italienisch und französisch hatten. Die welschen Alexandriner und Madrigale sollten nun auch deutsch erscheinen, und da das Ausland Dichterinnen besaß, galt es als Ehrensache, daß Deutschland sie auch aufweisen könne. Darum stiftete Gottsched's Frau in Leipzig eine Deutsche Gesellschaft für musenliebende Frauenherzen, durch welche die Gottsched'sche Stiftung unter dem schönen Geschlecht Propaganda machte. Mehrern Mitgliedern glückte es, den officiellen Dichterlorber des

heiligen römiſchen Reichs zu erwerben. So wurde „Anno 1733, den 17. des Weinmonats, von der Hochlöblichen Philoſophiſchen Facultät auf der weltberühmten Hochſchule zu Wittenberg" — die leipziger Facultät konnte es nicht, weil ſie nicht wie die wittenberger Comitium Palatii erlangt hatte — „der Frau Chriſtiana Mariana von Ziegler aus eigener Bewegung der Name einer kaiſerlich gekrönten Poetin öffentlich zuerkannt und ihr das Diploma ſammt denen Lorberzweigen und dem Epheukranze überſandt." Gottſched, der leipziger Apollo, verſäumte nicht, bei dieſer Gelegenheit den Ruhm ſeiner Dichterſchule, aus der die Gekrönte hervorgegangen, gebührend ſelbſt zu verherrlichen und dieſes hochwichtige Ereigniß durch eine pomphafte Ode zu beſingen, worin es heißt:

Was prahlt ihr Welſchen doch ſo viel
Mit euern ſtolzen Dichterinnen?
Kann der von Ziegler Saitenſpiel
Nicht auch in Deutſchland Lob gewinnen?

Ihr Spötter, weicht! Denn Stolz und Wahn
Hat euch Vernunft und Witz verblendet,
Wenn ihr der Deutſchen Muſenbahn
Auf Griechiſch und Lateiniſch ſchändet!
Sang Pindar denn mit fremden Zungen?
Sang Flaccus ihnen griechiſch nach?
Wir tragen gern von euch die Schmach,
Dafern es uns nur ſo gelungen,
Daß einſt die deutſche Nachwelt ſpricht:
So geiſtreich ſchreibt man jetzo nicht!

Die talentvollſte und orginellſte unter dieſen gekrönten Muſentöchtern der Zopfzeit war aber die Jungfrau Sidonia Zäunemannin. In dem „Weimariſchen Jahrbuche für deutſche Sprache und Literatur" wurde zuerſt wieder auf ſie hingewieſen; ihr Leben und Dichten darf in der That ein culturgeſchichtliches Intereſſe in Anſpruch nehmen.

Am 15. Januar 1714 in Erfurt geboren, Tochter eines ſtädtiſchen Notars, zeigte Sidonia ſchon früh eine auffallende Vorliebe für wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen. Die Mutter, welche ſolche Neigung eines Mädchens für unweiblich erachtete, konnte nicht verhindern, daß ſie oft bis tief in die Nacht hinter ihren Büchern ſaß und ſchrieb. Ihrem anhaltenden Fleiß gelang es, ſich ungewöhnliche Kenntniſſe zu erwerben; ſie verſtand Latein, Franzöſiſch, Italieniſch und verfaßte Artikel ſelbſt über phyſikaliſche und mediciniſche Gegenſtände. Das Aufſehen, welches damals die italieniſche Dichterin Laura Baſſi erregte, ſowie die ſchon erwähnte Dichterkrönung der Ziegler ſpornte ſie an, ſich auch in Verſen zu verſuchen. So erſchien 1738 von ihr eine Sammlung „Poetiſche Roſen in Knospen", die allgemeinen Beifall fand. Wirklich zeigt ſie in dieſen Dichtungen einen für jene Zeit ſeltenen Drang, die Gewöhnlichkeit der hergebrachten Stoffe zu durchbrechen. Ueber die Phraſenhaftigkeit der Gelegenheitsdichtung ſucht ſie ſich möglichſt zu erheben; ſtatt Hochzeits-, Tauf- und Leichencarmina zu verfertigen, beſingt ſie lieber allgemein patriotiſche Gegenſtände und feiert vor allem den Helden des ſpaniſchen Erbfolgekriegs, Prinz Eugen von Savoyen, und ſein Heer.

Soll Trauring, Wiege, Leichenſtein
Allein der Lieder würdig ſein?

ruft ſie den Poeten ihrer Zeit entgegen.

Ins Feld!
Wo man die Trommel rühret,
Wo man die Schwerter blitzend führet,
Da iſt mein Sinn geſtellt,
So werd' ich in dem Feld
Ein Held. — —

Die Wahlſtatt iſt das Ehrenbette:
Wer darauf ſtirbt, der ſtirbet ſchön!
Die allerſchönſte Gnadenkette
Kann keinem nicht ſo herrlich ſtehn
Als wie das Blut, das dieſen ſchmücket,
Der hier den Geiſt zum Himmel ſchicket.
Die Wahlſtatt iſt das Ehrenbette,
Wer darauf ſtirbt, der ſtirbet ſchön!

Und ſo ſandte ſie denn, als Eugen nach dem Rhein aufbrach, dem deutſchen Heere ihre Soldatenlieder nach unter dem Titel: „Oden auf die zum Dienſt Seiner Deutſchen Majeſtät am Rheine ſtehenden ſämmtlichen Herrn Huſaren". Dieſe Sendung muß den Beifall der „Herrn Huſaren" gefunden haben; denn worauf einſt der arme Günther vergeblich gewartet hatte, als er im Jahre 1718 ſein ungleich bedeutenderes Lied auf den Beſieger der Türken nach Wien ſchickte, das wurde der Zäunemannin zutheil: ein huldvolles Schreiben Eugen's voll Anerkennung ob der Bemühung der Dichterin, den Geiſt des Heeres anzufeuern und den Ruhm ſeines Feldherrn zu verherrlichen. Von jetzt an war Sidoniens Ruf begründet. Man redete von ihr „als einer der geſchickteſten und berühmteſten Federn Deutſchlands". Eine hamburger Zeitſchrift brachte ihr Bild an der Spitze ihres neuen Jahrgangs. Die Sängerin Eugen's wird nun ſelbſt beſungen. Ein geiſtlicher Magiſter Pagendarm in Oels widmet ihr eine lateiniſche Ode und will ihre Gedichte ins Lateiniſche überſetzen. Es feiern ſie in Hannover und Franken Candidaten der Theologie und der Jurisprudenz. Der Herzog von Weimar ermuntert ſie ſchriftlich zur Ausbildung ihres Talents und macht ihr Geſchenke mit werthvollen Büchern. Die neugeſtiftete Univerſität Göttingen will auch nicht zurückbleiben; ſie ergreift die Gelegenheit, ihre kaiſerliche Freiheit und wiſſenſchaftliche Autorität zu bekunden, und überſchickt der Dichterin durch den Grafen Heinrich XI. von Reuß den poetiſchen Lorberkranz und ernennt ſie zur kaiſerlich gekrönten Poetin. Auf dieſe Krönung wurden drei Münzen geſchlagen. Die eine derſelben zeigt auf der Vorderſeite einen Berg mit der Quelle Hippokrene, an der ein Schwan ſitzt; unten am Fuße in Sümpfen fliegen viele Gänſe. Die Umſchrift lautet:

Im Brunnen Hippokren regt ſich der edle Schwan,
Man trifft das Gänſechor in Lethens Pfütze an.

Die Rückſeite zeigt zwei Genien, die eine fliegend als Kranzbringerin, die andere vor einem Lorber ſtehend mit der Umſchrift: „Hier ſteht's zu glänzen Aus Geren's Grenzen". Wie an Huldigungen, fehlte es unſerer Dichterin auch nicht an Anfeindungen. Wiederholt klagte ſie, daß man ihr in gewiſſen Kreiſen die Schriftſtellerei übel nehme. „Unſere ekeln Deutſchen", ſchreibt ſie nach Hamburg, „ſind noch nicht gewohnt, denen Weibsperſonen eine Uebung in freien Künſten zu verſtatten. Ihre öffentlichen Lehrſäle dürfen von unſerm Geſchlecht ebenſo wenig entheiligt werden als die Moſcheen derer abergläubigen Muſelmänner. Ein Frauenzimmer, das nach Weisheit trachtet, muß ihren Haß ſo ſehr empfinden als in England ein katholiſcher Prätendente." Und in einer poetiſchen Epiſtel an den Herzog von Meiningen äußert ſie:

Man hört's ja, wie der Neid mit vollem Munde ſchreit,
Ein Weibsbild ſei kein Menſch. Wir wären Plagegeiſter
Der Männer. Und was mehr? Kantippens Obermeiſter.
Ein Weibsbild, das an Kiel und Wiſſenſchaft gedenkt
Und ſie zu forſchen ſucht, das muß ein Monſtrum heißen!
Kehrt ſich ein Frauenbild an dies Geſchrei nun nicht,
Hilf, Himmel! wie wird es getadelt und gericht'!

Ihre Vorliebe für kriegeriſche Geſänge ſcheint der Geiſtlichkeit Anſtoß gegeben zu haben, und einem Paſtor, der ſie ermahnte, künftig ihre Muſe ſtatt den „Herrn Huſaren" lieber geiſtlichen Gegenſtänden zu widmen, antwortet ſie verletzt:

Du kennſt mich durch Umgang nicht, du haſt mich noch nie geſprochen,
Gleichwol haſt du ſchon den Stab über mich bereits gebrochen;
Der, ſo Herz und Nieren prüft und in alle Winkel ſchaut,
Weiß am beſten, wer ihm dienet und ſein kleines Häuflein baut.
Willſt du meine Frömmigkeit daraus ſehen, daraus ſchließen,
Weil ich gar kein geiſtlich Stück ließ aus meiner Feder fließen?
Dies beweiſt noch nicht die Sache! Mein Beruf verlangt dies nicht,
Und zum Scheine geiſtlich ſchreiben, fordert nicht der Chriſten Pflicht.

Ein muthiges Wort zu einer Zeit, wo geiſtliche Lieder, auch die gehaltloſeſten, zur Empfehlung eines Dichters erforderlich ſchienen! Dagegen hat ſich unſere Dichterin in der Satire verſucht und in einem elf Bogen langen Gedicht: „Die von Frauen gepeitſchten Laſter", die Schwachheiten und den rohen Sinn der damaligen Männerwelt gegeiſelt nicht ohne eine gewiſſe jüngferliche Bitterkeit. Unter andern heißt es darin:

Welch Sümmchen wird von euch für Schnupftaback verthan?
Wer greift die Feder mehr als lange Pfeifen an?
Der Karten Menge muß der Bücher Zahl erſetzen,
Den Degen ſucht man jetzt mehr als den Kiel zu wetzen.

Sidonia Zänemannin war niemals weder verliebt, noch verlobt, noch verheirathet; eine männliche Seele in Mädchengeſtalt, in der Ehrgeiz und Liebe zur Schriftſtellerei gerade die zarteſten Empfindungen verdrängt zu haben ſcheint. In Ilmenau wohnte ihre verheirathete Schweſter. Dorthin ritt ſie oft und zwar in männlicher Kleidung, ſelbſt zur Nachtzeit, denn ihr Herz kannte, wie ſie in ihren Dichtungen von ſich rühmt, keinen Schatten von Furcht. Durch finſtere Tannenwaldungen, über Berge und ſchmale Brücken nahm ſie denſelben Weg, den ſpäter auch Goethe ſo oft und in derſelben Weiſe zurücklegte. Er ſollte für ſie verhängnißvoll werden. Es war in der Nacht des 11. December 1740; es war ſtürmiſches Wetter, die Waſſer angeſchwollen; indem ſie zwiſchen Plaue und Angelroda über einen Steg reiten will, bricht dieſer, ſie ſtürzt ins Waſſer — und ertrinkt.

Ihr letztes Gedicht galt der Thronbeſteigung Friedrich's des Großen. Ahnungsvoll iſt ſie der Erfüllung aller auf ihn geſetzten Hoffnungen im voraus gewiß:

O großer König, deſſen Weſen
Gleich heldenhaft und fürſtlich iſt!
Was wir bereits von dir geleſen,
Bezeugt genugſam, wer du biſt.

Damit war dieſe „gekrönte Poetin des deutſchen Reichs" in der That noch mehr — ſie war ſeine Prophetin geworden.

Gedichte

von **M. Solitaire.**

1. Nichts war die Roſe als ein dürrer Dorn.

Nichts war die Roſe als ein dürrer Dorn;
Eh' nicht benetzt von des Propheten Schweiß
Sich hold verwandelte der dürre Dorn
Und nun mit einemmal das trock'ne Reis
Zum blüh'nden Wunder ward aus dürrem Dorn;
Zum blüh'nden Wunder, ſo vermag das Eis
Vom Herzen auch zu ſchmelzen, das ein Dorn.
Und ſolches dient nun deutlich zum Beweis,
Daß vieles, was uns noch erſcheint als Dorn,
Verwandlungsfähig, wenn Erkor'ner Schweiß
Berühren möchte, was erſcheint als Dorn.

2. Eins ſcheint mir thränenwerth.

Eins ſcheint mir thränenwerth, daß gar ſo karg
Und dürftig für ſo manche Creatur
Des Lebens Sterne ſchimmern: daß ſo arg
Mit ihren Kindern waltet die Natur:
Und ſelbſt mit denen, die zu Lieblingen
Sie auserleſen, die mit allen Dingen
Und allen Gaben reichlich ſie verſehen,
Nur nicht mit der, dies Daſein zu verſtehen.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Schleswig-Holstein deutsch?

Wird das Friedenswerk, das am Grünen Tisch zu London scheiterte, in Wien unter günstigern Sternen vollendet werden? Der Muth der Dänen ist gebrochen, die Kräfte des kleinen Königreichs, an Menschen wie an Geld, sind erschöpft; selbst die Hoffnung auf die unüberwindliche dänische Armada muß jeden Tag, bei der raschen Verstärkung der österreichisch-preußischen Flotte, mehr und mehr sinken. So werden die Dänen, von niemand unterstützt, die Herzogthümer aufgeben.

Aber wem werden dann diese Länder gehören? Dem Augustenburger, dem Oldenburger, dem „Was ist des Deutschen Vaterland"? Theoretisch mögen sich die Gelehrten darüber streiten, in Gotha wie in Frankfurt und an sämmtlichen Rechtsfacultäten der deutschen Universitäten, praktisch wird Schleswig-Holstein den Siegern gehorchen müssen. Die Guten und die Wackern können dann wieder protestirend sagen: „Recht geht vor Macht", die Geschichte lächelt über sie. Und wenn es nur die Geschichte thäte! Auch die Lebendigen thun's, die das Schwert in kraftvoller Hand halten. Als der Bundestag sich nicht dazu erheben konnte, wollte, durfte — alle möglichen Hülfszeitworte sind hier in einer Weise anzuwenden, die ungeahnte Aussichten eröffnet, wunderbare Aussichten, von denen sich der philosophische Vater Tristram Shandy's nichts träumen ließ, als er die Vorzüge der Hülfszeitwörter und ihren fördernden Einfluß auf das Denkvermögen seinem Bruder und dem Corporal Trim auseinandersetzte —, als der Bundestag „deutsche Truppen" nicht gegen das Danewerk vorgehen ließ, Baiern nicht die „Sturmfahne" entrollte, mußte sich jeder Verständige sagen, daß die beiden Großmächte Herren des Schauplatzes bleiben würden. Redet, eifert, so viel ihr wollt, die Thatsache ist unumstößlich: Deutschland, das ideale Wolkenkukuksheim, vermag nichts ohne und nichts wider Oesterreich und Preußen. Ein kluger Mann unterwirft sich schweigend dem Stärkern, wenn er sieht, daß dieser seine Zwecke fördert. Und von welch selbstsüchtigen Absichten nun auch Preußen und Oesterreich bestimmt werden, im Grunde haben sie ein nationales Ziel verfolgt. Gewiß hat die unbegreifliche Halsstarrigkeit der Dänen dies Ziel immer weiter hinausgeschoben: von der Aufhebung der Novemberverfassung zur Aufhebung des Vertrags von 1852, zur Personalunion, zur Theilung Schleswigs; jetzt steckt es als Grenzpfahl in der Königsau, diesseits deutsch, jenseits dänisch: das ist jetzt die Inschrift des Ziels, das wir erreicht. Hätte sich früher ein Einvernehmen zwischen Preußen und den Mittelstaaten herstellen lassen, so wären die bedauerlichen Vorfälle in Altona und kürzlich in Rendsburg vermieden worden. Jeder, den die politische Leidenschaft nicht verblendet, wird, wie jetzt die Verhältnisse liegen, es für unmöglich halten, daß Preußen in Deutschland die Rolle Sardiniens in Italien spielen könne: die deutschen Stämme sind eng verwachsen mit ihren Fürsten; sie stehen nicht im Gegensatz zu ihnen wie der Neapolitaner zu dem Bourbonenkönig, der Toscaner zu dem österreichischen Erzherzog stand. Höchstens die Mecklenburger dürften bei einer Verschmelzung mit Preußen gewinnen und die Leibeigenschaft und die Prügelstrafe verlieren; warum aber die Sachsen, Schwaben, Baiern „preußisch" werden sollten, ist nicht abzusehen. Den Hegemoniegelüsten Preußens wie Oesterreichs steht das lebendige Gefühl der Eigenheit in den einzelnen Stämmen Deutschlands vielleicht für immer unüberwindlich entgegen. Athen war eine Zeit lang der mächtigste Staat, der Vorkämpfer Griechenlands, aber „verschlungen" hat es die andern hellenischen Stämme doch nicht. Allein neben diese Gewißheit, daß Preußen nicht leicht die innere Selbständigkeit eines deutschen Staats gefährden kann, tritt die andere, daß die vier Mittel-Königreiche nach außen hin nie etwas auszurichten vermögen; sie sind wie Schiffe, die ins Schlepptau genommen werden.

Nicht der Bund, die Frage: wem Schleswig-Holstein zufallen solle, werden Preußen und Oesterreich allein entscheiden. Trotz aller schönen Reden und Volksversammlungen wird selbst in dem „Bundesgerichtshof", der zwischen dem Augustenburger und dem Oldenburger Recht sprechen soll, ihre Stimme die Wage lenken. Daß Schleswig-Holstein die deutschen Herzogthümer nicht noch um eins vermehren wird, ist ziemlich gewiß. Preußen, sagen seine Anhänger und die Regierenden, hat zu große Opfer gebracht, um mit leerer Hand aus dem Lande zu gehen; es wird sich nicht wie der Mohr im „Fiesco" verabschieden lassen. Je eher diese Erkenntniß bei den andern Stämmen Eingang findet, desto ruhiger werden sie das Endresultat des Kriegs aufnehmen. Gleichviel, wem die Schuld zufällt, dies ist die Thatsache: während die Hannoveraner und Sachsen das Gewehr beim Fuß standen und in Würtemberg und Baiern die Garde nur ausrückte, ihren Fürsten die letzte Ehre zu erweisen, haben Oesterreicher und Preußen Schleswig und Jütland erobert. Man kann die Götter und das Schicksal verklagen, daß es so gekommen, aber das Geschehene ist unabänderlich. Das Vae victis! gilt heute wie in den Tagen des Brennus. Friedrich der Große ist ja oft genug mit dem „schrecklichen Brennus" verglichen worden.

Ueber dem Standpunkt der Parteien — mögen sie die Fortschrittspartei oder die Gothaer, die kleindeutsche oder die großdeutsche heißen — gibt es einen

höhern, den nationalen. Und von ihm aus betrachtet erscheinen die Dinge in einem für das Vaterland ruhmvollen Lichte. Schleswig-Holstein ist von den Dänen befreit, unsere Krieger haben sich heldenmüthig geschlagen, ihre Führer eine größere Kriegskunst entwickelt, als man ihnen zutraute. Dagegen tritt die Entscheidung über den Besitz der Herzogthümer zurück. Ob es eine schleswig-holsteinische Armee, schleswig-holsteinische Festungen gibt, oder ob die einen von preußischen Soldaten besetzt, die andere mit dem preußischen Heer verschmolzen wird: ist es von so erheblicher Wichtigkeit? Eins ist doch gewiß: die Preußen und die Oesterreicher sind so gut Deutsche wie die Baiern und die Hannoveraner.

Anconas Belagerung und Fall.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten.

I.

J. H. — Der Frieden von Villafranca, durch den Oesterreich die herrliche Lombardei verlor, war kaum geschlossen, als auch schon die kühnen Scharen des vereinigten Italien den Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien bedrängten, um ihr Annerionswerk über die ganze Halbinsel auszudehnen. In ganz Europa ward der Name Garibaldi mit Begeisterung genannt und fand einen mächtigen Widerklang. Fortwährend strömten junge Leute der verschiedensten Nationen unter die siegreiche Fahne des Generals. Garibaldi persönlich kennen zu lernen, hatte auch ich mich mit noch einigen jungen Leuten in Wien verleiten lassen, die ruhige Werkstatt mit dem wechselvollen Kriegsschauplatz zu vertauschen. Um schnell und sicher an den Ort unserer Bestimmung zu gelangen, ließen wir uns von einem päpstlichen Werbebureau in Wien assentiren; bei der ersten günstigen Gelegenheit, so war unser Plan, wollten wir dann zu Garibaldi übergehen. Aber es sollte anders kommen.

Am 10. August 1860 bestieg ich in Wien mit andern Angeworbenen die Südbahn, die uns mit Sturmeseile unserm Ziel zuführte. Am folgenden Tage, den 11. August, kamen wir in Triest an und waren am 14. August im Hafen von Ancona. Sofort wurden wir dem commandirenden General de Quatre-Barbes im Quarantainehaus vorgestellt; ich meldete mich mit mehrern Gefährten zur Feldartillerie. Statt dessen aber wurden wir zur Festungsartillerie commandirt und sahen dadurch sofort unsern Fluchtplan gänzlich vereitelt. Die Zeit vom 15. August bis 12. September verging uns unter beständiger Arbeit bei dem Bauen von Schanzen und Erdwällen, Flechten der Faschinen und Schanzkörbe und Exerciren mit den Geschützen; die freie Zeit sowie die Sonntage benutzte ich, die Stadt kennen zu lernen oder das Meer zu beobachten. Wöchentlich erschienen zweimal Postdampfer aus Triest und Neapel, die uns Neuigkeiten und Rekruten brachten. So wuchs die Zahl der Mannschaft bis zum Beginn der Feindseligkeiten auf 5400 Mann, die sämmtlich schlecht bewaffnet und von noch schlechtern Gesinnungen beseelt waren; es ließ sich voraussehen, daß eine solche Truppe gegen den Angriff einer regulären Armee von 6000 Soldaten unter einem General wie Cialdini nichts ausrichten würde.

Die Stadt Ancona am Adriatischen Meere ist zwischen zwei Hügel gebaut, auf welchen sich die beiden Hauptwerke der Festung, das Castell und das Fort Monte-Capuzino, befinden. Die Stadt selbst hat über 30000 Einwohner, die einen bedeutenden Handel treiben. Der ausgezeichnete Freihafen, wodurch die Stadt Werth und Bedeutung erhält, ist mit einem 2000 Fuß langen und 1000 Fuß breiten Molo versehen, der unter Kaiser Trajanus erbaut wurde und auf dessen Mitte noch der Triumphbogen des Kaisers steht. An der äußersten Seeseite des Molo erhebt sich ein Leuchtthurm, der von sehr starken Kasematten und einer Batterie des Molo vertheidigt wurde. Gegenüber diesem Leuchtthurm ist auf einer Insel im Hafen das Lazareth oder Quarantainehaus, zu welchem vom Lande aus eine hölzerne Brücke führt, die sich ebenfalls in streitbarem Stande befand. Die Festung Ancona wurde von acht befestigten Punkten vertheidigt, der Hafen für sich allein aber durch zwei schwimmende Batterien, vier Kanonenboote, jedes mit einem sechsunddreißigpfündigen Geschütz bewaffnet und durch vier Küstenbatterien. Die Besatzung sämmtlicher Werke bestand im Herbst 1860 während der Belagerung aus zwei Regimentern Schweizer, die in französischer Sprache commandirt wurden; einem Regiment Irländer, die sich der englischen Sprache bedienten; vier Bataillonen Versaglieri und einer Compagnie Festungsartillerie, die meist aus Deutschen gebildet und deutsch exercirt wurde; ferner befanden sich in der Festung ein kleiner Theil Papelinii (eingeborene Päpstliche), berittene Gensdarmerie, eine Truppe Galerenwächter und 150 Mann Marinesoldaten, die alle italienisch sprachen.

Die Kleidung sämmtlicher Truppen war durchaus nach französischem Muster; der lange Capot, die weiten Pantalons und das Käppi waren stark vertreten. Jede Truppengattung hatte je nach der Nationalität ihre verschiedenen Gesetze und Strafen. Wir Deutsche mußten uns als besonders bevorzugt betrachten, indem nur wir mit der Prügelstrafe beglückt waren.

Das Hauptwerk oder die eigentliche Festung ist das Castell, welches auf dem höchsten Berge Anconas erbaut ist. Von drei Seiten ist der Fuß dieser Feste von den Häusern der Stadt begrenzt und nur die Südseite gestattet den Blick ins freie Land. Vom Castell aus erging das Commando über sämmtliche Truppen und Werke durch den persönlichen Oberbefehl des Generals Lamoricière, der nebst dem General de Quatre-Barbes seine Wohnung darin aufgeschlagen hatte. Die Vertheidigung des Castells geschah durch das Irländerregiment, ein Bataillon Versaglieri und der Mannschaft der neunten Batterie. Die meisten Geschütze waren Mörser, die achtzigpfündige Hohl-

kugeln warfen, und eiſerne Belagerungsgeſchütze vom ſchwerſten Kaliber. Das zweite Werk war das Fort Monte-Capuzino mit einem Kapuzinerkloſter und dem Kirchhof, einer der am höchſten gelegenen Punkte der Stadt. Von der Nordſeite wird der Fuß dieſes ſteilen wol 500 Fuß hohen Bergs vom offenen Meere umſpült, während er ſich nach Oſten ſanft abdacht und auf der Mitte noch die Batterie Monte-Merana birgt. Am öſtlichen Fuße des Berges Capuzino ſtehen die maſſiven Gebäude der Galerengefängniſſe und die Kaſerne Santa-Marina, durch welche man auf das Plateau des Molo gelangt. Auf der Spitze des Bergs ſteht der Leuchtthurm, der ebenfalls ringsherum mit ſchwerem Geſchütz armirt war. Der Kirchhof, dicht neben dem Leuchtthurm öſtlich gelegen, beſteht aus einigen zwanzig großen gemauerten Gruben, deren jede mit einer einzigen viereckigen Oeffnung verſehen und mit einer daraufliegenden Steinplatte geſchloſſen iſt. Dieſe Gruben haben die gute Eigenſchaft, die Leichname in kurzer Zeit auszutrocknen; deshalb kommen die Todten ſtets ohne Sarg und ohne alle Bekleidung an den Ort ihrer letzten Ruhe. Die Feierlichkeiten bei Begräbniſſen werden im ſüdlichen Italien überhaupt nur in den Kirchen begangen, ſonſtige Proceſſionen und Züge fallen faſt gänzlich weg. Nach Weſten ſenkt ſich der Berg Capuzino ziemlich ſanft; dieſer Abhang iſt zu dem Begräbnißplatz der Juden beſtimmt, die aber die Gräber der Ihrigen in großer Wildniß liegen laſſen und nur durch unregelmäßige, aufrecht ſtehende Steine ohne Aufſchrift oder ſonſtige Erinnerungen bezeichnen. Ein unterirdiſcher, mit eiſernen Thoren geſperrter Gang führt von dieſem Friedhof in das Innere der Werke des Forts Capuzino. Unterhalb des Judenkirchhofs erhebt ſich an der Seeküſte der Monte-Cadette, der aber bedeutend tiefer liegt als Capuzino. Das Vorwerk von Cadette beſtand aus den Trümmern eines ehemals ſehr ſtarken Werkes, das von Napoleon bis auf den Grund zerſtört worden war; theilweiſe aber waren die Grundmauern wieder verwendet worden, da der Punkt vortheilhaft liegt, um Land und See zu ſchützen. Das Plateau des Berges war in ein Feldlager umgeſtaltet worden, worin ein Bataillon Berſaglieri bivouakirten, die zugleich unſere Erdwälle und Schanzen bauen mußten. Die Vertheidigungswerkzeuge dieſes Platzes beſtanden aus 22 Geſchützen, an denen der Zahn der Zeit ſichtlich genagt hatte.

Die Arbeiten am Suezkanal.

Wer mit Intereſſe jenem rieſigen Unternehmen, die beiden Meere, das Mittelländiſche und Rothe, zu verbinden, welche die Landenge von Suez trennt, gefolgt iſt, weiß auch, daß dieſe Arbeiten den beſtändigen Angriffen der engliſchen Preſſe ausgeſetzt ſind. Dieſen Angriffen zu begegnen, hat die Compagnie des Suezkanals einen engliſchen Ingenieur zur Abgabe eines motivirten Urtheils aufgefordert.

Der Vicekönig von Aegypten, dem die Förderung der Sache am Herzen liegt, ſchloß ſich den Bitten der Compagnie an, und Hawkſhaw, der Vorſitzende der Geſellſchaft der Ingenieure in London, begab ſich nach der Landenge von Suez und theilte nach genauer Unterſuchung ſeine Meinung der Compagnie mit. Dieſer Bericht iſt jetzt veröffentlicht worden.

Der Kanal wird eine Länge von 145 Kilometer haben, die ausgegrabene Erde wird ſich auf 80 Millionen Kubikmeter belaufen, alle von der Compagnie unternommenen Arbeiten werden zuſammen etwa 200 Millionen Francs koſten; doch ſind darin die Errichtung der Häfen von Suez und Said mit eingeſchloſſen. Sollte man einen ähnlichen Durchſtich im Innern eines civiliſirten Landes unternehmen, ſo wäre die Sache durchaus nicht ſo ſchwierig; aber in der Wüſte Suez fehlen Arbeiter und Lebensmittel, Waſſer, Steine, Brennmaterial. Dennoch ſind dieſe Schwierigkeiten überwunden und ein Theil der Arbeiten ſchon vollendet.

Um ſich Arbeiter zu verſchaffen, mußte die Compagnie ſich an den Vicekönig von Aegypten wenden, der ſie ihr durch einen Machtſpruch verſchaffte. Dieſe Arbeiter werden je nach ihrer Geſchicklichkeit gut bezahlt; ſobald ſie ſich an ihre Thätigkeit gewöhnt haben, bleiben ſie gern und freiwillig da; daß man ſie aber gewaltſam dahin brachte, darüber erheben die Engländer — und doch wol nicht ohne allen Grund — einen Ruf der Entrüſtung. Natürlich miſcht ſich darein eine große Uebertreibung; die Arbeiter leiden weder Mangel, noch haben ſie über Härte der Behandlung zu klagen; die Sterblichkeit iſt unter ihnen geringer als unter den Europäern auf der Landenge.

Was zunächſt die Ernährung der Arbeiter betrifft, ſo muß die Compagnie die Lebensmittel und das Waſſer in Kairo kaufen und durch die Wüſte auf dem Rücken der Kamele nach Suez transportiren laſſen. Um dieſen Mühſeligkeiten in etwas zu begegnen, hat die Compagnie neben dem Großen Kanal einen ſchiffbaren Süßwaſſerkanal zu graben angefangen, der ſich mit den aus dem Nil abgeleiteten Kanälen verbindet, die Aegypten ſeit langer Zeit beſitzt. Der Kanal ſoll, wie man ſagt, in wenig Monaten vollendet ſein; dann wird eine ununterbrochene Communication zwiſchen dem Mittel- und dem Rothen Meere ſtattfinden. Erſt dann können die Arbeiten an dem Hauptkanal in durchgreifender Weiſe in Angriff genommen werden. Sie können dann, nach dem Bericht Hawkſhaw's, noch fünf Jahre dauern, wenn der Paſcha von Aegypten fortfährt, die Mitwirkung von 20000 Arbeitern der Compagnie zu ſichern; könnte man 30000 Arbeiter anſtellen, ſo würde das Ganze in drei Jahren vollendet ſein. Hawkſhaw meint, die Ausgaben möchten leicht um 50 Millionen die Rechnung der Compagnie überſteigen, ſomit das ganze Werk 250 Millionen Francs koſten.

Der Boden der Landenge von Suez zeigt in ſeiner ganzen Länge eine Depreſſion, daher die Meinung, daß beide Meere früher miteinander verbunden

waren. Die tiefern Theile sind noch voll von Salzwasser, welche nicht unbedeutende Seen bilden; die meisten findet man auf dem Wege von Suez nach dem Mittelmeer: es sind der Timsah-, der Ballah- und Menzalehsee. Der Durchstich des Kanals folgt dem Thalweg und mündet in diese Seen. Die einen von ihnen haben in ihrer größten Ausdehnung dieselbe Tiefe wie der projectirte Kanal, in den andern aber müssen bedeutende Ausbaggerungen stattfinden. Zwischen diesen Seen liegen Anhöhen, von denen die Suez zunächst gelegene Höhe bereits in einer Breite von 15 Meter und einer Tiefe von 2 Meter unter dem Meeresniveau durchstochen ist; man arbeitet jetzt am Durchstich der zweiten Höhe, der von Serapeum.

Ueber den Kanal und seine Zukunft sind die Meinungen sehr getheilt. Während die einen glauben, er würde bald einem stagnirenden Graben gleichen, meinen andere, seine Strömung würde zu reißend sein; diese fürchten seine Verschüttung durch die Stürme, die den Sand der Wüste in ihn treiben würden, jene eine Anhäufung von Seesalz. Hawkshaw beleuchtet alle diese Ansichten, die letztere verwirft er als lächerlich; denn wenn das Salz sich wirklich im Kanal ablagerte, so würde es nur eine Quelle des Reichthums für die Compagnie sein. Was aber die befürchtete Versandung betrifft, so haben Beobachtungen, die man darüber angestellt, ergeben, daß der Wind nicht mehr als 50000 Kubikmeter Sand im Jahre hineinwehen kann; das Meerwasser trägt vielleicht ebenso viel hinein und die Forträumung dieses Sandes würde etwa jährlich 100000 Francs kosten, die man zu den Gesammtkosten der Erhaltung des Kanals geschlagen hat, die jährlich etwa $1^1/_2$ Million Francs betragen würden. Möglich, daß sie mehr als gedeckt werden durch die Einnahmen des Landstrichs, welchen die Compagnie als Eigenthum in Besitz genommen und das der Süßwasser-Kanal fruchtbar machen wird. Das ist, kurz gefaßt, das Urtheil des gelehrten englischen Ingenieurs.

Nach der Vollendung des Kanals gedenkt die Compagnie eine Steuer von 10 Francs pro Tonne von den Schiffen zu erheben, die den Kanal benutzen werden. Da die Durchfahrt durch den Isthmus die Fahrt von Europa nach Indien um die Hälfte der Zeit verkürzt, so hofft man, daß sich der Verkehr verdoppeln und vielleicht 10 Millionen Tonnen Schiffslast den Kanal im Jahre durchmessen werden.

Sehr interessant ist diesen Thatsachen, Ansichten und Hoffnungen gegenüber der Bericht, welchen man dem Herzog von Koburg-Gotha bei seiner Reise durch Aegypten englischerseits über diese Suezkanal-Angelegenheit gemacht hat. Die Franzosen, heißt es darin, haben gar nicht die Absicht, den Kanalbau zu fördern; sie wollen nur festen Fuß zwischen England und seinen wichtigsten Colonien fassen und sich für ihre Zwecke werthvolle Rechte erwerben. Das ist ihnen vorläufig die Hauptsache. Wenn auch nach dem Wortlaut der Urkunde Saïd-Pascha mit 85 Millionen Francs bei dem Bau betheiligt ist, so steht dennoch nicht in Frage, zu wessen Gunsten das ganze Unternehmen ausschlagen muß; denn der Plan einer Bewässerung der wüst liegenden Strecke Wadi-Tumeilat zwischen Zakazik, am Damiettearm des Nil und dem Timsahsee, kann nur die Cultur derselben zum Zweck haben. Die Gesellschaft begann nun gleich damit, im Wadi-Tumeilat sehr beträchtlichen Grundbesitz an sich zu bringen; sie kaufte diese Ländereien von Ibrahim-Pascha. Viele Franzosen ließen sich darauf in dieser Landschaft, in Port-Saïd, Zakazik und Damiette nieder; sie sind nicht den ägyptischen Behörden, sondern dem französischen Generalconsul unterworfen. So umsichtig ist der ganze Plan angelegt, daß selbst die Mehrzahl der einheimischen Arbeiter der Autorität der Gesellschaft gehorchen muß, nicht der des Vicekönigs.

Der Umfang der gegenwärtig schon bewässerten und in Cultur gebrachten Strecke gleicht einem kleinen Fürstenthum und die Gesellschaft schaltet dort als unumschränkter Grundherr. Ueber die Consequenzen, wenn der Kanal innerhalb sechs Jahren nicht vollendet, ist man schlau hinweggeschlüpft. Die Privilegien der Gesellschaft dauern 99 Jahre und datiren erst von dem Tage der Eröffnung des Kanals; so braucht die Gesellschaft den Kanal nur unvollendet zu lassen, um sich ihrer Rechte für alle Zeit zu erfreuen, wie sie sich denn schon die Unabhängigkeit von der Regierung des Vicekönigs zu sichern gewußt hat.

Wird der Kanal in Zukunft wirklich einmal fertig, so ist er der Schlüssel zu Indien und in Frankreichs Händen; wird der Kanal nicht vollendet, so besitzt Frankreich doch immer in jener Colonie im Wadi-Tumeilat ein schönes Stück Land von Aegypten und einen mächtigen Einfluß auf dessen Regierung.

Zur Unterhaltung.

„Schleswig-Holstein oder Mit blutiger Schrift" von Adolf Schirmer (drei Bände, Wien, Schönewerk, 1864) schildert in Romanform die jüngste Vergangenheit der Herzogthümer, den Krieg von 1848—50; das Ganze liest sich leicht und unterhält. In einer neuen Auflage liegt uns „Die Chronik der Sperlingsgasse" von Wilhelm Raabe (Berlin, Schotte u. Comp.) vor. Raabe, der unter dem Dichternamen Corvinus vielleicht bekannter ist, hat in diesem liebenswürdigen kleinen Buche und den ihm folgenden „Kindern von Finkenrode" weitaus das Beste seines Talents gegeben; seine folgenden Schöpfungen, wie anmuthig und romantisch sie auch in Einzelheiten sein mögen, haben die Vollendung und den Humor dieser ersten nicht erreicht. Die Chronik der Sperlingsgasse ist ein kleines humoristisches Meisterstück: ein Genrebild des deutschen Kleinlebens, das sich dem Gemüth eines jeden anheimelt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 33.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Heidemaid. Eine Geschichte aus früherer Zeit. Von Ph. von S. II. — Zur Geschichte des Postwesens. Von J. Philippson. III. — Ein fürstliches Frauenbild aus den Befreiungskriegen. Von Georg Heusinger. — Saadi's Rosengarten. — Beiblatt: Deutsche Städte. Lübeck. 1. Lübecks Architektur. — Anconas Belagerung und Fall. Aus dem Tagebuch eines Soldaten. II. — Berliner Briefe. VIII. Wartburgblätter, Düppelblätter. Die Seidencultur. Vom Theater.

Die Heidemaid.

Eine Geschichte aus früherer Zeit. Von Ph. von S.

II.

Als Andres sein Kämmerchen im Erdgeschoß betrat, schlug er Licht an, um sein besseres Gewand, mit dem er zur Kirche gewesen, wieder aufzuheben, während er sonst gewöhnlich sein Lager im Finstern aufsuchte. Das enge, gewölbte Gemach, ein Rest der alten Burg, enthielt nun das Bett und eine große hölzerne Truhe für seine Habseligkeiten, welche zugleich als Tisch und Stuhl dienen mußte. Er hob den schweren Deckel der Lade auf und sein erster Blick fiel auf einen Blumenstrauß, wie ihn die Bauernbursche jener Gegend als Geschenk ihrer Liebsten an der Pelzmütze trugen. Es war eine dunkelrothe Nelke, von den Klosterfrauen in Mariaberg kunstreich verfertigt, welche mit Rosmarinstengeln zusammengebunden und mit Goldschaum verziert war.

Wie war dieses Liebeszeichen hierher gelangt?

Bärbel war über die Jahre hinaus, welche solche Gaben aus ihrer Hand wünschenswerth machten, und Marie? — An sie durfte er am wenigsten denken, an die halb städtische Försterstochter, welche im Wirthshaus beim Tanz im Herrenstübchen saß und bei dem Pfarrer verkehrte. Wie sollte sie dem Heimatlosen, dem Untergebenen ihres Vaters solche Gunst zuwenden?

Widerstreitende Gedanken hielten ihn lange wach, und als er endlich einschlief, wirrten sich die Bilder des vergangenen Tags, der Heilige in der Kapelle, die Heidemaid, der Schulmeister, Marie sammt dem gespenstigen Zottelhund zu beängstigenden Träumen durcheinander, und er war froh, daß der Hahnenruf ihn weckte und in den frostigen Wald hinaustrieb, wo er vor dem Frühstück den Wildschützen auspassen mußte. Von diesen fand er keine weitere Spur als einige Schlingen und Sprenkel, wie sie die Zigeuner für die niedere Jagd zu legen gewohnt sind. Da sich noch nichts darin gefangen, begnügte er sich, dieselben zu zerstören und wandte sich dann heimwärts auf einem abgelegenen Jägerpfade, den er noch selten betreten hatte. Dieser zog sich an einer uralten Eiche hin, einem Riesen des Waldes, dessen Haupt von dem Blitz zerschmettert und dessen mächtiger Stamm tief zerklüftet war.

Der Wind schwieg, es war ganz still unter den hohen Bäumen, nur das gefallene Laub knisterte unter dem Fuße des Dahinschreitenden. Da tönte es seltsam aus der hohlen Eiche wie der regelmäßige Athemzug eines Schlafenden. Andres

horchte eine Weile hin, dann nahm er Büchſe und Waidtaſche ab und war im Nu hinangeklettert, bis wo eine weite Kluft gähnte, in welche er von oben herabſchauen konnte. Da lag ſie auf Laub und Moos gebettet, im Scheine des Frühlichts, die Heidemaid, von ihrem ſchwarzen Haar umhüllt und ſorglos ſchlafend wie ein Kind. Jenes Mitleid, das am vergangenen Tage ihr Anblick in ihm geweckt, drang aufs neue in ſein Herz; er ſchaute eine Weile ſtill auf ſie nieder und warf dann abermals eine kleine Münze in ihren Schos.

Eilig glitt er nun den rauhen Stamm hinab, nahm ſein Weidzeug auf und kehrte nach dem Hauſe zurück.

Der alte Förſter ſaß mit ſeiner Tochter bei der Morgenſuppe, als der Jägerburſche eintrat. Beim Anblick des glitzernden Straußes an ſeinem Hute ſtieg eine dunkle Röthe in des Mädchens Geſicht auf, und der Herr, wie er ihren Vater zu nennen pflegte, ſchaute ſcharf auf ihn hinüber und meinte: „Den haſt du nicht im Walde aufgegriffen?"

„Nein, Herr", ſtammelte Andres verlegen, „ich hab' ihn ſonſtwo gefunden!"

In dieſem Augenblick kamen einige Holzſchläger in die Stube, denen er ihre Arbeit im Walde anweiſen ſollte, und ſo war keine Rede weiter von dem verhängnißvollen Liebeszeichen.

Mit Anfang Novembers hatte ſich auf den Höhen ein früher Winter eingeſtellt und zwar recht ungemüthlich in wechſelndem Regen und Schneegeſtöber, ſodaß das Schlößchen wie auf einer Felſeninſel in den wogenden Nebelwolken ſtand, welche nur ſelten einen Sonnenblick durchließen. Außer den ab- und zugehenden Holzſchlägern, welche jeden leidlichen Tag zu ihrer mühſeligen Arbeit benutzten, ſah das Forſthaus keine weitern Gäſte.

Seit Andres den Strauß am Hute trug, war über die ſonſt frohſinnige Marie ein eigenes Weſen gekommen, daß die alte Bärbel manchmal den Kopf ſchütteln mochte, deren Vorrath an Sagen und Legenden ſich vergeblich erſchöpfte, um der ſonſt ſo willigen Zuhörerin einigen Antheil abzugewinnen. Sogar der Förſter wurde gewahr, daß ſeinem Töchterchen etwas in dem Sinne liegen müſſe, wenn ſie in verdrießlichem Schweigen an ſeiner Seite ſaß oder dem Andres ſpitze Reden gab. Dieſer, in dem Wahn befangen, daß ſein Hutſchmuck dennoch von ihr komme, ließ alles über ſich ergehen und zeigte ſich nur williger, ihr zu Gefallen zu ſein. Die Heidemaid hatte er faſt ganz darüber vergeſſen und auch ihr Verſteck nicht mehr aufgeſucht, indem er wähnte, ſie ſei mit den Zugvögeln weiter geflogen in mildere Himmelsſtriche. Ueberdies gab ihm ſein Dienſt ſo viel zu ſchaffen, daß er alle unnützen Gedanken ſich aus dem Sinne ſchlagen mußte. Die Wilderei hatte ſo auffallend zugenommen, daß die Förſter nächſt der Aufſicht der Holzſchläger noch ſpät abends und am früheſten Morgen hinaus mußten, ohne daß ihre ſcharfe Wache den Frevel zu hindern vermochte, deſſen Spuren ſie gewöhnlich an ganz anderer Stelle fanden, als die ihnen verdächtig erſchienen war.

Daß die Wildſchützen meiſt vom Thal heraufkamen, daß es ein ganzer Gang war, verriethen die Abdrücke ihrer Sohlen, deren ein Paar von ungewöhnlicher Größe ohne Nägelbeſchlag häufig die andern undeutlich machte. Der alte Förſter nahm es ſich zu Herzen, daß die ſchlauen Geſellen ſeiner Wachſamkeit zu ſpotten ſchienen, und ſtellte lange Berathungen mit Andres an, der ſeine eigenen Gedanken über dieſes Treiben hatte, die er aber vorerſt für ſich behalten wollte.

Ungefähr eine ſtarke halbe Stunde vor dem Forſthauſe, an der Grenze des Reviers, lag das Nebelloch, eine damals nur ſelten beſuchte, faſt unzugängliche Tropfſteinhöhle, aus der an kalten Tagen Wolkendünſte aufſtiegen, welche den Eingang umlagerten, und ihr wahrſcheinlich ihren Namen gegeben hatten. Dichtes Gebüſch, Geſtrüpp und Dornen zogen ſich um die Felſengrotte, die, ein Aufenthalt der Eulen und Fledermäuſe, durch unheimliche Sagen verrufen, von dem Landvolke gemieden wurde. Und dennoch war Andres beinahe gewiß, daß die Wilderer nur von dieſem Verſteck aus ihre Räuberei ſo lange ungeſtraft hatten fortſetzen können, da ſie dadurch einen Rückhalt gewannen, in welchen ſie bei annähernder Gefahr ſich alsbald mit ihren Leuten flüchten konnten. Mit dem Förſter allein die bewaffnete Rotte anzugreifen, war zu gefährlich, und auf den Beiſtand der Holzknechte konnten ſich die Jäger nicht verlaſſen, da dieſe häufig als Kundſchafter und Mittelsperſonen benutzt wurden, theils die Gänge der Waldhüter auszuſpähen, theils, um mit den Holzfuhren das erlegte Wild nach der Stadt zu ſchmuggeln.

Während die Männer in dem Forſthauſe auf ſolche Weiſe beſchäftigt waren, hatte Marie manche öde Stunde, um ſich ihrem Mismuth hinzugeben, als mit einemmal der Schulmeiſter wieder er-

ſchien, der ſich die ganze Zeit nicht mehr hatte blicken laſſen. In ſeinem Ausſehen war eine auffallende Veränderung vorgefallen; ſein ſommerſproſſiges Geſicht war vom Wetter gebräunt und ſeine halb ſtädtiſche Kleidung nachläſſiger, als ſich für ſeinen Beruf geziemte. Der ganze Mann war wie verwildert und gab ſich kaum mehr die Mühe, den Anſchein äußerlicher Frömmigkeit zu bewahren, wodurch er anfänglich manche ſtille Seele in dem Dorfe für ſich gewonnen hatte. Als wäre zwiſchen ihm und der Förſterstochter alles im alten, freundſchaftlichen Gleiſe, erkundigte er ſich angelegentlich nach ihrem Vater und deſſen Beſchäftigungen im Walde, und bedauerte ſchließlich ihre eigene Einſamkeit und Verlaſſenheit.

„Ich brauche Euer Mitleid nicht!“ erwiderte ſie unwillig.

„Nur nicht ſo ſpröde, Jungfer Marie, wenn unſereins ſich die Mühe nimmt, hier oben einzuſprechen! Oder ſollt' es wahr ſein mit dem Zigeunerbuben, an dem Euer Vater den Narren gefreſſen? Wie mag eine chriſtliche Jungfrau ſich nur ſo etwas nachreden laſſen?“

Bei dieſen Worten erglühte des Mädchens Geſicht in tiefer Entrüſtung und ſie rief heftig:

„Was wißt Ihr davon? Sagt es und laßt den Andres in Ruhe! Mag der geweſen ſein, was er will, ſo iſt er doch jetzt ohne Tadel und thut ſeine Schuldigkeit wie keiner von allen, die früher hier waren!“

„Seht doch, wie hitzig Ihr gleich ſein könnt, Jungfer Marie! Ich hab's nicht ſo ernſtlich gemeint und will gern alles glauben, was Ihr zum Lobe des heidniſchen Zigeuners vorbringen wollt!“

Nun miſchte Bärbel ſich auch ein, die mit ihrer Kunkel am Ofen ſaß und rief dazwiſchen:

„Wie unterſteht Ihr's Euch, den Andres einen Heiden zu ſchelten! Ihr, ſo ein Pietiſt und Ketzer, der eher den Teufel als die heilige Mutter Gottes gelten läßt! O heilige Barbara, daß ich ſo was hören mußte!“

Während dieſes Wortſtreits war der Gegenſtand deſſelben in die Stube getreten, ohne von den Anweſenden bemerkt zu werden. Der Schulmeiſter hatte die weiten Filzſchuhe, welche er über ſeiner Fußbekleidung trug, zum Trocknen an den Ofen geſtellt, und dieſe fielen dem Jäger ſogleich in die Augen, der kaum aufhorchte, als ſein Name genannt wurde. Als ihn jedoch der Schulmeiſter gewahrte, nahm dieſer eine würdevolle Miene an und die Frauen ſchwiegen verlegen, daß ſie ſich, ſelbſt als der Angefochtene verſchwunden war, nicht auf eine paſſende Rede zu beſinnen vermochten. Der Gaſt trank haſtig ſeinen Schoppen aus, legte die Zeche auf den Tiſch und entfernte ſich mit Hinterlaſſung ſeines wollenen Schuhzeugs, das ihm die Bärbel mit einigen herzhaften Glückwünſchen auf den Weg nachſchleuderte und die Thüre zuwarf, als ob ſie ſich nie wieder für ihn aufthun ſollte.

Andres hatte in ſeiner Kammer das Fortgehen des Schulmeiſters abgewartet und ſah noch, wie er ſich auf der Zugbrücke umwandte und mit geballter Fauſt zurückdrohte. Anſtatt den Steig nach dem Dorfe einzuſchlagen, wandte er ſich ſeitwärts nach einem Nichtwege, auf welchem ihm in weiter Entfernung der Jäger nachging, ohne ihn gänzlich aus dem Auge zu laſſen. An einer Lichtung, welche ſich beinahe bis zu dem Nebelloche hinzog, raſchelte es plötzlich in den Büſchen, und die Heidemaid ſprang hervor, faßte den erſtaunten Jäger am Arm und geradeaus weiſend raunte ſie ihm ins Ohr: „Dort, dort im Nebelloch! Geh' nicht hin! Sie wollen dir ans Leben!“

„Woher weißt du's, Maid? Ich muß hin! Sie haben mich lange genug zum Narren gehalten!“

„So komm mit mir, ich weiß einen beſſern Weg!“

Das Mädchen hing ſich feſt an ihn und ſchaute auf ſeinen Hut.

„Der Strauß“, ſagte ſie ſtammelnd, „du haſt ihn noch und ich hab's auch noch!“ Damit wickelte ſie aus ihrem Bruſttuch die beiden Silbermünzen hervor und hielt ſie Andres vor die Augen.

Dieſer wußte nun, wer das Geſpenſt geweſen, das Marie und die Bärbel geſchreckt hatte. Er wußte aber auch, welches Traumbild ihn mit warmem Mund geküßt hatte, wenn er in der verlaſſenen Köhlerhütte zwiſchen die Nachtwache hinein eine halbe Stunde in Schlaf verſunken war.

Die Heidemaid geleitete ihn nun über Stock und Stein auf weitem Umweg an der Bergwand hinan, wo hinter Buſchwerk eine Felsſpalte ſich aufthat, durch welche ſie behend wie eine Eidechſe hineinſchlüpfte. Mühſam drängte er ihr nach, die geladene Büchſe in der Hand tragend, und gelangte in eine Höhle, welche urſprünglich durch die Klumſe erhellt war. Er ſchlug Feuer an und beleuchtete mit entzündetem Kienſpan in der Felsgrotte umher, in deren Hintergrund eine ſchlotartige Oeffnung in das Innere des Bergs auszumünden ſchien. Der Boden war trocken und dicht mit Laub beſtreut; die Wandungen der Höhle

flimmerten von Kalkkryſtallen; ein Haufen Moos und Farrnkraut bezeichnete die Lagerſtätte des Mädchens, und aufgeſchüttete Holzäpfel, Haſelnüſſe, Buchekern und Wurzeln von Engelſüß verriethen, wie ſie in ihrem Winterverſteck ihr Leben friſtete, wenn Wind und Wetter ſie verhinderten, ihren Unterhalt in den Dörfern zu erbetteln.

Als er mit der Leuchte weiter in das Dunkel vorſchreiten wollte, hielt ſie ihn zurück, blies die Flamme aus und zog ihn nun an der Hand vorwärts, indem ſie flüſterte: „Still, ſtill!" Nur langſam konnten ſie in dem Felsloche weiter gelangen, das wie ein Fuchsbau ſich ſenkte und von herabtropfendem Waſſer glatt und lehmig war. Eine gute Weile mochten ſie ſich ſo fortgetaſtet haben, als ein friſcher Luftzug ihnen entgegenwehte und ſie wie vor einer Schießſcharte ſtanden, aus der ſie in eine weite, hohe Wölbung niederblickten, an deren entfernteſtem Punkt ein Feuer brannte, welches den kirchenähnlichen Raum nur ſpärlich erhellte. Durch die Dunkelheit und das Geräuſch der in der Tiefe ſich ſammelnden Waſſertropfen vor Entdeckung geſchützt, konnte Andres die unheimliche Gruppe, welche ſich um das Feuer gelagert hatte, ſcharf ins Auge faſſen. Es waren ihrer fünf Männer, in welchen er den Schulmeiſter und einige übelberüchtigte Burſchen aus der Umgegend erkannte; ſie ſchienen ſich über einen nächtlichen Streifzug zu berathen, und ihre Büchſen lagen neben ihnen auf einem Bund Stroh, um ſie vor der Feuchtigkeit zu ſchützen.

Die Entfernung und das Aufſchlagen des Waſſers in der Tiefe ließ das dem Anſchein nach heftige Geſpräch nur in dumpfen, verworrenen Lauten bis zu Andres gelangen, dem es genügte, zu wiſſen, mit wem er es zu thun habe, und den Schlupfwinkel zu kennen, von welchem die nächtlichen Umtriebe der Frevler ausgingen. Daß er den Schulmeiſter in dieſer Genoſſenſchaft finden würde, hatten ihm nebenbei die Filzſchuhe verrathen, deren ungewöhnlich große Fußſtapfen er ſich vordem nicht zu erklären wußte.

Vorſichtig trat er nun ſeinen Rückzug an, von der Maid gefolgt, welche mit dem Inſtinct eines treuen Hundes jeden ſeiner Schritte bewachte und ihm bis zu der Lichtung das Geleite gab. Draußen war es indeß auch Nacht geworden, eine glitzernde, flimmernde Winternacht, welche Baum und Strauch mit Reif verſilberte. Dabei war es grimmig kalt und der Himmel ganz wolkenlos, von dem die Sterne in ungewohntem Glanze funkelten. Der gefrorene Schnee kniſterte unter den Füßen der Wandernden, und das Mädchen zitterte in ſeiner dürftigen Bekleidung vor Froſt. Andres knüpfte ſein Halstuch los und wand es ihr um den braunen Nacken; ſie ergriff abermals ſeinen Arm und drückte ihre Lippen darauf; dann, ohne ein weiteres Wort des Dankes, huſchte ſie in das Dickicht zurück.

Was einen Mann wie der Schulmeiſter, der ſich ſo große Mühe gab, ſich in das Gewand eines eifrigen Chriſten zu hüllen, in ſolch ſchlimme Kameradſchaft hatte führen können, war nebſt dem Hange zu heimlichem Umtreiben ſeine Geldgier geweſen. Er hatte bei einem Beſuch in der Hauptſtadt vor dem Antritt ſeiner Stelle von ſeinem Verwandten dort, der einen ungeſetzlichen Wildprethandel betrieb, vielfach die hohen Preiſe rühmen hören, welche er von ſeinen Kunden für dieſe Waare erhielt. Auch Aufträge an ſeine Hoflieferanten, die Wildſchützen dieſer Gegend, hatte er ihm mitgegeben, mit denen er aber erſt herausrückte, als er ſich durch ſeine Bibelſtunden im Dorfe ſchon in den Geruch beſonderer Frömmigkeit geſetzt hatte. Sogar mit einer Büchſe hatte der wohlmeinende Verwandte ihn ausgeſtattet, deren Handgriffe er dem alten Förſter abſah, wenn dieſer bei ſeinen Beſuchen auf der Burg manchmal nach Vögeln ſchoß und ihn aufforderte, es auch zu probiren. Je weniger Ausſicht der Schulmeiſter darauf hatte, Marien zu gewinnen, deſto eifriger wurde er in ſeinem freibeuteriſchen Jagdvergnügen, deſto abgeneigter dem jungen Forſtknecht, deſſen Dienſtbefliſſenheit häufig ſchon die Wilddiebe verjagt und ihre Anſchläge vereitelt hatte.

Jenen Abend ſollte eine Sendung Wild, welche ſchon einige Tage in der Höhle bereit lag, in das Thal hinabgeſchlittet werden; eine Aufgabe, die häufig dem Schulmeiſter zufiel, bei welcher er mehr Anſtelligkeit zeigte als auf dem Birſchgange, wo ſeine Unkenntniß und Ungeübtheit in dem edeln Weidwerk nicht ſelten die Beute verdarb oder ſie minder preiswürdig machte.

Der Handſchlitten, auf welchem auch zur Sommerzeit das Sammelholz von den Leuten im Gebirge auf den ſogenannten Rutſchen in das Thal gefördert wird, war beladen, das Wild unter Tannenreiſig verſteckt und das Fahrzeug ſtand in dem Buſchwerk vor der Höhle. Der Schulmeiſter ſchlug die Flügel ſeiner Pelzkappe nieder und band ſie unter dem Kinn feſt; er rückte ſein

Schuhzeug zurecht, deſſen er auf der gefrorenen Bahn wohl benöthigt war und that noch einen herzhaften Schluck aus der Branntweinflaſche. Seine Büchſe ließ er zurück in ſicherm Verſteck und bewaffnete ſich nur mit einem Knittel, den er zwiſchen das Reiſig auf dem Schlitten ſchob. Einer der Wildſchützen ſchritt voran als Vorpoſten und Späher, die übrigen hielten ſich ſeitwärts, jenſeit der Waldgrenze, wo ſie im Zickzack an der ſteilen Berglehne mühſam niederſtiegen. Schon hatte der Schlitten, der häufig die Büſche ſtreifte, welche einen Sprühregen von Eisnadeln ausſtreuten, ungefähr die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als aus der Tiefe ein dumpfer Laut, wie ferner Eulenſchrei, ertönte. Es war ein Warnungszeichen des voranſchleichenden Schützen, das der ſchlaue Schulmeiſter ſogleich verſtand, der eine kurze Weile hinhorchte und dann mit einem kräftigen Ruck ſein Fahrzeug in die abſchüſſige Bahn einer nahen Holzrinſe lenkte, in welcher es unaufhaltſam niederſchoß.

Im ſelben Augenblick rauſchte es aber hinter ihm, er fühlte ſich wie von einer Eiſenfauſt gepackt und der junge Jäger ſchaute ihm voll ins Geſicht, das trotz der verhüllenden Pelzmütze in der hellen Sternennacht leicht zu erkennen war. „Hab' ich dich endlich, du elender Schleicher!" rief er dem Ertappten zu, der ſich vergeblich loszuwinden ſuchte. „Ergib dich oder ich muß nach dem Hirſchfänger greifen!" Bevor es ihm jedoch gelang, die Waffe aus der Scheide zu ziehen, hatte der ſo unverſehens Ueberfallene ihn in ſeinem Sträuben und Ringen mit ſich auf den Boden geriſſen, wo beide nun in einen Knäuel verſchlungen miteinander um das Leben kämpften.

Der Förſter war an jenem Abend im Dorfe unten geweſen, deshalb konnte ihm ſein Untergebener keine Anzeige machen von dem, was er im Laufe des Nachmittags entdeckt hatte. Zufällig verfolgte der Heimkehrende nicht den gewöhnlichen Steig, der zu dem Forſthauſe führte, ſondern den weiter thalabwärts gelegenen, wenig betretenen Fußpfad nach dem Nebelloch, der theilweiſe außerhalb der Reviergrenze ſich hinzog. Sein Nahen hatte das Nothſignal des voranſchleichenden Spähers veranlaßt, der, von dem Förſter angerufen, nicht Stand hielt und in ſeiner Flucht von einer vollen Schrotladung aus deſſen Büchſe geſtreift wurde. Dennoch gelang es dem ihn verfolgenden Jäger nicht, ſeiner habhaft zu werden, der erſt auf weitem Umwege in ſpäter Nacht in dem Schlößchen anlangte. Andres, der im Laufe des Abends nach ihm gefragt und ſeine Runde in den Wald angetreten hatte, war noch nicht zurückgekehrt und der Alte legte ſich nicht ohne Beſorgniß nieder.

Aber als auch der nächſte Morgen verging, ohne daß der Burſche heimkehrte, ſpürte der Förſter mit ſeinen Hunden die Richtung im Walde ab, wo er bei ſeinem Heimgang auf den Wildſchützen geſtoßen war. An der Holzrinſe fand er den Schlitten mit dem Wild, zerſchellt und die Ladung deſſelben von den Füchſen angenagt. Die Spuren des fliehenden Schützen hatte der indeß gefallene Schnee zugedeckt. Mismuthig ſtieg der Förſter wieder den Berg hinan, auf demſelben Pfade, den er Abends zuvor eingeſchlagen, bis die unvorgeſehene Begegnung ihn davon abgelenkt hatte. Als er ſich der Holzrinſe nahte, wurden die Hunde unruhig und ſchlugen an, indem ſie die leichte Schneedecke beſchnoberten, welche ſich über den wie zerwühlten Boden gelegt hatte. Durch das Scharren der Hunde wurden einige dunkle Flecken in derſelben ſichtbar, welche das geübte Auge des Jägers alsbald für Menſchenblut erkannte. Auch einzelne Fetzen von den grünen Aufſchlägen des Forſtknechts waren in den Boden getreten und Büſchel röthlicher und pechſchwarzer Haare.

Als der Förſter in dem Dorfe Anzeige machte von dem Verſchwinden ſeines Untergebenen und den Anzeichen, welche eine Gewaltthat gegen denſelben befürchten ließen, kam ihm das Gerücht entgegen, daß der Schulmeiſter ebenfalls vermißt werde. Andres hatte dieſen ihm nie als übel berüchtigt genannt, deshalb konnte er dieſes Zuſammentreffen verdächtiger Umſtände nur für zufällig halten und mußte es der Zeit überlaſſen, die Unthat, deren wahrſcheinliches Opfer ſein Untergebener geworden, ans Licht zu bringen.

In dem Schlößlein wußte Marie mit der Bärbel keinen Rath, ihre Ungeduld zu beſchwichtigen, als Stunde um Stunde verging, ohne daß die Mannsleute ſich blicken ließen, deren Mittagseſſen auf dem Heerde einſchmorte, und nicht einmal ein Holzſchläger vorüberkam, der ihnen hätte Auskunft geben können über das Vorgefallene. Während der ganzen Zeit hatte nur eine Bettlerin angepocht, ein braunes Zigeunerkind, das mit einem halbzerbrochenen Topfe von der Heide herabgekommen war, um, wie das Mädchen ſagte, Milch zu holen für die kranke Mutter, die droben an der Kapelle im Karren liege. Die Bärbel wollte ein ſcharfes Verhör mit der Kleinen an-

ſtellen, die ihre Fragen nur halb zu verſtehen ſchien und ſie mit den großen Augen ſcheu anblickte, als Marie mit dem gefüllten Topfe herbeikam, den ſie mit einem „Vergelt's Gott!" faßte und im Nu verſchwunden war.

„Wir hätten ſie doch nach dem Andres fragen ſollen", meinte Bärbel nach einigem Beſinnen.

„Was ſoll der arme Tropf von ihm wiſſen? Sie iſt heute vielleicht zum erſten mal da heruntergekommen; ich habe ſie wenigſtens noch nie geſehen."

„Das mag ſein, aber das ſchwarze Volk hält zuſammen, und wennſchon der Andres gut katholiſch getauft iſt, ſind es halt doch ſeine Brüder, und ſie verſtehen einander beſſer als Ihr und ich, wenn wir deutſch reden."

Abermals entſtand eine lange Pauſe, welche die beiden Frauen damit ausfüllten, daß ſie im Hauſe umhertrippelten, nach allen Weltgegenden ausſchauten und ſich dies und jenes Unnütze zu ſchaffen machten. Endlich, als es ſchon nachtete, kam der Förſter mit einigen Holzſchlägern und ſtillte die Neugier der ängſtlich Harrenden durch einen ausführlichen Bericht von dem, was er in der Sache entdeckt zu haben glaubte. Das Verſchwinden ſeines Forſtknechts konnte er ſich nicht anders erklären, als daß dieſer im Kampf gegen die Wilderer unterlegen und von dieſen beſeitigt worden ſein müſſe. Des vermißten Schulmeiſters erwähnte er nur nebenher, was aber die Bärbel gleich ins Ohr faßte und ihre eigenen Gedanken darüber hatte. Ein Umſtand, welcher die ganze Sache noch räthſelhafter machte, war der Fund der Büchſe des jungen Jägers, welche in einiger Entfernung von dem Kampfplatze noch geladen an einem Baumſtamm lehnte.

Während im Dorfe und im Forſthauſe über das Schickſal der Verſchwundenen dies und jenes gemuthmaßt wurde, lag Andres mit verbundenem Kopfe in der Höhle der Heidemaid, deren Dazwiſchenkunft ihn bei dem Ringen mit ſeinem erbitterten Gegner allein gerettet hatte. Dieſer hatte ſich wie ein Raubthier an dem entblößten Halſe des Jägers feſtgebiſſen, daß dieſem Hören und Sehen verging und der Augenblick herbeikam, wo ſein Arm dem Feinde nicht mehr wehren konnte. Gleich einer Tigerkatze war das Mädchen auf die Kämpfenden geſtürzt, hatte die halb aus der Scheide geriſſene Waffe ergriffen und ſie dem ſchon in Siegesfreude frohlockenden Schulmeiſter in die Seite geſtoßen. Ehe noch der durch den unvorgeſehenen Streich Betäubte ſich aufzuraffen vermochte, hatte ſie Andres emporgezogen und floh mit dem Willenloſen, durch die Blutung ſeiner Bißwunde Erſchöpften, ſo raſch ihr dieſer folgen konnte, nach ihrem ſichern Verſteck. Indeß hatten die am Waldrand hinſchleichenden Wildſchützen das Warnungszeichen und ſpäter das Geräuſch des Kampfes gehört. Sie näherten ſich vorſichtig von der Seite her und fanden den Schulmeiſter am Boden liegend, bemüht, mit ſeinem Halstuch die Wunde in ſeiner Seite zu verſtopfen, welche zwar nicht tief gegangen war, aber heftig blutete.

Ohne weitere Umſchau hoben ihn nun zwei der Männer auf, der dritte ging voran, der auch den Hirſchfänger an ſich nahm und ſo raſch es der dichte Wald geſtattete, trugen ſie ihn der Nebelhöhle zu, wo er in geringer Entfernung von ſeinem Gegner auf Stroh gebettet und ſeine Wunde nothdürftig verbunden wurde. Als dieſes Samariterwerk vollbracht war, ſtellten die Wildſchützen einen Krug mit Waſſer neben das Lager des Verwundeten und entfernten ſich dann eilig, da ſie der nahen Entdeckung ihrer Frevel faſt gewiß waren.

Auf dieſer Schmerzensſtreu, in der Einſamkeit der dunkeln Höhle hatte der wunde Mann nun Gelegenheit, in ſich ſelber zurückzuſchauen und ſein ſo muthwillig zerſtörtes Lebensziel zu betrachten.

Schon war es zum zweiten mal Morgen geworden, als Andres endlich aus dem betäubenden Schlummer des Wundfiebers aufwachte und bei dem ſchwachen Schein, der durch die Felsſpalte hereinfiel, ſich beſann, wo er eigentlich ſein könne. Er richtete ſich halb auf von ſeinem Moosbett und ſchaute in der Höhle umher, die ihm wie aus einem Traumgeſicht bekannt erſchien; die Heidemaid lag ihm zu Füßen in ihre Lumpen gehüllt und ſchlief tief und feſt; neben ihm ſtand der Topf mit Milch, den ſie tags zuvor zu ſeiner Labung erbettelt hatte. Allmählich wurde es wieder hell in ſeinen Gedanken und mit dem Bewußtſein des Lebens kam ihm auch alles in den Sinn, was ſich mit ihm begeben hatte.

Außer einem ſtechenden Schmerz am Halſe, der mit ſeinem Tuch verbunden war, das er dem Mädchen um den Nacken geſchlungen hatte, fühlte er keine Folgen von dem Kampfe, in dem ihm die Sinne geſchwunden waren.

Er ſtand leiſe auf von dem Moosbett, griff nach ſeinem Hut, der neben ihm lag und wollte aus der Höhle ſchleichen, als aus dem Schlot

im Hintergrund ein ſchwaches Wimmern und Aechzen an ſein Ohr drang. Je weiter er in dem Gange vordrang, deſto deutlicher vernahm er die Jammertöne, in denen er endlich die Stimme des Schulmeiſters zu erkennen glaubte. So eilig er es vermochte, kehrte er zurück, weckte das Mädchen und nun machten ſich beide auf den Weg nach dem Nebelloch. Zum Glück fand Andres noch ſein Feuerzeug vor, das ihm auf der abſchüſſigen Bahn, welche in die große Höhle führte, leuchten mußte. Seit der Verwundete von ſeinen Helfershelfern auf das Stroh gebettet worden, war keine menſchliche Seele ihm genaht, und er hatte die langen Fieberſtunden, minder begünſtigt als ſein Gegner, in völligem Bewußtſein, ohne einen Augenblick des Schlafs hinbringen müſſen, während ſeine Wunde ſich entzündete und der ſpärliche Waſſervorrath längſt erſchöpft war. Wie ein Engel des Himmels erſchien ihm deshalb die dunkle Geſtalt des Mädchens, das, mit dem Kienſpan voranleuchtend, an ſein Schmerzenslager trat. Beim Anblick des Jägers verzog ſich ſein bleiches Geſicht, aber dennoch ſtreckte er ihm die Hand entgegen und ſagte mit matter Stimme: „Vergib mir, Andres, wie ein Chriſt ſeinem Feinde vergibt! Ich muß ſchwer büßen, was ich geſündigt habe.“

Ohne ein Wort zu erwidern, faßte Andres nach dem Krug, füllte ihn an dem natürlichen Waſſerbehälter in der Tiefe und hielt ihn dem Fiebernden an die dürren Lippen. Dann flüſterte er dem Mädchen zu: „Maid, du bleibſt da, bis ich Hülfe bringe!“

Als der junge Jäger bleich und entſtellt, in zerriſſenem Anzug und ohne Wehr das Forſthaus betrat, wo Bärbel neugierig aus der Küche ſchaute, glaubte dieſe ſein Geſpenſt zu ſehen und ſchlug ein Kreuz, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Dann aber rief ſie mit einer Stimme, die durch das ganze Haus ſchallte: „Der Andres, der Andres iſt wieder da!“ Aber nur Marie war daheim, welche todesblaß aus der Stube ſtürzte und den Wiedererſtandenen anſtarrte. Dieſer brachte in kurzen Worten ſein Anliegen vor, wie der Schulmeiſter wund in der Höhle drüben liege und jemand ihm beiſtehen müſſe, den Kranken herüberzuſchaffen. Dazu war Bärbel gleich bereit, während Marie ein Bett für denſelben aufſchlagen wollte. Der Holzſchlitten draußen vor der Brücke mit einem Bund Stroh darauf war das paſſendſte Förderungsmittel, und ſo machten ſich die beiden auf, während Bärbel eine Flut von Fragen über den noch ſichtlich Ermatteten ausſchüttete, von denen er nicht die Hälfte beantworten konnte.

Der ihnen voranſpringende Fanghund rief die Heidemaid mit ihrer Leuchte aus der Tiefe herbei. „Alſo doch!“ brummte Bärbel, als ſie des Mädchens anſichtig wurde, das ſich nicht im mindeſten um ihre Gegenwart zu kümmern ſchien und tüchtig mit Hand anlegte, als der Verwundete auf einer Holzbahre, die Andres vorſorglich auf dem Schlitten mitgebracht hatte, von den drei aus der Höhle getragen wurde; ein mühſeliges Geſchäft, das eine lange Zeit hinnahm und dem Kranken ſchmerzliches Stöhnen abpreßte.

Als der Holzſchlitten mit ſeiner Bürde vor dem Schlößchen anlangte, war die Mittagszeit ſchon faſt vorüber und der Förſter indeß heimgekehrt, der ſogleich thätig mit angriff. Erſt als der wunde Mann in einer ſtillen Kammer warm gebettet lag, nahm er den Andres ins Verhör, der ihm getreulich berichtete, was ihm ſelber bekannt war, ſich aber durchaus nicht beſinnen konnte, wie der Schulmeiſter die Stichwunde erhalten hatte, wenn nicht die Maid die Waffe gezogen und dadurch ſeine Retterin geworden wäre. Das Mädchen ſaß indeß in der Küche, wo Bärbel die Reſte der Mahlzeit vor ſie hinſtellte, welche ſie aber nicht berührte, ſondern nur mit wahrer Gier das Stück Schwarzbrot verſchlang, das ihr die Magd zugemeſſen hatte. Dieſe unterließ nicht, ſie mit Fragen zu beſtürmen, deren Sinn die Zigeunerin entweder nicht verſtand oder denen ſie mit der ihrem Stamme eigenen Schlauheit auszuweichen wußte, indem ſie beharrlich den Kopf ſchüttelte und den erſten unbewachten Augenblick erſpähte, um durch eilige Flucht ſich ihrer Peinigerin zu entziehen.

Der alte Förſter hatte indeß nach den Wunden der beiden Kämpfer geſehen und die nöthigen Mittel, welche ihm langjährige Erfahrung und die Wiſſenſchaft, in die der Weidmann von alters her eingeweiht iſt, zur Hand gegeben hatten, angewendet, um ſchlimmen Folgen zu begegnen. Dann mußte er abermals den Weg ins Dorf antreten, wo er mit Hülfe des Pfarrers, den er an das Schmerzenslager ſeines Untergebenen rief, einen Bericht an die geeignete Gerichtsſtelle abfaßte. Des Schulmeiſters wurde nicht darin erwähnt, ſondern nur des durch die Wilddiebe angerichteten Schadens und des Verdachts, welcher auf einigen als ſolchen bekannten übelberüchtigten Subjecten ruhte.

Was der Seelsorger mit dem Verwundeten in der stillen Kammer gesprochen, ist uns unbekannt; nur so viel wissen wir, daß der Kranke bald nachher um Enthebung von seinem Lehramt einkam.

Von dem Gericht wurde eine Streife angeordnet, welche das ganze Revier durchsuchen sollte.

Der Jägerbursche war seit jener Begebenheit, welche ihm die Liebe der Heidemaid verrathen hatte, auffallend still und in sich gekehrt; auch die Vorwürfe des Försters, daß er den Frevler zuerst hätte anrufen und nicht die Waffe aus der Hand legen sollen, um mit dem unbewehrten Gegner zu ringen, nahm er schweigend hin. Mehr war er um die Zigeunerin bekümmert, deren Versteck er verrathen mußte und die nun, der Streife ausgesetzt, unfehlbar vertrieben oder gar eingesperrt werden konnte. Das Mädchen hatte sich nicht mehr blicken lassen; nur abgerissene Zweige im Walde, Strohhalme an Büsche geknüpft, sogenannte Diebeszeichen gaben ihm an, daß sie nach der Heide sich geflüchtet hatte.

Eines Abends, als er den Forst in jener Richtung durchspürte, zog es ihn mächtig hinüber nach der Kapelle, wo häufig der Sammelplatz seiner Stammesgenossen war. Die Thür des Gotteshauses, in dessen Umgebung keine Spur menschlichen Daseins sich verrieth, fand er angelehnt. Er tauchte den Finger in den Behälter des geweihten Wassers und sah sich dann nach allen Seiten um in dem stillen, fast dunkeln Raum, in dessen hinterster Ecke die Gesuchte auf der Kniebank kauerte und ihre Hände unter der Schürze barg.

Als er sich zu ihr niederbeugte und ihren Kopf in die Höhe richtete, erblickte er zum ersten mal Thränen in den funkelnden Augen; aber sie sagte kein Wort und reichte ihm nur unter der Schürze hervor einen von der Zeit gebräunten Lappen von Scharlachtuch, in dem etwas eingewickelt war. Das einzige Erbe ihrer Mutter, jener Span vom Galgenholz lag darin und weckte mit einemmale in dem Zigeuner wieder alle jene wilden Triebe, welche die Zucht des civilisirten Lebens in ihm zu ersticken gesucht hatte. Er riß das Mädchen empor von seinem Sitz und rief in heisern Lauten: „Komm, Maid, komm mit mir, in die weite Welt hinaus! Wir taugen nicht unter die weißen Gesichter, die uns verachten und verfolgen!“

Jenen Abend kehrte der Forstknecht nicht zurück, ließ sich auch den folgenden Morgen nicht blicken, ohne daß sein zweites Verschwinden solche Unruhe verursachte, wie es das erste mal der Fall gewesen war. Waren doch Bärbel und Marie hinreichend mit dem Verwundeten beschäftigt, der als ein neuer Mann von seinem Krankenlager auferstehen wollte, indem er alle die schlimmen Regungen seines Wesens abzustreifen bemüht war, fest entschlossen, fortan auf der Bahn des Rechts und der Wahrheit zu wandeln. Als Andres sich auch den zweiten Tag nicht blicken ließ, ging der Förster nach seiner Kammer, deren schwachen Verschluß er mit dem Fuße sprengte. Alles, was dem Forstknecht eigen gewesen, war verschwunden, dagegen lagen Büchse und Hirschfänger auf der Truhe und ein beschriebenes Blatt, auf welchem die Worte standen:

„Behüt' Euch Gott, Ihr seht mich niemals wieder!“

Der Förster vermißte seinen Untergebenen am meisten; auch Marie hatte rothe Augen, und gab dem Rauch in der Küche die Schuld, als alle Hoffnung auf Andres' Wiederkehr verschwunden war. Bärbel suchte allen Reden über den Abwesenden auszuweichen und dachte im stillen, die Hexenkünste der Zigeuner hätten's ihm angethan und ihn in die weite Welt getrieben.

Der Schulmeister begab sich, sobald er die Stube verlassen konnte, in die Lehre bei dem Förster, um auf gesetzlichem Wege seiner Jagdlust folgen zu können, und da der Forstgehülfe, der Andres ersetzen sollte, bald darauf eine bessere Anstellung erhielt, übernahm er zeitweise dessen Obliegenheiten, die er gewissenhaft erfüllte. Zu gleicher Zeit fiel ihm eine Erbschaft zu, die ihn ermuthigte, aufs neue um die hübsche Marie zu freien, welche nach einigem Besinnen dem neuen Forstknecht ihre Hand reichte und nun nach wie vor dem Haushalt des Vaters vorstehen konnte. Auch die Bärbel gewöhnte sich allmählich an den „Petisten“, der von seinem frühern überfrommen Wesen nur die strenge Einkehr in sich beibehalten hatte.

Wer zu jener Zeit das Etschland durchreist hätte, wäre vielleicht einem der Fuhrwerke begegnet, wie sie die Drücher oder Lahninger in jenen Gegenden durch Kraft ihrer Hände von Ort zu Ort schleppen, welche, wie die Zelte der Beduinen bald da, bald dort aufgestellt, die Behausung ganzer Familien bilden, die darin geboren werden und sterben. Das Fahrzeug, welches wir im Auge haben, war stärker und tüchtiger gebaut, als diese Wanderkarren sich gewöhnlich zeigen,

und mit einem kräftigen Maulthier beſpannt, das von einem braunen Manne gelenkt wurde, der für den kühnſten Gemſenjäger in dem Vintſchgau und Oetzthale galt, während ſeine dunkeläugige Hälfte den Bauerweibern aus der Hand wahrſagte, bei ihren Stammesgenoſſen als Hannickel's Erbin großen Anſehens genoß und immer noch die Heidemaid genannt wurde.

Zur Geſchichte des Poſtweſens.

Von S. Philippſon.

III.

Als Kaiſer Friedrich III. einen Feldzug gen Italien unternahm, organiſirte Roger von Taxis, Oberjägermeiſter der Grafſchaft Tirol, eigens uniformirte Reitboten, und da der Kaiſer Maximilian einer raſchen und ſichern Verbindung zwiſchen Wien, Regensburg und Brüſſel bedurfte, ernannte er 1516 den Freiherrn von Taxis zum Chef-maître-général de nos postes, gab ihm ein ausſchließliches Privilegium für dieſen Curs zur Briefbeförderung und Portoerhebung, wogegen Taxis die Einrichtung und Erhaltung der Poſt für eigene Rechnung und die portofreie Beförderung der kaiſerlichen Depeſchen und Briefe für Oeſterreich nach und von den Niederlanden übernahm. In ein ähnliches Verhältniß trat Baptiſte von Taxis zum König Philipp I. von Spanien. Kaiſer Karl V. (1519—59) belehnte 1543 den Freiherrn Leonhard von Taxis in Betracht der Verdienſte des Baptiſte von Taxis mit gleichem Amt. Da zu damaliger Zeit Flandern eine blühende Induſtrie hatte und einen lebhaften Handel mit Italien, Spanien und deſſen Colonien betrieb, ſo gingen von Antwerpen und Brüſſel wöchentlich die kaiſerlichen Reitpoſten nach Speier und Augsburg, von wo aus ſich der eine Curs nach Oeſterreich, der andere nach Italien abzweigte.

Dies ſind die Grundlagen des modernen Poſtweſens, denn 1595 wurde Leonhard von Taxis als General-Oberſt-Poſtmeiſter patentirt, 1615 mit dieſem Amte erblich belehnt und demnach 1621 in den Grafen-, 1695 in den Reichsfürſtenſtand erhoben und 1744 das unter der beſondern Direction des Reichserzkanzlers ſtehende Generalpoſtamt zu einem Reichsthronlehen umgeſchaffen.

Baiern, Pfalz, die geiſtlichen Reichsfürſten, die Reichsgrafen, Reichsritterſchaft und die meiſten Reichsſtädte in jenen Kreiſen boten zur Einführung der Reichspoſten willig die Hand. Dagegen vervollkommneten Brandenburg, Sachſen, Braunſchweig-Lüneburg, Mecklenburg, Köln, Nürnberg, Frankfurt ihre eigenen Poſtanſtalten, lehnten aber die angeſtrebte Ausdehnung der Taxis'ſchen Poſten ab, da bei deren Errichtung die Reichsverſammlung nicht gefragt worden ſei. (Vgl. Mathias' „Darſtellung des deutſchen Poſtweſens".)

In Preußen wurde 1630 eine ordentliche Reitpoſt von Berlin nach Königsberg und 1646 von Berlin nach Osnabrück und Weſel eingerichtet, ſodaß deren Bereich ſchon damals durch ihre Ausdehnung von Memel bis zur Maas für den Verkehr von großer Bedeutung war. Der Große Kurfürſt erweiterte das Poſtweſen noch mehr, indem er ihm eine zuſammenhängende, über die zwiſchenliegenden fremdherrlichen Gebiete ſich erſtreckende Organiſation gab, ſodaß von Memel bis Kleve, von Stettin und Hamburg bis Leipzig 80 ſtändige Poſt- und Poſtwärterämter für einen vielſeitigen Poſtdienſt ſorgten und 2000 Thaler Reinertrag lieferten. Unter Friedrich I. wurden durch den Generalpoſtmeiſter und Premierminiſter Grafen von Wartenberg die Poſtcurſe vermehrt, die Gerichtsbarkeit des Generalpoſtamts ausgedehnt, die Erwerbgrenze der Fährleute und Schiffer dieſem Regal gegenüber genau beſtimmt, das Porto angemeſſener regulirt, die Extrapoſtanſtalten beigegeben, die Reitpoſten beſchleunigt und die ordinären Poſten durch Schirrmeiſter geſichert. Bei ſeiner Vorliebe für die oraniſche Erbſchaft legte Friedrich I. den Uniformen der von ihm begünſtigten Poſtverwaltung Orangeaufſchläge zu, deren Farbe von da ab Poſtgelb hieß. Noch wichtiger wurde das preußiſche Poſtweſen unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II., als durch Hinzufügung von Schleſien, Weſtpreußen, Oſtfriesland und durch das ſpätere Südpreußen und Neuoſtpreußen (dem frühern Polen entnommen), die Poſtcurſe erweitert wurden.

So bildete ſich zu Ende des vorigen Jahrhunderts 1) ein Poſtverkehr des nördlichen Deutſchland, durch dortige Poſten bewirkt; dann 2) die Reichspoſt, der ſich Würtemberg und die beiden Heſſen anſchloſſen und zu der der bairiſche, fränkiſche, burgundiſche, kur- und oberrheiniſche Kreis ſowie auch Thüringen und die vorderöſterreichiſchen Lande gehörten, und dann 3) die öſterreichiſche Territorialpoſt aus. In manchen Reichsſtädten beſtanden verſchiedene Poſten nebeneinander.

Der Reichsſchluß von 1804 erkannte noch die Erhaltung der Taxis'ſchen Poſten an und ent-

schädigte den Inhaber für die an Frankreich abgetretenen deutschen Theile. Als aber durch den Presburger Frieden dem Deutschen Reich ein Ende gemacht wurde, ging das Postregal an die Einzelstaaten über; es zersplitterte sich in viele einzelne Landesposten, welche nur innerhalb der eigenen Landesgrenzen sich bewegten, untereinander in keinem Zusammenhang standen, ja meistens sogar abweichende Principien bei den Tarifen befolgten und nur dynastische und fiscalische Sonderzwecke zu erreichen sich bestrebten. Dergestalt arbeiteten im Jahre 1810—13 einzelne Postverwaltungen nebeneinander, in denen die größte Verwirrung in der Spedition und Tarirung der Correspondenz bestand. Während das Wesen eines guten Postverkehrs in gleichmäßiger Behandlung und in genauem Ineinandergreifen eines ausgedehnten Verkehrsgebiets besteht, entstanden durch die Zersplitterung nur Veruntreuungen, ohne den betreffenden Staaten befriedigende Erträge zu liefern.

Diese Zustände blieben bis zu den Befreiungskriegen unverändert. Mit der Gründung des Deutschen Bundes und Befestigung der politischen Verhältnisse trat eine wesentliche Aenderung ein. Zwar wurde die Einheit eines deutschen Postwesens nicht geschaffen, indessen erkannte der Artikel XVII der Bundesacte, welcher zwar die Ablösung gegen Entschädigung von der Taris'schen Gerechtsame aussprach, dieselbe in ihrer frühern Gesammtheit an und der Isolirung und Zersplitterung des deutschen Postwesens wurde damit ein Ende gemacht. Einzelne Staaten machten von dieser Ablösung Gebrauch, andere ließen durch die Thurn-Taris'sche Verwaltung ihre Posten besorgen, wieder andere schlossen sich den benachbarten Postregien an. Oesterreich, Preußen, Baiern, Baden und Würtemberg gewährten Entschädigung, Kurhessen, Darmstadt, Nassau, Weimar, Koburg-Gotha, Meiningen, Schwarzburg, Reuß, Waldeck, Lippe, Homburg gaben die Verwaltung der Thurn-Taris-Post zurück; Anhalt schloß sich Preußen an, Altenburg ging zu Sachsen über. Auf diese Weise bildeten sich in Deutschland außer Oesterreich und Preußen noch 15 Postgebiete, nämlich im nördlichen Deutschland: Sachsen, Hannover, Braunschweig, Luxemburg, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, die Hansestädte, Holstein-Lauenburg. Im südlichen Deutschland: Baiern, das Taris'sche Postgebiet, Würtemberg und Baden. Inzwischen fehlte noch immer der innere Zusammenhang, die gleiche Organisation und das Ineinandergreifen der verschiedenen Postverwaltungen. Wennschon der Bundestag 1819 auf den Antrag der freien Städte über die „Postleiden" Deutschlands die augenscheinliche Verschlimmerung anerkannte, so half dies nichts, und diese Zerrüttung bei dem steigenden Verkehr gibt um so mehr ein Bild, wie arg die politischen und socialen allgemeinen Verhältnisse gestellt waren. Die Bundesfürsten wahrten eifersüchtig und bis aufs kleinlichste ihre Specialsouveränetät, schlossen sich deshalb um so mehr von den Gemeininteressen ab und so wurde die Post weniger in ihrer Gemeinnützlichkeit als vielmehr von fiscalisch polizeilichem Standpunkt aus behandelt. Es war also kein Wunder, daß zwischen den großen Städten nicht nur keine täglichen Verbindungen stattfanden, sondern daß auch deren Gebührentaxen sehr hoch, die Beförderung in unbequemen und schwerfälligen Wagen sehr langsam war.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Ein fürstliches Frauenbild aus den Befreiungskriegen.

Die Königin Luise von Preußen war gleichsam der weibliche Genius des deutschen Befreiungskampfes; Fouqué, Körner, Schenkendorf haben in diesem Sinne ihr Andenken gefeiert, und noch in den Liedern der Burschenschaft singt Follen, der wahrlich keine besondere Freude an der Verherrlichung der Könige hatte:

> Kennst du die einsam glühende Rose?
> Ach, vor der Freiheit Frühlingsgekose
> Brach sich des Volkssturms brausender Wind,
> Treue Luise, Thusnelda's Kind!"

Aber neben Luise, die in der Blüte ihrer Schönheit starb, als eben die Morgenröthe einer bessern Zeit aufdämmerte, verdient auch die Prinzessin Wilhelm von Preußen eine ehrenvolle Stelle; eine Frau, der des Vaterlandes Noth nicht weniger zu Herzen ging, die auch in den düstersten Tagen des Unglücks mit starker Seele ausharrte und den Muth nicht sinken ließ, wenn ringsumher Kleinglaube und Hoffnungslosigkeit an der Zukunft verzweifeln wollte. Ein soeben in Lieferungen erscheinendes Buch: „Geschichts- und Lebensbilder aus der Erinnerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen von Wilhelm Baur" (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg, 1864), versucht es, aus den Tagebüchern der Prinzessin, die dem Verfasser zur

Benutzung vorlagen, und den Briefen des Freiherrn von Stein die Bedeutung der fürſtlichen Frau in jener denkwürdigen Zeit ausführlich darzuthun.

Marianne, Prinzeſſin zu Heſſen, wurde am 13. October 1785 auf dem Schloſſe zu Homburg vor der Höhe geboren. Schon ihre früheſten Jugenderinnerungen knüpften ſich an die Zeit des beginnenden Kampfes zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Das Bett der jungen Prinzeſſin erzitterte von den Kanonenſchüſſen der Belagerung von Mainz. Noch als Kind vertrieb ſie die Invaſion der Franzoſen aus dem väterlichen Wohnſitz.

Ihre Erziehung erhielt ſie von einem vortrefflichen Vater, der ihr Lehrer und Freund war und frühzeitig die Keime des Großen und Guten in ihr entwickelte. Sein Einfluß hauchte ihr eine tiefe Abneigung gegen das ausländiſche Weſen ein und beſeelte ſie wie ihre Brüder mit ſtolzem Vaterlandsgefühl, das, wo es irgend ging, den Gebrauch der höfiſchen Modeſprache ſchon damals verſchmähte. Im Sommer 1803 kam die Königin Friederike von Preußen, die Schweſter der Landgräfin von Heſſen-Homburg, mit ihren Söhnen Heinrich und Wilhelm nach Hanau zum Beſuch ihrer Tochter, der Kurprinzeſſin von Heſſen-Kaſſel. Prinz Wilhelm fühlte ſich zu der damals ſiebzehnjährigen, anmuthig aufgeblühten Marianne hingezogen. Am 12. Januar 1804 ward die Vermählung im Schloſſe zu Berlin gefeiert. Glänzend war der Einzug, der dem jungen Paar in der Königsſtadt bereitet wurde. Aber Marianne war ſeither ſo einfach und bürgerlich aufgewachſen, daß ſie bis dahin noch niemals an einem größern Hoffeſt theilgenommen hatte — und nun gab es ihr zu Ehren glänzende Feierlichkeiten! Kein Wunder, wenn das reiche Gemüth der jugendlichen Prinzeſſin ſich anfangs von ſolcher Prachtentfaltung beengt fühlte und, an ein ruhiges Stilleben gewöhnt, in das geräuſchvolle Hofleben nicht recht zu finden wußte. Nur die innige Liebe ihres Gemahls vermochte ihr für die verlaſſenen Taunusberge Erſatz zu gewähren. Erſt in der Folge ſollte Preußen erkennen, welch einen Schatz von hoher geiſtiger Begabung, welch eine ſtarke, opferfreudige Seele dieſe ſchlichte Einfalt in ſich trage.

Es war am Vorabend des Tages von Jena und Auerſtädt, als die Prinzeſſin ihren einundzwanzigſten Geburtstag feierte. Bald kam die Schreckenskunde von der völligen Niederlage des preußiſchen Heeres. Die Prinzeſſin floh, erreichte Danzig und gebar am 6. November, mitten unter all dem Jammer, eine Tochter. Der Prinz eilte von dem verſprengten Heere ſeiner Gemahlin zu Hülfe. Aber die Verfolger nahten, die Flucht mußte fortgeſetzt werden, obwol das Kind nicht ganz wohl war. Die Mutter wollte nicht mit ihm in die Hand des verhaßten Feindes fallen. Bei der Fahrt über die Nehrung bewunderte der Prinz den prachtvollen Untergang der Sonne im Meer; der Prinzeſſin lag ein ahnungsvolles Wehe auf dem Gemüth. In Pillau angekommen, eilt ſie nach dem Wagen, in dem das Kind ſorgſam nachgefahren wird, reißt die Vorhänge von dem Bettchen weg — ſie hatte kein lebendes Kind mehr! So grub ſich die Trauer über die Schmach des Vaterlandes mit verdoppelter Macht in ihre Seele. „Jena und mein Erſtgeborenes“ — dieſen Schmerz vergißt eine ſolche Mutter nicht.

Die königliche Familie flüchtete nach Königsberg, ihrer äußerſten Hofburg; das lebensfähige Preußen rettete ſich in ſeinen öſtlichſten Winkel, um von dort aus durch neue geiſtige Kraft das Verlorene wiederzuerobern. Damals ſchrieb die Königin in ihr Tagebuch:

> Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
> Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Es waren ſchmerzvolle und doch in ihren Folgen geſegnete Tage. Mit welch ungeheuchelter Volksbegeiſterung wurde die flüchtige Königsfamilie begrüßt! Die gemeinſame Noth verband Fürſt und Volk aufs innigſte. Die Wucht der Ereigniſſe drängte alles kleinliche Weſen zurück. Die Opfer, die dem Lande auferlegt waren, geboten auch den Höchſtſtehenden die größte Einfachheit. Wie ein Phönix erhob ſich Preußens Adler damals unter Schutt und Aſche; indeß Napoleon's Unüberwindlichkeit für immer feſtzuſtehen ſchien, wagten es Staatsmänner wie Stein, Feldherren wie Scharnhorſt und Gneiſenau, Dichter wie Schenkendorf, Redner wie Süvern die Unüberwindlichkeit des deutſchen Geiſtes zu verkünden, ſobald derſelbe einmal in ſeiner Tiefe erregt ſei.

Auch die Prinzeſſin Wilhelm nahm an dieſem muthigen Aufſtreben einer verhaltenen Kraft den freudigſten Antheil; ſie wohnte in Königsberg bei dem Landhofmeiſter von Auerswald, und während ihr Gemahl draußen an der Umbildung des Heeres mitarbeitete, ſaß ſie viel daheim, in Geſchichtswerke vertieft, leſend und ſchreibend, und

ſo die Seele ſtählend aus der Vergangenheit für die Zukunft.

Die im Tilſiter Frieden dem Lande auferlegten Summen zeigten ſich als unerſchwinglich. Man hoffte von einer Sendung des Prinzen Wilhelm an Napoleon Linderung. Mancherlei Mittel der Ueberredung hatte die preußiſche Diplomatie erſonnen, um den Starrſinn des Gewaltigen zu erweichen. Der Prinz mit ſeiner Gemahlin hatte in der Stille ein anderes ausgedacht: er wollte ſeine Perſon als Geiſel anbieten, damit die Laſt der fremden Beſatzungen erleichtert würde, und die Prinzeſſin war bereit, ihm in die Gefangenſchaft zu folgen. Dieſe Opferwilligkeit ſpricht Marianne in einem Briefe an den Prinzen mit den rührenden Worten aus: „Daß ich ſolches niederſchreiben kann ohne Zittern, ohne Hinſinken, ſieh', das lehrt die Liebe — die ſtarke Liebe mir! — Wenn ich bei Dir ſein kann, gleichviel, im Kerker oder in Paläſten, wenn nur mit Ehre, — dort ereile ich Dich bald — wenn es dann einſt beendet iſt, kehren wir beglückt zurück ins Vaterland." Als dieſes Schreiben nach Paris kam, war des Prinzen Sendung ſchon misglückt. Vergebens hatte der Prinz das Unglück der königlichen Familie und des preußiſchen Landes geſchildert, da erbot er ſich ſchließlich mit ſeiner Gemahlin zur perſönlichen Verhaftung bis zur allmählichen Abzahlung der auferlegten Summen. Napoleon trat bei dieſem Anerbieten vor den Prinzen hin, umfaßte ihn und ſprach: „Das iſt ſehr edel, aber es iſt unmöglich!" Und doch war die Sendung in anderer Hinſicht nicht ohne ſegensreiche Folgen: ſie trug dem fürſtlichen Paar die begeiſterte Liebe Stein's und aller edeln Vaterlandsfreunde ein; ſie wirkte an ihrem Theil zur Entflammung jener opferwilligen Freudigkeit mit, welcher Napoleon ſchließlich erliegen mußte.

Das Jahr 1808 brachte die Entlaſſung und Aechtung des Freiherrn von Stein. Die Prinzeſſin war über dieſe Mishandlung eines hochverdienten Ehrenmanns empört. Stein tröſtet ſie mit folgendem Schreiben: „Ueberlaſſen ſich Eure königliche Hoheit nicht Ihrem Unwillen über die Ereigniſſe dieſer Tage und geben Sie den Vorſatz auf, wieder einſam in ſich zu leben. Es liegen in Ihnen viel zu große und edle Eigenſchaften, als daß dieſe nicht in unſerer verhängnißvollen Zeit in das Leben einwirken müßten! Sie beſitzen ein tiefes Gefühl für das Große und Edle, einen kräftigen, gebildeten Geiſt; Sie und Ihr Gemahl ſind gemacht, das Panier zu erheben, unter dem ſich die Beſſern und Edeln ſammeln. Verzweifeln Eure königliche Hoheit an den Menſchen nicht! Hat gleich Charakterſchwäche, Leichtſinn und Flachheit der einen, niedriger Neid und Selbſtſucht der andern ſehr ſchlimm in dieſen Tagen ihr Weſen getrieben, erregt dieſes Gemiſch der unedelſten Leidenſchaften mit dem dienſtfertigen Geklatſch den tiefſten Unwillen, ſo überzeugt mich doch meine Erfahrung von dem Daſein ausgezeichnet vortrefflicher Eigenſchaften, von wieder auflebender Vaterlandsliebe, von Bereitwilligkeit, alles dieſem Gefühl zu opfern, und ich habe von Perſonen, von denen ich es nicht zu erwarten Urſache hatte, die rührendſten Beweiſe treuer Anhänglichkeit und Liebe zu der guten Sache und mir erhalten. Gewiß ſind die Bemühungen der Guten und Kräftigen nicht verloren. . . Geben Eure königliche Hoheit den Vorſatz der Abgeſchiedenheit auf! Dies wäre ein moraliſcher Selbſtmord! Ihr Gemahl und Sie müſſen die Beſſern um ſich ſammeln."

Stein floh nach Oeſterreich, aber auch in der Verbannung blieb er in beſtändigem Briefwechſel mit der Prinzeſſin, die ihm alle wichtigen Nachrichten vom Hofe meldete und die er ſeinerſeits zu muthigem Ausharren ermunterte. Im December 1809 kehrte die königliche Familie in die Hauptſtadt zurück. Nur ungern verließ Marianne Königsberg, wo ſich ihr Verhältniß zu der Königin aufs innigſte geſtaltet hatte, und vertauſchte ihre beſcheidene Wohnung wieder mit dem „goldenen Käfig", wie ſie die Prunkgemächer im berliner Schloſſe zu nennen pflegte. Während eines Aufenthalts in ihrer heſſiſchen Heimat traf ſie unerwartet die Kunde vom plötzlichen Tode der Königin. „Sie war ſo unausſprechlich gut und ſchweſterlich mitfühlend gegen mich", ſchreibt ſie darüber an Stein, „daß ich jeden Augenblick ſie, ach! mit ewigem Kummer vermiſſe. Wie bereue ich jedes Wort, was ich gegen ſie kann geſagt haben, ſeitdem es mir klar geworden iſt, daß, wenn ich es that, es gewiß nur der Neid war, der aus mir ſprach — weil ſie ſo viel beſſer war als ich!" Von Ems aus, wo ſie zur Cur war, beſuchte ſie das Stammſchloß Stein's an der Lahn. Sie erzählt ihm davon und fährt fort: „Geſtern erſcholl hier eine herrliche Nachricht, zu gut, als daß ich ſie glauben könnte, nämlich der Sequeſter Ihrer Güter ſei aufgehoben — wie unendlich wollte ich mich darüber freuen, Sie wieder im Beſitz dieſer ſchönen Gegend zu wiſſen!

Doppelt fühle ich mit Ihnen, was Sie verloren, ſeitdem ich dort war. Hierbei ſchicke ich Ihnen ein kleines Andenken von dort; weil es daher iſt, muß es Ihnen einen Augenblick Vergnügen machen — ſchmeichle ich mir — es iſt ein Stein Ihrer Burg Stein. Wie ich oben war, konnte ich nur an Sie denken, und gewiß nicht ohne Thränen, das können Sie mir glauben! Da nehme ich einen Stein vom alten Gebäude, mit dem Vorſatz, Ihnen etwas davon machen zu laſſen, was ich auch that. Das Steinchen iſt ſehr weich, da es nur ein Splitter war, alſo dürfen Sie nicht zu warm damit ſiegeln. Wilhelm empfiehlt ſich Ihrem Andenken, das thue auch ich und bitte um die Fortdauer Ihrer Freundſchaft, die mich ſo glücklich und ſo ſtolz macht."

Dieſer Brief iſt ein ſchönes Zeugniß dankbarer Anhänglichkeit einer preußiſchen Prinzeſſin an einen Mann, den Napoleon's Haß für vogelfrei erklärt und die Verzagtheit nur zu ſchnell preisgegeben hatte.

Wie im Jahre 1806, ſo war im Jahre 1813 die gewaltige Entſcheidung in den nationalen Angelegenheiten für Marianne mit einer Kriſe im Familienleben verbunden. Die Nachrichten von der Flucht des franzöſiſchen Heeres aus Rußland, von York's Convention trafen die Prinzeſſin am Krankenbett ihres Kindes Friedrich Thaſſilo, eines Zwillingsſohns, den ſie gleichzeitig mit Adalbert, dem jetzigen Admiral, geboren hatte. Das Kind ſtarb am 10. Januar. „Der Glaube überdauert das Hoffen", ſchrieb die Mutter am Todestage, „das lernte ich heute früh, wie ich die halberſtarrte Todtenhand meines Thaſſilo in meinen Händen zu beleben und zu erwärmen ſuchte — ich ſagte mir immer: Bei Gott iſt kein Ding unmöglich; er half Simſon, und ich glaubte feſt, er würde mir zurufen: Weib, dein Glaube hat dir geholfen! Oder war mein Glaube doch noch nicht feſt genug? Iſt Glaube auch ein Hoffen? Aber die Liebe iſt doch wol die größte unter ihnen, denn ſie dauert dort oben fort, wenn hienieden der Glaube und die Hoffnung uns hinaufgeleitet haben. Gegen 9 Uhr iſt mein Thaſſilo entſchlafen; es war der erſte Menſch, den ich ſterben ſah, und wohl mir, daß ich es ſah! Es hat mich ſo ruhig gemacht, ich fühlte ſo ganz, wie er nur länger ſchlafen würde, und weiter nichts. Sonſt war mir das Bild des Todes ſo gräßlich, nun, durch dieſen Anblick des Hinſcheidens, iſt mir der Eindruck ſo ganz verändert; ich ſah auch, wie vergänglich dieſe Hülle iſt; nur wie eine Uhr, die abläuft, wie eine Maſchinerie für dieſe Erde von nöthen, und daß das alles nur eine Nebenſache ſei; das Weſen allein bleibt und dauert gewiß ewig fort. Da will ich zum erſten mal zu Bett gehen, ohne für ihn zu beten, — jetzt bete du für mich, mein Engelchen!"

Die Mutter hatte eben ihr Kind zur Ruhe beſtattet, da wurde Berlin und der Hof in die größte Aufregung verſetzt. Die franzöſiſche Diviſion Grenier war in die Mark eingerückt. Es verbreitete ſich das Gerücht, der König ſolle zur Strafe für York's Abfall gefangen genommen werden. Prinz Wilhelm eilt nach Potsdam zum König. Der Kronprinz ſoll ſchnell confirmirt werden, dann will der König zum Heer nach Schleſien. „Heute iſt der Kronprinz confirmirt worden", ſchreibt die Prinzeſſin unterm 20. Januar; „er kam mir vor wie ein kleiner Heiliger, ſo fromm durchdrungen war er von dem, was er ausſprach; die Menſchen zerſtreuten ihn ſo gar nicht; es war, als ſtünde er allein vor Gott. Zuletzt, wie er gelobte, treu zu bleiben im Chriſtenthum, hielt er die Hände feſt gefaltet über der Bruſt und hob die Augen gen Himmel. Sack ſprach ſehr gut; er war auch ſo ergriffen, der nun ſchon den Vater und den Sohn eingeſegnet hat." Am 23. Januar Morgens 3 Uhr reiſte der König mit dem Kronprinzen nach Breslau ab. Die Prinzeſſin Wilhelm blieb als einzige Vertreterin des königlichen Hauſes in Berlin zurück. Sie hatte hier in der That eine nicht unwichtige Aufgabe zu erfüllen. Ihre Anweſenheit ſollte die zur Plünderung geneigte franzöſiſche Beſatzung in Schranken halten und zugleich die Stimmung des Volks heben.

Am Morgen des 20. Februar kam endlich die Nachricht vom Herannahen der Ruſſen. Die Prinzeſſin ſtieg auf die Plattform des Schloſſes und ſah bei Pankow und Schönhauſen die Bewegungen der Koſacken. Als am Mittag die Franzoſen wie gewöhnlich die Wache bezogen hatten, ſprengten Koſacken plötzlich zum Thor herein, das Volk nimmt ſie mit lautem Jubel auf, der franzöſiſche Poſten am Großen Kurfürſten flieht, die Franzoſen ſchlagen Alarm, die Beſatzung rückt im Luſtgarten auf, Infanterie, Cavalerie, Kanonen, Pulverwagen, der Marſchall Augereau an der Spitze. Jeden Augenblick iſt zu fürchten, daß die Feuerſchlünde ſich gegen das Schloß richten. Der Caſtellan zittert, aber die Prinzeſſin bleibt am offenen Fenſter ſtehen und

läßt sich nicht zum Verlassen des Schlosses überreden. Sie wollte des Königs Eigenthum nicht der Plünderung und Verwüstung preisgeben und setzte sich ruhig zum Abendessen, das ihr vorkommt wie das Mahl in „Götz von Berlichingen", als des Ritters Schloß belagert war. Augereau zog ab, aber noch einmal wimmelte Berlin von den Truppen des Vicekönigs von Italien. Endlich zog Tettenborn mit einem russischen Corps ein und Marianne schreibt in ihr Tagebuch: „Ach, wär' es ein deutscher Triumphzug! Mich rührt es unendlich, das Singen beim Einmarsch, und wie Tettenborn vor mir, mitten vor dem Schlosse hielt, die Mütze abnahm und Vivat dem König rief und alles Volk Hurrah, und wir mit den Tüchern winkten — ich werde es nie vergessen! Sieg, Sieg! O himmlische Musik des Worts, wann werde ich es aussprechen dürfen für deutsche Waffen!" Und am Abend spät fügt sie hinzu: „Die Illumination war schön, aber ich sah Spandau lichterloh brennen; ein dunkler Dampf zog sich von da bis hierher, der Mond dazwischen, der beide Lichter verband, dort des Elends, hier der Freude."

Neues Leben kam mit dem Einzuge Wittgenstein's. Marianne trat an die Spitze eines Frauenvereins zur Unterstützung der Landwehr und zur Pflege der Verwundeten. Persönlich besucht sie die Lazarethe und hilft allem Mangel nach Möglichkeit ab. „Am Sonntag", heißt es im Tagebuch, „war ich zum ersten mal in unserm Hospital, seitdem es gefüllt ist; so freundlich und dankbar fand ich alle, daß es recht beschämend für mich war, die ich mit Ueberwindung und Selbstverleugnung zu kämpfen hatte, um hineinzutreten. Einer freute sich nur, daß er die Wunde gegen die Franzosen und nicht gegen die Russen erhalten hatte; einer mit einem zerschmetterten Bein wünschte nur mit Lachen, wieder auf den Beinen stehen zu können, dann wolle er bald wieder nach sein; das Traurigste für mich war noch einer, der durch die Brust geschossen war und wol sterben wird. Er lag gerade seinem verwundeten Bruder gegenüber, der ihm nun zusah sterben."

Der Krieg schritt vorwärts. Mariannens Gemahl und ihre fünf Brüder standen im Felde gegen Napoleon. Gleich bei Großgörschen fiel ihr Bruder Leopold als eins der ersten Opfer, als ein Abelsopfer, wie es die Schwester öfters nennt. „Er ist wirklich todt", schreibt sie; „gleich zu Anfang der Schlacht traf ihn eine Kugel ins Herz; er blieb so ruhig auf dem Pferd, daß man ihn nur ohnmächtig glaubte; ein Küraſſier setzte sich hinter ihn, ihn haltend; als man ihn herunternahm, sah man, daß er längst gestorben war. . . Die Blumen blühen noch, die Nachtigallen singen und er ist nicht mehr." Damals sandte ihr Schenkendorf sein „Lied vom Prinzen von Homburg":

Fürstenblut geflossen
In der Lütz'ner Schlacht;
Wie so gern vergossen,
Willig dargebracht!
Kattenblut, Hessenblut,
Schönes, deutsches Blut.

Wendet schnell die Rosse,
Boten, heimatwärts!
Auf dem Königsschlosse
Zagt ein Schwesterherz.
Stolzes Blut, mildes Blut,
Schönes Frauenblut.

Alle Herzen schlagen,
Herrin, ja für dich!
Alle Zungen sagen
Deinen Namen sich.
Reines Blut, frommes Blut,
Schönes, deutsches Blut!

Auch später, als Berlin durch das Anrücken des Marschalls Ney wiederholt bedroht war, hielt die Prinzessin aus. Das Volk sah in ihrer Anwesenheit eine Bürgschaft für die eigene Sicherheit und jubelte ihr zu, wo sie sich nur blicken ließ. Karl Maria von Weber bringt ihr mit einem Sängerchor eine Serenade im Schloßhofe, überall muß sie gewissermaßen die Stellung der Landesmutter einnehmen. Und in der That, sie nahm sich jeglicher Noth mit mütterlicher Treue an. Am 19. October 1813 ward auf ihrer Treppe ein Kind gefunden, erst drei Wochen alt; der Vater, ein preußischer Lieutenant, war im Kriege gefallen, die Mutter aus Gram gestorben, die Pflegerin fühlte sich der Sorge nicht gewachsen und übergab das Kind der Prinzessin. Sie nahm es gern auf und ließ es sorgfältig erziehen.

Dann kommt die große Siegesbotschaft von Leipzig. „Ein großer Tag! Die Stadt ist illuminirt, die Luft erfüllt das Freudengeschrei des Volks, ein unaufhörliches Schießen begleitet das Vivatrufen. Gott hat glorreich gesiegt. Fünfmalhunderttausend Menschen standen da unter dem Donner von 2000 Kanonen! Wer mag da noch leben? Ich kann nur weinen, freuen kann ich mich nicht. O meine Sechs hat Gott auch

beſchützt! Ich möchte beten, aber mein Kopf, meine Nerven ſind mir zu angegriffen.“ Und tags darauf, bei der Schilderung des fortdauernden Jubels: „Ich ſah nie ſo etwas! Das Rufen ſtieg zum Himmel; ich weinte und dachte: Deutſchland, ach, Deutſchland iſt befreit! Lebte doch die Königin noch! Wie wird Leopold herablächeln!“

Als im Sommer 1814 der König zum Andenken an ſeine verklärte Gattin und zur Ehre der für die Befreiung des Vaterlandes alles opfernden Frauen den Luiſenorden ſtiftete, ſtellte er die Prinzeſſin an die Spitze der Stiftung. Es war, als ob bei ihr vaterländiſche und Familienereigniſſe gleichſam in Eins verſchmelzen ſollten; wie früher ſchmerzvolle, ſo jetzt die freudigſten. Die Kanonenſchüſſe, die in Berlin den Siegestag von Waterloo ankündigten, galten zugleich der Geburt einer Tochter Mariannens, der Prinzeſſin Victoria Eliſabeth, bei deren Taufe deshalb auch Blücher und Wellington zu Gevatter ſtanden. Sie iſt vermählt mit dem Prinzen Karl von Heſſen-Darmſtadt, in jeder Hinſicht eine würdige Nachfolgerin des mütterlichen Beiſpiels.

Nachdem der Friede und die Freiheit des Vaterlandes glücklich wiedererrungen waren, lebte Marianne großentheils auf dem Schloſſe Fiſchbach in Schleſien, im Genuſſe einer herrlichen Natur und ganz der Erziehung ihrer Kinder hingegeben. Sie war eine aufrichtige Anhängerin des poſitiven chriſtlichen Offenbarungsglaubens, aber von durchaus ſittlicher Richtung, ohne krankhaft politiſche Parteifärbung. Der Hofprediger Strauß in Berlin, Goßner und Theremin ſtanden in freundlichſter Verbindung mit ihr; ihr Haus wurde ein Mittelpunkt des ſeit den Befreiungskriegen allenthalben neu erwachenden religiöſen Lebens und zugleich eine Stätte des innigſten und einfachſten Familienſinnes. Stein, der ſeine fürſtliche Freundin in ihrem ländlichen Stilleben gern beſuchte, ſchreibt über die zu Fiſchbach erhaltenen Eindrücke: „Das Andenken an die glücklichen, am Fuße der Schneekoppe zugebrachten Tage begleitet mich fort und fort. Nichts übertrifft an Vollkommenheit das Bild des auf innern Frieden, religiöſen Sinn, geiſtige Bildung gegründeten Familienglücks dieſer Bewohner von Fiſchbach.“ Die Prinzeſſin Wilhelm war es auch, die ſich der gänzlich verlaſſenen und verarmten Charlotte von Kalb hülfreich annahm, jener merkwürdigen Frau, die Schiller und Jean Paul ſo nahe geſtanden; ſie hat ihr, als Charlotte zuletzt völlig erblindet war, ein Aſyl im königlichen Schloſſe zu Berlin verſchafft. Und das iſt nur Ein Zug ihres hochherzigen Edelmuths aus tauſend andern, denn ſie ließ in der Regel ihre linke Hand nicht wiſſen, was die rechte that.

In einem vollen, warmen, chriſtlichen Tone endete auch dieſes ſchöne Leben. Marianne ſtarb am 14. April 1846 zu Berlin am Oſterfeſt, umgeben von ihren Kindern und Schwiegerkindern. Ihre jüngſte Tochter Marie, jetzt Königin von Baiern, ſprach, während der Mutter Seele von der irdiſchen Hülle ſich löſte, Paul Gerhard's wunderſüßliche Worte zum Abſchied:

Wenn ich einmal ſoll ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod ſoll leiden,
So tritt du dann herfür!

Auch ihr Schwiegerſohn, der nunmehr gleichfalls heimgegangene, deutſch geſinnte König Max von Baiern, redete ſie in einem dichteriſchen Nachruf an:

Deutſcher Frauen Zier und Krone,
Gehe nun zum Frieden ein!
Denn du wollteſt nah' dem Throne
Stets des Herren Magd nur ſein.

„Minnetroſt“ — dieſen Namen hatten ihre Nichten, in Erinnerung an Fouqué's „Zauberring“, ihr beigelegt. Und in der That hatte Fouqué und mancher andere deutſche Dichter in der Prinzeſſin, auch wo ihr Name nicht genannt wurde, das Ideal einer deutſchen Fürſtin erkannt und beſungen, die mit fürſtlicher Hoheit chriſtliche Milde, mit ſtrenger Sittlichkeit entzückende Anmuth verband und von der im eigentlichen Sinne galt: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“

Georg Heuſinger.

Saadi's Roſengarten.

Saadi's „Guliſtan“ war das älteſte perſiſche Buch, das in Europa bekannt wurde. Olearius, der zu den Geſandten des Herzogs von Schleswig-Holſtein an den Schah von Perſien zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs gehörte, brachte es aus dem fernen Lande mit und verbreitete es durch eine deutſche Ueberſetzung. Ehe ſelbſt die Gelehrteſten eine Kunde vom Zendaveſta hatten, waren ſchon die weiſen Sprüche des Scheikh von Schiras in dem Munde vieler Europäer. Hammer in ſeiner „Geſchichte der ſchönen Redekünſte in Perſien“ bemerkt ſcharfſinnig, daß der Genius dieſes Dichters dem europäiſchen

Geiſte wahlverwandt ſei, ſein Geſchmack dem unſerigen gleich. Seitdem iſt Saadi's Ruhm in Europa im Steigen begriffen; Goethe in ſeinen Noten zum „Weſtöſtlichen Divan“ ſpricht mit großer Anerkennung von ihm; die vortreffliche Ueberſetzung des „Roſengarten“ von K. L. Graf (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1846) hat das Ihrige dazu beigetragen, dieſen Dichtungen auch in weitern Kreiſen Leſer und Freunde zu gewinnen; uns liegt in zierlicher Ausſtattung eine neue Uebertragung von G. H. F. Neſſelmann vor: „Der Roſengarten des Scheikh Muslih-eddin Saadi aus Schiras“ (Berlin, Weidmann'ſche Buchhandlung, 1864), der bei der Gunſt, welche die perſiſche Lyrik bei uns genießt, und da ſie ſich angenehm und gefällig lieſt, das Publikum nicht fehlen wird.

Saadi lebte faſt ein ganzes Jahrhundert; er ward 1164 geboren und ſtarb 1263. Damals herrſchte über Perſien die Familie der Atabagen; in ihrem Dienſt ſtand der Vater Muslih-eddin's und ſeinem Fürſten Saad zu Ehren nannte er den Sohn Saadi. Nach dem orientaliſchen Sinne waren dieſe Fürſten gut, gerecht, Säulen des Weltalls; einer von ihnen, Abu-Bekr, nahm ſich des Dichters beſonders freundlich und liebreich an. Er verſchaffte ihm ein ſorgenfreies, behagliches Alter in ſeiner Vaterſtadt Schiras. Einen großen Theil ſeines Lebens verbrachte Saadi auf Reiſen; dreißig Jahre, ſagt einer ſeiner Biographen, lernte er, dreißig Jahre wanderte er, dreißig Jahre ſaß er ſtill auf dem Teppich der Andacht. Saadi war ein wandernder Derwiſch; er gehörte dem Orden der Sufis an und ſtarb als ein Scheikh dieſer Verbrüderung. In Syrien, Aegypten, Arabien reiſte er; bis nach Indien und Marokko ſoll er vorgedrungen ſein; vierzehnmal machte er die Wallfahrt nach Mekka, meiſt zu Fuß. Manches ſah, erfuhr und litt er; einmal gerieth er ſogar in die Gefangenſchaft der Kreuzfahrer und mußte an den Befeſtigungen der ſyriſchen Seeſtadt Tripolis arbeiten. Die Frucht ſeiner Reiſen ſind die beiden Hauptwerke ſeines Lebens: der „Guliſtan“, der Roſen-, und der „Boſtan“, der Fruchtgarten; die Form, in der ſie uns vorliegen, gab er ihnen erſt in ſeinem hohen Alter; das eine veröffentlichte er 1257, das andere 1258. Außerdem rühmen die Perſer ſeine Ghaſelen und Kaſſiden; Hammer indeß meint, ſie würden uns wenig zuſagen, und nach den Proben, die er mittheilt, erreichen ſie nicht entfernt den Schwung des Hafis. Saadi's Verſtand war größer als ſeine Phantaſie; er beſitzt Witz, Anmuth, Lebensklugheit, aber keine mächtige Begeiſterung; er iſt ein didaktiſcher Dichter. Ein Philoſoph für die Welt, wie Leſſing's Zeitgenoſſe, Engel, erzählt er, was er erlebt und erlitten: aus jeder Blume ſaugt er einen Tropfen Weisheit.

Die Welt hab' ich durchſchweift nach allen Seiten,
Verkehrt hab' ich mit jeder Art von Leuten;
Gewinn auf jedem Fleck der Welt gefunden
Und eine Aehr' auf jedem Feld gefunden.

Der „Roſengarten“ zerfällt in acht Abſchnitte: Ueber die Sitten der Könige; die Geſinnung der Derwiſche; den Werth der Genügſamkeit; die Vortheile der Schweigſamkeit; über Liebe und Jugend; über Schwäche und Alter; über den Einfluß der Erziehung und die geſellſchaftliche Bildung. Es iſt eine Fülle von Anekdoten, Fabeln, kleinen Geſchichten, wahren und erdichteten, deren Moral der Dichter ſchließlich in einige Reimpaare bringt. Auch die proſaiſche Erzählung wird oft von Verſen unterbrochen; vorherrſchend iſt die Form der Makamen. Das Ganze hat ein barockes Ausſehen, Schnörkelzüge wie aus dem Rococoſtil. Im einzelnen iſt viel Unterhaltendes und Lehrreiches darin, aber die höchſte Weisheit läuft denn doch immer auf das Dulden und die Ergebung in das Unvermeidliche hinaus. Nirgends ein Anſtreben gegen das Geſchick, der Aufſchrei einer muthigen, freigeborenen Seele. Nichts iſt gut, wenn es nicht der Sultan für gut erachtet. Weil Saadi bei dem Sultan in Gunſt ſteht, iſt er beliebt bei den Leuten. Ein andermal lehrt er:

Auf wen mit dem Koran du nicht Ueberzeugung übſt,
Dem frommt die Antwort, daß du ihm keine Antwort gibſt.

Wenig achtet der Derwiſch das Gold, aber ebenſo verhaßt ſind ihm die Feſſeln der Familie.

Haſt du Familienfeſſeln erſt zu tragen,
Dem Freiheitstraume mußt du dann entſagen;
Die Sorg' um Kind und Brot und Kleid und Geld
Zieht dich zurück vom Pfad der Geiſterwelt.

Auch tritt ein Kluger nicht in den Dienſt des Fürſten; je einſamer der Menſch, deſto freier iſt er. Bei den thatloſen Orientalen mußte dieſe Philoſophie der Genügſamkeit und des Stillſitzens von jeher Anhänger und Bewunderer finden; die Natur wie die ſocialen Verhältniſſe beugen den Aſiaten unter ein ſtarres und hartes Joch; die Weisheit der Brahmanen, Buddhiſten und Derwiſche hat den Einen Zweck: Dieſe von der Noth gebotene Unterwerfung vor dem Verſtand zu rechtfertigen und das Nothwendige als die freie Wahl der Edelſten und Weiſeſten erſcheinen zu laſſen. Auf dieſem Standpunkt ſteht Saadi. All ſeine Rathſchläge und Lehren ſollen den Menſchen wenn nicht beſſer, doch leidenſchaftsloſer und friedfertiger machen. Ihn zu leſen, iſt angenehm und lehrreich. Eine fremde Welt baut ſich vor uns auf. Die Moſcheen und die Paläſte; die Derwiſche, die auf den Stufen eines Springbrunnens ſitzen; der Jagdzug des Schah, der vorüberzieht: das iſt farbig und prächtig gemalt und durch die Lehre, die der Dichter dem einzelnen Vorfall gibt, in eine höhere Sphäre gehoben. Stimmt dieſe Lehre auch nicht immer mit unſern Empfindungen überein, ſo gewährt ſie uns doch einen Einblick in das Denken und Sinnen von Völkern, die mit jedem Jahre uns näher gerückt werden, und läßt uns einen tiefen und originalen Geiſt in dem perſiſchen Dichter bewundern.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Deutsche Städte.

Lübeck.

1. Lübecks Architektur.

A. — In frühern Zeiten gefiel sich bürgerliche Laune, Willkür und Nothstand in einem unregelmäßigen, engen Gewirr von Straßen, Zeilen, Hüren und Sackgassen. Auch Lübecks Straßen tragen meist diesen Charakter: sie sind eng, gewunden und durchkreuzen sich überall; von einer rechtwinkeligen Gasseneintheilung findet sich nirgends eine Spur.

Ebenso wenig dürfte man jetzt die innere Einrichtung altlübeckischer Häuser bequem nennen. Mit dem ausgezackten Giebel der Straße zugekehrt, mündet die Hausthür auf die sogenannte „Diele" (Hausflur), die mit wenigen Ausnahmen, mit Fliesen belegt, fast das ganze Unterhaus einnimmt und nicht selten so geräumig ist, daß man darauf mit Wagen und Pferden umwenden kann. Häufig laufen neben dem Hause enge Gänge und unter ihm befinden sich feuchte, ungesunde Kellerwohnungen, die aber, gottlob! immer mehr verschwinden oder doch nicht mehr als Wohnlocale von den Eigenthümern auf Unkosten der Gesundheit ihrer Mitbürger ausgebeutet werden.

Ueberhaupt liefert die innere Bauart altlübeckischer Häuser keinen unwichtigen Beitrag zu der Berechnung, wie viel handeltreibende Kaufleute zu der Zeit, als Lübeck in seiner größten Blüte stand, in der Stadt wohnhaft gewesen sein mögen. Vergleicht man nämlich diese Zahl mit einer Bevölkerung von 200000 Menschen, die Lübeck noch im 16. Jahrhundert hatte, so wird die Zahl der größern Kaufleute immer nur klein erscheinen. Neben diesen wenigen Glücklichen sind die andern Hunderttausende um so beklagenswerther, die in Hintergebäuden, Buden, Gängen und Kellern sich zum Theil kümmerlich behelfen und dem Geldadel und dem Geldstolz jener Glücklichen mehr oder weniger huldigen mußten.

So verfehlt nun auch nach unsern jetzigen Begriffen die innere Einrichtung altlübeckischer Häuser im allgemeinen ist, um so malerischer und charakteristischer nimmt sich die äußere Physiognomie Lübecks durch die Treppengiebel, besonders in den ablaufenden Straßen, wo noch die ältesten Bauwerke der Stadt stehen, aus. Vielleicht erkannte der verständige Sinn der Vorfahren in der großen architektonischen Masse des Giebels die Hauptseite des Gebäudes und suchte sie aus diesem Grunde durch die Constructionsweise, welche wiederum durch das Material — aus Lehm gebrannte Ziegel — bedingt war, und durch angemessene Verzierungen auszuzeichnen, ohne daß ihnen jedoch eingefallen wäre, die durch das Dach motivirte allgemeine Form des Giebels zu verleugnen oder ihm eine andere Gestalt zu geben, als die Natur der Sache sie erforderte.

Die Anordnungen der Verzierungen dieser Giebel konnten auch in Wahrheit nicht passender gewählt werden. Wegen der Beschränktheit der Straßen mußte der Standpunkt des Beschauers von der Seite sein, wenn er die ganze Masse des Giebels mit Einem Blick übersehen wollte. Um daher unangenehme Verirrungen durch übermäßige perspectivische Verschiebungen zu vermeiden, wählten die Baumeister nur geradeaufsteigende, in der Gestalt spitz- oder rundgeschlossener, mehr oder weniger reichprofilirter Fensternischen, die mit ihren vor- und rückspringenden scharfgeschnittenen Gliedern und kleinen, tiefliegenden Fensteröffnungen einen effectvollen Wechsel von scharfen Lichtern und tiefen Schatten hervorbringen. Diese richtig gewürdigten Umstände finden auch noch immer in Lübeck statt: die Straßen sind nach oben enge und die Häuser stehen immer noch mit den Giebelenden der Gasse zugekehrt.

Lübecks Hauptzierde sind jedoch die Kirchen, wenn sie auch an Schmuck und architektonischem Reichthum den mittel- und süddeutschen nachstehen. Namentlich ist die Marienkirche ein herrliches Denkmal gothischer Baukunst. Ihr Bau fällt in die letzte Hälfte des 13. Jahrhunderts und erinnert lebhaft an den Kölner Dom und den von Prag auf dem Hradschin. Ihre Grundform ist ein lateinisches im Osten mit einer achteckigen Kapelle gekröntes Kreuz, dessen Länge 354 Fuß und dessen Breite nahe an 200 Fuß beträgt. Die größte Höhe des äußern Baues ist 172 Fuß, das Mittelgewölbe im Innern 134, die Seitengewölbe je 73 Fuß hoch. Zur Befestigung bedurften diese freistehenden gigantischen Mauern, wie man das auch an den Münstern dieser Bauart in Deutschland anderswo findet, in freien Bogen über der Abseite bis ans Hauptdach hinauf gesprengter Strebepfeiler, die mit ihren über 400 Fuß hohen pyramidalischen Thurmverzierungen, leicht und kühn, einen so überraschenden wie imposanten Anblick gewähren. Und wie das Aeußere, ist auch das Innere ein Wunder der Architektur. Ueberall die herrlichsten Verhältnisse, das reinste Aufstreben.

Welch ein wunderlicher Bau ist dagegen das Rathhaus! Ein Zögling der verschiedensten Jahrhunderte, das launigste Gewebe von Stilen, voll Phantasie und Räthsel, und dennoch zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Wüßten wir nicht, daß Lübeck durch die Schiffahrt groß und mächtig geworden, ein Blick auf dieses Gebäude würde es uns lehren. Dies dunkle, orientalisch prachtvolle, mit seinen rothen und schwarzen Glasursteinen in der Sonne glitzernde Rathhaus hat mit seinen vielen Thürmchen und sammtgoldenen Wimpeln manche Aehnlichkeit mit einem Schiffe. Erker und Treppen sind mit reichem Bilderwerk bedeckt und durch die Fenster im Erdgeschoß gewahrt man die Stuccaturen, die purpurnen Vorhänge mit schweren gelbseidenen Fransen des im vorigen

Jahrhundert modernisirten Audienzsaals, in welchem die Senatssitzungen stattfinden und die neuen Bürger den Eid ablegen. Der alte berühmte Hansasaal ist zu Bureaux und andern Gemächern umgeändert. Von zwei Seiten, von dem Markt und der Breitestraße, schauen auf Goldgrund bunte, grelle Wappenschilder herab. Durch die breiten Spitzbogenfenster gewährt der Marktplatz einige Unterhaltung. Am Eingang neben der Thür befinden sich zwei erzene Beischläge, deren Arbeit derb, gediegen und kräftig ist; in dem einen will man das Bildniß Friedrich Rothbart's finden, auf dem andern stellt der wilde Mann Lübecks alten Schildträger dar.

Anconas Belagerung und Fall.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten.

II.

J. H. — Der wichtigste Punkt, der eigentliche Schlüssel zur Festung Ancona waren die furchtbaren Kasematten des Leuchtthurms auf dem Molo. Der Hafen ist vom offenen Meere durch einen Felsen in der Richtung vom Lazareth nach den Kasematten getrennt und läßt nur einen freien Raum von ungefähr 200 Fuß, der zum Ein- und Auslaufen der Schiffe dient und mit einer beweglichen Kette gesperrt werden kann, die während des Tags auf dem Meeresgrund liegt, jeden Abend aber nach Lösung eines Schusses vom Castell aufgezogen wird und dann den Hafen sperrt. Die Räume dieser Gebäude bargen bedeutende Vorräthe an Pulver und Munition sowie die besten Geschütze.

Ende August und Anfang September war sowol die Besatzung wie die Einwohnerschaft der Stadt fortwährend in der größten Aufregung. Es war überall das Gerücht verbreitet, die feindlichen Truppen hätten die Grenzen des Kirchenstaats überschritten und bewegten sich in Eilmärschen gegen Ancona. Am 4. September wurde der Belagerungszustand über die Stadt verhängt, sämmtliche Vorposten und Wachen verdoppelt, der Hafen blieb beständig gesperrt und es durften nur Schiffe unter befreundeter Flagge ein- und auslaufen. Da die päpstlichen Truppen noch keine Pferde zur Bespannung der Geschütze und Wagen in Ancona besaßen, auch der Vorrath an Fleisch und Wein nicht ausreichte, so wurden den Bürgern Anconas Pferde und Lebensmittel ohne Bezahlung oft mit Gewalt genommen.

Schauerlich hallte der Anruf der vielen Vorposten und Patrouillen durch die Stille der Nacht; jede Stunde brachte neue Depeschen über das unaufhaltsame Vordringen des Feindes; plötzlich in der Nacht des 12. September wurde die Besatzung durch den Alarmruf der Hornisten aufgeschreckt und jeder Soldat erhielt seinen Posten. Ich stand in dieser Nacht bei einer Kanone der Molobatterie und benutzte die Laffette des Geschützes als Lager. Kurz nach Mitternacht hörte ich plötzlich Militärmusik am andern Ufer des Hafens; sanft schwammen die Töne über die ruhigen Wellen des Adriatischen Meeres durch die stille Septembernacht. Es waren die Takte eines deutschen Militärmarsches, die zu mir herüberklangen. Welche Gefühle für mich! Bald erfuhr ich, daß diese heimatlichen Klänge von dem Musikcorps der päpstlichen Besatzung von Macerata und Pesaro herrührten, die vor dem kühnen Vordringen der Piemontesen nach Ancona flüchtete.

An allen Straßenecken und vielen Häusern erschienen Anschläge in französischer und italienischer Sprache, die voll der größten Lügen waren und die Bewohner der Stadt oft nicht wenig in Angst und Schrecken versetzten. So hieß es z. B. in einem derselben, daß uns 25000 Mann Franzosen und 250 gezogene Kanonen von Napoleon III. zu Hülfe geschickt wären und jeden Tag eintreffen könnten. Als aber am 14. September wirklich mehrere Dampfer unter österreichischer Flagge im Hafen einliefen, erhielten wir wol die Laffetten zu den Geschützen, die Rohre aber und die Hülfstruppen blieben aus.

Am 15. September stiegen um die Mittagsstunde schwarze Rauchwolken am fernen Horizont auf; stolz schwammen die Schiffe der ehemaligen neapolitanischen, jetzt sardinischen Flotte heran, ohne sich jedoch auf Schußweite zu nähern. Majestätisch war der Anblick der 18 herannahenden Kriegsdampfer. Doch erst am 18. September wagten sie einen Angriff; in gemessener Entfernung folgten sich die Schiffe hintereinander, beschossen zuerst die Kasematten des Leuchtthurms und die Molobatterie, dann schleuderten sie ihre Geschosse nach Monte-Capuzino, wo sie die Steine des Judenkirchhofs zertrümmerten, ohne sonst einen bedeutenden Schaden anzurichten. Als sich der Feind überzeugt hatte, daß er diesen Punkten wenig anhaben könne, legten sich die Schiffe vor Monte-Cadette in Schußlinie und überschütteten das Werk mit einem Regen von Kugeln, die fast sämmtlich zu hoch gingen und unter furchtbarer Verwüstung in die Gebäude und Dächer der Stadt einschlugen. Während der Nacht kreuzten beständig die kleinern Dampfboote der Flotte vor dem Hafen und den Werken und beunruhigten die ermüdete Besatzung durch das Werfen von Bomben und Granaten. Der Angriff der Flotte dauerte ununterbrochen bis zum 24. September fort, ohne dem Feinde jedoch große Vortheile zu gewähren; an diesem Tage aber wurde das Bombardement von der Landarmee auf das kräftigste unterstützt, die um jeden Preis das Castell zusammenschießen wollte. Um die heranrückenden Feinde aufzuhalten und zu verhindern, daß sie sich auf den benachbarten Höhen festsetzten, wurden ihnen die zwei Schweizerregimenter, welche das Geschützfeuer vom Castell unterstützen sollte, entgegengeschickt. Die Schweizer richteten jedoch nichts aus, wandten sich bald zur Flucht und kehrten in der größten Verwirrung in die Festung zurück. Am 26. September stürmten die piemontesischen Landtruppen das Lazareth. Ihre Verluste hierbei sowie bei der Erstürmung der Werke von Monte-Bello und Monte-Belito waren bedeutend, da von unserer Seite die größten Anstrengungen gemacht wurden,

die Andringenden zurückzuwerfen. Nachdem der Sturm von Mittags 12 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr gedauert hatte, baten die Belagerer um eine halbe Stunde Waffenruhe, um ihre Todten zu begraben. Von unserer Seite wurde diese Pause benutzt, die in den genannten beiden Werken befindlichen Geschütze zu vernageln und uns in aller Stille auf Cadette zurückzuziehen. Kurz nach halb fünf Uhr warf sich der Feind nochmals mit doppeltem Eifer und wildem Evviva-Geschrei auf die beiden Festen, die er zu seinem großen Staunen nun ohne Schwertstreich in Besitz nahm. Sofort flatterte auf den Wällen die grünweißrothe Tricolore, die von uns von Monte-Cadette aus mit einem Hagel von Granaten und Vollkugeln begrüßt wurde, daß es dem Feinde unmöglich war, sich festzusetzen. Wesentlich wurde unser Artilleriefeuer von den tapfern Irländern unterstützt, die hinter jedem Steinhügel und Strauch eine neue Brustwehr fanden, um dem Vordringen des Gegners Einhalt zu thun. Die Nacht vom 26. zum 27. September brach herein; in ihrer Finsterniß gelang es den Eroberern, maskirte Batterien zu errichten. Am 27. und 28. September erreichte das Bombardement seine Höhe und alle nur brauchbaren Geschütze Anconas waren in Thätigkeit, um dem von vier Seiten aus gehenden Feuer zu antworten. Noch waren die Erfolge des Feindes gering zu nennen, als plötzlich, am 28. September nachmittags, eine Katastrophe einbrach, welche eine plötzliche Wendung für die Vertheidigung herbeiführte. Eine Granate flog durch eine Schießscharte der Kasematten des Leuchtthurms, entzündete das dortige Pulvermagazin und 67 Mann, meistens Deutsche, nebst den besten Geschützen wurden unter den Trümmern der zusammenstürzenden Gebäude begraben. Jetzt wäre jeder fernere Widerstand nutzlos gewesen. Gleichzeitig war die Hafenkette zerrissen worden, die Batterien des Molo, die der Caserna-Sanità, die Strandbatterie und die von Porta-Pia mußten aufgegeben werden. Das Castell und Monte-Capuzino wurden mit Kugeln überschüttet und während des dichtesten Kugelregens flog auch auf Capuzino ein Pulvervorrath in die Luft, der zwölf Mann tödtete. Monte-Cadette hatte nur noch vier brauchbare Geschütze, die andern Forts waren in Feindeshänden; die zu Spitälern umgewandelten Kirchen waren überfüllt mit unglücklichen Verwundeten. Gegen 6 Uhr abends wehte von den Zinnen des Castells ein langes weißes Band und gleich darauf die Parlamentärflagge. Sofort schwieg von seiten der Flotte der Geschützdonner; sie zog sich schweigend zurück und am andern Morgen lief ein Parlamentärschiff ein. Nur die Landarmee nahm keine Rücksicht auf unsere Signale, sondern empfing sogar einen von uns abgeschickten Parlamentär mit Flintenschüssen; erst am Morgen des 29. September, gegen 10 Uhr, zersprang auf einem Grabstein in Capuzino wenige Schritte von mir die letzte Bombe, die der Feind uns zuwarf. Dicht hinter dem Parlamentärschiff lief die Flotte in den Hafen ein, während die Landarmee durch Porta-Pia in die Straßen der Stadt einzog. Unsere Generale Lamoricière und de Quatre-Barbes schlossen mit den Generalen Cialdini und Persano die Capitulation ab, die der Besatzung freien Abzug mit den Waffen in der Hand sicherte, den Offizieren aber, die von einigen Dampfern nach Triest gebracht wurden, die Verpflichtung auferlegte, ein Jahr lang keine Dienste gegen das Königreich Italien zu nehmen.

Der Enthusiasmus des Volks kannte beim Einzug der Sardinier keine Grenzen und hatte zuweilen etwas Groteskes. Junge Mädchen schmückten sich mit dreifarbigen Schärpen und Cocarden und eröffneten ein Blumenbombardement auf die Sieger, die jedoch diese Aufmerksamkeiten nicht beachteten. Ich selbst war Zeuge, wie ein Hornist den Kranz, mit dem ein Mädchen sein Instrument schmückte, kaltblütig an die Erde warf. Doch thaten solche Züge dem allgemeinen Jubel keinen Eintrag. Alle Häuser, von der Hütte bis zum Palast, prangten an diesem Tage in grünweißrothen Farben und die Gasthäuser öffneten Küche und Keller, um jedermann unentgeltlich Erquickung zu verabreichen.

Der sardinischen Truppen kann ich nur mit der größten Achtung gedenken. Während der kurzen Zeit unsers Zusammenseins erwiesen sie uns die herzlichste Freundschaft; nicht wie mit Besiegten, wie mit Kameraden, die ihre Schuldigkeit gethan haben, verkehrten sie mit uns; Arm in Arm zogen sardinische und päpstliche Soldaten durch die illuminirten Straßen, um im nächsten Kaffeehause die neue Freundschaft in dem feurigen Saft der Reben zu bekräftigen. Mit Bewunderung äußerten sie sich über unsere energische Vertheidigung, als sie sich von der schwachen Besatzung und schlechten Armirung des Platzes überzeugt hatten. Aber all dieser Jubel genügte nicht, die düstern Eindrücke gänzlich zu verwischen, die der traurige Anblick der Stadt hervorbrachte. Viele Straßen waren durch die infolge des heftigen Bombardements zusammengestürzten Häuser unzugänglich geworden; auf den Dächern sämmtlicher Häuser des Castells war kein ganzer Ziegel mehr und die in die Luft geflogenen Kasematten des Leuchtthurms sowie die zusammengeschossenen Gebäude des Lazareths boten ein Bild der schrecklichsten Verwüstung. In unserm ehemaligen Hafen lagen einige feindliche Dampffregatten, während unsere schwimmenden Batterien, die Kanonenboote, sowie der kleine Dampfer San-Paolo, die den feindlichen Kugeln unterlegen, mit den aus dem Wasser hervorragenden Mastspitzen zu ihren Ueberwindern emporblickten.

Am 1. October 1860 verließen wir 900 Mann ehemals päpstliche Soldaten unter der Bewachung piemontesischer Lanciers Ancona und am 22. desselben Monats langte ich in Wien an, wo ich auf freien Fuß gesetzt wurde und der väterlichen Heimat zuwanderte, zwar als Krieger, aber für eine andere Sache, als ich beabsichtigt und ohne bis zur Stunde Garibaldi gesehen zu haben.

Berliner Briefe.

VIII.

Wartburgblätter, Düppelblätter. Die Seidencultur. Vom Theater.

Vor nicht langer Zeit sind sechs mit sinnigen Randzeichnungen geschmückte Albumblätter in einem Heft erschienen, das in den Buchhandlungen zu wohlthätigem Zweck verkauft wird. Die hohe Hand der Königin Augusta hat diese „Wartburgblätter" entworfen und ausgeführt, die in buntem Farbendruck nach den Originalen vervielfältigt sind. Nur wenige wissen, daß es Weimars Tochter ist, die hier in künstlerischer Weise die Erinnerung an jene altberühmte Feste illustrirt hat. Das erste Blatt zeigt das weimarische Wappen mit den ineinandergeschlungenen Initialen CA (Carl August); das zweite Blatt ist dem Andenken Maria Paulowna's gewidmet; das dritte Blatt zeigt drei mit dem Lorberkranz verbundene Schwerter: Bernardus Magnus, Dux Saxoniae; Gustavus Adolphus, Succorum Rex; Bernardus, Dux Saxoniae. Auf dem vierten Blatt sehen wir in der Ferne die Wartburg, während die heilige Elisabeth, von Arabesken umschlungen, den Vordergrund bildet; das fünfte Blatt zeigt ein von Palmen getragenes Kreuz: „Eine feste Burg ist unser Gott." Das sechste enthält das Inhaltsverzeichniß.

Die vier Oelbilder, welche die Kronprinzessin in der permanenten Gemäldeausstellung von Sachse zu wohlthätigen Zwecken ausgestellt und durch Steindruck hat vervielfältigen lassen, sind Erinnerungsblätter der neuesten Kriegsgeschichte, eine Verherrlichung des Siegs von Düppel. Die Erfindung hält sich an einzelne Momente des Kriegerlebens — wir sehen einen in der Morgendämmerung zum Sturm bereiten Mann des 4. Garderegiments; auf dem zweiten pflanzt ein Soldat die schwarzweiße siegreiche Fahne auf einer der Schanzen auf. Auf dem dritten Bilde erscheint ein verwundeter Artillerist mit bekränztem Helm; auf dem vierten, das mit der größten Sorgfalt und inniger Empfindung ausgeführt ist, gibt ein Vierundzwanziger in voller Uniform den Kameraden das letzte Ehrengeleit. Alle vier Bilder sind, mit sicherer Hand leicht hingeworfen, einfache Gedenkblätter, in denen nichts Gesuchtes und Uebertriebenes ist.

Von den Kunstversuchen unserer Fürstinnen wenden wir uns zur vaterländischen Industrie der Seidencultur, für welche unsere Leserinnen eine noch lebhaftere Theilnahme hegen dürften.

Nur wenigen ist es vielleicht bekannt, daß die in Oberitalien und in Frankreich zur Raupenzucht verwendeten japanischen Grains größtentheils von unserer ostasiatischen Expedition stammen. Das landwirthschaftliche Ministerium hatte, eingedenk der Krankheit des Seidenwurms, diesen Zweig der Industrie besonders ins Auge gefaßt und die Einführung japanischer Grains angeordnet. Die in Preußen gewonnenen Grains werden seit drei Jahren nach Frankreich und Italien verkauft. Vorzüglich hatten sich die von Heese in Steglitz gezüchteten Ausländer bewährt. Auch Kreuzungen der japanischen mit andern Schmetterlingen hatte die berühmte Seidenbauanstalt unternommen. Am 14. Juli fand hier der erste diesjährige Coconmarkt statt. Das überaus kalte und unbeständige Wetter hatte die Entwickelung der Maulbeerblätter gehemmt, die Cocons waren noch nicht auspflückbar. Nur 1000 Metzen waren vorhanden; unter den Käufern trieben Italiener und Franzosen die Graincocons japanischer Rasse von 1 Thlr. 15 Sgr. bis zu 2 Thlr. 15 Sgr. und 2 Thlr. 25 Sgr. in die Höhe. Da diese Grains sich besonders gut bewährt, so haben die Käufer die Cocons hier grainiren lassen, damit nicht durch unrichtige Methode trotz guter Zucht schlechte Grains erzielt werden.

Die Coconernte war in Italien geringer als im vergangenen Jahre ausgefallen. Die beste Sorte mailänder Rasse wurde hier nur mit 1 Thlr. 4 Sgr. bezahlt, geringere Sorten nur mit 24 und 26 Sgr. Vor allen waren die weißen japanischen Cocons gesucht, die grünlichen kamen nach ihnen. Am 21. Juli, dem zweiten Markttag, waren 1755 Metzen Cocons von 67 Ausstellern eingebracht. Neun Zehntel unter diesen gehörten dem Lehrerstande an, dem die Pflege des Seidenwurms einen lohnenden Nebenerwerb gibt; so erhielt einer derselben für 142 Metzen japanischer Cocons 353 Thaler, mehr als die Hälfte seines Jahrgehalts.

Preußen hilft somit im vollen Sinne des Worts der Seidencultur wieder auf. Als unsere Vereine für Seidenbau sich bildeten, dachte keiner an solche Resultate; im Gegentheil erklärte man dieselben von vielen Seiten für ein nutzloses Bemühen, da der Norden nicht zum Seide-, nur zum Hanfspinnen geschaffen sei. Jetzt geht der Norden dem Süden auch hierin voran.

Für die große Landeslotterie der Verwundeten und der Hinterbliebenen der Gefallenen gehen die werthvollsten Geschenke von allen Seiten ein. Aufsehen erregt das vom Hof-Pianofortefabrikanten Biese dem Comité überwiesene Instrument, das auf 1000 Thaler Werth taxirt wurde. Die Bildhauerarbeit dieses in Eichenholz-Schnitzwerk ausgeführten dreichörigen Salon-Piano ist von hohem, künstlerischem Werth; doch nicht sie, sondern der Ton ist das Vorzüglichste an diesem Werk; er kommt in der Stärke dem eines großen Flügels gleich, übertrifft ihn aber an Weichheit.

Wie seit manchem Jahre, gastirten auch in diesem während ihrer Sommerferien mehrere Schauspieler und Schauspielerinnen des wiener Burgtheaters in der Friedrich-Wilhelmstadt unter dem Andrang und dem Beifall eines großen Publikums. Ihr Ensemblespiel, namentlich in der Komödie, läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Frau Haizinger bezwingt durch ihren liebenswürdigen Humor und frische, lebenswahre Gestaltung alle Herzen, ihre jüngern Gefährtinnen erreichen dies durch ihre Anmuth.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Redigirt von Dr. Ernst Ziel.

Mit Illustrationen.

Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 15 Sgr.

Mitten im Saal hielt der Mohr mit dem Seſſel ſtill, weil der Wirth die neuen Gäſte begrüßte; dann legte der Regierungsrath ſelbſt ſeine Hand an die Rücklehne des Stuhls und dirigirte ihn in eine Ecke des Saals, gerade dem Orcheſter gegenüber. Darauf hieß es in Wirklichkeit: Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen! Denn kaum hatte der Stuhl ſeinen Platz gefunden, als Othello den Saal durchſchritt und wieder verſchwand.

In dem Hauptſaal war endlich mit Mühe Platz gemacht worden; der Tanz begann. Ritter war natürlich zum Tanzen verpflichtet, denn warum hatte man ihn ſonſt eingeladen? Er war ein junger Berliner, Sohn eines dortigen Medicinal- und Geheimraths, und ſtudirte in Bonn Naturwiſſenſchaften. Bereits am Schluß ſeiner akademiſchen Laufbahn ſtehend, erging es ihm wie den Studenten in der Regel, wenn ſie ein paar Jahre das tolle, herkömmliche Treiben mitgemacht haben: er hatte nachgerade genug davon. Ueberdies war er von Haus aus an den maßvollern Ton des geſellſchaftlichen Lebens in Norddeutſchland gewöhnt und auch von Natur einer ernſtern Richtung zugethan. Daher kam es, daß er in letzter Zeit mehr als anfangs die Geſellſchaften der Philiſter, an die er zahlreiche Empfehlungen mitgebracht hatte, beſuchte.

Die Polonaiſe begann; indeß Ritter rührte ſich nicht von ſeiner Stelle, ſondern blickte ziemlich unverwandt nach der gegenüberliegenden Seite des Saals, wo die junge Dame ſaß. Ein Offizier trat zu ihr heran, ſprach erſt mit einer Verbeugung ein paar Worte zu dem jungen Mädchen — ſie ſchien gewährend zu antworten — und dann nahm der Offizier zu ihrer Linken Platz. Beide unterhielten ſich offenbar angelegentlich, aber nachdem die Polonaiſe vorbei war, ſtand der Offizier auf, verbeugte ſich, Abſchied nehmend, und entfernte ſich.

Graf Südenbergen näherte ſich ſeiner Tochter und ſprach zu ihr mit dem ganzen Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit. Dann kamen junge Mädchen und begrüßten ihre Freundin; einige Herren fanden ſich dazu und ſo bildete ſich ein Kreis um das junge Madchen, der ſich wieder auflöſte, ſowie die Muſik begann. Und dann wiederholte ſich daſſelbe Schauſpiel wie während der Polonaiſe: ein Herr nahm Platz neben der ſchönen Comteſſe und unterhielt ſich mit ihr, während die andern ſich im Wirbel drehten.

Ritter fand ſich ſo angezogen von dem, was er ſah, daß ſeine Blicke ſelbſt dann immer hinſchweiften, wenn er eine Dame zu unterhalten hatte. Nach zwei Tänzen meinte er darum auch genug gethan zu haben, und ſchaute zu. Er wandelte nur während der Pauſen einigemal durch den Saal, um ſich dem Platze nähern zu können, wo das Feenbild ſaß. Es wäre ihm ein Leichtes geweſen, zu fragen, ſich zu erkundigen, aber es reizte ihn, erſt zu beobachten und aus der Beobachtung ſeine eigenen Schlüſſe zu ziehen.

Die Schönheit und Lieblichkeit des Mädchens hielt die ſchärfſte Prüfung aus. Unvergleichlich waren dieſe feinen Züge, das zarte Colorit der Wangen und beſonders das echte, tiefe Blau der Augen. Vor allem aber war es der Geſammtausdruck des Geſichts, der feſſelte, und Edmund Ritter überließ ſich vollſtändig dem Zauber, den die junge Gräfin auf ihn ausübte. Es war ihm eine Luſt, vorüberſchreitend ihre glockenhelle Stimme zu hören, ihr lebhaftes Mienenſpiel zu beobachten, oder die Heiterkeit zu bewundern, welche dieſe Kranke wie ein ungewöhnlicher Nimbus umgab. Denn eine Kranke war ſie bei alledem, das war unverkennbar in den feinen Linien ihres Geſichts zu leſen.

Was thut ſie hier? Wie kann ſie ſich zum Balle ſchmücken? fragte Ritter ſich dann. Sie gehört in einen Garten voller Blumen und Vögel oder in ein ſtilles, einſames Gemach, nicht hierher, in den Taumel künſtlichen Genuſſes. Und eine unangenehme Regung wollte in ihm aufſteigen — aber wenn er dann nach ihr hinblickte und ſie ſo ſtrahlend lächeln und reden ſah, dann war es unmöglich, eine wirkliche Disharmonie zwiſchen dieſer Erſcheinung und ihrer Umgebung wahrzunehmen; ja es ſchien faſt, als ſei alles nur ihretwegen da, um ſie froh zu ſtimmen, ihr zum Schauſpiel zu dienen, und nie hätte man den Kranz aus ihrem Haar, die Spangen von ihren Armen entfernt wünſchen mögen, oder ſie lieber anders ſehen als in dieſem Kleide von weißem Taffet, das ſchlicht und faltenreich niederwallte und bis dicht an den Hals ging.

Iſt es nicht ein Glück, dachte dann Ritter, daß das arme Kind ſein Herz der Freude nicht verſchloſſen, daß ſie nicht klagt und jammert um ihr Los? Und beweiſt ſie nicht einen großen Charakter, eine großartige Reſignation, indem ſie es vermag, dem Tanze ihrer Geſpielinnen zuzuſchauen und offenbar neidlos zuzuſchauen?

Mit dieſem Gedanken erſchien ihm das Mädchen immer mehr in dem Lichte des Ungewöhn-

lichen, und der Wunſch, ſie kennen zu lernen, wurde rege. Er ſuchte Gelegenheit, mit der Frau des Hauſes ein Geſpräch anzuknüpfen, er machte ſich liebenswürdig, um dann als gewandter Salonbeſucher die Rede dahin zu lenken, wohin er ſie haben wollte.

„Ach, Sie meinen die Comteſſe Natalie?“ ſagte die Regierungsräthin, „Natalie von Südbergen? Wenn Sie ihr noch nicht begegnet ſind, ſo muß ſie Ihnen freilich auffallen.“

„Südbergen — Südbergen?“ wiederholte Ritter ſinnend. „Iſt mir's doch, als wenn ich den Namen ſchon irgendwo gehört hätte!“

„Es könnte leicht ſein“, erwiderte die Dame, „denn der Graf hat große Beſitzungen in der Mark und ſein Name bei der liberalen Partei einen guten Klang.“

„Ich hab's! Ein Graf Südbergen war der Zelt- und Lagergenoſſe meines Vaters in den Befreiungskriegen. Wie oft hat er davon erzählt!“

„Wahrſcheinlich derſelbe.“

„Auf die Möglichkeit hin bitte ich Sie, mich dem Fräulein vorzuſtellen, ſobald der Walzer zu Ende iſt.“

„Ei, ei, dem Fräulein! Ich dachte dem Waffenbruder Ihres Vaters gälte das Intereſſe.“

„Freilich, freilich!“ ſagte Ritter lachend. „Alſo ſeien Sie ſo gnädig und ſtellen mich dem Vater vor!“

„Sehr gern! Auch werden Sie durch ihn leicht die Tochter kennen lernen, wohin doch unleugbar Ihr Wunſch geht.“

„Ich leugne es auch nicht“, antwortete Ritter, „denn dieſe Erſcheinung frappirt und intereſſirt gewiß jedermann. Wer könnte ſie theilnahmlos betrachten?“

„Ja, die Arme verdient auch Theilnahme, denn ich fürchte, ihr Leiden iſt, wie man ſich hinter dem Rücken des Vaters erzählt, hoffnungslos.“

„Hoffnungslos?“ fuhr Ritter auf.

„Ja, es iſt ein Rückenmarksleiden, das langſam begonnen und jetzt einen ſehr gefährlichen Charakter angenommen hat.“

„So jung und ſo ſchön!“

„Ja — und ſo liebenswürdig, des Vaters Augapfel. Er verlor ſeine Gemahlin ſehr früh. Außer Natalie hat er nur einen Sohn, der in der Nähe von Breslau wohnt. Er lebt hier mit der Tochter ganz allein, nur um ihretwillen, weil ſie die Gegend liebt und die Luft ihr wohlthut. Aber kommen Sie“, unterbrach ſich die Regierungsräthin, „der Graf redet gerade mit niemand!“

Die Vorſtellung fand ſtatt. Auf die Andeutung Ritter's, daß er gehofft habe, in dem Grafen einen Waffengenoſſen ſeines Vaters kennen zu lernen, faßte jener erfreut beide Hände des jungen Mannes. „O, wenn Sie deſſen Sohn ſind“, rief er, „ſo ſeien Sie mir tauſendmal willkommen! Wie geht's Ihrem Vater? Alſo er lebt noch? Die Verhältniſſe haben uns auseinandergeriſſen — ich habe ſo lange, lange nichts von ihm gehört; ja ich wußte nicht einmal beſtimmt, daß es der Medicinalrath Ritter war, mit dem ich ſo oft in Einem Zelte gelegen. Er war damals noch Student wie Sie jetzt, aber er hat mich doch geflickt; ſehen Sie, hier hat er mir eine Wunde zugenäht — beſſer kann er es gewiß heute noch nicht!“ Dabei wies er auf einen feinen, aber ſehr langen Streif, der über die Wange nach dem Ohr hinlief. „Sie ſind wol auch Mediciner?“ fuhr er darauf fort, und es war, als ob ihm dabei ſeine Tochter einfiel, denn ein Schatten glitt über ſein Geſicht.

„Leider nein!“ ſagte Ritter. „Ich bin blos Theoretiker; ich ſtudire Naturwiſſenſchaften.“

„Ei, wie können Sie «leider» ſagen! Naturwiſſenſchaften! das iſt ja das herrlichſte Studium von allen.“

Ritter umging es, die Frage zu beantworten, denn in dieſem Augenblick erſt wurde er ſich bewußt, was ſein „leider“ bedeutete.

„Ich ſtudire eigentlich auch Naturwiſſenſchaft“, ſagte lächelnd der Graf. „Collegien höre ich freilich nicht, dazu bin ich zu alt, aber ich habe eine ganze Bibliothek zu Hauſe und ſogar ein kleines chemiſches Laboratorium. Sie müſſen kommen und ſich das einmal anſehen.“

„Mit dem allergrößten Vergnügen werde ich von Ihrer freundlichen Einladung Gebrauch machen“, antwortete Ritter; „vielleicht kann ich Ihnen auch auf die eine oder andere Weiſe nützlich ſein.“

Die Unterhaltung bewegte ſich dann noch eine Zeit lang auf wiſſenſchaftlichem Gebiet, endete aber damit, daß Ritter erreichte, was er gewünſcht: der Graf ſtellte ihn ſeiner Tochter vor.

„Haſt du noch einen Tanz frei, liebes Kind“, ſprach er, „ſo hebe ihn für Herrn Ritter auf, er iſt der Sohn eines alten Jugendfreundes von mir!“

„Nein, Papa, vor dem Cotillon keinen mehr“, antwortete Natalie; „es thut mir leid.“

„Nach dem Cotillon pflegen wir ſtets nach Hauſe zu gehen", wandte ſich der Graf erklärend an Ritter. „Aber nun machen wir heute eine Ausnahme, das heißt, wenn du dich nicht ermüdet fühlſt, Natalie?"

„O durchaus nicht!" ſagte ſie freundlich.

„Alſo darf ich um die Galopade bitten?" fragte Ritter, und dabei kam es ihm faſt wie eine unverſchämte Ironie vor, daß er das gelähmte Weſen um ſo etwas bat.

Aber Natalie empfand offenbar nichts dergleichen, denn ſie ſagte mit anmuthigem Lächeln zu.

Der Cotillon ſchien Ritter ungebührlich lange zu dauern, ebenſo die Pauſe, in welcher Erfriſchungen herumgereicht wurden. Endlich aber wurde das Signal gegeben — einen Augenblick lang rannte alles in ſcheinbarer Confuſion durcheinander; dann hatten die Tänzer ſich mit ihren Damen in Reih und Glied geordnet und Ritter den Stuhl zur Linken des Fräuleins eingenommen.

„Ich darf hoffen", ſprach Natalie, „daß es Ihnen kein Opfer iſt, dem Tanze von hier aus zuzuſchauen; denn ſo viel ich bemerkt habe, waren Sie nicht unter den Tänzern."

„Nein, ich liebe den Tanz durchaus nicht", antwortete Ritter, eigentlich wider die Wahrheit; „und wenn ich immer eine Dame fände, die Walzer und Galopaden mit mir verplaudern wollte, ſo wäre ich vollkommen zufrieden damit."

„Nun, das iſt mir lieb zu hören; da werden Sie mich auch nicht bedauern, denn ich mag nicht bedauert werden! Ich bin gar nicht deshalb zu bedauern, weil ich nicht tanzen kann."

„Darum gewiß an ſich nicht, gnädiges Fräulein."

„Sie meinen aber darum, weil Krankheit der Grund iſt. Das iſt vielleicht wahr, aber, ſehen Sie, Sie können ſich gar nicht vorſtellen, wie man ſich bemüht, mir das Leben ſchön und angenehm zu machen! Das wäre gewiß ſo nicht der Fall, wenn ich ganz geſund wäre."

„Es iſt ohne Zweifel ein großes Glück, oder vielleicht ſage ich richtiger es iſt eine beglückende Philoſophie, wenn man es vermag, einer Sache immer die beſte Seite abzugewinnen."

„Nein, nein! Philoſophie iſt das nicht! Ich habe mein Leiden, das iſt wahr, aber wer hat es nicht! Der eine an der Seele, der andere am Leibe. Das weiß ich recht gut. Ich habe viele Freundinnen und da wird mir manches anvertraut, weil ich nicht weiter ſchwatze. Glauben Sie, manche von denen, die da friſch und kräftig dahinbrauſen, möchten mit mir tauſchen."

Du armes Weſen! dachte Ritter; offenbar weißt du nichts von dem entſetzlichen „Hoffnungslos". Man hat ſich eben zu vollſtändig bemüht, dir das Leben ſchön und angenehm zu machen, als daß eine ſolche Ahnung in dir aufſteigen könnte. Er verlieh dieſem Gedanken aber natürlich keine Worte, ſondern ſprach im Gegentheil die Hoffnung aus, daß das Fräulein noch einmal ebenſo dahinbrauſen würde.

„Wer weiß!" antwortete ſie leichthin. „Ich ſorge und gräme mich nicht, ſondern genieße, wie ich es nun eben kann."

„Aber lockt Sie nicht der Rhythmus der Muſik? Iſt es Ihnen nicht peinlich, den Takt des Walzers zu vernehmen?"

„Ach, die Muſik!" lachte ſie hellauf. „Sehen Sie, wie glücklich ich da auch wieder bin — die höre ich eigentlich gar nicht! Ich bin eine durch und durch unmuſikaliſche Natur. Als ich ein kleines Mädchen war, haben meine Lehrer ſich gründlich mit mir abgequält, bis endlich mein Vater ſagte: «Es iſt genug, das Kind braucht keine Muſik zu lernen!» Der Meinung war ich nun ſchon längſt geweſen und ſo flog ich froh davon, denn — wohlverſtanden — damals konnte ich noch fliegen!"

Letzteres ſagte ſie aber nicht etwa mit wehmüthigem Pathos, es verſchleierte keine Thräne dabei ihr Auge, ſie ſchickte dem Satze keinen Seufzer nach, ſondern ſie ſagte es ganz lächelnd, etwa wie man im Herbſt vom vergangenen Lenz ſpricht, deſſen Wiederkehr man gewiß iſt.

Glaubte auch ſie an eine Wiederkehr der ſchönen Tage blühender Geſundheit?

Es muß ſo ſein, ſagte ſich Ritter, ſonſt iſt dies Menſchenkind ein vollſtändiges Räthſel.

Aber auch mit dieſer Löſung blieb ſie ihm unbegreiflich; ja er verſtummte faſt dieſem klaren, ruhig lächelnden Antlitz gegenüber, und erſt nachher, als er längſt ſeinen Platz verlaſſen, beſann er ſich, daß eigentlich die Comteſſe die Unterhaltung geführt, — daß er ſich aber dabei ganz ausgezeichnet unterhalten hatte.

Kaum war der letzte Bogenſtrich der Galopade verklungen, als Othello erſchien und den Platz hinter dem Stuhle der Herrin einnahm. Der Graf ſchüttelte Ritter nochmals die Hand und forderte ihn nochmals auf, ſeinen verſprochenen Beſuch bald abzuſtatten. Dann ſetzte ſich der Zug in Bewegung und alles ſah ihm wieder

nach und alle erwiderten das freundliche Grüßen der Comteſſe nach rechts und nach links.

Jetzt erſt bemerkte Ritter, daß die Lampen heute ungewöhnlich trübe brannten, daß es erſtickend heiß und die Atmoſphäre unerträglich ſei. Was ſollte er länger hier? Tanzen mochte er nicht, ſich mit andern unterhalten noch viel weniger; ihn verlangte nur danach, allein zu ſein, und ſo verabſchiedete auch er ſich.

Nur Ein Bild begleitete ihn, nur Ein Gedanke beſchäftigte ihn: Mitleid mit der Armen, die deſſen nicht begehrte.

Zwei, drei Tage glaubte Ritter Anſtands halber müſſen verſtreichen zu laſſen, bevor er ſeinen Beſuch bei dem Grafen Südbergen abſtattete. Dann verſtimmte es ihn ſehr, jenen nicht zu Hauſe zu treffen; nach dem Fräulein zu fragen, fühlte er ſich nicht berechtigt, und ſo gab er mismuthig ſeine Karte ab. Eine Einladung zum Thee auf den andern Abend war die faſt umgehende Antwort. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Ritter dieſelbe annahm, und mit Ungeduld erwartete er die ſchickliche Stunde.

Er wurde in einen nicht großen, aber mit allem Comfort und dem feinſten Geſchmack ausgeſtatteten Salon geführt, der durch eine Gaskrone überaus brillant erleuchtet war. Doch war die Helle nicht blendend, denn zarte roſafarbene Lampenſchleier milderten den grellen Schein und brachten die günſtigſte Beleuchtung hervor. Die Wände des Zimmers waren auch hell gehalten und durch dunkle Ränder in Felder eingetheilt. Dicht neben dem Theetiſch befand ſich der Rollſeſſel mit ſeiner ſchönen Inſaſſin, die heute ohne Kranz und ohne Balltoilette, aber nicht minder ſchön war in dem einfachen Kleide von perlgrauer Seide. Ihre Füße ruhten auf einem Schemel und der Oberkörper war in die rothen Polſter des hohen Seſſels zurückgelehnt.

Als Ritter eintrat, richtete ſie ſich zur Begrüßung ein wenig nach vorn, nahm dann aber gleich wieder die frühere Stellung ein, und trotz der roſigen Beleuchtung war es Ritter mit einem Blicke klar, daß ſie heute mehr leidend ſei als an jenem Ballabend.

Der Graf begrüßte ihn herzlich und wies ihm den Platz neben Natalie an. Eine heitere und lebendige Converſation war bald im Gange, es kamen einige andere Gäſte, aber der Ton blieb frei und ungezwungen, und Fräulein Natalie machte, ſoweit es ihre ſitzende Stellung erlaubte, die Honneurs mit unnachahmlicher Grazie. Sie überwachte die Bedienung mit dem ſcharfen Auge einer Hausfrau und Othello ſchien jeden Wink von ihr zu verſtehen; ſie hatte ein freundliches Wort für jeden Eintretenden, irgendeine Frage, die ein Intereſſe an ſeinen Privatangelegenheiten bewies; ſie wußte das Geſpräch, deſſen Seele ſie war, ſtets lebendig zu erhalten und mehr als einmal erregten ihre glücklichen Einfälle allgemeine Heiterkeit.

Dem Grafen fühlte, ſah man es an, wie ſtolz er auf ſeine Tochter war; aber wer ihn ſcharf beobachtete, konnte auch wahrnehmen, wie zuweilen ſein Auge beſorgnißvoll auf ihr ruhte, und dann trat er zu ihr hin und frug leiſe: „Wie geht es, mein Kind?“ was ſie aber ſtets mit einem lächelnden Aufblick zu ihm zufriedenſtellend beantwortete.

Ritter kehrte mit der Ueberzeugung heim, daß die Comteſſe nicht nur bezaubernd ſei durch die Schönheit ihrer äußern Erſcheinung, ſondern auch und mehr noch durch ihre geiſtige Anmuth, durch die Friſche und Lebendigkeit ihres Weſens und durch eine Bildung, welche die Sorgfalt verrieth, die der Vater auf die Erziehung ſeiner einzigen Tochter verwendet hatte.

Er ward von dieſem Tage an ein häufiger und ſchließlich ein faſt täglicher Gaſt in dem gräflichen Hauſe. Südbergen war ein leidenſchaftlicher Freund der Naturwiſſenſchaften und beſonders hatte er eine wahre Paſſion, chemiſche Experimente zu machen. Leider aber war er darin ebenſo ungeſchickt wie leidenſchaftlich. Wenn mit dem größtmöglichen Aufwand von Mühe, Zeit und Geld ein Experiment vorbereitet war, ſo trat ganz ſicher irgendein unglückſeliger Zufall ein, den der Graf durchaus nicht hatte vorherſehen können, um das Gelingen total zu vereiteln. Und beſonders war das der Fall, ſeit ihm Natalie nicht mehr als Famulus zur Seite ſtand, wie ſie früher gethan, als ſie noch weniger leidend war. Jetzt aber, wo ſie an den Stuhl gebannt war, konnte ſie ihm einestheils nicht mehr zur Hand gehen und anderntheils wollte der Graf es nicht erlauben, daß ſie in dem kühlen und etwas feuchten Parterreraum, wo ſein Laboratorium ſich befand, ſich dauernd aufhalte.

So hatte es alſo Ritter in ſeiner Hand, ſich nicht nur angenehm und nützlich, ſondern faſt unentbehrlich zu machen, und binnen kurzer Zeit hatte er das gethan. An und für ſich machten ihm dieſe Beſchäftigungen freilich auch Freude, aber der Preis, um den es ſich handelte, war

doch die Gesellschaft Nataliens. Fast jeden Abend nahm er den Thee aus ihrer Hand, denn sie liebte es, ihn selbst zu bereiten, wenn keine Gesellschaft weiter zugegen war, und Ritter liebte es, ihn im graflichen Salon zu trinken, wenn keine Gesellschaft weiter zugegen war.

In Nataliens Befinden war keine Veränderung zu bemerken. Wenn die Krankheit fortschritt, so schritt sie sehr langsam fort, und was den Grafen betrifft, so schien er keineswegs der Meinung zu sein, daß der Zustand seiner Tochter hoffnungslos wäre; im Gegentheil, er baute nach Art sanguinischer Menschen die zuversichtlichsten Plane auf den nächsten Sommer und lebte der festesten Ueberzeugung, daß die Heilquellen von Oeynhausen Natalien gänzlich wiederherstellen würden.

Nachdem er erfahren, daß Ritter beim Beginn seiner akademischen Laufbahn ein Jünger Aesculap's gewesen und praktischer Arzt hatte werden wollen wie sein Vater, hatte ihm der Graf erzählt, wie die Krankheit seiner Tochter vor zwei Jahren mit ganz leisen Symptomen begonnen und wie sie dann nach und nach sich weiter entwickelt habe. An den Rollstuhl war Natalie erst seit Beginn des Winters gebannt; der Uebergang dazu war ein ganz allmählicher gewesen. Die Stütze eines Sonnenschirms hatte anfangs genützt, dann war ein Stock, dann eine Krücke und Einer Krücke deren zwei gefolgt.

„Aber das war ein entsetzlich trauriger Anblick", sagte der Graf. „Das Kind an Krücken sich einherschleppen sehen konnte ich fast nicht ertragen. Denken Sie sich diese Unmöglichkeit jeder harmonischen Bewegung, dieses ruckweise Vorankommen, die unnatürlich in die Höhe gedrängten Schultern! Und wenn Sie dann mein Kind gekannt hätten, leichtfüßig wie ein Reh und anmuthig wie eine Elfe — Sie würden begreifen, daß ich die Anwendung des Rollstuhls beschleunigte! Ich sehe ihr Leiden nun nicht so vor Augen und mich dünkt, sie empfindet es selbst auch weniger, weil die Anstrengung des Gehens sie nicht stets an ihre Ohnmacht erinnert."

„Fräulein Natalie erträgt ihre Krankheit mit bewundernswürdiger Fassung", sagte Ritter mit unterdrückter Bewegung.

„Ja, das thut sie, das gute Kind! Sie versichert freilich, daß sie nur selten und wenige Schmerzen habe, aber ich weiß nicht, ob ich ihr so ganz trauen kann, denn sie will mich nicht beunruhigen."

„Aber ich glaube wirklich, sie beunruhigt sich auch selbst nicht gerade, sie ist zu heiter dazu."

„So ist es auch. Sie hat das beneidenswertheste Temperament von der Welt, und wo jede andere wenigstens zuweilen launisch und missmuthig wäre, da ist sie sich ewig gleich."

Und so war es.

Freilich fand Ritter Natalie zuweilen etwas ernster, zuweilen erschien sie ihm ein wenig leidender als gewöhnlich, aber es bedurfte nur einer Viertelstunde, und in der Unterhaltung, mit der sie gleichsam sich selbst elektrisirte, war jede Erinnerung daran, jede Spur davon verschwunden; wer es nicht wußte, ahnte nicht, daß sie hülflos und ohnmächtig an die Polster ihres Sessels gebannt war.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Lucian und Voltaire.

Von Richard Treitschke.

I.

Ganz gleich der andern ist keine der Erscheinungen in der unerschöpflich neu sich gestaltenden Geschichte der Menschheit; aber Aehnliches darin ist natürlich vieles, manches sprechend ähnlich; denn die Menschheit, trotz aller Wandlungen, bleibt ja immer dasselbe Fleisch und Blut.

Vor 1700 Jahren, schon innerhalb der christlichen Zeitrechnung also, als das weltbeherrschende Kaiserreich der Römer stolz noch aufrecht stand, unter der Regierung der edeln Herrscher Antonius Pius und Marcus Aurelius, gab es einen längern Zeitabschnitt politischer Ruhe, einen Friedenszustand, wie er selten gewesen im Römerreich, und doch war zugleich im innern Menschenthum eine sehr große geistige und sittliche Gärung. Die allgemeine Gemüthsstimmung der Zeit war eine außerordentliche. Die Weltanschauung der alten Welt hatte sich mit dem Heidenthum überlebt und alle Lebensruhe war dahin. Unbefriedigt in seinem höhern Seelenleben war fast jedermann; die Herzen öde und leer; die Menschen, meist aus innerer Verzweiflung, aller Scham und Sitte bar, und sinnliche Selbstschändung unheimlich sich verbreitend. Das Leben, nach innen zu beschaut, erschien trostlos. Die niedere Volksmasse, durch einen socialen Entwickelungsmoment vielfach an den Bettelstab gebracht, am alten Glauben irre geworden und doch einen Anhalt suchend, fiel finsterm, mit sittlicher Fäulniß sich wohlvertragendem Aberglauben, wahnwitzigem Zauber- und

Geſpenſterglauben anheim. Die Gebildeten, längſt der Götterreligion ledig, ſuchten Befriedigung, je nach ihrer Natur, in dieſem oder jenem der alten philoſophiſchen Syſteme, der eine beim ſtrengen Zeno, der andere beim idealen Plato; ein anderer hing der breiten Natur- und Lebensdarſtellung des Ariſtoteles, ein ſehr großer Theil Epikur's gemächlicher Lebensweiſe an. Doch wie dieſe Syſteme, weit andern Lebensverhältniſſen erwachſen, den gegenwärtigen nicht volle Rechnung trugen, befriedigten ſie nicht ganz, und viele bildeten ſich, aus allen das Anſprechendſte auspflückend, ein unbeholfenes Moſaikſyſtem (Eklektiker), das auf die Länge auch nicht widerhielt, ſodaß man endlich, der Verzweiflung zu begegnen, dem Skepticismus oder der Zweifellehre ſich in die Arme warf, dem mehr oder minder conſequenten Syſtem alles Zweifelns an aller Wahrheit. Für das Gemüth war freilich damit nichts gewonnen und recht wohl in ſeiner Haut befand man ſich in der That nicht. Einige zarte Gemüther wandten ſich den ſtillen, faſt unbemerkten Chriſtengemeinden zu. Was aber konnte in ſeiner damaligen Unreife das Chriſtenthum wirken? Jene Gemeinden indeß, von vielen überſehen, von vielen verachtet wegen ihrer wenig ſchönen Außenſeite, doch von manchen Tieferblickenden als die heimlichen Pflanzſtätten jetzt noch roher Keime einer Zukunftsreligion erkannt, befanden ſich in ihrer Einſamkeit ſtill befriedigt, weil unter der jetzigen Kaiſerregierung nicht mehr wie kurz vorher verfolgt. Zwar verfolgt wegen Glauben und Meinungen waren ſie eigentlich nie geweſen; denn das Römerreich als ein großes politiſches Ganzes hatte immer mit ſtolzer Toleranz jeden Religionscultus geduldet, wol aber wegen des ſittlichen Freimuths der Chriſten hatten ſie heftige Verfolgung erlitten, da ſie ſich nicht fürchteten, die unſittliche Despotie der Neronen offen zu verwerfen. Dies hatte nun auch aufhören müſſen vor den Thronen der Antonine, welche, edelwaltend und das Reich mit ſittlicher Kraft behauptend, auch vor keiner politiſchen Widermeinung ſich ſcheuten. Dieſer ſegensreichere Zuſtand, dieſe längere Waffenruhe ließ die Welt allerdings einige Athemzüge der Hoffnung und des Vertrauens ſchöpfen. Und die Alleredelſten, die Kaiſer voran, ſuchten den Lebensfrieden in ſittlicher Vervollkommnung und ihren Nebenmenſchen wohlthuender Thätigkeit. Solcher war wol nur eine kleine Zahl, doch die Exiſtenz der Tugendhaften in der allgemeinern Noth der einzige Troſt für jeden Unverdorbenen, und zwar ein ſo ſtarker, daß man dieſelben häufig beinahe wie göttlich und heilig ſchwärmeriſch verehrte. Bei alledem jedoch lag in den Menſchenherzen ein gewiſſes bängliches Gefühl und man verbarg ſich nicht, daß der jeweilige Zuſtand keine Dauer haben könne. Man fühlte eine gewaltige ſociale und moraliſche Revolution als unausbleiblich voraus, man ſehnte ſie wol herbei, obſchon man ſich wehmüthig geſtand, daß das jetzige Geſchlecht ſie wol noch nicht erleben könnte. In ſolcher Wehmuthsſtimmung iſt Erheiterung ein natürliches Bedürfniß, und wo iſt die beſſer zu finden als in der Poeſie, womöglich in der fröhlichſten, zumal wenn ſie zugleich ein Bild der Zeit gewährt. Sie konnte nicht ermangeln, ſich zu melden, um ſo mehr, da bei Völkern, die eine ſo reiche äſthetiſche Erbſchaft hinter ſich haben, ein längerer Friedensſtand doppelt dafür empfänglich macht. Was war willkommener, als die ſchwere Noth der Zeit ſich wegſcherzen, ſo leicht und erquicklich ſich einwiegen zu laſſen? Viele hielten wol die durch Scherz und Witz erregte Behaglichkeit für Löſung des großen Zeitproblems, allein der Scherz kann es nimmermehr allein thun. Allerdings, in ſolchen im tiefſten Grunde unharmoniſchen Zeiten kann es nicht fehlen, daß die Satire ihre Geiſel ſchwingt; ja die Poeſie ſcheint ohne dieſelbe gar nicht aufzutreten berechtigt, ſogar wie verpflichtet dazu. Wenn nun ein Geiſt die Gabe anmuthig heiterer, ja luſtiger Erzählungsform, die in Zeiten ſittlicher Erſchlaffung willkommenſte, mit einem tiefern ſatiriſchen Talent verbindet, ſo kann er nicht anders als der Lieblingsſchriftſteller der Nation und muß von hoher Bedeutung für ſie werden. Das iſt der Charakter aller Uebergangsepochen. Ein ſolcher bedeutender Zeit- und Lieblingsſchriftſteller der römiſchen und griechiſchen Welt war damals Lucian von Samoſata.

* * *

Vor ungefähr hundert Jahren erſt, nach anderthalbtauſendjährigem Untergang des römiſchen Reichs, inmitten der neuern Geſchichte, als bereits ſeit 200 Jahren des Mittelalters Verworrenheit vom Menſchengeſchlecht durchgelebt war, da die reiche chriſtlich-moderne Cultur im vielfach in Einzelreiche gegliederten Europa auf das mannichfaltigſte ſich entwickelte, da der Schauplatz der Geſchichtsbewegung ſchon großartig ſich erweitert hatte durch Coloniſirung eines neuen von Europäern entdeckten Welttheils — vor hundert Jahren fand gleichfalls eine ſehr bedeutſame Gärung

in den Herzen und Köpfen der Europäer statt, der obenbeschriebenen in vieler Beziehung äußerst ähnlich. Aehnliche Wirkungen, ähnliche Ursachen. Auch hier förderte die innere Bewegung ein vom Jahre 1763 beginnender Friedenszustand, der in Europa ziemlich dreißig Jahre anhielt, wenn auch fern über dem Ocean von einem bedeutenden Krieg umwittert, der die Aufregung in der Alten Welt sehr steigerte. Denn fürwahr, rascher mußte und konnte alles sich damals abspielen. Es war das Jahrhundert, wo, besonders während der Friedenstage, allen denkenden Menschen ein starker Zwiespalt sich fühlbar machte zwischen vergrauter Theorie und dem Leben, zwischen der verrotteten christlichen Kirche und der gewachsenen Wissenschaft, und — was unmittelbar drückte und immer drückender wurde — zwischen dem politischen Bevormundungs- und Gewaltsystem der Fürsten und dem reifenden Freiheitsbewußtsein der Völker. Diese unsittlichen Grundzustände wirkten bösartig auf die Sittlichkeit der Machthaber, die mehrfach der Verworfenheit verfielen, aber auch auf die der Bevölkerung, und empörten die reinen Herzen der Edlern. Zwar hatte die deutsche Reformation ihre geistreinigenden Wirkungen über die Welt geäußert, allein sie war nicht vollständig, eigentlich nur in den germanischen Ländern so ziemlich gelungen, die dabei ihre politischen Kräfte zugesetzt hatten; auch hatte bei ihnen der Sturz der Kirchenherrschaft die dadurch gemästete Fürstengewalt fast allerwärts zur Ungebundenheit entbunden. Es war also in Europas so heilvoll in Völkerindividualitäten angelegter Gliederung keine Harmonie. Doch hatten die Früchte der Reformation die Völker kräftiger gemacht; man stritt mit Waffen der Wissenschaft und siegte theilweise; doch nur des ganzen Europa Sieg konnte ganz befreien. Nun bekämpften sich aber eine Menge der geistreichsten philosophischen Systeme, alle nur einig im Haß gegen die Kirche. Fortwährende Verneinung und Kampf verhärteten das Gemüth und die Gottinnigkeit ward den Menschen verkümmert. Dazu jene maßlose Lasterhaftigkeit, von den Thronen herab über einen großen Theil des Volks sich ergießend, am ärgsten in Frankreich, wo immer noch der fürchterlichste Despotismus herrschte, mit der verkommensten Gestalt altpapistischer Kirche in hartnäckigster Allianz. In dieser Trostlosigkeit hielt man sich an emsige Thätigkeit und Arbeit und erfrischte sich, wie in jener Zeit der Antonine, an der Bewunderung einzelner hervorragender Geister, vor allen an Friedrich dem Großen, der, obwol geistig auch den Franzosen dienstbar, doch von wunderbarer deutscher Kernigkeit, metaphysische Speculationen ablehnend, in rastloser Thätigkeit, gleich dem Marc Aurel, seine Philosophie und Lebensharmonie fand. Schon gab es Vorboten einer baldigen allgemeinen Umwälzung, die man fast allgemein prophezeite. Denn wenn die Unsittlichkeit und Ichsucht der Fürsten auf ihrer höchsten Spitze erschien in Polens Vernichtung, so antwortete das Volksthum auf dem nicht so umdrängten Boden Amerikas durch heldenmüthigen Freiheitskampf. Darüber ward man mehr und mehr einig, daß da, wo die drückendste Last Europa auflag, daß voraus in Frankreich die Revolution ausbrechen müsse. Und auch von dort ging die heftigste und erbittertste Polemik aus wider alle politischen und socialen Zeitgebrechen und fand, von den geistvollsten Schriftstellern geführt, in ganz Europa Anklang. Die Franzosen nun sind ein lebensfrohes, ja leichtfertiges Volk, wollen sich das Behagen am Tag nimmer verkümmern und der Scherz ist ihnen Seelenbedürfniß. Derjenige Schriftsteller daher, welcher mit so scharfem als heiterm Geist in alles Wissen, Meinen und Glauben der Zeit hineinleuchtete, und zwar so leicht und lustig, daß jeder im Lachen mit Selbstgefühl sich über die Unvernunft erhoben fühlte, daß man entzückt war, allen Spott, den man längst auf dem Herzen gehabt und nicht ganz aussprechen zu können sich kränkte, plötzlich hier nach allen Richtungen hin auf das brillanteste und rücksichtsloseste ausgelassen zu sehen — dieser Schriftsteller mußte natürlich der Lieblingsautor nicht nur der Franzosen, sondern bald der ganzen Zeit werden. Und der fand sich in dem funkelnden Geiste Voltaire's, dem verkörperten Franzosenthum.

Wie ähnlich mußten die Erscheinungen Lucian's und Voltaire's werden! Beide leichtlebige Naturen, beide gleich geistvolle, universale und witzige Köpfe, beide in der Aufregung der Zeit revolutionärste und frivolste Spötter; endlich beide Herren der geeignetsten Idiome als der trefflichsten Waffen: der eine der unübertrefflichen und geistig gesättigten griechischen Weltsprache, welcher selbst die römischen Weltherren sich willig gefügt, der andere der flüssigen und einschmeichelnden französischen Sprache, die sich mit dem politischen Uebergewicht Frankreichs ganz Europa als Umgangssprache aufgedrängt hatte — beide daher von dem ungeheuersten Zeiteinfluß.

Lucian, von ehrenwerther, aber kleinbürgerlicher Herkunft — ſeine meiſten Verwandten waren gewöhnliche Grabſteinbildhauer —, hatte mit lebhaftem, nach Wiſſenſchaft durſtigem Geiſte ſich zeitig und durch eigene Kraft von einem alltäglichen Beruf losgewunden. Daß er nicht in Athen geboren, nicht einmal aus dem eigentlichen Griechenland gebürtig, konnte der Entwickelung ſeines Genies nichts ſchaden, ſeitdem durch Alexander den Großen der Same griechiſcher Cultur bis weithin in Aſien fruchtbar ſich verbreitet. Es erklärt ſich aber ſeine lebendige Märchenphantaſie durch ſeine orientaliſche Herkunft aus Samoſata am Euphrat. Anfangs beredter Rechtsanwalt, ließ er doch bald von dieſem Beruf, bereiſte und beſuchte die entfernteſten Bildungsſtätten in Maſſilia, Athen, Rom und Alexandrien und ſammelte Lebenskenntniß und Wiſſenſchaft. Die claſſiſche Literatur der Griechen, Poeſie und Geſchichte, Beredſamkeit und Philoſophie nährte ſeinen Geiſt; ſo erſtand ein origineller Kritiker und Satiriker, ein poetiſcher Erzähler in einer neuen, gefälligſten Weiſe, in noch nie vernommener, anmuthsvoller Proſa. Bald entzückte und bewegte er die ganze gebildete Welt, beſonders weil er überall den Stoff aus der aller Welt vor Augen liegenden Gegenwart nahm und weil die ſeltene Gabe eines Witzes mit ſo ernſtem Hintergrund das war, was man eben brauchte. Er entzündete und bewegte durch ſeine Schriften wie durch ſeine mündlichen Vorträge. Denn er war ein Reiſegelehrter und ſchlug zuletzt bald in Rom, bald in dieſer oder jener griechiſchen Stadt, bald in Gallien und Aegypten, in allen bedeutenden Städten des großen Römerreichs ſein Katheder auf und überall ward ſeine ſatiriſch-ſarkaſtiſche und doch ſo ſüße Rede mit rauſchendem Beifall begrüßt. Er konnte es wagen, die alten Götter des Olymp zu verſpotten und ſie als Caricaturen miteinander reden zu laſſen, nicht gelinder als heutzutage Offenbach in ſeinem „Orpheus in der Unterwelt"; das Publikum hatte ſein Gefallen an der pikanten Ergötzlichkeit. Er ſtarb hochgeehrt, eine Statthalterſtelle in Aegypten bekleidend, die ihm der edle philoſophiſche Kaiſer Marcus Aurelius verlieh.

Voltaire, 1694 in Paris von wohlhabenden Aeltern geboren — ſein Vater war Schatzmeiſter bei der königlichen Rechnungskammer —, zeigte ſich ebenfalls frühzeitig als ein feuriger, brillanter Geiſt. Durch ſeine Geburt in der verdorbenen Hauptſtadt fällt er leichter in die Netze der Verführung, zumal in dem Zeitpunkt, wo der ſchamloſeſte aller Fürſten, der Reichsregent Philipp von Orleans, und nach ihm Ludwig XV. herrſchten. Nur ſein Wiſſenseifer und edler Ehrgeiz rang ſich davon los. Dennoch, ohne ſein Geld wäre es ihm nicht ſo leicht geworden emporzukommen unter der Schriftſtellermaſſe der Hauptſtadt. Vor allem ſiegte ſein ungewöhnlich klarer Geiſt und ein im Grunde noch ſittlicher Kern in ihm. Auch er hält der ſchändlichen Welt, die er nur zu ſehr kennen gelernt, einen Satirſpiegel vor von grellen, doch reizend buntgemalten Bildern, ſeine entzündlichen Franzoſen zum lauteſten Beifall, die Schuldigen zur bitterſten Wuth aufregend. Denn auch des Autors empfindliche Selbſtliebe iſt voll von Bitterkeit. Kein Wunder, denn er, der unerſchrockene Angreifer pfäffiſcher und despotiſcher Schlechtigkeiten, der unermüdliche Beſtürmer mittelalterlicher Menſchenknechtungsanſtalten, des unduldſamen katholiſchen Kirchenthums wie des liebloſen Feudalismus und Juſtizweſens, ward von dieſen Gewalten ſein Leben lang verfolgt und gehetzt. Auch hier rettete ihn nächſt ſeiner franzöſiſchen Geiſtesgegenwart ſein Geld. Wie weit ſchlimmer war Voltaire daran als Lucian! Es gab in Frankreich keinen Marc Aurel; wiederholt mußte Voltaire in proteſtantiſche Länder, nach Holland, England, Deutſchland, entweichen, wo er, da durch den Proteſtantismus die ſocialen Zuſtände weiter fortgeſchritten, Schutz und mehr Anklang fand als daheim, vor allem bei dem modernen Marc Aurel, Preußens freigeiſtigem Friedrich, dem großen Fürſten, den ihm die Weltgeſchichte gegönnt. Endlich im Geiſte durch Weltkenntniß bereichert, veredelter ſelbſt im Charakter, der, eine Folge des aufregenden Federkrieglebens, von mehrern moraliſchen Flecken nie ganz frei, kehrte er nach der Heimat zurück, an der ſicherſten Stelle ſich niederlaſſend, aber rüſtig ſeinen Streit fortführend bis zum Tode, mit der That und unter edler Verwendung ſeines Geldes eintretend für gekränkte Rechte und unglückliche Opfer barbariſcher Juſtiz. Zur Zeit ſeines Todes war es durch ihn ſchon etwas heller geworden und die große Maſſe des Volks vergötterte ihn faſt.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Zur Geſchichte des Poſtweſens.

Von J. Philippſon.

IV.

Das preußiſche Poſtgebiet war es, welches dem Andrängen der Zeit zuerſt Folge leiſtete und

die Reform für die Neuzeit vorbereitete. Dies Gebiet nimmt in der Mitte Europas etwa 100 Meilen Breite und 200 Meilen Länge ein, ist in seinen mannichfaltigen Gestaltsformen überall mit Nachbarstaaten verflochten und bot daher einer einheitlichen Organisation die größten Schwierigkeiten dar. Allein der Generalpostmeister von Nagler (1821—46) führte die Schnell- und Personenposten ein, verbesserte damit die Frequenz des Verkehrs in dem Maße, daß er dem damaligen Aufschwung des Handels eine bedeutende Stütze gab, und steigerte dadurch bald die Brutto-Posteinnahme von 2½ Million auf das Doppelte. Inzwischen wurden die Erfolge der von Rowland Hill im Jahre 1840 in England eingeführten Pennypost bekannt, das Eisenbahnwesen begann sich in Deutschland zu erweitern, der elektromagnetische Telegraph wurde erfunden, jetzt genügten also die frühern Einrichtungen nicht mehr und die Postverwaltungen konnten dem Andrängen der öffentlichen Meinung nicht länger widerstehen. Vergegenwärtigen wir uns den Beginn der Eisenbahnfahrten, wie sie vorzugsweise im Stande sind, die dem Bedürfniß der Neuzeit entsprechende Personen- und Güterbeförderung zu bewerkstelligen, so war es natürlich, daß die Postverwaltungen Bedacht nehmen mußten, für die Nebentouren von den Hauptstationen ab eine Nutzbarmachung herbeizuführen. Dazu nun leuchtete die britische Postreform: *das Porto auf einen Minimalsatz herabzusetzen und dies durch Postmarken zu bewerkstelligen*, so hell und klar ein, indem bei hohen Sätzen die Betreffenden stets auf Mittel sinnen, entweder weniger zu schreiben oder ihre Briefe auf andern Wegen zu befördern, daß man auch auf diese Vereinfachung zurückgehen mußte. (Vgl. Hüttner, „Beiträge zur Kenntniß des Postwesens", Leipzig 1848, II, 411.) Man sah, wie in England vor der Reform die Zahl der Briefe 75 Millionen betrug, 1843 aber schon auf 300 Millionen sich steigerte und die Einnahme viel bedeutender war als zur Zeit der exorbitanten Postportosätze.

Als nun gar die elektromagnetischen Telegraphen die Entfernungsunterschiede völlig zu überwinden und die entlegensten Plätze zu einem ununterbrochenen Correspondenzgebiet zu vereinigen begannen, da konnten die Postverwaltungen dem Verlangen der öffentlichen Meinung auf die Dauer nicht widerstehen. Die Grundziele der modernen Post zeigte zuerst die britische Postreform: einen allgemeinen Brief- und Gedankenverkehr in der ganzen Nation zu erhalten; denn solange das Porto so theuer, war die Post nicht in der Wirklichkeit eine allgemein zugängliche Vermittelungsanstalt. Jetzt aber wird durch die Billigkeit die Bestimmung der modernen Nationen, in den innigsten Wechselbeziehungen der Individuen als ein großer, von gemeinsamen Gedanken beseelter Organismus sowol den individuellen wie den gemeinsamen Zwecken mit vereinigten Kräften energischer nachzuleben, wesentlich gefördert. *Die nationale Einheit* erhielt eine neue Verstärkung. Indem der Staat als Vermittler der Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft die von der Postanstalt betroffenen intellectuellen und materiellen Interessen der Gesammtheit vollständiger und sicherer wahren kann als ein Privatunternehmer, war es die Aufgabe der Post, dafür zu sorgen, daß der Verkehr thunlichst schnell, sicher und wohlfeil vermittelt werde. So begann man in Preußen im Jahre 1844 den höchsten Satz des Porto auf 6 Sgr. herabzusetzen, 1847 für Packete auf Eisenbahnen das Frachtporto zu ermäßigen, im Jahre 1848 das Geldporto zu vereinfachen und die Packete auch auf andern Straßen als mit den Eisenbahnen gleichmäßig zu berechnen, bis am 1. Januar 1850 vom Minister von der Heydt der dreifache Satz von 1, 2 und 3 Sgr. eingeführt und ein höheres Gewicht des einfachen Briefs zugelassen wurde. Auch in den Versendungen der Zeitungen und Drucksachen traten wesentliche Erleichterungen ein; gestempelte Francomarken und Briefcouverts vereinfachten den Verkehr, zu dessen Förderung noch Briefkasten in den großen Städten zum Niederlegen der Briefe angebracht wurden. Im Innern wurden eine Menge neuer Curse eröffnet, nach Schweden, Rußland, Dänemark Postdampfschiffahrt geschaffen und zur Sicherung und Beschleunigung des Briefverkehrs mit England und Amerika theils der Bremen-Neuyorker-Dampfschiffahrtscurs benutzt, theils für Postverträge mit Belgien und England gesorgt. Besonders nützlich erwies sich die Herstellung *fahrender Expeditionsbureaux* auf den Eisenbahnen. Während an den Stationen bis zum Moment der Abfahrt die Einwerfung der Briefe offen steht, werden sie während des Fahrens sortirt, und die für den Ort bestimmte Tasche kann im Moment der Ankunft ausgehändigt werden. Dazu wurden nun für die Regierungsbezirke die Oberpostdirectionen geschaffen, welche für Durchführung der neuen Grundsätze und Anordnungen zu sor-

gen, die örtlichen Bedürfniſſe zu erforſchen und die gewöhnlichen Verwaltungsangelegenheiten zu überwachen haben.

Dieſe Reformen bewieſen bald, daß rechtzeitige Ermäßigungen ganz geeignet ſind, die Einnahmen zu erhöhen. Während im Jahre 1843 Preußens Portoeinnahme, wo noch der Briefportotarif bis 19 Sgr. ging und 21 Stufen hatte, 4½ Million Thaler war, ſtieg ſie 1852 auf 5, 1854 auf 6, 1856 auf 7 Millionen Thaler; im Jahre 1843 war die Zahl der Briefportogegenſtände 39 Millionen, in den letzten Jahren war ſie auf 130 Millionen geſtiegen. In Oeſterreich waren im Jahre 1851 31 Millionen, 1860 82 Millionen Briefe; in Sachſen 1857 10 Millionen, 1860 12 Millionen Briefe; in Baiern 1851 12,978000 Briefe, 1860 23,963000 Briefe aufgegeben worden. Ebenſo lohnend war es auch in finanzieller Beziehung, indem der Reingewinn pro 1858 auf ungefähr 2 Millionen veranſchlagt worden, 1849 auf eine halbe Million geſunken war.

Indem nun gleiche Verbeſſerungen auch bei andern deutſchen Poſtverwaltungen ſtattfanden, Oeſterreich mit einer durchgreifenden Vereinfachung des Tarifs ſowie mit Verträgen behufs Herſtellung gemeinſchaftlicher Beſtimmungen über das Tarweſen mit andern Staaten vorausging, war es natürlich, daß als Ziel der Poſtreform die Herſtellung eines einzigen deutſchen Poſtgebiets mit gleichmäßigen Grundſätzen für Tarirung und Behandlung der Vereinsſendungen betrachtet wurde, ſowie überhaupt feſtſtehend ward, daß eine Regelung der ſonſtigen gemeinſamen Beziehungen auf dieſem Gebiet ins Leben gerufen werden müſſe.

Von jeher rief Spaltung des Staatslebens eine Verſchiedenheit der Intereſſen und Anſichten hervor, wenn es ſich um gemeinſame Zwecke handelte. Die Einheitsgedanken der Deutſchen beruhten vom Beginn an mehr auf dem eigenen Willen der Einzelſtämme und Einzelfürſten als auf zwingender Gewalt, und je mehr leider bei fehlender Reichsgewalt die Souveränetätsgedanken der Fürſten wuchſen, um ſo ſchwieriger wurde es, gemeinſame Angelegenheiten zu geſtalten. Mit der Zeit traten aber in dem Leben der Einzelſtaaten Momente auf, wo ſie der andern nicht entbehren konnten. Je mehr ferner Sprache, Kunſt und Literatur das Band feſter knüpften, welches tauſendjährige Geſchichte unſichtbar über die ganze Nation ausgebreitet hat, um ſo mehr mußte der Gedanke auftreten, eine einheitliche Macht zu ſchaffen, welche die allgemeinen Intereſſen der Nation wahre, die Einzelſtaaten gegen fremde Störung ſchütze und alſo ebenſo für das Wohl des Ganzen wie das ſeiner Einzelglieder ſchützend und ſorgend, als ſtarke Wacht daſtehe. Allein obſchon man den Deutſchen Bund ſchuf, überließ man gerade die Sorge für materielle Intereſſen den Einzelſtaaten; ja Metternich hielt nur die Revolution, die er ſo grimmig haßte, als einzig befähigt, eine Einigung auf dieſem Gebiet herbeizuführen. Deſſenungeachtet wurde der Zollverein geſchaffen, hervorgegangen aus den Bemühungen des Volks und der Literatur, die ſeine Nothwendigkeit bewies, wenn eben der Verkehr und der Wohlſtand nicht ganz ſinken ſollten. Er zwang die deutſchen Fürſten, ſich Preußen zu einem gemeinſamen Ganzen anzuſchließen, und die befriedigenden Einwirkungen dieſes Vereins auf Handel, Finanzen und Freundſchaft der betheiligten Staatsbewohner und Staaten mußte die Aufforderung herbeiführen, auch andere der gemeinſamen Ordnung bedürfende Angelegenheiten in ähnlicher Weiſe zum Austrag zu bringen. Die Hemmungen und Erſchwerungen der Poſtverhältniſſe, die gegenſeitige Erhöhung des Porto, die verſchiedenen leitenden Grundſätze des ganzen Poſtweſens inmitten eines der ununterbrochenen, lebendigen Gedankenmittheilung bedürftigen Landes wieſen auf die Nothwendigkeit einer Verſtändigung hin. Unter dieſem Druck regten Preußen und Oeſterreich im Jahre 1847 den Zuſammentritt einer Poſtconferenz in Dresden an, die vom 18. October 1847 bis 3. Februar 1848 tagte, ohne zu einem definitiven Abſchluß zu gelangen, indem die Sonderintereſſen der Regierungen doch obmächtig waren. Da regte der Miniſter von der Heydt im Jahre 1849 die Sache wieder an; der öſterreichiſche Rath Langer wurde vom Miniſter Bruck nach Berlin geſandt, um mit dem Poſtrath Melzer und General-Poſtdirector Schmückert die Grundzüge einer zu treffenden Poſteinigung zu erörtern, und bald kam es zu einer Verſtändigung über die Hauptpunkte.

Man erkannte einen allgemeinen Verein der deutſchen Poſtverwaltungen und Staatsregierungen als die geeignete Form an, und nur deutſches Staatsgebiet ſollte neben Oeſterreich und Preußen in denſelben aufgenommen werden. Um die Eiferſucht der nichtdeutſchen öſterreichiſchen Länder nicht zu erregen, die ſonſt ein Aufgehen in Deutſchland darin herausgewittert hätten, nahm

der Verein die Bezeichnung „Deutsch-Oesterreichischer Postverein" an, welchem nach und nach andere deutsche Staaten und Postverwaltungen beitraten. Dieser Vertrag enthält im wesentlichen die Grundlagen und damals zu erreichenden Ziele der Reform, insbesondere die Herstellung eines großen Postgebiets, gleichmäßige Organisation des Dienstes und der Verwaltung, wohlfeilere, schnellere und sicherere Beförderung, Gründung eines gemeinschaftlichen Organs zur Weiterentwickelung in den periodisch wiederkehrenden Postconferenzen, Vertretung der deutschen Postanstalten als einer Gesammtheit dem Ausland gegenüber. Bis zum Jahre 1862 hat der Postverein vier Conferenzen abgehalten, nämlich im Jahre 1855 zu Berlin, aus welcher der „Revidirte Postvereins-Vertrag vom 5. December 1855" hervorging; im Jahre 1855 zu Wien, im Jahre 1857 zu München, deren Ergebnisse in „Nachtragsverträge" zusammengefaßt und im Jahre 1860 in Frankfurt am Main, unter Revision der bisherigen Vereinbarungen, in einen Vertrag, den „Postvereins-Vertrag vom 18. August", zusammengelegt wurden. Dieser Vertrag ist gleichsam die reifste Frucht aller verschiedenen Reformbestrebungen auf dem Gebiet des Postwesens; in ihm tritt uns ein großes Resultat vor Augen: Was Absolutismus, was souveräner Wille nie erreichen konnte: die Einheit und Gemeinschaftlichkeit des deutschen Verkehrswesens, ist hier durch den riesenhaften Aufschwung der gesammten Cultur, durch den Willen der deutschen Nation geschaffen. Indem wir nun Zollverein, Eisenbahn- und Telegraphenverein, Postverein, Münzverein, gemeinschaftliches Wechsel- und Handelsrecht besitzen, sind dies sichtbare Ergebnisse unserer Einheitsbestrebungen, hervorgegangen aus der zwingenden Gewalt der unwiderstehlichen Verkehrsbedürfnisse. Anzuerkennen ist besonders, daß man die Post nicht mehr vorzugsweise als Regal betrachtet; man hat bei Packeten bereits die Beförderung der Privatconcurrenz überlassen, allein da die Staatsfahrpost als Musteranstalt ihre Aufgabe erfüllt, kann sie auch ohne Zwangsrechte bestehen, wenn auch das Erzielen großer Ueberschüsse wegfällt. Der eigentliche und hohe Beruf der Post besteht in der Beförderung der öffentlichen Interessen des Staats, nicht, daß die Postgebühren die Natur einer Steuer annehmen sollen, welche den geistigen und materiellen Verkehr belastet, die grundsätzlich unstatthaft ist. Derjenige, welcher die Post benutzt, hat die Leistung derselben zu bezahlen, um sie für die Mühwaltung und deren Kosten zu entschädigen; diese Gebühren dürfen aber den Aufwand für Unterhaltung der Post nicht übersteigen. Verschieden von diesen Gebühren sind die Steuern, d. h. die Beiträge zu denjenigen Kosten der Einrichtungen und Verwaltung des Staats, welche von der Gesammtheit der Staatsangehörigen hervorgerufen werden, ohne daß sich unterscheiden läßt, welches bestimmte Individuum diesen oder jenen Aufwand speciell veranlaßte. Die Steuern müßten daher nach einem bestimmten allgemeinen Maßstab auf alle Staatsangehörigen zu vertheilen sein. Da nun aber das Gebührenprincip bei den Posttaxen bisher nicht angewandt, sondern ein Theil der Zahlung für Postleistungen als Ueberschuß zu andern Ausgaben verwendet wird, welche die Post nichts angehen, so ist dies gewissermaßen eine Steuer, welche dem correspondirenden Publikum dafür aufgelegt wird, daß es geistig regsamer ist als der nicht correspondirende Staatsbürger, der dadurch weniger zu den allgemeinen Kosten beizutragen hat, also bevorzugt wird.

Mehrere Staaten haben deshalb die Posten von dem Finanzministerium getrennt, und wenn sie hier auf ihre Vorrechte, Monopole und Zwangsgesetze verzichten, den wirthschaftlichen Kräften durch freie Bewegung des Verkehrs sich zu entfesseln erlauben, so gewinnt der Nationalreichthum in erhöhtem Maße, wenn auch die Gebühren dann weniger einbringen.

So weit wären wir also mit der Geschichte des Postwesens gekommen, wobei wir unser deutsches Vaterland hauptsächlich im Auge gehabt; wie das deutsche Postwesen selbst sich in seinen einzelnen Theilen gestaltet hat, wäre der Gegenstand einer zweiten Untersuchung.

Die deutsche Postreform selbst hat die heutige Post zu einer gemeinnützigen Anstalt, zu einer Volkseinrichtung gemacht, welche Bildung, Wohlstand, Freiheit für alle erstrebt. Auch dem Aermsten ist der Briefverkehr in die Ferne gestattet; sie vermittelt durch die Zeitungsbeförderung die Ausbreitung der Gesittung und des Wohlstandes, sie entwickelt die Schöpfung einer Weltanstalt, wie einmal deutsches Wesen und deutsches Denken die Gesammtheit unserer Erde stets umfaßt. Wenn die Menschen einen gewaltigen Fortschritt in unserer Zeit gemacht haben, um die Kräfte der Natur dem Dienst des Geistes unterzuordnen und sich ihrer mehr wie je zu bedienen,

ſo muß jeder Pulsſchlag der Civiliſation, der ſich in erweiterten Kreiſen bewegt, als ſegenverheißend begrüßt werden. Iſt ja in Großbritannien im Jahre 1862 die Zahl der beförderten Briefe auf 615 Millionen geſtiegen, 12 Millionen mehr wie im Vorjahre. In England kommen demnach auf den Kopf der Bevölkerung 24 Briefe, in Schottland 19, in Irland 9, und wenn die Zahl der Briefe einen Maßſtab der Bildung und des Verkehrs abgibt, ſo wollen wir hinzufügen, daß in Frankreich 7, in Preußen 7—8, in Baiern 5—6 und in Oeſterreich 2 Briefe auf den Kopf der Bevölkerung kommen. Sowie ein Ort in England anfängt, hundert Briefe wöchentlich zu erhalten, wird eine Poſtanſtalt daſelbſt errichtet. Nicht blos in den Straßen der Städte, ſondern auch an den Kreuzwegen des flachen Landes ſtehen eiſerne Säulen mit Briefkaſten darin, die ſelbſt in einſamern Gegenden unbeſchädigt geblieben. Von 900000 eingetragenen Briefen ſind im vergangenen Jahre nicht mehr als zwölf verloren gegangen. Mit dem 1. September 1861 iſt eine wichtige Neuerung eingetreten: die Poſt hat Sparkaſſen eingerichtet. Jetzt kann jeder bei 300 Poſtämtern Einlagen machen, die von 1 Schilling bis auf 30 Pf. St. gehen, und wenn ſie den Betrag von 1 Pf. St. erreicht haben, mit 2½ Procent verzinſt werden. Die Poſt legt die empfangenen Gelder bei der Kaſſe der conſolidirten Schuld mit 3 Procent an und das überſchüſſige halbe Procent deckt die Verwaltungskoſten. Dieſe Einrichtung hat ſich ſehr bewährt, da der Beſitz eines ſolchen Poſtſparkaſſenbuchs den Vortheil hat, daß man ſich den darin verzeichneten Betrag bei jeder Poſtanſtalt bezahlen laſſen kann. Dabei iſt von keinen Extraausgaben die Rede und alle Briefe darüber ſind frei.

Solche Anſtalten ſind die Blüten und Früchte einer gründlichen, wirthſchaftlichen Cultur und Bildung und müßten auch bei uns eingeführt werden, um bequem und leicht ohne Zeitverluſt jedem aus dem Volke die Möglichkeit zu gewähren, ſeine Erſparniſſe anzulegen.

Sitten und Gebräuche der holſteiniſchen Bauern.

Von H. A.

I.

Die gewiſſermaßen iſolirte Lage des Herzogthums Holſtein zwiſchen zwei Meeren bringt es mit ſich, daß die Bewohner deſſelben manche Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche angenommen und bewahrt haben, wie wir ſie im übrigen Deutſchland nicht wiederfinden.

Natürlich haben wir es hier nur mit dem Bauernſtande zu thun, da die Bildung in den Städten der anderer Städte vollkommen gleich ſteht.

Der holſteiniſche Bauernſtand theilt ſich nach Grund und Boden, den er bebaut, in Marſchbauern, Geeſt- oder Heidebauern und Moor- oder Torfbauern.

Dieſe drei Klaſſen halten ſich ebenſo ſtreng voneinander als in unſern Staaten die Ariſtokratie, der Mittelſtand und die Plebejer. Sie kommen nur in Geſchäftsangelegenheiten zuſammen und es geſchieht nur höchſt ſelten und ausnahmsweiſe, daß ſie durch Heirath in verwandtſchaftliche Verhältniſſe miteinander treten. In ſolchem Falle iſt niemals ein körperlicher Vorzug, ſondern immer das Vermögen entſcheidend. Beſonders gilt das von der Ariſtokratie des holſteiniſchen Bauernſtandes, von den Marſchbauern, gegenüber den beiden andern Klaſſen. Dieſe beiden letztern nähern ſich einander ſchon mehr.

Jeder Marſchbauer iſt ein kleiner Kröſus auf ſeinem iſolirt gelegenen Bauernhofe, gegen welchen mancher von unſern Rittergutsbeſitzern ſein Eigenthum ſofort vertauſchen würde. Der Reichthum hat ihn aber im höchſten Grade übermüthig und bauernſtolz gemacht. Auf jeden Nichtmarſchbauern ſieht er mit Mitleid herab, ohne ſich indeſſen über ſeinen Stand als Bauer zu erheben. Mit großem Selbſtbewußtſein nennt er ſich nicht etwa einen Oekonomen, wie dies bei uns die reichern Dorfbewohner zu thun pflegen, ſondern einen „Bauer", und ſo wird er auch von ſeinen Untergebenen genannt. „Ik bin ein Bur" („Ich bin ein Bauer"), ſagt er, ſich brüſtend, dem reichen hamburger Handelsherrn gegenüber, und läßt im erſten Hotel die Champagnerpfropfen ſpringen.

Je reicher er iſt, je ſtolzer iſt er in der Regel auch.

Wenn vor etwa zwanzig Jahren noch der Marſchbauer mit ſeinem Geſinde an Einem Tiſche ſpeiſte, in Einer „Döns" (Stube) wohnte, ſo iſt das heutzutage ein überwundener Standpunkt. Jetzt darf der Dienſtbote kaum in das Wohnzimmer treten. Nur noch in einigen wenigen Marſchdiſtricten haben ſich die alten Sitten aufrecht erhalten. Die meiſten Bewohner der Marſchen laſſen ihre Töchter jetzt „in der Stadt" in höhern Töchterſchulen ausbilden, ſodaß aus gut-

müthigen Bauerdirnen nunmehr den Städterinnen ebenbürtige Fräulein geworden sind. Es ist daher auch erklärlich, daß die Dienstboten in solche Gesellschaft nicht mehr passen, und daß auch die Geest- und Moorbauern, wenn sie Korn oder Stroh zu kaufen kommen, meistens auf der Diele abgefertigt werden.

Anders steht es umgekehrt. Kommt ein Marschbauer in Geschäften zu einem Geest- oder Moorbauern — ein Fall, der allerdings nur selten eintritt —, so empfängt ihn dieser, der sich durch solchen Besuch außerordentlich geschmeichelt fühlt, mit kriechender Zuvorkommenheit, nennt ihn „Herr" und weiß kaum Rath zu schaffen, sich der hohen Ehre dieses Besuchs würdig zu zeigen.

Treten wir, verehrte Leser, einmal bei einem Marschbauern ein.

Im Prunkgemach hat sich eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; außer dem Prediger und Schullehrer, den Anverwandten und nächsten Nachbarn rechts und links, sind noch viele aus dem Dorfe eingeladen und haben sich auch eingefunden. Die Gesellschaft besteht also außer der Geistlichkeit nur aus Ebenbürtigen.

Betrachten wir uns zunächst einmal das Zimmer mit seinen Möbeln! Wir glauben nicht in der „Döns" eines Bauern zu sein. Die feinsten Glanz- oder Sammttapeten zieren die Wände, die feinsten Atlas- oder Damastgardinen, von Goldleisten gehalten, schmücken die Fenster, der Fußboden ist polirt, die Möbeln, darunter das tafelförmige Fortepiano für die in der Pension erzogene Tochter, von Mahagoniholz. Nichts fehlt hier, was das Prunkgemach eines reichen Städters nur irgend aufzuweisen hat; im Gegentheil findet der bäurischen Geschmacklosigkeit gemäß eine Ueberfüllung statt. Der Reichthum des Besitzers muß sichtbar werden, und aus diesem Grunde hat die Hausfrau auch heute ihre an schwerer Goldkette hängende Uhr umgethan. Man wäre geneigt, ein solches Zimmer für ein Magazin zu halten, denn der Reichthum an Porzellan, Gold- und Silbersachen wetteifert mit dem der Möbeln.

Die Unterhaltung wird größtentheils in hochdeutscher Sprache geführt. Vor dem Kaffee — denn man versammelt sich etwa gegen 2 Uhr — bieten die Landwirthschaft und landwirthschaftliche Gegenstände den Stoff der Unterhaltung; in jetziger Zeit wird jedoch fast ausschließlich politisirt.

Man darf seit dem Einmarsch der sächsischen und hannoverischen Truppen seine Meinung wieder frei äußern und man macht von dieser Freiheit den ausgedehntesten Gebrauch. Von dem unversöhnlichen, man darf sagen fanatischen Haß der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen (der in den Städten allerdings größer ist als auf dem Lande) macht man sich im übrigen Deutschland kaum einen Begriff, und es wird der Diplomatie in aller Ewigkeit nicht gelingen, das Land mit Dänemark wieder zu vereinigen und auszusöhnen.

So geldgierig der Bauer auch ist — für die Befreiung seines Landes von dem Joch der Dänen opfert er freudig alles. Es müßte indeß erst ziemlich schlimm werden, ehe ihm der Druck des Kriegs fühlbar würde. „Wir haben vor funfzehn Jahren die sämmtlichen Bundestruppen ernährt" — so hörten wir kürzlich einen Marschbauern renommiren —, „und haben nichts davon gespürt; und wir würden es auch nicht gefühlt haben, wenn sie noch dreimal drei Jahre hier gewesen wären! Wir hätten auch alles gern gegeben, wenn wir nur gesiegt hätten!"

Doch wieder zu unserer Gesellschaft zurück!

Der Kaffee wird aufgetragen und was für ein Kaffee! Dazu feines Backwerk, Bisquit, Torten u. dgl. m. An solchem Tage darf man nicht knauserig sein, denn die Gäste könnten hinterdrein die Speisen und Getränke bekritteln.

Die Herren zünden sich sodann Cigarren an, die in bester Qualität und größter Quantität auf dem Tische in Bereitschaft stehen, und begeben sich hinaus, um den Viehstand in Augenschein zu nehmen. Es wäre eine große Beleidigung und ein unverzeihliches Vergehen wider den Anstand, wollte jemand zurückbleiben; denn der Gastgeber will hören, daß man sein Vieh lobt, daß auch der Nachbar es lobt, der es doch so gut kennt wie sein eigenes.

Holländische übertriebene Reinlichkeit ist allbekannt; hier der Stall des Marschbauern steht hinter derselben nicht zurück. Tritt näher, lieber Leser und sei unbesorgt, deine glänzenden Stiefeln werden nicht im geringsten beschmutzt! Und was für Vieh bekommst du hier zu sehen! Du mußt selbst als Städter deine Freude daran haben! Betrachte dir diese prächtigen, großen, schweren Pferde; diese vollsaftigen Marschkühe mit ihren außerordentlich großen Eutern; diese noch magern, aber immer schon kolossalen jütländer Ochsen, die erst im nächsten Sommer auf der Weide sattgrasen sollen, diese 3—600 Pfund schweren Schweine, —

du staunst und glaubst dich auf einem Edelhofe zu befinden!

Manche Bauern haben 20—30 Zugpferde, mehrere Füllen, 10—30 Ochsen, gegen 20 milchgebende Kühe und eine Menge sogenanntes Jungvieh.

Kein Stück bleibt bei der mit großer Gemüthsruhe vorgenommenen Rundschau unbesehen und jedes bekommt sein Zeugniß: mittelmäßig — gut — vollkommen. Hat man sodann auch noch Maschinen, Wagen und Geschirre in Augenschein genommen und in ähnlicher Weise besprochen, so begibt man sich wieder in das Zimmer, um den Frauen das Feld zu räumen, die ebenfalls vieles zu besichtigen haben, wenn auch andere Gegenstände als diejenigen, welche die Theilnahme des männlichen Personals so sehr in Anspruch nahmen. Die Hausfrau öffnet Küche, Keller und Vorrathskammern, Kisten und Kasten und Schränke und theilt ihren Freundinnen diese und jene Methode des Einmachens und Aufbewahrens mit; sie zeigt ihnen ihren Flachs und ihre Leinwand und nimmt die obligaten Lobsprüche wohlgefällig entgegen.

Mittlerweile hat der Hausherr die Spieltische geordnet und es vergeht mindestens eine Viertelstunde, bevor man sich über die Wahl eines Spiels geeinigt hat: L'hombre, Whist, Solo, Fünfkarten, Luran oder Stoßen.

Während des Spiels, an dem sich auch die Frauen mehr oder minder betheiligen, wird Wein, Punsch oder Grog gereicht. Die jüngern und nichtspielenden Damen unterhalten sich über Literatur und Haushaltsangelegenheiten, musiciren oder beschäftigen sich mit feinen Handarbeiten.

Gegen 7 Uhr wird das Abendessen servirt, an welchem der feinste Gourmand nichts auszusetzen haben würde. Dasselbe gibt aber auch der Hausfrau wieder Gelegenheit, ihren Reichthum an dem glänzenden Leinen- und Silberzeuge zu zeigen. Man würde sich überall vergebens nach etwas Tadelnswerthem umsehen, es sei denn vielleicht die allzu große Mannichfaltigkeit der Gerichte, die indeß der Kochkunst und dem Geschmack der Hausfrau alle Ehre machen. Und der Hausherr setzt seine Ehre darein, seinen Gästen ein Glas Wein zu präsentiren, nicht aber etwa nur Eine Sorte, das würde für einen holsteinischen Marschbauern ungeziemend sein — nein, verschiedene Sorten und zwar der feinsten Art.

Indeß gibt es auch noch viele Bauern, die an solchen Neuerungen keinen Theil nehmen und bei denen noch die alten patriarchalischen Zustände herrschen. Besonders ist dies in den Häusern der Fall, wo noch die Großältern das Regiment in Händen haben, die kopfschüttelnd auf das Treiben der jüngern Generation blicken und mit Argusaugen die Truhen mit den Geldsäcken bewachen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Der Mensch und die Gesundheit.

Die Bibel spricht von einer Sünde, durch welche der Mensch das Paradies verloren hätte; diese Sünde war ein verbotener Genuß. Die Kirche hat mit der Bibel diese Sünde auf die moralische Welt bezogen und läßt als Strafe und Buße die Arbeit eintreten. Wir können heute dieses Dogma auf die Grundwahrheit zurückführen, nicht aber durch die Theologie, sondern durch die medicinische Wissenschaft. Die Heilkunde wird Erklärerin der Bibel; der psychologische Arzt wird der Commentator jener biblischen Sage wie des auf ihr begründeten Dogmas von der Erbsünde.

Der Apfel ist im Sinne der Bibel nur Symbol für das dem Körper nicht Zuträgliche. Mit dem Genuß eines solchen, der den Menschen über seine Natur erhebt, die von der Natur angelegte Organisation über ihr Maß hinaus steigert — die Bibel sagt: „Ihr werdet sein wie Gott!" — mit diesem Genuß hat sich ein Krankheitsstoff im Menschen einzubürgern angefangen, der fort und fort wuchernd in Kind und Kindeskind den normalen Entwickelungszustand verändert und Heilmittel verlangt, welche ihn möglichst wieder herbeiführen. Ein solches Heilmittel ist nun die Arbeit. Daß mit jenem Aufhören der normalen Entwickelung, mit der nun erblich gewordenen Krankheitsanlage auch eine Veränderung des moralischen Verhaltens im Menschen vor sich gegangen, ist nach unserer heutigen Erkenntniß nur folgerichtig. Diese Veränderung ist indeß nur die Folge des durch den Genuß eines Unzuträglichen krankhaft erregten Körperzustandes, und wer will, mag die ersten Kapitel der Bibel in diesem Sinne auffassen.

Diese Betrachtung kam uns bei der Lektüre eines Buches: „Die physische Lebenskunst von Dr. Klencke" (Leipzig, Kummer, 1864), das in fünf Lieferungen erschienen ist. In klarer Weise schildert es den richtigen Aufbau des Menschen, der „das Paradies der absoluten Gesundheit verloren hat", nach den Gesetzen der Natur, wie die neuesten Forschungen sie uns erschlossen haben. Dankbar neigen wir uns vor jenen Männern, welche in jahrelangem unermüdlichem Forschen den Bau des menschlichen Körpers studirt und mit Hülfe der vervollkommneten Instrumente in Anatomien und Laboratorien voll gedrückter, ungesunder Luft der Gesund-

heit des künftigen Geschlechts vorgearbeitet haben. Und nicht minder dankbar begrüßen wir Werke wie das gegenwärtige, welche es unternehmen, in allgemein verständlicher Weise einem jeden die Lebenskunst zu lehren.

Es gehört zu den schönsten Errungenschaften der heutigen Naturwissenschaft, daß sie — und durch sie auch jede andere Wissenschaft — nicht mehr für bestimmte, in sich abgegrenzte Kreise allein arbeitet, sondern jeden Fortschritt zugleich für die Allgemeinheit thut. Wir sind auf dem Punkte angekommen, wo das genossenschaftliche Wesen nicht nur im gewerblichen Leben zu freier Geltung gelangt, nein, durch alle menschlichen Verhältnisse hindurchgreift. Die Natur ist auch hier unsere große Lehrerin geworden. Sie zeigt uns, wie ein gesundes Wirken, indem es für sich schafft, zugleich die andern fördert.

Die erste Sünde gegen die Natur, der Genuß eines dem Menschen nicht Zuträglichen, wird heute noch von der Mehrzahl der Menschen nur zu oft begangen. Die angeborene, erbliche Krankheitsanlage steigert sich deshalb fortwährend und entfernt die Menschheit, besonders der Culturstaaten, immer weiter von jenem normalen Gesundheitszustand, in welchem der Mensch wie die Pflanze und das Thier aus der Hand der Natur kam. Thier und Pflanze werden gleichfalls wie Luft und Boden durch diese Cultur angegriffen und äußern ihre nachtheiligen Einflüsse auf den Menschen.

Wie ist dieser fortschreitenden Verkrankung der Menschheit abzuhelfen? Das ist die wichtige Frage, welche sich der Arzt heutzutage vorlegt und die zu erörtern sich unser Buch angelegen sein läßt.

Das „vielleicht einzig wirksame Heilmittel" bei Krankheiten ist „die Naturheilkraft, welche der Arzt nur richtig zu leiten hat", um dem Menschen wieder aufzuhelfen. Wie kann das aber geschehen, wenn die Naturheilkraft im Menschen eine geschwächte ist, sei es durch Erblichkeit oder im eigenen Leben erworben? Die erste Pflicht eines jeden ist also, seinem Körper die Naturheilkraft in solchem Fall in möglichst normaler Weise wiederzugewinnen! Das kann aber nur geschehen, indem man „der Natur die Gesetze ablauscht, nach denen sie arbeitet und erhält".

Richtiges Verdauen und richtiges Athmen sind die beiden Hauptsachen, für welche der Mensch zu sorgen hat. „Das Athmen ist der Haupterreger des lebenswichtigen Stoffwechsels" — und „die Athemzüge stehen immer in dem natürlichen Verhältniß zum Pulsschlag", zur Circulation des Blutes also, dieser gemeinsamen Bildungsquelle aller Körpertheile. Gesundes Blut hinwiederum entsteht durch richtige Verdauung. Reine Luft und richtige Wahl der Nahrungsmittel, das sind die beiden Hauptfactoren eines gesunden Körpers. Man beherzige, was der Verfasser von den Luftbädern sagt, von Morgenpromenaden und Vereinen, welche sich für solche hier und da schon gebildet haben, um einen gewissen Zwang auf den stets schwachen Menschen auszuüben. Er ist heute wie immer nöthig.

Außer den Luftbädern empfiehlt der Verfasser Licht- und Sonnenbäder. Denn der Mensch ist nicht blos wie die Pflanze ein athmendes, auch nicht blos wie das Thier ein vorzugsweise verdauendes Geschöpf, sondern auch ein geistiges. Sein Gehirn- und Nervenleben verlangt solche Lichtbäder. „Das Gehirn ist lichthungerig." Das Auge erkrankt, wo man ihm diese Nahrung entzieht. Mit dem nicht mehr oder nicht hinlänglich gereizten Auge aber, dessen Nerv mitten in das Gehirn eintritt, hört auch die richtige Thätigkeit des Nervenlebens im Gehirn zunächst auf und „es erkranken Leib und Seele".

Von den nicht minder wichtigen Wasserbädern haben wir nicht erst nöthig zu reden, ebenso wenig vom Baden der innern Organe durch den regelmäßigen Genuß reinen, frischen Brunnenwassers. Es möge dieses Wenige genügen, um auf das Werk des bereits durch manche Schriften rühmlichst bekannten Verfassers hinzuweisen. „Das Schicksal der Menschen liegt tief verborgen in einem Geheimniß des Naturchemismus und der Lebenskraft", sagt er. „Ein jeder schöpft im Schos der Mutter die Elemente für sein ganzes Leben, für Zukunft und Dauer, für Fähigkeiten und Triebe, Glück und Unglück." „Nach dem Eintritt in das Licht der Welt thun dann die äußern Einflüsse und Verhältnisse das Ihrige, um auf das Fundament des Lebens und dessen Entfaltung modificirend einzuwirken." Und hier eben ist das Feld der „physischen Lebenskunst" — hier ist das Feld der lohnendsten Arbeit, wirklich eine Buße für ererbte oder erworbene Uebel — aber auch nur in diesem Sinne eine Buße — keine Strafe etwa, sondern eine Naturnothwendigkeit, eine natürliche Reaction gegen ein der Natur des Menschen nicht entsprechendes Aufgenommene — nichts weiter!

„Arbeit und Beruf sind Lebensfunctionen für den Menschen" wie Athmen und Verdauen, und dienen gleich diesen zu seiner Gesundheit.

Lebensblicke

von Ludwig Habicht.

Viele Menschen sind wie Drehorgeln nur auf einige Stücke gestellt und spielen sie leichtsinnig genug hintereinander ab.

* *

Gerade wer friedlich leben will, muß sich gegen vieles zur Wehr setzen und seine Umgebung daran gewöhnen, nicht das Allerheiligste seines Herzens plump anzutasten.

* *

Wunderbar genug liegt über der ganzen Natur so oft etwas Feiertagmäßiges, und doch ist's bei ihr immer Werkeltag, denn sie geht nie müßig.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Scenen aus dem englischen Landleben.

1. In einem reichen Hause.

M. S. — „Die Provinz Kent ist der Garten Englands", sagte ein Herr zu mir, als wir, im Eisenbahnwagen uns von London entfernend, die Richtung nach jener Gegend einschlugen. Mir war dies lieb zu hören, denn gerade in Kent sollte ich einer freundlichen Einladung zufolge die schönen Maitage auf dem Lande zubringen.

Die Dämmerung brach eben herein, als ich in Tunbridge-Wells ankam und in den eleganten Wagen stieg, den englische Gastfreundschaft mir auf die Eisenbahnstation gesandt hatte. Daß die Landschaft sehr bergig sei, war alles, was ich der zunehmenden Dunkelheit wegen sehen konnte. Ich unterhielt mich daher mit Vermuthungen, wie wol das Haus und die Lebensweise eines der reichsten Engländer der Provinz Kent — denn als solcher wurde Mr. Blake von allen Seiten bezeichnet — beschaffen sein möchten. Ich hatte Mr. und Mrs. Blake in London kennen gelernt, wo ich fast täglich ihr Abendgast gewesen war, jetzt sollte ich sie auch auf ihrem Landsitz besuchen, wohin sie mich dringend und freundlich eingeladen hatten, um einen Theil des Frühlings dort zu verleben. Jedenfalls erwarteten mich angenehme Tage, und mit Wohlbehagen sah ich die schweren eisernen Parkgitter sich vor dem ankommenden Wagen öffnen und denselben gleich darauf am Hause still halten. Eine glänzende Helle strahlte mir durch die weitgeöffneten Thüren aus der prachtvollen Vorhalle entgegen, deren glattpolirte Marmorwände den Schein der Gaslichter wiederzugeben schienen und in der jetzt der Herr und die Dame des Hauses mir entgegentraten, um mich zu begrüßen. Bald darauf wurde mir ein Zimmer angewiesen, wo ich bereits mein Reisegepäck vorfand und in dem mir ein behagliches Kaminfeuer mit bequemem Armstuhl davor entgegenwinkte. An moderner Eleganz habe ich diesem Zimmer Aehnliches nur im königlichen Schlosse gesehen. Schwere seidene Vorhänge fielen von dem großen Himmelbett und den Fenstern herab; roth und grüne Wachslichte brannten auf dem prächtigen Marmorkaminsims, über dem die besten Copien Murillo'scher Bilder hingen und auf dem eine Marmorbüste von Murillo selbst stand, weshalb dieses Zimmer „Murillo-Room" genannt wird. Der Toilettentisch, welcher zwischen den Fenstern stand, war mit Rosa und Weiß bekleidet und bot alle jene Luxusgegenstände dar, welche die verfeinerte Gesellschaft in England als unentbehrlich zu ihrem Comfort bezeichnet, während der Waschtisch, ebenfalls vom glänzendsten Marmor, mit vielem zierlichen Geschirr decorirt war, welches sämmtlich den Stempel der Werkstätten von Sèvres trug und an Feinheit der Masse und geschmackvoller Malerei seinesgleichen suchte. Ein Schreibtisch in einer Fensternische, ein Sofa und ein von der Decke bis zum Fußboden reichender Spiegel, mit brennenden Kerzen davor, vervollständigten die geschmackvolle Einrichtung. Schnell ging ich daran, meine Reisekleidung gegen ein Gesellschaftskleid zu vertauschen, und stieg, als die Tafelglocke rief, in den Speisesaal hinab, wo ich den Herrn und die Frau des Hauses ebenfalls in erneuerter Toilette vorfand.

Das Dinner war reich und kostbar; die lebhafte Unterhaltung drehte sich, der Anwesenheit der Bedienten wegen, nur um Politik und sociale Zustände. Erst bei dem Dessert, als die dienenden Geister verschwanden, ward sie persönlich und vertraulich. Die Art und Weise, wie ein solches Dessert servirt wird, bildet überhaupt eine Eigenthümlichkeit des englischen Dinner. Geschirre, Tischtuch und Servietten werden abgenommen, ein kurzes Tischgebet gesprochen und ohne Tischtuch werden nun zahllose Delicatessen, Früchte, Kuchen, Eingemachtes, Nüsse, Mandeln und die auserlesensten Weine auf die glattpolirte Tischplatte gesetzt. Dies ist im Grunde die einzig vergnügliche halbe Stunde beim englischen Dinner. Der Zwang schwindet, jeder gibt sich wie er ist, und sagt was er denkt, beim perlenden Schaum des Champagners, bis die Herrin des Hauses sich erhebt und die Damen in den Salon führt, wohin die Herren erst zum Thee nachfolgen.

Als ich am andern Morgen erwachte und die Sonne, dieser seltene Gast in England, klar und freundlich ins Zimmer schien, hatte ich durch das weitgeöffnete Fenster einen herrlichen Blick auf die entzückende Umgegend, welche einen beständigen Wechsel von Thälern und Bergen zeigte. Auf dem höchsten der letztern steht das Haus in Ravenspark, der sich auf einem sanften Abhange mit seinen frischen Baum- und Rasenpartien an weite Felder und Wiesen schließt. Nach dem um 9 Uhr stattfindenden Frühstück forderte mich Mr. Blake auf, seine Parks, Gärten und Treibhäuser zu besichtigen. Ich fand nun, daß fast sämmtliche Bosquets aus fremdländischen Ziersträuchern bestanden und daß besonders viele Nadelholzbäume und Büsche, welche, einzeln auf den Grasplätzen stehend, den Schatten zu dem lichtgrünen Rasen bildeten, von tadelloser Schönheit und, wie ich hörte, meist aus Spanien, Frankreich und Deutschland gekommen waren. Unter den Treibhäusern erregten die großen Weinplantagen in den Glasgalerien meine besondere Aufmerksamkeit. Die Weintraube erreicht in England im Freien niemals die gehörige Reife; Sonnenlicht und vor allem anhaltende Wärme fehlen dort; und soviel auch durch große Schiffsladungen aus Spanien mit Kisten dort erzeugter Trauben der Vorliebe der Eng-

länder für dieſe Vorſchub geleiſtet wird, ſo haben doch die Reichen und Begüterten faſt alle ihre eigenen Weintreibhäuſer. In Ravenspark fand ich dieſe Anlagen im großartigſten Stil hergeſtellt. Vier verſchiedene lange Glashäuſer waren auf der Höhe des Bergs ſo erbaut, daß ſie jeden Sonnenſtrahl ſofort auffangen mußten. Die Heizung aber war in allen vier Abtheilungen völlig verſchieden. In Nr. 1 war eine mäßige Zimmerwärme, auch waren die Weinſtöcke dort nur eben belaubt; Nr. 2 war in voller Blüte und natürlich wärmer; Nr. 3 hatte bereits Trauben angeſetzt, während in Nr. 4, wo die Hitze faſt überwältigend wirkte, die Weintrauben völlig ausgebildet waren und nur noch weniger Wochen bedurften, um als Meiſterſtücke der Gartenkunſt im Mai auf der Tafel zu erſcheinen. In allen vier Häuſern befanden ſich Waſſerbehälter, damit deren Inhalt die entſprechende Temperatur annehme, da die Weinſtöcke und auch das Laub bei der ſtarken künſtlichen Wärme vermittels großer Spritzen beſtändig feucht gehalten werden müſſen. Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß in England faſt während des ganzen Jahres friſche Weintrauben vorhanden ſind; denn meiſtens conſervirt man die letzten durch geſchicktes Hängenlaſſen am Stocke ſo lange, bis die erſten des neuen Jahres reif werden. Die ungetheilte Bewunderung, die ich über dieſe vortrefflichen Einrichtungen äußerte, ſchien dem Beſitzer Vergnügen zu machen; als ich aber hinzufügte, daß auch zu all dieſem Luxus großer Reichthum erforderlich ſei, meinte er: „Es iſt wahr, ich bin reich (wie ich aus ſicherer Quelle hörte, belaufen ſich die jährlichen Einnahmen dieſes Herrn auf 250000 Thaler), aber ich war es nicht immer. Mein Vater war Arzt, hatte kein Vermögen, wol aber zwölf Söhne und zwei Töchter. Mit vierzehn Jahren verließ ich ſein Haus, um als Lehrling in ein Bankiergeſchäft zu treten. Alles, was mein Vater mir mitgab, war dieſes Goldſtück, das ich zum Andenken an meine frühere Armuth beſtändig bei mir trage.“ (Mr. Blake zeigte mir hier eine in weißes Handſchuhleder genähte Guinee.) „Nach ſechs Jahren betheiligte ich mich mit meinen erſten geringen Erſparniſſen an einem Schiffe, welches Weine von Spanien nach England führte; meine Einnahmen verdreifachten ſich; ich konnte in immer größere Handelsunternehmungen treten und gewann durch günſtige Weinernten in Spanien oft das Zehnfache von dem, was ich ausgelegt hatte, und heute, nach vierzig Jahren unausgeſetzter Mühe und Arbeit, iſt ein großer Theil der Weinplantagen Andaluſiens mein Eigenthum; ich habe Kohlen- und Erzgruben in Newcaſtle und Wales und außer meinen Beſitzungen hier in Kent noch bedeutende Ländereien in Jamaica. Dennoch“, ſetzte er mit einem gewiſſen Stolz hinzu, „habe ich mich noch nicht einmal von jener einſt mein einziges Eigenthum bildenden Guinee getrennt; oft als Knabe wollte ich ſie ausgeben, aber immer hielt es mich wie eine unerklärliche Macht davon zurück.“ Indeſſen waren wir bei dem prachtvollen Blumentreibhauſe angekommen, das mit ſeinen Spiegelſcheiben und weißen Vorhängen, welche je nach Bedürfniß Sonne zulaſſen oder abhalten, und ſeiner leichten Architektur eine beſondere Zierde des Parks bildet. Zwölf hohe mit Blumen bedeckte Camellienbäume ſtanden hier zwiſchen köſtlich duftender Orangerie, während Azaleen in allen Farbennuancirungen ſich reizend ausnahmen inmitten zierlicher Farrnkräuter, welche, in großen Steinſchalen ſtehend, aus Oſtindien hierher gebracht worden waren.

Deutſche Städte.

Lübeck.

1. Lübecks Architektur.

(Fortſetzung.)

Wir lenken die Aufmerkſamkeit des Leſers nun auf die Ueberreſte des ehemaligen Burgkloſters und treten durch eine kleine gewölbte Thür in einen ſchmalen, aber hohen Gang, der mit einem Kreuzgewölbe überſchlagen und durch eine kleine Fenſteröffnung über jener Thür erhellt iſt. Die Zierlichkeit der Gewölberippen, deren Schlußſtein einen reichverzierten, herabhängenden Zapfen bildet, ſowie die mit Laubwerk umgebenen Tragſteine, worauf ſich die Gewölbrippen ſtützen, geben dieſem kleinen, engen Raum ein ebenſo ernſtes als freundliches Anſehen und machen ihn zu einem würdigen Eingang des dahinterliegenden Kreuzgangs, zu dem man durch eine kleine ſpitzgewölbte Thür gelangt. Die Anlage dieſes Kreuzgangs iſt von durchaus eigenthümlicher Art. Es ſchließt ſich nämlich an die weſtliche Seite deſſelben ein Raum an, der durch zwei Reihen Kreuzgewölbe, die in der Mitte durch vier granitne Pfeiler mit einfachen Capitälern unterſtützt ſind, gebildet iſt. Zu dieſem Raum führen aus dem eigentlichen Kreuzgang fünf große Spitzbogenöffnungen mit ſorgfältig ausgeführten Backſteingewänden. Die an den Wänden, Bogenpfeilern und in den Ecken befindlichen zierlichen Tragſteine ſind mit Sculpturen, bibliſche Gegenſtände darſtellend, geſchmückt, welche leider durch häufiges Ueberweißen ſo ſehr verdorben wurden, daß viele Einzelheiten gänzlich verſchwunden ſind und man den urſprünglichen Zuſtand derſelben kaum noch beurtheilen kann. Die Schlußſteine der Gewölbe ſind mit gehauenen Roſetten geziert, die wie die Gewölberippen und die erwähnten Tragſteine urſprünglich wol im reichſten Farbenſchmuck geprangt haben. Eine kleine Thür führt von hier in das ehemalige Refectorium des Kloſters, deſſen gewölbte Decke, die in der Mitte durch eine Reihe Granitpfeiler mit verzierten Capitälern unterſtützt war, nicht mehr vorhanden iſt.

Ein wahres Kleinod jedoch enthalten dieſe Ruinen in einem Gemach, zu dem der Eingang in dem ebenerwähnten kleinen ſchmalen Gange befindlich iſt. Es beſteht aus vier Kreuzgewölben, in der Mitte auf einem Granitpfeiler ruhend, der mit einem hölzernen ſechsſeitigen Schranke, deſſen obere Fläche als Tiſchplatte diente, und oberhalb mit einer Krönung von

zierlichem Holzschnitzwerk umgeben ist, welches letztere mittels seiner bogenförmigen Rippen auf erstern sich gleichsam stützt und mit demselben in Verbindung steht. Die Tragsteine an den Wänden sind ebenfalls mit mancherlei Sculpturen geschmückt. Die Hauptzierde dieses Raums aber ist der Fußboden, welcher mosaikartig aus einzelnen schwarzen, weißen und rothen Steinchen in künstlich verschlungenen geometrischen schwarzen und weißen Figuren auf rothem Grunde zusammengesetzt und mit bewundernswürdiger Sorgfalt ausgeführt ist. Er besteht aus zwei Theilen, von denen die Felder des einen quadratisch, die des andern rautenförmig von verschiedenen Zeichnungen sind. Beide Theile sind mit einem ähnlichen Rande eingefaßt und durch ein Band in der Mitte des Zimmers voneinander getrennt. In den Ecken und da, wo das mittlere Band sich mit demselben verbindet, ist der Rand mit runden Rosetten geziert, die auf schwarzem Grunde weiße Figuren enthalten. Die schwarzen und rothen Steinchen der Mosaik bestehen aus gebranntem Thon, die weißen Felder aber aus Gips, womit auch sämmtliche Steinchen aneinandergefügt sind. Trotz des hohen Alters dieses vortrefflichen Bauwerks — der Bau des Klosters begann 1227 —, das vielleicht im Ausland bekannter und geschätzter sein dürfte als in Lübeck selbst, und trotz des Schmuzes und Staubes, womit dasselbe leider jetzt bedeckt ist, hat sich die Frische und Lebendigkeit der Farben erhalten.

An den Außenmauern dieses Klosters findet sich, der Burgstraße zugekehrt, in den grinsenden Gesichtern eine sehenswerthe alte Ziegelarbeit. Der Sage nach ließen die Mönche jenes Klosters diese lachenden, die Zunge ausstreckenden Gesichter zur Verspottung der umwohnenden Brauer einsetzen, die dem Kloster seine Braugerechtigkeit schmälern wollten. Einige Schritte weiter, dem Thore zu, erblickt man am Eingang des Marstalls oberhalb der Thorwölbung eine drollige Musikantengruppe; die Figuren gehören zu dem Besten, was in Lübeck von Holzschnitzwerken erhalten ist. Auch die beiden Basreliefs in Sandstein unter dem Schwibbogen bei der Kanzlei sind bemerkenswerth. Aehnliche und wohlbeachtenswerthe alte Bauwerke finden sich häufig, und überdies ist die ganze Stadt reich an schönen und alten Gewölbeconstructionen, von denen wol der Rathsweinkeller obenansteht.

Wir enden bei dem Holsteinthore. Hier erblickt man unweit des Bahnhofs ein aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts stammendes, historisch wie künstlerisch interessantes Monument Lübecks, bei dessen Ausführung mehr Fleiß und Sorgfalt verwendet worden als zu dessen Erhaltung. Dies echt deutsche Kunstwerk ist eine Art Zwinger und besteht aus zwei kolossalen, umfangreichen Thürmen, deren schlanke Spitzen mit Schiefer gedeckt und durch einen mit den schönsten Verzierungen versehenen Bogen zu einem Ganzen verbunden sind. Es ist ein imposantes Werk und als mittelalterlicher Backsteinbau ebenso bedeutend als die Porta-Nigra in Trier als römischer Quaderbau. Sowol in der Anlage wie in der Ausführung, selbst in den kleinsten Details, spricht sich die größte Einheit aus. Wie überall in dem gebirgslosen Norddeutschland ist das Material der gebrannte Ziegel: um aber den starr und kahl aufsteigenden Mauern den Schein der Leichtigkeit und des Durchbrochenen zu geben, hat man mit großer Kunst zierlich geformte und buntglasirte Ziegel zu den Ornamenten, Thür- und Fensterbogen verwendet, sodaß zwar ein phantastisches Steingebilde vor uns steht, das aber dennoch den Eindruck des Ernsten, Starken und Dauernden gewährt.

2. Die Künstalterthümer.

A. — Mitunter wird Lübeck das norddeutsche Nürnberg genannt, nicht ganz mit Unrecht. Wenn auch nicht jedes Haus in der alten Hansestadt, so hat doch manches eine künstlerische oder historische Bedeutsamkeit. Einige dieser Kunstalterthümer wollen wir dem Leser vorführen und mit der aus Holz geschnitzten Stube, kurzweg das „Fredenhagen'sche Zimmer" genannt, beginnen.

Dies schöne Schnitzwerk befindet sich gegenwärtig in dem Versammlungshause der Kaufmannscompagnie, unweit der Jakobinerkirche, und enthält in dem Raum von 22 Fuß Länge und 14 Fuß Höhe über 30000 Figuren und Porträts, sinnreich angebracht alt und kunstvoll ausgeführt. Es ist fast 300 Jahre und soll 40000 Mark Lübisch (16000 Thlr. Pr. C.) gekostet haben. Wenn auch diese Meinung der Sage gehört, so wird doch jeder gestehen, daß die Ausführung der Arbeit bedeutende Summen erheischte, da der Künstler mit drei Gehülfen zwölf Jahre, von 1573—85, daran arbeitete. Einige wollen die Arbeit dem in Husum geborenen und in Armuth gestorbenen Hans Brüggemann zuschreiben, demselben, der den Altarschrein in dem schleswiger Dom von 1514—21 verfertigte. Andere dagegen erheben, obgleich beide Arbeiten viel Aehnlichkeit miteinander haben, Zweifel gegen diese Ansicht. Der Name des Mannes aber, welcher der Kunst ein so bedeutendes Geldopfer brachte, wird in den Annalen Lübecks stets ehrenvoll seinen Platz behaupten. Es war der Rathsherr Fredenhagen, dessen Nachkommen sich in der Marienkirche durch den von ihnen geschenkten Altar ebenfalls ein bleibendes Denkmal setzten.

Gleich beim Eintritt ins Zimmer erregt die künstliche Thür unsere Aufmerksamkeit: sie kann auf beiden Seiten geöffnet und geschlossen werden. Der Gesammteindruck des Ganzen aber ist überraschendster Art. Ueberall, auch auf dem kleinsten Stückchen Holz, entsteht dem staunenden Auge ein neues Gebilde. Alles prangt noch, trotz des hohen Alters, in jugendlicher Frische. Die Wände sind aus hartem, braunem Eichenholz und enthalten in kleinern Abtheilungen, die jedoch in sechs Hauptreihen geordnet scheinen, die feinsten Holzschnitze, deren Schönheit und Vorzüglichkeit ihresgleichen suchen. Zwischen ihnen befinden sich noch überdies alabasterne Tafeln mit zum Theil recht niedlich gemeißelten Figuren.

Es ist eine bei den meisten Bildwerken der frühern Zeit sich wiederholende Erscheinung, die sich jedoch leicht aus dem Mangel einer umfassenden Bildung erklärt, daß selbst die geistvollsten Künstler sich arge Verstöße gegen Zeit und Geschichte in ihren Darstellungen zu Schulden kommen ließen. Auch unsers Künstlers Arbeiten sind nicht frei von dergleichen Misgriffen, es finden sogar Zeitverwechselungen statt. So läßt der Künstler auf der Tafel, welche das Jüngste Gericht darstellt, seiner Imagination freien Spielraum. Ueber einem gedoppelten goldenen Regenbogen nämlich erblicken wir, nach Dürer's Idee dargestellt, im Himmel die Dreieinigkeit; vor ihr kauern auf Wolken dichtgedrängte Gruppen, unter denen Maria und Luther genau zu erkennen sind. Unten auf der Erde aber sieht man in buntem Gemisch die Auferstandenen abgesondert. Die Guten, in kleiner Anzahl, werden von Engeln empfangen und geleitet; der Verdammten Zahl ist größer, und ergreifend hat des Künstlers Meißel den Ausdruck der Verzweiflung in ihren Gesichtern getroffen. Der Fürst der Unterwelt, an den vergoldeten Flügeln und charakteristischem Ausdruck erkennbar, ergreift die Verdammten bei den Haaren und Füßen und wirft sie — in den Rachen eines Walfisches. Die Menge der Figuren ist außerordentlich groß, es sind deren wenigstens 120. Und das alles auf einem Stückchen Alabaster von einem einzigen Quadratfuß!

Naturforschung und Culturleben.

E. Sch. — Wenn in Haydn's „Schöpfung" das „Es werde Licht!" aufflammt über das chaotische Düster — wenn in Méhul's „Joseph in Aegypten" der Morgengesang der Hirten vor den Zelten Jakob's unter den Palmen emporschwillt — wenn Goethe's Chor „Christ ist erstanden" in Faust's Seelennacht hereinflutet: dann tritt unwillkürlich, ein erhabenstes Bild, die Bibel vor uns, unser Ohr neigt sich lauschend den Tönen, die aus diesem Urquell der Poesie durch die Geschichte zu uns klingen — dann wacht es auf in uns wie in Freiligrath, als er sein schönes Gedicht träumte:

Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant — —

Mit sehr verschiedenen Augen und Stimmungen ist die Bibel betrachtet worden, für alle Zeiten, für jede Anschauung aber wird sie das merkwürdigste Geschichtswerk bleiben, aus dem der denkende Geist das Einst der Menschheit erkennen mag; das Buch, aus dem licht und lebendig für alle, die geglaubt und die nicht geglaubt haben, eine neue und doch uralte Welt aufsteigen wird. Bis dahin hat es aber noch gute Zeit. Indem man den Worten und Sagen der Bibel vor den Mythen aller andern Völker ein besonderes Gewicht beilegt, ist „dies Buch der Bücher" ein Gegenstand des Streits zwischen der Theologie und der Naturforschung geworden.

Hier Bibel, hier Materialismus! Hier Spott, hier Grimm! — Ironie und Witz auf der einen, Anklage und Verurtheilung auf der andern Seite. Würde doch dieser Kampf würdig geführt, würdiger des poetischen Buches und der Lehre der Neuzeit, welcher man mit Unrecht die Poesie abspricht!

„Es lebt der persönliche Gott; er schaffet und beherrschet das Weltall nach dem ewigen Gesetz seiner Weisheit und Güte; er erhält die sittliche Weltordnung und läßt das Leben des Geistes triumphiren über den Tod" — das ist der Satz, den ein uns vorliegendes Werk: „Dr. Böhner, Naturforschung und Culturleben in ihren neuesten Ergebnissen" (zweite Auflage, Hannover, Rümpler, 1864), zu erweisen bemüht ist. Recensionen, besonders aus schweizer Blättern, sind dem Werke vorgedruckt, welche über die erste Auflage sprechen und es allen empfehlen, die den rechten Weg wandeln wollen mit der Heiligen Schrift. Auch wir „begrüßen es mit Freude", nur aus einem andern Grunde als jene Recensenten. Dieses Werk ist uns nämlich ein Beweis, daß die Zeit naht, wo die Theologen nicht mehr blos Theologie studiren, sondern gemüßigt sein werden, sich auch um die Naturforschung zu kümmern; und wir empfehlen es darum gern nicht nur Theologen, sondern auch Laien um mancher Kapitel willen, welche die Ergebnisse der neuesten Forschungen zusammenstellen. Ungenügend ist dagegen die Geschichte des Materialismus. Seit wann rechnet man Nero oder Marat zu den materialistischen Philosophen? Was hat eine Lehre mit den Thaten und Worten Wahnsinniger zu thun? Das heißt das Christenthum verurtheilen, weil Alexander VI. und Torquemada Christen waren! „Das wissenschaftliche Sehen", sagt Dr. Böhner selbst an einer andern Stelle, „ist eine schwere Kunst, welche nur durch viele Uebung und Selbstbeherrschung erlangt werden kann. Je gründlicher der Wissenschaftsforscher, desto sorgfältiger wird er prüfen", und das ist ein wahres und von jeder Partei zu beherzigendes Wort! Da lockt es uns, auch ein klein Sprüchlein anzufügen zu den vielen, welche der Verfasser seinem Werke einverleibt hat. Der Apostel Paulus nämlich sagt im Ersten Briefe an die Gemeinde zu Korinth im 13. Kapitel und im 9. Verse: „Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk!" und gewiß um so größeres Stückwerk, je einseitiger das Wissen sich erhält und in je schwächerm Boden das Weissagen von dem Ende dieses oder jenes Dinges wurzelt. Also „Naturforschung und Culturleben" — studiren wir dieses alle, Theologen wie Laien! — und wenn es auch nur aus Werken geschieht, die, gleich dem vorliegenden, die Ergebnisse der streng wissenschaftlichen Forschung übersichtlich zusammenstellen (Kapitel II). Die dem Werke beigegebenen Tafeln zur Astronomie werden dabei unterstützen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 35.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Arzt und Gräfin. Novelle von Adeline Volckhausen. II. — Theophrastus Paracelsus. Von E. Schnellen. — Lucian und Voltaire. Von Richard Treitschke. II. — Sitten und Gebräuche der holsteinischen Bauern. Von H. R. II. — Der historische Kohlhase. — **Beiblatt:** Scenen aus dem englischen Landleben. 2. Klosterruinen. Die Königin von Frankreich. — Welche Einflüsse verwandeln den Menschen? — Deutsche Städte. Lübeck. 2. Die Kunstalterthümer. (Fortsetzung.)

Arzt und Gräfin.

Novelle von Adeline Volckhausen.

II.

So sehr Natalie auch im Stande war, sich mit sich selbst zu beschäftigen, weil eine wirklich selten reiche Bildung sie befähigte, die Stunden der Muße auszufüllen, so war sie doch eine durchaus gesellige Natur und liebte den Verkehr mit Menschen wie alle diejenigen, die große gesellschaftliche Talente besitzen. Ihre Einfälle, ihre treffenden Antworten, ihre ausgezeichnete Gabe, zu erzählen, ihre Liebenswürdigkeit überhaupt machte sie offenbar viel mehr zum Mittelpunkt eines jeden Kreises als ihr Rang, den sie niemals auch nur im mindesten geltend machte. Ihre Leiden schienen durchaus nicht ihren jugendfrischen Humor gedämpft zu haben und offenbar besaß sie ganz und gar keine Hinneigung zu einem beschaulichen Leben oder klösterlichen Sinnen, auf das sie viel mehr schien hingewiesen zu sein als auf die Freuden der Gesellschaft.

Ritter's Interesse an der schönen Kranken erwuchs zu einer Macht, die ihn selbst erschreckte. „Liebst du sie?" fragte er sich unzähligemal. „Thor, der du bist! Dies elende, beklagenswerthe Wesen und lieben!" Nein, nein, die Flamme der Leidenschaft war es nicht, aber es war eine Tiefe und Innigkeit in seinem Gefühl für Natalie, die nimmer der Liebe zu einem andern Weibe neben sich hätte Raum gegeben.

Einmal abends war er auch bei dem Grafen zu Gaste. Der Winter nahte sich bereits seinem Ende und eine milde Märzluft hatte Natalie heute mit ihrem Rollstuhl hinaus in den Garten gelockt. Sie war eine Stunde lang da auf- und niedergefahren und hatte hinübergeschaut nach dem Strom, an den der Garten grenzte, nach den nahen Bergen hin. Mochte es sein, daß die Luft sie angegriffen hatte oder daß trübe Gedanken über ihre verkümmerte Jugend sie heute beschlichen; sie sah bleicher aus als gewöhnlich, und auf Ritter's Frage nach ihrem Befinden antwortete sie in nicht ganz gelungen scherzendem Tone: „Ei, ich bin ja ein armer Krüppel, wie kann mir's da jemals gut gehen?"

„O mein Kind, sprich nicht so!" warf der Graf ein. „Nun wird es warm und wir können bald reisen, und dann, Natalie, wirst du sehen, wird alles gut werden!"

Sie schüttelte lächelnd mit dem Kopfe und sagte: „Aber wenn es nun nicht gut wird?"

„Warum diese finstern Gedanken?" nahm Ritter das Wort; „es sieht Ihnen gar nicht ähn-

lich, Comteſſe, ſich mit ſolchen Bedenken zu quälen."

„Ei ſo! Meinen Sie?"

„Man iſt gewohnt, Sie immer ſo heiter zu ſehen, daß man es faſt vergeſſen könnte, daß Sie eine Kranke ſind."

„Ach, ich ſelbſt vergeſſe es aber nicht! Sie halten mich vielleicht für leichtſinniger, als ich bin."

„Nein, das nicht, aber — vielleicht hielt ich Sie für glücklicher, als Sie ſind."

„Glücklich? Man ſoll niemand glücklich preiſen vor ſeinem Ende, wiſſen Sie. Davon wird uns ſchon als Kind ein lehrreiches Hiſtörchen erzählt, und mein Ende — —"

„Gott, Kind", warf der Graf geängſtigt ein, „wer redet von ſo etwas! Du mit deinen achtzehn Jahren! Du haſt abſonderliche Gedanken heute; das kommt von deiner einſamen Spazierfahrt. Ich werde dich in Zukunft begleiten."

„O, Papa, immer neben dem Seſſel die Terraſſe auf- und abzulaufen, das wäre doch gar zu langweilig! Ich kann ja leſen — ein Buch habe ich auch heute gehabt."

„Und was ſind denn das für Nachtgedanken geweſen?" fragte der Vater.

„O, Nachtgedanken gar nicht", antwortete Natalie; „ich las Grimm's «Märchen». Und dabei ſchaute ſie die beiden Herren mit einem feinen Lächeln an und ergötzte ſich an ihrer Verwunderung.

„Grimm's «Märchen?»" riefen beide, und Ritter ſetzte in Gedanken hinzu: Mich befremdet's eigentlich gar nicht, daß ſie Geſchmack an dieſer Kinder- und Volksletüre findet; iſt ſie doch ſelbſt wie ein Märchenbild und verbindet in Geiſt und Weſen die Friſche und Naivetät eines Kindes mit der Reife und Bildung eines Weibes.

„Grimm's «Märchen» haſt du geleſen?" ſagte der Graf. „Solche romantiſche Gelüſte kenne ich ja gar nicht an dir! Aber die Märchen können dich doch nicht traurig ſtimmen!"

„Aber zum Nachdenken bringen."

„Nun, wie das? Laß hören!"

„In den Märchen liegt ein wahrer Schatz von Poeſie", ſagte Ritter, und dem Literarhiſtoriker — —"

„Nein, nein", unterbrach ihn Natalie, „ſo gelehrt habe ich die Sache nicht aufgefaßt! Mir fiel nur ein Märchen ein und das ſuchte ich auf und das habe ich geleſen."

„Und darf man fragen, welches?"

„Ei ja", antwortete Natalie. „Es war die Geſchichte von der kranken Königstochter, die alle Aerzte in der Welt nicht curiren konnten. Da ließ der König bekannt machen, daß er ſeine Tochter dem zur Frau geben wollte, der ſie geſund machen würde, und — nun, die Herren werden ja wohl ſelbſt ſich erinnern, wer den Preis davontrug."

„Ein Schneiderlein", ſagte der Graf lachend.

„Ja, und es ſteht da geſchrieben: Die Hochzeit wurde gefeiert mit vieler Pracht und wenig Freude."

„Daß ſie ſich darob nicht freute, kann ich der armen Prinzeſſin nicht verdenken", meinte der Graf, „trotzdem, daß ſie wieder geſund wurde."

„Und dieſe Geſchichte war es alſo, die Ihnen zu denken gab, gnädiges Fräulein?" fragte Ritter.

„Ja", antwortete Natalie, und der Schelm ſpielte um ihren Mund. „Ich dachte, Papa, du könnteſt am Ende auch einen ſolchen Aufruf ergehen laſſen, und dann wehe mir Armen!"

„Nun, bei Gott! den Aufruf möchte ich ſchon ergehen laſſen", entgegnete der Vater, „und daß juſt ein Schneider käme und das Heilkraut brächte, das ſteht heutzutage nicht mehr zu befürchten. Aber ein braver Arzt! Gott, Kind, ich wollte ihm auf den Knien danken und nichts fragen nach Titel und Reichthum!"

„Aber, Papa, wenn er nun ſchon Frau und Kinder hätte?"

„Ha! Ha! Ha! Ja, dann müßte er freilich den Lohn ausſchlagen!"

„Und ich ſtände mich um ſo beſſer dabei."

„So ariſtokratiſch, mein Fräulein?" fragte Ritter.

„Nicht das, nein! Ich würde einen Mann nicht darum ausſchlagen, weil er Arzt iſt — aber eine ſolche Pflicht der Dankbarkeit wäre entſetzlich! Ich kann nicht wiſſen, ob mir der Dienſt des Preiſes werth wäre."

„Nun, nun", ſprach der Graf, „nicht ſo ernſthaft! Es iſt ja ein Scherz; ich meine nur, ich könnte Rang und Vorurtheile und alles hingeben, wenn ich dich nur wieder geſund ſähe!"

Die Geſchichte von der kranken Königstochter wollte Ritter nicht wieder aus dem Sinn, und wie kleine Umſtände, unbedeutende Veranlaſſungen oft einen Entſchluß zur Reife bringen, ſo hier.

Mit jenem „Leider!" welches er dem Grafen auf dem Balle, wo er Natalie zuerſt erblickte, geantwortet hatte, war das Bedauern, dem ärztlichen Beruf abtrünnig geworden zu ſein, in

Ritter wach geworden. Der Wunſch, dem Fräulein helfen zu können, war erſt ein Wunſch geweſen wie hundert andere, die wir ſprechen und auf deren Erfüllung wir gar nicht rechnen, die Möglichkeit nicht in Betracht ziehen. Ritter war nun eben kein Arzt, wie konnte er alſo hier retten? Erſt dann, als der Gedanke an Nataliens Tod anfing, Gift in ſeine Seele zu träufeln, ihn wie ein Alp bei Tag und bei Nacht zu verfolgen; als er ſich's klar gemacht, daß die erſte Bedingung zu einem ruhigen und glücklichen Leben für ihn ſelbſt Nataliens Geſundheit ſei, erſt dann errang er die Möglichkeit, nochmals umzuſatteln, um — wer weiß — ſie retten zu können.

Ob er ſie für ſich rettete, das wagte er nicht einmal ſich zu fragen. Der Graf war vorurtheilslos und frei geſinnt, das war richtig; aber ſeine einzige Tochter und ein Arzt, ein gewöhnlicher Arzt ohne Rang und Titel, das war eine Probe der liberalen Geſinnung eines Adelichen, die er wol nimmer beſtanden hätte.

Indeß Ritter glaubte ſich ſtark genug, den Lohn der That in dieſer ſelbſt finden zu können. Er wollte, er durfte nicht darüber hinausdenken; er fühlte nur: Ich muß ſie retten, ich muß wenigſtens den Verſuch machen und — „es wird mir gelingen", flüſterte ihm dann eine leidenſchaftliche Hoffnung zu.

Heute nun, als Natalie das Märchen erzählte, da glaubte er den glühendſten Wunſch der Wiedergeneſung aus ihren halb ſcherzenden Worten heraus zu vernehmen, und er begriff, daß die Gedanken ihrer ſtillen Stunden doch oft eine ganz andere Färbung trugen, als wenn ſie in Gegenwart anderer einen Vorhang vor ihr Innerſtes zog oder abgelenkt und angeregt wurde und nur die heitere Stirn zeigte. Hatte Ritter bisher noch nicht zu einem ganz feſten Entſchluß kommen können, ſo gab es von dieſem Moment an kein Schwanken mehr für ihn, und wie ein Stern, der ihm den Weg wies, fixirte ſich der Gedanke in ihm: Ich werde ſie retten.

Zu Oſtern reiſte er nach Berlin zurück und von dort aus erſt ſetzte er den Grafen brieflich davon in Kenntniß, daß er nicht wiederkehren werde, ohne ihm jedoch gleich den Grund mitzutheilen, daß er unter der Leitung ſeines Vaters das Studium der praktiſchen Medicin wieder aufnehmen wolle. Stolz und Zartgefühl ließen ihn gleich ſehr fürchten, daß man den Grund errathen könne; er wollte nicht, daß man im voraus ſich ihm verpflichtet fühlen ſollte, wollte nicht ſeine eigene Situation ſich dadurch erſchweren, daß er der Unbefangenheit von Vater und Tochter Abbruch that.

Erſt im Laufe des Sommers, als Südbergen mit ſeiner Tochter in Oynhauſen war, erhielt er einen Brief, worin Ritter ihm ſeinen Entſchluß mittheilte. „Mein Vater wird alt", ſchrieb er. „Was iſt natürlicher, als daß er dringend wünſcht, mich als Aſſiſtenten an ſeiner Seite zu haben und mir damit zugleich eine gute Carrière zu eröffnen. Zwar hat er meinen Entſchlüſſen ſtets die volle Freiheit gelaſſen, aber jetzt, da ich mich entſchieden habe, ſehe ich, wie glücklich ich ihn mache. Meine naturwiſſenſchaftlichen Studien ſind durchaus keine verlorenen, ſie kommen ja dem Arzte zugute und waren eigentlich nur eine etwas ſtark ausgedehnte Vorſchule für die Medicin.

„Und nun habe ich mir auch noch neben dem allgemeinen ein beſonderes Problem geſtellt: Ihre Fräulein Tochter zu heilen. Sie wiſſen, ich bin kein Neuling als Mediciner, und ſo hoffe ich, übers Jahr zurückzukommen und unterdeß ein Wunderkraut gefunden zu haben. Ich habe mit meinem Vater bereits vielfach die Sache beſprochen und berathen; ſein Eifer, hier zu helfen, kommt dem meinen gleich. Hoffen wir alſo, daß unſern beiderſeitigen Studien und Bemühungen gelingen möge, was allein vollführen zu wollen von dem erſt angehenden Arzte vermeſſen klänge."

Dann folgten einige ärztliche Verordnungen im Namen des Medicinalraths, und damit ſchloß der Brief.

Konnte der Graf oder konnte Fräulein Natalie daraus die Wahrheit entnehmen? Unmöglich. Vielleicht, daß eine leiſe Stimme dem jungen Mädchen ſagte, das Intereſſe für ſie ſei mitwirkend bei dieſem Entſchluß; aber es war nichts, nichts, was ſie zu einer fernern Annahme berechtigte. Nein, gar nichts, und ſonderbar, bei Natalie tauchte die Erinnerung an das Märchen von der kranken Prinzeſſin nicht einmal wieder auf.

Ein Jahr war vergangen. Die Familie Südbergen befand ſich wieder in Bonn in derſelben Wohnung wie früher. Natalie hatte ſich mit ihrem Seſſel auf den Balkon ſchieben laſſen, um die laue Frühlingsluft einzuathmen. Neben ihr auf einem kleinen Tiſchchen ſtand ein Veilchenbouquet, daneben eine ſilberne Schelle, deren Klang das Zeichen war für ihr Mädchen, das immer in der Nähe ſein mußte; denn Natalie

war noch ein klein wenig hinfälliger und hülfloſer geworden, und allein aufſtehen vom Seſſel, um, wenn auch mit Krücken, zu gehen, das konnte ſie jetzt gar nicht mehr. Ihr feines Antlitz war noch bleicher als ſonſt, etwas tiefer der Zug des Leidens um den ſchönen Mund und auch für das Auge des Laien lesbar. Ein Buch lag in ihrem Schoſe, aber ſie las nicht, ſie war in Gedanken vertieft.

Ob ſie noch ſo glücklich war wie im vergangenen Jahre? Wol kaum. Es kommt ein Moment, wo das Gleichgewicht auch der gelaſſenſten Seele aufhört, — Reſignation mag an die Stelle treten, aber Reſignation wird erkauft, — ſie hat ein Opfer gekoſtet.

Zur Reſignation war Natalie noch nicht gelangt, aber eingeſchlichen hatte ſich bei ihr die Ahnung, daß ſie es müſſe, vielleicht müſſe. Es gab Stunden, in denen ſie daran gar nicht zweifelte, aber das Leben war ihr ſo lieb, die Welt ſo ſchön, der Genüſſe gab es ſo viele, daß es ihr einſtweilen unmöglich war, dem Tode mit Faſſung ins Auge zu blicken. Und welche Leiden mochten noch vorhergehen? Drei Jahre war ſie ſchon eine Kranke und nun vielleicht noch einmal drei und noch mehr? Wie dann, wenn ſie einmal ans Lager gefeſſelt ſein ſollte, ins Krankenzimmer gebannt? Jetzt immer noch war ſie angekleidet in ihrem Seſſel, ſie war zu Anfang des Winters noch in Geſellſchaften erſchienen wie im Jahre vorher; im eigenen Salon empfing ſie immer noch Gäſte, denn es war ihr eine Wohlthat und ein Bedürfniß, Menſchen zu ſehen und zu ſprechen, und die Aerzte beſtanden auch darauf, ihr jede irgendmögliche Zerſtreuung zu verſchaffen. Aber ſie ſagte ſich, daß es nicht ſo bleiben könne: entweder ſchlimmer müßte die Sache werden oder endlich beſſer, und bisher war ſie nur ſchlimmer geworden.

So viele Aerzte hatte ſie ſchon gebraucht, ſie gaben alle Hoffnungen, ſie verhießen alle Geneſung, aber durfte ſie ihnen ferner noch glauben? Sie löſten ja ihr Wort nicht und keiner heilte ſie.

Gerade wenn ſie recht muthlos war, dann dachte ſie an Ritter, der nun bald kommen mußte. Sie dachte an ihn, einestheils wie an einen Freund und Bruder, denn ſo liebte ſie ihn, und anderntheils ſtieg auch die Hoffnung in ihr auf, daß die ſeinige vielleicht ſich erfüllen möge; denn in jedem Briefe ſchrieb er über ſie und ihre Krankheit und ſprach es aus, daß das Studium ſolcher Leiden ſein ſpecielles Augenmerk ſei. Sie dachte alſo an ihn, ſie wünſchte ihn herbei auch in dieſem Augenblick, und in dieſem Augenblick gerade war es, daß Othello eintrat und ihr eine Karte überreichte. „Doctor Edmund Ritter" ſtand darauf.

Ein leiſer Freudenſchrei entfuhr ihr, ein Roth der Ueberraſchung überflog ihr Antlitz, und ſo verſchönt fand ſie Ritter, der dem Diener in ungeduldigem Verlangen auf dem Fuße gefolgt war. Sie reichte ihm ſtrahlenden Blickes die Hand hin, und es war ihr im Augenblick unbewußt, daß ſie ſich erhob und auf ihren Füßen ſtand. Dann freilich ſank ſie wieder in den Seſſel zurück.

„Sehen Sie, Sie Wunderdoctor!" rief ſie ganz exaltirt, „was Ihr bloßes Erſcheinen vermag! Ich ſtand ja, haben Sie es nicht geſehen?"

„Ja, ich ſah es!" antwortete Ritter, der ſeiner Bewegung kaum Herr werden konnte. „Möchte es ein Omen ſein, ich habe keinen größern Wunſch als dieſen!"

Es mochte mehr Nachdruck in ſeinen Worten liegen, als Ritter hineinzulegen beabſichtigt hatte; denn eine leiſe Verlegenheit ſchien Nataliens Züge zu überfliegen, und ſie klingelte, indem ſie ſagte: „Wie wird ſich der Vater freuen! Er hat von Ihnen geſprochen alle und alle Tage, und ich kann wohl auch ſagen, wir haben Sie in der letzten Zeit täglich erwartet."

Dem eintretenden Mädchen reichte ſie die Karte Ritter's mit dem Bedeuten, ſie dem Grafen zu überbringen, und dann wandte ſie ſich wieder zu dem Gaſte hin und ſprach ganz in ihrer alten Weiſe ſo ungezwungen und unbefangen, wie man zu einem langjährigen Freunde redet.

Der Graf erſchien ſogleich. Er in ſeiner Herzensfreude umarmte den jungen Mann, den er wirklich lieb gewonnen, den er entbehrt und auf deſſen Wiederkehr er mit Ungeduld gehofft hatte.

„Alſo", ſprach er, „hier wollen Sie bleiben, hier Ihre Praxis beginnen?"

Ritter verbeugte ſich bejahend.

„Wie mich das freut! Uns alle beide, nicht wahr, Natalie? Wir haben Sie den Winter nicht wenig vermißt; es fehlte uns beim Theetiſch immer jemand und mir auch noch anderswo — Wiſſen Sie, mit meinem Experimentiren wollte es gar nicht recht gehen, ſeit Sie fort waren."

Ritter lachte. „Nun, ſehen wir morgen einmal zu! Ich fürchte, meine Praxis nimmt mich im Anfang nicht ſehr in Anſpruch; vielleicht kann

ich indeß auf andere Weiſe das Goldmachen lernen."

„Nun, hier haben Sie ja gleich einen Patienten: meine Tochter. Machen Sie mir meine Tochter wieder geſund, Doctor, und ich will Ihnen lohnen — ach! ich weiß nicht womit!"

Des Doctors und Nataliens Blicke trafen ſich. Vielleicht fiel ihnen jetzt beiden das Märchen von der kranken Königstochter ein, denn ſie errötheten beide.

„Ich hoffe", ſagte Ritter mit Nachdruck; „und wiſſen Sie", ſetzte er lachend hinzu, „wenn es mir nicht gelingt, ſo ſollen Sie es machen wie die Chineſen."

„Und wie machen's denn die Zopfkerle?"

„Nur wenn ein Arzt curirt, zahlen ſie ihm ſeinen Lohn; wo nicht — bekommt er nichts."

„Ha, Ha, Ha! Das iſt ſchlau! Ja, wenn wir auch ſo weit in unſern Rechtsbegriffen wären, da hätte ich viel, viel Geld geſpart! Aber Scherz beiſeite! Sie ſind unſer Haus- und Leibarzt von heute an und morgen machen Sie Ihren erſten ärztlichen Beſuch. Iſt's recht ſo?"

„Ihr Vertrauen macht mich überglücklich."

„Ja, ja, ich vertraue Ihnen! Und Sie haben die Sache vielfach mit Ihrem Vater durchgeſprochen?"

„Auf das allergenauſte, und ich habe ihm die ausführlichſten Berichte über die Krankheit der Comteſſe zugeſagt."

„Das iſt gut! Da wird Ihnen ſeine reiche Erfahrung zu Nutze kommen. Aber laſſen wir das jetzt! Heute müſſen Sie bei uns bleiben den ganzen Tag! Es iſt Sonntag, da ruhen Sie ſich aus von der Reiſe, beobachten auch meine Tochter ein wenig, und nachher beſuchen wir einmal mein Laboratorium!"

Ritter war nur zu wohl mit dieſem Vorſchlag zufrieden. Er hatte ja auf dieſen Tag gehofft das ganze Jahr hindurch, und bei ihr zu ſein, zu ihr zu reden, ihre Stimme zu vernehmen, das allein war ihm ſchon ein Glück. Wie innig, wie zärtlich er ſie liebte, das meinte er nie ſo empfunden zu haben wie in dieſer Stunde; er hätte ſein Herzblut hingegeben, wenn es ihr wäre zum Heil geweſen. Er war vorbereitet auf den Fortſchritt, den die Krankheit gemacht, aber dennoch ergriff ihn nun deſſen Wahrnehmung, und ſeltſam miſchte ſich in ſeinem Innern dieſes ſchmerzliche Gefühl mit dem des Glücks, ihr ſo nahe zu ſein.

Und ſie war ſo froh geſtimmt! Vergeſſen war, was vorhin ſie niedergeſchlagen gemacht hatte; ſie genoß aus vollem Herzen jede Freude, die an ihrem Wege ſtand, und heute war ihr eine ſo große widerfahren. Ihre tiefblauen Augen ſtrahlten, ihre beweglichen Geſichtszüge ſpiegelten in raſchem Wechſel wider, was in ihrem Innern vorging, und wenn ſie vielleicht an Humor und Laune im allgemeinen eingebüßt hatte durch die nimmer enden wollende Geduld, die ſie ausüben mußte: heute ſprudelte ſie davon über und war in der Unterhaltung unerſchöpflich. Bei Tiſche machte ſie die Wirthin in der anmuthigſten und liebenswürdigſten Weiſe und wollte dann ſogar auf ihre Sieſta verzichten. Aber das duldeten beide Herren nicht und Ritter machte bereits ſein Recht als Arzt geltend. Er und der Graf begaben ſich unterdeß ins Laboratorium und blieben dort gewiſſenhaft bis zur Theeſtunde, denn ohne eine längere Ruhezeit ſchien es Ritter unmöglich, daß ſelbſt eine ſolche geiſtige Elaſticität, wie ſie Natalie beſaß, nicht von einer verhältnißmäßigen Erſchlaffung gefolgt ſein ſollte.

Es erſchienen den Abend keine Gäſte weiter — ein glücklicher Zufall für Ritter, und wenn er geneigt war, ſich Illuſionen hinzugeben, ſo mochte er träumen, es ſei ein kleiner Familienkreis, der hier nach langer Trennung wieder vereinigt wäre und keines fremden Elements bedürfte.

Er ging faſt glücklich nach Hauſe. Nicht, daß er die Herzlichkeit des Grafen misdeutet hätte, nicht, daß er die trauliche Art, mit der Natalie ihm begegnet war, für einen Ausdruck wärmerer Gefühle gehalten hätte — nein, das nicht; aber ſeine eigenen Gefühle der Kranken gegenüber hatten nichts Stürmiſches, ſie hatten es wenigſtens in dieſem Augenblick nicht. Sie waren unwandelbar, aber Mitleiden herrſchte ſo ſehr in ihnen vor, daß die Hoffnung, ihr zu helfen, es war, die ihn mit beſeligender Zuverſicht erfüllte, nicht die Hoffnung des Liebenden.

Zwei Monate ſpäter wurde im Hauſe des Grafen Südbergen gepackt und gerüſtet. Othello ſchleppte ſich mit Koffern und Nachtſäcken, und Betty, das Mädchen des Fräuleins, wühlte Kommoden und Kleiderſchränke um, — denn morgen ſchon ſollte eine Badereiſe angetreten werden. Und auch in Ritter's Wohnung lag alles darunter und darüber; auch er packte, denn er ſollte den Grafen begleiten.

„Ich kann den Arzt meiner Tochter nicht miſſen", hatte er geſagt; „und wollen Sie nun Ihr eigenes Werk ſtören, indem Sie eigenſinnig ſind und mir altem Mann die Freude verkümmern?"

„Nein, gewiß", war Ritter's Antwort gewesen, „ich bin nicht eigensinnig, aber wollen Sie mich eigensinnig machen? Denken Sie, meine neue Praxis, meine Patienten!"

„Nun, ich meine, die alte Mamsell ist wieder besser?"

„Das ist sie auch!"

„Ist bei dem Schuster, der Ihnen seine Kundschaft zugesagt hat, denn schon jemand krank geworden?"

„Nein!"

„Haben Sie vielleicht sonst noch Patienten?"

Ritter lachte und brachte etwas vor von einem Posten, den man nicht verlassen dürfe, u. s. w.

„Larifari!" sagte der Graf. „Sie schildern einstweilen vor einem leeren Lazareth. Meine Tochter aber ist Ihre Patientin, die kann Sie keinen Tag entbehren, und wenn Sie die im Stich lassen, dann geben Sie Ihren Posten auf! Und ich nehme nun einmal keine Einwendungen an. Sie gehen mit — gelt?"

Und er reichte Ritter seine Hand hin, in welche dieser wohl oder übel einschlagen mußte. Er that es nur zu gern. Er hatte sich ja nur zum Schein gesträubt, denn wer war glücklicher als er, Natalien nicht verlassen zu dürfen, sie überwachen zu können mit liebendster Sorgfalt wie bisher, und zu sehen, wie seine glühendsten Hoffnungen sich zu erfüllen begannen. Denn mit Nataliens Befinden besserte sich's entschieden. Zwar waren solche Momente auch schon früher während der langen Krankheit eingetreten, aber einen Rückschlag fürchtete Ritter nicht, denn seine Zuversicht war hundertfach gewachsen, seit der Beginn seiner Cur von so augenscheinlichem Erfolge gekrönt worden war.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Theophrastus Paracelsus.

Von E. Schnellen.

Im Jahre 1789 erschienen am 7. Februar, es war an einem Sonnabend, in Berlin an den Ecken lange Zettel des „aus Rußland angekommenen Physikus Philidor", der im Döbbelin'schen Komödienhause in der Behrenstraße seine „sehenswürdigen oder die sogenannte Schwarze Kunst nachahmenden Kunststücke zu zeigen die Ehre haben wird". Unter den aufgeführten Stücken stellte sich das erste als das unbegreiflichste dar — ein goldener Kopf Theophrastus Paracelsus', der den Zuschauern erst zum Besehen überreicht, dann, in ein durchsichtiges Glasgefäß verschlossen, auf Befehl lebendig werden, alle Fragen durch Zeichen beantworten und Verschiedenes errathen wird.

Dritthalb Jahrhunderte waren seit dem Ende des Mannes verflossen, der hier als goldener zauberischer Kopf vor eine immer noch gläubige Menge trat, ob auch viele lächelten, mancher auf den „schwarzkünstlerischen Marktschreier" schalt — dritthalbhundert Jahre! — und der Zauberer wirkte noch mit seinem Namen und Kopfe, ein wundersüchtiges Publikum heranzuziehen. Wahrlich, ein großer Zauberer muß jener Paracelsus gewesen sein! Und mitten in einer Zeit, wo der menschliche Geist sich so frei machte von so vielem, das man seit Jahrhunderten geglaubt, wo ein Columbus, ein Luther, ein Kopernicus Himmel und Mensch und Erde aus den alten Fugen hoben — da gerade dieser Zauberer!

Doch betrachten wir den seltsamen und seltenen Mann näher.

Theophrastus Paracelsus war Arzt — „beider Medicinen Doctor" nannte er sich selbst, der innern wie der äußern — „praktischer Arzt und Wundarzt", würde er heute vielleicht sagen — vielleicht! Denn er war in allem so anders wie die andern Aerzte, und das war eben sein früher Tod. Wie er so anders geworden? — Ja, es tritt manches zusammen, aber die Hauptsache ist wol — das Blut. Wie das? —

Da spricht er in einem seiner Werke von dem Glauben und der Lehre, daß der Menschen Wesen und Eigenschaften von den Gestirnen abhängen sollen. Er wird gar sarkastisch bei der Helena, die ohne Venus doch dasselbe geworden wäre, lächelt über jovische und mondische Kinder und meint schließlich: „Die Gestirne naturen uns nicht — — das Kind bedarf keines Gestirns noch Planeten. Seine Mutter ist sein Planet und Stern!" — Seine Mutter war nur ein gewöhnlich Weib, eine Aufseherin des Krankenhauses in der Abtei Maria-Einsiedeln bei Zürich. Sie verheirathete sich mit dem Arzt Wilhelm Bombast von Hohenheim in Schwaben und gebar im Jahre 1493 ihren einzigen Sohn, unsern Philippus Theophrastus. Seine Geburt fällt so mit der Entdeckung Amerikas zusammen.

„Seine Mutter ist sein Planet und Stern!" — „Ein Kind" — so fährt er fort an einer weitern Stelle — „kann unter dem schönsten Gestirn geboren sein und ist in seinen Eigenschaften das Widerspiel. Weß ist die Schuld? Deß, von dem das Blut ist." — Von Vater und Mutter also

zunächſt kommt nach ſeiner eigenen Lehre, welche auszubilden unſerer Zeit vorbehalten blieb, ſein Andersſein, ſein eigengeartetes Weſen. Vom Vater unſers Paracelſus — ſo latiniſirte er den Namen Hohenheim — wiſſen wir etwas mehr als von der Mutter. Im Jahre 1502 überſiedelte der Vater vom Zürcherſee nach Villach in Kärnten und lebte daſelbſt als geachteter und beliebter Arzt bis zu ſeinem Tode im Jahre 1534. Hier auch führte er den Sohn in ſeine Wiſſenſchaft ein und daß er dies mit innigſter Liebe zu beiden gethan, beweiſt der Mann Theophraſtus und das Wort kindlicher Liebe, das er in der Einleitung zu ſeiner Chronik des Landes Kärnten dem geſchiedenen Vater nachruft. Die Biederkeit, Geradheit und Offenheit im Charakter des Sohnes dürfen wir wol auch dem Vater zueignen; zu der eiſernen Feſtigkeit und dem unbeugſamen Rechtsgefühl mag die Natur, in welcher der Knabe aufwuchs, und das Leben in der Fremde ihr gut Theil beigetragen haben. Sagt er doch ſelbſt zur Erklärung ſeines Andersſeins, das von ſeinen Gegnern als Grobheit ausgeſchrien wurde: „Von der Natur bin ich nicht ſubtil geſponnen, iſt auch nicht meines Landes Art. Wir werden nicht mit Feigen erzogen, nicht mit Meth, auch nicht mit Weizenbrot, aber mit Käſe, Milch und Haferbrot. Es kann nicht ſubtile Geſellen machen. Zudem hängt jedem ſein Leben lang an, was er in der Jugend empfangen hat.“

Schon der Vater mag den Sohn in die Natur im Hauſe an der Sil, das 1814 noch ſtand, und noch mehr in der rauhen Alpenwelt Kärntens eingeführt und ihm die Liebe zu ihr eingeflößt haben, die in jeder ſeiner Schriften hervorleuchtet.

Das iſt Theophraſtus Paracelſus der Menſch, der Sohn ſeiner Aeltern, der Erbe ihres Bluts. Aber er erkannte noch einen zweiten Vater für ſich und alle Menſchen. „Himmel und Erde, Waſſer und Luft ſind der Vater des Menſchen. Wer den Sohn kennen lernen will, muß erſt den Vater erkennen!“ Er ſpricht dies eigentlich nur in ärztlicher Hinſicht aus, mit Bezug auf die Krankheiten, es gilt indeß auch im allgemeinen. Der Menſch iſt einmal ein Weſen mit angeborenen, dann eins mit ſpäter erworbenen Eigenſchaften; dieſe letztern kommen von der Natur, von dem Makrokosmos, der uns umgibt, der Natur außer uns.

Schon früh gab ihn der Vater zu dem gelehrten Biſchof Eberhard Baumgartner zu Kloſter St.-Andrä in dem Villach benachbarten Larenthal, dann — in ſeinem ſechzehnten Jahre — ging er nach Baſel auf die Hochſchule, die ihn zwanzig Jahre ſpäter als Lehrer empfangen ſollte. Auf dieſe Zeit bezieht ſich wol ſein Wort: „Wohl bin ich ſo ſtark und ſo heftig auf den Lehren der Alten gelegen als ſie (die ihn anfeindeten). Da ich aber ſah, daß kein Grund nicht da war, ward ich bezwungen, der Wahrheit in ander Weg nachzugehen.“ Und er wandte ſich an die Natur, in deren „offenes Buch“ er von Jugend auf zu ſchauen gelernt hatte. Er wurde Alchymiſt, das heißt in Paracelſus' mehr als einmal klar ausgeſprochenem Sinne nichts weiter als Mineralog zunächſt, dann erſt geheimnißvoller Arbeiter in der Werkſtatt, ſei's im Laboratorium, ſei's im menſchlichen Körper. Sein Lehrer hierin war der berühmte Abt Johannes Trithemius zu Würzburg, von dem er ſich in das Laboratorium Sigmund von Fugger's zu Schwatz in Tirol begab. Bei dieſen Studien war Paracelſus etwa zweiundzwanzig Jahre alt geworden und hielt ſich nun für fähig, das Hauptſtudium zu beginnen. Er ſtudirte noch zwanzig Semeſter, aber nicht auf den Hochſchulen mehr, ſondern in den Wäldern und Bergen Europas und unter allerlei Menſchen, von Frankreich bis Rußland, von Italien und der Türkei bis Schweden. „Wer die Natur durchforſchen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten. Die Schrift wird erforſcht durch ihre Buchſtaben, die Natur aber durch Land zu Land. So oft ein Land, ſo oft ein Blatt, und die verſchiedenen Länder und Provinzen ſind die Blätter des Codex der Natur.“ Hat nicht ſo auch in der Neuzeit Alexander von Humboldt die Bücher der Natur Blatt um Blatt getreten? Hinter ihm brauſten die Wogen des Napoleoniſchen Meeres über Europa — er zog unbekümmert ſeine Bahnen durch die Thäler der Anden zu ihren Gipfeln hinauf; hinter Paracelſus brandete das Luthermeer an die Mauern von Worms und Wittenberg und ſchlug an die Alpen und das ſtille Geſtade von Ufnau im See ſeiner Kindheit, wo ſie bald einen heimbringen ſollten, der auch ein Landfahrer war gleich ihm — Ulrich von Hutten. Denn die Aerzte nannten Paracelſus einen „Landfahrer“, worauf er erwiderte: „Ein Arzt ſoll ein Landfahrer ſein. Urſach: die Krankheiten wandern hin und her, ſo weit die Welt iſt, und bleiben nicht an Einem Ort. Will einer viel Krankheit erkennen, ſo wandere er auch. Die engliſchen Humores ſind nicht ungariſch, die neapolitaniſchen nicht preu-

—ßisch." Das ist ein Blick, den man erst heute wieder gethan hat, aus dem die Werke Mühry's, Boudin's, Pouchet's über die geographischen Verhältnisse der Krankheiten hervorgegangen sind. „Soll mir das verarget werden", sagt Paracelsus an einer andern Stelle, „daß ich nun mineralia durchlaufen hab' und ihr Gemüth und Herz erfahren, ihre Kunst in meine Hände gefaßt, die mich lehren, das Rain vom Koth zu unterscheiden? Der Alchymist (Mineralog) muß die Mutter sehen, aus der die Mineralien wachsen. Nun gehen ihm die Berg' nicht nach, sondern er muß ihnen nachgehen." Und wer hat das mehr gethan als er, selbst mit Gefahr seines Lebens? Wer hat mehr Spott und Verachtung ausgehalten als Paracelsus, der überall Hülfreiche, Vielbetrogene? „Die Winkelsitzer tragen Seiden und Ketten, die da wandern, vermögen kaum den Zwilch zu bezahlen." — — „Wenn der Baum nicht wär', sie hätten nicht einen Schatten." Und da hat man denn die Sentenz gefällt, er sei kein Doctor. Aber „aus der Natur wird der Arzt geboren und nicht zu Leipzig oder Wien" —, „Die Kunst macht den Arzt, nicht der Name, noch die Schule" —, aber „Die Welschen nehmen 14 Dukaten und machen aus einem deutschen Narren einen probirten Esel. Dann meint man, er habe mit der rothen Krone aus der Sakristei zu Rom auch den Heiligen Geist mit sich herausgebracht."

Indeß tobte im deutschen Lande der Bauernkrieg, Klöster und Schlösser flammten durch ganz Schwaben, Franken und Thüringen, Greuel über Greuel wurden verübt. Da war's auch schauerlich in der Natur und Paracelsus suchte einen Ruhepunkt. Er kam nach Basel und seine glücklichen und schnellen Curen bewirkten seine Berufung durch den Rath an die Hochschule als Lehrer der Physik, Medicin und Chirurgie im Jahre 1527.

Wie um Luther in Wittenberg, scharte sich bald um Paracelsus die studirende Jugend und lauschte seiner Lehre, die in allem so neu, so urfrisch war, als schöpfte er sie aus dem kühlsten, lautersten Waldbronnen. Staunen — Verwunderung bei seinen Schülern!

Und nun lehrte Paracelsus, der erste seit Ursprung der Welt, daß die Vorgänge im menschlichen Körper wie in der Pflanze auf chemische Processe zurückzuführen seien. Gleichwie ein „Schmied" im Baum aus Regen und Erdensaft Holz, Rinde u. s. w. erbaue, so schaffe der Schmied im Menschen aus Speise und Trank Blut. Diesen ihm noch dunkeln Schmied nannte er Archeus, den „Alchymist im Magen", und ließ ihn das Nutzbare vom Unnützen scheiden und weiter verwandeln. Und jede Creatur habe ihren besondern Archeus eben nach ihrer Besonderheit und der Alchymist in manchem Thiere scheide noch Nahrung aus dem, da der Archeus des Menschen nicht vermocht habe. Wer wollte ihn wegen dieses Geistes Archeus, den er sich schuf, verdammen? Welcher Einsichtige ihn von unserm heutigen Standpunkt etwa gar verspotten? Erst die allerneueste Zeit vermochte an Stelle des Archeus die verschiedenen Säfte zu setzen. Hierzu reichten die Arbeiten und Erfahrungen des Meisters nicht aus, dazu bedurfte es anderer Instrumente, als seine Zeit sie besaß, bedurfte es vor allem eines Zusammenwirkens bedeutender Geister. Paracelsus aber stand allein in seiner Zeit, in seiner Welt der Forschung und des Gedankens. Daß er jedoch wußte, was noch zu thun war — hier steht's: „Nicht, daß alles in Einem sei — das ist, daß Ein Mensch alles wisse, sondern ein jeglicher das Seine. So sie alle zusammenkommen, ist es alles bekannt."

Nicht geringeres Aufsehen als seine Lehren machten seine Curen; er besaß vermöge seiner mineralogischen und chemischen Kenntnisse manche den andern Aerzten gänzlich unbekannte Mittel, durch welche er die Medicin bereicherte. Ueberall ging er auf den Ursprung der Krankheiten zurück; ihn bekümmerte nicht ihre, sondern seine Heilung, und da sprach und schrieb er denn wieder manches Ketzerische, Widersinnige, d. h. Tiefsinnige, wie schon Karl Müller in dem „Lebensabriß des Paracelsus" bemerkt. Ich füge einige solcher Worte hier an. „Der Himmel ist alt geworden — einst ist er Kind gewesen wie wir. Mit dem Alter ändern sich auch die Werke. Die Krankheiten muß man auch nach dem jetzigen Himmel betrachten (nach den heutigen Einwirkungen der Atmosphäre auf alles Leben). Wie kann also ein Arzt sagen, ich brauche die Bücher, die vor 2000 Jahren geschrieben sind?" Daß er die Alten darum nicht verachtete, erhellt aus dem Wort: „Ihre Recepte wollen wir nicht entsetzt haben, sondern ausklauben den Kern aus ihnen."

Das große und erste Verdienst des Paracelsus ist überhaupt, die Wissenschaft der Medicin losgemacht zu haben aus den Banden des Autoritätsglaubens. Im alten Aegypten, wo die Heilkunde mit den Büchern des Athotes in den Hän-

den der Prieſter lag, ſtand die Todesſtrafe auf der Abweichung von den Vorſchriften der Heilung, kein Arzt durfte die Kranken nach eigener Anſicht behandeln. Obgleich die Heilkunde ſich ſpäter von der Religion trennte, blieb dieſe Trennung doch nur äußerlich; und wie in der Religion, galt in der Medicin das Feſthalten an der Autorität der Alten und der Tradition fort durch die Jahrhunderte bis auf Paracelſus. Wie an einen Zuſammenhang mit den Geſtirnen, glaubten ſelbſt die Einſichtigſten ſeiner Zeit und noch ſpäter an einen Zuſammenhang der Krankheiten mit Dämonen. Doch begann bereits der Spott darüber, wie aus Hans Sachs erſichtlich, und die Lehren des Paracelſus, die er ſelbſt wie ſeine Schüler, wenn auch oft mit grobem Miſverſtand, in der Welt verbreiteten, wirkten zu dieſem Umſchwung der alten Anſchauung um ſo mehr, als er deutſch lehrte und ſchrieb. Dieſen Gebrauch der deutſchen Sprache in der Wiſſenſchaft, dieſe Bemühung, das Volk aufzuklären, konnten ihm ſeine Gegner am wenigſten verzeihen. Hätte Paracelſus die Regierungen zu Hülfe genommen, ſie hätten es ihm nicht ſo verargt; aber ſich in der Sprache des Volks unmittelbar an dieſes ſelbſt zu wenden, es auf den richtigen Aufbau des Leibes aufmerkſam zu machen, das ſtellte ihn mit dem Ketzer Luther zuſammen, der daſſelbe auf dem Gebiet der Theologie that. Paracelſus wußte wohl, daß man ihn mit Luther nicht, um ihn zu ehren, verglich, ſondern weil man auch Luther verachtete. Und offen, wie er überall iſt, ſpricht er, der Katholik es aus: „Wer dem Luthero Feind iſt, eine ſolche Rotte iſt mir auch gehaßt!"

Luther's religiöſe, literariſche und politiſche Bedeutung erhebt ihn hoch über den Arzt und Naturforſcher Paracelſus, ſein Wirken griff mächtiger in ſeine Zeit ein, es brachte die nothwendige Neugeſtaltung hervor nnd darüber vergaß man den deutſchen Naturkundigen, „dem es gefallen, Philosophiam und Medicinam teutſch zu beſchreiben", wie Johann Huſer, der erſte Herausgeber ſeiner Schriften (Baſel 1589) ſich ausdrückt. Und Paracelſus wußte, daß ſeine Zeit, die ihn erkennen und würdigen konnte, noch nicht da war. „Ob mir die Hohen Schulen folgen wollen oder nicht, was kümmert's mich? Sie werden noch niedrig genug werden, und mehr werde ich richten nach meinem Tode gegen ſie als bei meinem Leben, wo ſie mich verachten, daß ich allein bin, daß ich neu bin, daß ich teutſch bin." Kann eine Reſignation ſtolzer ausgeſprochen werden? Kann ſchöner die richtende Geſchichte in die Schranken gerufen werden?

Der Kanonikus Cornelius von Lichtenfels in Baſel war von ſämmtlichen Aerzten der Stadt lange, aber erfolglos behandelt worden und hatte ſich zuletzt an den Wunderdoctor gewandt, der ſchon ſo vielen geholfen. Hundert Gulden war er bereit, ihm zu zahlen, wenn er ihn herſtellte; und Paracelſus gelang die Heilung in ſo kurzer Zeit, daß der Geneſene für dieſe geringe Mühe ein ſo bedeutendes Geld nicht zahlen wollte. Paracelſus verklagte ihn, aber ſeine Feinde wußten einen Gerichtsſpruch zu erwirken, nach welchem der Arzt nur nach der üblichen Tare zu honoriren ſei. Achtzehn Fürſten, die er glücklich geheilt, hatten ihn nach ſeiner Mittheilung um den Lohn betrogen und er hatte geſchwiegen; diesmal aber brach ſein Zorn hervor über eine ſo offenbare Rechtsverletzung und laut und öffentlich nannte er den Spruch ein „Bubenſtück". Da riethen ihm ſeine Freunde zur ſchleunigſten Flucht und er entzog ſich der Rache der Beleidigten, indem er über die elſäſſiſche Grenze ging. Von dieſem Augenblick (1529) an beginnt ein neues zehnjähriges Wanderleben durch Deutſchland, während die Augsburgiſche Confeſſion die Kluft zwiſchen Nord und Süd unheilbar machte. Wir treten hinaus aus dieſer tobenden Welt in eine ſtille Waldeinſamkeit, um mit dem Wanderer und der Natur, die er ſo liebte, allein zu ſein. Unter den lieblichen Thälern der Schwäbiſchen Alb der lieblichſten eins iſt das Lauterthal. Durch einen prachtvollen Hochwald von Eichen und Buchen ſteigt man von der Hochebene an der Bergſeite abwärts zwiſchen epheuumranktem Geſtein an oft rieſigen Blöcken vorüber, welche, von den Höhen herabgerollt, halb verſunken in dem mooſigen Boden, umwuchert von Geſträuch und Farrn unter ſaftigen Waldbeeren verſtreut liegen. Und immer tiefer geht's hinab zum Thal der Lauter auf ſteilem Pfad, an jähen Abhängen hin, einem fernen Rauſchen nach, das aus dem Grunde mit dem Geklapper von Mühlen in das dunkle Grün des Waldes heraufſchwillt. Wir ſind unten, noch einige wenige Schritte und vor uns ragt eine ſteile, ſenkrechte Felswand auf, der als ein kleiner Born die Lauter entquillt, gleich danach ein ziemlich weites Becken füllend und bald lauter und lauter den Mühlen im tiefern Grunde entgegeneilend. Sie hat dem Thal und der alten Burg Lauterſtein hoch oben die Namen gegeben.

Zerfallen liegt jetzt der Bau seit Jahrhunderten; Theophrastus aber fand die Gewölbe der Ruine noch nicht ganz verschüttet und schlug sein Laboratorium in ihnen auf. Hierher war er geflüchtet, nachdem er Basel verlassen; hier arbeitete er mit der Natur an dem neuen Aufbau der Menschheit; von hier wanderte er gen Nord und Süd; hierher kehrte er immer wieder zurück.

Der Name des Paracelsus knüpft sich in den Erzählungen des Volks noch heute an jene Ruine — er ist ihm der gefürchtete, gemiedene Zauberer, dessen rauchenden Schlot man von fern damals mit Grauen betrachtete und sich bekreuzte. Er aber wanderte still seine Straße, hielt bei Steinen und Pflanzen an wie bei Menschen, die seiner bedurften. So kam er auf einer der weitern Wanderungen in die Nähe des Dörfchens Möhra auf dem Thüringerwald. Unter einer Buche, die den Quell an der Straße beschattete — sie ist heute nicht mehr, der Blitz hat sie zerschmettert —, ruhte ein todtkranker Mann, der von Schmalkalden kam, geleitet von den Aerzten des Landgrafen.

Es war Luther — Paracelsus trat zu ihm.

Es ging zum Abend. Die Glorie von Westen beleuchtete in diesem Augenblick die beiden größten Geister ihrer Zeit, von denen jedoch nur einer den andern zu würdigen verstand, und Luther war dieser eine nicht!

Paracelsus erfuhr das Leiden des Kranken und die Rathlosigkeit der Aerzte. Lächelnd verordnete er ihm als Abendmahlzeit für die Herberge unten — einen Hering und so viel Wasser aus dem Quell unter der Buche, als ihm beliebte.

„Dann aber geht zu Bett, Magister, und den Schweiß, der sich zur Nacht einstellen wird, sollt Ihr wohl unterhalten bis zum Vormittag — dann aber werdet Ihr gesund wie ein Fisch am nächsten Tage Eure Reise fortsetzen können!"

Damit schied der Landfahrer, nachdem er den Reformator noch vor etwaigen „Teufelskünsten" beruhigt; es geschah so, wie Paracelsus es vorausgesagt hatte, zum Staunen und auch wol Aerger der hochgelahrten Herren, die bei dem Recept die Nasen gerümpft hatten und nun von Luther den Abschiedspaß mit einem Gruß an den Landgrafen bekamen.

So wanderte und wirkte Paracelsus auf seinen Fahrten vom Lauterstein manches Jahr, und es ist nicht viel bekannt geworden wie dieses Ereigniß mit dem Berühmten, der noch bis zum Jahre 1546 seine segensreiche Wirksamkeit üben konnte. Paracelsus ging fünf Jahre früher heim — in rüstigster Manneskraft — sieben Jahre nach seinem Vater. Er war damals zu Salzburg. Der für die Naturwissenschaften begeisterte Erzbischof Ernst hatte ihn im Jahre 1541 in seine Nähe berufen und eine neue Sonne des Glücks schien dem Vielgeprüften aufzugehen. Am 21. September war Paracelsus mit andern Doctoren, auch einigen seiner Widersacher, wie Heßling meldet, zu einem Gastgebot gewesen und bereits auf dem Heimwege. Da ward er von den Knechten der vielleicht von ihm Gereizten überfallen und von einer Höhe hinabgestürzt. Vorübergehende, die ihn bewußtlos in seinem Blut liegend fanden, schafften ihn in das Wirthshaus „Zum Weißen Roß", wo er am dritten Tage, den 24. September 1541, verschied. In einem Kloster der Stadt Salzburg hat er die Ruhestätte gefunden — im Anblick der Alpen, die seine Kindheit, seine ganze Jugend mit den großartigsten und glänzendsten Bildern genährt; als Mann war er zu ihnen heimgekehrt, um in ihrem Schauen zu sterben und in einem ihrer freundlichen Thäler für immer zu ruhen. Seinen Schädel mit der tiefen Spalte bewahrt Salzburg wie sein Bild. Huser gibt einen zweiten Holzschnitt, rauh und bäuerisch — aber hier wie dort baut sich über dem scharfen Auge, den milden Zügen des Gesichts und dem kräftigen Halse die prächtige Stirn auf. Der vollgewölbte Schädel ist kahl bis auf einen Kranz von kurzgelocktem Haar, der sich von Ohr zu Ohr zieht.

In der Treppenhalle des Neuen Museums zu Berlin hat Kaulbach's genialer Pinsel soeben das letzte der sechs großen Gemälde vollendet: „Das Zeitalter der Reformation." Unten am Boden der Schuster von Nürnberg, oben auf den Stufen Luther mit erhobener Bibel. Rechts und links gruppiren sich die andern Genien der großen Zeit: die Fürsten des Wissens, die Fürsten der Kunst, die Fürsten des Schwerts. Unten links um die Erdkugel steht bei Columbus und Kopernicus auch Theophrastus Paracelsus, ganz nach dem salzburger Bilde, das ihn wie hier im Profil darstellt. Sein Auge leuchtet, seine Hände erheben sich bewundernd. Keinen schönern Platz konnte der Meister ihm anweisen, ihm, der Himmel und Erde mit gleich freiem Blick erfaßte, ihre Einwirkung auf den Menschen in der allein richtigen Weise erkannte und, soweit seine Zeit es erlaubte, physiologischer Arzt war.

Lucian und Voltaire.

Von Richard Treitſchke.

II.

Keine ſo rauhen und harten Kämpfe hatte Lucian durchzufechten. In jenem Sinne verfolgt werden konnte er nicht im Römerreich, deſſen Princip von jeher Toleranz aller Meinungen geweſen war; er konnte es nicht von der damaligen blaſirten Welt der höhern Geſellſchaftsſchichten, am wenigſten unter Marcus Aurelius' Herrſchaft. Man befand ſich nicht wohl; da ſucht auch der Blaſirteſte neue Reize und Zerſtreuung. Im übrigen war alles zu haltlos, um ſich daran zu halten, ſodaß es jeder nur mit ſich hielt. Intoleranz kam erſt über das Reich etwa hundert Jahre ſpäter, ſeltſamerweiſe mit dem tiefern Gehalt des Chriſtenthums, in einer Zeit, da das Reich ſo eigentlich keins mehr war, ſondern dem langſamen innern Zerſetzungsproceß, den man längſt und auch ſchon Lucian gefühlt, endlich erlegen war. Darum auch konnte Lucian's Thätigkeit nicht ſo unmittelbar fruchtbringend und nur für künftige, noch ferne Umgeſtaltungen vorbereitend ſein. Ein heiterer Herbſttag, wie mit Frühlingsſchein umgeben, erſcheint die Zeit Marc Aurel's; der Frühling ferne noch; dagegen Voltaire's Zeit noch eine winterliche, nur unter Stürmen der Völkerfrühling vor der Thür. Freilich dafür wieder Lucian in Dienſten einer weit größern und ſchwerern Weltmiſſion als Voltaire. Voltaire hatte die Reformation hinter ſich und konnte ſchon dem morgenden Tage als dem Tage der Erfüllung entgegenſehen und dieſer ihn mit Siegeshoffnung erfüllen, ſo hart und heiß der Kampf noch war. Die Erfüllung war ihm nicht die Religion an und für ſich, die ſchon vorhanden war, ſondern die Befreiung derſelben von mittelalterlichen Feſſeln, damit ſie alles befruchtend durchdränge, den barbariſchen Staat zertrümmere und dieſer ſich neu auferbauen könnte, kurz — die Revolution. Daß das Staatsweſen in Frankreich am erſten einſtürzen und der nothwendige Einſturz durch Einreißen befördert werden müßte, ſchien natürlich, doch mußte es dann der ganzen Welt zur Warnung und zugute kommen. Die Erfüllung der Lucian'ſchen Thätigkeit aber war eigentlich die Religion, die Schöpfung einer Weltreligion, ſo wenig ſich der Arbeiter auch ſelbſt noch darüber klar ſein mochte — ein großartiges, unendlich ſchwieriges Werk, deſſen Abſchluß noch in teleſkopiſcher Ferne lag. Natürlich, denn dazwiſchen lag das endliche Zuſammenbrechen des hohlen Gehäuſes des alten ungeheuern Reichs durch die Völkerwanderung, dann mühſelige politiſche Neubauten an der Stelle des Rieſenbaues, das Werden einer neuen Geſchichte, zuletzt erſt Aufblühen und allmähliches Gedeihen einer neuen Religion und neuer Cultur. Die höchſte Blüte chriſtlicher Völkercultur ſollte erſt durch Voltaire nach Voltaire kommen. Hingegen war in Lucian's Zeit noch eine liebliche Nachblüte althelleniſcher Sprache und Literatur. Dieſe Thatſachen waren zwar beiden nicht ſo bewußt als uns, der überſchauenden Nachkommenſchaft. Denn Lucian, obſchon gewiß in ſeinem Talent ſich fühlend und ebenſo gewiß von der unnachahmlichen Harmonie altclaſſiſcher Griechenpoeſie durchdrungen, vermochte doch wol nicht, ein Mitteninſtehender, den ganzen Segen zu ermeſſen. Und Voltaire, dem die harmoniſchere Zeit auf dem Fuße folgte, mochte wol in leicht verzeihlicher Verwechſelung das Gediegene, was er ſchriftſtelleriſch leiſtete, nahezu für das Vollendete und, weil er ſeinen Tagen mächtig voraus war, ſeine Schöpfungen für die Weisheit der Zukunft halten. Beide mußten weſentlich verneinende Geiſter ſein und ſtehen groß darin da. Wer ſie darum angreifen wollte, dem gilt Condorcet's Ausſpruch über Voltaire zur Antwort: „Hätte man ihn gefragt, was er an die Stelle der Vorurtheile ſetzen wolle, die er aufgehoben, ſo würde ſeine Antwort ſein: Ich habe euch von einer wilden Beſtie befreit, die euch verſchlingen wollte, und ihr fragt noch, was ich an deſſen Stelle ſetzen will?" Daher denn auch der ſchriftſtelleriſche Charakter dieſer ähnlichen Geiſter in ähnlichen Zeiten von ſolcher Aehnlichkeit. In beiden ein edles Streben nach Aufklärung; beide ſkeptiſch; beide mit beißendſtem Spott auch das Geheiligtſte nicht ſchonend; beide mit Ausgelaſſenheit die verdorbene Zeit widerſpiegelnd; beide lieber kleine, geſchickt abgerundete als größere Bilder malend; beide auf denſelben Gegenſtand wiederholt immer in neuen Formen zurückkommend; beide novelliſtiſch und angenehm unterhaltend; beide witzig, beide geſchmackvoll. Was ſie unterſcheidet, iſt kaum die Nationalität, da beide ernſtlich Kosmopoliten und Menſchenfreunde ſein wollen und ſind; es iſt mehr die verſchiedene geſchichtliche Welt- und Culturſtellung. Aber als wahre Weltbürger ſtehen ſie ebendadurch da, daß jeder ſeine bedeutende Nationalität unbewußterweiſe ganz und gar und in aller Größe in ſich repräſentirt, der eine, der

Franzoſe, par excellence, der andere, der Grieche, κατ' ἐξοχήν.

Franzöſiſche Eleganz iſt freilich eine andere als attiſche. Wir entſcheiden uns für die letztere und bewundern in Lucian die meiſterlich plaſtiſche Kunſt, mit welcher er ſeine Lehrdialoge mit echt dramatiſchem Leben zu erfüllen und reich mit Phantaſie auszuſtatten vermag.*) Hervorragend und ſich zum eigentlichen Drama erhebend iſt „Timon der Menſchenfeind" (ein auch von Shakſpeare behandelter Stoff). Ein reicher Mann, plötzlich arm geworden und von ſeinen Schmarotzern verlaſſen, wird zum Menſchenfeind; dann nach der Götter Schluß wiederum reich, aber Menſchenfreund, und jagt die wieder herzuſchleichenden falſchen Freunde von ſich. Wie ſpannend und unterhaltend iſt „Der Traum oder der Hahn". Ein armer Schuſter erwacht aus dem Schlaf, ſeinen Haushahn verwünſchend, der ihn aus einem beſeligenden Traum von Reichthum aufgekräht. Da, zum Erſtaunen, beginnt der Hahn zu reden, rühmt ſich, daß er ihn der Arbeit wiedergegeben. Er gibt ſich als den ſo verwandelten Pythagoras zu erkennen. Der Schuſter iſt erſt ungläubig, weil Pythagoras nicht ſo geſchwatzt habe. Der Hahn ſagt, nachher ſei er Aſpaſia, des Perikles Frau, geweſen, dann ein Cyniker, ein König u. ſ. w. Darauf erzählt der Schuſter, wie ihm geträumt, daß der reiche Mann nebenan, der ihm neulich die Ehre angethan, ihn zu Tiſche zu laden, ihn zum Erben ſeines unermeßlichen Vermögens eingeſetzt, wie er da im Wohlleben geſchwommen. Der Hahn lehrt ihn nun eindringlich die Nichtigkeit alles Vergänglichen; ſei der Schuſter doch vorher eine Ameiſe geweſen und werde bald eine Frau ſein. Beſonders warnt er vor dem Fluch des Reichthums und preiſt den Segen der Arbeit. Da der Schuſter ungläubig iſt, auch den Traum nicht verwinden kann, heißt ihn der Hahn, ihm eine Schwanzfeder ausreißen; damit könne er jetzt in der Nacht die Riegel der reichen Nachbarhäuſer öffnen und die Bewohner unſichtbar beobachten. Es geſchieht. Da ſieht denn der ehrliche Schuſter das Elend des nicht ſchlafenden und geldzählenden Geizhalſes, in einem andern Hauſe Ehebruch bei Mann und Weib. Da iſt er geheilt. Vergleicht man mit dieſem Stückchen das Voltaire'ſche gleicher Tendenz: „Jeannot und Colin", eine Erzählung von einem reichen Unwiſſenden und einem armen Arbeitſamen, muß man doch bei aller Trefflichkeit des Stils die Palme dem Alten zuerkennen. Voltaire's größte Virtuoſität, ſchmeichleriſch und galant zu ſchreiben, ohne der Wahrheit zu vergeben, war übrigens auch dem Lucian nicht fremd: Beweis: ſeine Apologie eines Geſprächs, das er zur Verherrlichung der ſchönen und edeln letzten Gemahlin Marc Aurel's geſchrieben. Er erwidert der Kaiſerin, die es übel vermerkt, daß er ſie mit den Göttinnen Juno und Venus verglichen, mit der Wendung: Weit gefehlt, daß er ſie übermäßig gelobt, habe er nun auch das Lob der Demuth und Gottesfurcht hinzuzufügen; natürlich habe er ſie nur den künſtleriſchen Abbildungen der Gottheiten verglichen und auch das höchſte Kunſtwerk komme ihr nicht gleich. Lieſt man Lucian's mit reizender Anmuth geſchriebene, in einen dramatiſchen Dialog eingerahmte kleine Novelle aus dem Freundſchaftsleben („Toxaris oder die Freundſchaft"), oder das abenteuervolle, wenn auch hin und wieder etwas ſchmuzige Märchen von dem in einen Eſel verwandelten Menſchen, oder der ſchnurrigen „Wahren Geſchichte" erſtes und zweites Buch (orientaliſche Reiſemärchen von ſaftigen Weinſtöcken, woraus ſchöne Frauen herauswachſen; von dem Walfiſche, in welchen der Erzählende verſchlungen Hügel und Thäler und Wälder und die Namen der früher im Fiſchbauch Geweſenen an den Seiten mit Kreide angeſchrieben ſieht, u. dgl.), lieſt man dies, alles in einfachem und naivem Stil und ohne eigentliche Tendenz vorgetragen, obwol die Thorheiten und Laſter der Zeit uns lebendig darin entgegentreten, ſo ſticht dagegen ab Voltaire's „Weißer und Schwarzer", „Der weiße Stier", ſelbſt „Die Prinzeſſin von Babylon". Das erſte iſt ein Traum Ruſtan's. Der Schwarze das böſe, der Weiße das gute Princip. Der erſte Inhalt iſt nicht ohne Tiefſinn behandelt, doch die unerquickliche Ironie am Schluſſe ſtört uns. „Der weiße Stier" von vornherein poſſenhafte Zaubergeſchichte, immer mit Satire auf die Zeit und auf die Bibel untermiſcht, „Die Prinzeſſin von Babylon" ſchön und phantaſievoll anfangend in reizend naivem Märchenſtil des Orients; herrlich darin die Fabel vom Phönix mit der Lehre: Gott könne alles, auch das Leben wiedergeben. Dann fällt der Autor aus der Rolle; die Figuren werden nicht mehr wie Phantaſiebilder, ſondern wie Mario-

*) Griechiſcher Sprache unkundigen Leſern empfehle ich die immer noch muſtergültige Wieland'ſche Ueberſetzung des Lucian.

netten behandelt, wobei der Marionettenſpieler den Draht nicht verhehlt, ſeine Witze dazwiſchen macht und Aufklärung und Vernunft predigt. Da fehlt denn Harmonie und claſſiſche Form. Welch feinen Schönheitsſinn und gediegenes Kunſtverſtändniß Lucian beſaß, erſieht man unmittelbar aus ſeinem Schriftchen „Zeuxis", das eine ausführliche Inhaltsangabe wohl verdient. Der Verfaſſer war verdrießlich, daß man ihm in ſeinen Vorträgen ſo viel Beifall ſpendete blos wegen des Pikanten und Neuen, das man von ihm hörte, nicht wegen der eigentlichen Kunſt, die er ſich doch nicht abſprechen könne. Das erinnere ihn an ein Erlebniß des „Zeuxis" mit einem ſeiner bewundernswürdigſten Bilder, das er (Lucian) in der Copie ſelbſt geſehen. Eine Centaurenmutter, mit dem Pferdetheil auf einer grünen Wieſe liegend, die Hinterfüße ausgeſtreckt, von den Vorderfüßen einen gekrümmt halb liegend, den andern auf den Boden feſtgeſtellt, als nöthigenfalls zum Aufſprung fertig, nährt zwei ihrer Kleinen, das eine hoch an der menſchlichen Mutterbruſt, das andere abwärts an der thieriſchen. Hinter ihr ſteht, bis zur Mitte des Leibes ſichtbar, ein männlicher Centaur, lachend, in der Hand eine junge Löwin haltend, um die Kleinen zu erſchrecken. „Ich überlaſſe es nun", ſagt Lucian, „dem eigentlichen Kunſtkenner, das Verdienſt der Zeichnung und Farbengebung an dieſem Bilde zu beurtheilen. Entzückt hat mich aber daran die treffliche Ausführung: das Geſicht des Mannes ſo angemeſſen wild und verwogen, trotz ſeines Lachens, und doch nicht blos pferdeartig, ſondern zugleich menſchlich wild; bei dem Weibe die untere Hälfte wie von der ungebändigtſten Raſſe, der menſchliche Obertheil ſehr ſchön bis auf die Ohren, welche ſatyrartig ſind; ganz beſonders fein dann der ſanfte Uebergang aus dem Pferde- in den weiblichen Menſchenkörper. Die Jungen, während des Säugegeſchäfts kindlich nach dem vorgehaltenen Löwen blinzelnd, ein wenig furchtſam und ſich feſt an die Mutter andrückend. Als Zeuxis das Bild zuerſt ausgeſtellt, ſoll alles von Lob übergefloſſen ſein über das Originelle der Idee, das Neue des Gegenſtandes. Aber der Maler, von dieſem Lobe ſchlecht erbaut, ließ das Bild verhängen. Er fühlte ſich in der Hoffnung getäuſcht, ſeine Ausführung, Behandlung und eigentliches Kunſtverdienſt gewürdigt zu ſehen." „So geht es mir denn auch", ſagt Lucian; „man rühmt an mir, was eine hübſche Zugabe ſein mag, aber man verſteht mich nicht." Voltaire erlaubte es ſein Zeitalter nicht, an Kunſtſinn ihm zu gleichen; er fand an Pouſſin viel auszuſetzen und war doch von Watteau entzückt und glaubte in Leſueur und Lemoine beinahe das Höchſte erreicht, was die Malerei überhaupt leiſten könne.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Sitten und Gebräuche der holſteiniſchen Bauern.

Von H. K.

II.

Wenn auch im weſentlichen das geſellige Leben der Bewohner der verſchiedenen Marſchen ſich ſehr ähnlich iſt, ſo bedarf es ſelbſtverſtändlich kaum der Erwähnung, daß einzelne kleine Abweichungen und Nuancirungen nicht ausgeſchloſſen ſind.

Was nun die Geeſt- oder Moorbauern betrifft, ſo herrſcht auch hier viel Wohlhabenheit, wenn auch im allgemeinen kein eigentlicher Reichthum.

Die Geſellſchaften wechſeln auch hier ſonntäglich, wie auf den Bauergütern der Marſchen, regelmäßig ab, doch mit dem Unterſchied, daß anſtatt des warmen Eſſens nur Thee gereicht wird, der ſtets einen ſtarken Beigeſchmack nach Caneel hat. Der Kaffee iſt jedoch um ſo vortrefflicher. Backwerk wird aber nicht dazu gereicht, ſondern die Männer ſowol wie ein großer Theil der Frauen rauchen dazu ihren „Petum optimum subter solem" oder Cigarren.

Es finden zu dieſen Geſellſchaften ebenſo wie bei den Marſchbauern ſchon mehrere Tage vorher Einladungen ſtatt und man beobachtet dieſelben Regeln wie dort. Auch die Geſpräche ſind bei den Männern faſt dieſelben, nur mit dem Unterſchied, daß ſie in plattdeutſcher Mundart geführt werden und daß der Moorbauer prahleriſcher iſt als der Marſchbauer. Die Zeit vor und nach dem Eſſen wird gleichfalls durch Kartenſpiel, an dem auch die Frauen mit wenig Ausnahmen theilnehmen, ausgefüllt.

Das Auge würde ſich vergebens anſtrengen, ſolche Luxusgegenſtände aufzufinden, wie wir dieſelben in den Wohnungen der Marſchbauern antrafen. Die „Döns" (Wohnſtube) iſt einfach, mit Bretern bekleidet und roth oder mit ſonſt einer grellen Farbe überſtrichen, der Fußboden iſt mit Sand beſtreut, die Möbeln ſind einfach und roh, zum Theil noch „Urväter Hausrath", gleichfalls gefärbt. Sofas ſind ſelten. Die Theeſervice beſtehen aus Porzellan, die Löffel ſind bleiern oder

neuſilbern, hier und da auch ſilbern. Dieſen Geſellſchaften merkt man es leicht an, daß man gern mehr ſein möchte, als man wirklich iſt, und daß die Marſchbauern zum Muſter dienen.

1. Eine Bauernhochzeit.

Es ſteht in einem Dorfe eine Hochzeit in Ausſicht, denn Klaus und Trina „ſind ſich einig". Das iſt nun eine Kapitalneuigkeit, die wenigſtens ſiebenmal die Runde macht. Alles andere tritt davor in den Hintergrund. Die Nachbarn ſtecken die Köpfe zuſammen und fragen ſich: „Haſt's ſchon gehört, Nachbarin, daß wir nächſtens eine «Köſt» (Koſt, Feſtſchmaus, Hochzeit) haben? Wie viel Perſonen werden wol kommen? Vier- bis fünfhundert?" u. dgl. m. Die meiſten Heirathen auf dem Lande ſind, wie auch bei unſern Dorfbewohnern, Convenienzheirathen.

Sobald die beiderſeitigen Aeltern des Liebespaares von dem Glück ihrer Kinder in Kenntniß geſetzt ſind, kommen ſie zuſammen, erkundigen ſich nach der Mitgift, ſchließen den Heirathscontract und beſtimmen den Tag der Hochzeit. Auch verſtändigen ſie ſich über die Art und Weiſe, wie dieſelbe, und den Ort, wo ſie gefeiert werden ſoll.

Sobald dies alles bekannt wird, finden ſich diejenigen Perſonen ein, denen ein kleiner Gewinn dabei abfällt, wie Muſikanten, Anſager, Köchinnen und Aufwäſcherinnen.

Von jeder Klaſſe werden dann auch ſo viele, als erforderlich erachtet werden, angenommen. Die Zahl der Anſager beläuft ſich auf vier und die der Muſiker variirt zwiſchen 4 und 15 Mann. Da es die Sitte erheiſcht, daß jeder der geladenen Gäſte dem Brautpaar ein Geldgeſchenk macht, ſo iſt es demſelben natürlich angenehm, wenn ſich ſo viel Fremde einfinden wie irgendmöglich. Es finden daher die Einladungen nicht nur in den Wohnorten der Brautleute, ſondern auch in den angrenzenden Ortſchaften ſtatt.

Dieſes Amt des Einladens liegt den Anſagern ob, denn die Verlobten kümmern ſich darum nicht. Nur bei entfernt wohnenden Nachbarn macht man eine Ausnahme. Dieſelben werden brieflich oder durch Karten eingeladen.

Etwa acht Tage vor der Hochzeit müſſen ſich die Anſager und die Köchin im Hochzeitshauſe einfinden. Erſtere, um die „Anſagebogen" in Empfang zu nehmen, letztere, um einen Ueberſchlag in Bezug auf den nöthigen Bedarf der Speiſen zu machen.

Jedem Anſager werden beſtimmte Ortſchaften überwieſen und vielleicht auch noch eine große Anzahl einzeln liegender Gehöfte. Niemand darf übergangen und dadurch beleidigt werden, ſei er reich oder arm, vornehm oder gering. Nach der Anzahl der angeſagten Gäſte macht dann die Köchin mit gewohnter Routine den Ueberſchlag.

Jeder Anſager muß innerhalb dreier Tage ſein Geſchäft vollendet haben. Dabei wendet er folgenden ſtereotypen Gruß an: „Vielmals zu grüßen von dem Bräutigam N. N. zu N. N. und der Braut N. N. in N. N.! Sie möchten ſo gut ſein und kommen an dem und dem Tage zu ihrer Hochzeit, dieſelbe ehren, feiern und ſtärken zu helfen, zu einer Taſſe Kaffee, Korinthenſtuten-Butterbrot, einer Piep (Pfeife) Taback, godem Schnack (guter Unterhaltung), godem Drunk und luſtigem Schwung. Seien Sie ſo gut und ſtellen ſich fleißig ein. Die Hochzeit wird bei N. N. in N. N. gefeiert."

Für diejenigen Gäſte, welche zur Mittagsmahlzeit eingeladen werden, fügt er noch hinzu: „Sie möchten ſo gut ſein und zur Mahlzeit ſich um 11 Uhr einſtellen und Meſſer und Gabel mitbringen."

Sind junge, unverheirathete Leute oder Kinder im Hauſe, ſo werden auch dieſe zum „Kranzlied und Kranzaufhängen" angeſagt.

Für ihre Mühe bekommen die Anſager täglich in der Regel einen halben Thaler, müſſen aber am Hochzeitstage die Aufwartung übernehmen und ſo gut wie jeder andere Gaſt ihr Geſchenk geben.

Da es gewöhnlich vier ſolcher Anſager gibt, ſo wird jedem ſeine beſondere Function am Hochzeitstage beſtimmt; der eine wird Mundſchenk, der andere Stallmeiſter, der dritte Hofmeiſter und der vierte „Allemannsdiener".

Alſo in acht Tagen iſt die Hochzeit, und bis dahin muß noch das ganze Haus geſcheuert, gereinigt und geſchmückt werden.

Die erſtern Arbeiten fallen den Aufwäſcherinnen zu. Dieſelben haben eine ſaure Woche, ohne aber den geringſten Lohn zu erhalten, weil ihre Einnahme von einer Sammlung am Hochzeitstage abhängt.

Die Schmückung des Hauſes iſt Sache der ausdrücklich zu dieſem Behuf eingeladenen Jungfrauen.

Die ganze Woche hat auch die Köchin zu ihren Vorbereitungen nöthig.

Angenommen, es wird Rechnung gemacht auf 400—450 Perſonen, ſo muß danach auch die Quantität der Lebensmittel und Getränke beſchafft werden. Man rechnet auf 100 Perſonen 10 Pfund Kaffee, 8 Pfund Zucker, 40 „Korinthenſtuten" und 12 Pfund Butter.

Sämmtliche Kaffeebohnen muß die Köchin allein brennen und mahlen ſowie den Zucker entzweiſchlagen und die Korinthen- und Roſinenſtuten backen. Dieſe letztgenannte Arbeit nimmt ihr allein zwei Tage in Anſpruch; aber der Lohn für ihre Mühe wird ihr ebenfalls erſt durch eine Sammlung am Hochzeitstage zutheil.

Wir ſtehen am Vorabend der Hochzeit.

Die Gäſte ſind in althergebrachter Form ordnungsmäßig eingeladen und alle Vorbereitungen zum würdigen Empfang derſelben ſind getroffen.

Es geht ſchon heute recht lebhaft im Hauſe zu, denn die jungen unverheiratheten Mädchen haben ſich bereits am Morgen zum „Kranzbinden" eingefunden.

Eine einzige Geige läßt ſich hören, und manche junge Schöne verſpürt die größte Luſt, in aller Eile einen Walzer zu machen, und ſchon trippelt ſie den Takt dazu. Die übrigen Schönen ſind aber nicht ſo voreilig, denn die jungen Männer, welche die Kränze aufzuhängen haben, ſind ja noch nicht da. Jeden Augenblick indeß müſſen ſie eintreffen.

Schon hat der eine der Anſager, dem das Amt des Mundſchenks zugefallen iſt, ſich erwartungsvoll und dienſtbereit in einer zu einer Schenkſtube umgewandelten Ecke des Hauſes aufgeſtellt. Das Plätzchen iſt recht ſauber gereinigt, mit Sand beſtreut und mit Guirlanden geſchmückt. Das Faß mit Branntwein, das Bierfaß und die große Flaſche mit einem Bittern ſind praktiſch gelagert und aufgeſtellt, auch die Gläſer ſtehen ihm bequem zur Hand, und es fehlen nur die Gäſte, ihnen ein Gläschen nach beliebiger Auswahl reichen zu können.

Auch die Köchin iſt mittlerweile nicht unthätig geweſen. Sie hat bereits mehrere Keſſel mit Kaffee in Bereitſchaft und eine erſchreckliche Menge Stuten entzweigeſchnitten, deren kleinſtes Stück hinreichen würde, drei civiliſirte Menſchen vollkommen zu ſättigen.

Endlich ſammelt ſich die von den Jungfrauen ſchon lange erſehnte männliche Jugend, hängt unter derben Späßen die von den Mädchen dargereichten Kränze auf und ſetzt ſich dann zum Kaffeetrinken nieder, der dem Herkommen gemäß von den jungen Mädchen aus der nächſten Umgebung des Hauſes ſervirt wird.

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Der hiſtoriſche Kohlhaſe.

Eine der originalſten und anziehendſten Schöpfungen Heinrich's von Kleiſt iſt ſeine Erzählung „Michael Kohlhaas", die von allen ſeinen Werken wol die größte Verbreitung gefunden, das meiſte Intereſſe erregt hat. Zwar ſtoßen auch dem nur oberflächlich mit der Geſchichte des Reformationszeitalters Bekannten mancherlei Irrthümer auf; kaum kann es ihm entgehen, daß die Stadt Dresden, wie Kleiſt ſie ſchildert, das Dresden des 18., nicht des 16. Jahrhunderts iſt; zwar tadelt ein ſinnigerer Geſchmack mit Recht die Einführung der Zigeunerin, die Geſchichte mit dem Zettel, den Kohlhaas verſchlingt, um ſich an dem Kurfürſten von Sachſen zu rächen, gegen den Ausgang der Novelle hin: aber das Ganze bleibt ergreifend, kunſtvoll geordnet, von einer erſtaunlichen Kraft der Charakteriſirung; Kohlhaas, der Junker, Martin Luther, der Kurfürſt: ſie ſtehen da lebendig, menſchlich wahr wie ebenſo viele Geſtalten eines Dürer'ſchen Holzſchnitts.

Die Theilnahme an der Dichtung rief dann allmählich auch die kritiſche Forſchung wach; wie die Natur, liebt es unſere Zeit auch den Dichtern auf der Spur zu folgen und in die Werkſtatt ihres Schaffens einen neugierigen Blick zu thun. Aus Kleiſt's Briefen wußte man, daß ihm im Winter 1804/5 zu Königsberg Pfuel die Geſchichte des Kohlhaſen „nach einer alten Chronik" erzählte und ihm rieth, dieſen Stoff zu einem Drama zu geſtalten. Dieſe „Quelle" der Kleiſt'ſchen Novelle iſt die Chronik des Peter Haſt; Emil Kuh hat ausführlich darüber in einem Artikel der Kolatſcheck'ſchen „Monatshefte" berichtet, doch iſt es unwahrſcheinlich, daß Kleiſt jemals dieſe Chronik oder die Brandenburgiſche Geſchichte Leuthinger's in Händen gehabt; er wird nach der mündlichen Erzählung Pfuel's gearbeitet und die Anekdote in ſeiner Phantaſie aus- und umgedichtet haben. Der „hiſtoriſche Kohlhaſe" blieb aber trotz Haſt und Leuthinger mehr ein Schemen als eine Geſtalt von Fleiſch und Bein, bis es jetzt dem Archivar Dr. C. A. H. Burkhardt gelungen, die denkwürdigen Proceßacten jenes Streithandels im Erneſtiniſchen Geſammtarchiv zu Weimar aufzufinden. Aus ihnen hat er umſichtig und geſchickt eine kleine Schrift: „Der hiſtoriſche Hans Kohlhaſe und Heinrich von Kleiſt's Michael Kohlhaas" (Leipzig, Vogel, 1864), zuſammengeſtellt, die uns ein ſcharfes, wahrheitsgetreues Lebensbild des eigenthümlichen Mannes gibt. Weicht nun auch Kleiſt's Novelle faſt in allen

„thatsächlichen" Einzelheiten — wieder ein schlagendes Beispiel, wie wenig selbst ein „realistischer" Dichter mit der nackten Wirklichkeit anzufangen weiß — von der Historie ab, so ist doch der ideale Zug, der Kleist's Helden beseelte, derselbe, der in dem wirklichen Kohlhaas waltete: das Gefühl der Gerechtigkeit. „Fiat justitia, pereat mundus", sagen beide.

Hans Kohlhaas war ein Bürger aus Köln an der Spree, seines Gewerbes ein nicht unbegüterter Kaufmann, der mit Honig, Speck, Heringen handelte; nicht ohne die Bildung der Zeit, mit einem Anflug des Gelehrten; er verstand Latein und war vielverschwägert und verwandt in der Stadt, theils mit abenteuerlichen Gesellen, theils aber auch mit Leuten, die im Haushalt des Kurfürsten von Brandenburg standen. Als er 1532, am 1. October, von Wittenberg her auf die Michaelismesse nach Leipzig zog, wurde er im sächsischen Dorfe Wellaune von den Bauern des Herrn Günther von Zeschwitz angehalten; man schalt ihn einen Pferdedieb; zwischen ihm und den Bauern kam es zum Handgemenge, er suchte vor der Uebermacht das Weite, seine beiden Pferde aber, einen Rothschimmel und einen Rappen, ließ er in der Gewalt der Bauern. In Leipzig machte er keine Geschäfte und schlug nur mit Verlust seine Waaren los. Verbittert, ärgerlich kehrte er nach Wellaune zurück, um seine Pferde zu fordern. Der Junker von Zeschwitz stellte dem nichts entgegen, nur sollte Kohlhaas 5—6 Groschen Futtergeld bezahlen. Diese Forderung empörte in ihrer Ungerechtigkeit Kohlhaas vollends; er eilte, ohne seine Pferde mitzunehmen, nach seiner Heimat. Ein weitläufiger Proceß begann; Kohlhaas forderte 150 Gulden Entschädigung für den Schaden, den er durch sein verspätetes Erscheinen auf der Messe erlitten. Mit 12 Gulden Futtergeld erkaufte er zunächst seine Rosse wieder — sie waren beide erkrankt, der Rothschimmel starb einen Tag darauf. Ohne Entscheidung schleppte sich die Sache vor dem wittenberger Landvogt hin; zuletzt rieth, am 15. Februar 1534, dieser dem Kohlhaas, sich an den Kurfürsten von Sachsen bittend zu wenden. Das war für den heißblütigen Mann zu viel; er kündigte in einem drohenden Briefe dem Sachsenlande Fehde an. Diese Fehde bestand in Plünderungen und Gefangennehmung sächsischer Kaufleute, in Angriffen auf Dörfer und einzelstehende Gehöfte, in Mordbrennereien; nicht mehr als drei, vier Genossen hatte der verwegene Mann bei diesen Streifereien; einmal, bei der Plünderung von Marzahna, hatte er 35 talldreiste Burschen um sich. So gering diese Schar nach unsern Begriffen war, so jagte sie doch dem ganzen wittenberger Kreise Furcht und Schrecken ein. Der sächsische Kurfürst schrieb Briefe über Briefe an den von Brandenburg, er solle dem Kohlhaas das Handwerk legen; der Brandenburger aber gedachte, wie oft Sachsen sächsische Raubritter unterstützt, und regte sich nicht. Zuweilen trat zwischen den Räubereien des Kohlhaas und den Verfolgungen von sächsischer Seite Stillstand ein; beide Parteien kamen zu einem Vergleich zusammen, natürlich, um unverrichteter Sache wieder auseinanderzugehen. Das abenteuerliche Leben hatte Kohlhaas vollends verwildert, dazu ließen ihn seine Genossen nicht mehr los. Ein böser Stern waltete über ihm; selbst die Verwendung Luther's, zu dem er sich begeben in seiner Sache, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Immer wieder griff er zur Selbsthülfe. Nach langem Schwanken hatte indeß Joachim II. von Brandenburg 1538 den sächsischen Richtern erlaubt, die Gehülfen des Kohlhaas auch im brandenburgischen Gebiet zu verfolgen. Hier aber begegnete ihnen das Volk mit geheimem Widerwillen, ja mit offenem Widerstand, und es ist zweifelhaft, ob sie je etwas hätten gegen Kohlhaas selbst unternehmen können, da er bei dem niedern Volke außerordentlich beliebt war. Eine unbeschreibliche Thorheit stürzte ihn ins Verderben; er schenkte den Worten eines seiner Gehülfen, Georg Nagelschmidt, Gehör, der ihm rieth, seinen eigenen brandenburgischen Landesherrn zu befehden. „Sie lauerten dem kurfürstlich brandenburgischen Factor Konrad Drahtzieher auf, der mit Silberkuchen aus den mansfeldischen Bergwerken nach Berlin zurückzukehren im Begriff stand. Etwa eine halbe Meile südlich von Stolpe führten sie den Ueberfall aus und versenkten das geraubte Gut unter eine nahegelegene Brücke, der seit jener Zeit der Name Kohlhaasenbrücke geblieben ist"; so erzählt Burkhardt.

Als diese That ruchbar wurde, kehrte sich die Meinung des Volks gegen Kohlhaas. Durch die Hülfe des im Rufe eines Schwarzkünstlers stehenden Scharfrichters Hans, behauptet der Chronist, ward der unselige Mann nach Berlin gelockt und dort unweit der Nikolaischule im Hause des Thomas Meißner sammt seiner Frau ergriffen. Am 22. März 1540 starb er auf dem Rade, als Landfriedensbrecher verurtheilt; bis zuletzt hat er den Spruch wiederholt: „Nie sah ich einen Gerechten verlassen."

Wenn die Geschichte des Kohlhaas ein Beleg von der grenzenlosen Verwirrung Deutschlands während der Reformation, von der Unsicherheit des Lebens und aller Verhältnisse ist, so dient sie auf der andern Seite dem Künstler zum Beweis, aus wie geringem Stoff der Geist Herrliches schafft. Was in Wahrheit ein ungewöhnliches, aber doch nicht eben wunderbares Ereigniß war, ist von dem Dichter zu einem Symbol jener Zeit, jener Rechtsanschauungen erhoben worden; in der Wirklichkeit ging es rasch vorüber und wurde vergessen, in der Dichtung lebt es ewig — wie recht hat Goethe: „Nur die Muse verleiht einiges Leben dem Tod!"

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Scenen aus dem englischen Landleben.

2. Klosterruinen. Die Königin von Frankreich.

M. S. — An einem schönen Frühlingstage unternahmen wir eine Partie nach den berühmten Ruinen einer 900 Jahre alten Prämonstratenserabtei bei Tunbridge-Wells. Die einen fuhren, die andern ritten; so ging es einen köstlichen Waldweg entlang. Die Gegend wurde immer einsamer und die Wald- und Felsenpartien wilder und romantischer. Endlich hielten wir vor dem Eingang eines melancholisch aussehenden Parks, stiegen ab und überließen die Pferde einem Diener. Tiefe, nur von einzelnen Lauten der Natur unterbrochene Stille herrschte ringsumher; grüne Wiesenflächen, von einem leise rauschenden Bach durchströmt, zogen sich bis zu dem nahen Waldrand, während einige Gruppen von Rieseneichen und Buchen, über deren Häupter die Stürme von Jahrhunderten dahingezogen waren, mit ihren grünen bis auf die Erde herabhängenden Zweigen die Ruinen des Klosters unsern Blicken entzogen, bis wir dicht davorstanden. Ein Einsiedler mit langem Bart — so erschien mir wenigstens der greise Führer, welcher auf unsern Klingelzug öffnete — ließ uns ein.

Die Ruinen sind eins der schönsten Denkmäler altgothischer Baukunst, das England aufzuweisen hat. Heinrich II. erbaute das Kloster zu Anfang des 12. Jahrhunderts, bald nachdem im Walde zu Coucy der deutsche Domherr Norbert den Orden gegründet hatte, welcher die strengen Regeln des heiligen Augustin befolgte. Die einstige Größe und Ausdehnung der Kirche sieht man an den wohlerhaltenen Grundmauern, auf denen luftige, himmelanstrebende Säulen noch einzelne Wände mit sehr hohen, zierlichen Spitzbogenfenstern tragen. Erhaben und feierlich mag der Eindruck gewesen sein, den jeder empfing, wenn er diese ehrwürdigen Hallen betrat; unwillkürlich muß das heilige Dunkel, das durch die bemalten Fensterscheiben drang, zur Andacht angeregt haben. Heute schaute das helle Tageslicht in das seines Daches beraubte Gotteshaus. Epheu und Schlingpflanzen wucherten auf den ehemaligen Sitzen der Chorherren, munterer Vogelgesang ließ sich aus der Höhe herab vernehmen, von der einst Orgel und Chorgesang ertönt sein mochte; und dort am Hochaltar, wo sonst der Prior der Prämonstratenser in weißem faltigen Gewand die Messe gefeiert, saß heute ein Maler im Sammtrock, Zeichenmappe und Farbenstifte vor sich. Weiterhin wurden wir einige verfallene Steinstufen hinaufgeführt; die ehemaligen Schlafsäle der Mönche, die hier gelegen, hatten sich in kleine grüne Rasenflächen verwandelt. Die Nischen der Zellen waren durch dichte Schlingpflanzen in natürliche Lauben verwandelt, worin die Vögel nisteten und jetzt Damen in Reitkleidern mit über den Arm getragener Schleppe, Amazonenhüten und zierlichen Reitgerten umherwandelten. Ich trat beim Zurückgehen an ein Stück wohlerhaltener Mauer der Innenseite des Doms, um deren Inschrift in altenglischer Sprache, welche noch lesbar war, zu entziffern. Es waren die Daten der Gründung des Klosters, des Baues und der Name des englischen Königs, der es errichten ließ. Dabei fühlte ich plötzlich Quadersteine unter meinen Füßen, welche ich des darüber wuchernden Epheus wegen nicht gesehen hatte. „Sie stehen auf den Särgen der Mönche", sagte unser Führer. Diese bestanden in jener Zeit aus großen Granitblöcken, in welche eine Höhlung hineingemeißelt und die dann wieder mit einer Steinplatte verschlossen und zugemauert wurde. Die Särge aber setzte man kaum einen Fuß tief in die Erde hinein, die sich im Laufe der Zeit davon abgelöst hatte, sodaß nun die Steinplatten der Särge zwischen den Schlingpflanzen hindurch sichtbar waren. Jeder von uns fühlte eine Art romantischer Beklommenheit, die uns erst verließ, als sich das große eiserne Gitter hinter uns geschlossen und wir unsere Pferde bestiegen hatten.

Zu Hause angekommen, drehte sich die Unterhaltung noch immer um geistliche Orden und mittelalterliche Zustände, bis die Fröhlichsten unter uns vorschlugen, die Mönche in ihren Steinsärgen ruhen zu lassen und zu vergessen und uns nach dem Essen bei einer französischen Quadrille und einem schottischen Reel in des Lebens angenehme Gegenwart zu versetzen und zu genießen, was es uns Heiteres und Angenehmes bot.

Am andern Vormittag trat plötzlich und unerwartet Mrs. Blake bei mir ein, um mir zu sagen, die verwitwete Königin Amélie von Frankreich habe sich, wie schon öfter, zu einem Spaziergang in Mr. Blake's Park ansagen lassen und sie (Mrs. Blake) und ich würden zu ihrem Empfang um 12 Uhr nach dem am Parkgitter gelegenen Pavillon gehen müssen. Kaum waren wir am Pavillon angelangt, begleitet von den Bedienten des Hauses in Staatslivree, als einer jener zierlichen Rollstühle, deren Gebrauch in England allgemein ist, von einem Bedienten der Königin gebracht wurde, der sich damit auf der andern Seite des Parkthors aufstellte. „Pünktlichkeit ist die Höflichkeitsbezeigung der Großen", pflegt man zu sagen. Die Königin war demnach sehr artig, denn fast mit dem Schlag 12 Uhr fuhr ihr Wagen in das Parkthor. Als sie Mrs. Blake sah, befahl sie, anzuhalten und stieg aus. Nach den ersten Artigkeitsbezeigungen stellte Mrs. Blake mich vor, indem sie mir zugleich Gelegenheit gab, ein schönes Bouquet von Camellien und Orangenblüten zu überreichen. Als die Königin erfuhr, daß ich längere Zeit in

Frankreich gewesen, erkundigte sie sich gütig nach meinem Aufenthalt in Paris. Sie trug ein perlgraues schweres Seidenkleid, einen schwarzen Sammtmantel und einen blaßgrauen Seidenhut mit weißen Federn. Dreiundachtzig Jahre und die Schicksalsschläge, die dieses königliche Haupt nicht verschonten, haben ihre Gestalt gebeugt und ihre Stirn gefurcht, aber die dunkeln Augen leuchten noch unerloschen und haben ihre südliche Lebendigkeit bewahrt; der Mund, obwol eingefallen und von tiefen Linien des Kummers umgeben, ist nicht unschön. Ihre ganze Erscheinung erweckt Ehrfurcht und Sympathie und läßt auf ungewöhnlich hohen moralischen Muth schließen. Immer mußte ich, indem ich sie betrachtete, jenes Ausrufs gedenken, den sie bei der Nachricht von dem entsetzlichen Tode ihres Sohnes, des Herzogs von Orleans, that: „Welch namenloses Unglück für Frankreich!" Es zeigt von ungewöhnlicher Kraft der Seele, daß die Königin, ehe sie sich dem Schmerz der Mutter überließ, nur an den Verlust dachte, den das Land durch den Tod des Prinzen erlitten. Nach einer kurzen, mit uns zu Fuß zurückgelegten Strecke stieg die Königin in ihren Rollstuhl, der sehr langsam geschoben wurde und an dessen rechter Seite Mrs. Blake ging, während die Hofdame und ich ihn von der andern Seite begleiteten. Die Königin zeigte das lebhafteste Interesse an allen neuen Anlagen in Ravenspark, freute sich über den herrlich gepflegten Rasen, der einem grünen Sammtteppich glich, und betrachtete lange eine riesengroße Rosenlaube, deren äußerst zierliches Eisengitter in Gestalt eines großen chinesischen Tempels vor zwei Jahren auf der großen Weltausstellung in London bewundert und von dort nach Ravenspark gebracht wurde. Dann sprach sie von ihrem Aufenthalt zu St.-Leonards-on-Sea an der Südküste Englands, woselbst sie mit ihrem Enkel, dem Herzog von Chartres, vor kurzem zusammengewesen war, und erwähnte auch die bevorstehende Vermählung des Grafen von Paris mit der Tochter des Herzogs von Montpensier. Der Spaziergang im Park dauerte etwa eine Stunde und endigte in dem köstlichen Treibhause, in welchem die Königin, als ihr Wagen vorfuhr, an jeden von uns freundliche Worte des Danks und Abschieds richtete.

Welche Einflüsse verwandeln den Menschen?

Die Gelehrten sind zu dem alten Streit über die Entstehung der verschiedenen Menschenrassen zurückgekehrt. Burmeister hatte die Frage, ob alle von Einem Paar abstammten, dahin beantwortet, daß bei wissenschaftlicher Erörterung nur die Eine Thatsache feststünde, daß alle Nationen der Erde zu einer und derselben Gattung im naturhistorischen Sinne gehören und ihre Unterschiede nur als Familienverschiedenheiten angesehen werden können. Solche Unterschiede, fährt er fort, ist man geneigt, auf Rechnung verschiedener klimatischer Verhältnisse zu schieben, denen die Art im Laufe der Zeiten ausgesetzt wurde.

Die Gelehrten der pariser Akademie haben diesen Gedankenweg weiter verfolgt. Tremaux las am 21. März 1864 in der Akademie ein Memoire vor, in welchem er nachzuweisen suchte, daß der Mensch sich vom kaukasischen Typus zum Negertypus und umgekehrt verwandle durch den Einfluß des Milieu. Unter diesem Wort verstehen die Franzosen die Einwirkung von Luft, Licht, Erde, Nahrung, die Gesammtheit sichtbarer und unsichtbarer Gesetze, denen die Creatur unterworfen ist.

Tremaux weist nach, daß man in Afrika noch Ueberreste dreier Hauptstämme der Bevölkerung fände, welche asiatischen Ursprungs wären; daß einer derselben im Norden der Wüste seinen kaukasischen Typus bewahrt hätte, während die, welche sich im Sudan ausbreiten, je nach der Länge oder Kürze der Zeit, daß sie dort lebten, sich gewandelt. Er will diese Einflüsse des Milieu von jener Wirkung, welche die Kreuzung zweier Stämme hervorbringt, durchaus unterschieden wissen. Um den entscheidenden Einfluß des Milieu zu beweisen, beruft sich Tremaux auf die Thatsache, daß schon zu Zeiten des Hippokrates sich alle Aegypter sehr ähnlich gesehen; dasselbe fände jetzt statt, trotz der vielen Einwanderungen und Mischung der Stämme, die Aegypten seitdem erfahren. Der Einfluß des Milieu brächte allmählich alle Bewohner Aegyptens, woher sie auch stammten, zu demselben Typus.

Man wird übrigens finden, daß die Häßlichkeit der Züge und der Wechsel der Gesichtsfarbe nicht von gleichen Ursachen herrühren; denn man sieht sehr schwarze Völker mit schönen Zügen und intelligentem Ausdruck, während andere, deren Teint weniger dunkel ist, desto ungestaltere Züge haben. Die Wirkung der Sonne auf die Haut ist unbestreitbar, denn am Aequator ist die Hautfarbe am dunkelsten. Aber bei der Frage nach der Umwandlung der Menschen spielt die Hautfarbe nur eine unbedeutende Rolle; wichtiger ist die Schädelbildung, die Muskulatur.

Diese „physiologischen Typen" hängen nach Tremaux von dem Terrain und dem Klima des Landes ab, in dem die Menschen leben. Im Sudan z. B. ist das Land fast durchweg durch primitive Bodenmassen gebildet, die Goldminen bergen, sowol im Westen gegen die Quellen des Niger wie im Osten in den Gegenden, die Tremaux besuchte. Selbst im Innern der Thäler fand er einen rothen Erdboden, der Goldflitterchen und Goldkörnchen enthielt, sowie in großer Menge Quarzstückchen von verschiedener Größe. Dieser Umstand erinnerte ihn an Landschaften Australiens, in denen man auch reiche Goldminen findet und wo eine im Typus noch herabgekommenere Bevölkerung als die Sudans lebt, die noch schwärzer ist als ihre Nachbarn, obwol diese Gegenden außerhalb der Tropen liegen. Die Untersuchung des Bodens in Sudan wie Australien ergab, daß er fast ausschließlich der primitiven Erdbildung angehört.

Der Reisende Livingstone schildert die Bewohner Südafrikas weniger ungünstig als seine Vorgänger;

er hebt hervor, daß er bei den Betſchuenen ein vorherrſchend entwickeltes, uralt ſiluriſches Terrain gefunden; bei den Bakuas die Berge von ſchwarzem Baſalt und die Ebenen voll trockenen Sandes mit einem Untergrund von baſaltartigem Geſtein. Im Thal des Zambeſe aber änderte ſich der Boden, er wird fruchtbar und die Bevölkerung iſt gebildeter als ihre Nachbarn.

Die geologiſche Karte von Europa zeigt uns, daß die größte Fläche des primitiven Terrains ſich in Lappland findet, das auch die ungebildetſte Bevölkerung beſitzt. Im Süden Skandinaviens nimmt Gneiß und Granit noch einen großen Theil des Landes ein, aber der Boden iſt ſchon von andern Stoffen durchzogen, das Land enthält viele Seen und ihr Klima iſt ſo gut wie ihre Bewohner begünſtigt. Dänemarks Bewohner haben einen rein deutſchen Typus und das Land denſelben Boden wie Deutſchland.

Rußland beſitzt verſchiedene Terrains der mittlern Epochen, aber die großen Flächen jeder derſelben geſtatten es ſeinen Bewohnern nicht, die Vorzüge derſelben zu benutzen. Daher iſt Rußlands Bevölkerung immer nur mittelmäßig begünſtigt. Weitaus die begünſtigtſten Gegenden ſind die des Weſtens von Europa, deren Bewohner denn auch die begabteſten ſind.

Auf einer Karte hat Tremaux durch eine Menge ſehr ſpecieller Unterſuchungen die Theilungslinie zu beſtimmen verſucht, welche die Stämme des Sudan von den eigentlichen Negern trennt. Er iſt dabei auf eine krumme Linie gekommen, welche in jeder Gebirgsgegend Vorgebirge mit der Negerraſſe des Sudan zeigt. Dieſe Berge gehören zum primitiven Terrain, die Bewohner ſind echte Neger, während ihre Nachbarn aus niedrigen Gegenden, deren Boden nicht zur primitiven Erdformation gehört, nur erſt theilweiſe umgewandelt ſind. Daraus wäre zu ſchließen, daß die Raſſe ſich ſo lange nicht ändert, ſo lange ſie auf demſelben Boden, unter denſelben klimatiſchen Verhältniſſen bleibt, während ſie ſich nach und nach wandelt, wenn eine Ueberſiedelung nach einem andern Boden ſtattgefunden. Burmeiſter will von dieſem Einfluß des Milieu nichts wiſſen; er ſagt: „Vom Menſchen können wir nach unſern hiſtoriſchen Wahrnehmungen nur behaupten, daß noch nie ein Jude mit markirter Individualität den Typus eines echten Deutſchen angenommen hat, ſo lange er auch ſchon Deutſchland bewohnte, vorausgeſetzt, daß er reinen jüdiſchen Stammes blieb; wenn ferner niemals Europäer, die nach Afrika oder Amerika auswanderten, dort im Laufe von Jahrhunderten zu Negern oder Karaïben wurden, warum ſollten da die Nachkommen Adam's, die doch ſicher einen gewiſſen eigenthümlichen Familientypus beſitzen mußten, ſich zu Negern, Papuas, Karaïben, Malaien oder Mongolen umgeändert haben?“ Deshalb beſtreitet Burmeiſter die Richtigkeit der Annahme, daß alle Menſchen von Einem Paare abſtammen. Denn der Conſequenz wegen, ſagt er, müſſe man dann auch annehmen, daß alle Thiere nur von Einem Paare abſtammten; das aber zu thun, iſt noch keinem eingefallen, und doch wäre dieſe Abſtammung, organiſch betrachtet, daſſelbe wie die Abſtammung der Menſchen von Einem Paar. Man muß alſo, wie bei den Thieren, ſo auch bei den Menſchen mehrere Stämme, Autochthonen, annehmen. Burmeiſter ruft für ſeine Behauptung der Wandlungsunfähigkeit und der Idee verſchiedener Raſſen noch die Sprachentwickelung zu Hülfe. Auch Humboldt weiſt in ſeinem „Kosmos“ gerade aus der Verſchiedenheit der Sprachſtämme die Annahme verſchiedener Autochthonen nach.

Wenn die Frage nun auch noch unentſchieden iſt, ſo bietet ſie doch mancherlei Anregung zum Nachdenken, um für oder gegen Burmeiſter oder Tremaux Partei zu nehmen.

Deutſche Städte.

Lübeck.

2. Die Kunſtalterthümer.

(Fortſetzung.)

Die weiter abwärts folgende, tiefere Reihe beſteht aus 13 Holztafeln und gehört zu den beſten. Dieſe Holztafeln ſind länglich, ungefähr 4 — 5 Zoll breit und enthalten bibliſche Zeichnungen, vermiſcht mit mythiſchen Scenen. Alle Geſtalten ſind trotz ihrer Kleinheit voll Ausdruck, und um das Gemiſch noch bunter und kunſtvoller zu machen, hat der Künſtler die Räume zwiſchen den Fächern noch mit Karyatiden und andern Figuren ausgefüllt. Gar wunderbar ſpielt auch hier ſeine Phantaſie. So finden wir auf der erſten Tafel die Schöpfung dargeſtellt, wo uns der Stamm von dem Baume der Erkenntniß als Todtengerippe entgegengrinſt. Die Deutung liegt nahe.

Auf der zweiten Tafel wird die Opferung des Iſaak dargeſtellt, wobei wir Abraham mit einem mächtigen Schwert erblicken; und bei Jakob's Traum, auf derſelben Tafel, läßt der Künſtler Gott ſelbſt die Leiter halten. Der Zug mit der Bundeslade liefert ebenfalls ſehr gelungene Bilder, geſchieht aber vor einer großen Stadt. Bei der Verkündigung (Tafel 7) ſitzt die fromme Jungfrau — ein ſchöner Holzſchnitz — auf einer Thronbettſtelle, ein Buch in der Hand haltend; zu ihren Füßen ſteht ein Topf, mit mannichfachen Blumen angefüllt, und neben ihr hält ein Engel, bewehrt mit einem Scepter, an einem Altar Wache. Die Geburt Chriſti ereignet ſich zwar in einem Stall, derſelbe hat aber Säulen und Bogengänge; der Neugeborene liegt in einem runden Korbe und ein Lamm küßt ihn. Am Brunnen von Samaria erblicken wir Jeſum mit einem runden Hut auf dem Schoſe; ein Tiſch, mit Brot belegt, ſteht neben ihm. Auf einer andern Tafel ſteht die wilde Diana, gefangen mit ihren Nymphen in einem engen Brunnen, an einer — Pumpenſäule.

In der dritten Reihe ſind die Fächer größer und werden von korinthiſchen Säulen, die mit bunten

Verzierungen von Figuren, Masken und Laubwerk geschmückt sind, getragen. Die Schlußsteine bilden Larven von mannichfachem Ausdruck; weiter abwärts stehen halb hervorspringende Brustbilder in altdeutscher Tracht, die so überaus fein und zierlich gearbeitet sind, daß man an den Köpfen die Haarflechten, selbst die Steine des Schmucks, sowie an den Kleidern die gefalteten Halskrausen und Bauschärmel erkennen kann. An den Fußgestellen der Säulen erblickt man Abbildungen, die vorzugsweise auf die freien Künste sich beziehen, von denen aber auch selbst Völkerschaften und die vier Monarchien nicht ausgeschlossen sind. Hier fällt der Künstler ein originelles Urtheil über die verschiedenen Völker, indem er ihnen bald lieblich-schöne Engelsköpfe, bald häßlich-schöne Teufelsgesichter gab. Aus der zweiten Ecke, zwischen vier Säulen, grinst unter allerliebsten Götterbildern von schöner, ausdrucksvoller Arbeit der Fürst der Unterwelt, charakteristisch geschnitzt, hervor.

Die buntausgelegten Fächer der Nischen enthalten theils biblische, theils mythische Zeichnungen in gewisser Ordnung; unter ihnen zeichnen sich besonders einige Fächer aus, die unbezweifelt die gelungensten von allen sind. Hierhin ist zu rechnen die oft wiederkehrende Dreieinigkeit, wo der Vater sitzend den todten Jesus auf dem Schose hält und mit einer dreifachen Krone geschmückt ist. Der Heilige Geist, in der Gestalt einer Taube, schwebt über ihnen.

Von besonderm Kunstwerth sind noch die beiden in der Mittelwand (worin die Hauptthür befindlich) vorhandenen Schnitzwerke, indem sie nicht nur überaus reich an Figuren, sondern auch so äußerst fein gearbeitet sind, daß die Hände an ihnen, der Ausdruck der Gesichter, ja selbst die Muster der Zeuge, die Glieder der Halsketten, die Früchte auf den Tellern deutlich hervortreten. Seiner wunderlichen Laune blieb auch hier der Künstler getreu. Der ersten Darstellung nämlich liegt die Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus zu Grunde; die Figuren — 22 an der Zahl — schreiten größtentheils in altdeutscher Tracht, mit kurzen Röcken, steifen Mänteln und weiten Beinkleidern, einher. Die zweite Tafel in der Mittelwand zeigt ein Doppelbild. In der ersten Hälfte die Kreuzigung Christi und seine Taufe. Unter den Knienden erblicken wir hier einen sächsischen Kurfürsten nebst seiner Gemahlin. Hinter ihnen steht Luther, vollkommen ähnlich. Die zweite Hälfte stellt die Versuchung dar, wobei der Teufel dem Heiland große geschliffene Steine darbietet. Die schwierige Aufgabe in dem Faltenwurf der Gewänder, der trefflich gezeichneten Stickerei ist auch in diesem Stück wieder ohne Fehler gelöst.

Dies ist das Wesentlichste in diesem merkwürdigen und vielleicht einzigen Zimmer.

Altdeutsche Kunst hat hier ein Werk geboren,
Vor dem sich staunend meine Seele beuget
Und sich in Demuth Menschengröße neiget,
Die sich zum Ziel Unsterblichkeit erkoren.
Kein Stückchen Holz ist hier dem Ruhm verloren,
Weil jedes Künstlergenius bezeuget
Und sich Gedanke durch Gedank' erzeuget,
Unsterblich, herrlich, nicht ein Raub der Horen.
Sollt' die Gebilde alle ich beschreiben,
Die hier des Künstlers Fleiß aus Holz geschnitten,
So müßt' ich viele lange Jahre singen.
Vom Paradiese müßt' hinauf ich dringen
Bis zum Olymp, und dann mit schnellen Schritten
Durch Kunst, Natur und Welt die Musen treiben.

Das vornehmste Kunstwerk der Marienkirche ist der Todtentanz. Es ist beinahe so alt, wenn auch nicht von gleichem Kunstwerth wie der zu Basel; denn er stammt wahrscheinlich aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Einige wollen die Arbeit Holbein zuschreiben, allein dieser wurde erst 1495 geboren. Ueberhaupt ist es jetzt schwer, den Maler herauszufinden, da das Gemälde seit seiner Entstehung nicht weniger als fünfmal aufgefrischt und ausgebessert worden ist. Hat es auch kein großer Meister geschaffen, so ist doch eine geübte Hand darin erkennbar. Das Costüm weist auf einen niederländischen Maler hin. Die 24 Personen, mit denen der Tod hier den Tanz aufführt, haben Lebensgröße. Den Reigen eröffnet der Sensenmann als Flötenspieler und tanzt in 25 Weisen dem Papst, dem Kaiser, der Kaiserin, dem Cardinal, dem König, dem Bischof, dem Herzog, der jetzt fehlt, aber aufbewahrt wird, dem Abt, dem Ritter, dem Karthäuser, dem Bürgermeister, dem Domherrn, dem Edelmann, dem Arzt, dem Wucherer, dem Kaplan, dem Amtmann, dem Küster, dem Kaufmann, dem Klausner, dem Bauer, dem Jüngling, der Jungfrau und dem Wiegenkind vor. Einen besondern Werth gewinnt das Bild durch die treue Darstellung der Kleidertrachten im 15. Jahrhundert. So ist der Jüngling mit einem scharlachrothen Kleid, durch welches das charakteristische schneeweiße Unterkleid blickt, und dem verhängnißvollen Kopfputz bekleidet, der Edelmann in grünem Sammt und mit silbernen Schnallen angethan. Gürtel, Beutel, Messer fehlen nicht und das Surrogat der Gabel trägt man am eigenen Arm.

Ursprünglich befanden sich unter den einzelnen Figuren plattdeutsche Verse, die aber schon früh unleserlich geworden sein müssen, da kein Chronikenschreiber sie uns vollständig aufbewahrt hat. Die wässerigen hochdeutschen Reime, die wir jetzt darunter lesen, hat ein Herr Nathanael Schlott im Jahre 1701 gedichtet.

Aus der „Todtenkapelle" treten wir in die „Gallinenkapelle", wo eins der Bilder von Friedrich Overbeck, der 1789 in Lübeck geboren wurde, sich befindet. Es ist ein herrliches Bild, in dem sich die ganze innere Leidensgeschichte, die Overbeck durchgekämpft, ausdrückt. Overbeck's einziger Sohn starb kurz, ehe der Vater das Gemälde begann. Es ist eine Grablegung Christi oder, wie der Künstler es selbst bezeichnete, „Der Abschied von dem Leichnam des Herrn".

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 36.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Arzt und Gräfin. Novelle von Adeline Volckhausen. III. — Lucian und Voltaire. Von Richard Treitschke. III. — Sitten und Gebräuche der holsteinischen Bauern. Von H. K. III. — Zur Geschichte der Freimaurerei. Von Dr. Hugo Schramm. I. — Joseph von Eichendorff. — Lebensblicke von Ludwig Habicht. — Beiblatt: Der Rhein und die Dichter. — Nach Cayenne — Deutsche Städte. Lübeck. 2. Die Kunstalterthümer. — Reiseliteratur.

Arzt und Gräfin.

Novelle von Adeline Volckhausen.

III.

Ritter begleitete die Familie Südbergen nach X., von deſſen Heilquellen und ſüdlich warmer Luft ſich der Doctor alles verſprach. Beſonders hatte er verordnet, daß Natalie den ganzen Tag womöglich im Freien zubringen müſſe, und ſo war man darauf bedacht, eine Wohnung mit einem Garten zu finden; denn ſo ſehr auch Natalie es liebte, Menſchen zu ſehen, ſo wenig liebte ſie es doch, an einem fremden Ort, wo kein bekanntes Geſicht ihr freundlich und wohlwollend zunickte, ein Gegenſtand der Neugier und Verwunderung zu ſein.

Aber ganz konnte ihr das doch nicht erſpart werden, denn ſie mußte des Morgens zeitig nach dem Brunnen hin und auf der Promenade bleiben, bis ſie eine beſtimmte Quantität des heilkräftigen Waſſers getrunken hatte. In frühern ähnlichen Fällen hatte dann der Graf ſie immer begleitet, wenigſtens ſo lange, bis die Gaffer ſich an den Anblick gewöhnt, was in einem Badeort, wo das Neue immer bald von Neuerm verdrängt wird, ſchnell der Fall zu ſein pflegt.

„Erlauben Sie mir, Herr Graf, daß ich dies Amt übernehme", ſagte Ritter, „denn ich weiß, Sie lieben es nicht, früh aufzuſtehen!"

„Nun, wenn ich mich recht erinnere, ſo ſind auch Sie kein Freund davon", ſagte Natalie neckiſch.

„Das gerade nicht", entgegnete Ritter ſchnell gefaßt, obwol er eben hatte behaupten wollen, es ſei ſeine Leidenſchaft, früh aufzuſtehen und ſpazieren zu gehen, „aber ich — ich — ich will auch von dem Brunnen trinken."

„Sie? Sie?" riefen beide zugleich.

„Ja", antwortete Ritter, froh über den Einfall. „Apropos, da ich nun einmal hier bin, will ich von der Gelegenheit profitiren."

„Um des Himmels willen, Doctor, ich habe Sie doch nicht etwa angeſteckt?" ſagte Natalie lachend.

„Oder wo ſteckt denn Ihr Uebel, junger Freund?" fragte der Graf.

„Nein, angeſteckt nicht, — und mein Uebel, nun, ſo ein eigentliches Uebel habe ich nicht. Ich will nur die Wirkung des Waſſers auf den geſunden Körper erproben."

„Ho! Ho! Ho! Das iſt ja aber heller Unſinn, lieber Doctor! Die geſunden Leute laſſen ſich doch nicht von Ihnen hierherſchicken! Aus bloßer Neugierde wollen Sie Schwefelwaſſer trinken?"

Und der Graf ſchüttelte ſich vor Lachen, in das Ritter zwar mit einſtimmte, aber doch behauptete, er müſſe bei ſeinem Vorſatz beharren.

„So laß ihn, Papa!“ ſagte Natalie. „Chacun a son goût!“

„Gewiß, mein Kind, mir iſt das ſehr angenehm und du haſt noch einen Vortheil dabei.“

„Ich? Wie ſo?“

„Nun, wenn der Herr Doctor eine Cur gebrauchen will, ſo muß er längere Zeit bei dir ausharren, während du mich nach einigen Tagen immer durchaus nicht mehr zum Begleiter haben wollteſt.“

Das war es auch, was Ritter ſchnell berechnet hatte. Begleitete er die Comteſſe nur aus Gefälligkeit, ſo war er zweifelsohne nach einigen Morgen entlaſſen; trank er aber mit von der Quelle, ſo ſtand es bei ihm, wann er die Cur beendet ſein laſſen wollte, und dann würde es ohne Zweifel ſehr lange dauern, bis er die Wirkung des Waſſers genügend erprobt.

So erſchien denn auf der Promenade von X. das ſchöne Mädchen im Rollſeſſel mit dem Mohren dahinter. Aber ſie ſchien nichts von dem Aufſehen zu gewahren, das ihre Erſcheinung anfänglich unter den Curgäſten hervorbrachte; ſchien nicht peinlich berührt zu werden von dem Angaffen der Neugierigen, denn neben ihr, nach ihr hin gewandt, ſchritt ein junger Mann, auf das eifrigſte bemüht, ſie durch ſeine Unterhaltung ganz für ſich in Anſpruch zu nehmen, um ſie nicht bemerken zu laſſen, was um ſie her vorging.

In der Nähe des Brunnens wurde halt gemacht; Othello ging, um die Gläſer füllen zu laſſen, worauf er zuerſt ſeiner Herrin präſentirte und dann dem Doctor, der auch heroiſch den einmal gefaßten Entſchluß ausführte und das „verwünſchte Zeug“ trank. Othello vollführte dieſen Act ſeines Dienſtes immer mit außerordentlicher Grandezza und war ſtolz darauf, daß man ihm am Brunnen Platz machte, daß ihm aller Blicke folgten, und es fiel ihm gar nicht ein, daß das Intereſſe des Publikums, wenn er mit ſeiner Herrin erſchien, ein getheiltes ſei oder gar ihr vorzugsweiſe gelte.

Wochen vergingen. Ritter verſah getreulich ſein Amt; er war der Comteſſe Begleiter am Morgen, er war es am Abend, wenn ſie einmal Luſt bezeigte, dem Gewühl des Redoutenſaals zuzuſchauen. Er war ihr Arzt nicht nur, er war ihr Rathgeber in allen Dingen, er war ihr Lehrer und Freund. Sie laſen zuſammen, ſie disputirten miteinander oder Natalie fragte und Ritter erklärte, ſodaß ſich allmählich trotz ſeiner Ergebenheit, ja gänzlichen Hingebung, ein Verhältniß von Superiorität ſeinerſeits gebildet hatte, welches auch der Graf ſtillſchweigend anzuerkennen ſchien.

Dieſer war natürlich meiſt in Geſellſchaft der beiden, aber es kam auch wol vor, daß ſie allein waren, da es niemand einfiel, darin etwas Ungehöriges zu finden. Natalien am allerwenigſten, denn ſie war ſich ſtets gleich, immer dieſelbe. Ach, immer dieſelbe, ſo ewig ſich gleich! Nie ſchien ſie überraſcht, wenn Ritter eintrat; nie ſchien ſie ungeduldig, wenn er ſpäter erſchien; nie war der Ton ihrer Stimme, der Blick ihres Auges, wenn ſie eine Stunde lang miteinander waren, ausdrucksvoller als gewöhnlich.

Ritter that ſich übermenſchliche Gewalt an, um immer kühl und beſonnen zu bleiben; es war ihm offenbar: die Comteſſe dachte nicht daran, daß ihr der Arzt ein Bewerber ſei; und der Arzt *wollte* nicht die Leiterſproſſen der Liebeswerbung betreten, ſein ganzer Stolz bäumte ſich dagegen auf. Doch konnte er ſeiner Liebe nicht Herr werden; er ſog im Gegentheil das ſüße Gift immer tiefer ein in dieſem täglichen, unausgeſetzten Verkehr mit ihr. Es war nun nicht mehr eine Hinſiechende, Gebrechliche, die er liebte, ſondern eine Geneſende; denn Natalie vermochte es jetzt wieder, an Krücken zu gehen, und Ritter war gewiß, daß die Zeit nicht mehr fern lag, wo ſie, auf ſeinen und des Vaters Arm geſtützt, werde einhergehen können.

Dann war ſein Werk gethan, dann — was dann? Dann mußte er gehen, das ſah er ein. Denn wenn die Pflichten des Arztes aufhörten, war für ihn dieſes Verhältniß nicht mehr zu ertragen. An des Grafen wirklicher Dankbarkeit war nicht zu zweifeln, Ritter kannte ihn zu gut dafür; ob ſie aber eine *grenzenloſe* war, ob ſie erfüllen könnte, was Ritter in ſeinen ihn verfolgenden Phantaſien träumte, darauf wagte er in Wirklichkeit nicht zu rechnen.

Zuweilen ſprach er ſchon jetzt vom Abreiſen, aber davon wollte niemand etwas hören, bis ein unerwartetes Ereigniß eintrat, das plötzlich ſeinen Entſchluß reifte.

An der hintern Seite des Erdgeſchoſſes, welches der Graf und ſeine Tochter bewohnten, befand ſich nach dem Garten zu eine Veranda, und dort war die kleine Geſellſchaft beſonders abends gern verſammelt, wenn die Düfte des

Gartens, der in Terraſſen abwärts ging, emporſtiegen und das Laubgewinde der Veranda ſich im Mond- und Sternenlicht der hellen Nächte wiegte.

So ſaß man auch einmal hier in heiterm Geſpräch beiſammen, als Othello wie gewöhnlich eintrat und auf ſilbernem Präſentirteller eben angekommene Briefe und Zeitungen überreichte. Eine Weile legte der Graf ſie unbeachtet beiſeite, dann beſtellte er Licht, und nachdem Othello die Vaſenlampe gebracht und den roſafarbenen Schleier übergeworfen, um die blendende Helle zu mildern, nahm der Graf die Papiere. Natalie blickte ebenfalls hin und plötzlich griff ſie nach einem der Briefe, warf einen Blick auf die Adreſſe und rief: „Der iſt von Oskar!“ Dabei überflog eine Purpurglut ihr Antlitz und eine unruhige Erwartung war in ihrem ganzen Weſen ausgeprägt.

Der Graf nahm haſtig den Brief, brach ihn auf und las ihn flüchtig. „Der Junge kommt!“ rief er dann freudig. „Da lies, mein Kind!“ Und damit ſchob er Natalien den Brief zu.

„Er kommt!“ rief dieſe, und abermals überſtrömte glühendes Roth ihr Antlitz. Das alles ſah Ritter, ſah es nur zu wohl, kein Lampenſchleier vermochte das zu verhüllen.

Die Frage: Wer iſt Oskar? ſchwebte ihm auf der Zunge, aber er that ſie nicht, er vermochte ſie nicht zu thun.

Der Graf kam ſeinem Wunſch entgegen: „Oskar, müſſen Sie wiſſen, iſt mein Neffe, das heißt der Sohn meiner Schweſter, — ſein Beſuch iſt uns eine große Freude; ſchon lange erwartet“, ſetzte er mit einem Lächeln hinzu, das Ritter bedeutungsvoll erſchien.

Was dieſer erwiderte, war nicht recht verſtändlich; er blickte nach der Comteſſe hin, die den offenen Brief neben ſich liegen hatte und ganz zerſtreut ſchien.

Ich ſtöre, dachte Ritter zum erſten male, ſeit er ein Gaſt dieſer Familie war. Es litt ihn nicht auf ſeinem Platz, er ſtand auf und ging.

Seine Wohnung war in demſelben Hauſe, nur zwei Treppen höher. Raſtlos ſchritt er im Zimmer auf und ab und Zorn, Schmerz und Bitterkeit wühlten in ſeiner Bruſt. „Das iſt das alte Lied!“ rief er höhniſch, „Familienverbindungen — Seelenverkauf! Abrundung der Güter — Heirathen in der Wiege geſchloſſen! Wohlklingende Namen, wie ſie zuſammen gehören, und noch beſſer klingendes Geld! Narr, der ich war, mich auch nur einen Augenblick lang bethören zu laſſen!“

Er ſchlug ſich vor die Stirn und ſtarrte hinaus in die ſternenhelle Nacht.

„Aber wer hat mich bethört? Wer?“ rief er nach einer Weile wieder zornig, „wer anders als ich ſelbſt? Ich vermag jenen keine Schuld zu geben. Was wußten ſie von meiner Liebe, was von meinen Illuſionen? Aber warum wußten, warum ahnten ſie nichts von meiner Leidenſchaft? Weil ſie dennoch hochmüthiges Volk ſind! Weil es ihnen nicht einfiel, daß der junge Mediciner nach der Hand der gnädigen Comteſſe ſtreben könne!“

„Ach, bürgerlich Blut und adelich Blut! Möcht' wiſſen, ob der Herr Graf von der Chemie erwartet, daß ſie eines Tags die beiden Tropfen, die ſich ſo verdammt ähnlich ſehen, in ihre verſchiedenartige Elemente zerlegt! Ein Narr bin ich und abermals ein Narr! Mit Entſagung begann ich und mit Entſagung wollte ich's hinausführen! Als ob es eine Liebe gäbe, die entſagt, bevor ſie muß, durchaus muß! Es gibt keine ſolche! Und ich liebe dies Weib, ich kann ſie nicht aus meinem Herzen reißen, ſchön, wie ſie iſt, ſchön und gut! Getäuſcht habe ich mich, betrogen! Vermeinte ich doch, ſolche Gefühle, wie ich ſie für mich wünſchte, ſeien noch gar nicht in ihr wach geworden, und nun! Und nun! Ihr Erröthen hat mir's zu klar verrathen: ſie liebt dennoch, liebt einen andern! Einem andern habe ich ſie gerettet, einem andern ſoll ſie gehören! Und wer iſt dieſer andere? Ein Gardelieutenant, eine Zierpuppe ohne Zweifel! Aber dann kann Natalie ihn nicht lieben! Warum habe ich nie von ihm gehört? O, es iſt bedeutungsvoll, daß man nicht von ihm geſprochen, — und ich will ihn auch nicht ſehen! Fort von hier! Fort, fort! Es duldet mich hier nicht länger! Anzuſehen, wie er um ſie wirbt, wie ſie ihm zulächelt und am Ende ſogar meinen „ehrerbietigſten, herzlichſten Glückwunſch“ darbringen zu müſſen — das halte der Teufel aus, ich nicht! Ich gehe, und damit abgemacht.“

Und wie ein Menſch, der einen feſten Entſchluß gefaßt, machte er ſofort Miene, Anſtalten zum Einpacken zu treffen. Aber die Sache war keineswegs in ſeinem Innern ſo ſchnell abgemacht. „Vielleicht iſt's dennoch nicht ſo!“ flüſterte zuweilen eine leiſe Hoffnung, „vielleicht! So warte doch, bleib' und ſieh'! Iſt es denn möglich, daß du ihr ſo gar nichts biſt? Ueberzeuge dich, welch eine Art von Nebenbuhler du haſt, und dann

geh'!" So ſtritten ſich die Meinungen in ſeiner Bruſt hin und wieder, aber als der frühe Morgen heraufdämmerte, da war es in der That eine abgemachte Sache, und ſein Entſchluß, abzureiſen, ſtand feſt.

Er wußte ja, daß er als Arzt nicht mehr nöthig war, und ruhigeres und vernünftigeres Ueberlegen, als es ihm im erſten Moment möglich war, ſagte ihm, daß er einem muthmaßlichen Nebenbuhler gegenüber zum mindeſten eine ſehr widerwärtige Rolle ſpiele. War jener ein Glücklicher, ſo bereitete Ritter ſich durch Abwarten die unſaglichſte Pein; war jener nicht glücklich, ſo ſah er Natalie im Herbſt frei und ungebunden daheim wieder. Auf alle Fälle aber wollte er nicht in offene Concurrenz mit dem adelichen Couſin treten, das ließ ſein Stolz nicht zu.

Er nahm ſich vor, die Eröffnung ſeines definitiven Entſchluſſes in Gegenwart von Vater und Tochter zu machen, weil es ihm leichter ſchien, alsdann die gehörige Haltung zu behaupten, und ſo begleitete er denn Natalie am andern Morgen ſcheinbar unbefangen auf der Promenade. Aber er war zerſtreuter als ſonſt, und die Comteſſe war es nicht minder, ſodaß jeder den Grund der größern Schweigſamkeit des andern in ſich ſelbſt zu ſuchen geneigt war.

Am Abend, als man wieder auf der Veranda vereinigt war, wollte auch das Geſpräch nicht recht fort; nur der Graf ſchien aufgeweckt und bei Laune und füllte alle entſtehenden Pauſen aus. Aber nachgerade fiel ihm die Schweigſamkeit Ritter's auf; er klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und fragte in ſcherzendem Tone:

„Was iſt's, junger Freund? Sie ſcheinen mir ſo in Gedanken!"

„Ja, das bin ich auch!" entgegnete dieſer, ebenfalls heitern Tones; „ich denke an meine Praxis in Bonn."

„An die alte Mamſell?"

„Nun, an ſehr viele andere auch, die noch krank werden ſollen und mich ſehr vermiſſen könnten. Ich — ich bin wirklich jetzt entſchloſſen, abzureiſen."

„Ei warum nicht gar!"

„Ich bin feſt entſchloſſen! Fräulein Natalie — kann ich getroſt verlaſſen; ich hoffe ſie bedeutend beſſer, faſt hergeſtellt in einigen Monaten in Bonn wiederzuſehen. Für mich iſt es wirklich des Müßiggangs zu viel — geſtehen Sie ſelber, daß er nicht taugt für einen Mann in meinem Alter, der die Aufgabe hat, ſich eine Carrière im Leben zu ſchaffen."

Der Graf machte Einwendungen, Vorſtellungen; ja, er bat ſogar, aber Ritter ließ ſich diesmal nicht bereden. Natalie ſchwieg; nur bei ſeiner erſten Mittheilung hatte ſie faſt erſchrockenen Tones gefragt: „Abreiſen?" In ihrem Geſicht konnte Ritter nichts von dem empfangenen Eindrucke leſen, denn ſeiner ſelbſt willen hatte er die Dämmerung abgewartet, um zu reden. Nun war es geſchehen; er hatte geſprochen und ſein Entlaſſungsgeſuch war bei ſo feſt ausgeſprochenem Willen ſchließlich angenommen worden. Er konnte nicht mehr zurück, wenn er es auch gewollt hätte.

Am zweiten Morgen darauf ſah man Othello mit ſeiner ſchönen Herrin allein auf der Promenade, während Ritter ſich auf den Flügeln des Dampfes immer weiter und weiter von ihr entfernte und Zeit hatte, darüber nachzudenken, ob er klug gethan, ſo ohne weiteres das Feld zu räumen. — —

Es war richtig, daß in Natalie die Gefühle einer leidenſchaftlichen Liebe überhaupt noch nicht wach geworden waren; in dieſer Beziehung war ſie noch ein Kind, ſowie ſie auch ein Kind war in Argloſigkeit und harmloſem Vertrauen. Nichts wäre leichter geweſen, als ſie zu hintergehen, denn ſie ſetzte immer das Gute voraus, und wo ſie damit nicht ausreichte, da fehlte ihr leicht der Schlüſſel, um Menſchen und Verhältniſſe zu beurtheilen.

Jetzt gab ihr des Couſins Anmeldung viel zu denken; es war ihr, als ob ſie ſich eigentlich freuen müſſe, und doch that ſie es nicht von Herzen. Oskar war als Knabe häufig auf Bergum, dem Gute des Vaters, wo Natalie ſelbſt nebſt ihrem Bruder Richard aufwuchs, wochenlang zu Gaſte geweſen, einmal ſogar einen ganzen Sommer hindurch. Sie hatte damals mit dem Knaben geſpielt, ſich von Oskar im Sommer im Nachen, im Winter im Schlitten fahren laſſen und war ganz vergnügt auf die gleichſam traditionelle Redeweiſe eingegangen, daß ſie beide ein Brautpaar ſeien und daß ſie einſt mit Oskar in Berlin wohnen würde, in der großen, prächtigen Stadt, wenn der Couſin erſt die Lieutenantsuniform und Epauletten auf der Schulter trage.

Nun hatte ſie dieſen Verlobten ihrer Kindertage ſeit Jahren nicht geſehen. Natalie hatte mit ihrem Vater Bergum verlaſſen, Oskar lebte in der Reſidenz; die Diſtanz zwiſchen ihnen war größer geworden als ehemals, — das war freilich wahr —

aber warum war er in all der Zeit nicht ein einziges mal auf Urlaub gekommen?

Natalie war krank geweſen — hatte er keine Theilnahme für ſie, kein Intereſſe? Und warum kam er gerade jetzt, wo der entzückte Vater es in der ganzen Familie verkündet hatte, daß ſeine Tochter ihm wiedergeſchenkt ſei, daß ſie geneſen würde? Der Kranken hatte Oskar nicht geachtet, kam er nun, um die Geneſende an ein kindiſches Verſprechen zu mahnen? Natalie fühlte ſich unangenehm berührt, aber ſie ſchämte ſich ihrer hin und wieder aufſteigenden böſen Gedanken und wußte ſich über ihre unbehagliche Stimmung keine Rechenſchaft zu geben. Wenn nur wenigſtens Ritter noch hier wäre! dachte ſie. Gewiß glaubte er ſich entbehrlich, und doch wäre er mir nie nöthiger geweſen als gerade jetzt.

Auch der Graf war jetzt eigentlich nicht ſonderlich günſtig für ſeinen Neffen geſtimmt; denn auch ihn hatte es verletzt, daß derſelbe ſeit ſo langer Zeit durchaus keine Notiz von den ihm immer ſo wohlgeſinnten Anverwandten genommen hatte.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Lucian und Voltaire.

Von Richard Treitſchke.

III.

Wenn wir aber auch Lucian's poetiſche Formvollendung über die Voltaire's ſtellen müſſen, gibt doch dieſem ſeine Culturſtufe einen tiefern Gehalt. So ſcharf und aufregend Voltaire's Form meiſtens iſt, es iſt vielleicht, weil er von der Sache inniger bewegt war. Er hält die Bitterkeit für unerlaßlich als nothwendiges Medicament wider die Blaſirtheit des Jahrhunderts; fürchtet er dann, überbitter zu werden, verfällt er gewöhnlich auf die minder plaſtiſche Form der Allegorie. Faſt gleich ſind beiden die Gegenſtände ihres Angriffs, Laſter und Gebrechen der Zeit, philoſophiſche Spitzfindigkeiten, religiöſer Irr- und Aberglaube; ganz ähnlich die ſkeptiſche und verneinende Behandlung; aber doch liegt, nach meinem Gefühl, der bittern Schale des Franzoſen ein beſſerer Kern noch zu Grunde, dem unharmoniſchen Aeußern ein harmoniſches Innere; es iſt, ſo wenig es oft ſcheinen mag, ſein Wort ſchließlich nicht ſo troſtlos; es iſt ſittlicher als das des alten Heiden. Das macht die größere Höhe ſeiner Culturſtellung. Skepſis und Verneinung meinen es gemeiniglich mit ſich und andern gut, ſie wollen aufs Reine kommen. Sie ſind weniger Philoſophie als Streben und Vorbereitung zu einer neuen und befriedigendern. Der Unterſchied unter den verſchiedenen Skeptikern iſt nur, daß einer mehr oder weniger zum Theil mit ſich fertig geworden. Voltaire war ergriffen vom deiſtiſchen Gottesbegriff und erfüllt von Verlangen nach Beweiſen für die Ewigkeit der Seelen. „Wir wiſſen nicht, was in uns denkt, und ob uns dies Unbekannte überlebt oder nicht", ſagte er zweifelnd; aber er trat auf das heftigſte dem entgegen, was er „Chriſtenthum" nannte und was doch eigentlich nur verdorbenes katholiſches Kirchenthum war; das Chriſtenthum, rief er, ſei nicht mehr die Gattin Jeſu, ſondern zur Ehebrecherin geworden, und ſchalt auf die zwölf „faquins", die Apoſtel, die angeblich das Verderbniß zuerſt angeſtiftet haben ſollten. Lucian's Skepticismus war vollſtändiger, er hatte nicht das Bedürfniß, etwas zu bejahen, außer der Sittlichkeit, und fand ſich befriedigt in der Tugendlichkeit ſeines Wandels. Seine frivole Perſiflirung der Göttergeſchichten iſt bereits erwähnt. Auf tiefere religiöſe Fragen geht er ein im „Widerlegten Zeus" und „Zeus, dem Tragöden". In erſterm diſputirt der höchſte Gott mit einem Cyniker, und jener wird von dieſem ins Gedränge gebracht durch die Behauptungen, daß es unnütz ſei, Göttern zu opfern, da ſie den Menſchen nichts Gutes thun könnten, weil ſie entweder Sklaven oder Diener der Parzen ſeien; ferner, daß keine gütige Vorſehung ſein könne, weil es ſonſt nicht ſo viel Guten ſchlimm, ſo viel Böſen gut ginge; endlich, daß keine Strafe der Böſen oder Belohnung der Guten denkbar ſei, da ja alles nach einem ewigen Verhängniß geſchehe. Im zweiten Stück beruft ſich der um ſein geſunkenes Anſehen bei den Menſchen bekümmerte Zeus einen ſtoiſchen Philoſophen zum Advocaten gegen die Angriffe eines Epikuräers. Nachdem der Stoiker zur Vertheidigung der Götter mancherlei Vernünftiges und Unvernünftiges angeführt und vom Epikuräer widerlegt worden, rückt jener mit dem letzten Argument für die Götter heraus: daß es nämlich Opferaltäre gebe, worauf der andere höhniſch ſich für beſiegt erklärt — „ja freilich, das ſchlage ihn, dieſer Grund ſei unwiderlegbar." Mercur tröſtet den Zeus damit, daß ja die Menge noch an ihn glaube. Doch Zeus ſagt: „Ich möchte doch ſagen wie Darius: «Der einzige Zopyrus iſt mir lieber als 10000 Babylonier.»" In dem Dialog „Prometheus am Kaukaſus" (welcher als

eine Polemik gegen die uralte Tradition ſich wol mit Voltaire's Angriffen auf die Bibel, wider den Sündenfall u. ſ. w. vergleichen läßt) geht die bekannte Anfeſſelung des Titanen vor, der ſich gewaltig vertheidigt. „Was wären die Götter ohne die Menſchen? Wer brächte ihnen Opfer? Und lieblos ſeien die Götter, da ſie das Feuer, das durch keine Vertheilung Verminderung erleide, doch für ſich ſelbſt allein haben wollten.“ Mehrere kurze Geſchichten Voltaire's behandeln dieſelben wichtigen Stoffe, doch tiefer gegriffen, tröſtlicher und verſöhnender. Ziemlich ernſt gehalten iſt „Zadig oder Das Schickſal“, eine ſehr intereſſant erzählte morgenländiſche Geſchichte, worin wunderbare Verſchlingungen des Schickſals dargeſtellt ſind. „Bald des Knaben lockige Unſchuld, bald auch den kahlen, ſchuldigen Scheitel“ trifft das Unheil wie das Glück, und der Gang der Ereigniſſe wird als ewig zweckvoll motivirt. In „Welt, wie ſie iſt, Viſion des Babuk“, iſt das Reſultat: In der Welt iſt Gutes und Böſes gemiſcht. Das Böſe iſt nicht auszurotten, denn es würde alles zuſammenfallen; wie eine herrliche Statue, aus gemeinem und edelm Metall zuſammengeſtoßen, iſt die Welt. Hierher gehört nun ganz vorzüglich das berühmteſte dieſer Werkchen, das in der nur ihm eigenen, geiſtſprudelnden Form vollendetſte: der „Candide“. Es iſt wider die Leibniz'ſche Lehre von der beſten Welt gerichtet. Die Kunſt darin iſt unnachahmlich und die Geſchichte kurz nicht wiederzugeben. Bunteſte Phantaſie und Witz, Einfachheit und Nachdruck, ſchwerer Ernſt und Satire, Ruhe und aufregendſte Rede vereinigen ſich, immer ſich einander ablöſend, ein glänzend helles Gemälde unſeligen Weltlaufs und des menſchlichen Elends hinzuſtellen. Und doch immer noch aufrichtend ſind die Schlußworte: „Arbeiten wir, ohne zu vernünfteln! Das iſt das einzige Mittel, das Leben erträglich zu machen!“ Freilich beunruhigt uns etwas der ſcharfe, kalt ironiſche und ſehr oft gefliſſentlich cyniſche Ton, der das Ganze durchzieht. „Er hat einen Brand aus der Hölle genommen, um die Menſchheit en face und en profil zu beleuchten“, ſagt recht treffend einer der neuern Bewunderer Voltaire's, Arſène Houſſaye. Verwandt in Stoff und Behandlung ſind ſich der Lucian'ſche Ikaromenippus und der Voltaire'ſche Mikromegas. In jenem ſucht der Philoſoph Menippus, unbefriedigt von allen philoſophiſchen Syſtemen, ſichern Aufſchluß, indem er ſich flügelanſetzend gen Himmel aufſchwingt, den Mond beſucht und bis in Jupiter's Olymp dringt. Anfangs ſchwindet ihm in der Höhe die Erde aus den Augen, dann, durch den einen Adlerflügel mit Weitſehkraft begabt, blickt er in das Ameiſengewimmel mit Verachtung. Im Olymp von den Göttern gut aufgenommen, ſieht er den Jupiter an verſchiedenen Fenſtern die Gebete der Menſchen erhören und die Opferdüfte entgegennehmen, und hört ihn eine klägliche Rede vor der Götterverſammlung halten über das durch der Philoſophen böſe Zungen verminderte Anſehen der Götter. Doch findet er einen Troſt darin, daß ſie, die immer untereinander uneinig, bald ſich ſelbſt aufreiben würden. Weit drolliger, aber auch bedeutender ſcheint mir die franzöſiſche Dichtung. Ein Bewohner des Siriusplanetenſyſtems macht mit einem Bewohner des Saturn eine Himmelsreiſe (beide je nach Verhältniß ungeheure Rieſen) und kommen auf die Erde. „Mögen wol Bewohner hier ſein?“ fragen ſie ſich. Mit Hülfe eines Mikroſkops erkennen ſie endlich ein Schiff mit Menſchen, das ſich der eine auf ſeinem Fingernagel zurechtlegt, um es genau zu beſehen. Sie wundern ſich, wie die Menſchen ſie, die Rieſen, ſogleich mit ihren Inſtrumenten meſſen und ihnen auch Rede ſtehen über die Entfernung der weiteſten Sterne. Das beſchämt die eingebildeten Rieſen. Hier beachte man den ungeheuern wiſſenſchaftlichen Fortſchritt ſeit der Lucian'ſchen Zeit! Denn Lucian zweifelte noch und ſpottete gelegentlich über die Anmaßungen der Menſchen, die Sterne zu meſſen. Als die Menſchen aber, um ihre philoſophiſchen Anſichten befragt, behaupten, die Himmelskörper ſeien um ihretwillen da, da brechen die Himmliſchen in ein unauslöſchliches Gelächter aus und — verlieren die Menſchlein vom Nagel in die Hoſentaſche.

Gegen philoſophiſche Schulmeinungen zogen der Alte wie der Moderne auf das heftigſte zu Felde. Jener z. B. in ſeiner „Verauctionirung der Philoſophen“, worin alle — auch Sokrates und Plato ſind nicht verſchont, wiewol er mehr ihre Schule als ſie ſelbſt meint — mehr oder weniger um einen Spottpreis losgeſchlagen werden; dieſer in ſeinen „Abenteuern des Gedächtniſſes“, einer Polemik der empiriſchen Philoſophie Locke's wider die Idealiſten, welche die Ideen für angeboren halten. Die neun Muſen berauben die Menſchen zur Strafe aller ſinnlichen Gegenſtände und — ſie werden dumm. Erſtere iſt Voltaire's „Traum des Plato“. Die Unterſchöpfer der verſchiedenen Planeten rühmen ſich einer vor dem andern ihrer

Werke. Der höchſte Schöpfer ſagt: „Das kann nur Einer beurtheilen! Es dauert doch alles nur einige Millionen Jahre!“ Wie ſehr übrigens beiden es voraus auf ſittliche Thätigkeit ankam, beweiſen zwei nichts weniger als verneinende Schriften. Erſtens Lucian's „Leben des Demonax“, eines Zeitgenoſſen und ſkeptiſch-ſtoiſchen Philoſophen, eines wegen ſeines moraliſchen Charakters allgemein verehrten Mannes, mit großer Pietät und Ehrfurcht geſchrieben; der Mann als Muſter eines wahren Menſchen. Ebenſo Voltaire's „Geſchichte Jenny's“, worin Deismus und deiſtiſche Moral würdig vorgetragen ſind; eingefügt ein Geſpräch zur Bekehrung eines Atheiſten.

Nur einige Mittheilungen will ich machen aus dem überaus reichen von beiden Schriftſtellern fleißig bebauten Satirfelde, wo ſie gegen allerlei allgemeine Menſchenthorheiten, Verkehrtheiten und Vorurtheile arbeiten. In Lucian's „Charon“ hat es den alten Todtenſchiffer gelüſtet, einmal die Oberwelt zu beſuchen. Um alles genau zu überſehen — er darf als ein Gott der Unterwelt nicht in den Olymp —, thürmt er mit Hülfe einiger Homeriſchen Verſe und unter Beiſtand des Mercur mehrere hohe Berge aufeinander. Da kommt ihm denn das Treiben, Leben und Streben auf der Erde über alle maßen lächerlich vor. „Iſt es möglich, ſo wichtig ſich zu fühlen in dieſer Zeitſpanne, nie einen Gedanken an mich zu haben?“ Voltaire's „Einäugiger Sackträger“ hat im Rauſch einen Traum, wie er eine ſchöne Prinzeſſin errettet und dann ihre Liebe genießt. Aufwachend fühlt er ſich ſo glücklich darüber, daß er ſich gleich wieder betrinkt, um es noch einmal zu träumen. Sehr wohl ſind zuſammenzuſtellen des Griechen „Paraſitiſche Kunſt“, wo einer mit allerſpitzfindigſter Ueberzeugung ſein Schmarotzerleben als ein dankenswerthes und einziges Kunſtwerk hinſtellt — es erinnert an Diderot's Geſpräch: „Rameau's Neffe“ — und des Franzoſen „Die Ohren des Grafen von Cheſterfield und der Kaplan“. Hierher gehört Voltaire's unübertreffliches Bild eines unverdorbenen Naturmenſchen: „L'Ingenu“, eines Huronen aus dem franzöſiſchen Canada, als ſtrafender Gegenſatz zu den verbildeten und verzwickten pariſer Menſchen; dergleichen Lucian nur beiläufig in ſeinen geſundfühlenden Scythen Anacharſis und Toxaris hat, die ſich ähnlich zur helleniſchen Ueberbildung verhalten. Der Hurone ſoll und will auch Chriſt werden, will ſich aber durchaus nur im Strom taufen laſſen; will zwar Beichte hören, aber dann auch Beichte halten mit ſeinem Beichtiger, weil das alles ja in der Bibel ſo ſtehe. Er meint auch in einer Geſellſchaft: „Bei uns zu Hauſe läßt man eins nach dem andern reden und fällt einem nie in die Rede, wie ihr es macht. Wie ſoll ich denn euch antworten, wenn ihr mich daran verhindert?“ Endlich die unſchätzbare originelle Parabel: „Die Blinden als Urtheiler über die Farben“, der ich weder bei Lucian noch ſonſt etwas an die Seite zu ſetzen wüßte. Die ſämmtlichen Blinden eines Blindeninſtituts behaupten: Alle Kleider in der Anſtalt ſind weiß, obgleich kein einziges weiß iſt. Jeder wird verketzert, der etwa Miene macht, nicht ſo recht daran zu glauben. Man bleibt feſt, wie ſehr auch die Sehenden dazu lachen. Dennoch macht ſich ſpäter einer einmal geltend mit der Behauptung, alle ihre Kleider ſeien roth, obgleich kein einziges roth iſt. Zank und Streit. Endlich ſieht man ſich doch genöthigt, es jedem freizuſtellen, was er glauben will. Ein Tauber lieſt von dieſen Hergängen und lacht herzlich darüber. Derſelbe Taube glaubt aber, nur Taube können über Muſik richtig urtheilen.

Gewiß war beider Männer höchſte Stärke, daß ſie, jeder in ſeiner Art, Meiſter des Stils waren. Man erſieht ihre Meiſterlichkeit faſt am beſten aus ihren kleinen Reden- und Tändelarbeiten, z. B. aus Lucian's witzigem „Lob der Fliege“ oder der „Lobrede auf den Baumeiſter“ eines architektoniſch gut ausgeführten Badehauſes; ebenſo aus Voltaire's graziöſen Briefen, ſeinem eigenſten Meiſtergebiet, wo faſt aus einem Nichts nahezu ein Bedeutendes wird. Dieſe Stilmeiſterſchaft war ihre Waffe und mit Recht ihr Stolz. Beider Waffen ſchneidend; ſcharf geſchliffen, blitzend und behende die Voltaire's, ſchöner geformt und augengefälliger Lucian's ſpitziger Dolch. Die heutige Generation, die Voltaire näher ſteht, iſt mehr für ſeine raſchere Waffe und muß dieſelbe praktiſcher finden, deren außerordentliche Wirkungen ſie mit angeſehen. Wohl hatte er recht, wenn er von ſich ſagte, daß er nie bloße Phraſen gemacht. Gleichwol entgeht uns nicht, daß des Alten Waffe und Waffenführung ſchöner und kunſtreicher geweſen; wir Deutſchen erkennen in ihm mit heimatlichem Wohlgefallen den einfachen und lebendigen Stil unſers Börne wieder. Beide ſcharfe Geiſter haben die Furchen geſchnitten zu neuer Saat. Sie meinten es ehrlich und leugneten nie, was ſie für eine Nothwendigkeit erkannt, daß ſie für eine Umwälzung arbeiteten;

der eine in weiter Ferne, der andere in nächster Nähe sie erblickend, und suchten darin ihren Ruhm. Manches freche Wort ist dabei gefallen, aber ihnen nachzusehen wie dem Krieger mancher grausame Hieb und Stich; und wir glauben an die Ehrlichkeit Voltaire's und mögen seine Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen, wenn er in einem Briefe an d'Alembert sagt: „Die Nachwelt wird das, was wir gedacht, von dem zu unterscheiden wissen, was wir gesagt;" was gewiß auch von Lucian gilt. Denn sie meinten es ernstlich und gut. Einer wie der andere war bemüht, sein Streitfundament wissenschaftlich und namentlich historisch zu begründen. Beiden war die Geschichtswissenschaft eine große Angelegenheit und sie hatten die würdigsten Gedanken von ihr. Voltaire hat sogar der Geschichtschreibung im neuen Europa eine neue Wendung gegeben durch seine Werke, welche, an so manchen Flüchtigkeiten sie auch leiden, doch Lichtstreifen sind über große zusammenhängende und interessanteste Partien in der Geschichte der Menschheit. Mit Ausscheidung alles dessen, was ihm weniger förderlich dünkte, suchte er ein belehrendes Resultat zu ziehen, was der Gegenwart und aller Zukunft aufklärend nütze. Lucian, der kein geschichtliches Werk hinterlassen, verräth die tiefste, ja heiligste Auffassung dieser Wissenschaft in seinem unschätzbaren Büchlein: „Wie man Geschichte schreiben soll." „Ueberhaupt merke man", sagt er darin, „und immer wieder werde ich dasselbe sagen: Man schreibe nicht blos mit Hinblick auf die Gegenwart, daß uns etwa die Jetztzeit rühme und preise; man schreibe Geschichte weit mehr für die kommende Welt und fordere auch von ihr den Lohn des Schreibens. Da wird es heißen: Er war ein freier Mann; in ihm war Freimüthigkeit, nichts Schmeichlerisches noch Knechtisches, sondern Wahrheit durchweg. Wo einer dies zu würdigen weiß, so wird er es gewiß über alle Hoffnungen des Tages stellen, die so vergänglichen."

Wie liebenswürdig waren sie dann in ihrem ruhigern Greisenalter! Ihr gutes Gewissen machte sie heiter und mild. Der alte Rhetor, da er manchmal noch Reisevorlesungen hält, warnt in den graziösen und gemüthlichen Vorreden seine jugendlichen Zuhörer, ja nicht seinem Rufe zu sehr zu trauen, um sich zu viel von ihm zu erwarten, daß sie nicht so enttäuscht würden wie er einst, als er jene Gegenden bereist, von denen es heiße, die Pappeln schwitzten dort Bernstein und die alten Schwäne sängen wunderschön. Ein andermal vergleicht er sich mit dem alten Silen, der zwar mancherlei schätzbare Erfahrungen gehabt, aber freilich als ein schwacher Alter gar zu redselig gewesen, recht viel Gescheites gesagt, doch immer wieder von vorn zu reden angefangen habe. Oder: Er sei allerdings kein jugendlicher, vollkräftiger Hercules mehr, doch vielleicht gleiche er jenem Herculesgreis, der, wie die Gallier ihn abbildeten, an einem durch seine durchbohrte Zunge gezogenen Seile Scharen von willig ihm folgenden Jünglingen nach sich zöge. Die Beredsamkeit, dächten die Gallier, werde nur im Alter ganz reif und Hercules' Pfeile werden dann zu geflügelten Worten. So sage sich's auch seine Selbstliebe vor. Vom Leben des Alten von Ferney haben wir genauere Nachricht. Seine Leidenschaft, wohlthätig zu sein und am liebsten durch Rettung einzelner oder mehrerer zugleich ganzen gedrückten und hülflos gelassenen Theilen der Gesellschaft nützlich zu werden, steigerte sich gegen das Ende seiner Tage. „Ich bin nur noch ein Schatten von dem, was ich war" — „Ich habe ein wenig Gutes gethan, das ist das beste meiner Werke" — „Ich scheide vom Leben, Gott dankend, der es mir verliehen" — so äußerte er sich im Alter. Von der Selbstliebe sagt er: „Diese Schmeichlerin ist Tyrannin; würdige ihre Gewalt und lebe mit ihr, aber nie als Knecht!"

Vergessen wir diese Männer auch heute nicht, die so trefflich für die Menschheit gewirkt. Jener, so wenig wir es auch noch fühlen, hat uns unsere Vergangenheit geebnet; dieser aber — und das ist uns noch fühlbar — uns unsere freiere Gegenwart erobert.

Sitten und Gebräuche der holsteinischen Bauern.

Von H. K.

III.

1. Eine Bauernhochzeit.

(Fortsetzung.)

Die holsteinischen Bauern und Bäuerinnen essen und trinken langsamer und vielleicht auch mehr als alle übrigen Menschen auf Gottes Erdenrund; daher vergeht auch eine geraume Zeit, bevor sie sich vom Tisch wieder erheben und sich zum Tanz anschicken.

Der Tanz währt bis gegen 10 Uhr, und die Bewirthung ist an diesem Vortage der Hochzeit unentgeltlich. Dafür aber müssen sich sämmtliche junge Leute verpflichten, auch am Hochzeitstage zu erscheinen und ihre Gabe zu geben; denn je

mehr der Gäſte erſcheinen, deſto reicher fällt auch die Ernte des Brautpaars aus.

Mit großer Spannung wird deshalb das Wetter beobachtet, denn mancher könnte gar leicht einen Entſchuldigungsgrund für ſein Ausbleiben in ſchlechtem Wetter finden.

Doch heute iſt es ſchön und die Sonne lacht in die fröhlichen Geſichter des Brautpaars und der Hochzeitsgäſte, welche bis gegen 3 Uhr nachmittags ſich ſämmtlich eingeſtellt haben.

Die Muſici nehmen ihren Platz vor der großen Thür und empfangen jeden Gaſt mit Muſik. Braut und Bräutigam ſitzen aber innerhalb des Hauſes links an der Thür und nehmen daſelbſt die Glückwünſche der Ankommenden entgegen. Jeder derſelben reicht ihnen die Hand und ſpricht einen ſtereotypen Glückwunſch aus; die Männer nehmen ſogar die Kopfbedeckung ab, und das iſt gewiß der höchſte Beweis von Hochachtung, die ein holſteiniſcher Bauer jemand erzeigen kann; denn die Kopfbedeckung ſcheint mit ſeinem Kopfe vollſtändig verwachſen, ſo feſt ſitzt ſie darauf, und er würde dieſelbe auch vor dir, lieber Leſer, und wenn du die feinſten Kleider der Welt trügſt, nicht abziehen, es ſei denn, daß er auch von dir zur Hochzeit geladen würde.

Sind die Gäſte verſammelt, ſo gibt das Brautpaar das Zeichen zum Eſſen und Trinken oder man ſchreitet zur Trauung, im Fall dieſelbe nicht ſchon tags zuvor ſtattgefunden hat, wie dies auch häufig geſchieht.

Jeder beeilt ſich, einen Platz zu bekommen an den beiden langen, auf der Dreſchtenne aufgeſtellten Tiſchen, und die Muſici beginnen die Tafelmuſik.

Damit iſt auch für diejenigen das Zeichen gegeben, welche mit dem Einſammeln von Geldern beauftragt ſind.

Vorauf kommt die Muſik. Jeder Gaſt muß nämlich zunächſt für die Empfangsmuſik ſein Scherflein geben, ſodann folgt die Sammlung für die Köchin, ferner für die Aufwäſcherinnen und endlich — für die Hebamme. Ganz am Schluß wird noch eine Sammlung für die Armen und während des Tanzes eine für die Muſici veranſtaltet.

Aeltere und entfernt wohnende Gäſte, welche ſich an dem Tanzvergnügen nicht mehr betheiligen, ſchauen demſelben noch ein Weilchen zu und begeben ſich dann auf den Heimweg.

Nach bekannter Sitte haben ſie alle ſchon vorher in ein Stückchen weißes Papier, auf welches ſie ihre Namen geſchrieben, ihre Hochzeitsgabe verſiegelt. Mit derſelben nahen ſie ſich beim Abſchied dem jungen Ehemann oder der jungen Frau und drücken ihnen daſſelbe in die Hand.

Während die jungen Leute ſich am Tanzen beluſtigen, halten die ältern Bauern (wenn ſie nicht zufällig mit Kartenſpiel beſchäftigt ſind) und deren Ehefrauen eine kritiſche Rundſchau über die in einem der Zimmer aufgeſtellte Ausſteuer des jungen Paars.

Die Mütterchen wenigſtens verſagen ſich dieſes Vergnügen nicht. Mittlerweile wird das Hochzeitshaus immer leerer, nur einige recht tanzluſtige Paare ſetzen die Muſici noch in Nahrung, bis endlich auch dieſe des Guten genug haben und ſich empfehlen. Einige ziehen mit einem tüchtigen Haarbeutel ab, ſchleppen ſich aber doch glücklich nach Hauſe.

Der Hahn kräht, die Magd erhebt ſich ſchon wieder und eilt mit ihren Eimern zum Melken.*) Die jungen Eheleute haben auch keine Ruhe mehr; ſie ſind neugierig, zu erfahren, wie viel „Köſtenbriefe" ſie haben und welche Schätze dieſelben enthalten, und berechnen zu können, was ihnen nach Abzug der Koſten für Speiſen und Getränke, die ſämmtlich auf Credit entnommen waren, nun noch übrigbleibt.

Die Aeltern bezahlen in den ſeltenſten Fällen dieſe Ausgaben.

2. Kindtaufe.

Der ernſte Augenblick iſt erſchienen, wo die Zahl der Weltbürger um einen vermehrt werden ſoll. Da iſt es denn Pflicht des Familienhauptes, ſofort die beiden Nachbarn links und die beiden Nachbarn rechts davon in Kenntniß zu ſetzen. Ein Unterlaſſen dieſer Anzeige würde ein unverantwortlicher Verſtoß gegen die gute alte Sitte ſein und eine dauernde Feindſchaft im Gefolge haben.

Nach geſchehener Anzeige finden ſich ſofort die Nachbarinnen ein, um hülfreiche Hand zu leiſten. Die eine derſelben hat, während der neue Weltbürger durch den erſten Laut ſein Daſein kundgibt, einen recht kräftigen Kaffee bereitet, an dem ſich alle, auch die Wöchnerin nicht ausgenommen, erquicken. Die Tageszeit kommt nicht in Betracht. Von dieſer Stunde an ſind die Nachbarinnen ver-

*) Das Vieh wird im Mai auf die Weide getrieben, bleibt Tag und Nacht, bei Wind und Wetter draußen und kommt erſt gegen Weihnachten wieder in den Stall zurück.

pflichtet, das Kindlein täglich zweimal zu „bünzeln". Die Hebamme läßt ſich dann nur noch ein- oder zweimal blicken, kümmert ſich aber nicht weiter um das Kind.

Die Kindtaufe findet nicht eher ſtatt, bis die Wöchnerin ſich ſo weit wieder erholt hat, um ſelbſt an der Feſtlichkeit theilnehmen zu können. Doch macht man in einigen Diſtricten einen Unterſchied darin, ob die Taufzeugen von dem Familienvater perſönlich oder durch einen Anſager eingeladen werden.

Im erſtern Fall gibt man nämlich kein Pathengeſchenk, während man im zweiten Fall dazu verpflichtet iſt. Außer den Taufzeugen werden die nächſten Nachbarn eingeladen. Auf dieſen Kindtaufen, die meiſtens ſehr einfach ſind, wird nichts gereicht als der ſo ſehr beliebte Kaffee und Gebackenes, Taback und Cigarren und ſchließlich einige Gläſer Grog.

Wie es auch im übrigen nördlichen Deutſchland Sitte iſt, veranſtaltet die Hebamme bei den Gäſten für ihre gehabte oder nicht gehabte Mühe eine Geldſammlung.

Im Sommer gegen 5 Uhr, im Winter ſchon früher, macht ſich der Prediger, der nebſt dem Schullehrer auf keiner Kindtaufe fehlen darf, zum Nachhauſegehen bereit und die übrigen Gäſte folgen ſeinem Beiſpiel.

3. Die Beerdigungsfeier.

Die Beerdigungen ſind im allgemeinen koſtſpielig.

Sobald ein Todesfall in einer Familie ſtattgefunden hat, werden wie bei der Geburt eines Kindes die nächſten Nachbarn davon benachrichtigt, die dann die Pflicht übernehmen, abwechſelnd jede Nacht bei dem Todten Wache zu halten, bis er bekleidet und in den Sarg gelegt iſt. Dafür wird ihnen am Morgen Kaffee gereicht.

Wenn der Leichnam in den Sarg gelegt werden ſoll, ſo findet bei den vier nächſten Nachbarn rechts und den vier Nachbarn links eine neue Anzeige ſtatt. Jeder legt dann Hand mit an und erquickt werden ſie wiederum — mit Kaffee. Zu der Beerdigung ſelbſt wird ein beſtimmter Theil des Dorfs oder das ganze Dorf, ja, auch wol noch Bewohner anderer Ortſchaften „angeſagt"; die nächſten Nachbarn und Anverwandten noch beſonders zur „Trauermahlzeit."

Sehr gern ſieht man ein recht großes Gefolge, namentlich mit Fuhrwerk.

Am Beerdigungstage ſtellen ſich Träger und Leidtragende morgens gegen 9 Uhr im Trauerhauſe ein und werden mit durch Sirup verſüßtem Warmbier und Butterbroten geſpeiſt.

Alle Beerdigungen ſind ſogenannte öffentliche, weil die ſtillen Beerdigungen mehr als das Doppelte an Gebühren koſten. Gewöhnlich werden die Leichen aus einem in der Nähe des Friedhofs liegenden Gaſthauſe, wohin man ſie zuvor geſchafft hat, „ausgeſungen". Träger und Leidtragende wechſeln Vers um Vers mit 12 — 24 Schulkindern im Geſange ab, während die Leiche um die Kirche getragen und dann in derſelben niedergeſetzt wird.

Wiederum wird ein Trauerlied angeſtimmt, worauf der Prediger die Kanzel beſteigt und die Leichenpredigt hält. In ſeltenen Fällen bleibt er vor dem Altare ſtehen und hält nur einen „Leichenſermon".

Nach dem Trauergottesdienſt wird mit der Leiche noch einmal die Runde um den Friedhof gemacht, bevor ſie in das Grab geſenkt wird. Der Schluß der Feierlichkeit unterſcheidet ſich nur wenig von den im übrigen Deutſchland bei Beerdigungen üblichen Formen.

Iſt das Grab gefüllt und das letzte ſtille Vaterunſer gebetet, ſo begeben ſich die Träger und Leidtragenden wieder nach dem Wirthshauſe zurück, wo ſie noch einige Erfriſchungen zu ſich nehmen; diejenigen hingegen, welche zur Trauermahlzeit beſonders eingeladen ſind, begeben ſich ins Trauerhaus zurück.

In wohlhabenden Familien kommt es ſehr häufig vor, daß die Gerichte des Leichenſchmauſes kurz vor dem Tode der Verſtorbenen von dieſen ſelbſt beſtimmt werden.

Gegen 5 Uhr iſt die ganze Feier, an der die Frauen mit den Männern gemeinſchaftlich theilnehmen, beendigt.

4. Bälle auf dem Lande.

Im Grunde genommen ſind die Bälle auf dem Lande ſich alle ziemlich ähnlich, nur die Namen ſind verſchieden. Man hat z. B. Entréebälle, Kaffeebälle und Eisboſelbälle.

Auf dieſen Bällen gibt es immer Kaffee mit oder ohne „Korinthenſtuten", und ſelbſt die kleinſten Schulkinder nehmen daran theil. Schon einige Zeit vorher wird dazu eingeladen, jedoch fängt man in neuerer Zeit an, den bequemern Weg durch die Preſſe einzuſchlagen.

Entrée- und Eisboſelbälle ſind identiſch, jedoch die Cultur, „die alle Welt beleckt" und folglich

auch die holſteiniſchen Bauern, hat den franzöſiſchen Ausdruck aufgebracht, ſeitdem die mit dieſen Bällen verbundene Sitte des „Eisboſelns" immer mehr nachläßt.

Bekanntlich ſind in Holſtein alle Ländereien durch 4—5 Fuß breite Waſſergräben voneinander getrennt; ſobald nun dieſelben im Winter feſt zugefroren ſind, verabreden ſich die Bewohner zweier Ortſchaften, an einem beſtimmten Tage mit Kugeln von dem Gewicht eines Pfundes oder darüber auf dem Eiſe zu werfen („boſeln").

Nachdem ein beſtimmtes Ziel geſteckt worden iſt, beginnt von den ſich gegenüber ſtehenden Parteien das Werfen. Jede Partei thut ihr Möglichſtes, den Sieg zu erringen. Sie treiben ſich vor- und rückwärts, bis endlich der eine Theil ſo weit vom Ziele entfernt iſt, daß er den Sieg nicht mehr erringen kann.

Einem rieſigen Burſchen oder auch verheiratheten Mann, der bereits als ein geſchickter Werfer bekannt iſt, überträgt man den erſten Wurf. Ihm ſtellt ſich von der entgegengeſetzten Seite ebenfalls der tüchtigſte Werfer gegenüber, und zwar nimmt er den Platz ein, auf dem des Vorwerfers Kugel liegen bleibt. Er hebt ſodann die Kugel auf und wirft ſie mit aller Kraft wieder zurück.

Angenommen, des erſtern Kugel hat eine Strecke von 50 Fuß zurückgelegt und des Gegners dagegen 60 Fuß, ſo hat dieſer 10 Fuß gewonnen. So geht es nun fort, bis die eine Partei ſo weit zurückgetrieben iſt, daß ihre Kugel ſchon vor dem geſteckten Ziel in Ruhe kommt. Dieſes Eisboſeln iſt mit Muſik verbunden und wird durch ein Tänzchen beſchloſſen.

Ein civiliſirter Zuſchauer, der das Tanzen regelrecht erlernt hat, dürfte indeß an den Bärenſprüngen der ſchwerfälligen holſteiniſchen Bauern noch mehr Genuß finden als an dem Vergnügen des Eisboſelns ſelbſt.

5. Ringreiten.

Das Ringreiten, welches in der Regel im Sommer ſtattfindet, wird durch ſpeculative Wirthe veranſtaltet. Es dürfte indeß als Nachahmung der Turniere ſchon alt ſein oder doch wenigſtens aus den letzten Zeiten des Ritterweſens, als das Ringſtechen an die Stelle des Turniers trat, ſtammen.

Irgendein Wirth macht bekannt, daß an dem nächſten Sonntag bei ihm Ringreiten ſtattfinden ſoll und daß der Einſatz für die Ringreiter ſo und ſo viel betrage.

Die jungen Bauerburſchen, die an dem Vergnügen theilnehmen wollen — und deren gibt es in dieſem Falle immer genug — kommen auf ſtattlichen Raſſepferden angetrabt und bezahlen den geforderten Einſatz, für den ſie im glücklichen Falle Verſchiedenes gewinnen können. Die gewöhnlichen Preiſe beſtehen aus ſilbernen Löffeln, Zuckerzangen, Fiſchlöffeln, Reitgeſchirren u. dgl. m., Sachen, die der Wirth theils ſelbſt angekauft, theils von den Händlern in Commiſſion genommen hat.

Das Ringreiten ſelbſt iſt dem Ringſtechen in einem Carrouſel ſehr ähnlich.

Die Burſchen reiten in langſamem Trabe nach dem Ziel, und wer von ihnen in einer beſtimmten Anzahl Touren die meiſten Ringe geſtochen hat, erhält den Hauptgewinn, und ſo fort, bis alle Gewinne vertheilt ſind. Dann reiten ſie, mit Bändern und Kränzen reichlich von ihren Liebſten geſchmückt, voran die Muſik und der erſte Sieger, welcher König genannt wird, nach dem Wirthshauſe, wo ein Tanz die ganze Feſtlichkeit beſchließt.

6. Fenſterköſt (Fenſterkoſt) Hausrichteköſt und Scheunerichteköſt.

Eine Speculation, auf anderer Leute Geldbeutel Häuſer und Scheunen repariren und bauen zu laſſen!

Sobald nämlich jemand ein Gebäude ausgebeſſert oder neu hergeſtellt hat, ladet er eine Anzahl von ſeinen Freunden, Bekannten und Nachbarn zu den bei ſolchen Neubauten überhaupt üblichen Feſtlichkeiten ein oder, in der Sprache der Holſteiner zu reden: er ſagt eine „Fenſterköſt" u. ſ. w. an und reicht ſeinen Gäſten Kaffee, Weißbrot mit Butter, Bier, Branntwein und Taback. Die Tanzmuſik indeß, mit der auch dieſes Feſt beſchloſſen wird, muß jeder ſelbſt bezahlen. Für dieſes genoſſene Vergnügen drücken dann ſämmtliche Theilnehmer dem Bauherrn oder deſſen Frau ein in Papier gewickeltes und mit dem Namen des Gebers verſehenes Geldgeſchenk in die Hand, welches zwei Thaler ſelten überſteigt.

Bei einem wirklichen Hausrichteſchmaus (Hausrichteköſt) wird beſſer aufgetiſcht, doch ſind dafür auch die Gaben höher. Daß wiederum die Muſik eine Hauptrolle dabei ſpielt, iſt ſelbverſtändlich.

7. Hedwigverdrehen.

Ein Unternehmen und eine Einnahmequelle der Bäcker und Wirthe.

Es wird ſchon einige Wochen vorher bekannt

gemacht, daß der Bäcker A. die Absicht hat, bei dem Wirth B. in C. „Hedwige" (d. h. warme Stollen, Schrippen oder Wecken) „verdrehen" zu lassen. Der Bäcker stellt sich sammt der gewinnlustigen Jugend an dem bestimmten Tage ein. Er führt außer einem großen Vorrath warmer Wecken zum Behuf des Verdrehens ein rundes, etwas ausgehöhltes Bret mit einem 3—4 Zoll höher stehenden Rand bei sich. Auf der innern Fläche dieses Bretes sind wiederum andere kleine Aushöhlungen, in welchen eine Kugel, etwa von der Dicke eines Taubeneies, ruhen kann. Jede dieser kleinern Aushöhlungen ist mit einer Nummer bezeichnet.

Die Spielenden kaufen sich nun einige Wecken und setzen eine davon auf irgendeine Nummer, dann stoßen sie der Reihe nach die Kugel derart an dem innern Rande des Bretes hinauf, daß dieselbe erst einigemal herumläuft, bevor sie nach der Mitte des Brets zu abläuft und in einer der Höhlungen ruhig liegen bleibt.

Derjenige Spieler, dessen Kugel in einer der mit der höchsten Nummer bezeichneten Höhlung zur Ruhe kommt, gewinnt sämmtliche ausgesetzte Wecken. In dieser Weise wird fortgespielt, bis der Bäcker seinen Vorrath gänzlich ausverkauft hat. Es muß indeß noch bemerkt werden, daß im Interesse des Bäckers die Spieler ihre Wecken nicht gegenseitig wieder verkaufen dürfen.

Es kann bei diesem Hedwigverdrehen demnach leicht der Fall eintreten, daß jemand eine große Menge von den Wecken allein gekauft hat, ohne sich auch nur des Gewinnes und Genusses eines einzigen zu erfreuen.

Zur Geschichte der Freimaurerei.

Eine Skizze von Dr. Hugo Schramm.

I.

Die Geschichte jenes Proteus, der den Namen des Freimaurerbundes führt und zu dessen innersten Eigenthümlichkeiten es gehört, wie der geistvolle Hermann Hettner in seiner „Geschichte der englischen Literatur von 1660—1770" (S. 207) sagt, daß er sich durch Hindeutung auf uralten Ursprung und auf geheimnißvolle Zusammenhänge eine gewisse ehrfurchterweckende Weihe geben will, ist in neuerer Zeit all ihrer Sagen und Täuschungen entkleidet und durch strenge und gründliche Forschungen*) so viel als möglich in ihrer Wahrheit festgestellt worden.

Faßt man freilich nur den edeln und hochherzigen Zweck des Bundes ins Auge, so findet man allerdings, daß er mit dem Wesen und der fortschreitenden Bildung der Menschheit auf das engste verbunden ist und daß man daher auf Anklänge an das Maurerthum, auf dunkle Ahnungen seiner Idee überall da stößt, wo Bildungsstufen der Menschheit anheben, wo ein selbständig denkender Geist seiner selbst bewußt wird und die Aufgabe des menschlichen Geschlechts mit überzeugender Klarheit ausspricht, oder wo ein inneres Bedürfniß Gleichgestimmte und Gleichgesinnte zusammenführt, um durch verbundenes Streben eine tiefere Erkenntniß des Alls zu erlangen und eine reinere Sittlichkeit zu pflegen.

Die Freimaurerei verhält sich zum Freimaurerbunde wie die Wurzel zum Baum, wie die Religion zur Kirche. Erstere ist das Ewige, Unwandelbare; letztere ist wechselnden Bedingungen der Zeit, des Orts und der Individuen unterworfen.

Freimaurerei ist ursprünglich diejenige Beschaffenheit des Herzens oder der Seele, in welcher der gute, auf eine überirdische Welt gerichtete Urtrieb der Religiosität, der Liebe Gottes, über seinen Widerpart, den Urtrieb der Selbstsucht, des Eigennutzes, die Herrschaft erlangt hat, diesen im Zaum hält und ihn zum irdisch verständigen Mittel für einen idealen Zweck verklärt. Wie aber im Weltgebäude die scheinbar entgegengesetzten Bestrebungen der Centrifugalkraft und Centripetalkraft die Harmonien der Sphären bewirken, so bringen im gesellschaftlichen Leben des Menschen die Gottesliebe und der Eigennutz den Gemeinsinn hervor, auf welchem stufenweise das Familien-, Gemeinde-, Volks- und Menschheitsleben beruht, und durch den allein das Gottesreich auf Erden verwirklicht, die Religion thätig, der Eigennutz wahrhaft sicher und nachhaltig zweckmäßig wird. Der Gemeinsinn hat denn auch den weitesten Bund, den Bund der Bünde hervorgerufen, von dem nur ausgeschlossen ist, wer anders will oder ist, nicht aber, wer anders glaubt. Dieser Bund der Bünde, diese Gemeinschaft von Männern, die sich einig fühlen in dem Streben nach allem Höhern, die das Wahre und Schöne wollen,

*) Unter den ersten, welche über die Idee des Bundes geschrieben haben, sind hauptsächlich Lessing (in seinem „Ernst und Falk") und Herder (in der „Adrastea"), dann aber Krause und Feßler zu nennen, während unter denen, welche in seine Geschichte Licht zu bringen sich bemüht haben, Dr. Georg Kloß obenan steht, dessen Forschungen neuerdings auch der fleißige und vorurtheilsfreie J. G. Findel in seiner vortrefflichen „Geschichte der Freimaurerei" (Leipzig, Luppe, 1861) vornehmlich gefolgt ist.

und das Gute um ſeiner ſelbſt willen lieben und zu üben ſich bemühen — iſt der Freimaurerbund. „Er iſt die weiteſte Vereinigung innerhalb der Menſchheit, der äußerſte Kreis, der alle kleinern concentriſch einſchließt, und inſofern die höchſte und reinſte Geſtalt des menſchlichen Bundlebens, als es in der That außer ihm keine andere «religiös» ſittliche Vereinigung gibt, die gleich ihm auf die reine Innerlichkeit des Urtriebs (der Gottesliebe) geſtellt iſt und nur das allen guten Menſchen Gemeinſame zur Grundlage hat. So iſt er der vollendetſte Ausdruck des Ringens nach Einheit der zerſplitterten Gottestheile, nach Verſöhnung und Liebe zwiſchen Gott und ſeinen Geſchöpfen und der Geſchöpfe unter ſich, und darin liegt auch zugleich ſeine geſchichtliche und ideelle Berechtigung."

Die Arbeit des echten Freimaurers — was freilich, wie Leſſing bemerkt hat, ein jeder Menſch ſein kann, ohne es zu heißen — beſteht demnach darin, unabläſſig für ſein Theil und in inniger Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern auf Erreichung des in einem vernunftgemäßen Leben beſtehenden Ziels hinzuwirken.

Indem aber die Freimaurer das, was ſie durch ihr Streben errungen, was ſie durch das Beiſpiel trefflicher Menſchen gelernt, in der Loge der Brüder zur Betheiligung, zur Benutzung und Nacheiferung darbieten, wird die Loge ein wirkſames Inſtitut nicht nur für echt menſchliches Zuſammenleben treuer Freunde nach dem Bilde der vollkommenen Geſellſchaft, ſondern auch zur Erziehung der Bundesglieder für die Menſchheit; werden die Logen in der That Werkſtätten, wo man nach dem Ausſpruch A. W. Müller's daran arbeitet, „das Urbild des Reinmenſchlichen, welches durch die vielfach trennenden und entſtellenden Verhältniſſe und Zuſtände der menſchlichen Geſellſchaft verloren gegangen iſt, zunächſt in dem engern Kreiſe der Brüderſchaft wiederherzuſtellen und zur Erſcheinung zu bringen, es dann in geſelliger Thätigkeit weiter auszubilden, in weitern Kreiſen zu verbreiten und es nach Möglichkeit zum Geſammtgut der Menſchheit zu machen".

Es iſt gegenwärtig nicht mehr zu bezweifeln, daß der Freimaurerbund mit ſeinen geſelligen Einrichtungen, Gebräuchen und Lehren zunächſt von den mittelalterlichen Bauhütten abſtammt. Der aus dem uralten Rechte der Selbſtändigkeit aller Freien hervorgegangene Hang, ſich zur Erreichung aller möglichen Zwecke zu aſſociiren, machte ſich bei unſern Vorfahren früh geltend; ſo zuerſt in den verſchiedenen geſchworenen Schutzgenoſſenſchaften gegen auswärtige und innere Feinde, dann im Mönchsweſen, im Ritterthum und endlich in den Vereinigungen der Bürger nach ihren Zünften. Ueberall, wohin wir blicken, finden wir ſo im Mittelalter feſtgeſchloſſene Corporationen. Das kühne, dunkle Ringen des mittelalterlichen Volksgeiſtes fand aber beſonders auch einen Ausdruck in der Baukunſt.

Durch Karl den Großen war ſie im großen Frankenreiche hervorgerufen worden, indem dieſer italieniſche Künſtler hatte kommen laſſen, und die auf ſeinen Befehl vorgenommenen zahlreichen Bauten von Klöſtern, Kirchen und Paläſten hatten Gelegenheit zu einer immer größern Entwickelung der Baukunſt gegeben. Mit beſonderer Vorliebe hatte er ſeine Reſidenz Aachen, die er gern Neu-Rom nennen hörte, durch Prachtgebäude geſchmückt. Alle Kunſt war aber anfänglich nur von der Geiſtlichkeit, beſonders in den Klöſtern, unter der Lehre welſcher Meiſter getrieben worden. Sie hatte einen Theil der geiſtlichen Thätigkeit ausgemacht. Als indeſſen in der Folgezeit das Bauen in den getheilten Ländern des alten Frankenreichs immer mehr überhandnahm, ſo reichten die Kloſterbrüder zu all den großen Bauten nicht mehr aus und es mußten Laien mit zu Hülfe gezogen werden. Auf ſolche Art mit den Klöſtern in nähere Verbindung gebracht, offenbarten ſich den Laien nach und nach auch die Geheimniſſe der höhern Baukunſt. Hierzu geſellte ſich noch der Umſtand, daß die Biſchöfe und Aebte, als ſie anfingen, dem einfachen Leben zu entſagen und in fürſtlichem Glanze ſich zu gefallen, die Kunſt nicht mehr achteten, daß die Mönche bald dem Beiſpiele ihrer Obern folgten und ſchließlich die Ausübung der Kunſt den Laien allein überlaſſen blieb. So geſchah es, daß ſie aus den Kloſtermauern in die Welt überging und das Bauen eine ehrenvolle Arbeit freier Männer ward. Damit erwachte aber in Deutſchland auch zugleich der germaniſche Geiſt in ſeiner ganzen Kraft und unternahm es kühn, alle bisherigen Schöpfungen an Großartigkeit zu überbieten: es entſtand der germaniſche (gothiſche) Bauſtil (1200 — 1500).

Mit dem neuen Stil nahm auch die Luſt zum Bauen zu, und wenn die Kunde im deutſchen Reiche von einem neuen Bau ward, ſo ſtrömten von nah und fern deutſche Bauhandwerker dahin und ſcharten ſich um den Werkführer, den ſich der Bauherr erwählt hatte. Bei einem jeden großen Bau aber wurde eine Bauhütte aufgeführt, wo

die mathematiſchen Verhältniſſe und Regeln der Gothik gelehrt, weiter ausgebildet und als Kunſtgeheimniß fortgepflanzt wurden. Bald knüpften dann die in den verſchiedenen Bauhütten thätigen Maurer und Steinmetzen untereinander Verbindungen an und vereinigten ſich ſchließlich zu einem Bunde*), deſſen geiſtige Einheitlichkeit bei aller äußerlichen Verſchiedenheit in den Hervorbringungen der einzelnen Hütten dafür zeugt, daß ſein Weſen und ſeine Organiſation nicht auf Polizeivorſchriften und Handwerksgriffen allein beruhte, wenn ihm auch alle jene hiſtoriſchen und philoſophiſchen Träumereien ſtets fern geblieben ſind, die man ihm ſpäter angedichtet hat.

Bei der Bewunderung, welche die gothiſchen Bauwerke allgemein erregten, iſt es natürlich, wenn wir nach dem 13. Jahrhundert auch anderwärts das Verlangen rege werden ſehen, ebenfalls dergleichen Bauten zu beſitzen. Plane konnte man ſich ſchon verſchaffen, aber wer ſollte ſie ausführen? Kein Menſch kannte die nöthigen Kunſtregeln und Handgriffe als die deutſchen freien Maurerbrüder. So mußten denn ſolche herbeigerufen werden. Namentlich warb England deutſche Bauleute an und dieſe brachten wie andere deutſche Einrichtungen und Gebräuche, ſo auch ihre Bauhütten dahin mit. Gleich den deutſchen Steinmetzen verbanden ſich daher auch 1349 alle engliſchen Freien, die unter der Lehre jener mit Zirkel und Winkelmaß arbeiteten, zu einer Brüderſchaft mit einem ganz ähnlichen Ritual.

Es unterſchied, wie die deutſchen Bauhütten, die drei Grade des Meiſters, Geſellen und Lehrlings und gab außerdem noch jedem Meiſter einen Stellvertreter, welcher der „Sprecher" oder „Parlirer" genannt ward, aus welchem letztern Worte, beiläufig geſagt, unſere ganz ſinnloſe Bezeichnung „Polirer" entſtanden iſt. Um ſich untereinander zu erkennen und von Fremden zu unterſcheiden, hatten die Maurerbrüder beſondere Wortzeichen, einen beſondern Gruß und eine eigenthümliche Art, ſich die Hand zu geben, den ſogenannten Handſchenk. Bevor ſie an die Arbeit gingen und wenn ſie dieſelbe beendigt hatten, verſammelten ſie ſich in der Bauhütte, Loge.**) Dabei aber wurden gewiſſe feierliche Gebräuche beobachtet, in denen das einmalige oder wiederholte Aufſchlagen mit dem Hammer von ſeiten des im Oſten ſtehenden Meiſters ſeine beſtimmte Bedeutung hatte. Außergewöhnliche Feierlichkeiten fanden bei der Ankunft eines Wandergeſellen oder bei der Aufnahme eines neuen Geſellen ſtatt. Die Grundſätze der Kunſt verwahrten ſie in Symbolen, die theils aus geometriſchen Elementen beſtanden, wie dem rechten Winkel, Dreieck, Viereck u. ſ. w., theils von den Werkzeugen entlehnt waren, deren man ſich zum Zeichnen und zum Bauen bedient, als da ſind: Zirkel, Maßſtab, Bleiloth. Schließlich drangen auch ihre Geſetze auf ſtrenge ſittliche Zucht und Bildung der Mitglieder, auf die geſellſchaftliche Gleichſtellung derſelben im Innern des Bundes und auf Wahrung und Weiterbildung der Einrichtungen, Gebräuche und Kunſtgeheimniſſe. Die Steinmetzen wurden aber Freimaurer (Free-Masons, Free-stone-masons) genannt, weil ſie den Freiſtein, Ornamentenſtein bearbeiteten, zum Unterſchied von den Rough-Masons, den gewöhnlichen Maurern.

Daß eine ſo wichtige Genoſſenſchaft nicht ohne ihre beſondern Schutzheiligen ſein konnte, war bei dem frommen mittelalterlichen Leben natürlich, und zwar war der der Engländer Johannes der Täufer, während bei den Deutſchen die vier „gekrönten Märtyrer", Severus, Severianus, Carpopherus und Victorinus als ſolche galten, welche einſt, nach der Legende, vom Kaiſer Diocletian, weil ſie ſich geweigert, einen heidniſchen Tempel zu bauen, in die Tiber geſtürzt worden ſein ſollten, worauf ſich über ihnen in den Wolken vier Kronen gezeigt hätten. Nicht mit Beſtimmtheit hingegen kann geſagt werden, ob auch bereits in dieſen alten Bauhütten jene myſtiſche Verherrlichung des Salomoniſchen Tempels und ſeines von andern neidiſchen Baumeiſtern erſchlagenen Baumeiſters Hiram ſowie der vor dem Eingange des Tempels prangenden Säulen Jachin und Boas ſtattgefunden hat, die in dem Ceremoniell der Freimaurer eine ſo große Bedeutung erhielt.

Lange Zeit nun ſtanden die deutſchen und engliſchen Bauhütten in ſchönſter Blüte. Allmählich verfielen ſie. Die große Bauluſt hörte nach und nach wieder auf; die Buchdruckerkunſt machte die Bildung allgemeiner; die Univerſitäten trugen zur Aufklärung bei, und durch die Reformation,

*) Die Gründung deſſelben fällt entweder in die Zeit, wo der Dom zu Magdeburg (1211), oder wo der Kölner Dom nach einem Plane des berühmten Scholaſtikers Albertus Magnus (um das Jahr 1250) zu bauen angefangen worden iſt.

**) Dieſes Wort ſtammt aus der italieniſchen Sprache (loggia von dem lateiniſchen logium) und iſt als lodge in die engliſche, als logis in die franzöſiſche Sprache übergegangen.

welche nicht blos auf dem Gebiet der Religion, ſondern auch über alle Zweige des Wiſſens hellere Anſichten verbreitete und alle geiſtigen Beſtrebungen neu belebte, fiel auch das Anſehen der Symbolik und der Kunſt, die ſich damit geſchmückt, der gothiſchen Baukunſt. Während aber der Stil derſelben durch den aus Italien kommenden Renaiſſanceſtil verdrängt wurde, lockerte ſich das Band der Brüderſchaft durch die auch in ihr auftretende, Zwieſpalt ſtiftende, Verſchiedenheit der Religionsmeinungen mehr und mehr.

So kam es, daß ein gänzlicher Verfall der Bauhütten ſchon in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur dadurch in England*) verhindert wurde, daß zu den Logen jetzt auch vornehme Gönner und Kunſtliebhaber zugelaſſen wurden, die eine regere Wechſelwirkung zwiſchen Werkleuten und Bauunternehmungen herbeiführten, und „angenommene Maurer" (accepted masons) genannt wurden. Auch Wilhelm von Oranien trat 1695 in eine Bauhütte, und ſeitdem pflegte man die Baukunſt die „Königliche Kunſt" zu nennen. Aber nur ſcheinbar kann das „rollende Rad der Zeit" in ſeinem Laufe gehemmt werden. Das zeigte ſich auch hier. Der alte Geiſt des Maſonenbundes war verſchwunden, trotz der vielen infolge des großen Brandes in London 1660 nothwendig gewordenen Neubauten, namentlich nach der Erbauung der Paulskirche unter der Leitung Chriſtoph Wren's wurde es ſtiller und ſtiller in den Logen und löſten ſie ſich bis auf nur wenige ſchließlich ganz auf.

*) In Deutſchland wurde die Verbrüderung, nachdem ſie ſich gleichfalls zuletzt nur mit Mühe zuſammengehalten hatte, durch ein reichsoberhauptliches Edict vom 16. Auguſt 1731 aufgelöſt.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Joſeph von Eichendorff.

Die Beleuchtung macht die Landſchaften ſchön oder häßlich, nur wenige üben unabhängig von ihr durch ihre Formen eine Wirkung auf den Betrachter aus; ähnlich hängen viele Dichtungen von der Stimmung des Leſenden ab. Wer auf ſich und die Regungen ſeines Geiſtes ſorgſamer achtet, hat dieſe Erfahrung ſchon gemacht. Was uns heute wohlgefiel, läßt uns morgen kalt. Es gilt dies nicht von den claſſiſchen Werken der Meiſter, denn in der vollendeten Kunſt liegt eine zauberiſche Gewalt, die auch den Widerſtrebenden und Unwilligen beſiegt. Goethe's „Iphigenie" wird uns immer feierlich, ruhig und ernſt-heiter ſtimmen, der Gedankenreichthum und das Problematiſche in „Hamlet" ſo Sinn wie Verſtand beſchäftigen. Anders verhält es ſich mit den Schöpfungen der Talente: ſie erzeugen weniger eine Stimmung, ſie kommen der unſerigen entgegen, ſie verſtärken ſie und verleihen ihr den ſchönſten Ausdruck. „Der Dichter ſpricht aus, was ich gedacht", ſagt man dann. Zu dieſen Schriftſtellern gehört Joſeph Freiherr von Eichendorff, deſſen Werke in einer neuen zierlichen Ausgabe (ſechs Bände, Leipzig, Voigt u. Günther, 1864) uns vorliegen.

Eichendorff ſollte man nur im Frühling und Sommer, auf der Wanderung leſen. In den Stürmen des Herbſtes, an einem kalten Wintertage, erhalten die Helden des Dichters, die fortwährend die Welt durchreiſen, zu Schiffe oder zu Pferde, ſeine Heldinnen, die, halbnackt aus einem brennenden Schloſſe gerettet, die Nacht gemüthlich im Burghofe zubringen, einen komiſchen Zug. Die Wirklichkeit und Proſa der Welt und des Lebens ſtellt ſich an einem trüben, rauhen Tage, der uns im Zimmer feſthält und es uns hier nicht einmal recht behaglich werden läßt, dieſer Romantik mit ihrem ewigen Sonnenſchein, ſommergrünen Geſtaden und blauen Strömen ſo trotzig entgegen, daß wir bei dieſen Schilderungen nicht warm werden, ſondern ſie als unnatürlich beiſeite legen. Eichendorff's Jugend — er iſt im Ausgang des vorigen Jahrhunderts geboren — fällt in die Zeit der Naturſchwärmerei und der aufkeimenden Romantik. In jener Dichterſchule hat er keine hervorragende Rolle geſpielt; in ihren Anfängen führten die beiden Schlegel, von denen Auguſt etwas Zopfiges und Friedrich etwas Genialiſches hatte, und Ludwig Tieck die erſte Stimme, ſpäter verdrängten ihn Heinrich von Kleiſt und Achim von Arnim aus der Gunſt des Publikums. Still und ereignißlos verging ihm das Leben, zumeiſt auf ſeinem Gute in Schleſien; die Biographie, die dieſer neuen Ausgabe ſeiner Werke beigefügt iſt, ſchildert es anmuthig und anſchaulich. Eichendorff hat ſich auf jedem Felde der Dichtung verſucht, als epiſcher, lyriſcher, dramatiſcher Dichter, als liebenswürdiger Erzähler in der Novelle und im Roman. Weder die Kunſt der Ueberſetzung noch die Kritik waren ihm fremd. Seine Uebertragung einiger geiſtlichen Schauſpiele, Autos, von Calderon, iſt geſchickt und kunſtvoll; das altſpaniſche Novellenbuch: „Geſchichten des Grafen Lucanor", das an unſern „Salomo und Morlof", an die „Sieben weiſen Meiſter" erinnert, hat durch ſeine Ueberſetzung faſt den Rang eines deutſchen Volksbuches gewonnen. Es wäre wünſchenswerth, daß die Verleger von Eichendorff's kritiſchen und literarhiſtoriſchen Schriften ſich zu einer neuen, billigern Ausgabe derſelben entſchlöſſen; wie weit man auch von den katholiſchen und halbwegs ungeſunden Anſchauungen des Verfaſſers entfernt ſein mag, man wird ſeine „Geſchichte des Romans" immer mit Vergnügen, zum Theil ſelbſt mit Nutzen leſen.

Eichendorff ist ein originaler Geist — oder, wenn dies Wort ihn vielleicht überschätzt, er hat einen originellen, anziehenden Zug. Das Gemüthliche seines Wesens, die stark hervortretende Neigung, alles aus der Wirklichkeit in die Romantik, aus dem Tageslicht in die Dämmerung hinüberzuspielen, ließen ihn nicht zu einem dramatischen Dichter heranreifen. Ihm fehlt das Markige, der Wille, die tragische Anschauung, die allein im Stande ist, wahrhafte Tragödien zu schaffen. Seine Helden sind alle „liebenswürdige Taugenichtse", aber solche Naturen passen nicht in ein Drama, kaum in ein phantastisches Lustspiel. Eichendorff's Anspruch auf Anerkennung beruht auf seinen lyrischen Gedichten und seinen kleinen Erzählungen. Welche gelungene Einzelheiten auch seine beiden Romane: „Ahnung und Gegenwart" und „Dichter und ihre Gesellen", darbieten, sie verlieren zu sehr für die Empfindung der Jetztlebenden jeden Boden der Wirklichkeit unter den Füßen und verschwimmen in Nebel und Duft. Die Zusammenhangslosigkeit ihrer Composition verletzt den Geschmack und ermüdet die Phantasie; dieser Fehler findet sich auch in Eichendorff's Novellen, aber er macht sich in der kürzern und gedrängtern Form weniger bemerklich. Die Erzählungen des Dichters gleichen langen, sich unabsehbar ausdehnenden, sonnenbeschienenen, mit Lindenbäumen besetzten Landstraßen; links liegt hier ein Schloß, drüben rechts ein Dorf. Vor dem Wirthshaus tanzen Mädchen und Bursche; irgendein „liebenswürdiger" Tagedieb und Abenteurer steht am Baum gelehnt und spielt ihnen vor. Im Schloß erglänzen die Fenster von vielen Lichtern, der Mond kommt herauf und bestrahlt die weißen Marmorbilder in den Gebüschen. Dieselbe Poesie tritt bei Tieck, Eichendorff und Heine auf. Wir lassen uns gern solch anmuthiges Spiel der Phantasie eine Zeit lang gefallen, aber wir wünschen, von der realistischen Richtung der Gegenwart bestimmt, einen festen, sichern Hintergrund dafür; wir können uns, in Alltagsstimmung, nicht recht in eine Welt hineindenken, die bald Italien, bald das Donauthal, bald eine märkische Heide heißt und die im Grunde stets dieselbe ist — nämlich ein Traum. Bei dieser Flucht vor dem Wirklichen, wie wir es nennen möchten, die den Dichter vorwärts treibt, fühlen er und seine Helden sich am wohlsten, wenn sie singen. Zuletzt verflüchtigt sich und verfließt alles in Versen. „Fließe, fließe, lieber Fluß!" klingt es auf und ab. Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge stimmen Lieder an; sie reden nicht, sie singen miteinander. Der lyrische Poet bricht durch alle Schöpfungen Eichendorff's, welche Form sie auch haben, hindurch. Die freudigsten wie die schmerzlichsten Empfindungen seiner Gestalten lösen sich durch Gedichte auf und werden in ihnen beruhigt. Neben der Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts" sind Eichendorff's Lieder die Perlen seiner Kunst. Wie viele haben sie gesungen, ohne zu wissen, wer sie gedichtet. Diese sinnigen, gemüthlichen, bald lustigen, bald elegischen Weisen vom Glück des Wanderns, von der Schönheit der Natur, von dem stillen Leben des Hirten, dem Lärm der Jagd sind beinahe zu Volksliedern, zum Allgemeingut der Nation geworden. In ihnen lebt die edle Seele Eichendorff's unvergänglich fort. So tief und innig ist der Dichter mit allem echt Deutschen in Kunst und Natur, in Sinnen und Dichten verschmolzen, daß uns in jener obenangedeuteten Frühlings- und Sommerstimmung seine Schöpfungen anklingen wie die Offenbarungen unsers eigenen Herzens, das in ihnen plötzlich das Wort für seine dunkeln Gefühle und Ahnungen findet, nach dem es solange gesucht.

Lebensblicke

von Ludwig Habicht.

Die Sorge für das Leben erschöpft uns weniger als die Sorge für den Tag.

* *

Der Eitle hört sich niemals, aber sieht sich immer; der Stolze hört sich stets und läßt sich nur sehen.

* *

So viele träumen von Glück und gehen ihm doch überall aus dem Wege.

* *

Schwermuth! Welch eigenthümliche Zusammenstellung! Ein Funken Muth und diese traurige Gemüthsstimmung wäre unmöglich.

* *

Die Philosophie hilft uns leicht über Vergangenes und Zukünftiges hinweg, aber das gegenwärtige Unglück triumphirt über alle Philosophie.

* *

Das Alter will, die Jugend muß warten.

* *

Kleine Thaten sind noch immer besser als große Entschlüsse.

* *

Wir haben einen Prüfstein für das Gold, aber das Gold ist leider auch ein Prüfstein für uns geworden.

* *

Schmeichelei ist ein Luftkissen; wir wissen, daß wir auf Wind ruhen und legen doch gern den Kopf darauf.

* *

Neid ist der Rost der Seele; aber es sind nur gemeine Metalle und gemeine Seelen, die rosten.

* *

Das Unglück verläßt uns niemals, wie es uns gefunden; es stählt das Herz oder bricht es vollends in Stücke.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Der Rhein und die Dichter.

Kein Strom ist mehr besungen und in allen Sprachen verherrlicht worden als der Rhein, der König unter den Strömen. Zu den deutschen Sängern gesellen sich Engländer, Franzosen, Amerikaner. Lord Byron, Heinrich Heine, Longfellow sind gleich voll seines Lobes. Und niemand wird sich bei dem Anblick dieser großen, grünglänzenden, majestätisch dahinwallenden Wassermasse eines Gefühls der Bewunderung erwehren. Dennoch hat die Poesie diesen Strom poetischer gemacht, als er in Wirklichkeit ist; mehr Dichtung ist hier als Wahrheit.

Eine Rheinfahrt hat darum auch ihre komischen Seiten, die weislich von den Sängern verhüllt worden sind. Darf ein kritischer Beobachter sie aufdecken? Daß der „herrliche Sommertag" und das Heine'sche „Abendsonnengold" nur den Lieblingen der Götter auf dem Rhein zutheil wird, daß den gewöhnlichen Menschenkindern dagegen Nebel und Wolken oft die Aussicht verkümmern, der Wind aus dem Wisperloch sie kalt und rauh umsaust, der Regen in ihr Gesicht schlägt, das bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Aber lege ein jeder einmal die Hand auf das Herz und frage sich, ob es denn wirklich lauter gepocht, so oft er, den Rhein „stolz hinabfahrend", auf jedem Felsen einige alte, morsche Trümmer gewahrte? Ihre Reisebücher auf den Knien, ihre Operngläser vor den Augen, starren die Reisenden hinauf: heißt das Nest die Heimburg oder die Marrburg? Ist es Soneck oder Lahneck? Thürme, die kalt und öde hinabschauen, kunstlos und formlos aufgerichtete Steinmassen, darin niemand von uns modernen Menschen auch nur Einen Tag zubringen möchte. Was kümmern uns im Grunde diese Schlösser, in denen vor Jahrhunderten, die glücklich vorüber sind, Wegelagerer und Mordbrenner hausten? Ohne die Dichter wären sie nichts. Streicht Brentano's und Heine's Lieder aus, laßt den obligaten Kanonenschlag nicht auf dem Dampfschiff losbrennen und der Lurleifelsen sieht euch so griesgrämig und so alltäglich in das Gesicht wie ein Dutzend anderer Felsen, an denen ihr vorüberkommt! Die Ufer des Rhein haben etwas Eintöniges — die kleinen Städte daran bilden alle eine langgestreckte Straße, die Häuser spiegeln sich im Wasser, ihre Dächer sind mit Schiefer gedeckt; um alle zieht sich eine graue Mauer hin, die Berge hinauf; die bevorzugten haben Wartthürme und alte Kirchen. Eine und die andere, Bacharach etwa und Oberwesel, machen einen malerischen Eindruck, der sich jedoch schwächt, da er sich fortwährend wiederholt.

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!" Wenn nur die grünen Rebenhügel zur Verschönerung der Landschaft beitragen wollten! Aber unser Auge muß schon ganz von dem Schimmer der Dichtung geblendet sein, um diese graugrünen Weinberge mit ihren Mauern dazwischen schön zu finden. Diese Landschaft ist fruchtbar und lieblich, aber es fehlt ihr die Abwechselung, die das Elbthal der Sächsischen Schweiz oder das Neckarthal bei Heidelberg darbietet. Der Neckar ist jung, wild und frisch wie ein Jüngling, der Rhein hat die ruhige Würde eines Fürsten: an seinen Galatagen, wenn nämlich die Sonne an einem blauen Himmelsbogen steht, erscheint er in seiner ganzen Pracht, und man glaubt, jede Welle rausche das stolze Wort: „L'état c'est moi!" — in diesem Falle ist jegliche Naturschönheit hier vereinigt. Für den, dessen Ohr solch Wellengemurmel nicht versteht, haben es die Dichter laut und deutlich gesagt; sie haben den Rhein zu dem gemacht, was er ist — nicht in Wirklichkeit, sondern in der Phantasie der Menschen. Der Wein und der Rhein sind bei ihnen zu Einem Begriff verschmolzen. Jede Kunst trug dazu bei, diesen Strom zu schmücken. Dome und Schlösser, Perlen der Baukunst, der Malerei, umkränzen ihn. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", summt die Lippe unwillkürlich vor der Lorelei; „Bacharach!" ruft der Schiffer — und der „Rabbi von Bacharach" steigt vor uns auf; bei Andernach suchen wir die „stillste See", von der Friedrich Schlegel gesungen. So webt die Sage auf und nieder. Hier gibt es keinen Felsen, der nicht seinen Sänger hätte. Bei Bingen steigt man auf den Rochusberg, weil — ja nun, weil Goethe ein herzlich schlechtes Bild des Heiligen in die Kapelle geschenkt hat; „Ex voto" steht darauf. In dem alten Gemäuer davor, unter der steinernen Christusfigur, will Bettina, als sie noch „das Kind" war und mit Mäusen spielte, ihr Tintenfaß vergraben haben. Sie fand die Aussicht entzückend: nichts als Weinberge und Stoppelfelder. Kein Baum, kaum ein Strauch ringsumher. Ein paar Nußbäume verkümmern vor dem Kirchlein, die Stämme sind dünn wie der Arm eines Kindes.

Diese Betrachtungen werden für nüchtern und prosaisch gelten; sie wollen nur beweisen, daß die Dichtung mächtiger ist als die Wirklichkeit. Kein Nebel, der so oft die Ufer des Rhein grau in grau kleidet, kann ihren Glanz verschleiern. Gern und willig fügen wir uns der romantischen Anschauung, die Heine und Lord Byron beherrschte. Ihre Verse umrauschen uns melodisch, wenn die Rheinwelle an unsern Nachen schlägt — und wenn wir bei dem besten Willen, diese Landschaft schön und herrlich zu finden, mehr als einmal enttäuscht wurden, sagen wir doch mit einem gewissen Selbstgefühl: „Auch wir fuhren stolz hinab den Rhein!" So sagten die Alten:

„Ast ego in Arcadia!“ obgleich Arkadien nur ein rauhes, ungaſtliches, felſiges Land für Ziegen und Ziegenhirten war.

Nach Cayenne.

Iſt es in Wahrheit ſo ſchlimm in dem Lande, „wo der Pfeffer wächſt“?

Der Boden Guianas, das Vasco Nuñez 1504 entdeckte, iſt ſo culturfähig wie der des übrigen Südamerika, aber er hat bis in die Neuzeit brach gelegen und ein abergläubiſcher Schreck umgibt das Wort: Cayenne!

Die franzöſiſche Regierung betrachtete die dortige Colonie von jeher nur als einen Ort zur Deportation von Verbrechern und zur Verbannung für ungerathene Söhne. Nach dem Verluſt Canadas an die Engländer nahm man ſich der Colonie etwas eifriger an, ohne beſſere Erfolge zu erzielen.

Der vollſtändige Verfall der Colonie begann, als man während der Revolution die Emancipation der Sklaven ausgeſprochen hatte; es fehlten dadurch plötzlich alle Arbeitskräfte. Auf den andern Colonien der Antillen und auf Bourbon gab es nicht jene weiten, herrenloſen Flächen, wohin ſich die Neger zurückziehen konnten, wie in Guiana. Dort waren ſie von der Civiliſation und ihren Bedürfniſſen ſchon umgeben und konnten mit den freien Arbeitern concurriren. In Guiana waren ſie kaum emancipirt, ſo richteten ſie ſich auf den beſitzloſen Strecken ein. Dadurch verloren alle Beſitzungen, die den Wohlſtand des Landes ausmachten, plötzlich ihre Arbeitskräfte: der vollkommene Ruin der Colonie ſtand bevor.

Um dieſe Zeit ſuchte die Regierung einen außerhalb Europa gelegenen Punkt, ihre überfüllten Strafanſtalten zu leeren. Die Aufmerkſamkeit lenkte ſich auf Guiana. Es entſprach allen Anforderungen, welche das Syſtem der Deportation verlangt, die ſchon in Auſtralien ſo gute Reſultate geliefert hatte. Drei Meilen von der Küſte von Guiana liegen drei Inſeln: die Teufelsinſel, die Königsinſel, die Inſel St.-Joſeph. Sie waren wüſt und unbewohnt, forderten viel Arbeit und boten die Sicherheit eines militäriſchen Punktes. Die erſten Verbrecherſendungen gingen dahin. Wege wurden gebahnt, ein Hospital, eine Kirche und eine Kaſerne, Häuſer für die frei dort Hingegangenen erbaut. Den Stamm der Bevölkerung bildeten 1800 Transportirte.

Indeſſen fand ſich auf allen dieſen Inſeln kein Erdſtrich, der ſich zum Ackerbau beſonders geeignet hätte. Um dieſe Lücke auszufüllen, gründete man 1852 die Strafcolonie von la Montagne d'Argent und 1853 die von St.-Georges. Die letztere iſt heute für die verurtheilten Neger reſervirt; ſie wird von Babeau, dem Agenten der Coloniſation, der ſelbſt zur ſchwarzen Raſſe gehört, adminiſtrirt. Andere Etabliſſements mußte man aufgeben, weil die Entzündungsfieber die Deportirten hinrafften.

Nun erſt wandte die Verwaltung von Guiana ihre Blicke nach Maroni, das die franzöſiſchen Beſitzungen von den holländiſchen trennt. Man gründete 1857 St.-Laurent und 1859 St.-Louis; beide erſtanden aus einem Urwald. Das Klima war hier ein ungleich beſſeres, die Sterblichkeit ergab kein ſchlimmeres Reſultat als die in den Bagnos Frankreichs. Im September 1863 belief ſich die Zahl der dorthin Verbannten auf 6324, unter ihnen 378 Schwarze.

Auf den Inſeln des Heils an der Küſte iſt das Generaldepot der Transportation; hier werden die Transportirten bis zur Vertheilung in den verſchiedenen Arbeitswerkſtätten beſchäftigt. Eine Commiſſion, beſtehend aus dem Commandanten, dem Chef der Adminiſtration und dem Prediger, leitet dieſe Vertheilung. Viele werden nach Couron geſchickt, wo die Regierung Wälder ausroden und auf verſchiedenen Punkten Coloniſationen unternehmen läßt, ſeitdem das Klima durch Trockenlegung von Sümpfen weniger Gefahren bietet. Wenn die Deportirten den Ort ihrer Beſtimmung erreicht haben, werden ſie in Gruppen von je 24 Männern getheilt, denen man etwa 150 Morgen Landes zur Urbarmachung anweiſt. Das dann für die Cultur gewonnene Land theilt man in 24 Theile von je ſechs Morgen, die den Namen „Ländliche Beſitzung“ annehmen. So ſollen allmählich alle zu einer Art von Beſitz kommen, auf jedem Grundſtück ſolle ein Haus mit Garten und Brunnen errichtet werden.

Später ließ man neben den ländlichen Beſitzern auch Handwerker aller Art zu. Viele früher im Mutterlande Beſitzloſen haben hier ihre Häuſer für ſich und leben von ihrem Erwerb, von den Producten, die ſie von ihren Feldern verkaufen, dem Federvieh und den Schweinen, die ſie züchten. Um ihnen den Verkauf zu erleichtern, hat man im Dorfe einen Markt eingerichtet, der jeden Sonnabend abgehalten wird. Um das Werk zu vollenden und die Gebeſſerten nicht nur durch Eigenthum, ſondern auch durch Familienbande zu feſſeln, führte man Frauen aus Frankreich herüber. So kam im Jahre 1863 ein Schiff mit 30 Frauen in Cayenne an, die ſich in kürzeſter Zeit alle verheirathet haben. Denen, die in Frankreich Frau und Kinder zurückgelaſſen, geſtattete man, falls ſie ſich längere Zeit gut aufführten, ſich ihre Familie nachkommen zu laſſen.

In ſechs Jahren, ſeit 1857, hat man in St.-Laurent 150 Häuſer gebaut und 1500 Morgen rings um die kleine Stadt urbar gemacht. Wege ſind gebahnt, eine Chauſſee errichtet worden; Ziegeleien und andere Werkſtätten haben ſich erhoben, eine Kirche und ein Kloſter für die Schweſtern des St.-Joſeph ſind gebaut, eine Schule für die Kinder, ein Hospital und ein großes Haus, in dem die unverheiratheten Frauen oder Witwen wohnen, nähen, waſchen und kochen, ſodaß ſie ſich auch ihren Unterhalt erwerben. Zwiſchen je zwei Häuſern wird ein Brunnen gegraben; St.-Laurent wird in nicht langer Zeit eine große Stadt, umgeben von kleinen Städten, ſein.

St.-Louis, eine andere Colonie, zeigt noch nicht dieſen Wohlſtand; es iſt ein Ort der Pein, ſtrengſter Zwangsarbeit, wohin die ſchlimmſten Verbrecher geſandt werden. Es wurde vor fünf Jahren gegründet. Die Verurtheilten müſſen hier aus dem Urwald Schiffsbauholz fällen. Das unfern gelegene Dorf zählt 60 Häuſer, eine Kirche, ein großes Holzmagazin, ein Schlachthaus, eine Bäckerei, eine Kaſerne, ein Blockhaus für die Feldwache und ein Schweſterhaus. St.-Louis bildet den militäriſchen Mittelpunkt der Colonie von Maroni.

Die am härteſten gehaltenen Sträflinge haben nur Zelte und ſchlafen in Hängematten zwiſchen Bäumen. Vergeht ſich einer auf St.-Laurent, ſo kommt er hierher; beide Orte vertreten Lohn und Strafe. Wer in St.-Louis Spuren der Beſſerung zeigt, darf fiſchen und jagen. Manche haben ſich ſchon Gärten angelegt und einen gemeinſamen Hühnerhof. Sie erhalten täglich 50 Centimen. Die Regierung hegt auch hier die Hoffnung, ſie allmählich zu Coloniſten mit Eigenthum und Familie zu erheben.

In dieſer Weiſe ſieht Frankreich die Opfer, welche es gebracht, belohnt. Die Verbrecher gewinnen der Induſtrie und dem Handel neuen Boden, neue Bahnen.

Cayenne iſt der Sitz der franzöſiſchen Regierung in Guiana; es liegt auf einer kleinen Inſel. Die Stadt iſt in zwei Hälften getheilt: die alte und die neue Stadt. Die letztere zeichnet ſich durch breite Straßen und ſchöne Häuſer aus; ein weiter Garten voll Orangen und Roſen, mit allen Bäumen und Sträuchern der warmen Zone geſchmückt, ſtrömt ſeinen die Luft; er trennt und verbindet die beiden Stadttheile und iſt der Spaziergang der Einwohner, ebenſo wie die Uferkais der Inſel, wo der Meereswind allen Erfriſchung ſpendet. Der Anblick der an den ſteilen Felſenriffen ſich hier brechenden Wogen ſoll überaus prächtig ſein; lange Zeit hielten die gefährlichen Klippen, die hier ins Meer hineinragten, alle Handelsſchiffe von dieſer Küſte fern — Feuer und Pulver, das man längs der Inſeln des Heils anwandte, machte ſie verſchwinden. Seit 1863 erhebt ſich auf einem Felſen ein Leuchtthurm: „L'enfant perdu" genannt; mehr als einmal iſt hier ſchon mit Lebensgefahr ausgeſchifft worden, da die Waſſerwirbel und Wellen die Lootſen überfluteten. Jetzt erleichtert eine eiſerne Brücke das Anlegen der ankommenden Schiffe.

Trotz alledem möchte wol kein Leſer dieſer Zeilen eine Reiſe nach Cayenne antreten.

Deutſche Städte.

Lübeck.

2. Die Kunſtalterthümer.

(Fortſetzung.)

A. — Verweilen wir noch einen Augenblick vor Overbeck's Bilde. In dem Vordergrund liegt der Leichnam ausgeſtreckt, daneben die Dornenkrone. Hoher Seelenadel, Ruhe der Seligen verklären das Geſicht, deſſen Augen wie in ſanftem Schlummer geſchloſſen ſind. Ueber ihn hin ſich neigend und des Sohnes Hand faſſend, erblicken wir die Mutter mit einer den Schmerz und die Thränen bewältigenden Hingebung. Neben ihr ſteht Johannes, das Haupt ſeitwärts ſenkend, die Hände wie auseinanderfallend, wobei es ungewiß bleibt, ob ſie zum Beten ſchon gefaltet waren oder noch erſt ſich falten werden. Ueber das Haupt des Entſeelten beugt ſich Maria Magdalena in höchſter Wehklage und Aufregung mit ineinandergefalteten, faſt ringenden Händen, zu den Füßen kniet Maria, Schweſter der Martha, ruhiger den beweinend und zu dem aufblickend, der den geliebten Bruder aus dem Grabe erweckte. Maria, des jüngern Jacobus Mutter, ſteht an der Seite der Mutter des Herrn; hinter dieſer mit lebhaft ausgebreiteten Armen die für den Entſchlafenen einſt ſo geſchäftige Martha. An den Felſen gelehnt, der das von ihm hergegebene Grab umſchließt, ſteht Joſeph von Arimathia, mit dem Balſamgefäß und dem ehrwürdigen Antlitz eines Greiſes, darauf die innigſte Wehmuth ſich kundgibt; unweit von ihm Lazarus mit niedergeſenktem Haupte. Ihnen gegenüber weilt Nicodemus in edler Haltung, wehmüthig trauernd auf den Leichnam hinſtarrend. Aus der Ferne kommen hinzu Salome und Johanna. Die Schönheit der Geſichter, die Verſchiedenheit des Ausdrucks, der dem alles beherrſchenden Schmerz gegeben iſt, die ſorgfältige Ausführung der Gewänder und die mit großer Mäßigung und feiner Verſchmelzung überaus glücklich gewählten Farben müſſen jeden Kunſtkenner anziehen. Gleich lieblich iſt das Landſchaftliche mit den dunkelfarbigen Cypreſſen neben dem Felſengrabe und die mit der Gegend ſchließende Ferne in ſanftem Abendlicht, Golgatha zur Seite. Overbeck hat ſich mit dieſem Bilde das ſchönſte Denkmal in ſeiner Vaterſtadt geſetzt.

Die Marienkirche beſitzt noch ein anderes großes Bild von Overbeck, eine Jugendarbeit, die er im vierten Jahre ſeiner Kunſtſtudien begonnen. Es führt den Titel: „Der Einzug Chriſti in Jeruſalem", und befindet ſich in der „Beichtkapelle", wohin wir uns nun unverzüglich begeben, um der dort befindlichen Glasmoſaik unſere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Das Fenſter zur Linken ſtellt die Legende von der Auffindung des Kreuzes dar; das mittlere enthält Darſtellungen aus der Legende vom heiligen Hieronymus, das Fenſter rechts die Legende vom heiligen Petrus, und zwar in runden, zweitheiligen Medaillons. Der Meiſter, dem wir dieſe herrliche Fenſtermalerei verdanken, heißt Franz; er war zwar von Geburt ein Toscaner, wurde aber in Lübeck erzogen und unterrichtet, wo er auch ſpäter ſeine Kunſt erlernte, denn früher war Lübeck die erſte Schule der Fenſtermalerei. Das prachtvolle, kunſtreiche Florenz verdankt den Fenſterſchmuck ſeiner weltberühmten Kathedrale, der Kirche Santa-Maria del Flore, ebenfalls dem Glasmaler Franz, der eigens zu dieſer Arbeit von Lübeck nach Florenz berufen wurde, im Jahre 1436.

Ein eigenthümliches, allgemein gerühmtes Kunstwerk ist die astronomische Uhr, welche die ganze Hinterwand des Altars einnimmt. Bei der Mannichfaltigkeit der Gegenstände ist doch die Einrichtung des innern Räderwerks sehr einfach und ein entsprechender Beweis von der Geschicklichkeit des unbekannten Künstlers. Das Ganze besteht aus drei Abtheilungen übereinander. Das unterste Fach füllt eine große bewegliche Scheibe mit allen Angaben der gewöhnlichen Kalender, in concentrischen Kreisen, für die Jahre 1753—85. Täglich rückt sie um eine Zeile weiter gegen eine links befindliche vergoldete Hand, deren vorgestreckter Finger auf das jedesmalige Datum hinweist. Die mittelste Abtheilung ist die künstlichste. Sie zeigt an beweglichen Stangen den täglichen Stand der Sonne, des Mondes mit seinem wechselnden Licht und der früher bekannten Planeten im Thierkreise. Die oberste aber enthält eine mechanische Spielerei, die indessen um die Mittagsstunde eine Menge Neugieriger herbeilockt. Auf einer beweglichen Scheibe nämlich erscheinen mit dem zwölften Glockenschlag buntverzierte Gestalten, den Kaiser und die sieben Kurfürsten darstellend, von einem Rathsdiener begleitet, aus der Thür rechts hervortretend. Im Volksmunde heißen sie die „Apostel". Sie gehen vor einem Christus vorüber, der sie mit der beweglichen Hand segnet, wogegen sie ihn mit einem Kopfnicken begrüßen, und verschwinden durch die andere Pforte, die sich hinter ihnen schließt. Das Sonderbare ihrer Bewegungen, die Verbeugungen der beiden andern Rathsdiener in alterthümlicher Tracht, die unharmonischen Töne der posaunenden Engel können selbst dem Ernsthaftesten ein Lächeln abgewinnen. Jeder Schlag der Glocken wird durch bewegliche Figuren bewirkt und bei halben und vollen Stunden in der Kirche und oberhalb im Thurm von einem doppelten Glockenspiel begleitet.

Auch in der Wundergeographie ist die Marienkirche durch mehrere „Wahrzeichen" vertreten. Als das vorzüglichste gilt die Maus, welche der Beichtkapelle gegenüber, neben der astronomischen Uhr, an einem Eichenstrauch nagt. Sie soll zur Erinnerung an folgende altlübeckische Sage dienen. Eine Frau erbat sich von Gott die Gnade, bei gutem Essen und Trinken ewig zu leben; doch hatte sie vergessen, sich dabei auszubedingen, daß ihr Körper nicht altere und zusammenschrumpfe. Hundert Jahre blieb sie frisch und ohne eine Veränderung oder Abnahme an ihrem Körper zu verspüren, dann aber stellte sich bei ihr nach und nach des Alters Last ein, sodaß sie endlich die Kraft zum Stehen und Gehen verlor und immer weniger Verlangen nach Speise und Trank empfand, dabei so gewaltig zusammenschrumpfte, daß sie einer Maus glich und sich alle Jahre nur einmal zu rühren vermochte. Man brachte sie endlich unter eine Glasglocke und hing diese zuletzt in der Marienkirche auf.

Unter den übrigen Gemälden der Kirche befinden sich Meisterwerke eines Holbein, Altdorfer, Perugino, van Dyck, Williges, Groyer u. a. Bemerkenswerth sind noch die beiden schlanken Granitsäulen in der „Briefkapelle"; zwei Altartafeln unter der imposanten Orgel; das Sacramentshäuslein; das Taufbecken; der Altar, von dem berühmten Thomas Quellinus aus Marmor gemeißelt, und viele andere Gegenstände.

Am südlichen Ende der Stadt liegt die Domkirche, ein Werk des 12. Jahrhunderts und ausgezeichnet vor allem durch ihre Länge; diese beträgt 445 Fuß. Ihre Thürme messen bis zum Wetterhahn 416 Fuß. In ihrem Innern birgt sie manchen Kunstschatz und manche Sehenswürdigkeit. Von den Gemälden verdient dasjenige eines Altarschranks in der „Greveradenkapelle" den Preis vor allen übrigen, der aus neun einzelnen Gemälden besteht und allgemein dem Hans Memling, der von 1430—1499 lebte, zugeschrieben wird. Es ist eine der vorzüglichsten Arbeiten, die von diesem Maler erhalten sind und nach dem Urtheil der Kenner nicht nur die größte Zierde des Doms, sondern auch der größte Kunstschatz Lübecks. Der Schrank oder Altar hat doppelte Thüren, auf deren zwei äußersten Flügeln die „Verkündigung", grau in grau, sehr sinnreich dargestellt ist. Oeffnen wir die Flügel, so finden wir auf den innern, doppelt gegliederten vier Thürblättern die heiligen Blasius und Aegidius mit dem Reh, Johannes den Täufer und den heiligen Hieronymus, dem Löwen einen Dorn aus der Tatze ziehend. Alle vier Bilder sind mit der bekannten Meisterschaft Memling's ausgeführt und Zeichnung wie Ausführung höchst gelungen.

Reiseliteratur.

Nicht nur in der politischen, auch in der belletristischen Literatur spielt Schleswig-Holstein und der deutsch-dänische Krieg jetzt eine Hauptrolle. Eine Reihe von Erzählungen, Skizzen und Romanen versucht es, die Ereignisse in den Herzogthümern, die ruhmvollen Thaten der Preußen und Oesterreicher auch poetisch zu verwerthen. „Deutsch und dänisch", Novellen von Julius Gundling, erzählen uns aus dem Jahre 1848 „Die Schlacht bei Schleswig", und in einer Novelle: „Von Solferino bis Oversee", die Abenteuer eines österreichischen Kriegers. Julius von Wickede schildert „Kriegs- und Lagerbilder" aus dem jetzigen schleswig-holsteinischen Kriege. Beide Erzähler stellen lebendig und unterhaltend dar, eine warme, patriotische Begeisterung beseelt sie. Ihre Arbeiten bilden zwei Bändchen einer neuen Unterhaltungsbibliothek: „Unterwegs und Daheim", die bei Otto Purfürst (Leipzig u. Stuttgart) erscheint. Ein drittes Bändchen enthält eine Novelle: „Der Jesuit" von Julius Gundling, in der das Grelle doch gar zu stark vorherrscht. Im ganzen werden sie dem reisenden Publikum, das oft so sehr eine anziehende Lektüre braucht, am willkommensten sein; die äußere Ausstattung ist empfehlenswerth.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 37.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Arzt und Gräfin. Novelle von Adeline Volckhausen. IV. — Eine folgenschwere Ohrfeige. Von Georg Heusinger. — Zur Geſchichte der Freimaurerei. Von Dr. Hugo Schramm. II. — Die heilige Sage und die Wiſſenſchaft. — **Beiblatt:** Das Kaiſerreich Mexico. — Auf dem Mittelländiſchen Meere. Aus dem Tagebuch eines Soldaten der franzöſiſchen Fremdenlegion. I. — Deutſche Städte. Lübeck. 2. Die Kunſtalterthümer. (Schluß.)

Arzt und Gräfin.

Novelle von Adeline Volckhausen.

IV.

In dieſer für ihn nicht allzu günſtigen Stimmung erwarteten Vater und Tochter ihren jungen Verwandten.

„Ob Oskar nun wol noch genauer ſeine Ankunft melden wird?“ fragte Natalie einmal.

„Das glaub' ich nicht“, antwortete der Graf. „Er kann mit jedem Bahnzuge kommen.“

„Iſt bereits gekommen!“ rief eine friſche, jugendliche Stimme. „Da bin ich, theuerſter Onkel! Wie geht es? Wie geht es? Und Natalie! Ei, ei! Wer ſagt es, daß du krank wäreſt? Ich fordere ihn auf ſechs Schritt! Merkwürdig! Mädchen, du ſiehſt aus, als ob du erſt vierzehn Jahre alt wäreſt, nur ein bischen madonnenartiger!“

„Madonna della Sedia“, ſagte Natalie lachend.

„Aber die junge!“ nahm der Graf, ſtrahlend vor Freude, das Wort, als er das Kind ſeiner ſo ſehr geliebten Schweſter ſah. „Laß mal ſchauen — du biſt ja noch gewachſen!“

„Keine Beleidigung, Onkel, wenn ich bitten darf! Lieutenants wachſen nicht mehr!“

„Nicht? Nun, da müſſen mich meine alten Augen wol täuſchen, und gewiß auch darin, daß es mir im erſten Augenblick ſo vorkam, als ſeieſt du hübſcher und ſtattlicher geworden!“

„Nun, mein Onkel! Da bin ich vollkommen einverſtanden und ſag' mir alle Morgen vor dem Spiegel genau daſſelbe.“

„So, ſo!“ ſagte lachend der Graf. „Aber nun erzähl' uns einmal etwas von dir! Wie lebſt du? Was treibſt du? Wie —“

„Aber, lieber Papa“, unterbrach ihn Natalie, „wollen wir dem Vetter denn nicht etwas Speiſe und Trank anbieten? Wenn man ſolche weite Reiſe gemacht hat, ſo pflegt man hungerig und durſtig zu ſein.“

„Du haſt recht, liebes Kind —“

„Ja, ja, ſie hat recht!“ rief der Lieutenant. „Mich hungert und dürſtet nach — nach — nun, wonach anders als nach Rheinwein? Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſ're Reben!“ ſchloß er ſingend, während der Graf dem Diener ſchellte.

„Deine gute Laune haſt du nicht verloren“, ſagte Natalie lächelnd.

„Gottlob, nein, ſchöne Couſine!“

„Und dein gutes Mundwerk auch nicht, wie es ſcheint“, ergänzte der Graf.

„Im Gegentheil, lieber Onkel, ich befleißige mich, es immer mehr auszubilden und bin dem

Himmel dankbar für dieſe gute Gabe. Sie erfreut uns und andere."

„Andere auch? Biſt du deſſen ſo gewiß?"

„Meine Philoſophie iſt, immer das Angenehmſte vorauszuſetzen, alſo auch hier."

So reihte ſich Scherz an Scherz. Oskar war gleich als alter intimſter Bekannter, als ein Familienglied aufgetreten, man konnte nicht anders als auf ſeinen herzlichen Ton eingehen, auch wenn man es nicht gern gewollt hätte; jede Entfremdung war verſchwunden, beim Vater ſowol wie bei der Tochter. Man muß ihm gut ſein, ſagte der Graf zu ſich ſelbſt, und Aehnliches geſtand ſich Natalie.

Seit Oskar der dritte in dem kleinen Kreiſe, war der Ton deſſelben ein weſentlich anderer geworden, als er bisher geweſen; denn obſchon Ritter dem Scherz und heitern Wort keineswegs abgeneigt war, ſo herrſchte bei ihm doch eine ernſtere Stimmung vor, wogegen Oskar's joviales Geſicht keinen ernſten Gedanken aufkommen ließ.

Natalie ſtand mit ihm auf dem beſten Fuße. Sie lachte herzlich über ſeine glücklichen Einfälle und überbot ſich nicht ſelten mit ihm in Witz und Neckereien. Aber trotzdem war ſie deſſen oft müde. Mochte ſie ſich auch angenehm berührt fühlen von dieſer äußern Liebenswürdigkeit des Couſins, ſo war ſie doch keineswegs befriedigt von der Oberflächlichkeit ſeiner Bildung oder eigentlich von dem Mangel an jeder Bildung. Und der Couſin war ſich dieſes Mangels ſo wenig bewußt, daß er nicht einmal den Verſuch machte, ihn zu bemänteln. Solche Verſuche fallen oft ſehr kläglich aus, aber ſie ſind dennoch Beweiſe von Selbſterkenntniß, ſind gleichſam eine Reverenz vor dem Wiſſen anderer.

Konnte es nun aus all dieſen Gründen Natalie nicht einfallen, mit Oskar irgendein ernſteres Geſpräch anzuknüpfen, ſo hatte ſie auch noch ihre beſondern Urſachen, jede derartige Wendung zu vermeiden.

Warum war Oskar gekommen? frug ſich das junge Mädchen immer wieder. Warum gerade jetzt gekommen, wo ſie ſelbſt fühlte, daß ſie dem Leben, der Geſundheit wiedergegeben ſei? Es war ja klar: Er glaubte Rechte zu haben und wollte, geſtützt auf den Familienbund, um ſeine ſchöne, reiche Couſine werben — und ſeine Couſine wollte ihn nicht, das ſtand feſt bei ihr.

Machte nun Oskar nur im mindeſten ein ernſtes Geſicht, oder lenkte er gar das Geſpräch auf jene Zeit hin, wo die beiden Kinder „Mann und Frau" geſpielt hatten, dann argwohnte Natalie jedesmal, daß irgendeine Erklärung kommen ſollte, und in ihrer Herzensangſt warf ſie den erſten beſten dummen, oder guten Witz dazwiſchen, zufrieden, wenn ſie nur erreichte, Oskar auf andere Gedanken zu bringen.

Der junge Mann jedoch ſchien dieſes Spiel, dieſes Ausweichen zu bemerken, und mochte er es nun für mädchenhafte Schüchternheit oder Koketterie halten oder mochte er es auch ſo ungünſtig für ſich auslegen, wie es wirklich gemeint war, auf alle Fälle wollte er Gewißheit haben; denn es war unverkennbar, daß er ſeit einigen Tagen beſtändig auf der Lauer lag, um den entſcheidenden kritiſchen Moment zu erhaſchen.

Natalie merkte das, ſah auch ein, daß eine Erklärung unausbleiblich nothwendig war, daß ſie ihr nicht entrinnen, daß der Couſin nicht abreiſen könne und würde, ohne das Ja oder Nein vernommen zu haben, und es war Natalie unmöglich, ſich deſſen zu erwehren.

„Wenn dein «Ritter» fehlt, ſo leiſte ich dir die Lehnspflicht, liebe Couſine, und damit Baſta!" ſagte Oskar.

„Aber ich will es nicht, ich werde gar nicht mit dir reden!"

„Dann rede ich mit dir! Hören mußt du mich auf jeden Fall!"

So mußte alſo Natalie wohl oder übel das „Opfer" annehmen, und im Grunde konnte ſie auch eines Begleiters nicht gut entbehren, denn ſie ſollte jetzt wenigſtens einige Minuten an jedem Morgen gehen, mit der einen Hand auf einen Stock, mit der andern auf den Arm eines Begleiters geſtützt. Zuerſt war ſie, von dem Arm des Vaters und des Doctors gehalten, im Zimmer auf- und abgegangen, und nun war ſie ſchon ſo weit, daß ſie in erwähnter Weiſe, ohne ſich übermäßig anzuſtrengen, gehen konnte.

Zu dieſer Uebung wählte ſie natürlich gern die abgelegenern Partien der Promenade, wohin diejenigen nicht kamen, die in gewiſſen Pauſen immer an den Brunnen zurückkehren mußten, oder ſie ließ ſich auch wol ſeitwärts ganz aus den Anlagen hinausfahren und verließ dann ihren Seſſel.

So ſchlug man heute dieſe Richtung ein, und ohne daß Natalie es merkte, hatte Othello ein gutes Stück weiter geſchoben, als er ſonſt zu thun pflegte — auf einen Wink Oskar's. Es war da ein reizend gelegener Weiher, auf der einen Seite von anmuthigen Hügeln umgeben, auf der andern von Wieſen und Feldern umgrenzt. Von dem

Hügel herab blickte man weit in das ſich abdachende Land, und da Natalie noch nie dort oben geweſen war, ſo beſtand Oskar darauf, daß Othello ſie mit ſeiner Hülfe hinaufſchiebe. Er behauptete, es ſei dort oben der reizendſte Fleck auf Gottes Erdboden, obſchon er in Wahrheit noch nie dort geweſen war.

Und es war auch ſchön und anmuthig da; Natalie geſtand das gern ein, als ſie mit ihrem Seſſel ſich in dem dichten Schatten einer Lindengruppe befand, die hier oben ein verwittertes Muttergottesbild überwölbte.

Zwei Kinder knieten hier und verrichteten auf dem Schulweg ihr Morgengebet; aber als ſie die ſchöne fremde Dame und nun gar den Mohren ſahen, da ſprangen ſie wie von einer Feder geſchnellt empor, ſtarrten das wunderliche Schauſpiel eine Secunde lang an und liefen dann, was ſie laufen konnten.

Nun war es ganz, ganz einſam hier, nur in der Ferne ſah man Leute mit der Ernte beſchäftigt. Oskar ſtand einige Schritte von Natalie und blickte in die Ferne, anſcheinend ganz verſunken in das ſonnige Bild. Natalien war es ein wenig träumeriſch zu Muthe, und ſie wäre in Wahrheit gern hier allein geweſen oder vielleicht mit einem andern als Oskar, und es war ihr lieb, daß dieſer ſchwieg.

Plötzlich drehte er ſich um.

„Nein, Couſine", rief er aus, „länger bezwinge ich mich nicht! Ich bin ſo entſetzlich hungerig, daß mir flau werden könnte!"

Natalie lachte natürlich, denn Mitleid empfinden wir nur, wenn ein Armer zu uns ſpricht: „Mich hungert!"

„Willſt du einige Chocoladebonbons haben, Couſin? Die habe ich bei mir."

„Nein, nein, das thut's nicht! Ich bin unergründlich hungerig!"

„So kehren wir ſchleunigſt nach Hauſe zurück."

„Dauert mir auch zu lange", meinte Oskar.

„Ja, ſo weiß ich keinen andern Rath", entgegnete Natalie, „als geh' und rauſe von den Aehren des Feldes aus und naſche einige Rulen dazu!"

Oskar ſchnitt ein komiſch betrübtes Geſicht. „Danke! Dieſes weniger! Aber, guter Freund", wandte er ſich an Othello, „möchtet Ihr nicht einmal in das nächſte Haus dort drüben laufen und mir für ein paar Groſchen Brot holen?" Und dabei drückte er dem dienſtbereiten Schwarzen zwei Thaler in die Hand.

„Hört!" rief er, ihm nacheilend, und fügte dann leiſer hinzu: „Wenn Ihr juſt eine halbe Stunde braucht, ſo reicht das aus, länger nicht; der Graf könnte ſich beunruhigen!"

Mit einem bedeutſamen Lächeln verſchwand Othello und hatte in fünf Minuten das bezeichnete Haus erreicht.

Oskar kehrte wieder zu ſeiner Couſine zurück, mit der Uhr in der Hand.

„Nein, dieſe Ungeduld!" lachte Natalie. „Du zählſt wol die Minuten bis zu ſeiner Wiederkehr?"

„Ja", antwortete Oskar auffallend ernſt.

„Himmel, Couſin, am Ende iſt es gefährlich, mit dir allein zu ſein bei deinem Heißhunger — und ich kann dir nicht einmal davonlaufen!"

Oskar antwortete nicht, ſondern ſetzte ſich neben ſie auf die Erde nieder. Er wollte reden, und in einer halben Stunde mußte die Sache erledigt ſein — dieſe Schranke hatte er ſich ſelbſt geſetzt. Mit einemmal begriff Natalie das ganze Manöver; unbewußt blickte ſie ſich um nach einem ſtörenden Dritten, aber weit und breit war niemand zu ſehen.

„Durch alſo!" ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ich kann dir nicht helfen, armer Schelm, aber wir gehören nicht zueinander!"

„Natalie!" hub der Lieutenant an.

„Oskar!" antwortete ſie.

„Natalie — ich — weiß Gott, vor den Kanonenkugeln wäre mir beſſer zu Muthe als in dieſem Augenblick! Aber heraus muß es! Hörſt du mich, Natalie?"

„Freilich höre ich, aber noch ſprichſt du lauter Unſinn."

„Bei Gott! mir iſt furchtbar ernſt zu Muthe, denn es handelt ſich um meine ganze Lebensruhe!"

„Lieber Oskar, willſt du nicht ein andermal, ich bin heute ſo angegriffen — auch kann mein Vater —"

„Nichts mit deinem Vater! Mit dir habe ich zu reden und hier kannſt du mir nicht entſchlüpfen! Denn gemerkt haſt du's längſt, daß mir etwas auf dem Herzen lag, du wollteſt nur nie Stand halten!"

Natalie ſchwieg in unſaglich peinlicher Verlegenheit, und auch Oskar machte eine Pauſe trotz der knapp zugemeſſenen Zeit. Er benutzte ſie, um ſich eine Schwenkung mehr nach vorn zu geben und konnte ſo ſeiner Couſine beſſer ins Geſicht ſehen, indem er recht eigentlich ihr zu Füßen lag.

„Weißt du noch, Natalie — Aber was frag' ich? Gewiß erinnerst du dich ſo gut wie ich, daß wir nicht einmal, nein hundertmal — ja, daß wir Braut und Bräutigam geſpielt haben. Erinnerſt du dich?"

„Ja freilich!" ſagte Natalie in verunglückt ſcherzhaftem Tone.

„Ich habe dich immer ſo lieb gehabt, das weißt du! Ich habe auch jene Zeit nie vergeſſen — wie könnte ich das! Es war ja eine ſo glückliche Zeit! Und ich habe dich auch noch lieb, Natalie, gewiß, ſehr, ſehr lieb!"

Nun kommt es! dachte dieſe, und Todtenbläſſe überzog ihr feines Antlitz.

„Wenn du mir das glauben wollteſt, ſo würdeſt du mir auch ganz gewiß verzeihen —"

Der Lieutenant ſtockte und Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn. Der Schluß des Satzes — „daß ich um dich zu werben wage" — wurde ihm offenbar unſaglich ſchwer, und Natalie hatte trotz ihrer eigenen peinlichen Lage Mitleid mit ihm und wollte ihm zu Hülfe kommen.

„Ich glaub' es ja, lieber Oskar! Auch — auch ſind wir ja Verwandte."

„Freilich, aber — aber Mann und Frau müſſen ſich ganz anders lieb haben als nur Verwandte! Findeſt du das nicht auch, Couſine?"

„O gewiß!"

„Die Frau, die mein Weib werden ſoll", fuhr Oskar fort, „muß ich lieben mehr als mein Leben, mehr als Geld und Gut, mehr als Rang und Stellung — mehr als alles in der Welt!" Und dabei blitzte es leidenſchaftlich in ſeinen Augen, er erhob ſich auf die Knie und fragte: „Habe ich recht, Natalie?"

„Vollkommen!" hauchte dieſe.

„Natalie — gib mir deine Hand, ſieh' mich an! Du biſt ein ſchönes Mädchen, ein reiches Mädchen, du beſitzeſt Rang und Reichthum — Meine Liebe aber — — Ich will mich ſchießen mit deinem Bruder, wenn es ſein muß!"

Dabei ſprang er auf, rannte eine Minute lang auf und nieder, faßte dann haſtig Nataliens beide Hände und fragte: „Mädchen, ſag' mir, vertrau' mir, liebſt du mich?" Und dabei blickte er ihr mit angſtvoller Spannung ins Geſicht, daß Natalie die Verſuchung Ja zu ſagen nicht leicht fand. Aber ſie hob ihr von Thränen umflortes Auge langſam auf, blickte ihn eine Secunde lang an und ſagte dann leiſe, aber feſt: „Nein!"

„Nein!" rief Oskar, ließ ihre Hände los und fuhr ein paar Schritte zurück. Er ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn: „Narr, der ich war! Ich Eſel! Ich Einfaltspinſel! bilde mir ein, du biſt ſterblich in mich verliebt und nun iſt alles, alles gut! — Ach — ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt!" und dabei tanzte er förmlich auf dem kleinen Plateau des Hügels herum, gerade als ob er in götzendieneriſcher Weiſe der verwitterten Madonna huldigen wolle.

Mit ſehr begreiflichem Staunen ſah ihn Natalie an. Eine ſolche Wirkung ihrer Worte hatte ſie natürlich nicht erwartet, und es regte ſich faſt etwas wie Empfindlichkeit in ihr.

Aber Oskar ſtürzte ſich ihr zu Füßen und küßte abermals ihre Hände ungeſtüm. „O, nun will ich dich erſt recht lieb haben!" rief er, „meine beſte, theuerſte Natalie! Aber meine Frau konnteſt du nicht werden, denn ſiehſt du — ich habe ſchon eine."

„Was! Du haſt ſchon eine Frau?"

„Und was für eine!"

„Gott bewahre!"

Das erſchien Natalien plötzlich ſo komiſch, daß ſie in ein helles Gelächter ausbrach, in welches der Lieutenant jubelnd einſtimmte. Natalie beſonders konnte ſich gar nicht erholen, und Othello, der nach reichlich verfloſſener halber Stunde wiederkam und die beiden in ſo glücklicher Stimmung, den Lieutenant zu Füßen des Fräuleins liegend, fand, dachte natürlich das Seinige dabei, beſonders als das Brot, das er dem hungerigen jungen Herrn hatte holen müſſen, unbeachtet liegen blieb, vielleicht für die Schulkinder, wenn ſie des Wegs wieder zurückkämen.

Sobald ſie im Laufe des Tags wieder allein waren, erklärte Oskar ſeiner Couſine, was ſie zu wiſſen natürlich ſehr begierig war. Schon vor Jahr und Tag hatte er in Berlin ein ſchönes junges Mädchen kennen gelernt, einen „Engel", in den er ſich nothwendig ſterblich verlieben mußte. Er hatte aber bis dahin auch gemeint, er würde ſeine Couſine heirathen, war mit dem Gedanken vollkommen zufrieden geweſen und hatte an Natalie gar nichts auszuſetzen. Nun aber fing er an, die Sache aus einem andern Geſichtspunkt zu betrachten, und ganz gewiß würde er eher ſchon ſie ins Klare gebracht haben, wenn nicht in der That Nataliens Kränklichkeit ihn der Nothwendigkeit zu überheben geſchienen hätte, weitere Erörterungen über eine Angelegenheit zu machen, die auf alle Fälle höchſt peinlicher Art war.

Wie man hinter dem Rücken des Vaters den Zuſtand der Tochter als „hoffnungslos" bezeich-

nete, ſo war es auch ihm geſchildert worden, und obſchon er weit entfernt von der Roheit war, dies mit Freuden zu vernehmen, ſo fühlte er ſich doch eben dadurch von einer Art von Feſſel erlöſt, fühlte ſich frei. Und dann erſt in der That wagte er auch eine entſchiedene Annäherung bei ſeiner Laura, ohne daß er es für nöthig gefunden hätte, ſich mit der Familie Süddergen vorher zu verſtändigen.

Natalie geſtand ihm dagegen, daß ſie ſich ganz und gar nicht mit dem Heirathsproject beſchäftigt habe; es ſei ihr eigentlich erſt wieder eingefallen, als der Couſin gekommen; es ſei ihr mit Schrecken eingefallen. Wie hätte ſie überhaupt auch an Heirathen denken können! Sie wollte überhaupt nichts davon wiſſen und den Vater gar nicht verlaſſen.

„Ich will mich lieber mein Leben lang auch nicht verlieben", ſchloß ſie. „Mir kommen verliebte Leute immer ſo verwunderlich vor und ich kann ſie gar nicht begreifen. Sag' mir, Oskar, wie war dir z. B., als du deine Frau zum erſten mal ſahſt?"

„Das nachher — aber, theuerſte Couſine, erſt muß ich dir doch ſagen, daß ich ſo eigentlich eine Frau noch nicht habe — —"

„Was!" fuhr Natalie nun wirklich entrüſtet auf.

„Verſteh' mich recht, ich habe eine Braut, eine, die meine Frau werden ſoll und will; ich weiß ſelbſt nicht, wie mir das heute Morgen ſo in den Mund kam; es war heraus, eh' ich es bedachte!"

„So, wol des Effects wegen?" warf Natalie ein.

„Es bleibt ſich aber im Grunde auch ganz gleich! Mein Wort iſt verpfändet, und mein Herz iſt verloren ſo wie ſo. Aber Hochzeit gemacht, Couſine, das hätte ich nicht gethan, ohne euch vorher zu benachrichtigen, und jetzt will ich auch den Onkel davon in Kenntniß ſetzen!"

„Soll ich es nicht lieber thun?" fragte Natalie, der raſch einfiel, der Vater könne vielleicht ohne ihr Wiſſen auf den Neffen als Schwiegerſohn gerechnet haben, und dann fand ſie es für beide Theile weniger peinlich, wenn ſie die Mittheilung übernahm.

„Du nimmſt mir einen Stein vom Herzen, Natalie!" ſagte der Lieutenant. „Denn, ſiehſt du, dein Papa könnte — könnte finden —"

„Daß du noch lange nicht reif genug wärſt für einen Ehemann —"

„Ganz richtig, daß ich noch zu jung wäre."

„Und dann ſoll ich ihn des Gegentheils verſichern!"

„Ja, ja, das wirſt du thun! Sage, ich ſei ſo überaus geſetzt, meinen Jahren weit voraus —"

„Und ſterblich verliebt."

„O — ja, es iſt wahr! Jetzt verſchwinde ich, denn ich höre den Onkel kommen."

Für den Grafen war es nun allerdings eine kleine Täuſchung, zu hören, daß der Neffe ſeine Tochter und dieſe jenen verſchmähte; denn der leiſe Groll gegen Oskar war längſt vergeſſen und aus dem trefflichen Einvernehmen der jungen Leute hatte er ſeine Schlüſſe gezogen, die bei Nataliens ſichtlich zunehmender Geſundheit nicht ſo thöricht waren, als es noch vor einigen Monaten der Fall geweſen wäre.

Natalie aber wußte ihm mit ſo glänzendem Humor die bei dem Muttergottesbilde ſtattgefundene Nichtliebeserklärung beiderſeits zu ſchildern, daß gar keine üble Laune bei ihm aufkommen und er ſie ſich jedenfalls nicht merken laſſen konnte. Auch war er viel zu ſehr daran gewöhnt, nur das zu wünſchen und zu wollen, was Natalie wollte, um nicht in Wirklichkeit bald zu vergeſſen, was er etwa anderes gehofft hatte.

So gratulirte er alſo dem Neffen von Herzen und lud ihn ein, mit ſeiner jungen Frau auf der Hochzeitsreiſe nach Bonn zu kommen, wohin er nun bald wieder zurückfahren würde. Die Einladung zur Hochzeit aber ſchlug er aus, denn ohne Natalie würde er nicht reiſen, und mit ihr, das ginge nicht an, weil er ſie der Strapaze nicht ausſetzen möge.

Länger zu bleiben hatte Oskar nun keine Ruhe mehr; der Zweck ſeiner Reiſe war ohnedies viel ſpäter erreicht, als er gedacht hatte, und nun zog es ihn zu ſeiner Laura zurück. Auch behauptete er, ſein Urlaub könne ganz und gar nicht mehr verlängert werden, und darauf blieb dem Onkel nichts zu erwidern.

Nachdem Oskar abgereiſt, war es für Vater und Tochter ſehr einſam in X. Sie hatten nicht viel Bekanntſchaften geſucht, und wo ſie deren hin und wieder angeknüpft, da hatte der wechſelnde Strom der Saiſon ſie auch wieder entführt. Wenn ſie nun auch die Lücke, die durch Ritter's Abreiſe entſtanden war, bisher nicht ſehr fühlten, weil es beinahe von jener Stunde an nicht an einem Dritten in ihrer Geſellſchaft gefehlt hatte,

ſo fand jetzt der Graf dagegen Anlaß genug, täglich zu ſchelten, daß der Arzt ſie im Stich gelaſſen habe, und Natalie wurde in der Ruhe und Stille zunächſt gewahr, daß eine wirklich innige Sympathie ſie mit Ritter verband.

Während ſie den luſtigen Couſin bald ſo ziemlich vergeſſen hatte, ging es ihr mit jenem gerade umgekehrt: je länger Ritter fort war, um ſo mehr beſchäftigten ſich ihre Gedanken mit ihm. Er gehörte zu ihrem häuslichen Leben, und mit der Sehnſucht nach dieſem verhüllte ſie ſich ſelbſt die zum erſten male in ihr wach werdende Sehnſucht nach einem Manne, der nicht ihr Vater und nicht ihr Bruder war. Es lag nichts Beunruhigendes und Aufregendes in dieſem Gefühl — vielleicht nur darum nicht, weil ſie ſich nicht klar über deſſen Natur war und es ihr gar nicht einfiel, ſich die Frage vorzulegen, ob Ritter dieſe Ungeduld theile.

Sehr froh und glücklich war ſie alſo, als endlich die Cur für beendet erklärt, als abermals gepackt wurde und ſie dem geliebten Bonn wieder zueilte. Gleich am Morgen nach der Ankunft drängte ſie den Vater:

„Nun ſchreib' an Ritter! Ich kann es vor Ungeduld gar nicht erwarten, mich ihm zu zeigen! Wie wird er ſich über meine Beſſerung verwundern!"

Und der Papa that natürlich ſogleich, wie das Töchterlein und ohnedies er ſelbſt wünſchte, und Othello wurde mit dem Billet abgeſandt.

Ritter ſprang auf, als er den Mohren erblickte; denn nun wußte er ja genug, er brauchte das Billet kaum zu leſen. Er ſchüttelte dem Boten, mit dem er immer beſonders gut Freund geweſen war, die ſchwarze Hand, und frug angelegentlich nach dem Befinden ſeiner Herrſchaft.

„O; der gnädigen Comteſſe geht es ausgezeichnet! Seit der Herr Doctor abgereiſt ſind, hat ſie ſehr groß Glück gehabt."

„Ei, ei, wie denn das?" fragte Ritter ſo unbefangen, wie es ihm nur irgendmöglich war.

„Nun, der Herr Doctor wiſſen ja", entgegnete zutraulich der Mohr, „der junge gnädige Herr!"

„So, ſo! Sie meinen den Couſin?"

„I freilich!"

„Nun, was iſt's mit dem?"

„Was mit ihm iſt? Offizier iſt er in Berlin! O, ein ſehr ſchöner Offizier!"

„Aber die Comteſſe — Fräulein Natalie?"

„Nun, mit dem «Fräulein» wird's bald ein Ende haben, dann wird ſie «Gnädige Frau» von — von Oskar und wir gehen nach Berlin", ſagte Othello mit einer Art von Triumph, denn er ſah ſich im Geiſte ſchon bewundert in der Hauptſtadt.

Ritter hatte genug gehört; er veranlaßte den Mohren nicht zu weiterm Reden; aber da man dieſem Geſchwätzigkeit eben nicht zum Vorwurf machen konnte, ſo fiel ihm auch nicht ein, an der Wahrheit deſſen, was er geſagt, zu zweifeln; und daß Othello dafür ſeine ſehr triftigen Gründe zu haben glaubte, das wiſſen wir.

So war es denn nun für Ritter ganz, ganz aus mit all ſeinen Illuſionen, und obgleich er Zeit genug gehabt hatte, ſich darauf vorzubereiten, obgleich er ſich hundert- und hundertmal vorgeſagt hatte: ſie iſt ein adeliches Fräulein und ſie liebt dich nicht, ſo war doch ſein Gefühl zu innig und wahr, als daß er nicht dennoch gerade ſo oft ſich die Kehrſeite vorgeſtellt hätte, die Möglichkeit, einſtens Natalie zu beſitzen.

Was Rang und Stand betraf — war es zum erſten male, daß ein adeliches Fräulein einen Bürgerlichen heirathete? Und war nicht dieſes Standesvorurtheil in den Augen aller wahrhaft Gebildeten längſt beſeitigt? Nichts, nichts trennte ihn im Grunde von Natalie als das Wappenſchild; denn war nicht der Name ſeines Vaters in Wirklichkeit gewichtiger, bekannter und angeſehener als das „Von" des Grafen Südbergen?

Freilich das, was den Namen eines Bürgerlichen aus dem Gewirr anderer Namen hervorhebt und ihm ſeine beſondere, höhere Art von Adel verleiht — das vererbt ſich nicht auf die Kinder; dieſer Adel iſt ein perſönlicher Adel, den kein Regent der Welt zu verleihen im Stande iſt. Ritter wußte ſehr wohl, daß zwiſchen ihm, dem angehenden Mediciner, und dem alten Medicinalrath Ritter, den ſein Ruhm geadelt, ein ſehr bedeutender Unterſchied exiſtire; daß er mehr zu thun habe, als junkerhaft ſeines Vaters Namen zu erben. Er war nicht der Mann danach, ſich in dem väterlichen Glanze zu ſonnen; er war ſich deſſen bewußt, daß „Sohn eines berühmten Mannes" ſogar ein Prädicat ſei, welches dem eigenen Emporkommen hinderlich, welches den Schwachen und Muthloſen erdrücken könne. Er aber beſaß Muth und Thatkraft und wollte ſeinem Vater eines Tages ebenbürtig werden. Er liebte ſeine Kunſt und ſeine Wiſſenſchaft, und es war ihm kein Zweifel, daß er, wenn er ſich nach Berlin wandte und zunächſt als Aſſiſtenzarzt

ſeines Vaters fungirte, auch die Tüchtigkeit erlangen würde, ſpäter ſeinen Poſten ſelbſtändig zu bekleiden.

Und war dann dieſe Stellung, die er zu bieten hatte, einer Comteſſe wirklich ſo unwürdig? War Natalie ein ſo hochmüthiges, dünkelhaftes Weſen, daß ſie es für ganz unmöglich finden ſollte, ſich darin glücklich zu fühlen? O, ganz gewiß nicht! Er hätte ſie ja ſonſt nicht geliebt.

Wenn ſie ihn nur liebte oder lieben lernen könnte! Das war es, was zu erwägen Ritter nicht müde hatte werden können und was er immer noch im Hintergrunde unruhig zu hoffen gewagt hatte, trotzdem, daß dieſer verwünſchte Couſin zu ſo ganz ungelegener Zeit erſchienen war.

Als nun ſeine Hoffnungen jetzt mit einemmal zertrümmert waren, da wäre er am liebſten in ſelbiger Stunde aufgebrochen, ohne Vater und Tochter wiederzuſehen, aber das ging nicht an.

Der ſogenannte Anſtand und die im Fleiſche eines jeden Kindes der Zeit ſteckende Heuchelei der guten Lebensart haben ſchon über manche peinliche, über manche ſchmerzliche Situation hinweggeholfen, und als Ritter ſich erſt einmal in dem Sammtfauteuil des gräflichen Salons befand, da ging auch alles ganz gut und äußerlich glatt und eben ab; wie ſehr ſein Inneres ſchmerzlich bewegt war, das merkte ihm niemand an.

Der Graf war, wie immer, voller Güte und Wohlwollen gegen ihn. Ritter konnte dem guten Manne nicht zürnen, was wußte der von ſeinen Gefühlen! Und wie ſchön war Natalie! Schöner und friſcher als je. Sie kam herein, von des Vaters Arm geführt, und Ritter war kaum im Stande, ſeine Faſſung zu behaupten, als ſie mit einem ſo unbeſchreiblich glücklichen Ausdruck im Geſicht ihn begrüßte.

Und doch, war es nicht gut, daß Othello geplaudert? Machte er ſich nun doch keine Illuſionen mehr, die früher oder ſpäter ohnehin zuſammenſtürzen mußten. Darum hatte er ſich auch vorgenommen, gleich bei dieſem erſten Beſuch von ſeiner Abreiſe nach Berlin zu reden; denn das ſtand feſt: je eher je lieber wollte er nun fort von hier. Und ſah er dort ſpäter Natalie wieder, ſo war ſie das Weib eines andern. Bis dahin hoffte er überwunden zu haben, denn ein Jahr mußte vergehen, bis der Arzt geſtatten durfte, daß Natalie heirathe. Am Ende gar fragte man ihn darum. Er lachte höhniſch laut auf bei dem Gedanken und erſchrak dann über ſein eigenes Lachen. Aber nein! Er wollte nicht derjenige ſein! Er wollte fort, fort von hier, und zwar womöglich in vierzehn Tagen, ſpäteſtens drei Wochen.

Und doch, als er nun in dem Sammtfauteuil ſaß und Natalie wieder wie ehemals in ihrem bequemen Rollſeſſel, da fand er es nicht ſo leicht, das Wort zu ſprechen, das er dann halten mußte, das ihn von ihr getrennt hätte. „Ich brauche ja juſt heute noch nichts zu ſagen", redete er ſich ein, und er befand ſich wirklich wieder auf der Straße, ohne daß er etwas von ſeiner Abſicht hätte verlauten laſſen.

Nun war er unzufrieden mit ſich und doch ging er noch zwei-, drei- und mehrmal hin, und von dem alten, ſüßen Zauber umſtrickt, der ihn umfangen, ſeit er zum erſten mal dies liebreizende Frauenbild geſehen, vermochte er es nicht über ſich, ein Wort von abermaliger Trennung zu reden.

Es kam ihm vor, als ob das Glück und die Liebe Nataliens Schönheit erſt vollſtändig entwickelt hätten, ja als ob ſie noch gewachſen wäre. Vielleicht war letzteres nicht der Fall, aber er hatte ja kaum früher ihre Geſtalt aufrecht geſehen, und nun empfahl er ihr, täglich langſamen Schrittes eine gewiſſe Strecke zu gehen, nur vom Vater geführt und mit der andern Hand höchſtens auf einen Sonnenſchirm geſtützt.

Wie glücklich Natalie war, davon vermag ſich nur der vollſtändig einen Begriff zu machen, dem jahrelanges Siechthum den Glauben aufgenöthigt hatte, daß es nothwendig ſei, ſich mit der Welt abzufinden, und der dann dennoch dem Leben, der Geſundheit wiedergegeben wurde.

Heiter und lebhaft war Natalie immer geweſen, ſelbſt in den bedenklichſten Zeiten, aber faſt konnte man jetzt auf die Vermuthung kommen, als ſei etwas Krankhaftes in ihrer Lebendigkeit geweſen; denn ſo glücklich, ſo wahrhaft ſtrahlend auch ihr Antlitz ausſah, ſo war ſie doch nachdenklicher als ſonſt, wenn auch keineswegs vorherrſchend ſchweigſam und abgeſchloſſen.

Früher hatte ſie das Nachdenken über ſich ſelbſt aus begreiflichen Gründen nicht geliebt, jetzt begegnete es ihr wol, daß ſie in glücklichem Sinnen ſich mit der Zukunft beſchäftigte und eben dieſer Zukunft Fragen vorlegte, die ihr früher niemals eingefallen waren.

Durch Oskar's Ankunft damals in F. und durch ſeine freilich nur gemuthmaßte Abſicht waren ihr zunächſt ſolche Fragen aufgenöthigt wor-

den, aber, einmal wach geworden, ruhten ſie nicht, bis alles klar beantwortet, bis Natalie zur vollen Selbſterkenntniß gelangt war. Und ſeitdem erſchien ihr die Zukunft ſchön, unbeſchreiblich ſchön, und ſeltſamerweiſe kam kein Bangen des Zweifels in ihre Bruſt. Immer, immer war ihr alles nach Wunſch geſchehen, warum ſollte es anders ſein in dieſem Fall, wo ſie ſo innig wünſchte und, wenn ſie nachſann, auch hundert Garantien für die Erfüllung dieſes Wunſches hatte?

Der Winter ſtand nun ſchon in Ausſicht und wie reizend dachte ſie ſich all die vielen langen Abende, wenn Ritter ſie bei ihnen zubrächte, und natürlich würde er das thun. Das Geſellſchaftstreiben anzuſehen und mitzumachen, wie ſie das früher geliebt, machte ihr weniger Freude mehr. Sie hatte das mit wirklich kindlichem Sinn betrachtet und genoſſen, jetzt pflegte ſie zu ſagen: „Ich bin zu alt dafür!“ weil ihr Geſchmack ein veredelter geworden.

Ritter hatte ſich ſeit zwei Tagen nicht bei der gräflichen Familie ſehen laſſen und Natalie fand das ſo befremdend und beunruhigend, daß ſie feſt überzeugt war, der Doctor ſei krank, und ihren Vater bewog, ſelbſt nach deſſen Wohnung hinzugehen, um ſich zu erkundigen. Der Graf konnte aber kaum um die nächſte Straßenecke gebogen ſein, als Ritter, von einer andern Seite herkommend, am Hauſe ſchellte und von dem Diener hörte, das gnädige Fräulein ſei allein zu Hauſe. Das befeſtigte den Entſchluß, mit dem er hergekommen, und haſtig eilte er die Stufen hinauf, wo er Natalie zu finden wußte. Sie erkannte auch ſeinen Schritt auf dem Corridor, ſeine Art des Anklopfens und rief froh: „Herein!“

„Nun, mein Papa kommt an die verſchloſſene Thür!“ rief ſie und erzählte Ritter, zu welchem Zweck der Graf ausgegangen ſei.

„Es iſt mir lieb, gnädiges Fräulein, Sie allein zu treffen!“ antwortete er. „Ich kann Ihnen beſſer mittheilen, was ich zu ſagen habe, wenn der Herr Papa nicht dabei iſt, zu proteſtiren.“

„Nun, das wäre?“ fragte Natalie ahnungsvoll, nur etwas betroffen.

„Ich habe beſchloſſen, nach Berlin überzuſiedeln.“

„Nach — nach Berlin?“ wiederholte Natalie fragend, und es konnte Ritter dabei nicht entgehen, daß ſie erbleichte. Aber ſie mochte ſich ſchnell überlegen, daß das mit ihren Hoffnungen im allgemeinen durchaus nicht im Widerſpruch zu ſtehen brauche; ſo faßte ſie ſich raſch und fragte freundlich: „Aber wann denn?“

„Ich komme, um Abſchied zu nehmen“, antwortete er und wagte nicht, die Augen zu erheben, aus Furcht, ſich zu verrathen.

„O — oh!“

„Mein Vater wünſcht ſo dringend meine Aſſiſtenz, ich *kann* mich nicht mehr weigern! Sie, Fräulein, ſind beſſer, faſt ganz hergeſtellt; die Pflicht hält mich bei Ihnen nicht mehr zurück; ſo habe ich denn vorher alles geordnet, die Brücke gleichſam hinter mir abgebrochen, um mir den Abſchied zu erleichtern.“

Natalie ſchwieg. Was hätte ſie ſagen können in dieſem Augenblick? Ritter ſah, daß jeder Blutstropfen aus ihrem Antlitz entwichen war — kein Wunder, dieſe leicht erregbaren Nerven! Und große Stücke hielt ſie auf ihn, das wußte er ja wohl.

Dennoch blitzte noch einmal ein leidenſchaftliches Hoffen in Ritter auf, aber — aber der Couſin! Es war ja alles umſonſt und Natalie ſagte auch kein einziges Wort! Der Gedanke an den Nebenbuhler gab ihm ſeine Faſſung wieder, aber er fühlte, daß er ſie unmöglich lange behaupten könne; und ſo ſtand er ganz plötzlich auf, reichte dem Fräulein die Hand und ſagte nur das Eine Wort: „Leben Sie wohl!“

Erſchrocken fuhr Natalie auf. „Aber der Vater!“ ſtammelte ſie. „Wollen Sie den Vater nicht abwarten?“

„Ich werde ihm ſchreiben — alles ſchreiben — — Leben Sie wohl!“

Jetzt nahm Natalie die dargebotene Hand, und hätte Ritter nicht eine unzeitige Thräne in ſeinem Auge gefühlt, er hätte es ſehen *müſſen*, was in dem Mädchen vorging.

So aber wandte er ſich plötzlich — und ging.

Natalie fiel vor ihrem Seſſel auf die Knie nieder und ein wohlthuender Thränenſtrom löſte die Starrheit, die ſie befangen gehalten. Der erſte, wahrhaft furchtbare Schmerz in ihrem Leben war über ſie gekommen, und vielleicht auch wußte ſie in dieſem Moment erſt, was Leidenſchaft heißt. Zugleich fühlte ſie ſich verletzt, denn ihr fehlte der Schlüſſel zu Ritter's ſeltſamer Art, und doch hätte ſie ans Fenſter eilen, ihn zurückrufen mögen, ihn bitten, zu bleiben.

Ritter war hinuntergeſtürzt, wie verfolgt von Furien. Er war bereits auf der Straße, da bemerkte er, trotz ſeiner verzweifelten Stimmung, daß er ſeinen Hut vergeſſen, ihn oben hatte liegen laſſen. Wie ein Toller wollte er nicht über die Straße rennen, den Leuten kein Schauſpiel

geben; er kehrte um, die Hausthür hatte er offen ſtehen laſſen und ſo eilte er ganz verſtört hinauf — ſie noch einmal ſehen, noch einmal grüßen, aber das letzte Wort iſt geſprochen, dachte er.

Natalie ſprang auf, als ſie plötzlich den haſtigen Schritt auf dem Teppich vernahm. Ritter ſtand ganz dicht bei ihr.

Ein brennendes Roth übergoß ihr holdes Antlitz, als ſie ihm ſo unerwartet ins Auge ſah. Sie wußte in dieſem Augenblick, daß ſie errathen war, und faſt ſchien es, als ob ihr Auge zornig aufblitzen wollte. Aber nein, es war nicht Zorn, es war der Heroismus des Weibes, das, ſtolz auf ſeine Liebe, um ihretwillen die Lüge verſchmäht.

„Natalie!“ rief Ritter, und das ganze Univerſum ſchien vor ſeinen irren Blicken zu tanzen.

„Warum ſind Sie nicht gegangen?“

„Ich kann nicht!“

„Gehen Sie!“ rief ſie, ſtolz ſich aufrichtend. Es fuhr ihr blitzſchnell durch die Seele, daß Mitleid ihn halten könne.

„Nein, nein!“ rief er. „Nun kann ich nicht gehen, bis Sie mir geſagt — —“

„Gehen Sie, Doctor!“ rief Natalie abermals. „Wir ſind quitt!“ Und dabei ſchlug ſie die Hände vors Antlitz und ſank in den Seſſel zurück. Mit ihrer Faſſung war's aus.

Ritter blieb ſtehen. Er wagte nicht, dies Benehmen, dieſe Worte ſich zu deuten, und doch wieder wollte ſein Herz jubelnd aufwallen.

„Ja, ich will gehen!“ ſprach er leidenſchaftlich. „Ich will gehen, weil Sie es befehlen! Aber nun ſollen Sie erſt hören, warum ich gehe! Ich gehe, weil ich Sie liebe! Ich gehe, weil ich Ihren Anblick nicht ertragen kann! Ich gehe, weil ich weiß, daß Sie nicht mein ſein können — daß Sie einem andern angehören!“

Langſam waren die Hände von Nataliens Geſicht geglitten und mit entzücktem Ausdruck ſchauten ihre großen blauen, noch von Thränen feuchten Augen zu Ritter empor.

„Aber das iſt ja alles, alles nicht wahr!“ rief ſie nun. „Wem ſollte ich denn anders angehören?“

Eine Secunde ſtarrte Ritter ſie an, als könne er dies unerwartete Glück nicht faſſen; dann aber riß er die Geliebte jubelnd empor an ſeine Bruſt und — der Bund der Herzen war geſchloſſen.

„Aber biſt du denn auch wirklich nicht die Braut Oskar's?“ fragte Ritter nach einer Weile, und unter Lachen und Scherzen erzählte ihm Natalie die Scene bei dem Muttergottesbilde, und nun begriffen beide auch, woher Othello ſeine irrigen Vorausſetzungen habe.

„Von Oskar erwartete ich eine Liebeserklärung“, ſagte ſie, „aber er wollte mich nicht; und auch von dir erwartete ich eine und beinahe hätteſt du mich ebenfalls ſitzen laſſen.“

„O, mein Hut hat mir noch zu meinem Glück verholfen! Ohne ihn wären wir vielleicht in ewigem Misverſtändniß geblieben!“

„Heben wir ihn auf zum Andenken!“ antwortete Natalie lachend. „Er ſoll unſer neues Wappen ſein, das Symbol der Freiheit!“

Durch dieſe Worte wurde Ritter plötzlich wieder an die urſprüngliche Differenz zwiſchen ihm und der „Comteſſe“ gemahnt. Er gab ſeinen Bedenken Worte. Aber Natalie, in der That keineswegs in ariſtokratiſchen Vorurtheilen auferzogen, unterſchätzte vielleicht die, welche bei ihrem Vater noch im Hintergrund ſchlummern mochten, und ſuchte Ritter vollſtändig über dieſen Punkt zu beruhigen. „Er hat noch nie Nein geſagt, wo ich Ja geſagt“, ſchloß ſie, „er wird, er kann es auch diesmal nicht!“

Dennoch fanden beide es gerathener, wenn Ritter ſchriftlich bei dem Vater würbe; „denn dann wird der Vater mich rufen laſſen“, meinte Natalie, „und dann rede ich zuerſt mit ihm über die Sache und ſage ihm, ich wollte ſterben, wenn ich nicht dein ſein ſollte.“

Ritter küßte ſie mit inniger Zärtlichkeit und legte im ſtillen das Gelübde ab, das vertrauensvolle Weſen in ſeinen Armen nie und nimmer bereuen zu laſſen.

Dann riß er ſich los, weil der Graf jeden Augenblick kommen konnte, und gelangte diesmal glücklich mit ſeinem Hut auf die Straße.

Graf Südbergen hatte keinen ſo kleinen Kampf mit Vorurtheilen, die er theoretiſch bereits überwunden hatte, zu kämpfen, als er nun ſeine Tochter einem Bürgerlichen geben ſollte. Die Einwilligung wurde ihm ſchwer — aber er gab ſie. Er hatte ſeine Tochter ja viel zu lieb, um ihr nicht alles zu opfern, und Ritter war ihr Lebensretter, das ſtand bei dem Grafen feſt. Natalie erinnerte ihn an das Märchen von der kranken Königstochter und was er damals geſagt — „und nun ſollteſt du den Preis zu hoch finden, Vater?“

„Nein, Kind, ich weiß es, im Grunde iſt kein Preis zu hoch! Und wenn ich damals geſagt, ich wollte nicht fragen nach Titel und Reich-

thum, so sei es auch heute gesagt, das «Hochwohlgeboren» macht, bei Gott! nicht allein glücklich!"

Und so ward denn nach Verlauf eines Jahres die Hochzeit gefeiert, nicht, wie im Märchen steht, mit viel Pracht und wenig Freude, sondern sie ward gefeiert, wie das viel besser klingt, mit wenig Pracht und vieler Freude.

Eine folgenschwere Ohrfeige.

Wer hätte denken sollen, daß von dem pfälzischen Fürstenhause, dessen Kurlinie vor Beginn des großen Religionskampfes im 17. Jahrhundert noch am meisten Thatkraft für die Sache des Protestantismus zeigte, gar bald fanatische Ketzerverfolgungen ausgehen würden, welche die Evangelischen um ein gutes Theil ihres Besitzthums gebracht haben! Und doch ist es so. Wol nie hat eine Uebereilung, im Weinrausche begangen, eine verhängnißvollere Nachwirkung auf ganze Generationen geübt. Eine Ohrfeige, von dem Kurfürsten von Brandenburg an einen Pfalzgrafen in der Hitze des Wortwechsels ausgetheilt, das ist der kleine, traurige Ausgangspunkt, auf welchen die große Jammergeschichte eines ebenso gewaltsamen als brutalen Proselytismus in dem pfälzischen Lande zurückführt, der mit dem Elend und der Auswanderung Tausender endete.

Herzog Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg war am 25. März 1609 kinderlos gestorben. Seine beiden Schwestern, von denen die eine an den Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg, die andere an den Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg vermählt war, machten Ansprüche auf die Erbschaft. Auch der Kurfürst von Sachsen trat als Bewerber auf, und so vereinigten sich Brandenburg und Neuburg rasch dahin, einstweilen das Land in Besitz zu nehmen und gemeinsam zu regieren.

Der Kaiser sah in dieser Besitzergreifung vor Feststellung des rechtmäßigen Erben eine Verletzung der Reichsgesetze. Die geistlichen Fürsten am Rhein, die das schöne Herzogthum nur ungern in protestantischen Händen sahen, beeilten sich, diese Auffassung des Kaisers zu unterstützen. Auch Spanien war seiner niederländischen Besitzungen halber den protestantischen Ansprüchen durchaus abgeneigt; dagegen nahm Frankreich für die beiden Prätendenten Partei. Es wäre ohne Zweifel zum Kampfe gekommen, wenn nicht Heinrich's IV. Ermordung durch Ravaillac die Lage der Dinge geändert hätte. Der Kaiser willigte ein, daß der Streit auf einem Congreß zu Köln friedlich geschlichtet werde.

Inzwischen wohnten der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm und der Erbprinz von Brandenburg zusammen auf dem Schlosse in Düsseldorf. Jeder der beiden hätte das Land am liebsten allein besessen und so kam es bald zu Reibungen.

Wolfgang Wilhelm warb um die Hand der brandenburgischen Prinzessin Anna und stellte zugleich die Bedingung, daß der Kurfürst seine Erbschaftsrechte auf sie übertrage. Dies schien ein glückliches Auskunftsmittel vom Standpunkt der pfälzischen Politik; aber für Brandenburg, das die Wichtigkeit dieser rheinischen Besitzungen sehr wohl erkannte, lag darin eine Zumuthung. Als nun eines Tags Johann Sigmund nach Düsseldorf kam und Wolfgang seine Anträge in ungestümer Weise erneuerte, entstanden darüber bei der Tafel Mishelligkeiten, und der Kurfürst, der dem Wein stark zugesprochen hatte, ließ sich vom Zorn hinreißen, dem kecken Pfalzgrafen eine Ohrfeige zu geben.

Wüthend verließ dieser den Saal. Von nun an war es bei ihm beschlossene Sache, die pfälzischen Ansprüche auf andere Weise zu sichern. Bald treffen wir ihn am Hofe Maximilian's I. von Baiern, des Oberhauptes der katholischen Liga. Hier warb er um die Hand der bairischen Prinzessin Magdalene, mit deren Besitz ihm nicht nur die Unterstützung Baierns, sondern auch des Kurfürsten von Köln, ihres Bruders, Ferdinand's von Steiermark, ihres Schwagers, Spaniens, überhaupt der ganzen katholischen Partei gesichert schien. Nur um hohen Preis wurde seine Werbung angenommen.

Die im Donaugebiet mitten im Baiernland gelegene lutherische Pfalzgrafschaft Neuburg war dem Vorkämpfer der Liga längst ein Dorn im Auge. Wiederholt hatte Maximilian es versucht, Wolfgang's Vater, den schon bejahrten regierenden Pfalzgrafen Ludwig Philipp, der am lutherischen Bekenntniß mit innigster Ueberzeugung festhielt, in seinem Glauben wankend zu machen. Umsonst. Nun aber kam der Sohn desselben Fürsten mit so wohlberechneter Werbung. Maximilian merkte die Absicht und war nichts weniger als verstimmt darüber.

Er nahm den Antrag günstig auf, bemerkte aber, daß die Religionsverschiedenheit vielleicht Hindernisse veranlassen werde. Der Pfalzgraf entgegnete, des Herzogs Schwester könne in

Düſſeldorf, wo der größere Theil der Bürger der katholiſchen Religion zugethan, ja frei und ungehindert ihrer Ueberzeugung leben. Es wäre doch nicht der erſte Fall, daß Leute verſchiedenen Bekenntniſſes einander heiratheten. Uebrigens würde er ja im Umgange mit ſeiner Gemahlin künftig die beſte Gelegenheit haben, die katholiſche Lehre näher kennen zu lernen. Maximilian erklärte ſich damit nicht zufrieden, ſondern machte geradezu den Uebertritt des Pfalzgrafen zur Bedingung. Zu ſolchem Schritt mochte ſich dieſer mit Rückſicht auf ſeinen alten Vater nicht verſtehen und reiſte von München ab. Doch bald darauf wurden neue Verhandlungen angeknüpft und Wolfgang willigte ein, auf einem Jagdſchloſſe ganz insgeheim mit Maximilian und einigen Vertrauten ſich über die Scheidelehren zu unterreden. Der gute Pfalzgraf mochte ſich für hinlänglich gewaffnet halten; die Jeſuiten erzählten ſogar, er ſei mit der Hoffnung gekommen, das bairiſche Fürſtenhaus bei dieſer Gelegenheit zum Lutherthum zu bekehren. Es kam aber umgekehrt. In ſeine kirchliche Ueberzeugung, die auf mangelhafter Bildung beruhte, machte die Dialektik der Gegner bald einen bedenklichen Riß; zweifelvoll ging er ſchon weg; ein paar jeſuitiſche Bücher, namentlich die Schriften des Caniſius, und der eifrige Briefwechſel Maximilian's halfen nach. Auch Scheingründe wiegen ſchwer, wenn ſie, wie hier, beleidigten Stolz, kochendes Rachegefühl und politiſchen Vortheil zu geheimen Bundesgenoſſen haben.

Am Ende des Jahres 1612 entdeckte Wolfang mit Vorſicht ſeinem Vater das bairiſche Heirathsproject. Dieſer konnte, da eine Verbindung mit Brandenburg unmöglich geworden, die politiſchen Vortheile deſſelben nicht verkennen. Die Bedenken hinſichtlich der Religionsverſchiedenheit wußte der Sohn ihm, und zwar nach dem Vorhergegangenen nicht ohne Argliſt, gänzlich auszureden. In der Schule des Jeſuitismus lernt man dergleichen Künſte nur allzu ſchnell: „Die Prinzeſſin ſei zwar katholiſch, aber ſolche Verſchiedenheit in der Ehe doch nicht durch Gottes Wort verboten und könne wol, wie der Apoſtel ſage, auch eine ungläubige Frau durch den gläubigen Mann geheiligt werden. Auch ſei bei dem trefflichen Verſtande des Fräuleins die Hoffnung zu ihrer Bekehrung nicht aufzugeben, und wegen der freien Uebung ihrer Religion und der Erziehung der Kinder würden ſich wol billige Bedingungen machen laſſen."

So gab denn der alte Pfalzgraf die Erklärung: „Für ſeinen Sohn ſei in ſeiner gegenwärtigen Lage eine günſtigere Heirath nicht wohl möglich. Nur die Religionsverſchiedenheit ſei immerhin ein bedenklicher Punkt; die Jeſuiten ſeien am bairiſchen Hofe ein ſeltſames, praktiſirliches Volk. Doch könne man vielleicht ein Mittel finden, daß man der Jeſuiten entübriget würde und ſonſt etwa ein Prieſter dem Fräulein aufwarte. Auch laſſe ſich hoffen, daß, wenn Magdalena einmal ſeines Sohnes Gemahlin, ſie ſelbſt zur lutheriſchen Kirche übertrete. Unter dieſen Umſtänden könne es zu gedulden ſein und wolle er die Unterhandlungen mit dem münchner Hofe geſtatten."

Während ſo der Vater getäuſcht wurde, hatte Maximilian bereits dem Papſte von der bevorſtehenden Converſion des jungen Pfalzgrafen Meldung gethan und ihn gebeten, deſſen heimlichen Uebertritt zu geſtatten. „Denn wenn der alte Vater nur das Mindeſte von der Bekehrung erführe, ſo würde das ganze Project zunichte werden, und doch ſei nichts erſprießlicher für die Förderung des Katholicismus in Deutſchland. Die Bekehrung des Pfalzgrafen werde zur Folge haben, daß auch die Kleviſch-Jülichſchen Staaten bej dem katholiſchen Glauben blieben, andernfalls aber von demſelben abfallen würden; denn wenn der Brandenburger dieſe Länder bekäme, ſo würden die Einwohner genöthigt werden, ſeine Religion anzunehmen. Außerdem würden aber dadurch auch im Herzogthum Neuburg die lutheriſchen Unterthanen wieder zum katholiſchen Glauben zurückgeführt." „Der Pfalzgraf", heißt es in Maximilian's Schreiben weiter, „iſt 34 Jahre alt, ein Mann von Geiſt, herrlichem Anſehen, ſchöner Geſtalt, freundlich, beredt, höflich, hat Erfahrung und Weltkenntniß, ſpricht auch italieniſch; wenn er übertritt, werden ſicher zwanzig vornehme Perſonen ihm folgen."

Am 19. Juli 1613 legte Wolfgang ganz insgeheim das römiſche Glaubensbekenntniß ab und verſprach zugleich ſchriftlich, auch ſeine proteſtantiſchen Unterthanen, ſo viel ihm möglich, ſich nachzuziehen. Sein Schritt wurde ſo geheim gehalten, daß nicht einmal die Räthe, die den Heirathsvertrag feſtſtellten, eine Ahnung davon hatten. In dieſem Vertrag wurden vielmehr alle Wünſche des lutheriſchen Vaters ſcheinbar berückſichtigt. Ludwig Philipp verlangte, daß man die für die Prinzeſſin (wegen Verwandtſchaft im dritten Grade) nöthig ſcheinende päpſtliche Dispenſation nur für Baiern und nicht auch für Neuburg einholen möge, welches den Papſt nicht anerkenne. „Recht

gern", erwiderte lächelnd Maximilian. Ebenso verwilligte er, daß die Trauung zu München, um der Meſſe auszuweichen, gegen Abend ſtattfinde, daß bei derſelben kein Weihwaſſer geſprengt und überhaupt nichts den Lutheranern Anſtößiges gebetet oder geſungen werden ſolle.

Um ſo vergnügter reiſte der Vater nach München, um der glücklichen Vermählung ſeines Sohnes beizuwohnen. Er hatte, obwol ſonſt ſehr ſparſam und haushälteriſch, diesmal alles aufgeboten, um mit ſeinem Sohne in vollem fürſtlichen Glanze aufzutreten. Mit einem Gefolge von 381 Perſonen ritten ſie in München ein unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken.

Am 11. November 1613 fand in der Kirche zu Unſern lieben Frauen die Trauung ſtatt. Mit vieler Einfachheit und größter Rückſicht auf die proteſtantiſche Denkart wurde ſie von dem Biſchof von Eichſtädt vollzogen. Maximilian ließ ſogar einen Prieſter, der während der Handlung ſein Rauchfaß zu herausfordernd ſchwang, bedeuten, doch „behutſamlicher zu thun". Am Tage nach der Trauung hielt der neuburger Hofprediger Heilbrunner, um dieſe auch auf lutheriſche Weiſe zu heiligen, im Schloſſe zu München eine Predigt über den Text: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei." Bälle, Concerte, Schauſpiele, Ringelrennen und andere Ergötzlichkeiten vollendeten die achttägige Feier.

Das Bittere kam nach. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Neuburg nahmen die Neuvermählten ihren Sitz zu Düſſeldorf. Natürlich, daß ſie von dem in demſelben Schloſſe reſidirenden Erbprinzen von Brandenburg nicht eben freundlich empfangen wurden. Die Geſinnungen der Fürſten theilten ſich auch der beiderſeitigen Dienerſchaft mit, die zuweilen unter dem Rufe: „Vivat Brandenburg!" „Vivat Neuburg!" mit Prügeln aufeinander ſchlug. Drei Parteien trieben im Schloſſe ihr Unweſen. Die reformirt-brandenburgiſche arbeitete der lutheriſch-neuburgiſchen entgegen und beide waren nicht wenig aufgebracht über den ſich geltend machenden bairiſchen Einfluß, beſonders über die mitgebrachten Jeſuiten. Die letztern fürchteten, den Pfalzgrafen möchte ſein Schritt gereuen, und drängten ihn, ſich öffentlich zum Katholicismus zu bekennen, damit die katholiſchen Mächte um ſo energiſcher für ihn einſtünden.

Als nun zu Anfang des Jahres 1614 die Holländer auf Anrufung Brandenburgs die Feſtung Jülich beſetzten und die neuburgiſchen Truppen vertrieben, glaubte Wolfgang den Zeitpunkt zu einem entſcheidenden Act gekommen. Von Paris und Brüſſel waren günſtige Nachrichten eingetroffen, Spanien hatte ihm ein Jahrgeld verſprochen und ſeinen General Spinola in den Niederlanden angewieſen, ihn mit Truppen zu unterſtützen. So bemächtigte er ſich denn Düſſeldorfs, verjagte die Brandenburger aus der Stadt, und während der Erbprinz ſeine Reſidenz nach Kleve verlegte, trat Wolfgang am 25. Mai 1614 öffentlich in der Kirche zu Düſſeldorf über. Der Stiftsdechant Wilhelm Bont legte in einer Predigt die Beweggründe des Pfalzgrafen dar. Darauf hielt der Weihbiſchof von Köln das feierliche Hochamt und das fürſtliche Ehepaar empfing das Abendmahl unter einerlei Geſtalt. Nachmittags erhielt Wolfgang die Firmung und wohnte einige Tage nachher der Fronleichnamsproceſſion mit bloßem Haupte und mit einer brennenden Kerze in der Hand bei. Der päpſtliche Nuntius überbrachte in Begleitung einiger Kapuziner den Segen des Heiligen Vaters und ermahnte ihn zum treuen Feſthalten an der neugewählten Kirche.

Der alte Philipp Ludwig war darüber außer ſich; erſt wenige Wochen zuvor waren verdächtige Gerüchte zu ihm gedrungen, und er hatte dringende Ermahnungen an den Sohn gerichtet; die ſo plötzlich erfolgte Kataſtrophe erfüllte ihn mit dem tiefſten Schmerz. Er erließ heftige Erklärungen an ſeine Unterthanen und an auswärtige Fürſten; es wurden im Neuburgiſchen Gebete angeſtellt für die Erhaltung des Proteſtantismus; aber ehe noch etwas Entſcheidendes geſchehen, unterlag der alte Mann dem erſchütternden Eindruck; er ſtarb am 12. Auguſt 1614.

Das Ereigniß machte gewaltiges Aufſehen in der proteſtantiſchen Welt. Je mehr man hier über die hinterliſtige Täuſchung, über die ſich der Vater mit Recht beklagte, im höchſten Grade empört war, deſto pomphafter pries der jeſuitiſche Hofprediger Wolfgang's, Jakob Reihing, in einer zu Köln erſchienenen Schrift dieſen Uebertritt als „einen ſeltenen Vogel, ein herrliches Beiſpiel, das viele nach ſich ziehen ſollte, daß ein ſo trefflicher, ausgezeichneter Fürſt, von Jugend auf im Lutherthum erzogen, ſich zur katholiſchen Lehre wende". Damit aber der ernſten Sache die Ironie des Schickſals nicht fehle, ſah man ſechs Jahre ſpäter denſelben Jakob Reihing als bekehrten Lutheraner zu Tübingen lehren, und ſein Biograph pries auch dies parodirend „als ein herrliches Beiſpiel,

dem viele folgen ſollten, daß ein Zögling Loyola's ſich zum Lutherthum bekehrt habe".

Nach dem Ableben des Vaters trat der convertirte Sohn die Regierung auch in dem neuburgiſchen Lande an. Er hatte kurz vor Philipp Ludwig's Tode, aus Furcht, von der Erbfolge ausgeſchloſſen zu werden, das Verſprechen gegeben, daß der proteſtantiſche Gottesdienſt im neuburger Gebiet nicht geſtört werden ſolle. Aber die Rückſicht auf die ſpaniſche und liguiſtiſche Hülfe ließ ihn bald nach dem Grundſatze handeln, daß man Ketzern ein gegebenes Wort zu halten nicht verpflichtet ſei. In Begleitung von zweihundert Reitern und einer Schar Jeſuiten zog Wolfgang Wilhelm mit ſeiner Gemahlin in Neuburg ein. Noch an demſelben Abend übergab er die lutheriſche Pfarrkirche daſelbſt den Jeſuiten. Sogleich begannen dieſe die Kirche für den römiſchen Gottesdienſt damit einzuweihen, daß ſie die Altäre und die Kanzel mit Ruthen peitſchten, um den lutheriſchen Dämon auszutreiben, und darauf die Kirche mit geweihtem Waſſer ſo ſtark zu ſprengen, daß die Spuren davon noch am folgenden Tage ſichtbar waren. Es war dieſer darauffolgende Tag ein Sonntag, und als die Glocken ertönten, ſtrömte das Volk haufenweiſe zur Kirche, in der Meinung, der bisherige Prediger Heilbrunner werde wie gewöhnlich die Predigt halten. Auch der Herzog erſchien mit ſeiner Gemahlin und zwei Jeſuiten in der Kirche. Auf ſeinen Befehl hatte ſich eine Reiterſchar vor dem Eingange aufgeſtellt, um der Beſitzergreifung den gehörigen Nachdruck zu geben. Nun mußte Heilbrunner auf des Herzogs Befehl die Kirche verlaſſen. Ihm folgte die ganze verſammelte Gemeinde. Nur das fürſtliche Ehepaar und das katholiſche Hofgeſinde war zurückgeblieben und wohnte dem von den Jeſuiten abgehaltenen feierlichen Hochamte bei. Heilbrunner hatte ſich mit der nachfolgenden Gemeinde in ein Gemach des Schloſſes zurückgezogen, wo er vor Wolfgang's Mutter, der verwitweten Pfalzgräfin, Gottesdienſt hielt. Tief ergriffen waren er und ſeine Zuhörer.

Nach der Predigt begab ſich die verwitwete Mutter mit ihren beiden jungen Söhnen und den erſten geiſtlichen und weltlichen Beamten zu Wolfgang und erinnerte ihn an ſein gegebenes Verſprechen, an das Teſtament ſeines Vaters, an die verletzten Gewiſſensrechte ſeiner Unterthanen, an den tiefen Schmerz, den er ihrem Mutterherzen bereite. Der Pfalzgraf blieb unerbittlich; ja als ſein alter Lehrer Heuchlin ihn beſchwur, von ſolchen gewaltſamen Maßregeln abzuſtehen, verſpottete er ihn und ging. In dem Volke aber gärte eine allgemeine Entrüſtung. Wolfgang mußte ſich durch bewaffnete Macht vor etwaigen Angriffen ſicherſtellen. Vierundzwanzig ſchwere Reiter hielten Wache vor ſeinem Gemach, und ſelbſt wenn er ſich zu den Freuden des Mahls ſetzte, ſchützte ihn das geſpannte Rohr derſelben vor jedem Ueberfall. Bald darauf wurden ſämmtliche Kirchen und Schulen des Landes den Jeſuiten übergeben, das Fleiſcheſſen an Feſttagen in Wirthshäuſern und bei öffentlichen Gaſtmahlen polizeilich unterſagt und der evangeliſche Gottesdienſt förmlich unterdrückt. Gewalt ging vor Recht. Was konnte man damals dem Volke nicht alles bieten!

Der Krieg zwiſchen Neuburg und Brandenburg dauerte noch zehn Jahre lang, wurde aber nur von ihren Hülfsmächten, den Spaniern und Holländern, geführt, welche die niederrheiniſchen Länder auf jammervolle Weiſe verwüſteten. Endlich gebot die Noth den Frieden. Im Jahre 1624 verglichen ſich die beiden Prätendenten. Brandenburg erhielt das Herzogthum Kleve nebſt der Grafſchaft Ravensberg, Pfalz-Neuburg dagegen das Fürſtenthum Jülich und Berg nebſt der Grafſchaft Ravenſtein.

Was Wolfgang Wilhelm voll tödlichen Haſſes gegen das proteſtantiſche Brandenburg in ſeinem neuburger Erbland begonnen, das ſetzten dann ſpäter ſeine Nachkommen in noch größerm Maßſtabe auch in der Rheinpfalz mit gleicher Brutalität fort. An wenigen Stellen der deutſchen Erde hat Fremdherrſchaft und kriegeriſche Barbarei, der Druck der Fürſten und ihrer Räthe, das Schleichen der Prieſter und ihrer Geſellen tiefer in das Mark des Volks und des Landes eingewühlt als hier. Das Paradies des deutſchen Landes hat mehr Epochen der Oede und der Zerſtörung geſehen als der Blüte! Seit der Reformation hatte hier das Lutherthum und der Calvinismus um die Herrſchaft gekämpft; viermal innerhalb dreißig Jahren mußte je nach der Laune eines lutheriſch oder reformirt geſinnten Fürſten auch das Land die Confeſſion mitwechſeln. Nach dem Dreißigjährigen Krieg kam zu den Verwüſtungen Turenne's, zu den Mordbrennereien Mélac's auch noch die Regierung der fanatiſchen Söhne und Enkel Wolfgang Wilhelm's. Im Jahre 1685 erbte der Neuburger Philipp Wilhelm auch die Rheinpfalz und alsbald begannen die unſaglichſten Religionsbedrückungen. Durch einen in den Ryswijker Friedenstractat liſtig ein-

geschmuggelten Artikel wurden 1922 protestantische Orte ihrer Kirchen und Geistlichen beraubt und dem Katholicismus gewaltsam in die Arme geführt. Darauf erfolgte die Massenauswanderung von 30000 Pfälzern nach Amerika. Lange Zeit hatte der Name „Pfälzer" mit deutschen Auswanderern gleiche Bedeutung. Als blutarme Leute kamen sie über das Weltmeer; weil sie ihre Passage nicht bezahlen konnten, wurden sie verkauft, gründeten aber, nachdem sie ihre Dienstzeit ausgehalten, ihre eigene Wirthschaft und die Früchte ihrer Arbeit wurden sichtlich gesegnet. Die Nachkommen dieser armen deutschen „Redemtionisten" sind jetzt die Inhaber herrlicher Landsitze, die den fast ganz deutschen Staat Pennsylvanien schmücken; aus ihrer Mitte wählen sie den Gouverneur, die Senatoren und Repräsentanten eines Staats, der an Macht und Reichthum mit manchem Königreich wetteifert. Der berühmte Astor in Neuyork, einst der reichste Mann Amerikas, der Gründer Astorias am Stillen Meer, der große Pelzhändler, früher deutscher Kürschnergesell, war einer der vertriebenen Pfälzer, Sohn eines Bauersmanns aus Walldorf bei Heidelberg.

In der Heimat dauerten die Bedrückungen fort bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Nur Katholiken konnten in der Pfalz ein öffentliches Amt erhalten. Oft wurde der ärmste Kuhhirt Bürgermeister seiner Gemeinde, blos weil er der römischen Kirche angehörte. Kinder aus gemischten Ehen mußten bei Strafe der Landesverweisung noch unter Karl Theodor katholisch werden. Selbst Delinquenten konnten, wenn sie übertreten wollten, Strafminderungen bis zur Hälfte erlangen. So stieg von 1685 bis Ende des 18. Jahrhunderts unter vier Regenten die Zahl der Katholiken in der Pfalz von wenigen Hundert bis auf 90000.

Erst mit Maximilian Joseph (1799) kamen bessere Zeiten. Allgemeine Duldung, die schönste Zierde unsers modernen Staatslebens, wurde auch in der Pfalz den verschiedenen Bekenntnissen gewährt und die verhängnißvollen Nachwirkungen jener folgenschweren Ohrfeige hörten endlich auf.

Alle diejenigen aber, welche in unsern Tagen den Religionshaß wieder aufs neue nähren möchten, sie sollten an dem Erzählten sich ein warnendes Beispiel nehmen! Die Verschiedenheit der religiösen Ansichten ist nun einmal in Deutschland vorhanden und kann nicht beseitigt werden; aber wehe dem, der es hindert, daß wir, welcher Confession wir auch angehören, als ein einig Volk von Brüdern uns beweisen!

Georg Heusinger.

Zur Geschichte der Freimaurerei.

Eine Skizze von Dr. Hugo Schramm.

II.

Der Tod des Alten sollte aber zugleich den Keim eines neuen und höhern Lebens in sich tragen.

Wir finden nämlich in dem Anderson'schen Constitutionsbuche*) von 1738, das als der älteste, einzige und bisjetzt unbestrittene Bericht über die Entstehung und Gestaltung des heutigen Freimaurerthums anzusehen ist, Folgendes erzählt: König Georg I. hielt am 20. September 1714 einen prachtvollen Einzug in London, und nachdem die Rebellion im Jahre 1716 gedämpft war, so erachteten es die wenigen Logen in London, welche sich von dem damals vierundachtzigjährigen Sir Christoph Wren für vernachlässigt hielten, als an der Zeit, sich unter einem einzigen Großmeister als Mittelpunkt der Vereinigung näher aneinander zu schließen. Die Logen, welche (im (Februar 1717) zusammentraten, waren erstens die Loge zu St.-Paul im Wirthshause „Zur Gans" und „Zum Rost", zweitens die im Wirthshause „Zur Krone", drittens die im Weinhause „Zum Apfelbaum" und viertens die im Weinhause „Zum Römer" und „Zu den Trauben". Diese und einige alte Brüder versammelten sich im Sitz der Loge „Zum Apfelbaum" (in der Karlsstraße in Coventgarden), und nachdem sie den ältesten Meister-Maurer auf den Stuhl gesetzt, erklärten sie sich zu einer Großloge in gehöriger Form, riefen die vierteljährigen Versammlungen der Logenbeamten wieder ins Leben, beschlossen die vierteljährliche Versammlung und das Fest zu feiern und alsdann aus ihrer Mitte einen Großmeister zu wählen, bis daß sie die Ehre haben würden, einen adelichen Bruder an ihre Spitze stellen zu können. Diesem Beschlusse gemäß ward am 24. Juni, am Tage Johannis des Täufers, im dritten Jahre der Regierung Georg's I., die jährliche Versammlung und das Fest der freien und angenommenen „Maurer in dem auf dem

*) Das Constitutionsbuch heißt das Anderson'sche, weil es von Jakob Anderson, einem londoner anglikanischen Prediger, ausgearbeitet worden ist. Es ist noch bis heute gültig und die Basis der maurerischen Systeme aller Länder. Zum Unterschied von spätern Verordnungen wird es gewöhnlich die „Alten Pflichten" (Old-Charges) genannt.

St.-Paulskirchhofe gelegenen Bierhauſe „Zur Gans“ und „Zum Roſt“ gehalten. Vor dem Mahl ſchlug der älteſte Meiſter-Maurer ein Verzeichniß geeigneter Candidaten vor und die Brüder erwählten mittels der Mehrzahl der aufgehobenen Hände den Herrn Anton Sayer, Gentleman, zum Großmeiſter der Maurer, welcher ſogleich mit dem Zeichen des Amtes und der Gewalt von dem beſagten älteſten Meiſter bekleidet und inſtallirt und von der Verſammlung, die ihm ihre Huldigung darbrachte, beglückwünſcht wurde.

Wenn ſich hieraus ergibt, daß dieſe im Jahre 1717 gegründete Großloge nur eine Vereinigung und Wiederbelebung der alten verfallenen Bauhütten war, ſo trennten doch bald die neuen Elemente, die durch den immer zahlreicher werdenden Beitritt freier und gebildeter Männer aus allen Ständen in den Bund eingeführt wurden, die Freimaurerei von der eigentlichen Baukunſt und der handwerksmäßigen Maurerei. Forderungen neuer Art erwachten und verwieſen die Freimaurerei auf das figürliche Bauen im Gebiet der moraliſchen Freiheit. Es trat jetzt das in das Leben, was wir heutzutage unter dieſem Namen verſtehen. Dieſe Umwandlung des Bundes in eine alle höhern rein menſchlichen Zwecke anſtrebende Verbindung entſprach völlig dem Bedürfniß der durch die Nachwirkungen blutiger Religionskriege mit einem tiefen Sehnen nach Duldung und Nächſtenliebe und einer ſogenannten natürlichen Religion erfüllten Zeit.

Die alten Grundſätze der Bruderliebe, Treue und Verſchwiegenheit wurden wieder bekräftigt, die alten Geſetze theils beibehalten, theils verbeſſert und vermehrt und mit bewundernswürdiger Sinnigkeit und ſorgſamer Schonung die traditionellen Worte, Zeichen und Formen, die, gemüthswarm und phantaſievoll, ſchon Jahrhunderte hindurch ihren Zauber erprobt hatten, in einem höhern Sinne umgedeutet und geiſtig geklärt. „Nicht ein äußerer, ſichtbarer Tempel ſollte fortan gebaut werden, ſondern ein innerer, unſichtbarer. Nicht Holz, nicht Stein, nicht Erz und Mörtel und andere vergängliche Mittel und Stoffe, ſondern das Leben und die menſchliche Seele ſollten fortan der Bauſtoff der königlichen Kunſt ſein“ (Hettner, a. a. O., S. 213). Das aufzuführende Gebäude ſollte gleich dem der Werkmaurer auf den gemeinſamen Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft berechnet werden; die Veredelung der Bundesglieder ſollte ſich in Selbſterkenntniß, Selbſtthätigkeit und Selbſtbeherrſchung, wie überhaupt in allen möglichen Tugenden offenbaren. Hierzu ward aber moraliſche Freiheit als für unbedingt nöthig erachtet, weil nur Freiheit von großen Laſtern, Leidenſchaften und Vorurtheilen für höhere Ausbildung empfänglich macht und ihren Fortgang begünſtigt. „Ein Maurer“, heißt es in den „Alten Pflichten“, iſt durch ſeinen Beruf verbunden, dem Sittengeſetz zu gehorchen; und wenn er die Kunſt recht verſteht, ſo wird er weder ein ſtumpfſinniger Gottesleugner noch ein irreligiöſer Wüſtling ſein. Obwol nun die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieſes Landes oder dieſes Volkes zu ſein, welche es immer ſein mochte, ſo wird es doch jetzt für dienlicher erachtet, ſie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menſchen übereinſtimmen, ihre beſondern Meinungen aber ihnen ſelbſt zu überlaſſen, d. h. gute und treue Männer zu ſein oder Männer von Ehre und Rechtſchaffenheit, durch was immer für Benennungen und Ueberzeugungen ſie unterſchieden ſein mögen. Hierdurch wird die Maurerei der Mittelpunkt der Vereinigung und das Mittel, treue Freundſchaft unter Menſchen zu ſtiften, welche außerdem in beſtändiger Entfernung hätten bleiben müſſen.“

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Die heilige Sage und die Wiſſenſchaft.

In ſeiner beachtenswerthen Schrift über „Schwarz, Strauß, Renan“ ſagt Friedrich von Raumer gegen den Schluß hin: „Bleiben alle Parteien gemäßigt, will keine lediglich als Hemmſchuh wirken, keine übereilt in die Zukunft hinein Rad ſchlagen, ſo kann ein erfreulicher Fortſchritt nicht ausbleiben.“ Wenn dies eine Hoffnung war, ſo iſt ſie bitter getäuſcht worden. Wie die katholiſche Geiſtlichkeit, der Papſt voran, ſich gegen Renan's Buch: „Vie de Jésus“ in einer Weiſe ausgeſprochen, die an die Bannflüche früherer Jahrhunderte erinnert und darum im jetzigen unwillkürlich den Fluch der Lächerlichkeit nach ſich zieht, ſo erhebt ſich in Baden ein Sturm der Zeloten gegen Dr. Daniel Schenkel's „Das Charakterbild Jeſu“. In einer dritten, gutausgeſtatteten und billigen Auflage liegt uns das Werk (Wiesbaden, Kreidel, 1864) vor. Zwiſchen Renan und Strauß nimmt Schenkel eine Mittelſtellung ein; er iſt gleichweit von der ſcharfen Kritik des einen wie von den nicht wenig phantaſtiſch gefärbten Anſchauungen des andern entfernt; ſeine Auffaſſung Jeſu kommt wol der in gebildeten Laienkreiſen herrſchenden am nächſten. In-

dem die badiſchen Zeloten ihn verurtheilten, verdammten ſie, ſoviel es von ihnen abhing, die ganze gebildete proteſtantiſche Welt; es bleibt nun einmal wahr, zwiſchen der orthodoxen Theologie und der Wiſſenſchaft gibt es keinen Frieden.

Die Zahl derer, die noch an der abſoluten Göttlichkeit Chriſti feſthält, iſt eine verſchwindende Minderheit. Die Jugendgeſchichte Chriſti wird eben als eine kleinaſiatiſche Mythe betrachtet. Scharfſinnig und richtig findet Schenkel die Wurzel der religiöſen Conflicte im Chriſtenthum in der gegenſätzlichen Auffaſſung von dem Weſen ſeines Stifters. „Lange bevor es eine herrſchende Kirche gab", ſagt er, „trennten ſich die chriſtlichen Denker in zwei Hauptrichtungen, von denen eine durch die andere, freilich nur allmählich, aber immer unwiderſtehlicher, erdrückt ward. Die ſtreng judenchriſtliche Richtung betrachtete Jeſus als einen bloßen Menſchen, einen hoch zu verehrenden Reformator des Judenthums, der das altteſtamentliche Geſetz verbeſſert und gereinigt, die prophetiſche Weiſſagung erfüllt und verwirklicht hatte. Die heidenchriſtliche Richtung erblickte in ihm dagegen eine mit göttlicher Kraft und Würde ausgerüſtete Perſon, welche bis ins 4. Jahrhundert dem höchſten Gott und Schöpfer der Welt meiſt noch untergeordnet gedacht wurde, wogegen im Verlauf der weitern Streitigkeiten die Ueberzeugung ſiegte, daß dieſelbe mit dem höchſten Gott und Schöpfer der Welt vollkommen gleichen Weſens, ſelbſt wahrer und höchſter Gott, und daß ihre wahre Menſchheit kein Hinderniß für ſie ſei, um alle Eigenſchaften der wahren Gottheit in ſich zu vereinigen." Seit der Reformation hat trotz aller Gewaltmittel der Kirche und des Staats die Anſicht, daß Chriſtus nur ein hervorragender, vorzüglich von Gott ausgerüſteter Menſch geweſen, allmählich unter den Gebildeten die Oberhand gewonnen; es widerſtreitet nicht nur der modernen Vernunft, ſondern auch, was vielleicht noch tiefer greift, der modernen Empfindung, Menſchliches und Göttliches ineinander zu miſchen. „Ein Gott, der ſich ſelbſt beſchränkt, iſt ein Gott, der aufhört, Gott zu ſein; denn zu dem Weſen Gottes gehört vor allem, daß er unbeſchränkt iſt." Wer nur je über das Weſen der Gottheit nachgedacht, wird dieſen Satz Schenkel's unterſchreiben.

Die Quellen der Geſchichte Jeſu ſind faſt ausſchließlich in den Evangelien zu ſuchen; die Erwähnungen, die der Talmud, Philo und Joſephus von Chriſtus thun, geſtatten in ihrer Kürze und Unbedeutendheit uns keinen tiefern Einblick in dieſe ſo durchaus eigengeartete Perſönlichkeit. So wird jede Lebensbeſchreibung, ſelbſt nur ein „Charakterbild" Jeſu, mit einer Kritik der Evangelien beginnen. Daß dieſe Schriften von Zeitgenoſſen des Erlöſers verfaßt, daß ſie vom Heiligen Geiſt dictirt worden ſeien, ſind theologiſche Behauptungen, mit denen die Wiſſenſchaft nichts zu ſchaffen hat. Auch jenes „Urevangelium", aus dem Matthäus, Marcus, Lucas ihre Erzählungen geſchöpft haben ſollen, wird ſchwerlich vor der Zerſtörung Jeruſalems geſchrieben worden ſein; es mußte ſchon eine Art chriſtlicher Gemeinde beſtehen, ehe ſich das Bedürfniß nach einer ſchriftlichen Aufzeichnung der Thaten des Herrn herausſtellte. In den Evangelien waltet darum ebenſowol der Geiſt der Gemeinde wie die Willkür, die Individualität des Verfaſſers. Am objectivſten erſcheint das zweite, am ſubjectivſten das vierte Evangelium. Renan wie Schenkel ſtimmen in ihren Anſichten über dies letztere, das Johannisevangelium, überein, ſie erkennen darin eine Idealiſirung der Geſchichte Chriſti. „Jeſus war nicht an den einzelnen Punkten ſeiner Lebensentwickelung ſo, wie der vierte Evangeliſt ihn ſchildert; aber er war ſo in der Tiefe und auf der Höhe ſeines Wirkens; er war nicht immer ſo in Wirklichkeit, aber er war doch ſo in Wahrheit." Am klarſten offenbart die einfache, ſchmuckloſe Darſtellung des Marcus den Charakter Chriſti. Ihr iſt im allgemeinen Schenkel gefolgt. Die Sagen, welche die Kindheit Jeſu umhüllen, übergeht er ſtillſchweigend; er hat es nur mit dem Menſchen, nicht mit dem „Gottesſohn" zu thun. Sehr anſchaulich und einſichtig iſt das Werden und Wachſen des meſſianiſchen Gedankens in der Seele des Erlöſers geſchildert, die Anfechtungen, die ihm von außen kamen, die innern Kämpfe, die er durchzukämpfen hatte. Den Hauptſchauplatz der Thätigkeit Chriſti ſucht und findet Schenkel in Galiläa; er läßt ihn nur einmal, vor ſeinem Untergange, längere Zeit in Judäa verweilen. Die innerliche Entwickelung Chriſti in den verſchiedenen Phaſen ſeines Lebens hat Schenkel muſterhaft und mit einer gewiſſen überzeugenden Wahrheit dargeſtellt, der Idealmenſch Chriſtus tritt uns als ein erhabenes Vorbild im Thun wie im Leiden aus dieſer Schilderung entgegen. Aber die Klippen einer Lebensgeſchichte des Erlöſers ſcheinen weniger in der Darſtellung der innern Vorgänge als in jener der äußerlichen Begebenheiten, der Wunder und der Auferſtehung zu liegen; hierüber hat nun jeder ein beſonderes Empfinden, und es iſt die Frage, ob die etwas nüchterne Auffaſſung Schenkel's ihm entſpricht; dies muß der Leſer bei ſich ſelbſt entſcheiden. Unſerer Meinung nach kann man das Geheimniß des Herrn — wir meinen nicht ſeine „Gottähnlichkeit", ſondern die unwiderſtehliche und unbeſtreitbare Wirkung, die ſeine Perſönlichkeit ausgeübt — weder mit dem Verſtand noch mit dem Gemüth allein ganz aufklären; es iſt in dieſer Erſcheinung wie in jeder weltgeſchichtlichen ein dunkles, widerſpruchsvolles Etwas, das wir in gewiſſen Momenten ahnen, das ſich aber der Erklärung entzieht. Schenkel ſieht den Erlöſer zu klar, zu begreiflich, zu modern, uns erſcheint die Geſtalt Chriſti um einen Ton poetiſcher zugleich und mythiſcher.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Das Kaiserreich Mexico.

In Europa scheint „der Weltfriede“ bis zum 1. Januar des Jahres 1865 gesichert; es ist freilich die Frage, ob der Augustenburger oder der Oldenburger Schleswig-Holstein bekommen wird, aber vor den Dänen sind wir sicher, und die Vertheilung der Mittel- und Kleinstaaten zwischen Oesterreich und Preußen und die Bundesreform ist trotz aller ritterlichen Heißsporne von Düppel und Alsen in jene dämmernde Ferne gerückt, in der auch der Kaiser Barbarossa das Morgengrauen erwartet. Wenn Deutschland in diesem Jahre um keinen Herzog reicher wird, so wird es doch auch um keinen König ärmer. Da kann Amerika von Glück sagen: es hat einen Kaiser mehr.

Der verstorbene große Schriftsteller Sealsfield wünschte den Mexicanern eins: einen Napoleon; aus keinem Lande der Welt könne der kriegerische Despotismus so Vieles und so Großes machen als aus Mexico. Der Herrscher hat sich gefunden — wird er ein Napoleon sein? Die Fruchtbarkeit und die Größe des Landes, sein Reichthum an edeln Metallen sind allbekannt, die Natur, behaupten die Reisenden, hat diese Gegenden mit allem ausgestattet, um aus ihnen eine Stätte reichster Cultur zu schaffen. Nur die Menschen fehlen, sich diese Schätze nutzbar zu machen. Fünfmal größer ist das Reich des Kaisers Max als Oesterreich, aber es wird von nicht viel mehr als 7 Millionen Menschen bewohnt. Zwei Ursachen haben das Spanische Amerika niemals zur Blüte gelangen lassen, haben es trotz aller Revolutionen und republikanischer Einrichtungen in staatlicher Hinsicht auf dem Standpunkt der Kindheit erhalten: die Mischung der verschiedenen Rassen, die Unfähigkeit der Spanier, zu colonisiren. Es war ein wunderliches Verhängniß, daß ein Volk, welches sein eigenes Land nicht zu cultiviren vermochte, zur Herrschaft über die Hälfte eines fremden Erdtheils berufen wurde. Während die Engländer und Holländer, die in Nordamerika einwanderten, erbarmungslos mit allen Waffen der Gewalt und der List die Indianerstämme verfolgten und ausrotteten, ließen die Spanier in ihrer Trägheit die Indianer für sich arbeiten. Die Sklaverei hat in den spanischen Colonien niemals jene abscheulichen Formen angenommen, die sie in den Südstaaten der ehemaligen Union besitzt. Die Mischlingsrassen wurden zwar weniger geachtet, aber ein großes Band vereinigte die eingeborenen Spanier, die Creolen, mit dem Indianer, dem Mulatten, dem Neger: die Abneigung gegen das Mutterland, gegen die von Spanien herübergesandten Vicekönige, Soldaten, Zollbeamten. Die Aufstände im Beginn dieses Jahrhunderts haben Mexico wie die übrigen Provinzen Spaniens in Amerika von dieser Knechtschaft befreit. Nicht zum Glück des Landes, kann der unbefangene Beobachter sagen. Der materielle Wohlstand Mexicos liegt tief danieder, von einer humanen Bildung kann nicht die Rede sein; selbst das Christenthum der Indianer ist nichts als ein mit christlichen Farben und Namen übertünchtes und verbrämtes Heidenthum. Längst ist man von der Anschauung, daß in dieser und jener Staatsform das Glück der Völker begründet läge, zurückgekommen; allein für Mexico war keine unglücklichere Staatsform als die republikanische zu finden. Nur auf einer gewissen Culturhöhe können sich die Völker selbst bestimmen. Diese rohen, aber gefügigen Massen, wo alle Rassen aufeinanderstoßen, bedürfen einer gewaltigen Hand, die sie formt und gestaltet.

Hat der neue Kaiser eine solche Hand? Ist er ein Mann der Vorsehung? Von dem Hauch eines Cäsar's oder Friedrich's des Großen beseelt? Wir leben leider nicht mehr in den Zeiten der genialen Menschen; vor der Allgemeinheit tritt die Persönlichkeit zurück. Nur indem er die Ideen des Jahrhunderts ausbeutete, ist Napoleon III., einer der bedeutsamsten Charaktere der Gegenwart, zu seiner Macht gelangt. Welche „Ideen“ aber kann der Kaiser Maximilian in einem Lande, unter einem Volke vertreten, das gerade durch Denkfaulheit und Apathie sich auszeichnet? Das Schicksal des neuen Kaiserreichs wird von der Einwanderung und der Entwickelung abhängen, welche der nordamerikanische Krieg nimmt. Gelingt es der neuen Regierung, sich ein kleines stehendes Heer von Europäern zu schaffen und zu erhalten, Arbeiter- und Handwerkercolonien zu errichten, so ist Mexico eine verhältnißmäßige Ruhe, ein friedlicher Zustand für längere Zeit gesichert und eine Bildungsschule eröffnet, in der die Mexicaner lernen und heranreifen können. Einen ähnlichen Proceß hat Peter I. in Rußland durchgeführt. Dazu ist allerdings ein freundliches Verhältniß mit Nordamerika nothwendig. Sollte es je dem Norden oder dem Süden einfallen, seine Heeresmassen in Bewegung gegen Mexico zu setzen, dann sind die Stunden des neuen Kaiserreichs so gezählt, wie die Montezuma's es waren, als Cortez den Boden der Aztekenmonarchie betrat. Eine leichte Krone ist es nicht, die der Kaiser trägt; noch schwebt sein Reich, mit Ausnahme des Namens und des Wappens, in der Luft. Geld und Truppen bezieht er von Frankreich; möglich, daß in demselben Augenblick, wo die Hauptmacht der Franzosen in Veracruz sich eingeschifft hat, Juarez und die Liberalen sich wieder erheben. . . Schade, daß unsere neuern Reiseschriftsteller, so der populäre Gerstäcker, ihre Vorliebe Brasilien zugewandt haben, daß sie für die Auswanderung dahin Propaganda

machen. Sollte ſich auf der Hochebene Mexicos, die ein reineres und geſünderes Klima als die Ufer des La Plata beſitzt, der Deutſche nicht eher ein Daheim gründen können, unter einem deutſchen Fürſten, als in Braſilien? Seine Stütze wird das neue Reich unter allen Umſtänden in den Einwanderern, den Fremden zu ſuchen haben; es wird ſich zeigen müſſen, ob es dieſelben anzuziehen, zu bereichern und feſtzuhalten weiß. Aus ſich ſelbſt entwickelt ſich kein einzelner Menſch zur Höhe der Bildung und Geſittung und keine Nation zu einem Culturvolk.

Auf dem Mittelländiſchen Meere.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten der franzöſiſchen Fremdenlegion.

I.

Th. K. — Bis Konſtantine waren die Märſche ermüdend und beſchwerlich geweſen; noch hier und da mangelnde Cultur und namentlich Waſſermangel waren die Haupturſachen; außerdem kamen wir aus dem Innern und marſchirten in gerader Richtung auf die Küſte zu, näherten uns ſonach mit jedem Kilometer, den wir in nördlicher Richtung zurücklegten, mehr und mehr der Cultur und ihren Annehmlichkeiten. Was an arabiſches Leben, an orientaliſche Sitten, was ſelbſt an tropiſche Vegetation erinnern konnte, ließen wir in Konſtantine zurück, von wo bis zur Küſte (Philippeville) die Gegend entſchieden den europäiſchen Charakter trägt und Farmhäuſer und Dörfer in kurzen Zwiſchenräumen auf dem gutcultivirten Boden ſich folgen. Mit Konſtantine verſchwanden die letzten Palmen, die letzten Kamele, die letzten arabiſchen Marabuts und die letzten arabiſchen Bettler. Vier ſehr kleine Tagemärſche auf guter Chauſſee, und wir waren am Ziel. Als wir den letzten Höhepunkt erreichten, der uns bisher den Blick auf das blaue Mittelländiſche Meer verſperrt hatte, ertönte das Signal „Halt!“ von der Avantgarde und ward, wie immer, mit Freudenrufen begrüßt. Schnell waren die Gewehre zuſammengeſetzt, die ſchweren Torniſter niedergelegt und in ſchnellerer Zeit, als ich es hier ſchreibe, lagen 1400 Soldaten der Fremdenlegion auf dem von der Sonne verſengten und mit unzähligen Sprüngen und Riſſen durchzogenen Boden ausgeſtreckt, um ſich durch eine halbſtündige Ruhe für die letzte Stunde des Marſches zu rüſten und zu kräftigen.

Ich hatte meinen Platz ſo gewählt, daß ich mein Auge ebenſo leicht über einen großen Theil des faſt zurückgelegten Tagemarſches ſtreifen laſſen konnte, wie ich Philippeville, Stora und die weite vor mir ausgebreitete Meeresfläche zu überſehen vermochte. Und eine Fläche war es in Wahrheit; nicht einmal ein leichtes Kräuſeln des Waſſerſpiegels — ſo ruhig, ſo glatt lag das Meer vor uns da. Morgen, ja vielleicht heute Abend noch ſollten wir auf ihm dahindampfen, einer unbekannten Beſtimmung entgegen, über die man ſich ſchon bedeutend die Köpfe zerbrochen hatte und die doch in der That ſehr einfach war.

Es war im Sommer 1856, kurz nach Unterzeichnung des Pariſer Friedens, der dem orientaliſchen Krieg ein Ende gemacht hatte. Täglich langten Schiffsladungen von Truppen aus der Krim in Afrika an. Für dieſe mußte Platz gemacht werden. Die Fremdenlegion war unter den erſten franzöſiſchen Truppen, welche auf ruſſiſchem Boden landeten, und eins der letzten Corps für die Rückkehr. Etwa 6000 Mann ſtark war ſie im Jahre 1854 in Gallipoli gelandet; 12000 Rekruten waren ihr in den zwei Jahren nachgeſchickt und 4000 Mann kehrten zurück. Um das Depot des Regiments dem Kriegsſchauplatz ſo nahe als möglich (auf franzöſiſchem Boden) zu bringen, hatte man es erſt nach Baſtia auf der Inſel Corſica, dann nach Batna in der Provinz Konſtantine (Algerien) verlegt, und war im Begriff, es nunmehr nach ſeiner urſprünglichen Garniſon, der Stadt Sidi-bel-Abbès in der Provinz Oran, zurückzubefördern, woſelbſt die beaux restes der Fremdenlegion concentrirt werden ſollten, um eine Neuformation des Corps vorzunehmen. Zu dieſem Zweck waren Ende Juni alle kleinern detachirten Trupps des Regiments von Biskra, Tugurt, Tamerna u. ſ. w. nach Batna zuſammengezogen, alle einzeln in Bureaux u. dgl. angeſtellten Offiziere und Soldaten einberufen und in den erſten Tagen des Juli ſetzte ſich das ſo completirte Depotbataillon nach dem Norden zu in Bewegung.

Das auf uns im Hafen von Stora wartende Transport-Dampfſchiff, den „Cazique“, ſahen wir deutlich dort vor Anker liegen; es ſollte uns zunächſt nach Algier bringen. Ueber unſern Weitertransport von dort war uns etwas Gewiſſes noch nicht bekannt; von der einen Seite hieß es, wir würden zu Lande marſchiren, von der andern, wir würden nach einigen Tagen des Harrens in Algier an Bord eines andern Kriegsdampfers gehen und zur See die Reiſe nach Oran, d. h. Mers-el-Kebir, dem Hafen von Oran, machen. Was nun all die tollen, unter den Leuten im Umlauf befindlichen Gerüchte über unſere Endbeſtimmung betraf, ſo waren ſie eben — wie immer in ähnlichen Fällen — die wunderlichſten, die man ſich denken kann; bald hieß es, wir ſeien an Spanien verkauft, dann, England habe Frankreich eine koloſſale Summe Geldes geboten, um uns nach Oſtindien zu ſchicken; endlich fand eine Verſion viel Gläubige, derzufolge unſere Beſtimmung der Senegal war, wo wir eine Art militäriſcher Colonie gründen ſollten.

Mit all dieſen Dingen zerbrach ich mir den Kopf im Augenblick nicht, ſondern meine ganze Aufmerkſamkeit war auf die Landſchaft um mich her und auf die endloſe See vor mir gerichtet. Wie oft hatte ich im ſtillen den Wunſch ausgeſprochen: „Wenn du nur erſt wieder am Ufer des Mittelländiſchen Meeres wärſt!“ Es liegt ſo etwas einzig Schönes in dieſen azurblauen Wogen, die ſo klar, ſo durchſichtig ſind und ſo treu den Himmel des Südens widerſpiegeln;

etwas ſo Geheimnißvolles in der unendlichen Tiefe, für die dieſes kleinſte der Meere berühmt und die am bedeutendſten da iſt, wo ſeine Ausdehnung die unbedeutendſte, zwiſchen Toulon und Corſica. Meine Wünſche waren ja nun der Erfüllung nahe: ich war nicht allein dem Ufer ſchon ganz nahe, ich ſollte bald auf ſeinen Fluten hingleiten, an ſeiner tiefen Bläue, dem nächtlichen Meeresleuchten, den ſpringenden Fiſchen mich ergötzen, und . . .

„Aux armes!“ . . .

Fort waren die Träume! . . . Auf, umgehängt, Gewehr zur Hand und Philippeville entgegen! . . . Ich hatte eben zwar erſt begonnen, mich auszuruhen, und fühlte durchaus keine übertriebene Neigung, ſchon wieder auf den Beinen zu ſein; doch was half's? Bald war aufs neue die Müdigkeit verſchwunden, und je mehr wir uns den weißen Häuſern der Stadt näherten, deſto leichter, deſto elaſtiſcher ward der Schritt. Die Chauſſee führte jetzt zwiſchen den in der Blüte prangenden Cacteen und Oleander dahin; doch dieſe waren ſo über alle maßen mit Staub bedeckt, daß man die Farbe des Laubes nicht zu erkennen vermochte, und nur die dunkeln und hellen Blütenbüſchel dieſer hier dem Unkraut gleich wuchernden Vegetation zeigten uns, was wir vor uns hatten, ſowie daß es hier der ſorgenden Hand des Gärtners nicht bedürfe, noch der künſtlichen Temperatur des Treibhauſes, um dieſe Kinder der Flora üppig gedeihen zu machen. Endlich raſſelten die Trommeln. Wir paſſirten die erſten Häuſer von Philippeville. Da waren ja wieder die alten Firma-Inſchriften über den Hausthüren, die mich ſo lebhaft nach Frankreich verſetzten und über die ich ſo oft recht weidlich gelacht, als: „Ici on loge à pied et à cheval“ — oder: „Monsieur Morin, marchand de comestibles“, was ein deutſcher in Frankreich angelangter Rekrut einſt mit „Commißſtiefel“ überſetzte und ſich wunderte, daß man dieſe ſo öffentlich in Frankreich verkaufen dürfe.

Endlich hieß es „Halt!“ Die Trommeln ſchwiegen. Zur Seite der Straße — noch hatten wir die eigentliche Stadt nicht betreten — ſtand ein Muſikcorps, eins der beſten der franzöſiſchen Armee, das des erſten Regiments der zweiten Fremdenlegion (Schweizer), um uns mit Muſik durch die Stadt zu führen. Etwa 70 Mann ſtark, beſtand dies vorzügliche Corps zum größten Theil aus Deutſchen, der Reſt aus Italienern. Einen frappanten Contraſt bildeten die ſaubern grünen Uniformen, das blanke Schuhwerk mit unſern grauen, dick mit Staub bedeckten Capoten und unſerer von langen und beſchwerlichen Märſchen zeugenden Fußbekleidung. Sie empfingen uns gaſtlich, die wir — obgleich ſelbſt im Beſitz des anerkannt beſten Muſikcorps, das die franzöſiſche Armee aufzuweiſen hat — weit von demſelben entfernt waren und ſeit langen Jahren keinen Ton der Muſik vernommen hatten. „Muß i denn, muß i denn zum Städtlein 'naus“ — war die Melodie, mit der ſie uns begrüßten, als ſie unſerer anſichtig wurden; ein „Hurrah!“ aus allen deutſchen Kehlen — und ihrer war die Mehrzahl — antwortete dieſen heimatlichen Tönen; und als nun die Muſik während des kurzen Halts ſich an unſerer Spitze formirte und dann beim Commando „Marſch!“ den Marſch aus „Jeſſonda“ von Spohr intonirte, da war jegliche Müdigkeit wie mit einem Zauberſchlag dahin. So betraten wir Philippeville, durchzogen es von einem Ende zum andern und verließen es am Hafen wieder, die Muſik immer ſpielend. Dann ward wieder ein Halt! commandirt und den Leuten geſagt, daß ſie austreten könnten für eine Stunde, um ſich im Hafen zu kaufen, was ein jeder etwa bedürfen möge für die kurze Seereiſe. Dann ging's weiter nach Stora, eine halbe Stunde weſtlich der Stadt, immer hart am Meeresufer hin. Da lag der „Cazique“, unſerer harrend, und ſandte dicke Wolken ſchwarzen Rauchs aus ſeinem gigantiſchen Schornſtein empor. „Aha!“ hieß es da, „er hat ſchon geheizt, wir werden alſo gleich an Bord gehen!“

Am Wege ſtand ein ſpaniſcher Weinhändler und überwachte die Arbeit ſeiner Leute, welche unglaubliche Quantitäten von Xeres aus kleinen Fäſſern in große überfüllten. O, wie herrlich roch der Wein! Ich konnte nicht widerſtehen; ich fragte den Mann, ob er mir nicht eine halbe Flaſche verkaufen wolle. „Nein“, lachte er, „nicht ein Glas! Doch wenn Sie Luſt haben, trinken Sie ſo viel Sie mögen!“ Mit einer freundlichen Handbewegung begleitete er dieſe Worte. Nicht zweimal ließ ich mich nöthigen; mein Quart war bald locker gemacht und in mächtigen Zügen erlabte ich mich an dem feurigen ſpaniſchen Wein. Es war ein Glück, daß ich mich in der Arrièregarde befand; ich hatte demzufolge nur wenig Nachahmer und wir hatten Zeit für dieſes Divertiſſement. Als wir uns bedankten und weiter ziehen wollten, winkte uns der Spanier und deutete uns an, unſere Feldflaſchen zu füllen. „Sie haben das Ihrer Muſik zu danken, meine Herren!“ ſagte er, indem er mich auf die Schulter klopfte. „Prächtige Muſik, das!“ „Ja wohl!“ entgegnete ich. „Doch wenn Sie nun erſt unſere eigene hören würden, die in dieſem Augenblick auf dem Rückweg von Sewaſtopol nach Oran iſt, da würden Sie ſich wundern! Sie hat dreimal in der Krim den Sieg über alle übrigen franzöſiſchen Muſikcorps im Parteikampf errungen und iſt als die vorzüglichſte der Armee anerkannt.“ „Ich weiß“, ſagte der Weinhändler. „Es iſt kein Wunder in der Fremdenlegion, die die tüchtigſten Leute aus allen Künſten und Gewerben in ihren Gliedern zählt.“

Endlich hatten wir Stora erreicht. Die Einſchiffung begann ſofort. Eine Menge großer Boote, deren jedes 50 Mann faßte, lag bereit, unſerer wartend, und in weniger als einer Stunde befand ſich die ganze Marſchcolonne an Bord des „Cazique“.

Deutſche Städte.

Lübeck.

2. Die Kunſtalterthümer.

(Schluß.)

Die in dem vorhergehenden Artikel geſchilderten Tafeln bilden die Vorhalle zu dem Innern des Schranks, wo auf drei Feldern die Leidensgeſchichte Chriſti dargeſtellt wird. Hier ſind in 23 Hauptgruppen die einzelnen Paſſionsmomente auf eine künſtleriſche Weiſe zu einem ſinnreich fortgeſetzten und verbundenen hiſtoriſchen Ganzen aneinandergereiht, und es möchte nur wenige Bilder geben, in denen die große Schwierigkeit ſo vieler aneinanderzureihenden Mannichfaltigkeiten, ohne dem Haupteindruck des Ganzen zu ſchaden, ſo glücklich und überraſchend gelöſt ſind als in dieſem Altarbilde. Auf dem rechten Flügel hebt der Künſtler ganz im Hintergrunde mit Chriſtus am Oelberge an und führt uns von hier aus in immer näher rückenden Gruppen auf die ganze Vorgeſchichte der Paſſion bis zu dem Hauptbilde auf dem Mittelblatt, der „Kreuzigung", auf dem linken Flügel aber durch die Geſchichte der Grablegung und Auferſtehung wieder in die Ferne aufwärts bis zur Himmelfahrt. Nur iſt es ſchade, daß ſich am Horizont der beiden Flügel ſtatt des marmorgelblichen Schimmers, den man auf Memling's frühern Bildern findet, ein kalter röthlicher Ton von weniger anſprechender Wirkung verbreitet. In den Köpfen und Zeichnungen jedoch wie auch in dem Beiwerk möchten die Bilder am meiſten mit den ſieben Freuden Mariä von Memling, welches Bild ſich in München befindet, in den Motiven aber mit der miniaturartig in Oel ausgeführten reichen Paſſion in der königlichen Galerie zu Turin übereinſtimmen. Nichts ſpricht ſo ſehr für die große Meiſterſchaft des Künſtlers als die weichen Umriſſe und jener zarte Mittelton im Fleiſch — beides Eigenſchaften, die unter allen Meiſtern aus der van Eyck'ſchen Schule nur dem genialen Memling in dieſer Vereinigung eigenthümlich ſind. Freilich iſt das Bild in Perſpective und Proportion überall nicht ganz frei von Mängeln, aber man muß bedenken, daß dies Werk jener Zeit angehört — am Rande des Bildes befindet ſich die Jahreszahl 1491 —, wo die Kunſt erſt im Aufſtreben begriffen war, und ſolche Fehler überſehen, vorzüglich aber hier, wo eine ungewöhnliche Emſigkeit die gute Abſicht überall kundgibt; das Colorit iſt durchgängig warm, in einzelnen Theilen ſogar altitalieniſch, die Kleidung höchſt charakteriſtiſch und zweifelsohne der Zeit des großen Meiſters entnommen.

Ein anderes Kunſtwerk in dem alterthümlichen Dom iſt eine ausgezeichnet ſchön gravirte und ſeltene Metallplatte niederländiſcher Arbeit. Sie befindet ſich in einer Kapelle hinter dem Altar, als Grabdeckel zweier Biſchöfe. Die Kapelle iſt für gewöhnlich verſchloſſen, doch thut man wohl, ſich dieſelbe von dem Küſter öffnen zu laſſen; man ſieht Schöneres dieſer Art nicht leicht anderswo. Steinerne Platten ſolcher Art kommen häufig vor, dieſe haben aber ſelten einen höhern künſtleriſchen Werth. Bei dieſen bronzenen Grabplatten jedoch iſt in der Regel die Arbeit ſehr gediegen. Sie ſind ganz wie Kupferſtiche behandelt und gehören auch in der That zu den beachtenswertheſten Vorgängern in dieſer Kunſt. Soviel uns bekannt, ſind in Norddeutſchland bisjetzt nur vier ſolcher Metallplatten vorhanden: zwei in der Ciſtercienſerabtei Altenburg bei Köln, die dritte in der Nikolaikirche zu Stralſund und die vierte im Dom zu Lübeck. Dies letztere Werk ſtammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. In den vier Ecken der Platte erblickt man die Attribute der vier Evangeliſten, in der Mitte des Seitenrandes Engel mit der Krone der Märtyrer; an dem Fries zu den Füßen der beiden Biſchöfe nimmt man Jünglinge und Jungfrauen wahr, die in weltlicher Luſt befangen ſind; zwiſchen ihnen Thaten und Leiden zweier Localheiligen, die ſich jedoch nicht näher bezeichnen laſſen. Die beiden geiſtlichen Herren ſelbſt, welche, wahrſcheinlich zum Zeichen der Ueberwindung der Welt, geblähte Drachen mit Füßen treten, ſtehen in zwei gothiſchen, reichgrundirten Niſchen in vollem biſchöflichen Ornat. An den Seiten, weiter nach unten, unter gothiſchen Thürmchen, erblickt man Propheten des Alten und Apoſtel des Neuen Bundes, weiter aber nach oben die Heiligen Antonius, Johannes den Täufer, Katharina und andere Kirchenheilige. Ueber ihnen geleiten Engel die Seelen zu dem Erlöſer, der ſie liebreich aufnimmt. Die Gravirung iſt ungemein anſprechend, die Schönheit und Sicherheit der Zeichnung in Auffaſſung und Ausführung verräth den Meiſter, der leider aber nicht bekannt iſt.

Noch ſind erwähnenswerth: eine vortrefflich gearbeitete eherne Lampe hinter dem Chor; neben demſelben links ein ſchönes Marienbild, der Sage nach von einem Töpfergeſellen im Wettſtreit mit einem andern verfertigt; die typiſchen Bilder in dem Vorbau der Kirche neben der Thür, die nach dem Fegefeuer führt; das Eiſengitter unter der Kanzel, das aus lauter Knoten beſteht, das der Teufel in Einer Nacht hingeſetzt habe, wogegen aber die Inſchrift ſtreitet; das lebensgroße Erzbild des Biſchofs Bockhold vor dem Altar; der Grabſtein des Domherrn Rabundus, an einer Keule erkenntlich; die Todtenhand, die Uhr und mehrere andere Einzelheiten.

Die beiden Wandgemälde neben der Orgel, auf denen man einen geſchmückten Hirſch und einen Jäger mit der Armbruſt im Anſchlag erblickt, beziehen ſich auf die Legende, daß Heinrich der Löwe an dieſer Stelle einen mit einem koſtbaren Halsband geſchmückten Hirſch erlegte, aus deſſen Erlös er im Verein mit dem Biſchof Gerold die Domkirche erbaute. Unter den Bildern wird in lateiniſchen Verſen dieſe Legende erzählt; ſie ſchließen mit dem Reim:

Hat einer dies erkannt, ſo wund're er ſich nicht,
Warum an dieſem Ort ein Hirſch iſt aufgericht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Zeitung.

Nr. 1. Leipzig, Sonnabend, 1. Januar 1870. Band 54.

Das Jahr 1870.

Ein Rückblick und ein Ausblick.

Von Dr. Ernst Keil.

Wenn wir heute, am Neujahrstage, einen Rückblick auf das Jahr werfen, das wir soeben hinter uns haben, und einen Ausblick auf das, welches vor uns liegt, so geschieht es nicht, um Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Zeit anzustellen, sondern um uns zu fragen, was wir in dem einen Jahre gethan haben, und was wir in dem andern thun wollen.

Wir haben in dem Jahre 1869 einen Reichstag gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Reichstag haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird. Wir haben in dem Jahre 1869 einen Zollparlamentstag gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Zollparlamentstag haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird. Wir haben in dem Jahre 1869 einen Landtag gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Landtag haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird. Wir haben in dem Jahre 1869 einen Gemeinderath gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Gemeinderath haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird.

Wir haben in dem Jahre 1869 einen Zollverein gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Zollverein haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird. Wir haben in dem Jahre 1869 einen Norddeutschen Bund gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Norddeutschen Bund haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird. Wir haben in dem Jahre 1869 einen Deutschen Bund gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Deutschen Bund haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird.

Wir haben in dem Jahre 1869 einen Zollverein gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Zollverein haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird. Wir haben in dem Jahre 1869 einen Norddeutschen Bund gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Norddeutschen Bund haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird. Wir haben in dem Jahre 1869 einen Deutschen Bund gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Deutschen Bund haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird.

Wir haben in dem Jahre 1869 einen Zollverein gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Zollverein haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird. Wir haben in dem Jahre 1869 einen Norddeutschen Bund gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Norddeutschen Bund haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird. Wir haben in dem Jahre 1869 einen Deutschen Bund gehabt, der sich mit Ehren sehen lassen kann, und wir werden in dem Jahre 1870 einen Deutschen Bund haben, der sich mit Ehren sehen lassen wird.

ſchien, ſo war ſein Zimmer doch auf das gemüthlichſte eingerichtet. Der Fußboden war mit einem Teppich bedeckt, der jeden Schritt dämpfte und faſt unhörbar machte; vor den Fenſtern waren ſchwere rothe Vorhänge, welche das Zimmer mit einem ſchwach dämmernden Lichte erfüllten. An den Wänden hingen werthvolle Gemälde und Kupferſtiche. In einem feinen Nußbaum-Eckſchrank hingen Büchſen, Jagdgewehre und Piſtolen. Die Bücher, welche auf einem Bücherbret ſtanden, verriethen durch ihre Auswahl einen guten Geſchmack, zeigten indeß an ihren äußerſt ſaubern Einbänden keine Spur, daß ſie fleißig geleſen wurden.

Schmölln fand in der That wenig Zeit dazu, ſich mit ihnen zu beſchäftigen; denn ſein Grundſatz lautete: Erſt das Vergnügen und dann die Pflicht! und, dank der Erziehungsmethode ſeines Vaters, beſaß er Charakter genug, um an ſeinen Grundſätzen feſtzuhalten.

Es lag zwar in dieſem Augenblick ein aufgeſchlagenes Buch neben ihm auf dem Tiſche, allein er las nicht darin, ſondern rauchte, halb in Gedanken verſunken, eine Cigarre, deren Dampf er langſam von ſich blies. In der Erinnerung durchkoſtete er noch einmal die Freuden der durchſchwärmten Nacht und mehrere male zuckte ein mattes Lächeln über ſein Geſicht hin. Sein Diener wußte, daß er ihn in ſolchen Augenblicken nicht ſtören durfte.

Ein anfangs leiſes, dann etwas ſtärkeres Pochen an der Thür wurde bemerkbar — er hörte es nicht. Darauf wurde die Thür langſam, vorſichtig geöffnet und die mittelgroße Geſtalt eines Mannes ſchlüpfte hinein.

Hugo blickte auf. Er erkannte den Eingetretenen.

„Guten Morgen, Herr Wolff!“ rief er und richtete ſich auf dem Sofa etwas empor.

Der Genannte trat unter mehrern Verbeugungen weiter in das Zimmer hinein.

„Was führt Sie denn zu mir?“ fragte Schmölln.

„Es iſt heute der erſte Mai“, erwiderte Wolff, ein Mann von vielleicht funfzig Jahren, mit kleinen grauen, ſtechenden Augen, welche ſich hinter den buſchigen Brauen faſt verkrochen.

„Der erſte Mai!“ wiederholte Hugo. „Wiſſen Sie, Wolff, daß der Mai mir der liebſte Monat im ganzen Jahre iſt? Ich bin kein Schwärmer, aber ich habe den Frühling gern. Nur hier in der Reſidenz nicht — hier nicht! Ich möchte verreiſen.“

Der Angeredete ſchien wenig Luſt zu haben, ſich in ein Geſpräch über den Frühling einzulaſſen. Was ging ihn derſelbe an! Ihm war der Monat der liebſte, in welchem er die beſten Geſchäfte machte, gleichviel, ob in demſelben die Blumen blühten oder Schnee fiel:

„Auch ich liebe den Frühling, Herr Baron!“ entgegnete er; „indeß . . .!“

Er vollendete ſeine Worte nicht.

„Indeß?“ fragte Hugo und hob die Beine von dem Sofa: „Wolff, bei dem Mai dürfen Sie kein „indeß“ oder „aber“ im Hintergrunde haben! Menſch, Sie können doch wahrhaftig nicht mehr verlangen, unter den blühenden Bäumen zugleich Schlittſchuh zu laufen? Ich habe freilich nie geſehen, daß Sie eine ſolche kalte Paſſion beſitzen — Ihre Beine ſind auch zu kurz dazu — viel zu kurz, und, nicht wahr, Sie leiden auch an Hühneraugen?“

Wolff ſah Schmölln erſtaunt, verlegen an. Er wußte nicht, wie er deſſen Worte nehmen ſollte. Waren ſie Scherz — er machte ein ganz ernſthaftes Geſicht dazu.

„Etwas, Herr Baron — etwas“, erwiderte er ſtotternd.

„Ich dachte es mir“, fuhr Hugo fort. „Sie machen oft, wenn Sie zu mir kommen, ein ſo verzweifelt melancholiſches Geſicht. Laſſen Sie ſich operiren, lieber Wolff, operiren! Thun Sie es Ihrer Frau wegen! Ich bin feſt überzeugt, dieſelbe wird dann viel glücklicher mit Ihnen leben!“

„Herr Baron“, ſprach Wolff, „ſolche kleine Leiden machen mir die wenigſten Sorgen — aber die Geſchäfte. Die Noth, ſo viel zu erwerben, als man nothwendig braucht — unſereiner muß ſchließlich auch leben — der Familie wegen. Sie werden ſich erinnern, Herr Baron, daß Sie mich heute hierher beſtellt haben, um mich zu bezahlen — auf den erſten Mai, das iſt heute!“

„Sie haben ein prächtiges Gedächtniß“, erwiderte Hugo mit derſelben ſich gleichbleibenden Ruhe in ſeinem Geſicht, „ein ganz vorzügliches Gedächtniß, um welches ich Sie beneiden möchte! Ich hatte vergeſſen, daß ich Sie hierher beſtellt, und es iſt mir lieb, daß Sie mich daran erinnern.“

Ueber das Geſicht Wolff's glitt ein freudiges Lächeln.

„Sie werden mich alſo bezahlen, Herr Baron?“ fragte er.

„Nein, das werde ich nicht!“ gab Schmölln mit der größten Ruhe und Offenheit zur Antwort.

„Heute gewiß nicht! Später werden Sie Ihr Geld erhalten."

„Ich bin in der größten Verlegenheit!" rief Wolff.

„Dann tröſten Sie ſich mit mir, ich bin es auch!" erwiderte Schmölln. „Ich möchte eine Reiſe machen und habe mich überzeugt, daß meine Kaſſe vollſtändig leer iſt."

„Ich muß Geld haben!" rief Wolf, immer dreiſter werdend. „Meine Familie will leben, meine Kinder ſchreien nach Brot . . ."

„Mein lieber Herr Wolff", unterbrach ihn Hugo, indem er ſich eine Cigarre anzündete, „ich will Ihnen eine kleine Geſchichte erzählen. Vor einigen Wochen ging ich ſpazieren, allein, in Gedanken verſunken. Ich gab nicht Acht auf die Menſchen, welche mir begegneten und an mir vorübergingen. Da hörte ich plötzlich eine bittende, weiche Stimme neben mir. Ich wandte mich zur Seite und eine ziemlich junge Frau ſtand vor mir. Ein Kind von ungefähr einem Jahre trug ſie auf dem Arm. Sie wie das Kind waren faſt nur in Lumpen gehüllt und doch glaubte ich in ihrem Geſicht zu leſen, daß ſie in ſolchem Elend nicht aufgewachſen ſei. Mit den rührendſten Thränen erzählte ſie mir, daß ſie die unglücklichſte aller Frauen ſei. Daheim habe ſie einen Mann, der ſchon länger als ein Jahr auf dem Krankenbett liege. Sie habe neun Kinder, davon ſeien fünf gleichfalls krank und das jüngſte müſſe ſie den ganzen Tag mit ſich herumtragen. Sie küßte das Kind, einen bleichen, abgezehrten Jungen, zärtlich und ſchluchzte auf das rührendſte dabei. Dann malte ſie mir ihr häusliches Elend, den Hunger ihrer Kinder, der geſunden ſowol wie der Kranken, mit wirklich naturwahren Farben. Ich hatte wenig Geld bei mir, allein ich gab der Frau doch einen Thaler. Verſtimmt ging ich weiter. Es fuhr mir durch den Kopf, daß es ſo viel Elend gebe, und ich ſann nach, wie der armen Frau am beſten zu helfen ſein werde — da klopfte mir ein Freund lachend auf die Schulter und rief: «Biſt du auch auf die Leimruthe gegangen?» «Auf welche Leimruthe?» fragte ich erſtaunt. «Auf die, welche die Frau dir geſtellt hat.» «Ich verſtehe dich nicht!» «Höre zu! Die Frau hat einen kranken Mann daheim?» «Ja». «Sie hat neun Kinder, fünf kranke und vier geſunde?» «Ganz recht.» «Die geſunden ſowol wie die kranken — ſie alle ſchreien um Brot?» «Ganz recht, doch ich verſtehe dich nicht!» erwiderte ich. «Haſt du denn wirklich das alles geglaubt?» fuhr mein Freund lachend fort. «Die Frau iſt gar nicht verheirathet; ſie hat weder einen Mann noch Kinder. Das elende Ding, welches ſie auf dem Arme trägt, borgt ſie ſich jeden Tag und zahlt zwei Groſchen dafür; die Lumpen für daſſelbe liefert ſie ſelbſt. Die Frau beſitzt Talent zur Darſtellung, ſie verſteht zu rühren und macht treffliche Geſchäfte. Des Abends gibt ſie Geſellſchaften, geht in ſeidenen Kleidern zu Ball oder fährt in das Theater. Wenn du mir übrigens nicht glaubſt, wie es den Anſchein hat, ſo erkundige dich auf der Polizei!» Mein lieber Herr Wolff, ich habe mich erkundigt und die Erzählung meines Freundes beſtätigt gefunden — ſeitdem aber glaube ich an keine um Brot ſchreienden Kinder mehr, und am wenigſten bei Ihnen, einem Manne, der mehrere Häuſer beſitzt, Vermögen hat und ſein Geld für enorm hohe Zinſen ausleiht! Die Frau verſtand es indeß viel beſſer, ihre Noth auszumalen wie Sie. Namentlich hatte ſie die Thränen in ihrer Gewalt. Sie weinte bald ſtärker, bald weniger, je nachdem der Effect es erforderte. Das geht Ihnen ab!"

„Herr Baron", rief Wolff unwillig, „ſoll ich dieſen Spott vielleicht als Bezahlung hinnehmen?"

„Wenn Sie wollen" erwiderte Schmölln, leicht mit der Achſel zuckend, und zum erſten mal glitt ein ſchwaches Lächeln über ſein Geſicht. „Indeß geben Sie mir dann auch eine Quittung darüber."

„Mein Geld muß ich haben!" rief Wolff immer drängender. „Schon mehrmals haben Sie mich vergebens hierher beſtellt! Es bleibt mir zuletzt nichts weiter übrig, als mich an Ihren Herrn Vater zu wenden."

„Thun Sie das! Ich würde es Ihnen ſelbſt gerathen haben, wenn ich mir Erfolg von ſolchem Schritt verſpräche."

Wolff ſchwieg einen Augenblick. Er überlegte.

„Wann werden Sie mich denn bezahlen?" fragte er dann.

„Sobald ich ſo viel Geld übrig habe", entgegnete Hugo. „Sehen Sie, Wolff, Sie haben keinen Begriff davon, wie viel Geld man mit dem Bezahlen der Schulden verſchwendet. Sie leben mit Ihrer Familie ruhig von Ihren Einkünften, was wünſchen Sie mehr? Nun ſeien Sie vernünftig und ſtören Sie mich an dem ſchönen Maimorgen nicht weiter! Gehen Sie ſpazieren! Die friſche Luft bringt Ihnen mehr ein als all Ihre Geldgeſchäfte. Ja, genießen Sie friſche Luft! Ihre Frau wird ſich freuen, wenn Sie mit recht blühenden Wangen heimkommen.

Alſo, viel friſche Luft — es wird Ihnen geſund ſein!"

Er legte die Beine wieder auf das Sofa und Wolff verließ mit kurzem Gruß und leiſem Fluch das Zimmer.

Hugo war an ſolche Scenen mit ſeinen Gläubigern zu ſehr gewöhnt, um ſich im geringſten dadurch in ſeiner Ruhe ſtören zu laſſen. Er erkannte an, daß ſie zu Zeiten vollkommene Berechtigung hatten, ungeduldig zu werden, begriff indeß nicht, daß ſie nicht einſehen wollten, wie wenig die Ungeduld ihnen half. Sie mußten doch warten, bis er einmal beſonders bei Kaſſe und bei Laune war, ſie zu bezahlen.

Die heftigſten Auftritte hatte er ſeiner Schulden und Verſchwendung wegen mit ſeinem Vater gehabt. Derſelbe war durchaus nicht geizig, hatte indeß nach Hugo's Anſicht über das Leben und die Ausgaben eines jungen Mannes ganz veraltete Begriffe. Schon mehrmals hatte er gedroht, nicht einen Thaler mehr von den Schulden ſeines Sohnes bezahlen zu wollen; das waren Drohungen. Schließlich mußte er es dennoch thun — weshalb hatte er ſolch einen Sohn!

Hugo war in ſeine halb träumende Stimmung zurückverſunken, als plötzlich, ohne anzupochen, die Thür ſchnell geöffnet wurde und eine große, kräftige Geſtalt eintrat — es war der alte Baron von Schmölln.

Hugo ſprang auf.

„Guten Morgen, Vater!" rief er unbefangen und eilte ihm entgegen. „Woher kommſt du ſo zeitig?"

Der alte Baron erwiderte den Gruß ſeines Sohnes nur kurz und kalt. In ſeinem männlich-ſchönen Geſicht lag ein ſtrenger, ſcharfer Zug. Auf den erſten Blick ſah man es ihm an: Dies war ein ſcharf ausgeprägter Charakter. Er zögerte einige Augenblicke und warf einen ſtrengen Blick auf ſeinen Sohn, ehe er ihm antwortete.

„Ich würde nicht gekommen ſein, wenn ich nicht mit dir zu reden hätte", ſprach er. „Sind wir allein — ungeſtört?"

„Ganz allein", erwiderte Hugo ruhig. „Doch bitte, ſetz' dich!"

Er machte ihm einen Platz auf dem Sofa frei.

Der alte Baron wies die Aufforderung ſchweigend mit der Hand zurück und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Ich wünſche ganz ungeſtört mit dir zu ſein", ſprach er endlich. „Schicke deinen Diener fort!"

Mit derſelben Ruhe ſchritt Hugo zur Klingel, ſchellte und gab dem eintretenden Diener einen Auftrag, der ihn aus dem Hauſe entfernte. Nachläſſig warf er ſich dann auf einen Stuhl.

„Wir ſind ungeſtört", ſprach er

Der alte Baron war ihm mit dem Auge gefolgt und Unwille prägte ſich in ſeinem Geſicht aus. Er trat vor Hugo hin und nahm ein Papier aus der Taſche. „Haſt du dieſen Wechſel ausgeſtellt?" fragte er.

Hugo warf nur einen kurzen, prüfenden Blick auf das Papier und erwiderte dann ruhig: „Ja."

„Kannſt du ihn bezahlen?"

„Nein — meine Kaſſe iſt erſchöpft."

„Wirklich!" rief der alte Baron bitter. „Du weißt, daß ich dir geſagt habe, ich werde keinen Thaler Schulden mehr für dich bezahlen — du haſt das unbeachtet gelaſſen — gut, ich werde den Wechſel an den zurückſenden, von dem ich ihn erhalten habe."

Hugo zuckte leicht mit den Achſeln. Auf ſeinem bleichen Geſicht wurde eine ſchwache, flüchtige Röthe bemerkbar. Er antwortete nicht.

„Du weißt, was dann geſchehen wird?" fragte der Baron.

„Ich weiß es", erwiderte Hugo, äußerlich immer noch mit derſelben Ruhe. „Ich werde in Arreſt kommen, bis der Wechſel bezahlt iſt."

„Und die Schmach willſt du auf deinen und meinen Namen häufen?" rief der Alte, aufs höchſte aufgeregt. „Noch iſt kein Schmölln, ſo alt unſer Geſchlecht auch iſt, wegen Schulden in das Gefängniß geführt! Du — du wirſt der erſte ſein! Aber geſchieht es — hier mein Wort, und du weißt, daß ich es nie gebrochen habe — mein Wort darauf, dann habe ich nichts mehr mit dir gemein! Nichts!"

Hugo's Auge zuckte. Er ſtand auf. So hatte ſein Vater nie zu ihm geſprochen. Er kannte die Feſtigkeit ſeines Charakters zu gut und wußte, daß er Wort halten werde. Er durfte es nicht bis zum Aeußerſten kommen laſſen.

„Ich kann den Wechſel nicht bezahlen", ſprach er und ſeine Stimme bebte leiſe.

„Du haſt noch mehr Schulden?"

„Ja".

„Wie viel?"

„Ich weiß es nicht genau — einige Tauſend Thaler."

„Was würdeſt du thun, wenn ich dich ruhig in das Schuldgefängniß führen laſſen würde?" fragte der alte Baron.

Hugo ſchwieg. Hatte anfangs in ſeinem Weſen ein etwas leichter, frivoler Zug gelegen, ſo war derſelbe jetzt einer ernſtern Stimmung völlig gewichen.

„Du würdeſt es vielleicht ertragen", fuhr der Alte fort, „würdeſt ſpäter aufs neue Schulden machen, es würde dich nicht berühren, wenn du das Geſpött der ganzen Stadt würdeſt, du würdeſt vielleicht ſogar ſo weit herabſinken, daß du — —"

„Halt ein!" unterbrach ihn Hugo. „Was ich beginnen würde, weiß ich nicht; aber das würde ich nicht thun! Ich denke, meine Ehre habe ich ſtets zu wahren gewußt."

Der alte Baron ließ das Auge prüfend auf ihm ruhen. Die leichte Röthe, welche der Unmuth auf Hugo's Wangen gerufen hatte, ſcheuchte etwas die kalte Strenge aus ſeinem eigenen Geſicht.

„Gut — ich werde diesmal — aber es iſt das letzte mal! — deine Schulden noch bezahlen", ſprach er, „aber nur unter Einer Bedingung: „Du wirſt dich vermählen!"

Hugo wollte ihn unterbrechen, er wies ihn mit der Hand zurück. „Laß mich ausſprechen", fuhr er fort. „Du wirſt die Tochter des Grafen Thilau heirathen. Ich habe mit ihrem Vater andeutungsweiſe darüber geſprochen."

„Iſt das dein Ernſt?" rief Hugo ungeduldig.

„Ich ſcherze mit dir in ſolchen Dingen nicht!"

„Ich werde ſie nicht heirathen!" ſprach Hugo mit voller Entſchiedenheit.

Des Alten Lippen zuckten. Es gärte in ihm, er bekämpfte ſich indeß.

„Und weshalb nicht?" fragte er.

„Weil ich überhaupt noch kein Verlangen fühle, mich zu verheirathen."

Der alte Baron ſchien den wahren Grund der Weigerung in Hugo's Augen leſen zu wollen. Feſt blickte er ihn an.

„Du beharrſt dabei?"

„Mit ganzer Feſtigkeit!" verſicherte Hugo.

Wieder maß der Alte das Zimmer mit großen Schritten.

„Gut — ich will dir noch die Wahl zwiſchen dieſer und einer andern Bedingung laſſen! Du wirſt ein Jahr auf dem Lande leben, einfach, ſtill, in dem Hauſe eines Predigers, damit du volle Muße haſt, darüber nachzudenken, wie dein bisheriges Leben ein verkehrtes geweſen iſt! Vielleicht gewinnſt du dann dem Leben einige ernſte Seiten ab und lernſt einſehen, daß es noch einen andern Zweck hat, als thörichtem Vergnügen nachzujagen."

„Ein Strafjahr alſo!" warf Hugo mit etwas leichtſinnigem, ſpöttiſchem Lächeln ein.

„Ich wünſchte, du nennteſt es lieber ein Beſſerungsjahr!" erwiderte der alte Baron. „Biſt du damit einverſtanden?"

Hugo ſchwieg. Er hatte noch keinen Entſchuß gefaßt. Um ſeine innere Unruhe zu verbergen, ſchaukelte er mit dem Beine.

„Ich kann mir natürlich den Ort auswählen?"

„Ich werde ihn beſtimmen", erwiderte der Baron. „In dem Hauſe eines Predigers, in einer Gegend, wo du nicht zu befürchten brauchſt, mit Genoſſen deines bisherigen Lebens zuſammenzutreffen. Du wirſt dir dadurch unangenehme Erklärungen erſparen."

„Ich kann es verſuchen", bemerkte Hugo. „Auch das Landleben hat Reiz, zum wenigſten ſolange es neu iſt. Nur wünſchte ich, daß das Dorf in einer hübſchen Gegend liegt und der Prediger nicht zu den Frommen gehört. Du ſiehſt, ich ſtimme meine Wünſche ſchon bis zur äußerſten Beſcheidenheit herab!" fügte er mit leichtem Spott hinzu. „Verlangſt du noch mehr?"

Der alte Baron warf einen ſtrengen, verweiſenden Blick auf ihn. Er wollte heftig antworten, dennoch that er es nicht.

„Das Dorf liegt ſchön und der Prediger iſt ein vernünftiger Mann", erwiderte er kurz. „Du wirſt in acht Tagen dorthin abreiſen."

„Ach! Du wünſcheſt, daß ich die Zeit der Baumblüte noch auf dem Lande genieße! Mir iſt es recht; man erholt ſich vortrefflich dabei. Als was werde ich denn in dem Hauſe des Predigers eingeführt werden? In der Rolle des Verlorenen Sohnes?"

„Hugo!" rief der Baron aufbrauſend. „Kein Wort mehr! Bringe mich nicht dazu, daß ich auf deinen Spott mit bitterm Ernſt antworte! Ich werde dem Prediger ſchreiben, daß du ein Jahr auf dem Lande in aller Stille zu leben wünſcheſt, um dich von dem aufreibenden, geräuſchvollen Stadtleben zu erholen und einigen ernſten Lieblingsſtudien dich hinzugeben."

„Und weiter wirſt du ihm nichts ſchreiben?"

„Nein!"

„Die Wahl der Lieblingsſtudien überläßt du mir?"

Die Geduld des alten Barons ging mehr und

mehr zu Ende. Er antwortete auf dieſe Frage nicht mehr.

„Sende mir das Verzeichniß deiner Schulden ein!“ ſprach er. „Vergiß keine — denn es ſind die letzten, die ich für dich bezahle! Die letzten — bei meiner Ehre!“

„Ich werde keine vergeſſen“, erwiderte Hugo, „verlaß dich darauf!“

Nach wenigen Worten ging der alte Baron wieder fort und verbat ſich die Begleitung ſeines Sohnes.

Ein Lächeln glitt über Hugo's Geſicht, als er wieder allein war.

„Aufs Land alſo!“ rief er. „Der Alte hat diesmal wahrhaftig Ernſt gemacht! Ein Jahr aufs Land — nun, ich werde dafür meine Schulden los — — haha! Ich in dem Hauſe eines Predigers! Die Idee iſt neu — originell ſogar!“

Der Diener, welcher zurückgekehrt war und in das Zimmer trat, unterbrach ſein Selbſtgeſpräch.

„Heinrich!“ rief Hugo. „Sieh' dich nach einer andern Stelle um!“

„Herr Baron!“ rief der Diener erſchreckt.

„Ich reiſe aufs Land — in acht Tagen ſchon!“

„Und mich — mich wollen Sie nicht mitnehmen?“ fragte der Diener.

„Nein, Menſch! Was willſt du auf dem Lande? Du haſt friſche, rothe Wangen — dir bekommt die Stadtluft ſehr gut! Du bleibſt hier, denn du würdeſt den Bauernmädchen nur Tollheiten in den Kopf ſetzen!“

„Ich werde nicht ſogleich eine andere Stelle finden“, warf der Diener ein.

„Sei ohne Sorgen, ich werde dir ein ausgezeichnetes Zeugniß geben. Sieh', ich bin ſchmählich mit dir angeführt worden und habe es ruhig ertragen — nun mag ein anderer auch angeführt werden!“

„Herr Baron!“

„Still, Menſch, ſtill! Einen gutgemeinten Rath will ich dir noch mitgeben. Du haſt ſtets von meinen feinſten Cigarren mitgeraucht, und zwar zweimal ſo viel wie ich. Laß das künftighin bleiben! Ich habe nichts geſagt, allein ein jeder Herr erträgt das nicht ſo geduldig! Begnüge dich mit den ſchlechtern Sorten, wenn du einmal keine Luſt haſt, dir ſelbſt Cigarren zu kaufen. Nun geh'!“

In dem Pfarrhauſe des Dorfes Salau herrſchte ein reges, geſchäftiges Leben. Der Pfarrer Siebert hatte von dem Baron Schmölln einen Brief erhalten, in welchem ihm dieſer mitgetheilt, daß ſein Sohn ein Jahr lang in aller Stille auf dem Lande zu leben wünſche, und hatte ihn zugleich gebeten, demſelben für dieſe Zeit ein einfaches Zimmer und eine Kammer zu überlaſſen.

Siebert, welcher durch die Vermittelung des Barons dieſe ſehr einträgliche Pfarre erhalten, hatte ihm natürlich dieſe Bitte nicht abſchlagen können, und nun wurde die ganze Pfarre zum Empfang des jungen Barons umgeſtaltet.

Mehrere Scheuerfrauen waren beſchäftigt, jeden Fußboden im ganzen Hauſe zu ſcheuern, alle Thüren zu waſchen und die Fenſter zu putzen. Die Frau Pfarrerin hatte die Gardinen, welche in das vornehme Gaſtzimmer kommen ſollten, eigenhändig geplättet und auf dem Hofe wurde noch das Bett für den jungen Baron geſonnt, damit er ſogleich die erſte Nacht unter dem Dache des Pfarrhauſes recht weich und warm ſchlafe.

Der Pfarrer, welcher den Morgen — es war nämlich Sonnabend — dazu verwandt hatte, die Predigt für den folgenden Tag mit ganz beſonderm Fleiß auszuarbeiten, hatte doch noch Zeit gefunden, durch den Knecht die Gartenwege reinigen zu laſſen, und auf dieſen friſch geharkten Wegen ſchritt er mit ſeiner Frau langſam auf und ab.

Siebert, eine lange, hagere Figur, welche den Kopf etwas mehr als gewöhnlich hintenüber trug, war mit Stolz erfüllt, daß der Baron ihm die Erziehung ſeines Sohnes anvertraue. So hatte er nämlich den Brief deſſelben und einige leichte Andeutungen in ihm aufgefaßt. Seine Frau dagegen war mit Beſorgniß erfüllt, daß ihre Kochkunſt, auf welche ſie ſich übrigens viel einbildete, die ganze einfache Einrichtung ihres Hauſes dem verwöhnten jungen Baron wenig zuſagen möge.

Sie theilte ihrem Manne dieſe Beſorgniſſe mit.

„Sei ruhig, Eliſe“, ſprach der Pfarrer. „Der Baron hat ausdrücklich geſchrieben, er wünſche, daß ſein Sohn durchaus an unſerer einfachen Lebensweiſe theilnehme und ſich in dieſelbe hineinzufinden lerne. Wir ſollten ſeinetwegen keine Aenderung in unſerm Leben eintreten laſſen. Und ſo werde ich es halten.“

„Der junge Baron iſt fünfundzwanzig Jahre alt“, warf die Frau ein; „er hat bisjetzt ein freies, ungebundenes Leben geführt und ich glaube

nicht, daß er ſich fügen wird. Was willſt du machen, wenn er mit unſerer ganzen Lebensweiſe unzufrieden iſt und ſich um deine Anordnungen nicht kümmert?"

Der Pfarrer ſtand über die Worte ſeiner Frau erſtaunt ſtill.

„Eliſe!" rief er. „Was ich machen will? Wer in meinem Hauſe lebt, hat ſich mir zu fügen, gleichviel, ob er der Sohn eines Barons iſt oder nicht, ob er fünfundzwanzig Jahre zählt oder zehn! Ich habe früher Zöglinge gehabt, welche auch ſchon über zwanzig Jahre alt waren, und ſie alle haben gezittert vor mir; keiner hat je meinen Anordnungen zuwiderzuhandeln gewagt! Glaubſt du, ich ſei nicht mehr derſelbe? Ich weiß, wie ſolche junge Herren in der Stadt leben. Sie kennen jedes Wirthshaus, aber kein Gotteshaus; es herrſcht ein frivoler, leichtfertiger Geiſt unter ihnen. Gegen dieſen werde ich bei dem jungen Schmölln zuerſt mein Augenmerk richten; ich werde ihn gewöhnen, jeden Sonntag hier in die Kirche zu gehen, und ſchon die Predigt, welche ich morgen halten werde, habe ich mit beſonderer Beziehung auf ihn ausgearbeitet. Ich werde ihm ins Herz reden!"

Die Frau Pfarrerin hatte, wie es alle Paſtorenfrauen zu haben pflegen, von ihrem Gatten die höchſte Meinung, die man von einem ſterblichen Menſchen haben kann. Dennoch tauchten einige Zweifel in ihr auf, ob es ihm wirklich gelingen werde, den jungen Baron ſo leicht zu zähmen. Sie wagte nicht, dieſelben auszuſprechen, ſondern erwiderte nur: „Wenn er nur nicht gar zu anſpruchsvoll auftritt!"

„Sei ohne Sorge", beruhigte ſie Siebert. „Er wird nicht vergeſſen, daß er in dem Hauſe eines Geiſtlichen iſt. Ich glaube, er wird ſehr ſtill und innerlich zerknirſcht ankommen. Ich kenne ja ſolche junge Herren. Solange ſie Geld haben und ungebunden ſind, leben ſie friſch und leichtſinnig in den Tag hinein, aber ſie haben viel zu wenig Charakterſtärke und moraliſche Kraft, um eine Veränderung ihres Lebens mit gefaßtem Muth zu ertragen. Sie werden kleinlaut und verzagt."

Siebert hatte ſich überhaupt von Hugo, den er nie geſehen, ein eigenthümliches Bild geſchaffen, welches freilich mit dem Original nicht ganz übereinſtimmte.

Schon mehrmals war er vor den Pfarrhof getreten und hatte die Straße hinabgeblickt, auf welcher Hugo kommen mußte. Er glaubte feſt, derſelbe werde langſam, mit einer kleinen Reiſetaſche in der Hand, daherkommen und nur mit ſcheuem Zögern den Pfarrhof betreten. Dann wollte er ihm entgegentreten, ihm die Hand reichen und ſogleich dem Willkommen einige ernſte Worte beifügen, die ihren Eindruck nicht verfehlen konnten.

Daß Hugo anders ankommen und anders ſein könnte, als er ſich dachte, fiel ihm nicht ein.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Zur Geſchichte der Freimaurerei.

Eine Skizze von Dr. Hugo Schramm.

III.

Wahrlich, die Idee des Bundes war im Anfang hoch und herrlich! Kein Wunder, daß er lange Zeit eine Macht, bei vielen eine Religion ward! Die Keime, welche in dieſer neuen, unter den deiſtiſchen und philanthropiſchen Einwirkungen des 18. Jahrhunderts entſtandenen Genoſſenſchaft lagen, waren ſo fruchtbar und lebenskräftig, daß es nur der kundigen und ſorgſamen Pflege einiger edeln und geiſtvollen Männer*) bedurfte, um ſie zu einer ungeahnten Höhe der Entwickelung zu entfalten. Aus den engen Grenzen Englands trat das Maſonenthum bald heraus, um ſich über die ganze Erde zu verbreiten; denn mit dem am 27. November 1725 gefaßten Beſchluß der Großloge: „Der Meiſter einer Loge nebſt ſeinen Aufſehern und einer erforderlichen Anzahl aus der in gebührender Form verſammelten Loge kann Meiſter und Geſellen befördern", wurde die Freimaurerei als mündig erklärt und ihr der Beruf ertheilt, auch außerhalb des beſchränkten Raums in der Mutterſtadt und dem Mutterlande zu wirken, infolge deſſen ſie denn zunächſt (1725) zu Paris ihre erſte Werkſtätte gründete. Seit dieſem Zeitpunkte verdient ſie ihr ſchmückendes Beiwort „Masonry universal".

Im Jahre 1729, wo bereits 27 Logen in England beſtanden, wurde ein Ausſchuß für Mildthätigkeit (Charity) mit einem Fonds zur Unterſtützung armer, bedrängter, treuer Brüder eingeſetzt, der ſeitdem außerordentlich viel Gutes geſtiftet hat und bald ein ſehr weſentliches Mittel zur

*) Bei der Aufrichtung des neuen geiſtigen Baues, des Tempels der Humanität, war hauptſächlich als leitender Genius Joh. Theoph. Deſaguiliers, Dr. juris und als berühmter Phyſiker Mitglied der königlichen Geſellſchaft, thätig. Der erſte adeliche Großmeiſter war der am 24. Juni 1721 erwählte John Herzog von Montagu.

Aufrechterhaltung der gesetzlichen Autorität der Großloge ward.

Im Jahre 1730 gab der Großmeister Herzog von Norfolk, der 1731 auch die erste Großloge in Irland gründete, durch Uebersendung des „alten verbürgten Schwertes Gustav Adolf's und des tapfern Herzogs Bernhard von Weimar" aus Venedig an die Großloge, das fortan als Staatsschwert in Gebrauch kam, die erste Anregung zu äußerm Schmuck.

Im folgenden Jahre fand die Aufnahme des spätern Großherzogs von Toscana und deutschen Kaisers Franz von Lothringen durch eine Deputation des englischen Großmeisters im Haag statt.

Es dauerte aber nicht lange, so brach eine bedauernswerthe Spaltung innerhalb des alles Getrennte einigen sollenden Bundes aus, indem sich eine zweite Großloge, die der schismatischen sogenannten „Alten oder York-Maurer" *), in England bildete und sich damit ein Sonderbund dem Bund der Bünde gegenüberstellte. Dies führte selbst zu den größten Feindseligkeiten, die erst 1813, wo die getrennten Brüder in der neugestalteten Vereinigten Großen Loge wieder zusammentraten, ihr Ende nahmen. Wenn außerdem auch weitere Unordnungen nicht ausblieben, die ihren Grund namentlich in sogleich näher zu besprechenden Vorkommnissen in Frankreich und Deutschland hatten, so erhielt sich doch in England der Geist der reinen Maurerei; es wurde wenigstens die Geselligkeit gepflegt, Wohlthätigkeit geübt, da und dort eifrig das Bessere angestrebt, von einzelnen die Keime des Guten und Wahren sorgsam behütet und zum wenigsten die Form bewahrt, sodaß trotz aller Mishandlungen, trotz alles äußern Blendwerks, zu dem sich 1782 noch der mystisch-tendenziöse, aftermaurerische, als höchstes königliches Kapitel von Jerusalem eingesetzte Royal-Arch-Grad gesellte, doch der Kern der Maurerei unversehrt blieb.

Für die Ausbildung der Gesellschaftsformen entwickelte sich besonders in Frankreich und Deutschland ein reges Streben. Wenn es aber für die rasche Verbreitung zunächst ein sehr bedeutender Vortheil war, daß sich der „Orden", welcher Ausdruck 1782 zuerst aufgekommen ist, mit den ganz allgemeinen Stimmungen unumschränkter Denk- und Glaubensfreiheit, allseitiger Duldung und thätiger Nächstenliebe begnügte, so erwiesen diese sich doch für die Dauer als allzu schwankend und dehnbar. Mancherlei geheime Gesellschaften suchten sich sehr bald des Bundes zu bemächtigen und denselben für ihre Zwecke zu benutzen; auch Abenteurer und Schwärmer standen auf und bemühten sich, das Ziel zu verrücken und den Bund zum Spielwerk mittelalterlich-ritterlicher Romantik und elender wunderthätiger Gaukelkunst zu machen. Rosenkreuzer und Alchymisten, Schotten und Tempelherren, Jesuiten und Illuminaten trieben in der Folgezeit innerhalb der Freimaurerbrüderschaft ihr Wesen. Es entstand ein buntes Gewirr von Systemen, eine abgeschmackte Menge von immer höher steigenden Graden und ein wüstes Durcheinander von hitzig geführten Fehden, sodaß schließlich der Bund nahe daran war, entweder sich selbst im Bruderkrieg zu vernichten oder sich als ein „ritterlich-klerikalisch-romantisches Fastnachtsspiel" in Rauch und Nebel aufzulösen.

Die Quelle der vielen verschiedenen Systeme und Grade war Frankreich, wo man das Ritterwesen und insbesondere den Tempelherrenorden mit der Freimaurerei in eine erdichtete und erlogene Beziehung brachte. *) Dort war auch der Freiherr von Hund in die höhern Grade eingeweiht worden, dem zum Theil das in Deutschland **) große Bewegung hervorbringende System der stricten Observanz (d. h. des strengen Gehorsams, den jedes Mitglied geloben mußte) seine Entstehung (1747) verdankte. Als dann unter

*) Dies waren ursprünglich eine Anzahl abtrünniger Brüder, die über einige von der Großloge vorgenommene Neuerungen, wie die Einführung unterschiedener Farben in der Bekleidung der Maſonen und die Einrichtung der Schaffner-(Stewards-)Loge, aus deren Mitte die Großbeamten gewählt werden sollten, misvergnügt gewesen waren.

*) Dieses Märchen hatte der in der französischen Literatur eine Stelle einnehmende Mich. Andr. Ramsay, ein Schotte von Geburt, mit einem „Discours prononcé à la reception des Free-Maçons" im Jahre 1740 den Franzosen zuerst aufgebrungen.

**) Hier war die erste Loge 1738 zu Hamburg gegründet worden und hatte sich die Freimaurerei namentlich unter den Auspicien Friedrich's des Großen weiter verbreitet. Derselbe ließ sich schon als Kronprinz durch Abgeordnete der hamburger Loge in Braunschweig, welche Stadt im Jahre 1738 eine Loge erhielt, aufnehmen, erhob die 1740 in Berlin gegründete Loge 1744 zur Großloge, war bis 1754 deren Großmeister und protegirte bis an sein Ende die Freimaurerei; denn noch am 14. Februar 1777 sprach er das große Wort aus: „Eine Gesellschaft, welche nur arbeitet, damit alle Arten von Tugenden in meinen Staaten keimen und Früchte tragen, kann stets auf meinen Schutz rechnen. Dies ist die ruhmvolle Aufgabe eines jeden guten Fürsten, und ich werde nicht aufhören, dieselbe zu erfüllen."

den französischen Großen, ganz wie in der verderbten Zeit des altrömischen Kaiserreichs, die Verspottung alles Heiligen und die Verhöhnung aller Sitte zum höchsten Aberglauben und zur Wundersucht führte, weil ja stets die entnervten Schwelger durch Zaubermittel den entfliehenden Geist fesseln und die Schrecken der Krankheit, des Alters und des Todes bannen wollen, da wurde es einem sogenannten Grafen von St.-Germain, und namentlich dem unter dem Titel eines Grafen Cagliostro die Leichtgläubigkeit betrügenden Proletarierkinde Joseph Balsamo aus Palermo sehr leicht, sich in die Logen einzuschleichen, das Auffinden tiefer Geheimnisse als Zweck der Freimaurerei vorzuspiegeln und noch mehr neue Systeme und Orden zu stiften. Manche solcher Systeme, besonders seit dem Siebenjährigen Kriege, gaben neunzig höhere Grade mit hochtrabendem Namen. Dem Beispiel jener genannten berüchtigten Wundermänner folgte, auch in andern Ländern, ein ganzer Haufen von Narren, Charlatans und Gauklern jeder Art, der wie eine Sündflut von allen Seiten hereindrang und, mitten in der Aufklärung des Jahrhunderts, noch genug der Dummheit fand, um diese als ein ergiebiges Feld zu bearbeiten. Vornehmlich brachte die französische Armee, die 1757 in Deutschland erschien, das ganze Unwesen der neuern französischen Maurerei hierher mit und verursachte dadurch allerlei Anfeindungen und Spaltungen unter den Logen, Unklarheit und Verwirrung.

Deutschland war es zuerst, das sich, dank sei es dem gesunden und ernsten Sinne einsichtsvoller, helldenkender Männer, emporraffte und zu einer gründlichen Umbildung des Freimaurerbundes nach innen und außen anschickte. Nicht allein, daß im Convent zu Wilhelmsbad (1783) das Tempelherrensystem aufgehoben und die stricte Observanz auf neue Grundsätze und auf vier Grade mit verändertem System zurückgeführt wurde, so bildete sich auch in Frankfurt am Main und zugleich in Wetzlar behufs „Wiederherstellung der königlichen Kunst der alten Freimaurerei" der „Eklektische Bund", während später die Brüder Feßler und Schröder eine großartige Reformation des Logenwesens einleiteten und durchsetzten. Da der Zweck jener Provinziallogen, die sich zum Eklektischen Bunde vereinigten, darin bestand, gleich jenen berühmten Weltweisen des Alterthums, den Eklektikern, die, ohne ein bestimmtes Lehrsystem anzunehmen, aus allem das Beste und Ueberzeugendste auswählten, unter Beobachtung einer klugen Neutralität mit vereinten Kräften alles, was sich der Absicht, die Freimaurerei vor dem Verfall zu retten, als hindernd entgegenstellte, aus dem Wege zu räumen, so wurden als oberste Grundsätze die angenommen, nach welchen die drei Johannisgrade (des Lehrlings, Gesellen und Meisters) allein anzuerkennen, die verschiedenen höhern Grade aber als Auswüchse zu verwerfen seien und die Freimaurerei von allem Sektengeiste und aller Schwärmerei frei zu halten gestrebt werden sollte.

Auch in Frankreich, wo 1772 ein Grand Orient de France, eine zweite Großloge, gegründet worden war, hatte man zwar schon 1776 die höhern Grade einigermaßen einzuschränken gesucht und ein Convent zu Lyon hatte 1778 gleichfalls das Tempelherrensystem verworfen, doch waren hier die Wirrsale zu umfangreich und tiefgreifend und fehlte es zu sehr an erkenntniß- und energievollen Männern, als daß eine Läuterung und Reinigung der Maurerei von allen Schlacken so bald hätte ermöglicht werden können.

Die Französische Revolution aber namentlich schien der Freimaurerei den Todesstoß geben zu wollen. Es wurden Leute laternisirt und guillotinirt, denen nur das zur Schuld gegeben ward, daß sie Freimaurer, als solche jedoch, wie man meinte, selbstverständlich geschworene Aristokraten wären. So kam es, daß die maurerische Thätigkeit während der Revolution in Frankreich fast gänzlich eingestellt wurde und nur drei Logen inmitten der Gefahren der Schreckensherrschaft das heilige Feuer im stillen unterhielten. Erst 1795 wurde infolge einer Aufforderung des Bruders Roëttiers, dessen kluges und muthiges Benehmen auch die völlige Auflösung der französischen Brüderschaft verhindert hatte, der Große Orient wiederhergestellt. Mit ihm vereinigte sich auch 1799 die Alte Großloge, welche sich dem Großen Orient vor der Revolution feindlich entgegengestellt hatte, und nun gelangte er rasch zu neuer Blüte, denn schon im Jahre 1800 zählte er 74 wieder arbeitende Logen, deren Zahl 1802 bis auf 114 Logen anwuchs. Im Jahre 1804 jedoch ward von de Grasse-Tilly wieder eine neue Großloge nach dem amerikanisch-schottischen System und mit 33 Graden gegründet, mit der sich der Große Orient, nur um eine neue Spaltung innerhalb der französischen Maurerei zu vermeiden, am 3. December 1804, am Tage nach der Krönung des Kaisers Napoleon, wenigstens auf kurze Zeit verband. Auf kurze Zeit blos, denn der Kaiser stellte bald darauf den

Großen Orient unter ſeinen ſpeciellen Schutz, und dies war demſelben ein Zeichen, ſeine urſprüngliche Verfaſſung aufrecht zu erhalten. Infolge des kaiſerlichen Schutzes begann für die Maurerei in Frankreich die glänzendſte Periode ihres Beſtehens. Der Große Orient hatte 1812 in Frankreich, Italien und Spanien 1100 Logen und 70000 Freimaurer unter ſich. Jedes Regiment der Großen Armee hatte außerdem ſeine Feldloge. Sämmtliche Stühle nahmen Bonaparte's Günſtlinge ein. Die Großmeiſterwürde bekleidete ſein Bruder Joſeph und der Erzkanzler Cambacérès, welcher letztere Premier grand Maître adjoint à Sa Majesté le roi d'Espagne titulirt ward, war deſſen Subſtitut.

Wenn man aber glauben wollte, daß der Kaiſer eine ſehr hohe Meinung von der Freimaurerei gehabt habe, ſo würde man ſich irren; denn wie viel Ernſt es ihm mit ſeinem Schutz geweſen, hat man nachher aus ſeinen vertraulichen Geſprächen mit O'Meara abnehmen können. Wie L'Hombreſpieler nach einem verlorenen Spiel um ſo eifriger ihre Plane zu vertheidigen pflegen, ſo disputirte er mit dem Doctor auf St.-Helena und enthüllte dabei manche ſeiner geheimſten Motive. Als O'Meara ihn befragte, was er von den Freimaurern halte, gab er mit ſpöttiſcher Miene zur Antwort: „Schwachköpfe (imbécilles), die zuſammenkommen, um eine gute Mahlzeit zu halten und verſchiedene Narrenspoſſen zu treiben. Ich habe ſie begünſtigt, weil ſie allenfalls gegen den Papſt gefochten hätten."

Von Rom aus war nämlich ſchon 1738 die Freimaurerei durch den Papſt Clemens XII. verdammt worden, weil die Freimaurer (Liberi muratori), wie das päpſtliche Breve ſagte, vermeſſen genug ſind, die Tugend auf die natürliche Beſchaffenheit des Menſchen ſelbſt zu ſtützen, weil ſie ſich nicht auf kirchlichen, ſondern rein menſchlichen Boden ſtellen. Der feine Spürſinn des päpſtlichen Stuhls, der ihm in kirchlichen und politiſchen Dingen überall eigen iſt, hatte ſchon damals den innerſten Kern des Freimaurerbundes klar erkannt. Das Oberhaupt der alleinſeligmachenden Kirche fürchtete den forſchenden Wahrheitsſinn, mit dem die Freimaurer auch dem ſtarren Buchſtabenglauben entgegentreten und der Verfälſchung des wahren Glaubens vorbauen könnten. Und in der That ſtehen die Maurer im Geiſte und in der Wahrheit auf der Warte und warnen vor der Gefahr des Knechtsdienſtes und der Ceremonieſklaverei eines hochmüthigen Prieſterthums. Wenn aber auch in neuerer Zeit ſelbſt von Proteſtanten auf die Freimaurerei Angriffe gemacht worden ſind und man ſie als widerſprechend mit dem chriſtlichen Glauben hingeſtellt hat, ſo zeugt ein ſolches Beginnen nur für eine große Unkenntniß der ihr zu Grunde liegenden Idee. Ein und derſelbe Geiſt waltet gegenſeitig im wahren Chriſtenthum wie in der wahren Maurerei, und die Wahrheit beider iſt, wie alle Wahrheit, nur Eine. Sollte einſt das Licht der Welt jedes Dunkel auf Erden durchbrechen und beſiegen und das Himmelreich ſeines Glaubens, ſeiner Liebe und ſeiner Hoffnung die Erde ſich unterthan gemacht haben, dann würde die Freimaurerei als beſonderes Inſtitut überflüſſig ſein. Bis dahin aber reicht ſie der Kirche die Hand und behauptet einen eigenthümlichen Stand theils durch ſtrenge Beſchränkung ihrer Wirkſamkeit auf die Verwirklichung ihrer Grundidee einer ſittlichfreien Vollendung aus reiner Liebe zur Menſchheit, theils durch die Form, unter welcher ſie als Inſtitut ihre Jünger an die Arbeit ruft.

Gegenwärtig iſt die Freimaurerei trotz mancherlei anderer Anfeindungen und Verfolgungen durch mehr als 3000 Logen faſt über den ganzen Erdboden verbreitet und hat bei allen gebildeten Völkern Eingang gefunden, wobei freilich zu bemerken iſt, daß dieſe centrifugale Bewegung zur Zerſplitterung und Iſolirung, zur Abrundung der einzelnen Großlogen nach geographiſchen und politiſchen Grenzen geführt hat, und daß vom Freimaurerbunde beinahe nichts weiter übrig iſt als der gemeinſame Name, einige Formen und Gebräuche und der gemeinſame Zug der Wohlthätigkeit. Die verſchiedenen Großlogen folgen in Verfaſſung, Lehre und Gebräuchen verſchiedenen Syſtemen und ſind unter ſich entweder gar nicht oder nur ſehr locker verbunden. Dafür hat aber namentlich in Deutſchland und Frankreich, denn England iſt im weſentlichen auf dem einmal gewonnenen Standpunkt ſtehen geblieben und hat mit den amerikaniſchen Freimaurern vorzugsweiſe die äußere Seite des Maurerthums gepflegt, die reformatoriſche Bewegung den Proceß der innern Läuterung vom Ende des vorigen Jahrhunderts an bis auf unſere Tage angehalten und hat ſich der „Geiſt der Prüfung, der kritiſchen Bloßlegung und Vernichtung alles Mangelhaften und Abgeſtorbenen ſowie andererſeits das Streben nach Ueberwindung der innern Gegenſätze" geltend gemacht. Mehr und mehr ſind auch Anhänger der Freimaurerei aus dem geheimnißvollen Dunkel

ihrer Logen heraus in die Oeffentlichkeit getreten und haben ſich vor allem Volk über die eigentliche Idee und den Begriff der Freimaurerei ſowie über den Zweck, welchen ihr Bund verfolgt, und über die Mittel, welche er dazu gebraucht, ausgeſprochen, ohne ſich wie früher dem Vorwurf des Eid- oder doch Wortbruches auszuſetzen. Gerade dieſe Aenderung ihres Princips hat aber der Freimaurerei die Beiſtimmung der öffentlichen Meinung unter den gebildeten Ständen faſt vollſtändig ſchon gewonnen, ſodaß ſelbſt diejenigen, welche der Verbrüderung nicht angehören, es billigen, wenn zur Uebung und Ausbreitung der von jedem rechtlichen Manne getheilten, von jedem richtigen Moralſyſtem gelehrten Grundſätze ein großer Bund ſeine Thätigkeit über die ganze Erde verbreitet und unter allen Nationalitäten, Glaubensgenoſſenſchaften, Ständen und Kaſten eine menſchliche Einheit herbeizuführen, die Würde aller gleichgeſchaffenen und einer gleichen göttlichen Beſtimmung entgegengehenden ſterblichen Geſchöpfe unſterblichen Geiſtes zu wahren und unter ihnen die allgemeine Bruderliebe als höchſtes Geſetz zur Geltung zu bringen ſich beſtrebt.

Nordöſtlich.

Von Friedrich Lampert.

I.

Im Jahre 1863 „nordöſtlich" gehen, hart an die Inſurgentengrenze, mitten in einen eventuellen Belagerungszuſtand hinein, und gar noch Weib und Kind mitnehmen und der Gefahr ausſetzen, war das nicht verwegen? Warum nicht in „gemüthlichere Gegenden, wieder ein wenig hinauf auf die Berge"? meinten die Freunde. „Kann man denn von dorther auch Reiſebilder ſchreiben? Gibt's dort oben denn noch «Gegend»?" fragten wieder andere. Die ſollten erſt recht angehen. Freilich blüht und glüht es nicht dort oben wie im warmen Süden; der Norden, zumal wenn es hoch hinauf geht, iſt kühler, ſtrenger, und doch hat auch er ſeine Farbe, ſeinen Stil, ſeinen Reichthum. Und denen, die daran zweifelten, hab' ich Bilder mitgebracht und gezeichnet, denen ſie's nicht anſahen, daß ihr Rahmen wirklich der Norden und nicht das Mittelmeer war. Und die Menſchen? War denn die Spannung zwiſchen Süd- und Norddeutſchland im gedachten Jahre des Heils 1863 wirklich ſo arg, daß man's für unmöglich oder gar für ein Provinzialverbrechen hielt, von einem zum andern zu gehen? Hätte ich den Norden nicht immer ſchon lieb gehabt und längſt ſchon gewußt, was er Gutes und Großes hat, ich hätte ihn diesmal lieb gewonnen. Es iſt gerade ein recht ſchönes und wahres Stück Deutſchland, was man dort oben ins Herz ſchließen kann, dort in jenen Küſtengebieten, in den alten feſten Seeſtädten, viel weniger ſpecifiſch Preußiſches, als man bei uns im Süden immer argwöhnt.

Mag ſein, es iſt ein weiter Weg da hinauf, auch ein theurer, und wer darauf ſehen will, daß er in jeder Fahrſtunde, ſo oft ihm den Kopf aus dem Wagenfenſter hinauszuſtrecken beliebt, einen hübſchen Blick, eine anmuthige Landſchaft hat, der mache ihn ja nicht, der hat's unbedingt dieſſeit des Thüringerwaldes bequemer! Dort kann man ſtundenlang, meilenweit fahren und ſchlafen und braucht gar keine Sorge zu haben, etwas zu verſäumen, einen ſchönen Punkt eingebüßt zu haben. Aber wenn dann nach langer Pauſe einmal ein ſolcher kommt, dann iſt er gleich ſo ſchön, und das nicht blos durch den Gegenſatz der langen Monotonie, ſondern an ſich ſelbſt, daß man ſeine Freude daran haben muß und gern die weite Straße, die man, um das zu ſehen, hat zurücklegen müſſen, in den Kauf nimmt. Freilich, wenn die Eiſenbahnen nicht wären, wenn uns Königsberg noch ſo himmelweit entfernt vorkäme als dazumal, da Immanuel Kant es ganz natürlich fand, keinen Schritt gegen Süden zu aus ihm herauszugehen, wenn die 88 Meilen zwiſchen der alten und neuen Hauptſtadt Preußens nicht in Stunden zurückgelegt werden könnten, dann ließe man im Süden den Norden liegen und bliebe ihm leiblich fremd, wie man ihm oft geiſtig fremd iſt, und doch lohnt ſich da ſo ſehr ein perſönliches und brüderliches Entgegen- und Näherkommen. Ich hab's ja ſchon merken laſſen, daß ich's allewege herausgefunden habe, wie auch dort warme, treue, deutſche Herzen ſchlagen, und es hat auch dort wohlgethan, ein Wort der Sympathie aus dem Süden zu hören.

Aber, wie geſagt, der Weg dort hinauf iſt weit und darum will ich auch meine Leſer auf ihm nicht allzu lange aufhalten.

Es gibt kein wechſelvolleres, bewegteres Leben als das der Eiſenbahnen, und doch im Grunde auch kein einförmigeres: immer daſſelbe Treiben, dieſelbe Unruhe und Haſt, derſelbe Typus der auf dieſer wandelnden Bühne ſich bewegenden Menſchen, und nur der der Sache gewohnte, an der äußern Umkleidung nicht mehr haftende Be-

obachter mag auch in diesem scheinbar steten Einerlei immer wieder Neues, Besonderes herausfinden, aus diesen vielen Bruchstücken sich eigenartige Bilder zusammensetzen. Weit, sehr weit zogen bekannte Länder und Gegenden an uns vorüber und mit ihnen Gedanken und Erinnerungen an all die verschiedenen male, da wir schon so an ihnen vorüber- oder durch sie hingekommen. So von der Bahn aus gesehen, hatte sich seit sechs, sieben Jahren nichts an ihnen verändert; so waren die lieblichen Gauen Frankens, so der Abschiedsblick, den man von der Höhe der „schiefen Ebene" herab auf sie wirft, immer; so langsam und behäbig fuhr es sich auch früher schon auf den sächsischen Bahnen, trotzdem, daß die Einbildung, die besten Eisenbahnen zu haben, ein Nationalfehler unserer lieben Nachbarn ist, so großartig war auch von je schon die Fahrt über den gewaltigen Göltzschthalviaduct, so langweilig immer der Weg zwischen Altenburg und Leipzig.

Aber halt, da kam etwas Neues! Das alte Leipzig zwar, aber doch ein neues. Das war nicht mehr zu erkennen — ein wahrer neuer Straßengürtel um die Stadt herum; es ist wie Alluvialland, es sproßt fast jedes Jahr ein neuer Stadttheil an die schon vorhandenen an. Dazu auch im Innern der Stadt manch freundliche Veränderung: neue Anlagen, Promenaden, ein neuer gefährlicher Rival des Schneckenbergs sogar; Omnibuslinien, auf denen man billig genug von einem Stadtende bis zum andern fahren kann; die neueste Errungenschaft des Nordens: Trinkhallen mit ihren „Sodalisken", das neue Museum mit seinem Bilderschatz, der Königsbau, allerdings fast nur ein Privathaus, das sich vor den Buchhändlerpalästen, die sich in den jüngsten Jahren aus scheinbar sehr vergänglichem Stoff, aus „Gartenlauben", „Illustrirten Blättern" u. s. w., erbaut haben, fast verstecken muß.

Und doch fand ich auch so viel Altes, traut Bekanntes wieder; so bald konnte ich von meinem Leipzig nicht loskommen. Hatte ich doch auch meinem Söhnlein versprochen, ihm „Studenten" zu zeigen! Und wie wir so da hin- und wiedergingen am alten Augusteum, auch in der „Zwischenviertelstunde" hereintraten unter das schattige Zelt des Café français, unter dessen duftenden Bäumen ich wieder saß wie vor Jahren, da traten sie mir wieder so lebhaft, so warm heran die sonnigen, duftigen Jugendtage! Und mir war's, als ob auch ihre Genossen mit hereinkommen und sich mit mir an den marmornen Tisch setzen müßten! Wie wir so oft da gesessen waren: da der edle Schwärmer für alles, was Kunst und Poesie genannt werden mochte; mein treuer „Pathe", wie er seine geistreichen Urtheile über die letzte Oper fällte oder in classischen Reminiscenzen sich erging — und du, mein Bruder Jonathan aus dem fernen Siebenbürgen, mit den treuen, frommen Augen, dem ernsten, allezeit schlagenden Wort, dem warmen Herzen für des Vaterlandes Geschick — da das edle Brüderpaar, ein bummlervollendetes Ideal, und hier die jugendlichen Sänger vom Donaustrand! Ist die Harfe deiner Hand entsunken? Und ihr andern alle! Doch Einen durfte ich ja doch auch persönlich wieder grüßen; hatt' es ja längst geahnt, daß er einst vom Katheder des Auditoriums herabschreiten würde, in dem wir einst als schüchterne Hörer zusammengesessen waren. Aber Gruß euch Lieben und Treuen allen, hinüber über Land und Meer, den Gruß der alten, frohen Zeit!

Und dieser alten Zeit gedacht' ich weiter im gastlich uns wieder aufnehmenden Freundeshause, unter den grünen, schattigen Bäumen des Rosenthals, auf dem schönen, blumenbedeckten Kirchhof — es war ja gerade St.-Johannistag, wo sie die duftenden Todtenopfer den Gräbern bringen —, am meisten aber, als ich wieder in den Hof meines alten Hauses trat und hinaufsah zu dem Fenster des Stübchens, in dem ich so viel erlebt und erlitten, mit dem Tode gerungen und doch das Leben so lieben gelernt! Wer mochte nun da wohnen, für wen die Rose hinter den weißen Vorhängen blühen?

Auch von Leipzig die Elbe hinauf bis zum trauten, dort am schönsten Punkt jener Fläche versteckten Rittergut, dann wieder die trostlose Wüste vom Bahnhof Röderau bis Berlin war bekanntes Land, und die preußische Residenz selbst, sie hat uns eigentlich auch nichts Neues, aber doch ein paar recht schöne, auch an alten Erinnerungen reiche Tage gegeben. Es war still in der Stadt, die „Sauregurkenzeit" der Berliner, „Saison morte", wie man anderswo sagt; das Haus auf dem Dönhofsplatz stand melancholisch und leer; die Hauptspieler auf dieser wie auf der andern Bühne waren ausgezogen, selbst Bismarck, Roon fort; auch die Flagge auf dem königlichen Palast wehte nicht, allein der Volkswitz illustrirte ungenirt die leere Fahnenstange und „Kladderadatsch" brummte auch fort, wenn auch

leiſe, ſehr leiſe; dafür hob die Kreuzzeitung die Flügel, ſo keck man ſie nur heben kann, wenn man der vom Jäger geſchützte Stößer iſt, der alles andere Federvolk niederzumachen das Recht hat. Aber bei alledem war Berlin ruhig, ſehr ruhig, und die Linden und der Thiergarten, die Conditoreien und die Sommertheater waren ſo voll als je; alles beim alten; nur die Victorien auf der Schloßbrücke und die auf dem Brandenburger Thor ſchienen mir etwas verlegen und der Alte Fritz auf ſeinem ehernen Roß etwas verſtimmter auszuſehen.

Auf der Berlin-Königsberger Bahn ging's weiter. Sie hat ſchon ſtellenweiſe ganz hübſche Partien. Dort drüben ſchauen ſogar Hügelcontouren, die Rauener Berge, her. „Fürſtenwalde!" ruft der Conducteur. Faſt niemand ſteigt aus oder ein. Wer hat auch 'was in dem kleinen Städtchen zu thun, wenn er nicht vom Geſchick zu ganz beſondern „Aventuren" hin verſchlagen wird? Wer kennt ſeinen Namen nur von den Tauſenden, die an ihm tagtäglich vorüberfliegen? Und doch kann einem auch ein ſolch unbekannter, vorher nie genannter Name bedeutend werden. Ich mußte doch ausſteigen, nur einmal wieder den Perron betreten, auf dem ich ſo manchmal, willkommenfreudig oder abſchiedstraurig, geſtanden war. Auch wieder das freundliche Haus dort betreten, das helle Zimmer mit den hohen, blumenumflochtenen Fenſtern! Könnten wir's leiden, es anders zu finden, als wie's dazumal war, als ſich alles „dort ſo hold begeben zwiſchen mir und dir"? Ja, weißt du noch? Auch, wie wir da, hier an der Wagenreihe, zum letzten mal ſtanden, Hand in Hand, Aug' in Aug', und ich davonfuhr auf lange, lange Zeit, auf bitteres Scheiden, Meiden? Und nun das alles nicht mehr, wieder raſch in den Wagen an deine Seite, nun miteinander weiter hinaus in die Ferne, ins glückliche, blühende Leben!

Von Fürſtenwalde ab, da war uns alles fremdes, neues Land: Frankfurt, Küſtrin, Landsberg. Die drei Städte liegen ganz freundlich. Die Gegend iſt noch nicht aller Hügel bar; die fruchtbaren Niederungen des Oder-, Netze- und Warthegebiets bieten manchen befriedigenden Blick. Fünf Stunden nach der Abfahrt von Berlin war Kreuz erreicht, ein Bahnhof nur, aber der bedeutendſten und ſchönſten einer, der Mittel- und Kreuzpunkt der Berlin-Königsberger, Poſener, Stettiner und Breslauer Bahn.

Wir waren an der Grenze der deutſchen Bundeslande, des deutſchen Sprachgebiets, des polniſchen Aufſtandes, des poſener Belagerungszuſtandes, wer weiß, welcher Fährlichkeiten noch! Wir waren genug vor dieſer „gewagten" Reiſe gewarnt worden; es geſchah uns recht, wenn wir, da wir nicht hören gewollt, fühlen mußten. Der Zug fuhr in den Bahnhof ein.

Wir hatten gerade ſo viel Aufenthalt, uns nothdürftig zu reſtauriren, dann trennten ſich die Züge nach allen Seiten. In dem unſern, nach Poſen-Breslau dirigirten, war eine prächtige Geſellſchaft aus dem von Stettin gekommenen übergeſtiegen: zwei hübſche, reiche Töchter und ein faſhionabler Sohn Iſrael's, die ſich einmal recht vergnügen wollten im ſchönen Süden drunten, ſich jetzt ſchon Tag für Tag ihrer weiten, langen Reiſe verbuchten und ſich feſt vornahmen, ja auch einen für das ſo ſehr gerühmte Heidelberg, das ja „wol zwiſchen Dresden und Eiſenach" liegen müſſe, zu behalten. Hoffentlich ſind die Liebenswürdigen nicht irregefahren und ſo ſicher nach Heidelberg gekommen, wie wir jetzt nach Poſen kamen und zwei Stunden nach der Abfahrt von Kreuz in ſeinen Bahnhof eindampften.

Aber wie? „Naht ihr nicht, ihr ſchwankenden Geſtalten?" Keine Soldaten, keine Conſtabler? Nur die uns erwartenden, freudig die lange Entbehrten begrüßenden Lieben? Keine Nachfrage nach Paß und Legitimation? Mußten die gar auf Rechnung der „überflüſſigen Reiſeausgaben" geſchrieben werden? Kein Gedanke an das alles. Alſo wieder eine Enttäuſchung! Da war nichts davon zu ſpüren, daß wir in ein „bewegtes" Land gekommen waren.

Der Bahnhof liegt ziemlich entfernt von der Stadt. Daran merkt man die Feſtung. Aber dann zeigten uns auch die ſtarken Thore, die feſten Mauern, die Brücken und Gräben, welche wir gleich paſſiren mußten, daß wir eine Feſtung erſten Ranges betreten hatten. Für ſolche muß auch der Laie Poſen halten; die Gewalt und Großartigkeit der Werke muß jedem imponiren.

Aber ſehen wir erſt die eigentliche Stadt an. Sie hat uns ſchon etwas Fremdartiges: Altes und Neues ſeltſam durcheinandergemengt; das Alte aus der „guten alten", nach hieſigen Begriffen „polniſchen" Zeit; allerdings etwas polniſch, d. h. wirr durcheinander, enge, etwas ſchmuzige Straßen, unbedeutende Häuſer; das Neue preußiſchen, alſo wirklich neuern Datums, alles ſchön, groß, weit angelegt, Häuſer wie Straßen. Dazwiſchen auch große, ſelbſt gewal-

tige Plätze, theilweise nur an einzelnen Seiten von Gebäuden umgeben, so groß und weit, wie sie fast keine deutsche Stadt hat, auf denen ein ganzes Regiment ungehindert manövriren kann; dann auch wieder, schon in der Stadt, schöne Promenaden, hohe Linden- und Kastanienalleen, hinter ihnen, neben ärmlichen Wohnungen, wieder stolze, adeliche Paläste; neben niedrigen Kneipen Prachthotels und elegante Cafés; fast romantische Strandpartien an der Warthe und Cybina hier in der Niederung und dort auf der Höhe das Schloß und Regierungsgebäude, und aus all dem vorstechend charakteristische Thürme, hohe Kirchen. Und in und zwischen dem ein lebendiges Straßengetriebe, Deutsche und Polen, Juden und Christen, Civil und Militär; das Volksleben früh auf den Märkten — wenn auch noch die sogenannten „Bamberger", die Bauern vom Lande mit ihren originellen Trachten, die Frauen in weiten, faltigen Röcken und Fledermaushauben, die Männer in wahren Samielsjacken, hereinkommen —, abends laut und ungebunden in den Straßen und Gassen, bis spät in die Nacht ein stetes Fahren und Reiten, so geräuschvoll und lärmend wie kaum in größern Städten; jetzt ein ganz gewöhnlicher Bauernwagen, dann ein eleganter Vierspänner; Damen in Trauer, unzweifelhaft also Polinnen darin, nach Landessitte das ledige Füllen hinterdreinlaufend; dazwischen wieder ein Militärzug, Patrouillen, Husarenpikets, auch einmal eine Procession zu dem oder jenem Kloster, der oder jener Kirche — alles das zusammengenommen läßt Posen weit interessanter erscheinen, als man gewöhnlich meint.

Am interessantesten sind in der alten Stadt zweifelsohne zwei Partien: der Markt mit seinem alten zu Anfang des 16. Jahrhunderts aufgeführten Rathhaus im schönsten Rundbogenstil, mit wunderlicher Vorhalle und noch wunderlichern Reliefs und hübschem spitzen Thurm — dann in der von der ärmsten polnischen Bevölkerung bewohnten Vorstadt Wallischay die Dominsel und auf dieser die posener Kathedrale selbst. Aeußerlich angesehen, verdient sie eigentlich diesen Namen nicht; sie ist ein sehr einfacher romanischer Bau, allein innen birgt sie manches Sehenswerthe. Die großen metallenen Grabplatten mit ihren gravirten Inschriften an den Pfeilern, das in Holz geschnitzte Bild der polnischen Madonna, die heilige Maria von Czenstochau u. a. sind Kunstwerke; auch einzelne der vielen Bischofsgrabmäler gehören dazu; aber wirklich künstlerisch schön, prächtig sogar ist die „Goldene Kapelle", ein im Jahre 1842 auf Kosten eines polnischen Adelsvereins, namentlich auf Betreiben des Grafen Eduard Raczynsky an den Dom gefügter besonderer Anbau.

Die Kapelle sieht fast etwas wie eine polnische Demonstration, eine kirchlich-politische Verherrlichung Polens aus. Ueberall Beziehungen auf des „Reiches" Glanz und Ruhm. Alle Pracht des byzantinischen Stils ist in dem kleinen Raum verschwendet: Gold, bunte Farben, Mosaik, Malerei und Sculptur. Mosaik ist der Boden, ebenso das Altarbild, die Himmelfahrt Mariä; Goldgrund deckt die Wände; aus den Blenden schauen Engelsköpfe nieder; in der Rotunde sind polnische Heilige, ganz oben Gott Vater, von Engeln umgeben, gemalt. Zwei sehr gute Bilder: Suchodolsky's Einführung des Christenthums in Polen, Borzowsky's Otto III. beim Grabe des heiligen Adalbert, schmücken die beiden Seitenwandflächen. Unter dem erstern dieser Bilder aber stehen die beiden Perlen dieser Kapelle, die von Rauch entworfenen vergoldeten Erzstandbilder der beiden ersten polnischen christlichen Könige, Mieczyslaw' I. und Boleslaw' I. Chiobry. Schwert und Scepter, die sie in den Händen tragen, sind mit kostbaren, echten Edelsteinen geschmückt, die beiden Figuren selbst Meisterwerke, die den andern Statuen Rauch's würdig zur Seite stehen. Hier die täglich aufgesuchte (denn täglich wird hier unter Anwesenheit des Erzbischofs Messe gelesen) Erinnerung an Polens Vergangenheit, an Posens Größe, da es noch Hauptstadt und Residenz des Reichs war — und nun nach Fort Winiary hinauf, und dort Posens Gegenwart.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Briefe an Ludwig Tieck.

I.

Ueber die Stellung Ludwig Tieck's in unserer Literatur ist bis zum Jahre 1848 vielfach und oft in erbitterter Weise gestritten worden; seitdem aber, da man die Literatur in ihrem Verhältniß zu dem ganzen socialen und politischen Leben der Nation aufgefaßt, hat der überreiche Lorberkranz, der das Haupt des greisen Dichters schmückte, einige Zweige verloren. Nur mit einem Lächeln lesen wir jetzt noch Briefe seiner Verehrer, in denen er neben Schiller und Goethe, ja über Goethe gestellt wird; nur mit einem Lächeln hören wir ihm zu, wenn er alle Poesie in Shakspeare findet oder Heine einen „Zigeuner" schilt. Mehr als Ein Lied dieses Zi-

geuners hat im Volksmund eine Unſterblichkeit, wie ſie Meiſter Ludwig's Dichtungen nie gewinnen werden. Die Literatur iſt oft mit einem Kirchhof verglichen worden, weitaus die meiſten Dichtungen Tieck's ruhen darauf. Im Laufe der Zeit veraltet viel, wir ſehen es an Herder, Wieland, Jean Paul; dennoch wird es immer eine Zahl von Leſern, Freunden der Kunſt, Verehrern eines beſtimmten ſchriftſtelleriſchen Charakters geben, welche die Werke dieſer Männer durchblättern werden; wer aber empfände von dem jetztlebenden Geſchlecht die Neigung, die erſten Tieck'ſchen Romane: „Abdallah", „William Lovell" oder ſelbſt „Octavian" und „Fortunat" vom Anfang zum Ende durchzuleſen? Wieland's „Geſchichte der Abderiten" iſt uns immer noch verſtändlicher und vergnüglicher als „Prinz Zerbino" oder die literariſchen Häkeleien und Schnörkeleien im „Geſtiefelten Kater"; eine Märchennovelle wie die „Vogelſcheuche" bleibt nun eben eine Vogelſcheuche für uns.

Ludwig Tieck beſaß die Phantaſie und den Witz eines großen Dichters, beide in einem höhern Grade als Goethe; aber ihm fehlte die Leidenſchaft, die Begeiſterung für eine Idee, wie ſie Schiller beſeelte, und zugleich jener reine Schönheitsſinn, jene harmoniſche Ausbildung der Form, die Goethe für alle Zeiten zum Studium der Künſtler machen wird. In Tieck war ſelten eine reine und freudige Hingabe an ſeine Stoffe, er ſpielte mit ihnen; die Ironie, die er und ſein Freund Solger für das höchſte Princip in der Kunſt hielten, hat ihn, recht aus ihrem Weſen heraus, für dieſe Verehrung, die er ihr widmete, beſtraft: keiner ſeiner Leſer glaubt von ganzem Herzen dem, was ihm der Dichter erzählt; er legt das Buch beiſeite und meint: „Meiſter Ludwig ſcherzt ja nur!" In dem Gebiet des Märchens, der phantaſtiſchen Erfindungen erhöht dieſer Scherz das Behagen; vielleicht werden uns durch dieſe Würze allein noch die alten Volksbücher, Sagen nnd Geſchichten genießbar gemacht, da wir doch einmal nicht mehr naiv genug ſind, an den Hörnernen Siegfried und die ſchöne Magelone zu glauben. Tieck indeſſen „ironiſirte" alles; Welt und Leben ſollten ſchließlich ſtets nur auf ein Märchen, auf eine „mondumglänzte Zaubernacht" hinauslaufen. Faſt ſcheint es, als hätte dieſer ſo reiche Geiſt nichts mit Ernſt und Leidenſchaft behandeln können; zum Glück für ihn und uns wandte er ſich, offenbar von den Erfolgen Walter Scott's angeregt, ein und ein andermal der Geſchichte zu und fand in ihr ein Etwas, das ſich eben nicht wegdisputiren und wegironiſiren läßt: die Thatſache. Neben ſeinen Elfenmärchen, die zumeiſt das jugendliche Alter entzücken, in dem man ſie genießt, ohne der vielen kleinen und kleinlichen Anſpielungen auf literariſche Verhältniſſe, von denen ſie überfüllt ſind, nur ahnend zu denken, ſproßt aus ſeinen hiſtoriſchen Erzählungen von Shakſpeare, Camoens, von dem Aufruhr in den Cevennen, von dem Hexenſabbat zu Arras der unverwelklichſte Zweig ſeines Kranzes. Die Anſchauung Tieck's von der Dichtkunſt war eine erhabenere und vielleicht richtigere — vielleicht, denn auch das Ideal iſt ein Kind der Zeit — als die jetzt herrſchende, die Victor Hugo freilich in wunderlicher Uebertreibung dahin ausſpricht: „Le beau serviteur du vrai." Wie eine goldene Wolke ſchwebte die Poeſie über der Welt, ſie hatte mit den Alltagsdingen und wirklichen Verhältniſſen nichts gemein, ſie verſpottete und „ironiſirte" ſie eben nur. Politiſche, religiöſe, ſociale Probleme und Fragen zu berühren, galt in dieſem Olymp für unſtatthaft; hier lachte, ſcherzte, liebte, litt man nur; zuweilen ward Komödie geſpielt, Shakſpeare vorgeleſen und die deutſche Dichtkunſt des Mittelalters bewundert. Wie viel mehr Lebenswahrheit, welch tieferes Eingehen auf reale Verhältniſſe iſt doch in Goethe's „Wilhelm Meiſter", trotz der Unwahrſcheinlichkeit und Unmöglichkeit der ganzen Anlage! So iſt für uns die Tieck'ſche Novellendichtung von einer Kühle und Erhabenheit angekränkelt, die uns nicht warm werden läßt, ſie handelt von Schickſalen und Perſonen, für die wir ebenſo Theilnahme faſſen können als der Dichter ſelbſt. Tieck hat die Emancipation des Weibes in „Vittoria Accorombona" darzuſtellen geſucht; wie glatt, wie ſtudirt klingt alles bei ihm, während in der „Lelia", der „Indiana" der Sand ein glühender Lavaſtrom der Empfindung, der Leidenſchaft uns entgegenbrauſt! Das mag übertrieben, verzerrt, hier und dort häßlich ſein, aber man hört doch ein Herz ſchlagen. In Tieck überlebte ſich die romantiſche Poeſie; Formen, Stoffe, Geſtalten, die das Publikum in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts überraſcht und erfreut, als etwas durchaus Neues und Originales, waren dreißig Jahre ſpäter ein Allgemeingut der Nation geworden. Zum Unglück für die romantiſchen Dichter hefteten ſich an ihre Beſtrebungen die Verſuche der Dunkelmänner und der Abſolutiſten; unter der Fahne der Romantik und des „heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation" ward die Rückkehr zu den Zuſtänden des Mittelalters gepredigt, die Freiheit verketzert und die Inquiſition geprieſen; Friedrich Schlegel wurde katholiſch, Görres ein Zelot und Ketzerrichter im Sinne Konrad's von Marburg und Torquemada's; Haller's neue Staatstheorie beruhte zum Theil auf den Vorausſetzungen der Romantiker, die ſich ein Mittelalter geſchaffen, wie es niemals geweſen. Seitdem verloren die Ideale der Romantik für die Nation jeden Werth und jede Bedeutung, ſie ſanken zur Staffage herab. Die Ritter und die Fräuleins, Oberon und Titania, König Artus und Merlin, Roland und Karl der Große nehmen ſich gut in einer Maskerade aus; ihre Abenteuer erheitern uns noch, aber unſer Herz beſitzen ſie nicht. Dieſe Welt war die eigenſte für Tieck: aus ihrem Bann iſt er niemals ganz herausgekommen. Doch war er der vielſeitigſte von allen Romantikern und wußte ſich den Wandlungen des Geſchmacks wenigſtens zum Theil anzuſchmiegen. Seine Novellen waren das Entzücken der literariſchen Theecirkel. Anerkannt war er neben Goethe und noch mehr nach deſſen Tode

der erſte unter den deutſchen Dichtern. Der Ruhm der romantiſchen Schule, der ſich ſpäter auf Kleiſt, Novalis, Eichendorff, Arnim und ihn vertheilte, gehörte ihm damals faſt ausſchließlich; erſt ſeine unabläſſigen Bemühungen haben Kleiſt und Novalis in weitern Kreiſen bekannt gemacht. In Dresden nahm er eine hervorragende Stellung ein; man wallfahrtete zu ſeinem Hauſe wie zu dem Goethe's; namentlich Fremde aus England und dem Norden Europas berührten auf ihren Reiſen Dresden nicht, ohne an ſeine gaſtliche Pforte zu klopfen. Er genoß als Vorleſer Shakſpeare's einen Ruf, den nie wieder ein Rhetor in dieſem Grade erlangt hat. Noch heute verſichern alle, die ihn gehört, ſeine Vorleſungen der Komödien Shakſpeare's wären unvergleichlich geweſen und hätten an Wirkung jede, auch die gelungenſte theatraliſche Darſtellung übertroffen. Ueber Tieck's Charakter gehen die Urtheile zwar weit auseinander, aber Liebenswürdigkeit und geiſtige Anziehungskraft waren ihm doch eigen, daß ſelbſt ein ſo ſtrenger und verſchloſſener Mann wie Friedrich Hebbel nicht ohne tiefe Rührung von ſeiner Begegnung mit dem Dichter erzählte, daß Chriſtian Grabbe die Stunden, die er in ſeinem Hauſe verlebt, wiederholt die glücklichſten ſeines Lebens nannte.

Ueber das Leben und die Entwickelung Ludwig Tieck's hat einer ſeiner treueſten und letzten Verehrer, Rudolf Köpke, in anziehendſter und lehrreichſter Weiſe uns unterrichtet: „Ludwig Tieck, nach mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857); jetzt hat Karl von Holtei, gleichſam zur Vervollſtändigung dieſer Biographie, „Briefe an Ludwig Tieck“ (Breslau, Trewendt, 1864) herausgegeben. Die zwei erſten Theile der Sammlung liegen uns vor; die theilweiſe Unordnung, in der ſich die Briefe befanden, hat den Herausgeber genöthigt, ſie nicht in chronologiſcher Folge, ſondern in alphabetiſcher Reihe, nach den Namen ihrer Abſender geordnet, herauszugeben. So fehlen denn gerade die Briefe, die das meiſte Intereſſe erregen dürften, die Friedrich Schlegel's, Wackenroder's, Schleiermacher's, Steffens' noch in der Sammlung. Indeß, vielleicht werden auch in ihrer Hinſicht unſere Hoffnungen enttäuſcht wie in Bezug auf Achim von Arnim und Novalis. Von Arnim haben ſich nur drei, von Novalis vier Briefe vorgefunden; ſie ſind liebenswürdig im Ton, voll naiver Anſchauungen, die uns jetzt ein Lächeln ablocken, dem Inhalt nach wenig bedeutend. Ueber Goethe's Roman ſchreibt Novalis: „So viel ich auch aus «Meiſter» gelernt habe und noch lerne, ſo odiös iſt doch im Grunde das ganze Buch... Man weiß nicht, wer ſchlechter wegkommt — die Poeſie oder der Adel; jene, weil er ſie zum Adel, dieſer, weil er ihn zur Poeſie rechnet... Der Verſtand iſt darin wie ein naiver Teufel. Das Buch iſt unendlich merkwürdig, aber man freut ſich doch herzlich, wenn man von der ängſtigenden Peinlichkeit des vierten Theils erlöſt und zum Schluß gekommen iſt. Welch heitere Fröhlichkeit iſt nicht dagegen in Böhm (er meint den görlitzer Schuhmacher und Philoſophen Jakob Böhme), und dieſe iſt's doch allein, in der wir leben wie der Fiſch im Waſſer! Ich wollte noch viel darüber ſagen, denn es iſt mir alles ſo klar und ich ſehe ſo deutlich die große Kunſt, mit der die Poeſie durch ſich ſelbſt im Meiſter vernichtet wird — und während ſie im Hintergrund ſcheitert, die Oekonomie ſicher auf feſtem Grund und Boden mit ihren Freunden ſich gütlich thut und achſelzuckend nach dem Meere ſieht...“ Wenn man ſolche Urtheile lieſt, hat man ein Recht, ſich der Gegenwart zu freuen; was ſie auch verſchuldet, wie proſaiſch ſie ſein mag, wenigſtens unſerm großen Dichter wird ſie gerechter als dieſe Männer. Welche Verſchrobenheit, Jakob Böhme über, ja nur neben Goethe zu ſtellen! Von dem übrigen reichen Inhalt der Sammlung in der nächſten Nummer.

Lebensblicke

von Ludwig Habicht.

Wie viel Liebenswürdigkeit muß derjenige ſpäter aufwenden, der uns nicht beim erſten Zuſammentreffen gewinnen konnte!

* *

Vielleicht iſt unſer Leben nur ein Nachtwachen und erſt am Morgen kommt der friedenbringende Schlaf.

* *

Volksthümlich iſt nicht, was im Munde des Volks, ſondern was im Herzen des Volks lebt.

Herbſtregen. *)

Ich ſehe fort und fort,
Verſenkt in düſt'res Sinnen,
Wie auf den welken Baum
Des Herbſtes Thränen rinnen.

Ich höre Blatt auf Blatt
Mit ihnen niederrauſchen,
Und muß wie feſtgebannt
Dem Fall der Tropfen lauſchen.

Auch du, o Menſchenherz,
Wie feurig gleich dein Klopfen!
Auch du haſt deinen Herbſt
Und kennſt das bange Tropfen;

Und kennſt die Thränen, die
Wie Herbſtesregen kühlen,
Und von der Hoffnung Baum
Die letzten Blätter ſpülen.

Ernſt Scherenberg.

*) Aus einer kürzlich erſchienenen Gedichtſammlung: „Stürme des Frühlings.“ Neue Gedichte von Ernſt Scherenberg (Berlin, Schindler, 1864), von denen ſich einzelne durch ſinnige Zartheit und eine gefällige Form auszeichnen.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Aus den thüringischen Bädern.

I.

Wer diesen Sommer einen weitern Ausflug gemacht, entweder zu bloßem Genuß oder seiner Gesundheit wegen irgendwo im deutschen Vaterland oder auch auswärts längere Zeit sich aufgehalten hat und nun wieder daheim ist an seinem häuslichen Herd, der blickt auch gern von diesem festen Punkt aus auf das zurück, was ihm seine Wanderungen und der Aufenthalt in der Fremde geboten haben. Man erzählt wol auch davon im traulichen Kreise am häuslichen Herd lieben Freunden, und ebenso lauscht man gern und aufmerksam den Erzählungen anderer, die Aehnliches unternommen und erlebt hatten; man freut sich der wiedergewonnenen Häuslichkeit, und in und mit ihr wird man sich auch jener Gemüthlichkeit bewußt, die nur der häusliche Herd in seiner liebgewordenen Gewohnheit und in der Innigkeit, die schon in dem lieblichen Worte „daheim" liegt, gewähren kann. Wie wohl es uns auch draußen geworden und gewesen, wie tief und innig auch namentlich die schönen, edeln Genüsse in reicher, großartiger und lieblicher Natur sowie die Wanderungen und Wandelungen mit lieben, anziehenden und geistreichen Menschen uns für sich gewonnen und draußen gefesselt haben mögen: wir gedenken deß allen mit hoher und dankbarer Freude und wir halten diese Erinnerungen auch fest in treuem Gedächtniß; aber mit dem Zauber der Häuslichkeit und der in dem „Daheim" liegenden Gemüthlichkeit haben die Genüsse selbst, da wir draußen waren, sich nicht umkleiden können, und nun vermögen auch jene Erinnerungen das Bewußtsein dieses Zaubers nicht zu schwächen oder gar zu verwischen. Im Gegentheil — dieser Zauber weiß wie mit neuen Banden uns zu fesseln; er ist uns wie ein Freund, den wir lange entbehrt hatten und den wir wiedergefunden; er umfängt uns gleich einer „schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins".

Während wir noch draußen waren, ließ eine gewisse Unruhe des äußern Lebens in den mancherlei Wünschen, Hoffnungen und Bestrebungen nach dem Neuen, das wir suchten, eine oft unbehagliche Stimmung über das, was uns dabei nicht nach Wunsch gelang und worin wir uns täuschten, über gewisse Zumuthungen und Ansprüche, die an uns herantraten und denen wir nur mit Ueberwindung und Selbstbeherrschung entgehen konnten, wol auch der Eigennutz, dem wir da begegneten und der nun einmal unsere praktische Zeit beherrscht, — dies alles ließ es nur selten oder gar nicht zu einer friedlichen Uebereinstimmung unserer Gefühle und Empfindungen mit der Außenwelt kommen, und zwar um so weniger, je mehr wir uns, vielleicht nicht immer in klarer Erkenntniß unserer selbst, nach einem andern Zustand, nach einer gewissen schönen, freundlichen Gewohnheit unsers Daseins geradezu — sehnten. Müßten wir selbst als Gegenstand dieser Sehnsucht die Bequemlichkeit der Häuslichkeit bezeichnen: wir ließen es uns gern gefallen; denn neben oder hinter dieser Häuslichkeit steht zugleich — das Behagliche und die Gemüthlichkeit des „Daheim" und des häuslichen Herdes.

Wir wissen nicht, ob auch andere diese unsere Gefühle und Empfindungen theilen und unsere Ansichten für gerechtfertigt ansehen, zumal wir nicht wissen können, welche Erfahrungen sie selbst gemacht haben. Auch sollte dies alles hier nur gleichsam die Einleitung zu dem sein, was wir aus den thüringischen Bädern den Lesern mitzutheilen beabsichtigen.

Auch im gegenwärtigen Jahre ist Thüringen wieder viel besucht worden, theils von sogenannten Touristen, die, gleich Zug- und Wandervögeln, oft auch nur wie im Fluge und in Parforcetouren, auf verschiedenen Wegen das Land durchwandern, ohne sich gerade irgendwo auf längere Zeit niederzulassen, theils von solchen, die vielleicht auf Wochen — aus verschiedenen Gründen und zu mancherlei Zwecken — zu einer Badecur oder als sogenannte Luftschnapper (wie sie sich selbst gern nennen) einen bestimmten Aufenthaltsort sich auswählen. Für manche Reisende der erstern Gattung ist wol die alljährlich zur Frühlingszeit — gleichsam mit den Schwalben — sich einstellende Reiseliteratur à la Bädeker im einzelnen nicht selten maßgebend, und wenigstens haben wir selbst den erst in diesem Frühjahr im Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen erschienenen „Wegweiser durch Thüringen, von M. Anding und A. Radefeld" in den Händen mancher jener Touristen zu bemerken Gelegenheit gehabt. Hatte nun auch die unfreundliche und veränderliche Witterung des diesjährigen Frühlings, die mit einer gewissen Hartnäckigkeit die winterlichen Launen des April sogar bis in die Sommermonate hinüberspielen und sie auch da zur Geltung und zu einer Art von Herrschaft bringen zu wollen schien, in den Monaten Mai und Juni die Reisenden weniger zahlreich auch nach Thüringen kommen lassen, so änderte sich dies doch bald, da man keine Zeit mehr versäumen zu dürfen und nicht länger warten zu können meinte. War doch schon der längste Tag des Jahres vorüber, und für viele war nun jedenfalls die Zeit gekommen — zu reisen à tout prix!

Erst waren es die Schulferien, dann die Gerichtsferien in einzelnen der um- und naheliegenden Staaten, die dazu die nächste Veranlassung gaben, und andere, die das ganze Jahr hindurch ihre Ferien haben oder sie sich aus höhern Rücksichten nehmen müssen, suchten Thüringen zu Vergnügungsreisen oder zu Badecuren sich aus. Die thüringischen Bäder waren auch diesmal im Juli und August vielbesucht

und die Gäste fanden sich aus der Nähe und aus der Ferne oft so zahlreich an einzelnen Punkten und für längere Zeit ein, daß das nöthige Unterkommen nicht zu finden war. An der Bequemlichkeit mochte es für manchen auch ohnedies nur gar zu häufig fehlen und auch auf Entbehrungen der gewöhnlichsten Art mußte man sich vielfach gefaßt machen. Dazu sind an manchen Orten die Zustände und Anstalten noch gar zu primitiver Art und in halb paradiesischer, halb patriarchalischer Unschuld. Einzelne thüringische Bäder haben es sich zwar besonders angelegen sein lassen, je länger je mehr für Befriedigung eines gewissen Comforts übertriebene Sorge zu tragen, aber die Fremden müssen auch dafür um so mehr zahlen. Man hat in diesem Betracht andern ältern Badeanstalten vieles glücklich abgelernt, und man hat sich an einigen jener Punkte — wissentlich und absichtlich oder auch wol unwillkürlich — ein Finanzsystem für die Behandlung der Fremden, namentlich der Badegäste, zurechtgemacht, wobei es unentschieden bleibt, ob und inwiefern man sich auch seiner Pflichten ebenso klar bewußt ist als seiner Rechte, die man gegen die Fremden geltend macht. Man hält sich dazu um so mehr für berechtigt, als man auf seine Zinsen kommen will und es — ja nur einige Monate dauert. Die Eigenmächtigkeit der Willkür und der Egoismus des Eigennutzes gehen dort häufig Hand in Hand und machen sich in der auffallendsten Weise bemerkbar, indem sie mit einer Art naiver Consequenz ihre Polypenarme nach den Beuteln der Fremden ausstrecken und diese unter den mannichfaltigsten Formen für sich auszubeuten verstehen, auch dabei über die Grenzen des Erlaubten nicht selten hinausgehen. Wol kann man da zu Zeiten meinen, an den Rhein oder nach der Schweiz — mit den dortigen englischen Preisen — versetzt zu sein, und das „Tel est notre bon plaisir!“ kommt dabei ebenso sehr zur Geltung, als es nicht an dringenden Veranlassungen fehlt, welche den Reisenden an Schiller's „tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt“, erinnern. Das vielfach erleichterte Reisen hat die Verhältnisse daheim und draußen vielfach geändert und umgestaltet, und es sind dadurch Interessen rege geworden, deren Befriedigung man suchen lernt und die man als ein offenbares Recht betrachtet, — oft ohne ein klares, namentlich sittliches Bewußtsein, das gewissenhaft den fremden wie den eigenen Rücksichten gerecht wird. Man kann in der That nicht ohne tiefen Schmerz bemerken, wie unter dem Einflusse des vermehrten Fremdenbesuchs die Natürlichkeit, Einfachheit und Treuherzigkeit des thüringischen Volkscharakters in einzelnen Klassen der Gesellschaft nach verschiedenen Seiten hin immer mehr verschwindet und bereits an natürwüchsiger Ursprünglichkeit und harmloser Naivetät bedeutend verloren hat. Auch die treuherzige Freundlichkeit, die der Fremde wol früher in den Gasthäusern antraf, macht einem vornehmen, berechnenden Wesen Platz, und die gute alte Sitte schwindet unter den Einflüssen des modernen Lebens und mancherlei falscher Culturäußerungen auch in den Bergen Thüringens sichtlich dahin, und in fast ähnlicher Weise, wie dies auf der Insel Helgoland geschehen ist; aber niemand wird zu sagen wagen, daß es so sein müsse und nicht anders sein könne! In anderer Beziehung herrscht dagegen dort, auch Fremden gegenüber, besonders in Betreff ihrer Ansprüche und gerechten Wünsche, eine große Gleichgültigkeit, und es gibt sich für gewisse Verhältnisse auch in manchen Kreisen des öffentlichen Lebens eine Zähigkeit kund, mit der man an althergebrachten und durch Gewohnheit gleichsam gerechtfertigten Einrichtungen hängt, die durch ihre Unbequemlichkeit und die damit verbundenen Uebelstände dem Reisenden geradezu lästig sind. Obenan in diesem Betracht stehen die Thurn und Taxis'schen Posteinrichtungen, namentlich die Postwagen.

Dichter-Aerzte.

Apollo, der Gott des Gesangs, der zugleich ein so grimmer Gott war, daß er das Heer der Griechen vor Troja mit seinen Pestpfeilen vernichten wollte, rettete seinen Sohn Aesculap aus den Flammen und gab ihn der Welt versöhnt als Heilgott. Im alten Aegypten waren beide, der Heilgott und der Gott der Poesie — alles Wissen war damals noch Poesie — in der einen großen Gestalt des Theut-Hermes wie im alten China in Mandschughoscha verschmolzen. Mit der Zeit trennte sich die Wissenschaft und also auch die Heilkunde von der Poesie und ward immer trockener und geistloser zugleich. Die poetischen Hälmchen, die hier und da zwischen dem trockenen Scholasticismus aufsprießten, sahen doch gar zu erbärmlich aus — wie Schatten an der weißen Kalkwand aus der fernen uralten Zauberlaterne. Endlich kam aber doch wieder die Poesie zu ihrem Recht auch in der Medicin, und zwar mit dem vielgeschmähten Paracelsus. Roh und formlos zwar trat sie auf mit ihrem großen Jünger — gigantisch fast, daß die Zeitgenossen vor dieser Naturpoesie in der Arzneiheilkunde erschraken. Paracelsus hat die Poesie für seine Wissenschaft wach gerufen.

Peter Severin von Ribe in Schleswig — ein Jahr nach Paracelsus' Tode geboren, mit zwanzig Jahren schon Professor der Poesie in Kopenhagen, zuletzt königlicher Leibarzt bis 1602 — Peter Severin war es, der die Musik zu dem Texte seines großen Meisters schrieb, der Baco von Verulam zu dem Seufzer hinreißt: „O Paracelsus, um den Einen von allen deinen Anhängern beneide ich dich, um Petrus Severinus! Gesang und Melodie hat er in deine eselhafte Roheit gebracht und deine gehässigen Lügen in reizende Fabeln verwandelt!“ Das lateinische Wortgeklapper dichterischer Aerzte aus der Zeit vorher verliert sich von jetzt ab mehr und mehr, andere Stimmen werden laut, die mit den Tönen der neugewonnenen Natur um die Wette klingen und singen, und wir freuen uns, in einem Werkchen von Dr. Rafael Finkenstein: „Dichter und Aerzte“ (Breslau, Maruschke und Berendt, 1864), einer schö-

nen Auswahl zu begegnen. Der Verfasser gibt sie lateinisch und in gelungener Uebersetzung jedem verständlich. Der Dichter-Aerzte der Neuzeit erwähnt er nur kurz — eines Justinus Kerner, Kortüm („Jobsiade"), der noch lebenden Wolfgang Müller von Königswinter, Alfred Meißner, Hermann Lingg, Max Ring, Woldemar Nürnberger (Solitaire) u. s. w.; desto eingehender behandelt er die vorangehenden Jahrhunderte. Größere Auszüge müssen wir uns versagen, aber einzelne Strophen mögen zum Schluß hier Platz finden:

Vermag die Kunst denn nicht noch mehr zu leisten,
Als was Hippokrates einst hat vollbracht?
Soll niemand mehr zu fordern sich erdreisten,
Weil die Gewohnheit uns zu Sklaven macht?
Wollt ihr nur immer bei dem Alten bleiben,
Habt ihr den Tod euch selber zuzuschreiben.
(Von Valentini, Herausgeber des „Helmont".)

Offenbar in ganz paracelsischem Sinne geschrieben, dessen Geist nun einmal lebendig gemacht hatte, sowol seine Gegner wie seine Anhänger, deren einer Bollinger an Croll (gest. 1609) in einem längern Gedicht, auch von historischem Interesse, singt:

Göttlicher Herrscher in solcher Kunst war auch Paracelsus,
Wie Jahrhunderte nicht je einen gleichen gesehn.

Zum Schluß von **Euricius Cordus**, dessen Todesjahr beiläufig S. 82 falsch mit 1535 angegeben, S. 163 aber richtig 1578, dem Freund von Eoban Hesse:

Drei Gesichter hat der Arzt. Kommt er auf Verlangen,
Heißt man einen Engel ihn — hilft er, einen Gott.
Will er aber nach der Cur seinen Lohn empfangen,
Sieht er wie der Teufel aus und empfängt nur Spott.

Auf dem Mittelländischen Meere.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion.

II.

Th. K. — Als wir alle glücklich das Dampfschiff „Cazique" bestiegen hatten, bestand unser erstes Geschäft am Bord in — einer Mahlzeit, indem wir durch die Einschiffung vor 5 Uhr abends ein Recht auf die Schiffsrationen für den Tag erlangten; und obgleich es wol manchem lieber gewesen wäre, erst noch einige Stunden am Lande zu bleiben und dort in Ruhe zu essen und zu trinken, so blieben diese doch in der Minderheit gegen solche, denen die wirklich gute Kost, und namentlich Wein und Cognac, an Bord der französischen Kriegsschiffe höher galt als alle Bequemlichkeitsrücksichten. In Trupps zu je zehn Mann getheilt, war die Mannschaft bald an Deck geordnet. Zwei Mann einer jeden dieser Escouaden gingen dann zur Küche und nahmen der eine Gemüse und Fleisch, der andere Brot und Wein in Empfang. Die Fleischrationen wurden sodann mit minutiöser Genauigkeit vertheilt, desgleichen Wein und Brot. Dann kauerten sich zehn Mann rings um die große hölzerne Mulde, in der die Hülsenfrüchte sich befanden, und es entstand ein Wettkampf im Essen.

Gegen 10 Uhr abends wurden die Anker gelichtet. Ein Kanonenschuß donnerte über die weit sich streckende Bucht von Stora dahin und hinaus ging's in die dunkle Nacht, zuerst gegen Norden, dann in westlicher Richtung. Die Nacht war herrlich; ruhig lag das Meer um uns her, kaum hin und wieder durch ein leichtes Kräuseln bewegt; die in außergewöhnlicher Helle glänzenden Sterne erzeugten eine Art Zwielicht und hinderten in nichts die Beobachtung des phosphoreseirenden Leuchtens, das sich deutlich auf den Kämmen der Wogen bemerklich machte, die von der Umdrehung der Schaufelräder erzeugt wurden, doch bald sich wieder in der weiten ebenen Meeresfläche verloren. Ich blieb die ganze Nacht an Deck und legte mich erst gegen Morgen, nur in eine große wollene Decke gehüllt und einen Tornister als Kopfkissen benutzend, zum Schlaf unter einer Kanone nieder.

Gegen 6 Uhr erwachte ich infolge der Arbeiten der Seeleute, welche mit Ausspannung eines großen Segeltuchs über das Verdeck beschäftigt waren, um die Mannschaft gegen die glühenden Strahlen einer fast tropischen Sonne zu schützen. Sodann begann das täglich wiederholte Waschen des Schiffs. Während all dieser Arbeiten hatte ich mich auf das Bollwerk gesetzt und dem Spiel der Springfische (cochons de mer) zugeschaut, deren graziöse Windungen und beträchtliche Sprünge mich immer angenehm unterhielten. Eine beträchtliche Zahl derselben tummelte sich an der den Sonnenstrahlen weniger ausgesetzten Seite des Schiffs, dessen Schnelligkeit sie bei weitem übertreffen, mit dessen Lauf sie jedoch absichtlich Schritt zu halten schienen. Der Fisch, dessen glatte Haut, von der Sonne beschienen, in allen möglichen Farben glitzert, ist etwa 8 — 10 Fuß lang, braun am Rücken und blau am Bauche. Ich habe ihn nie anderswo als nur im Mittelländischen Meere angetroffen.

Nachdem die verschiedenen Reinigungsprocesse beendigt waren, ging's zum Frühstück, das aus starkem schwarzen Kaffee mit Zucker, einem tüchtigen Glase vorzüglichen Cognacs und Schiffszwieback bestand. Meine Freunde, die Springfische, waren, als ich nach beendigtem Frühstück meinen Observationspunkt wieder einnahm, vollständig verschwunden. Sobald die Sonne hoch steht, ziehen sie sich in die Tiefe zurück, aus der sie nur in den Abend- und Frühstunden an die Oberfläche kommen und im Spiel sich ergötzen. Das Erscheinen eines requin (Haifisch) jedoch sprengt die muntere und lustige Brut im Nu auseinander. Wir blieben der Küste den ganzen Tag hindurch nahe und entfernten uns selten so weit von ihr, daß ein Unterscheiden der einzelnen Objecte am Ufer unmöglich ward. Gegen Mittag liefen wir den Hafen von Dellys an, hatten jedoch nur einen sehr kurzen Aufenthalt. Dann ging's wieder westwärts weiter. Im Laufe der Nacht, die ich für diesmal zum größern Theil schlafend verbrachte, erreichten wir

Djidjelly, das wir, als die Sonne ſich erhob, noch in grauer Ferne unterſcheiden konnten. Mit dem Morgen kam auch eine friſche, belebende Briſe; da ſie unſerer Richtung günſtig, ließ der Commandant Segel ſetzen. Die große Schnelligkeit der Fahrt ließ ſich deutlich an dem ſehr nahen Ufer erkennen. Lange lehnte ich mich über das Bollwerk hinaus und beobachtete die über alle Begriffe klare und tiefblaue Flut. Stundenlang kann man dieſes einzig ſchöne Schauſpiel betrachten, ohne ſeiner überdrüſſig zu werden. Mitunter konnte ich deutlich Korallenriffe in der Tiefe entdecken; dann war wieder nichts zu ſehen als die blaue Waſſermaſſe. Ich habe an ſehr trüben und bewölkten Tagen das Waſſer des Mittelländiſchen Meeres ebenſo trübe und grau geſehen, als der Himmel über ihm war. Die Anſicht vieler Reiſenden daher, daß das Waſſer deſſelben an ſich dieſe ſchöne blaue Farbe — in der Maſſe natürlich — beſitze, zerfällt vor dieſer Beobachtung; auch der Meeresgrund hat nichts damit gemein, ſondern die überaus ſchöne Bläue des Waſſers iſt nichts als die durch die Sonne erzeugte Abſpiegelung des tiefblauen Himmels.

Gegen 11 Uhr endlich umkreiſten wir das letzte Vorgebirge und nun lag Algier in ſeiner ganz unvergleichlich ſchönen Situation vor uns. Amphitheatraliſch aus der großen Bai, an deren nordweſtlichſtem Horn ſie liegt, bis zu einer ziemlich bedeutenden Höhe über dem Waſſerſpiegel ſich erhebend, markiren ſich die blendend weißen Häuſer der Stadt ſcharf in dem ſie umgebenden Grün, das leicht, ſelbſt aus der Ferne, die verſchiedenen Schattirungen der ſüdlichen Vegetation erkennen läßt. Und ziemlich die ganze Ausdehnung der Bucht, welche nahe an 15 Kilometer beträgt, zeigt das Ufer eine faſt ununterbrochene Reihe weißer Villen und Sommerhäuſer, die Perlen gleich aus dem üppigen Grün hervorſchauen und endlich gegen Oſten durch die in den Annalen der Kabylenkämpfe berühmt gewordene Maison carrée einen Schlußpunkt erhalten. Theils hart am Strande, theils höher und höher hinauf in die Berge ziehen ſich dieſe reizenden Landhäuſer hin, ein jedes derſelben inmitten der reichſten Gartenanlagen und der vollſten, üppigſten Vegetation.

Der Anblick der Stadt Algier, wenn man ſich ihr von der See aus nähert, iſt überraſchend ſchön, ſchöner ſelbſt als das vielgeprieſene Panorama von Konſtantinopel.

Um 1 Uhr hatten wir uns endlich durch eine Legion von Kriegs- und Handelsſchiffen unſern Weg in den Außenhafen gebahnt und bald langten denn auch die plumpen, großen Boote an, uns ans Land zu bringen. Nun durchzogen wir die Stadt ihrer ganzen Länge nach, und zwar zu den Klängen unſerer Trommeln und Hörner: denn die franzöſiſchen Regimenter der Garniſon in Algier waren entweder nicht von unſerer Ankunft unterrichtet oder hielten es nicht der Mühe werth, uns ſo viel Aufmerkſamkeit zu erweiſen und uns eins ihrer Muſikcorps zu ſchicken.

Wer in Algier eine orientaliſche Stadt zu ſehen erwartet, der irrt ſehr, oder er müßte denn bis zu dem höchſten Gipfel des Vorgebirgs, an dem die Stadt liegt, hinaufklimmen; dort mag er hier und da noch eine alte, den franzöſiſchen Kugeln oder dem Werke der modernen Verſchönerungs-Zerſtörung Trotz bietende arabiſche oder mauriſche Hütte ſehen. Doch, auf mein Wort, der Reiſende verliert nichts durch dieſen Verluſt! Algier, wie es heute ausſieht, iſt in jeder Hinſicht, in äſthetiſcher wie praktiſcher, bei weitem dem Algier von 1830 vorzuziehen. Selbſt die Kasba, das feſte Schloß der Deis, iſt moderniſirt. Dort befinden ſich prächtige, geräumige Kaſernen, deren Bewohner einer Ausſicht genießen, wie ſie ſchöner in der weiten Welt nicht zu denken iſt; auch das große Central-Militärhoſpital iſt dort etablirt. Die Unterſtructuren und der eigentliche, wirkliche Reſidenzpalaſt der Deis ſind alles, was von der alten mauriſchen Herrlichkeit noch exiſtirt. Das Innere der Stadt gleicht vollkommen dem einer jeden andern im ſüdlichen Frankreich, nur mit dem Unterſchied, daß die Straßen eine ſich über der andern erheben. Vom Hafenthor aus faſt ohne Unterbrechung bergan marſchirend, paſſirten wir die Straße Bab-Azoun, welche als die Hauptſtraße Algiers betrachtet werden mag, kamen dann auf den ſehr ſtattlichen Gouvernementsplatz, auf dem die Reiterſtatue des Herzogs von Orleans ſich in gigantiſchen Formen erhebt und deſſen eine offene Seite einen weiten Ueberblick über Hafen, Bai und Meer geſtattet, und lenkten, immer ſüdlich marſchirend, endlich nach dem Opernplatz ein, deſſen Zierde ein architektoniſches Meiſterwerk, das kaiſerliche Theater iſt, in welchem in den zwei bis drei Wintermonaten eine Geſellſchaft erſten Ranges aus Paris ſpielt. Von hier bis zum Thore Muſtafa, wo wir die ſehr ſtarken Befeſtigungswerke der Stadt nach der Landſeite hin paſſirten, waren nur etwa tauſend Schritte. Gleich rechts vor dem Thore, auf der ſogenannten Plaine de Mustapha, ſchlugen wir mit unſern kleinen Marſchzelten Lager.

Noch vor 7 Uhr abends ſchwelgte ich bereits in den Fluten. Nichts Schöneres iſt für Liebhaber vom Baden denkbar als ein Bad in der Bai von Algier. In den neun Tagen, die wir dort auf der Bärenhaut zubrachten, habe ich mir die Nachbarſchaft dieſer prächtigen Seebäder ordentlich zu Nutze gemacht.

Auch in deutſchem, das heißt dort von deutſchen Brauern gebrautem Bier labte ich mich; ſo auch war friſche Butter auf dem Frühmarkt in Algier ein Genuß für mich, den ich ſeit Deutſchland nicht mehr gehabt. Deutſche Coloniſtenfrauen brachten ſie dort zu Markt und machten brillante Geſchäfte.

Nach einem Aufenthalt von neun vollen Tagen ſtiegen wir wieder an Bord, um nach Oran zu dampfen. Von den Erlebniſſen dieſer vielfach anziehenden Fahrt erzähle ich dem freundlichen Leſer vielleicht ein andermal.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 39.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich. II. — Gräfin Dora d'Istria. Von S. Auguſtin. — Nordöſtlich. Von Friedrich Lampert. II. — Eine Luftreiſe. Skizze von Heinrich Asmus. — Briefe an Ludwig Tieck. II. — Beiblatt: Unſere Nahrungsmittel. — Aus den thüringiſchen Bädern. II. — Deutſche Luſtſpiele.

Im Pfarrhauſe.

Erzählung von Fr. Friedrich.

II.

Der Pfarrer Siebert war ein eigenthümlicher Mann. Die Grundzüge ſeines Charakters waren Gutmüthigkeit und Rechtſchaffenheit, daneben hatten ſich aber eine Menge kleinerer und größerer Schwächen angeſetzt. Von Jugend auf hatte er ſich nur dem Studium der Theologie ergeben und alles andere Wiſſen vernachläſſigt und ausgeſchloſſen, weil er es für unnütz hielt. Dadurch war ſeine ganze Geiſtesrichtung eine durchaus einſeitige und beſchränkte geworden, und weil er von den andern Richtungen nichts verſtand, glaubte er über denſelben erhaben zu ſein.

Nachdem er ſtudirt hatte, war er Hauslehrer geworden und hatte dann ſchon nach wenigen Jahren durch Vermittelung des Barons dieſe gute Pfarre erhalten, das Leben in ſeinen mannichfaltigen Verhältniſſen und Geſtalten hatte er nicht kennen gelernt, ſein Blick war nie über ſein Berufsgebiet hinausgeſchweift; er war ein ganz tüchtiger Theolog, aber durchaus fremd auf allen andern Gebieten des Wiſſens und der Wiſſenſchaft.

Dies alles hatte dazu beigetragen, ihn mit Stolz und übertriebenem Selbſtbewußtſein zu erfüllen; glaubte er doch ſchon durch ſeine Stellung als Geiſtlicher über allen andern Menſchen zu ſtehen. Dazu kam noch, daß ſeine Frau ihn verwöhnt hatte und ihm faſt nie zu widerſprechen wagte.

Aus dieſem Stolz und Selbſtbewußtſein gingen faſt alle ſeine andern kleinen Schwächen hervor. Sie würden unerträglich geweſen ſein, hätten ihnen ſeine Gutmüthigkeit und Rechtſchaffenheit nicht faſt immer das Gleichgewicht gehalten. So war es gekommen, daß er in der ganzen Gegend, und namentlich in ſeiner Gemeinde, hochgeachtet daſtand, aber doch nicht recht geliebt wurde.

Während er noch an der Seite ſeiner Frau im Garten auf- und abſchritt, ſchallte plötzlich der Klang eines Poſthorns das Dorf herauf und das ſchnelle Rollen eines Wagens wurde hörbar.

„Was iſt das?“ fragte Siebert erſtaunt.

„Am Ende der junge Baron!“ rief die Frau erſchreckt. „Mein Gott, ich habe die Gardinen noch nicht aufgeſteckt, das Bett liegt noch auf dem Hofe, das Zimmer iſt noch nicht getrocknet! Wir haben ihn ja erſt am Abend erwartet!“

„Du biſt eine Närrin!“ erwiderte Siebert, indem er haſtig dem Hauſe zuſchritt. „Der kommt

nicht mit Extrapoſt. Wenn man eine Strafe antritt, thut man es mit Zagen und Schüchternheit!"

„Wer kann es ſonſt ſein?" warf die Frau Pfarrerin ein.

„Das werden wir ja ſehen, wenn der Beſuch anders für uns beſtimmt iſt", gab der Pfarrer mit größter äußerer Ruhe zur Antwort. Er war indeß nicht ſo ruhig, das verriethen ſchon ſeine haſtigen Schritte, und wenn in einem einſamen Dorfe der Klang eines Poſthorns erſchallt und der Herr Pfarrer ſchneller als gewöhnlich geht, dann muß es etwas Außerordentliches geben.

Siebert trat gerade auf den Hof, als von der andern Seite ein Wagen auf denſelben fuhr. Der Poſtillon ſaß auf dem Rückſitz, während ein junger Mann auf dem Bock die Pferde lenkte. Mitten auf dem Hofe hielt er ſtill und blickte neugierig umher.

„Alſo hier", ſprach er halb zu ſich ſelbſt.

Der Pfarrer trat heran, zögernd, verlegen. Auch er war jetzt zu der Ueberzeugung gelangt, daß er den jungen Baron vor ſich habe, und deſſen Auftreten hatte ihn etwas außer Faſſung gebracht.

„Wen habe ich das Vergnügen?" fragte er.

„Ah, Sie ſind der Herr Pfarrer!" rief der junge Mann, der niemand anders war als Hugo. „Mein Name iſt Schmölln".

„Seien Sie willkommen hier", fuhr Siebert fort. Er wollte einige von den ernſten Worten hinzufügen, welche er ſich vorher überlegt hatte, allein Hugo's Auftreten, die Anweſenheit des Poſtillons, der ſchnell aus dem Wagen geſprungen war, um dem vornehmen Herrn beim Herabſteigen vom Bocke behülflich zu ſein — das alles machte ihn unſicher und genirte ihn und er ſprach nur: „Bitte, wollen Sie nicht abſteigen?"

„Ich will mir erſt die Umgebung hier anſehen", erwiderte Hugo durchaus unbefangen, und ließ ſeinen Blick über den Hof, das Haus und den nahen Garten ſchweifen. Dann ſprang er vom Bock und gab dem Poſtillon einen Thaler.

„So, da bin ich, Herr Paſtor!" rief er und trat auf Siebert zu.

Dieſer hatte ſeine volle Faſſung noch immer nicht wieder erlangt. Er war ärgerlich über ſich ſelbſt und vermochte ſich doch nicht zu beherrſchen.

„Ich hatte Sie erſt heute Abend erwartet", prach er — „den Brief Ihres Herrn Vaters habe ich erſt vor einigen Tagen erhalten — es waren mehrfache Vorkehrungen zu treffen — Ihr Zimmer iſt noch nicht ganz in Ordnung — allein ich werde Sorge tragen, daß es in kürzeſter Zeit — bitte, wollen Sie nicht ſo lange in mein Zimmer eintreten?"

„Ja, ich bin einige Stunden früher gekommen, weil ich ſelbſt gefahren habe", entgegnete Hugo. „Uebereilen Sie ſich mit meinem Zimmer nicht! Ich habe die Gegend beim Durchfahren hübſcher gefunden, als ich mir vorgeſtellt hatte, und werde ſie mir ſo lange anſehen. Meine Sachen werden nachkommen, wollen Sie dieſelben nur auf mein Zimmer ſchaffen laſſen!"

Der Pfarrer blickte ſo überraſcht, als ob er ſich verhört habe.

„Jetzt — jetzt wollen Sie ſpazieren gehen?" fragte er. Er hielt einen ſolchen Einfall für etwas ganz Unerhörtes, wie es ihm auf ſeinem ganzen Lebenspfade noch nicht begegnet war.

„Gewiß! Es wird ein ſehr ſchöner Abend werden", entgegnete Hugo. „Ich liebe die Frühlingsabende."

„Ohne eine Erfriſchung zu ſich genommen zu haben?" fuhr Siebert fort.

„Ich habe unterwegs ſpät zu Mittag geſpeiſt."

„Und ohne mein Haus vorher betreten zu haben?" fragte Siebert, der ſich über Hugo's Abſicht noch immer nicht zufrieden geben konnte.

„Ich werde ja ein ganzes Jahr darin bleiben", bemerkte Hugo. „Alſo auf Wiederſehen, Herr Paſtor!"

Die Frau Paſtorin, welche in größter Eile ihre Staatsmütze aufgeſetzt hatte, erſchien mit gerötheten Wangen in der Hausthür. Hugo grüßte ſie und verließ langſam den Hof.

Siebert ſtand noch immer regungslos da und blickte ihm nach. Und wenn die mächtigen Lindenbäume auf dem nahen Kirchhof ſammt dem Thurm in dieſem Augenblick luſtig zu tanzen angefangen hätten, wenn Adam und Eva vor ihn hingetreten wären — das alles hätte ihn nicht in größeres Erſtaunen verſetzt als das erſte Auftreten des jungen Barons.

Seine Frau, die den ganzen Vorgang noch nicht begriff, trat an ihn heran und fragte: „Aber wohin geht er denn?"

Siebert blickte auf.

„Spazieren geht er!" rief er; „ſpazieren, um ſich die Gegend anzuſehen!"

„Du ſcherzeſt, Eduard!" warf die Frau ein.

Siebert blickte ſie unwillig, ärgerlich an.

„Ich — ich ſcherze nie!" rief er heftig, verließ den Hof und trat in den Garten, den er mit haſtigen Schritten durchmaß.

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an der Frau Pfarrerin. Der junge Baron ging spazieren, nachdem er kaum angekommen war und noch nicht einmal das Haus betreten hatte; ihr Mann that dasselbe im Garten und war heftig, ärgerlich, ohne daß sie wußte weshalb. Sie besaß die Fähigkeit, Vermuthungen aufzustellen, welche bisweilen das Wahre trafen; sie hatte schon manches in ihrem Leben errathen — diesmal ließ sie ihre Fähigkeit völlig im Stich. Sie begriff nichts von dem allen. Kopfschüttelnd trat sie wieder in das Haus, um das Zimmer für den jungen Baron einzurichten.

Während dieses ganzen Vorfalls auf dem Hofe hatte ein frischer, lockiger Mädchenkopf neugierig und schüchtern aus einem Erkerstübchen hinter dem Vorhange hervorgeschaut. Er hatte alles gesehen und auch von den Worten war ihm keins entgangen. Sie schienen einen eigenthümlichen Eindruck hervorgebracht zu haben, denn mit einem schelmischen Lächeln verschwand der Kopf hinter dem Vorhang, als die Frau Pastorin ins Haus getreten war.

Der Lockenkopf gehörte einem kaum achtzehnjährigen Mädchen. Es war eine reizende Erscheinung, wie sie dastand, das Lächeln noch auf ihrem Antlitz. Ihre Farben waren so frisch und rosig, als wäre sie mit Blumen und Büschen im Walde aufgewachsen. Natürliche, dunkelkastanienbraune Locken fielen ihr bis in den Nacken herab, zwar etwas unordentlich und wild — das gab ihr aber ein durchaus ungezwungenes Aussehen. Dieselbe Farbe wie das Haar hatten die großen Augen, welche mit einem schwärmerischen Ernst blicken konnten, gewöhnlich aber übermüthig lustig in die Welt hineinschauten.

Die ganze Gestalt des Mädchens war mittelgroß und schlank gewachsen, doch nicht ohne jene echt weibliche und schöne Abrundung der Glieder. Hände und Füße waren klein und zierlich.

Niemand hätte in dem stillen Pfarrhause ein so frisches, herrliches Mädchengesicht gesucht und noch weniger würde irgendjemand, der es nicht wußte, auf den Gedanken gekommen sein, daß Gertrud — so hieß das junge Mädchen — die Tochter des Pfarrers war. Weder ihrem Vater noch ihrer Mutter sah sie im geringsten ähnlich.

Von dem langgezogenen, steifen Gesicht Siebert's war in den Zügen Gertrud's auch nicht die geringste Spur zu finden, und ebenso wenig glich sie ihrer Mutter, die zwar ein treffliches Herz besaß, aber selbst in ihren besten Jahren nicht den leisesten Anspruch auf Schönheit gehabt hatte. Sogar ihr eigener Mann hatte das nie gefunden, obschon er durchaus glücklich mit ihr lebte.

Es war und blieb ein Räthsel, wie Siebert zu dieser Tochter gekommen war, wenn man nicht zugeben wollte, daß auch die Natur sich vergreifen könne.

Gertrud war das einzige Kind geblieben und beide Aeltern hingen deshalb mit der zärtlichsten Liebe an ihr. Sie war ihr Stolz und ihr Glück.

Als sie noch ein Kind gewesen war, hatte Siebert versucht, sie ganz in seiner steifen, pedantischen, einseitig beschränkten Denkweise zu einer echten, stillen Pastorentochter zu erziehen; allein Gertrud hatte sich schon frühzeitig über seine Versuche und die ganze Denkweise ihrer Aeltern emporgeschwungen. Ihr Geist hatte seinen eigenen Weg eingeschlagen. Wild, übermüthig lustig, hatte sie stets den Kopf voll toller Streiche gehabt.

Oft zwar hatte ihr Vater den seinigen über sie geschüttelt, und doch hatte er dem lustigen, hübschen Kinde nicht böse sein können. So streng und hart er andern gegenüber sein konnte, gegen sie war er stets schwach gewesen. Sie schlug einmal nicht in seine Art, was sollte er dagegen machen?

Sie hatte alles fast spielend gelernt, das meiste indeß, und darunter dasjenige, worauf ihr Vater das größte Gewicht gelegt hatte, auch nur wie ein Spiel betrachtet. Nur das, wozu sie wirklich Lust hatte, vermochte sie mit fortgesetztem Eifer zu betreiben. Sie malte ganz hübsch, ohne je Unterricht im Malen genossen zu haben; sie dichtete, und nur die Meisterwerke unserer Dichtungen hatten ihr zum Vorbilde gedient. In der Brust ihres Vaters schlummerte nicht der kleinste poetische Funken, und selbst bei dem einfachsten Versuch würde er sie nicht haben unterweisen können. Das alles hatte sie nur durch sich selbst gelernt, und es war zu bedauern, daß ihre unbestreitbaren Fähigkeiten nicht gehörig unterstützt und entwickelt waren.

Auch sie liebte ihre Aeltern mit ganzer Innigkeit, und dennoch mußte sie über das erstaunte Gesicht ihres Vaters lachen, mit dem er dem jungen Baron nachgeblickt hatte. Ein solches Auftreten hatte er nicht erwartet, und er war dadurch in seinem ganzen Benehmen, welches er vorher so genau überlegt und berechnet hatte, irre geworden. Zum ersten mal hatte sie gesehen, daß er die Fassung verloren, und zwar einem jungen

Manne gegenüber, den er ſein ganzes moraliſches Gewicht hatte fühlen laſſen wollen.

Sie hatte Schmölln's Ankunft mit Unwillen entgegengeſehen, denn durch ihn war ſie auf ein Jahr aus ihrem gemüthlichen Zimmer, das er bewohnen ſollte, vertrieben und in dieſes Erkerſtübchen verwieſen. Dann hatte ſie auch nur einen jungen Mann erwartet, der, durch das ausſchweifende, aufreibende Stadtleben blaſirt, ſich von ſeinem Vater ein Jahr lang zur Strafe auf das Land ſchicken ließ. Sie glaubte in ihm einen ſchwachen, erſchlafften, charakterloſen jungen Mann zu finden und hatte nun einen friſchen, originalen Charakter in ihm kennen gelernt. Dadurch war ſie mit einem male für ihn eingenommen, wenn auch ſein Aeußeres, das ſie nur flüchtig geſehen hatte, ihr weniger gefiel.

Ein Jahr lang ſollte er mit ihr unter Einem Dache leben — da mußte zum wenigſten ein friſcheres Leben und Abwechſelung in das ſo ſtille und oft langweilige Pfarrhaus kommen.

Durch den Ruf ihrer Mutter wurde ſie dieſen Gedanken entriſſen, und ſie eilte hinab, bei der Einrichtung des Zimmers für Hugo behülflich zu ſein.

Der Abend war hereingebrochen und Hugo war von ſeinem Spaziergange noch immer nicht zurückgekehrt. Die Frau Paſtorin war ungeduldig, weil das Abendeſſen längſt fertig war und ſie nur zu gut wußte, daß daſſelbe durch langes Stehen an Schmackhaftigkeit verlor. Noch ungeduldiger als ſie ſchritt ihr Mann in dem Wohnzimmer auf und ab.

Er war allein. Seine Frau und Gertrud hatten ſich zurückgezogen, weil ſeine Stimmung nichts weniger als anlockend war. Sie kannten dieſelbe und wußten, daß es das Beſte war, ihn dann allein zu laſſen, bis alles, was in ihm ſtürmte und grollte, bis ſeine in finſtere Falten gezogene Stirn wieder geglättet war.

Er hatte, ſeitdem Hugo fortgegangen war, kaum zwei Worte geſprochen. Aber im Innern ſuchte er nach einem Namen, um Hugo's Auftreten richtig zu bezeichnen. Er fand keinen, welcher ihm ſtark genug war. Die Sachen waren angekommen und auf das Zimmer geſchafft, ſeine Frau hatte alles in größter Eile beſorgt und er kam nicht!

Noch mehr als der Aerger über dies alles peinigte ihn die Ungewißheit über die Art und Weiſe, in der er Hugo gegenübertreten ſollte. Das ſah er ein, daß er ihn nicht mehr wie einen Knaben behandeln konnte, daß er viele Rückſichten nehmen mußte, wozu er keine Luſt hatte. Seiner Frau gegenüber hatte er ſo zuverſichtlich geſprochen, als bedürfe es nur eines Blickes von ihm, und der junge Baron werde ſich fügen und nicht anders zu handeln wagen, als es ihm beliebe. Beſchämt ſtand er ihr gegenüber. Nicht ſich ſelbſt, ſondern dem Auftreten Hugo's bürdete er die Schuld auf.

Es war ſpät, als Hugo endlich heimkehrte. Siebert führte ihn in das Wohnzimmer und ſtellte ihn ſeiner Frau vor. Er ſagte ihm, daß ſie ſchon ſeit mehrern Stunden mit dem Abendeſſen auf ihn gewartet hätte.

„Sie haben gewartet?“ rief Hugo. „Das thut mir leid! Ich hatte vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſich nicht im geringſten geniren möchten. Warten Sie nie mit dem Eſſen auf mich, Herr Paſtor! Ich kann mich nicht an eine beſtimmte Zeit gewöhnen.“

„Eine ſtrenge Ordnung in der ganzen Lebensweiſe iſt aber ſehr nothwendig und nützlich, Herr Baron!“ entgegnete Siebert, um ſeine Würde in den Augen ſeiner Frau wiederherzuſtellen. „Ich habe ſie von Jugend auf befolgt und die beſten Erfahrungen damit gemacht.“

„Das ſind Anſichten, Herr Paſtor!“ warf Hugo leichthin ein, als hätten dieſe Worte auf ihn nicht die geringſte Beziehung. „Sie mögen von Ihrem Standpunkt aus vielleicht nicht ganz unrecht haben, mein Standpunkt iſt es nicht. Ich liebe ſolche ſtrenge Ordnung, die an die Stunde und die Minute gebunden iſt, nicht. Bei Berufsgeſchäften mag ſie nöthig ſein, das will ich gar nicht verkennen, allein ich will das Leben frei und möglichſt ungenirt genießen. Jeder muß leben, wie es ihm am beſten gefällt und ſich mit ſeiner Stellung verträgt!“

Er erhob ſich und bat, ihm ſein Zimmer zu zeigen, weil er von der Reiſe und dem Spaziergange ermüdet ſei.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Gräfin Dora d'Iſtria.

Von S. Auguſtin.

Zu der kleinen Zahl der Frauen unſerer Zeit, welche ſich ein Recht auf die Anerkennung der Nachwelt erwerben dürften, gehört in erſter Reihe die Fürſtin Helene Ghika, bekannter noch unter ihrem Schriftſtellernamen Dora d'Iſtria, eine Frau, die ihre glänzende Begabung dem Dienſte

der Freiheit, Aufklärung und Humanität mit glühendem Eifer widmet.

Helene Ghika iſt einer der vornehmſten und älteſten Familien der Donaufürſtenthümer entſproſſen. Viele ihrer Vorfahren und Verwandten regierten als Hospodare über die Moldau und Walachei. Ihr Vater, Fürſt Michael, bekleidete die Würde eines Banus von Krajowa, ihre Mutter, die Fürſtin Katharine, war die erſte Frau, welche in rumäniſcher Sprache geſchrieben hat. Sie überſetzte und erläuterte ein Werk von Madame Campan, welches in Bukareſt gedruckt und herausgegeben wurde.

Helene war die älteſte von ſechs Geſchwiſtern und erhielt eine vortreffliche Erziehung. Der Vater beſaß eine für ſein Land ungewöhnlich wiſſenſchaftliche Bildung, namentlich gab er ſich mit Vorliebe dem Studium der Philoſophie und der Archäologie hin. Als Groß-Vornik, oder Miniſter, welchen Poſten er bis zum Jahre 1841 bekleidet hatte, war er ziemlich unpopulär geweſen, zum Theil vielleicht, weil er, beherrſcht von jener orientaliſchen Anſchauung, welche die Pflicht des Dieners bis zur eigenen Vernichtung ausdehnt, die Verantwortlichkeit für Maßregeln der Regierung übernahm, die er ſelbſt nicht billigte, theils weil er perſönlich noch nicht gänzlich frei von den deſpotiſchen Anſchauungen war, in welchen man ihn erzogen hatte.

Fürſt Michael war der Sohn eines Bojaren alten Schlages, der wie der Erzvater Jakob inmitten ſeiner zahlreichen Familie lebte und unwiſſend und unbekümmert um die Fortſchritte und die Umgeſtaltung der Dinge und Ideen, unberührt von dem Licht der Civiliſation und Aufklärung den Turban, den Kaftan und den langen Bart des Aſiaten bis zu ſeinem Lebensende trug. Seine Söhne hatten zwar bereits eine Erziehung genoſſen, welche ihnen die Cultur des Abendlandes erſchloß, aber ſie ſträubten ſich noch gegen viele Conſequenzen dieſer Cultur, und erſt ihre Kinder ſollten den letzten Reſt orientaliſcher Vorurtheile gegen die volle Bildung des Abendlandes vertauſchen. Fürſt Michael verließ zu Anfang der vierziger Jahre Bukareſt, um die Erziehung ſeiner Kinder, die bis dahin von griechiſchen Lehrern geleitet worden war, im Auslande zu vollenden und ihnen zugleich jene Unbefangenheit des Urtheils, jenen weiten Geſichtskreis zu geben, den man nur durch den Aufenthalt in verſchiedenen Ländern, durch die Beobachtung verſchiedener Nationalitäten und ihrer Eigenthümlichkeiten gewinnt.

Die Familie hielt ſich längere Zeit in Dresden und Berlin, in Wien und Venedig auf, und der Fürſt trug Sorge, ſeinen Kindern alle Mittel der Bildung und des Wiſſens zugänglich und nutzbar zu machen. Deutſche und franzöſiſche Lehrer erſetzten von jetzt an die griechiſchen.

Helene hatte von früher Kindheit an die glücklichſten Anlagen und einen Wiſſensdurſt gezeigt, dem man volle Befriedigung gewährte. Bald erregte auch in Deutſchland nicht nur ihre ſeltene Schönheit, ſondern auch ihr beinahe univerſelles Wiſſen die allgemeine Aufmerkſamkeit. Neun Sprachen waren ihr geläufig, und als ihr einſt Alexander von Humboldt im Schloſſe zu Potsdam eine ſchwer zu entziffernde altgriechiſche Inſchrift vorlegte, vermochte ſie die Aufgabe, mit der ſich vielleicht mancher Gelehrte umſonſt abgemüht hätte, leicht zu löſen. Daneben trieb ſie Muſik und Malerei und brachte es in dieſer Kunſt zu einer ſolchen Meiſterſchaft, daß 1854 ihren Bildern bei der Ausſtellung in Petersburg die ſilberne Preismedaille zugetheilt wurde. Sie gehörte eben zu jenen Schoskindern des guten Gottes, die alles lernen, alles begreifen und mit Leichtigkeit in Wochen und Monaten den Weg zurücklegen, zu welchem andere weniger bevorzugte Sterbliche jahrelanger Anſtrengung bedürfen. Das hauptſächlichſte Studium des jungen Mädchens jedoch blieb das der Archäologie, der neuern Philoſophie und Geſchichte, und ſie gab ſich demſelben mit ſo bewundernswürdigem Fleiß und Erfolg hin, daß ſich ihre Kenntniſſe in dieſen Fächern mit denen manches Gelehrten meſſen können.

Glücklicherweiſe verſäumte man bei dieſer ernſten Geiſtesarbeit die körperliche Ausbildung nicht, im Gegentheil hielt dieſe mit jener vollkommen Schritt. Gymnaſtiſche Uebungen, griechiſche Spiele, welche Helene vorzugsweiſe liebte, Piſtolenſchießen, Schwimmen, Reiten wechſelten mit den wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Studien. Im Schwimmen übertraf das junge Mädchen ihre Brüder, und ihre Fertigkeit in dieſer Kunſt gab ihr ſpäter in Moskau Gelegenheit, ein Menſchenleben zu retten. Als die Erzieherin ihrer jüngern Schweſter Sophie bei dunkler Nacht in einen Teich gefallen war, ſtürzte ſich die Fürſtin ihr ſogleich nach und zog die Verunglückte noch lebend aus dem Waſſer. Schon in der Heimat hatte ihr Onkel, der Hospodar Alexander, das unerſchrockene Mädchen zu dergleichen Leibesübungen eifrig ermuntert. Als ſie eines Tags die Abſicht ausſprach, eine ſehr große Strecke ſchwimmend zurück-

zulegen, wohnte er mit seinem ganzen Hofe der Ausführung dieser Forcetour bei und ermuthigte die kühne Schwimmerin durch laute Beifallszeichen.

Gegen Ende des Jahres 1848 kehrte Fürst Michael mit seiner Familie in die Walachei zurück.

Kurz vorher hatte ich mehrfach Gelegenheit gehabt, die junge, etwa zwanzigjährige Prinzessin Helene zu sehen. Sie war damals ein großes, schlankes Mädchen von kräftigem, schlankem Wuchs und den anmuthigsten Formen. Ihr Gesicht war von schönem Oval und zeigte eine beinahe classische Reinheit der Linien. Glänzend braune, zugleich Güte und Verstand ausdrückende Augen belebten ihre Züge und reiches kastanienbraunes Haar umrahmte die hohe, tadellose Stirn.

Daß es dem Fürsten nicht schwer fallen konnte, für diese mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes reich ausgestattete Tochter eine „Partie" zu finden, versteht sich von selbst. Man dachte eine Zeit lang an die Verbindung mit einem der regierenden Häuser des europäischen Orients, und sicherlich wäre eine solche Verbindung für die Civilisation jenes Landes nicht ohne die segensreichsten Folgen geblieben. Die junge Fürstin liebte ihr Vaterland, ihr Volk und ihre Kirche, aber sie hatte mit der Luft des Abendlandes die Ideen der neuen Zeit eingesogen und mit erschreckender Deutlichkeit zeigten sich ihrem durch den Vergleich zwischen hier und dort geschärften Auge alle Schäden und Wunden, an denen ihr von der Natur so reich gesegnetes Vaterland zu Grunde ging. Indessen sollte es ihr nicht gestattet sein, als Gemahlin eines regierenden Herrn reformirend für ihr Volk zu wirken. Die Verhandlungen um ihre Hand zerschlugen sich und die Wahl der Familie fiel nun auf den Fürsten Koltzow-Massalsky, welcher einer der ältesten und angesehensten Familien Rußlands angehörte. Die eigene Neigung der jungen Fürstin kam dabei nicht zur Frage. Sie gehorchte den Wünschen des Vaters und gab einem Manne die Hand, den sie kaum kannte, der, wenn ihrer auch nicht unwürdig, doch kaum im Stande war, den goldenen Reichthum ihres Geistes und noch weniger den Enthusiasmus ihres Herzens zu begreifen.

Die Heirath wurde im Februar 1849 geschlossen und Helene Ghika folgte ihrem Gemahl nach Petersburg, wo sie sowol von der Kaiserin wie von der Großfürstin Helene mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Ihre geistige Bedeutung, ihre Liebenswürdigkeit und ihre glänzende Unterhaltungsgabe gewannen ihr schnell alle Herzen. Die Großfürstin Olga betraute sie mit mehrern Ehrenämtern, aber die junge Frau mußte dennoch bald einsehen, daß sie hier nicht die Luft fand, die ihr zum Leben nothwendig war. Ihre für die Freiheit glühende Seele fühlte sich tief bedrückt durch das despotische Regiment Nikolaus' I., unter dem sie Rußland gebeugt sah. Ihr den ernstesten Aufgaben der Zeit zugewendeter Geist vermochte nicht, sich mit der hohlen Nichtigkeit zu begnügen, in welcher sich das Leben, namentlich der Frauen der höhern Kreise, abspann.

In ihrem Buche „Die Frauen im Orient" gibt sie eine Schilderung dieses öden Treibens. „Die Frauen der russischen Aristokratie", so beginnt sie, „sind den Männern dieser Kreise an Energie, Bildung, Intelligenz und Unabhängigkeit des Urtheils weit überlegen. Sie wissen mit Geist und Geschmack zu plaudern, ihre Manieren sind elegant und vielleicht denen des französischen Adels vor 1789 ähnlich. Die Freigebigkeit ist eine ihrer schönsten Tugenden. Uebrigens sind sie den Freuden der Welt mit Leib und Seele ergeben und besitzen nur geringen Sinn für das Familienleben. Ihre Zeit ist von Nebendingen so ganz in Anspruch genommen, daß sie keine Stunde für ihre Kinder, keinen Moment für ernste Arbeit übrig haben. Der Hof ist, wie es zu Sultan Ludwig's XIV. Zeit in Frankreich der Fall war, die Sonne, nach der sich ihre Blicke richten. Alles, was sie thun, was sie träumen und denken, ihr Luxus, ihre Toilette, ihre Equipage, alles ist nur auf das Eine Ziel berechnet: daß man abends bei der Kaiserin im kleinen Cirkel davon spricht. Im Theater sucht man sich die Loge zu verschaffen, wo man nicht am besten sieht, sondern wo man am besten von der kaiserlichen Loge aus gesehen wird, namentlich wenn man eine Tochter hat, die man vorzustellen wünscht. Bei den Morgenvisiten denkt man hauptsächlich daran, Leute zu besuchen, die bei Hofe gern gesehen sind — selbst zu Begräbnissen fährt man in großer Trauer, wenn der Verstorbene in irgendwelcher Beziehung zum Hofe stand. Da aber in Rußland — mit sehr wenigen Ausnahmen — nur der Rang des Mannes oder Vaters, nicht der Name oder das Herkommen über die Zulassung bei Hofe entscheidet, so verzehrt sich ein Theil der Aristokratie in dem vergeblichen Wunsche, Eingang in jenes irdische Paradies zu finden.

„Den Winter verbringt die petersburger

Damenwelt mit Bällen, Festen und Besuchen, welche sie einander abstatten und wobei es zuweilen vorkommt, daß der Kutscher, der sie erwartet, auf dem Bocke erfriert. Der Sommer wird nicht weniger nützlich hingebracht. Der Hof geht, während das Eis der Newa langsam in den Golf von Finnland hinabschwimmt, nach Zarskoé-Selo (Dorf des Zaren), und dank der Eisenbahn ist man im Stande, ihm dorthin zu folgen, ohne eine kostbare Stunde zu verlieren. Zarskoé-Selo mit seinen breiten, gleichmäßigen Straßen, seinen niedrigen weißen Häusern, die durch das magere Grün der Birken kaum ein wenig Schatten gewinnen, füllt sich wie mit einem Zauberschlage mit Frauen, denen der Zutritt bei Hofe gestattet ist, und während der Wochen, die sie hier zubringen, hat natürlich keine einen andern Gedanken als den an das kaiserliche Palais. Man hört die Messe in der blauen mit silbernen Sternen geschmückten Kapelle, um den Hof zu sehen; man geht spazieren, um dem Hofe zu begegnen, und am Abend, wo man auszufahren pflegt, folgen sämmtliche Equipagen der Richtung, welche die kaiserlichen Wagen eingeschlagen haben.

„Von Zarskoé-Selo begibt sich die kaiserliche Familie gewöhnlich nach Peterhof, um dort die beiden heißesten Monate des Jahres zuzubringen, und hier beginnt die eigentliche Saison der Feste und des Luxus, deren Anziehungskraft für die Russinnen eine unwiderstehliche zu sein scheint. Damen aus der höchsten Aristokratie, gewöhnt, in Palästen zu wohnen, begnügen sich in Peterhof mit einem erbärmlichen einfensterigen Stübchen, nur um nicht in dem Zauberkreise des Hofes zu fehlen."

Aber nicht nur das öffentliche Leben und die Gesellschaften gewährten der jungen Fürstin keine Befriedigung, auch in der Familie ihres Gemahls fand sie nicht den ihr zusagenden Boden. Die Koltzow-Massalsky gehören zu jenem bigoten altrussischen Adel, dessen Ansichten den liberalen Gesinnungen der jungen Frau sowol in religiöser wie in politischer Hinsicht geradezu entgegenliefen. Ihre Sympathien für die zeitgemäßen Institutionen anderer Länder, namentlich des damals republikanischen Frankreich, wurden in diesen Kreisen zum Verbrechen, und so sehr man auch bemüht war, sich gegenseitig zu schonen, so schlich sich dennoch bald ein Misbehagen in den Familienverkehr ein, das auf die Länge fast unerträglich wurde. In dem Verhältniß zu ihrem Gatten fand sie nicht die Befriedigung des Herzens, die sie vielleicht für vieles entschädigt, mit vielem versöhnt hätte. Dazu kam die Härte des Klimas und vor allem das Misfallen des Kaisers, welches sich die Fürstin durch ihre sich niemals verleugnende Ueberzeugung zugezogen hatte. Unter einer despotischen Regierung den Fortschritt nach irgendeiner Richtung hin erwarten, hieß ihrer Meinung nach das Unmögliche wünschen. Sie sprach diese Ansicht frei und offen aus und ihre Stellung in der Familie wie in der vom Hofe durchaus abhängigen Gesellschaft wurde immer peinlicher. Fürst Koltzow selbst, der seit dem funfzehnten Jahre Offizier im Dienste des Kaisers war, konnte sich mit den Anschauungen seiner Gemahlin nicht befreunden — die Gesundheit der jungen Frau litt unter der moralischen Tortur, welche diese Verhältnisse ihr auferlegten, und da die ungleiche Ehe ohne Kinder geblieben war und kein gemüthliches oder geistiges Band die Gatten aneinander fesselte, so beschloß man endlich, sich zu trennen.

Der Boden Rußlands wurde von Tage zu Tage gefährlicher für die Fürstin. Der allmächtige Zar hatte zwar bis dahin Anstand genommen, eine Frau aus dem Geschlecht der Ghika mit Maßregeln zu verfolgen, wie er sie gegen viele andere gebraucht haben würde, aber man konnte sich nicht darüber täuschen, daß ihre Entfernung aus Rußland mehr als erwünscht war. Sie wurde wol außerdem zu der Trennung bestimmt durch den Wunsch, für das zu wirken, was sie ihre Mission nannte: für die Aufklärung und Civilisation des christlichen Orient, und durch die Unmöglichkeit, unter russischem Scepter dieser Aufgabe nachzukommen. Sie hatte schon damals einen Theil ihres später veröffentlichten Buches: „Das Klosterleben in der orientalischen Kirche", geschrieben, in welchem sie sich als eine entschiedene Gegnerin des Mönchthums und der Klöster überhaupt bekannte; ein Werk, dessen Erscheinen ihr ferneres Verweilen in Rußland unmöglich gemacht haben würde.

Fürst Koltzoff selbst verschaffte seiner Gattin einen Paß und sie verließ Rußland am 26. April 1855, in dem Moment, wo auch für dies Land die Morgenröthe besserer Tage anbrach. Nikolaus I. war am 2. März desselben Jahres gestorben, und die bald darauf unter Alexander II. in Angriff genommenen Reformen gaben den Beweis, daß die junge Fürstin den Geist der Zeit besser begriffen hatte als der Zar, welcher sich unterfing, sein Vorwärtsschreiten mit eiserner Hand aufzuhalten.

Für die Fürſtin, die ſich bald als Dora d'Iſtria einen weithin bekannten Namen machen ſollte, begann jetzt ein an Anregungen und Genüſſen reiches Wanderleben. Sie nahm ihren Wohnſitz zunächſt in der Schweiz, und dem mehrjährigen nur durch kurze Ausflüge nach Belgien unterbrochenen Aufenthalt in dieſem Lande verdanken wir ihr vortreffliches Buch: „Die Deutſche Schweiz". Dora d'Iſtria hat das Werk ihren Brüdern, den Rumänen, gewidmet und beſonders für ſie geſchrieben. Der Geiſt des Buches geht aus der Vorrede hervor, in welcher ſie ſchreibt: „Ich habe in den Alpen ein glückliches und freies Volk kennen gelernt — es ſind die Schweizer. An Zahl ungleich kleiner als die Bevölkerung der Walachei, wie ſie umringt von mächtigen Feinden, haben ſie dennoch ihre Freiheit zu wahren gewußt. Hatte ich unrecht, wenn ich für mein Volk, für mein Vaterland von einem Glück, einer Unabhängigkeit zu träumen wagte, wie dies Land, dies Volk ſie genießen?" Dies Buch, welches auch ins Deutſche überſetzt wurde, iſt wie alle ihre Schriften eine Apotheoſe der Freiheit und Humanität, namentlich aber ein Zeugniß der hohen Achtung und Bewunderung, welche die Tochter des Orients dem deutſchen Geiſte, der deutſchen Bildung und Geſittung zollt, der tiefempfundenen Sympathie für die Sache unſerer Märtyrer und Reformatoren.

Aus der Schweiz ging Dora d'Iſtria nach Griechenland, wo ſie bereits durch ihre die Rechte und den Nationalcharakter der Griechen vertheidigenden Schriften bekannt war und mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Um das Land und die Bevölkerung nach allen Seiten hin kennen zu lernen, durchſtreifte ſie trotz der Unſicherheit der Straßen, trotz aller Gefahren und Strapazen der Reiſe Böotien, Phocis, Aetolien und den Peloponnes. Sie legte die ganze Reiſe in glühendem Sonnenbrand zu Pferde zurück, was ihr ohne die frühern körperlichen Uebungen ebenſo wenig möglich geweſen wäre als die Beſteigung der bis dahin noch nie erreichten Spitze des Mönches in der Schweiz, auf welcher ſie mit eigener Hand die walachiſche Fahne aufpflanzte.

Eine Reihe vortrefflicher Schriften über Griechenland, namentlich die in zwei Bänden erſchienenen „Excurſionen in Rumelien und Morea", ſowie ein Theil ihres Buches: „Die Frauen im Orient", waren die Frucht dieſer Reiſe. Die Archäologiſche Geſellſchaft in Athen ernannte die Gräfin Dora d'Iſtria im Jahre 1860 zu ihrem Mitglied.

Von Griechenland begab ſich die ſeltene Frau nach Italien, wo ſie von Garibaldi als eine Schweſter im Geiſte begrüßt wurde. Der Brief, welchen der Held von Caprera an ſie richtete, hat ſeinerzeit die Runde durch alle freiſinnigen Blätter Europas gemacht.

Als Schriftſtellerin nimmt Dora d'Iſtria durch gediegenes und umfaſſendes Wiſſen, eine ernſte philoſophiſche Bildung, Tiefe und Klarheit der Anſchauung und des Urtheils ſowie durch das Talent, ihre Gedanken in ſchwungvoller Sprache auszudrücken, einen Platz unter den bedeutendſten literariſchen Größen unſerer Zeit ein. Als ebenſo begeiſterte wie muthige Bannerträgerin der Civiliſation beſitzt ſie das unbeſtrittene Verdienſt, die erſte geweſen zu ſein, welche verſucht hat, ihr Vaterland aus dem dumpfen Schlafe aufzurütteln, in welchem politiſche, religiöſe und ſociale Unfreiheit es gefangen hält — die erſte, welche ihre Landsleute auf die Aufgabe hinwies, das Vermittleramt zwiſchen dem Abendlande und dem Morgenlande zu übernehmen, der Cultur und mit ihr der Freiheit einen Weg nach Oſten zu bahnen.

Nordöſtlich.

Von Friedrich Lampert.

II.

Durch den Hof des gewaltigen Forts Winiary, der ſtärkſten der die Stadt Poſen umgürtenden Feſtungen, ſchreitet, von ſtarker Escorte geleitet, ein Trupp Gefangener; ſie kommen vom Spaziergang zurück, allerlei Leute, Adeliche, Gutsbeſitzer, Studenten, Geiſtliche, geringeres Volk; ſie plaudern ganz harmlos miteinander, nur einzelne ſenken trotzig das Auge; es ſind die wegen Hochverrathsverſuchs, Theilnahme am Aufſtand u. ſ. w. inhaftirten Polen; ſie ſind am Kohlthurm, dem mächtigen Schlüſſelthurm des ganzen poſener Befeſtigungsſyſtems, angelangt; die Escorte bildet Spalier, einer nach dem andern verſchwindet hinter der ſchweren Thür; dieſe fällt ins Schloß und die Wachen gehen vor ihr wieder ihren monotonen Gang.

Auf dem Ramponthurm des Forts ſchauen wir hinab auf Stadt und Land. In ziemlicher Ausdehnung liegt jene, gar nicht ſo einförmig und öde, wie wir uns denken, dieſes vor uns. Das hügelige Terrain, die Waſſerſtreifen der Warthe und Cybina, die nächſten ſchattigen Anlagen und weiter draußen ſelbſt ganz ſchöne Waldungen, in der Ferne ſogar höhere Hügel, die

Annaberge, bieten genug für einen freundlichen Blick. Poſen ſelbſt, die Stadt, iſt ganz überſehbar. Von unten hat man von unſerm Standpunkt, dem Winiaryfort, faſt gar nichts ſehen können, Glacis und Wälle halten es ganz verſteckt; überraſchend iſt darum auf einmal die großartige Ausdehnung dieſer Bauten, Plateaus, Exercirplätze u. ſ. w., mit denen ſchon eine andere Feſtung für ſich allein zufrieden ſein könnte. Und nun ſchauen wir faſt in jede Einzelheit der Stadt hinein; auch hier tritt uns ihr eigenthümliches Gepräge und Gemiſch entgegen. Es zeigt ſich auch hier ihr Leben, aber auch der preſſende, beengende Gürtel, der ſich um dies Leben legt, denn ringsum ziehen ſich die Wälle und Forts, ſo feſt und gewaltig, wie ſie faſt kein zweiter feſter Platz hat. Alles, Waſſer und Land, iſt ihnen dienſtbar. Da ſind die großen Schleuſen, durch welche jeden Augenblick die Warthe zu überflutender Höhe angeſtaut werden kann; hier wieder Gräben und Brücken, welche die verdächtigſten Stadttheile — und zu denen gehört auch jene Dominſel — ſofort zu iſoliren vermögen. Dann können dieſe Forts und Kaſernen Tauſende, eine ganze Armee bergen, und auf jedes Haus faſt da unten ſind dieſe Hunderte von finſtern Kanonenaugen gerichtet, daß man ja recht — ruhig ſchlafen kann. Und welchen Lärm die machen, was die ausrichten können, dieſe ſchwarzen Dinger alle, das haben wir bemerken können, als ein „Nachtmanöver" Stadt und Feſtung alarmirte, wie es da dröhnte und zitterte, knatterte und bebte und die Leuchtkugeln wie feurige Notabenes am dunkeln Himmel hinzogen, damit männiglich merken könne, weſſen man ſich allenfalls daher zu verſehen habe.

So iſt Zwing-Uri-Poſen. Und wie wir nun Fort Winiary verlaſſen, ſalutirt von den Wachen — denn nur in höherer militäriſcher Begleitung kann man es beſuchen —, ſo ſehen wir vor dem Thore reiche Wagen halten, in ihnen wieder Damen, tief in Schwarz gekleidet; ſie müſſen lange warten, bis ihnen der Zutritt zu den gefangenen Vätern und Gatten geſtattet wird. Von der Goldenen Kapelle zu Fort Winiary, die goldenen Könige dort, die ſchwarzen Geſtalten hier, Polens Vergangenheit und Gegenwart — es war ein lehrreicher Gang.

Wir könnten ihrer noch mehr in Poſen thun, wir wollen uns aber hier mit dem begnügen laſſen und weiter gehen, an ein anderes Wanderſtück herantreten. Ich raſtete für diesmal ohnehin nur ein paar Tage dort, die andern mochten bleiben, ruhen von der weiten Fahrt, mich zog's weiter, jetzt, wo ich ihm näher und näher gekommen, faſt mit magiſcher Gewalt zu dem Wunderſchloß, um deſſenwillen ich vor allem auch ſo weit heraufgegangen war, zur Marienburg. Darum zurück nach Kreuz, um dort, da nicht alles in der Welt, auch die Eiſenbahnen nicht, immer ſo, was man ſagt, zuſammengeht, von 12 Uhr nachts bis 4 Uhr morgens auf den berliner Schnellzug zu warten. Da war's gut, daß Kreuz ein comfortabler Bahnhof iſt und man da ganz bequem nicht blos auf einem Allerweltshofe, ſondern in einem ordentlichen, guten Bett ſchlafen kann. Man war doch ausgeruht, leiblich und geiſtig wieder friſch. In klarer Morgenkühle ging's weiter, gleich durch nach Marienburg.

Was gibt's auch weiter bis dahin viel zu ſehen? Sand und Tannengeſtrüpp! Doch da wird es wieder beſſer: die weite Netzeniederung, die wir nun durchfahren, kann ſich ſehen laſſen; da iſt auch Bromberg, ſchön gelegen. „Thorn! Warſchau! Ausſteigen!" rief es in die Wagen. Da ging's alſo vollends hinein in das arme Land, recta via auf den Kriegsſchauplatz. Der Zug war leer, der eben dahin abfuhr, wenigſtens leer gegen den unſern. Das iſt zu ernſt für eine Vergnügungsfahrt! Einen Augenblick wechſelt die Scenerie der Bahnumgebung gar wunderbar anmuthig: Hügel, fruchtbares Ackerland bei Station Peresopol in der Ferne, hoch das Land und die Weichſelufer beherrſchend; Stadt und Dom Kulm; dann wieder einfacherer Weg. Wir folgen längſt ſchon dem Lauf der Weichſel; noch iſt ſie nicht ſichtbar, aber lange ausbleiben kann ſie auch nicht mehr. Wir haben ſchon die altpreußiſchen Lande betreten, die intereſſanten Gebiete mit ihren ſtarken Städten und Burgen, ihren tüchtigen Menſchen, denen es noch im Blute liegt, zu ſtreiten und zu kämpfen, wo es das Recht gilt; die noch etwas von der Zähigkeit der Vorvordern haben, welche mit den deutſchen Rittern kämpften und nur ſtückweiſe, fußbreit ſich das Land abringen ließen. Und iſt's jenen Rittern, die doch an der Spitze ihrer Zeit gingen, nicht gelungen, ſo leicht mit den Mannen in Poſeganien, Pommerellen und wie die alten Landſchaften alle hießen, fertig zu werden, ſo fürchten ſich eben die Männer von Elbing, Danzig, Königsberg auch vor den Rittern einer andern Zeit nicht.

Schon ſignaliſirt der Zug Dirſchau, dann wird gleich das ſchönſte Werk der alten Zeit in

ſeiner ganzen Glorie vor uns ſtehen; aber vorher ſollen wir uns noch eines Werkes der neuen Zeit freuen, eines Werkes, wie es blos unſerm Jahrhundert vorbehalten war. Da drüben, jenſeit des Stroms, drei Meilen nur noch entfernt, die Zwingburg des 14. Jahrhunderts — wir dürfen die Marienburg in gewiſſem Sinne ſo nennen — und hier eine des 19. Jahrhunderts. Stolz und gewaltig hebt ſie ſich am linken Hauptarm des Stroms empor. Daſſelbe, was einſt, in ganz anderm Sinne, dort die Heiden niederwarf und Bildung und Civiliſation in das alte Land bringen half: das Eiſen, hat ſie geſchmiedet und trägt auch durch ſie hin Bildung und Geſittung dem Oſten zu; aber freilich war's nicht mehr ein ſchwer zu bändigendes Volk, gegen welches dieſe neue Zwingburg zu kämpfen gehabt hätte, ſondern ein gefährlicher und ſchwerer zu beſiegendes Element, das Waſſer, zu vergewaltigen, ward ſie gebaut; und ſie hat's erreicht. Wie war ſonſt da Noth und Mühe, bis man über die Weichſel kam, wenn ſie hoch und überflutend daherwallte und die Eisſchollen die Fähren faſt zermalmten! Aber nun mögen ſie toben und fluten — an den gigantiſchen Pfeilern dieſer Burg brechen ſich auch die gewaltigſten Waſſer, über eine ſolche Brücke fährt ſich's ruhig und ſicher! Warum ich aber von der Weichſelbrücke bei Dirſchau als von einer Burg ſpreche? Wie eine ſolche ſtellt ſie ſich dar, denn ſie hat, ſo von außen geſehen, nicht das Leichte und Graziöſe ſonſtiger Gitterbrücken. Schon als wirkliches Befeſtigungswerk und dann wegen ihrer koloſſalen Länge mußte ſie maſſiver und wuchtiger gebaut werden; ja dieſe ungeheure Länge von dritthalbtauſend Fuß in ihrer über das Strombett gleichförmig ſich dahinziehenden Monotonie, welche durch die voneinander gleich entfernten fünf Paar runden hohen Pfeilerthürme keineswegs gehoben wird, iſt für den maleriſchen Eindruck ſogar beeinträchtigend; aber ſobald man die Brücke en face anſchaut, wird der Anblick ein überwiegend günſtigerer. Die prächtigen Thürme treten in eine perſpectiviſche Gruppe; wunderbar ſieht ſich's hinein und hindurch durch das rothe Gegitter, und zwiſchen den die andern noch an Größe übertreffenden viereckigen Befeſtigungsthürmen ſchauen von den Portalen gelungene gleich dem ganzen Werk koloſſal ausgeführte Reliefs herab, das eine „den Sieg der Civiliſation über die Barbarei", d. h. den Sieg des Deutſchen Ordens, das andere „den Triumph der Induſtrie" feiernd.

Der Zug hält lange genug, um ſich ſo einſtweilen die Hauptſache anſehen zu können; natürlich bedarf es bei einem ſolchen Prachtwerk der Einzelbeſichtigung. Man hat dies leicht; dicht am Bahnhof von Dirſchau fängt die Brücke an, der Fußweg führt neben der Schienenſtraße hinüber. Aber vorher treten wir noch in den Bahnhof, in ſeine Warteſäle ein und unterſchreiben willig, was man von ihnen rühmt, daß ſie in ihrem prächtigen gothiſchen, der Brücke ganz analogen Bau die ſchönſten und geſchmackvollſten der preußiſchen Oſtbahn, ja vielleicht aller deutſchen Bahnen ſind.

Dirſchau hatte als Oſtbahnſtation eine wichtige Lage ſchon durch die hier ſtattfindende Theilung der Bahn, welche dieſſeit der Weichſel nach Danzig, oſtwärts über Weichſel und Nogat nach Königsberg und weiter nach Petersburg führt. Lebhafter aber konnte das kleine Städtchen durch die Bahn kaum werden, als es ſchon früher war, wo aller und jeder Weichſelübergang bei ihm vermittelt werden mußte und bei dem wilden Strom zu Winters- und Frühjahrszeit oft tagelangen Aufenthalt nöthig machte. Aber eben dieſer ſteten Wechſelfälle und Unſicherheit des Verkehrs halber war es geboten, daß dieſer ſich eine andere, feſtere Brücke, als die Fähren und Schiffbrücken waren, baute. So entſtand das Rieſenwerk der dirſchauer Weichſelzwingburg, der Eiſenbahnbrücke. Schon 1845 wurden die Anfänge dazu gemacht, aber erſt nachdem viel einſeitige Bedenken und beſchränkte Anſchauungen überwunden waren (ſo verweigerte der Landtag von 1847 die Mittel dazu), kam der Bau 1850 ſo recht in Gang, und am 1. October 1857 konnte der erſte Zug die wenigſtens fahrbare Brücke paſſiren. Bekanntlich iſt bei dieſem Bau das amerikaniſche Syſtem der Gitterbrücke in Anwendung gebracht, und daſſelbe mußte gerade hier um ſo vortheilhafter erſcheinen, als es mit Berückſichtigung der häufig ſo gefahrvollen und gewaltſamen Eisgänge zunächſt darauf ankam, die Oeffnungen zwiſchen den im Waſſer ſtehenden Pfeilern ſo breit wie möglich zu laſſen, und weil ſolche Spannungen, wie ſie eben bei der dirſchauer Brücke ſtattfinden, nur bei Anwendung des ſich in ſich ſelbſt tragenden Gitterwerks möglich ſind. Iſt auch die Weichſel in ihrem gewöhnlichen Waſſerſtande hier nicht breiter als der Rhein bei Köln, ſo mußte doch die äußerſte mögliche Ausdehnung des Strombettes angenommen werden, und dieſe erforderte eben eine Länge von 2608 Fuß

für die Brücke. Dennoch erheiſchte dieſe gewaltige Strecke nur ſieben Pfeiler, ſodaß eine jede zwiſchen zwei Pfeilern befindliche Oeffnung die bedeutende Breite von 386 Fuß hat. In gleichem Verhältniß mußten natürlich auch die äußerſten Mittel für Sicherſtellung der Strompfeiler angewandt werden. Erſt mußte eine mächtige Dampframme den nöthigen Raum gewinnen, innerhalb deſſen das Waſſer ausgepumpt und der Triebſand abgehalten werden konnte, und den wiederum zum Schutz gegen das Grundabſpülen mit einer dicken Einſchüttung von Steinblöcken umgebenen Pfahlgrund legen; auf dieſen kam dann bei jedem Pfeiler eine 10 Fuß dicke Mauer aus Beton, einer Maſſe von zwei Dritteln Mergelkalk und einem Drittel Thon mit kleingeſchlagenen Steinen untermiſcht, die im Waſſer zu einer feſten, ſteinigen Maſſe verhärtet, und erſt auf dieſem feſten Fundament begann die Aufmauerung der Pfeiler ſelbſt. Die Baſis der mittlern Pfeiler nimmt eine Fläche von 2444 Quadratfuß ein. Ueber dem Mauerwerk endlich erhob ſich dann der Ueberbau der Brücke, das eigentliche Princip und der Gedanke derſelben, auf deſſen nähere Beſchreibung der Laie natürlich nicht eingehen kann. Wir haben überhaupt bei dieſen techniſchen Angaben ſchon auf fremde Autorität uns ſtützen müſſen. Die Gitterwände ſind aus Eiſenſtäben gebildet, die in gleicher Entfernung ſich durchkreuzen und deren Tragfähigkeit in dem am obern und untern Rande der Wand befindlichen, aus Eiſenplatten zellenartig conſtruirten Rahmen beruht. Das ganze Gitterwerk der Wände beſteht aus drei ſich aneinanderſchließenden Abtheilungen, bei denen, während die Gitter nur auf dem erſten, dritten und fünften Pfeiler feſt und unverrückbar aufſitzen, auf den übrigen durch untergelegte bewegliche Rollen für die durch die Temperatur ſich ändernde Längenausdehnung Sorge getragen iſt. Die mathematiſche Genauigkeit, mit der die ganze Brücke conſtruirt iſt, verdient die größte Bewunderung; der Ingenieur Schinz, welcher mit dem Oberbaurath Lentze den Bau leitete, hatte die Curve beſtimmt, welche nach Wegnahme des Gerüſtes die Brücke annehmen würde. In einer Octobernacht 1855 ſtarb, die Vollendung ſeines Werks nicht ſchauend, Schinz am Schlagfluß, und wenige Tage ſpäter ſchwebte die Brücke frei von Pfeiler zu Pfeiler, genau in der Linie, die er vorher angegeben hatte.

Zum Beweis der Großartigkeit der dirſchauer Brücke mögen noch ein paar Zahlen genannt werden: Für den bloßen gemauerten Bau ſind 15 Millionen Ziegelmauerſteine verbraucht; eingerammt wurden 3300 Pfähle; das Gitterwerk enthält 14 Millionen Pfund Schmiedeeiſen. Die Koſten der Brücke belaufen ſich auf 4 Millionen Thaler. Aber was ſind dieſe Millionen gegen den Triumph des Menſchengeiſtes, den er auch hier wieder errungen, gegen das Völkerband, das er auch hier wieder zwiſchen Oſt und Weſt geſchlungen hat! Und ſo iſt's jedem, ſo war's auch mir ein eigenthümliches Gefühl des Staunens und der Bewunderung, als nun der Zug langſam durch das hohe Portal einfuhr und ich mich plötzlich von dem ungeheuern, unabſehbaren eiſernen Gehäuſe umſchlungen fühlte, über und neben mir das wunderbare Gegitter, links und rechts zur Seite die an Einem Strand ſchroff aufſteigenden Weichſelufer, unter mir die reißenden Fluten, und doch ſo ſicher über ſie hingetragen — das vergißt ſich ſo leicht nicht!

Eine Luftreiſe.

Skizze von Heinrich Asmus.

Es iſt wol unſchwer, zu beweiſen, daß in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts das Neue noch viel lebhafter auf die Menſchen einwirkte und auch länger in der Erinnerung nachklang als jetzt, eben weil es ſeltener kam und ſelbſt das Kleine eine höhere Wichtigkeit erhielt. Wenigſtens war dies um jene Zeit in Lübeck der Fall.

Allerdings blies ſchon damals das Poſthorn täglich durch Lübecks Straßen, nur nicht an jedem Tage aus demſelben Thore, und ebenfalls erhielt man wol Nachrichten über dies und jenes, was anderswo geſchehen; auch hatte Lübeck bereits ſeine „Anzeigen", wenn ſie freilich wöchentlich auch nur zweimal auf einem halben oder ganzen Quartbogen erſchienen. Doch deckten dieſe „Boten aus der Welt" hinreichend das Bedürfniß jener Zeit. Nebenbei wurde zwar mitunter über das ſchlechte Straßenpflaſter, die langſamen Poſten und anderes laut geklagt und auch wol geſchimpft, allein der Waarenverkehr und die Geſchäfte, der Credit und die Kundſchaft waren gänzlich darauf eingerichtet, ſodaß in ſeltenen Fällen die Nachrichten zu ſpät eintrafen und noch ſeltener Nachtheil im Gefolge hatten.

Dagegen war der unverwüſtliche Trieb nach neuer „Nahrung" viel lebhafter als jetzt — ich meine, die Neuigkeiten der Stadt und des Privatlebens beſchäftigten große und kleine Leute ſo

lebhaft, ſo leidenſchaftlich, daß es uns Jetztlebenden ungemein ſchwer wird, dieſe thätige Aufnahme zu begreifen, zumal da dieſe Chronique scandaleuſe faſt unaufhörlich erbittert und bösartig war und nicht nur mündlich geführt, ſondern ſelbſt geſchrieben und gedruckt durch die Stadt getragen und ſogar an die Straßenecken, Kirch- und Hausthüren geklebt wurde.

Auch die Schauluſt war in Lübeck ſchon damals ziemlich ausgebildet, nur wurde man zu jener Zeit und auch noch etwas früher auf eine ganz andere Weiſe unterhalten als jetzt. Die Hinrichtungen*), Autos da Fé, Hexenproceſſe**), Rathswahlen, Hochzeiten und Beerdigungen waren noch immer eine große Angelegenheit des geſellſchaftlichen Lebens — und ein Seehund, ein Neger, ein Elefant oder gar ein Rhinoceros machten ein ungeheures Aufſehen und gaben ſelbſt den beſten Geſellſchaften der Stadt für längere Zeit Stoff zur Unterhaltung. Freilich ſchienen die ehemals ſo impoſanten feſtlichen Aufzüge der lübecker Zünftler ſchon ziemlich verkümmert und faſt auf das „Narrenfeſt" zuſammengeſchrumpft, aber es traf ſich mitunter doch, daß einzelne Gewerke noch einen öffentlichen Aufzug in hergebrachtem Coſtüm mit Lade und Handwerkszeichen unternahmen. Dagegen war die „Komödie" immer mehr eine beliebte Ergötzlichkeit auch des lübeckiſchen Volks geworden, aber, wohl bemerkt, nur immer auf wenige Wintermonate, in denen Jean Tilly mit ſeiner Wandertruppe Lübeck heimſuchte.

Plötzlich wurden jedoch die kühnſten Träume der Phantaſie durch die Wirklichkeit übertroffen: aus Strasburg, Leipzig und Nürnberg lief in Lübeck die Nachricht ein, daß in dieſen Städten Blanchard eine Luftreiſe vollzogen, die eine ſeltene Augenweide gewährt und allgemein angeſprochen habe. Eine ſolche Unterhaltung konnte man doch unmöglich ungenützt vorübergehen laſſen! Es wurde denn auch von den „vornehmen" Bewohnern Lübecks mit dem kühnen Luftſchiffer ſogleich eine Correſpondenz eingeleitet und Herr Blanchard freundlichſt eingeladen, auch in Lübeck eine derartige Luftreiſe, natürlich auf Subſcription, zu arrangiren, wie er ſie an andern Orten unternommen.*) Blanchard ging zwar auf den Vorſchlag ein, bemerkte aber zugleich, daß er ſeinen mit andern Städten eingegangenen Verpflichtungen zuvor nachkommen müſſe und ſeine Ankunft in Lübeck erſt in drei bis vier Jahren in Ausſicht ſtellen könne. Das war freilich eine recht fatale Bemerkung, allein man wußte ſich in Geduld zu faſſen und konnte dies auch um ſo leichter, da man ſchon von Jugend auf an dieſelbe gewöhnt worden war.

So rauſchten denn in „Hangen und Bangen" vier Jahre dahin — da endlich zeigte Blanchard ſeine nahe bevorſtehende Ankunft in Lübeck an und alle Herzen ſchlugen vor Freude höher. Aber ſonderbar! Gerade jetzt, als man es um ſo weniger vermuthete, durchliefen, erſt leiſe, dann immer lauter, allerlei boshafte Erdichtungen und recht garſtige Verleumdungen über den Luftſchiffer die Stadt, welche jedoch alle durch deſſen Ankunft, die Anfang Juni 1792 erfolgte, niedergeſchlagen wurden. Einige Tage ſpäter kam auch ein mit allen Füll- und Luftfahrtgeräthſchaften beladener und eigens zu dieſem Zweck eingerichteter Wagen an, der auf der Stadtwage nicht weniger als 40 Centner gewogen haben ſoll.

Von nun an ſprach man im Familienkreiſe,

---

*) Von den maſſenhaften Hinrichtungen in Lübeck macht man ſich kaum einen Begriff; glaubwürdige Chroniſten behaupten, daß von der Gründung Lübecks bis zur Reformation über nicht weniger als 20000 Sünder, größtentheils Räuber, der Stab gebrochen worden ſei. Es war durchaus nichts Ungewöhnliches, daß an Einem Tage 30—40 ſolcher Kumpane durch den Fronmeiſter hingerichtet wurden. Und doch fiel nur die Hefe der Räuber dem Scharfrichter anheim; der adeliche Räuber mußte ehrenvoller aus der Welt expedirt werden. Keiner ſtand ſich dabei beſſer als der Fron. Er erhielt laut Contract für einen „vor das Schwerdt tho richtende" 1 Rhein. Gulden; für die Enthauptung mit einer „guden Dwelen" (ſcharfes Bret) 2 Rhein. Gulden; für die Hinrichtung mit dem Rade 2 Mark 8 Schillinge Lübiſch (faſt 1 Thaler Pr. Cour.); für einen auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen 2 Mark Lübiſch; für einen Falſchmünzer zu ſieden 2 Mark Lübiſch; für einen lebendig zu begraben aber nur 1 Mark Lübiſch.

**) Noch im Jahre 1678 ließ der Gutsherr auf Schenkenberg, Thomas von Werken, eine Hexe auf lübeckiſchem Gebiet verbrennen; in Lübeck aber wurden in einem einzigen Jahre (1637) nicht weniger als fünf Hexen verbrannt und zwei des Landes verwieſen.

*) Die lübeckiſchen Chroniken erzählen allerdings ſchon von frühern aëroſtatiſchen Verſuchen in Lübeck. So ließ z. B. der Mechaniker Jürgenſen aus Schleswig im Jahre 1784 einen aus „Goldſchlägerhaut" beſtehenden Luftballon aufſteigen, der 54 Zoll im Durchmeſſer hielt, 16 Loth wog und in 14 Stunden 46 geographiſche Meilen zurücklegte; und ebenfalls ließ der Mechaniker Enslen koloſſale Figuren: ein wildes Schwein, einen Hund und einen Jäger, aufſteigen — aber noch nie hatte ein lebender Menſch ſolche Luftfahrt mitgemacht.

im Comptoir, an der Börſe, in der Werkſtatt von nichts anderm als von Blanchard's bevorſtehender Luftreiſe, und jeder beeilte ſich ſchon im voraus, ſich einen Platz zu ſichern, von dem aus man das Schauſpiel aus vollem Guß genießen konnte. Schon tags darauf ward auf der Mühlenthorbaſtion der Aufbau einer koloſſalen Breterhütte in Angriff genommen, in welcher während drei Wochen der mit atmoſphäriſcher Luft aufgeblaſene Ballon wie auch alle andern zur Luftſchifferei gehörigen Inſtrumente für ein mäßiges Eintrittsgeld zur Schau aufgeſtellt waren. Für die Subſcribenten hatte man einen beſondern Raum auf dem Walle abgeſteckt, den man aber um ein Bedeutendes vergrößern mußte, da die Unterſchriften eine unerwartete Höhe erreichten. Dieſer große Zudrang erklärte ſich einfach dadurch, daß eine junge, vornehme Lübeckerin, Fräulein Göring, dem Herrn Blanchard das Verſprechen gegeben hatte, die Luftreiſe mit ihm gemeinſchaftlich zu unternehmen. Hin und wieder zweifelte man zwar an dieſem weiblichen Heroismus und wollte es dem Luftſchiffer in die Schuhe ſchieben, als habe er dies Gerücht nur deshalb in Umlauf gebracht, um noch mehr Geld einzuſäckeln — es blieb aber volle Wahrheit.

Endlich kam der längſterſehnte 3. Juli, der feſtliche Tag heran, an dem die Auffahrt geſchehen ſollte. An dieſem Tage wurde keine Rathsſeſſion gehalten, wol aber waren überall Vorkehrungen zur Sicherheit getroffen, die Mühlenthorbaſtion von Grenadieren und alle Wachen doppelt beſetzt. Das konnte Lübeck damals auch leicht beſchaffen. Hatte die Stadt doch bis zum Jahre 1806 über eine bewaffnete Macht von 500 Mann, außer der Bürgergarde, zu gebieten, beſtehend aus Grenadieren, Musketieren und Conſtablern. Alle trugen Lübecks Farben, roth und weiß, waren aber weder wattirt noch geſchnürt. Die Grenadiere trugen Mützen, denen höchſt wahrſcheinlich die lübeckiſchen Kirchthürme zum Modell gedient; vorn prangten ein Doppeladler und Trophäen von Meſſingblech, oben durch einen Knopf geziert, hinten ſchön roth überzogen und unten durch keinen Schirm die trotzigen Augen verdeckend. Von der kühnen Oberlippe ſtarrte himmelan der ſchwarz aufgewichſte Schnurrbart und hinten peitſchte ein Zopf die erhitzten Flanken, ein Zopf, wie ihn ſelbſt Lichtenberg in ſeiner „Charakteriſtik der Zöpfe" nicht aufzuweiſen hat. Eine ſchmale härene Binde hielt die Kriegsgurgel im Zaum, ein Degengurt, zur Zeit der Noth als Schmachtriemen zu gebrauchen, den Leib, der ja eigentlich nichts als eine verlängerte Gurgel iſt. Kalbslederne Inexpreſſibles und blankgewichſte Stiefeletten vollendeten den Anzug, den bei den Musketieren ein kleiner betreßter, dreieckiger ſchwarzer Hut krönte. Anders jedoch bewies ſich die Artillerie. Sie war grün uniformirt und wußte wohl mit dem ſchweren Geſchütz umzugehen, aber ſchlecht mit den Spaziergängern auf dem Walle. An jeder Baſtion nämlich ſtand ein grimmiger, von Gicht oder Rheumatismus gefolterter, mit einem großen braunen Schurzfell begabter Conſtabler neben dem Vierundzwanzigpfünder und ſchrie jedem herriſch zu, abſeits zu gehen. Heute aber mehr denn je! Weshalb man denn auch wol, um das Geſchrei endlich zu beſeitigen, ſich ſpäter entſchloß, die Kanonen zu verkaufen und den Wall zu entfeſtigen.

Als die Trommelſchläger durch einen kräftigen Wirbel den Thoraufſchluß ſignaliſirt hatten, fluteten karavanenmäßig in alle Thore Schauluſtige aus der Umgegend, die ſich vor allem erſt an den in vor dem Mühlenthore aufgeſchlagenen Zelten aufgeſtellten Speiſen und Getränken erquickten. In einigen waren auch Muſikanten anweſend, die mit Pauken und Trompeten die Feſtlichkeit ankündigten, als mittags 12 Uhr durch acht Kanonenſchüſſe das Signal gegeben war, daß heute die Luftreiſe jedenfalls vor ſich gehen werde. Nachmittags 3 Uhr dröhnten abermals von der Baſtion ſieben Kanonenſchüſſe, zum Zeichen, daß die Füllung des Ballons beginne. Dies geſchah durch 72 blecherne Rohre, die aus ebenſo vielen Orhoften die darin aus Eiſenfeile, Vitriolſäure und geläutertem Waſſer erzeugte brennbare Luft durch ein gemeinſchaftliches Rohr, in dem ſie ſich ſämmtlich vereinigten, in den Ballon leiteten. Währenddeſſen vergrößerte ſich die Menſchenmenge fortwährend, ſowol auf dem Walle wie in den Erfriſchungszelten, und die Wirthe hatten kaum „dienſtbare Geiſter" genug, die Gäſte pflichtmäßig zu bedienen. Jedoch lief alles in beſter Ordnung ab, denn jeder war geſpannt auf das Schauſpiel, das ſich ihm im nächſten Moment zum erſten mal darbieten ſollte.

Die Witterung war ſo plaiſant, wie man ſie zu einem derartigen Schauſpiel nur wünſchen konnte. Kaum regte ſich ein Lüftchen, und Blanchard ſchien in der beſten Laune zu ſein. Er war überall bei der Füllung gegenwärtig und ſelbſt thätig, eilte hier- und dorthin mit einer

Munterkeit, als wenn er ſich in der vergnügteſten Geſellſchaft befände. Deſſenungeachtet raunte man ſich doch zu, daß er tags zuvor communicirt habe, wie er vor jeder Auffahrt zu thun pflege.

Gegen halb fünf Uhr war die Füllung beendet.

Der Ballon wurde jetzt aus ſeinem Behältniß befreit und an Seilen auf die Mitte des Walls geführt. Gleich darauf fielen wiederum acht Kanonenſchüſſe als Signal der Abfahrt. Blanchard beſtieg mit der jungen beherzten Lübeckerin und ſeinem Sohne präcis 5 Uhr die Gondel. Fräulein Göring blickte freundlich lächelnd, dann aber plötzlich befangen um ſich, erzitterte und ſtand auf, als wenn ſie die Gondel wieder verlaſſen wollte — gewann jedoch ebenſo ſchnell ihre Herzhaftigkeit wieder, als ſie die ruhigen Geſichter ihrer beiden Reiſegefährten wahrnahm, und ſetzte ſich. In dem Publikum waren die Stimmen über das Unternehmen des Mädchens getheilt; einige lobten, andere tadelten ſie; hier rühmte man den Muth des jungen Mädchens, dort äußerte man, man müſſe den Himmel nicht verſuchen.

Majeſtätiſch hob ſich der Ballon in die Höhe. Es war ein Rieſenballon. Er beſtand aus 2000 Ellen verſchiedenfarbigem Taffet, war kugelförmig und mit einer elaſtiſchen Flüſſigkeit überzogen. Er maß 28 franzöſiſche Fuß im Durchmeſſer und ſein kubiſcher Inhalt betrug nahe an 11500 Fuß. Bis zu dem Tage der Auffahrt war er, wie ſchon erwähnt, mit atmoſphäriſcher Luft gefüllt, deren Gewicht zu 900 Pfund gerechnet ward. Die brennbare Luft, womit er jetzt gefüllt, war aus 20000 Pfund geläutertem Waſſer, aus 4000 Pfund Vitriolſäure und aus 3000 Pfund Eiſenfeil oder Zink gezogen. Die Gondel, einfache Korbmacherarbeit, war eirund, mit rother Seide bekleidet und mit zwei zweiſitzigen Bänken verſehen. Das Gewicht des ganzen Luftſchiffs ſchätzte man auf 900 Pfund.

Als der Ballon eine gewiſſe Höhe erreicht hatte, ſalutirte Blanchard die Untenſtehenden und die Stadt mit zwei kleinen Fahnen, und Fräulein Göring warf Blumen hinab, wodurch ein tauſendſtimmiges, weithin ſchallendes Hurrah und ein kräftiges Händeklatſchen auf eine geraume Zeit hervorgerufen wurde. Dann aber, während der Ballon immer höher ſtieg, ward es ſo ſtill ringsumher, daß man die Herzensſchläge hören konnte. Kein Menſch bewegte ſich von der Stelle, ſondern alle blickten wie der betende Mohammedaner nach Oſten. Plötzlich und wie verabredet kam Leben in die Maſſe und alles lief, was laufen konnte, nach der Richtung hin, wohin der Wind das Luftſchiff bewegte. Hei! das war eine luſtige Jagd, ein buntes Durcheinander! Luſtig ging's über Hecken und Gräben, durch Felder und Wieſen. Nichts war den Fußgängern hinderlich, ſelbſt den Frauen nicht. Ueberall gab's ein beſtändiges Gelächter, da alle im Laufen immer über ſich ſahen, wobei ſich natürlich allerlei drollige Fälle, Stöße und Windungen ereigneten. Es ſah faſt aus, als wenn die Bewohner Lübecks, beiderlei Geſchlechts, vor einem großen Unglück flöhen, und wer einmal im Strom war, der mußte entweder mitlaufen oder ſich derb zerſtoßen laſſen.

Während dieſer drolligen Jagd trieb ein ſanfter Südweſtwind den Ballon immer weiter, bald ſteigend, bald fallend; er blieb aber fortwährend ſichtbar, da er nur eine Höhe von 800 Fuß erreichte. Nach einer drittelſtündlichen Fahrt, in welcher er eine halbe Meile zurückgelegt hatte, ſenkte er ſich bei Wesloe wieder zur Erde, wo ihn die nachgerittenen Diener und ein dem Luftſchiffer befreundeter Franzoſe in Empfang nahmen und ihn an Seilen über Marly und die Wacknitz unter Muſik, zahlreicher Begleitung und militäriſcher Bedeckung wie im Triumph nach dem Aufſteigeplatz zurückbrachten, wo alle 7½ Uhr abends wohlbehalten eintrafen und Blanchard ſomit ſeine 44. Luftreiſe glücklich beendigt hatte. In Ermangelung einer Wandertruppe arrangirte man dem kühnen Luftſchiffer zu Ehren abends im Schauſpielhauſe eine Maskerade oder, wie die Affiche lautete, einen „Bal en masque". Und das alles bei 20 Grad Hitze.

Allein die Feſtfeier dauerte noch über den 3. Juli hinaus; am Abend deſſelben Tags machte Blanchard bekannt, daß er, gerührt von dem Beifall des Publikums und zur Bezeigung ſeiner Dankbarkeit — natürlich mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß — am kommenden Tage ein neues aëroſtatiſches Experiment auszuführen gedenke. Und ſo geſchah's. Blanchard ließ — ſelbſtverſtändlich gegen Entrée — am 4. Juli einen kleinen Ballon aufſteigen, an dem ein Fallſchirm befeſtigt war, in welchem ein kleines Hündchen und ein Meerſchwein ſich befanden und der ſo eingerichtet war, daß die Stricke deſſelben ſich in der Luft durch eine Lunte entzündeten und er langſam auf die Erde hinabfalle. Dies geſchah

bei Slutup, eine Meile von Lübeck; der Ballon aber fiel unweit Wismar nieder und wurde als etwas, was nicht Wolke, nicht Drache, nicht Vogel, aber schnell aus dem Himmel herabgefallen war, an seine Adresse nach Lübeck zurückgeschickt, wo man noch lange über den kühnen Luftschiffer und seine beherzte Begleiterin sprach.

Jetzt aber ruhen beide längst in der kühlen Erde und träumen vielleicht von der luftigen Reise.

Briefe an Ludwig Tieck.

II.

Holtei hat, wie schon bemerkt, diese reiche, nach so vielen Richtungen hin belehrende und unterhaltende Sammlung von Briefen alphabetisch geordnet und so jeden innern Zusammenhang, der sich z. B. aus einer Zusammenstellung der Briefe der Romantiker ergeben hätte, aufgehoben. Läse man hinter den Briefen von Immermann die Eduard Devrient's, Laube's, die Briefe von verschiedenen Schauspielern, die Tieck aufbewahrt, so würde man dadurch ein deutlicheres Bild des deutschen Theaters von 1830 — 46, von Tieck's Stellung zu demselben erhalten als jetzt, wo diese wichtigsten und inhaltreichsten Schreiben durch Empfehlungs- und Bittbriefe, durch Zettel voll Nichtigkeiten voneinander getrennt sind. So bleibt alles nur fragmentarisch; aus dem Ganzen läßt sich eben nur erkennen, daß Tieck, wie der Herausgeber sagt, „als Dichter — als Gelehrter — als Kritiker — als Vorleser — als Dramaturg — als Mensch, Freund, Rather, Förderer, Wohlthäter bei drei sich folgenden Generationen seiner Mitwelt" in höchster Achtung gestanden. Allen diesen Briefen sind zwei Dinge gemein: eine Werthschätzung der Tieck'schen Dichtungen, die auf einen Leser aus der Gegenwart zuweilen komisch wirkt, wenn Schöpfungen als unsterblich gepriesen werden, die jetzt kaum noch eine kühle Theilnahme erregen; und eine Enthaltung von politischen, religiösen, socialen Fragen, die wir erst recht nicht begreifen. Kein Wort von den Revolutionen der dreißiger Jahre in diesen Briefen! Doch ja, ein Herr von Killinger, ein Mann der rechten Mitte, schreibt ihm unterm 4. October 1845 aus Baden; „Ich bin satt und ekel der Politik, wie sie jetzt unter dem Aushängeschild und Deckmantel der Staatsverbesserung und Volkserhebung von verdorbenen Literaten und vorlauten Judenbuben in den meisten sogenannten Organen der öffentlichen Meinung getrieben wird..." Die Weltauffassung der preußischen „Kreuzzeitung" war also auch schon vor ihr da! Und diese Worte wurden niedergeschrieben, als unter den Liberalen Badens Männer wie Itzstein, Rotteck, Welcker saßen! Freisinniger äußert sich in Bezug auf religiöse Ansichten der „alte" Goethe 1824; er schreibt: „Merkwürdig ist es immer, daß von den zerstückelten Gliedern unsers anarchischen Literatur- und Kunstwesens gar manche sich zu der frömmelnden Fahne sammeln, welche freilich die Schwachen am Geiste und an Talenten sektenartig in Schutz nimmt. Schade ist es dabei doch immer, daß so manche löbliche Fähigkeit und Fertigkeit auf diesem falschen Wege wol erst gewisse Vortheile, später aber großen Nachtheil empfindet... Wenn dann aber, wie man sich nicht verbergen darf, gegen dies nur seicht und immer seichter sich verbreitende Gewässer nicht zu wirken ist, so halt' ich's doch für gut, ja für nöthig, von Zeit zu Zeit ein öffentliches Zeugniß zu geben, daß man anders denkt, wie es denn auch in Ihrer Novelle „Die Verlobten" ganz am rechten Platz geschehen."

Mit dem Jahre 1848 verschwindet Tieck fast ganz aus dem Literaturleben; in Wolken verhüllt thront er über der Erde. Verstummte plötzlich das „freudige Gedränge", das ihn bis dahin umgeben? Gingen die Briefe verloren oder hielt irgendeine Besorgniß den Herausgeber von ihrer Veröffentlichung ab? Weder von Hebbel, Freytag, Otto Ludwig, Moritz Heydrich, Heinrich Laube noch von den alten Freunden wie Loebell findet sich mehr eine Zeile. Alexander von Humboldt schreibt noch einmal unterm 10. Mai 1848; er redet von dem Erd- und Staatsbeben am 18. März und hat sich noch nicht vollkommen in die neue Lage hineingefunden; die Berichte aus dem „meerumflossenen Schleswig" schilt er langweilig, die Wahlen elend. Wir wissen, wie rasch seine Stimmung darüber wechselte. Nur in Einer Hinsicht scheint er immer seinem Mann gestanden zu haben: er war kein Frömmler. „Mein edler Freund", schreibt er an Tieck, „Herr Tholuck, religiöse Dinge, Family Prayers oder gar Thierquälerei sind Dinge, die, von mir kommend, bei dem König und der Königin nur Lächeln erregen müssen." Einmal hat er in Charlottenburg zwei Stunden lang dem Prediger Ehrenberg zuhören müssen; „da ist", bemerkt er, „der Kampf der beiden Hofprediger in der «Athalia», veuve Soram, doch unterhaltender." Ludwig Tieck hatte keine politische Ader und schwerlich eine tiefere Empfindung für die Leiden und Freuden des Volks; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit waren für ihn im besten Falle klingende Schellen. Das ist keine Anklage, die lächerlich wäre; nur die Kluft ist damit bezeichnet, die ihn von dem modernen Culturleben des deutschen Volkes trennt. Die kritische Stimmung, die kühle Ablehnung, die seitdem in allen Verhältnissen und Beziehungen sich geltend macht, berührte ihn nicht, störte niemals sein Schaffen. Unter allen vorliegenden Briefen wagen nur zwei, seinen Dichterruhm anzutasten. Ein Prediger, Kadach aus Ziebingen, schreibt ihm: in Frankfurt an der Oder fände man seine Novelle: „Das Landleben"; sehr langweilig und unwahrscheinlich, und voll tiefer Entrüstung berichtet ihm Koberstein aus Schulpforta 1839: in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" stände

ein Aufsatz, in dem es hieße: Tieck's „Genoveva" und „Phantasus" hätten in Vergessenheit sinken müssen sammt allem, was die romantische Schule geschaffen, von dem Augenblick an, wo die echte vaterländische Poesie eines Wilibald Alexis in „Cabanis" aufgetaucht sei. Gewiß, dies ist übertrieben, aber so durchaus unrecht hatte jener Kritiker nicht, die historischen Romane von W. Alexis werden stets ihr Publikum haben, ob Tieck's „Sternbald", bezweifeln wir. Diese Bemerkungen abgerechnet, hatten alle, die ihm schrieben, nur Bewunderung für ihn. Wann wird das Buch über Shakspeare fertig? Wann erscheint das Ende des „Aufruhrs in den Cevennen"? fragen alle. Der alte „ironische" Herr führte die guten Leute an der Nase herum. Nur wenige dürftige Blätter fand R. Köpke in Tieck's Nachlaß von dem „gewaltigen" Buch über Shakspeare, von dem „Aufruhr in den Cevennen" nichts.

Weitaus die interessantesten dieser Briefe sind die Immermann's und seiner Gattin an Tieck. Die vier Briefe, die Marianne Immermann nach dem Tode ihres Mannes Tieck geschrieben, gehören zu dem Schönsten, was einer deutschen Frau in dieser Form gelungen. Sie haschen nicht nach Geist und absonderlichen Gedanken wie die Briefe Rahel's, sie sind nicht voll von Wunderlichkeit und „göttlichem Unsinn", in dem sich Bettina zuweilen gefiel, einfach und schlicht fesseln sie durch die Sinnigkeit und das Verständige ihrer Urtheile, erwärmen sie durch ihre schönen Wallungen und Empfindungen. Wie rührend drückt sich die Liebe, die Bewunderung Mariannens für den gestorbenen Gatten in ihnen aus! Sie lockt uns die Thränen ins Auge. Diese Frau ist zugleich gefühlvoll und verständig; in schönster Harmonie stehen bei ihr Herz und Geist. Vorurtheilslos und freisinnig ist sie in politischen wie religiösen Dingen; der pietistischen Richtung abhold, liest sie Strauß' „Leben Jesu" und streitet mit dem pietistischen Uechtritz. Auch ihre Bewunderung Tieck's überschüttet den verehrten Mann nicht mit einem Regen von Lorber und Rosen; noch einmal: diese Briefe sind die erquickendsten der Sammlung. Ihnen reihen sich zwei Schreiben der Schauspielerin Krickeberg an; eine Stelle aus dem einen mag für das Herz dieser Frau ein Zeugniß ablegen — ein Zeugniß, das auch ein historisches Interesse hat: „Sie wünschen Briefe von Gentz an mich, um sie der heutigen krittlichen Welt zu übergeben? Fordern Sie das nicht von mir! Ihnen durfte ich sie damals vertrauen, Sie würden sie noch heute fühlen — aber wer sonst? Auch diese Zeit ist vorüber; die Liebe hat ein anderes Gewand umgehängt; die zarten Stoffe sind verweht, und ich glaube, ein junger Mann, der jetzt solche Briefe schriebe, würde sich nicht mehr männlich erhaben vorkommen. Die Briefe würden durch den Namen vielleicht Interesse erregen, aber kein ehrenvolles für ihn; ich habe den Lebenden geschont, wenn er auch das ganze Leben mir zerstört, und sollte nun des Todten Asche stören? Zudem, wer würde es beachten, daß ein Mann, der die geheimen Fäden der Staatsgeheimnisse ent- und verwirren konnte, das Herz eines armen Mädchens durch seine hinreißende Beredsamkeit entzückte, bethörte und brach? Nein, mein Freund — wie ich mit Todesschmerzen sagte: Vergebung dem Lebenden! so sagt heute die alte Frau mit gefalteten Händen: Friede dem Todten! Er soll nicht, wenn er mir auf einem andern Stern einmal begegnete, sagen: „Auch du?" — Man lese nach diesen Zeilen die schwülstigen, übertriebenen, wortreichen und gedankenarmen Briefe Bettina's; wie viel schöner schmückt eine Frau das Herz als das Genie!

Die Briefe Immermann's sind literarischer Art; sie beginnen 1831 damit, daß Immermann Tieck seine Tragödie „Alexis" sendet. Damit knüpft sich ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen beiden Männern an. Den regsten und wärmsten Antheil nahm Tieck an den Schöpfungen des jüngern Dichters, an seinen Bemühungen um das Theater in Düsseldorf. Ausführlich berichtet dann Immermann über die Idee seines „Merlin" — nur ist uns das poetische, aber wunderliche Werk nach dieser Erläuterung noch unklarer geworden — über die Aufführung des „Macbeth", des „Blaubart" von Tieck, die Eduard Devrient in Berlin so oft vergeblich versucht hatte. Von Tieck hatte Immermann eine hohe, von Goethe eine geringere Meinung. „Mir ist der ganze Goethe, mit Einschluß seiner Fehler, auch in seinen größten und frühesten Werken schon vorhanden, und die nachherigen Schwächen und Verkehrtheiten ergreifen vielmehr das homogene italienische und malerische Element, als daß sie durch dasselbe hervorgerufen würden... Es mag wie Anmaßung klingen, aber ich kann mir nicht helfen; mir scheint es zuweilen, als ob das Gebiet der eigentlichen Poesie erst da beginne, wo Goethe — mit wenigen Ausnahmen — aufhört. Gewiß ist es wenigstens, daß von einer so eigenen, aparten Behandlungsweise, wo das Individuum sich immer seine Rechte gegen den Stoff und gegen die Gesetze der Gattung reservirt, bei Homer, Sophokles, Cervantes, Shakspeare keine Spur ist." Dies Urtheil wird manche Anfechtung erfahren, doch sprach es ein Mann aus, voll klaren Sinnes und großer Einsicht. Ueberhaupt gewähren die Briefe Immermann's die reichste Ausbeute an Gedanken und Anschauungen und machen den wohlthuendsten Eindruck. Jedem Worte fühlt man es an: ein fester, sicherer, gegen sich und andere aufrichtiger Charakter hat es ohne Ueberschwenglichkeit und Leidenschaft niedergeschrieben; es ist interessant, sie mit den wilden, stürmischen, verzweiflungsvollen Briefen Grabbe's zu vergleichen, wobei es wunderbar bleibt, daß Immermann in keinem seiner Schreiben je Grabbe's erwähnt, der bei ihm lebte und dessen Verhältniß zu Tieck er doch kennen mußte — von diesen und andern sei es uns erlaubt, in einem dritten und letzten Artikel zu sprechen.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Unsere Nahrungsmittel.

„Wenn doch jeder genießen könnte, was er wollte!“ seufzte mit einem Anflug komischen Aergers der alte Kanzleidirector, mein tägliches vis-à-vis in der Restauration, indem er den gesunden Appetit eines jungen Mannes an einem Nebentische fast neidisch verfolgte.

„Wenn doch jeder genießen möchte, was er sollte!“ warf trocken sein gleichalteriger Freund neben ihm ein.

„Könnte, möchte, wollte, sollte — das sind ja wol Hülfszeitwörter?“

Der Kanzleidirector wandte sich zu uns, die wir lächelten. „Sie helfen uns hier wenigstens zur Unterhaltung.“

Und damit kam sie wirklich in Gang; wir sprachen natürlich von den Nahrungsmitteln, nahmen die Speisekarte vor und prüften von oben bis unten die Gerichte in scherzhafter Weise, ob schwer-, ob leichtverdaulich, denn darauf kam es dem alten Herrn hauptsächlich an. Wir hatten schließlich nur an den wenigsten etwas auszusetzen.

„Und dabei wette ich“, meinte einer, „daß der Wirth ebenso wenig wie seine Köchin Nahrungsmittellehre studirt hat!“

„Fragen wir ihn!“ forderte der Kanzleidirector auf.

Der joviale Wirth erschien.

„Haben Sie studirt, Scholz?“

„Auf allen Universitäten in aller Herren Länder.“

„Das ist viel! Aber was?“

„Mein Geschäft natürlich, Herr Director!“

„Ah! Also gewiß auch Nahrungsmittellehre.“

„Aus dem Grunde! Das merken Sie wol“ — er blickte auf die Speisekarte in meiner Hand — „oder sehen Sie's mir an?“ Er schaute komisch vergnüglich auf seine ziemlich stattliche Rundung.

„Dann sagen Sie uns, Scholz, was von Ihren Speisen ist am leichtesten zu verdauen?“

„Alles, was mit dem gesundesten Magen in Berührung kommt.“

Wir lachten — nur der alte Herr machte eine abwehrende Handbewegung.

„Nein, Scholz, das kann mir nichts nützen! Mein Magen ist mindestens angekränkelt. Ich habe mir deshalb die „Nahrungsmittellehre für jedermann von Dr. Franz Döbereiner“ (Dresden, Ehlermann, 1863) gekauft und mir einen Auszug aus dem Werke gemacht, um meinen Arzt zu unterstützen. Daraus weiß ich nun wohl, daß im Wachsthum begriffene Personen“ — er schaute halb nach dem beneideten jungen Mann — „mehr Nahrung bedürfen, sowol wärmeerzeugender Stoffe für die stärkere Athmungsthätigkeit als stoffbildender Nahrungsmittel für ihren Aufbau. Diese Nahrungsmittel enthalten aber auch Stoffe, welche durch den besten Verdauungsproceß nicht so verändert werden, um ins Blut übergehen zu können. Ist nun gar die Verdauung eine geschwächte, wie bei meinem Alter und der sitzenden Lebensweise seit Jahren, so bleiben mehr und mehr Theile unverwandelt, und es handelt sich darum, nur solche Speisen zu genießen, die möglichst vollständig auch von einer schwachen Verdauung bewältigt werden.“

Die Auseinandersetzung war kurz und richtig.

„Also, Scholz, jetzt reden Sie von Ihren Studien auf diesem Gebiet! Sie sehen, ein Wirth muß ein halber Arzt sein, und ist er ein ganzer, um so besser.“

Der Wirth verneigte sich tief und erhob sich wieder mit komischem Stolz. „Ja, Herr Kanzleidirector — Trüffeln, Morcheln, Champignons — damit wär's also nichts.“

Der Angeredete seufzte spaßig.

„Das wird Ihnen der Döbereiner auch sagen. Dazu gehört ein guter Magen und tüchtige Marsch- oder Faustarbeit. Ich esse sie — weil ich sie sehr gern esse — aber wenig — — kann's auch nicht mehr wie früher. Spargel dagegen kann ich Ihnen mit Döbereiner empfehlen, und nicht etwa blos die Köpfe — sie können bei mir dreist den ganzen verspeisen. Selbst Kohl können Sie aus meiner Küche genießen. Wir nehmen ihm durch mehrmaliges Abbrühen und gelindes Auspressen die blähende Kraft, wodurch er auch für eine schwächliche Verdauung eingerichtet wird.“

„Ganz wie Döbereiner! Sie sind ein Allerweltskerl, Scholz!“

„Ich sagte es Ihnen ja, Herr Director! Auf allen Universitäten in aller Herren Ländern. Die Mohrrüben, Rüben überhaupt, die ich Ihnen auch anrathe, werden bei mir stets, um ihre Verdaulichkeit zu fördern, mit fettem Hammel- oder Schweinefleisch, und nicht spärlich, zubereitet. Das wären also Gemüse für Sie, Herr Director!“

„Und noch für manchen andern!“ unterbrach ein Herr am Nebentisch. „Ich bin Ihr Leidensgefährte, Herr Kanzleidirector!“

„Freut mich, zu hören, so leid mir's thut, Verehrtester! Aber wir wollen sehen, was für Fleischspeisen er uns liefert. Scholz, ich äße für mein Leben gern wieder einmal ein tüchtiges Stück gekochten Rindfleisches — aber —“

„Können Sie bei mir — leichtverdaulich! Hören Sie, meine Herren! Die Hauptsache ist, daß es, mit kaltem Wasser abgewaschen, sofort in kochendes Wasser kommt. Dann aber muß die Temperatur desselben durch kaltes Wasser bis auf ein gewisses Maß abge-

kühlt werden — vielleicht bestimmt es Döbereiner nach Graden — wir kennen das so. In dieser Temperatur läßt man es 1—2 Stunden. Saftig — und leichtverdaulich, sage ich Ihnen. Bouillon freilich schlecht. Aber die Fleischbrühe wird bei mir auch besonders bereitet. Fleisch fein zerhackt und langsam in etwas mehr Wasser erhitzt, bis es kocht — darf aber nicht zu lange kochen. Das muß man kennen, meine Herren! Ich bin nicht Koch, aber — Studium!"

Er hob den Zeigefinger plötzlich in die Höhe — ein Klopfen schallte aus der nicht zu fernen Küche.

„Das sind die Braten! Jeder Braten wird bei mir geklopft mit einem breiten hölzernen Schlägel. Sie werden dadurch nicht blos verdaulicher, sondern auch schmackhafter."

„Wahrhaftig, das sagt Döbereiner auch!"

„Da sehen Sie's! Und so ist alles bei mir!"

„Probatum est! Ich esse alles bei Ihnen!" rief lachend der alte Herr. „Und Sie können's auch, Leidensgefährte!"

„Aber den «Döbereiner»", meinte der Wirth, „will ich mir doch kaufen, das scheint ein sehr vernünftiges Buch zu sein!"

„Das ist's!" setzte ich hinzu, „und Sie sollen ein Exemplar von mir bekommen, Scholz!"

„Ei, Sie examiniren am Ende nachher!" wandte sich der Wirth noch einmal mit komischer Angstgeberde zurück und empfahl sich unter Aller Gelächter.

Aus den thüringischen Bädern.

II.

Der besondere Zug der Thüringen besuchenden Fremden ging auch in diesem Jahre nach Ilmenau, dem „gefühlvollen Herzen des Thüringerwaldes" (nach Ludwig Storch's treffendem Ausspruch), jener von Goethe so sehr geliebten anmuthigen Bergstadt, mit den vielfachen lebendigen Erinnerungen an ihn in der Nähe und in der Ferne, und namentlich mit der kräftigen und erfrischenden Luft seiner majestätischen Fichtenwälder und seiner Berge, mit dem lieblichen Grün seiner blumenreichen Wiesen, mit den allseitig lockenden und reichlich lohnenden Umgebungen seiner duftigen, quellenreichen Thäler und Höhen, mit seinen freundlichen und mannichfaltigen Aussichten und Umsichten. Touristen, welche nur eben eine kleinere oder größere Tour durch Thüringen machen, können oder mögen Ilmenau kaum umgehen, und außerdem zog seine bereits über ein Vierteljahrhundert bestehende Kaltwasserheilanstalt Hunderte von Fremden auf Wochen an, während es an andern ebenfalls nicht fehlte, die nur als sogenannte Luftschnapper, vom Zauber des Orts und seiner Umgebungen angezogen, längere Zeit dort verweilten.

Dagegen findet in dem nur eine Stunde von Ilmenau entfernt liegenden Elgersburg zum Theil ein anderes Verhältniß statt. Während an ersterm Orte die Formen, in denen die Kaltwassercur zur Anwendung gebracht wird, freier sind und eine gewisse Bequemlichkeit gestatten, indem das diesfallsige System der Behandlung die Selbständigkeit des einzelnen an und für sich weniger beschränkt und beeinträchtigt, wird es damit in Elgersburg weit strenger und gewissenhafter genommen. Jedenfalls hängt dies im wesentlichen damit zusammen, daß an letzterm Orte die Badegesellschaft gleichsam eine einzige große Familie bildet, welche gemeinschaftliche Zwecke hat und verfolgt und die deshalb auch in einer gewissen Gemeinschaft untereinander und miteinander lebt, der nun auch wieder einzelne Oertlichkeiten dienen und entsprechen. Ist nun auch in dieser geselligen Hinsicht der einzelne in seiner Freiheit keineswegs beeinträchtigt und kann er sich von der ihm nicht unbedingt zusagenden Herrschaft jener patriarchalischen Zusammengehörigkeit nach Belieben freimachen, so kann er sich doch in Ansehung der Cur selbst der gleichen systematischen Behandlungsweise kaum entziehen, unter deren Einfluß er steht und welche ihre Sorge mit strenger Gewissenhaftigkeit jedem einzelnen gewährt. Mag es auch sein, daß dieses System der Kaltwassercur in einzelnen Fällen seinen Zweck schon insofern verfehlt, als seine Strenge dem einzelnen selbst zuviel zumuthet, so muß doch auch anerkannt werden, daß es bei einzelnen in der That Wunder gewirkt hat. Die Annalen der Anstalt können davon berichten, und jedenfalls ist es Pflicht, zu bemerken, daß hier das System selbst — im Gegensatz zu gewissen Musteranstalten — verständige Aenderungen erfahren hat. Uebrigens entsprechen die Natur und die Umgebungen Elgersburgs ebenso in ihrer Lieblichkeit wie in der mehr vorherrschenden ernsten Großartigkeit und Strenge den Zwecken der Anstalt, allein man muß diese Umgebungen näher kennen lernen, um sie wahrhaft lieb zu gewinnen. Während die Natur um Ilmenau in ihrer Lieblichkeit und Anmuth auf den ersten Blick gewinnt und fesselt, haben die Umgebungen von Elgersburg mehr den ernsten Charakter stolzer Zurückhaltung. Es lohnt sich jedoch gar wohl der Mühe und der Geduld, diesen Ernst zu überwinden. *)

In Ilmenau ist das äußere Leben im allgemeinen reger und belebter, indem der Ort als Durchgangs-

*) Von den gewöhnlichen Touristen ist dies nicht zu verlangen und zu erwarten; aber es ist unrecht, wenn jene Charakterverschiedenheit von Ilmenau und Elgersburg gleichsam in den Schilderungen der Schriftsteller sich abspiegelt, insofern diese letzteres gar zu sehr in den Schatten treten lassen gegen ersteres. Dies ist z. B. der Fall in dem neuesten Führer durch Thüringen und den Thüringerwald, von Edmund Kanoldt, der unter dem Titel „Thüringen" in der Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig (1864) erschienen ist. Mit Recht sagt der Verfasser von Ilmenau, daß es, „ausgestattet mit den reizendsten malerischen Umgebungen", „wie ein kleines Paradies in der herrlichen, jungfräulichen Bergnatur mit all ihrer Poesie zwischen den dunkeln Bergen und lachenden Fluren ruhe, die den Fremden so mächtig anziehen"; aber er fertigt dagegen Elgersburg und seine reizenden, freilich nicht so offen den Blicken des Fremden sich darbietenden Umgebungen gar zu kurz und flüchtig ab.

punkt für weitere Wanderungen von den Fremden benutzt wird, die dann wol auch oft längere oder kürzere Zeit hier verweilen, um näher gelegene Punkte zu besuchen, während es für die Badegäste nicht an Veranlassungen zu lohnenden Spazierfahrten fehlt. Diese werden auch bisweilen auf Leiterwagen unternommen, wie wir dies auch in Elgersburg bemerkt haben, wobei man die Wagen möglichst bequem einrichtet (soweit die unbequemen Crinolinen unserer vornehmen und nicht vornehmen Frauenwelt gerade hier Bequemlichkeit zulassen) und reichlich mit Grün ausputzt, und wobei ebenso in der Anordnung des Ganzen wie im einzelnen in der Ausführung Scherz und Heiterkeit in anmuthiger Weise die Herrschaft üben. Sonst sind in den nahen Umgebungen beider Orte die Spaziergänge meist bequeme Waldwege in den mit sorgfältig geschonten ausgedehnten Forsten bewachsenen Bergen, auf denen die Curgäste und daselbst länger verweilenden Fremden vom Morgen bis zum Abend der erquickenden und stärkenden Luft der Wälder und Berge sich erfreuen. Im übrigen macht sich selbst in Elgersburg, trotz des oder vielleicht gerade bei dem dort im allgemeinen herrschenden Familienverband, eine einfache, angenehme Geselligkeit und ein ungezwungener, freier Verkehr unter den Badegästen geltend; in Ilmenau versteht sich diese Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen nur gar zu sehr von selbst.

Von der Politik hält sich dort der Fremde — im Genusse harmloser Selbstbetrachtung und eines freien, ungezwungenen Sichgehenlassens — meist grundsätzlich fern, und wol nur ausnahmsweise kann sie, in unserer vielfach parteiisch aufgeregten Zeit, in einzelnen Fällen unangenehm und störend an den einzelnen herantreten. Wir selbst trafen dort mit einem preußischen Offizier zusammen, der sich im Gespräch auch bald als einen Veteranen von 1813 zu erkennen gab. Als aber die Frage an ihn gethan ward, ob er denn auch als Veteran dem leipziger Octoberfest beigewohnt habe, gab er mit einer gewissen Naivetät, aber nicht ohne besonderes Selbstgefühl zur Antwort: Das sei kein Fest für einen preußischen Offizier gewesen, und er habe es für seine Person allen preußischen Offizieren verdacht, die damals in Leipzig gewesen seien. Habe es doch damals der König von Sachsen am längsten mit Napoleon gehalten, und habe er doch sogar dann noch zu ihm gehalten, nachdem ein großer Theil seines Heeres von ihm abgefallen wäre! Natürlich brachen wir das Gespräch mit dem Mann sogleich ab, aber wir fragten uns selbst, wie denn der damalige König von Sachsen, so lange sein Land und seine eigene Person noch in der Gewalt des Feindes gewesen, eine andere Politik habe befolgen können; wir konnten dabei auch nicht vergessen, in welcher Weise bereits einige Jahre vorher über sein Land im geheimen verfügt worden war und wie dann auf dem Wiener Congreß auch wirklich über Sachsen (und nicht blos zum Nachtheil von Sachsen, sondern auch zum Nachtheil von Deutschland!) verfügt ward, und ebenso mußten wir uns sagen, daß jedenfalls dann, wenn (nach jenem geheimen Vertrag) ganz Sachsen preußisch geworden wäre, im October 1863 wol auch jener preußische Offizier beim Jubiläum der leipziger Schlacht sicher nicht gefehlt haben würde!

Auch sonst hatte man — in dieser Zeit annexionssüchtiger Politik — manche Gelegenheit, eigenthümliche politische Aeußerungen, unüberlegte Ausflüsse eines nationalen Hochmuths und individuellen Egoismus, zu vernehmen und darüber zu lachen. So meinte einmal ein Gutsbesitzer und Kreuzzeitungsritter aus Preußen, daß bei der ersten Revolution, die in Deutschland ausbrechen würde, Preußen sich Sachsen und die sächsischen Fürstenthümer, vielleicht auch Braunschweig und wer weiß, was noch sonst an Land und Leuten, à la Cavour annectiren werde! — Nun, nur gemach, ihr Herren! Da dürften wol auch noch andere — intra et extra! — ein Wort mitzusprechen haben; und im ganzen ist es doch gar gut, daß dafür gesorgt ist, daß „die Bäume nicht in den Himmel wachsen". Mögen sich dies wahre und tröstliche Wort die Hoffärtigen, vornehmlich unsere Aristokraten und Demokraten, wohl gesagt sein lassen und besonders zu Herzen nehmen! „Ne sutor ultra crepidam!" (Zu deutsch: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!")

Noch ein anderes Curiosum möchte ich hier mittheilen, und zwar zum besten, vielleicht auch zur Beschämung unserer Schillerfestunternehmer. Bekanntlich gibt es in der Nähe von Ilmenau eine Schillerhöhe mit einem von einigen Bäumen umpflanzten anspruchslosen Denkstein, und gleich dabei war früher ein Eisenhammer, von dem behauptet wird, daß Schiller in ihm die erforderlichen Studien zu seinem „Gang nach dem Eisenhammer" gemacht habe. (Nach andern Nachrichten soll dies jedoch in der Nähe von Rudolstadt geschehen sein. Dort liegt das Dorf Volkstedt, wo Schiller 1788 und 1789 sich aufhielt und wo man noch jetzt das mit seinem Namen bezeichnete Haus sehen kann, wie denn auch eine Viertelstunde davon ebenfalls eine „Schillerhöhe" sich befindet. Uebrigens gehört jenes Gedicht, zufolge der Angabe in der von Körner besorgten Ausgabe der Gedichte Schiller's, dem Jahre 1796 an.) Als nun jüngst in Ilmenau die Rede auf jene Schillerhöhe und den Eisenhammer kam und einer der Anwesenden (aus einer Stadt in Mitteldeutschland, wo der Schillercultus alljährlich in einem Schillerfest sich kundgibt, ohne jedoch dabei auch nur mit einer oberflächlichen Kenntniß der Dichtungen Schiller's Hand in Hand zu gehen, und deren Namen wir lieber verschweigen) die Meinung äußerte, daß das Gedicht: „Der Gang nach dem Eisenhammer", von Goethe sei, war derselbe erstaunt, als man seinen Irrthum berichtigte.

Wer Thüringen nach Nordosten auf der Eisenbahn verläßt, kommt da, ehe er ihm gänzlich den Rücken wendet, nach Kösen, dem letzten thüringischen Bad auf dieser Route. Es ist seit mehrern Jahren eins der besuchtesten Bäder Thüringens, und nament-

lich wird es viel von Berlinern, ebenso von Christen als Juden, besucht. Daher mag es sich auch wol erklären lassen, daß für die Verhältnisse der Fremden und Curgäste in Kösen wenigstens theilweise ziemlich hohe Preise gelten, welche die anderer, renommirterer Bäder weit hinter sich lassen, und daß sich Kösen mit jedem Jahre mehr vergrößert und erweitert. Besondere Annehmlichkeiten gewährt indeß der Aufenthalt an und für sich und durch die Lage des Orts sowie durch die unmittelbaren Umgebungen desselben gerade nicht. Kösen selbst liegt ziemlich offen, der Sonne und dem Staub sehr ausgesetzt, und es hat insofern ein unbehagliches Ansehen und macht trotzdem, daß für Baumanpflanzungen und Gartencultur vielfach Sorge getragen wird, keinen besonders lockenden Eindruck. Vieles in dieser Hinsicht ist erst im Werden. Die den Ort rings umgebende Natur mit ihren nur zum Theil bewaldeten Höhen zieht sich gleichsam scheu und schüchtern zurück; aber gleichwol kann sie auf weitern Punkten, wenn der Fremde sie aufsuchen kann und will, den einen und andern gar wohl locken und auf längere Zeit für sich gewinnen. Ist man doch hier immer noch in den Vorhöfen Thüringens und athmet in den dortigen Wäldern eine freiere, frischere, also auch bessere Luft als in Berlin und in andern größern Städten. Einen nicht geringen Vortheil und Vorzug muß man Kösen lassen, nämlich den, daß man mittels der Eisenbahnverbindung leicht hingelangen und schnell weiter kommen kann.

Deutsche Lustspiele.

Von Feodor Wehl, dem Redacteur der „Deutschen Schaubühne", sind sechs kleine Lustspiele (Leipzig, Matthes) erschienen, die auf den deutschen Theatern schon seit längerer Zeit nicht unbekannt sind. Sie wurden ausdrücklich zu dem Zweck geschrieben, der französischen Literatur in diesem Zweige Concurrenz zu machen, und mit den Beschränkungen, welche sich von selbst verstehen, wenn es sich um den Wetteifer eines einzelnen mit einer geistreichen Nation handelt, möchten wir behaupten, daß der Verfasser zu diesem kühnen Unternehmen entschiedenen Beruf gehabt habe; einmal, weil er eine dem deutschen Lustspielgebrauch ferner liegende Eigenthümlichkeit von Natur besitzt, durch welche die Franzosen wirken, und andererseits, weil ihm etwas eigen ist, was der bessere Theil der Deutschen an den Franzosen so oft vermißt.

Die erste Eigenthümlichkeit ist die, einen gewissen Charakterzug mit aller Macht in den Vordergrund zu drängen. Daß dies für komische Wirkung sich sehr gut verwerthen läßt, liegt nahe genug. Wie eine zu große Nase, ein zu großer Mund einem Gesicht etwas entschieden Komisches geben kann, so ein solcher dominirender Zug. Die psychologische Wahrheit und die Wahrscheinlichkeit leiden meist etwas unter solchem Verfahren; indessen muß man wol bei der Entfernung der Bühne vom Zuschauer eine etwas gröbere Zeichnung, und bei der Kürze eines Acts eine etwas rasche Darlegung des Mitzutheilenden freundlich beurtheilen.

In dieser Weise wirkt denn in „Ein Bräutigam, der seine Braut verheirathet", die Uebereilung des jungen Mannes, der seinen schüchternen Freund bei einer Art von Entführung unterstützt und dann mit einigem Aerger erkennt, daß Vätervorsorge die Entführte ihm selber zugedacht hatte; in „Eine Frau, welche die Zeitungen liest", der politische Eifer einer Frau, der durch die ihr ohne Noth erregte Sorge um die Treue des Gemahls gründlich geheilt wird, und in „Ein modernes Verhängniß", die Trauer über das Geschick, Meyer zu heißen, welche sich durch die Erfahrung löst, daß auch schöne Damen Meyer heißen können. Gerade die übermüthig kecke Aufgabe des letztern Motivs ist mit sprudelnder Heiterkeit gelöst.

Die erste Stelle unter den sechs kleinen Werken aber nimmt unserer Absicht nach „Romeo auf dem Bureau" ein. In dieser Darstellung der letzten Augenblicke eines Copisten, aus dem ein erster Liebhaber sich entpuppt, ist die Charakterzeichnung sowol des Helden als der andern Personen bei aller Tollheit der Handlung überzeugend, und der Eindruck, den der Held macht, ist ein so befriedigender, daß wir trotz all seiner Gaunerei und Schelmerei doch die Ueberzeugung gewinnen, daß unter diesem scheinbaren Taugenichts ein liebenswürdiger Mensch verborgen sei.

Weshalb wir aber besonders diesen kleinen Werken eine immer kräftigere Einwurzelung auf unsern Bühnen wünschen, das ist die Atmosphäre der Gemüthlichkeit und der Sittlichkeit, die darin weht. Gegenüber der austrocknenden Luft des Salons und der zum Theil recht übelriechenden eines wilden Junggesellenlebens geht durch diese kleinen Werke ein Hauch, der uns wohlthuend an kleine freundliche Häuser mit Weinranken an den Mauern und freundlichen Frauen- und Kindergesichtern an den Fenstern gemahnt.

Dieser deutsche Zug, den wir bei den Franzosen fast stets entbehren, verdunkelt sich ein einziges mal, ohne bösen Willen, aber durch ein Versehen des Verfassers in „Alter schützt vor Thorheit nicht". Der alte Schlingel, dem dort ein frisches Mädchen über Gebühr gefällt, findet sich zwar auch schnell genug auf den rechten Weg und würde sich kaum weit davon verirren; aber daß er ein Stelldichein in dunkler Kammer annimmt, geht doch für ein feineres Empfinden schon zu weit. Der Gebrauch des Verses und manches einzelne hat uns hier an Kleist's „Zerbrochenen Krug" erinnert. Aber der Verfasser des „Romeo auf dem Bureau" ist mit jenem Dichter freilich, wie uns wenigstens bedünkt, weder im schlimmen noch im guten Sinne verwandt und könnte daher auf solchen Bahnen wol kaum jemals dauernde Erfolge finden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 40.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich. III. — Eine Hexe in Schweden. Von P. von Sick. — Die Weide. Ein Naturbild von Karl Ruß. — Briefe an Ludwig Tieck. III. — Beiblatt: Spinoza als Staatslehrer für die Gegenwart. — Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen. I. — Bilder aus Paris. I. Das Jagdfieber. Alexandre Dumas. Ehrenpreise. — Für das Jahr 1865.

Im Pfarrhause.

Erzählung von Fr. Friedrich.

III.

Als der junge Baron das Zimmer verlassen, stand auch Siebert auf. Er hatte auf Hugo's Bemerkung, daß jeder leben müsse, wie es sich mit seiner Stellung am besten vertrüge, so viel zu erwidern, und doch fehlten ihm die Worte. Hugo ließ ihn, wenn vielleicht auch unbewußt, den Unterschied der Geburt und Stellung ziemlich scharf fühlen, und er hatte noch nicht den rechten Weg gefunden, wie er ihm entgegentreten sollte. Denn den Gedanken konnte er nicht aufgeben, daß er moralisch auf ihn einwirken und Hugo sich seiner geistlichen Würde fügen müßte.

Schweigend führte er ihn auf sein Zimmer und schied mit kurzen Worten von ihm, da er auch das Abendessen abgelehnt hatte.

Als er wieder in das Wohnzimmer trat, warf seine Frau einen fragenden Blick auf ihn. Er bemerkte ihn, sprach indeß nicht.

„Ein eigenthümliches Benehmen und eine eigenthümliche Ansicht über Ordnung", sagte sie endlich. „Und noch nicht einen Bissen Essen hat er hier zu sich genommen. Wenn er so fortfährt, muß er verhungern."

„So laß ihn verhungern!" rief Siebert, der den Groll nicht länger in sich verschließen konnte.

„Er tritt so sicher und fest auf", fuhr die Frau fort. „Ich fürchte, er wird sich unserer Lebensweise nicht fügen. Ich hatte mir ein ganz anderes Bild von ihm gemacht."

„Er muß sich fügen!" rief Siebert. „Heute habe ich Rücksichten gegen ihn genommen, allein morgen werde ich es nicht mehr thun! Dann will ich wissen, wie ich mit ihm daran bin, und auch er soll mich kennen lernen! Meine Grundsätze sind älter als die seinigen!"

„Der gibt auch dir nicht nach", warf die Frau ein.

„Davon verstehst du nichts!" rief Siebert. „Das wäre das erste mal in meinem Leben, daß ich mir von einem jungen Manne, der mir zur Aufsicht übergeben ist, Vorschriften machen ließe!"

Er schwieg und auch seine Frau schwieg. Diesmal fühlte sie sich indeß durch ihn keineswegs überzeugt. Sie wußte, daß er einen festen, harten Kopf hatte, und fast sein ganzes Leben hindurch war es ihm geglückt, denselben durchzusetzen. „Aber der junge Baron gibt doch nicht nach!" rief es in ihr; sie wagte nur nicht, dies auszusprechen, und schweigend begab sie sich zur Ruhe.

Sonntagsmorgen!

Hugo hatte laut auflachen müſſen, als er am Abend zuvor in das kleine, für ihn beſtimmte Zimmer getreten war. Die blendend weißen Vorhänge der Frau Paſtorin hatten das Ihrige gethan, dem Zimmer einen gemüthlichen Anſtrich zu geben; nur er hatte dies nicht empfunden. Die niedrige Decke, das unendlich lange und altmodiſche Sofa, der kleine, mehr als beſcheidene Spiegel, der mächtige Ofen, der für ein ganzes Haus ausreichend geweſen wäre, dazu ſeine Sachen, welche noch in Kiſten und Koffern verpackt mitten im Zimmer ſtanden — dies alles hatte ihn zum Lachen geſtimmt. Er verſtand es, Sachen, welche andere geärgert haben würden, mit dem luſtigſten Humor aufzufaſſen. Ihn amuſirte der Gedanke, daß er in dieſem Raume ein Jahr lang zubringen ſollte.

In heiterer Stimmung hatte er ſich zur Ruhe gelegt und mit derſelben Stimmung erwachte er wieder. Die Sonne ſchien bereits hell in die Kammer, es konnte ſo früh nicht mehr ſein. Schnell ſprang er aus dem Bett. Vergebens lauſchte er nach einem Geräuſch. Sein Ohr war noch an das Leben der Stadt gewöhnt. Alles war ſtill. Selbſt in dem Hauſe hörte er keinen Schritt, kein Wort. Sollte man ſo lange ſchlafen?

Er kannte die Stille eines Sonntagsmorgens in einem Pfarrhauſe noch nicht. Es iſt eine feierlich geheimnißvolle Stille. Der Herr Pfarrer geht auf ſeinem Studirzimmer noch einmal die Predigt durch und bindet das weiße Halstuch um — dabei darf er nicht geſtört werden. Seine Frau, die Kinder, die Dienſtmagd — alle müſſen leiſe auftreten — kein lautes Wort darf geſprochen werden. Dazu der feierliche Ernſt, gleichſam als Vorbereitung für den Gottesdienſt.

Als Hugo in die Stube trat, ſah er an dem Kaffee, welcher auf dem Tiſche vor dem Sofa ſtand, daß man längſt wach war im Hauſe. Er riß das Fenſter auf und ſchaute hinaus. Draußen dieſelbe feierliche Stille des Sonntagsmorgens. Kein Laut außer dem luſtigen Singen der Vögel in den Bäumen vor dem Fenſter. Aber eine friſche, reine Luft wehte ihm entgegen, der Duft von Hollunder und Jasmin ſtieg zu ihm auf. Die Apfel- und Birnenbäume in dem Garten ſtanden in vollſter, ſchönſter Blüte, ein weißer Schleier ſchien über die kaum hervorſproſſenden Blätter geworfen; dazwiſchen hindurch ſchimmerte das Gelb des Goldlacks auf den Blumenbeeten und das friſche Grün des Raſens.

Er hatte aufs neue gelacht, als er die einfache Einrichtung des Zimmers geſehen, jetzt beſchlich ihn unwillkürlich eine andere Stimmung. Sie thaten ihm wohl, dieſe Stille ringsum, dieſer ungeſtörte Frieden der Natur. Beruhigend legten ſie ſich auf ſeine Seele. Voll und tief athmete er die friſche Morgenluft. Mit ſtillem Wohlbehagen trat er zurück in das Zimmer und ſtreckte ſich auf dem Sofa aus. Es war lang und alt, aber es lag ſich bequem auf ihm. Der Kaffee der Frau Paſtorin war etwas ſchwach, allein ruhig ſchlürfte er ihn hinunter, und eine gute Cigarre half ſeine verwöhnte Zunge ſich daran gewöhnen.

Da tönte das Frühgeläute von dem nahen Kirchthurm. Es klang ſo rein in der Morgenſtille. Jeden Klang hörte er nachzittern. Regungslos hörte er darauf und eine poetiſche Stimmung zog durch ſeine Seele hin. Unwillkürlich dachte er daran, wie es in dieſem Augenblick in der Stadt war. Auch dort tönten jetzt die Glocken, allein man hörte ſie kaum vor dem Wagengeraſſel und dem Leben auf der Straße. Die Arbeit ruhte auch dort, dafür trat das Vergnügen ein. Dort kamen Hunderte ermüdet von Frühpartien und Morgenconcerten zurück, andere eilten vor das Thor, um ſpazieren zu gehen, andere rüſteten ſich in den Häuſern für die Vergnügungen des Nachmittags. Das Leben war daſſelbe geblieben wie an den Werktagen, es hatte nur das Sonntagskleid angezogen.

Hier war wirkliche Feiertagsruhe in der Natur und bei den Menſchen. Das that ihm wohl.

Da trat die Dienſtmagd in das Zimmer und ſagte ihm, der Herr Paſtor laſſe ihm mittheilen, daß in einer Stunde der Gottesdienſt beginne. In dem Kirchſtuhle der Frau Paſtorin ſei Platz für ihn.

„Für mich?“ fragte er lächelnd. „Ich danke dem Herrn Paſtor, allein — ich gehe nie in die Kirche.“

Erſtaunt blickte das Mädchen ihn an.

„Und das ſoll ich ihm ſagen?“ fragte es.

„Gewiß!“ erwiderte Hugo ruhig. „Sagen Sie das nur!“

Das Mädchen blieb noch einen Augenblick ſtehen, warf einen ſcheuen Blick auf ihn und verließ dann haſtig das Zimmer. Als es in die Wohnſtube getreten war, um ſeinem Herrn die Antwort zu überbringen, zögerte es unwillkürlich.

„Nun?“ fragte Siebert.

„Der Herr Baron läßt Ihnen danken —

allein — er ginge nie in die Kirche", ſprach es halb verlegen.

Die Paſtorin trat erſchreckt einen Schritt zurück und das Blut wich aus ihren Wangen.

„Er ginge nie in die Kirche?" fragte Siebert, als habe er etwas Unmögliches gehört.

„Das hat er geſagt!" verſicherte das Mädchen.

„Geh', geh'!" rief Siebert, und als das Mädchen das Zimmer verlaſſen hatte, blickten er und ſeine Frau ſich einen Augenblick an. Hätten ſie die Nachricht erhalten, daß ſie einen Mörder unter ihrem Dache beherbergten, dieſelbe würde keinen größern Eindruck auf ſie gemacht haben.

„Es iſt unglaublich!" brach endlich die Paſtorin los.

„Ja, es iſt unglaublich!" wiederholte ihr Mann, der ſich noch immer nicht völlig wieder gefaßt hatte.

„Und einen ſolchen Menſchen ſollen wir ein Jahr lang bei uns haben!" fuhr die Frau fort. „Er kann das größte Unheil über uns bringen! Er geht nie in die Kirche und wagt das noch obenein offen zu ſagen!"

„Die Menſchen ſind in den Städten tief geſunken!" entgegnete Siebert. „Es iſt indeß gut, daß wir ihn jetzt kennen. Nach dem Gottesdienſt werde ich mit ihm reden."

Hugo hatte keine Ahnung, welche Entrüſtung ſeine Worte hervorgerufen hatten, ſonſt würde er ſie nicht geſagt haben. Im ruhigen Wohlgefühl blieb er auf dem Sofa liegen, athmete die in das Fenſter einſtrömende friſche Luft, hörte das Glockengeläute und dann die Klänge der Orgel und dazwiſchen das Singen der Vögel. Einen ſo ſtillen, ungeſtörten Morgen hatte er ſeit langer Zeit nicht erlebt. Kein Gefühl der Langeweile beſchlich ihn. Bilder auf Bilder tauchten aus ſeiner Vergangenheit vor ihm auf.

Erſt als der Gottesdienſt beendet war, dachte er daran, daß er mit Siebert über die Art und Weiſe, in der er zu leben wünſche, ſich verſtändigen müſſe, und ſchnell ergriff er die auf dem Tiſche ſtehende Klingel und ſagte dem eintretenden Mädchen, daß er den Herrn Pfarrer für wenige Minuten zu ſprechen wünſche.

Wenige Minuten ſpäter trat der Pfarrer ein. Auf ſeinem langen Geſicht lag ein ſo ſtarrer Ernſt, ſeine Augen blickten ſo finſter, daß jeder andere als Hugo befangen geworden ſein würde. Dieſer bemerkte es kaum.

„Bitte, ſetzen Sie ſich, Herr Pfarrer!" ſprach er.

Siebert ſetzte ſich.

„Es freut mich, daß Sie ſo ſchnell gekommen ſind", fuhr Hugo fort. „Ich habe einiges mit Ihnen zu beſprechen, und ich denke, es iſt das Beſte, wenn ich es ſogleich heute thue."

„Auch ich habe mit Ihnen zu ſprechen, Herr Baron!" bemerkte Siebert. Er wollte auf dieſe Worte einen beſondern Nachdruck legen, er erreichte aber nur, daß ſie pedantiſch erklangen.

„Vortrefflich — unſere Abſichten ſcheinen ſich zu begegnen. Rauchen Sie vielleicht eine Cigarre, Herr Pfarrer? Nicht? Sie rauchen gewiß nur Pfeifen — Geſchmacksſache. Ich wollte Sie noch einmal bitten, ſich meinetwegen in Ihrer häuslichen Ordnung nicht im geringſten ſtören zu laſſen, meinetwegen weder ſpäter aufzuſtehen, noch ſpäter ſich zur Ruhe zu begeben. Warten Sie nie mit dem Eſſen auf mich, ſondern laſſen Sie es hier auf mein Zimmer ſetzen — auch wenn ich nicht zu Hauſe bin."

Der Pfarrer zuckte ſichtbar zuſammen. Er richtete den Kopf empor.

„Herr Baron", ſprach er, „Sie verſchmähen es, mit mir und meiner Familie zu eſſen?"

„Ich verſchmähe es nicht, Herr Pfarrer", erwiderte Hugo, „ſondern ich wünſche nur, uns gegenſeitig keinen Zwang aufzuerlegen. Ihnen würde es peinlich ſein, wenn Sie auf mich warten müßten, und mir, wenn ich an die Stunde gebunden wäre. Ich habe überhaupt den Grundſatz, daß Menſchen, welche kürzere oder längere Zeit miteinander leben, ſich das Leben nicht verbittern dürfen. Unſere Gewohnheiten gehen nun einmal auseinander."

„Das merke ich!" warf Siebert ein.

Unwillkürlich mußte Hugo laut auflachen.

„Herr Pfarrer", rief er, „Sie werden doch wahrhaftig nicht verlangen, daß ein junger, unabhängiger Mann wie ich in einer Reſidenz wie ein Pfarrer leben ſoll?"

„Es tritt immer eine Aenderung ein, wenn man auf dem Lande in einem Pfarrhauſe lebt", entgegnete Siebert, der in Hugo's Worten und Lachen Spott zu finden glaubte und dadurch erbittert wurde. „Jeder Menſch muß ſich in die Verhältniſſe ſchicken!"

„Seien Sie ohne Sorge, Herr Pfarrer!" erwiderte Hugo. „Ich werde hier weder Geſellſchaften — Sie ſehen, der Raum verbietet mir dies ſchon", fügte er lächelnd hinzu, indem ſein Auge durch das kleine Zimmer fuhr —, „noch werde ich andere Vergnügungen, wie man ſie in

einer Reſidenz liebt, hier arrangiren. Ich will aber die Natur und die Landluft genießen und wünſche dies ganz ungeſtört zu thun!"

Er hatte die letzten Worte ſehr beſtimmt geſprochen und Siebert verbeugte ſich unwillkürlich zuſtimmend, weil er für den Augenblick hierauf keine Antwort wußte. Die Worte fehlten ihm ſonſt nie, allein Hugo hatte eine ganz beſondere Art und Weiſe. Seine Worte verriethen einen ſehr entſchiedenen Willen und doch ſprach er ſie lächelnd, ſcheinbar halb ſcherzend.

Siebert hatte ſich indeß einmal feſt vorgenommen, ihm über ſeine Aeußerung, daß er nie in die Kirche gehe, eine moraliſche Predigt zu halten, und all ſeine Würde und ſeinen Ernſt zuſammenraffend, ſprach er: „Herr Baron, Sie haben mir heute morgen durch die Dienſtmagd ſagen laſſen, daß Sie nie in die Kirche gingen. Ich weiß nicht, was Ihr Herr Vater hierzu — —"

„Mein Vater?" unterbrach ihn Hugo erſtaunt. „Was hat mein Vater damit zu ſchaffen, Herr Pfarrer? Er iſt für meine Handlungen nicht verantwortlich."

„Ganz recht", bemerkte Siebert, „allein er ſchrieb mir — —"

„Was hat er Ihnen geſchrieben", unterbrach ihn Hugo aufs neue.

Siebert ſchwieg verlegen.

„Er hat Ihnen geſchrieben", fuhr Hugo fort, „daß ich längere Zeit — ein Jahr — meiner Geſundheit wegen auf dem Lande zu leben wünſchte, fern von den aufreibenden Vergnügungen der Stadt. Er hat Sie erſucht, mir ein Zimmer in Ihrem Hauſe einzuräumen, und wenn er nicht hinzugefügt hat, daß ich ganz ungeſtört und ungenirt zu leben wünſche, ſo hat er es nur unterlaſſen, weil er dies als ſelbſtverſtändlich vorausſetzte. Sehen Sie, Herr Pfarrer", fügte Hugo lächelnd hinzu, „ſo iſt der Sachverhalt und ſo wollen wir es halten!"

Siebert preßte die Lippen aufeinander. Hugo hatte für ihn eine unerträgliche Art und Weiſe; nicht die geringſte Ehrfurcht vor ſeinem Stande. Wie Hohn erklangen ihm deſſen Worte. Aber in ſeinem Hauſe war er Herr, in ihm wollte er ſich keine Vorſchriften von einem ſo jungen Manne machen laſſen. Das durfte er nicht.

„Herr Baron", erwiderte er, „ich kann unmöglich Ihre Worte, daß Sie nie das Gotteshaus beſuchten, als Ernſt aufnehmen. Hier würde jeder Menſch darüber ſprechen, und ich kann mir nicht vorſtellen, daß Ihnen das Urtheil der Menſchen ſo gleichgültig iſt."

Hugo winkte ihm mit der Hand, einzuhalten.

„Sie bekehren mich nicht, Herr Pfarrer!" lachte er. „Es war mein Ernſt, und das Urtheil der Menſchen iſt mir in der That gleichgültig. Ich komme auf meinen Grundſatz zurück, daß man ſich nie um das Leben anderer kümmern muß. Ich gönne deshalb auch andern das Vergnügen, in die Kirche zu gehen, denke darum weder beſſer noch ſchlechter von ihnen — nur ich thue es nicht. Anſichten, Verſchiedenheit des Geſchmacks! Aber ich will Ihnen Genugthuung geben. Die feierliche Stille des heutigen Morgens, das Glockengeläute, die friſche, reine Luft, die ins Fenſter ſtrömte, der Blumenduft aus dem Garten — Sie müſſen ganz prächtige Reſeda haben, Herr Pfarrer — dann die Klänge der Orgel, dies alles hat mir wunderbar wohlgethan. Seit Jahren habe ich nicht ſolche fromme Regungen gehabt und ſeit langer Zeit hat mir keine Cigarre ſo gut geſchmeckt als heute morgen."

Siebert war aufgeſtanden. Die Haare ſtiegen ihm zu Berge. „Vergnügen, in die Kirche zu gehen", — „Geſchmacksſache" — „fromme Regung und Cigarre" — dieſe Worte tönten ihm im Ohre wider. Hätte er ſie nicht ſelbſt gehört, er würde ſie nimmer geglaubt haben! Er war überzeugt, daß die meiſten Menſchen nicht viel taugten, daß aber ein Menſch ſo tief ſinken könne, hätte er nimmer geglaubt.

Mit ſteifer Verbeugung verließ er das Zimmer. Wozu ſollte er an einen ſo Tiefgeſunkenen ſeine Kräfte verſchwenden! Draußen vor der Thür richtete er ſich hoch auf, ſein Auge flammte, unwillkürlich erhob er drohend die Hand, dann ſtieg er haſtig die Treppe hinab.

Seine Frau und Gertrud erwarteten ihn im Wohnzimmer, wo der Tiſch zum Mittagsmahl bereits gedeckt ſtand. Beide blickten ihn fragend an, als er eintrat. Er bemerkte ihre fragenden Blicke nicht. Mit zuſammengezogenen Brauen ſchritt er haſtig aufgeregt im Zimmer auf und ab. Ueber Gertrud's Geſicht zuckte ein heimliches Lächeln.

„Wird der Baron bald zu Tiſch kommen?" wagte die Frau endlich zu fragen.

„Schick' ihm das Eſſen hinauf auf ſein Zimmer!" erwiderte der Pfarrer kurz, ohne ſeine Frau anzublicken und ohne in ſeinem Spaziergange einzuhalten.

„Immer?" fragte dieſelbe weiter.

„Immer!“

Ein kurzes Schweigen entſtand. Auf dem Geſicht der Frau Pfarrerin prägte ſich die Verlegenheit der Ungewißheit aus. War dies die Beſtimmung ihres Mannes?

„Wird der Baron dies nicht übel nehmen?“ warf die Frau ein.

„Das kümmert mich nicht!“ rief der Pfarrer heftig. „Uebrigens iſt es ſo ſein Wunſch — und auch der meinige!“ fügte er hinzu. „Jetzt frag' mich nicht weiter nach dem Menſchen — ſprich nicht von ihm, denn ich will nichts mehr über ihn hören!“

Er verließ das Zimmer und begab ſich auf ſeine Studirſtube.

Schweigend, kopfſchüttelnd blickte die Pfarrerin ihm nach. Sie wußte, daß ihm jetzt niemand zu nahe treten durfte.

Hugo's Verhältniß im Pfarrhauſe blieb ſo, wie er es von Anfang an ſelbſt geſtaltet hatte. Er blieb den Bewohnern deſſelben fremd gegenüber, er wollte es bleiben. Schon der Gedanke, daß der Pfarrer ihn in lange, langweilige Geſpräche verwickeln könne, hielt ihn von demſelben fern. Er grüßte ihn in freundlicher Weiſe, ſprach indeß ſelten mehr als einige Worte mit ihm. Oft brachte er ganze Tage auf Ausflügen in der ſchönen Gegend, in dem nahen Walde zu. In einem in dem Walde gelegenen Wirthshauſe kehrte er dann ein. Es gefiel ihm in dem kleinen ringsum von hohen Eichen umgebenen Hauſe. Der Wirth war ein origineller Kauz, der freilich faſt nur mit Holzfällern und Fuhrleuten zu verkehren pflegte, aber eine reiche Fülle geſunden Witzes beſaß.

Mit ihm konnte er ſich ſtundenlang unterhalten. Es gewährte ihm Vergnügen. Er hatte bis dahin von den untern Volksklaſſen, mit denen er nie in nähere Berührung gekommen war, eine ganz andere Meinung gehabt. Er fand bei dem Wirth und den Männern, welche bei ihm verkehrten, ſo viel geſunde Anſchauungen, daß er dadurch in Staunen verſetzt wurde.

Die Speiſen und Getränke, welche er in der Waldſchenke erhielt, entſprachen freilich ſeinem verwöhnten Geſchmack anfangs durchaus nicht; er gab indeß wenig darauf und hatte ſich bald daran gewöhnt. Er mußte oft laut auflachen, wenn er ſeine ganze Zeche hier in der Waldſchenke mit dem verglich, was ihn oft ein einziges Frühſtück oder ein Abend in einem Weinkeller der Reſidenz gekoſtet hatte. Er hatte dort dem Kellner mehr Trinkgeld gegeben, als er hier an einem ganzen Tage verzehrte.

Davon hatte er freilich keine Ahnung, daß die Frau Pfarrerin ſeinen Beſuchen in der Waldſchenke nachgeforſcht hatte und mehr als einmal gegen ihren Mann ihre Entrüſtung ausſprach, wie es doch ſündhaft ſei, daß er in der Waldſchenke ſo viel Geld verthue, während er doch bei ihr Eſſen und Trinken umſonſt habe, weil ſein Vater alles zuſammen bezahle.

Siebert hatte das Princip angenommen, auf alle Fragen und Geſpräche ſeiner Frau, welche den Baron betrafen, mit keiner Silbe mehr zu antworten.

Oefter blieb Hugo auch tagelang auf ſeinem Zimmer, ohne daſſelbe zu verlaſſen. Er las dann oder malte, oder lag lang ausgeſtreckt auf dem Sofa und wunderte ſich über ſich ſelbſt, wie er dies ſtille, einſame, einförmige Leben ſo ertrug, ja wie er ihm ſogar Wohlgefallen abgewann. Es that ihm wohl und koſtete ihn durchaus nicht die Selbſtüberwindung, als ſein Vater ſich vielleicht vorgeſtellt hatte.

Mit Gertrud war er noch kein einziges mal zuſammengekommen, hatte noch kein Wort mit ihr geſprochen. Wol hatte er ſie oft im Garten geſehen und ihre reizende, friſche Erſcheinung, ihr muthwillig heiteres Lachen war nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, allein er ſuchte dieſen Eindruck ſelbſt aus ſich wieder zu verdrängen. „Die Tochter Siebert's!“ ſprach er lächelnd zu ſich ſelbſt. „Sie wird tadellos waſchen, kochen und Strümpfe ſtopfen können, wird jeden Sonntag regelmäßig in die Kirche gehen, die Kirchengebete und die Geſänge auswendig wiſſen, ſie wird ſich Stammbuchverſe abſchreiben und ein Traumbuch beſitzen, ſie wird bei Geibel's Gedichten weinen, kurz — ſie wird das ſein, was Shakſpeare mit den wenigen Worten ausdrückt: «Ich weiß keinen andern Reim auf Mädchen, als — Schäfchen.» Schade“, fuhr er dann wol fort, „daß dies friſche, reizende Kind Siebert's Tochter iſt! Wie viel hätte durch eine andere Erziehung aus ihm werden können!“

Er grüßte ſie nach ſolchem Selbſtgeſpräch kälter vom Fenſter hinab. Gertrud ſchien ihn oft kaum zu bemerken. Täglich pflegte ſie ihre Blumen, Reſeda, Roſen, Goldlack und Fuchſien. Sie ſchien eine große Blumenliebhaberin zu ſein. Dies ſöhnte ihn dann einigermaßen wieder mit ihr aus und unverdroſſen blickte er auf ihre klei-

nen weißen Hände, welche ihre Lieblinge mit ſo viel Sorgfalt behandelten.

Wieder ſchritt Hugo eines Tags durch den Wald hin. Es zog ihn nicht zur Waldſchenke. Die Luft war ſo mild und rein, kein Windhauch regte die hohen Baumwipfel über ihm. Allein wollte er ſein. Sich hinſtrecken auf irgendeiner mit Moos überwachſenen ſchattigen Stelle, träumen von der Vergangenheit und Zukunft.

Er ſchlug einen nur wenig betretenen, ſich zwiſchen dichtem Gebüſch hinziehenden Seitenpfad ein. Ihm war es ja gleichgültig, wohin derſelbe führte. Langſam ſchritt er auf ihm weiter. Plötzlich ſtand er überraſcht vor einem kleinen freien Raum. Eine mächtige Eiche breitete ſchattend und ſchützend ihre Zweige darüber. Zwiſchen zwei gewaltig über die Erde emporragenden Wurzeln war eine kleine Moosbank angebracht. Epheu überzog ſie halb und ſchlang ſich dann an dem Stamme der Eiche empor.

Ein freudiges Lächeln glitt über ſein Geſicht. Wer mochte dies heimliche, trauliche Plätzchen ſich bereitet haben? Eine ſorgſame Hand mußte es ſein, denn jede Ranke des üppig gewachſenen Epheus war ſinnig gelegt und feſtgebunden. Das niedergeſeſſene Moos verrieth, daß dieſer Platz fleißig beſucht wurde.

Er ſetzte ſich auf die Moosbank nieder. Wie ſo weich ſaß es ſich auf ihr! Der Eichenſtamm mit dem Epheu darüber bildete die Rücklehne.

Ein Jäger konnte dieſen Platz nicht ſo ſinnig eingerichtet haben — er hätte nicht ſo viel Sorgfalt auf den kleinſten Gegenſtand verwendet. Vergebens mühte er ſich ab, die Hand, welche hier thätig geweſen war, zu errathen.

Stundenlang blieb er hier ſitzen. Es war ſo ſtill ringsum, kein Ton drang zu ihm als der Ruf einzelner Vögel. Er hoffte, daß der Schöpfer dieſes heimlichen Plätzchens kommen werde; er lauſchte, denn das Rauſchen des Gebüſches hätte ſeine Ankunft im voraus verkünden müſſen — vergebens. Es kam niemand.

Er kehrte heim mit dem feſten Vorſatz, am folgenden Tage den Platz wieder zu beſuchen. Seine Neugierde war erregt. Auch am folgenden Tage harrte er dort, indeß vergebens, und ſo tagelang. Er traf niemand und doch errieth er aus Einzelheiten, aus Zeichen, die er gemacht hatte, daß der Platz beſucht war.

Dies regte ſein Intereſſe um ſo lebhafter an.

Wieder ſchritt er dieſem kleinen Platze zu. Wieder erblickte er niemand auf ihm, als er, ſich ihm nahend, durch das Gebüſch ſchaute. Schon wollte er unmuthig zurückkehren, denn ſeine Geduld war erſchöpft, da erblickte er auf der Moosbank ein Buch liegen.

Haſtig trat er hinan und nahm es in die Hand. Es war ein Skizzenbuch, in welchem ſauber ausgeführte Bleiſtiftſkizzen und auf andern Blättern wieder Gedichte ſtanden.

Die Schrift verrieth eine Frauenhand — er konnte ſich hierüber nicht täuſchen. Sein Staunen wuchs. Er ſuchte nach dem Namen der Beſitzerin — vergebens. Mit innerer Unruhe ließ er alle Frauen und Mädchen der Umgegend, ſoweit er dieſelben kannte, vor ſeinem Geiſte vorüberziehen: das Bild keiner einzigen paßte zu dieſem Orte, zu dieſen ſaubern Skizzen, zu dieſer feſten, zierlichen Handſchrift.

Alſo eine weibliche Hand hatte dieſen Platz ſich bereitet.

Er ſetzte ſich nieder und durchblätterte das Buch. Er las die Gedichte. Sie waren ſämmtlich mit Bleiſtift geſchrieben, ſicherlich an dieſer Stelle, unter dieſer Eiche — hier alſo entſtanden. Es waren vortreffliche Gedichte unter ihnen. Ein freier, friſcher, ja ſelbſt übermüthiger Geiſt wehte ihm daraus entgegen, und dann war wieder eine leiſe, ernſte, ſehnende Trauer über einzelne Lieder hingehaucht. Er fühlte ſich durch dieſelben gefeſſelt, ſogar ergriffen.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Eine Hexe in Schweden.

Die Provinz Dalarne oder Dalekarlien, wie ſüdliche Völker ſie nennen, war in alter Zeit als der rechte Arm von Schweden bekannt, nicht nur wegen ihrer Kupfer- und Eiſengruben, ſondern auch um ihres ſtolzen und unabhängigen Bauernſtandes willen, den kein Feudalherr, kein auswärtiger Feind ungeſtraft angreifen durfte. Das Gewicht dieſes Ländchens in der Wagſchale des Bürgerkriegs ließ ſelbe zu Gunſten des von ihm erwählten Fürſten oder Parteihauptes ſinken. Als Guſtav Waſa das Land von däniſchem Joche befreite, waren es die Dalekarlier, welche ihm dabei geholfen, ebenſo, als die Reformation und das Lutherthum eingeſetzt wurden. Feſte Lutheraner und ſturkherzige Schweden ſind dieſe Bauern bis auf den heutigen Tag geblieben; weder der Reichthum der Bergwerke noch der Geiſt des Volks hat ſich in jener abgelegenen Provinz erſchöpft. Der Hader zwiſchen ihm und dem nor-

wegiſchen Nachbar iſt längſt erloſchen, obgleich es der ausdauerndſte unter den europäiſchen Grenzkriegen war; ebenſo hat auch die anſteckende Furcht vor Hexerei unter jenen harten Normannen, wenn ſie auch bis in ſpäte Zeit fortdauerte, ihre Endſchaft gefunden, wie folgende wahrhafte Erzählung darthun wird.

Während Königin Chriſtine zu Stockholm regierte, die Wiſſenſchaften beſchützte und mit den Gelehrten von halb Europa in Briefwechſel ſtand und noch nicht im geringſten an Abdankung und Katholicismus dachte, regierte in ihrem eigenen Gard zu Karlscopen Frau Elſen Kettler und dehnte ihre Herrſchaft nicht nur über ihren Meierhof und ſein Zubehör, ſondern auch über das ganze Dorf aus, deſſen Gebräuche und Sitten ſie bewachte, feſt entſchloſſen, niemals ihre Regierung aufzugeben. Das Dorf beſtand aus ſechs Gards neben dem ihrigen, die in dem engen Thal zerſtreut lagen und gegen Norden durch einen alten Fichtenwald geſchützt waren, während gegen Süden grünes Weideland ſich ausdehnte, das der kurze ſchwediſche Sommer mit Gras und Wachholdergeſträuch überzog. Die Bondsmänner oder Bauern, welche dort wohnten, waren alle wohlhabend, beſaßen Kühe und Schafe, Ochſen und alterhümliche Pflüge, womit ſie ihr Feld umbrachen und ergiebige Ernten von Gerſte, Roggen und Rüben einheimſten. Die Männer in dem Thal waren als gute Landwirthe bekannt und die Frauen berühmt in der Küche und Wurſtbereitung, im Geſpinſt von Wolle und Linnen, im Backen von Gerſtenbrot und im Bierbrauen; aber weit über ihnen und all ihrem Thun und Gehaben ſtand Frau Elſen Kettler und herrſchte und regierte ohne Wetteifer und Widerrede. Zwar beſaß Frau Elſen einen Gatten, aber der ehrliche Hans war ſchon während des Honigmonds in Abhängigkeit gerathen und ſeit funfzehn Jahren darin verblieben, ſodaß keine Rede von ihm war und er nichts zu thun hatte, als ihrem Willen nachzukommen. Auch hatte Frau Elſen einen Sohn und zwei Töchter, aber auch ihnen war gelehrt worden, ihrer Mutter Weisheit zu ehren und ihre unangreifbare Herrſchaft anzuerkennen.

So regierte Frau Elſen über Familie, Haus und Hof und in dieſer Machtvollkommenheit auch über Familien, Häuſer und Höfe im Dorfe dazu. Die Kettlers waren ſeit undenklicher Zeit in Karlscopen obenangeſtanden; ihr Gut war das größte und fruchtbarſte, ihr Rindvieh und ihre Schafe die beſten und ihr Gard der älteſte in dem Dorfe. Kettlers hatte es dort vor den Waſas gegeben; ihre Söhne waren mit dem großen Guſtav in den Krieg nach Deutſchland gezogen und hatten ſilberne Pokale und ſeidene Vorhänge mitgebracht als einzige Beute des Dreißigjährigen Kriegs. Mit kurzen Worten, ſie waren der Rahm und die Blüte des Thals, und da ihre Begabung ihrer Stellung gleichkam — denn in allen Künſten des Haushalts konnte Frau Elſen die Erfahrenſten unter ihren Nachbarinnen belehren —, ſo nahm die Hausfrau, und ſicher die beſſere Hälfte von Hans Kettler, den erſten Platz ein und behielt ihn auch. Ueberdies, was nicht bei allen Regierern und Anführern in der Welt der Fall iſt, war ſie ſelber mit ihrem Regiment nach innen und außen völlig zufrieden. Das Hausweſen gedieh unter ihrer Leitung; dieſe war genau und einſichtig, zuweilen ſogar an Kärglichkeit grenzend; ſo waren die Kettler reich geworden.

Die Nachbarn erkannten einmüthig ihre Ueberlegenheit an; Hans wandelte des Weges, den ſie ihm vorzeichnete; Sohn und Töchter folgten ſeinem gegebenen Beiſpiel; Linnen, Bier und Würſte geriethen zum beſten; doch wie alles menſchliche Glück etwas zu wünſchen übrig läßt, ſo war es auch bei Frau Elſen der Fall, denn ſie vermochte niemals ein Kalb aufzuziehen. So zahlreich auch jeden Sommer die Sprößlinge ihrer Kühe waren, ſo ſtarben ſie doch alle entweder nach ein paar Tagen oder im beſten Falle ſo viel Wochen ihrer Exiſtenz. Alte und tadelſüchtige Leute — es gab ſolche ſogar zu Karlscopen — wagten es, unter ſich am Feuerherd zu flüſtern, daß die Dame die Milch für die Kälber zu genau abrahmte. Sie ſelber ſagte, daß ſie jedes Mittel verſucht habe, das einer verſtändigen Frau zu Gebote ſtehe, aber alles vergebens, kein Kalb kam davon; zu Zeiten beſonders erzürnt über dieſen Gegenſtand, war ſie gewöhnt, darauf hinzudeuten, daß es nicht ganz richtig geweſen ſein müſſe mit ihrer Schwiegermutter, mit der ſie niemals gut geſtanden und noch jetzt nicht, obgleich das Gras von zehn Sommern den Grabſtein der alten Frau im Dorfkirchhofe überwachſen hatte.

Frau Elſen ſpann unter der Hausthür an einem warmen Sommerabend, einer Jahreszeit, wo es in Dalarne lange Tage und beinahe keine Nacht giebt, wo die Nüſſe in den Wäldern ſich bräunen und das Getreide auf dem Felde gelb wird, während alle Hände beſchäftigt

ſind, die Ernte einzuthun, welche zumal zur Reife gelangt. Ihr Gatte und Sohn waren draußen mit den Schnittern auf dem Gerſtenfeld, die Töchter und Mägde auf der Wieſe mit dem Heu beſchäftigt; ſo ſaß ſie allein, ihr Rad mit gleichförmigem Schnurren drehend, indem ſie an den einzigen dunkeln Fleck in ihrem ſonſt ſo hellen Lebensgange dachte. Die Bevölkerung von Frau Elſen's Kuhſtall war ſelbe Woche durch zwei Kälber vermehrt worden, aber eins davon war den Tag zuvor geſtorben und das andere ſchien ihm nachfolgen zu wollen. Es war hart, daß fortan alle Kühe der Ketlers von fremder Abkunft ſein mußten, nicht auf eigenem Boden gezogen; ganz Karlscopen mußte das gewahr werden, und was mochten die Leute davon ſagen? Es war ſicher nicht zur Ehre der Familie, und ſie hätte alles gegeben, um dieſes Mal von ihrem Ehrenſchilde abzuwaſchen; aber die Frau war mit ihrem Witz zu Ende und ihre Gedanken wanderten, wie gewohnt, zu ihrer längſtverſtorbenen Schwiegermutter zurück.

Plötzlich wurde die tiefe Stille der langen Dorfgaſſe durch einen nahenden Schritt unterbrochen, und aufſchauend gewahrte die Frau, was in Karlscopen nicht gewöhnlich war, das Geſicht eines Fremden. Es war ein hochgewachſener junger Mann, etwas ſchmächtig und hager, als ob er nicht zum beſten genährt wäre; ſein ſchwarzes Kleid und ſein Mantel waren fadenſcheinig, ſtaubig und von der Reiſe beſchmutzt, aber nach dem Modeſchnitt jener Zeit; ſie ließen ihn als einen jungen Diakon oder Predigtamtscandidaten erkennen, der, nachdem er ſeine Lehrzeit auf der Hochſchule beendigt, nun auf dem weiten Feld der Kirche beſchäftigt war, mit Katechiſiren der Jugend, Beſuch der Kranken und Beaufſichtigung der Sitten in entlegenen Dörfern. Zu jener Zeit ſtanden dieſe armen Schüler wegen ihrer Gelehrſamkeit bei dem Bauernvolk im Norden in großer Achtung, das, ſelbſt unwiſſend, dennoch vor ihren Kenntniſſen Reſpect hatte, obgleich von ihnen bekannt war, daß ſie in ihrer Mittelloſigkeit ſtets ſich bereit zeigten oder vielmehr erwarteten, gaſtfreundlich aufgenommen zu werden.

So war auch Frau Elſen gar nicht überraſcht, als der Fremde vor ihrer Thür ſtehen blieb mit einem „Guten Tag, Mutter! Habt Ihr einen Tropfen Buttermilch oder Weißbier oder auch nur einen Becher Waſſer für einen durſtigen Wandersmann?“

„Kommt herein!“ ſagte ſie.

So genau ſie war, ſo ſollte doch Ketler's Haus nicht durch knickeriges Bezeigen gegen einen Diakon verunehrt werden. Der Wanderer wurde höflich eingeladen in die Wohnſtube, zu dem beſten Sitz geführt, einem hohen Armſtuhl mit ſeltenem Schnitzwerk, nahe am Herd, auf welchem nur ein ſchwaches Feuer brannte. Hier wurde er mit dem Beſten bedient, was ſie an friſchem Käſe, Gerſtenbrot und Bier ihm vorſetzen konnte; wie es die gute Sitte in Dalarne erforderte, trug auch Frau Elſen ihr Spinnrad herbei und erheiterte ſein Mahl durch ihr Geſpräch, deſſen Hauptinhalt natürlich Karlscopen und die Ketlers ausmachten. Der Diakon fragte freundlich nach dem ganzen Dorfe, und da Frau Elſen die Hauptperſon darin war, ſo konnte ſie ihm ſo gut Bericht darüber geben wie über ihren eigenen Haushalt. Hans war im ganzen ein gutartiger Mann, obgleich zu Zeiten etwas hartköpfig und ſchwer zu unterweiſen; der junge Hans war ihm ähnlich, aber ſie that ihr Beſtes, beide zu lenken; Eura und Elda würden gute Hausfrauen abgeben, ſie mußte das von ihren eigenen Töchtern ſagen; auch wünſchte ſie, daß ſie gute Männer bekämen und dieſelben recht zu leiten verſtänden. Der Diakon ſchien großen Antheil an der ganzen Familie zu nehmen mit dem Verſchwinden des friſchen Käſes unter ſeinem Meſſer. Die Frau ging nun mehr zu Einzelheiten des Haushalts über, von Getreide, Vieh und Linnen, das ſie zur Ausſteuer ihrer Töchter bereit hielt, zu ihrem großen Erfolg in allen häuslichen Geſchäften und wie Ketlers im ganzen Urſache zum Dank gegen Gott hätten.

„Ihr ſeid ein recht glückliches Weib, Mutter!“ ſagte der Diakon. „Auf allen meinen Wanderungen bin ich niemand begegnet, dem die Vorſehung gnädiger geweſen wäre, und ich bin froh, zu ſehen, wie Ihr es mit dankbarem Herzen anerkennt.“

„Ich thue es, Herr, ſoviel mir bewußt iſt, am Sonntag in der Kirche und allnächtlich in meinem Gebet; auch Hans thut es, der gute Mann, wenn ich ihn daran erinnere. Aber, Herr, dennoch gibt es etwas, das uns beide betrübt, beſonders mich, da es zum Haushalt gehört und Hans den Verſtand nicht dazu hat!“ Und Frau Elſen offenbarte nun vollſtändig ihr Misgeſchick und ihren Kummer in Beziehung auf die ſterbenden Kälber. Doch war es nicht allein in der Hoffnung auf Mitleid, daß die gute Frau

davon ſprach: der Glaube an Wunder und Zaubermittel, um menſchliches Wünſchen zu ſichern und Unglück abzuwehren, war damals noch gewaltig unter dem ſchwediſchen Landvolke, und von den Gelehrten aller Art vermuthete man, daß ihnen Zauberkünſte wenigſtens bewußt wären, wenn ſie ſelbe auch nicht ausübten. Der Diakon, obgleich für den geiſtlichen Stand beſtimmt, hatte zu Upſala ſtudirt; eine Sage von dem Heidentempel, der einſt dort geſtanden, haftete ſtets noch an der Hochſchule, und das Volk ließ es ſich nicht nehmen, daß Zauberei dort gelehrt werde. Konnte daher der Candidat nicht zum Dank für ihre Gaſtfreundſchaft und ihr Zutrauen im Stande ſein, ihr aus ihrer Verlegenheit zu helfen und ihr einen Zauber geben, um den Tod von ihrem Kuhſtall abzuhalten? Es war freilich nicht vereinbar mit ſeinem heiligen Amte und künftigen Kanzelberuf; aber war er nicht ein gelehrter Mann und hatte zu Upſala ſtudirt? Sie wollte ihn dafür bezahlen, was er nur fordern würde, und das Geheimniß ihr Leben lang bewahren. Das Spinnrad ſtand ſtill und ihr Anſuchen und ihre Verheißungen wurden haſtig und leiſe vorgebracht, als der Diakon, der mit ſeinem Käſe zu Ende gekommen, ſich erhob und einige Minuten in ernſtem Nachſinnen hinter ſeiner Stuhllehne verweilte. Die Frau fuhr fort mit ihrem Anliegen, das ſie auf jegliche Weiſe ihm eingänglich machte, bis ſie bei zehn harten Reichsthalern ſtehen blieb. Endlich ſah er auf und lächelte auf eigenthümliche Weiſe; dies war ein gutes Zeichen; Frau Elſen's Muth ſtieg. „Thut es, Herr, um der Barmherzigkeit willen! Nehmt das Geld und gebt mir den Zauber! Ich weiß, Ihr vermögt es! Ihr gelehrten Herren könnt alles, was ihr wollt! Unſer Haus wird dadurch von ſeinem Unſtern befreit. Kein ſterbend Wörtchen ſoll durch mich davon auskommen, und ich weiß, daß Ihr die zehn Thaler brauchen könnt!"

„Wir nehmen für ſolche Dinge kein Geld, Mutter!" ſagte der Diakon; „aber wenn Ihr mir ein Geſchenk von fünf Thalern macht, da mein Rock etwas dünn und meine Schuhe faſt zerriſſen ſind, ſo will ich es nicht zurückweiſen. Laßt mich allein hier und ich werde etwas aufſchreiben, was Euch und den Kälbern zu Nutzen kommen ſoll!" Damit nahm er ſein Taſchenbuch heraus, Tintenſtecher und Feder und ſchrieb etwas auf ein weißes Blatt, während Frau Elſen unter die Hausthür lief, das Geſicht gegen Oſten gewendet, und ein frommes Gebet ſprach, um die böſen Geiſter abzuwehren, welche bei ſolcher Gelegenheit zur Hand ſein möchten. Bei dieſer Beſchäftigung hob ſie jedoch zufällig die Augen auf und ſah ihre Magd Roskin von dem Feld hereinkommen, wie ſie es befohlen hatte, um das reichliche Abendbrot zubereiten zu helfen, welches den Erntetag in Schweden beſchließt. Nun war aber Roskin's Zunge ein ſchneidendes Schwert, welches ſelbſt ihre geſtrenge Herrin nicht in Ruhe halten konnte; dabei ihr Auge ſcharf genug und ſchwatzen und klatſchen war ihr Element. Wenn ſie den Diakon ſchreiben oder das Papier übergeben ſah, war das Geheimniß bald in ganz Karlscopen bekannt. Herein flog Frau Elſen und rief: „O Herr, um Gotteswillen haltet ein! Roskin kommt ſoeben!" Aber die Magd hatte ihre Herrin beobachtet, ſah, daß etwas in dem Wind war, und beeilte ſich daher um ſo mehr. Schon war ſie auf der Schwelle, als der Diakon das Blatt, das er beſchrieben, zuſammenfaltete, es mit ſchwarzem Wachs und ſeinem Ring, den er an der Hand trug, zuſiegelte, Tinte und Feder in die Taſche ſteckte und flüſterte: „Kommt mit mir hinaus und ich will Euch ſagen, was Ihr zu thun habt!" Hinaus ging der Fremde und mit ihm Frau Elſen, zum großen Staunen ihrer Magd, der ſie den mürriſchen Befehl zuwarf, Feuer anzumachen und den Suppentopf aufzuſetzen. Roskin ſah ſie nach der Ecke am Kuhſtall hingehen, wo ſie einige Minuten ſtehen blieben, während der Fremde ihrer Herrin zuflüſterte, etwas in ihre rechte Hand drückte und dagegen aus ihrer linken etwas empfing, indem er höflich ſich zu verabſchieden ſchien und dann raſch das Dorf hinabſchritt. Die Frau ſah ihm nach und dann in ihre rechte Hand, das, was dieſe enthielt, in ihren Gürtel ſteckend und in das Haus zurückkehrend, wo ſie das Abendeſſen zurechtmachte unter einer langen Erzählung von der Belehrung und dem guten Rath, welche der fromme junge Diakon ihr habe zukommen laſſen. Dieſe wurde bei der Heimkehr ihrer Hausgenoſſen der Länge und Breite nach wiederholt und abwechſelnd auch bei allen ihren Nachbarn, ſodaß dieſe dachten, Frau Elſen thue ſich gar zu zu viel darauf zugute, als wäre nie zuvor ein Diakon nach Karlscopen gekommen; aber alle Ketler waren davon erbaut, nur Roskin nicht, welche niemals es herausbringen oder erfragen konnte, was an dem Kuhſtall gegeben und empfangen worden war.

Es ließ ſich nicht erwarten, daß die Magd

ſolch ein Räthſel für ihren eigenen Scharfſinn behalten würde. Alle Hausfrauen in dem Dorfe hörten davon und ſuchten es aufzulöſen mit mehr und weniger liebloſen Vermuthungen; aber da Frau Elſen ſo ſehr in Reſpect ſtand, durften keine Fragen gewagt werden. Wenn dem ehrlichen Hans auch ein Dämmerlicht aufging, ſo war er doch ein zu wohlgezogener Ehemann, und Eiferſucht liegt nicht in dem harten nordiſchen Charakter. Ueberdies erſchien der junge Diakon niemals wieder in Karlscopen, und die einzige Augenzeugin, Roskin, verheirathete ſich im folgenden Jahre nach einem entlegenen Dorfe. Die Sage von der Kuhſtallecke erſtarb oder lebte nur noch in beſonders hartnäckigen Gedächtniſſen; allein von jener Zeit an bemerkten alle Nachbarn, wie Frau Elſen's Kälber am Leben blieben und gediehen, bis ihr Erfolg in deren Aufzucht ſo bekannt wurde in der ganzen Gegend, wie es ihr Mislingen zuvor geweſen war. In einem Lande mit ſo kalten Wintern, wo das Vieh ſo werthvoll iſt, konnte kein Erfolg beneideter oder erwünſchter ſein; wie die Sage davon verlautet, wußte niemand, aber plötzlich kamen Leute aus fernen Dörfern und entlegenen Bauerhöfen herbei, mit Nachfragen bei Frau Elſen und gewöhnlich mit Geſchenken in der Hand. Sie kamen und gingen, zum großen Wunder von Karlscopen, und da die nächſten Nachbarn gewöhnlich die letzten ſind, eine Entdeckung zu machen, zerbrachen ſich dieſe vergeblich die Köpfe darüber. Was auch immer die Urſache ſein mochte, welche Beſuche und Geſchenke in ihr Haus zog, ſo wahrte Frau Elſen ihren Vortheil darüber; und da nun das Maß ihrer Wohlfahrt gefüllt und das ſchwarze Mal ausgewaſchen war, ſo herrſchte ſie mächtiger und übermüthiger denn je.

Volles Maß und Uebermuth überläuft leicht und wird gedämpft in Zeit von zwanzig Jahren. Dieſer Zeitraum brachte in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts in manchem Lande große Umwälzungen hervor; Schweden verlor ſeine Königin Chriſtine und erhielt dafür zwei Könige nacheinander; Dalarne kam unter einen eigenen Herzog, welcher die Provinz weiſe regierte und viel Geld aus den Bergwerken zog. Auch in Ketler's Gard gab es Revolutionen, ebenſo wichtig für deſſen Bewohner, nur kamen ſie allmählicher und mit weniger Geräuſch. Frau Elſen's Töchter wuchſen heran, heiratheten und erhielten die bereitete Ausſteuer; der ehrliche Hans wurde neben ſeine oft angeſchuldigte Mutter auf den Kirchhof gebettet; Hans der Jüngere regierte oder diente vielmehr an ſeiner Statt; denn als ein guter Dalekarlier hatte er ſobald als möglich ein Weib heimgebracht, ſein Haus und ihn ſelber zu befehligen. Seine Mutter hätte für dieſes Geſchäft genügen können; auch war ſie mit der Heirath nicht völlig einverſtanden, und es war das Einzige, worin Hans der Zweite ihr nicht zu Willen geweſen. Ihre Schwiegertochter wurde es gewahr, und da ſie ein Weib von demſelben Sinne war, kam es bald zu offenem Krieg zwiſchen ihnen, noch ehe die Hochzeit ganz vorübergegangen. Die Witwe verlegte ihr Hauptquartier in das eine Ende des Hauſes, welches ſie nach dem Geſetz als ihr Witthum anſprach; ihr Antheil an dem Kuhſtall und der Scheune wurde abgeſchieden und ihr Feld eingehegt; aber dennoch gab es Zuſammenſtöße zwiſchen den beiden Herrſcherinnen, und das ganze Dorf wunderte ſich, wie Hans es in dem beſtändigen Hader aushalten könne.

Mit einer Schwiegertochter im Streit zu ſein und geheimnißvolle Beſucher zu empfangen, deren Anliegen nicht ausgekundſchaftet werden konnte, iſt nicht geeignet, die Laune oder den Ruf zu verbeſſern. Die einſt ſo freigebige, ſtolze und freimüthige Frau war ein mürriſches, ängſtliches altes Weib geworden; ihre Sparſamkeit war in Filzigkeit ausgeartet, obgleich ſie als die reichſte Witwe in Karlscopen bekannt war. Neben dem, was ſie an Haus und Hof beſaß, konnte niemand im Dorfe ſo feines Linnen aufweiſen oder ſo viele ſilberne Löffel, Ringe und Schnallen, die meiſt Geſchenke der fremden Beſucher waren. Aber Frau Elſen's Reich war zu Ende und in der ärmſten Hütte des Dorfs wollte man ihrem Geſetz nicht mehr nachkommen; die Dienſtboten hielten zu ihrer Schwiegertochter; die Gaſſenkinder ſchalten ſie „Mutter Geiz" und Hans' Ehefrau, nachdem ſie vergeblich auszukundſchaften geſucht, was die Fremden wollten, und einen Antheil an ihren Geſchenken angeſprochen hatte, gab zu verſtehen, daß etwas beſonders Schlimmes bei ihrer Schwiegermutter vor ſich gehen müſſe.

So gingen die zwanzig Jahre zu Ende, und nach dieſer Zeit entſtand plötzlich über ganz Dalarne eine Gärung, wie und wo, konnte niemand ſagen, eine allgemeine gewaltige Furcht vor Hexerei und eine Entdeckung von Hexen an allen Enden und Orten. Mit dieſer ſeltſamen Krankheit und dem Irrſinn des Volks könnte man ganze Bände des tollſten Inhalts anfüllen; Ge-

ſichte und Sagen kamen von redenden Hunden bis zu Schweinen, welche Fäſſer, mit Feuer angefüllt, umherzogen; aller Art Geräuſch wurde in den Lüften, auf Dorfkirchhöfen und in den dunkeln Winkeln der Häuſer gehört. Leute wurden zu Dutzenden angeklagt und waren ihrer Schuld geſtändig, mit wunderbaren, höchſt umſtändlichen Berichten von ihren Nachtreiſen auf Beſenſtielen und dürren Fichtenäſten, indem ſie Kinder mit ſich ſchleppten nach Blakulla, einer öden Felſeninſel in dem Baltiſchen Meere, meilenweit von dem Lande entfernt, wo der Teufel in Perſon ſie aufnahm und wo ſie buken, brauten, aßen und tranken und die unſchuldigen Kinder in ſeinen beſondern Dienſt einweihten. So lächerlich dieſe Erzählungen einem Leſer des 19. Jahrhunderts erſcheinen mögen, ſo ſind dennoch Proceßacten und Kirchenregiſter jener Zeit damit angefüllt. Die Hinrichtungen waren zahlreich, obgleich die Gärung nur fünf Jahre dauerte; an Einem Tage wurden in dem Sprengel von Mont achtzehn Perſonen wegen Hexerei hingerichtet, und die Zahl der Angeklagten war ſo groß, daß Herzog Karl ſich weigerte, manche der Todesurtheile zu unterzeichnen, aus Furcht, ſein Land zu entvölkern. Entweder der Entfernung oder des weniger erregbaren Charakters der Einwohner wegen war Karlscopen der letzte Ort in ganz Dalarne, der eine Hexe ausfindig gemacht hatte.

In einem ungewöhnlich heißen Kampfe, wobei ſie ſehen mußte, daß es vergeblich war, einen Antheil an den Geſchenken zu erhalten, ſtieß Frau Elſen's Schwiegertochter eine Anklage der Mutter ihres Ehemanns aus, erklärte ihre Ueberzeugung, daß ſie eine Hexe ſei, daß ſie zu ungewöhnlicher Zeit und an verdächtigem Ort ſie habe Schierling ſuchen und andere Seltſamkeiten vornehmen ſehen, und berichtete dabei mit Schadenfreude von den geheimnißvollen Beſuchen als Beweiſen ihrer Beſchuldigung. Die Nachbarn hörten die Anklage, wie ſie auch von den Hexereien in andern Dörfern vernommen hatten; Roskin's Wahrnehmungen tauchten in dem Gedächtniß alter Leute wieder auf. Die Frau war übellaunig, misbeliebt und Heimlichkeiten ergeben; in jedem Fall ließen ſich die Beſuche und Geſchenke nicht wegſtreiten. Verſchiedene Jungen und Mädchen gaben alsbald an, daß ſie verſucht habe, ſie nach Blakulla zu verlocken; einige hatten ſie unter der Geſtalt einer ſchwarzen Katze erkannt, andere hatten ſie geſehen, wie ſie den Beſenſtiel handhabte, und wieder einige waren ihren Zaubermitteln nur entgangen, indem ſie ein Hufeiſen abgekocht und Zweige von der Bergeſche bei ſich getragen hatten. Dieſe Beweisführungen wurden der Obrigkeit übergeben und Frau Elſen wurde an ihrem Spinnrad gefangen genommen. Zum Staunen von jedermann verſuchte ſie weder zu leugnen, noch ſich zu vertheidigen, ſondern ließ ſich willig in das Gefängniß von Skanen führen, der nächſten Stadt, welche als Biſchofsſitz und Gerichtshof der Schauplatz manches Hexenproceſſes war, da die lutheriſchen Biſchöfe in dieſen Rechtsfällen beſondere Kenntniß zeigten. Der biſchöfliche Krummſtab wurde zu jener Zeit von einem Abkömmling der Familie Swedenberg gehandhabt, der neuerdings zu dem Amte befördert und bekannt war als gelehrter und eifriger Geiſtlicher. Seine Ernennung, ſagte man, verdanke er einer Predigt vor Herzog Karl gegen die Sünden der Zeit und beſonders die ſchwarzen, entſetzlichen Uebelthaten der Hexerei, welche er anſah als ein Strafgericht über dem Lande wegen des Einführens fremder Moden und Ueppigkeiten. Der Biſchof war in ſeinen Sprengel gekommen mit dem öffentlich ausgeſprochenen Entſchluß, gegen dieſen Teufelsdienſt Krieg zu führen und ihn auszurotten. Frau Elſen Ketler war der erſte Name auf der Liſte derer, die von ihm abgeurtheilt werden ſollten. Ihre Stellung in Karlscopen, ihr ehrbares Leben und ihre Verwandtſchaft nebſt dem Geheimniß, welches die Nachbarſchaft ſo lange Jahre irre gemacht hatte, zogen eine große Menge Volks zu ihrer Verurtheilung herbei.

Das Gerichtshaus war angefüllt mit Männern, Weibern und Kindern und aller Augen und Ohren ſtanden weit offen. Der Biſchof in ſeinem Ornat, mit Schreibern und Beiſitzern, nahm den Richterſtuhl ein und die Frau wurde vor die Schranken geführt.

„Gnädiger Herr", ſagte ſie als Antwort auf ſeine erſte Frage, „ich bin ſchuldig! Gebt Euch keine weitere Mühe mit mir! Ich geſtehe ein, daß ich die letzten zwanzig Jahre Hexerei verübt habe und zu ſterben verdiene. Aber, hochwürdigſter Herr, darf ich auf Gnade hoffen für meine arme Seele?"

„Bekennt Euer Verbrechen, Weib!" ſagte der gute Biſchof. „Ich will Euch Zeit laſſen, zu bereuen und zu beten, und kein wahrhaft reuiger Sünder ſoll verloren gehen!"

„Ich bekenne Euer Gnaden", ſagte Frau Elſen, auf ihre Knie niederfallend, „daß ich nie-

mals auf Blakulla war, noch irgendein Kind fortgeſchleppt habe; aber dennoch wurde Hexerei von mir getrieben durch einen Zauber, den mir ein wandernder Prediger vor zwanzig Jahren gegeben hat, als meine Seele betrübt war der Kälber wegen, die mir hinſtarben; er iſt unter dem Futter meines rechten Schuhs befeſtigt."

„Nehmt ihn augenblicklich heraus und zeigt ihn mir!" ſagte der Biſchof, als ob ihm eine plötzliche Erinnerung gekommen. Die Frau zog ihren Schuh aus, riß das Futter auf und zog ein kleines Lederbeutelchen hervor, aus dem ſie ein ſchwarzgeſiegeltes, zuſammengefaltetes Papier nahm und es dem Biſchof hinreichte. Dieſer erbrach das Siegel, las das Geſchriebene und ſchaute auf, als wäre er ſelber ein armer Sünder.

„Was empfahl Euch der Candidat, mit Euern Kälbern vorzunehmen, als er Euch dieſen Zauber gab?" fragte er.

„Er befahl mir, ihnen vier Pinten Milch ohne Waſſer und mit dem Rahm zu geben in einem buchenen Eimer, nach Sonnenaufgang, um Mittag und vor Sonnenuntergang, im Namen von Mantecoras", ſagte Frau Elſen, „den Zauber in meinem rechten Schuh zu tragen und jedes Kalb dreimal des Abends damit zu beſtreichen."

„Und habt Ihr das gethan?" fragte der Biſchof.

„Ich habe, gnädiger Herr, Sünderin, die ich bin", erwiderte die Frau, „auch ſündhaften Vortheil daraus gezogen, indem ich den Zauber fern und nah den Leuten für ihre Kälber ausgeliehen."

„Wohlan, meine gute Frau, ſteht auf von Euern Knien! Denn es iſt nun an mir, zu bekennen, und höret es alle, die ihr Ohren habt, zu hören!" ſagte der Biſchof. „Dieſes Papier iſt kein Zauber, ſondern ein toller Reim, den ich niederſchrieb, zu meiner Schande ſei es geſagt, als ich, ein wandernder Candidat, nach Karlscopen kam. Es begab ſich, daß ich bei dieſer guten Frau eingekehrt war; ſie nahm mich gaſtlich auf, klagte mir ihr Leid über das Hinſterben ihrer Kälber, und da ich ſah, daß ſie in ihrer Unwiſſenheit mich für einen Schwarzkünſtler hielt, weil ich in Upſala ſtudirt hatte, nahm ich ein Geſchenk von ihr von fünf Thalern, da meine Börſe zufällig in jener Zeit leer war, wies ſie an, ihren Kälbern gute Milch zu geben in geheimnißvoller Weiſe und ſchrieb auf dieſes Papier:

Das Kalb, es ſei weiß oder roth,
Und wenn's nicht lebt, iſt es ſicherlich todt.

Dieſen Unſinn hat nun das arme Weib in ihrem rechten Schuh umhergeſchleppt und ſeit zwanzig Jahren geglaubt, damit Wunder zu thun! Ja ſie konnte nach ihrem eigenen Bekenntniß für das Verbrechen der Hexerei gerichtet werden durch meinen thörichten und unbedachtſamen Schwank!"

In dem ganzen Gerichtshauſe ſoll, wie man ſagt, niemand ſchwerer von ihrer Unſchuld zu überzeugen geweſen ſein als die unglückliche Frau ſelber, welche erſt durch die Ermahnungen und Zuſprüche des Biſchofs endlich ſo weit gelangte, daß ſie, zufrieden, keine Hexe zu ſein, nach Hauſe ging und mit ihrer Schwiegertochter, welche ſie angegeben hatte, fortan ein friedlicheres Leben führte.

Der Biſchof aber entdeckte durch dieſen Zwiſchenfall, daß die ſchwarze und entſetzliche Sünde der Hexerei doch eigentlich nicht von ſolcher Wichtigkeit ſei, wie er in ſeinem geiſtlichen Eifer ſie ſich vorgeſtellt hatte, und ſeine Bemühungen vereinten ſich fortan mit denen der edeln Gräfin von la Gardie, der weitern Verfolgung Einhalt zu thun. Es wurde ſchon geſagt, daß dieſe Geſchichte eine wahrhafte iſt; ebenſo möchte es für manchen Leſer derſelben vielleicht von Intereſſe ſein, zu erfahren, daß der Biſchof, der ſolch eine wichtige Rolle darin ſpielte, niemand anders war als der Vater von Swedenborg, dem Geiſterſeher und Gründer einer weitverbreiteten Sekte.

P. von Sick.

Die Weide.

Ein Naturbild von Karl Ruß.

Ein Spätſommerabend . . .-nach der erſtickenden Glut des Tages blicken wir ſeiner wohligen Kühle entgegen, allein auch er vermag uns leider keine rechte Erfriſchung zu gewähren. Staubwolken haben Berg und Thal eingehüllt und die Schichten der ſchweren, dicken Luft flimmern auf den Höhen im welligen Tanze und wetteifern mit dem der Mückenſchwärme überm Waſſerſpiegel. Still, regungslos und unbeweglich liegt vor uns der kleine Landſee, ſeine Waſſermaſſe haucht die Dünſte der in ſeinem Schoſe verderbenden Pflanzenſtoffe aus. Der Blätterſchmuck des Waldes iſt längſt welk und verdorben, kein Hauch, kein Lüftchen regt ſich ringsumher; mit uns leiden und darben alle lebenden Weſen, Thiere ſowol als Pflanzen. Endlich aber blickt ein lebendiger Born uns entgegen — wohlthuend ſchon im Anblick ſeines ſprudelnden Gewäſſers. Es iſt

ein kleiner munterer Bach, der, bisher unſern Blicken verborgen, in der Schlucht ſich dahinſchlängelnd, jetzt plötzlich voll und ſtattlich in das Thal ſich ergießt und daſſelbe in zierlichen Windungen durchmißt. Unwillkürlich folgen wir ſeinem Laufe und finden Erfriſchung und Kühlung durch den Hauch ſeines bewegten Waſſers und wohlthuende Entſchädigung für das öde Einerlei der ganzen übrigen durch die Hitze faſt ertödteten Natur in dem üppigen Blumenſchmuck ſeiner vom belebenden Naß ſtets getränkten Ufer.

Unterdeſſen iſt der Abend mehr hereingedunkelt und die weiter unten im Thal an beiden Seiten den Bachesrand umkränzenden Weiden gewähren einen ganz eigenthümlichen Anblick. Von der Menſchenhand verſtümmelt und ſchon in Wirklichkeit phantaſtiſche Geſtalten bildend, erſcheinen ſie uns im Dämmerlicht noch ſonderbarer, ja unheimlicher. Gar nicht ſchwer wird es unſerer Einbildungskraft, allerlei wunderbare Erſcheinungen aus ihnen zu ſchaffen. Rieſen und Zwerge, Kobolde, Nixen und unzählige andere Geſtalten der Märchen- und Sagenwelt. Und wie uns, ſo ergeht es auch andern Menſchen, und deſto zahlreicher und wunderbarer werden dieſe Phantaſiebilder, je weniger die Aufklärung und das Wiſſen ſie zu verſcheuchen vermögen.

Darum iſt die Weide am Bach ſo recht das Sinnbild und der Träger zahlreicher im Volksmunde lebender Sagen, deren faſt jede Gegend andere aufzuweiſen hat. Alle dieſe wieder an den Bach ſich knüpfenden Sagen haben aber etwas Uebereinſtimmendes — und zwar den düſtern, unheimlichen Hintergrund. Jedenfalls iſt dies eben in dem Bilde des Baumes begründet, das uns ſo verzerrt und unſchön, ſo wunderlich und zuweilen gar widerlich entgegentritt und an das ſich daher unmöglich harmoniſche und liebliche Vorſtellungen knüpfen können.

Durch das fortwährende Verſtutzen ſeiner Triebe und das Einengen ſeiner üppig ſtrotzenden Lebenskraft wird der Baum zu den Misbildungen ſeiner Geſtalt getrieben. Das obere Ende, der „Kopf", ſchwillt unverhältnißmäßig ſtark an, berſtet dann meiſtens mitten auseinander, und während innen im Holz die Fäulniß ihr zerſtörendes Weſen treibt, grünt und ſproßt die zähe äußere Hülle in unzähligen Schößlingen luſtig fort. Und wiederum das phosphoreſcirende Leuchten ihres morſchen Innern in der Düſterkeit des Hohlwegs oder bei der matten Erhellung des falben Mondlichts, das iſt es eben vorzüglich, was die alte Weide ſo geſpenſtiſch und grauenerregend erſcheinen läßt.

Theils eine einmal eingeriſſene Sitte, theils der Nutzen des Menſchen hat die Weide dazu verdammt, daß ſie „geköpft" wird, d. h. daß man ihren Stamm etwa in Manneshöhe abhaut und die dann ausſchießenden Reiſer und Zweige alljährlich abſchneidet. Die Reiſer mehrerer Weidenarten, beſonders die der Korbweide, bilden in manchen Gegenden eine einträgliche Induſtrie, indem Korbwaaren verſchiedener Art, Fiſchreuſen, Fuhrkörbe u. ſ. w. daraus geflochten werden. In manchen ſehr holzarmen Gegenden, z. B. den Niederungen längs den Ufern großer Ströme, beſonders der Weichſel baut man die Weiden ſehr zahlreich an. Sie dienen dort zur Befeſtigung des Bodens, der Deiche, Dämme u. ſ. w. und ihre alljährlich geſchnittenen Reiſer bilden zugleich ein ſehr koſtbares Feuermaterial. Noch einen Nutzen bietet die Weide als Arzneigewächs. Ihre Rinde enthält nämlich einen Stoff: das Salicin, deſſen Wirkung der des Chinins der Chinarinde entfernt ähnlich iſt. Abkochungen von ihr werden bei Geſchwüren u. dgl. gebraucht und arme Leute nehmen ſie wol auch zuweilen gegen das Fieber ein. Wenn die Weide daher auch der deutſche Chinabaum genannt wird, ſo iſt der Werth ihrer Rinde als Arzneimittel doch nur ein ſo geringer, daß dieſelbe in der Heilkunde faſt gar keine Verwendung mehr findet.

Ein ungleich anderes Bild als das dieſer geköpften Weiden bietet uns der Baum in ſeiner vollen, naturgemäßen Entwickelung dar. Schlank und hoch emporgeſchoſſen, wiegen ſich ſeine elaſtiſchen Zweige maleriſch im linden Weſt, und mit dem Ebenmaß ſeiner zierlichen Formen wetteifern die reizenden, lanzettſpitzigen und hellgrün glänzenden Blättchen im lieblichen Anblick. Und iſt er dann, im erſten Frühlinge, mit den weißen und goldgelben Kätzchen ſeiner männlichen und weiblichen Blüten überhangen, ſo übertrifft er an Schmuck, Weichheit der Formen und wahrer Schönheit gar manche unſerer ſtolzeſten Wald- und Gartenbäume. Am allerſchönſten erſcheint er uns aber, wenn ſeine ſchlanken Aeſte, tief zur Erde herniederhängend, ein Symbol der Trauer, der Sehnſucht darſtellen. Solche „Trauerweiden" auf dem Friedhofe, neben der Ruheſtätte unſerer Lieben, vermögen wol jedes Menſchenherz mit wehmüthig-hehren Gefühlen zu erfüllen und in jeder warmfühlenden Menſchenbruſt neben dem Weh des Scheidens auch die ſüße, beglückende

Hoffnung des dereinſtigen Wiederſehens zu beleben. Iſt die dunkle, ſchwarzgrüne Cypreſſe nur ein Bild des verzehrenden Schmerzes, der in ewig neugeſchürter Leidenſchaft ſich ſelbſt verzehrt, ſo iſt die Trauerweide das der heißen, aber doch zuverſichtlich vertrauenden Sehnſucht. Eine einzelne, am kleinen einſamen See ſtehende alte Weide aber, welche ihre langherabhängenden Zweige in ſeiner kryſtallhellen, blauen Flut ſpiegelt, iſt ſo recht eigentlich ein Sinnbild der ſchwermüthigen, bangen Liebesſehnſucht.

Unſere gewöhnliche Vorſtellung von der Weide iſt jedoch nicht dieſe, ſondern vielmehr die erſtere, die der verſtümmelten, reihenweiſe an den Bächen und Wegen ſich hinziehenden oder kleine Landſeen und Teiche umkränzenden, niedrigen, knorrigen und unförmlichen Bäume. Und obwol ihre glatten Schößlinge uns bereits in der frühen Jugend durch die aus ihrer Rinde bereiteten Flöten Freude und Jubel bereitet, obwol die in ihren dichten Wipfeln und Aſtlöchern wohnende Vogelwelt ſtets uns Vergnügen gemacht und unſere Theilnahme in Anſpruch genommen, ſo lieben wir die Weide ſelbſt doch keineswegs, eben weil ſie ſo unſchön und weil ſo düſtere Bilder ſich an ſie knüpfen. Dies Vorurtheil und dieſer Widerwille gegen dieſen Baum, den wir bei vielen, namentlich bei den nordiſchen Völkern finden, reicht hoch hinauf, bis in das Alterthum. Nach der Sage hatte ſich der Verräther Judas an einer Weide erhängt und wol darum bildete ſie Jahrhunderte hindurch „den Baum des Fluchs und des Urtheils", denn an ihr wurden ſtets die Hinrichtungen der zum Strange verurtheilten Verbrecher vollzogen. Sonderbarerweiſe wird ſie bis in unſere Zeit hinauf auch am häufigſten von Selbſtmördern für dieſen letzten Dienſt erwählt — und dies hat nicht wenig dazu beigetragen, den Widerwillen gegen ſie und mancherlei abergläubiſche Vorſtellungen von ihr im Volke zu befeſtigen. Der denkende, ruhig urtheilende Mann findet jedoch hierfür ſehr leicht eine Erklärung darin, daß theils die einſamen, düſtern Standorte, theils die paſſende Aſthöhe jenen beklagenswerthen Verirrten günſtigere Gelegenheit zu ihrem trübſeligen Werke bieten und daher mehr zuſagen als irgendwelche andere Bäume.

Doch hinweg mit ſolchen düſtern Bildern! Wir wenden uns nach einem der wichtigſten Landſtriche unſers deutſchen Vaterlandes, der ſchönen, reichgeſegneten Weichſelniederung. Hier verleiht die Weide der ganzen Landſchaft ſo recht eigentlich ihren Charakter. Wie ein wundervoller Garten iſt das ganze Bruch vor uns ausgebreitet, aus deſſen Mitte ſich überall ſtattliche und zierliche Gebäude erheben, umgoldet von den Wogen der üppigen Getreidefelder. Und zwiſchen dieſen wiederum ziehen ſich überall die unabſehbaren Reihen der Weidengebüſche hin, welche die Aecker umkränzen, durchſchneiden und ſie gleichſam wie von lieblichen, friſchgrünen Kränzen umgeben erſcheinen laſſen. Für dieſe Niederung iſt die Weide von außerordentlicher Wichtigkeit; zunächſt gewährt ſie den Bauern hier die bereits erwähnten Vortheile und dann dient ſie mit ihren zähen, auch in den loſeſten Sand dringenden Wurzeln zur Befeſtigung und Sicherheit der gewaltigen Dämme. Wenn wir bedenken, daß die fruchtbare, wundervolle Niederung, die im wahren Sinne des Worts eine unendlich wichtige Kornkammer des Landes bildet, dem Strome nur mit Gewalt abgerungen worden und daß ſie eben nur durch äußerſte Wachſamkeit und ſtete Anſtrengung dem menſchlichen Beſitz erhalten werden kann — da müſſen wir wahrlich eine hohe Meinung von den verkrüppelten, ſonſt für ſo unbedeutend geltenden Bäumen gewinnen, welche ſo weſentlich zur Erhaltung der Deiche und damit der ganzen Niederung beitragen. Und gleiche Dienſte muß die Weide in faſt allen Niederungen leiſten, ſowie überall dort, wo dürrer, loſer Sand befeſtigt werden ſoll, wie auch auf den Dünen am Meeresſtrand.

Dieſer Baum iſt in Deutſchland nicht nur ſehr häufig, ſondern auch in zahlreichen Arten zu finden. Als die ſtattlichſte von allen, wenn ſie unverſtümmelt zum vollen, ſchönen Baum emporgeſchoſſen, ſcheint die gemeine weiße Weide, auch Felbe genannt, indem ſie wol eine Höhe von mehr als 60 Fuß erreicht. Eine der ſchönſten iſt die Gold- oder Dotterweide, deren gelbglänzende Zweige äußerſt biegſam ſind und daher auch häufig zum Korbflechten benutzt werden. Die Lorberweide, ſo genannt, weil ihre Blätter einen lorberähnlichen Geruch haben; die Palmen- oder Salweide, mit weißfilzigen Blättern und ſilbergrauen Kätzchen; die Wandel-, Salbei-, Bach-, Brand-, Bruch-, Buſch- und Thränen- oder Trauerweide, das ſind die bekannteſten und überall vorkommenden Arten unſers Baumes, deren mehrere auch häufig nur ſtrauchartig ſich entwickeln.

Unter ihnen allen als die unbeſtreitbar ſchönſte

erſcheint die letztere, welche, urſprünglich aus der Levante herſtammend, ſich bei uns eingebürgert hat. Linné gab ihr den Namen Babyloniſche Weide, weil er glaubte, daß ſie es geweſen, an deren melancholiſchen Zweigen die trauernden Juden in der Gefangenſchaft ihre verſtummten Harfen aufgehangen:

An den Waſſern zu Babel ſaßen wir und weinten,
Wenn wir an Zion gedachten,
Und unſere Harfen hingen wir an die Weiden.

Briefe an Ludwig Tieck.

III.

Von den fünf Briefen Grabbe's an Tieck ſind die vier intereſſanteſten aus dem Jahre 1823; ſie gewähren, raſch hintereinander, vom März bis in den September hineingeſchrieben, keinen Einblick in das dichteriſche Schaffen des zweiundzwanzigjährigen Jünglings, aber ſie entrollen ein ſchreckliches Bild ſeiner traurigen Lage, ſeines Unglücks, der Verzweiflung ſeines Herzens. Am 18. März ſchreibt er aus Leipzig an Tieck, dem er ſchon vorher ein Luſtſpiel und die Tragödie vom „Herzog Gothland" eingeſandt und der ihm darauf mit einer gewiſſen Strenge geantwortet: „Vielleicht hat ſelten jemand ſeinen gewählten Beruf (er ſtudirte Jura) ſo ungern verlaſſen als ich. Ich habe mich deshalb ſeit einem Jahre an Hohe und Niedere gewandt, und ich weiß, daß ich mich niemals völlig von den Wiſſenſchaften loszureißen vermag; aber Sie haben ſicher ſchon zum Theil aus meinem vorigen Briefe wahrgenommen, wie wenig ich auf dieſem Wege eine Beförderung erwarten darf; und ſollte ich einſt ſo glücklich ſein, Sie mündlich kennen zu lernen, ſo bin ich überzeugt, daß Sie ſelbſt mich gleich nach unſerer erſten Unterredung zu meinem Vorhaben ermuntern werden." Er will ſich zum Schauſpieler ausbilden, er hofft, den Hamlet ſo gut wie den Falſtaff darſtellen zu können; klein anfangend, würde er „bei einer Gage von 200 Thalern den reichſten Bankier von Deutſchland nicht beneiden"; ſeine Bitte iſt: Tieck möge ihm in Dresden „ein Unterkommen, bei dem ich nicht zu Grunde gehe", verſchaffen.

Tieck that mehr: er lud den jungen Studenten und angehenden Schauſpieler zu ſich ein. „Ihrer ausgezeichneten Güte", beginnt Grabbe ſeinen nächſten Brief aus Detmold, „bin ich die drei ſchönſten Monate meines Lebens ſchuldig." Seit ſeiner Abreiſe aus Dresden iſt es ihm ſchlecht ergangen; in Braunſchweig ſo wenig wie in Hannover fand er eine Stelle am Theater, doch kaufte man ihm in der erſtern Stadt eins ſeiner Stücke für 30 Thaler ab. Auf der Weiterreiſe ſchmilzt ſeine Baarſchaft zuſammen — „ich hielt es alſo für beſſer, nach der Heimat zurückzukehren, allen Hohn zu ertragen und meinen Aeltern zwölf Thaler zu bringen. Wenn ich meine Mutter nicht zu ſehr liebte, ſo würde ich ihr die elenden Zweigroſchenſtücke auf der Poſt geſchickt und für mich einen edlern Weg eingeſchlagen haben; ich hätte nämlich blind und dreiſt mein Geſchick verſucht, aber wenn ſie nicht wüßte, wo ich wäre und was ich triebe, ſo würde es ihr ſein, als wenn ihr ein Arm fehlte. So ſchlich ich mich nachts um 11 Uhr in das verwünſchte Detmold ein, weckte meine Aeltern aus dem Schlafe und ward von ihnen, denen ich ihr ganzes kleines Vermögen weggeſogen, die ich ſo oft mit leeren Hoffnungen getäuſcht, die meinetwegen von der halben Stadt verſpottet werden, mit Freudenthränen empfangen. Ja ich mußte mich noch obendrein mit der plumpſten Grobheit waffnen, weil ich ſonſt in das heftigſte Weinen ausgebrochen wäre und eine Iffland'ſche Scene aufgeführt hätte." Ob Tieck für ihn nicht eine „theatraliſche, ſchriftſtelleriſche oder abſchreiberiſche Carrière" wüßte, die ihm 150 Thaler einbrächte? Dabei denkt er aber dennoch ſeiner Dichtungen: der letzten Acte des „Sulla", eines „Fauſt", der mit „Don Juan" zuſammentrifft. Im folgenden Briefe bricht ſeine Verzweiflung jede Feſſel, in ſtürmiſchen Worten aus: „Ich wünſche aus voller Seele, daß meine Aeltern ſchon längſt eines ſanften Todes geſtorben wären, dann wäre ihnen beſſer und ich wäre frei." Klingt es da nicht wie bitterſter Hohn, wenn er fortfährt: „Sollte ich jemals aus meiner Lage wirklich herauskommen, ſo wird ſie ſicher einen unendlichen Nutzen für meinen Geiſt und mein Gemüth haben; ja ich würde wahrſcheinlich eine echt chriſtliche Idee von Gottes wunderbaren Wegen erhalten. . ." Hohn und Demuth, Verzweiflung und Zuverſicht zuſammen. Zum erſten mal fürchtet er den nahenden Winter, „weil ich nicht weiß, ob ich eine warme Stube werde haben können"! Und dann wie ein Schmerzensſchrei aus der Tiefe des Elends und eines gequälten Herzens: „O Herr, jedes Wort von Ihnen gilt viel! Wenn Sie mir irgendwo ein ſchmales Unterkommen bei einem Buchhändler oder Theater ſchaffen könnten, ſo hätten Sie mich und zwei alte Leute glücklich gemacht. Bisjetzt noch erliegt meine Seele nicht und ſie hat die hereinſtürmenden Unglücksfälle mit blutigen Köpfen zurückgeworfen; bei Gott, ſie verdient es, daß jemand ihr hilft!" Wer möchte, wenn er dieſe Zeilen lieſt und einen Blick des Mitleids und des Schreckens in dieſen Jammer wirft, auf dies Ringen eines großen Talents mit dem ihm feindlichen Strom des Lebens, den Dichter wegen ſeiner Maßloſigkeit und Wüſtheit, den Mann wegen ſeiner Haltungsloſigkeit und der Leidenſchaften zu ſtreng verurtheilen, die ihn in den Abgrund ſtürzten? Ueber Grabbe's Leben ſtand ein Unſtern: weder in der Kunſt noch in der Wirklichkeit gab es für ihn ein Maß des Schönen und Schicklichen; er brauſte, wie der Bergbach vom Winterſchnee geſchwellt, ſo von Verzweiflung und einem ge-

wissen titanischen Streben ins Ungemessene hinein erfüllt, daher; in seinen Tragödien ist des Großen viel, des Schönen wenig und vom Künstlerischen kaum eine Spur.

Erfreulicher wirken die Briefe der treuesten Verehrer Tieck's auf uns ein: des schwedischen Hofmarschalls Bernhard von Beskow, des Freiherrn Otto von der Malsburg, des Professors Wilhelm Loebell. Wol hat der Herausgeber recht, wenn er im Rückblick auf Malsburg's Briefe fragt: „Wäre solche ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit, solche innige Freundschaft, solch uneigennütziges Zusammenleben, wie es, vor vierzig Jahren waltend, hier frühlingsblühend an unsere Seele tritt, heutzutage noch möglich? Gewiß nicht! Niemand könnte jetzt so harmlose Briefe aus Hessen-Kassel schreiben als der Freiherr von seinem hübschen, romantisch gelegenen Schlosse Escheberg. Diese Blätter malen uns die „alte Zeit", eine Friedlichkeit und eine enge Umgrenztheit des Daseins, die uns unerträglich wäre. Was die Welt bewegt — der griechische Aufstand, der Krieg in Spanien, die Karlsbader Beschlüsse, Canning im Parlament, die Debatten der französischen Deputirtenkammer — das scheinen diese ruhigen, stillen Leute nicht einmal zu ahnen; sie haben keinen Sinn, keine Neigung dafür. Hat man sich aber einmal in ihre Stimmung versetzt, so fühlt man sich auf Stunden wunderbar von diesem Stilleben, diesen Beschäftigungen mit der Kunst, ihren Schwärmereien und Absonderlichkeiten angezogen. Malsburg und Beskow sind die echten Romantiker; Phantasie und Gefühl beherrschen sie vollständig; Beskow zumeist geht in der Bewunderung Tieck's auf. In Malsburg macht sich neben seiner Verehrung die vollere Empfindung der Freundschaft geltend, daß er zuweilen doch auch mit dem „angebeteten Dichter" in menschlicher Sprache zu reden wagt. Merkwürdig, mit welch guter Laune alle die Schreibfaulheit Tieck's, die oft geradezu in Unart ausartete, ertrugen! Auf seitenlange Briefe antwortet er nicht eine Zeile. Stand er nur mit Solger und Raumer in einem lebhaftern Briefwechsel? Uebersah, erkannte Malsburg auch nicht die Schwächen seines Freundes, für die der „genialen Frauen" hatte er scharfe Augen. „Bei Johanna Schopenhauer und ihrer ganzen Art", schreibt er einmal, „empfand ich wieder dieselbe Gattung von Anmuth wie das erste mal, gleichsam ein kühlwarmes und durchsichtiges Gemüthsbad ohne Schwüle und Tiefe; ihre sehr verbindliche Freundlichkeit tanzte wie eine angenehme Libelle um die verschiedenen Brunnenquellchen meiner dankbaren und diplomatischen Seele . . . aber mit entsetzlichem Geistesgepolter rasselte und stolzirte die Tochter, alle Schellen und Orgelzüge ihres Genius aufgezogen, durch und umher. Diese Bekanntschaft war mir neu, und ich gestehe, im Anfang entsetzlich, fast lächerlich, dann in Momenten wieder recht leidlich, sodaß ich zwischen Schrecken und Verwunderung, manchmal auch tragischem Mitleid und Angezogenheit auf- und abschwankte. Es ist etwas Sonderbares mit solchen Geistreichen; man wird sehr häufig von Erstaunen angefallen, wie bei einem kunstreichen Uhrwerk auf einem Marktthurm; aber auf einmal, und da, wo man sich bewandert glaubt, erscheinen sie einem ganz unwissend oder einfältig, und so ging es mir recht oft bei dieser berühmten Adele." Noch schlechter kommt Bettina von Arnim in einer andern Stelle weg: „sie schraubelte so unabläßig, daß sie von einem plötzlichen Halskrampf ergriffen wurde. Die Grimms und andere saßen ihr bewundernd und beifalllachend gegenüber, und es ist wahr, daß mitten unter dem Tollen, Rohen und Groben, das ihre Zunge drosch, auch wol dann und wann ein Mutterwitzkorn emporflog." Eine Ansicht, der wir im allgemeinen vollkommen beistimmen; der Genius Bettina's hat Flügel, aber leider watet er mit nackten Füßen oft im dicksten Sumpf der Alltäglichkeit. Uebrigens, wie aus zwei Briefen der reizbaren und wunderlichen Frau an Tieck hervorschimmert, hat sie nicht geringe Lust, auch bei Meister Ludwig „das Kind" zu spielen, gehabt; wenn nur die Briefe vernünftiger wären und nicht von orthographischen und grammatischen Schnitzern wimmelten! Deutsch schreiben aber konnten weder sie noch ihr Bruder Brentano; man glaubt das Stammeln von Kindern zu hören.

Gehalten, ernst und verständig gibt sich der bekannte Historiker Loebell in seinen Briefen; er hat die Freundschaft eines Mannes, nicht die Ueberschwenglichkeit eines Jünglings für Tieck. Daß er Tieck für den größten deutschen Dichter hält, muß wol in der Luft jener Jahre gelegen haben; aber diese Anerkennung bleibt maßvoll; auch die Nachwelt kann sie unterschreiben. Nur einmal überstürzt sich seine Bewunderung in der Aeußerung: „Ich glaube, daß, wenn das Werk über Shakspeare von Ihnen ungeschrieben bleibt, Jahrhunderte vergehen werden, ehe alles dazu Erforderliche sich wieder auf diese Weise in eines Menschen Geist vereinigt." Sollten Ulrici und Gervinus nicht geleistet haben, was Tieck nur je, bei den geringen Hülfsmitteln, über die er in Hinsicht Shakspeare's 1828 verfügte, hätte leisten können? Mit der bloßen „Anbetung" war es doch nicht gethan; hatte doch schon in diesem Punkte August Wilhelm von Schlegel das Mögliche geleistet und Shakspeare zu einem Halbgott erhoben. Mögen die vielfachen Auszüge, die wir gegeben, den Leser nicht ermüdet haben, sondern seine Aufmerksamkeit auf ein Werk lenken, das die mannichfaltigste Anregung gewährt und uns das Culturleben Deutschlands von 1800—1840 wie in einem Spiegelbilde zeigt; für diese Epoche ist die vorliegende Briefsammlung eine der wichtigsten, unentbehrlichsten Quellen.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Spinoza als Staatslehrer für die Gegenwart.

Baruch Spinoza (1632—1677) war ein Jude und auch wieder kein Jude — er gehörte überhaupt keiner der bestehenden Religionen an. Er war ein Denker, ein Philosoph im edelsten Sinne des großen Worts. Spinoza, der arme Glasschleifer in van der Spyck's Dachstübchen zu Amsterdam, der Gebannte, von Mordversuchen Bedrohte, der aus stiller Zurückgezogenheit in Rheinsburg, in Voorburg und zuletzt im Haag den Weltlauf Verfolgende, der Freund des vom Pöbel zerrissenen Jean de Witt, der Schüler des in Paris gehenkten van der Ende — „die personificirte Selbständigkeit und Denkfreiheit" (Feuerbach), welche sich zu bewahren er alle Aemter ausschlug, selbst die ihm durch den liberalen Kurfürsten von der Pfalz 1673 angebotene Professur der Philosophie zu Heidelberg — Spinoza, „dessen Leben Eins war mit seinen Werken", wie seine Gegner selbst zugestehen, „weil er selbst der freie Mensch war, den er als Urbild gefunden und als Ideal für ewige Zeiten hingestellt" — das war Baruch Spinoza, der Mann mit dem klaren Blick und dem ungetrübten Geist.

Die uns eben vorliegende zweite Auflage der interessanten Schrift von J. E. Horn: „Spinoza's Staatslehre" (Dresden, Ehlermann, 1863), zeigt auch auf politischem Gebiete den hervorragenden, für alle Zeiten gültigen Geist dieses einzigen Mannes.

Wir wollen das nur an Einem Beispiel erläutern, an seinen Gedanken und Aussprüchen über das monarchische Staatssystem, das uns am nächsten liegt. Der Constitutionalismus war ihm fremd, und dennoch ist seine Monarchie, wie sie sein soll, wenn sie überhaupt da ist, wie heute constitutionell. Daß sie nicht ganz so ist wie heute — wer wollte das verlangen? Und wer sagt uns überhaupt, ob es so schon richtig ist? In dem heutigen Gebilde wie in Spinoza's sieht der Geist, der von der Natur lernt, eben nur Entwickelungsphasen zu einem Höhern. Denn auf diese Umgestaltung des Alten weist der ganze Gang der Natur, dem sich der Mensch als Stück derselben mit seinen Gebilden nicht entziehen kann. Daß er es gethan, weil er den Gang der Natur nicht kannte, hat unendliches Leid über die Menschheit gebracht. Heute sind wir mit der stets größer gewordenen Einsicht in das Wesen, in die Gesetze der Natur dahin gelangt, die Forderung zu stellen: daß auch das Staatswesen nach der Natur geregelt werde.

Spinoza ist kein Freund der monarchischen Regierungsform, aus Vernunftgründen. „Es ist thöricht", meint er, „Freiheit und Glück des Volks dem Gutdünken eines einzelnen anzuvertrauen, wär's auch der Beste und Edelste. Niemand ist so wachsam, daß er nicht bisweilen schliefe, und niemand so starken Geistes, daß er nicht einmal, und gerade dann, wenn er am meisten der Geistesstärke bedarf, schwach und besiegbar würde." Aber die monarchische Staatsform ist einmal da und sogar „von Gottes Gnaden". Spinoza geht zurück auf den alten Glauben der Völker an körperliche Götter und Könige als deren Söhne — er spricht dann von neuern Zeiten, wo die Könige zwar ihren menschlichen Ursprung zugeben mußten, aber den Ursprung ihrer Macht wenigstens in den Himmel versetzten. Sie nannten sich Stellvertreter Gottes auf Erden, „die von Gott, nicht aber von der Wahl und Zustimmung der Menschen eingesetzt seien".

Unter diesen Umständen — „wie muß also die monarchische Regierung eingerichtet werden, damit sie nicht in Tyrannei verfalle?" — ist die Ueberschrift des sechsten Kapitels im „Politischen Tractat". Und Spinoza zeigt darin, wie „ungeachtet der monarchischen Form" das Gemeinwohl befördert werden könne.

„Die Gesammtheit muß bewirken, daß die Macht des Königs blos durch die Macht der Gesammtheit bestimmt sei", ebenso aber auch „durch den Schutz dieser Gesammtheit erhalten werde". „Der Monarch muß sein eigener Herr sein und doch für das Wohl des Volks sorgen." Das ist ein Hauptsatz für alle Staatsthätigkeit — ein „Muß", kein Soll blos — eine Nothwendigkeit, aus der Natur gezogen. Die Wahrheit dieses Satzes predigt der Baum wie der kleinste Halm der Grasflur, der selbst auf trockenem Boden kräftig für sich gedeiht, wenn er seine kriechende Wurzel mit den Nebenwurzeln verschlingt und durch diese allgemeine Verschlingung das Naß des fernen Grundes nicht minder schlürfen kann als seine im feuchten Grunde selbst stehenden Brüder. Dieses genossenschaftliche Sein nur schafft den grünen Teppich, den Grasstaat, und er ist gesund in allen seinen Theilen, sowol in den hervorragenden Gliedern als in den niedrigen.

Hier ist nicht etwa Zwang — hier ist Nothwendigkeit. Das ist aber ein Unterschied, den auch Spinoza macht, indem er sagt: „Nicht Nothwendigkeit, sondern Zwang ist der Gegensatz von Freiheit. Wer nach allgemeinen, ob von der Natur, ob von der Vernunft dictirten Gesetzen der Nothwendigkeit in seinem Handeln sich bestimmen läßt, der handelt noch immer frei, solange er nur durch eigenen Antrieb und nicht durch äußern Zwang zum Sichfügen in diese Nothwendigkeit bestimmt wird." Auch der König ist also frei trotz dieser Nothwendigkeit. Daß Spinoza die Natur und die Vernunft fordert, kann bei ihm noch nicht auffallen. Heute erkennen wir beides als ein und dasselbe, höchstens könnte man

Vernunft die Natur des Mikrokosmus nennen. Die Gesetze, welche die Vernunft dictirt, sind eben auch Naturgesetze — vernünftig ist nur, was natürlich ist, oder, da aus Unkenntniß der Natur mit diesem Ausdruck viel Misbrauch getrieben ist und noch wird, was dem Naturgesetz gemäß ist. Wenn also Spinoza sagt: „Je mehr sich ein Mensch von der Vernunft leiten läßt, um so beständiger wird er die Rechte des Staats beobachten", so sagen wir heute: „Je mehr sich ein Mensch, sei er Bürger oder Oberhaupt, von der Natur leiten läßt u. s. w." — — „Vernunft" ist nichts weiter als das mit den Sinnen „Vernommene", also die äußere Natur, die in dem Laboratorium des Hirns menschlich gewordene Außenwelt. Nur wer diese Außenwelt richtig erfaßt, kann sie auch richtig in sich haben — nur der ist naturgesetzlich — vernünftig.

Spinoza ist einer jener Genien, welche, ohne Naturforscher, ja ohne Naturkundige zu sein, doch die „naturgesetzliche Vernunft" haben. Sie sehen mehr als die gewöhnlichen Menschen, weil sie anders sehen, und was sie nun aus dem Gesehenen schaffen, ist immer bedeutend, wenn es oft auch erst sehr spät verstanden wird.

So sehen wir denn auch Spinoza den Constitutionalismus aufbauen — allerdings in etwas eigenthümlicher Art. Der Grund und Boden ist aber der vollständig richtige. Die Familiengenossenschaften wählen jede ihren Vertreter. Aus diesen wählt der König (!) eine nicht zu kleine Anzahl, und diese Kammer oder dieser Staatsrath hat die Obliegenheit, „die Grundgesetze des Staats zu vertheidigen, über das, was zu thun ist, Rath zu ertheilen, damit der König wisse, was für das Gemeinwohl zu beschließen ist, und daß sonach der König nichts festsetzen darf, ohne vorher die Meinung dieser Rechtsversammlung eingeholt zu haben." Ja — „die Obliegenheit dieses Raths muß es auch sein, die Anordnungen und Verfügungen des Königs zu veröffentlichen, alles, was über das Gemeinwohl beschlossen worden, zu vollziehen und für die ganze Verwaltung der Regierung als Stellvertreter des Königs Sorge zu tragen".

Spinoza sondert also kein Ministerium von diesem Staatsrath ab — er vermeidet dadurch einen oft schroff genug hervortretenden Gegensatz. Damit der König aber zu jeder Zeit seine Mitwirker habe, selbst wenn der Staatsrath nicht versammelt ist — er wird viermal des Jahres berufen —, so besteht ein ständiger Ausschuß aus 50 gewählten Vertretern. Dieser Ausschuß ist also gleichsam das Ministerium des Königs. Endlich kann zum Vertreter jeder ohne Unterschied des Standes, Charakters und Vermögens gewählt werden — nur tadelloser Lebenswandel und ein Alter von 50 Jahren ist nöthig.

Aus dem Mitgetheilten wird hinlänglich ersichtlich, wie weit Spinoza seiner Zeit vorausgeeilt war, die ihm, wie Horn auch bemerkt, für seine Theorie keine praktischen Musterbilder lieferte, um sie an ihnen zu prüfen. Indem wir das Werk als anregendste Lektüre unsern Lesern empfehlen, machen wir noch auf das höhere Interesse aufmerksam, das es gewinnt, indem der Verfasser fast auf jeder Seite zur Vergleichung unsere gegenwärtigen Verhältnisse heranzieht.

Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen.

I.

Dg. — Von Zeit zu Zeit erneuern sich die Versuche, die Frauenwelt aus ihrer vermeinten oder wirklichen Sklaverei zu befreien. Das Wort Emancipation, welches sich keines allzu guten Klanges zu rühmen hat, taucht wol auch ungenirt wieder auf. Doch ist die Richtung, die man diesen Bemühungen heute zu geben sucht, dem Zeitgeist entsprechender als sonst. Es soll sich zunächst um wirthschaftliche Unabhängigkeit und Gleichstellung der beiden Geschlechter handeln. Was man außerdem noch verlangt, bezieht sich auf die Beseitigung einiger Gesetze, die eine Art Vormundschaft des Ehemanns sanctioniren, und betrifft übrigens nur die moralischen Beziehungen, in welchen eine äußerliche Reform der Natur der Sache nach undenkbar ist. Was außerdem von einer Gleichheit der beiden Geschlechter geträumt werden mag, ist sehr unschuldiger Natur und wird nie im Stande sein, die natürliche Ordnung umzukehren. Die Hauptsache bleibt die wirthschaftliche Selbständigkeit, aus welcher alles andere ganz von selbst hervorgehen muß.

Zu den Befremdlichkeiten, mit denen uns manche Vorkämpfer der weiblichen Freiheit die gute Sache verleiden können, gehört unter andern ein wenig verschrobenen Ansichten auch die Meinung, daß das häusliche Leben der Türken das der monogamischen Gesellschaften vielfach übertreffe. Wir haben in einem Organ, welches es sich zur Aufgabe macht, die Frauenwelt über ihre natürlichen Ansprüche und Interessen aufzuklären, zu unserm Erstaunen einen wahren Panegyrikus auf türkische Zustände angetroffen. Wir haben lesen müssen, daß die Eifersucht in den polygamischen Ehen keine Rolle spiele und daß Eintracht und gegenseitige Hülfeleistung das türkische Familienleben zu einem wahren Ideal machten. Wenn solche Vorstellungen, die nicht einmal mit dem natürlichen Wesen des Menschen, geschweige mit den wirklich beobachteten Thatsachen vereinbar sind, von den Emancipatoren selbst ausgestreut werden, so muß es erlaubt sein, ein wenig an der gesunden Triebkraft der gewöhnlichen Emancipationsgelüste zu zweifeln. Nirgends hat (von den ganz wilden Stämmen abgesehen) das Weib eine moralisch und rechtlich elendere Stellung als unter der Herrschaft des Islam. Schon die bloße Möglichkeit der Polygamie macht das weibliche Geschlecht zu einer Art Luxusartikel für den Reichthum. Die wirthschaftliche Uebermacht, die sich sonst nur in der Vereinigung und Anhäufung sachlicher Güter zur Geltung bringt, dehnt sich in den polygamischen Gesellschaften auch auf den Besitz der

Frauen aus. Die Natur bringt die beiden Geſchlechter, wie ſtatiſtiſch für das civiliſirte Europa feſtſteht, in gleicher Anzahl zur Reife. Obwol auf zwanzig Mädchen ein Knabe mehr geboren wird, ſo wird doch dieſer kleine Unterſchied ſchon in den erſten Lebensjahren durch die größere Sterblichkeit der männlichen Kinder ausgeglichen. Soll alſo auch nur zwiſchen den Männern rückſichtlich des Beſitzes der Frauen ein gleiches Recht herrſchen, ſo iſt die Polygamie unmöglich. Allgemeine aſiatiſche Sklaverei iſt alſo der Boden, auf welchem die Vielweiberei gedeiht. Kein Wunder daher, daß, wo die Maſſe des Volks despotiſch regiert wird, auch das Weib nur als eine Waare betrachtet wird, die man nach Vermögen anſchafft. Die Natur hat durch ihr einfaches Geſetz der gleichen Anzahl Fürſorge getroffen, daß mit der Rechtsgleichheit unter den Männern auch die Monogamie eine Nothwendigkeit wird. Von idealen Rückſichten, für die nicht jedermann Verſtändniß hat, völlig abgeſehen, iſt die monogamiſche Ehe etwas Selbſtverſtändliches, ſobald eine gewiſſe politiſche Gleichheit zur Verwirklichung gelangt. Die Möglichkeit der Polygamie iſt ein Unrecht gegen das Volk, denn ſie erzeugt die äußerſten Extreme. Wie in unſerer modernen Geſellſchaft der Gegenſatz enormen Reichthums und abnormer Armuth gerade da am entſchiedenſten hervortritt, wo, wie in England, die Rechtsungleichheit in der Einwirkung auf die wirthſchaftliche Geſetzgebung ungewöhnlich groß iſt, ſo muß in den zurückbleibenden Geſellſchaftsgeſtaltungen, in denen der Herrſchaftserweiterung des einzelnen nicht einmal rückſichtlich des Weibes eine Schranke geſetzt iſt, auf der einen Seite Eheloſigkeit und auf der andern Vielweiberei die Regel ſein. In unſern Verhältniſſen, die denn doch den auch wirthſchaftlich gänzlich verkommenen türkiſchen Zuſtänden voraus ſind, bekunden ſich die Rückſchritte durch die Zunahme der Eheloſigkeit auf der einen und der Liederlichkeit auf der andern Seite. Nur iſt die Eheloſigkeit, die bei uns glücklicherweiſe noch immer eine Ausnahme bildet, in dem polygamiſchen Gemeinweſen die Regel.

Erſtens ſtehen dieſe Staaten auf einer ſo niedrigen Stufe der Cultur, daß in ihnen, auch abgeſehen von der Polygamie, die Eheloſigkeit eines großen Theils der Bevölkerung die bloße Folge des Mangels ſein würde. Die Vielweiberei paßt daher ganz zu dem elenden Zuſtande der türkiſchen Volkswirthſchaft. Sie iſt ein Mittel, durch welches die bevorzugten Klaſſen in den Stand geſetzt werden, für die wirthſchaftliche Unmöglichkeit der allgemeinen Monogamie ein Surrogat abzugeben. Was die einen zu wenig, haben die andern zu viel. Auf der einen Seite eine Erſchöpfung und Abſpannung durch das unnatürliche Raffinement der mannichfaltigen Reize, auf der andern Seite als Folge ebenſo unnatürlicher Entbehrung Entartung und Verirrung. Dies iſt das Gepräge des gerühmten Türkenthums, welches in einem von der Natur reich ausgeſtatteten Lande die Menſchen in wirthſchaftlichem Elend niederhält.

Es muß daher faſt den Humor rege machen, wenn ein Amerikaner, der es ſich zur Aufgabe gemacht hat, auf dem Wege der Preſſe unſere Frauenwelt emancipiren zu helfen, ſogleich damit anfängt, unſere vermeintlich rohen Vorurtheile gegen den Islam und das türkiſche Familienleben zu beſeitigen. Für wen iſt denn dieſe neue Emancipation eigentlich beſtimmt? Etwa für die arbeitenden Klaſſen? Allein dieſe brauchen eine gerade entgegengeſetzte Hülfe. Die Gleichheit zwiſchen Mann und Weib iſt in den unterſten Ständen nur allzu groß; beide ſind Laſtthiere, und die Beſorgung der Familie wird vielfach zu einer Unmöglichkeit, weil das Weib ebenſo wie der Mann außer dem Hauſe von früh bis ſpät arbeiten muß. Hier haben wir alſo noch ein Stück jenes erſten rohen Zuſtandes, in welchem ſich alle wilden Stämme vor der Entwickelung der Cultur befinden. Die Eigenthümlichkeit der beiden Geſchlechter iſt nur in ihrer ganz rohen Naturgrundlage vorhanden und übrigens noch gar nicht entwickelt. Die weibliche Individualität kann erſt mit der Theilung der Arbeit hervortreten. Urſprünglich gibt es nur eine einzige Thätigkeitsart, und wenn gar eine Vertheilung der Arbeit angetroffen wird, ſo hat nicht ſelten der ſtärkere Mann die bequemere Verrichtung erwählt und das ſchwächere Weib gerade zum härteſten Frondienſt gezwungen. Die Völkerkunde lehrt uns, daß die annähernde Gleichheit der ſozuſagen volkswirthſchaftlichen Thätigkeit ein Zeichen der Barbarei iſt und daß im Gefolge der höhern Entwickelung die weibliche Individualität wie in jeder ſo auch in wirthſchaftlicher Hinſicht immer mehr hervortritt. Jeder Schritt zur äußerlichen einförmigen Gleichheit iſt ein Rückſchritt und liegt auf dem Wege zum Chaos und Embryonenthum der Geſellſchaft. Man ſehe ſich um, wo man den eigentlichen Typus der Weiblichkeit am beſten ausgeprägt findet. Man wird ihn ſicherlich niemals da antreffen, wo die wirthſchaftlichen Functionen des männlichen und weiblichen Geſchlechts noch idylliſch zuſammenlaufen.

Bilder aus Paris.

I.

Das Jagdfieber. Alexandre Dumas. Ehrenpreiſe.

Paris hat jetzt nur Ein Intereſſe: es ſteht unter Waffen. Mit der Eröffnung der Jagd hat nicht nur die Pariſer, ſondern alle Franzoſen das Jagdfieber ergriffen. Jeder trägt eine Flinte, jeder iſt auf einen Jagdzug gerüſtet, mit grünem Rock, Waſſerſtiefeln und Jagdtaſche, den unvermeidlichen Hund zur Seite.

Wenn man die verhältnißmäßige Armuth des hieſigen Jagdterrains kennt, kommt einem dies ganze Treiben komiſch vor. Noch dazu ſind die Herren bewaffnet, als zögen ſie mit Gérard auf die Löwenjagd aus, mit Büchſen, Revolvern, Meſſern. Fragt man aber nach dem Wild, ſo erfährt man, daß trotz aller Anſtrengungen, Hochwild zu halten, nur Haſen, wilde Kaninchen, Rebhühner und wilde Tauben die Jagd-

beute ausmachen. Allein für Paris und das Seinedepartement sind 21000 Jagdscheine ausgestellt.

Wie für unsere, so gibt es auch für die pariser Sonntagsjäger Wildhändler, die dem betrübten, leer heimkehrenden Jäger die Tasche für schweres Geld füllen; ja in manchen Läden kann man sogar lebendig eingefangenes Wild, Rebhühner und Häschen kaufen. Für ein Rebhuhn zahlt man im Marktpreise 3 — 4 Francs, bei den Restaurants 5 — 6 Francs. So wenig und selten nun auch Hochwild, vor allem Hirsch und Damhirsch, zu finden, um so häufiger beunruhigen in den Gebirgsgegenden Wölfe die Heerden. Im August wurde im Isèredepartement unfern des Thales von d'Oz ein Hirt von einer Schar Wölfe überfallen, die sich auf eine Heerde von 163 Schafen stürzten, die auf den Höhen des Taillefer weidete. Der Hirt mit seinen beiden Hunden nahm tapfer den Kampf mit ihnen auf; dennoch zerrissen die Wölfe einige Thiere und verfolgten die Flüchtigen bis zum Dorfe; die meisten der erschreckten Schafe hatten sich in die Abgründe gestürzt.

Selbst Alexandre Dumas Vater ging in Begleitung von sechs Gefährten auf der Eisenbahn nach Soissons mit der Flinte auf dem Rücken. Man sagte, Dumas, der sein Leben hindurch nur mit Königen und Prinzen gejagt, habe diesmal alle Einladungen gekrönter Häupter ausgeschlagen, um „incognito" in seiner Heimat zu jagen. „Ich weiß", sagte er zu seinen Freunden, „daß zwei Könige mich in diesem Augenblick erwarten, aber ich ziehe mein Geburtsland ihren goldenen Palästen vor; denn jedesmal, wenn ich den Boden von Soissonnais betrete, schöpfe ich wie Antäus neue Lebenskraft." Bei ihrer Ankunft war das Wetter sehr schlimm, aber nichts hielt Dumas zurück, in den bereitstehenden Wagen zu steigen, um nach Fère-en-Tardenois zu eilen und dort, trotz des strömenden Regens, die Sturzfelder wie die hohen umbüschten Luzerne- und Rübenfelder zu durchstreifen, fröhlich wie ein Kind, frei wie ein Etudiant! Seine Gefährten baten ihn vergebens, von dem fernern Jagdvergnügen abzustehen und umzukehren, Dumas war unerbittlich; der Regen floß wie an einem Felsen rund an seinem Körper herab; er schritt unerschrocken vorwärts und kehrte erst nach vier Stunden mit 12 Rebhühnern und 3 Hasen zurück. Im Wirthshause empfing die Durchnäßten ein hellflackerndes Feuer; plaudernd und das Frühstück erwartend saß man davor. Der Wirth, der bald erfahren, daß Dumas sein Gast sei, bat den berühmten Schriftsteller, ihm zum Andenken seinen nassen Rock dazulassen, den er wie eine Reliquie allen bei ihm einkehrenden Fremden zeigen wolle. „So behaltet ihn!" entgegnete Dumas. „Ich bedauere nur, daß ihm das rothe Band der Ehrenlegion fehlt! Indeß könnt Ihr doch jedem sagen, daß ich großmüthiger als der heilige Martin gewesen bin; er gab nur die Hälfte seines Mantels, ich gebe Euch mein ganzes Gewand — und das will etwas sagen! Denn wenn man auf die Jagd geht, nimmt man gewöhnlich seine Garderobe nicht mit."

Beim Mittagsbrot in Soissons erschien Dumas allen so voller Laune und Lust, daß einer seiner Bewunderer meinte: jeder Tropfen Regen scheine ein Licht in seinem Innern entzündet zu haben. Zuletzt erzählte er die Geschichte seiner Ordensdecorirungen. Bekanntlich haben fast alle Fürsten des Erdballs irgendein Kreuzchen in das Knopfloch des berühmten Romandichters eingeknöpft, der, wie er selbst sagt: „unter ihrer Last erliegen würde, wenn es ihm einfiele, dieselben alle zusammen um seinen Hals zu hängen oder auf seine Brust zu heften."

Um 11 Uhr abends ging die Gesellschaft auseinander, Dumas aber arbeitete noch bis 2 Uhr morgens; er soll den ersten Act eines neuen Stücks für die Porte St.-Martin geschrieben haben.

Um den Ehrgeiz und die Lernbegierde mehr anzustacheln, hat der Minister des öffentlichen Unterrichts die Stiftung eines Ehrenpreises für Landschüler angeordnet, welcher fleißigen und intellectuellen Schülern von 15 — 18 Jahren zutheil werden soll; derselbe besteht in der Einhändigung eines Sparkassenbuchs, worin die ihnen ausgesetzte Summe verzeichnet ist, um fortan ihnen Zinsen zu tragen. Es ist gleichviel, ob die jungen Leute sich speciell mit dem Unterricht des Ackerbaus oder eines Handwerks beschäftigen; wer in seinem Fach das Beste leistet, hat Anspruch darauf. Die Kosten dieser Stiftung sollen aus den Mitteln des Unterrichtsministeriums und der Departements gedeckt werden; auch erwartet der Minister, daß das wohlhabende Publikum sich für diese Stiftung interessiren wird und der Kasse manche liberale Zuschüsse dadurch zutheil werden dürften. Wir finden den Gedanken gar nicht übel; jedenfalls ist eine noch so kleine Summe, in dieser Weise angelegt, wenn auch ein kleiner, so doch für den unbemittelten Knaben immer ein Schatz für die Zukunft.

Für das Jahr 1865.

Bekanntlich stellen sich mit dem Ausgang des Sommers die Kalender in den Buchhändlerläden ein; bei uns ist als der erste „Trewendt's Volkskalender für 1865" (Breslau, Trewendt) eingetroffen. Er zeichnet sich auch in diesem seinem einundzwanzigsten Jahrgange durch äußere Ausstattung — acht hübsche Stahlstiche zieren das Buch — wie durch Mannichfaltigkeit des Inhalts aus; wir heißen ihn als einen treuen Gefährten, gleich werth als Erzähler wie als Rathgeber, auch diesmal willkommen; es ist ein Buch über alles und für alle. Die Erzählungen sind unterhaltend, im schlichten und anmuthigen Volkston, die Aufsätze aus der Haus- und Landwirthschaft, Technologie und Naturgeschichte, anschaulich geschrieben, werden den Lesern zur Anregung wie zur Belehrung gereichen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 41.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich. IV. — Timoleon der Bürgerfreund. Von Karl Neumann-Strela. I. — Somnambulismus und Magnetismus. — **Beiblatt:** Florenz, die Hauptstadt Italiens. — Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen. II. — Berliner Briefe. IX. Die akademische Kunstausstellung. — Zur Lektüre.

Im Pfarrhause.

Erzählung von Fr. Friedrich.

IV.

Sinnend saß Hugo unter der Eiche, das Buch in der Hand.

Welch ein Weib mußte es sein, das diese Lieder gedichtet! Und dann die Skizzen. Ihr Entwurf war so einfach; bald nur ein Baum oder eine alleinstehende Baumgruppe, ein Felsen, nur mit spärlichem Pflanzenwuchs daran — ein einfacher Bach, der nur unter Weiden dahinfloß, und doch lag auch über ihnen ein poetischer Hauch und Zauber.

Er selbst zeichnete und malte ja — er wußte die saubere und richtige Ausführung zu schätzen.

Ein eigenthümliches Gefühl erfaßte ihn. Er fühlte sich zu der ihm unbekannten Herrin dieses Buches hingezogen — er sehnte sich nach ihr. Er wollte über seine eigenen Empfindungen lachen und spotten: es gelang ihm nicht.

Sicherlich hatte sie das Buch aus Versehen liegen lassen. Sie mußte es vermissen und zurückkehren, um es zu holen. Er blieb sitzen, um sie zu erwarten. Er wollte ausharren, weil er die Gewißheit zu haben glaubte, daß sie kommen müsse.

Sie kam dennoch nicht. Der Abend brach herein. Er wich nicht von der Bank. Wie so heimlich schauerlich war es an dem Orte. Mehr und mehr nahm die Dämmerung zu. Mit lautem Geschrei kehrten die Vögel zu ihren Nachtlagern zurück. Sie stritten hoch in dem Wipfel der Eiche über ihm um die Plätze. Sie wurden dann stiller und stiller. Bald tönte nur noch der Ruf einzelner kleiner Vögel, welche durch das Gebüsch hinflogen — dann wurde es ganz still.

Da ging der Mond auf und warf seine Lichtstrahlen zitternd durch das Laubdach der Eiche. Es war ein wundervoll stiller und schöner Abend.

Jetzt konnte er nicht mehr hoffen, daß die Unbekannte kommen werde. Er schwankte, ob er das Buch mit sich nehmen sollte. Er hatte kein Recht dazu. Deshab riß er ein Blatt aus seinem Notizbuche, schrieb in dem Schimmer des Mondlichts flüchtig einige Verse darauf und legte sie halb in das Buch — dann eilte er heim.

Welche Aenderungen hatten die wenigen Wochen seines Aufenthalts in dem Pfarrhause, sein Beschränktsein auf sich selbst, sein Verkehr mit der Natur in ihm hervorgerufen! Früher würde er einen solchen Vorfall mit Freuden begrüßt haben weil er ihm Aussicht auf ein Abenteuer gestattete — jetzt dachte er nicht mehr an ein Aben-

teuer in dem frühern Sinne. Bei all seinem heitern, zum Sarkastischen geneigten Charakter hatte ihn doch ein schwärmerischer Zug erfaßt. Es war ein ernstes Sehnen, das ihn zu der ihm Unbekannten hinzog. Wol lachte er darüber, allein er war nicht mehr im Stande, dieses Gefühl aus sich selbst fortzuspotten.

Als er in das Pfarrhaus trat, kam ihm Gertrud in der offenen Thür entgegen. Nie war sie ihm so schön erschienen als in der vollen und doch nur unsichern Beleuchtung des Mondes. Es ist eine reizende Erscheinung, mußte er sich gestehen, und dennoch eilte er nur mit flüchtigem Gruß, gleichgültig, mit seinen Gedanken bei der Unbekannten weilend, an ihr vorüber.

Zeitig am andern Morgen eilte er wieder fort nach dem Platz unter der Eiche. Er sah den Pfarrer im Schlafrock im Garten auf- und abschreiten, diese lange, steife Gestalt, die selbst auf die schönsten, frischesten Blumen auf den Beeten nur mit jenem kalten Blick und dem erkaltenden Bewußtsein herabblickte: der Mensch ist der Herr und der Zweck der ganzen Schöpfung, und in dem Pfarrer, in dem Diener Gottes und der Kirche, concentrirt sich der Zweck des ganzen Menschenthums. Er machte einen kleinen Umweg, um ihn nicht grüßen zu müssen, um von ihm nicht in ein Gespräch verwickelt zu werden. Er hätte es an diesem Morgen, mit der ungeduldigen Erwartung in seinem Herzen, nicht zu ertragen vermocht.

Die Sträucher im Walde waren noch von dem Nachtthau feucht; er empfand es kaum, daß sie ihm die Wangen streiften. Ungeduldig eilte er weiter. Er nahte sich dem Platz unter der Eiche. Ein helles Kleid schimmerte ihm durch das Gesträuch entgegen. Endlich — endlich! rief es in ihm; er mußte an sich halten, um es nicht laut hinauszurufen.

Einen Augenblick stand er still, um sein heftig pochendes Herz zu beruhigen. Was war es, was ihn so sehr erregte? Ruhig, gleichgültig hatte er früher jedem Ball, jeder Gesellschaft entgegengesehen, wo er mit einem Kreise der glänzendsten Damen in Berührung kam.

Er schritt vor um die Biegung des schmalen Pfads, vor auf den kleinen Platz. Ueberrascht, fast erschreckt stand er still — Gertrud saß vor ihm auf der Moosbank, auf ihren Knien ruhte das Buch.

Ein augenblicklicher Unwillen zog über seine Stirn hin. Was hatte sie hier zu suchen — sie mit dem Buche zu schaffen! — Aber hielt sie nicht den Stift in der Hand, verrieth nicht die begonnene Skizze, daß sie — die Besitzerin war? Da zuckte es freudig in ihm auf. Er trat an sie heran.

„Fräulein, Sie — Sie — Sie haben dies gezeichnet?" fragte er.

Gertrud war bei seinem unerwarteten Erscheinen erröthet; sie hatte sich halb emporgerichtet. Ihr großes dunkles Auge blickte überrascht und doch mit einem Ausdruck ruhiger Offenheit.

„Es ist mein Skizzenbuch", erwiderte sie mit verlegenem Lächeln.

„Und Sie haben die Gedichte gemacht, die darin stehen?" fragte Hugo hastig weiter. „Sie — Sie sind die Schöpferin dieses stillen — reizenden Platzes?"

Gertrud hatte sich erhoben.

„Ich errathe, Herr Baron", entgegnete sie, „daß Sie mein Skizzenbuch, welches ich gestern aus Vergessenheit hier hatte liegen lassen, hier gefunden, daß Sie dies Blatt mit dem Gedicht hineingelegt haben."

Sie deutete auf das Blatt aus seinem Notizbuch, welches auf der Moosbank lag.

Hugo empfand diesem einfachen, schlichten Mädchen gegenüber, auf welches er aus dem Fenster seines Zimmers stets mit einem mitleidigen Lächeln hinabgeblickt hatte, eine ihm unbegreifliche Befangenheit.

„Ja, ich habe Ihr Buch gestern hier gefunden", antwortete er. „Ich hatte keine Ahnung, daß — daß es Ihnen gehörte. Ich habe die Zeichnungen bewundert, die Gedichte gelesen — sie haben mich hingerissen, wunderbar erregt —!"

Mit erröthetem Wangen, die Augen niedergeschlagen, stand Gertrud da. Es lag etwas Madonnenartiges in ihrer Erscheinung.

„Es sind nur Skizzen und Versuche", erwiderte sie. „Sie haben für mich nur deshalb einigen Werth, weil sie mich an die still und einsam an diesem Ort verlebten Stunden erinnern. Ich glaubte, niemand wisse um diesen Platz."

„Verzeihen Sie mir, daß ich ohne Ihren Willen ihn mit benutzt habe", bat Hugo. „Der Zufall hat mich hierher geführt. Ich hatte keine Ahnung, daß Sie sich diese Moosbank bereitet, diesen Epheu emporgeschlungen, aber es saß sich hier so still und ungestört — an diesem Ort ist mir ein anderes Leben aufgegangen. Täglich bin ich hier gewesen — stundenlang habe ich auf dieser Bank gesessen!"

Gertrud ſchwieg. Sie hielt ihr Skizzenbuch in der Hand.

„Ich habe Sie geſtört", fuhr Hugo fort. „Fräulein, ich will Ihnen dieſen Ort nicht verleiden, ich werde ihn nie wieder betreten, wenn es Ihnen unangenehm iſt!"

Er wollte ſich entfernen.

Gertrud blickte auf.

„Bleiben Sie hier, Herr Baron!" ſprach ſie. „Ich kann nur morgens früh für kurze Zeit hierher kommen und meine Zeit iſt bereits um — ich muß heimkehren."

Es ſprach aus ihren Worten Befangenheit, Aengſtlichkeit. Hugo entging dies nicht.

„Nur wenige Augenblicke bleiben Sie noch!" bat er. „Ihr Vater iſt gegen mich eingenommen; ich theile ſeine Anſichten nicht, ich kann ſie nicht theilen; mein ganzes Leben iſt ein anderes geweſen, und aus dem Leben gewinnen wir ja unſere Ueberzeugungen. Er verurtheilt mich — ich weiß es — ich habe darüber gelächelt, aber es würde mich ſchmerzen, wenn auch Sie ſein Vorurtheil theilten!"

Gertrud ſchwieg, allein ſie blieb doch.

„Fräulein, ich will kein Wort gegen die Anſichten und die religiöſe Richtung Ihres Vaters ſagen", fuhr Hugo fort, „allein glauben nicht auch Sie, daß neben denſelben auch andere Ueberzeugungen, andere Grundſätze beſtehen und gleichen Werth haben können?"

„Ich theile die Anſichten meines Vaters nicht", erwiderte ſie, „auch mein Herz liegt mit ſeiner religiöſen Richtung im Conflict. Ich bin gegen ſeine Schwächen, welche aus ſeiner Ueberzeugung entſpringen, nicht blind, allein ich weiß auch, wie gut er iſt. Er kann ſo ſtreng ſein und doch habe ich aus ſeinem Munde faſt nie ein böſes Wort gehört."

„Ich glaube gern, daß er gut gegen Sie iſt", ſprach Hugo lächelnd — „wer würde es nicht ſein? Ich habe keine Ahnung gehabt, daß Sie zeichnen und dichten."

„Nennen Sie nicht dichten, was ich nur zu meinem Vergnügen verſuche!" warf Gertrud ein.

„Doch, doch!" rief Hugo lebhaft. „Sie dichten! Als ich dieſe Lieder las, wußte ich nicht, wer ſie geſchrieben hatte — ich war ganz unparteiiſch — allein ſie haben mich hingeriſſen, ergriffen. Fräulein, erfüllen Sie mir die Bitte und ſchenken Sie mir dies Eine Lied — ich meine dieſes!"

Er nahm ihr das Buch aus der Hand und ſchlug es auf.

„Dies Lied hier meine ich", fuhr er fort. „Geſtatten Sie mir, daß ich es abſchreibe."

Schwankend ſtand Gertrud da.

„Ich weiß nicht, ob ich es thun darf", erwiderte ſie.

„Sie dürfen es!" verſicherte Hugo. „Sie geſtatten es mir alſo?"

Sie riß das Blatt, auf welchem das Lied geſchrieben ſtand, aus dem Buche und gab es ihm. Dann wollte ſie heimkehren.

„Werde ich Sie hier nicht wieder ſehen?" fragte Hugo.

Sie zögerte mit der Antwort.

„Sie ſcheinen doch das Vorurtheil Ihres Vaters gegen mich zu theilen!" fügte er hinzu.

„Ich komme jeden Morgen — früh hierher", erwiderte ſie haſtig. Eilig trat ſie dann den Heimweg an. „Bleiben Sie hier — hier!" rief ſie, als Hugo ſie begleiten wollte, und wenige Secunden ſpäter war ſie bereits auf dem engen Pfade hinter dem Gebüſch verſchwunden.

Hugo blickte ihr nach. Er ſtand noch regungslos da, als er nicht einmal mehr den Schimmer ihres Kleides durch das Gebüſch erblickte. Er wußte ſich ſelbſt von dem Gefühl, das ihn erfaßt hatte, keine Rechenſchaft zu geben. War dies das einfache Kind Siebert's, wofür er ſie bis dahin gehalten hatte? Seit Wochen hatte er mit ihr unter Einem Dache gewohnt, ohne zu ahnen, daß ſie mehr war als ein einfach aufgewachſenes Pfarrerkind. Aber hatte er ſich um ſie gekümmert?

Er warf ſich auf die Moosbank. Er las das Gedicht, welches ſie ihm gegeben; er trug es bereits im Kopfe und dennoch ruhte ſein Auge auf den Zeilen, auf den zierlichen Buchſtaben. Dann faltete er das Blatt zuſammen und barg es in ſeinem Notizbuche. Es war ihm ein liebes Andenken.

Ueber ſeine eigene Träumerei lachend, ſprang er endlich auf und eilte heim. Er war luſtig; das ganze Leben hatte für ihn gleichſam einen neuen Reiz gewonnen, und dennoch mußte er ſich geſtehen, wie wenig Luſt er hatte, mit dieſer heitern Stimmung in die frühern Kreiſe, in denen er ſich ſo wohl gefühlt hatte, zurückzukehren.

Auf ſeinem Zimmer fand er einen Brief von ſeinem Vater vor. Es war der erſte, den er von ihm an dieſem Straforte erhielt. Er erbrach ihn und las ihn. Unwillkürlich glitt ein Lächeln über ſein Geſicht.

Sein Vater hatte keine Ahnung, wie ſchnell er ſich in dies ſtille, abgeſchloſſene Leben hineingefunden; wie wohl er ſich in ihm fühlte. Er ſchrieb ihm ernſt, wenn auch weniger ſtreng, als er nach dem letzten Auftritt mit ihm erwartet hatte. Er ermahnte ihn, ſich beherrſchen zu lernen und die beſtimmte Zeit auszuharren, ſo ſchwer es ihm auch werden möge. Er forſchte nach ſeiner Beſchäftigung.

Hugo war in ſo leichter und heiterer Stimmung, daß er ſich ſofort niederſetzte und ſeinem Vater antwortete. Sein Brief lautete:

„Lieber Vater!

„Ich glaube, es gibt nur wenige Menſchen, welche wiſſen, was in ihnen ſteckt. Noch vor wenigen Wochen war mir ſchon der Gedanke an ein ſtilles Leben peinlich, und jetzt bin ich auf dem beſten Wege, ein Einſiedler oder ein Philoſoph zu werden — vielleicht ſogar beides. Mein ganzer Umgang beſchränkt ſich auf mich ſelbſt und den Wirth einer ganz gewöhnlichen Schenke, in welche Hunger und Durſt mich öfters trieben. Dieſer Menſch hat bei all ſeinen verrückten Einfällen doch zum wenigſten geſunde Gedanken. Der Herr Pfarrer iſt mir zu ſteif, zu langweilig und zu fromm zur Unterhaltung. Unſer Verkehr beſchränkt ſich auf «Guten Morgen» und «Guten Tag», wenn wir einander zufällig begegnen, was ich indeß, ſoweit es ſich thun läßt, zu vermeiden ſuche. Eine ſolche Steifheit im Nacken und im Rückgrat wie bei Siebert habe ich noch bei keinem Menſchen wahrgenommen. Es müßte ein köſtliches Vergnügen ſein, ihn tanzen zu ſehen.

„Meine Lebensweiſe iſt durchaus nicht luxuriös. Des Morgens trinke ich mit ſtoiſcher Selbſtüberwindung den Kaffee, in deſſen ſchlechter Zubereitung die Frau Pfarrerin eine ganz außerordentliche Fertigkeit beſitzt; dann leſe, ſchreibe oder male ich, dann gehe ich ſpazieren und abends lege ich mich ſchlafen.

„Meine Geſundheit iſt vortrefflich. Mein Blut und meine Lebensluſt ſind beide aufgefriſcht. Ich fühle mich durchaus nicht unglücklich hier, wie Du zu vermuthen ſcheinſt. Zur Beruhigung für dich füge ich noch hinzu, daß mir hier zum Schuldenmachen jede Luſt und außerdem auch jede Gelegenheit fehlt. Es iſt lächerlich, aber wahr.

„In allem übrigen bleibe ich Dein geduldig ausharrender Hugo.“

Wochen waren wieder entſchwunden.

Zwiſchen Hugo und Gertrud hatte ſich ein eigenthümliches Verhältniß ausgebildet. Faſt an jedem Tage hatten ſie ſich an dem Platze unter der Eiche getroffen, ohne Verabredung, aber doch mit einem ſchweigenden Uebereinkommen. Gertrud's Aeltern hatten keine Ahnung davon, ſie würden ſonſt auf das höchſte entrüſtet geweſen ſein.

Es lag in dieſem heimlichen Zuſammentreffen viel Verlockendes und Reizendes.

Gertrud war Hugo gegenüber noch immer ſchüchtern, und er ſo zurückhaltend, daß er ſelbſt erſt über ſich lächelte. Sie zeichneten und dichteten zuſammen. Hugo wurde ſogar in manchem für Gertrud der Lehrer. Seine ganze Anſchauung war ja durch ſeine Reiſen eine freiere und richtigere geworden.

Es war nicht zu verkennen, daß ihre Herzen einander zugethan waren; dennoch war noch kein Wort der Liebe zwiſchen ihnen geſprochen. Hugo fühlte ſich glücklich in dem Zutrauen, mit welchem Gertrud ihm entgegenkam. Sie kannte das Leben und die Menſchen noch ſo wenig; einer Blume glich ſie, welche ſtill, einſam im Walde emporgewachſen und erblüht war. Noch lag der ganze friſche Hauch ungetrübter Natürlichkeit auf ihr, und er ſcheute ſich gleichſam, ſie zu berühren, um dieſen Hauch nicht zu verwiſchen.

Mit Gertrud's Vater war Hugo immer noch in kein näheres Verhältniß getreten. Sie wichen einander aus. Um ſo mehr war Hugo überraſcht, als Siebert eines Morgens zu ihm ins Zimmer trat. Er ſah es dem ernſten Geſicht des Pfarrers an, daß ihn ein gewichtiger Grund zu ihm führte.

Siebert nahm Platz.

„Herr Baron“, ſprach er mit aller Würde, die ihm zu Gebote ſtand, „Sie leben nun bereits mehrere Monate in meinem Hauſe und noch haben Sie das Gotteshaus nicht ein einziges mal beſucht! In dem ganzen Dorfe ſpricht man darüber. Sie ſelbſt werden vielleicht ſchon bemerkt haben, daß man Ihnen ausweicht, daß ſich jeder Bewohner dieſes Dorfes ſcheut, mit Ihnen zuſammenzukommen, weil Sie noch niemand in der Kirche geſehen hat. Die Leute bemeſſen danach den Werth des Charakters, des ganzen Menſchen. Was ſoll ich den Leuten antworten, wenn ſie mich — was ſie öfters thun — fragen, weshalb Sie nicht ein einziges mal den Gottesdienſt beſuchten? Es thut mir leid, immer und immer hören zu müſſen, wie die Einwohner dieſes Dorfes keine gute Meinung von Ihnen haben.“

Ueber Hugo's Geſicht glitt ein Lächeln. Ruhig hatte er den Pfarrer ausſprechen laſſen. „Herr Pfarrer", antwortete er mit der größten Gelaſſenheit, „Sie fragen mich, was Sie den Leuten antworten ſollen. Ich will es Ihnen ſagen. Fragen Sie dieſelben, ob ich einem von ihnen in irgendeiner Weiſe zu nahe getreten bin, ob ich irgendeinem ein Unrecht zugefügt habe, ja ob irgendeiner von ihnen eine unrechte That von mir Ihnen nennen kann. Und wenn die Leute auf dieſe Ihre Fragen keine Antwort wiſſen, dann, Herr Pfarrer — und Ihnen als Seelenhirt dieſer Gemeinde kommt dies zu —, dann machen Sie denſelben Vorwürfe, daß ſie ein ſo hartes und ungerechtes Urtheil fällen, da ſie weder befähigt noch berufen ſind, über mich zu urtheilen. Sagen Sie den Leuten, daß ſie den Menſchen nur nach ſeinem Leben und nach ſeinen Thaten beurtheilen dürfen, und nicht blos nach einem äußern Schein!"

Dem Pfarrer war das Blut in die Wangen geſtiegen. Es lag in Hugo's Worten eine Ab- und Zurechtweiſung, gegen welche er wenig einwenden konnte. Er hatte ſie nicht erwartet und einen Augenblick lang war er verlegen.

„Und was ſoll ich antworten, wenn ich gefragt werde, weshalb Sie nicht in die Kirche gehen?" warf er ein.

„Dann ſeien Sie aufrichtig und ſagen Sie, es ſei dies gegen meine Grundſätze", erwiderte Hugo. Er ſah, wie Siebert aufzuckte, wie ſich ſeine Brauen zuſammenzogen. Es war nicht ſeine Abſicht, ihn zu beleidigen — er war ja Gertrud's Vater; ruhig fügte er deshalb hinzu: „Herr Pfarrer, ich ſehe, wie dieſe Worte Sie erſchrecken, allein die chriſtliche Lehre ſchreibt ja Duldung und Milde vor. Sie ſelbſt wiſſen ja, wie es verſchiedene Wege zu Einem Ziele gibt und jeder glaubt, den rechten Weg zu gehen — ſagen Sie auch dies denen, welche Sie fragen. Sie wiſſen, mein Glaube iſt nicht ſehr ſtark, und zur Frömmigkeit habe ich wenig Neigung; allein dennoch möchte ich über den Werth eines Menſchen kein Urtheil fällen, wenn mir nicht ſein ganzes Leben bekannt iſt!"

„Der einzige richtige Weg iſt der des chriſtlichen Glaubens", erwiderte Siebert, der ſeinen Unwillen nicht zu verbergen im Stande war.

„Anſichten, Herr Pfarrer!" unterbrach ihn Hugo mit ruhigem Lächeln. „Anſichten, über welche ſich nicht ſtreiten läßt. Meine Ueberzeugung iſt der Ihrigen faſt entgegengeſetzt!"

„Sie haben recht, Herr Baron, es läßt ſich hierüber nicht ſtreiten!" erwiderte Siebert, aufſtehend. „Ich werde auch nie ein Wort darüber wieder zu Ihnen ſprechen!"

Er verbeugte ſich und verließ das Zimmer.

Hugo legte auf Siebert's Beſuch und ſeine Abweiſung wenig Werth. Es fiel ihm indeß auf, daß er an den beiden folgenden Tagen vergebens auf dem Platz unter der Eiche auf Gertrud wartete. Sie war nicht dort geweſen, ſonſt würde ſie ihm irgendein Zeichen hinterlaſſen haben. Mit Bangen dachte er daran, daß ihr Vater ihre Zuſammenkünfte entdeckt haben könnte, und daß er ſie dann für immer zu verhindern ſuchen würde, darüber war er nicht eine Minute lang in Zweifel. Oder ſollte Gertrud anfangen, das Vorurtheil ihres Vaters gegen ihn zu theilen? Sollte auch ſie gegen ihn eingenommen ſein? Nein, dies war nicht möglich! Ihr Geiſt war zu frei und zu ſelbſtändig entwickelt.

Während Hugo an dieſen zwei Tagen nicht mit ihr zuſammentraf, während er ſie nicht einmal ſah, empfand er deutlich, wie nahe dies Mädchen ſeinem Herzen getreten war. Er liebte Gertrud mit einer Innigkeit, von der das Glück ſeines ganzen Lebens abhing.

Dieſe Liebe war nicht flüchtig, nicht augenblicklich in ihm entſtanden; ſie war auch nicht blos durch Gertrud's äußere Reize hervorgerufen, ſondern langſam wie eine Blume war ſie in ſeinem Herzen aufgewachſen, ſie hatte darin Wurzeln getrieben nach allen Seiten hin, ſie war mit ſeinem ganzen Weſen ſchon eng verbunden.

Wohl war er ſich all der Schwierigkeit und Hinderniſſe, welche ſeiner Liebe zu dieſem Mädchen entgegenſtanden, vollkommen bewußt, aber er fühlte auch, daß er ſich dennoch nicht von ihr losreißen könne.

Früh am dritten Morgen eilte er zu dem Platz unter der Eiche. Sein Herz ſchlug unruhig, erwartungsvoll. Seine Unruhe ſteigerte ſich, je länger Gertrud ausblieb. Endlich kam ſie. Er ſprang auf und eilte ihr entgegen. In ihren Zügen lag nicht jene ſorgloſe, glückliche Jugendheiterkeit, welche ſonſt ihrer ganzen Erſcheinung einen ſo friſchen Ausdruck verlieh — ſie blickte ernſt, es war gleichſam ein trauriger Hauch über ihr Geſicht verbreitet.

„Gertrud", rief Hugo, ihr die Hand zum Gruß entgegenſtreckend, „zwei Tage haben Sie mich hier vergebens warten laſſen! Ich habe mich nach Ihnen geſehnt."

Eine leichte Röthe flog über ihr Geſicht hin.

„Ich konnte nicht kommen", erwiderte ſie.

„Sie ſind heute verſtimmt", fuhr Hugo fort, „aus Ihren Augen blickt Trauer — was iſt Ihnen begegnet?"

„Mir nichts", entgegnete ſie, die Augen auf die Erde geheftet.

„Verdiene ich Ihr Vertrauen ſo wenig, daß Sie es mir nicht mittheilen wollen?" warf Hugo fragend ein.

„Es betrifft Sie ſelbſt, Herr Baron!" antwortete Gertrud, „aber der Gedanke an den Schmerz meines Vaters hielt mich zurück. Er iſt ſtets gut und liebevoll gegen mich und würde entrüſtet ſein, wenn er wüßte, daß wir hier zuſammentreffen."

„Ich ahnte, daß dies der Grund ſein würde", ſprach Hugo. „Gertrud, ich glaube, Sie verſtehen mich auch nicht recht. Wollen Sie mich einmal ruhig anhören — ganz ruhig, ohne mich zu unterbrechen?"

Sie blickte ihn fragend, faſt ängſtlich an.

„Was haben Sie mir zu ſagen?"

„Sie dürfen es hören", erwiderte Hugo lächelnd. „Setzen Sie ſich hier nieder — hier auf der Moosbank." Er ſelbſt nahm auf einer hervorragenden Wurzel ihr gegenüber Platz. „Gertrud", begann er, „ich achte den Glauben und die wahre Ueberzeugung eines jeden Menſchen, mögen ſie von meinen Anſichten auch noch ſo ſehr abweichen — daſſelbe nehme ich aber auch für mich in Anſpruch! Meine Anſichten weichen von denen Ihres Vaters, von den Lehren unſerer Kirche ſehr ab. Ich bin viel gereiſt, in den verſchiedenſten Ländern, überall habe ich die Schwächen dieſer Lehren in grellſter Weiſe hervortreten ſehen — das hat ganz andere Ueberzeugungen in mir wach gerufen. Ich denke, einem Menſchen für ſeine oft zweifelhaften Tugenden immer und immer die Seligkeit des Himmels verheißen und für jeden Fehler ihm mit der Hölle drohen, heißt den kleinlichſten Egoismus in ihm hervorrufen, und der Egoismus iſt es, der die Menſchen ſo ſchlecht macht. Ich erkenne nur das als gut an, was ohne jede andere Rückſicht nur deshalb vollbracht wird, weil es gut und recht iſt. Ich liebe all das äußere Formenweſen unſerer Kirche nicht, es wird zuletzt auch zum Götzencultus, für den denkenden Menſchen iſt es nicht. Wozu ſoll ich dies Formenweſen, das meinen Ueberzeugungen entgegen iſt, mitmachen? Nur der Menſchen wegen? Würde ich dann nicht zum Lügner an mir ſelbſt, zum Heuchler gegen andere? Gertrud, glauben Sie nicht, daß ich deshalb ſchlechter bin als andere, ich bin nur aufrichtiger und wahrer! Das Urtheil der Menſchen iſt mir ganz gleichgültig. Sie ſehen ja, wie es eben nur durch Aeußerlichkeiten gebildet wird — die Menſchen hier im Dorfe weichen mir wie einem gottloſen Menſchen aus — ich lache darüber, aber, Gertrud — Eins — Eins würde ich nicht ertragen können: wenn auch Sie — Sie dieſe Anſicht theilten, wenn auch Sie glaubten, ich ſei deshalb ſchlechter als ich bin, nur, weil ich den Gottesdienſt nicht beſuche!"

Er hielt inne. Er ſah ſie fragend an. Sie hatte ihm mit größter Aufmerkſamkeit zugehört.

„Ich verdamme Sie deshalb nicht", ſprach ſie leiſe — „ich weiß ja, daß Sie nicht ſchlecht ſind."

Hugo erfaßte ihre Hand.

„Gertrud, haben Sie Dank für dies Eine Wort!" rief er. „Nun ich weiß, daß Sie mich nicht falſch verſtehen; mag mich die ganze Welt verdammen — es iſt mir gleichgültig."

Eine dunkle Röthe bedeckte ihr Geſicht. Sie ließ ihm ihre Hand; ſie dachte vielleicht nicht einmal daran, ihm dieſelbe zu entziehen.

„Und nun noch ein anderes", fuhr Hugo fort, „worüber ich ſchon ſeit langer Zeit mit Ihnen zu ſprechen wünſchte. Wiſſen Sie, weshalb ich hier bin — weshalb ich ein Jahr in dem Hauſe Ihres Vaters zubringen werde — zubringen muß?" fügte er hinzu.

Gertrud ſchwieg.

„Seien Sie offen — ich bin es ja auch! Sollte Ihr Vater nicht darüber geſprochen haben? Es mußte doch ihm und Ihnen auffallen, daß ich aus dem luſtigen, reichen Leben der Reſidenz mich an dieſen ſtillen Ort, deſſen Vorzüge mir noch unbekannt waren, zurückgezogen habe?"

„Ich glaubte, Ihr Vater wünſchte es ſo", erwiderte Gertrud verlegen.

„Ja, er wünſchte es, er ſtellte es mir ſogar zur Bedingung", fuhr Hugo fort. „Gertrud, ich will Ihnen erzählen, weshalb. Hören Sie mich an! Mein Vater iſt ein eigenthümlicher Mann, ein feſter, ſchroffer, durchaus ſelbſtändiger Charakter. Zu einem eben ſolchen Charakter wollte er mich heranziehen, nur ging er zu weit. Er verlangte, daß ich dieſelben Neigungen wie er haben ſollte, und bedachte nicht, daß die Jugend ein viel leichteres Blut beſitzt als das reifere Mannesalter und daß an ſie ſo viele Verlockungen herantreten. Ich war faſt noch ein Knabe, als er mich auf Reiſen ſchickte. Ich hatte ein feu-

riges, leichtes Blut, ich kannte keine Sorgen; an Geld hatte es mir nie gefehlt, und ohne Führer, nur meinen eigenen Wünſchen folgend, ſtürzte ich mich in das mir noch fremde, aber mir ſo verlockend entgegentretende Leben. Mit dem ganzen unüberlegten, keine Folgen bedenkenden Leichtſinn der Jugend genoß ich das Leben. Gertrud, Sie kennen das Leben nicht, wie es ſich in großen Städten darbietet! Selbſt das Verwerfliche hat dort einen ſo ſüßen, berauſchenden Glanz und Schein! Sie würden mich entſchuldigen, wenn Sie wüßten, wie verführeriſch daſſelbe iſt! Vielleicht hat das Leben, welches ich durchkoſtet habe, mich vor manchen Thorheiten des ſpätern Alters bewahrt, allein es hat mir die friſche und ſchöne Natürlichkeit der Jugend geraubt, es hat für mich jenen geheimnißvollen Schleier zerriſſen, mit dem der Jüngling dem Leben des Mannes entgegenſieht.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Timoleon der Bürgerfreund.

Von Karl Neumann-Strela.

I.

„Ziere Er ſich nur nicht, mein lieber Johannes Schuchert! Ich ſage Ihm ja, daß er Seine Feder immerhin ausſpritzen kann! Das Bier im «Einhorn» wird's ſo übel nicht nehmen, wenn Er auch einmal eine Stunde vor Feierabend Seinen Durſt ſtillen will!"

Da ſchlug der über die frühe Entlaſſung erſtaunte Buchhalter denn wirklich das Hauptbuch zu, reinigte den Federkiel fein ſäuberlich, zog die grauleinene Hülle vom Arm, griff nach dem Hut und verließ mit einem „Angenehmſten Abend, Herr Principal!" das Gemach.

„Auch Er kann die Briefe an die Seite legen, Chriſtoph Bloom! Doch geht Er wol noch erſt zu meiner Tochter und fragt, ob ſie Aufträge für Ihn hat, und dann trete Er noch ein wenig in den Garten hinaus und warte dort, bis ich Ihn rufe! Verſtanden?"

Der kleine blonde Schreiber nickte und war mit Einem Sprunge vom Lederſtuhl herab. „Wie der Herr Principal befehlen! Alſo erſt zur werthen Jungfer Philippine und dann eine Promenade im Garten. Ach, das erſte friſche Grün hat ſchon meine ſelige Mutter ſehr geliebt und ich liebe es auch ſo ſehr! Empfehl' mich unterthänigſt!"

Nun war Herr Matthias Rendorp allein. Er nahm das Schreiben, welches er ungeſtört leſen wollte, vom Pult und brach das Siegel... „Von Behrmann — die Schrift ſchien mir ſogleich bekannt!" Und ohne ſich mit dem Inhalt vertraut gemacht zu haben, ließ er den Brief langſam in die Bruſttaſche gleiten. Dann ſchritt er, die Arme gekreuzt, die Stube entlang. Zuweilen zuckte es dabei wie ein Lächeln um ſeinen Mund, zuweilen beſchattete eine Wolke ſeine Stirn, und als er vor dem Fenſter ſtehen blieb, durch deſſen Scheiben er den Garten überſehen konnte, als er ſein Töchterchen erblickte, welches, das Haupt geſtützt, ſinnend in der Fliederlaube weilte, da ſprach er mit einer halb drohenden Bewegung: „Glaubſt wol, mein Kind, dein Vater wäre blind geweſen? Oho, er hat zwei ſcharfe Augen, um zu ſehen, zwei ſcharfe Ohren, um zu hören! Und da hat er denn ſo mancherlei geſehen und gehört, was die, ſo es angeht, irdiſche Seligkeit oder unverdientes Glück oder ein ganzes Meer der Wonnen nennen. Hätte ich's hindern ſollen? Ach!" — und ſeine Hand glitt leicht über das Toupet — „auch ich war ja jung und liebte meine Criſpine ſo treu und innig und ihr Vater trat nicht ſtörend dazwiſchen!... Freilich, mein Geſchäft blühte", ſo dachte er weiter, vom Fenſter zurücktretend; „aber auch der Georg Behrmann hat einen geachteten Namen in der Handelswelt! Soviel ich weiß, befrachtet er bereits drei Schiffe, und erſt neulich hörte ich an der Börſe über ihn mit einem Reſpect reden, der mich wahrhaft ſtaunen machte.

„Sein Brief an mich — was brauche ich ihn zu leſen? Es iſt ja die alte Geſchichte: von ganzem Herzen, ohne ſie viel tauſend Schmerzen!... Haha!" lachte er auf, „da werde ich gar zum Poeten und haſſe das unnütze Reimen doch wie die Todſünde! Aber die Verskunſt, wie Herr Georg Behrmann das Ding nennt — hm, er ſollte füglich bedenken, daß man nicht theils Dichter, theils Kaufmann ſein kann; daß beim Silbenzählen die wichtigſten Zahlen vergeſſen werden und daß es mit dem Geſchäft ſchließlich bergab geht, wenn man ſich aus der Schreibſtube ſchleicht, um in ſtiller Einſamkeit eine Tragödie zu verfaſſen, oder ſich mit der Komödiantenbande einläßt, mit ihr agirt, mit ihr ſchwärmt oder — wer weiß, was alles thut!"

Der alte Herr hatte ſich in einen förmlichen Zorn hineingeredet. Auf ſeiner Stirn perlten große Tropfen, die er mit einem Batiſttuche entfernte, nachdem er ſich ſeufzend in den Armſeſſel am Fenſter niedergelaſſen. Jetzt ſah er, wie

Philippine ſinnend zwiſchen den Beeten einherſchritt, wie ſie ſich zuweilen nach einer Blume bückte, ſie brach und dann unbarmherzig entblätterte — „Ei, ei", ſagte er da, „mein Töchterchen ſcheint zu wiſſen, daß der Herr Liebſte geſchrieben, und nun wird das junge Ding ungeduldig, weil ich nicht ſogleich Amen! ſage.

„Gut denn, ich will ein Ende machen, das Zögern kann nichts nützen!" rief er nach längerm Beſinnen und nachdem er den Brief ſorgfältig durchgeleſen hatte. „Liebt der Georg Behrmann mein Kind wirklich mit ſolcher Leidenſchaft, wie er in dieſem Schreiben behauptet, ſo wird es ihm ein Leichtes werden, meine einzige Bedingung zu erfüllen. Wenn nicht, muß Philippine ſich tröſten und die Erwartung hegen, daß — doch ruhig, Alter! Erfülle jetzt deine Pflicht und denke nicht weiter an die Zukunft! Wir werden's ja früh genug erfahren!" Und damit öffnete er die Thür und rief hinaus: „Heda, Bloom! Wo ſteckt Er?"

Sogleich wurde der blonde Schreiber ſichtbar. „Was wünſchen Herr Rendorp?" fragte er mit ſo unterthänigſtem Bückling, daß ſein zierlicher Haarbeutel dabei in eine ſchaukelnde Bewegung gerieth.

„Weiß Er die Wohnung des ehrenwerthen Herrn Kaufmanns Georg Behrmann? Er tritt in die erſte Quergaſſe hinter St.-Petri ein, wo gleich zur Rechten ein hohes dunkles Haus mit Lindenbäumen davor . . ."

„Herr Principal", fiel Chriſtoph Bloom ein und ſein Geſicht war das eines Beleidigten, „ich kenne hier in Hamburg jeden Fleck und jeden Stein um Hamburg herum und ſollte nicht wiſſen, wo des Herrn Principals College, der Herr Behrmann, anzutreffen? O, den ſeligen Herrn Behrmann hab' ich auch ſehr gut gekannt, weil nämlich —"

„Schon gut", unterbrach Rendorp, „behalte Er ſeine Geſchichten für ſich! Alſo Er geht ſtracks zu meinem Collegen, überbringt meinen Gruß und erſucht den Herrn, ſich gefälligſt ſogleich zu mir zu bemühen, da ich eine mündliche Unterredung allem übrigen vorzöge. Aber beeile Er ſich, auf dem Nikolaithurm hat's bereits ſieben geſchlagen!"

Wieder verbeugte ſich Bloom, wieder ſchaukelte ſein Haarbeutel wie der Pendel an der Uhr, und dann flog er gleich dem Winde davon. Rendorp trat in die Stube zurück. Als er den Blick noch einmal durch die Scheibe gleiten ließ, ſah er Philippine nicht mehr; die anbrechende Dämmerung hatte ſie wol genöthigt, in das Haus zu treten. Schon blinkte der Abendſtern am Himmel, ein leichter Nebel hüllte die Sträucher im Garten ein und legte ſich gegen die Scheiben. Da pochte es. Die alte Magd erſchien mit der brennenden Kerze. Aber Herr Matthias machte eine abwehrende Bewegung und ſagte nur, als die Alte ihre Verwunderung über ſeinen ungewohnten Hang, das Dämmerlicht zu genießen, geäußert: „Wenn's hell iſt, ſoll der Menſch auch fröhlich ſein! Ob ich's werde ſein können — wir wollen es abwarten. Trage die Kerzen indeß zur Jungfer hinüber, doch glaube ich, du wirſt denſelben Beſcheid auch von ihr erhalten."

Darauf ſchüttelte die Magd den Kopf, murmelte etwas von Räthſeln und ging ſo ſchnell davon, wie das Zipperlein, das ſie ſelten verließ, es geſtattete. Auf der Hausflur begegnete ihr Behrmann und fragte nach dem Herrn; ſie deutete nur ſtumm hinter ſich und trippelte weiter.

Der Beſuch war eingetreten. Einen Moment ſtanden ſich beide Männer ſchweigend gegenüber. Dann reichte Rendorp dem andern die Hand und ſprach, während er einen Seſſel näher an den ſeinen rückte: „Um Vergebung, Herr College, daß ich nicht zu Euch gekommen! Aber ich bin ein alter Mann und da haben die Füße wol ihre Launen. . ."

„Nichts konnte mir erwünſchter ſein, als daß Ihr mich rufen ließet!" verſetzte Georg. „Denn ſo wage ich zu hoffen, daß mein Schreiben nicht ungnädig —"

„Und nicht unerwartet gekommen", fiel jener ſchnell und mit lächelnder Miene ein, die dem Auge des andern aber ob des Zwielichts verloren ging.

Behrmann ſchwieg darauf. Er verſtand die Andeutung wohl, wußte indeß nicht, ob Herr Matthias über die bisher hinter ſeinem Rücken geſpielte Liebesaffaire erzürnt ſei. So war's denn lange ſo ſtill im Gemach, daß man, wie die alte Magd zu bemerken pflegte, den Flug eines Engels vernehmen konnte. Denn auch Rendorp ſchien um den rechten Anknüpfungspunkt verlegen zu ſein. Bald rückte er auf dem Seſſel hin und her, bald nahm er eine Priſe Spaniol aus dem Perlmutterdöschen, dann wieder zog er die Uhr, obgleich die jetzt faſt völlige Dunkelheit ſelbſt die nächſten Gegenſtände unkenntlich machte. Georg dachte aber nicht daran, daß es ein wenig ſon-

derbar ſei, ſich mit einem Gaſt im Finſtern zu unterhalten. Nur Eins begriff er nicht: warum der Vater ſeiner Liebſten ſo lange mit einer Erklärung zögere, da er ihn doch dieſerhalb herbeigerufen?

Allein ſein Staunen ſollte ſich noch vergrößern, als Herr Matthias nun endlich ſein Schweigen brach. Der rechte Anknüpfungspunkt ſchien gefunden zu ſein, obſchon Behrmann ſeinen Ohren nicht trauen wollte, da er die allerdings eigenthümliche Frage vernahm: „Sagt doch, mein Lieber, womit vergnügt Ihr Euch denn nach beendetem Tagewerk?"

„Das will ich Euch ſagen, Herr College! Ich bin ein erklärter Feind der Wirthshäuſer. Nie wird es mir in den Sinn kommen, in den Rathhauskeller hinabzuſteigen, um —"

„Sehr löblich!" fiel der andere ein. „Zwar iſt ſo ein Gläschen vom Beſten eine wahre Arznei, allein noch ein Glas und wieder eins — das macht den Kopf ſchwer und den Menſchen für das Geſchäft untauglich."

„Auch meine Anſicht, weshalb es mir die einzigſte Erholung iſt, nach dem Schluß meiner Schreibſtube Johann Neuber's Komödie zu beſuchen. Dort, wo die Meiſterwerke eines Corneille, eines Racine, wo Gottſched's unſterblicher Cato verkörpert werden, dort, wo die Wahrheit von den Bretern herabtönt und Lüge und Falſchheit — doch was rede ich! Ihr werdet ohne Zweifel ſelbſt ſo oft nach der neuſtädter Fuhlentwiete hinauswandern und Euern Platz in der Komödienbude einnehmen, daß eine Schilderung all ihrer Herrlichkeiten hier durchaus überflüſſig iſt!"

„Im Gegentheil, in dieſer Hinſicht weiche ich völlig von der Liebhaberei der hamburger Kaufmannſchaft ab. Hat unſere Collegen nicht eine wahre Manie ergriffen? Können ſie wol die ſiebente Stunde abwarten? Eilen ſie nicht gar früher nach der Fuhlentwiete hinaus, um eines bequemen Platzes gewiß zu ſein? Gott ſei's geklagt! Ich ſehe darin nicht zu ſchwarz!"

„Ah!" machte da Behrmann und legte den Kopf gegen die hohe Lehne des Seſſels; „ſo — ſo — der Herr Rendorp haſſen die Komödie — Ei freilich, da beklage ich innigſt, darüber geredet zu haben!"

„Nicht ſo", fiel Herr Matthias ſchnell ein, „ich ſelbſt brachte das Geſpräch darauf! Weiß ich doch, wem ich gegenüberſitze: dem größten Theaterfreund, dem Unterſtützer der gewiſſen Perſon, der — der Neuberin, und dem Verfaſſer der vielgeprieſenen «Horazier». O, ich hörte einmal jemand ſagen: «Wäre Herrn Behrmann's Geldbeutel nicht ſtets gefüllt, wär's mit der Neuberin längſt aus geweſen!» Und wieder ein anderer ſagte: «Herr Behrmann iſt auf dem beſten Wege, ein zweiter Gottſched zu werden; er hat ganz das Zeug dazu!»"

Wie Vorwurf klangen dieſe Worte. Schon hatte Georg eine ſcharfe Rede auf den Lippen, aber er unterdrückte ſie, da er bedachte, weshalb er in dieſem Hauſe weile. Nur das Eine ſprach er: „Zu viel Ehre, Herr College! Mein Trauerſpiel: «Die Horazier», war ein freundlich aufgenommener Verſuch, nichts weiter. Die Neuberin nahm ſich deſſelben an, ſetzte es mit Fleiß in Scene, und wenn ich mich ihr dafür dankbar erweiſe — nun, ich denke, das iſt das Geringſte, was ich zu thun vermag."

Rendorp hatte ſich unterdeſſen erhoben und war auf- und abgeſchritten. Jetzt ſtand er dem Gaſt ganz nahe und ſagte mit verſtärkter Stimme, die Rechte auf ſeine Schulter legend: „Keine Erregung, mein Lieber! Beſprechen wir die wichtige Angelegenheit, die Euch zu mir führte, mit der Ruhe, wie ſie uns Männern des Geſchäfts eigen ſein muß! Weshalb ich die Rede auf das Theater brachte und Euern Verkehr mit der Neuberin betonte, das werdet Ihr ohne Zweifel einſehen! Denn ich bin ein ganzer Kaufmann, Herr College, der für den Handel allein lebt und webt und alles haßt, was gemacht iſt, die Zeit der Arbeit zu verkürzen!"

Da ſtand auch Georg vom Seſſel auf. „Was that ich denn Unrechtes?" fragte er. „Verſäumte ich über der Liebhaberei jemals meine Pflicht?"

„Das zu behaupten, ſei fern von mir!" verſetzte Herr Matthias.

„Und doch, wenn Ihr erlaubt, ſpracht Ihr in einem Tone —"

„Mein einziges Kind liegt mir am Herzen", fiel Rendorp ein.

Und Behrmann zuckte zuſammen. „O mein Gott!" rief er, die Arme ausſtreckend, „Ihr ſeid gegen mich? Vernichtet meine ſchönſte Hoffnung?"

Herr Matthias fuhr ſich über die Stirn und ſchüttelte den Kopf dabei. „Ei, junger Freund, daß Ihr ſogleich den Muth verliert! Wer treu liebt, ſollte ich meinen, ſpricht nicht in derſelben Minute von der Liebſten und von Hoffnungsloſigkeit zugleich. Und ich wäre wider Euch? So bedenkt doch, daß ich Euch rufen ließ!"

„Vergebt", ſagte da Georg, „und knüpft Ihr an Philippinens Hand Bedingungen — ich gehe auf alles ein, ſtimme allem bei! Redet nur!"

„Nun, das klingt anders!" meinte Rendorp, ſeinen Sitz wieder einnehmend, und fügte lächelnd hinzu: „Jetzt ſeid Ihr wieder mehr der calculirende Geſchäftsmann. Alſo! — Aber, ich bitte, ſetzt Euch!"

Das that der Gaſt, indem er begierig fragte: „Alſo?"

Jener ließ erſt das Perlmutterdöschen durch die Finger gleiten und nahm mit aller Bedächtigkeit eine Priſe, bevor er ſprach: „Ich verlange wenig oder viel, wie Ihr's nehmt, nämlich — einen ganzen Mann für mein Kind! Am Morgen Kaufmann, am Nachmittag Poet und des Abends ein Verehrer der Neuberin — das, mein lieber College, iſt niemals etwas Ganzes! Darunter muß der Handel nothwendig leiden, mehr und mehr bergab gehen, und ehe Ihr es Euch verſeht, wird's an der Börſe heißen: Die Firma Behrmann —"

„Genug!" Und Georg ſchob den Seſſel zurück. „Ich verſtehe vollkommen, mein Herr College!" Und als tobte ein Feuer unter ſeinen Sohlen, ſo haſtig durchmaß er jetzt die Stube. Sonſt war es ganz ſtill. Niemand ſprach. Man hörte deutlich die Uhr auf dem Nikolaithurme ſchlagen... Erſt dann, nachdem dieſe Uhr wieder gemeldet, daß eine Spanne Zeit vorüber, kam es wie Ruhe über Georg. Er hatte nachgeſonnen, Beſchlüſſe gefaßt, ſie wieder verworfen, und nun war er mit ſich einig. „Ich liebe Philippine mehr als mein Leben!" rief er. „Ohne ſie Tod, an ihrer Bruſt Seligkeit! Ja, ich ſchwöre es, ganz will ich mich ihr und dem Geſchäft widmen! Ich ſehe es ein, der Poet iſt des Kaufmanns Feind! O Herr Rendorp, machen Sie mich zum glücklichſten der Sterblichen!"

Wäre das Zimmer erleuchtet geweſen, hätte er die Freudenthränen geſehen, welche des Alten Augen füllten. So konnte er nichts davon gewahren, aber der herzlichſte Händedruck, den er erhielt, ſagte ihm genug, alles. Und dann erhob ſich Herr Matthias, ſchritt der Thür zu, öffnete und rief hinaus: „Nun ſoll's hell werden! Heute zwei Kerzen, Chriſtine, es iſt Feſttag! Doch ſchnell, ſchnell, die Dunkelheit macht froſtig!"

Die Magd kam mit dem Verlangten und wollte ihrer Verwunderung Worte geben, allein ſofort bekam ſie den zweiten Auftrag: in die Blaue Stube zu eilen und die Jungfer herüberzubitten. Kopfſchüttelnd trippelte ſie wieder davon. . .

Und Philippine trat ein. Wie ſie ausſah? Ganz wie eine Braut. Die Wange geröthet, den Blick geſenkt — ſo ſtand ſie vor Georg, der ſie leiſe an ſich zog und den erſten Kuß auf ihre Lippen drückte. Es überlief ſie gar eigen. Der erſte Kuß! Einmal ſchon, unter der Linde an der Gartenmauer, hatte er an ihre Bruſt ſinken wollen, aber da hatte ſie den Finger erhoben und nach dem Fenſter gedeutet, hinter dem der Vater zu weilen pflegte; und Georg hatte ihre Bewegung verſtanden und nur ein wenig ihre Hand gedrückt. Doch jetzt! Alles durften ſie ſich ſagen, Lippe durfte an Lippe ruhen, der jemand hinter dem Fenſter war nicht mehr zu fürchten.

Nein, dieſer jemand lachte und ſcherzte wie ein Jüngling und warf mit neckiſchen Reden um ſich. „Hintergehen wolltet ihr mich und euch wol eines Abends heimlich aus dem Gartenpförtchen hinausſtehlen", rief er ein über das andere mal, „aber ich hatte lange Wind davon bekommen und die entſetzlichſten Schlingen gelegt. Dann wär's um euch geſchehen geweſen! Geht nur hin und ſeht euch die Schlingen an! Eiſen an Eiſen, Spitze an Spitze! Auf mein Wort, wer den geſunden Finger hineinſteckt, zieht ihn übel zugerichtet wieder heraus!" So ſprach er noch viel, obgleich niemand darauf hörte. Das Pärchen hatte auch entſchieden etwas Wichtigeres zu thun, als die Neckereien zu erwidern. Es ſtand ganz hinten in der Ecke und war ganz ſtill und trat erſt dann aus dem Schlupfwinkel hervor, als die Thür knarrte und Chriſtine, die greiſe Magd, hereintrippelte.

Philippine hielt eine gar zierliche Rede — darauf wurde der Herzallerliebſte vorgeſtellt. Das war nun eine Ueberraſchung, die Chriſtinen die Sprache raubte und ſie einer Ohnmacht nahe brachte. Sagen konnte ſie nichts, gar nichts, nur lachen und weinen in Einem Athemzuge, das konnte ſie. . .

Die Kerzen brannten herab; Herr Matthias ſuchte den Sorgenſtuhl auf und ſeine Augen wurden kleiner und kleiner; die Thurmuhr brummte elfmal. Da warf Georg den Mantel über die Schultern, wünſchte angenehmſte Ruhe und verließ das Haus. Voll und klar ſtand der Mond am Himmel. Es war eine köſtliche Frühlingsnacht. Wer hätte da an Ruhe denken mögen? Die Linden vor den Häuſern duſteten, die Brunnen plauderten, hier und dort ertönte Geſang.

Georg ſchritt langſam weiter. Jetzt ſtieg eine Wolke auf und verſchleierte den Mond. Rieſige Schatten glitten über die Straße. Alles erſchien plötzlich anders, und ein Fröſteln überfiel Georg, er mußte an ſein Trauerſpiel: „Die Horazier", an die Neuberin und an ſein gegebenes Wort denken; er zwang ſich zum Lächeln und vermochte es nicht. Wie Wehmuth kam es über ihn, und doch war er ſo glücklich, ach ſo glücklich!

Da ſtieß der Wächter ins Horn. Es war Mitternacht."

„Herr Georg Behrmann und Jungfer Philippine Rendorpin wollen ein Paar werden!" das rief ſchon am Tage darauf ein Senatsmitglied dem andern, ein Kaufmann dem andern zu. Die Geiſtlichkeit hätte nicht nöthig gehabt, dieſe Nachricht von den Kanzeln herab zu verkünden; ſie war bereits in Hamburg herum, jede Madam, jede Magd hatte ſie vernommen. Denn wer kannte nicht den Senator und Handelsherrn Rendorp? Wer nicht Philippine, ſein vielgeliebtes und vielbeneidetes Töchterlein? Und der ſchmucke Mann im rabenſchwarzen Mantel, das leichte Hütchen auf dem edeln Haupt, der begüterte Kaufmann und der geprieſene Dichter — welch holdes Mägdelein hatte ihn je ohne Herzpochen vorüberſchreiten ſehen?

Die Jungen fanden dieſe Verlobung ſehr erklärlich, die Alten ſchüttelten verwundert den Kopf. Sie wußten, ein wie eingefleiſchter Geſchäftsmann, ein wie großer Gegner des Theaters Herr Rendorp war, wie feurig er einſt im Senat gegen die Neuberin geſprochen hatte, als man damit umging, ihr den Titel einer hamburger Komödiantin zu verehren. Und nun gab er ſeine Tochter, ſeine Perle einem Theaterdichter! Wol war Behrmann auch Handelsherr und begütert genug, aber aller Welt war bekannt, daß er der Neuberin anſehnliche Summen gegeben, die nie wieder zurückerſtattet worden. „Das muß traurig zu Ende gehen", ſagten da die Alten, „und Rendorp weiß das und hat Amen geſagt. Ein anderer mag's begreifen!"

Allein wie reich, wie glücklich dünkte ſich unſere Philippine, und Herr Matthias, wie ſchmunzelnd er dem Pärchen nachſchaute, wenn es Arm in Arm aus dem Hauſe trat! Dann öffnete er wol noch das Fenſter und rief „Angenehmſte Promenade!" hinaus, dann wandten ſich die beiden und riefen zurück: „Sie müſſen zur Strafe daheimbleiben, Papachen! Wohl bekomm's!" Und lachend und ſcherzend ſchritt das Pärchen weiter, zum Thore hinaus, über die Wieſen. Was ſie alles plauderten! Von ihrer Liebe znm tauſendſten mal, von der Sonne, von der Hochzeit, vom Großvater und der Großmutter — ach, immer konnten ſie ſich daſſelbe erzählen, obgleich ſie's auswendig wiſſen mußten. Nur zuweilen lag ein Flor auf ſeinen Augen, ſchwellte ein tiefer Seufzer ſeine Bruſt. Was in ihm vorging, ſie konnte es ahnen; aber ein zärtlicher Blick, ein liebes Wort, und er lachte und ſcherzte wieder.

„Wiſſen Sie's noch, Herzliebſte, wie ich Ihnen bei der Jungfer Bürgerin begegnete? Da ſahen wir uns zum erſten mal. Sie trugen ein Oberkleid von grüner, ein Unterkleid von weißer Farbe und drei Roſen vor der Bruſt."

„Die gute Bürgerin! Sie ſagte es keiner Seele, daß wir uns heimlich bei ihr trafen und uns gern hatten. Und wie ich einmal zu Ihnen ſprach: «Das Band an Ihrer Uhr iſt verblichen» — und wie Sie erwiderten: «Ach, könnte ich eins von Philippinens Hand haben. . .»"

„O Sie Gute, da haben Sie wol gleich Ihr Erſpartes ausgeſchüttet und das herrlichſte Band erſtanden! Tag für Tag ſollte ich's tragen, wollten Sie. Aber nein, ich that es ſofort in den Schrank, um mich nur an hohen Feſttagen damit zu ſchmücken."

„Und wie ich's Ihnen gegeben hatte, pochte mein Herz gar mächtig. Denn urplötzlich fiel mir ein, daß ich eine große Sünde begangen — nicht wahr, Liebſter, ſo hinter dem Rücken des Vaters. . ."

„Gewiß! O undankbares Kind!" rief er mit komiſcher Würde und ſagte darauf, wieder ſeinen natürlichen Ton anſchlagend: „Ob's der Papa ein wenig früher oder ſpäter erfahren, was liegt daran? Glauben Sie mir, Philippine, ihm unſere Liebe überhaupt geſtehen zu müſſen, hat mich einige Ueberwindung gekoſtet!"

„Weil Sie von ſeinem Haß gegen das Komödienſpiel wußten? Nicht wahr?"

Er beſtätigte und fügte hinzu: „Doch genug davon! Das Gewölk hat ſich ja verzogen, wir dürfen uns des Sonnenglanzes freuen."

Dann ward es ſtill zwiſchen beiden. Er hielt das Haupt geſenkt und mußte ſich ſchweren Gedanken hingeben, denn ſeine Brauen zogen ſich enger und enger zuſammen. Sie ſeufzte tief, ſie wußte vom Vater, welch ein Verſprechen Georg ihretwillen gegeben, und konnte ſich wol denken, daß zuweilen eine Sehnſucht in ihm erwachen

würde — die Sehnsucht nach der Dichtkunst. Aber dennoch hoffte sie das Beste: sein Wille war stark, seine Liebe unendlich! . . .

Und sein Talent war ein wahres, ein für die damalige Zeit doppelt beachtenswerthes. Zwar huldigte auch er der französischen Regelmäßigkeit und erklärte einen Gottsched für den größten Verskünstler vergangener wie zukünftiger Epochen, allein er hatte Eins vor ihm voraus: einen edlern Geschmack im Aufbau der Scenen, eine größere Leichtigkeit in der Ausführung derselben. Sein „Alexandriner" war nicht durch langes Nachdenken mühsam erzeugt, sondern wie ein frischer Quell aus dem Herzen geflossen. Und dann, obwol er dem Franzmann nachahmte und gleich diesem die Helden Roms und Griechenlands auf die Bühne brachte, es war doch echt deutsches Blut, welches diese Helden belebte.

Erklärlich, daß der Erfolg, welchen Behrmann zunächst in Hamburg errang, daher ein außergewöhnlicher war. Die Menge, gewohnt, römische oder griechische Kaiser fast allabendlich auf den Bretern einherschreiten zu sehen, konnte sich kaum von einem freudigen Staunen erholen, als sie nun mit einem mal aus dem Munde dieser Fremdlinge Reden vernahm, die weder römischen noch griechischen, sondern einen altdeutschen Geist athmeten. „Die Horazier", Georg's erste Dichtung, fanden hauptsächlich aus diesem Grunde eine so glänzende Aufnahme, daß Hirsel, ein Zeitgenosse, schreiben konnte: „Nun brauchen wir die Alten nicht mehr. Herr Behrmann hat sich als ein Poet ausgegeben, den ich einen deutschen Euripides, einen deutschen Sophokles nennen möchte."

Hatte der gute Hirsel den Mund nun auch ein wenig gar zu voll genommen, so steht doch fest, daß Behrmann wenn auch keine neue Richtung angebahnt, wenigstens einen Ton angeschlagen, der schon wegen seiner Originalität imponiren mußte. Wie unser Gewährsmann an anderer Stelle erzählt, war das Auditorium bei der Darstellung der „Horazier" so erstaunt und so entzückt, „daß der Beifall brausend war und daß die Thränen flossen". Aber nie hatte, nach Hirsel's Beschreibung, die Begeisterung einen solchen Grad erreicht als nach der Abschiedsscene zwischen Horaz, dem Jüngern, und dem einen Curiaz. Immer wieder mußte dieses Gespräch wiederholt werden, mußten sich die Schauspieler der Versammlung zeigen; und als das Stück beendet, wollte alles den Dichter sehen, der beim Hinaustreten mit Zurufen empfangen wurde. Am Tage darauf brachten die Zeitungsschreiber diese Abschiedsscene an der Spitze ihrer Blätter, und ganz Hamburg declamirte sie ohne Aufhören; hauptsächlich waren es folgende Worte des Curiaz:

Der Mensch bleibt doch ein Mensch. Er dämpft die Freundschaft nur
Und überwindet nicht die Kräfte der Natur.
Wer von uns beiden siegt, wird sich unmenschlich scheinen
Und den entleibten Held als seinen Freund beweinen;
Und Rom und Alba wird an ihm den Sieger sehen,
Dem Thränen bei dem Muth auf blassen Wangen stehen;
Der sich des Vortheils rühmt und doch das Glück verfluchet,
Das ihm den Freund entführt, den er als Bruder suchet —

und folgende Worte des Georg:

Es schweige denn in uns so lange nur der Freund,
Bis sich der Staat erfreut, bis sich der Held beweint.
Die Pflicht, die uns belebt und die wir ganz empfinden,
Verbindet uns, wozu nur Helden sich verbinden.
Wie spät verzieht sich noch der Kampf, die Prüfungszeit?
Erwarte deinen Freund von meiner Tapferkeit.
Wie sich kein Krieger säumt, den Muth und Glück begleiten,
So eilen du und ich, die Wahlstatt zu beschreiten —

welche man für das Großartigste erklärte, was jemals gedichtet worden.

Darüber war nun außer Behrmann niemand froher als Karoline Neuber. Hätte ihre Bude die doppelte Anzahl von Plätzen enthalten, wäre ihr wie dem Publikum nur damit gedient gewesen, da dieses fast die Kasse stürmte, um der Darstellung der „Horazier", welche Abend für Abend wiederholt wurden, beiwohnen zu können. Das war einmal in jeder Hinsicht ein Glückszug! Jetzt hat sich das Blatt gewandt, dachte die Neuberin in ihrer Freude, jetzt können Martin Schott und seine Truppe statt meiner aus dem Thore ziehen; denn mit seinen blanken Thalern ist's vorbei und mit dem Operngeklingel dazu. Und fast schien es, als sollte dieser Gedanke in Erfüllung gehen. Schott, der immer höhnisch von den Aufführungen der „Hochdeutschen Komödianten" gesprochen, mußte plötzlich schweigen, denn es rannte die Menge seinem schönen Opernhause vorüber und der elenden Bude in der neustädter Fuhlentwiete zu. Vergebens kündigte er die brillanteste Musik an, vergebens ließ er in ganz Hamburg ausrufen, daß Madame Monza, eine Italienerin, eintreffen und die berühmtesten Arien vortragen werde — nichts damit, die „Horazier" und Karoline Neuber trugen den Sieg davon.

Aber was war unsere Principalin ohne Behrmann's Trauerspiel? Was geschah wieder, nachdem sich das Publikum daran satt gesehen? Es

ward die alte Geſchichte: Martin Schott konnte ſich wieder die Hände reiben, die Neuberin hingegen mußte von neuem die Stirn kraus ziehen und mit den Achſeln zucken, als ihre Mitglieder eine Weile nach dieſem Glückszug leere Beutel vorzeigten. Wo war die ungewöhnliche Einnahme geblieben? Das wußte ſich das Perſonal freilich nicht zu erklären, aber die Principalin wußte das leider nur zu gut: ſie hatte aufgebrachte Gläubiger damit befriedigen müſſen.

Doch die Mitglieder wollten ſich diesmal nicht vertröſten laſſen und drohten davonzugehen; und da bekämpfte Karoline Neuber ihren Stolz und klopfte bittend bei Behrmann an. Er gab reichlich; ſofort verſtummte das Murren, allein nur, um nach kurzer Friſt, nachdem die Summe trotz größter Sparſamkeit verausgabt worden, deſto lauter wieder zu erwachen. Denn mit den Vorſtellungen ging's mehr und mehr bergab. Die Zahl der Beſucher ward eine immer kleinere; weder Corneille, Racine und Gottſched, noch das neue und luſtige Stück „Der Wilde" wollten mehr locken. Die „Horazier" blieben doch das Beſte und die waren nun aller Welt bekannt, und im Opernhauſe ſang die Italienerin, Madame Monza, und die hatte Augen und eine Stimme, wie ſie noch nie dageweſen war. . .

Das fiel juſt in dieſelbe Zeit, als die Nachricht durch Hamburg eilte: Georg Behrmann und Philippine Rendorp wollten ein Paar werden. Natürlich erfuhr auch die Neuberin davon, und ſofort machte ſie ſich auf den Weg, ihren Gönner zu beglückwünſchen. Ob ſie die leiſe Hoffnung hegte, eine abermalige Bitte geſchickt damit verbinden zu können? Oder ob ſie gar glaubte, daß Georg, dem ihre Verlegenheit unmöglich verborgen ſein konnte, ſeine Hülfe aus freien Stücken anbieten würde? Wer weiß! Denn wie nöthig bedurfte ſie der Summe, theils, um nicht gewahren zu müſſen, wie ihre Mitglieder die Bude verlaſſen würden, theils, um von Hamburg ſcheiden und ihr Glück an einem andern Orte verſuchen zu können.

Behrmann nahm ihre Gratulation zwar herzlich auf, doch lag, wie er Dank ſagte, etwas ſo ungewöhnlich Ernſtes in ſeinem Blick, daß ſie ſich nicht genug zu wundern vermochte. Und da ihre Art und Weiſe nun einmal war, zu reden, wie ſie dachte, ſo fragte ſie auch jetzt ohne Umſchweif, ob eine Wolke am Himmel ſeines Glücks aufgeſtiegen ſei?

Georg verſetzte verſtimmt: „Eure Bemerkung klingt ſonderbar, Frau Principalin! Habe ich nicht alle Urſache, heiter und zufrieden zu ſein? Und bin ich es etwa nicht?"

„Nun, nun, mein Freund, ſcheltet mich nur nicht! Fragte ich denn aus Neugierde? Ihr wißt ja, daß ich für Euch ein Intereſſe empfinde, als wäret Ihr zum wenigſten ein Anverwandter von mir."

Behrmann ſchwieg dazu, aber er deutete auf das Sofa und die Neuberin nahm Platz. Wie er an ihrer Seite ſaß und ſie ſo einen Moment aufmerkſam betrachtete, da mußte er ſich geſtehen, daß ſie, ſeit er ſie zuletzt geſehen, auffallend älter geworden. Ihre ohnehin gebückte Geſtalt erſchien heute noch gebeugter, tiefer lagen die flammenden Augen in ihren Höhlen, ſchärfer waren ihre Züge. O, dachte er, als du vor fünf Jahren zum erſten mal in Hamburg einzogſt, wie ſtolz trugſt du da das Haupt, wie ſicher ſprachſt du es aus, daß du das Opernweſen für ewige Zeiten vertreiben würdeſt! Und jetzt, jetzt? Wie Mitleid kam es über ihn, da er weiter dachte: Wahrlich, dein Vorhaben war ein großes, ſeltenes, dein Wille ein eiſerner! Doch was vermochteſt du gegen den Unverſtand der Menge? Zwar ſtürmte ſie faſt deine Bude, als du die Darſtellung meines Trauerſpiels verkündeteſt, allein wol weniger der Dichtung, mehr meinetwegen, der ich von alt und jung gekannt bin. Thörichtes Volk! Die Pracht der Oper lockt dich, und jener Stätte, von der herab unvergängliche Worte tönen, wendeſt du den Rücken!

Ob die Principalin errieth, was Georg beſchäftigt? Sie ſeufzte tief auf und drückte das Sacktuch gegen die Augen, nicht etwa, um ſie zu trocknen, denn ihr männlicher Sinn hatte nie eine Thräne geduldet. Dann ſprach ſie: „Was habt Ihr, Herr Behrmann? Sonſt ſtets bei meiner Komödie zugegen, vermiſſe ich Euch ſeit etlichen Abenden. Seid auch Ihr mit einem mal gegen mich oder — und das will ich hoffen — verfaßt Ihr ein neues Trauerſpiel?"

„Nein, nein!" ſtieß er haſtig hervor und wandte ſich dabei zur Seite, ſein finſteres Auge zu verbergen. „Verlaßt Euch darauf, ich werde zu ſolchem Zweck nie wieder zur Feder greifen — nie — nie — denn . . ."

Aber ſie ließ ihn nicht ausreden. „Höre ich recht? Das wäre!" rief ſie aufſpringend, wobei der ſchwarze Schleier, der ihr Haar verhüllte, ſich löſte und auf ihre Schultern niederglitt.

„Nicht des Ruhmes willen hab' ich gedichtet",

fuhr er, noch immer abgewandt, fort, „ich that es, meine Feierſtunden auf edle Weiſe auszufüllen. Aber jetzt, wo ich zu einem geliebten Weſen eilen, wo ich denken darf: bald wird dein Haus auch das Philippinens ſein —"

Langſam ſchüttelte ſie das Haupt. „Freund, Ihr redet anders, als wie Ihr im Grunde Eures Herzens denkt! Nur um die Feierſtunden hinzubringen hättet Ihr die „Horazier" verfaßt? Geht, geht! Gedichtet habt Ihr, weil ihr mußtet, weil Euch die innerſte Stimme dazu getrieben!"

Wie er das vernahm, kräuſelte ſich ſeine Stirn. „Ihr wollt das beſſer wiſſen? Ei ſeht doch! Nein, Frau Principalin —"

„Ja, Herr Behrmann, ich will das beſſer wiſſen! Seht mich ſcharf an — aus Euch redet ein anderer! Als ob mir der Vater der Jungfer Braut nicht bekannt wäre! O, wie hat er damals gegen mich geſprochen, als der Senat damit umging, mir den Titel einer hamburger Komödiantin zu verehren — «Lauter Unſinn! Die Bande ſollte in unſerer Stadt nicht geduldet werden!» hat er geſagt. Und dem redet Ihr jetzt nach! Weil der Euer Schwiegervater wird, verleugnet Ihr Euer ſchönes, von Gott geſchenktes Talent — Behrmann!"

„Frau Neuberin!" brauſte Georg auf, den Arm drohend emporhebend.

Sie aber ſchlug weder das Auge nieder, noch wechſelte ſie die Farbe; nur ihre Rechte, welche den Fächer hielt, zitterte merklich. „Alſo wären wir am Ende. Denkt Ihr bald daran, in die Ehe zu gehen? Ich wünſche Euch des Himmels Segen! Vielleicht höre ich in der Ferne von Euch, denn nach Hamburg kehr' ich nie — nie wieder zurück!"

„Wie?" fragte er, „Ihr wollt uns verlaſſen?"

„Ich will, weil ich muß!" verſetzte ſie, und um ihre Lippen zuckte es. „Hier iſt's mit der Neuberin gerade wie mit einem Kleide, das man bewundert, ſolange es neu, das man nicht mehr anſehen mag, wenn's eine Zeit am Leibe geweſen. Dreimal habe ich dieſe Erfahrung gemacht, denn dreimal verließ ich Hamburg und kehrte doch wieder zurück. Warum? Um's immer wieder zu verſuchen! — O, zuerſt ſind ſie um mich herum und ſtoßen in die Poſaune: «Das iſt eine Komödie! Die Neuberin hat's weg, hat Geſchmack! Gottſched, Corneille, Racine tiſcht ſie auf und der Hanswurſt iſt nur dazu, die ‚Ungebildeten' zu amuſiren!» Und eine Weile nachher: «Die Neuberin iſt zu einſeitig! Immer und immer Verſe, und der Hanswurſt bleibt ſtets der Alte! Kommt ins Opernhaus, Martin Schott hat den wahren Geſchmack! Da weiß man doch, was man für ſein ſchweres Geld hat!» Ihr blickt mich fragend an, Freund! Ihr denkt: Die Neuberin iſt verbittert. Nein, Behrmann, davor ſchützt mich meine Kunſt! Doch ſagt ſelbſt, ob meine Farben zu grell? Seht, Ihr ſchweigt dazu! Wohl, das verſichere ich Euch, weiß ich das kleine Häuflein zu ſchätzen, das meiner Komödie treu geblieben; es ſind die Angeſehenſten dieſer Stadt darunter — aber ſpiele ich denn allein der Ehre halber? Habe ich nicht meine Abgaben zu entrichten? Fordern meine Leute nicht ihren Lohn? Wo die Summen hernehmen? Die wenigen Getreuen ſind nur wie ein Tropfen! Alſo fort, fort! Freilich, das wird eine liebliche Abfahrt werden! Auf der Straße wird mich dieſer und jener anhalten und die Hand ausſtrecken, und am Thore wird's heißen: «Wie ſteht's mit Euern Schulden, Frau Principalin? Erſt bezahlt!» Aber gleichviel, ich muß fort und ſollte ich mir mit dieſen meinen Fäuſten den Weg bahnen! Ich gehe nach Lübeck! Dort gehört das Feld mir allein, Operngeklingel hab' ich dort nicht zu fürchten!"

Jetzt ſchwieg ſie endlich, und Georg ſchwieg auch. Nur zu wohl ſah er ein, daß ihre Schilderung keine übertriebene, und er bedauerte ſie um ſo mehr, da ſein gegebenes Verſprechen eine Linderung ihrer Noth nicht erlaubte. Ob er mich abſichtlich nicht verſtanden? dachte ſie da. Nun gut, ſo muß ich verſuchen, auch ohne ſeine Hülfe fortzukommen.

Und dann nahm ſie einen kurzen Abſchied. Sie ſagte: „Wenn ich Euch auch nie wiederſehe, werde ich doch von Euch hören, denn das Dichten könnt Ihr nimmer laſſen, das kommt von Gott!"

„Möge es Euch gut in Lübeck gehen", ſprach er, „und kann ich mit Empfehlungen an dortige Collegen dienen — verlangt nur!"

Da hob ſie ſtolz das Haupt. „Karoline Neuber empfiehlt ſich ſelber! Lebt wohl!" Und damit verließ ſie haſtigen Schrittes das Gemach.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Somnambulismus und Magnetismus.

E. Sch. — Die höchste Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, ist der Mensch. Darum kehren wir bei jeder sich uns darbietenden Gelegenheit immer wieder auf das wichtige und interessante Feld der Anthropologie, der Wissenschaft vom Menschen, zurück, die freilich auch „die schwerste aller Wissenschaften ist, weil sie nicht durch luftiges Phantasiren und Speculiren, sondern nur durch mühsame Beobachtung und Einsammlung von Erfahrungen zu erwerben". Trotz dieser Schwierigkeit oder besser gerade um dieser Schwierigkeit willen zieht sie uns an, denn — was sollen wir es leugnen? — das Mysteriöse ist es und, wie Goethe sagt, der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei — sonst würde er nicht forschen. Das Mysterium zieht uns an.

Diese Sätze schicken wir der Betrachtung eines Werkes voran, das den Titel führt: „Die Anthropologie. In ihrer geschichtlichen Entwickelung und auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Von Professor Dr. Karl Schmidt, herzoglich sächsischem Schulrath" (Dresden, Ehlermann, 1865). Der erste Band liegt uns vor und enthält in umfassender und dennoch knapper Darstellung die Geschichte der Anthropologie von ihren frühesten Anfängen bis auf die bedeutungsvollen Forschungen unserer Zeit. Der reiche Stoff in solchem Werke gestattet uns nur eins oder das andere hervorzuheben und so wollen wir heute das Schlafwachen betrachten.

Als „eine niedere Form", und zwar eine „unselbständige", faßt man seit Wirth's „Theorie des Somnambulismus" das magnetische Leben auf. „Ein normales gesundes Leben ist zum Somnambulismus nicht fähig." „Es wird dazu ein der vollkommenen, ungetrennten Hingabe fähiges Gemüth — wir werden die naturgemäße Nothwendigkeit dieser Hingabe unten betrachten — bei untergeordneter Thätigkeit des Selbstdenkens und Selbstwillens erfordert." Gewisse Krankheiten, besonders Nervenkrankheiten, haben den Somnambulismus im Gefolge.

Der Zustand des Somnambulismus ist ein Rückgang des Menschen in das Embryoleben, das Leben im Mutterschos. Wie in diesem das junge Leben von einem andern Körper getragen wird, an seinen Bewegungen und Erregungen theilnimmt, unbewußt, schlummernd dem innern Leben der Mutter folgt — so die Somnambulen. „Alle Sinne, welche im wachen Leben thätig sind, ruhen bei ihnen."

Der Leib, der sie trägt, ist die Natur — freilich wieder der dunkle, weite Begriff, der nichts erklärt, wenn man sich ihn nicht für jede Anwendung vollständig klar macht. Auch der Ausspruch S. 119: „Die Somnambulen sind mit ihrem ganzen Dasein in das allgemeine Naturleben versenkt", ist nicht geeignet, ein Verständniß herbeizuführen. Die Natur, welche den Menschen im somnambulen Zustande aufgenommen hat und trägt, ist keinesfalls das erdische — tellurische — Leben. An dies Leben ist die Schwere geknüpft, die den Menschen im normalen Zustande festhält. Es muß ein gegensätzliches Leben sein, das sich seiner in jenem Zustande bemächtigt und ihn der Schwere gewissermaßen entzieht. Wir möchten an zwei Zustände erinnern, in denen etwas Aehnliches erfolgt: den Tanz und den Rausch. Jene orientalischen Schautänzer zumal, die sich in eine Raserei hineintanzen, berühren zuletzt kaum mehr den Boden, wirbeln in rasenden Schwingungen umher und machen auf den nüchternen Beobachter einen beängstigenden, schwindelerregenden Eindruck. Ebenso sehen wir die Weinberauschten oft mit Leichtigkeit Bäume, Mauern, Gitterthore erklimmen, und auch ihre Thätigkeit in diesem Zustande macht auf den Betrachter den beängstigendsten Eindruck. Der alte Satz: Betrunkene fallen nicht schwer, ist aus Erfahrung geschöpft. Es scheint wirklich, als werde der Berauschte von der Erde abgestoßen und sein Fall dadurch gebrochen. Worauf beruht diese unbewußte Leichtigkeit in jenem Tanz- und Weinrausch, die sich ganz ebenso bei den Nachtwandlern findet?

Alle narkotischen Getränke enthalten Alkohol, Weingeist. Die Zersetzung desselben im menschlichen Innern, die um so stärker ist, je mehr Gärungsstoffe in dem Getränk vorhanden waren, verlangt Sauerstoff, welchen die Gärungsstoffe dem zunächst sich entwickelnden Aldehyd zuführen. Durch die Gärung entsteht aber auch eine höhere Blutwärme, und der bei gewöhnlicher Temperatur so ruhige Kohlenstoff des Bluts verlangt nun gleichfalls mehr Sauerstoff, um sich in Kohlensäure umzuwandeln. So entsteht im Menschen eine fieberhafte Unruhe. Durch den raschern Blutzufluß gerathen die motorischen, Bewegung hervorrufenden Fasern der Ganglienkugeln der Gehirnsubstanz in die höchste Lebendigkeit und treiben den Menschen in einer Weise, die bei seinem normalen Zustand unmöglich wäre, fort. Der sein richtiges Maß Sauerstoff einathmende Mensch bleibt eben darum fester an die Erde gefesselt, während der es suchen müssende entweder in sauerstoffreichere Luft gedrängt, gerissen wird oder bewußtlos, oft vom Schlagfluß getroffen, erstickt, zusammenbricht wie der vom Blitz getroffene, dem der ganze Sauerstoff, den er zur Athmung bedarf, durch den ihn verzehrenden Strahl urplötzlich entzogen wird. Im krankhaften Zustande der Somnambulen müßte also eine ähnliche Zersetzung und Kohlensäureentwickelung oder wenigstens eine Kohlenstoffgier nach Sauerstoff vorhanden sein, was sie treibt, reinere Luft aufzusuchen. Auf diese Weise würden sich diese mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur vielleicht auf natürliche Vorgänge, freilich im krankhaft erregten Innern, zurückführen lassen.

Wir kommen zu denjenigen Schlafwachen, welche in diesen Zustand durch Einwirkung eines Magneti-

seurs versetzt werden. Daß Kinder, besonders in sehr frühem Alter, durch Streichen des Hinterkopfs zu beruhigen sind, ist eine Erfahrung, die Mütter oft genug gemacht haben. Fortgesetztes Streichen am Körper abwärts, in ruhiger, gleichmäßiger Weise, bringt Strecken der kleinen Glieder und endlich Schlaf hervor — auch bei Kranken. Das Kind ist dem Embryozustand noch am nächsten, es kehrt leicht in ihn zurück, zumal unter der Hand oder am Busen der Mutter. Nicht anders jene empfänglichen Naturen ohne große Selbständigkeit in höherm Alter, deren Empfänglichkeit sie schon den Kindern näher bringt.

Der Schos, in welchem eine Magnetisirte ruht, ist nun aber ein doppelter: einmal die Atmosphäre, sodann der Magnetiseur. Aus dieser doppelten Einwirkung erklärt sich sowol die Fernempfindung, das Hellsehen, als der geistige Rapport, die innige Einheit mit dem Magnetiseur. „Die Somnambulen empfinden Schmerz, wenn er nicht an sie denkt, und Heiterkeit, wenn er liebevoll im Geist oder in Worten sich mit ihnen beschäftigt.“ „Für die Somnambule ist kein Rest von Selbständigkeit übrig geblieben, sie ist zum rein formellen Organ des Magnetiseurs geworden.“ In gleicher Weise aber sind sie auch rein formelle Organe der Atmosphäre, nehmen an den Schwingungen derselben theil und empfinden daher Eindrücke aus der Ferne, die sich in ihren feinen uns andern unfühlbaren Schwingungen fortpflanzen, da wir nur die starken Schwingungen, z. B. in Zugwinden, empfinden.

Um ein Verständniß dieser feinen Schwingungen zu erlangen, müssen wir dem Wesen des Magnetismus eine kurze Betrachtung widmen. Haddock faßt den Somnambulismus vom Standpunkt des Elektromagnetismus auf. Wie magnetisirtes und unmagnetisirtes Eisen im Zustande der Anziehung nur Eine Atmosphäre haben, so die Somnambule und ihr Magnetiseur. Was ist aber das Wesen des Magnetismus?

Ampère fiel durch den Elektromagnetismus auf den Gedanken, daß der Magnetismus am Ende nichts weiter sei als ein elektrischer Strom, der sich schraubenförmig bewege und in dem Eisen, Stahl u. s. w. die Wirkungen des Magnetismus hervorrufe. Wir möchten diese Strömung auf das Bestreben oder Vermögen gewisser Körper zurückführen, andern in ihrer Atmosphäre befindlichen Körpern Sauerstoff zu entziehen. Wie dem Eisen durch den Magnet, geschieht dies der Magnetisirten durch den Magnetiseur, und sie wird genöthigt, andern Sauerstoff heranzuziehen, da sie nicht wie die Schlafwandler sich selbst aufmachen kann, ihn aufzusuchen. Zunächst folgt sie der Strömung nach dem Magnetiseur, bei dem ihr Sauerstoff ist, und sie muß ihm auch körperlich folgen, wenn seine entziehende Kraft stark genug ist. Der Magnetiseur gleicht einem langsamen Blitzstrahl, und wie bei einem solchen, nur ungemein schnell, die Luftströmungen von weit her zusammeneilen, um den leeren Raum zu erfüllen, so entstehen nach der Magnetisirten und dem Magnetiseur hin nur langsamere, feine Strömungen von weit her. Die Magnetisirte ist aber wie das angezogene Eisen eine Nahrungsquelle für den Magnetiseur; sie führt ihm fortwährend Sauerstoff zu, kräftigt ihn dadurch immer mehr, bis er selbst sich gegen weitere Zuflüsse auflehnt, sich der Atmosphäre entzieht. Damit beginnt allmählich wieder die selbständige, für sich thätige Athmung der Somnambule, und das Heranfluten der feinen Ströme ordnet sich, beschränkt sich nach und nach auf immer engere Grenzen.

Der krankhafte Zustand der Somnambulen wirkt auf die Nerven, macht sie empfindsam für jene feinen Strömungen, daß sie, aufs Gehirn wirkend, Empfindungen erzeugen, die Sprachmuskeln in starke Bewegung setzen und zum Ausdruck der Empfindungen durch Worte treiben. Da die Strömungen aber augenblicklich von weiter her anlangen, ihre Endpunkte stets weiter in die Außenwelt hinaustreten, so muß die Fernempfindung jedenfalls eine sehr schwankende sein.

Wir machten oben auf den Zugwind aufmerksam als ein allen fühlbares schnelles, scharfes Herandrängen feiner Luftströmungen, welche Sauerstoff in reichlichem Maße herbeiführen — Ventilation. Junge Leute und ebenso mit schwerer Körperarbeit Beschäftigte haben eine erhöhte Athmungsthätigkeit und bedürfen einer größern Menge Sauerstoffs als ältere Personen oder eine sitzende Lebensart Führende. Daher ist jenen die Zugluft gerade angenehm, die schnelle Zuströmung liefert ihnen, was sie brauchen, während diese sich gern vor ihr abschließen, weil sie den reichen Sauerstoff nicht verwerthen können. Er wirft sich auf ihre Nerven und reizt sie übermäßig — es entstehen Schmerzen in den Zähnen, Ohren, im Kopf und in den Gliedern. In scharfer Luft schützen sich solche Personen durch Umhüllungen, durch Respiratoren von Guttapercha und Kautschuk, welche Harze nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen und also den anströmenden Sauerstoff verbrauchen helfen. Besser als alles ist starke Bewegung, Laufen und Springen. Junge gesunde Leute stehen mithin wegen der starken Kohlensäurebildung den Somnambulen gewissermaßen nahe, daher wir auch bei der Jugend die Leichtigkeit, die Wäghalsigkeit finden. Der Kohlenstoff, dieser „Proteus der Natur und Proteus unserer Industrie“, wie Karl Müller ihn wegen seiner Fähigkeit zu den wunderbar mannichfachsten Verbindungen nennt, wird auch der Proteus der Wissenschaft werden. Und hiermit wollen wir unsere Betrachtung schließen, welche durch das Schmidt'sche Werk angeregt worden, und es allen empfehlen, welche mit reger Theilnahme den Erfolgen der forschenden Wissenschaft folgen.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Florenz, die Hauptstadt Italiens.

Die italienische, die römische Frage, berichten die französischen Zeitungen, ist gelöst: zwischen Napoleon III. und Victor Emanuel ist ein neuer Vertrag zu Stande gekommen; dem Papste wird sein jetziges Besitzthum garantirt, der König verspricht, ihn nicht anzugreifen, binnen zwei Jahren verlassen die Franzosen Rom, die Hauptstadt des neuen Italien wird Florenz. Wie so geduldig ist das Papier!

Denn daß diese Dinge — oder besser politische Träumereien — jemals Wirklichkeiten werden könnten, wer glaubt das? Am wenigsten der Mann in den Tuilerien. Die Gründe, die ihn zum Abschluß eines so wunderlichen Tractats bewogen, sind freilich nicht zu bestimmen; vielleicht sucht er nur auf die beste der möglichen Weisen aus einer drückenden Lage sich zu befreien, vielleicht nur, seine ungeduldigen Franzosen statt mit Schlachten und Kammerdebatten mit politischen Kannegießereien zu unterhalten. Unbegreiflicher erscheint die Handlungsweise Victor Emanuel's: mit einem Federstrich sollte er die Hoffnung seines Volks, das Ziel seines Lebens: Rom — aufgeben? Aber seit dem Tage, da ihm Cavour starb, war es sein Schicksal, von Napoleon III. hingehalten und überlistet zu werden.

Florenz — die Hauptstadt Italiens! Die Unruhen in Turin haben darauf geantwortet; andere in Neapel werden in kürzerer oder längerer Frist folgen. Im Augenblick zwar hat das Cäsarenthum in Europa mit seinen Kanonen und Bajonneten die Oberhand, allein das Unmögliche kann es darum doch nicht vollbringen. Schon zur Zeit seiner höchsten Blüte, nicht nur in künstlerischer, sondern auch in industrieller Beziehung, im Ausgang des Mittelalters, galt Florenz immer nur neben Rom, Venedig, Neapel, nie war es das Haupt Italiens. Rom übertraf es an Heiligkeit und Erinnerungen, Neapel an Volksmenge, Venedig an Macht und Größe. Damals mochte man es indeß mit Shelley „die Pflegerin vergessenen Menschenruhms" nennen: diese Tage sind vorüber. Unter der Herrschaft der Mediceer und Habsburger ist Florenz längst von seiner Höhe gesunken: eine Stadt, die nur durch ihre Vergangenheit Werth und Bedeutung erhält, die nur wegen ihrer Kunstschätze noch von Fremden besucht wird. Ohne Handel, ohne Fabriken, ohne jene Verschlingung der mannichfaltigsten Interessen, die das Leben der großen Städte ausmacht, wird Florenz für Italien nur das sein, was für Deutschland Kassel, Dresden sind: schöngelegene, durch die Kunst, die Gegenwart eines Hofs geschmückte Mittelpunkte eines kleinen Kreises, auf den sie anregend und befruchtend wirken. Ein König aber, und wenn er den zahlreichsten Hofstaat hätte, kann eine kleine Stadt nicht mehr zur Hauptstadt eines Reichs von 20 Millionen umschaffen. Handel und Industrie haben sich längst ihre eigenen Wege gebahnt, kein Cäsar wird ihnen neue vorschreiben, die sie nicht gehen wollen. Turin, wendet man ein, empfahl sich noch weniger zum Mittelpunkt des „einigen" Italien. Nur hatte Turin den Vorzug vor Florenz und Neapel, daß es eben die alte Hauptstadt der sardinischen Könige, daß es eine Stadt von Kriegern war — von Kriegern, wie sie denn doch weder Neapel noch Florenz hervorbringen werden. Muß Italien noch einmal um seine Selbständigkeit kämpfen, und diese Nothwendigkeit wird ihm nicht erspart bleiben, so wird der Krieg in Norditalien entschieden werden; die Besieger der Lombardei werden die unkriegerischen Bewohner Toscanas und Süditaliens mit Leichtigkeit zu Paaren treiben. Unter den gegenwärtigen Umständen aber wäre die Erwählung von Florenz zur dauernden Hauptstadt Italiens ein doppelter Misgriff. Die Italiener sind ebenso wenig als wir Deutsche ein „Einheitsvolk"; niemals lassen sich von diesem Boden die alten municipalen Einrichtungen zu Gunsten einer französischen Centralisation fortwischen, zu innig und fest sind sie mit dem Leben der verschiedenen Stämme verwachsen. Der Neapolitaner sieht im Piemontesen seinen Feind, der Sicilianer haßt beide; wen am stärksten, nur das ist die Frage. Auf seine Literatur, seine Kunst und die Reinheit seiner Sprache voll Selbstgefühl, verachtet der Florentiner alle andern Stämme als Halbbarbaren; der gemeine Römer hält sich noch für einen Nachkommen der Scipionen und zur Herrschaft der Welt berufen. Eine wahrhafte „Einigung" Italiens kann nur in republikanischer Form sich vollziehen, das Königthum wird immer wie eine Unterdrückung erscheinen, weil es den einzelnen Stämmen zu wenig Selbständigkeit läßt. Die Noth und die Furcht vor der Tyrannei der fremden kleinen Fürsten, die sie leiblich und geistig unterdrückten, hält jetzt die Italiener noch zusammen; wie wenig Wahrheit auch die sardinische Constitution hat, immer bietet sie dem Volke eine Handhabe, sich Recht zu schaffen und seine Angelegenheiten zu ordnen; Victor Emanuel mag dem Herzen der meisten Italiener sehr fern stehen, ihr Verstand wird ihn immer einem Bourbonen oder einem Habsburger vorziehen. Allein Verstand und Furcht sind schlechte Herrscher, wenn die Leidenschaften erwachen. Die Piemontesen werden es nicht ruhig ertragen, daß sie, die doch im Grunde das „neue Italien" begründet, den Toscanern den Vortritt lassen sollen. Mit welch schelen Augen werden die kaum beruhigten Neapolitaner auf Florenz blicken! Alle werden das Aufgeben Roms einen Verrath nennen, dafür wird schon Mazzini sorgen. Und man bedenke, daß dieser ganze Vertrag ein elendes

Stück Papier ist, sobald zwei Augen sich schließen: die Napoleon's III.

Keiner Macht wird es gelingen, den Italienern das Verlangen zu nehmen, Rom zu besitzen. Wie wir Deutsche fort und fort eine „Reform der Bundesacte" versuchen werden, bis sie erreicht ist, so die Italiener, vom Capitol herab das einige Italien zu proclamiren. Victor Emanuel hat es leicht, dem Papst Rom zu garantiren, wenn nun die Römer dem Papst Rom nicht lassen wollen? Nach dem Abzug der Franzosen, wer wird ihn schützen? Herr von Merode und zwei Schweizerregimenter? Das ist doch zu lächerlich, wenn Hannibal vor den Thoren. Wir fürchten, daß der neue Vertrag nur ein nach Italien geschleuderter Feuerbrand ist: der Kaiser liebt die großen Feuer nicht, weil sie die Tuilerien einmal auch erfassen könnten, aber er braucht die kleinen, die man, wenn es an der Zeit ist, ohne viel Mühe auslöschen kann, zum Vergnügen der Pariser. Was that Alexander der Große nicht alles, um den Athenern zu gefallen! Soll der Kaiser weniger thun, Kaiser zu bleiben?

Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen.

II.

Allzu harte Arbeit hindert die Entwickelung der Weiblichkeit; so sehen wir die Landarbeiterin, welche die schwere Feldarbeit (wenn auch vielleicht nicht die schwerste) gleich dem Knecht oder männlichen Tagelöhner zu verrichten hat, durch größere Roheit und geringere Weiblichkeit vor der freien Bauersfrau zurücktreten, die auf dem eigenen Grund und Boden ihres Mannes wirthschaftet und bei allem Antheil, den sie an der Feldarbeit nehmen mag, dennoch die veredelnde Einwirkung ihrer vorherrschend häuslichen Thätigkeit verräth. Innerhalb der Gestaltungen der höhern Civilisation selbst treten die Erscheinungen der Barbarei wenigstens zum Theil und in veränderter Form wieder auf. Die Zerstörung der Grundlagen des Familienlebens, welcher die Pressung der Kinder und Weiber zu übermäßiger Fabrikarbeit Vorschub leistet, erinnert fast an die rohen Urzustände, in denen es eine eigentliche Familie noch gar nicht gab. Wer also das Wohl des weiblichen Geschlechts wirklich im Auge hat, muß auf ganz andere Auswege, als die Gleichmacherei der wirthschaftlichen Arbeit ist, bedacht sein. Er muß gerade das bekämpfen, was einige Verfechter der wirthschaftlichen Frauenemancipation einen Fortschritt nennen. Man kann wirklich nicht sonderlich segensreiche Folgen in der Verallgemeinerung der Thatsache erblicken, daß das Weib die Mauerkelle zur Hand nimmt. Was wird, fragt man sich unwillkürlich, aus den Kindern, wenn die Mutter gleich dem Vater auf Tagearbeit ausgeht?

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Frauenemancipation in der niedern Arbeiterklasse. So wenig man auch mit den Anfeindungen der modernen Industrie gemein haben mag, so drängt sich einem doch unwillkürlich der Verdacht auf, es möchte mit der wirthschaftlichen Befreiung des weiblichen Geschlechts nur auf die Steigerung des Angebots von Arbeit abgesehen sein. Dieselbe Tendenz, welche in England die Schuld einer künstlichen Erzeugung sogenannter Uebervölkerung trägt, schließt naturgemäß das Bestreben ein, die arbeitenden Klassen möglichst auszunutzen. Die Familie ist ein Begriff, der sich nicht mit der Auffassung des Individuums als einer Kraftmaschine verträgt. Ein Arbeiter, dessen Thätigkeit Frau und Kinder versorgt, ist eine Maschine, die bei derselben Kraftleistung mehr consumiren muß als ein lediges und kinderloses Werkzeug. Es ist daher bedauerlich, daß die Natur die Urzeugung eingestellt und gegenwärtig nur noch durch langsame, kostspielige Ernährung intelligente Kraftmaschinen zu fertigen gesonnen ist. Doch kann diesem Naturfehler künstlich abgeholfen werden. Man setzt sich über die große Wahrheit, daß die Familie die sittliche Grundlage des edlern gesellschaftlichen Daseins ist, kühn hinweg. Man kehrt sich nicht mehr an die veraltete Weisheit, welche in der Stiftung des geordneten Familienlebens den Anfang der Cultur und die Entfaltung einer edlern Menschlichkeit erblickte. Man löst einfach die Familie indirect auf, indem man zunächst das kindliche Alter und dann auch das weibliche Geschlecht zu der gleichen wirthschaftlichen Thätigkeit nöthigt. Die modernen Verkehrsverhältnisse erlauben nicht mehr, daß der Arbeiter eine Familie versorge. Jedes Glied der Familie muß für sich selbst Nahrung erarbeiten, und die wirthschaftliche Emancipation der Kinder hat nur deshalb bei einer gewissen Altersgrenze halt machen müssen, weil der wohlverstandene Egoismus den misverstandenen durch ein staatliches Strafgesetz einzudämmen gerathen fand. Vielleicht dürfte der Schutz der Ehefrauen gegen die anziehende Kraft der Fabrikarbeit nicht minder als derjenige der Kinder gerechtfertigt sein. Will der Staat seine sittlichen Fundamente nicht unterwühlen lassen, so muß er die Ehe auch vor wirthschaftlicher Auflösung schützen. Der Grundsatz des Gehenlassens, welcher der englischen Volkswirthschaft als unveräußerliches Axiom angehört und wol gar mit der Freiheit verwechselt wird, — dieser Grundsatz, welcher den Staat als eine sittliche Macht ausgemerzt wissen will und in jeder Einmischung der allgemeinen Gewalt eine verderbliche Störung erblickt, müßte folgerecht zur Freilassung nicht der Sklaven, aber wol der Sklaverei führen und ist daher in unserer Frage von vornherein zurückzuweisen. Die Gesetze üben eine große Macht im Sinne eines Schutzes gegen wirthschaftliche Ausbeutung. Diese Wahrheit wird aber gerade von denen verleugnet oder geradezu als längstüberwundener Irrthum verlacht, die der roh-natürlichen Gravitation der Gewalten das Wort reden. Die Freiheit ohne Gerechtigkeit ist der Raub; sie führt zu einer rücksichtslosen Ausbeutung durch den Stärkern, und doch

ist es nur im Sinne dieser Freiheit, daß man die wirthschaftliche sogenannte Emancipation des weiblichen Geschlechts anstreben sieht.

Vielleicht wissen die, welche sich zu Wortführern der Propaganda für die Emancipation der Frauenarbeit machen, wenig oder nichts von dem eigentlichen Geiste der ganzen Operation. Hier und da stellt sich das Bedürfniß nach den eigenthümlichen Fähigkeiten des Weibes heraus. Die Industrie und das Leben könnten von der Thätigkeit der Frauenwelt in vielen Richtungen ansehnliche Förderung gewärtigen. Die Speculation, welche sich dieser Perspective bemächtigt, bleibt nicht aus. Nur sind gewisse Schranken der frühern Gesetzgebung zu durchbrechen. Hierzu bedarf es einer anscheinend uneigennützigen Agitation. Man kehrt daher die guten und berechtigten Elemente des Reformdranges heraus und findet mit der unterschiedslosen Empfehlung der wirthschaftlichen Freiheit (und versteht sich auch Schutzlosigkeit) gerade bei der humanen Richtung einigen Anklang. Die theoretischen Verfechter kennen in der Regel die Kehrseite ihre Bestrebungen nicht und vergessen begreiflicherweise die nöthigen Einschränkungen und Schutzmaßregeln zu empfehlen. So geschieht es, daß die Industrie in die Familie eingreift und aus allem, was Mensch heißt, eine möglichst billige Arbeitskraft macht. Für die niedern Klassen wäre nur insofern eine rechte wirthschaftliche Befreiung denkbar, als es noch in der That gesetzliche Schranken gibt, welche die Frauen an der selbständigen Betreibung gewisser Handwerke hindern.

Die Theilung der Arbeit ist regelmäßig ein Fortschritt. Nur indem sich die Beschäftigungen vervielfältigen und so einzelne Geschicklichkeiten in hohem Grade ausgebildet werden, steigert sich die Summe des wirthschaftlichen Erfolgs und mithin auch der Wohlstand der Gesammtheit. Nun gibt es Beschäftigungen, die gerade der weiblichen Eigenthümlichkeit besonders entsprechen. Warum soll sich z. B. das Tapeziergewerbe nicht zum Theil vornehmlich für Frauen eignen? Ein gewisser Geschmack scheint sich in der That eher bei dem weiblichen als bei dem männlichen Geschlecht ausbilden zu lassen. Nun ist es offenbar eine bloße Sache des Rechts und der Sitte, wenn ein Theil der sehr leichten Verrichtungen des erwähnten Gewerbes keine Frauenbeschäftigung wird. Wäre die Theilung der Arbeit weiter fortgeschritten, so würde z. B. das Anbringen von Gardinen und anderer Zimmerausstattung sehr wohl einen eigenen Gewerbszweig, und zwar für Weiber, abgeben können. Indessen sind wir mit unserer wirthschaftlichen Organisation noch nicht bis zu diesem Grad der Gliederung vorgedrungen. Der alte Schlendrian, durch Sitte und Recht unterstützt, hält die Entwickelung der Kräfte zurück und hindert auch die Frauenwelt an derjenigen Art von Selbsthülfe, die ihr allein heilsam sein könnte.

Ein anderer Punkt, durch welchen sich die natürliche Emancipation gefördert finden möchte, wäre die Begünstigung des weiblichen Unternehmerthums in Sachen der gewöhnlichen und der feinern Handarbeit. Die, welche arbeiten, und die, welche die Arbeitserzeugnisse verbrauchen, sind durch den Handelsmann meist künstlich getrennt und müssen sich eine schwere Steuer zu Gunsten des Zwischenhändlers gefallen lassen. Man schaffe hier einen einheimischen Markt, auf welchem Arbeiter und Verbraucher unmittelbar miteinander verkehren. Dann wird man ein Stück wirthschaftlicher Emancipation vollzogen haben, die freilich nicht sonderlich zu der Handelsherrschaft, aber dafür um so besser zum allgemeinen Wohlstande paßt. Anstatt auch das weibliche Geschlecht dem Handel unterthänig zu machen und dann von wirthschaftlicher Emancipation zu reden, eröffne man einen freien, d. h. von den Producenten selbst zu besuchenden Markt für die weibliche Arbeit und man wird die wohlthätigen Folgen dieser natürlich öffentlich und von Amts wegen zu ergreifenden Maßregeln bald erkennen. Statt dessen geht das herrschende Bestreben auf eine Beseitigung oder mindestens Einschränkung der billigen Volksmärkte und überliefert so die Menge der Besteuerung durch den Zwischenhändler.

Berliner Briefe.

IX.

Die akademische Kunstausstellung.

„Die Kunst geht nach Brot", sagt in Lessing's „Emilia Galotti" der Maler — ein Wort, dessen Wahrheit auch unsere Maler beweisen, um so mehr, da sie keinen Prinzen finden, der ihnen erwidert: „Das soll sie nicht, wenigstens in meinem Staate nicht!" Auf der diesjährigen Ausstellung gibt es weder religiöse noch historische Bilder; das halbe Dutzend Gemälde dieser Gattung zählt nicht; vertreten sind nur Landschaft, Genre und Porträt. Für diese Darstellungen sind die Menschen in unsern Tagen am empfänglichsten, während ihnen das Großartige, Symbolische ein gewisses Unbehagen erweckt, das sie hinter einer blöd anstaunenden Bewunderung oder einem Achselzucken zu verbergen suchen.

Das bedeutendste Kunstwerk der Ausstellung, deren Katalog übrigens nur halb so viel Nummern zählt, als er in frühern Jahren enthielt, ist eine plastische Gruppe von Reinhold Begas, lebensgroß in Gips: „Venus und Amor". Eine Mutter mit ihrem Kinde wäre eine richtigere Bezeichnung, denn für göttliche Wesen sind diese starken, vollen Leiber doch etwas zu mächtig, zu irdisch schwer. Was zumeist die Blicke der Beschauer auf diese Gruppe zieht, ist das warme, frische Leben, das in ihr pulsirt; da ist nichts Ausgeklügeltes darin, alles athmet Natürlichkeit und Wahrheit. Der Gestalt fehlt der hohe Adel der Göttin, dafür besitzt sie den Reiz und die volle Leiblichkeit eines schönen Weibes. Vortrefflich, im Stil Michel Angelo's, ist der Knabe, der sich mit dem eigenen Pfeil den Arm geritzt; seine Flügelchen erscheinen wie eine tändelnde Zugabe. Meinte nicht

Carus, die Flügel wären die nothwendige Vollendung der Arme?

In den Sälen, die den Gemälden eingeräumt sind, verdient im Grunde nur Ein Bild besonderer Erwähnung — ein Bild, das nur in die Ausstellung gekommen ist, wahrscheinlich, um ihre Leere auszufüllen; denn es hat seit zwei Jahren seine Reise durch Deutschland gemacht und gehört seit Monaten unserer Nationalgalerie an: Lessing's „Huß vor dem Scheiterhaufen". Unter den andern findet sich viel Schönes, namentlich in der Technik Vollendetes, doch nichts Hervorragendes. Die Kunst des „Machens" ist weiter verbreitet, als sie es vielleicht jemals war; dafür hat die Kunst des Erfindens, der Composition an Tiefe verloren. Wie unserer ganzen Gegenwart, haftet auch der Malerei eine gewisse Nüchternheit und „gebildete" Verständigkeit an. Von den historischen Bildern heben wir ein Werk von Pauwels in Weimar hervor: „Die Rückkehr der von Herzog Alba verbannten Niederländer"; kraftvoll gemalt, übt es nicht minder durch seine Farbe als durch einzelne ergreifende Gestalten eine große Wirkung aus. Leider sagt uns nur der Katalog, nicht das Bild selbst: das sind niederländische Verbannte; es könnten ebenso gut Franzosen sein; nicht aus der Verbannung, von einer langen Reise könnten sie heimkehren: es sind Männer und Frauen, die am heimatlichen Strand von ihren Lieben und Freunden begrüßt werden. Im Porträtfach hat G. Richter das Vorzüglichste geliefert: ein Knabenbildniß, das nicht allein mit Gainsborough's „Blauen Buben", das mit einem van Dyck'schen Porträt wetteifern könnte. Die Landschaftsmalerei ist das Schoskind der Zeit; die Wanderlust, die uns alle ergriffen hat, das Verlangen, von fremden Zonen und Menschen zu erfahren, begünstigt in gleicher Weise die großen und kleinen Touristen, den Kapitäu Speke und Hans Wachenhusen, wie die Landschaftsmaler von Eduard Hildebrandt bis zu dem letzten Schüler in der düsseldorfer Kunstakademie. Eine Landschaft von Oswald Achenbach: „Am Abhang des Sabinergebirgs", scheint mir von allen die Palme zu verdienen: eine Schilderung aus Gregorovius' „Lateinischen Sommern" ist hier in Farben und Formen übertragen. Der Zauber Italiens weht aus diesem Gemälde. Mislungener ist das „Gralschloß" vom Grafen Kalckreuth. In eine Bergwildniß der Schweiz hat der Künstler sein „Mont Salvaz" gebaut: ein kleines Schloß, das sich gegen die gewaltigen, rosig angehauchten Gletscher, die es umragen, wie ein Riesenspielzeug ausnimmt. Eschke, Valentin Ruths, Hoguet, Andreas Achenbach, die schönen Ideallandschaften „nach der Bibel" von dem kürzlich verstorbenen Schirmer halten den Ruhm der deutschen Landschaftsmalerei aufrecht; technisch ist das meiste tadellos, im einzelnen auch Stimmung und Erkenntniß der Poesie in der Natur; aber man vermißt doch allzu sehr eine originale künstlerische Auffassung, es kommt alles, mehr oder weniger, nur auf ein Abschreiben der Landschaft heraus.

Die „ewigen" Kinder, die Meyerheim und Meyer von Bremen malen, dürften allmählich niemand mehr Interesse einflößen; hier ist die Kunst in Auffassung und Ausführung schon vollends zur Manier geworden. Auch Ludwig Knaus bleibt diesmal hinter seinem Ruf, hinter seiner „Taufe" und seinem „Ländlichen Fest" zurück; hübsch aus dem Leben gegriffen, entbehren seine „Passeyrer Raufer vor ihrem Seelenhirten" trotz ihrer Naturtreue jeden höhern Zug; soll uns die Kunst denn nicht aus der Kläglichkeit des Daseins erheben? Unsere Realisten entgegnen: „Bewahre, sondern recht tief in die Alltäglichkeit stecken!" Je gewöhnlicher, desto besser, das ist die Losung der meisten Genremaler. Eine um so rühmlichere Ausnahme macht G. Spangenberg, der mit seinem „Rattenfänger von Hameln", seiner „Walpurgisnacht" und jetzt mit seiner „Perchta und die Heimchen" kühn das Geisterreich und die „Nachtseiten der menschlichen Natur" darzustellen strebt.

Zur Lektüre.

Von vielen neuerschienenen Romanen und Novellen heben wir einige, die uns am vorzüglichsten erscheinen, hervor. Die „Reiseskizzen und Novellen von Ernst Freiherrn von Bibra" (vier Bände, Jena u. Leipzig, Costenoble, 1864) enthalten Schilderungen und Anekdoten aus der deutschen Heimat wie aus Südamerika. Den letztern möchten wir den Vorzug geben; die Erfindung ist auch in ihnen nicht von künstlerischem Werth, aber die Darstellung ist belebt, anregend und der Leser gewinnt in unterhaltendster Weise ein anschauliches Bild jener Länder und ihrer Volkszustände. Zeichnet diese Erzählungen die bewegte Handlung und das lebhafte Colorit aus, so beruht der Vorzug der „Novellen" von Hieronymus Lorm (zwei Bände, Wien, Schönewerk, 1864) in ihrer gewähltern Form, in der geistigen Anregung, die sie in hohem Grade gewähren. Lorm ist ein Herzenskündiger; mit Vorliebe pflegt er schwierige psychologische Probleme zur Entwickelung und Darstellung zu wählen. Vielleicht tritt der Verstand, die Kühle, die seine Weltanschauung brherrschen, in seinen Erfindungen allzu scharf hervor und raubt seinen Gestalten etwas von der Ursprünglichkeit und Frische, die wir ihnen wünschten. Dafür sind seine Entwickelungen musterhaft, von seltener Wahrheit und großem Scharfsinn. Diese Erzählungen eignen sich nicht allein zur flüchtigen Lektüre, sondern werden in der Seele des sinnigen Lesers einen langen Nachklang hinterlassen.

Von der neulich von uns angezeigten Reisebibliothek: „Unterwegs und Daheim" (Leipzig, O. Purfürst), sind zwei neue Bändchen erschienen; sie enthalten einen Roman von Lubojatzky und Reiseschilderungen von Lucian Herbert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 42.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich. V. — Timoleon der Bürgerfreund. Von Karl Neumann-Strela. II. — Das Zeitalter Friedrich's des Großen. — Gedichte von Hermann Kletke. 1. Im Herbst. 2. Endlich! — **Beiblatt:** Die Schillerstiftung. — Das Schütteln der Bäume in Böhmen. — Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen. III. — Zur Lektüre. — Platen's Grabmal in Syrakus.

Im Pfarrhause.

Erzählung von Fr. Friedrich.

V.

„Als ich von meinen Reisen zurückkehrte", erzählte Hugo weiter der aufhorchenden Gertrud, „empfand ich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Leben. Zu viel und zu schneller Genuß stumpft ab. Ich nahm meinen Aufenthalt in der Residenz, mein Vater war damit einverstanden; dies war für mich vielleicht der schlechteste Ort. Ich hatte kein bestimmtes Lebensziel. Nur Vergnügungen eilte ich nach. Meine abgespannten Nerven verlangten eine stets neue Aufregung. Ich vergeudete viel Geld, mehr als mein Vater mir gab. Das Schuldenmachen wurde mir ja sehr leicht, weil jeder wußte, daß mein Vater reich war, daß ich seinen Reichthum einst erbte. Anfangs bezahlte mein Vater die Schulden, endlich dachte er, nichts mehr für mich zu bezahlen. Ich nahm diese Drohung sehr leicht. In der Residenz, in meinen gewohnten Verhältnissen konnte ich nicht anders mehr leben, ich hatte auch keine Lust dazu; ich machte aufs neue Schulden. Mein Vater war entrüstet, er wollte seine Drohung wahr machen — ich war verloren, wenn er es that, denn ich ging dem Schuldgefängniß entgegen. Da stellte er mir die Bedingung, mich zu verheirathen — die Tochter eines reichen Mannes, eines Mannes von altem Adel hatte er für mich ausgesucht. Ich kannte sie, allein ich liebte sie nicht. Ich hatte überhaupt keine Lust, mich zu verheirathen — mich schreckten die fesselnden Banden der Ehe — ich lehnte deshalb seine Bedingung ab. Er stellte mir eine andere. Ein Jahr lang sollte ich still in dem Hause eines Predigers leben — er hatte das Haus Ihres Vaters für mich ausersehen. Ich willigte ein, mein Vater bezahlte meine Schulden und mich reizte das Neue, das Ungewohnte. Bis dahin hatte ich stets in glänzenden Verhältnissen gelebt, ich wollte versuchen, auch dem einfachen Leben eine lustige Seite abzugewinnen. Es amusirte mich der Gedanke, über mich selbst lachen zu können, wenn ich mich in dem Hause eines Predigers, in den engen, beschränkten Verhältnissen eines Dorflebens befände. Es war dies ja ein ganz neues Leben für mich, und das Neue lockt.

„Mit diesen Gedanken kam ich hierher — mit diesem Entschluß trat ich mein Strafjahr an. Es sollte ja ein Strafjahr sein; denn daß ich mich ändern, daß ich mich bessern, daß ich hier ein ganz anderer Mensch werden würde, daran dachte ich

nicht. Ich lachte anfangs, als ich in das kleine, niedrige und einfache Zimmer trat, welches Ihr Vater für mich bereit hielt; ich lachte über das ganze Leben, welches mich umgab. Es war mir fremd und neu. Es amusirte mich, allein im Walde umherzustreifen oder in der ärmlichen Waldschenke zu sitzen, während ich wußte, daß meine Bekannten in der Residenz um dieselbe Zeit vielleicht zu einem glänzenden Frühstück zusammenkamen. Es lag in meiner ganzen Stimmung auch ein Trotz gegen meinen Vater. Ich wollte ihm zeigen, daß mir das Strafjahr durchaus nicht schwer falle, daß ich durchführen könne, wofür ich mich einmal bestimmt habe.

„Es ist hier anders gekommen, als ich ahnte. Die Ruhe und Stille des Lebens hier, die einfachen und natürlichen Verhältnisse, über welche ich anfangs spöttisch lachte, wirkten trotzdem wohlthuend auf mich ein. Ich fand mich selbst wieder. Es war mir, als ob alle Erfahrungen und Erlebnisse meines Lebens sich hier gleichsam in meiner Erinnerung abklärten. Der Rausch, in dem ich mich so lange befunden hatte, schwand, und der Gedanke, zu ihm zurückzukehren, erfüllte mich mit Widerwillen. Vielleicht war dies alles nur der Reiz des Neuen — Gertrud, da lernte ich Sie kennen — hier — hier an diesem Platz! Ich bin ein anderer Mensch geworden — ich kann es offen gestehen — und ich bin es durch Sie geworden! Gertrud, ich weiß, daß ich nie in die Fehler, in die Schwächen, in den berauschenden Taumel meines frühern Lebens zurückfallen würde, wenn Sie mir stets zur Seite ständen! Haben Sie den Muth dazu?"

Er hielt inne; er blickte sie fragend an — sein Herz schlug aufgeregt.

Sie schwieg. Sie hatte die Augen niedergeschlagen, allein sie konnte nicht verbergen, wie es in ihr stürmte.

„Haben Sie den Muth, Gertrud?" wiederholte er.

Auch jetzt schwieg sie noch.

„Oh, ich sehe ein, daß ich Unbilliges von Ihnen verlange!" rief Hugo schmerzvoll. „Ihr Leben ist so frisch und rein, auf Ihrem Herzen ruht noch kein Fehl, kein Vorwurf, keine Vergangenheit, wie kann ich hoffen, daß Sie es an das Leben eines Mannes knüpfen, für den die Frische und Natürlichkeit der Jugend geschwunden ist, der von seinem Vater zur Strafe hierher gesandt wurde, dem die Menschen wie einem Verbrecher ausweichen, den Ihr eigener Vater — —"

„Herr Baron, halten Sie ein!" unterbrach ihn Gertrud.

„Lassen Sie es mich ruhig sagen", fuhr Hugo fort, „es ist ja die Wahrheit! Ich bin ein Thor, daß ich mich Hoffnungen hingegeben habe, die sich für mich nicht verwirklichen können. Gertrud, ich sehe Sie heute vielleicht zum letzten mal — ich kann, ich darf Sie nicht wiedersehen! Denken Sie ohne Groll an mich zurück! Durch Sie habe ich ja zum ersten mal den wirklichen Werth des Lebens kennen gelernt, und wie sich meine Zukunft auch gestalten mag — ich — ich werde nie aufhören, Sie zu lieben!"

Er stand bewegt auf, um fortzugehen.

„Bleiben Sie, bleiben Sie!" rief Gertrud verwirrt, ängstlich.

Hugo blieb. Er sah sie an — sie vermochte nicht zu ihm aufzublicken.

„Gertrud, und weshalb soll ich bleiben?" fragte er.

Sie schwieg.

„Wenn Sie mir Hoffnung geben könnten", fuhr er fort, „nur Hoffnung — mehr verlange ich ja nicht! Ich will Ihnen ja beweisen, daß ich ein anderer geworden bin! Beweisen, wie treu ich Sie liebe! Nur Hoffnung geben Sie mir!"

„Ich glaube Ihnen ja!" erwiderte Gertrud leise.

„Gertrud, du glaubst mir!" rief Hugo, ihre Hand erfassend. „Du willst mein werden, mein Engel, mein Weib? Du liebst mich?"

Sie ließ ihm die Hand, sie nickte nur bejahend mit dem Kopfe, allein dies Eine Zeichen machte ihn zum glücklichsten Menschen. Mit beiden Armen umschlang er sie und preßte sie ans Herz.

„Mein — mein!" rief er laut. „Gertrud, du sollst diesen Entschluß nie bereuen — nie! Die Aufgabe meines ganzen Lebens soll es sein, dich glücklich zu machen!"

Sie saßen nebeneinander auf der Moosbank, Hand in Hand. Sie blickten einander glücklich an. In den Augen lasen sie gegenseitig, was ihr Mund nicht zu sagen vermochte. Die ersten Augenblicke, wenn zwei Herzen sich finden, sind so heilig, daß dem Munde die Worte fehlen, um das auszudrücken, was die Brust erfüllt.

Gertrud stand endlich auf. Es trieb sie heim. Ein Gedanke schien sie noch zu drücken. „Ich darf meinen Aeltern nicht sagen, was mich so glücklich macht", sprach sie besorgt. „Mein Vater würde es nicht zugeben!"

„Laß uns unser Geheimniß noch für uns be-

halten!" bat Hugo. „Auch dein Vater wird ſein Vorurtheil gegen mich endlich überwinden! Laß ihm Zeit, Gertrud! Er muß ſelbſt erſt einſehen, daß ich beſſer bin, als er denkt!"

Gertrud ging.

Hugo blieb allein zurück. Auf die Moosbank warf er ſich. Er hätte laut aufjubeln mögen, um dem Glück in ſeiner Bruſt Raum zu ſchaffen. Ein ganzes neues Leben voll Glück lag vor ihm. Er verhehlte ſich nicht, daß auch ſein Vater ihm die Einwilligung nicht werde geben wollen; er ſah die Schwierigkeiten, welche ſich ihm entgegendrängten; ſie erfüllten ihn nur mit Muth und Zuverſicht gegen ſich ſelbſt. Er mußte und wollte ſie überwinden. Er wollte dadurch Gertrud beweiſen, wie theuer ſie ſeinem Herzen war.

Lange Zeit lag er da, hinaufblickend in die Zweige der Eiche über ihm, deren Blätter vom Winde hin- und hergeſchaukelt wurden. Es war ihm, als ob er mit ihnen gewiegt werde, langſam, leiſe. Er hätte einſchlafen mögen an dieſer Stelle, wo er ſo glücklich geworden war, und doch ließ ihm ſein freudig pochendes Herz keine Ruhe.

Endlich ſprang er auf. Er konnte nicht heimkehren. In ſeinem Zimmer würde es ihm zu eng geworden ſein — zur Waldſchenke eilte er. Aus ſeinen Augen mochte ſein Glück ſprechen, denn der Wirth blickte ihn fragend, lächelnd an. „Ja, ja, Alter!" rief er ihm zu. „Bringt mir Euer Beſtes, was Ihr habt! Ihr blickt mich fragend an! Haha! Ich kenne ja Euern Keller, ich weiß, wie traurig es mit ihm beſtellt iſt! Nun, laßt den Kopf nicht ſinken, bringt mir nur Euer ſchlechtes, ſaures Bier — ich will es trinken und Euch heute bezahlen, als ob es Champagner wäre!"

Er warf dem Wirth einige Thaler auf den Tiſch und erſtaunt, freudig eilte dieſer fort, um das Bier zu holen.

„Nun laßt mich allein!" fuhr Hugo fort, als der Wirth wieder in das Zimmer trat. „Ich höre Euch ſonſt gern zu, aber heute, Menſch — heute kann ich Eure ſchlechten Witze nicht hören! Laßt mich allein, bis ich Euch zurückrufe!"

Erſt ſpät am Abend kehrte Hugo zum Pfarrhauſe zurück. Er wußte, daß der Pfarrer ſchon im Bett lag. Aber oben im Erker, in Gertrud's Zimmer brannte noch Licht. Er ſtand ſtill und blickte hinauf. Er glaubte ihren Schatten zu ſehen. Ob ſie an ihn wol dachte! Ob ſie daſſelbe Glück empfand wie er! Er hätte ſie rufen mögen, um ihr Gute Nacht zu ſagen — da öffnete die halbverſchlafene Magd die Hausthür, um ihn einzulaſſen, denn einen Hausſchlüſſel gab es in dem Pfarrhauſe nicht.

Wochenlang kamen Hugo und Gertrud faſt jeden Tag unter der Eiche zuſammen. Sie führten ein glückliches Leben. Hugo hatte Gertrud immer lieber gewonnen, denn jetzt, wo ſie ihm ganz vertrauen konnte, war jede Schüchternheit von ihr gewichen; ſie war ſo heiter, wie ſie früher nur in ihren glücklichſten Tagen geweſen war.

Noch immer hatten ihre Aeltern keine Ahnung davon, daß ſie ihr Herz verſchenkt hatte, daß ſie faſt täglich mit Hugo zuſammentraf. Unbekümmert ließ ſie Siebert jeden Morgen in den nahen Wald gehen, wie ſie ſchon ſeit Jahren gewöhnt war — er dachte nicht einmal daran, daß ſie mit dem jungen Baron zuſammentreffen könnte. Wußte ſie ja doch auch, wie er über ihn dachte und wie er die Zeit herbeiſehnte, in der das Strafjahr deſſelben zu Ende war.

Wohl machte ſich Gertrud oft Sorgen und Vorwürfe, wenn ſie an ihre Aeltern dachte; allein Hugo verſtand es, jede trübe Stimmung von ihr fortzuſcheuchen und ſie zu überzeugen, daß nur ſie allein über ihr Herz zu verfügen habe. Nur zu gern hörte ſie auf ihn. Er beſaß ja ihr ganzes Vertrauen und ſie wußte, daß ſein Herz gut war.

Und welche Liebenden machen ſich um die Zukunft große Sorgen! Das Herz hat nur für Liebe und Hoffnungen Raum.

Ein Brief, den Hugo von ſeinem Vater erhielt, veränderte dies Verhältniß. Sein Vater drang in ihn, daß er ſich verheirathen ſollte. Er verlangte es mit jenem Ernſt und jener Strenge, deren Unbeugſamkeit er kannte.

Jetzt war die Zeit für Hugo gekommen, wo es galt, ein Mittel zu erſinnen, um ſeine Liebe zu retten. Er wußte nur zu gut, daß ihm ſein Vater nie ſeine Einwilligung zu einer Verbindung mit Gertrud geben werde. Er dachte auch nicht daran, ihn durch Bitten dazu zu bewegen; es wäre ein thörichtes Unternehmen geweſen. Sein Vater würde eher ſein Leben aufs Spiel geſetzt haben. Nur durch ein kühnes Wagniß konnte er ſeine Liebe retten. Er war keinen Augenblick unentſchloſſen, aber durfte er hoffen, daß auch Gertrud dazu bereit war, daß ſie ihm folgte?

Mit fieberhafter Ungeduld ſah er der Stunde entgegen, wo er mit ihr wieder zuſammentraf.

Eine lange und für ihn ruheloſe Nacht lag dazwiſchen.

Er traf Gertrud bereits unter der Eiche, als er am folgenden Morgen dorthin ging. Sie mochte die ſchlafloſe Nacht, die Beſorgniß in ſeinen Zügen leſen, denn ihm entgegeneilend, fragte ſie: „Was iſt dir, Hugo?"

„Nichts, nichts!" erwiderte er mit bitterm Lächeln. „Mein Vater ſchreibt mir einen Wunſch, den ich ihm erfüllen ſoll — nichts weiter! Er ſieht es vielleicht nur als eine Geringfügigkeit an — doch hier — lies den Brief ſelbſt!"

Gertrud las ihn. Die Farbe wich von ihren Wangen — einen Augenblick ſchien ſie die Faſſung zu verlieren, dann gewann ſie dieſelbe wieder.

„Ich habe längſt befürchtet, daß es ſo kommen werde!" ſprach ſie mit leiſe bebender Stimme. „Hugo, dein Vater wird nie ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung geben!"

„Gewiß nicht!" erwiderte Hugo mit Bitterkeit. „Er iſt ja ein feſter, unbeugſamer Charakter! Was kümmert ihn mein Glück — er wird nur an die Reinheit ſeines Stammbaums denken! Nicht einen Zoll breit wird er von ſeinem Willen abweichen — ich kenne ihn ja — ein eiſerner Charakter! Er iſt ſtolz auf ſeine Feſtigkeit und Unbeugſamkeit!"

Gertrud ſchwieg. Sie ſchien mit ſich zu kämpfen, zu ringen.

„Hugo, du mußt ihm gehorchen!" ſprach ſie endlich. „Ich fühle, daß ich mich nicht zwiſchen dich und deinen Vater drängen darf! Heirathe nach ſeinem Wunſch!"

„Gertrud, Gertrud!" unterbrach ſie Hugo aufgeregt. „Das ſagſt du mir! Du! Wird es dir ſo leicht, mir zu entſagen? Würdeſt du dich ſo leicht in den Wunſch deines Vaters fügen, wenn er verlangte, daß du dich mit einem andern Mann vermählen ſollteſt? Iſt denn das alles? Iſt die Liebe nur ein Spiel, ein Kleid, welches man nach Gefallen wechſeln kann? Oh, ich wußte nicht, daß du ſolche Anſichten haſt!"

„Du verkennſt mich, Hugo!" erwiderte ſie ruhig. „Daß mein Herz dir für immer gehört, weißt du. Dich zu beſitzen würde ich entſagen können — aufhören, dich zu lieben, kann ich nie!"

„Und dann ſollte dir mein Lebensglück gleichgültig ſein?" fuhr er fort. „Gertrud, ohne dich gibt es kein Glück für mich! Nur die Aufregung des Augenblicks konnte dir den Gedanken bringen, mir entſagen zu wollen! Nie, nie würde ich mich verheirathen! Gertrud, die Liebe zu dir iſt keine ſchnell in mir aufgewachſene Leidenſchaft, ſie gehört zu den Bedingungen meines Lebens! Dies iſt die erſte Prüfung, die an uns herantritt — verzage nicht ſchon jetzt! Halte feſt an mir — feſt — ich will es dir einſt lohnen!"

„Daß mein Herz nie von dir laſſen kann, weißt du ja!" rief ſie ſchluchzend, indem ſie beide Arme um ſeinen Nacken ſchlang. „Was ſollen wir beginnen? Dein Vater wird ſeine Einwilligung nie geben — und auch der meinige wird es nicht thun!"

„Auch er wird es nicht thun!" wiederholte Hugo. „Aber es gibt einen Ausweg für uns — es gibt einen, Gertrud, einen ſichern Weg, der uns zu unſerm Glück führt, wenn du nur den Muth beſitzeſt, mir zu folgen!"

„Ich verſtehe dich nicht!" warf Gertrud ein.

„Du fliehſt mit mir — nach England! Dort laſſen wir uns vor dem Altar verbinden, dann kann uns niemand mehr trennen — dein Vater nicht und auch der meinige nicht!"

Gertrud ſchreckte vor dieſem Schritt zurück. „Nein — nein — ich kann meine Aeltern nicht verlaſſen!" rief ſie.

„Es iſt ja nur für kurze Zeit!" beruhigte er ſie. „Wir kehren für immer vereint zurück — ſie werden uns vergeben, da ſie es nicht mehr ändern können!"

„Und auch dein Vater?"

„Ich hoffe, daß auch er es thun wird! Und, Gertrud, wenn er es nicht thut, wenn er mich verſtößt, enterbt — ich will alles ohne Murren ertragen, wenn du mir nur bleibſt! Zittere nicht vor der Zukunft, ich werde für dich ſorgen! So viel bleibt mir durch das Vermögen meiner Mutter, daß wir vor Sorgen geſchützt ſind!"

„Hugo, Hugo, ich kann es nicht! Ich kann meine Aeltern nicht verlaſſen, ich kann ſie nicht ſo arg täuſchen!" rief ſie. „Sie ſind ſo gut gegen mich, ſo lieb!"

„Dann gilt dir mein Glück, unſere Liebe nichts!" rief Hugo mit Bitterkeit. „Ein Wahn iſt jede Hoffnung, jeder Gedanke an Glück! Ein Wahn iſt die Liebe! Ha! Es gibt keine Liebe! Bange verkriecht ſie ſich hinter dem erſten kleinen Hinderniß, das ihr entgegentritt! Sie hat nicht den Muth, zu ringen — eine Thorheit iſt ſie, nichts weiter!"

„Hugo, halt ein!" unterbrach ihn Gertrud entſchloſſen, „ich folge dir! Ich gehe mit dir, wohin du mich führſt! Meine Liebe hat ja keinen Augenblick lang geſchwankt."

Er umſchloß ſie mit beiden Armen.

„Nun biſt du mein — mein!“ rief er. „Sieh', ich will dein Vertrauen lohnen! Nie ſollſt du bereuen, daß du dich zu dieſem Schritt entſchloſſen haſt! Nun halte muthig aus!“

Sie gelobte es. Der Entſchluß ſtand in ihr feſt; wie ſchwer er ihr geworden war, verrieth ihr Zittern.

„Ich werde dir folgen!“ verſicherte ſie noch einmal, „nur laß mir Zeit, Hugo! Ich muß mich erſt an den Gedanken gewöhnen! Ich muß Ruhe gewinnen, um mich meinen Aeltern nicht ſelbſt zu verrathen!“

Er verſprach es ihr. Er mußte ja ſelbſt erſt die nöthigen Vorkehrungen treffen, um das Gelingen ihres Vorhabens zu ſichern; noch war er über die Ausführung mit ſich ſelbſt nicht einig.

Erſt in ungefähr acht Tagen hatten ſie die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung ihres Plans getroffen. Hugo verreiſte, und, wie er Siebert mitgetheilt hatte, auf ungefähr vierzehn Tage. Zwei Tage nach ſeiner Abreiſe ſollte auch Gertrud das älterliche Haus verlaſſen unter dem Vorwand, eine Freundin in der nur wenige Stunden entfernten Stadt zu beſuchen. Die Eiſenbahn führte dort durch, und dort auf dem Bahnhofe wollte Hugo ſie erwarten und mit ihr fliehen.

Es waren für Gertrud bange, qualvolle Tage geweſen und Hugo hatte ſeinen ganzen Einfluß auf ſie geltend machen müſſen, um ſie zum Ausharren bei ihrem Entſchluſſe zu bewegen.

Der Tag, die Stunde, in welcher Gertrud auf dem Bahnhofe einzutreffen verſprochen hatte, war gekommen. Hugo ſchritt auf dem Bahnhofe in fieberhafter Unruhe und Ungeduld auf und ab. Schon länger als eine Stunde erwartete er Gertrud. Der Zug, welcher beide weiter führen ſollte, wurde bereits erwartet, er konnte jeden Augenblick kommen.

Sollte Gertrud noch im letzten Augenblick ſchwankend geworden ſein? Sollte ſie ihren Aeltern alles geſtanden haben? Dann war jede Hoffnung für ihn verloren! Aber es konnte nicht ſein. Wußte er doch, wie innig Gertrud ihn liebte!

Immer noch ſchritt er vor dem Bahnhofgebäude auf und ab. Seine Wangen waren vor Ungeduld und Erwartung geröthet. Endlich ſah er eine verſchleierte Dame den Bahnhof betreten. Auf den erſten Blick erkannte er Gertrud in ihr. Er hätte laut aufjauchzen mögen vor Freude und Glück. Stürmiſch eilte er ihr entgegen.

„Gertrud, Gertrud!“ rief er — ſchon hatte er ſie mit beiden Armen umſchlungen.

Leidenſchaftlich hatte ſich Gertrud an ſeine Bruſt geworfen.

„Hugo!“ rief ſie, „ich wollte, ich hätte dieſen Schritt nimmer gethan! Laß uns umkehren. Noch hat niemand eine Ahnung davon — noch wiſſen meine Aeltern nichts! Laß mich ihnen dieſen Schmerz erſparen!“

„Zu ſpät, zu ſpät — du biſt mein!“ rief Hugo, ſie mit ſich ziehend.

Und es war zu ſpät zur Umkehr. Schon brauſte der Dampfzug heran. Hugo hatte ſchon alle Vorbereitungen getroffen. Sanft drängte er die Geliebte in den vor ihnen haltenden Wagen hinein, ſetzte ſich zu ihr und ſchloß die Thür hinter ſich.

Gertrud wußte ſelbſt kaum, was mit ihr vorging. Faſt willenlos hatte ſie ſich von dem Geliebten leiten laſſen. Mit einem mal erfaßte ſie eine namenloſe Angſt — ſie dachte an den Schmerz ihrer Aeltern, ſie wollte aufſpringen, um den Wagen zu verlaſſen — noch konnte ſie ja zurück — da ertönte das grelle Pfeifen der Locomotive, der Zug ſetzte ſich in Bewegung — es war zu ſpät!

Faſt vierzehn Tage waren verfloſſen.

In dem Pfarrhauſe war dieſe Zeit ſo ſtill, ſo ungeſtört und ſo langweilig vorübergegangen wie immer. Was hätte in ihm ſich auch ereignen ſollen?

Siebert ging mit ſeiner Frau im Garten langſam auf und ab. Es war noch ganz dieſelbe lange, hagere Geſtalt — eine Aenderung ſchien bei ihr unmöglich zu ſein.

„Ich begreife es wirklich nicht, daß Gertrud noch nicht geſchrieben hat!“ ſprach er. „Faſt vierzehn Tage iſt ſie fort, und ich habe ihr geſagt, daß ſie bald ſchreiben ſoll! Der Ungehorſam ärgert mich!“

„Sei nicht ſogleich ſo unwillig!“ ſuchte ihn ſeine Frau zu beruhigen. „Du weißt ja, wie unruhig es in der Stadt zugeht. Sie iſt ſo lange nicht dort geweſen, und ich kann mir wohl denken, wie ihre Freundinnen ſich freuen, ſie endlich einmal wieder zu ſehen. Sie wird ſicherlich noch jeden Tag von ihnen bis jetzt in Anſpruch genommen ſein!“

„Eine Stunde zu einem Brief hätte ſie immer

finden können, wenn es ihr Wille gewesen wäre zu schreiben!" warf Siebert ein. „Mir ist es in der That unbegreiflich! Sollte sie krank sein?"

„Nein", unterbrach ihn die Pfarrerin, „dann hätten wir längst Nachricht! Aengstige dich nicht! Bei ihrem lustigen, heitern Wesen hat sie es vergessen. Ich will es nicht rechtfertigen, aber du weißt ja, wie die Jugend ist!"

„An seine Aeltern muß man immer denken!" fiel Siebert ernst ein. „Und ich denke, den Grundsatz habe ich meinem Kinde von erster Jugend an eingeprägt. In der Stadt scheint es jetzt freilich anders zu sein. Dort herrscht ein Geist, den ich nimmer gutheißen mag!"

Er wollte noch mehr hinzufügen, denn die Schlechtigkeit des Stadtlebens war sein Lieblingsthema, allein er wurde durch den Klang eines Posthorns unterbrochen und durch das Rollen eines Wagens, der auf den Pfarrhof fuhr.

„Was ist das?" rief die Pfarrerin erschreckt.

„Der junge Baron wird zurückkehren", erwiderte Siebert. „Ihm gefiel es schon in dieser Weise, sich bei mir einzuführen. Er hat es nicht für schicklich befunden, seine Rückkehr mir vorher anzumelden; er setzt sich ja über solche Sachen hinweg! Wenn endlich dies Jahr erst zu Ende wäre!" fügte er mit einem Seufzer hinzu.

Er schritt, von seiner Frau gefolgt, dem Hofe zu. Ein Postwagen hielt darauf.

Hugo's Vater kam ihm entgegen.

Ueberrascht, die Mütze vom Kopfe reißend, eilte Siebert zu ihm.

„Herr Baron!" stammelte er verlegen, halb verwirrt, sich entschuldigend — „ich hatte keine Ahnung — —"

Der Baron von Schmölln grüßte nur flüchtig. Ein finsterer Ernst lag auf seiner Stirn. Nicht der leiseste Zug eines Lächelns glitt um seinen Mund.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Pfarrer", sprach er, „allein!"

Siebert versicherte, daß er ihm ganz zu Diensten stehe und geleitete ihn in das Haus, auf sein Zimmer. Er war der festen Ueberzeugung, daß der Baron mit ihm über seinen Sohn sprechen wolle. Er schien zu wissen, daß derselbe verreist war, sonst würde seine erste Frage wol nach ihm gewesen sein.

In dem Zimmer angekommen, forderte Siebert ihn auf, sich zu setzen. Der Baron schien diese Worte gar nicht zu hören. Aufgeregt schritt er auf und ab. Er schien nicht zu wissen, wie er seine Frage einkleiden sollte.

Endlich blieb er vor Siebert stehen.

„Wo ist Ihre Tochter?" fragte er kurz, streng, ihn scharf beobachtend.

Den Pfarrer setzte diese Frage in das größte Erstaunen. Was hatte der Baron mit seiner Tochter zu schaffen? Er kannte sie ja nicht, hatte sie nie gesehen.

„Meine Tochter?" wiederholte er verlegen.

„Ja, Ihre Tochter!" versetzte der Baron. „Wo ist sie?"

„Sie ist zu einer Freundin in der nächsten Stadt gereist", gab Siebert zur Antwort.

„Wirklich! Zu einer Freundin — in der nächsten Stadt!" wiederholte der Baron mit bitterm Lächeln, welches seine gewaltige Aufregung nur zu deutlich verrieth. „Nun, wir werden ja sehen!" fuhr er fort. „Wie lange ist sie fort?"

„Erst vierzehn Tage", erwiderte Siebert, der des Barons Fragen nicht begriff.

„Und Sie glauben wirklich, daß sie bei der Freundin ist, Herr Pfarrer? Sie glauben, daß sie sich in der Stadt befindet?"

„Herr Baron — ich verstehe Sie nicht!" rief Siebert geängstigt. „Wo anders könnte meine Tochter sein — was wissen Sie von ihr?"

„In welchem Verhältniß hat hier mein Sohn zu Ihrer Tochter gestanden?" fragte der Baron.

„In gar keinem!" versicherte Siebert. „Sie sind nie miteinander zusammengekommen, haben nie miteinander gesprochen!"

„Herr Pfarrer", lachte der Baron laut und bitter auf, „wenn Sie blind wären, würde diese Antwort mir weniger auffallen. Da indeß Ihre Augen so gut sind wie die meinigen, so bitte ich, mir die Wahrheit zu sagen!"

„Ich habe sie gesagt!" versicherte Siebert. „Ihr Herr Sohn ist nie mit meiner Tochter zusammengekommen!"

„Haha!" lachte der Baron. „Sie müssen in der That blind sein! Nie zusammengekommen und doch sind beide zusammen entflohen und haben sich in England trauen lassen!"

Mit starren Augen blickte Siebert den Baron an, regungslos stand er da. Hätte er erfahren, daß der ganze Himmel aus Schachteldeckeln zusammengeleimt und die Sterne nichts weiter seien als gewöhnliche Dreierlichter, die nur ungewöhnlich lange und hell brennten, es würde ihn nicht in solches Erstaunen und solchen Schrecken versetzt haben. Denn was ging ihn der Himmel an

mit ſammt den Sternen? Er hielt des Barons Worte halb und halb für Scherz, nur fiel es ihm auf, daß der Baron ſo finſter dabei ausſah, und dann wieder erfaßte es ihn mit namenloſer Angſt. Schon der Gedanke, daß ſeine Tochter ſich mit dem Menſchen, der den Gottesdienſt aus Grundſatz nicht beſuchte, verheirathet haben könnte, brachte ihn zur Verzweiflung.

„Sie — Sie ſcherzen, Herr Baron!“ erwiderte er ſtammelnd, ſeiner Sache nicht gewiß.

„Mir ſcheint die Sache wenig zum Scherz geeignet zu ſein“, warf der Baron ein.

„Meine Tochter — Gertrud — es iſt unmöglich!“ fuhr er fort. „Mein Kind kann ſich ſo weit nicht vergeſſen haben! Es iſt unmöglich!“

„Leſen Sie dieſen Brief!“ erwiderte der Baron. „Er wird Sie vielleicht von der Möglichkeit überzeugen.“

Siebert empfing den Brief, welchen der Baron ihm darreichte. Es lag ihm ſchwer, ſchwer auf dem Herzen; es drückte ihn gewaltſam nieder, obſchon er noch immer den Gedanken, daß ſeine Tochter mit dem jungen Baron geflohen ſei, nicht zu faſſen vermochte.

Seine Hand, die den Brief hielt, zitterte. Er ſtarrte darauf und die einzelnen Buchſtaben hüpften vor ſeinen Augen, ſie ſchillerten in allen Farben. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, er ſetzte ſich auf einen Stuhl nieder, um ſich etwas Faſſung zu erringen. Nur mit Mühe gewann er die Ruhe, um denſelben zu leſen. Der Brief war von Hugo an ſeinen Vater gerichtet, von Hull aus datirt und lautete:

„Lieber Vater!

„Auf Deinen letzten Brief ſchulde ich Dir noch eine Antwort, verſchiedene Umſtände haben dieſelbe bis heute verzögert.

„Du ſprachſt in Deinem Briefe den Wunſch aus — er klang faſt ſo ſtreng wie ein Befehl —, daß ich mich verheirathen möge. Du ſetzteſt mir auseinander, wie mein ganzes Leben dadurch wahrſcheinlich eine ganz andere Baſis erhalten, wie es überhaupt ein beſtimmtes Ziel dadurch bekommen würde. Du hoffteſt, ich würde dann allen thörichten und theuern Vergnügungen, die mich einige Jahre meines Lebens und Dich viel Geld gekoſtet hätten, entſagen und vielleicht noch ein ganz geregelter, guter Menſch werden.

„Ich habe Deinen Brief reiflich überdacht. Anfangs wollte mir die Wahrheit Deiner Gründe nicht recht einleuchten — ich hielt mich namentlich zum Ehemann noch für zu jung — ſchließlich mußte ich mir indeß geſtehen, daß Du doch recht habeſt, und ſo bin ich denn in kürzeſter Zeit Deinem Wunſche nachgekommen, habe mich verheirathet und ſchreibe Dir dieſe Zeilen mit all dem Glück, dem Ernſt und den guten Vorſätzen für die Zukunft, die einen jungen Ehemann nur erfüllen können. Erſt wenige Tage vermählt, ſehe ich ſchon jetzt das Leben mit ganz andern Augen an. Es hat durch meine Frau ein beſtimmtes Ziel für mich bekommen. Wenn ich jetzt Schulden machte, ſo würde ich es ſicherlich nicht der eigenen Vergnügungen wegen thun, ſondern nur, um meiner Frau das Leben ſo angenehm als möglich zu machen.

„Nur in Einem Punkte bin ich von Deinem Wunſche abgewichen. Nicht mit dem Fräulein von Thielau habe ich mich vermählt. Dieſe junge Dame vermochte mir nicht die Liebe einzuflößen, welche ich für das Glück meiner Ehe für nothwendig hielt; außerdem ging ich von dem Grundſatz aus, daß ich bei der Wahl meiner künftigen Gattin nur meinem Herzen folgen dürfe. Du wirſt dieſem meinem Grundſatz ſicherlich beiſtimmen.

„Der Stimme meines Herzens bin ich gefolgt, und die Tochter Siebert's, das liebliche Kind des Pfarrhauſes, in welches Du mich geſchickt haſt — ich bin Dir ewig dankbar dafür —, iſt jetzt meine mir vor dem Altar vermählte Gattin.

„Du kennſt Deine Schwiegertochter noch nicht, allein ich hoffe, auch Deine Liebe wird ſie ſich mit der Zeit erringen. Sie iſt ſchön, gut, an Körper und Geiſt ein Engel. Auch nicht Ein Zug ihres Vaters iſt an und in ihr — gottlob! Ich fühle mich durch ſie ſo hoch beglückt, wie ich es früher nie für möglich gehalten. Ich würde mich nicht ſo ſchnell und im geheimen verheirathet haben, allein ich glaube, Gertrud's Vater liebt mich nicht beſonders — Gegenſeitigkeit — und ich befürchtete, auch Du würdeſt Deine Einwilligung nicht ſofort gegeben haben. Ich habe alle Hinderniſſe mit einem mal überwunden, und in das einmal Geſchehene wirſt Du Dich leichter finden. Dies iſt ja eine alte Erfahrung.

„Für die beiden Mängel, daß Gertrud kein Vermögen und keinen Adel beſitzt, entſchädigt ſie mich reichlich durch ihre innige Liebe, ihr tiefes Herz, ihren friſchen Geiſt, die mir ein dauerndes Glück verbürgen.

„Wenn ich recht vermuthe, lieber Vater, ſo wirſt Du über meinen Schritt ſehr erbittert ſein,

Du wirſt Dich in der erſten Aufregung vielleicht zu den mir feindlichſten Vorſätzen hinreißen laſſen — ich bin darauf gefaßt und bleibe deshalb noch einige Zeit hier in Hull. Ich lebe hier einfach, nur meiner Frau — meinem Glück. Du wirſt vielleicht den Entſchluß faſſen, mich zu enterben — ich müßte es ertragen und von dem geringen Erbtheil meiner Mutter zu leben verſuchen. Wirklich lieb wäre mir indeß die völlige Verſöhnung mit Dir! Bedingungen kann ich Dir nicht ſtellen, aber ich mache Dir den Vorſchlag, daß ich ganz ſtill, einſam ſolid, bei Dir auf Deinem Gute mit meiner Frau leben, daß ich mich der Landwirthſchaft, zu der ich nie Neigung empfunden habe, mit regſtem Eifer widmen und überhaupt ganz nach Deinen Wünſchen leben will. Das iſt mein voller Ernſt!

„Nun richte ich die Bitte an Dich, mir, ſo weit es geht, zu verzeihen — Du kannſt ja doch das Geſchehene nicht ändern und von meinem Weibe trennt mich keine Menſchenmacht — und mir einiges Geld hierher nach Hull zu ſenden. Um keine Schulden zu machen, habe ich nur eine verhältnißmäßig geringe Geldſumme mitgenommen — ich beſaß nämlich nicht mehr. Ich werde dann ſofort zu Dir zurückkehren und nie wieder Schulden machen! Ich hoffe, dieſer feſte Entſchluß wird Dich einigermaßen wieder ausſöhnen mit

Deinem Hugo."

In mehrern Abſätzen, wiederholt Athem ſchöpfend und die Farbe wechſelnd, hatte Siebert den Brief zu Ende geleſen. Erſchöpft ſank er auf den Stuhl zurück. Es war alſo wahr — wahr — was er für unmöglich gehalten hatte! Sein Kind, ſeine Gertrud [illegible] — [illegible] Händen.

„Herr Pfarrer", fragte der Baron, der aus Siebert's Benehmen allerdings erſah, daß er keine Ahnung von allem gehabt hatte, „was würden Sie an meiner Stelle thun?"

Siebert richtete ſich heftig empor.

„Ich ſage mich los von meiner Tochter — ich bin ihr Vater nicht mehr! Nichts will ich mehr von ihr wiſſen!" rief er. „Sie weiß, wie es mich mit Entrüſtung erfüllte, daß Ihr Sohn in kein Gotteshaus geht, daß er keinen Glauben hat — daß — daß — —" Er war zu gewaltig erregt, um ſeine Worte zu vollenden.

„Sie haben alſo keine Ahnung davon gehabt?" fragte der Baron weiter. „Auch Ihre Frau nicht?"

„Auch ſie nicht", erwiderte Siebert. „Ich hätte es ja nimmermehr geduldet — nie! In dieſem Hauſe iſt er nicht mit ihr zuſammengetroffen — es iſt mir noch ein Räthſel, wo ſie ſich kennen gelernt haben!"

„Gut! Ich ſehe Ihnen an, daß Sie die Wahrheit geſprochen haben", fuhr der Baron fort. „Ich dächte indeß, Herr Pfarrer, Sie befänden ſich in der Lage, leichter verzeihen zu können als ich. Von Ihrer Tochter wird ein jeder ſagen, daß ſie ihr Glück gemacht hat — ich kann meinem Sohne nicht ſo ſchnell vergeben, daß er ſich über jeden Standesunterſchied hinweggeſetzt hat."

Der beleidigte Stolz des Barons trat in offener Weiſe hervor. Er übergab Siebert noch einen Brief Gertrud's und verließ das Zimmer.

Der Pfarrer war zu erſchöpft, ihm zu folgen. Wenige Minuten ſpäter hörte er den Wagen vom Hofe rollen. Erſchreckt ſprang er auf — der Baron fuhr davon, ohne ihm Adieu geſagt zu haben.

Tage vergingen, ehe Siebert ſich zu faſſen und an den Gedanken ſich zu gewöhnen vermochte, daß ſeine Tochter ihm entflohen ſei. In dem Briefe hatte Gertrud ihm geſtanden, wo ſie mit Hugo zuerſt zuſammengetroffen war, wo ſie ſich zuletzt täglich geſehen und geſprochen hatten. Er ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn, weil er ſo arglos und thöricht geweſen war — das einmal Geſchehene konnte er dennoch nicht ungeſchehen machen.

Seine Frau war anfangs nicht weniger beſtürzt als er ſelbſt, allein nur zu bald wirkte der Gedanke tröſtend auf ſie ein, daß ihre Tochter eine Baronin geworden ſei. Der Mutterſtolz regte ſich. Ihrem ſtrengen Gatten durfte ſie freilich nicht mit dieſem Gedanken kommen, er wies ſie kurz und ſchroff zurück; dennoch deutete ſie wieder und wieder darauf hin und ſuchte ihn dadurch zu verſöhnen, daß ſie ihm vorſtellte, Hugo habe es zum wenigſten ehrlich gemeint und ihr Kind nicht getäuſcht und betrogen. Gertrud ſei ſein rechtmäßiges Weib auch ohne ihre Einwilligung.

Gertrud ſchrieb mehrere Briefe, in denen ſie um Verzeihung flehte. Ihr Vater ſchien unverſöhnlich zu ſein — er konnte ſich noch nicht dazu entſchließen, ihr zu antworten, ſo ſehr ſeine Frau ihn auch darum bat; allein er war ja immer gegen Gertrud ſchwach geweſen, und ſein Herz hatte ihr bereits mehr verziehen, als er ſich ſelbſt zugeſtehen mochte. Von Tag zu Tag wurde er milder gegen Gertrud geſtimmt. Er wünſchte ſogar, ſie wieder-

zuſehen. Nur gegen Hugo hatte ſich ſein Groll noch geſteigert. Als ſeine Frau ihn fragte, was er dem Entführer ihrer Tochter antworten werde, wenn er zum erſten mal wieder vor ihn hintrete, erwiderte er, daß Hugo nimmer wagen werde, wieder zu ihm zu kommen.

Hugo wagte es aber dennoch. Schon nach wenigen Tagen, als Siebert in einer Laube auf dem Pfarrhofe ſaß und kurz vorher noch mit ſeiner Frau über Gertrud geſprochen hatte, fuhr er mit ſeiner jungen Frau ganz unerwartet auf den Pfarrhof.

Der Wagen hielt an. Siebert trat aus der Laube, denn er hatte keine Ahnung, wer kam. Zwar wollte er, als er ſeine Tochter erblickte, erſchreckt ſchnell in das Haus eilen — er zürnte ihr ja noch —, allein Gertrud kam ihm zuvor. Ehe er das Haus erreicht, hatte ſie ihn bereits mit beiden Armen umſchlungen. Er wollte ſich losmachen von ihr, allein ſie hing feſt an ſeinem Halſe, ſie weinte, ſie lachte, ſie gab ſich ganz und laut dem Glück hin, wieder bei ihren Aeltern zu ſein. Sie flehte ſo innig, ihr zu vergeben — ſie küßte ihn auf Mund und Wangen, ſie gelobte ihm, nie, nie wieder zu entfliehen, und ihre Mutter ſtimmte in ihre Bitten mit ein — — da fiel endlich die letzte Kruſte von ſeinem Herzen, die er nur mit Mühe und Selbſtüberwindung feſtgehalten hatte — er konnte ihr nicht mehr böſe ſein und auch er umſchloß ſie jetzt mit beiden Armen. Im geheimen jubelte ſein Herz, daß ſein Kind wieder bei ihm war.

Lächelnd, ſchweigend hatte Hugo daneben geſtanden, nur einige finſtere Streifblicke des Pfarrers hatten ihn getroffen. Er war indeß auf einen etwas finſtern, heftigen Empfang vorbereitet und hatte ſich gerüſtet, denſelben mit ſo viel Geduld und einer ſo guten Miene zu ertragen, als ihm möglich war.

Siebert wollte in das Haus eilen, ohne ihm einen Gruß zu ſagen.

„Vater — Vater!“ rief Gertrud ihn zurückhaltend. „Jetzt mußt du auch Hugo verzeihen! Es iſt mein Mann, und er iſt ſo gut und lieb — er iſt tauſendmal beſſer als du glaubſt!“

Siebert antwortete nicht. Gewaltſam wollte er ſich von ihr losmachen. Da trat Hugo vor ihn hin und ſtreckte ihm die Hand entgegen.

„Es hilft Ihnen doch nichts, Herr Pfarrer“, ſprach er lächelnd, „ſchließlich müſſen Sie ſich doch mit mir ausſöhnen! Thun Sie es ſogleich, es iſt unter dieſen Umſtänden das Allerklügſte! Ich bin einmal Ihr Schwiegerſohn vor Gott und der Welt — das können Sie nicht ändern!“

Siebert ſchwieg. Er blickte ihn nicht an.

„Verzeih' ihm — verzeih' ihm!“ flehte Gertrud. „Du haſt ja mir verziehen und ich bin ihm freiwillig gefolgt! Er iſt ja nicht ſchuldiger, als ich es bin!“

„Herr Pfarrer“, fuhr Hugo fort, „iſt das ein ſo großes Verbrechen, Ihre Tochter geheirathet zu haben? Blicken Sie nicht ſo finſter, zum Schluß werden wir doch noch die beſten Freunde! Geben Sie mir die Hand!“

Siebert rührte ſie nicht.

„Gib ſie ihm!“ rief Gertrud.

Sie erfaßte die Hand ihres Vaters und legte ſie in die ihres Gatten. Siebert ließ es geſchehen.

„Sie verdienen es nicht!“ ſprach er noch immer finſter, als Hugo ihm die Hand herzlich ſchüttelte.

„Ich gebe Ihnen vollkommen recht“, rief Hugo lachend, „aber fragen Sie Gertrud, die wird Ihnen nimmer beiſtimmen. So — ſo! Sehen Sie, unſere Reiſe hat nicht ſehr lange gewährt. Gertrud ſehnte ſich zurück — ich auch, denn die engliſche Luft gefällt mir nicht. Hier iſt es beſſer. Sie haben doch mein Zimmer mir aufgehoben?“

„Und was hat Ihr Vater Ihnen geantwortet?“ fragte Siebert.

„Nichts!“ erwiderte Hugo. „Er hat mir durch ſeinen Anwalt das Vermögen meiner verſtorbenen Mutter überſenden laſſen. Er ſcheint noch viel böſer zu ſein als Sie. Nun, die Zeit wird auch ſeinen Groll mildern. Ich dachte mir, daß es ſo kommen werde! Seien Sie indeß ohne Sorge um meine und Gertrud's Zukunft — wir werden einfach leben und dazu reicht das Vermögen meiner Mutter aus. Ich werde mir auch einen Lebensplan machen; nur ſo lange laſſen Sie mich hier bleiben, bis ich mit demſelben fertig bin!“

Siebert gab ſeine Einwilligung, wenn auch ungern. Was ſollte er machen? Er konnte ſein Kind nicht verſtoßen, und daß ſie ihrem Manne überall hinfolgen werde, wußte er.

Hugo und Gertrud blieben in dem Pfarrhauſe. Auf dem kleinen Zimmer, welches Hugo innegehabt hatte, wohnten ſie zuſammen, ſo glücklich, als es nur für zwei Menſchenherzen möglich war.

Hugo und Siebert ſöhnten ſich mehr und mehr aus, ſodaß Siebert ihn zuletzt bat, ſo lange bei ihm zu bleiben, bis er eine ſichere Stellung

ſich errungen. Hugo bereitete ſich nämlich mit allem Ernſt und nachhaltendem Eifer darauf vor, eine Staatsanſtellung anzunehmen. An Empfehlungen konnte es ihm ja nicht fehlen. Er arbeitete mit größtem Fleiße.

Der kleine Platz unter der Eiche blieb auch jetzt für ihn und ſeine junge, glückliche Frau das Ziel ihres täglichen Spaziergangs. Dort hatten ſie ſich ja zuerſt gefunden.

An ſeinen Vater hatte Hugo noch zweimal geſchrieben, ohne von ihm Antwort zu erhalten. Der alte Baron ſchien unverſöhnlich zu ſein.

Erſt ein Jahr lang hatte Hugo in dem Pfarrhauſe gelebt, da erhielt er endlich nach vielfachen Bemühungen von dem ihm bekannten Miniſter die Zuſicherung einer Anſtellung als Secretär auf dem Miniſterialbureau. Ohne Zögern entſchloß er ſich, dieſe Stellung anzunehmen, weil ſie ihm für die Zukunft eine günſtige Laufbahn eröffnete. Er theilte ſeinem Vater eine Abſchrift des Briefs des Miniſters und ſeinen Entſchluß mit, aber nur, um ihm zu zeigen, daß er auch ohne ihn zu leben vermöge; eine Antwort darauf erwartete er von ihm nicht.

Um ſo mehr war er überraſcht, als ſein Vater nach ungefähr acht Tagen ſelbſt in dem Pfarrhauſe erſchien. Ohne daß Hugo ſeine Ankunft bemerkt hatte, trat er, von Siebert begleitet, ganz unvermuthet in ſein Zimmer.

Ueberraſcht, faſt erſchreckt ſprang Hugo auf und trat ihm entgegen.

„Ich wollte dir meine Antwort auf deinen letzten Brief ſelbſt bringen", ſprach der alte Baron, und ſeine Stimme erklang weniger ſtreng, als Hugo erwartet hatte. „Es iſt alſo dein Ernſt, die Secretärſtelle anzunehmen?"

„Gewiß!" verſicherte Hugo, der ſeine Ueberraſchung immer noch nicht völlig überwunden hatte.

„Und was hat dich dazu getrieben?" fragte der Alte weiter.

„Das Verlangen, mir eine Lebensſtellung zu gründen."

Ein Lächeln glitt über das Geſicht des alten Herrn.

„Du hatteſt früher wenig Luſt dazu", fuhr er fort. „Wodurch iſt dieſe Veränderung in dir hervorgerufen?"

Hugo hatte das Lächeln ſeines Vaters bemerkt. Er kannte ihn zu gut und wußte, daß er ihm bereits verziehen hatte.

„Durch das Strafjahr in dieſem Hauſe, Vater", erwiderte er, „und — durch meine Frau. Ich muß ja für ſie ſorgen, und nun meine Arbeit einen ſolchen Preis hat, macht ſie mir Vergnügen."

Der alte Herr ſchwieg. Er ſchien die Gefühle, die ihn erfüllten, noch zurückdrängen zu wollen.

„Du mußt dich gewaltig verändert haben!" ſprach er endlich. „Das Leben in dieſem Hauſe ſcheint ſehr wohlthuend auf dich eingewirkt zu haben — aber dennoch — wenn ich noch einen zweiten Sohn hätte, würde ich eine ſolche Cur nicht wieder bei ihm anwenden!"

„Du haſt mein Lebensglück dadurch begründet, Vater!" rief Hugo, ſeine Hand erfaſſend. „Es iſt kein Traum, kein übereilter Schritt von mir geweſen! Ein Jahr lang iſt ſeitdem verfloſſen und jeden Tag ſegne ich meine ſchnelle That mehr und mehr. Sieh', ſelbſt der Herr Pfarrer hat ſich völlig mit mir ausgeſöhnt und eingeſehen, daß das Pfarrhaus mich zu einem ganz exemplariſchen Menſchen gemacht hat!"

Siebert lächelte zuſtimmend.

„Und wo iſt deine Frau?" fragte der alte Baron.

Hugo beeilte ſich, Gertrud herbeizurufen.

Wenige Minuten ſpäter trat Gertrud ein. Sie war befangen, ihre Wangen mit Roth übergoſſen, — ſie wagte nicht aufzublicken, aber vielleicht war ſie nie reizender geweſen als in dieſem Augenblick.

Einige Secunden lang betrachtete ſie der alte Baron ſchweigend. Freundlicher und freundlicher wurde ſein Geſicht. Endlich erfaßte er Gertrud's Hand.

„Sind Sie es doch allein, die aus meinem Sohne einen ordentlichen Menſchen gemacht haben", ſprach er. „Ich bin böſe geweſen, auf ihn, — auf Sie — nun — ich denke, es iſt alles vorbei!"

„Vater, Vater!" rief Hugo, zum erſten mal ſeit langen Jahren ſeinen Vater mit den Armen umſchlingend.

Der Alte drängte ihn lächelnd von ſich.

„Wir beide ſind noch nicht fertig miteinander!" ſprach er. „Du ſchriebſt mir in deinem Briefe aus Hull, daß du zu mir ziehen, daß du die Landwirthſchaft betreiben und dich ganz meinen Wünſchen fügen wollteſt, wenn mich das verſöhnen könne — wenn ich nun darauf beſtehe, daß du deinem Verſprechen nachkommſt?"

„Ich will es ja thun!" rief Hugo. „Ich mache nur die Eine Bedingung, daß ich ungeſtört der leben kann, die das Glück meines Lebens iſt!"

„Das iſt dein Ernſt?"

„Mein voller, heiliger Ernſt!" verſicherte Hugo. „Ich ziehe ſogar mit Freuden zu dir!"

„Nun dann — dann!" rief der Alte, „dann muß ich wol der kleinen Frau noch danken, denn ich allein hätte dich ſchwerlich dahin gebracht. Es bleibt alſo dabei!"

Er küßte Gertrud auf die Stirn, ſchloß Hugo in ſeine Arme, reichte Siebert die Hand und damit waren mit einem mal zwei ſchon glückliche Menſchen noch glücklicher gemacht!

Und dies alles iſt wahr!

Timoleon der Bürgerfreund.

Von Karl Neumann-Strela.

II.

Der Herbſt war im Anmarſch. Schon begannen die Laubſpitzen die Farbe zu wechſeln und die feinen ſilbernen Fädchen zogen durch die klare Luft hintereinander her, als ob ſie ſich greifen wollten. Philippine Reudorp liebte dieſe Zeit im Jahre am meiſten, weshalb man auch täglich ſehen konnte, wie ſie am Arm Behrmann's zum Thore hinausſchritt. Nur wollte es mit dem Scherzen und Lachen gar nichts mehr werden. Georg ging ſo ſtill und grübelnd einher, und wenn Philippine das ſah, ſchwieg ſie auch und ließ das Köpfchen ſinken.

Brauchte ſie zu fragen, was er habe? War's ihr doch ſonnenklar, warum ſein Auge finſter blickte, ſein Antlitz Kummer zeigte. O ihre Befürchtung! Damals, als der Vater zu ihr geſprochen: „Dir zu Liebe wird er ablaſſen von der Poeterei" — ja damals hatte ſie gleich gedacht: Wird die Sehnſucht danach nie wieder in ihm erwachen? Werde ich im Stande ſein, ihn ſo glücklich zu machen, daß er an meiner Seite Dichtung und Kunſt vergeſſen wird? Nein! war ihre eigene Antwort darauf geweſen, und weiter hatte ſie ſich geſagt: Aber ſein Wille iſt ſtark, was er verſprochen, wird er halten. Allgewaltig iſt ſeine Liebe, und auch ich liebe ihn ja ſo innig, ſo heiß, und da will ich denn denken, daß ſeine finſtern Augen nur Schatten ſind, hinter denen die heitere Sonne Verſtecken ſpielt.

Doch jetzt ſah ſie mit jedem Tage mehr und mehr ein, daß dieſe Gedanken zwar recht ſchön, aber ein wenig gar zu hochfliegend geweſen. Für bloße Schatten hatte ſie den trüben Blick nehmen wollen — und doch ließ ſie nun das Haupt ebenſo ſinken, wie Georg es that, und ſchritt gleich ihm ſchweigſam einher. „Das Dichten könnt Ihr nimmer laſſen, das kommt von Gott!" — Neuberin, du warſt eine Prophetin!

Noch kämpfte er, noch ſprach er in ſich hinein, daß er den Schwäher und die Herzliebſte betrügen würde, allein er fühlte ſchon dabei — unüberwindbare Mächte ſeine Gegner ſeien — über eine Weile? Da war er bereits mit ſich einig: er habe nicht des Ruhms, nur der Löſung halber zur Feder gegriffen; es ſei niemals darum zu thun geweſen, als Poet zu glänzen, und deshalb wolle er wieder, diesmal heimlich, ans Werk gehen, weil — er nun einmal nicht anders könne. Es ſolle kein Menſch davon erfahren.

Und nun könnt ihr gewahren, wie Philippinens Auge wieder lächelt, wie ſie wieder froh und guter Dinge iſt. Zwar ſpricht der Bräutigam ſeltener als ſonſt vor — die Braut entſchuldigt ihn ob überhäufter Geſchäfte; auch ſeine Stirn hat ſich wieder geglättet, nur weilen ſchlägt er den Blick nieder und verſtummt — ſein Handel macht ihm Sorgen, denkt Philippine. . .

So ging's fort. Behrmann ſchrieb und ſchrieb, wie er wähnte, unbeachtet; aber gewöhnlich verwarf er wieder, was juſt vollendet war, denn der beſtändige Gedanke an das Unrecht, welches er beging, war dem Gelingen nur allzu ſehr im Wege. Um dieſe Zeit traf auch ein Schreiben von der Neuberin aus Lübeck ein. „Freund, um Gotteswillen, helft! Die Neuberin iſt jetzt das bedauernswertheſte Geſchöpf unter der Sonne! Hört nur! In Lübeck, ſo dacht' ich, wär' kein Operngeklingel da, und wie ich hinkomme, war auch keins da, aber wen fand ich? Den Spiegelberg mit ſeiner ganzen Bande! Nun, dachte ich, laß ihn nur, der kann dir nichts anhaben, du biſt eine bekannte Perſon und der iſt ein elender Komödiant — aber Proſit die Mahlzeit! Denn der Spiegelberg hat ein bildſchönes Weibsbild unter ſeiner Bande, eine gewiſſe Hagerin, die mit denen Kaufmannsdienern careſſirt und lieblich mit ihnen thut. Dieſer Perſon läuft nun alles nach und die Neuberin muß vor leeren Bänken agiren. Bis itzt hab' ich's angeſehen und auf Aenderung gehofft, aber da es nicht beſſer wird, auch keinerlei Ausſicht dazu vorhanden iſt, ſo will ich nach Hamburg zurück. Wo die Neuberin keinen Zulauf hat? hör' ich Euch ſagen. Doch ich verſichere Euch redlich, daß ich diesmal um keine Idee bange bin, dieweil — ich will es nur ge-

ſtehen — ich's dem Spiegelberg abgemerkt habe, wie es anzufangen iſt, um die Leute herbeizulocken. Die Kunſt thut's, Gott ſei es geklagt, leider nicht mehr; ein hübſches Geſichte muß da ſein, was das Publikum lockt und dumm macht. Und da hab' ich die Büchnerin aus Leipzig verſchrieben, ſo ein Frauenzimmer von viel Schönheit und beſten Witzen ſein ſoll; kennen thue ich ſie freilich nicht, aber mein Hanswurſt, der ſie auf der leipziger Meſſen geſehen, ſchwört Stein und Bein, daß ſie vollkommen dazu gemacht wäre, alt und jung ſchlafloſe Nächte zu bereiten. Nun alſo, lieber Herr Behrmann, mir werther Freund und edler Gönner: zum Chriſtfeſt kommt die Büchnerin und dann packt die Neuberin auf und geht nach Hamburg zurück. An Glück wird's nicht fehlen, doch was itzt partout fehlt — Geld! Edler Gönner! hab' ich nöthig, mich weiter auszulaſſen? Seid noch einmal mein Rettungsengel, ich werd' es gewiſſenhaft zurückgeben, denn die Büchnerin wird Goldberge heren. O werther Freund! Die Kunſt ſieht eine entſetzliche Kluft vor ſich, und da muß ſie denn mindeſtens zu balanciren verſuchen, um nicht völlig hineinzuplumpſen. Ach, ehedem war's anders!"

Wo blieb der Stolz dieſer Frau? dachte Georg, nachdem er ihr Schreiben aufmerkſam durchgeleſen. Schon hat ſie ihr ſtolzes Roß gegen ein lahmes eingetauſcht, und ich fürchte, erleben zu müſſen, daß ſie einſt ganz und gar vom Rappen ſteigen und ihren gebrochenen Leib am Stabe weiterſchleppen wird. Und dann ſandte er ihr eine anſehnliche Summe; gar heimlich verfuhr er dabei, niemand ſollte auch nur die leiſeſte Ahnung davon haben. So iſt's der Lauf. Dem Unrecht erſt einen Finger gereicht, wird es bald die ganze Hand gefaßt haben — denn Georg hätte die Bitte der Neuberin völlig unbeachtet gelaſſen, hätte er vorher das Wort nicht gebrochen, welches er dem Schwäher gegeben.

Aber wirklich unbeachtet? Es iſt ein alter Spruch: „Die Sonne bringt es an den Tag!" — Hier jedoch ward die Sonne nicht zum Verräther, ſie empfand Mitleid und ſchwieg deshalb; aber, Behrmann hatte einen Schreiber, Hellmuth nennt er ſich, und weil er unbrauchbar und überdies nicht die beſten Eigenſchaften beſitzt, hatte er ihm den Laufpaß gegeben — dieſer Hellmuth ward zum Verräther. Von Chriſtoph Bloom, der bei Rendorp den Schreiberdienſt verſah und damals gehorcht hatte, hatte er brühwarm erfahren, unter welcher Bedingung die Verlobung ſtattgefunden, und dieſe freilich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit gemachte Mittheilung wollte er jetzt benutzen, um ſeinem Herrn „tüchtig eins auszuwiſchen". Denn deſſen heimliche „Reimereien" waren ſeinem Späherblick ebenſo wenig entgangen wie die Geldſendung an die Neuberin — Warte nur, dachte er da, nun ſollſt du auch erfahren, wie's einem zu Muthe iſt, den man vor die Thür ſetzt!

Und dann drückte er die Mütze aufs Ohr und pochte bei Herrn Matthias Rendorp an. „Ei, ſieh' da, Hellmuth, bringt Er die neue däniſche Poſt?" „Eine Hiobspoſt, Herr Senator!" Und nun ging's an ein Erzählen, das kein Ende nehmen wollte. Jener hatte mit „Lügner! — O dieſer Meineidige! — Mein unglückliches Kind! — Arme Philippine!" unterbrochen, aber jetzt ſprang er vom Stuhl empor und langte, nachdem Hellmuth bei ſeiner Seele Seligkeit geſchworen, daß er die Wahrheit geredet, mit den Worten nach Dreiſpitz und Stock: „Auf der Stelle will ich hin! Auf der Stelle ſoll's aus ſein, aus für immer! Für einen Komödienſchreiber und Komödiantenfreund iſt meine Tochter zu gut! Ich will nicht aus Verzweiflung in die Grube fahren!"

Damit eilte der alte Herr aus dem Hauſe, und Chriſtine, die greiſe Magd, welche ihm gerade vor der Thür in den Weg kam, ſank vor Schreck faſt in die Knie, da ſie nicht anders glaubte, als daß ihn die Tobſucht befallen hätte. Auch die Leute auf der Straße mochten etwas Aehnliches denken, denn ſie ſahen ihm kopfſchüttelnd nach und verwunderten ſich nicht wenig, weil er bald mit dem Stock durch die Luft ſchlug, bald über einen der Steine ſtolperte, die aus dem ungleichen Pflaſter hervorragten. Endlich ſtand er, athemlos und wie einer der Männer im Feurigen Ofen glühend, vor der Firma: „Des ſeligen Behrmann's Erben."

Als er darauf in dieſer Verfaſſung bei Georg eintrat, erbleichte der. Etwas Entſetzliches mußte auf dem Wege oder bereits geſchehen ſein — allein Rendorp ließ ihm nicht Zeit, darüber nachzudenken. „Ja oder nein, Herr! Habt Ihr Euer Wort gebrochen?"

Da war jenem, als ob ein Schloß vor ſeinem Munde läge. Er wollte antworten und konnte es doch nicht, er mußte ſich gegen den Tiſch lehnen, um nicht zuſammenzuſinken. „Aha, Ihr ſchweigt, alſo doch, doch! Gut denn, macht die Folgen mit Euerm Gewiſſen ab!" „O, Herr Vater, ſo hören Sie doch —!" ſtammelte Behr-

mann. „Ja oder Nein?!" Und er stieß bei jedem dieser Worte wie zur Bekräftigung mit dem Rohr auf den Boden. „Gott im Himmel! Ja, aber —" „Und da will sich der Wicht noch entschuldigen? Wol gar zu Kreuz kriechen? He? Aus ist's mit uns, aus für ewige Zeiten! Ich bin ein Mann, der respectirt wird im Senat und in der ganzen Stadt, und ein solcher Mann gibt sein liebes, gutes, frommes Kind keinem —"

Mehr vernahm Georg nicht, denn Rendorp beendete seinen Redestrom vor der Thür, die er donnernd ins Schloß geworfen hatte. Auch hätte jener wol kaum ein Ohr dafür gehabt; erst nach langer Zeit fuhr er empor, wie aus entsetzlichem Traume, und merkte, daß er allein war. Da fühlte er die ganze Schwere seines Unrechts, da hatte er nur den Einen Gedanken: Göttin der Hoffnung, o verstoße den Bereuenden nicht aus deinem Reiche, wende den Blick nicht von mir! Aber vergebens die Hoffnung, vergebens die tausendfachen Bitten, mit denen er Herrn Matthias in heiße Reue athmenden Briefen bestürmte — immer die Eine Antwort: „Aus ist's für ewige Zeiten!" Und du, Philippine? Hast auch du dich für ewig abgewandt? Doch nein; obwol der Vater jeden deiner Schritte bewacht, weißt du dennoch einen unbelauschten Moment zu benutzen, um einem Blättchen die Zeilen anzuvertrauen: „Dein für ewig! Wenn es auf dem Nikolaithurm acht schlägt, warte ich an der Gartenthür!"

Was stürmte alles auf Georg ein, als er gegen diese Stunde dem wohlbekannten Orte zueilte! Ach, je näher er der Thür kam, je heftiger pochte sein Herz — die Erinnerungen nahmen Gestalt an und drückten ihn fast zu Boden. Damals — der Flieder hatte geblüht, die Nachtigall geflötet — hatte er an eben dieser Stelle an Philippinens Brust geruht und die Hoffnung auf unendliches Glück sein Herz geschwellt — und heute! heute! Wie leer, wie todt alles! Die kahlen Aeste zitterten im Winde, kein Vöglein sang, schwarze Wolken jagten am Himmel auf und ab... Da leise Schritte. Sie war's. Er schlang die Arme um ihren Leib und Brust ruhte an Brust, Lippe an Lippe. Dann flüsterten sie lange, lange, und was sie wol tausendmal gesagt, das wiederholte sie jetzt noch einmal, als die Thurmuhr die neunte Stunde schlug.

„Ich verdamme dich nicht. Was der Vater von dir forderte — grausam war's, aus Liebe zu mir begrubst du, was dir Gott gegeben — aber ich, ich klage mich an, daß ich dein Opfer annahm, daß ich nicht gesprochen! Zu viel [illegible] mich und dir unmöglich, denn ich hätte das Ei[illegible] bedenken sollen: Was begraben, müsse wie[illegible] auferstehen, weil's von Gott gekommen."

„O, hätte ich diese Gabe nie, nie [illegible]pfangen! Sie wird mir zum Verderben!" [illegible]

„Georg!" — und ihre gefalteten Hände [illegible]ten auf der Stelle, wo sein Herz stürmt[illegible] „frevle nicht und laß uns immerdar hoffen [illegible] des Zorns meines Vaters! Der Himm[illegible] barmherzig — Schau' die Wolken da oben [illegible] sie zornig blicken, und doch wird die Sonne [illegible] der lächeln wie vordem! Und so werden au[illegible] schwarzen Wolken am Himmel unserer Lieb[illegible] mal zerstäuben und der goldene Sonnen[illegible] wird einziehen in unsere Brust und eine [illegible] wird prächtig erblühen, die Blume dauer[illegible] Glücks! Ja, hoffe, hoffe nur!"

„Gesegnet sei das Wort des Trostes!" [illegible] er und küßte die Thräne hinweg, welche ihr [illegible] füllte — Da ward es laut im Hause, da [illegible] es geschieden sein. Auf lange? Das st[illegible] den Sternen geschrieben. „Treue bis zum G[illegible] Dann ging er von dannen. Und der Wind [illegible] aus vollern Backen und der Rand der Wolken [illegible] ward lichter und lichter, und jetzt tauchte der Mond auf, besänftigend, friedenspendend . . . prüfend und dankend hob Georg die Rechte empor.

Aber zwischen den Wänden, welche Oede, welche Leere! Ein anderer ertrage das! Und Behrmann eilte aus der Stube auf die Straße, auf die Felder hinaus; je lauter der Herbststurm musicirte, je heftiger er in seinen Locken wühlte, desto freier athmete seine Brust — nur keine Ruhe, nur stetes Brausen, da ertrage ich's am ersten! Allein über ein Kleines: da weilte er wieder im Zimmer und sandte an Rendorp ein verzweifelndes Schreiben nach dem andern — ach, alle kehrten sie unerbrochen wieder zurück! und dann nahm er sein begonnenes Trauerspiel zur Hand, nur, um einen Blick hineinzuwerfen — darauf versenkte er es tief in einen Schrein, um es nie, nie wiederzusehen — und doch, kaum eine Woche war vergangen, da lag es abermals auf dem Schreibtische und Behrmann blätterte darin und fügte Verse, Scenen hinzu. . . Wie hattest du gesprochen, Neuberin? „Das Dichten könnt Ihr nimmer lassen, das kommt von Gott!"

Als nun seine wackern Freunde das sahen, waren sie der Freude voll. Sie redeten untereinander: Für ihn die beste Zerstreuung, der sicherste Trost! Und Georg schuf weiter und weiter,

theils, um die Außenwelt zu vergeſſen, theils weil er mußte; die Muſe ſelbſt leitete ſeine Hand. Und dann kam das Chriſtfeſt und mit ihm Karoline Neuber aus Lübeck. Ihr erſter Gang war, Behrmann Dank zu ſagen, ihr zweiter, die Bitte auszuſprechen, daß er ihr die neue Dichtung zur Darſtellung anvertrauen möchte; denn unterdeſſen hatte ſie von ſeinen Freunden, die auch die ihrigen waren, davon erfahren.

„Thut es mir zu Liebe!“ ſprach ſie, nachdem er ſich eifrig geſträubt. „Wenn ich Euer Trauerſpiel gebe, werden die Hamburger Abend für Abend meine Bude ſtürmen. Zwar iſt die Büchnerin aus Leipzig, das ſchmucke Weibsbild, recht dazu gemacht, die Menge anzulocken, aber Ihr wißt, Freund, daß ich ſie nur verſchrieb, weil's auf anderm, beſſerm Wege partout nicht mehr gehen wollte! Glaubt mir, ich habe ein helles Auge, einen tüchtigen Sinn für Schönheit, und wenn ſich's mit der Vernunft vertrüge, jagte ich die Büchnerin noch in dieſer Stunde zum Teufel! Doch gebt Ihr mir Eure Dichtung — nun, da brauche ich der beſſern Richtung wenigſtens nicht völlig Ade zu ſagen, da kann ich mindeſtens balanciren, die Wage halten... O edler Gönner, habt Mitleid mit der armen Neuberin, weiſt ſie nicht ab!“

Schon ſchwankte Georg in ſeinem Entſchluſſe; da unterſtützten die Freunde die abermaligen Bitten der Principalin und da — das Trauerſpiel war juſt vollendet — gab er es endlich hin. An ſeinen Ruhm dachte er nicht dabei, danach verlangte ihn nicht. Nur Eins wollte er und konnte es leider! jetzt: verhindern, daß die Bühne der Neuberin nicht gänzlich zu einer Stätte gewöhnlicher Scherze herabzuſinken brauchte. Ach, Philippine, hoffſt du noch immer? Mein Hoffen, es iſt geſtorben, begraben! Finſterer immer iſt's am Himmel unſerer Liebe geworden, nur Wolken ringsumher, und niemals wieder wird die Sonne daran emporſteigen, niemals ein freundlicher Stern wieder blitzen — tiefſte Nacht in uns und um uns!

Und während der Aermſte alſo klagte, was begab ſich da in der Bude in der neuſtädter Fuhlentwiete? Auf einem Drachen von Pappe ſaß Karoline Neuber und las ein Heft durch und weinte Thränen der Rührung und der Freude dabei; ihr zur Seite ſtand ihr Mann, Johann Neuber, ein mittelmäßiger Acteur und in Karolinens Augen eine Null in jeder Hinſicht. Als er ſeine Frau weinen ſah, entfernte auch er unterthänigſt eine Zähre von der Wimper. „Wird's für mich 'was in dem Dinge geben? So 'was, wo ich ſo recht fluchen und dreinſchlagen kann?“ fragte der Tyrannenagent, ſeine Perrüke glättend. Und die ſchöne Büchnerin aus Leipzig lief zornig auf und ab und rief: „Hol' der Henker dieſe dummen Dinger von Trauerſpielen! Das Zeug iſt aus der Mode! Lachen will das Volk und glotzen — mich anglotzen will's, und dazu bin ich nach Hamburg gekommen!“

Aber die Principalin ſprach, die Hände über dem Hefte haltend: „Ja, das kommt von Gott, das iſt Sein gnädiges Geſchenk! So ſchön vermag's ohne Seinen Willen kein Sterblicher zu vollbringen! Heil dir, Georg Behrmann! Die Welt wird dir zujauchzen und dein Name eingetragen werden ins goldene Buch der Geſchichte für ewige Zeiten!“

„Holla! Aufgemerkt! Zu Ehren des hochwohlgeborenen Senats der Freien Reichsſtadt Hamburg! Am nächſten Mittwoch, den 23. Februar 1735, wird aufgeführt werden zum erſten mal: «Timoleon der Bürgerfreund. Trauerſpiel von Georg Behrmann, Verfaſſer der weltberühmten ‚Horazier'!» Dazu ladet ganz ergebenſt ein Johann Neuber, Schauſpiel-Principal, indem er unterthänigſt verſichert, daß kein Beſucher die Tragödie ohne Rührung anſehen wird. Anfang präcis 7 Uhr! — Holla! Aufgemerkt!“

Der dieſe Worte an jeder Straßenecke herunterſchnarrte, war der Tyrannenagent, und der ihm voranſchritt, am Anfang und bei Beendigung dieſer Anpreiſung die große Trommel maltraitirend, war niemand anders als Hanswurſt, der heute ſein bunteſtes Kleid übergeworfen und die ſpitzeſte Mütze keck aufs Haupt gedrückt hatte. Die Menge lief theils voran, theils folgte ſie; ja ſelbſt diejenigen, welche dem Theater ſonſt aus Grundſätzen fern ſtanden, gingen jetzt langſam hinterher, um noch einmal zu vernehmen, was ſich kaum denken ließ: Dem Senat zu Ehren! — Was mag, fragte man allgemein, das für ein Stück ſein? Gut iſt's, denn Behrmann hat es geſchrieben. Aber es muß etwas ganz Beſonderes ſein und deshalb müſſen wir es uns anſehen, auch wenn wir unſern Platz mit Gold erkaufen ſollten!

Natürlich ward auch in der nächſten Senatsſitzung darüber hin- und hergeſprochen. Die die Neuberin einſt mit dem Titel einer hamburger Komödiantin beehren wollten, ſagten einſtimmig,

daß sie die erste Aufführung auf keinen Fall versäumen würden; diejenigen indeß, welche ihre Stimme gegen diese Verleihung abgegeben, ließen hindurchhören, daß es mindestens unverschämt wäre, den Senat als Lockvogel zu benutzen. Aber wer von dem grünen Sessel aufsprang und mit erhobenen Händen „Hört auf mich, ihr Herren!" rief, das war, wie sich's erwarten ließ, Herr Matthias Rendorp. Und weiter rief er: „Das wollen, das können die Herren Collegen dulden? Eine Gauklerbande stellt den Senat an die Spitze, eines lucrativen Geschäfts gewiß zu sein! Wir sind da, auf gute Sitte zu sehen, die Stadt vom Unrath zu reinigen! Wohlan, ihr Herren, ich thue Einspruch, ich verlange Abstimmung!" Man fügte sich dem Wunsche des Aeltesten. Die Kugeln wurden vertheilt, der Becher kreiste, doch fanden sich nur wenige schwarze Kugeln darin. Sofort griff Rendorp nach seinem Hute und verließ, eine Verwünschung auf den Lippen, die Versammlung.

Und ein Tag folgte dem andern. Noch ein Sonnenaufgang, und er war da, der 23. Februar. Wie viel Augen ihm mit besonderer Erwartung entgegensahen! Schon hieß es 24 Stunden vorher: Kein Platz zu haben, sämmtliche Karten vergriffen, wir müssen uns auf die nächsten Vorstellungen vertrösten! Die Neuberin wußte in ihrer Freude kaum, was sie beginnen sollte. Jetzt memorirte sie ihre Rolle, jetzt durchwühlte sie den Geldberg, dann eilte sie zu Behrmann, ihn zu versichern, daß er ihr bester, treuester Freund Nur das Eine bekümmerte sie: Georg kon nicht fröhlich sein, nicht einmal lächeln. bleich er aussah und wie bestimmt er es sprach, daß er bei der Darstellung des „Timol nicht zugegen sein würde. „Ich habe m Grund", sagte er, indem er sich abwandte tief seufzte.

So schwand auch dieser Tag, dann E Nacht, und als die Sonne wieder dar Morgen begrüßte, rief einer dem ander „Heute Abend feiert Behrmann Triumphe

Selbstverständlich ward auch in Herrn thias' Schreibstube darüber gesprochen. beim Eintritt sagte Christoph Bloom zum halter, den er bereits an seinem Platz er „Schade bleibt's doch, sehr schade! Wä Dichter noch der Bräutigam der Jungfer, wir ohne Zweifel Freikarten erhalten."

Dagegen versetzte Johannes Schuche aus lauter Hochachtung vor seinem P dessen Ansichten getreulich nachbetete: „ und sieht man Seine Jugend! Ihm wä liebsten, wenn die Welt aus lauter Lust bestände. Nein, Christoph Bloom, hübsch lich sein, seine Schillinge zusammenhalten, Zerstreuung aus dem Wege gehen, das soll der Mensch! Und thut er es nicht, wird er bald gewahren, daß er zum Bettler geworden und sein Leben im Spinnhause beschließen muß."

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Das Zeitalter Friedrich's des Großen.

Von H. Hettner's vortrefflichem Werke: „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" (Braunschweig, Vieweg u. Sohn) ist soeben ein neuer Band erschienen, der vorletzte des Werks; unter dem Titel „Das Zeitalter Friedrich's des Großen" behandelt er die Geschichte der deutschen Literatur von 1740 bis zum Auftreten Goethe's.

Hermann Hettner ist nicht der erste, der die bisher so streng getrennten Gebiete der politischen, literarischen und Kunstgeschichte zu einem Ganzen zu vereinigen sucht — Schlosser strebte dasselbe in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" an —, aber selten noch glückte es einem, dies Ganze so harmonisch zu gestalten, wie unserm Verfasser. In leichtfaßlicher, lebendiger Darstellung, die sich zuweilen, z. B. in dem schönen Aufsatz über Winckelmann, zu classischer Ruhe, Fülle und Beredsamkeit erhebt, werden uns die Bildung, die Cultur des deutschen Volks, die Keime, aus denen sie entsproß, die Blüten und Früchte, zu denen sie heranreifte, geschildert. Ueberall sind die Fäden, die Verschlingungen deutscher, französischer und englischer Anschauungen und Wahlverwandtschaften mit besonderm Geschick hervorgehoben; das, was wir „Zeitgeist" nennen, tritt uns lebensvoll aus diesen Schilderungen entgegen. Wie schon vor ihm Kant, gibt auch Hettner diesem Zeitabschnitt den Namen „Zeitalter Friedrich's des Großen". Mit Recht; Friedrich II. ist nicht allein der Eroberer Schlesiens, der Begründer des preußischen Uebergewichts in Deutschland, nicht um Schlesien allein ist der Siebenjährige Krieg geführt worden, sondern von ihm, von seinem Geiste, seinen Siegen ging jene tiefe Erregung des deutschen Nationalgefühls aus, die in Lessing und Kant ihren bedeutsamsten Ausdruck fand. Ohne die Schlacht bei Roßbach wäre kaum eine hamburgische Dramaturgie geschrieben worden; glaubt man, unter der Herrschaft einer Maria Theresia selbst hätte Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" veröffentlichen können? Die deutsche Dichtung, die deutsche Sprache sogar liebte der König nicht, aber er begünstigte die Philosophie, das freie Denken gegen den Druck und Zwang, mit dem protestantische und katholische Priester es belegt. Man wirft dem „Philosophen von Sanssouci" seinen militärischen

Despotismus, seine Cabinetsregierung vor; man vergißt, daß dem damaligen Geschlecht nicht die Politik wie uns, sondern die Philosophie die eigentliche Lebensluft war; daß selbst Rousseau nie daran dachte, daß man je seinen Idealstaat verwirklichen könnte — „für das Zeitalter Friedrich's", sagt Hettner, „war die Losung nicht Aenderung der Verfassung, sondern Besserung der Verwaltung"; ein Wort, das für Deutschland so gut als für Frankreich gilt, ja durch die „Junius-Briefe", die mehr gegen das verwaltende Ministerium als gegen die staatlichen Einrichtungen gerichtet sind, auch für England bestätigt wird.

Nach einer übersichtlichen Schilderung der religiösen und politischen Denkweise des Königs wendet sich Hettner zu den Kämpfen auf den Gebieten der Religion und Politik, welche die deutsche Gesellschaft bewegten. Für die Zeit von 1740—80 ist der Einfluß der Theologie und der populären Moralphilosophie größer und tiefer eindringend gewesen als jener der gleichzeitigen Dichtung. Scharfsinnig hat Hettner dies herausgefühlt. Ein hervorragendes dichterisches oder künstlerisches Genie hat jene Epoche nicht hervorgebracht. Gellert, Geßner, Kleist, Klopstock, Wieland sind nicht annähernd mit den großen Dichtern zu vergleichen. Selbst Lessing's poetische Begabung erscheint neben seinem wunderbaren Verstande, seinem philosophischen Zuge, seiner außerordentlichen Schärfe des Urtheils gering. Alle diese Dichter betonen überdies den „Zweck", die „Tendenz", das Moralische ihrer Dichtungen viel schärfer, legen einen viel größern Werth darauf als auf die reine Schönheit der Form oder eine glückliche Erfindung lebendig schaffender und frei sich bewegender Phantasie. Wieland's „Oberon" ausgenommen, haben jene Werke nicht die geringste Anziehungskraft für eine lebhaft empfängliche Einbildungskraft; sie beschäftigen — wer hat das nicht schon bei einer Vorstellung der „Emilia Galotti" empfunden! — als Ganzes unsern Verstand, nicht unser Herz. Nur in einzelnen Momenten werden wir erregt. In dieser richtigen Erkenntniß, daß jene Zeit von den Wissenschaften ihr eigenstes Licht empfange, widmet Hettner den Bestrebungen der Rationalisten und der Moralphilosophen, der politischen Schriftsteller K. Moser und Justus Möser, am eingehendsten Aufmerksamkeit und Studium; die Kapitel: „Der Deismus und die Kritik der Offenbarung", die „Popularphilosophie" mit der trefflichen Schilderung Moses Mendelssohn's; „Politik und Geschichtschreibung" sind nach dieser Seite hin ganz vortrefflich gelungen. Ein wenig zu kurz, wie man so sagt, scheint uns Wieland zu kommen. Wieland war bei alledem ein witziger Kopf, ein Mensch voll geistreicher Einfälle, vieler, wenn auch nicht gerade vertiefter Gelehrsamkeit; nicht immer war seine Empfindung nur Lüsternheit. In die Reihe der großen Spötter darf er sich nicht wagen, er würde neben Lucian und Voltaire, neben Heine und Aristophanes eine schlechte Rolle spielen, aber mit Horaz und Martial kann er sich zur Tafel setzen. Das Fehlerhafte seiner Romane ist ihre Weitschweifigkeit; Wieland hat etwas von der Schreibseligkeit Jean Paul's, er kommt zu keinem Ende; wenn „Agathon" und „Don Sylvio" etwa nur die Ausdehnung von Voltaire's „Candide", von Diderot's „Jacques le fataliste" hätten, welche reizenden Romane wären es! — Für das schönste Kapitel des inhaltreichen Buches aber halten wir das über Winckelmann. In Winckelmann erkennt Hettner mit Bewunderung und Freude den wahlverwandten Geist; auf dem Boden der Kunstbetrachtung, in dem Entzücken für die Meisterwerke der alten Plastik fühlt er sich stark wie jener griechische Riese, so oft er die Erde berührte. Wie so wahr und schönempfunden ist es, wenn er von Winckelmann schreibt: „Er schlägt Saiten an, die bis dahin noch niemals berührt worden. Gleich jenen gewaltigen Seefahrern der vergangenen Jahrhunderte entdeckt und erobert er Länder und Welten, die bis dahin völlig unbekannt oder doch dem Auge der Menschen wieder völlig entschwunden waren. Er erschaute und verkündete das Wesen und die urewige Schönheit der griechischen Kunst in einer Zeit, welche noch völlig von den Banden der französischen Geschmacksverwilderung umstrickt war und diese mit prahlerischer Untrüglichkeit als höchstes Bildungsideal pries; und er brachte mit dieser in ihm neu auflebenden Kunstbetrachtung in die gesammte Wissenschaft sowol wie in die ausübende Kunst einen Umschwung, der sich fortan immer mächtiger und mächtiger ausbreitete und noch bis auf den heutigen Tag unermeßlich segensreich fortwirkt." Die ganze Schilderung Winckelmann's gehört zum Besten, was aus Hettner's Feder geflossen. Eine ausführliche, eingehende Betrachtung Lessing's beschließt diesen Band des Werks; der letzte soll die Glanzzeit der deutschen Literatur, Kant, Goethe, Schiller und ihre Zeitgenossen uns vorführen.

Gedichte

von Hermann Kletke.

1. Im Herbst.

O, nennt den Frühling schöner nicht
Als diese herbstlich milden Tage!
Sie spiegeln im verklärten Licht
Der gold'nen Jugend heit're Sage.

Besänftigt ruht die Leidenschaft,
Und was verträumt schien und verloren,
Das hat der Seele stille Kraft
Zum innern Leben neu geboren.

2. Endlich!

Kam nicht der Abend? So kommt auch die Nacht!
O, jedes Leben findet den Schluß!
Ein jeder Becher leert sich! Es muß
Endlich das Aug' entschlummern, das wacht!
Wühlt doch kein Sturm ruh'los in den Fluten,
Muß doch die tiefste Wunde verbluten!
O, auch das Elend zählt nach Minuten!

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Die Schillerstiftung.

In diesen Tagen bereitet sich eine wichtige Entscheidung für die Schillerstiftung vor. Am 17. October vereinigen sich die Abgeordneten der verschiedenen Zweigstiftungen an dem bisherigen Vorort Weimar zu einer Generalversammlung. Abgesehen von allen Personenfragen und Streitigkeiten, die zum Unglück des Ganzen zwischen dem Verwaltungsrath und dem Generalsecretär ausgebrochen sind, wird es sich bei diesen Debatten um die wichtigsten Principien, vielleicht um Leben und Tod der Stiftung handeln.

Die freudige Theilnahme, mit der die deutsche Nation den Gedanken und die ersten Anfänge der Stiftung begrüßte, welche die Lotterie des verstorbenen Majors Serre in allen Gegenden Deutschlands fand; diese Theilnahme, durch die allein das für unsere Verhältnisse große Kapital erworben wurde, über das jetzt die Stiftung verfügt, ist längst einer kühlern Stimmung gewichen. Wie die Wogen schwellen, so verlaufen sie auch wieder; aber nicht dieser nothwendige Rückgang der Begeisterung allein hat die Erkaltung des Publikums hervorgerufen. Seit ihrer Constituirung im Jahre 1859, was ist denn bis jetzt von dem Wirken der Stiftung in das große Publikum gedrungen? Mit einer Art chinesischer Mauer hat sich der Vorstand umgeben. Hier und dort erscheint einmal eine Notiz, daß der oder jener Schriftsteller eine Pension, ein Ehrengeschenk erhalten, und drei Tage darauf lesen wir wol in derselben Zeitung: Der unglückliche O. suchte seinen Tod in den Wellen; der arme H. tödtete sich auf einem See der Schweiz. Wir wissen nicht, ob die Zweigstiftungen genauer unterrichtet werden: geschieht es, so bleibt doch diese Kunde auf den geringsten Kreis beschränkt; durch diese Geheimhaltung gewinnt die ganze Stiftung das Wesen einer Coterie. In dem unbetheiligten Publikum erheben sich immer mehr Stimmen, daß die Geldbewilligungen des Vorstandes zu Gunstbezeigungen würden, die bald das eine, bald das andere seiner Mitglieder guten Freunden zukommen ließen. Wir sind weit entfernt, diesen übertriebenen Behauptungen Glauben zu schenken, aber das Mistrauen ist einmal da. Angekündigt hat sich die Schillerstiftung als eine Stiftung zur Unterstützung verdienter Schriftsteller; dafür hat die Nation ihr Geld gegeben, nicht damit irgendein Mitglied des Vorstandes sich eine Schar ergebener Anhänger schaffe; daß Autoren, die, wie bekannt, in guten Vermögensverhältnissen leben, mehrere hundert Thaler Pension erhalten. Mit großer Heftigkeit ist bisher der Antrag verschiedener Zweigstiftungen, die Namen derer, die unterstützt werden, zu nennen, bekämpft und abgewiesen worden. Solange die Mittel der Stiftung klein waren, ihre Gaben Geheimhaltung einen gewissen Sinn [illegible] nomischen Leiden des Schriftstellerstandes [illegible] auf dem Markt. Warum aber sollen wir nicht welche Autoren Pensionen und „Ehrengeschenke" halten? Warum soll es als ein Bruch des Geheimnisses betrachtet werden, wenn diese Nachrichten die Zeitungen, halb verstohlen, verbreitet werden? Es braucht ja niemand die gewährte Pension anzunehmen; er kann sie, wie weiland Freiligrath seine, dem König von Preußen, der Stiftung wieder zurückschicken, im Fall er seinen Namen nicht unter denen der „Pensionäre der Schillerstiftung" sehen will; es gibt verschiedene Arten von Stolz, der Bettelstolz ist der unleidlichste.

Darum Oeffentlichkeit! Daß „Cliquenwesen", das man der Stiftung vorwirft, fällt im Augenblick, wo der Vorstand verpflichtet ist, jede Gabe von mehr als etwa hundert Thalern bekannt zu machen. Die Geschmacksirrungen, die auch dann noch im Vorstand vorkommen, wird das Publikum bald menschlich — eintreten, die Herren sind ja auch nur Menschen; da vertrauen wir ganz dem gesunden Instinct unserer Nation, daß sie gerade zu biegen wissen. Durch den entschiedenen Geist, der jetzt wackern, vorurtheilslosen Zweigstiftungen, welche z. B. die leipziger Schillerstiftung beseelt. Durch die „Oeffentlichkeit" allein wird vielleicht schon der zweiten Gefahr vorgebeugt, welche das Wesen der Stiftung bedroht. Im wunderlichen Verkennen der Eigenart unsers Volks und unserer Dichtung, auch wol von ehrgeizigen Hoffnungen geblendet, hat man den Plan einer „Akademie", ersonnen. Etwa zwölf Ehrensessel, natürlich mit Ehrenbesoldungen für die großen deutschen Dichter! Im 19. Jahrhundert kommen freie deutsche Männer, „Demokraten", auf diese vorsündflutliche Erfindung des Despotismus, der Medici, eines Cardinals Richelieu, Karl's II. Stuart zurück! Sollen wir im Ernst wieder Valmenritter und Pegnitzschäfer werden? Haben die Begünstiger und Vertheidiger dieser Idee denn ganz vergessen, daß in ihrem Vorbild, der französischen Akademie, Molière und Rousseau nicht saßen? Hoffen sie glücklicher, unfehlbarer in ihren Wahlen zu sein? Eine deutsche Akademie! Vor funfzig Jahren hätte sich ein Kotzebue darin bereit gemacht, während für Heinrich von Kleist kein Platz in ihr gewesen. Heute fänden vielleicht, da sie „in der Mode" sind, das Familiendrama und der biographische Roman einen Sessel und Grillparzer keinen. Die Generalversammlung wird erkennen, daß mit der Stiftung einer Akademie sie ihr eigenes Todesurtheil unterschreibt: der Vorstand und die Akademiker werden dann alles, die Zweigstiftungen Nullen sein. So ist es überall den Ständen ergangen, die einen sogenannten „Ständischen Ausschuß" am Sitz der Regierung ließen. Oder soll etwa die Generalversammlung per majora

die größten deutſchen Dichter erwählen? Wie ſagt Schiller, nach dem ihr euch nennt? „Man ſoll die Stimmen wägen, doch nicht zählen!“ Eine Akademie braucht den Schutz eines Fürſten, die Pracht eines Hofs; ſie wird beide finden. Dann werden die Titel und Orden kommen — feierte die deutſche Literatur nicht vor Jahren Uhland, weil er nie einen Titel angenommen und den Königen ihre Orden zurückgeſandt habe? Ja wohl hatte der verſtorbene Laſſalle, ſo wenig wir mit ihm ſympathiſiren, recht, wenn er unſern Liberalen ihre thörichte Phraſendrechſelei und klägliche Unmännlichkeit vorwarf. Keine Akademie! Das muß die Loſung aller derer ſein, die es ernſtlich mit deutſcher Kunſt und deutſcher Freiheit nehmen. Fürſten haben Akademien geſtiftet, aber Sophokles und Ariſtophanes, Dante und Milton, Goethe, Schiller, Shakſpeare ſaßen in keiner.

Wenn die beiden Fragen wegen der Oeffentlichkeit und der Akademie in unſerm Sinne gelöſt werden, halten wir die dritte, ob der Vorort nach den Statuten von Weimar nach einem andern Orte verlegt werden ſolle oder nicht, für eine nebenſächliche. Immer wird es ſich empfehlen, dem Geſetz getreu zu bleiben. Fällt der Schleier, muß der Vorſtand alljährlich nicht zwanzig bis funfzig Männern, ſondern dem Volke in ſeiner Geſammtheit Rechenſchaft von jedem Pfennig geben, den er verausgabt, von den Maßregeln, die er getroffen; wird dadurch denen, die ſich von ihm zurückgeſetzt fühlen, die Gelegenheit geboten, ihre Klagen vor das Forum aller Gebildeten zu bringen, dann fürchten wir nichts, ob D. oder G., A. oder B. im Vorſtand den größten Einfluß hat, ob Weimar oder Darmſtadt der Vorort iſt.

Es klingt wunderlich, allein im Publikum iſt die Meinung verbreitet, als wiſſe die Stiftung nicht, was ſie mit dem Gelde beginnen ſollte, mit dem ſie der großherzige Sinn des Volks ausgeſtattet. So verdoppele ſie doch die oft kärglichen Penſionen, die ſie gibt; ſie verweigere nicht, wo das Verdienſt an ihre Thür klopft; ſie ſei liberal — wie es in jedem Sinne der edle Menſch und der erhabene Dichter war, deſſen Angedenken ſie ehren will. Sie gebe, wo ſie einen verdienten Schriftſteller in Krankheit oder in bedrängten Verhältniſſen weiß, königlich, aber freilich im Namen des Volks — nicht, wie es vorgekommen ſein ſoll — wir hoffen, es iſt eins jener falſchen Gerüchte, welche das Geheimniß nothwendig im Gefolge hat —, laſſe der Vorſtand die Gabe als ein „Zeichen ſeiner Gunſt“ erſcheinen; wenn Friedrich der Große nur der erſte Diener ſeines Staats war, wird der Vorſtand der Schillerſtiftung nicht ihr Souverän ſein wollen.

Fern, wie wir in jeder Beziehung der Stiftung ſtehen, ſogar, wie die Kundigen wiſſen werden, im Gegenſatz zu den Anſichten eines verehrten Freundes, erheben wir unſere ſchwache Stimme nur für das Beſte des Ganzen; wir ſind nur das Echo der großen, unbetheiligten Maſſe. Oeffentlichkeit! Keine Akademie! Das iſt unſere Meinung! Den erbitterten Perſonenkämpfen, die der Generalverſammlung bevorſtehen, würde die Spitze abgebrochen, wenn alle, die jetzt irgendwie den Vorſtand bildeten, ausſchieden und andern Männern Platz machten. Die Nation ſelbſt ſollte ſich energiſcher regen — ſie hat die Stiftung geſchaffen, ſie erhebe ihre Stimme, mehr als einen beredten Mund wird ſie in der Generalverſammlung finden, ihr Recht, ihre Meinung gegenüber den Coterien und den ehrgeizigen Zukunftsakademikern zu vertreten. Wenn wir nicht einmal in einer „demokratiſchen“ Stiftung der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen können, dann ſollten wir es doch wahrlich aufgeben, die deutſche Verfaſſung reformiren zu wollen.

Oeffentlichkeit! Keine Akademie! Ein neuer Vorſtand!

Das Schütteln der Bäume in Böhmen.

A. W. — Eine unter den volksthümlichen Gebräuchen der Böhmen eigenartig hervorragende, ſtark verbreitete und ohne Zweifel aus der grauen Vorzeit ſich herleitende Gewohnheit iſt das Schütteln und Binden der Bäume an gewiſſen Tagen im Jahre. Es geſchieht nur zur Winterszeit, wo die Natur ihren ſtarren Todesſchlummer ſchläft, wo auch die Bäume nur erſtarrte Schläfer ſind, eingehüllt in weiße Leichentücher. Das Schütteln der Bäume hat daher eine ſymboliſche Bedeutung: es iſt gewiſſermaßen der laute Weckruf aus der bisherigen Todesſtarrheit zu neuem, blühendem Leben, die fröhliche Ankündigung, daß die eiſerne Herrſchaft des Wintertyrannen gebrochen und der milde Lenz im Anzuge ſei. An dieſe altmythiſche Auffaſſung hat ſich eine zweite, wol neuere Idee angeſetzt, hervorgegangen aus der angeborenen Neigung des Menſchen, die Zukunft und das in ihr hin- und herſchwankende Ungefähr durch fromme Wünſche zu ſeinen Gunſten heranzuleiten. Der Naturmenſch, der vornehmlich in und von der Natur lebt, der von ihrer Gnade ſozuſagen ſein häusliches Glück, ja ſeine ganze Exiſtenz abhängen ſieht, iſt immer ernſtlich beſtrebt, dieſe Mächtige möglichſt günſtig für ſich zu ſtimmen, ſei es nun durch Spruch und Lied oder durch wirkſame von den Ahnen ererbte Ceremonien. Aus dieſer Idee iſt nun auch das Schütteln und Anreden der Bäume hervorgegangen; die leitende Abſicht aber iſt, die Bäume zur Fruchtbarkeit im nächſten Jahre anzuſpornen.

Es gibt drei Tage im Jahre, wo dieſe Sitte in den meiſten böhmiſchen Dörfern geübt wird. Den Anfang macht der 24. Februar, der Tag des heiligen Mathias, der als der Patron des werdenden Frühlingsſegens gilt. Da nun ſein Feſt gleichſam als der Anfangspunkt des neuen Lenzes angeſehen wird, ſo begeben ſich an jenem Tage die Landbewohner frühzeitig in die Gärten und ſchütteln alle Baumſtämme oder beginnen recht laut zu ſchreien, damit überall, wohin die Stimme dringt, vieles und gutes Obſt wachſe. In manchen Dörfern klettern die Kinder auf die Bäume und rufen:

Den heiligen Matthias bitte ich,
Er wolle mit Obst bedecken mich,
So weit man im Garten höret mich.

Andere wieder gebrauchen, indem sie gleichfalls die Bäume erklettern, den Ruf:

Matthias, Matthias,
Aepfelchen, Birnchen uns pflücken laß!

In der Umgegend von Hohenmauth bilden die Kinder um jeden Gartenbaum einen Kreis, fassen sich bei den Händen und beginnen dann, sich zu drehen, wobei sie singen:

So weit das Stimmchen klingt,
Obst St.-Matthias bringt.

In andern Gegenden ist wieder die Sitte heimisch, daß die Hausfrau noch vor der Morgendämmerung einen ihrer Knaben auf den Rücken nimmt, dann mit ihm im Obstgarten kreuz und quer läuft und hierbei wiederholt ruft:

Am St.-Mathiastage,
Ich hier den Jungen trage;
Wohin nur meine Stimme schallt,
Soll Obst in Fülle wachsen bald.

Auch am Charsamstage ist das Schütteln der Obstbäume stark im Schwunge. Soll jedoch der Zweck erreicht werden, so muß dasselbe in dem Augenblick vor sich gehen, wo nach dem zweitägigen düstern Stillschweigen die Kirchenglocken während des „Gloria" feierlich zu läuten beginnen. Nicht minder ersprießlich soll es sein, alle Schlüssel im Hause zusammenzubinden und damit im ganzen Garten zu läuten; so weit ihr heller Schall reicht, so weit tragen die Bäume im nächsten Sommer reichliches Obst.

Gegendenweise ist das Schütteln der Obstbäume am Charsamstage wol nicht üblich; dafür aber kommt das Binden der Bäume vor, das denselben Zweck verfolgt. Geschehen muß es in der Nacht vom Charfreitag zum Charsamstag. Da laufen die Dorfleute im bloßen Hemde in den Hausgarten und rufen den Bäumen zu: „Setzet an, ihr Bäume! Wollet ihr nicht ansetzen, so hauen wir euch ab!" Nach dieser Drohung, die mitunter von dem Schwingen einer Art begleitet ist, wird jeder Stamm mit einem Strohseil umwunden und steht gewiß bald in der schönsten Blüte und trägt später auch den reichsten Obstschmuck.

Am häufigsten wird die Sitte des Bäumeschüttelns in der Weihnachtszeit geübt, und auch da stellt sie sich entschieden als der Ueberrest eines altslawischen Baumcultus dar. In der Heiligen Nacht führen die Aeltern noch vor Aufgang der Sonne ihre Kinder in den Garten, wo sich diese vor einen Baum hinstellen und folgenden Reim sprechen:

Bäumchen, erwach',
Gib Obst hernach!
Heut' ist Weihnachtstag'.

Hierauf wiederholen die Aeltern diesen Reim und werfen insgeheim Aepfel auf den Baum. Die Kinder lesen diese Gaben vergnügten Sinnes auf und heben zu singen an:

Uebrigens ist dies nicht
nachtsbrauch, der sich an
am Christtag die Hausmutter
Weihnachtsfrigeln" angemacht, so
Garten
ten Händen die Stämme
und umschließt mit den vom
angeblich eine besondere
fruchtbar werden.
Bäumchen ist aufgewacht,
Hat uns Obst gebracht,
Denn es ist Weihnachts-
der ein
die
Vor dem Festmahl am Heiligen Abend
sich die Hausleute in den Garten
Bäume freundlich zu demselben ein.
schieht dies mit den Worten: „Ihr Bäume alle,
kommt zu uns zum Abendessen!" Da aber diese na-
türlicherweise der Einladung nicht folgen können, so
werden später, wenn es Zeit zum Christmettengange
ist, die übriggebliebenen Aepfel und Nüsse genommen
und im Garten an die Stämme der Obstbäume ge-
schüttet. Hier aber tritt der Fall ein, daß die Bäume
als Orakel verwendet werden und zum Dank für
empfangene Wohlthat Auskunft über kommende
geben sollen. Meistentheils sind es die jungen
chen, die auf solche Art ihr künftig Los zu
trachten. Nachdem sie dem Baum sein Weih-
geschenk gegeben, fassen sie seinen Stamm mit
Händen an, schütteln ihn und sprechen dreimal:

Schüttle, schüttle schnell,
Wach' auf, Hund, und bell'!

Nun horchen sie auf; von welcher Seite ein
Hund laut wird, von der kommt der künftige
Bräutigam.

Oefters schüttelt man auch den Baum, ohne daß
man ihm zu essen gegeben hat, und spricht dabei
zu ihm:

Ertheile mir die Kunde:
Wo eß' zu Nacht ich übers Jahr um die Stunde?

Die Gegend, aus welcher alsdann das erste Geräusch kommt, ist die des nächsten Christabendmahls.

Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen.

III.

Es ist merkwürdig, daß die wirthschaftliche Frauenemancipation, anstatt die bereits vorhandenen weiblichen Beschäftigungen vor allzu hoher Besteuerung zu schützen, nur auf die Entwickelung neuer Thätigkeitsrichtungen bedacht zu sein scheint. Jene französischen Arbeiter, die sich gegen jene Emancipation und für das alte Verhältniß, demzufolge der Mann die Sorge für die Familie zu tragen habe, erklärten, wurden, so beschränkt ihre Vorstellungen auch übrigens gewesen sein mögen, von einem richtigen Instinct geleitet. Was soll es helfen, werden sie sich gesagt haben, wenn unsere Frauen mit uns in gleicher Arbeit concurriren? Wird nicht das Ueberangebot, von dem die ganze moderne Volkswirthschaft redet, auf diese Weise

noch größer? Einerſeits affectirt man eine Scheu vor der Volksvermehrung und andererſeits will man auch noch die Frauen in die große Arbeitswerkſtätte hineintreiben. Doch dieſer Widerſpruch löſt ſich, wenn man bedenkt, daß es ſich ja nicht um Vermehrung der Arbeitskraft, ſondern um Erſparung an Arbeitslohn handelt. Der Verzehr an Lebensmitteln ſoll derſelbe bleiben und dennoch eine größere Arbeitsleiſtung erzielt werden. Dieſer Grundſatz verbirgt das Geheimniß, welches die Hebel zur wirthſchaftlichen (ſogenannten) Befreiung des weiblichen Geſchlechts anſetzt. Die Rechnung iſt pfiffig, aber nicht geſcheit. Die Weiber, ſagt man ſich, eſſen und verbrauchen unter den gewärtigen Verhältniſſen, auch ohne daß ſie in gehörigem Grade an der Induſtrie Antheil nehmen. Die Frauen leben; dieſer Umſtand genügt, eine Ausſicht nicht auf billige, ſondern auf unentgeltliche Arbeit zu eröffnen. Der Vermittler zwiſchen Arbeit und Verzehr wird für die combinirte Thätigkeit beider Geſchlechter eben auch nicht mehr als den nothdürftigſten Unterhalt zu gewähren haben. Der Vortheil wird alſo ganz auf ſeiner Seite ſein. Die Weiber werden arbeiten wie die Männer und an Lohn verdienen, was ſonſt ihre Männer für ſie fordern mußten. Der Preis der männlichen Arbeit wird um ſo viel heruntergedrückt werden können, als zur Bezahlung der weiblichen Arbeit nöthig iſt. Die Anſpannung der arbeitenden Klaſſen wird größer; die Familie wird thatſächlich aufgelöſt; der Hunger und die übrige Nothdurft wird nicht beſſer befriedigt als zuvor. So ſind die Zuſtände beſchaffen, welche die wirthſchaftliche Emancipation, die ſich im Geiſte des engliſchen Ausbeutungsſyſtems durchzuſetzen ſucht, herbeiführen ſoll. Die Rechnung iſt pfiffig, ſagten wir, aber nicht geſcheit, denn der Rückſchlag kann nicht ausbleiben. Gerade an der ſocialen Stellung des weiblichen Geſchlechts wird ſich am beſten erlernen laſſen, daß ein natürlicher Schutz der Arbeit die Vorausſetzung der Gewerbefreiheit iſt. Doch iſt es hier nicht unſere Aufgabe, dieſe Seite der Wirkungen der ſogenannten Frauenemancipation auszuführen. Wo ſollte ſich jedoch wol beſſer erfahren laſſen, welche Rolle die Schwäche in der natürlichen Gravitation der ſittlich und rechtlich ungebundenen Verkehrsgewalten ſpielen müſſe, als gerade da, wo das ſchwächere Geſchlecht in den ſogenannten Kampf um das Daſein geriſſen wird?

Wir haben die Emancipation zur wirthſchaftlichen Arbeit in den niedern Ständen betrachtet und ſind zur Unterſcheidung einer natürlichen und einer künſtlichen Befreiung gelangt. Die natürliche Entwickelung weiſt den Frauen allmählich die ihren Fähigkeiten entſprechenden Arbeiten an und hat die Tendenz, den Antheil der beiden Geſchlechter rückſichtlich der wirthſchaftlichen Functionen möglichſt verſchieden zu geſtalten. Das künſtliche Treiben will dieſe natürlichen Unterſchiede verwiſchen und beide Geſchlechter vor dem Geſetz nur darum gleich machen, um an ihnen dieſelbe Art Kraftmaſchinen zu gewinnen. Der natürliche Gang des Verkehrs führt zur Sonderung und Gliederung. Die künſtliche Emancipation ſtrebt zur Gleichmacherei und zum Chaos.

Zur Lektüre.

„Unterm Verhängniß", ein Lebensbild von Julius Mühlfeld (zwei Bände, Leipzig, Coldiz, 1864) iſt ſpannend erzählt; die Fabel hat ſozuſagen einen bittern Beigeſchmack, das Tragiſche derſelben entbehrt zu ſehr der Verſöhnung, aber der Verfaſſer beſitzt eine unbeſtreitbare Originalität, eine Herbigkeit des Weſens, die ihn vortheilhaft auszeichnet und ihm einen eigenen Rang unter den Novelliſten anweiſt. Wir möchten ihm einzig eine größere Sorgſamkeit für die Vollendung der Form empfehlen. Von den in „autoriſirten Ueberſetzungen" erſchienenen engliſchen Romanen (Leipzig, Wiedemann): „Eliſabeth" von Miß Thackeray und „Erwarte das Ende" von Mack Lemon (drei Bände), geben wir dem erſten den Preis; es iſt eine einfache Geſchichte, die Entwickelung eines Mädchenherzens, mit ebenſo viel Feinheit als richtigem Urtheil dargeſtellt, künſtleriſch allen „Senſationsromanen", zu denen auch „Erwarte das Ende" mit allerlei Verbrechen und ſchaurigen Geſchichten hinneigt, vorzuziehen; die Ueberſetzungen von A. von Metzſch ſind im allgemeinen empfehlenswerth.

Platen's Grabmal in Syrakus.

Als die ſchwediſche Reiſende Frederike Bremer im Jahre 1858 in Syrakus war, beſuchte ſie auch das Grab des edelherzigen deutſchen Dichters, des Grafen Platen, der dort im December 1835 geſtorben war. Sie fand dieſes Grab — wie ſie in dem über ihre Reiſen im Süden Europas und im Orient gehaltenen Tagebuche: „Leben in der Alten Welt", Thl. 7, erzählt — in einem ſchönen Garten, von Blumen umgeben und von friſchen, balſamiſchen Winden umweht, die darüber in den Bäumen rauſchten, und ſie meinte, daß der Dichter für ſeine irdiſche Hülle ſich „keine ſchönere Ruheſtätte habe wünſchen können". Dagegen fand der münchner Profeſſor Franz Löher, der im Mai 1863 in Sicilien reiſte (vgl. „Sicilien und Neapel" von Franz Löher", zwei Theile, München, Fleiſchmann, 1864), Platen's Grab „im traurigſten Zuſtande". Niemand, bemerkt er, kümmert ſich um daſſelbe, ſeitdem Platen's Freund, Landolina, der es errichtete, vor zehn Jahren verſtorben. Langſam verfällt es; die Säule links vom Wappen iſt herausgebrochen, Stücke aus der Marmorbekleidung ſind oben und unten abgefallen. Platen, ſetzt Löher hinzu, wurde in hölzernem Sarge beſtattet; erhält er nicht bald einen andern von Blei, ſo wird auch ſein Gebein bald Erde ſein. Wird Deutſchland, ruft er fragend aus, einen Dichter in fremder Erde vergeſſen, der in feinkörniger Verskunſt immerhin ein Stück vom „deutſchen Horaz" war, wie er auf dem Denkmal genannt wird?

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zeitschrift für praktische
Buchdruckerkunst
und verwandte Geschäftszweige
Nr. 1 Wien, 1. Januar 1900 I. Jahrgang

wegholten, die irgendeine milde Hand ihnen gestreut hatte, und der weißen Katze zum Hohn recht keklich nach Sperlingsart sich vergnügten, als fühlten sie sich sicher vor deren scharfen Krallen. Da wird ein Fensterflügel im ersten Stock geöffnet; ein junges Mädchen beugt sich so weit aus dem Fenster hinaus, als es nöthig ist, um das gleiche Fenster im dritten Stock sehen zu können; die Sperlinge fliegen davon, nur die Katze setzt ihre philosophischen Betrachtungen fort. Wer hätte ein so eigenthümliches Schauspiel hier erwartet — eben wird das Mädchen von einem kurzen Rufe begrüßt, vermuthlich war ihr Erscheinen erwartet. Sie wendet sich und bringt ihre Glieder in eine minder unbequeme Lage und lacht vor sich hin mit heller unverhohlener Schelmerei. Welch reizendes Gesicht! Ein Kopf voll von Charakter und Leben, die langen, reichen Flechten um den Kopf gewickelt, als sei dieser kostbare Schmuck eine rechte Last für die Trägerin. Daß das junge Mädchen weiß wie eine Rose ist, gehört fast zur Charakteristik dieses Kopfes — es ist keine krankhafte Blässe, nur die Farbe einer Blume, die eben weiß ist. Vielleicht auch ist das dunkle Zimmer an dieser Hautfarbe schuld; Dunkelheit, sagt man, bleicht, und Flora ist in diesem Zimmer aufgewachsen und erst seit kurzem von ihrer Mutter, der verwitweten Frau von Glückshofen, salonfähig gesprochen worden. Jetzt bewegt sich etwas an einer Schnur längs der Mauer herab — es ist ein Papier um einen Stein gewickelt; Flora hascht mit ihren kleinen Händen danach, löst es und liest: „Komm heute Abend zu Hagar!" Sie faßt nach der Schnur, schüttelt diese, vielleicht zur Bejahung, und wirft den Zettel schnell in einen nahestehenden Kasten. Frau von Glückshofen stand unter der Thür.

Frau von Glückshofen war noch immer eine schöne Frau, aber gegenüber der auffallend schönen Tochter wurde sie fast zur Matrone. Sie sah Flora nicht eben liebevoll an, als diese in den Salon trat, um, wie die Mutter befahl, ein wenig Klavier zu spielen. Frau von Glückshofen hatte eben Besuch gehabt, und als sie wieder allein war, rief sie Flora, griff nach ihrer Tapisserie und schien das kindische Spiel des Mädchens ganz zu überhören. Hin und wieder streifte ihr Auge nach dem Klavier hinüber, hing sinnend an den dunkeln Flechten und musterte die feinen, vollendet geformten Glieder der jungen Gestalt.

Mutter — du inhaltschwerer Begriff! Du köstlicher, dem schwachen Kinde zugetheilter Besitz! Du Begriff der Liebe, des Reichthums, der Geduld und der Stärke! Du Sinnbild der Wachsamkeit, der Entsagung, des Selbstvergessens — warum fand kein Strahl deiner Liebe Platz in dem Herzen jener Frau? Flora's Mutter hatte eine inhaltschwere Vergangenheit hinter sich, hatte an dem Hofe, der in jener Stadt residirte, eine Rolle gespielt, ja, sie spielte diese noch. Es verging keine Woche, die nicht dem alten Hause in der Grafenstraße den Besuch des Herzogs gebracht hätte. Dieser, so wußte die kleine Residenz, konnte ohne Frau von Glückshofen nicht leben, er mußte auf ihrem Sofa sitzen, ihre Ansichten über die neuesten Zeitereignisse hören, er mußte sich von ihr die kleinen Stadtneuigkeiten erzählen lassen, er mußte bei ihr Kaffee trinken, und zwar aus einer kleinen, henkellosen japanischen Tasse, die Frau von Glückshofen selbst darreichte, wobei sie seufzend die Bemerkung jedesmal von neuem machte, daß des Herzogs Haar nahezu schneeweiß sei — das ihrige zeigte allerdings die frühere dunkle Farbe; aber doch war dieses weißwerdende Haupt immerhin eine Erinnerung an die fort und fort rieselnden Sandkörner der Zeit. Die Besuche des Herzogs bei Frau von Glückshofen hatten, im Zusammenhang mit dem Zerwürfniß, in dem der Herzog mit seiner Familie lebte, seinerzeit der Welt und der kleinen Residenz sehr viel zu reden gegeben — die beiden Betheiligten achteten aber im mindesten nicht darauf. Frau von Glückshofen war Hofdame bei der Herzogin gewesen, hatte diese verlassen, um ins Ausland zu reisen, und war als Witwe in tiefen Trauerkleidern und mit der kleinen Flora heimgekehrt. Den Herrn von Glückshofen hatte niemand gekannt, ja vorwitzige Leute wollten wissen, daß er nie existirt habe. So nahm denn die junge Witwe ihren Sitz im ersten Stockwerk der Grafenstraße, lebte mitten in der Athemlosigkeit einer hohlen Gesellschaftlichkeit, die sich in der Stadt breit machte, ging mit erhobenem Kopf durch die Straßen und nickte gnädig denen zu, die sich tief vor ihr verbeugten. War ihr doch der Herzog zugänglicher als irgendwem, und der Herzog war das allgemeine städtische Götzenbild.

Flora war des Spielens überdrüßig und warf die Noten durcheinander. Frau von Glückshofen war pedantisch wie eine alte Jungfer. In den drei großen Zimmern, die sie bewohnte, befand sich eine magazinartige Anhäufung von allerhand Gegenständen — es konnte sich niemand in diesem Labyrinth zurechtfinden, am wenigsten Frau

von Glückshofen selbst. Die kleine muntere Flora, die nach Kinderart alles begehrenswerth fand, war deshalb bis auf wenige Tagesstunden auf ihr dunkles Hinterzimmer verwiesen; freilich war es ihre erste Handlung, wenn sie zur Mutter eintrat, daß sie noch mehr Unordnung in die bereits vorhandene brachte.

„Flora", rief jetzt Frau von Glückshofen, „was öffnest du denn den Schrank? Ich bitte dich, Kind, mache mich nicht unglücklich!"

„Ach, Mama, die wunderhübschen Figuren! Bitte, nur einen Augenblick — ich rühre sie nicht an!"

„Flora" — Frau von Glückshofen eilte herbei, um den Schrank nun selbst zu schließen — „du weißt, wie mich das aufregt — Flora!"

Da wurde draußen die Klingel gezogen, so sonor war ihr Klang, als sei sie stolz auf die Ehre, oft die Verkünderin des Herzogs zu sein.

Eine kleine alte Kammerfrau mit grämlichem, runzligem Gesicht, einem dreizipfligen Halstuch und einer schwarzseidenen Schürze meldete so laut, als die mangelnden Vorderzähne es erlaubten, den General von Gießen.

„Kann ich bleiben, Mama?"

„Gießen? Jetzt? Bleib' — nein, geh'! Gießen — er ist willkommen, Jeanette!"

Frau von Glückshofen verbarg eiligst in ihrem Arbeitskorb die goldene Brille, die sie in schwierigen Fällen zu Rathe zog, und erhob sich, dem alten General, dem Adjutanten des Herzogs, entgegen.

„Ist das Diner schon vorüber, lieber General, oder haben Sie nicht beim Herzog gespeist?"

„Eben vorüber, gnädige Frau! Warum ich eilte, zu Ihnen zu kommen, sollen Sie gleich erfahren — da ist ja da drüben bei dem Sobrelli ein verwünschtes Bild ausgestellt — wissen Sie davon? Ein Bild —"

„Nun —"

„Es stellt ein junges Mädchen vor, das ein Armband betrachtet — fünf Schnuren Perlen, ein Medaillon daran — frappant!"

„Allmächtiger Gott!" rief die Gräfin unwillkürlich, besann sich aber alsbald und sagte gleichgültig: „Ein Bild?"

Der alte General warf einen raschen Seitenblick auf die Dame und sagte:

„Ich dachte, Sie würden das Bild kaufen, bevor der Herzog —"

Frau von Glückshofen war aufgestanden, blieb vor dem Sofa stehen und sagte:

„Lieber General, ich muß [illegible] daß ich mich zur Zeit in Ihrer Wi[illegible] nicht [illegible]recht finde! Welche Bi[illegible] das h[illegible] Den?"

„Der General hob die Schulte[illegible] einfach seine Meinung, verehrte Freun[illegible] Herzo[illegible] die, zu verhindern, daß andere Frage aufs[illegible] und [illegible] zum Beispiel, die gleiche Bild?" sie zu lösen suchten. Kaufen Sie

Frau von Glückshofen war die Vorstellung, einige Louisdor in den Wind zu schlagen, war für sie nicht angenehm.

„Halten Sie dies für nöthig?"

„Gewiß!"

„Nun denn, lieber General, so besorgen Sie das für mich!"

„Allsobald!" sagte Herr von Gießen und erhob sich.

„Wer hat mir das gethan?" sagte Frau von Glückshofen laut und erregt, indem sie auf [illegible] abging und aufschrie vor Schrecken, als sie vor ihr stand; diese hatte vor dem Schrank gekniet und die Unterredung der Mutter benutzt, sich die kleine Gruppe reizender Porzellanfiguren zu betrachten, die sich in einem der Fächer befand.

Auf dies „Wer hat mir das gethan?" antwortete Flora: „Das weiß ich!"

Frau von Glückshofen war sprachlos.

„Das Bild habe ich gesehen, Mama! Der Ismael Ismaelsohn hat es hinübergetragen zu dem alten Sobrelli und Paul Stern hat es gemalt."

„Du sahst es?"

„Ja! Der Ismael, der Paul's Bilder verkauft, hat es mir gezeigt. O, es ist schön!"

„Ein Mädchen mit einem Armband?"

„Ja, das alte Armband! Ich sah es neulich bei der Hagar!"

„Was hast du bei Hagar zu suchen, du häßliches Geschöpf!" rief Frau von Glückshofen zornig.

Flora ließ den Kopf sinken.

„Ich wollte mir Spitzen holen, du hattest mir einen Thaler geschenkt."

„Und da zeigte sie dir das Armband?"

„Ja!"

Der Zorn der Mutter hatte das junge Mädchen in ihren Mittheilungen vorsichtig gemacht.

„Hat Hagar dergleichen Dinge offen daliegen?"

Flora antwortete nicht, denn nun konnte sie nicht mehr die Wahrheit sagen. Frau von Glückshofen befand sich in grenzenloser Aufregung.

Da zog man abermals die Klingel.

Ein Diener hatte ein Billet gebracht.

Der General schrieb:

„Theure Freundin! Zu spät! Das Bild ist verkauft und im Besitz der Frau Herzogin."

Frau von Glückshofen war dem Umsinken nahe. Flora schlüpfte davon, rief Jeanette, die mit allen möglichen Ohnmachten umzugehen verstand, eilte durch eine Nebenthür auf den Treppenflur und flog die ziemlich düstern Stufen hinauf. Im dritten Stockwerk war eine Thür weit geöffnet, eine zweite wurde von dem Mädchen hastig aufgemacht.

Ein von der Zeit stark mitgenommener Papierzettel verkündete, daß hier Hagar Ismaelsohn wohnte. Diese war im gegenwärtigen Augenblick nicht anwesend; in dem großen dunkeln, mit mancherlei Gegenständen angefüllten Zimmer befanden sich zwei junge Männer. Auf einem sehr alterthümlichen, hochlehnigen Armstuhl saß ein junger Mann, der sich selbst bei Flora's Eintritt nicht erhob; über die Lehne lugte ein spitzes, kluges Gesicht hervor, welches dem Ismael Ismaelsohn, dem Sohne der Hagar, gehörte, die hier eben wohnte. Den im Stuhle Sitzenden einmal zu sehen, genügt; man wird dies Gesicht so leicht nicht wieder vergessen: es gleicht dem eines Adlers; die dunkeln Augen blitzen scharf unter den düstern Augenbrauen hervor, die Lippen sind dünn, meist fest geschlossen; überhaupt hat das Ganze den Ausdruck von Festigkeit, Verschlossenheit; jedermann wird glauben, daß dieser junge Mann tagelang schweigen kann, daß er an geselligen Freuden weder Vergnügen findet, noch sie sucht. Nüchternheit, Festigkeit und Stärke drückt das untere Gesicht aus; die hohe, weite Stirn deutet auf Kunstsinn; das Ganze scheint das Gepräge eines Menschen zu sein, der mit dämonischer Willenskraft einen Zweck zu verfolgen vermag. So dehnt der junge Mann seine magern, herculischen Glieder in Hagar's altem Lehnstuhl; Flora ruft schon im Eintreten: „Dein Bild hat die Herzogin gekauft, Paul!" Dieser nickt gleichgültig, während Ismael hinter dem Stuhl hervorzischt:

„Drei Louisdor Gewinn hat der alte Sobrelli —"

Indessen hält Paul dem jungen Mädchen zwei Ringe hin und heißt ihm, einen davon zu wählen.

Flora sinkt in den nächsten Stuhl; mit Entzücken betrachtet sie die brennenden, feurigen Steine; Paul mustert sie mit dem Interesse des Malers; seine Stirn verfinstert sich, er schließt einen Augenblick die Augen — diesen Ausdruck zu fesseln, dies Entzücken in Flora's blumengleichem Gesicht!

Es kann uns nicht wundernehmen, daß in der Tochter der Frau von Glückshofen das Herz etwas spät erwacht — sie denkt im Augenblick nur an die Schönheit der Ringe, nicht an ihre etwaige Bedeutung. Ismael's kleine Gestalt hat sich indessen an den Tisch herangegeben — er stemmt die Arme auf und sagt:

„Nun wählen das gnädige Fräulein — den Rubin oder den Smaragd!"

„Ach, Paul, ist die Wahl schwer!"

„Einer hat die gleiche Bedeutung wie der andere!"

„Wählen Sie den Rubin, Fräulein, den Rubin!" drang Ismael mit ungefordertem Rath in das Mädchen.

Die Zeit drängte — Flora entschied sich für den Rubin. Ismael ergriff rasch den andern Ring und barg ihn in einem sichern Fach.

„Lies die Devise!" sagte Paul.

„Treu bis in den Tod!" buchstabirte Flora langsam heraus und wiederholte diese Worte mit Emphase. Im Grunde hatte sie von der Treue sowol wie vom Tod sehr unvollkommene Begriffe.

„Es gilt!" sagte Paul und hielt ihr die Hand hin. Der Ausdruck seines Gesichts ließ keinen Zweifel, daß er seinerseits den Sinn der Devise vollständig verstand.

Flora legte ihre Hand in die des Malers. Ein gefährlicher Bund!

In diesem Augenblick trat Hagar Ismaelsohn in das Zimmer. Sie legte ein kleines Bündel auf die Erde, ihr großes, nicht allzu sauberes Shawltuch darauf und sagte:

„Habe ich einen Auftritt gehabt mit der Frau von Glückshofen! Kommt die Jeanette und ruft mich zu ihrer Gnädigen — Da ist ja das Fräulein Flora!"

„Ich muß hinunter, Hagar!"

Flora barg den Ring und sprang davon.

„Wollte sie wissen, wie das Armband auf das Bild komme — das Perlenarmband. Ich habe geantwortet: «Mein Kind, mein Sohn, der Ismael, hat es gezeigt seinem Freunde, dem berühmten Maler Stern. Kann man seine Habseligkeiten nicht zeigen dem eigenen Sohn und kann der eigene Sohn diese nicht wieder zeigen

dem Freunde, der ihm Wohlthäter ist?» «Ihr habt das Armband!» schrie sie mich an. «Was für ein Armband?» fragte ich; «es gibt der Armbänder viele.» Sie soll es nicht haben, gewiß nicht — nie — so wahr ich Hagar heiße!"

Hagar Ismaelsohn war eine kleine, hagere Frau, die ihren Monolog mit aller Lebhaftigkeit einer südlichen Natur hielt. Keiner der jungen Leute unterbrach sie; Ismael lächelte schlau vor sich hin und Paul erhob sich und streckte die Glieder wie ein erwachender Löwe. Dann ging er davon und ließ Mutter und Sohn allein.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, so schob Hagar hastig den Riegel davor, ging nach einem alten Schrein, vor dessen geöffnete Klappe sich Ismael gleichfalls stellte, nahm ein Schächtelchen heraus und zog aus demselben fünf Schnuren köstlicher Perlen, zusammengehalten von einem Medaillon, auf dem sich das Bild eines jungen Mädchens befand.

„Ismael, merke es dir wohl, hier oben im dritten Fach liegt es verborgen! Hier, stoß an den kleinen Nagel da und die Klappe wird aufspringen! Wer das nicht kennt, findet den Kasten nicht! Sie sollen ihn nicht finden!" sagte Hagar, warf das Armband hinein und schloß den Schrank.

Ismael nickte ihr zu, trat an das Fenster und trommelte an die Scheiben; es ärgerte ihn der Gewinn, den der alte Sobrelli an dem Bilde Paul's gehabt hatte.

Indessen finden wir am entgegengesetzten Ende des Ganges einen alten Mann vor einem halbvollendeten Bilde stehen. Es war Paul's Vater. Mit Entzücken hingen seine Augen an dem Werke des Sohnes. Als dieser eintrat, setzte sich der Vater auf den vor der Staffelei stehenden Stuhl und reichte dem jungen Mann die Hand.

„Ich habe die Ahnung dessen gehabt, wozu dir die Schöpferkraft gegeben ist. Paul — mein Wollen und dein Können stehen, denk' ich, in einer geheimnißvollen Beziehung zueinander; mein Wille erstrebte die höchsten Gebilde der Kunst; vor meinem innern Auge stand — dies" — er zeigte auf das Bild — „aber das Können war mir nicht gegeben. Das hat mich oft tief betrübt! Ich habe lange dem Geschick bitter gegrollt und erst mit den reifern Jahren kam mir der Trost, daß ein anderes Leben mir dermaleinst die mangelnde Kraft geben würde — eine Wiedergeburt nach dem Tode. In jenen innern Visionen sah ich den ersten Keim, der hienieden keine Entfaltung fand. So wähnte ich. Da wurde mir

in dir
Können
worden
Die Kraft geboren —
dort, wenn mein Wollen
ist?"
nahe.
Paul's Vater stand
sein
Er litt an einem
Wohn
einziger Weg war
Kunst
Zimmer hinein in das Atelier
loses
hatte dem unbemittelten Paul
Leben bereitet; er konnte
leiden,
ungestört von den Drangsalen der
konnte
er die Hände ruhen lassen. Paul
zu den Betrachtungen des Vaters,
lagen dergleichen Anschauungen fern.
fühlsleben war noch ziemlich ungeordnet,
flexionen ihm vollkommen fremd.
ihm eine Eingebung,
den Pinsel zu führen.
hatte ihn skeptisch gemacht;
bungen seines Genius
Skelete seiner Akademie
schuf, ein Gefühl,
und als trete aus diesen
als Dämon.
jedes seiner Werke.
halbvollendeten Bilde,
eines Abgrunds spielte.

Eine waldige Gegend zeigt uns
wie es deren viele gibt. Ohne
nung zeichnet diese Gebäude
sion aus. Es müssen Bildsäulen
schlechte; es muß ein weitläufiger
wenn auch in den dem Schlosse
Theilen etwas verwildert. Springbrunnen
Wasser; eine Orangerie, an der die
Landesfarben gestrichenen Kübel
eine Baulichkeit, die, aus der Ferne
Effect macht, in der Nähe aber
bröckelndes zeigt. Diese Orte
einen Frauennamen mit dem
so heißt denn auch das vor
tauchende Gebäude Helenenruh.
landesfürstlicher Besitz, den
Genehmigung des fürstlichen
beliebtem halbitalienischen
so wenigem Kostenaufwand
lich. Helenenruh war
Möbel, eine Phantasie,
seiner Gemahlin in
ren erlaubte und
rung deutlich darthat,

gänglich ſind wie alles im Leben. Jetzt war Helenenruh im Innern jedoch ziemlich glänzend ausgeſtattet; drei herzogliche Witwen hatten das Schloß bewohnt und eingerichtet und jetzt diente es der regierenden Herzogin ſeit beinahe zwanzig Jahren zum Aufenthalt, die trotz des Gemahls eine Art Witwe war. Das Schönſte um Helenenruh, die edeln Formen alter Bäume, wiegen ſich im leichten Lufthauch, über den großen Raſenplatz ſtolzirt ein alter Kranich wie ein botaniſirender Profeſſor. Das Jahr iſt noch nicht alt, der Roſenmonat erſt im Beginn. Den Staub hat ein Gewitterregen gelöſcht, die Blätter an den Bäumen und am Strauchwerk zeigen das kräftigſte Grün, hier und da ſind ſie beſäet mit weißen Jasminblüten oder einigen im Schatten noch ungebleicht gebliebenen Hollundertrauben — der Kranich ſetzt ſeine Wanderung fort und entdeckt wirklich hinter einem Bouquet rieſigen Mohns den erſten kleinen Froſch.

Die Herzogin mochte eben von einer Spazierfahrt zurückgekehrt ſein. Ein Paar ſchöne, aber alte Wagenpferde werden nach einem Stall geführt, in dem ſie die einzigen Bewohner ſind; der Raſenplatz zeigt ein ſteinernes Pferd, auch einen Mann, der ſich bemüht, es zu bändigen — den alten Gäulen der Herzogin gegenüber beinahe eine Ironie. Marianne, die allesgeltende Kammerfrau, hatte die hohe Dame eben von Hut und Mantel befreit, dieſe ſelbſt ein paar Worte an ihren Papagai gerichtet, der grämlich auf ſeiner Stange ſaß; dann trat die Herzogin in ihr Cabinet, Marianne ſchloß hinter ihr die Thür. Es lag irgendeine Beunruhigung auf der ſtillen und würdevollen Bewohnerin von Helenenruh. Sie trat an ein Fenſter und blickte wie erwartungsvoll hinaus; aber nichts regte ſich in den Alleen, die man hier überblicken konnte. Habe ich recht gethan? ſagte die Fürſtin nachdenklich in ſich hinein — Die Meinung war eine gute: ich wollte das Mädchen ſchützen, ja retten! Retten, wer ſich ſelbſt verloren gibt!

Das Auge der Fürſtin ſtreifte gedankenlos über die Gegenſtände im Zimmer und haftete endlich auf dem Bilde Paul Stern's.

„Was mir dies Bild zu denken gibt!“ ſagte ſie und muſterte es, wie ſie, ſeit ſie es beſaß, wol täglich that. „Dies Bild iſt ein Räthſel, an dies Armband knüpfen ſich die düſterſten Erinnerungen! Hier im Bilde finde ich's wieder, ſo treu, als müßte ich's an mich reißen, damit vor den Herzog treten —“

Das Geräuſch von Rädern unterbrach der Herzogin Sinnen.

Ein leichter Wagen kam heran. In der einen Ecke lehnt, in einen dunkeln Plaid gehüllt, ein junger Mann, der einzige erſt kürzlich von einer weiten Reiſe zurückgekehrte Sohn des herzoglichen Paars. Er ſummt eine Opernmelodie zwiſchen den Zähnen und folgt mit den Augen den beiden großen keuchenden Hunden, die neben dem raſch dahinbrauſenden Wagen einherlaufen. Prinz Eduard war ſonſt kein eben oft vorſprechender Gaſt in Helenenruh; auch jetzt war nicht die blaſſe, würdevolle Mutter der Magnet, der ihn nach dem ſtillen Schloſſe führte, ſondern Flora von Glückshofen.

Ja, Flora Glückshofen, die von der frommen Herzogin aus reinſter Chriſten-, ja Feindesliebe die Stelle einer Hofdame erhalten. Flora Glückshofen iſt die raſch zurücktretende weibliche Geſtalt, die der Prinz mit aller Heftigkeit hinauf nach dem Fenſter grüßt. Flora trat vor ihren Spiegel — einige Monate bringen in einem Mädchenleben eine merkwürdige Entwickelung hervor. Flora ſcheint alles Kindliche von ſich geſtreift zu haben. Stolz, Schmeichelei, Selbſtbewußtſein haben an der reichen Blume nichts verdorben, ſie haben ihr nur den narkotiſchen Duft einer Giftpflanze gegeben. Welch beſtrickende Schönheit, jenes perlengleiche, reine Weiß wie belebter Marmor! Welche Vollendung der Formen! Flora lächelt hinab. Sie weiß, daß der Ankommende zu ihren Füßen ſchmachtet. Das alte Haus in der Grafenſtraße — was iſt aus Paul Stern geworden? Hat er Flora vergeſſen oder ſie ihn? Lacht er über die Deviſe unter dem Rubin: „Treu bis in den Tod!“, oder hat er darunter gedacht oder geſchrieben: „Alles iſt eitel!“?

Flora hätte die Grafenſtraße am liebſten vergeſſen. Nicht als ob Helenenruh ihr Leben ausgefüllt hätte, aber es war der erſte Schritt dazu.

Die arme Herzogin trat dem Sohne immer ernſter entgegen. Wer aber kümmerte ſich darum? Fräulein von Gleichen, die erſte Hofdame, wiegte bedenklich den Kopf und blieb neutral; Herr von Friedrichsborn, der Herzogin Kammerherr, wagte gar nichts zu denken; nur Marianne erinnerte an die Fabel vom Baſilisken, der mit ſeinen Blicken zu tödten vermag. Die Herzogin hatte eine Schlange an ihrem Buſen geborgen und litt tief unter dieſer Ueberzeugung; doch blieb ſie mild und liebevoll gegen die Ruheſtörerin. Ein großer Theil von deren Schuld lag allerdings in ihrer

Schönheit — das sagte sich die fromme Frau, und bekämpfte jede Aufregung mit dem uralten und ewig sich bewährenden Heilmittel des Gebets.

Frau von Glückshofen — Flora — so dachte sie auch jetzt, als Flora ihr im anstoßenden Grünen Saal entgegenkam. Ein tiefes Weh kam über sie — gebrochene Blumen ringsum, die man tückisch ihren Händen entwunden — die anmaßende Herzlosigkeit einer herrschsüchtigen Frau gegenüber der würdevoll duldenden Hoheit eines gekränkten Weibes.

So standen beide Frauen sich gegenüber seit zwei Jahrzehnten.

Die Herzogin läßt die ganze Pein über sich ergehen, Zeugin zu sein, wie der Sohn in blinder Leidenschaft rücksichtslos nur Sinn, nur Auge, nur Gefühl für Flora hat. Ihre Wangen werden dabei immer bleicher; sie lehnt in ihrem Stuhl; jedes angeknüpfte Gespräch ennuyirt den Sohn; auch Flora ist verlegen — sie mag diese offenkundige Huldigung nicht. Aber der Prinz hat den ungestümen Charakter seines Vaters; aus welchem Grunde sollte er sich Zwang auferlegen? Die ausweichende Haltung Flora's reizt ihn zum Zorn, er hält sie für der Mutter Werk; erst der Spätabend beendet die Leiden der armen Herzogin.

Auch in dem alten Hause der Grafenstraße hat sich manches verändert. Paul's Vater ist gestorben. Flora war damals schon in Helenenruh. Paul legte ihn in die stille Erde und hatte ein Gefühl beinahe der Erleichterung; es gab kein Band mehr, das ihn fesselte, das war gut. Jetzt treffen wir ihn in einem wüsten hohen Gewölbe im Erdgeschoß jenes Hauses in der Grafenstraße. Bilder, Studien, riesige Entwürfe bedecken die Wände und den Fußboden. Paul Stern liegt im Winkel dieses Raums auf einem einfachen Ruhebett. Auch er hat sich verändert; ist er krank? Gegen damals sieht er wild und verkommen aus, wie ein gefangener Löwe. Sein Anzug ist nachlässig; er hat die Hand in die tiefschwarzen, krausen Haare vergraben und macht den schlimmsten Kampf durch, welcher der Menschenseele auferlegt werden kann. Er zweifelt an sich, an seinem Genius. Seine Schöpferkraft ist gelähmt, vielleicht infolge körperlicher Leiden; denn seine Wangen sind hohl und eingefallen, seine Gestalt erschreckend mager.

Da wird die Thür geöffnet und Ismael

Ismael Sohn tritt herein.
zu ben
„Sei
„Der Stern!"
Ismael. Maler richtete
„Herr Stern, ich komme zu
lich Wort! Wie lange soll das
sind Sie? Ein großer Maler, der größte
Zeit! Was wird aus Ihnen werden, wenn
fortfahren, so vor sich hinzustarren, nichts zu
len? Was? Ein Kranker, ein Gebrechlicher! Ich
sage nichts mehr, Herr Stern! Ich habe
sprochen zu Ihnen als Freund, als wahrer
Freund!"

„Laß mich, Ismael, die Bilder taugen nichts!"

Ismael hatte sich erhoben und ging prüfend umher.

„Soll mich Gott stärken! Die Bilder taugen nichts? Warum taugen die Bilder nicht? Weil sie nicht fertig sind! Kommen Sie, Herr Paul Stern! Malen Sie fertig das Bild: «Das Mädchen am Brunnen»! Schön verkauf's nicht dem alten Sobrelli, auf Ehre nicht dem Sobrelli, und wenn er mir bietet zweihundert Louisdor! Er wird sie nicht bieten, die hundert Louisdor, aber ich reise damit zu dem berühmten Bilderhändler, der seinen Wohnsitz hat nahe Strasburg."

Händeringend ging Ismael umher. Was sollte aus ihm, aus Ismael Ismaelsohn werden, wenn Paul nicht mehr malte? So ging er von einem Fragment zum andern, jammernd, taxirend, prüfend, zählend.

Paul hörte ihn kaum. Da faßte Ismael einen großen Entschluß. Er setzte sich neben Paul Stern und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Der Maler zuckte zusammen, als ob ihn ein Blitzstrahl getroffen.

„Ich halte Wort, Herr Stern!"

Paul sah ihn ungläubig an —

„Ich halte Wort, Paul Stern, so wahr ich Ismael Ismaelsohn heiße!"

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Timoleon der Bürgerfreund.

Von Karl Neumann-Strela.

III.

Vom 22. zum 23. Februar 1735 verbrachte der Kaufherr Matthias Rendorp eine schlimme Nacht. Unser Principal, sonst allen übrigen voran, lag am

Morgen noch ſo feſt zwiſchen den Kiſſen, daß man annehmen konnte, die Uhr auf dem Nikolaithurm habe den Weckruf gänzlich verſäumt. Doch nein, ſie hatte wie gewöhnlich gerufen: Es iſt Zeit! doch Rendorp hatte diesmal nichts davon vernommen; eine ſchlimme Nacht — wie geſagt! der Schlummer war ihm fern geblieben, er hatte ſich vom rechten aufs linke Ohr gewälzt und hin und her gedacht. Was denn? Sein ganzes Leben war an ihm vorübergezogen; bald hatte er ſich als Kind, als Schüler, bald als Gatten geſehen, und dann hatte er das Haupt ächzend in das Kiſſen gedrückt, weil er ſich jenes Tags erinnert, an dem man ſein treues Weib heraustrug, nachdem es Philippinen das Daſein gegeben. Woher waren dieſe Gedanken gerade in dieſer Nacht gekommen? Ja, ſo hatte Herr Matthias ſelber fragen müſſen, nachdem der bleiche Morgen in die Kammer geſchaut — und da war ſeine eigene Antwort geweſen: Der „Timoleon" iſt an allem ſchuld! Der hat mich alten Mann redlich um den Schlaf gebracht!

Der „Timoleon"! Vor dem hatte Rendorp kaum mehr fliehen können. An der Börſe war die Rede davon, die Straßengänger ſprachen darüber, Collegen, welche in ſeine Schreibſtube traten, vergaßen über „Timoleon" ſchlechte Curſe und engliſchen Getreidemarkt — kurz: „Timoleon der Bürgerfreund" an allen Ecken und Enden. Zuerſt hatte Herr Matthias dazu geſchwiegen, nachher geflucht, ſpäter wieder geſchwiegen und ſich endlich geſagt: Merkwürdig bleibt's doch! Selbſt meine verſtändigen Collegen ſind aus dem Häuschen gerathen und bisjetzt hat noch niemand in der ganzen Stadt das Trauerſpiel zu Geſicht bekommen. Iſt das ein Geſchrei, als ob Hamburg brenne! Was wol dahinter ſein mag? Wenn ich mich in abgetragene Kleider würfe und ganz heimlich — aber pfui, Alter, worauf ertappſt du dich? Noch an deinem Lebensabend die Gauklerbude betreten und den feiern ſehen, der dich und dein Kind betrogen — welch ein Gedanke! — Doch wehre dich, Alter, ſoviel du nur willſt! ſpricht eine unſichtbare Stimme. Die Neugierde, dieſes Vorrecht deiner Jahre, iſt einmal erwacht, und zurückdrängen läßt ſie ſich wol, aber niemals gänzlich bekämpfen. Gib Acht, am 23. Februar wirſt du allen deinen Anſichten, deinem feſteſten Vorſatz plötzlich ungetreu!

Und wahrlich! Je näher der Tag der Aufführung heranrückte, deſto öfter war jener Gedanke in Rendorp's Bruſt wieder aufgeſtiegen. Und immer zorniger war er über ſich ſelbſt geworden, ſo kopfhängeriſch war er einhergeſchritten, als ob er auf dem Wege wäre, ſeinen Bankrott anzumelden. Nun war die letzte Nacht gekommen. Kein Schlaf, nur Gedanken, Gedanken. Jene Idee, ſie hatte etwas gar zu Verlockendes, doch auch wieder ihr ſehr Gefährliches: wenn man ihn, trotz eines einſamen Platzes und der abgetragenen Kleidung, erkennen, wenn man rufen würde: „Sieh' da, Herr Senator Rendorp, der unverſöhnliche Feind der Komödie, alſo doch ausgeſöhnt?" Was dann? O, er würde vor Scham in die Erde ſinken, vergehen müſſen. Aber es könnte auch gänzlich anders kommen. Warum ihn erkennen? Der aufgeſchlagene Rockkragen, die Pelzmütze würden genügend ſchützen, und wenn er ſeinen Platz gar hoch oben zwiſchen Knechten und Mägden nehme, ſollte es doch unmöglich werden — und bei dieſer Gelegenheit bekäme er auch zu ſehen, wie's eigentlich im Theater zuginge. Denn einer Vorſtellung hatte er in ſeinem ganzen Leben nicht beigewohnt. Sein Leben — ja das war bei der mehr und mehr erwachenden Begierde in dieſer Nacht an ihm vorübergeſchritten und natürlich hatte er ſich dabei die Frage vorgelegt: Wie iſt es eigentlich gekommen, daß du dich nie durch eigenen Augenſchein von dem Gegenſtand deines Haſſes überzeugteſt? — Nichts erklärlicher als das. Was dem Kinde gelehrt wird, ſchlägt ſo feſte Wurzeln, daß ſie der Jüngling nur in den ſeltenſten Fällen auszurotten vermag, und dieſer, wenn er Mann geworden, ſtreift nur höchſt ſelten das ab, was von Einflüſterungen, vom Anſchluß an Vorurtheile kleben geblieben. Das war auch an Rendorp wahrzunehmen. Seine erſte Jugend fiel in jene Zeit, wo Anton Reiſer, Paſtor an der St.-Jakobikirche, gegen die Komödie, dieſes „Ei Lucifer's", zu Felde zog, und da ſein Vater bewundernd zu dieſem Vorläufer Götze's aufſchaute, ſo läßt ſich denken, daß das Kind frühzeitig vor dieſem „Ei" gewarnt wurde. Später ward dann Reiſer's würdiger Nachfolger, ein Doctor Mayer, Vater Rendorp's Herzensfreund, und als dieſer bald darauf das Zeitliche ſegnete, nahm ſich Mayer des Jünglings in dem Grade an, daß er ihn nach beſtem Gewiſſen erzog, unterrichtete, ſtets im Auge behielt. Was daraus geworden? Die ausgeſprochenen Anſichten, das Verfahren des Senators Matthias Rendorp haben es uns gelehrt; niemals hat er wieder abzuſtreifen vermocht, was von der Erziehung haften geblieben.

Nun ſchlug die Thurmuhr eine volle Stunde und da endlich verließ Herr Matthias ſein Lager. Wie war ſein Kopf ſo wüſt und wie ſo mürriſch klang ſein „Guten Morgen!", mit dem er Schuchert und Bloom begrüßte! Dann nahm er die „Hamburger Nachrichten" zur Hand, aber die Buchſtaben tanzten hin und her; dann wollte er ein Schreiben aufſetzen, doch die Feder zitterte und das Papier war bald weiß, bald grün. O, der Verſucher, der Verſucher! Daß er auch gar nicht wich — immer lieblicher lockte er. So verging der Vormittag. Nichts hatte Rendorp beginnen können. Dann kam die Suppe auf den Tiſch und der Hausherr war ſchweigſamer und nachdenklicher als je. Zum Mittagsſchläfchen fehlte alle Ruhe. Als die Dämmerung eintrat und einzelne Rufe: „Wohin, Nachbar?" „Welche Frage? Natürlich zur Neuberin!" — als dieſe Rufe auf der Straße ertönten, war's nun vollends mit Herrn Matthias aus. Noch einmal reifliche Ueberlegung: Wäre ein Erkennen denkbar? Nein, in ſchlechter Kleidung nicht! Könnte mein Verfahren Anſtoß erregen? Unmöglich, da niemand den Senator in mir ſuchen wird! Und darauf feſter Entſchluß: Wohlan, ſo wag' ich es!

Er öffnete die Thür und rief Chriſtine herbei. „Geh' auf den Hausboden, räume die Kleiderkiſte aus und bringe mir den ganzen Inhalt herunter! Aber hurtig, ich habe Eile!"

Die Magd ſah ihn darauf an, als traue ſie ihren Ohren nicht. Doch drängte er noch einmal zur Eile und da ging ſie kopfſchüttelnd hinaus, dem Befehl Folge zu leiſten. Großer Gott! Nun war's richtig! Was ſie ſchon damals, als ihr Herr gleich einem Raſenden aus dem Hauſe ſtürzte, gefürchtet, war jetzt eingetroffen: Uebergeſchnappt iſt er! Ach, der Aermſte! Ach, ſein unglückliches Töchterchen! dachte ſie und ſtieg die Treppe ſchluchzend empor.

Wenige Augenblicke darauf durchwühlte Rendorp längſtausrangirte Röcke und Beinkleider. Die ſchlechteſten dünkten ihn noch immer zu gut, bis er endlich Kleidungsſtücke auserkor, welche zu ſeiner Abſicht nichts zu wünſchen übrig ließen. Gegen dieſe vertauſchte er nun das ſtattliche Habit und ſchlich ſich dann leiſe davon; ja als er an Philippinens Stube vorüberkam, trat er gar ſo heimlich wie ein Verbrecher auf. Unnöthige Vorſicht. Wäre die Thür auch geöffnet geweſen, Philippine hätte den Vater doch nicht bemerkt, denn in ihren Augen brannten Thränen und ihre Gedanken waren fortgeflogen, weit fort. Wo mochte er weilen? Ob er der „Treue bis zum Grabe!" vergeſſen? Ob die Triumphe ſein wundes Herz betäuben, heilen würden? Nein, nein, er gedenkt meiner jetzt wie in jeder Stunde! ruft mein Innerſtes mir zu, und ich weiß, ich weiß, er flieht den Ort, wo Begeiſterung ſeiner wartet! Er iſt daheim in ſtiller Kammer und denkt an mich und hofft auf das Morgenroth, das doch hereinbrechen muß, denn Gott iſt die Liebe!

Unterdeſſen hatte Herr Matthias die Bude erreicht. Um ſich einen Weg durch die Menge zu bahnen, mußte er Stock und Ellbogen zu Hülfe nehmen. War das ein Tumult, als ob mindeſtens der Prinz von Dänemark einzöge! Endlich ſah Rendorp die Kaſſe vor ſich, an der die Null, Johann Neuber, ſaß. „Eine Karte für die Galerie!" Seine Stimme zitterte bei dieſer Forderung. „Wird wol kaum Platz für eine Fliege da oben ſein! Er muß ſich gehörig drücken!" Er! Viel hätte nicht gefehlt und der Senator wäre aus ſeiner Rolle gefallen. Schon hob er den Stock, dem ehrloſen Komödiantenflegel eins zu verſetzen, aber noch zu rechter Zeit beſann er ſich und ſchluckte das Er hinunter.

Geprahlt hatte Neuber nicht. Die Leute mußten ſich wie die Heringe in der Tonne drücken; allein ſie fühlten mit dem Ankömmling Mitleid und rückten noch ein wenig mehr zuſammen. So ging's denn. Scheu lugte Herr Matthias unter dem Mützenſchirm hervor und ſah ſich im Kreiſe um — Himmel! war jenes corpulente Weib nicht die Magd ſeines Nachbars, des Beutlers Werkenthien? Und jener Mann dort mit der Branntweinnaſe und dem Pflaſter auf der rechten Wange — mein Schuſter! Wenn der mich hier wittert! dachte Rendorp und zupfte den Rockkragen noch höher und zog die Mütze noch tiefer. Kalt war's draußen und kalt in der Bude, aber Herrn Matthias ward es nun doch warm, zu warm; die blanken Tropfen ſtanden ihm auf dem Geſicht.

Jetzt donnerte eine Stimme neben ihm: „Geht's nicht bald los? Wie lange ſoll man warten?" Und dieſer Ausruf des Misbehagens fand vollſten Anklang. Sofort erwachten ein Dutzend Echos, Stöcke wurden auf den Boden geſtoßen, die Füße wurden in Bewegung geſetzt — vergebens gebot die Polizei Schweigen und drohte mit der Waffe. Da ſagte ſich Rendorp: Nun, da haben wir's! Ich habe nicht zu ſtreng über dieſe Luſtbarkeit gedacht. Iſt das eine geſittete Verſammlung?

Bin ich nicht unter Unruhſtiftern, unter rohen Menſchen? Nein, Alter, das iſt keine Geſellſchaft für einen Mann deinesgleichen, augenblicklich kehrſt du in dein ſtilles Haus zurück — und er wandte ſich ſchon . . .

Aber er blieb dennoch, denn in dieſem Augenblick hob ſich die Gardine. Die Ermordung des Tyrannen Timophanes zu Korinth durch ſeinen eigenen Bruder Timoleon — das war der Inhalt von Behrmann's Tragödie. Auftrat Awadina, Timophanes' Weib, um ihren Vater zu beklagen. Ihr Gatte wolle ihn tödten, weil er ſich gegen ſeine Herrſchaft auflehne. Da nahten Aeſchylus, ihr Bruder, und Timoleon. Jener bat, er möge Timophanes umſtimmen, allein Awadina, der Roheit ihres Gatten gedenkend, mahnte davon ab. Darauf ſprach Timoleon:

Was? Soll ich meiner ſchonen,
Da Bürger in Korinth für ihn nicht ſicher wohnen?
Ich gönne der Gewalt nun ferner keinen Platz!

„Recht ſo!" rief einer der Zuſchauer, und der Senator dachte: Ein edler Menſch, dieſer Timoleon! Begierig bin ich doch, was er mit dem Scheuſal, dem Timophanes, beginnen wird.

Nun trat die Mutter dieſer Brüder, Demariſtia, in die Scene. Sie wollte mit ihrem harten Sohne reden und alles verſuchen, ſeinen Sinn zu ändern. Dies geſchah nun auch, allein der Tyrann verſetzte, daß er niemand, ſelbſt ſeinen Bruder nicht, ſchonen werde, deſſen Haß ihm nicht verborgen ſei. Damit ſchloß der erſte Aufzug.

„Weißt du, was wir müſſen?" ſagte jemand in Rendorp's nächſter Nähe. „Wir müſſen dem Dichter ein Vivat bringen! Ich werde anfangen, du fällſt ein und dann —"

„Das wäre überflüſſig, Behrmann iſt nicht hier", unterbrach der andere. „Als ich vor ſeinem Hauſe vorüberging, brannte Licht in der Schreibſtube."

Nicht hier? ſagte ſich Herr Matthias. Ei, da möchte ich doch wiſſen, was den Menſchen abhalten könnte —

Aus dem Munde ſeines Nachbars ſollte er Belehrung empfangen. „Du", ſprach der jetzt wieder zum Nebenmann, „der Georg Behrmann iſt ſo ein rechter Duckmäuſer geworden. Die verwünſchte Liebesgeſchichte mit der Rendorp'ſchen Tochter! Die allein hat ihn griesgrämig, ſcheu gemacht. Nirgends iſt er mehr zu ſehen. Ich ſage dir, wenn ich den alten Rendorp, dieſen Schwachkopf, dieſen Dummkopf, 'mal ſo recht durchbläuen könnte, ei, das wäre eine wahre Luſt für mich!"

Wie der Senator dieſe Schmeicheleien vernahm, fuhr es denn doch wie ein Krampf in ſeine Finger. Schon war er bereit, dem Schmeichler auf fühlbare Weiſe Dank zu ſagen — da, zu ſeinem Glück, rollte der Vorhang wieder empor. „Ruhe!" ſchrie Rendorp jetzt, worauf der edelgeſinnte Nachbar fragte: „Du glaubſt wol, daß ich taub bin?"

Die Scene hatte ſich verändert. Aeſchylus berichtete ſeiner Schweſter Awadina, was der gefangene Vater zu ihm geſprochen. Herr Matthias ward mehr und mehr Ohr. Er fand, daß etwas ſo Rührendes, Erſchütterndes in dieſer Mittheilung läge; er fühlte, wie ſein Herz ſich förmlich zuſammenzog und wie es in ſeinen Augenhöhlen ſo merkwürdig feucht ward, obgleich er dachte: Ach, Alter, du biſt ein rechtes Kind! Es iſt ja alles Komödie! Aber da nützte kein Denken, keine eigene Ueberredung. Immer mehr zog das Spiel ihn an, immer größer wurde ſein Haß auf den Tyrannen Timophanes, dem er die grauſamſten Strafen wünſchte; immer erſchütternder dünkte ihn Aeſchylus' Bericht, und jetzt, als dieſer die Worte wiederholte, welche der Gefangene am Schluſſe geſprochen:

Ich will ehrwürdig ſein, kein Bürger ſoll mich haſſen,
Verräth'riſch ſterb' ich nicht, Sohn, ich will treu erblaſſen!
Wer Ehr' erlangen will, muß Furcht und Schande fliehn.
Ich will nichts Sträflich's thun, mich nicht der Pflicht entziehn,
Der Pflicht, wozu mein Eid der Bürger mich verbindet!
Der Pflicht, die man zwar lehrt, allein weit mehr empfindet!
Erweckt mein Beiſpiel dich, ſprichſt du Tyrannen Hohn,
So biſt du meiner werth, ſo folgſt du mir, mein Sohn!
Nicht Henker und nicht Beil macht mich von Freiheit weichen,
Ich kann nie rühmlicher als für den Staat erbleichen! —

als Rendorp jetzt das vernahm, war er der erſte, welcher dem Acteur zurief: „Noch einmal! Noch einmal!" Viel hätte nicht gefehlt, und er hätte die Mütze vom Kopfe geriſſen und ſie jauchzend geſchwungen. Wie konnte ich das in einer Gauklerbude ſuchen! Komödie? Nein, das iſt keine Komödie mehr, das iſt Wirklichkeit, Wahrheit! Der Tauſend, der Behrmann! Wie hätte ich ahnen können, daß in dem Behrmann ſo viel Gemüth, ſolch eine Kraft und ſolche Anſchauung ſteckt! Wäre er hier, ich müßte ihm um den Hals fallen und ihm von ganzem Herzen danken, obgleich er mein — Feind iſt!

Nun trat der Tyrann auf. Awadina machte den Verſuch, ihn mit Timoleon auszuſöhnen; allein Timophanes wies dieſes Anſinnen zurück und eiferte gegen die Bürger, die ſtets in Zwietracht lebten und ſich gegen jede Größe empörten, worauf Awadina verſetzte: Nicht das ſeien Bürger, wie er ſie ſchildere, ſondern

Ein wahrer iſt nur der, der ſtets zurückeſetzt,
Was Amt, Gewiſſen, Eid, Rath, Volk und Staat verletzt;
Der nimmer herrſchen will, nur auf Befehl regieret,
Und, wenn er endlich muß, ſein Amt mit Zittern führet;
Der, wenn er Richter iſt, den Schuldigen beklagt
Und ihm, indem er ſtraft, nie Rath und Troſt verſagt;
Der willig überſieht, wenn man aus Schwachheit fehlet,
Und, wenn es Bosheit iſt, die ſchärfſte Strafe wählet;
Der Wohlfahrt, Ruh' und Fleiß dem Staate willig ſchenkt;
Der frei und redlich ſpricht und frei und redlich denkt;
Der Schätze nie für ſich, nur für den Staat erſpart;
Der, wenn die Noth es heiſcht, ſie nicht aus Geiz bewahrt;
Der, was er auch erwirbt, der Vaterſtadt erwirbet;
Der für die Bürger lebt und für die Freiheit ſtirbet.
Wie ſicher, wie beglückt, wie ruhig iſt der Staat,
Dem nicht ein Fürſt befiehlt, der freie Bürger hat!

Herr Matthias ſtand ſtarr und ſtumm. Er hörte nicht, was der Tyrann darauf erwiderte; er wehrte der Thräne nicht, die über ſeine Wange rollte, zürnte der Stimme in ſeiner Bruſt nicht, die da ſprach: Gott im Himmel droben, das iſt wie die ſchönſte Predigt! Daraus kann der Menſch lernen! Danach muß er ſich richten, um ein braver, ein echter Bürger zu werden! Und das hat Georg Behrmann, mein Feind — Nein, nein, Rendorp, er, der das geſchrieben, ſoll dein Freund wieder ſein, ſoll wieder dein ganzes Herz haben, das warm und dankbar für ihn ſchlägt! Hin will ich auf der Stelle! Sagen will ich: Georg, ich hörte einmal, jede Disharmonie ließe ſich in Harmonie auflöſen, und darum — meine Gläſer daheim haben einen ſchönen Klang! Wenn die aneinanderklingen, iſt's gerade wie ein einziger glockenheller Ton — und darum wollen wir ſie harmoniſch klingen laſſen und jede Disharmonie mit goldenem Rüdesheimer hinunterſpülen! Vergeßt alles, Georg! Seht her: der alte Mann, dem's bei Eurer Dichtung ward, als wäre er in der Kirche geweſen, nimmt nun Eure und Philippinens Hand und legt ſie ineinander und ſpricht ſeinen beſten Segen! . . . So rief die Stimme in ſeiner Bruſt und mahnte: Thue es gleich! Und da hatte er denn kein Ohr mehr für die Worte, welche der Tyrann auf Awadina's Schilderung folgen ließ; hinwegeilte er mit ſo ſichtlicher Erregung, daß ſein Nachbar meinte: „Der Menſch kam vor. Glaub's wohl, in ſeinem Kram. Rendorp'ſchen Sorte! ich ihm nur einmal die ein einziges mal durchgerben, wär's für mich!“

„Und ich würde gern dabei helfen“, verſicherte der Nebenmann.

Herr Matthias befand ſich bereits auf dem Platze. Er lief mit ſeinen Gedanken um die Wette, aber jetzt, auf dem Gänſemarkt angekommen, hielt er doch plötzlich ein; Wenn Behrmann nun ſpräche: Geh' du ſammt deinem Kinde! Wenn er die Hand zurückſtieße — was dann?... Wie Rendorp das bedachte. Dichter des „Timoleon“ [illegible] Ehre er, was er dem den Verſuch wagſt. [illegible] bitten habe; zugleich mußte er ſich ſagen: [illegible] fordert, daß du

Georg's Fenſter waren hell. Da ſaß er, die brennende Stirn ſtützend. Dreimal hatte die Neuberin einen Boten geſandt, ihn zum Kommen zu überreden, und dreimal hatte er verſetzt: „Einer guten Einnahme willen [illegible] ich der cipalin das Stück; ich [illegible] nicht nach und Ruhm!“ Die Dichtung ward ja der meines Lebens! dachte er.

Nun pochte es. Georg ſagte ſich: Was will der ſchlecht gekleidete Mann? Da nahm die Mütze vom Haupte — „Herr Senator?! rief jener.

„Ja, Herr College, ich bin es! Verzeihe Euch nicht, denn, rund herausgeſprochen — [illegible] mit dem „rund heraus“ wollte es nichts [illegible] Herrn Matthias Augen füllten ſich; wie ein haſchte er nach Worten und ſtammelte endlich: „Lacht mich nur aus — meinetwegen — ich war in der Bude und ſah den «Timoleon» nur ein Stück davon ſah ich — aber, Behrmann, Freund, wollt — könnt Ihr vergeſſen — und meine Philippine ſoll wieder die Eure ſein — O, ſtoßt mich nicht von Euch! So viel hab' ich Euch zu danken — Georg, lieber, lieber Sohn!“

Nur der, der plötzlich in den Himmel gefallen, kann ermeſſen, was auf Georg einſtürmte. Alles drehte ſich ihm im Kreiſe herum, aus Rendorp's Armen flog er in die Ecke, wo ſein Hut lag, aus der Ecke wieder an des Schwiegervaters Bruſt — und dann flogen beide aus der Thür auf die Straße hinaus. „So redet doch nur, Papachen, was iſt's denn eigentlich?“ Aber Papachen ge-

ſticulirte mit Kopf und Händen und rief: „Später! Später!“

Und ſpäter — ja das war ein Jauchzen und ein Jubel, der kein Ende nehmen wollte. Georg und Philippine riefen nur immer: „Haben wir uns wirklich? Iſt's wirklich kein Traum?“ Und Papachen rief die Magd herbei, damit ſie ihren Glückwunſch anbringen und eine Flaſche vom älteſten Rüdesheimer und den Bloom und den Schuchert holen ſolle. Und Chriſtine hielt ſich und die ganze Welt für behext und die Flaſche hielt ſie mit beiden Händen, um ſie in ihrem Taumel nicht fallen zu laſſen; und Chriſtoph Bloom kam und ſchrie: „Hurrah!“ Und Johannes Schuchert kam und ſprach, ſich zierlich verneigend: „Edles Paar, o mögen nur Roſen auf Euerm Lebenspfade erblühen!“ Dann füllte Rendorp die Gläſer und erzählte und erzählte. Alle mußten trinken, und Bloom ſchrie noch lauter: „Hurrah!“ Und Chriſtine, die nur genippt hatte, hielt ſich an Schuchert, denn mit ihrem Verſtande war's aus, ganz aus.

Still hatte Georg Behrmann dageſeſſen. Nur ſein Auge hatte geflammt, um ſeine Lippen hatte es wunderbar gezuckt. Aber jetzt, nachdem der Schwiegervater geendet, ſprang er empor und hob das Glas und rief, Philippine an ſeine Bruſt ziehend: „Hoch Timoleon der Bürgerfreund! Hoch und abermals hoch!“

So war denn Philippinens Hoffnung, daß ſich die ſchwarzen Wolken am Himmel ihrer Liebe doch einmal zerſtreuen würden, in Erfüllung gegangen. Der goldene Sonnenſchein zog ein und die Blume dauernden Glücks erblühte. Fortan war Behrmann's Haus eine Stätte der Eintracht, des Fleißes, der reinſten Freude; nur Eins fehlte noch zur Glückſeligkeit, aber dies Eine brachte der Lenz im nächſten Frühjahr mit: ein Pärchen, ſo lieblich wie Maienroſen. Die Kinder gediehen, wuchſen heran — Jahr um Jahr verging wie Frühlingsſchnee — Georg's und Philippinen's Haare bleichten — Georg und Philippine legten ſich hin und ſtarben. So iſt's der Lauf.

Aber die Hamburger waren mit Behrmann doch nicht zufrieden geweſen, denn ihren vielfachen Bitten, daß er dem „Timoleon“ ein drittes Werk folgen laſſen möchte, war er mit ſtetem Verneinen begegnet. Zwar hatte einſt die Neuberin geſprochen: „Das Dichten könnt Ihr nimmer laſſen, das kommt von Gott!“ allein ihre Prophezeiung war nicht eingetroffen; nie hatte Georg wieder den Pegaſus beſtiegen. Das Warum? ſei uns erlaſſen. Vielleicht waren ihm die Augen ſeiner Kinder die ſchönſte, rührendſte Dichtung.

Karoline Neuber war darüber ſchier in Verzweiflung gerathen. Sie hatte gebeten, gedrängt — umſonſt. Verſtummt war die Leier ihres Freundes, ſeine Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, war die alte geblieben. Doch was war ſeine Hülfe geweſen! Ein Tropfen auf einen heißen Stein. — — Immer die nämliche Geſchichte: Die Neuberin war gekommen, gegangen; die Hamburger hatten wol geſprochen: „Die Frau hat Geſchmack“, aber dabei waren ſie ins Opernhaus geeilt, eine italieniſche Sängerin zu bewundern. Dann hatte Herr Magiſter Gottſched in der Stadt Leipzig einen Scheiterhaufen errichtet, auf dem der luſtige Hanswurſt verbrannt worden, und die Neuberin war wieder nach Hamburg gekommen, mit einem „Hänschen“ und einem „Peter“ ſtatt des geliebten Hanswurſts, allein einſtimmig hatte man gerufen: „Jetzt iſt's vollends aus, es iſt langweilig!“ Nun bald hierhin, bald dorthin, wie ein gehetztes Wild. Nach Lübeck, nach Altona, nach Petersburg und abermals nach Hamburg — ja, wo war hier die Oper geblieben? Hatte nicht Eckenberg, der ſtarke Mann, florirt? — Nirgends in der großen, weiten Welt ein Plätzchen für Karoline Neuber?! Da iſt ſo ein Ort, einſam genug, er nennt ſich Laubegaſt und liegt bei der prächtigen Reſidenz Dresden. Dorthin gehe, Karoline, und leg' dich nieder und ſtirb!... Und das hatte ſie gethan. Krank, arm, verzweifelnd, vom Kriegsfeuer verjagt, war ſie nach Laubegaſt gegangen im Jahre 1763. Lange hatte ſie nicht mehr zu leiden brauchen, denn bald war ihr gefoltertes Herz ſtückweis gebrochen. Und ſo war's ſicherlich am beſten geweſen.

Thier- und Menſchenleben in Auſtralien.

Von Wilhelm Girſchner.

I.

Der große, uns ſo fern liegende Inſelcontinent Auſtralien, von der civiliſirten Welt zuletzt entdeckt und beſiedelt, aber erwieſenermaßen der älteſte unſerer Erdtheile, auf welchem ſich noch mehr als auf den übrigen aus frühern Schöpfungszeiten erhalten hat, iſt das Land der Wunder. Thiere und Pflanzen erſcheinen meiſt in auffallender Geſtalt und ungewöhnlicher Färbung, ja ſelbſt

tere weichen selbst in ihrer Lebensweise oft von den gewöhnlichen Regeln der Natur ab. Auch die einer eigenen Rasse angehörenden Eingeborenen machen in vieler Beziehung von allen übrigen wilden Völkern, die uns bekannt sind, eine merkwürdige Ausnahme. Die dortige Thier- und Menschenwelt dürfte daher wol ein dankbarer Stoff der Schilderung und Betrachtung sein.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der australischen Thier- und Pflanzenwelt, daß sie nur wenige Arten bieten, die dem Menschen nützlich sind. Auch zeichnen sich die Thiere Australiens wie durch seltsame Formen so auch durch einen niedrigen Wuchs aus. So fehlen unter den Säugethieren die großen, mächtigen Formen unserer Einhufer, Wiederkäuer und Dickhäuter, und hiermit alle Säugethiere, welche der Mensch zu seinem Dienst gezähmt hat und die ihm Nahrung und Kleidung bieten; ferner alle Affen und eigentlichen Raubthiere. Dagegen spielen die abnormen Beutelthiere, die Repräsentanten unserer Wiederkäuer, die sowol in den baumlosen Ebenen wie im stacheligen Gebüsch, auf Bäumen und den höchsten kahlen Gipfeln der Gebirge erscheinen, die Hauptrolle.

Die größte charakteristische Eigenthümlichkeit aller australischen Säugethiere ist die Art ihrer Fortpflanzung, welche zwischen der der Vögel und der vollkommenen Säugethiere die Mitte zu halten scheint. Die Jungen werden nämlich vor ihrer Geburt nicht durch das sogenannte Blutadernetz (Placenta) ernährt, weshalb dieselben noch sehr klein und unvollkommen und ohne eine Spur von Gliedmaßen zur Welt kommen und bis zu dem Zustande, in welchem andere Säugethiere geboren werden, in einem am Bauche der Mutter befindlichen Beutel verborgen und ernährt werden müssen, wo sie wochenlang unbeweglich an den Zitzen hängen. Dieser Beutel wird durch in den Weichen befindliche Hautfalten gebildet und gestützt durch zwei platte, mit ihren hintern Enden an den Schosbeinen befestigte Knochen, welche sich nach vorn beliebig öffnen und schließen können. Diesen Beutel haben jedoch nur die Weibchen der eigentlichen Beutelthiere; bei dem Männchen und den andern Geschlechtern, bei denen die Hautfalten fehlen, finden sich nur die Beutelknochen, welche sonach das eigentliche charakteristische Merkmal der australischen Säugethiere sind. Auch der Umstand, daß ihnen allen der sogenannte Balken fehlt, d. h. der Theil, welcher die beiden Hemisphären des großen Gehirns miteinander verbindet, hat an Die Bild[illegible] Vogelhirns erinnert; [illegible] für sich fernere [illegible] men, men oder in Erdhöhlen, welche [illegible] bin. deutet auf eine Annäherung zu den Nestern der Vögel hin. Die Beutelthiere sind höchst wahrscheinlich die Ueberbleibsel der ersten und ältesten Form, unter welcher die Säugethiere auf der Erde auftraten, und bereits in den secundären Gebirgsschichten des Erdbodens finden wir fossile Reste dieser Thiergattungen, welche in der Urzeit neben riesigen eidechsenartigen Reptilien die Erde bevölkerten.

Unter den Beutelthieren steht obenan der größte und wichtigste Vierfüßler Australiens, das Känguru, der Ersatz der Wiederkäuer, denen es auch in der Bildung des Gebisses, der Zehen und des Magens verwandt ist. Es ist in Australien allgemein verbreitet und lebt von Kräuter und Blättern. Es ist in Australien Größe eines Schafes, [illegible] ein sanftes, Gras, mit einem sehr dicken und [illegible] endes Thier von der als sein Körper ist, sehr [illegible] gräulicher Färbung, längern Hinterfüßen. [illegible] einen ebenso langen Schwanz, dem es mit den Vorder[illegible] der letztern, in- rührt und den langen dicken Schwanz die Erde nie be- stange gebraucht, kann es Sprünge bis zu [illegible] und noch mehr machen und [illegible] alle Busch- Reiter über Buschwerk und Abgründe [illegible] setzen. Es ist von Natur sehr scheu und [illegible] so lange es kann; wenn es jedoch jeden [illegible] zur Flucht abgeschnitten sieht, so vertheidigt [illegible] sich hartnäckig, setzt sich auf seinen Schwanz [illegible] seinen Verfolger mit den kleinen Vorder[illegible] und schlitzt ihm durch einen starken Schlag [illegible] den scharfen Klauen seiner Hinterfüße den [illegible] auf. Es sollen Fälle vorgekommen sein, daß ein Känguru einen Mann wol 20 Ellen weit in seinen Armen fortgeschleppt hat, um ihn in einem nahgelegenen Sumpfe zu ertränken, um [illegible] darum niedersetzte, weil die Hunde es nur allen Seiten angriffen. Das Känguru lebt [illegible] weise und wird wegen seines wie Rind- schmeckenden Fleisches nicht nur von den Ein- geborenen gern gegessen, sondern auch von den Ansiedlern mit Vorliebe gejagt, denen solche Jag- den unsere Hasenjagden ersetzen müssen. Doch wird es gegenwärtig schon seltener, ausgenommen in den dichten Wäldern und Buschpartien nach dem Innern zu; aber auch hier schon jagt man es oft, und diese Thiere müssen sich vor der vor- dringenden Bevölkerung immer weiter zurückziehen.

Eine echt australische Kängurujagd gewährt ein vielfaches Interesse. Trefflich beritten, begleitet

von drei oder vier mächtigen Känguruhunden (eine dem Windhund ziemlich ähnliche Raſſe, aber weit kräftiger gebaut, mit breiter Bruſt), durchziehen die Jäger Buſch und Wald. Auf einem Wieſenfleck im Walde äſend, wird das Wild gewöhnlich angetroffen. Die Hunde werden mit einem gellenden Schrei ihrer Herren auf die Fährte gebracht, und nie hat man einen gehetzten Hirſch raſcher dahinfliegen ſehen, als dieſes zwei- oder vielmehr, den Schwanz mitgerechnet, dreibeinige Thier; beſonders bergab fliegt es in ungeheuern Sätzen windſchnell dahin. Die Hinterfüße bewegen ſich ſo ſchnell, daß man es gar nicht mehr ſehen kann, und der ganze Körper nimmt ſich in einiger Entfernung aus wie ein mit wunderbarer Schnelligkeit fliegender Ball. Mit verhängtem Zügel und in voller Carrière fliegen die Jäger im gefährlichen Ritt über Stämme, Aeſte, Steine, Sumpflöcher und Erdlöcher hinterdrein; allein in vielen Fällen hat das Thier Hunde und Reiter ſo weit zurückgelaſſen, daß jede Hoffnung auf Erfolg aufgegeben und die Jagd eingeſtellt werden muß. Erhaſcht man das Känguru, ſo geſchieht es gewöhnlich im tiefen Grunde, wo es nicht ſo ſchnell fortzukommen vermag. Oft nimmt es ſeine Zuflucht auch zum Waſſer, worin es vermöge ſeiner Größe, ſich auf die Schwanzſpitze und die langen Hinterfüße ſtützend, aufrecht ſtehen kann und in dieſer Stellung ſich mit den Hunden in einen Kampf einläßt, die hier nicht in ihrem Elemente ſind und wenig ausrichten können. Gewöhnlich packt ſie das Känguru beim Heranſchwimmen mit den Vorderläufen, drückt ſie unter das Waſſer und ertränkt ſie. Trotz ihrer Scheu und Wildheit laſſen ſich die Kängurus von den Anſiedlern leicht zähmen. Man fängt ſie jung ein und in kurzer Zeit laufen ſie ihren Herren nach wie die Hunde, ſpielen und ſpringen mit letztern herum, ſetzen bei Tafel auf den Tiſch, machen allerlei poſſirliche Streiche und freſſen alles, was gut ſchmeckt.

Außer dem Känguru gibt es noch einige Kängurnarten, alle kleiner als das Känguru, unter denen die Kängururatten die bemerkenswertheſten ſind. Es ſind kleine poſſirliche Dinger, halb Ratte, halb Känguru, die, wenn ſie aufgeſcheucht werden, halb ſpringend, halb laufend durch die Büſche ſchießen, wobei ſie komiſcherweiſe ſtets eine ihrer Vorderpfoten, bald die rechte, bald die linke, in die Höhe halten, um die Füße zu ſchonen, ſolange ſie mit dreien raſch genug vom Platze kommen, weshalb man im erſten Augenblick glaubt, ſie hinken. Da ſie in Erdlöchern wohnen, die alle ihre regelmäßigen Ein- und Ausgänge haben, ſo werden ſie von den Eingeborenen mit Leichtigkeit in Schlingen gefangen.

In den großen Ebenen Auſtraliens hauſt ein ſonderbares Thier, der Wombat, deſſen Körper ohne Schwanz und mit einem dicken dunkelgrauen Pelz bedeckt die Geſtalt und Größe von dem eines Ferkels hat, deſſen Beine und Füße aber denen des Dachſes ähneln. Er hauſt in beträchtlicher Anzahl in Höhlen unter der Erde, iſt ſehr ſchüchtern, kommt nur des Nachts zum Freſſen heraus und das geringſte Geräuſch ſcheucht ihn wieder in ſeine Behauſung. Seine Löcher ſind von großer Ausdehnung und ſehen faſt wie eingeſunkene Gräber aus. Da ſie meiſt rundherum betrüglich mit hohem Graſe überwachſen ſind, ſo ſtürzen und fallen Reiter und Wanderer nicht ſelten über ſie hin. Die Eingeborenen eſſen das Fleiſch des Wombat, das viel zarter und weißer ſein ſoll als das Kängurufleiſch, ſehr gern, die Anſiedler verſchmähen es jedoch.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Adolf Stahr über Kleopatra.

In der Einleitung zu ſeinem Charakterbild des Tiberius ſprach Adolf Stahr die Abſicht aus, dieſem erſten Verſuch der „Rettung“ eines vielverurtheilten und ungerecht geſchmähten Mannes andere folgen zu laſſen; er ging von der im allgemeinen durchaus richtigen Anſchauung aus, daß gerade über das Alterthum und ſeine hervorragendſten Perſönlichkeiten die irrigſten Meinungen verbreitet und durch die Länge der Zeit, durch ihre Wiederholung von Geſchlecht zu Geſchlecht zu Glaubensſätzen geworden ſeien. Erſt durch Grote's „Griechiſche Geſchichte“ iſt uns die Demokratie Athens, durch Mommſen's „Römiſche Geſchichte“ die Ariſtokratie Roms klar und anſchaulich entgegentreten; die Schleier ſind zum großen Theil gefallen, die uns das republikaniſche Staatsleben des Alterthums verbargen und ſtatt der Wirklichkeit uns nur in einer gewiſſen Dämmerung ideale Umriſſe erkennen ließen. Dieſen beiden Forſchern ſchließt ſich Stahr auf einem begrenztern Gebiet an. Er will nicht eine ganze Epoche, die Maſſen, die ſich in ihr bewegten, darſtellen, ſondern nur der einzelnen Perſönlichkeit gerecht werden. Angeregt iſt er zu ſeinen Studien auf dem Gebiet der römiſchen Kaiſergeſchichte, abgeſehen von dem eigenen Drange, wol

von Merivale's „A history of the Romains under the empire" worden, einem bedeutſamen, anziehenden Buche. Von Tiberius hat er ſich zu Kleopatra gewandt, der ägyptiſchen Königin, der „Zauberin vom Nil", wie er, der „Zigeunerin", wie ſie Shakſpeare und Heine nennen: „Kleopatra. Von Adolf Stahr" (Berlin, Guttentag, 1864).

Die Geſchichte Kleopatra's kennt, in ihren Umriſſen, jeder. Neunundſechzig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung geboren, die Tochter des Königs Ptolemäus Auletes, wird ſie der Welt erſt in dem Augenblick ſichtbar, als Pompejus am Strande Aegyptens durch Mörderhand ſeinen Tod findet und der ſiegreiche Cäſar, im Verfolgen ſeines Gegners, den Boden des Nilthals betritt. Damals lag die zwanzigjährige Kleopatra in Streit und Krieg mit ihrem Bruder Ptolemäus, dem ſie nach ägyptiſcher Sitte vermählt worden war; Ptolemäus war um mehrere Jahre jünger als ſie und ganz in den Händen ſeiner Vertrauten und Miniſter, welche die ehrgeizige Kleopatra fürchteten und haßten. Vor ihren Ränken hatte die Prinzeſſin mit ihren Freunden aus Alexandria entweichen müſſen; jetzt kehrte ſie dahin zurück, ſich Cäſar zu Füßen zu werfen und ſeinen Schutz zu erflehen. Der ward ihr im vollſten Maße: ihre Schönheit, Anmuth und Klugheit gewann das Herz Cäſar's. Die Aegypterin ward ſeine erklärte Geliebte; nach dem Untergange ihres Bruders und Gemahls im Aufſtand gegen die Römer erhob er ſie zur Königin von Aegypten. Eine Zeit lang lebte ſie dann, bis zur Ermordung Cäſar's, in Rom; nicht mit dem Titel, aber doch mit dem Einfluß ſeiner Gemahlin. Von ihrer außerordentlichen politiſchen Klugheit gab ſie dadurch Zeugniß, daß ſie in den erbitterten Kämpfen, die zwiſchen den Republikanern und Cäſarianern nach den Iden des März im Jahre 44 ausbrachen, ſich in ihrem Königreich unangefochten zu erhalten wußte, mit ihrer Flotte einmal ausfuhr, Octavian und Antonius zu unterſtützen, während ihr Feldherr Serapion ſich — natürlich ohne ihren Befehl! — mit den Republikanern verband. Nach der Schlacht bei Philippi traf ſie mit dem einen der Triumvirn, Antonius, in Tarſus zuſammen. Der phantaſtiſche Aufzug, in dem ſie kam, beweiſt am beſten die Art ihres Geiſtes und die Geſinnung des Mannes, den zu berücken ſie ausging. So erzählt Stahr nach Plutarch: „Sie fuhr den Kydnosſtrom, an dem Tarſus in Syrien liegt, hinauf, in ihrer am Vordertheil reichvergoldeten Prachtbarke. Von Purpur waren die im Winde ſchwellenden Segel, Silber die Griffe der Ruder, welche die Rudermannſchaft nach dem Takt einer Muſik bewegte, in welcher der Syringen und der Zithern Klang ſich zum Schall der Blasinſtrumente harmoniſch geſellte. Sie ſelbſt aber ruhte hingeſtreckt in maleriſcher Stellung unter goldburchwirktem Schattenzelt, wie man die Aphrodite malt, um ſie her auf beiden Seiten ſchöne Knaben, geſchmückt wie die Liebesgötter auf Gemälden, die ihr Kühlung zufächelten. Die ſchönſten ihrer Dienerinnen, als Nereiden und Charitinnen gekleidet, ſchwebten in dem Tauwerk und über dem Steuer der Zauberbarke, und wunderbare Wohlgerüche, aus unzähligem Räucherwerk aufſteigend, erfüllten mit ihren Düften die Ufer des Fluſſes, zu denen von beiden Seiten die Menſchen aus der Nähe und von der Stadt hinzuſtrömten, das wunderherrliche Schauſpiel zu ſchauen."

Von dieſer Begegnung an war das Schickſal des Antonius entſchieden; trotz ſeiner Vermählung mit Octavia, Octavian's Schweſter, die er ſpäter einging, blieb ihm Herz und Sinn in den Feſſeln der Kleopatra. Das Alterthum wußte ſich dieſe tragiſche, in ſeinen Augen beinahe unbegreifliche Liebe nur durch „Zaubertränke" zu erklären, die Kleopatra ihrem Geliebten eingegeben habe. Aber dieſe Leidenſchaft beruht nicht auf geheimer Magie, ſondern auf dem natürlichen Zauber, den eine Frau von der Schönheit, Phantaſie und Klugheit Kleopatra's auf den zügelloſen, an wilde Ausſchweifungen gewöhnten Reiterführer ausüben mußte. Und auch darin wird Stahr recht haben, wenn er in der politiſchen Gewandtheit, in dem Ehrgeiz Kleopatra's, mit dem ſie den des Antonius anzuſtacheln wußte, eine Erklärung ihres Einfluſſes findet. Mußte es endlich nicht ſelbſt den Stolz eines römiſchen Triumvirs ſchmeicheln, die unabhängige Königin des reichſten Landes der Welt ſeine Geliebte zu nennen? Der Orient mit ſeinen Wundern hat für die Männer des Weſtens immer, am ſtärkſten im Alterthum, einen berauſchenden Reiz gehabt. Alexandern verlockte er wie Antonius; der nüchterne Cäſar, der die Dinge der Welt ohne jede ideale Verklärung betrachtete, wollte im Ausgang ſeines Lebens den Parthiſchen Krieg unternehmen und im Fabelland des Oſtens den Großkönig ſpielen. Gleichſam eine Vereinigung all dieſer Wunder mit helleniſcher Bildung und weiblichem Liebreiz ſtellte ſich den trunkenen Augen des Antonius in Kleopatra dar. Dieſer Zauber umſtrickte, bezwang ihn. Daß dieſe Liebe ein ſo tragiſches Ende fand, lag weniger in ihr als in der hohen Stellung beider, in der Nothwendigkeit des Weltkampfs zwiſchen Antonius und Octavian, der auch ohne die „Ränke des ägyptiſchen Weibes", wie die römiſchen Dichter ſchelten, ausgebrochen wäre. Niemals aber war ein Glückſoldat auf eine Höhe geſtiegen wie die Machtſtellung des Antonius; niemals hat es eine Königin gegeben von ſolchem Reiz und zugleich ſolcher „Zigeunerinnennatur" wie Kleopatra. Denn in Katharina II., die man ihr vielleicht vergleichen könnte, waltete das Herrſchertalent in einer ganz andern Strenge und Schärfe als in ihr vor, und andererſeits ſteht Katharina als Weib an Phantaſie und Schönheit wieder weit hinter Kleopatra zurück. Kleopatra iſt eine poetiſche Erſcheinung, ihre Laſter noch umkleiden ſich mit einem phantaſtiſchen Glanz. Stahr iſt nicht der Anſicht vieler Geſchichtſchreiber, die in ihr nur eine ſchlaue, kalte, politiſche Intriguantin auf einem Königsthron erblicken; ſeine Kleopatra erwidert die Lei-

denſchaft des Antonius. Hier ſtimmen wir vollkommen mit ihm überein: nur eine gegenſeitige Leidenſchaft macht die Verblendung, in der beide befangen waren, macht dies wiederholte Sichabſtoßen und Sichanziehen möglich. Daß dieſe Neigung die letzte Prüfung beſtanden, daß Kleopatra auch nach der Schlacht bei Actium Antonius „treu" geblieben ſei, wie Stahr ſich zu erweiſen bemüht, möchten wir freilich nicht durchaus bejahen. An eine Liebe „treu bis zum Tod", wie zwiſchen Romeo und Julia, Manon Lescaut und dem Chevalier des Grieux, an eine auf gleicher Geſinnung, einer glücklichen Ehe beruhende Freundſchaft und Zärtlichkeit, wie ſie Brutus und Portia, Arria und Pätus verband, iſt bei Antonius und Kleopatra, ſchon ihrer Stellung wegen, nicht zu denken; es waren ja nicht zwei Verliebte, die den Kampf mit Rom und Octavian begannen, ſondern der Triumvir und die ägyptiſche Königin, die im Fall des Siegs wol gleiche, aber nach der Niederlage ſehr verſchiedene Intereſſen hatten; niemand hätte darum ein Recht, ſie anzuklagen, wenn Kleopatra verſucht hätte, einen ehrenvollen Frieden für ſich und Leben und Freiheit für ihren Geliebten zu erhalten. Daß ſie weiter ging, daß ſie durch Aufopferung des Freundes, durch das Geſchenk ihrer Gunſt Octavian's Freundſchaft gewinnen wollte, das iſt ihre Schuld; dieſen Flecken von ihr zu waſchen, iſt Stahr nicht ganz gelungen. Der „letzte Verſuch", den ſie nach der Erzählung des Dio Caſſius, der hier übertreiben mag, auf das Herz des Siegers machte, hat zugleich eine häßliche und komiſche Seite; erſt nach der kalten Begegnung Octavian's raffte ſie ſich zu ihrer alten Hoheit wieder auf und wußte zu ſterben, wie ſie gelebt: poetiſch und phantaſtiſch. Sie war vierzig Jahre alt und damals ſchwerlich dem äußern Liebreiz nach noch eine „zweite Helena".

Nur in den Trümmern eines Tempels der Hathor zu Denderah, den ſie geſtiftet, haben ſich Bildniſſe von ihr erhalten; „die Züge dieſer Frau", ſo beſchreibt ſie Roſellini, „ſtrafen die Ueberlieferungen der Geſchichte nicht Lügen. Wer gewohnt iſt, in den Geſichtszügen der Menſchen die Eigenthümlichkeiten und vorherrſchenden Leidenſchaften der Seele zu leſen, dürfte in dieſem Bilde die Anzeichen eines Weſens erkennen, das der Liebe und den ſinnlichen Genüſſen ergeben iſt." Anders urtheilt Julius Braun: „Man muß geſtehen, an übergroßer Schönheit wäre ſie nicht zu erkennen", und alles in allem wird Plutarch recht behalten, daß die Anmuth ihres Weſens größer als ihre Schönheit geweſen ſei.

Stahr erzählt in anziehender Weiſe die Geſchichte dieſer merkwürdigen Frau; im ganzen wird er auf eine größere Zuſtimmung rechnen können als bei ſeiner Schilderung des Tiberius. Die Vorwürfe, die der Kleopatra gemacht werden, leugnet er nicht — im Gegentheil, er beſtätigt ſie, indem er von ihrer „raffinirten Koketterie" redet und ſie beſtändig als die „Zauberin vom Nil" anredet. Was dem Dichter erlaubt, dem Hiſtoriker verboten iſt: ſich in ſeine eigenen Geſtalten zu verlieben, das iſt ihm nun zwar geſchehen, er ſpricht zu häufig in Superlativen der Bewunderung von ſeiner Heldin. Der Darſtellung wäre hier und dort eine größere Kürze, an andern Stellen phantaſtiſchere Lichter zu wünſchen, doch iſt ſie leicht und feſſelnd. Eins iſt wunderlich bei dieſen „Rettungen"; rechts wird „gerettet", links verdammt. Um Tiberius zu erheben, mußte Tacitus halbwegs zum Narren und Phantaſten werden, der ungereimte, in ſich unmögliche Dinge der leichtgläubigen Nachwelt berichtet; zur Rettung des Antonius und der Kleopatra muß Octavian als Sündenopfer fallen; auf ihn wird alle Schmach und die blutige Schuld der Proſcriptionen gewälzt. Sollte kein „Dalberg" für dieſen Kaiſer aufſtehen?

Sommerfrühe.

Gedicht von Karl Altmüller.*)

Der Morgen kühl und leiſe
Bricht in das Thal herein,
Als könnte nicht die heiße
Tagesglut ſein Erbe ſein.

So ſtill und gottgeborgen
Iſt meine Seele nun,
Als ſollten keine Sorgen
Noch heute auf ihr ruhn.

Ich wandle unter Bäumen,
Da rauſcht der Morgenwind,
Und leiſe wie aus Träumen
Der Vöglein Lied beginnt.

Der Thau aus Blüten leuchtet
Wie Augen, die zur Nacht
Ein heimlich Leid gefeuchtet,
Und die doch froh erwacht.

O Tag, was wirſt du ſpenden
Bis zu dem Abendroth?
Was birgſt du in den Händen
An Wirrniß, Leid und Noth?

Ich geh' dir friſch entgegen,
Gib, Gott, daß, bis du ſtirbſt,
Du mir den Morgenſegen
Nicht ganz und gar verdirbſt!

*) Zur Probe aus einem kürzlich erſchienenen Bändchen „Gedichte von Karl Altmüller" (Kaſſel, Krieger'ſche Buchhandlung, das viel herzlich und liebenswürdig Anſprechendes enthält. Das Volksthümliche widerzuſpiegeln, iſt dem Dichter recht gut gelungen, aber er ſollte eine größere Sorgſamkeit auf die Reinheit des Verſes und der Reime verwenden; unſer Ohr iſt in dieſer Hinſicht verwöhnt. Die treffliche Ueberſetzung eines Gedichts von Bryant, einem amerikaniſchen Dichter, macht den Wunſch rege, Altmüller möchte ſich öfter auf dieſem Felde verſuchen.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ein deutscher Prinz unter den Jakobinern.

G. H. — Die Ideen der Zeit, die ein neuerungssüchtiges Jahrhundert beherrschen, sind oft mächtiger als die Erinnerungen des Stammbaums. Die Französische Revolution hat Fürsten und Edelleute guillotinirt, andererseits aber finden sich auch unter den Hauptdemagogen erlauchte Personen, die, von unersättlichem Ehrgeiz gestachelt oder aufrichtiger Schwärmerei getrieben, gleichsam ihr eigenes Fleisch und Blut haßten. Ein Graf Mirabeau ist eine Zeit lang der bedeutendste Redner des dritten Standes, ein Egalité conspirirt gegen die ihm so nahestehende Königsfamilie und ein Prinz von Hessen wird seit dem Jahre 1794 aus der Genealogie seines Hauses gestrichen, um als Citoyen-général-philosophe in den Listen der Jakobiner zu glänzen.

Karl Konstantin, Prinz von Hessen-Kassel, trat sehr jung als Oberst in französische Dienste, wurde 1784 Brigadier und erhielt zu Marseille, wo er commandirte, außer seiner Gage vom Könige 16000 Livres Repräsentationsgelder. In seiner Jugend von Jesuiten erzogen, spielte er in Frankreich den philosophischen Freigeist und wußte den aufgeklärten Abbé Raynal so zu begeistern, daß derselbe einmal ausrief: „Voilà un homme et non un prince!" Als die Revolution ausbrach, schwärmte auch der Prinz für die Menschenrechte und beeilte sich, der jungen Republik seinen Eifer dadurch kundzuthun, daß er den Kriegsminister wegen schlechter Vertheidigung des Vaterlands bei der Nationalversammlung anklagte. Zum Generallieutenant befördert, empfing man ihn zu Besançon mit republikanischen Huldigungen. Er wurde im Triumph in die politischen Clubs eingeführt und legte hier sein patriotisches Glaubensbekenntniß ab. Seinen Vortrag beantwortete der Präsident mit einer Rede, die nach den übertriebensten Lobeserhebungen des Bürgergenerals für den Prinzen mit der Warnung schloß: „In einem Freistaat glänzen Dolche neben der Bürgerkrone, wir lassen dir die Wahl!"

Unter der Leitung der Clubisten entfernte Charles Hesse, wie er von nun an zeichnete, alle aristokratischen und legitimistischen Elemente aus seinem Offizierscorps; Pichegru wurde durch ihn zum Führer eines Bataillons Freiwilliger ernannt. Doch die Revolution verschlingt ihre eigenen Kinder; Charles Hesse mußte nach einem Conventsbeschlusse, der alle Edelleute aus der Armee verbannte, gleichfalls den activen Dienst verlassen. Aller Hülfsquellen bar, in Hessen seiner Apanage verlustig, von seinen Standesgenossen verachtet, wandte er sich schriftlich an den Jakobinerclub nach Paris, Brot oder Aufnahme in die Gesellschaft zu erbitten. Das Gesuch scheiterte an dem Widerspruch der Republikaner: ein Beschluß untersagte die Aufnahme fürstlicher Personen in die Gesellschaft. So versuchte Charles Hesse, ähnlich wie in unserm Jahrhundert der von Braunschweig's Thron verjagte Charles d'Este, sein Glück als Zeitungsredacteur. Er wurde Mitherausgeber der von Poultier und Sibuet geleiteten demagogischen Zeitschrift „Amis des lois" und des „Journal des hommes libres".

Charles Hesse ließ es aber nicht bei den Phantasien der Feder bewenden; er betheiligte sich an den von Babeuf ausgehenden Umtrieben, figurirte in dem sogenannten Manègeclub von 1799 und gewann solche demagogische Bedeutung, daß die Polizei ihm auf Befehl der Directoren den Aufenthalt in Paris untersagte. Gelegentlich der Höllenmaschine wurde er in die über eine große Anzahl von Jakobinern verhängte Deportation einbegriffen und nach der Insel Ré gebracht, um dort mehrere Jahre als Gefangener zu leben. Zuletzt wurde ihm die Rückkehr nach Deutschland bewilligt; er entschied sich aber für den Aufenthalt in der Schweiz, wo er von allen, nur nicht von seinem Bruder, der ihm jetzt wieder die Apanage zukommen ließ, vergessen, ausschließlich mit Naturgeschichte sich beschäftigte oder wenigstens damit beschäftigt schien. Im Jahre 1811 ließ er sich zu Basel nieder: die Jahre und das Unglück hatten seine politischen Ansichten berichtigt; aber der wirre Traum, die Aufregung, in der er seither gelebt, hatten seinen Geist überspannt und Spuren einer Verstandeszerrüttung zeigten sich. Freudig begrüßte er den Sturz Napoleon's, den er schweren an ihm verübten Unrechts beschuldigte; bei der Rückkehr der Bourbonen hoffte er seine Wiedereinsetzung in den verlorenen Grad.

Im Jahre 1814 verkündigte Karl Napoleon's baldige Rückkehr von Elba, mit dem Zusatz, daß diese zweite Herrschaft jedoch nur von kurzer Dauer sein werde. Diese Prophezeiung erfüllte sich und steigerte nicht wenig sein Selbstvertrauen. Gegen Ausgang des Jahres 1815 weissagte er denn auch bald den Sturz der Bourbonen mit der vorsichtigen Clausel: falls die Regierung nicht einlenken werde. Diese Ansicht, die dem Polizeiminister Ludwig's XVIII. mitzutheilen er sich von Gott berufen glaubte, wurde als ein wiederholter Beweis von Verrücktheit angesehen und von der Cantonsregierung mit dem Befehl erwidert, Basel unverzüglich zu verlassen. Der Ausgewiesene begab sich nach Frankfurt am Main, wo damals auch der unglückliche König Gustav IV. von Schweden weilte. Diesem jeden Abend mit einem Schwarm Gassenjungen unter die Fenster zu rücken und die gefallene Größe, die — nur auf umgekehrtem Wege — zu demselben Ziel gelangt war wie er selbst, durch Pereatrufen zu verhöhnen, wurde dem Prinzen ein Lieblingszeitvertreib, während er doch

zugleich unausgeſetzt um ſeine Rückkehr nach Frankreich und eine ſeinen Verdienſten angemeſſene Penſion petitionirte.

Zu Frankfurt am Main iſt er am 19. Mai 1821 im Alter von ſiebzig Jahren mit Tod abgegangen. Er hinterließ eine Menge ſchriftlicher Arbeiten, die er alle des Drucks würdig hielt und bei ſeiner gehofften Rückkehr nach Frankreich zu veröffentlichen gedachte. Wunderliche Dinge ſollen darin geſtanden haben. Jedes Kapitel ſchloß mit den prätentiöſen Worten: „Fiat lux!“

Jedenfalls hat das Leben dieſes unglücklichen „deutſchen Prinzen unter den Jakobinern“ Seiten, die geeignet ſind, unſer tiefes Mitgefühl zu erwecken; vom Tragiſchen zum Komiſchen iſt darin freilich nur ein kleiner Schritt; aber dieſer Charakter ein wenig idealiſirt — und es ſollte uns wundern, wenn für die Dichtung, den culturgeſchichtlichen Roman oder gar das Drama nicht ein ganz dankbarer Stoff daraus erwüchſe.

Nach San-Francisco.

Aus einem Briefe.

Die nachfolgenden Mittheilungen, die wir dem Briefe eines jüngern Freundes, Fritz Gutzkow's, eines Sohnes des frühern Herausgebers dieſer Blätter, entnehmen, den ein ehrenvoller Auftrag der London-California-Bank: ein neues hüttenmänniſches Etabliſſement zu gründen, nach dem fernen Weſten geführt, dürften auch in weitern Kreiſen lebhafte Theilnahme erregen.

„— Am 8. Auguſt bin ich hier angekommen, alſo, nach californiſcher Zeitrechnung, ſchon eine Ewigkeit hier. Meine Reiſe liegt auch ſchon lange hinter mir und es wird mir ordentlich ſchwer, unter all dieſen neuen Eindrücken das fünfwöchentliche Bild von Waſſer und Himmel wieder vor die Seele zu rufen.

„Am 2. Juli verließ ich auf dem prächtigen Dampfer Die «Seine» Southampton; vierzehn Tage lang war er meine Heimat. Seekrank wurde ich glücklicherweiſe nicht, obgleich die See auf einige Tage, als wir den Kanal verließen, recht ſtürmiſch war. Wenn man ſich auf einem ſolchen Schiffe mit den Maſchinen befreundet hat, in alle Winkel des großen hölzernen Hauſes einen Blick geworfen, ſich an den Wolken ſatt geſehen, an dem Meer, den Seevögeln, die auf Tagereiſen hinaus das Schiff begleiten, bleiben am Ende nur die Mahlzeiten und die Paſſagiere als intereſſante und abwechſelungsvolle Gegenſtände übrig. Die erſtern waren vortrefflich und konnten ebenſo gut in irgendeinem pariſer Hotel ſervirt ſein. Die Paſſagiere waren nicht zahlreich, etwa ſechzig Erſter Klaſſe, davon nur wenige nach Californien. Die meiſten gingen nach Weſtindien und Südamerika. Da waren Engländer aller Schattirungen, Creolen, Mulatten, die in Paris und Hamburg gewüſtet hatten, kurz eine reiche Muſterkarte von Nationalitäten. Wir machten, wie es gewöhnlich auf ſolchen Schiffen geht, die Laplace'ſche Theorie der Weltentſtehung vollſtändig durch. Anfangs bildete jeder für ſich eine eigene Welt und drehte allen übrigen den Rücken zu. Dann ſchmolz eine angezündete Cigarre zwei ſolcher Welten in Eine zuſammen, ein geborgtes Fernglas verſchwiſterte zwei neue, Engländer begannen ſich über das Wetter zu unterhalten, die Tiſchnachbarn bildeten ſich in Gruppen und es kam ein Moment, ungefähr acht Tage nach unſerer Abreiſe, da wir, ohne zu halten, die ſchöngelegenen Azoreninſeln paſſirten, als alle eine einzige große Familie ausmachten. Dann machten ſich einzelne große Fixſterne geltend, ein italieniſcher Marquis, der als Geſandter nach Peru ging, ein munterer engliſcher Doctor auf dem Wege nach Valparaiſo, und um ſie concentrirten ſich aus der großen verbrüderten Maſſe neue Planetenſyſteme, die ſich zeitweiſe auch befehdeten. Die Langeweile macht jede Art Unterhaltung werthvoll. Ich ſelbſt fand einen ſehr angenehmen Geſellſchafter in einem deutſchen Kaufmann von meinem Alter, der einem Geſchäft in Venezuela vorſtand und bereits den weltſichern und doch duldſamen Ton beſaß, der einen weitgereiſten und unternehmenden Kaufmann auszeichnet.

„Am 16. Juli kamen wir in St.-Thomas an, einer kleinen däniſchen Inſel, die faſt ganz kahl iſt, aber bedeutenden Handel treibt. Die Stadt ſelbſt, von 16000 Einwohnern, hat den Ruf, einer der heißeſten Plätze der Erde zu ſein. Sie iſt ganz auf Felſen terraſſenförmig in die Höhe gebaut und mächtige Berge ſperren alle nördlichen Winde ab. Ich ſtieg hier auf einige Stunden aus und begleitete meinen neugewonnenen Freund zu den bedeutendſten Firmen des Platzes; alle ſind Deutſche wie in ganz Weſtindien. In dieſer Stadt fand ich eine buntſcheckige Bevölkerung, Neger und Mulatten von buchſtäblich allen Schattirungen, von weiß zu ſchwarz, verhältnißmäßig wenig Weiße. Das alles mit dem glühenden Boden und den halbverdorrten Palmen machte einen wunderbar fremdartigen Eindruck auf mich. In St.-Thomas beſtieg ich einen andern Dampfer, der viel kleiner als der erſtere war und die unangenehme Neigung hatte, fortwährend von einer Seite auf die andere zu rollen. Noch an demſelben Abend ging es weiter in das Karaibiſche Meer. Wir fuhren Portorico entlang, landeten die Mail (die Poſt — von der Menge der Poſtſäcke, die ein ſolcher Dampfer nach Weſtindien ſchafft, macht man ſich keinen Begriff) in Haiti in der Nacht und liefen nach vier Tagen in den wunderſchönen Hafen von Kingſton auf Jamaica ein. Dieſer Ort liegt wunderſchön am Fuße einer Reihe von Bergkuppen, die, parallel laufend, immer höhere und weitere Contouren zeigen. Jamaica ſelbſt iſt über ſeine Blütezeit hinaus, die Befreiung der Sklaven hat die Inſel ruinirt, und über dem ganzen Ort lag eine ſolche ſchwüle, gelbefieberhafte Hitze, daß die meiſten Paſſagiere ſich bald wieder an Bord flüchteten. Von Kingſton ging es dann in drei Tagen nach Aſpinwall, der atlantiſchen

Seite des Iſthmus. Die Karaibiſche See zeichnet ſich unter anderm dadurch aus, daß man kaum die Sonne zu ſehen bekommt. Es ſind keine Wolken, es iſt kein Nebel, ſondern eine Art Dunſt wie manchmal bei uns vor ſtarken Gewittern. Am 23. Juli betrat ich den amerikaniſchen Continent, nicht gerade an der einladendſten Stelle. Ein elenderer Platz als dieſes Aspinwall dürfte nicht leicht zu finden ſein. Glücklicherweiſe führte uns ſehr bald die Eiſenbahn aus ihm weg. Das war eine äußerſt merkwürdige Fahrt quer über den Iſthmus. Zu beiden Seiten der Urwald, aber kein Wald, wie wir in Deutſchland unter dieſem Wort verſtehen, mit mächtigen Baumrieſen, ſondern niedrige Bäume, ungeheure Sträucher, alles überwuchert von Schlingpflanzen und alles in einem einzigen Sumpfe ſtehend. Das war ein unheimliches Brüten und Summen in der ganzen Landſchaft, wie man es im ſchwächſten Maße bei uns in einem Treibhauſe fühlt, wo viele Waſſerpflanzen wachſen. Schmetterlinge, Libellen, von Zeit zu Zeit ein merkwürdig ausſehender Haſe, ein paar Affen belebten das Bild. Hier und dort führte die Bahn an einigen elenden Hütten vorbei, vor deren Thüren die Bewohner, Indianer, nackt oder halbnackt lungerten. Die Fahrt dauerte drei Stunden und iſt gewiß für jeden ſchon dadurch unvergeßlich, wenn er bedenkt, wie viele Hunderte von deutſchen und iriſchen Arbeitern bei dem Bau dieſer Strecke zu Grunde gingen. Ich bedauere, daß die Fülle des Stoffs mich zwingt, über all das Intereſſante ſo kurz wegzueilen. In Panama! Die berühmte Heimat der Strohhüte macht ſich leider durchaus nicht ihres großen Namens würdig. Es iſt eine traurige Stadt mit etwa 25000 Einwohnern, wo man die ganze erbärmliche Jämmerlichkeit dieſer degenerirten Spanier ſtudiren kann. Elende, halbverfallene Häuſer, Kirchen, von den erſten Entdeckern in großartigem Stil angelegt, aber jetzt Ruinen mit Gras bewachſen, große freie Plätze, wo das Aas ruhig daliegt, bis die Geier es aufgezehrt haben. Das wäre noch zu ertragen, aber die Menſchen! Dieſe erbärmliche ſchwarze Bevölkerung, die ohne Ehrgeiz, faul und gefräßig hier agitirt, alle acht Tage einmal ſich aufrafft, um die Paſſagiere der ankommenden Dampfer oder Eiſenbahnzüge zu überfallen, und dann ihr ſtupides Brüten fortſetzt! Eine Regierung gibt es im Grunde gar nicht; auch kümmert ſich niemand darum, wer Gouverneur iſt. Eine jämmerlich zerlumpte barfüßige ſchwarze Soldateska läuft straßauf, straßab; meiſt ſind es Jungen von 12—14 Jahren. Doch wäre die amerikaniſche Eiſenbahncompagnie nicht 24 Stunden ihrer Beſitzthümer ſicher, wenn nicht ein amerikaniſches Kriegsſchiff im Hafen ankerte. Der Hafen iſt ſandig und während der Ebbe ſieht man Seekrabben auf dem Rande umherlaufen, in ſolchen Mengen wie die Fliegen bei uns. Von den Panama-Strohhüten war in der Stadt ſelbſt nicht viel zu ſehen.

„Am 24. Juli kam der neuyorker Dampfer in Aspinwall an mit nicht weniger als 700 Paſſagieren, Männer, Weiber und Kinder; ein rechtes Auswanderungscargo. Unſer neues Schiff, die «Golden City», nahm den ganzen Troß in ſeine prächtigen Räumlichkeiten auf. Dieſes Schiff war bedeutend größer als die «Seine»; es hält 5000 Tonnen und iſt nach dem «Great-Eaſtern» das größte Schiff auf der See. Die amerikaniſchen Schiffe ſind ſehr zweckmäßig gebaut; ein Balkon führt um das ganze Hintertheil und alle Kajüten Erſter Klaſſe öffnen auf ihn. Diesmal hatte ich meine Kajüte mit drei andern Paſſagieren zu theilen; zwei davon waren Deutſche, die wol den dritten Theil der Paſſagiere ausmachten. Ich fand bald einige angenehme Geſellſchafter heraus: einen jungen Mann aus Gotha, der in Freiberg ſtudirt hatte, ſechs Jahre in Peru war und dort gegen 12000 Dollars «gemacht» hatte; eine gemüthliche Seele, die mich zu mancher Flaſche Bier — à 1 Dollar — verführte. Meiſt gewann ich ſie freilich von ihm im Schachſpiel. Figuren und Bret ſchnitzte ich in Ermangelung beſſerer aus einer alten Cigarrenkiſte und Streichhölzern. Dann war ein Prediger da, ein vertriebener Schleswig-Holſteiner, den die erſte proteſtantiſche Gemeinde in San-Francisco angeſtellt hatte. Bei ſeiner Ankunft fand ſich, daß dieſe Gemeinde nur aus 17 Mitgliedern beſtand. Doch hat er eine gute Stimme und iſt ein geſchickter Mann, ſodaß er ſich ſchon aus den 30000 Deutſchen in San-Francisco eine Gemeinde zuſammenpredigen wird.

„Die Fahrt ging vortrefflich von ſtatten; das Eſſen war etwas ſchlechter als auf den engliſchen Schiffen und das Trinkwaſſer verwandelte ſich in eine gelbe Brühe. Nach acht Tagen landeten wir zu Acapulco in Mexico. Vier ſtattliche franzöſiſche Kriegsſchiffe blockirten den Hafen. Es war Abend, als wir ankamen, und ich blieb deshalb an Bord. In Acapulco war eine Art Hungersnoth; Eier koſteten 2 Dollars das Stück. Wir blieben nur wenige Stunden dort und unſer Schiff ſchlich trotz ſeiner 1200 Pferdekraft langſam nach Californien weiter. Der Stille Ocean iſt in dieſer Gegend merkwürdig fiſchreich. Heerden von Springfiſchen, die gegen 2 Fuß lang ſind und mehrere Fuß hoch aus dem Waſſer ſpringen, Walfiſche, Haifiſche begleiteten uns beſtändig. Die Küſte verloren wir nur wenige Tage aus den Augen. Am 8. Auguſt morgens 3 Uhr paſſirten wir die «Golden-Gate», das «Goldene Thor», die enge Einfahrt zu der prächtigen Bai von San-Francisco, die alle Schiffe, die je gebaut ſind, aufnehmen könnte.

„San-Francisco iſt eine große, prächtige Stadt mit 100000 Einwohnern, zu denen ſich noch 20000 andere geſellen, die fortwährend wie die Fliegen aus- und einſtrömen. Sie liegt auf einer engen Landzunge und iſt an drei Seiten vom Meere umgeben; doch wird die Ausſicht nach Weſten, nach dem eigentlichen Ocean, durch die hügelige Beſchaffenheit des Terrains verſperrt. Der Boden iſt ſandig wie in Moabit. Bäume gibt es noch nicht. Alles iſt in dieſem Orte voll von Widerſprüchen, wie das ganze Leben und Treiben ſich in Extremen bewegt. Vier-

ſtöckige Hotels, von einer Pracht und einer Größe, wie ich ſie kaum in London gefunden, ſtehen neben kleinen hölzernen Lilliputhäuſern. Prächtige Kaufläden, aber hölzerne Trottoirs, Schienenwege für Straßeneiſenbahnen auf jeder größern Straße, aber ein entſetzliches Pflaſter. Ein Sechstel der Stadt ſteht im Waſſer auf hölzernen Pfählen und die Straßen in dieſen Stadttheilen ſind fortlaufende Holzbrücken. Oft ſtehen eine, zwei und mehr Planken offen und ein nächtlicher Wanderer kann ſpurlos in dem Waſſer verſchwinden. Dieſelben Gegenſätze herrſchen in den Preiſen. Die niedrigſte Münze iſt ein Bit oder $2^1/_2$ Cents = 5 Sgr. Man bezahlt einen Bit für ein Beefſteak wie für ein Glas Bier, für eine Fahrt auf dem Dampfboot von drei Viertelſtunden wie für einmaliges Stiefelputzen. Es ergibt ſich hieraus, daß man verhältnißmäßig gar nicht theuer lebt. Ich bezahle 3 Dollars wöchentlich für Wohnung und 5 Dollars für Board, d. h. ganzen Tiſch in einem Hotel, alſo monatlich 32 Dollars oder 40 Thaler; hat man aber viel Extrabedürfniſſe, ſo wächſt dieſe Summe gleich um das Doppelte und Dreifache. Für Arbeiter iſt Californien ein Paradies. Der Arbeitslohn iſt 4 Dollars täglich und der Arbeiter kann wie ein Gentleman für 1 Dollar leben. Ebenſo bekommen Dienſtmädchen 20—30 Dollars monatlich, eſſen mit der Herrſchaft am Tiſch, brauchen ſich überhaupt nicht viel anzuſtrengen und haben ſichere Ausſicht, ſich ſehr bald verheirathen zu können, meiſt über ihren Stand. Frauen ſind immer noch ſtark in der Minderzahl. Den größten Haß hegen die Arbeiter und Dienſtmädchen gegen die Chineſen, die ſich hier in Menge niedergelaſſen haben und viel billiger und fleißiger arbeiten als die Weißen.

„Von dem Lande hab' ich noch nicht viel geſehen, doch ſoll es viel ſchöne Landſchaften enthalten und außerordentlich fruchtbar ſein. Die Californier ſind excentriſche Leute; wenn heute jemand gute Geſchäfte mit Kartoffeln macht, baut morgen ganz Californien Kartoffeln und verkauft ſie zu geeigneter Zeit für den Preis des Sacks. Man darf aber auch nicht vergeſſen, daß das ganze Land kaum eine halbe Million Einwohner hat und gar nicht alles verzehren kann, was es zu erzeugen im Stande iſt.“

Natürliche und künſtliche Emancipation der Frauen.

IV.

Auch in den höhern Klaſſen der Geſellſchaft will man die Frauenemancipation. Hier ſind es die geiſtigen Fähigkeiten, um deren Erwerb und Geltendmachung es ſich handeln ſoll. Man verſpricht dem ehelosen Theil des weiblichen Geſchlechts eine Entſchädigung durch Eröffnung der höhern Gewerbszweige. Man glaubt ſogar, die als nothwendig vorausgeſetzte Heirathsmitgift und Ausſtattung durch eine andere Art Ausſtattung, nämlich die Fähigkeit zum Betriebe eines höhern (etwa des ärztlichen) Gewerbes erſetzen zu müſſen. Man legt den Ton auch beſonders auf die Unabhängigkeit, die ſich für die künftige Ehefrau dem Ehemann gegenüber in Ausſicht ſtellt, falls auch der ſchwächere Theil ökonomiſch ſelbſtändig iſt. Letztere Wendung berührt denjenigen Punkt, welcher den gewöhnlichen Emancipatoren oder Emancipatrien die Hauptſache zu ſein pflegt.

Es iſt wahr, daß für das Weib eine gewiſſe Möglichkeit der Trennung vorhanden ſein muß, wenn es nicht zum Sklaven werden ſoll. Mindeſtens muß das wirthſchaftliche Bedürfniß ein gegenſeitiges ſein, wenn nicht eine zu große Ungleichheit des Verhältniſſes eintreten ſoll. Nun bildet aber das Daſein einer Familie, welches man doch als den normalen Fall vorausſetzen muß, bereits ein ſtarkes Band gegenſeitiger Abhängigkeit. Es iſt daher als ein Ueberbleibſel roher Zuſtände anzuſehen, wenn das Weib durch Erwerb oder Kapitalbeſitz zur Erhaltung der Familie beitragen muß. Die Civiliſation ſtrebt da, wo ſie wirklich fortſchreitet, zur Ermöglichung der Familie, indem ſie den Mann immer mehr in den Stand ſetzt, durch ſeine eigene Thätigkeit für Frau und Kinder genügend zu ſorgen. Nur die Anzeichen des Rückſchritts tragen das entgegengeſetzte Gepräge. In gewiſſen höhern Geſellſchaftsklaſſen werden die Ehen verſpätet und ſogar von Kapitalbeſitz auf ſeiten der Frau immer mehr abhängig. Dieſe Erſcheinung iſt offenbar eine Folge der abnormen ökonomiſchen Stellung, welche der höhere Arbeiterſtand (d. h. vornehmlich das Beamtenthum) einnimmt. Im Bereich der Induſtrie kann es gar nicht auffallen, wenn die Eingehung einer Ehe zugleich als Geſchäftsausdehnung betrachtet wird. Hier iſt es unvermeidlich, daß bei der Wahl der Kapitalbeſitz in Rechnung gezogen werde. Doch dürfte in denjenigen Ständen, in welchen die Verſpätung der Ehen gegenwärtig die Regel iſt, ein wirkliches Misverhältniß der wirthſchaftlichen Stellung die Urſache der unnatürlichen Hemmungen ſein. In dieſem Fall iſt denn aber auch die Abhülfe der Uebelſtände nur von der allgemeinen Verbeſſerung der Lage jener Klaſſen zu erwarten. Die Ehelosigkeit iſt in dem ſocialen Getriebe ſtets als Störungserſcheinung gleich den Krankheiten zu betrachten. Die Eröffnung von höhern Erwerbszweigen für die gebildete Frauenwelt würde daher nur dazu beitragen, einen Ausnahmezuſtand zeitweilig weniger empfindlich zu machen. Der naturgemäße Zuſtand wird regelmäßig die Beſchränkung der Frauenwelt auf das Hauswesen und die Erziehung ſein. Dieſer Zuſtand ſchließt jedoch eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Ausnahmen nicht aus, ſodaß in der Pflege der letztern vielleicht ein geiſtiger Fortſchritt platzgreifen könnte. Die wirthſchaftliche Seite der Sache tritt dann zurück und die Emancipation zur Bildung wird der eigentliche Zweck. Die natürliche Emancipation vollzieht ſich auch in dieſem Punkte durch das Wachſen des allgemeinen Wohlſtandes, das Schickſal der Frauenwelt iſt von dem allgemeinen Fortſchritt abhängig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 44.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Aus einem Künſtlerleben. Von Roſa Horn. II. — Das ſchwarze Haus. Nach einer wahren Begebenheit von R. E. Hahn. I.—V. — Thier- und Menſchenleben in Auſtralien. Von Wilhelm Girſchner. II. — Die Luſtſpiele des Plautus. — **Beiblatt**: Die Macht der Einbildung. I. — Die Vorſtadttheater in Wien. — Sammelwerke.

Aus einem Künſtlerleben.

Von Roſa Horn.

II.

Frau von Glückshofen hatte an Flora, die mit der erkrankten Herzogin nach Italien gereiſt war, einen Brief geſchrieben, ganz erfüllt von Rathſchlägen für die Toilette, der ſtreng genommen kaum das Poſtporto bis Neapel werth war. Das einzig Beherzigenswerthe war das Poſtſcriptum, welches die Warnung vor dem Genuß von Südfrüchten enthielt.

Draußen war es drückend heiß, die entzückende Ausſicht auf das Meer und auf den Veſuv wie unter leichtem Schleier. Die Herzogin bewohnte eine der herrlichen Villen, die man eigentlich nur immer von fern betrachten müßte. In der Nähe ſieht man den beginnenden Verfall. So auch hier. Nur eine der vier Terraſſen, und zwar die der Villa zunächſtliegende, war frei von Trümmern; auf den untern wurden Bildſäulen, zum Theil verwittert, zum Theil herabgefallen, von wucherndem Unkraut überzogen und verdeckt; Marmorbänke, immer noch vom edelſten Weiß, luden nicht mehr zum Sitzen ein; wer hätte Luſt gehabt, ſich durch das Gewirr von Pflanzen einen Weg dahin zu bahnen? Oleanderſträucher ſchmückten die geſunkene Herrlichkeit mit der nie alternden Schönheit der Natur, kleine Eidechſen huſchten im glitzernden Sonnenſtrahl und die ſich leiſe regenden Halme des hohen Graſes bezeichneten vielleicht den Weg einer Schlange.

Flora ſitzt indeſſen hinter dem Gitterwerk einer Jalouſie, die das blendende Licht abhalten ſoll, und blickt misмuthig vor ſich hin. Sie langweilt ſich. Der junge Herzog hatte ihr zwar geſchrieben, daß er bald kommen werde — natürlich auf den Flügeln der Liebe und der Sehnſucht —, aber bisjetzt war er noch nicht da. Zudem wurde die Herzogin immer kränker. Das rege Leben Neapels war für Flora gleich einer koſtbaren Frucht, die ſie nicht brechen durfte. Sie hatte weder den Corſo geſehen, noch die berühmte Sängerin am San-Carlo-Theater gehört; die einzigen menſchlichen Weſen waren ſchreiende Buben, die am frühen Morgen ihre mit Früchten beladenen Eſel den Bergpfad hinab nach der Stadt trieben. Und doch lag in dieſer bezaubernden Stille, in dieſer paradieſiſchen Natur etwas für Flora's Seele beinahe Unerträgliches. Da tauchten die Inſeln im Meere auf — da lag der alte Berg mit ſeiner Rauchwolke und darüber breitete ſich der dunkle feurige italieniſche Himmel! Die Welt war ſchön, jede Stunde hier oben Verluſt; ein glühender Lebensdrang ſtieß ſie fort von hier, wo

es einſam war wie im Grabe. Und hierher ſandte die Mutter Rathſchläge für die Toilette! Die ferne Welt — dort lag Neapel mit ſeinem Glanz, ſeinem Lärm und ſeinem Treiben. Dahinein ſich zu ſtürzen — war ſie doch ſo fremd in dem allen, daß ſie kein Wort gehört hatte von dem großen Maler, der ganz Neapel entzückte.

Da ſchritt ein Mann langſam die Stufen herauf, die von der zweiten auf die erſte Terraſſe führten. Der Wanderer nahm ſich Zeit. Oft hielt er im Gehen inne, um da ein Säulenfragment zu betrachten, dort über die verſtümmelte Herrlichkeit einer olympiſchen Göttin zu lächeln — recht herb zu lächeln. Die Natur nimmt Beſitz von dem Menſchenwerk; ſtatt der murmelnden Quellen in jenem Brunnen bildet eine Schlingpflanze eine ſtehende Flut von Blüten — ſie träufen herab wie wol ehemals das klare Waſſer, umwinden den gebrochenen Leib jener Nymphe und füllen in unendlicher Fruchtbarkeit die muſchelartige Schale.

Es iſt des jungen Mannes Abſicht nicht, heranzuſchleichen, obgleich er nicht den gewöhnlichen Aufweg zwiſchen den Weingärten nahm, ſondern mit Hülfe eines uralten Olivenbaums die Mauer der unterſten Terraſſe erreicht hatte. Er ſchreitet an der offenen Thür vorüber — er ſieht hinter dieſer die Geſtalt der Herzogin; ſie lehnt in ihrem Krankenſtuhl und ſcheint zu ſchlummern. Da tritt er an das Gitterwerk, hinter dem Flora drängt und flattert wie ein gefangener Vogel.

Ein jäher Aufſchrei.

„Paul Stern!“

Der Maler antwortet nicht, ſeine Augen durchdringen das Gitter — Flora hat im tödlichen Schrecken die Hände vor ihr Geſicht geſchlagen. „Warum fürchteſt du mich, Flora?“ hört ſie Paul Stern fragen. Die Stimme war weich und ſanft und doch fühlte das Mädchen ihre Glieder erkalten.

„Konnteſt du nicht denken, Flora, daß ich eines Tags kommen würde und dich fragen: Wie ſteht es denn mit dem Verſprechen, das du mir gabſt?“

Flora regte ſich nicht; nur an den Spitzen ihres Kleides konnte man ihr krampfhaftes Zittern wahrnehmen.

„Beſtimme den Tag, wo ſich dein Verſprechen erfüllen ſoll!“ ſagte Paul.

Flora machte eine abwehrende Bewegung; noch war ſie keines Wortes mächtig.

In Paul regte ſich der Zorn.

„Weißt du, wer ich bin, Mädchen? Willſt du mich etwa abweiſen? Gemach, Flora! Fürſten ehren mich! Sag' kurz, wann willſt du mein Weib werden?“

„Paul, bedenke, die Mutter!“ ſtammelte Flora.

„Frau von Glückshofen? Pah!“

„Laß mir Zeit!“

„Fünf Minuten!“ Paul zog die Uhr — leiſe und geſchäftig pickte dieſe faſt hörbar in der düſtern Werbers Hand. Flora dachte an Flucht — doch ein Blick, ein flüchtiger, ſcheuer Blick auf Paul hielt ſie wie gebannt. Die Uhr pickte ſchnell. Flora faßte Muth.

„Paul“, begann ſie mit einem Anflug der alten harmloſen Kindlichkeit, „dränge mich doch nicht! Du ſollſt Antwort haben, aber ſo ſtehe nicht vor mir, die Uhr in der Hand, als hätte ich nur noch Minuten zu leben!“

Das letzte Wort erſtickte ein Aufſchrei und doch hatte das Mädchen nichts wie Paul's Blick erſchreckt.

„Die fünf Minuten ſind um —“

„Paul! —“

„Keine Umſchweife! Wann? Ich will dir verzeihen, daß du meinen Ring in Schlamm und Unkraut ſchleuderteſt — da haſt du ihn! Nichts von dem Unrath iſt an ihm haften geblieben!“

Flora ſtarrte auf den Ring, den Paul ihr hinhielt. Vor Jahresfriſt hatte ſie ihn in die ſchlammige Tiefe des Schloßteichs von Helmenruh verſenkt.

Der Rubin glühte in Paul's Hand.

„Flora“, ſagte dieſer mit einem Ausdruck tiefer Trauer, „warum willſt du mich verlaſſen, leichtſinniges Mädchen? Denkſt du etwa an den jungen Herzog? Flora, du biſt doch kein Kind mehr und ſollteſt wiſſen, was alle Welt weiß!“

„Paul, wie war ich dir gut als Kind!“ Flora's Stimme ſprach dieſe Worte wie in halbem Schlummer, wie eingewiegt von Mutterſorge.

„Flora“, ſagte er leiſe und eindringlich, „höre mich, höre mich! Ich kann nicht leben ohne deinen Beſitz! Höre dies feierliche Wort! Himmel und Erde, ja die Hölle biete ich auf für dich!“

Flora horchte hinaus; ihre Seele dehnte ſich unter dieſen Worten, wenn ſie ihr auch im Grunde nichts waren als eine Abwechſelung, eine kurze Erfriſchung, wie der Luftzug, der eben die Welt von Blumen und Blüten ringsum ſchüttelte.

„Hier haſt du deinen Ring wieder, Flora!“

Er wartete nicht ab, ob das Mädchen die Hand danach ausſtrecken würde, er warf ihn durch das breite Fachwerk der Jalouſie in Flora's Schos. „Du beſtimmſt den Tag der Hochzeit nicht — nun wohl, ſo muß ich es thun! Halte dich bereit, Flora! Auf Wiederſehen!"

Sie ſah ihm regungslos nach, wie er langſam davonging. Wie hatte er ſich verändert, wie ſtattlich war ſeine Geſtalt geworden, wie ſelbſtbewußt war ſeine Haltung! Es kam ihr nicht in den Sinn, irgendwie noch Schrecken zu empfinden wie wol im erſten Augenblick; ſie konnte ſich nur noch nicht klar werden, wie dies Verhältniß in ihrem Leben überhaupt unterzubringen ſei.

Währenddeß hatte auf der Straße, in welche der ſchmale Bergpfad, der hinauf zu der Villa führt, mündet, ein landesübliches Fuhrwerk unter einem mächtigen Kaſtanienbaume gewartet. Ein ſchrecklich mageres Pferd, ein wild ausſehender Burſche und in dem Wagen eine von Furcht und Angſt aufgelöſte Perſönlichkeit — Jsmael. Es gibt Momente im Leben, wo man ſich vor allem zu fürchten vermag; eine ſolche Kriſis war über den harrenden Jsmael Jsmaelſohn hereingebrochen, vielleicht eine Folge des ungewohnten Klimas. Erſtens und hauptſächlich fürchtete er ſich vor dem Kutſcher, der ganz unnatürlich wenig ſprach, allerdings eine auffallende Erſcheinung an einem Neapolitaner. Dann blieb ihm Paul Stern zu lange aus. Wie, wenn man ihn zwiſchen den engen Mauern ermordet hätte? Ein fürchterlicher Gedanke! Dann kam ihm die Wolke über dem Veſuv ungewöhnlich dicht und ſchwarz vor. Ueberhaupt war die Nähe des feuerſpeienden Bergs ſeinem Gemüth während des ganzen Aufenthalts in Neapel eine fortwährende Beängſtigung, ein fortwährendes Memento mori! Er vermied ſeinen Anblick — hier hatte er ihn vor ſich — den rauchenden Gipfel, und das wilde Haupt des jungen Neapolitaners! Wohl hatte er ein Meſſer bei ſich, auch ein paar Piſtolen; was aber nützt einem Manne des Friedens ein ganzes Arſenal, wenn er es nicht zu handhaben weiß? Paul kam noch immer nicht. Er konnte ebenſo gut nach ſeiner gewohnten Art über irgendetwas, über einem Stein oder über einer Blume träumen, als auch blutend, todt oder verwundet irgendwo daliegen. Sein Herz klopfte faſt hörbar. Wie, wenn der Veſuv plötzlich den Einfall einer Eruption hätte? Herculanum, Pompeji — verbunden mit einem Erdbeben — Himmel, die innere Situation war nahezu unerträglich.

Da kam Paul Stern.

„Esperanto e non venire" nennt der Italiener ein qualvolles Gefühl; er hat wol recht, aber kommt dann der Erwartete, ſo iſt das Sicherleichtertfühlen beinahe ein — augenblickliches Glück.

Der Kutſcher regte ſich. Das magere Pferd hob ſeine langen herabhängenden Ohren, Paul ſchwang ſich neben Jsmael, der gleich einem Gewächs unter mildem Regen ſich dehnte, den harten Sitz und der erſte Schritt des Pferdes brachte beide der Heimat entgegen. Paul Stern war im Begriff, Italien zu verlaſſen.

Ueber das Leben der Frau von Glückshofen war gleich einem Wolkenheere eine Welt von Störungen hereingebrochen. Wozu gibt es vergangene Tage? Zu etwas anderm, als um ſie der Vergeſſenheit zu überliefern?! Warum tauchte denn ihr die Vergangenheit ſo läſtig ſtörend in die Gegenwart hinein? Was hatte ſie erleben müſſen! Paul Stern's Werbung um Flora! Frau von Glückshofen hatte wol alle Urſache, mit ihrer Einwilligung zu zögern, aber Paul nahm eine Sprache an, ſo ſicher, daß die erſchreckte Frau mit dem Herzog zu reden verſprach. Die böſe Ausſaat ging auf nach ſo vielen Jahren. Bevor ſie dem Herzog davon ſprach, faßte ſie die Werbung näher ins Auge. Paul Stern war ein berühmter Name, Flora an und für ſich ein Mädchen, welches ſie bald möglichſt hätte verheirathen und dann nach Art herzloſer Mütter recht weit von ſich entfernt wiſſen mögen. Aber der Herzog — wie unfügſam war er ihrem Vorſchlag! „Paul Stern", wiederholte er mürriſch, „der Maler?" Wo blieben da die nothwendigen ſechzehn Ahnen? In kleinen Reſidenzen iſt oft noch gelegentlich ein wenig Mittelalter; die „alte gute Zeit" und ihr Verluſt wird ſchwer genug beklagt. Der Herzog lebte an und für ſich noch im 18. Jahrhundert — die Neuzeit berührte ihn gar nicht. Er las im Leben nichts, nur Frau von Glückshofen machte ihm das, was ſie ſelbſt las, mundrecht; ſie vermied dabei alles, was ihn verſtimmen konnte. Und reizbar war der alte Herr wie ein Bär. Frau von Glückshofen wog in dieſer Beziehung jedes Wort; die geringſte Unvorſichtigkeit machte ihr Mühe genug an Ueberredung und Beſänftigung. So war vor dieſem erlauchten Kopf die Franzöſiſche Revolution etwas Vergeſſenes, folglich Niedageweſenes; für ihn gab es noch einen Ludwig XIV. — die Maintenon hatte er

nicht vergeſſen und ſich ins Deutſche übertragen; Frau von Glückshofen wußte das wohl. Diesmal erhielt indeſſen die mächtige Frau eine ſchroffe Ablehnung. „Paul Stern, der Maler? — Nein!“

Frau von Glückshofen zitterte vor Aufregung. Was thun? Gerade jetzt, in einer für ſie ſo hoffnungsreichen Zeit! Draußen auf Helenenruh lächelte die fürſtliche Dulderin friedlich ihrem letzten Tag entgegen. Welche Ziele hatte Frau von Glückshofen, wenn erſt ihr fürſtliches Opfer drüben unter dem grauen Dach der alten Schloßkirche ruhte! Wie, wenn ſie ſich dann dem Herzog entzog, verreiſte, ſeine Gewohnheiten ſtörte? Er konnte ja ohne ſie nicht leben — der kleine Thron, die kleine Krone — welch große Ziele!

Welch große Ziele! In Helenenruh iſt ein Fenſter weit geöffnet und goldenklar ſcheint die hochſommerliche Sonne auf die dichtbelaubten Kronen der alten Kaſtanienbäume. Die Herzogin lag auf ihrem Krankenſtuhl, nahezu verklärt. Marianne, die alte Kammerfrau, ſaß zu ihren Füßen, ein Andachtsbuch in der Hand. Jetzt blickte ſie düſter über die Seiten hinaus; die blaſſe, abgemagerte Hand der Fürſtin hatte ihr ein leichtes Zeichen gegeben, innezuhalten. Sie war mit dem Leben, das von ihr herabfiel wie ein Schleier, wie ein Trauerflor, verſöhnt. Sie lächelte, wenn auch ſchmerzlich, zu der Erinnerung an ihre Thränen. Sie dachte an das väterliche Schloß, an ihre glückliche Kindheit. Bilder traten ſo klar hervor wie nur immer, wenn die Sonne ſinkt.

Darum hatte ſie ihre adelichen Umgebungen von ſich entfernt. Nur der Arzt und der Prediger fanden Zutritt, Marianne war ihre einzige Pflegerin. Die alte Kammerfrau mit ihrem verſteinerten Geſicht, mit ihrem verbitterten Herzen — und doch war ſie ihr eine liebe Tröſterin. Die Herzogin lebte gerade jetzt ſo innig ihren Erinnerungen, und wenn ihre blaſſen Lippen ſo leiſe und geheimnißvoll von den alten Tagen flüſterten, da ſtahl ſich auch ein Lächeln auf die herben Züge der Dienerin. Unten im Garten blühten voll die Roſen. Hunderte von Blumen hauchten ihren Duft zu dem offenen Fenſter hinauf. Sie gedachte eines andern Sommers, eines längſtvergangenen, wo auch die Roſen ſo ſchön blühten, und an eine ſchöne, verhängnißvolle Knospe, die eine kühne Knabenhand der jugendlichen Fürſtin durchs Fenſter geworfen hatte.

„Engelbert!“ flüſterte die Herzogin.

Marianne erſchrak. Seit zwei Jahrzehnten war dieſer Name verſchollen, jetzt fiel er in das finſtere Brüten der alten treuen Dienerin. Als ſie aufſah, erblickte ſie die Fürſtin wie innerlich verklärt.

„Du weißt, Marianne, wie er mir die Roſe ſchenkte —“

Marianne neigte den Kopf.

„Es war die erſte in jenem rauhen Sommer — dieſe Roſe hat mir kein Unglück gebracht!“

„Aber die zweite!“

„Ja, die zweite! Du haſt recht, Marianne; Das war eine Unglücksblume! Du kannſt nicht denken, wie ich erſchrak, als ich den Engelbert da unten vorbeireiten ſah unter den Freiwilligen! Die Glückshofen ſtand neben mir auf dem Balkon. Sie ſagte, ich habe mein Tuch fallen laſſen. Das Tuch entfiel meiner Hand vor Schrecken.“

Alle Dämonen des Haſſes flammten in Mariannens Geſicht.

„Wie hätte ich ihm ein Zeichen geben ſollen? Ich war ja Frau und gewöhnte mich eben daran, den Herzog zu lieben — da wagte Engelbert, mir die zweite Roſe zu ſchicken. Wie konnte er's nur wagen? Er war doch ſo ſanft und gut!“

„Wie er es wagen konnte? Nun, Frau von Glückshofen rieth es ihm, er war ja ihr Couſin! Freilich rieth ſie es nur, um es dem Herzog zu verrathen.“

„Ich weiß nicht, Marianne, ob du recht haſt! Ich will auch keinen, vielleicht unbegründeten, Verdacht in mir aufſteigen laſſen. Fürſten lieben ſich ſelten feſt und treu — es iſt gemeiniglich von Anfang an ein lockeres Band nach fremder Wahl. O, wie viel habe ich damals geweint! Wie fürchterlich laſtete auf mir eine ſchleichende, unausgeſprochene Verdächtigung! Der Herzog liebte mich nicht genug, um mich offen zur Rede zu ſtellen; er rächte ſich durch Vernachläſſigung.“

„Nein, nein, Durchlaucht!“ unterbrach Marianne die Sprecherin. „Der Herr Herzog hatte ſein ganzes Herz Ihnen, ſeiner jungen Gemahlin, geſchenkt. Wie hätte er nicht ſollen? Im ganzen Land gab es darüber nur Eine Stimme! Aber die Glückshofen erkaltete ſein Herz; ſie weckte und ſchürte den Verdacht; ſie konnte das ſtill ſich mehrende Glück nicht ertragen, da mußte ſie's zerſtören. Sie liebte den Herzog!“

„Marianne! Viele tauſend Thränen haben mich müde gemacht! Gott hat mir noch im Leben Frieden geſchenkt! Es war nicht ihr Werk, nicht

ein böſer Zufall, es war ein mir vom Himmel beſtimmter freudloſer Lebensweg! Menſchen iſt dieſe Macht nicht gegeben! Und was iſt es denn um eine Spanne Zeit, Marianne? Die Trübſal hat mich fromm gemacht, hat mein Herz von irdiſcher Hoffahrt abgezogen. Ich verzeihe ihr!"

„Und das Armband?"

„Ich habe es verloren — was kann ſie dafür?"

„Daß es verloren wurde, daran war ſie unſchuldig; daß es ſich aber nicht fand, ſelbſt nicht an Engelbert's Leiche, bei welcher es der Herzog ſuchte —"

„Er glaubte, er konnte glauben, daß ich es ihm geſchenkt hatte. Auf dem Schloſſe befand ſich mein Bild. Ich ſterbe mit dem Bewußtſein, unſchuldig gelitten zu haben. Ich — ich liebte meinen Gemahl!"

Die Sonne tauchte in unendlicher Glorie am Himmel unter — voll und majeſtätiſch — purpurn übergoß das glühende Licht das Geſicht der Dulderin wie mit den Roſen der vergangenen Jugend. Ungeblendet ſah ſie hinüber in das Lichtmeer, als ſei darin immer noch ein Schatten, ein Schleier, der nächſtens ſinken werde.

Um dieſelbe Stunde trat Paul Stern in das Zimmer der Frau von Glückshofen. Sie hatte ihn zu ſich beſcheiden laſſen. Blühend, faſt in voller Geſundheit trat ihm Frau von Glückshofen entgegen. Die Trauerfahne ſollte bald über Helenenruh wehen.

Kurz und haſtig war ihre Rede.

„Der Herzog willigt nicht ein. So nehmen Sie Flora mit Liſt oder mit Gewalt. Sie iſt die Ihre — aber Schweigen!"

An einem der nächſten Morgen verkündeten die Glocken der kleinen Reſidenz durch ihr Trauergeläute, daß die Herzogin geſtorben ſei. In derſelben Nacht war Flora von Glückshofen von Helenenruh verſchwunden. Das „Wie" blieb in der Aufregung über den Heimgang der fürſtlichen Frau unerforſcht. Der Herzog fühlte ſich von dem Todesfall tiefer ergriffen, als er wol ſelbſt gedacht und geahnt hatte. Frau von Glückshofen war die erſte, welche ſich in die Farben der Trauer mit einer Schnelligkeit hüllte, die faſt annehmen ließ, daß die düſtern Gewänder bereits früher zurechtgelegt worden wären. In der Todesnacht war der Herzog nach Helenenruh gefahren. Er war einem ſchnellfahrenden Wagen begegnet und hatte nicht geahnt, daß Flora Glückshofen in dieſem von Paul Stern entführt werde. Die Herzogin wollte ohne Prunk, einfach, wie ſie gelebt hatte, begraben ſein. Da lag ſie in dem Saale von Helenenruh, ruhig, heiter, kindlich, als ſei nun alles, alles gut. Niemand ſtand an dem Sarge als der Herzog, tiefernſt, das weiße Haupt gebeugt. Was mochte er denken, was ſich ſagen in einem Moment, wo die Beſtimmung des Menſchen dicht und unerbittlich an den irdiſchen Hochmuth herantritt und ihm ſagt: „Siehe da, dein Ziel!?"

Da öffnete ſich leiſe eine Nebenthür. Von dem Herzog gar nicht bemerkt trat die gebeugte Geſtalt der Hagar Ismaelſohn herein. Marianne blieb draußen vor der nur angelehnten Thür. Mit Verwunderung blickte der Herzog auf, aber Hagar ließ ſich nicht ſtören. Mit zitternder Haſt legte ſie ein Armband von Perlen um das Handgelenk der Todten. Ein Blick auf dies Kleinod — der Herzog hatte es erkannt.

„Gnade, hohe Herrſchaften!" ſchluchzte Hagar, als könne auch die Todte ſie hören. „Gnade — hier iſt das Armband!"

„Das Armband?"

„Ich habe es gefunden, hoher Herr! Vor zwanzig Jahren — ich war damals im Schloſſe geweſen, um alte Kleider zu kaufen, Durchlaucht, ſah ich unten vor den Säulen den Wagen der Herzogin ſtehen. Ich ſah die liebe junge Herzogin ſo gern. Da ſtieg ſie ein und fuhr davon. Ich wollte auch gehen, da ſtoß' ich mit dem Fuß an die Perlen da. Schöne Perlen und auf dem Schloſſe das liebe Engelsgeſicht! Ich laſſe mich bei der Frau von Glückshofen melden, will ihr die Perlen geben — «Jetzt nicht, Hagar! Behalte das Armband! Jetzt nicht! Sie mag es erſt vermiſſen, die Herzogin! Gib es mir!» Das that ich aber nicht. Die Perlen waren koſtbar; es war ſchon eine Luſt, ſie nur leiſe durch die Finger gleiten zu laſſen. Die Frau von Glückshofen gab mir Geld. Ich nehme Geld gern, durchlauchtiger Herr! Was iſt der Menſch ohne Geld, und ſoll er nicht zurückweiſen den Pfennig! Und Frau von Glückshofen gab mir drei Goldſtücke. «Ich werde dich kommen laſſen, wenn's Zeit iſt, jetzt aber ſchweig'!» Sie ließ mich nicht kommen — ich ſollte nur immer ſchweigen. Die ſchönen Perlen! Als ich das Armband erſt ein Jahr droben hatte, hätte ich mich gar nicht gern von dem Kleinod getrennt. «Es war ja der Verluſt vergeſſen», ſagte Frau von Glückshofen. O, Verzeihung, Durchlaucht! Verzeihung!"

Der Herzog wandte ſich tieferſchüttert ab.

Hagar ſchlich ſich davon. Die ſtille Todte aber auf ihrem letzten Bett lächelte ſo ſiegreich, als ſei die Qual ihres Lebens ausgeſtrichen und als habe ſich ewige Jugend auf ihre reine Stirn gelegt.

In einer alten, ehemals glänzenden Handelsſtadt befindet ſich, faſt angelehnt an eine neuere Vorſtadt, ein graues, düſteres, umfangreiches Haus. Jedenfalls hatte es eine glänzende Vergangenheit hinter ſich und war früher wol einmal die Behauſung eines reichen Kaufmanns geweſen, wie ſich aus den großen ſteinernen Hintergebäuden ſchließen ließ. Ungefähr um die Zeit des Todes der Herzogin hatte das Haus, da es verkäuflich war, ein kleiner Mann an ſich gebracht, deſſen Aeußeres den Iſraeliten verrieth. Darauf hatten die Nachbarn bemerkt, daß Wagen mit Hausrath, meiſt zur Nachtzeit, anlangten; die Neugierigen ſahen dann Lichter ſich durch die Gemächer bewegen, ja hörten vielleicht auch hin und wieder ein Wort aus dem Munde des kleinen Mannes. Aeußerlich blieb das düſtere Gebäude unverändert, nur das große alterthümliche Schloß an der dunkeln Eingangspforte wurde geprüft und vervollſtändigt. Bald hörte man, daß das Haus bewohnt ſei; wer es aber bewohne, war ſchwer zu ergründen. Nur ein alter Diener beſorgte die Einkäufe und hin und wieder fuhr der kleine iſraelitiſche Herr vor, der augenſcheinlich immer vornehmer wurde. Dann hörte man wol auch zur Nachtzeit die Thüren ſich öffnen; abermals war es der kleine Herr, der ſich bei dem geheimnißvollen Transport von ſorgfältig verpackten Kiſten auf das lebhafteſte betheiligte. Zur Zeit der Dunkelheit ſah man dann wol auch ein oder das andere mal die hohe Geſtalt eines Mannes das Haus verlaſſen. Natürlich veranlaßte dies geheimnißvolle Treiben Gerüchte aller Art. Man wollte zur Nachtzeit den Hülferuf einer weiblichen Stimme gehört haben; dies Gerücht fand um ſo mehr Beſtätigung, als man einſtmals dem Diener nach der Stadt folgte und ihn dort prächtige Frauenkleider ankaufen ſah. Aber ſo viel man auch horchte, es ließ ſich kein zweiter Laut erlauſchen, der an das Ohr der Neugierde gedrungen wäre. Die grauen Mauern lagen ſtumm, ernſt und traurig da, als hielten ſie das einmal Erfaßte in eiſernen Armen. Und doch hatte ſich hinter dieſen kalten Steinen ein ſchweres Drama abgeſpielt. Das düſtere Haus war der Kerker, in dem ſich der ſchönen, heißblütigen Flora Sehnen unerbittlich brach. Paul Stern hatte ſich in menſchlicher Vermeſſenheit geſchworen, ſie zu beſitzen. Er hatte ſich dieſen Beſitz vom Schickſal ertrotzt. Mit wahnſinniger Leidenſchaft hatte er alle Hinderniſſe bekämpft — da hielt er endlich die Braut im Arm, die er ſich aus Helenenruh, aus dem Hauſe des Todes herausgeriſſen hatte. Hätte er es nicht gethan! Sie folgte ihm zum Altar in derſelben Nacht — ſie war die Seine. Er hatte das Schickſal überwunden. Was hatte er ſich errungen? Nichts als ein zerbrechlich Gefäß. Gitter und Mauern brechen ihn nicht, den freien Geiſt. Abgeſchieden von der Welt, hinter Mauern vergraben, wollte er ſich ſein Glück erbauen. So wurde er Flora's Tyrann. Was half es ihr, daß er ſie in der Dunkelheit der öden Zimmer mit fürſtlicher Pracht ſchmückte? Es entſtand ein Kampf, ein geiſtiges Ringen auf Leben und Tod. Flora beugte ſich und rang, ſie ſiegte nicht, aber unterlag auch nicht. Die eigentliche Weſenheit eines Menſchen iſt eben ein räthſelhaft ſtarkes Etwas, das unter den bezwingenden Verhältniſſen davonſchlüpft, gefangen und doch unnahbar.

Es ſind vielleicht ſechs Jahre ſeit dem Tode der Herzogin vergangen. Da fährt vor jenem düſtern Hauſe mit dem erſten Morgengrauen Ismael Ismaelſohn vor. Ihm öffnet ſich die dunkle Pforte, er kennt den Weg nach Paul Stern's Atelier — dort trifft er dieſen auch. Paul Stern ſieht finſter, dämoniſch, trotzig aus, recht im Gegentheil zu Ismael, der die goldenen Früchte der Arbeit mit dem Maler theilt und weit beſſer zu benutzen weiß wie dieſer. Er ſchüttelt wol zu dem allen den Kopf. Wie kann man ein junges ſchönes Weib einſperren in ein finſteres Haus voller Spinnweben, und dann noch von dieſem Weibe Liebe verlangen? Ironie, zumal wenn dies Weib Flora Glückshofen heißt! Er denkt, während er den finſtern Gang entlang ſchreitet, an ſein eigenes, lichtes, ſonniges Haus, an die hohen Spiegelſcheiben, die Paul's Bildern dort Licht geben — und hier dieſe finſtere Geburtsſtätte! Er denkt an ſein Weib, an die kleine Rachel, die ihm nächſt ihrer liebenswürdigen Perſönlichkeit ein ganz annehmbares Vermögen zugebracht hat; er denkt an die kleine Eſther, ſeine Tochter, und hofft auf einen kleinen Nathan. Dabei iſt er ganz Geſchäftsmann, immer rechnend, immer ſpeculirend und dabei das Leben genießend wie eine höchſt angenehme Nothwendigkeit.

„Iſt der Wagen da?“ herrſcht ihm Paul zu und ſieht dabei aus wie Caligula oder Nero.

Ismaelſohn nimmt ihm das gar nicht übel; erſtens kennt er ihn und zweitens hört es niemand. Flora hat der reiche Kunſthändler Ismaelſohn ſeit Jahren nicht geſehen.

Paul griff nach der Schnur einer Klingel, dann warf er ſeinen Mantel um und drückte den Hut in die Stirn.

Draußen hörte man das Geräuſch herankommender Schritte; Paul öffnete und Ismael hätte bald alle ſeine Faſſung verloren — auf den Arm des alten Dieners ſtützte ſich ein weibliches Weſen — Flora!

Paul winkte dem Diener, voranzugehen. Die ſchweren ſeidenen Gewänder der Frau ſchleppten raſchelnd über den ſteinernen Fußboden hin. Paul hob die Unglückliche in den Wagen; ein Blick beim bleichen Morgengrauen in dies zerſtörte Geſicht — ſie war wahnſinnig. So ſaß ſie, in ſich verſunken, in der Wagenecke, als ſei ihr dieſe gebeugte, zuſammengekrümmte Stellung die gewohnteſte.

Paul ſprach kein Wort. Nach einigen Stunden hielt der Wagen an der Pforte eines Irrenhauſes. Dieſes Irrenhaus war ein altes, maleriſch gelegenes Schloß. Mit unendlicher Freundlichkeit beleuchtete der erſte Sonnenſtrahl die alten Mauern und vergoldete die hohen Kronen der ſchönen Bäume, die dieſe umgaben. Wie mangelhaft mochte Flora ſeit langem die Sonne geſehen haben, denn ſelbſt in den Gleichmuth ihrer Geiſteszerrüttung drang ihr Strahl, daß ſie ihn mit einem rauhen Laut des Entzückens begrüßte. Ismaelſohn ſchauderte über alles dies, über das entſtellte Weib, über den finſtern Maler, über den unheimlichen Ort. „Gott, was ſind die Menſchen thöricht, verblendet! Warum wohnen ſie nicht vernünftig in einer Stadt? Warum fahren ſie nicht in einem bequemen Phaëton durchs Leben, wenn ſie's haben können? Wie kann man, ich frage, von einer Frau verlangen, daß ſie alles entbehren ſoll, was das Leben erträglich macht: Bälle, Theater, Reiſen?“

Dieſe Gedankenreihe wurde unterbrochen. Ismael ſah ſich genöthigt, die finſtere Pforte, die man geöffnet hatte, mit zu überſchreiten.

Der Arzt erklärte Flora für unheilbar.

Paul Stern verließ die Stätte des traurigſten Leidens, welches der Himmel über die Menſchen verhängen kann. Vielleicht ſagte er ſich: Ich habe das Schickſal in die Form meines Willens hineindrücken wollen und hatte nichts in den Händen als Trümmer.

In jener kleinen Reſidenz hatten indeſſen die Jahre viel verändert; ſie hatten aus Frau von Glückshofen ein altes Mütterchen gemacht, das ſich vergeblich abmühte, einen Schein von Jugendlichkeit zu bewahren. Der Tod der Herzogin hatte für ſie nicht die gehofften Erfolge gehabt. Das Perlenarmband, deſſen Verſchwinden den eigentlichen Grund gebildet hatte, der die beiden fürſtlichen Gatten getrennt, das ſich wiederfand, nur um der Todten in die Gruft mitgegeben zu werden, ſollte über die Schuldige ein ſtrenges Gericht herbeiführen. Als Hagar Ismaelſohn das Bekenntniß abgelegt hatte, das Armband gefunden und es nur auf Befehl der Frau von Glückshofen zurückbehalten zu haben, machte dies Bekenntniß auf den alten Herrn einen tiefen Eindruck. Frau von Glückshofen hatte dieſen Zufall zu einer Intrigue benutzt und dieſe mit dämoniſcher Beharrlichkeit verfolgt; ſie hatte die unſchuldige Fürſtin verdächtigt, das Kleinod einem jungen Manne geſchenkt zu haben, von dem man wußte, daß er dem fürſtlichen Kinde mit ſchwärmeriſcher, ritterlicher Liebe zugethan geweſen. Ein Pfeil, der im Kampfe für Deutſchlands Ehre gefallen, und der Herzog, unter dem er gefochten, hatte in blinder Eiferſucht bei der Leiche nach dem verſchwundenen Kleinod geſucht. Frau von Glückshofen hatte mit kalt berechnender Hand die Kluft erweitert, hatte den Herzog zu feſſeln gewußt. Noch lange ging ſie durch die Straßen der Reſidenz, von aller Welt gekannt und verachtet — niemand grüßte ſie, niemand überſchritt ihre Schwelle. Der Tochter Geſchick ging ihr nicht zu Herzen, es ließ ſie völlig kalt. So ſtarb ſie einſam, und der Zufall wollte, daß man ſie dicht neben dem eingeſunkenen Grabhügel Engelbert's beſtattete. Das Gefecht, in dem er gefallen, hatte in der Nähe des Kirchhofs ſtattgefunden.

Und Paul? Wenn dein Auge irgend einem Titanenwerk begegnet, dämoniſch herausfordernd im Entwurf, von rieſenhaften Dimenſionen hingeworfen auf die Leinwand mit vollendeter Meiſterſchaft, gemalt wie von Titanenhand — ſo biſt du ſeine Werke. Er malt — man begreift nicht wie. Rieſenwerke entſtehen, eins drängt das andere. Ismael ſchüttelt gar oft über den Umfang der Bilder den Kopf, noch mehr, daß der eigenſinnige Künſtler ſie nicht verkaufen mag. Er malt aber auch ſeine Seele hinein — und ſtehſt du betrachtend davor, ſo durchzieht dich die Ahnung von

dem Schmerz, der jene Bilder ſchuf. Ja ſelbſt über der roſigſten Schöpfung brütet ein Hauch tiefer Schwermuth — du bewunderſt die vollendete Schönheit eines blumengeſchmückten Weibes. Das blühende Geſicht lächelt dir zu in aller Friſche der Natur — da fällt dein Auge auf eine kleine Sanduhr, die halb verdeckt von den wallenden Gewändern nur noch einen kleinen Reſt emſig rinnender Sandkörner zeigt. So lebt er ſtumm, finſter, abgeſchloſſen, für nichts lebend als für ſeine Kunſt. Nur für Ein Weſen iſt er verpflichtet zu ſorgen, und dies Weſen iſt Flora. Das Weib, das er zu lieben wähnte und in ſeiner Titanenhand zerdrückte, bedarf nichts als den Unterhalt im Irrenhauſe; mit wie wenig Pinſelſtrichen iſt für dieſen geſorgt!

Das ſchwarze Haus.

Nach einer wahren Begebenheit von A. E. Hahn.

I.

In einer nicht großen, aber reichen Handelsſtadt Norddeutſchlands, auf dem großen Marktplatze, ſteht ein ſtattliches Haus, welches früher unter dem Namen „Das ſchwarze Haus“ in der ganzen Gegend bekannt war.

Ein reicher Mann Namens Roſenberg hatte es gleich nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs erbaut und prachtvoll in dem Geſchmack jener Zeit einrichten laſſen; ſein einziger Sohn erbte es; deſſen älteſter Sohn folgte ihm im Beſitz dieſes ſchloßähnlichen Gebäudes, und weil er ein wunderlicher, ernſter Mann war, ließ er es nach dem Tode ſeiner innigſtgeliebten Gattin ſchwarz anſtreichen und verfügte in ſeinem Teſtament, daß ſtets das älteſte Kind der Familie Roſenberg das Haus nebſt dem dazugehörigem Garten ſowie das Hauptvermögen erben ſolle unter der Bedingung, das Haus äußerlich und inwendig zu laſſen wie es ſei. Derjenige Roſenberg, welcher eine Veränderung daran vornehme, müſſe ſofort das Haus und eine halbe Million Thaler an die Waiſenſtiftung der Stadt bezahlen; auch ſollte es jeder Roſenberg, der das Erbe behalten wollte, bewohnen; nur kurze Reiſen waren ihm erlaubt.

Geld iſt ein ſehr nützliches Ding, und ſo mancher ließe es ſich gefallen, ein Haus mit ſchwarzer Außenfarbe ſein zu nennen, zumal wenn es ſo hohe, prachtvoll eingerichtete Zimmer in ſich enthielte wie das Roſenberg'ſche Haus. Die Beſitzer deſſelben ließen die durchreiſenden Fremden ihre Gloſſen darüber machen, die Einwohner der Stadt hatten ſich ja längſt an die düſtere Farbe des größten, ſtattlichſten Gebäudes von A. gewöhnt.

Aber nicht die Farbe machte das Haus dem reichen Roſenberg, der es im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts als Erbtheil erhielt, traurig, ſondern ſchmerzliche Erinnerungen und eine öde, unerquickliche Gegenwart.

So ſaßen denn auch an einem herrlichen Sommertage die letzten beiden Roſenberg, der Vater, ein Mann nahe dem ſechzigſten Jahre, der Sohn, ein ſchöner Mann von höchſtens fünfundzwanzig Jahren, ſchweigend einander gegenüber bei dem luxuriöſen Mittagsmahle, von dem keiner etwas mit Appetit genoß.

Endlich, nachdem der alte Diener das Deſſert aufgetragen und ſich entfernt hatte, ſagte der Vater: „Nun, Ferdinand, haſt du noch immer keinen Entſchluß gefaßt, und ſoll es in unſerm Hauſe ſo ſtill bleiben wie bisher? Drei ältere Geſchwiſter von dir ruhen bei deiner Mutter in der Familiengruft, meine Schweſter iſt nun zwanzig Jahre todt, das ganze große Vermögen gehört jetzt mir allein, ich theile dir davon nicht kärglich zu und doch biſt du immer ernſt und faſt düſter, doch weigerſt du dich, mir eine liebe Tochter zuzuführen! Daß ich noch einmal heitere Geſichter in dieſen Zimmern ſehen, das fröhliche Lachen lieblicher Kinder hören werde, das darf ich wol kaum hoffen, mein Sohn?“

„Lieber Vater“, erwiderte Ferdinand ſanft, „bin ich ernſt, ſo iſt es nicht meine Schuld; ſah ich doch in meinen Kinderjahren nur trübe Bilder; trug ich nicht ſechs Jahre hindurch Familientrauer? Es heißt, daß Kinder den Schmerz nicht fühlen; ich gebe zu, daß ſie die Größe des Verluſtes nicht richtig ſchätzen, daß auch manche leicht vergeſſen, beſonders wenn ihre Umgebungen zu ihrer Zerſtreuung beitragen, allein wenn Kinder wie ich immer nur Tod, Krankheit, Trauer im Hauſe ſehen, von andern jungen Weſen fern gehalten werden aus übergroßer Beſorgniß, dann legt ſich auf die junge Seele ein ſchwarzer Flor, den ſie nimmer abſtreifen kann!“

„Ich verſtehe dich, Ferdinand! Ich bedaure, daß ich in meinem Schmerz nicht that, was für dich vielleicht heilſamer geweſen wäre; ich hätte dich fortſchicken ſollen in ein Knabeninſtitut, ſtatt dir einen Hofmeiſter zu halten; ich hätte — doch laſſen wir das! Ein weiſer Dichter ſagt irgendwo: ‚Das Vergangene beklagen, iſt die Arbeit

eines Narren!» Laß uns in die Zukunft blicken! Sei offen, Ferdinand, warum willst du Thereſen nicht wenigſtens kennen lernen?"

„Weil ich vorher weiß, daß ich nur den Mund aufzuthun brauche und um ihre Hand zu bitten, ſo ſagt das Mädchen: «Sprechen Sie mit meinen Aeltern!» und dieſe ſagen Ja und Amen. Ferdinand Roſenberg, der Sohn eines armen Mannes, der unbemittelte Candidat muß froh ſein, wenn ein reiches Mädchen ihm einmal aus gnädiger Laune einen Tanz ſchenkt; Ferdinand, der Sohn eines Millionärs, darf ſich um das ſchönſte, reichſte Mädchen von Adel bewerben; er wird vielleicht nicht geliebt, aber ſicher geheirathet!"

Der alte Roſenberg hatte ähnliche Aeußerungen ſchon oft gehört; ſie peinigten ihn; er wollte ſie nicht wieder vernehmen, deshalb hob er die Tafel auf und Ferdinand ging nach kurzem Gruß aus dem Zimmer.

Der Vater ſchloß einen Wandſchrank des mit braunem Holz kunſtreich getäfelten Zimmers auf und nahm ein Packet vergilbter Papiere heraus. Sie waren mit Schriftzügen von der Hand ſeines Ahnherrn, der das Haus hatte ſchwarz anſtreichen laſſen, bedeckt. Roſenberg heftete ſein Auge ernſt auf dieſe Blätter und murmelte: „Wird denn nun und nimmer der Fluch von meinem Hauſe und von mir und den Meinigen genommen werden?"

II.

Gedankenvoll ging der junge Roſenberg durch die Straßen, welche heute ungewöhnlich ſtill waren; denn es war Sonntag und das prächtige Wetter hatte die größte Zahl der Bewohner von A. nach dem eine Stunde entfernten Schloßgarten des Grafen von Reitzenſtein gelockt, in deſſen großem Treibhauſe eine hundertjährige Aloë blühte.

Ferdinand war kein Freund von lautem Getümmel, aber weil er nicht wußte, was er mit ſeiner Zeit anfangen ſollte, lenkte er mechaniſch ſeine Schritte durch das Frauenthor, den Menſchen, welche alle, gleich ihm, nach Reitzenſtein wallfahrteten, keine Aufmerkſamkeit ſchenkend.

Er bemerkte es nicht, daß eine ältliche, einfach, aber anſtändig gekleidete Frau am Arm eines jungen Mädchens vor ihm herſchritt, obgleich die Frau in frühern Jahren zuweilen zu ſeiner Mutter gekommen war.

In dieſem Augenblick erſcholl das Geſchrei aus vieler Spaziergänger Munde: „Ein Hund! Ein toller Hund!"

Jeder lief, ohne ſich umzuſchauen, vor- oder rückwärts; einige Schüſſe fielen und bald ertönte der Jubellaut: „Der Hund iſt getroffen, er iſt todt!"

Das unheilvolle Thier lag auch in Wahrheit todt unter einem Pappelbaum; ein nach der Stadt gehender Förſter von den Reitzenſtein'ſchen Gütern hatte zum Glück ſeine Büchſe bei ſich, ſchnell geladen und das Thier erlegt. Aber noch ein anderer aus der Menge, wer, blieb unbekannt, hatte ein Gewehr abgefeuert und leider ein Unglück angerichtet, vor dem er ſich feig verſteckte. Als Ferdinand ſich umſah, bemerkte er, daß die Frau, welche früher vor ihm hergegangen war, wankte und ſicher zu Boden hätte das junge Mädchen ſie Ferdinand ſprang herbei nicht unterſtützt. der unvorſichtige Schütze die und entdeckte, daß ter verwundet hatte. Von ſchien niemand Luſt zu haben, ſich an der Frau armen Frau um den Sohn vorübergehenden um das Vergnügen, ſich wegen einer dürfen, bringen laſſen zu wollen. Der junge Roſenberg ſah ſich bald allein mit der Verwundeten und dem Mädchen; er führte die Frau zu einer ſteinernen Bank und verſprach, ſofort nach der Stadt zu eilen und Hülfe zu holen, da nahm die Frau wurde ohnmächtig. Das Mädchen weinte ſtill und ſuchte mit ſeinem Taſchentuch das Blut zu ſtillen und die Wunde zu verbinden.

Zum Glück war die Stadt nicht fern macht flinke Füße. In einem der erſten Häuſer der Vorſtadt fand Ferdinand einige Perſonen, welche gegen guten Lohn verſprachen, alles zu thun, was der reiche Herr Roſenberg befehlen würde!

In kurzer Zeit war ein Wagen mit beſpannt und eine Stunde ſpäter lag Frau ner — dies war der Name der Verwundeten — in ihrem reinlichen Bett unter der Obhut des geſchickteſten Wundarztes, geduldig ihre Schmerzen ertragend. Ferdinand war mit ihre Wohnung gegangen; während ſie in ihrem Schlafgemach verbunden wurde, wobei ihre Tochter ihr hülfreich erwies, verweilte der junge Roſenberg in dem Wohnzimmer der Frau Lindner; er wollte ſich nicht eher entfernen, bis er von dem Wundarzt gehört hatte, wie es mit dem Befinden der Kranken ſtünde.

Das Gemach war dürftig möblirt; ein noch ziemlich gut ausſehendes Pianoforte und ſorglich gepflegte Blumen in Töpfen der einzige Luxus

deſſelben. In einer Ecke des Zimmers ſtand ein Stickrahmen mit einem Tuche zugedeckt, Ferdinand nahm es ab und betrachtete mit Wohlgefallen das geſchmackvoll angelegte, ſauber ausgeführte Bouquet von bunten Blumen, wahrſcheinlich die Arbeit des Mädchens. Jetzt fiel ein Sonnenſtrahl auf die Wand der Thür des Schlafgemachs gegenüber und Ferdinand ſah ein von Meiſterhand gemaltes weibliches Porträt. Es ſtellte ein junges Mädchen dar in einfachem Hauskleide, in einem Buche leſend.

Ferdinand, ein Kenner von Gemälden, betrachtete das Bild lange mit großer Theilnahme; endlich fiel es ihm ein, daß die Kranke dem Bilde glich und wol in ihrer Jugend dazu geſeſſen haben mochte. Ein ſchönes Weſen, dachte er.

Jetzt trat die Tochter ein; das Geſicht, welches er vor kurzem noch durch Thränen getrübt geſehen hatte, war wieder hell und freundlich.

„Der Wundarzt hat mir auf Ehre verſichert, daß es mit meiner Mutter gar keine Gefahr hat", ſagte ſie; „es ſei eben noch rechtzeitig Hülfe gekommen, und dieſe, mein Herr, habe ich Ihnen zu danken! Möge Gott Ihnen Ihre Menſchlichkeit belohnen!"

Ferdinand wollte einige Worte ſagen, allein das Mädchen unterbrach ihn raſch und ſprach glühendroth vor Verlegenheit: „Es klingt recht undankbar, aber ich muß meiner Mutter gehorchen. Sie dankt Ihnen aus voller Seele, allein ſie bittet innigſt, ihrer nicht gegen Ihren Herrn Vater zu erwähnen —"

„Aber warum, mein Fräulein, darf ich mich nicht rühmen, Ihre Frau Mutter kennen gelernt zu haben, da doch meine Mutter, deſſen erinnere ich mich noch, die Ihrige zuweilen bei ſich ſah?"

„Ich weiß es nicht, Herr Roſenberg, allein meine arme Mutter bittet. Was ſoll ich ihr ſagen?"

„Daß ich ihren Wunſch erfüllen werde."

Das Mädchen lächelte.

„Luiſe!" rief die Kranke mit ſchwacher Stimme.

Ferdinand verbeugte ſich und verließ das Zimmer.

III.

Obgleich die beiden Roſenberg in Einem Hauſe wohnten und einander ſehr liebten, ſahen ſie ſich doch nicht viel. Der Vater war Bankier und trieb theils aus Gewohnheit, theils aus Liebe zum Geld — denn er liebte das Metall — ſeine Geſchäfte mit großem Eifer. Ferdinand dagegen hatte ſchöne Wiſſenſchaften ſtudirt, er hatte wenig Neigung und eben ſo wenig Talent zum Handelsſtand und fand in ſeinen Studien ſein höchſtes Glück.

In der Regel ſahen ſich Vater und Sohn nur beim Mittagsmahl und ausnahmsweiſe in den Abendſtunden längere Zeit; denn wenn Herr Roſenberg der ältere nicht beſondere Abhaltungen hatte, pflegte er ſeine Abende im Club oder im Theater zuzubringen, obgleich man ihn auch da weder geſprächig noch vergnügt ſah.

Als heute Ferdinand wie gewöhnlich ſeinem Vater bei Tiſche gegenüberſaß, war Herr Roſenberg nicht nur ernſt, ſondern finſter, und kaum war das Mahl eingenommen, als er auch ſchon den Stuhl heftig zurückſchob und mit einem Tone, den er vergebens in einen milden umzuwandeln ſuchte, ſprach er: „Du haſt dich geſtern zum Beſchützer einer Frau Lindner und ihrer Tochter aufgeworfen — —"

„Ich that nur, was Menſchenpflicht gebot!"

„Zugegeben; auch wäre es ungereimt, dir deshalb Vorwürfe machen zu wollen; aber ich bitte dich, ſieh' dieſe Frau nie wieder, laſſe ſie und ihre Tochter todt für dich ſein!"

„Aber, beſter Vater —!"

„Kein Aber, Ferdinand, kein Wenn, ſofern du mich liebſt!"

„Wiſſen Sie etwas Uebles von der Frau?"

„Nein! In Teufels Namen nein! Soll aber der alte Vater dem jungen Herrn Sohne Rechenſchaft ablegen?" Und das Geſicht des alten Roſenberg wurde dunkelroth — „Ich ſage dir, Ferdinand", und jetzt wich dieſe Röthe der erſchreckendſten Bläſſe, „es gibt für dich nur Eine Wahl: entweder du ſiehſt die Frau nie wieder oder du ſagſt dich von deinem Vater los!"

„Beruhigen Sie ſich, lieber Vater, ich kenne dieſe Frau kaum, ich will gar nicht mehr an ſie denken!"

Der alte Mann umarmte ſeinen Sohn; als Ferdinand ſich aus ſeinen Armen losmachte, ſah er, daß ſeine Augen voll Thränen waren. Ferdinand erinnerte ſich nicht, jemals ſeinen Vater in Thränen erblickt zu haben.

Am andern Tage fühlte ſich Herr Roſenberg ſehr unwohl; der Arzt, ein intelligenter Mann und langjähriger Freund der Familie, verſchrieb niederſchlagende Pulver und ſagte zu Ferdinand, als dieſer ihn bis vor die Thür des Krankenzimmers begleitete: „Ihr Vater hat wol eine heftige Gemüthsbewegung gehabt? Hüten Sie ihn davor,

lieber Ferdinand! Auch Sie müssen allen Erschütterungen aus dem Wege gehen, Sie haben das Naturell Ihres Vaters!"

Ferdinand war ein zu guter Sohn, um gegen den Willen seines Vaters Frau Lindner wiedersehen zu wollen; aber daß er sich nicht einmal nach ihr erkundigen sollte, vermochte er nicht über das Herz zu bringen.

Durch den alten treuen Diener des Hauses hörte er, daß sie sich auf dem Wege der Besserung befände.

„Das Uebelste bei dieser Frau ist, daß es ihr an Mitteln fehlt, sich durch gute Nahrung zu erkräftigen. Ihr Mann hat sie in der größten Armuth hinterlassen; er war ein tüchtiger Porträtmaler, aber er hatte kein Glück. Die Tochter stickt und näht vom Morgen bis zum Abend, die Mutter macht Blumen — lieber Gott, was wirst denn das ab?"

Ferdinand überlegte. Sehen wollte er Mutter und Tochter nicht wieder, aber ihre Lage verbessern, das konnte, das wollte er.

Durch Hülfe des Dieners kaufte Ferdinand die Stickereien zu ungewöhnlich hohen Preisen und ließ, angeblich für eine Handlung in der Residenz, Blumen und künstliche Arbeiten bestellen und zum Theil vorausbezahlen.

Frau Lindner ahnte vielleicht, von wem diese zarte Unterstützung kam, aber sie wollte durch Zurückweisung Ferdinand nicht kränken, konnte es ihm auch nicht beweisen; gegen ihre Tochter sprach sie ihre Gedanken nicht aus.

Ferdinand hatte sorgfältig die Gegend gemieden, in welcher Frau Lindner wohnte; auch konnte er weder ihr noch ihrer Tochter leicht begegnen, da sie wenig ausgingen; eines Tags aber sah er Luisen in der Kirche, und als sie, in Andacht versunken, vor ihm stand, er Zeit fand, ihr edles Gesicht, dessen Schönheit durch den liebenswürdigsten Ausdruck erhöht wurde, zu betrachten, gestand er sich, daß noch niemals ein Weib ihn in so hohem Grade interessirt hatte als die Tochter der armen Witwe.

Als Luise beim Herausgehen aus der Kirche Ferdinand sah, wurden ihre Züge von glühender Röthe belebt und nicht ohne Verlegenheit erwiderte sie seinen Gruß.

„Ob sie mich liebt oder, wenn ich mich um ihr Herz bewürbe, ob sie mich wol lieben könnte?" fragte er sich selbst; „ob Luise mich, mein Innerstes, mein Wesen verstehen, schätzen, werthhalten würde? Und wenn, was kann ich meinem Vater gegenüber thun? Darf ich seines Lebens Abend verbittern?"

Sein Vater mußte ihn wol heimlich beobachtet haben, denn er war besonders zärtlich gegen ihn; es kam Ferdinand vor, als wolle der Vater dem Sohne für seinen Gehorsam danken.

So gab er ihm einst eine große Summe in Banknoten in einer Brieftasche mit der Bemerkung: „Du wolltest ja einmal nach Italien, hier ist Reisegeld!"

„Ja", erwiderte Ferdinand, „ich will nach dem Süden, aber nicht ohne dich, Papa; wir brauchen beide heiterere Umgebungen als unser altes schwarzes Haus sie bietet."

„Vielleicht reise ich mit dir, mein Sohn!" erwiderte Herr Rosenberg.

Es kam anders, ganz anders!

IV.

Mit dem festen Vorsatz [illegible] zusehen und womöglich über [illegible] zu vergessen, traf Ferdinand [illegible] Luisen nicht wieder. Herbstes alle Vorkehrungen [illegible] den Zauber Italiens und zu Anfang des möglicherweise ihm folgen. [illegible] zu seiner Reise nicht begleitet — aber

An einem schönen Octobertage wanderte Ferdinand zu dem Frauenthor hinaus; aber statt den Weg nach Reitzenstein einzuschlagen, ging er nach dem Friedhof, die Stätte zu besuchen, wo seine Mutter und Geschwister ruhten.

Die Familiengruft der Rosenberg war in Form einer kleinen Kapelle gebaut; ein eisernes Gitter trennte sie von dem grünen Platze, wo andere frühere Bewohner der Stadt unter Rasen oder unter schweren Steinen den Schlaf schliefen.

Seiner Großältern Särge waren unten im Gewölbe aufgestellt; oben im Hintergrunde der Gruft unter den steinernen Gedenktafeln, die Namen der Todten, die hier ruhten, erwähnend, welche standen die noch unversehrten Särge seiner Mutter und Geschwister.

Ferdinand verweilte vor dem verschlossenen Gitter und betete; dann wandte er sich dem Grabe seines liebsten Lehrers zu und blieb jetzt überrascht stehen, als er Frau Lindner sah, welche einen grünen Hügel mit einem Kranz von Epheu schmückte.

Sie nicht zu grüßen, wäre mehr als unartig gewesen; er verbeugte sich also artig gegen Frau Lindner, und diese kam auf ihn zu, um ihm

herzlich und in gewählten Worten für die Hülfe, welche er ihr geleiſtet, zu danken.

Ferdinand gehörte zu den erregbaren, feurigen Naturen, welche ſich leicht von ihren Empfindungen hinreißen laſſen; ſo ſagte er denn raſch: „Und doch ſollte ich Sie nicht wiederſehen, oder ließen Sie mir nicht gebieten, Ihrem Hauſe fern zu bleiben? Warum, o warum haben Sie mir das gethan?“

„Wir ſind an einem ſo ernſten und heiligen Ort, Herr Roſenberg, daß ich Ihnen wol die Wahrheit ſagen muß“, erwiderte Frau Lindner. „Es wird ſonſt vielleicht eine Unruhe in Ihnen entſtehen, welche Sie verſtimmt, und Klarheit in allem iſt ein großer Segen.“

So ſprechend, verließ Frau Lindner die Ruheſtätte ihres Vaters und ihres Gatten, legte ihren Arm vertraulich in den Ferdinand's und ließ es zu, daß er ſie aus dem Todtengarten fortführte nach den Anlagen, welche die Stadt wie ein grüner Blumenkranz umgeben.

Hier ließen ſich beide auf eine Bank nieder und Frau Lindner begann wie folgt.

V.

„Meine Großmutter hatte ſchon von ihrer Ahnfrau erzählen hören, daß die Roſenberg die reichſten Männer der Stadt ſeien. Alle hatten gute Eigenſchaften und jeder von ihnen hatte entweder im Felde oder im Rathe dem Lande treu und rühmlich gedient. Erſt Ihres Vaters Vater, obgleich auch Rathsherr, ward Kaufmann; er begriff ſeine Zeit und wollte zu vielem Geld noch mehr erwerben.

„Bei allem Guten hatten aber auch die Roſenberg ihre Schattenſeiten; ſie waren, ſo ſagte man, alle mehr oder weniger jähzornig, und beſonders zeichneten ſie ſich dadurch aus, daß ſie niemals, weder im guten noch im böſen, ihr gegebenes Wort zurücknahmen.

„So erzählte man von Ihrem Großvater, daß er ſich einmal verſprochen und ſtatt fünfhundert fünftauſend Thaler geſagt habe, als man bei ihm für Abgebrannte ſammelte. Als der Sammler hierauf bemerkte: «Dieſe Rollen enthalten wol nicht mehr als fünfhundert», erwiderte Herr Roſenberg: «Es iſt wahr; allein da ich ebenſo viel Tauſend geſagt habe, ſo ſoll es auch ſo ſein!» Er ſchloß hierauf ſeinen eiſernen Schrank auf und nahm noch viertauſendfünfhundert Thaler heraus.

„Von dem einen Roſenberg, der das Haus hat ſchwarz anmalen laſſen, erzählte man ſich zu Zeiten meiner Ahnfrau folgende Geſchichte, für deren Wahrheit es in der Chronik Ihres Hauſes Beweiſe geben ſoll. Die Frau jenes Roſenberg war ſanft und heiter; als ſie eines Tags aus der Kirche kam, ſah ſie einen Zigeuner mit ſeinem Töchterchen auf der Straße ſtehen; mitleidig, denn es war kalt, rief ſie beide in ihr Haus und ließ ſie gut bewirthen. Nun war Herr Roſenberg ein freigebiger Mann, ſtolz gegen ſeinesgleichen oder Höherſtehende, human gegen Arme; aber er war ein Feind alles Aberglaubens und wollte nicht erlauben, daß in ſeinem Hauſe Zigeuner durch falſche Prophezeiungen Unheil anrichteten. Heftig, wie er von Natur war, befahl er den Zigeunern, ſich zu entfernen, und als das Kind, dem es in der warmen Küche gefiel, zögerte, ließ er ſich vom Zorn dergeſtalt hinreißen, daß er das kleine Mädchen die Treppe hinunterſtieß. Schreiend, mit blutendem Kopf verließ das arme Geſchöpf das Haus des Reichen; der Zigeuner folgte ihm, aber nicht eher, als bis er eine Flut von Verwünſchungen ausgeſtoßen hatte. Zuletzt rief er aus: «Unglück und Tod wohne in dieſem Hauſe, und nicht eher kehre Freude und Segen ein, als bis ein Roſenberg von den Todten auferſtanden iſt!» Herr und Frau Roſenberg, die Dienerſchaft des Hauſes hörten dieſen Spruch; alle wurden bleich, ſogar der Hausherr, allein ſeine Hartnäckigkeit ließ es nicht zu, daß er durch Wort oder That Reue über ſein Benehmen zeigte. Einige Tage ſpäter ſtarb die Tochter des Zigeuners, man ſagte, an den Folgen des Falles; wenige Wochen ſpäter die junge Frau Roſenberg. Daß ſeit dieſer Zeit jeder Roſenberg ſeine Gattin und mehrere Kinder in jungen Jahren verloren hat, daß wol Glanz und Reichthum, aber weder Freude noch Glück in dem Roſenberg'ſchen Hauſe wohnten, wiſſen Sie, lieber Herr, ſelbſt am beſten!“

„Sie haben recht, verehrte Frau, nur zu ſehr recht!“

„Vor länger als dreißig Jahren, als ich kaum die Schule verlaſſen hatte, lernte ich Ihren Vater kennen. Er war ein ungewöhnlich ernſter junger Mann; hatte er doch auch ſchon die Mutter und zwei Geſchwiſter begraben ſehen. Nun war ich, obgleich mein Herz mir bald ſagte, daß er mich liebte, doch von meinem Vater ſo erzogen worden, daß ich mir ſelbſt ſagte: Der ſchöne, reiche junge Mann wird nicht um die Tochter eines armen aus der Fremde eingewanderten Muſiklehrers werben, obgleich mein Vater ein

echter Künſtler war. Lange wich ich Herrn Roſenberg aus, endlich konnte ich es nicht mehr, ich liebte Ihren Vater von ganzem Herzen!"

„Wie? Und mein Vater, er brach Ihnen die Treue?"

„O nein! Nachdem er das Wort der Liebe von mir gehört, warb er um mich bei meinem Vater; allein dieſer lehnte die ehrenvolle Werbung ſehr artig, aber entſchieden ab. Es kam ſo weit, daß mein geliebter, verehrter Vater mich auf den Knien bat, nicht in das freudenloſe Haus zu heirathen, mein Schickſal nicht an das Geſchick eines Roſenberg zu binden."

„Und mein Vater? Wie ertrug er den Verluſt?"

„Als ich ihn zum letzten male ſah — es war der Tag, wo ich ihm ſeinen Ring zurückgab und ihm ſagte, daß ich meinem Vater gehorchen wollte — ſah er mich mit einem Blick an, den ich weder beſchreiben noch vergeſſen kann. Mein Herz ſagte mir, daß er mich jetzt haßte. Ich habe ihn nie wieder geſprochen, wol aber zuweilen Ihre Mutter, wenn Herr Roſenberg verreiſt war. Sie war die Lieblingsſchülerin meines Vaters geweſen und hatte drei Jahre nach Ihres Vaters Trennung von mir ſich mit ihm vermählt."

„Ach, jetzt verſtehe ich alles!"

„Ihr Vater hat ſeine Gattin gut behandelt, geliebt wol nie! Sie heißen Ferdinand, ich bin Ferdinande getauft, und ich habe Grund, zu glauben, daß er ſein ganzes Leben hindurch mich abwechſelnd geliebt und gehaßt hat."

„Und glauben Sie nicht, liebe Frau Lindner, daß jetzt, jetzt, wo Sie beide die Jahre der Jugend hinter ſich haben, eine Verſöhnung möglich wäre, wenn mein Vater erführe, daß Sie nur ungern gehorcht haben?"

„O nein, ich kenne Ihren Vater beſſer! Deshalb bat ich Sie durch meine Tochter, mich nicht mehr zu ſehen. Vielleicht wäre er durch mich nicht ſo glücklich geworden, als es ſeine Liebe wähnte; dennoch wird er mich immer als das Weſen betrachten, welches den größten Theil ſeines Lebens zu einem freudenloſen gemacht hat." Nach dieſen Worten erhob ſich Frau Lindner.

„Sie wiſſen jetzt alles, Herr Roſenberg! Leben Sie wohl, leben Sie glücklich!"

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Thier- und Menſchenleben in Auſtralien.

Von Wilhelm Girſchner.

II.

Das eigenthümlichſte und merkwürdigſte Thier Auſtraliens, ja unter allen Thieren der Erde überhaupt, iſt das Schnabelthier, zur Familie der Zahnlücker gehörig. Die Naturforſcher hatten anfangs große Mühe, um für dieſes Thier eine Stellung in ihrem Syſtem aufzufinden, da es eine Art Zwiſchenſtufe zwiſchen Reptilien, Vögeln und Säugethieren einzunehmen ſcheint. Es gleicht einem Maulwurf mit dem Schnabel und Schwimmfüßen einer Ente, weshalb es auch die Coloniſten von Neuſüdwal Waſſermaulwurf nennen. Der walzenförmige Körper iſt mit einem dunkelſchwarzbraunen und ſilbergrauſch geſtirnten, oben grobhaarigen, an der Unterſeite, an Bruſt und Kehle aber ſeidenweich Pelz bedeckt und hat etwas vom Biber, vom Maulwurf und der Fiſchotter zugleich. Die Füße fünfzehig und mit einer Schwimmhaut verſehen, die an den Vorderfüßen noch über die Klauen hinausgeht. Vorder- und Hinterfüße eignen ſich wegen der kräftigen Klauen ſehr gut zum Graben. An den Hinterfüßen hat das Männchen einen beweglichen Sporn, ähnlich wie der Haushahn, womit es jedoch nicht verletzt, wenn man es in die Hand nimmt. Der Kopf iſt flach, die hoch oben ſtehenden Augen klein, doch ſehr glänzend und von brauner Farbe. Vom Maul aus erſtrecken ſich zwei flache Lippen wie Kiefern, die dem Schnabel einer Ente oder und mit vier hornartigen Zähnen verſehen ſind; der Oberkiefer trägt vorn die Naſenlöcher und in ſeine untere Rinne paßt der ſchmale Unterkiefer tiefer. Von der Baſis dieſes Schnabels zieht ſich nach den Augen eine ſchmutziggraue faltige Haut von derſelben Subſtanz wie dieſer, wahrſcheinlich dem Thiere zum Schutz beim Graben in der Erde verleihen. Die Länge des Schnabelthiers beträgt etwas über einen Fuß, ſein Geruch iſt fiſchartig, es wird aber von den Eingeborenen gern gegeſſen. Ueber die Fortpflanzung dieſes Thiers, das wie alle übrigen Säugethiere lebendige Junge gebiert, war man lange Zeit im Unklaren; man glaubte, da man erſt ſpäter die Saugwarzen des Weibchens auffand, daß es Eier wie ein Vogel lege. Die Schnabelthiere können ſich recht niedlich und poſſirlich zeigen und beſitzen das Vermögen, ſich zuſammenzukugeln. Ihr Lieblingsaufenthalt iſt

an verſteckt gelegenen Flüſſen im Walde, wo man ſie das ganze Jahr hindurch, beſonders in der Morgen- und Abenddämmerung, erblickt. In den Rändern der von mächtigen Bäumen beſchatteten aufſteigenden Flußufer können ſie am beſten ihre 20—50 Fuß langen gewundenen Gänge graben, die in eine eiförmige Höhle endigen, auf deren Boden ſie ſich ein Bett von trockenen Waſſerpflanzen bereiten, ihre Schlafſtätte, in welcher ſie auch ihre Jungen werfen. Dieſe Höhlen haben zwei Eingänge, einen über der Erde als Luftloch und einen unter dem Waſſer, von wo aus das Thier in den Fluß gelangt. Im Schwimmen beſitzen die Schnabelthiere große Gewandtheit und rudern kräftig gegen den Strom an, während ſie ſtromabwärts ſich treiben laſſen. Zwiſchen den zahlreichen Waſſerpflanzen finden ſie ihre Inſektennahrung, auch verſpeiſen ſie kleine Schalthiere. Sie ſind übrigens ſehr ſcheu, und wer ihren Anblick genießen will, muß ſich geräuſchlos und ſtill verhalten, denn beim leiſeſten Geräuſch tauchen ſie unter und erſcheinen nicht wieder. Darum ſind ſie auch ſchwer zu ſchießen. Länger als ein oder zwei Minuten bleiben ſie nicht an der Oberfläche des Waſſers, tauchen dann unter und erſcheinen bald in einer kleinen Entfernung von dem frühern Platze wieder. Dieſen Augenblick muß der Jäger wahrnehmen und ſich ſchußfertig halten, ſobald Blaſen an der Oberfläche des Waſſers das Wiederemportauchen des Thieres verkünden, denn ſchon durch das Aufheben der Flinte würde es unfehlbar wieder unter das Waſſer verſcheucht werden. Nur Schüſſe aus der Nähe und auf den Kopf abgefeuert ſind von Wirkſamkeit, da die übrigen Theile des Körpers ſehr loſe, weich und widerſtandslos und für Schrot kaum durchdringbar ſind. Die Eingeborenen ſpeeren das Schnabelthier oder fangen es in Fallen.

In den ſandigen und felſigen Theilen des Landes hauſt in Löchern und kleinen Höhlen der ſtachelſchweinartige Ameiſenfreſſer. Das merkwürdige Thier iſt über und über mit Stacheln von ſchmuzigweißer Farbe bedeckt, weshalb es die dortigen europäiſchen Coloniſten nur Igel oder Stachelſchwein nennen. Die Augen ſind klein und von brauner Farbe, die Schnauze lang und röhrenförmig. Die lange und dünne Zunge vermittelt ihm die Nahrung. Die Zunge iſt nämlich mit einem klebrigen Safte überzogen, ſodaß, wenn das Thier ſie in einen Ameiſenhaufen ſteckt, die Ameiſen daran kleben bleiben und dann eingeſchlürft werden. Die nach hinten gekrümmten, zum Wühlen dienenden Klauen ſind lang und ſcharf und an den Hinterfüßen hat der männliche Ameiſenfreſſer gleich dem männlichen Schnabelthier einen hohlen und beweglichen Sporn, deſſen Zweck man noch nicht kennt. Auch der Ameiſenfreſſer ſchläft am Tage und geht des Nachts auf Nahrung aus. Um ſich vor Angriffen zu ſchützen, rollt er ſich bei der geringſten Berührung wie der Igel zuſammen und richtet die Stacheln nach außen. Eine Stimme hat er nicht. Die Eingeborenen eſſen auch dieſe Thiere, nachdem ſie dieſelben in der ganzen Haut geröſtet haben.

Ueberall in den Wäldern findet man das langgeſchwänzte fliegende Opoſſum, ein Beutelthier, das aber ſeinem amerikaniſchen Namensvetter gar nicht ähnlich ſieht. Die Coloniſten nennen es auch das „Fliegende Eichhörnchen“. Der Oberkörper iſt grauſchwarz, der Unterkörper weiß gefärbt, die Füße tiefſchwarz mit weißen Nägeln. Der walzenförmige ſchwarze buſchige Schwanz iſt über einen Fuß lang, während der übrige Körper nur eine Länge von 8 Zoll erreicht. Zufolge der ganzen Bauart ſeiner Füße am Boden ungeſchickt und wackelnd, iſt es von der Natur auf das luſtige luſtige Leben auf Bäumen angewieſen, auf denen es leicht und zierlich wie ein Eichhörnchen herumſpringt. Man ſah es ohne Schaden ſchon von 60 Fuß hohen Bäumen herabſpringen. Vermöge der zwiſchen ſeinen Beinen ausgeſpannten halb ſchirmartigen Flughaut und ſeines langen Schwanzes kann es auch von einem Baum zum andern fliegen. Wird es verfolgt, ſo ſtellt es ſich, um der Gefahr zu entgehen, oft todt, namentlich die Mutter, wenn ſie Junge im Beutel hat. Dieſe ſorgt zärtlich für ihre Kleinen, läßt ſie aus ihrem Beutel, damit ſie an der Sonne ſpielen und ſich wärmen, lockt ſie aber bei der geringſten Gefahr wieder an ſich und ſchließt ſie wieder in den Beutel ein. Am liebſten hält ſich das Opoſſum auf den rieſigen Eucalyptusbäumen auf und lebt von ihren jungen Blättern, von dem Honig ihrer duftenden Blüten ſowie von ihren zarten Schößlingen und Samen; auch Inſekten verſchmäht es nicht. Bei Tage hauſen die Thiere in den Höhlungen dieſer Bäume, des Nachts aber fliegen ſie aus und ziehen nicht ſelten in klaren Mondnächten mit ihren Jungen ſcharenweiſe in die Pfirſichgärten der Coloniſten und verwüſten deren Ernte. Für die Eingeborenen ſind ſie ein nicht unwichtiger Nahrungsartikel; aber auch ihr ſchönes, ſeiden-

artiges Fell, das ein dem der Chinchilla kaum nachstehendes Pelzwerk liefert, reizt diese zur eifrigen Nachstellung dieser Thiere und sie zeigen ungemein viel Klugheit und Gewandtheit in Auffindung ihres Verstecks und in ihrem Fange. Ihr scharfes Auge entdeckt leicht an der glatten Rinde die kaum bemerkbaren Spuren, die des Opossums Fuß im Hinaufsteigen daran zurückgelassen. Um sie nun zu erreichen, müssen sie die hohen, geraden glatten Bäume erklettern. Dies ermöglichen sie, indem sie mit einem scharfen Instrument eine Kerbe in die Rinde des Baumes hauen, die Zehen des einen Fußes hineinsetzen, sich einen Schwung gebend die scharfe Spitze eines Stocks tief in den Baum und soweit als möglich über sich stoßen, wie sie mit der linken Hand reichen können, darauf, etwa drei Fuß von der vorigen, eine zweite Kerbe hauen, sich auf dieselbe Weise wieder höher schwingen und so fortfahren, bis sie so weit gekommen sind, um in das Versteck des Opossums mit dem Arm hineinlangen zu können. Dann ziehen sie das Thier bei seinem langen Schwanze heraus und tödten es schnell durch einen Schlag, bevor es sich umdrehen und beißen kann; denn diese Thiere sind ungemein wild und boshaft und beißen und kratzen mit ihren Zähnen und Klauen, die so scharf wie die einer Katze sind, mit großer Heftigkeit. Auch pflegen die australischen Wilden wol, wenn der Baum, wie nicht selten, ganz hohl ist, am Fuße desselben ein Feuer anzumachen und den hinaufdringenden Rauch das Opossum aus seiner Höhle zu treiben, vor der sie ihm auflauern und es erschlagen.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Die Luſtſpiele des Plautus.

Seiner trefflichen Ueberſetzung der Komödien des Terentius, die wir in Nr. 24 dieſer Blätter anzeigten, hat J. J. C. Donner ſoeben den erſten Theil der „Luſtſpiele des Plautus“, deutſch in den Versmaßen der Urſchrift (Leipzig u. Heidelberg, Winter'ſche Verlagshandlung) folgen laſſen. Diesmal war die Arbeit des fleißigen und ſorgſamen Ueberſetzers eine noch ſchwierigere als ſonſt. Die mannichfachen, wechſelnden Rhythmen, die Plautus mit Vorliebe anwendet, der volksthümliche Hauch, der aus ſeiner Ausdrucksweiſe uns anweht, und dann wieder ein gewiſſer großartiger Schwung, wenn im „Amphitryon“ z. B. die Götter reden, ſtechen merkwürdig von der glatten, feingewählten, aber meiſt poeſieloſen Sprache des Terenz ab, erforderten aber, ſie wiederzugeben, die ganze Kunſt des Ueberſetzers. Für die drei Komödien nun, die der vorliegende erſte Band enthält: „Der Großſprecher“; „Der Schatz“; „Der Schiffbruch“, hat Donner ſeine mühevolle Aufgabe vollkommen gelöſt; nur an wenigen Stellen merkt man, daß man eine Ueberſetzung lieſt. Inwieweit Donner ſeinem Original treu geblieben: das zu entſcheiden, iſt eine Sache der Philologen; dem großen gebildeten Publikum wird ſeine Uebertragung einen reichen Genuß und einen Einblick in das Weſen der Plautiniſchen Komödie gewähren.

Mehr als hundert Luſtſpiele ſchrieb das Alterthum dem Plautus zu; denn äußerlich betrachtet, iſt er für die römiſche Bühne daſſelbe, was Lope de Vega für die ſpaniſche, Shakſpeare für die engliſche. Vor ihnen allen beſtand eine Volksbühne der Römer, Spanier, Engländer; mit ihnen zuſammen, mit ihrem Geiſt, in ihren Formen arbeiteten eine große Anzahl Dichter; aber der Ruhm der meiſten ging auf ſie über, ſie ragten eben für [illegible] Nachkommen aus der Menge [illegible] mödiendichtung des Alterthu[illegible] wenige Bruchſtücke auf uns [illegible] tiſche Komödie kennen wir [illegible] neue des Philemon und Me[illegible] ſchen Uebertragungen. Allerdings hatten [illegible] Römer ein urſprüngliches, ihnen zugehöriges [illegible] nur iſt keins bis auf uns gekommen, und die [illegible] welche die griechiſchen Uebertragungen bei dem [illegible] kum gewannen, mag frühzeitig ſeine Blüte [illegible] haben. Schwerlich eignete ſich auch bei der ſtreng [illegible] tercenſur, die in Rom geübt ward, bei der we[illegible] nach außen hin herrſchenden republikaniſche [illegible] und Einfachheit das römiſche Leben zum Ko[illegible] ſtoff. Es tritt da eine merkwürdige Aehnlichkeit [illegible] vor: unſer deutſches Luſtſpiel verkümmert [illegible] Vorliebe, mit der Schauſpieler und Publi[illegible] franzöſiſchen Komödien aufnehmen, unter der [illegible] Cenſur, die jede politiſche Anſpielung verbiet[illegible] Titus Maccius Plautus für die Bühne zu ſ[illegible] anfing, fand er dieſe Zuſtände in Rom ſch[illegible] Um das Jahr 254 v. Chr. Geb. in dem un[illegible] Flecken Saſſina geboren, lebte er in Rom als [illegible] ſpieler und Komödiendichter, ganz wie Sha[illegible] in wechſelndem Glück; einmal ſoll er ſo arm [illegible] ſein, daß er ſeinen Unterhalt in einer Mühle [illegible] Handarbeit verdienen mußte; der franzöſiſche [illegible] Lemercier hat aus dieſer Anekdote eine [illegible] Komödie gemacht. Von vornehmen Freund[illegible] die dem Plautus zutheil geworden wären wie dem Terenz, erfahren wir nichts; er lebte wol ein echtes, luſtiges Vagabundenleben, in Schenken, bei Zechgelagen, mit luſtigen Genoſſen und willfährigen Mädchen, die wilde, poſſirliche Luſtigkeit, die ihn da erfüllte, mag in ſeine Komödien übergegangen ſein; gegen die Zahn-

heit des Terenz beſitzt er eine natürliche poetiſche Friſche und Ausgelaſſenheit; er iſt kein Dichter der vornehmen Geſellſchaft, eher würde er ſeinen Platz bei einem Studentencommers finden. Daher ſein Widerſpruch gegen das häusliche Leben, die ſittigen Frauen, die Ehe. „Was man", ſagt ſein Periplectomenes, „auf ein ſchlechtes Weib verwendet, iſt verthan; bei dem wackern Gaſte oder bei Freunden iſt es Gewinn." Von Staatsgeſchäften zu reden, liebt er ebenſo wenig; einmal feuert er die Bürger an, tapfer im Hannibal'ſchen Kriege gegen die Punier auszuhalten. Die römiſche Polizei, bemerkt Mommſen, „ſetzte durch, was in ſeiner Art nicht viel weniger einzig iſt als die Beſiegung Hannibal's, daß in einer Epoche der fieberhaften Volksaufregung eine volksthümliche Schaubühne von der vollſtändigſten politiſchen Farbloſigkeit entſtand." Plautus iſt der vollkommenſte dichteriſche Ausdruck dieſer Gleichgültigkeit. Man kann keine Poſſe des Ariſtophanes aufſchlagen, ohne dem Schatten des Peloponneſiſchen Kriegs darin zu begegnen: Plautus treibt ſich harmlos während der Kämpfe am Traſimeniſchen See und bei Cannä auf dem Markte, in den Gaſſen umher. Er hat nicht wie Terenz ein Ideal der feinen Geſelligkeit, der Bildung und Liebenswürdigkeit; je toller, je beſſer. Die Harlekinsperſonen der attiſchen Komödie, der Koch, der Prahlhans, der Paraſit, der Kuppler ſpielen bei ihm eine hervorragendere, draſtiſchere Rolle als bei Terenz; allegoriſche Geſtalten, die jener ſtreng vermeidet, erſcheinen öfters; im „Schatz" die Dürftigkeit und die Ueppigkeit; im „Schiffbruch" der Stern Arcturus. Den hochpoetiſchen Schluß des „Amphitryon", die Geburt des Hercules unter Donner und Blitz, die an Raimund'ſche Zauberpoſſen erinnert, hat Terenz nie erreicht.

Bei alledem iſt die Handlung dieſer Stücke ärmlich; man ſehe nur, durch wie verſchiedene Erfindungen Shakſpeare und Regnard den Stoff der „Menächmen" erweitern mußten, um ihn ihrem Publikum, Engländern und Franzoſen, vorführen zu können. Sei es hier geſtattet, einmal den Inhalt einer dieſer Komödien ausführlicher zu erzählen. Der „Großſprecher" handelt von der Albernheit eines aufgeblaſenen Hauptmanns und dem Betrug, den ihm ein liſtiger Sklave ſpielt. Das Stück ſpielt auf dem Markte von Epheſus. An einem Vorbild zu ſeinem Hauptmann „Mauerſturm" konnte es dem griechiſchen Dichter nicht fehlen. Nach Alexander's Tode, in den Kämpfen ſeiner Nachfolger, ſahen Philemon und Menander dieſe ſäbelraſſelnden, hochmüthigen, prahleriſchen und niederträchtigen Söldnerhauptleute ſich in allen Städten von Hellas und Kleinaſien, Soldaten werbend, umhertreiben; im Dreißigjährigen Kriege hat Deutſchland dieſelbe Landplage kennen gelernt. Dieſer Held „Mauerſturm" nun, der, wie ſein Paraſit berichtet, ſiebentauſend Feinde erſchlagen, nahm aus Athen ſich ein Mädchen, Comaſion, mit, in der Abweſenheit ihres Geliebten. Der Sklave des Jünglings, Paläſtrio, reiſt, als er die Entführung erfahren, ſeinem Herrn entgegen, der ſich in Naupactus befindet. Unterwegs hält ein Pirat das Schiff an, Paläſtrio wird als Gefangener nach Epheſus gebracht und der Pirat verſchenkt ihn an „Mauerſturm". Bald darauf findet ſich der Liebhaber ebenfalls in Epheſus ein und ſteigt im Hauſe ſeines Gaſtfreundes Periplectomenes ab. Dieſes Haus ſtößt dicht an das des Hauptmanns; der erfinderiſche Paläſtrio weiß eine Mauer zu durchbrechen und ſo den Liebenden einen ungehinderten Weg zueinander zu eröffnen. Ein anderer Sklave des Hauptmanns, der ſie belauſcht, wird getäuſcht durch die Vorſpiegelung, Comaſion habe eine Zwillingsſchweſter; und indem das Mädchen bald in Mauerſturm's, bald im Hauſe des Periplectomenes erſcheint, glaubt er, „nicht geſehen zu haben, was er geſehen". Ohne die geringſte Verbindung mit dieſer Handlung ſteht der Betrug, durch den der Hauptmann ſelbſt überliſtet wird. Ein anderes Mädchen gibt ſich für die Frau des alten Periplectomenes aus und ſtellt ſich, als ſei ſie ſterblich in den Hauptmann verliebt. Höchſt ergötzlich narrt ſie, ihre Zofe und Paläſtrio den verliebten Gecken, der, in Hoffnung auf ein neues Liebesabenteuer, nichts angelegentlicher als die Entfernung der Comaſion aus ſeinem Hauſe betreibt. Nicht nur läßt er ihr Putz und Geſchmeide, die er ihr geſchenkt, mit ſich nehmen, er gibt ihr auch, als ſie darum bittet, den Sklaven Paläſtrio mit. Glücklich erreichen die Liebenden den Hafen und beſteigen ein ſchnellſegelndes Schiff, das ſie nach Athen führen ſoll. Inzwiſchen betritt Mauerſturm das Haus ſeiner neuen Geliebten und wird dort ſtatt von ihr von den Sklaven des Periplectomenes empfangen, die ihn grauſam durchprügeln und nur gegen eine Mine Goldes freilaſſen. Dieſe Handlung würde, vor einem modernen Publikum geſpielt, eben für einen Act ausreichen; bei Plautus aber ſetzen ſich der Hauptmann wie der Alte in langen Reden, die zu der Begebenheit nichts beitragen, in Scene; der Paraſit Kuchenknirps verſchwindet im erſten Act, die Täuſchung des Sklaven Sceledrus wirkt durchaus nicht auf den Fortgang der Handlung ein. Dafür macht ſich überall die derbe Luſtigkeit, das Poſſenhafte geltend; während das Ganze wenig befriedigt, fühlt man ſich von dem Einzelnen erheitert. Die Darſtellung, in komiſchen Masken, wird dieſen Eindruck noch verſtärkt haben; die Zuſchauer waren damals noch genügſam, durch keine kaiſerliche Pracht verwöhnt, wie ſie uns Horaz ſchildert; es waren ehrſame Bauern und Bürger, die mit Weib und Kind nach dem Theater kamen, ſich davorlagerten, auf dem Raſen, aßen und tranken ein Publikum, wie es ſich auf unſern Jahrmärkten in den Schaubuden der Tauſendkünſtler und Puppenſpieler verſammelt. Ihr Dichter war Plautus, den Terenz ſchalten ſie langweilig.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die Macht der Einbildung.

I.

A. S. — Unter den Seelenkräften, die, wie Goethe sagt:

— — — des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen —

wirkt keine wunderbarer als die Einbildungskraft. Paracelsus behauptet, daß die Phantasie nicht nur im Stande sei, die unglaublichste Wirkung auf die eigene Seele und den Körper des Menschen auszuüben, sondern daß sie auch vermöge, diese Wirkung auf andere zu übertragen. Und in der That sprechen eine Menge von Beispielen für diese Behauptung. Wir sehen zuweilen nicht nur einzelne Individuen und Familien einer krankhaften Einbildung zum Opfer fallen, sondern das Uebel verbreitet sich nicht selten mit ansteckender Gewalt auf ganze Gemeinden, ja auf die Bewohner großer Landstriche.

In das Alterthum zurückgreifend, erinnern wir an die Töchter des Königs Prötos in Argos, die sich einbildeten, in Kühe verwandelt zu sein, und mit diesem Wahn auch die übrigen Argiverinnen ansteckten, die nun laut brüllend in den Wäldern und Fluren umherirrten. Rollin und Hecques berichten, daß die Bewohnerinnen eines Klosters in der Nähe von Paris jeden Tag zu derselben Zeit von dem Wahn befallen wurden, daß sie in Katzen verwandelt wären. Mehrere Stunden hörte man dann in den heiligen Räumen nichts als ein klägliches Miauen. Keine dieser Einbildungen aber war so entsetzlich wie die der Lykanthropie, welche sich eine Zeit lang über ganz Europa verbreitete. Die Unglücklichen, welche derselben verfielen, glaubten Wölfe zu sein, liefen heulend in die Wälder, fielen die Heerden an, zerrissen und verzehrten Schafe und andere Thiere und scharrten selbst die Leichen aus ihren Gräbern.

Zur Zeit der Hexenprocesse spielte die krankhaft erregte Phantasie eine verhängnißvolle Rolle. Gab es doch in Deutschland noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts alte Weiber, die sich einbildeten, daß sie Hexen wären. An einigen Orten theilte sich dieser Wahn selbst den Kindern mit. Zu Mora in Schweden sowie in Würtemberg klagten sich Hunderte von Kindern an, den Orgien des Blocksbergs beigewohnt zu haben, und eine Menge starben infolge dessen den Feuertod oder wurden öffentlich ausgestäupt.

Auch die Vorgänge bei den sogenannten Camp-Meetings der Methodisten in Nordamerika, bei welchen zuweilen mehr als die Hälfte der Anwesenden in Convulsionen lag, gehören wie die „Erweckungen" in die Kategorie der ansteckenden Einbildungen. Ebenso die Geisterseherei zu Weinsberg. Kaum hatten in dem Hause von Justinus Kerner die Geister angefangen zu wehen und zu weben, so wurde in der ganzen Umgegend ein ähnliches Wispern und Flüstern bemerklich, und bald gab es eine Menge Häuser in Weinsberg, wo man weder bei Tage noch bei Nacht vor diesen Manifestationen einer unsichtbaren Welt sicher war.

Die unmittelbare Wirkung der Einbildungskraft auf körperliche Zustände ist von einsichtigen Aerzten aller Zeiten zugestanden worden. Die Gedanken des Patienten von seinen eigenen Leiden abzuziehen, indem man sie anderweit beschäftigt, erweist sich bei vielen Uebeln als das einzige und zuverlässigste Heilmittel. Menschen, welche sich einbilden, an einer Herzkrankheit zu leiden, laufen in der That Gefahr, sich ein solches Uebel zuzuziehen; denn das unausgesetzte ängstliche Beobachten des Herzschlags genügt, um die Regelmäßigkeit desselben zu stören. Berühmte Aerzte haben behauptet, daß sich selbst Entzündungen einzelner Theile des Körpers herbeiführen lassen, wenn ein mit lebhafter Phantasie begabter Patient seine Gedanken mit Consequenz auf diese Theile concentrire. Ein an Hypochondrie leidender Mann starb, als man ihn zwang, durch eine Thür zu gehen, die seiner fixen Idee nach zu klein für ihn war. Ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, welcher ohne sein Wissen begnadigt war, starb an dem Streiche mit einem nassen Handtuch, das er für die kalte Schneide des Richtbeils hielt.

Eins der merkwürdigsten Beispiele für die Gewalt der Einbildungskraft ist der bekannte Vorfall, welcher im Jahre 1832 auf dem Maskenball im Opernhause zu Paris stattfand. Die Kunde vom Ausbruch der Cholera in London hatte auch in der französischen Hauptstadt die Gemüther bereits mit Furcht und ängstlicher Sorge erfüllt. Indessen war bis dahin kein Erkrankungsfall vorgekommen, der Maskenball fiel so glänzend aus wie nur je. Das Haus war übervoll und die laute Fröhlichkeit hatte ihren Gipfelpunkt erreicht, als plötzlich eine eigenthümliche Maske die Aufmerksamkeit zu erregen begann. Es war eine ungewöhnlich große, völlig schwarzgekleidete Figur, die ohne Theilnahme an der allgemeinen Lust mit langsamen feierlichen Schritten durch den Saal ging und jede Annäherung stumm, aber entschieden zurückwies. Ihr geheimnißvolles Wesen lockte die Neugierigen an, man umringte sie; sie floh; der Haufen ihrer Verfolger wurde immer größer, bis sich der ganze Ball in eine wilde Jagd auflöste, die hinter der schwarzen, von Loge zu Loge, von Corridor zu Corridor flüchtenden Maske herstürmte. Endlich hatte die geheimnißvolle Gestalt die Höhe einer Treppe erreicht, auf der sie sich auf allen Seiten von ihren Verfolgern umringt sah. Da wandte sie sich rückwärts, der die Treppe heraufdrängenden Menge zu,

und rief mit lauter Stimme: „Ihr wollt wiſſen, wer ich bin? Ich bin die Cholera!“ Dieſe Worte riefen eine allgemeine Beſtürzung hervor. Ehe man ſich wieder gefaßt, hatte die Maske Gelegenheit gefunden, im Gedränge zu entſchlüpfen. Man ſuchte vergebens nach ihr, ſie ſchien verſchwunden — und ſchon eine Viertelſtunde ſpäter brach die Krankheit im Ballſaal mit ſo verheerender Wuth aus, daß bekanntlich viele Todte noch in ihren Maskenanzügen begraben wurden.

Als im Jahre 1849 die Cholera abermals ihre Geiſel über die Länder ſchwang, hatten die detaillirten Schilderungen der Krankheit einen ſo nachtheiligen Einfluß auf den Geſundheitszuſtand vieler, daß man ſich genöthigt ſah, dieſelben zu unterdrücken und zu beſchränken.

Welche Wirkung das die Phantaſie in hohem Grade erregende Leſen mediciniſcher Bücher nicht nur auf ſchwächliche und reizbare, ſondern auch auf geſunde und lebenskräftige Perſonen ausübt, hat gewiß mancher unſerer Leſer an ſich ſelbſt erprobt. Selbſt Aerzte vermögen ſich oft dem Einfluß der in dieſer Richtung erregten Einbildungskraft nicht zu entziehen. So z. B. nahm ein eifriger Zuhörer des berühmten Profeſſors Boerhave aus deſſen Vorträgen nicht nur jedesmal die wiſſenſchaftliche Kenntniß, ſondern die ganze Empfindung der einzelnen Krankheiten mit ſich nach Hauſe und glaubte alle Symptome derſelben an ſich zu ſpüren.

So ſtark erweiſt ſich in vielen Fällen die Macht der Einbildungskraft, daß man geneigt iſt, die Uebertragung mehrerer bis dahin für körperlich anſteckend gehaltener Krankheiten nur ihrem Einfluß zuzuſchreiben. Ein Profeſſor Dick in Edinburgh hielt vor einiger Zeit einen öffentlichen Vortrag, in welchem er die Ueberzeugung darlegte, daß z. B. die gefürchtetſte aller Krankheiten, die Hundswuth, nur ein Product der Einbildung ſei. Was man unter dieſem Namen verſtehe, meint er, ſei bei den Thieren eine Gehirnentzündung — das übrige thue bei den Menſchen lediglich die Einbildung, die Angſt, von einem tollen Hunde gebiſſen zu ſein.

Und in der That ſcheinen viele Erfahrungen, welche man in großen Hoſpitälern zu ſammeln Gelegenheit hatte, für dieſe Annahme zu ſprechen. So wurden vor einigen Jahren mehrere Perſonen in Paris von einem tollen Hunde gebiſſen. Drei von ihnen ſtarben bald in dem Hoſpital, in das man ſie gebracht hatte, an der Waſſerſcheu. Den übrigen ſechs Verwundeten ſagte man, daß man ein unfehlbares Mittel gegen die entſetzliche Krankheit beſitze. Man reichte ihnen indeſſen nichts als gefärbtes Waſſer und alle ſechs blieben von der Krankheit verſchont und konnten bald als vollſtändig außer Gefahr entlaſſen werden. Auch ſpäter zeigte ſich bei keinem der Gebiſſenen eine Spur der Krankheit.

Peter Frank erzählt, daß ein Knabe, welcher zugleich mit einem andern von einem Hunde gebiſſen worden, bis dahin aber geſund geblieben war, augenblicklich von der Wuth ergriffen wurde, als er erfahren, daß ſein Unglücksgefährte an dieſer Krankheit geſtorben. Daſſelbe geſchah einer Frau in Beſançon, welche, nebſt vier andern Menſchen von einem tollen Hunde gebiſſen, längſt außer Gefahr ſchien, als ihr auf einmal bekannt wurde, daß jene andern bereits vor drei Monaten an der Waſſerſcheu geſtorben. Auch ſie verfiel am andern Tage in die Krankheit und ſtarb am dritten.

Die Vorſtadttheater in Wien.

Be. — In keiner deutſchen Stadt iſt das Leben und Treiben auf den Brettern, welche die Welt bedeuten wollen, ſo enge mit dem Volksleben verwachſen als in Wien.

Von den Leiſtungen im Burgtheater bis zu den von Schenke zu Schenke wandernden Mimen, welche ſich ſelbſt Volksſänger nennen, aber in den „höhern“ Kunſtkreiſen mit dem Titel „Schmieren“ beehrt werden, kann man den zu einer unabſehbaren Karavane angewachſenen Theſpiskarren von ſeinem herrlichſten Triumph bis zu dem Moment betrachten, wo er im wahren Sinne im Schmutze ſtecken bleibt. Die Theoretiker, welche uns ſo viel über den Verfall der deutſchen Bühne vorklagen, ohne einen Weg zur Abhülfe zu zeigen, könnten in Wien praktiſche Studien machen, wie auf der einen Seite das Schöne und Gute gefördert werden muß und wie leicht auf der andern Seite das Schlimme und Verderbliche überhandnehmen kann und wie dem letztern wol vorzubeugen wäre.

Wien beſitzt ein halbes Dutzend Vorſtadttheater, deren jedes ſeinen eigenthümlichen Charakter trägt, ſeine „Ueberlieferungen“ und natürlich auch ſeine eigenen „unabhängigen“ Anſichten in Sachen der Kunſt hat. Jede dieſer Bühnen hat ebenſo natürlich ihr eigenes Publikum. Obenan ſtehen hier die Stammgäſte, die aus „Freundſchaft zu den Couliſſen“ erſcheinen und die zum Parterre gehören wie die Statiſten zum Hintergrund. Dann kommen die Nachbarn, die das betreffende Theater der Bequemlichkeit wegen beſuchen, weil es ihnen zur Hand liegt; ihnen folgt erſt die zahlreiche Klaſſe jener Theatergourmands, die von einer Vorſtadt zur andern jeder neuen oder pikanten Vorſtellung nachflattern. Dann ſind ſtets das Parterre und die Galerien von jenem Feiertags- oder Feierabendpublikum angefüllt, welchem der Theaterbeſuch zu den Ereigniſſen im Leben gehört und welches ſich, wie in allen andern Städten, aus dem Arbeiter- und Bürgerſtande zahlreich genug rekrutirt. Uns ſind dieſe Zuſchauer die liebſten, wenn auch nicht die maßgebenden; ſie theilen redlich mit Beifalljubel und Thränen die Freuden und Leiden ihrer Helden unten, in der Art ungefähr, wie Heinrich Heine von ſich erzählt, daß er in ſeiner Kindheit die Geſchichte des hochherzigſten aller Ritter im naivſten Sinne aufgefaßt habe. Dies gilt ſowol von der Singſpielhalle im Prater, die vom Frühjahr bis Anfang Winter geöffnet iſt, als vom Carltheater in

der Leopoldſtadt, dem Theater an der Wien und dem Joſephſtädtertheater. Neben dieſen exiſtiren noch zwei oder drei, die ganz unbedeutend ſind.

Wollte man den Geſammteindruck, welchen die Vorſtadttheater hervorrufen, in Einem Ausdruck wiedergeben, ſo müßte man unbedingt neue Worte erfinden. Frivol und derb, übermüthig und witzig, ausgelaſſen und langweilig, herzlich und niedrig, wer kann all dieſe Eigenſchaften und Gegenſätze in Eine Bezeichnung zuſammenfaſſen? Es geht ein Zug der Frivolität und der Ausgelaſſenheit durch die Maſſen; man kann ihn bei jedem öffentlichen Ereigniß beobachten; ihm verdanken die Franzoſen das geiſtreiche Wort, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt ſei. Es iſt die Kunſt guter Bühnenleiter, dieſem Zuge aus dem Wege zu gehen, ihm in der Tragödie keine Gelegenheit zum Ausbruch zu bieten und ihn im Schau- und Luſtſpiel in den Grenzen des Humors zu halten. Aber eine Nichtswürdigkeit iſt es, auf dieſen niedern Zug Speculationen zu bauen, ihn künſtlich herbeizuführen, ihm zu ſchmeicheln und ihn, wenn die Menge ermüdet oder ſich ſeiner zu ſchämen anfängt, durch Herausforderung wieder hervorzulocken. Indem wir zugeben, daß die Bühnen zweiten Ranges in Wien ſtark an dieſem Uebel leiden, wiſſen wir gleichwol, daß es eine der Hauptkrankheiten iſt, an welcher die ganze moderne Volksbühne, die deutſche nicht weniger als die franzöſiſche und engliſche, daniederliegt.

Welchem von den obengenannten wiener Theatern wir in dieſem Punkte den Vorrang geben ſollen, wiſſen wir nicht; ſie ſuchen eins das andere zu überbieten. Zu der frivolen Geberde drängt ſich in neuerer Zeit in jeder Vorſtellung der Cancan. Zwar erhob ſich und erhebt ſich noch jetzt die geſammte hieſige Preſſe energiſch gegen dieſes Danaer-Geſchenk aus Paris, aber bisjetzt ohne Erfolg. Die Bluette, die Operette, jede Farce und faſt jede Poſſe muß ihre Gaminſprünge haben. Man behauptet zwar, daß dergleichen unſerer Zeit zur Nothwendigkeit geworden ſei, da es lauten Beifall und Anklang finde, aber welch gefährlichen Satz ſpricht man damit aus! Für Wien iſt es ein Troſt, daß die gute alte derbe Poſſe noch nicht ganz verſchwunden iſt; wir finden ſie zuweilen in der Singſpielhalle, ſeltener im Theater an der Wien. Dieſe Poſſen, die meiſtens noch von Raimund oder Neſtroy herſtammen oder nach ihrem Vorbild zugeſchnitten, ſind allerdings nur dem verſtändlich, der im Localton heimiſch iſt. Dieſer Ton iſt in Wien complicirter und ſchwieriger verſtändlich als in jeder andern Stadt. Neben dem wiener Dialekt ſpielen auch die Redeübungen des Böhmen, des Slowaken, des polniſchen und ungariſchen „Bruders" eine Rolle.

Wir geben nachfolgend einen Ueberblick über die letzten vier Poſſen, mit welchen die Singſpielhalle in dieſer Saiſon hauptſächlich ihr Publikum ergötzt hat. „In der Sparkaſſe", Schwank mit Geſang; „Enge Sperre oder Die Hungercur"; „Fabrikant und Arbeiter", wiener Lebensbild mit Geſang, und „Maurer und Techniker", Poſſe mit Geſang. Das erſte Stückchen iſt voll von witzigen Anſpielungen auf das moderne Geſchäftstreiben in Wien. Eine „Putzmacherin", ein bankrotter Wirth, ein Bettler, eine Obſthändlerin, ein junger, leichtfertiger Menſch finden ſich in dem Vorzimmer zur Sparkaſſe ein und unterhalten ſich zwanglos über die Art und Weiſe, wie jeder zu dem Gelde gekommen, das er jetzt in die Kaſſe niederlegen will. Der Bureaudiener ſpielt dabei den hochfahrenden Mann von Amt und Würde, der eigentlich nur aus angeborener Gutmüthigkeit ſich mit dem „Geſindel" unterhält, der aber ungemein freundlich wird, als es ſich zeigt, daß einer der Anweſenden, und zwar der Bettler, ein Hauseigenthümer iſt; eine Erſcheinung, die in der That in Wien nicht vereinzelt daſtehen ſoll. Von einer Intrigue oder auch nur einem Zuſammenhange des Ganzen iſt nicht die Rede; der junge, leichtſinnige Menſch erkennt die Treue ſeiner Geliebten darin, daß ſie für ihn ihr Geld aus der Kaſſe holen will, und gelobt feierlich Beſſerung. Zum Schluß tragen die ſämmtlichen Mitwirkenden einen Geſang vor, in welchem ſie ihre gereifte Lebensanſchauung dem Publikum preisgeben. In der „Engen Sperre oder Die Hungercur" treten uns die Formen klarer entgegen. Ein armer Barbier und ſtarker Familienvater wird von einem hartherzigen Gläubiger verfolgt, deſſen weichherziger Sohn die hübſche Tochter des Bartkünſtlers liebt. Der Gläubiger kommt mit den Gerichtsdienern in die verlaſſene Wohnung des letztern und wird, in ſeinem Eifer jedes Möbel taxirend, von jenen vergeſſen und in der Wohnung eingeſperrt. Der zur Verzweiflung getriebene Barbier hat ſich aber in einem Winkel verborgen gehalten und fällt jetzt über den Gläubiger mit der unangenehmen Drohung her, daß er entſchloſſen ſei, mit ihm hier Hungers zu ſterben. Jener, dem natürlich nichts ungelegener kommen kann, läßt ſich zu ſchriftlichen Erklärungen herbei, die zuletzt die Verbindung der Kinder beider zur Folge haben.

„Fabrikant und Arbeiter" iſt eins jener bedenklichen Stücke, die als „Bilder aus dem Volksleben" von jeher unſere Bühne unſicher gemacht haben. Ein „armer, biederer" Fabrikarbeiter ſieht ſich auf Grund eines gegen ſeine Tochter vorgebrachten Diebſtahlverdachts veranlaßt, ſeinem Fabrikherrn eine Vorleſung über Moral, Recht und ſociale Ordnung zu halten, welche das Publikum auf den billigſten Plätzen zu ungetheiltem Beifall auffordert. Der Biedermann, welcher in Einem Athem die beſitzende Klaſſe im allgemeinen und ſeinen Herrn insbeſondere herzlos, niedrig, habgierig und tief unter ſeinem Stande ſtehend bezeichnet, läßt ſich doch im nächſten Augenblick herbei, durch die genannte Tochter in verwandtſchaftliche Beziehungen zu dem verabſcheuten Hauſe ſeiner Herrſchaft zu treten. Wir kommen zum letzten Stückchen, welchem nicht mit Unrecht der meiſte Beifall zutheil wurde. Es iſt eine Art Gelegenheitsſtück, infolge des Architektentags entſtanden, wie faſt jedes

bedeutendere Ereigniß in Wien von den Volkspoeten ausgebeutet wird. Ein luſtiger Maurermeiſter hat ſich vorgenommen, einen Techniker als Gaſt zu ſich einzuladen, und hat in ſeiner Wahl das Glück, zwar keinen der eben angekommenen Gäſte, wol aber einen jungen Baukünſtler zu finden, der ſeiner Tochter ſchon ſeit geraumer Zeit „Fenſterparade“ macht. Die Frau des Meiſters, eine derbe Kremſerin, und die fünf Lehrbuben, repräſentirt von fünf Mädchen, und unter dieſen beſonders der ſchalkhafte Böhme, der Liebling des Meiſters, halten durch ihren Witz und Uebermuth die Heiterkeit fortwährend wach.

Im Theater an der Wien machten in der letzten Zeit „Ein junger Mann und ein altes Parapluie“, „Unſere Nachbarin“ und „Der Ritter Eiſenfraß, der letzte der Paladine“, viel Glück. Der erſte Schwank ſcheint aus dem Franzöſiſchen zu ſein; einem Klavierſtimmer iſt ſeine Frau entführt worden, worüber er den Verſtand zu verlieren ſcheint und fortwährend die Frau mit einem Lieblingsparapluie verwechſelt, welches ſie mitgenommen hat. In ſeinen Klagen vermiſcht er die Perſonalbeſchreibung der Frau mit der Beſchreibung des Schirms; darin allein ſcheint der Witz des Stücks zu liegen. Das zweite, ein geſünderes wiener Product, zeigt uns zwei arme Zimmermaler, die, von ihren Gläubigern verfolgt, mit ihrer geringen Habe in eine neue Wohnung geflüchtet ſind und jetzt mit großen Aengſten die Pfändung erwarten. Aus dieſen Aengſten werden ſie durch eine junge ledige Nachbarin befreit, welche die Halbverhungerten zuerſt beköſtigt, dann beſchirmt und einen derſelben zuletzt heirathet.

Wir haben manche tolle, unſinnige franzöſiſche Farce geſehen, aber das Höchſte ſcheint uns doch in dieſem Genre die Operette von Offenbach: „Der letzte Paladin“, zu leiſten. Vor zwei Jahren wurde dieſelbe von einer franzöſiſchen Truppe in dem mittlerweile abgebrannten Kaitheater unter dem Titel „Croque-fer“ gegeben, und es wäre nicht leicht, zu entſcheiden, ob die Deutſchen in der Aufführung oder richtiger in der Durchführung dieſes Unſinns ihren franzöſiſchen Lehrmeiſtern nachſtehen. Die beiden Verfaſſer des franzöſiſchen Textes, Jaime und Trefeu, ſollen, wie ein Witz behauptet, wirklich in den Narrenthurm geſperrt worden ſein. Ein alter Ritter, der nicht mehr gut auf den Beinen iſt, weil er ſein Schwert verſchluckt hat, vertheidigt mit einem treuen Schildknappen, der einem Hanswurſt ähnlich ſieht, und einem tapfern und durſtigen Neffen die Zinnen ſeiner Burg gegen einen Feind, der nirgends zu ſehen iſt. Der Alte hält im Burgverließ ein Edelfräulein gefangen, deren Vater von Zeit zu Zeit eine Kriegserklärung bringt, die er, weil er durch übergroßen Genuß von Franzbranntwein die Stimme verloren hat, in Form von Plakaten mit ſich trägt. Strengte man ſich an, die Worte auf einem dieſer Blätter zu entziffern, ſo fand man ſtatt irgendeiner kriegeriſchen Herausforderung eine Zeitungsreclame für — Hoff'ſches Malzextract. In derſelben Weiſe iſt das Ganze gehalten; wollte man den hochtrabenden Inhalt alter Ritterbücher mit modernen Gaſſenſpäßen vermiſchen, ſo würde man ungefähr den Ton erhalten, der in dieſer muſikaliſchen Parodie herrſcht. Die Abſicht Offenbach's, die Muſik Meyerbeer's zu carikiren, erreichte er in der Art, wie Blumauer die Carikirung der „Aeneide“ erreichte. Das erſte Talent Wiens für die muſikaliſche wie für die Parodie überhaupt ſtand hier dem Componiſten in dem bekannten Fräulein Gallmeyer zur Seite; wer dieſelbe einmal die „Gnadenarie“ vortragen hörte oder ſie geſehen hat, mit aufgezogenem Schleppkleid den Lieblingstanz der Pariſer ausführen, der vergißt dieſe Katzenconcerttöne und dieſe groteske Figur nicht mehr.

Sammelwerke.

Brockhaus' „Converſations-Lexikon“ nimmt in der Reihe der literariſchen Hülfsmittel, welche die Wiſſenſchaft ins Leben einzuführen und Kenntniß und Bildung zu einem Gemeingut aller Stände und Volksklaſſen zu machen beſtrebt ſind, eine der erſten Stellen ein. Von ſeiner jetzt erſcheinenden elften Auflage liegen uns bereits die zwei erſten Bände, zwanzig Hefte, bis „Belgrad“ reichend, vor. Im In- und Auslande hat die neue Auflage wieder die glänzendſte Aufnahme und weiteſte Verbreitung gefunden; gegen die frühern iſt ſie außerordentlich vermehrt, einzelne ihrer Artikel ſind kleine vortreffliche Abhandlungen, wie die über Afrika, über Banken, zur Belehrung und Unterhaltung für jeden Gebildeten. — Von „Deutſchlands Kampf- und Freiheitsliedern“, illuſtrirt von Georg Bleibtreu, liegt uns die vierte Lieferung vor. Sehr gelungen iſt die Zeichnung zu Rückert's ſchönem Gedicht: „Prinz Karl, du theurer Held!“ einen Sturmangriff öſterreichiſcher Grenadiere aus der Schlacht bei Aſpern darſtellend. Gleiches Lob verdienen die Vignetten: Hermann, der Trompeter an der Katzbach. Das Buch iſt ein echtes Nationalwerk. — Karl Schram gibt ein „Album von Autographen hervorragender Perſonen der Vergangenheit und Gegenwart“ (Wien, Bartelmus) heraus. In den bisher erſchienenen ſechs Lieferungen treten die Generale des Dreißigjährigen Kriegs am zahlreichſten auf, von Wallenſtein und Guſtav Adolf bis zu Holck herab; daneben begegnen uns mediciniſche Autoritäten: Rokitansky, Virchow, Gräfe. Es iſt faſt unterhaltender und lehrreicher, in dieſem als in manchem Photographienalbum zu blättern. Wir glauben zwar nicht an die Kunſt, aus der Handſchrift den Charakter eines Menſchen zu enträthſeln, aber es bleibt doch immer intereſſant, die Schriftzüge, die Alexander von Humboldt oder Friedrich der Große mehr gekritzelt als geſchrieben, die ſtarke, energiſche Hand Joſeph's II. zu betrachten und mit ihrem Weſen zu vergleichen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 45.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf bewegter Flut. Novelle von Arthur Stahl. I. — Das schwarze Haus. Nach einer wahren Begebenheit von A. E. Hahn. VI.—X. — Thier- und Menschenleben in Australien. Von Wilhelm Girschner. III. — Aus deutschen Städten. — Beiblatt: Die Entscheidung in der Schillerstiftung. — Die Macht der Einbildung. II. — Bilder aus Paris II. Die Ausstellung. Die neuen Theater. Dichter und Componisten.

Auf bewegter Flut.

Novelle von Arthur Stahl.

I.

„Einen Arzt für Nr. 6! Thee für Nr. 6! Nr. 6 ist sehr krank!" flüsterte es auf den großen Corridoren des „Hôtel-de-l'Europe", und Kellner und Mädchen telegraphirten die Nachricht die Treppen hinab bis ins Souterrain, wo die Oberküchenmeisterin sich etwas länger von Nr. 6. erzählen ließ, als für die Bereitung des Thees zuträglich war, und der Laufbursche, bevor er sich zaudernd entschloß, den Doctor zu holen, die Hoffnung aussprach, daß Nr. 6 wol sterben werde, was ihm ein eleganter Kellner verwies, da „sie" jung und hübsch sei. Indessen war der Bursche nicht so ganz im Unrecht, denn der Weg zum Doctor war weit, ungebührlich weit, und in einem Hotel rechnet man nicht gern auf Kranke und scharrt die Gestorbenen am liebsten heimlich ein wie an Badeorten; doch standen Wirth und Arzt hier in Wechselbeziehungen von Wein, ärztlicher Hülfe und kleinen Diners, weshalb dem Uebelstand nicht abgeholfen wurde. Der Bursche ging also murrend seines Wegs, und da er noch in dem Alter war, wo man Hunde wie seinesgleichen behandelt, so hielt er sich gehäbig auf, so oft er einen erblickte. Der Weg führte vom Hotel, das am Hafenplatz einer großen nördlichen Seestadt lag, zuerst an weitläufigen Geschäftshäusern und Lagerräumen hin, dann am Ufer und stets einen Wald von Masten zur Linken, an prächtigen Landhäusern vorüber, deren Erker und Balkone das Meer weithin beherrschten, und mündete endlich in einer gänzlich veränderten öden Sandfläche, die sich baumlos und melancholisch hindehnte.

Aber nicht allein dieser plötzliche Contrast machte, mit der einbrechenden Dämmerung, die über dem grauen Meer und der schweigenden Düne lag, den Eindruck so melancholisch, er wurde erhöht durch den Anblick eines einsamen Gebäudes, das sich hier erhob, in rohen Formen und massig aus rothen Backsteinen aufgeführt. Hohe Mauern, welche es rings umgaben, verdeckten das untere Stockwerk, ließen aber die schmalen, eisenvergitterten Fenster der obern sehen. Keine Spur von Leben zeigte sich in der Umgebung dieses Hauses; nur dann und wann wurde die Stille umher von seltsam kreischenden Lauten unterbrochen, die aus der Tiefe des Gebäudes hervorzugehen schienen. Es war ein Irrenhaus. Hier wohnte auch der Arzt, welchen der Laufbursche aus dem „Hôtel-de-l'Europe" zu holen

gekommen war, und derſelbe ſtand nun vor dem einzigen großen Thor und klingelte. Die mächtigen eiſernen Thorflügel ſchloſſen ſich wie eine große Falle hinter ihm, und von dem gepflaſterten öden Hofe ſcheu nach den ſchmalen Fenſtern aufblinzelnd, ſchlüpfte er in das Haus und machte dem Portier ſeine Beſtellung.

Aber der Arzt des Irrenhauſes, welcher vorzugsweiſe reiche und vornehme Patienten hatte, war noch mit denſelben beſchäftigt. Zuerſt hatte er eine Züchtigung für eine italieniſche Gräfin zu verordnen, welche glaubte, ſie ſei der Papſt; dann war einer Baroneſſe die Zwangsjacke anzulegen, weil ſie die Schneiderin, welche ihr einen Putzgegenſtand nicht ſo bunt gewählt, als ſie ihn wünſchte, getreten und gebiſſen hatte, und zuletzt, als das Pferd vor dem Gig im Hofe ſchon ungeduldig ſcharrte, beſuchte er noch einen Patienten, welcher erſt ſeit wenigen Tagen hier war, aber dem Doctor die meiſte Unruhe bereitete, weil etwas in ſeinem Weſen ſich gebieteriſch gegen alle Gewaltmaßregeln auflehnte. Es war dies ein junger Marineoffizier, den man von einem der im Hafen liegenden Kriegsſchiffe hierher gebracht hatte, in einem Zuſtande, von welchem auch der geübte Arzt nicht ſogleich zu ſagen wußte, ob er Geiſtesverwirrung ſei oder eine von jenen nervöſen Kriſen, die in feinorganiſirten Naturen zuweilen wol dem Ausbruch einer ſchweren Krankheit vorhergehen. Als der Arzt eintrat, ſtand der junge Mann am Fenſter und zielte mit einer ungeladenen Piſtole, die man ihm nicht hatte entreißen können, nach einer weißen Möve, die einſam dem Meere zuflog. Beim Geräuſch der Schritte wandte er ſich haſtig um und ſah den Eintretenden ſtarr an. Man konnte kein edler geſchnittenes Geſicht ſehen, und keins, das weniger den eigenthümlichen Ausdruck des Irrſinns getragen hätte als dieſes. Es war jetzt bleich, die feinen Lippen feſt geſchloſſen und in den dunkeln Augen glühte es verzehrend und zerſtörend. Auch hatte man dem Kranken nicht die traurige, ſtereotype Tracht der Irrenhäuſer anlegen können; er trug ſeine Uniform, nachläſſig zwar, aber in einer Weiſe, welche die elegante und vornehme Haltung ſeiner ſchlanken Geſtalt noch mehr hervorhob.

„Iſt ſie gekommen?“ fragte der Kranke mit jener verſchleierten Stimme, welche den höchſten Grad der Aufregung verräth.

Der Arzt ſchüttelte den Kopf und examinirte den Wärter, der etwas ſcheu in einem Winkel des Zimmers ſaß, ob der Patient geſprochen habe, was derſelbe verneinte.

Dies waren überhaupt die einzigen Worte, welche man bisher von ſeinen Lippen gehört hatte, aber nie im Ausdruck freudiger Erwartung, ſondern von allen Modulationen des Schreckens begleitet, welche ein verſtörtes Gemüth dem Laut mitzutheilen vermag.

Der junge Offizier fragte auch jetzt nichts weiter; er wandte ſich wieder ab und drückte die Stirn gegen die kalten Scheiben des Fenſters. Aber der Arzt ſah, wie ein krampfhaftes Zittern durch ſeine Geſtalt ging, und vielleicht eine Veränderung des Zuſtandes befürchtend, gab er dem Wärter noch beſtimmtere Inſtructionen und verließ das Zimmer. Bald darauf rollte das Gig davon. Aber wenn der Zuſtand von Nr. 6 von der Hülfe des Arztes abhing, ſo ſtand es ſchlimm darum; denn unterwegs erlitt ſie nochmals einen Verzug. Etwa auf der Mitte des Wegs, zwiſchen dem Irrenhauſe und dem „Hôtel-de-l'Europe“, fiel eins der Landhäuſer durch ſeinen ſtrengern und großartigern Stil unwillkürlich auf. Es lag höher und gewiſſermaßen ohne Verbindung mit den andern Beſitzungen, und dunkle Maſſen von Cypreſſen und Nadelhölzern, welche den großen Garten rings umſtanden, gaben dem Ganzen etwas Ernſtes und Abgeſchloſſenes. Deſto ſeltſamer contraſtirte es mit dieſem Eindruck, daß rauſchende Tanzmuſik aus den großen Bogenfenſtern ſcholl, daß alle Räume des Hauſes in Lichtglanz ſtrahlten und der Garten, wie in fremdem Putz, mit bunten Lampen und Flämmchen feſtlich erleuchtet war. Doch war es nicht dieſer Anblick, welcher den Arzt in dem Grade feſſelte, daß er den Wagen halten ließ; er wußte, daß man den Namenstag des Beſitzers, Herrn van Bruck, feiere und war ſelbſt zu dem Feſt geladen; nein, ſein Auge haftete auf einem der Seitenbalkone des Hauſes, der erkerartig vorſprang und ein weites Stück des Himmels und des Meeres überſah. Dort ſtand eine ſchlanke Frau in ſchwarzem Sammtkleid und blickte unbeweglich in den Abend hinaus. Die Vorhänge, welche den Balkon vom Zimmer trennten, waren herabgelaſſen und nur durch einzelne Spalten drang die Helle, gab aber doch mit dem rothen Flammenſchein aus dem Garten Licht genug, um deutlich den Schnitt des ſchönen Geſichts und die ſchmale Hand zu erkennen, welche den Spitzenſchleier hielt, der über das Haar mit der Blumenkrone geworfen war.

„Nun, ſchöne Felicia, warum entziehen Sie

ſich dem Feſt Ihres Gatten?" murmelte der Arzt, ſprang aus dem Gig und richtete ſeine Schritte nach dem Hauſe. Doch trat er nicht in das ſtrahlend erleuchtete Portal der Hauptfaçade, ſondern ging durch ein dichtes Cypreſſengebüſch, das ſich an der Rückſeite des Hauſes faſt bis an daſſelbe hinzog. Hier öffnete er eine kleine Thür, hinter welcher er verſchwand. Gleich darauf bewegte ſich oben der Vorhang und er erſchien neben der Dame auf dem Balkon, welche den Kopf langſam nach ihm umwandte.

Während dieſer Zeit hatten auf dem Corridor des „Hôtel-de-l'Europe" vergeblich neugierige Ohren an der Thür von Nr. 6 gelauſcht; das bittere Schluchzen, welches man vorher von dort vernommen hatte, war verſtummt und tiefe Stille eingetreten. Im Nebenzimmer dagegen, das mit demſelben in Verbindung ſtand, befanden ſich eine ältere Frau und ein junger Mann in lebhaftem Geſpräch und es wurde von der erſtern ſo heftig in Ton und Bewegung geführt, daß dieſer, welcher ebenfalls die Uniform der Marine trug, ſich augenſcheinlich durch die Situation gepeinigt fühlte. Auch bevor man den Inhalt des Geſprächs kannte, mußte der ſeltſame Contraſt zwiſchen dieſen beiden Perſonen in die Augen ſpringen; der etwas prahlende Anzug der Dame war offenbar darauf berechnet, den höhern Stand anzuzeigen, während die Derbheit ihrer Sprache, die Maßloſigkeit ihrer Ausdrücke und die unbeherrſchte Leidenſchaft ihrer Mienen die Frau aus dem Mittelſtande verrieth. Der junge Offizier dagegen bekundete durch ſein zurückhaltendes Weſen und durch ſeine kalte Höflichkeit ſofort den vollkommenſten Meiſter der höhern Geſellſchaftsform, und bereits ſeit einer langen Weile entſchlüpfte er gewandt und glatt ſtets von neuem den directen Fragen und Angriffen der erregten Frau.

„Und wann lernte Eugen die Verführerin kennen?" fragte ſie jetzt wieder.

„Ich kann es nicht genau ſagen, Madame Bertrand! Ich glaube, ſie bemerkten einander zur gleichen Zeit. Doch warum nennen Sie Frau Felicia eine Verführerin?"

„Warum? Heiliger Himmel, hat ſie nicht meiner Tochter den Bräutigam geraubt? Hat ſie nicht verſchuldet, daß meine arme Eliſabeth faſt vor Kummer ſtarb, als er ihr ein Jahr lang nicht geſchrieben? Hat ſie mir ſelbſt nicht alle Freude vergiftet? Was hätte daraus werden ſollen, wenn ich mich nicht endlich zur Reiſe entſchloſſen hätte und der Sache auf die Spur gekommen wäre? Was meinen Sie, Herr Lieutenant?"

Der Offizier zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Sie ſind ſein Freund, aber können Sie trotzdem etwas von alledem leugnen?"

„Ich kann es weder leugnen noch beſtätigen, gnädige Frau! Was ich weiß, iſt nur, daß Eugen während des letzten Jahres der tiefſten Hypochondrie verfiel, daß er verſchloſſen war gegen mich wie gegen alle, und daß, als er vor einigen Tagen Ihre Ankunft erfuhr, ſich ſein Zuſtand ſo ſteigerte, daß er leider als geiſteskrank betrachtet werden mußte."

„Und ſprach er in dieſem Zuſtande nichts, was ihn verrieth?"

„Wenn Eugen das wirklich gethan hätte, dürfte ich davon Gebrauch machen, Madame Bertrand? Die Phantaſien der Krankheit erfordern ebenſo gut die Discretion des Freundes als das freiwillige Vertrauen."

„Wenn Sie mir nichts mittheilen wollen, warum ſind Sie denn zu mir gekommen, Herr Lieutenant von Platen?"

„Weil mir Eugen vor dem Ausbruch ſeiner Krankheit etwas übergeben hat, das ich perſönlich Ihrer Fräulein Tochter überbringen ſoll", ſagte der Offizier leiſe.

„So geben Sie es mir!"

„Ich ſoll es nur in ihre eigenen Hände legen", erwiderte er ebenſo leiſe.

„Das geht heute nicht, ſie iſt zu leidend!"

Platen ſchwieg. Madame Bertrand ſtrich mit der Hand über das erhitzte Geſicht und ging im Zimmer auf und nieder.

„Ich werde mich zu rächen wiſſen!" ſagte ſie, zitternd vor Zorn und Aufregung. „Die leichtſinnige Frau ſoll mir büßen, was ſie verbrochen hat! Was hindert mich, alles ihrem Manne zu hinterbringen?"

„Thun Sie das nicht, gnädige Frau, Sie werden es bereuen!"

„Bereuen? Und warum?"

„Weil ſich in dem Fall Eugen unwiderruflich und für immer von Ihrer Tochter entfernen würde!"

„Als ob das jetzt noch ein Unglück wäre! Hätte er es nur früher gethan, ehe meine Tochter die ſchönſten Jahre ihres Lebens um ihn vertrauert hat! Und die Partien, die ſie hätte machen können! —"

Hier wurde die Unterhaltung durch einen tiefen Seufzer unterbrochen, der aus dem Nebenzimmer, deſſen Thür nicht feſt geſchloſſen war, zu

den Sprechenden hereindrang. Madame Bertrand unterbrach ſich ſogleich und eilte hinein; ihr folgten die Augen des jungen Offiziers, um deſſen Lippen ein ſpöttiſcher Zug ſpielte. Doch verſchwand dieſer ſogleich und er ſtarrte erſtaunt und regungslos durch die offen gebliebene Thür in das nächſte Zimmer.

Der Thür gegenüber lag auf einem Ruhebett ein junges Mädchen, bleich, zart und ganz umhüllt von Wolken weißen Muſſelins. Hellblonde Locken hingen loſe auf ihren Nacken herab und der Kopf ruhte auf den gefalteten Händen. Sie hob ihn ſtehend beim Eintritt der Mutter empor und das lieblichſte traurige Geſicht blickte zu ihr auf.

„O Mutter, ſtelle dich nicht zwiſchen mich und ihn!“ flüſterte ſie, und dann vergrub ſie das Antlitz ſchluchzend wieder in die Kiſſen.

Madame Bertrand war eine gewöhnliche und etwas rohe Frau, aber ſie beſaß eine Leidenſchaft, die bis zur Thorheit ging, und dies war die Liebe für ihre Tochter. Die ihr geſchehene Unbill konnte ſie bis zur Wuth reizen und die Ausbrüche derſelben waren nicht der geringſte Theil des Leidens der armen Eliſabeth geweſen. Sie war alſo plötzlich verſtummt und fand auch nicht Zeit, das Geſpräch wieder aufzunehmen, denn es klopfte draußen und der Arzt trat ein. Dieſer und der Offizier fixirten einander, als ob ſie erſtaunt wären, ſich hier zu finden, und dann verabſchiedete ſich der letztere grüßend und mit der leiſen Bitte an Madame Bertrand, in einigen Tagen wiederkommen zu dürfen.

Der Arzt trat an das Bett und fühlte der Kranken den Puls. Das junge Mädchen zuckte bei dieſer Berührung zuſammen. Der Arzt wußte nicht, in welcher Beziehung ſie zu den beiden Perſonen ſtehe, deren Hände er unmittelbar zuvor in den ſeinigen gehalten; aber es war, als ob ihre Nerven den geheimnißvollen Contact verſpürten und in neue Bewegung geriethen. Der Arzt gab ihr beruhigende Mittel und die Mutter ſchickte ſich an, ihm den pſychiſchen Grund von Eliſabeth's Leiden mitzutheilen; aber ein flehender Blick ihrer Tochter ſchloß ihr die Lippen. Es war ein Glück, denn der Arzt würde die Erzählung unfehlbar mit der wiederholten Frage ſeines Patienten in Verbindung gebracht haben, und die plötzliche Nachricht, daß Eugen ſich im Irrenhauſe befinde, während die Mutter ihr nur mitgetheilt hatte, daß er erkrankt ſei, würde die arme Eliſabeth vielleicht getödtet haben.

Es war zur ſpäten Nachtſtunde deſſelben Tags und das Feſt des Herrn van Bruck glänzend verlaufen. Die Gäſte hatten ſein Haus verlaſſen mit neuer Bewunderung der Talente ſeiner ſchönen Gattin. Alle waren befriedigt, nur ſie nicht, welche die Urheberin dieſer Stimmung war. Der größte Theil der Geſellſchaftsräume lag wieder dunkel und ſtill, nur der Salon, in deſſen Mitte der Flügel ſtand, und die anſtoßenden Privatgemächer der Damen des Hauſes ſtrahlten noch im vollen Glanze der Erleuchtung. Frau van Bruck liebte das Licht und den Glanz. Vielleicht war es Gewohnheit, denn ſie hatte ihr Leben darin verbracht. Schon als Kind hatte ſie allabendlich auf der Bühne gelernt, ihre Augen daran zu weiden, und der Tag war ihr dunkel erſchienen; der hochgefeierten Sängerin war es ſpäter das Symbol der Inſpiration geworden und nur in der Aufregung hatte ſie den vollen Pulsſchlag des Lebens gefühlt.

Konnte ihr der künſtliche Schimmer des Hauſes das Verlorene erſetzen? Es hatte wenig den Anſchein, wenn man die läſſige Haltung, mit welcher ſie nun allein am Flügel lehnte, und die tiefe Niedergeſchlagenheit ihrer Züge betrachtete. Der Schein des Kronleuchters fiel voll auf ihre Geſtalt. Sie war ſchlank und doch üppig, bewußt ſchön, aber völlig ungezwungen, frauenhaft, aber nicht alt. In ſchweren Falten floß der ſchwarze Sammt an ihr nieder, ihre Hand hielt den Kranz, den ſie im Haar getragen hatte, und dieſes ringelte ſich nun frei auf den blendenden Nacken nieder.

Sie mochte ſich zwiſchen dreißig und vierzig Jahren befinden, in jenem Alter, welches das gefährlichſte für die Frau ſein ſoll; vielleicht weil ſie den Eindruck, wenn ſie noch fähig iſt, ihn zu empfangen, mit voller Reife aufnimmt, weil ſie noch einmal vor dem Scheiden der Jugend den ganzen Inhalt ihres Weſens auf ſolchen Eindruck concentrirt, weil ſie wie die Venus von Milo fühlt und — denkt. Befand ſich Felicia van Bruck in dieſem Falle? War ſie glücklich? In ihren dunkeln Augen loderte ein hohes verſtändliches Nein; aber zugleich ſtand ein energiſches Etwas auf ihren ſchwellenden Lippen, welches faſt trotzig ſagte: „Ich will es ſein!“

Felicia war noch immer allein. Dann und wann ließ ſie den Kopf auf den weißen Arm ſinken oder die Hand über die Taſten gleiten.

„Meine Seele habe ich ihm hingeſungen, dieſem Publikum von Krämern!“ murmelte ſie leiſe.

„Und hat nur Einer meinen wilden Herzſchlag verſtanden? Hat nur Einer von ihnen geahnt, wie zerſtört ich innerlich war? — — Eugen, Eugen — du mir entriſſen, und ſchlimmer als durch den Tod, in einem Augenblick, wo ich endlich hoffen durfte, dich zu beſitzen! Aber ich muß deinen Irrſinn bezwingen, ich weiß nicht mehr zu leben ohne dich, ich will dich mein nennen!"

Dieſer Gedanke brachte wie ein elektriſcher Funke plötzlich Regung in ihre Glieder. Sie ſtand auf und ging haſtig durch die Zimmer, als ſuche ſie etwas. Vor den Erkeriſchen der Fenſter blieb ſie ſtehen, deren dämmernde Plätze durch tief herabfallende Vorhänge vom Gemach getrennt wurden, vor den beiden Fauteuils am Kamin, vor dem Tiſch mit Büchern in der Mitte des Zimmers, und ſtrich leiſe über die Prachtbände, als hätten oder gäben ſie Empfindung, vor dem ſchwellenden Divan endlich, in ihrem kleinen runden Boudoir, und ſank erſchöpft in die ſeidenen Kiſſen. Sie küßte inbrünſtig eine Stelle auf der Lehne des Divans und legte die brennende Stirn darauf. Hatte die Stelle beſondere Bedeutung? Hatte vielleicht eine Hand dort geruht? Felicia verfiel in tiefe Träumerei.

Es war ſeltſam, dieſe Frau hatte nie geliebt; ſie liebte jetzt und zum erſten mal. Wohl hatte ſie in ihrer bewegten Jugend Empfindung um Empfindung vergeudet, ihr Herz im Liebesſpiel zerſplittert, während ihr vor der eigenen Kälte ſchauderte; bezwungen war ſie nie.

Jetzt zum erſten mal hatte etwas vermocht, ihren Egoismus bis in die Wurzel zu brechen, und je widerwilliger ſie ſich im Anfang der Gewalt der Leidenſchaft gefügt, deſto vollſtändiger war deren Sieg geweſen. Hätte dieſer Mann Felicia's Liebe in demſelben Grade erwidert, ſo wäre die ſtolze und herrſchſüchtige Frau vollſtändig ſeiner Macht verfallen. Er hatte ſie gewiſſermaßen an die Grenze des Guten und des Böſen geſtellt. Mit dem zärtlichen Klang ſeiner Stimme hätte er die verſunkene Zauberſtadt ihres Gemüths aus tiefſtem Grunde wieder heraufbeſchwören können; aber alles, was von wildem und ungebändigtem Wollen in ihr war, lag neben der Möglichkeit, daß eine andere ihr ſeinen Beſitz ſtreitig mache.

Felicia dachte zurück und überſann ihr Leben. Ihre Künſtlerlaufbahn war glänzend, aber kurz geweſen. Man hatte ihr die wärmſte Bewunderung gezollt und jede Art der Huldigung erwieſen — ſie hatte ſie hingenommen wie eine Königin, bewußt und ihr gebührend. Um ſo tiefer und unheilbarer war ſie gekränkt, als die launenhafte Gunſt des Publikums plötzlich erkaltete und ſich unbedeutenden, aber neuen Erſcheinungen zuwandte. Ihr Stolz würde nicht gelitten haben, daß ſie die Rückkehr derſelben erwarte; ermüdet und in tiefſtem Ueberdruß zog ſie ſich freiwillig zurück. Vielleicht dämmerte in jener Zeit zuerſt die Sehnſucht nach einem Herzen in ihr auf, das ſie für die erlittene Qual entſchädigen könnte; aber das Motiv ihrer Heirath mit Herrn van Bruck war ein anderes. Sie war durch den Glanz verwöhnt; ſie konnte die Entbehrung nicht ertragen. Doch obwol ihr dieſer Stoicismus mangelte, beſaß ſie einen andern, der ſie ſeltſam kleidete, aber doch eine gewiſſe Heilighaltung deſſen verrieth, was ſie hier noch nicht empfunden hatte: Sie würde einen Mann, den ſie liebte, aus demſelben Grunde zurückgewieſen haben, der ſie zu dem Entſchluß beſtimmte, van Bruck zu heirathen. Sie wußte, daß der reiche Parvenu ſie wähle, damit ſie ſein emporblühendes Haus ſchmücke; ſie ahnte, daß der Kreis, in welchem er lebte, ſie abſtoßen werde; ſie fürchtete den Norden und konnte dennoch der Furcht vor der Entbehrung nicht widerſtehen. Felicia van Bruck hatte bald und bitter genug für ihre Schwäche zu büßen. Nicht allein, daß ſie jene beiden Befürchtungen beſtätigt fand; ſie hatte ſich über die dritte getäuſcht: van Bruck war durchaus nicht der biegſame Charakter, welchen ſie erwartet hatte. Mit eiſerner Conſequenz hielt er ſie bei allem Anſchein der Freiheit wie eine Gefangene, die allezeit bereit ſein mußte, mit ihren Talenten die Feſte zu verherrlichen, welche er, um ſeinen Credit zu erhöhen, Geſchäftsfreunden und Kunden mit prahleriſchem Luxus gab. Wenn ſchon der Umſtand, faſt allabendlich vor dieſem Publikum ſingen zu müſſen, Felicia, die feingeſchulte Künſtlerin, anwiderte — denn ſelbſt der tyranniſchſte Theaterdirector hatte ſie doch immer nur vor ein gebildetes Publikum gezwungen —, ſo erſchien ihr, die faſt ſeit ihrer Kindheit die Luft der Freiheit geathmet hatte, bald das Band der Ehe überhaupt ein furchtbares und unerträgliches. Wirklich würde ſie es auch nicht zwei Jahre lang ertragen, ſie würde den „Contract" gebrochen haben, wenn nicht ein Umſtand hinzugetreten wäre, der jede Fiber ihres Daſeins in ungekannte Bewegung verſetzt hätte.

Felicia befand ſich nach einem Jahr ihrer Ehe mit der Erinnerung an die erlittenen Kränkungen,

mit der freudloſen Gegenwart, mit all der verhaltenen Glut ihres Herzens, die nie einen Gegenſtand gefunden hatte, geiſtig in tiefſter Einſamkeit, trotz der glänzenden Geſelligkeit ihres Mannes. Dieſelbe beſtand, wie ſchon erwähnt, aus Kaufleuten; aber man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man glaubte, daß es, vorzüglich in einer großen Handelsſtadt, unter dieſen keinen Kaſtengeiſt gäbe, der ſie ebenſo ſtreng trennte als die andern Stände. Der alte Name des Herrn van Bruck hatte Felicia getäuſcht, aber er gehörte nicht zur erſten Klaſſe, nicht zur bewährten höhern kaufmänniſchen Intelligenz der Stadt; er war ein reich gewordener „Krämer", und ohne die Schranke durchbrechen zu können, verkehrte er mit Krämern, die vielleicht noch mehr Geld und noch weniger Bildung beſaßen als er. Es befanden ſich unter ihnen achtungswerthe und höchſt vortreffliche Leute, was ihr übriges Leben betraf; nur in der Geſellſchaft waren ſie unerträglich, und zwar alle. Denn alle prahlten. Felicia war als hochgefeierte Künſtlerin daran gewöhnt, mit der Elite der Männerwelt zu verkehren, und zwar mit jener Elite, welche vorzugsweiſe die feine und adeliche äußere Form beſitzt. Nicht ſowol den Austauſch der Gedanken, dieſe war es, welche ſie vorzugsweiſe entbehrte, und ſie fehlte eben darum allen, weil ſie in Glacéhandſchuhen etwas anderes ſcheinen wollten, als ſie waren. Felicia war ſelbſt nicht Philoſophin und nicht leichtlebig genug, um die komiſche Seite der Sache herauszufühlen: wenn ſich einer dieſer Tölpel zufällig in ihr Boudoir verirrte und auf ihre ſeidenen Fauteuils warf, konnte ſie den Zorn darüber einen ganzen Tag lang nicht verwinden.

Zu jener Zeit wollte der Zufall, daß eins der zurückkehrenden Marineſchiffe im Hafen lag, und zwar dicht unter den weit vorſpringenden Terraſſen der Beſitzung des Herrn van Bruck. Die Offiziere und Cadetten deſſelben hatten nach der einförmigen Seereiſe lebhaft den Wunſch nach Zerſtreuung, und da ſie die ſtrengen Vorurtheile der Garniſon nicht beſaßen, ſo waren ſie auch weniger ſchwierig in der Wahl ihres Umgangs. Es wurde dem Kreiſe des Herrn van Bruck, deſſen weiblicher Theil ſich längſt danach geſehnt hatte, ſchimmernde Uniformen anſtatt des langweiligen ſchwarzen Fracks bei ihren Feſten zu ſehen, nicht allzu ſchwer, dieſen Wunſch zu erfüllen.

Den Anfang machte das Haus des Herrn van Bruck, welches durch Felicia's gefeierten Namen Glanz beſaß. Der erſte, welcher es beſuchte, war Harri von Platen, der letzte, und zwar erſt nach geraumer Zeit, Eugen von Kandersdorf, ſein Freund. Es hatte langen Zuredens des erſtern bedurft, ihn dazu zu bewegen. Platen wußte ſich den Grund ſeiner Weigerung nicht zu erklären, er wußte nur, daß ſeit ihrer Rückkehr eine außerordentliche Veränderung mit ihm vorgangen war. Dieſer ausgezeichnete junge Offizier war ſeiner anſpruchsloſen Vortrefflichkeit wegen auf der Reiſe der Liebling aller geweſen. Nach langer Abweſenheit hatte er ſich auf die Wiederkehr und auf die ſüße junge Braut daheim gefreut; ſeine Heiterkeit hatte die der andern erhöht.

Nachdem das Schiff ruhig, auf unbeſtimmte Zeit im Hafen lag, würde es ihm leicht geworden ſein, Urlaub zu erhalten; aber jetzt zögerte er ſeltſamerweiſe von einem Tage zum andern damit und gleichzeitig nahm ſein ſonſt ſo klares Weſen eine ſo ungleiche und düſtere Färbung an, daß es dem beobachtenden Auge nothwendig auffallen mußte.

In jedes Menſchen Gemüth pflegt eine Seite zu vibriren, die nie der leiſeſten Berührung verſagt und die mit ſeinem feinſten Nervenleben ſo geheimnißvoll verbunden iſt, daß keine Macht des Verſtandes gegen ihre Empfänglichkeit zu reagiren vermag. Auf Eugen von Kandersdorf übte ſolch unwiderſtehliche Gewalt die Muſik. Seit ſeiner Kindheit fühlte er dieſe Macht. Wie er auch das Meer liebte, die Muſik entbehren zu müſſen, hatte ihn faſt verhindert, ſich ihm fürs Leben anzugeloben. Und ſie blieb ſeine Rivalin. Wohl waren für das Ohr des jungen Seemanns das Brauſen der Wogen und das Toſen des Sturms in den Waſſern majeſtätiſche Hymnen; der ſüße Laut einer Menſchenſtimme, welcher in der erſten Nacht nach der Rückkehr in ſeinen Halbſchlummer fiel, löſchte die Erinnerung daran aus. Von dieſer Stunde an lauſchte er dem Sirenengeſange ſo ſehnſuchtsvoll und doch ſo widerſtrebend, als ahne er ſein Verhängniß. Er erfuhr bald Felicia's Namen, er ſah ſie vom Verdeck, wie ſie auf der Brüſtung ihres Balkons lehnte, und wenn in ſtiller Nacht ſein Blick aus dem kleinen Fenſter ſeiner Kajüte über die Flut glitt, ſtrahlten die hellen Fenſter ihres Hauſes ihm noch wie leuchtende Punkte und zogen Auge und Gedanken wider Willen dem magnetiſchen Klange nach.

Felicia gedachte des Abends, wo Eugen von Kandersdorf, von Platen eingeführt, zum erſtenmal in ihrem Salon erſchienen war. Es über-

ſchauerte ſie noch jetzt, wenn ſie des Moments gedachte. Wie faſt jede große Leidenſchaft, ſo war auch die ihre entſtanden: auf den erſten Blick. Nicht, daß ſie ſich ſogleich die Einzelheiten ſeiner Schönheit und ſeines ritterlichen Weſens zum Bewußtſein gebracht hätte — ſein düſteres Auge voll Glut warf den zündenden Blitz in ihre Seele.

Sie fragte nicht nach ſeiner Zurückhaltung, die jede prüde, kleine Zuneigung ſogleich erſtickt haben würde; ſie fragte nicht nach ſeiner Vergangenheit, nicht nach den Banden, die ihn an andere knüpften — ſie liebte ihn, ſie ſah nur ihn, ſie ſang nur für ihn; die Welt außer ihm war vergeſſen.

Nur Ein Ereigniß von äußerer Wichtigkeit trat in dem nun beginnenden Jahre an Felicia heran oder vielmehr nur dieſes Eine erſchien ihr wichtig: eine neue kürzere Seereiſe, welche Eugen von ihr entfernte. Für zwei Monate nur, aber ſie waren die längſten ihres Lebens. Doch gaben ſie ihr Muße, aus der träumeriſchen Gegenwart, in welcher ſie von einem Abend zum andern gelebt hatte, zu erwachen und der Zukunft ihrer Liebe nachzudenken. Ihrer Liebe — denn ob Eugen ſie erwidere, wußte ſie nicht. Sie wußte nur, daß er wieder- und wiederkam, ſie ſah nur den Zauber, welchen ihr Geſang auf ihn übte und den er nicht zu verbergen ſuchte; aber keine Silbe eines heißern Geſtändniſſes war bisher über ſeine Lippen gekommen, und wenn irgendetwas die Wärme von Felicia's Empfindung ſteigern konnte, ſo war es dieſer Umſtand. Sie war an ſchnelle Erfolge und ſtürmiſche Erklärungen gewöhnt. Das feine, zurückhaltende und doch zuweilen ſo leidenſchaftlich erregte Weſen des jungen Mannes, daß die Form es nur mühſam zu beherrſchen vermochte, hatte unausſprechlichen Reiz für ſie, und ſolange ſie es von Achtung vor ihr und ihrer Stellung eingegeben glaubte — die ſie ſchon jetzt jeden Augenblick bereit geweſen wäre, ihm zu opfern —, hatte ſie kaum Verlangen, dem Kommenden künſtliche Flügel zu geben.

Während Eugen's Abweſenheit aber erfuhr Felicia, daß ſie eine Rivalin habe, eine grauſam rechtmäßige: Eugen's — langjährige Braut. „In ferner Heimat — eine Jugendliebe — ein kleines blondes Mädchen —", das war alles, was man ihr zutrug; aber genug und übergenug, um Felicia in flammenden Aufruhr zu verſetzen. Nichts lag ihr ferner als irgendeine Rückſicht neben ihrer Liebe oder nur die Frage, ob Eugen mit ihrer Gegnerin glücklicher ſein werde. Sie dachte überhaupt nicht an eine Perſon, nur an ein Etwas, das ſich zwiſchen ſie und ihn drängen könne. Von nun an hatte Felicia nur noch Einen Gedanken: Eugen zu beſitzen mit Leib und Seele.

Bisher war Felicia's Ehe dem äußern Anſchein nach nicht geſtört worden. Die Liebe im Entſtehen macht auch die wildeſte Natur im eigentlichen Sinne liebenswürdig. Außerdem pflegte ſie wie alle energiſchen Perſonen nicht viel zu reden, wenn ſie nicht handeln konnte, d. h. ſie trug bewußt eine Situation oder endete ſie. Es lag in ihr die Fähigkeit, ſehr gut oder ſehr ſchlecht zu handeln; die Mittelregion der gewöhnlichen Frauneigenſchaften fehlte ihr.

Herr van Bruck war bisher mit ſeiner ſchönen und talentvollen Frau ganz zufrieden geweſen, und daß er ihr Herz nicht beſaß, hatte ihn nicht bekümmert, ſolange er es nicht von einem andern eingenommen ſah — das wurde nun anders.

Felicia's Erregung nach Empfang jener Nachricht, bei der Ankunft und dem Wiederſehen Eugen's konnten ihm nicht entgehen. Sie veranlaßten ihn erſt, den jungen Mann zu beobachten. Eugen war ebenfalls ſehr verändert ſeit der Rückkehr. Zwar ſprach er ſich auch jetzt noch nicht aus, aber Felicia befand ſich in jenem Stadium, wo jeder Nerv Träger einer Empfindung wird, und ſie offenbarten ihr die Zaubergewalt, welche Eugen zu ihr hinzog, und den verzweiflungsvollen Kampf, mit dem er ſich ihr zu entziehen verſuchte. Van Bruck ſah nur das unſtete Weſen und die alterirten Züge des ſonſt ſo haltvollen jungen Mannes; Beſtätigung empfing er erſt, als es ihm eines Abends einfiel, ihn aus einer Fenſterniſche zu beobachten, während Felicia ſang. Ihre Stimme war früher vielleicht ſchöner und klarer geweſen, ſie klang jetzt etwas verſchleiert; aber ihr Vortrag war von ſo hinreißender Wirkung wie nur in ihrer glänzendſten Epoche; denn nie hatte ſich wie jetzt die höchſte Kunſt mit der höchſten Empfindung verſchmolzen. Auch ſo ſchön war ſie nie geweſen, nämlich ſo geiſtig und verklärt ſchön von einem innern Licht. Selbſt van Bruck's ſinnlichem Auge imponirte ſie wie eine neue Erſcheinung, und indem er wie alle gewöhnlichen Menſchen erſt ſchätzen lernte, was er verlor, ſtieg bitterer Groll in ihm auf.

Hätte ſein Herz gelitten, ſo würde er vielleicht dem vermutheten Einverſtändniß mit einem Eclat ein Ende gemacht haben, aber er war mehr be-

leidigt als verwundet. Er beſchloß ruhig, Felicia ſich noch tiefer in das goldene Netz verſtricken zu laſſen, um dann mit untrüglichem Beweis ein um ſo ſichereres Mittel zu gewinnen, ihr die zwingende Hand auf den ſtolzen Nacken zu legen. Ja, da er nicht vermochte, ſie durch geiſtige Ueberlegenheit zu beherrſchen, ſo war ihm bei kalter Ueberlegung dieſes Mittel faſt willkommen, und indem er Felicia mehr Freiheit gab als früher, beobachtete er von nun an lauernd jeden ihrer Schritte.

Felicia ahnte dies nicht, aber ſelbſt wenn ſie es gethan hätte, würde es wenig an ihrer Handlungsweiſe geändert haben. Sie hielt ſich, ſophiſtiſch wie Amor es iſt, nicht für ſchuldig, weil ſie entſchloſſen war, ihre Ehe zu löſen, nur waren ihre Gedanken ſo bis zur Verwirrung von Einem Gegenſtande erfüllt, daß ſie jetzt nicht Zeit fand, den Conſequenzen jenes Entſchluſſes Raum zu geben. Aber ſo gewiſſenlos Felicia in der Ehe war und ſo wenig ſie gelernt hatte, die Pflicht zu achten, ſo opferbereit war ſie in der Liebe. Dieſe hängt nun einmal nicht von der Tugend ab, ſie iſt ein blindes Muß, der kategoriſche Imperativ; und wenn Felicia ihr Blut gern tropfenweiſe für Eugen hingegeben hätte, ſo war das kein Verdienſt — es liegt in der Natur des Weibes.

Für die Liebe, welche ſich zur Tugend erhebt, indem ſie zur Selbſtverleugnung wird, und fähig iſt, das eigene dem Glück des Geliebten zum Opfer zu bringen, hatte Felicia nicht einmal das Verſtändniß.

Zwiſchen der zweiten Rückkehr Eugen's und der Kataſtrophe, welche ihn den Schrecken des Irrenhauſes überlieferte, lagen nur zwei Monate.

Felicia verſuchte ſich dieſe Zeit in ihrer Folge klar zurückzurufen, aber es gelang ihr nicht. Wie geblendet haftete der Gedanke an einzelnen Momenten, und ſie wußte nur, daß, was ſie in dieſer kurzen Spanne Zeit an Wonne und an Qual empfunden hatte, den Geſammtinhalt ihres Lebens bei weitem überwog. An Wonne, weil Eine ihrer Stunden tauſende der Qual auslöſcht; denn nur einmal hatten Felicia's ſchmachtende Lippen an dem Zauberbecher berauſchende Gewißheit trinken dürfen. O, ſie gedachte des Abends! Wieder ſchauerte es heiß über ihr Herz und jede kleinſte Einzelheit jenes Tags trat ihr lebendig vor die Seele.

Der Zufall hatte vieles günſtig fügen müſſen, um Felicia, die ſo ſtreng beobachtet war, die einſame Stunde zu gönnen, welche ſie ſo heiß erſehnt, Eugen zugleich ſo ahnungsvoll vermieden hatte.

An dieſem Tage befanden ſich alle, welche in der Umgebung des Hafens wohnten, in erwartungsvoller Aufregung, denn es ſtand ihnen am Nachmittag ein Anblick bevor, der für die Küſtenbewohner nie ſeinen majeſtätiſchen Reiz verliert: es ſollte ein mächtiger Seefahrer von Stapel gelaſſen werden.

Die Werfte lagen am jenſeitigen Ufer, der Beſitzung des Herrn van Bruck gegenüber, und das Schiff, welches dort heute im prächtigen Feſtſchmuck hoch oben auf ſeinen Gerüſten thronte, war bis vor kurzem das Beſitzthum des Herrn van Bruck geweſen.

Es hatte an dieſem ſeinem Feſttage mit großem Pomp auf Felicia's Namen getauft werden ſollen, ſo war früher beſchloſſen; jetzt hatte es van Bruck kurz vor ſeiner Vollendung verkauft.

„An eine reiche Witwe für ihren Sohn", lautete die Antwort auf Felicia's flüchtige Frage, und ſie hatte nicht weiter daran gedacht.

Der Sommertag war glänzend, das Meer lag ſpiegelklar, viele Schiffe im Hafen hatten geflaggt und ſchon vom Mittag an ſammelten ſich die Schauluſtigen am Ufer oder umſchaukelten in winzigen Booten den Koloß, der hoch über ihnen lag und nur mit der äußerſten Kielſpitze die Wogen berührte.

Auf ſeinem Verdeck und bis in die Raaen und Maſtkörbe hinauf war ſchon buntes Leben von denen, welche ſeine erſte Fahrt mitmachen wollten.

Die Muſik war bereit und harrte ebenſo ungeduldig des feierlichen Moments als unten an den Gerüſten die Zimmerleute im Sonntagsſchmuck, mit bebänderten Hüten und Aexten.

Ueber dem bewegten und heitern Bilde dehnte ſich der Himmel tiefblau und wolkenlos.

Van Bruck befand ſich ebenfalls auf dem Schiffe, und was es in den Landhäuſern von Dienerſchaft gab, wäre von dem Schauſpiel nicht zurückzuhalten geweſen — Felicia war allein.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Das ſchwarze Haus.

Nach einer wahren Begebenheit von **A. E. Zahn.**

VI.

Als Ferdinand wie gewöhnlich in das Zimmer ſeines Vaters trat, ihm Guten Abend zu ſagen, kam ihm derſelbe in der größten Aufregung entgegen.

„Ferdinand!“ flüſterte der Vater, denn der Zorn erſtickte ſeine Stimme, „Ferdinand, leugne nicht, du haſt ſie geſprochen!“

„Lieber Vater, ein Zufall —“

„Elender Lügner!“ knirſchte der alte Mann.

„Nehmen Sie das Wort zurück, Vater, ich will Ihnen erklären —“

„Erklären, erklären? Etwa, daß du die Tochter jener Frau, das Kind jenes Mannes, den ich haßte, zum Weibe begehrſt?“

„Fräulein Lindner iſt ein tugendhaftes, unbeſcholtenes Mädchen! Aber bisher —“

„Schweige, ich will keine Lügen hören! Du haſt mir einmal nicht Wort gehalten, ich glaube dir nie, niemals wieder!“ Und hohnvoll, mit dem Ausdruck der größten Verachtung kehrte Roſenberg ſeinem Sohne den Rücken zu.

„Vater, nehmen Sie das Wort zurück!“ flehte der Sohn.

„Nein, nein!“

„Vater, ich beſchwöre Sie!“

„Noch ein Wort oder —“

Ferdinand hatte ſeinen Vater noch niemals ſo geſehen; er hatte ſelbſt zu viel vom Blut der Roſenberg in ſich, um ſchweigen zu können, bis der alte Herr zur Beſinnung gekommen ſein würde. Ferdinand trat einen Schritt näher und ſagte, todtenblaß vor innerer Aufregung: „Oder was?“

Ein Schlag von der Hand des Vaters war die Antwort. Ferdinand ſank zu Boden.

„Schwächling!“ murmelte der Vater und verließ das Zimmer.

Als eine Stunde ſpäter der alte Diener mit Licht eintrat, um nach dem Feuer im Kamin zu ſehen, fand er ſeinen jungen Herrn, aus deſſen Antlitz alle Lebensfarbe gewichen war, regungslos auf dem Fußboden liegen.

Der erſchrockene Diener rief um Hülfe; Herr Roſenberg hatte das Haus verlaſſen, aber die Dienerſchaft ſtürzte in das Gemach und erfüllte es mit Klagen. Ein junger Arzt, welcher eben am Roſenberg'ſchen Hauſe vorübergegangen und gerufen worden war, legte die eine Hand auf das Herz des jungen Mannes und faßte mit der andern nach ſeinem Puls.

„Es iſt kein Leben mehr in ihm“, ſagte er betrübt, „ein Herzſchlag hat ihn getödtet!“

Hierauf entfernte er ſich, um dem Vater, der wahrſcheinlich im Club war, die traurige Nachricht ſchonend zu überbringen. Er begegnete Herrn Roſenberg, welcher, um ſich abzukühlen, im Garten umhergewandelt war, und redete ihn ſanft an.

Der Vater hörte die ſchreckliche Nachricht an und ſchwieg; endlich brachte er mühſam die Worte hervor: „Seine Mutter ſtarb auch am Herzſchlag; wohl ihm, das Leben iſt nicht werth, daß man ſich von ihm quälen läßt!“

Als ihm oben im Vorſaal der alte Diener mit thränenvollen Augen entgegenkam, ſagte er mit weicher Stimme: „Lorenz, mein Sohn iſt todt! Sorge Du für ſeine Beſtattung, ich vermag es nicht. Beſprich dich mit dem Buchhalter und thue in Einem nach des Todten Willen: laß ihn in den Kleidern, welche er noch trägt! Er ſagte mir einſt, daß ihm die Vorſtellung unerträglich ſei, nach ſeinem Tode wie eine ſeelenloſe Puppe von fremder Hand berührt zu werden.“

„Das ſoll geſchehen, Herr Roſenberg; aber ſoll ich Ihnen nicht den Arzt holen?“

„Nein, laß mich, ich will niemand ſehen!“

Herr Roſenberg ging in ſein Cabinet, welches er hinter ſich abſchloß. Als einige Stunden ſpäter Lorenz beſorgt das Ohr an die Thür des Cabinets legte, hörte er ſeinen armen Herrn mit ſchweren Schritten auf- und abgehen.

Der plötzliche Tod des jungen reichen Mannes, der allgemein geachtet war, machte in der Stadt außerordentliches Aufſehen. Herr Roſenberg ließ ſich alle Beileidsbezeigungen verbitten; er verließ ſein Zimmer erſt den zweiten Tag nach Ferdinand's Tode, denn das letzte Geleite wollte er doch dem Sohne geben, obgleich er ſich kaum aufrecht zu halten vermochte.

Als der Abend bereits hereindämmerte, kehrte der Vater vom Friedhof zurück; einige theilnehmende Jugendfreunde, welche ihm Geſellſchaft leiſten wollten, wies er ebenfalls ab; nur ſeinen Buchhalter und Lorenz ließ er zu ſich rufen.

Dem erſten gab er verſchiedene auf die Geſchäftsführung bezügliche Befehle, dann wandte er ſich an Lorenz und hieß ihm ſeine nothwendigſte Garderobe einpacken, weil er, wie er ſagte, auf unbeſtimmte Zeit verreiſen wolle. Lorenz ſollte ihn begleiten.

Als im Oſten der erſte Schimmer der Morgenröthe ſichtbar wurde, fuhr der reiche Roſenberg, in tiefe Trauer gekleidet, mit ſeinem alten Diener durch das Südthor der Stadt und das Schwarze Haus war jetzt ohne Herrn, düſterer, ſtiller noch als vorher.

VII.

Zu derſelben Stunde, zu welcher ſich Roſenberg zu ſeiner Reiſe vorbereitete, als alles in den Straßen der Stadt ruhig war, grub der Todtengräber des großen Friedhofs noch ein Grab; es war für eine junge Frau, welche an einer anſteckenden Krankheit geſtorben war und den nächſten Morgen ſehr früh zur Ruhe beſtattet werden ſollte.

Er ſang und pfiff abwechſelnd bei ſeiner Arbeit und trank von Zeit zu Zeit einen Schluck aus der Kürbisflaſche, welche an ſeinem Gürtel hing. Ohne jemals den „Hamlet" geſehen oder geleſen zu haben, dachte er doch zuweilen wie der Todtengräber, den der große Brite der Natur nachgezeichnet hat; und da er viel mit Stummen verkehrte, ſo machte er es wie alle lebhafte Perſonen, welche oft allein ſind: er ſprach mit ſich ſelbſt.

Auch heute hatte er ſchon lange monologiſirt und ſchloß jetzt mit den Worten: „Vorgeſtern war er noch hier, ein reicher junger Mann, jetzt iſt er wieder hier, ein armer Mann. Alle Welt ſpricht von den Verſtorbenen: «Als mein armer Vater noch lebte, meine arme Frau noch da war», und im Grunde weiß keiner, wer der Reiche, wer der Arme, ob der Lebende, ob der Todte! Iſt es nicht, als ob ich Geflüſter und Seufzer hörte?

Bah! Die hier wohnen, ſind ſtumm; aber wahrlich, mich verlangt's nach Lebenden!"

Der Mann nahm ſein Grabſcheit und ging mit ſchnellen Schritten nach ſeinem Häuschen am Eingange des Friedhofs, wo Weib und Kinder ihn erwarteten. Heute freute ihn ſogar das luſtige Gebell des Hundes, welcher ihn auf der Schwelle empfing.

Aber es waren nicht lauter Todte auf dem Friedhof, wie der Todtengräber wähnte; einer lebte, einer litt in dieſem Augenblick mehr, als Worte beſchreiben können.

In ſeinem Sarge lag Ferdinand neben der Mutter, ſtarr, kalt, aber nicht todt, nur vom Starrkrampf befallen, den er früher nie gehabt hatte, einer Leiche ähnlich.

Als man ihn begrub, wußte er nichts von ſich, er lag in tiefſter Ohnmacht; aber jetzt kehrte — wie man ſich im gewöhnlichen Leben ausdrückt — das Leben wieder in ſeine Adern zurück, der Puls fing an wieder zu gehen, das Bewußtſein ſtellte ſich ein. Er empfand die Kälte der Gruft, nur ebenſo viel Luft, um nicht ſofort zu erſticken, ward ihm zutheil, wahrſcheinlich weil der Sargdeckel nicht genau geſchloſſen war, oder ſie kam durch ein Aſtloch im Holze. Er tappte um ſich, fühlte die hölzerne Decke über ſich — jetzt begriff er, wo er ſich befand — in der Familiengruft, lebendig begraben!

Er wollte rufen, aber er fand nicht die Kraft dazu; faſt drei Tage hatte er keine Nahrung zu ſich genommen. Er ſuchte den Sargdeckel von ſich zu ſtoßen, aber es gelang ihm nicht, er war zugeſchraubt. Ein namenloſes Grauen verſenkte ihn in eine neue Ohnmacht und er hörte es nicht, daß leiſe das Gitter der Familiengruft der Roſenberg geöffnet wurde, er vernahm nicht den Ton einer theuern, ſanften Stimme, welche mit einem Muthe, den nur die Liebe gibt, ausrief: „Ich muß ihn noch einmal ſehen, Mutter, ich muß!" Ebenſo wenig drang das Geräuſch eines Stemmeiſens, welches von geſchickter Hand gebraucht wurde, an ſein Ohr; aber der friſche Luftſtrom, welcher ihn umwehte, als der Sargdeckel abgehoben worden war, wirkte belebend auf ihn, wenn auch nicht augenblicklich. Ein Geſicht beugte ſich über das ſeine, warme Thränen fielen aus holden Augen auf Ferdinand's Wangen, ein ſanfter Mund berührte ſeine Stirn. Er öffnete die Augen; beim Schimmer einer Blendlaterne erkannte er das geliebte Antlitz Luiſen's. Beinahe wäre das Mädchen vor Freude in Ohnmacht geſunken, als der Geliebte ſich lebend aufrichtete; zum Glück führte Frau Lindner Riechſalz bei ſich. Dennoch, obgleich höchſt glücklich, konnten ſich alle des Grauens nicht erwehren; ſtill und ſchnell ward der Sargdeckel wieder geſchloſſen und der Friedhof eiligſt von Ferdinand, Luiſen, ihrer Mutter und dem jungen Mechaniker, Luiſens Vetter, verlaſſen.

Als der Gerettete bei den Frauen im ſtillen Zimmer ſaß, ward berathſchlagt, was zu thun ſei. Ferdinand und auch Frau Lindner hielten es nicht für rathſam, daß er ſofort ſeinen Vater mit ſeiner Rückkehr überraſche. Der Schreck, wenn auch ein freudiger, könnte Herrn Roſenberg tödten, meinten alle. Endlich beſchloß Ferdinand, durch Luiſen's Vetter Lorenz zu Frau Lindner rufen zu laſſen und mit dem treuen, verſtändigen Manne zu überlegen; den Reſt der Nacht brachte Ferdinand im Zimmer des jungen Lindner zu.

Den nächſten Morgen kam dieſer mit der Nachricht zurück, Herr Roſenberg ſei mit Lorenz verreiſt; eine Stunde ſpäter brachte ein Diener des Roſenberg'ſchen Hauſes einen Brief an Frau Lindner. Er war ziemlich lang und Frau Lindner

weinte ſehr, während ſie ihn las. Endlich faßte ſie ſich ſo weit, Ferdinand in das Nebenzimmer zu ziehen und ihm den Brief zu zeigen.

„Mit dieſem Wechſel auf das Bankierhaus F. in Leipzig ſchenkt mir Ihr Vater ein Vermögen", ſagte Frau Lindner; „er ſchreibt, ich ſoll es annehmen; es ſei ein Opfer, welches er zu ſeiner eigenen Beruhigung Ihren Manen bringe."

„O theure Frau, dann wird noch alles gut!" rief freudig Ferdinand.

„Täuſchen Sie ſich nicht! Ihr Vater ſchreibt auch — nachdem er Sie für todt hielt: »Wie ſehr ich auch den Verluſt meines Sohnes empfinde, ich kann ihn eher tragen als das, Lindner's Tochter als Frau meines Sohnes annehmen zu müſſen!«"

„Nun denn, ſo bleibe ich für meinen Vater geſtorben! Willigen Sie ein, geben Sie mir Luiſen und verlaſſen Sie mit ihr und mir die Stadt, noch heute! Ihr Neffe wird ſicher über alles ſchweigen!"

„Sei es denn ſo! Da Luiſe Sie in das Leben zurückgerufen hat, halte ich es für Gottes Schickung, daß Sie es mit ihr theilen!"

VIII.

Es war am Chriſtabend deſſelben Jahres, an welchem Ferdinand ſeine Heimat verlaſſen hatte, als ſich in den erſten Nachmittagsſtunden die Thür eines der kleinern Häuſer in Park-Street öffnete; eine ſchöne, junge Dame trat heraus, um nach der Oxfordſtraße zu gehen, einen kleinen Einkauf zu machen.

Sie war eine Deutſche und wollte mit ihrer Familie das Chriſtfeſt ſchon am 24. December feiern. Um einem raſch heranrollenden Wagen auszuweichen, bog ſie ſchnell um die Ecke und würde wahrſcheinlich gefallen ſein, wenn nicht ein ältlicher Mann von ſtattlichem Aeußern ſie aufgefangen hätte.

„Ich danke, mein Herr!" ſagte ſie in ihrer Mutterſprache und ſah ihn mit einem Augenpaar an, das ihm ſchon einmal im Leben begegnet war. Der klare, friſche Wintertag war noch nicht von der Abenddämmerung verſchleiert, der Herr konnte deutlich die Züge der jungen Frau ſehen. Noch immer hielt er ihre Hand; erſt als ſie ihm dieſelbe, verwundert über ſein Benehmen, entzog, ſchien er wie aus einem Traum zu erwachen und ſagte, mehr zu ſich ſelbſt als zu ihr, ebenfalls in deutſcher Sprache: „Es iſt nicht möglich, es kann nicht ſein — oder — ſind Sie es, Ferdinande?"

„Ferdinande iſt der Taufname meiner Mutter, Ferdinande Lindner."

„Ganz wie dieſe in der Jugend ausſah, kein fremder Zug, ganz Ferdinande, nur Ferdinande!"

„Ja, ich gleiche meiner Mutter ſehr, das ſagt jeder, der uns ſieht! Sie kannten meine Mutter?"

„Wohl kannte ich ſie!"

„Sie iſt hier; wenige Schritte von hier wohnen wir, wenn Sie meine Mutter beſuchen wollten!"

„Vielleicht, doch — ich werde an ſie ſchreiben!"

Und nach kurzem Gruß wandte ſich der Herr von ihr ab und ging weiter.

Als die junge Frau mit ihren Einkäufen zurückkam, hatte ihre Mutter eben ein Schreiben empfangen, welches ſie in großer Bewegung las. Dann ſchrieb ſie mit bebender Hand einige Zeilen, nahm ein dickes Manuſcript — es war ihr Tagebuch — aus einem Schrein und ſiegelte es mit dem kleinen Briefe ein. Erſtaunt ſah Luiſe ihrer Mutter nach, aber noch erſtaunter war ſie, als dieſe, zurückgekehrt, ihr die Geſchichte ihrer Jugendliebe mittheilte und daß es Ferdinand's Vater geweſen, dem Luiſe begegnet war.

Millionen Glückliche ſind am Weihnachtsabend in Liebe und Freude verſammelt, aber in der Rieſenſtadt war wol keine Familie an dieſem Chriſtfeſt ſo glücklich wie die Roſenberg'ſche.

Das Wiederſehen zwiſchen Vater und Sohn läßt ſich nicht ſchildern. Wir wollen nur ſagen, daß Herr Roſenberg, nachdem er den Sohn lange in ſeinen Armen gehalten und Frau Lindner die Hand geküßt hatte, wobei Thränen aus ſeinen Augen fielen, fortwährend nach der jungen Frau blickte, die ihm jetzt bald wie ſeine ungealterte Jugendgeliebte, bald wie ſeine eigene Tochter erſchien; denn von ihrem Vater hatte ſie keinen Zug, ſein Andenken trat nicht ſtörend zwiſchen Roſenberg's Empfindungen und Luiſens Zuneigung zu dem Vater ihres Gatten.

Der alte Herr war ganz Liebe und Heiterkeit; nur einmal ſagte er mit wehmüthigem Ernſt: „Aber warum, Ferdinand, warum ließeſt du mich ſo lange in Trauer um dich?"

„Ich beſtand darauf!" erwiderte Frau Lindner. „Ich wollte die Zeit wirken laſſen; Sie wären in wenig Monaten von ihm aufgeſucht worden, das verſichere ich Ihnen!"

IX.

Noch immer ſteht in der jetzt bedeutend gewordenen Stadt A. das Schwarze Haus; auch hat

der Beſitzer, um nicht gegen den letzten Willen des Anherrn zu handeln, ihm durch keines Malers Hand eine andere Farbe geben laſſen, aber doch prangt es im friſchen Grün. Auf Wunſch der Frau Lindner hat Herr Roſenberg vier Fuß breit, achtzig Fuß lang von dem Straßenweg, der vor dem Hauſe vorbeiführt, gekauft. Die Pflaſterſteine ſind entfernt worden und dicht an die Mauern des Hauſes deutſcher Epheu gepflanzt. Sechs Jahre der ſorgfältigſten Pflege haben es dahin gebracht, daß ſich über die ſchwarzen Mauern eine lebendige, grüne Epheudecke gezogen hat. Außerdem ſind zu allen Jahreszeiten die Fenſter bald vor, bald hinter dem Glaſe, wie es die Witterung eben erlaubt, mit friſchen Blumen geſchmückt.

Im Innern des Hauſes ſieht es eben ſo heiter und blühend aus. Frau Lindner bewohnt es mit, und Herr Roſenberg der Aeltere lebt im freundſchaftlichen Umgang mit der würdigen Frau wieder auf. Beide beſitzen Herz und Geiſt genug, um auch jetzt im Alter einander durch Gedankenaustauſch viel zu ſein.

Ferdinand und Luiſe ſind glücklich. Vier ſchöne, geſunde Kinder umgeben ſie und ſtecken oft ihre lachenden Köpfchen zu dem epheuumrankten Fenſtern des ſchwarzen Hauſes hinaus, für Vorübergehende ein gar anmuthiger Anblick.

Es ſcheint, der Fluch des Zigeuners iſt auf ewig von dem Hauſe genommen.

Thier- und Menſchenleben in Auſtralien.

Von Wilhelm Girſchner.

III.

Von großen Fledermäuſen hat Auſtralien verſchiedene Arten, unter denen jene vampyrartigen fruchtfreſſenden, welche die Coloniſten „Fliegende Füchſe" nennen, die bemerkenswertheſten ſind. Man ſieht ſie mit den Hinterfüßen in dicken Haufen an den Zweigen der Gummibäume hängen, ſodaß die erſtern zuweilen unter der Laſt zuſammenbrechen. Sie hängen ſo feſt, daß ſie, ſelbſt wenn ſie todtgeſchoſſen oder verwundet werden, nicht herabfallen und man erſt hinaufſteigen muß, um ſie zu holen. Sie leben von Früchten und Inſekten und thun den Obſtgärten viel Schaden. Wie alle Fledermäuſe ſind ſie Dämmerungsthiere, und ihr Geſchrei, das dem kleiner Kinder gleicht, ſchallt klagend und unheimlich durch die nächtliche Stille. Doch gehen ſie auch, eine Eigenthümlichkeit, die alle nächtlichen Thiere Auſtraliens auszeichnet, während einer kurzen Zeit am Tage ihrer Nahrung nach. Trotz ihres ſtarken Moſchusgeruchs werden ſie von den Eingeborenen mit vielem Appetit verzehrt.

So arm die Thierwelt in Auſtralien an Vierfüßlern iſt, ſo unendlich reich iſt ſie dagegen an Vögeln, und in keinem Theile der Welt ſieht der Reiſende eine ſolche Mannichfaltigkeit in Gefieder und Farbenpracht wie bei den dortigen Vögelarten, beſonders bei den Papagaien und Kakadus. Am zahlreichſten und in den meiſten Arten ſind die Waſſer- und Schwimmvögel vorhanden, welche in großen Scharen die weiten Seen und Regenſümpfe beleben. Auch ſtelz- und ſperlingsartige Vögel gibt es in Menge. Tauben und verſchiedenfarbige, prächtig gefiederte Papagaien, weiße Kakadus trifft man überall in großen Schwärmen, und ganze Züge davon ſtreichen oft über die Waldungen, breiten ſich über die Ufer der Lagunen oder flattern kriechend und ſchreiend in die breiten Aeſte der Gummibäume an den Ufern der Flüſſe. Der ſchwarze Kakadu iſt ſchon ſeltener. Auch an jagdbarem Geflügel, Trappen, Schnepfen, Wachteln und Wildfaſanen fehlt es nicht. Raubvögel dagegen, von denen es namentlich Habichte, Falken und weiße Adler gibt, ſind im ganzen nicht häufig. Die lieblichen Sänger unſerer Wälder aber fehlen ganz und gar. Eigenthümlich iſt in Auſtralien der Emu oder Straußenkaſuar, ein rieſiger Vogel aus dem Geſchlecht der Straußenvögel, der, 5—6 Fuß hoch, an Größe den afrikaniſchen Strauß übertrifft und viel Aehnlichkeit mit dem ſüdamerikaniſchen Aveſtruz oder Kaſuar hat, aber doch eine andere Gattung bildet. Er iſt weder mit Federn noch mit Haaren, ſondern mit einer beiden etwas ähnlichen borſtenartigen Subſtanz bedeckt. Sein Oberſchnabel ſoll ſo dick wie ein Mannesſchenkel werden; der Schwanz fehlt ihm, der Hals iſt unbefiedert und nur am Vorderhalſe hat er einen ſchwachbefiederten Streifen. Als Wettrenner übertrifft er die Haſenjäger in England. Mit einem heftigen Tritt ſeiner überaus kräftigen Beine kann er die Schenkel eines Menſchen zerbrechen und richtet auf dieſe Weiſe unvorſichtige Hunde auf der Jagd oft fürchterlich zu. Die große Maſſe wohlſchmeckenden Fleiſches, welches beſonders der jüngere Vogel bietet, hat indeſſen ſeine Zahl in dem Grade vermindert, daß er heute nur noch in den nördlichen, eigentlich tropiſchen Regionen Auſtraliens vorhanden iſt und erlangt werden kann. Auch jener wunderbare, oft beſchriebene

und genannte Lyravogel (Menura superba), zum Geschlecht der Wasserstaare gehörig, kommt nur selten, an der südöstlichen Küste, vor. Er ist obenein so scheu, daß er vor dem fernsten Anblick eines Menschen sofort nach dem Innern zu verschwindet, wobei er nicht selten, ohne Gebrauch der Flügel, in gerader Richtung zehn Fuß hoch springt. Die gefiederte Lyra seines Schweifes ist wundervoll. Das Wundervollste und Genialste aber leistet er mit seiner Stimme, indem er alles nachmacht, was ihm zu Ohren kommt, sogar das Geschnatter der Eingeborenen, Wagengerassel, selbst Flintenschüsse. Der schwarze Schwan Australiens ist ein großer, schöner Vogel mit seidenähnlichem, prächtigem Gefieder. Der Rücken ist ziemlich schwarz, der Bauch dagegen mehr in ein dunkles Silbergrau überspielend. Die großen Schwungfedern sind weiß und ein rother Ring liegt ihm um die Augen. Das Werthvollste an ihm ist aber der schneeweiße, fast anderthalb Zoll dicke Daun, der zum Vorschein kommt, wenn die schwarzen Federn ausgezogen werden, und der das zarteste, wunderschönste Pelzwerk für Damen liefert. Mit ausgebreiteten schlagenden Flügeln bewegt sich der schwarze Schwan sehr schnell unmittelbar auf der Wasserfläche hin, und das dadurch verursachte Geräusch erinnert fast an den Ton einer Locomotive oder eines Dampfschiffs.

Wie sehr in mancher Hinsicht die Thiere Australiens auch in ihrer Lebensweise von allen gewöhnlichen Regeln der Natur abweichen, dazu liefert uns das auffallendste Beispiel der eigenthümliche Nesterbau mehrerer Vögel, die zu den Wasserstaaren zählen; es sind die Gattungen: Talegalla, Leipoa und Großfuß, fast sämmtlich nicht unter zwei Fuß lang. Sonderbar und abweichend von den Sitten aller übrigen Vögel, brüten sie nämlich alle drei ihre Eier nicht selbst aus, sondern sie bauen dazu eigenthümliche Hügel von abgestorbenen Pflanzentheilen und überlassen die Brütung der Eier jener Wärme, welche der Proceß der Zersetzung der Pflanzentheile unter Mitwirkung der Sonnenstrahlen hervorbringt. Diese seltsamen Haufen werden von den Vögeln schon mehrere Wochen vor dem Legen gesammelt; auch ist ihr Bau nicht die Arbeit eines einzigen Paares, sondern das vereinte Werk mehrerer, und dasselbe Gebäude wird oft mehrere Jahre hintereinander benutzt, indem die Vögel jedesmal vor dem Legen eine neue Schicht hinzufügen. Beim Zusammenbringen der Materialien bedienen sie sich sonderbarerweise nicht des Schnabels, sondern

daß der Eingang für die Vögel ganz frei iſt. Sprechen dieſe bewundernswerthen Kunſtgebilde laut genug für den Kunſttrieb dieſer Vögel, ſo verräth der Umſtand, daß ſie ihre Lauben mit grellfarbigen Dingen, mit blauen Schwanzfedern von Papagaien, gebleichten Knochen, Schneckenhäuſern und Muſcheln ausſchmücken, die ſie theils zwiſchen die Zweige ſtecken, theils am Eingange hinlegen, einen gewiſſen Sinn derſelben für Schönheit. Dieſe Lauben ſind die Vergnügungsorte für beide Geſchlechter, auch wahrſcheinlich ihre Rendezvousplätze während der Paarungszeit, und die muntern Vögel laufen ſpielend, ſcherzend und jubilirend darin herum. Sie benutzen ſie mehrere Jahre hintereinander, reſtauriren ſie aber alljährlich. Zwei ſolcher Bauten hat man mit großer Mühe nach Europa geſchafft, und in den Muſeen zu London und Leyden kann man dieſe niedlichen Kunſtwerke ſehen und bewundern.

Auch die Klaſſe der Fiſche iſt in Auſtralien zahlreich vertreten. Alligators bewohnen in großer Menge Flüſſe und Sümpfe; See- und Flußſchildkröten, darunter die Rieſenſchildkröte, die ein Gewicht von 500 Pfund erreicht, machen eins der vornehmſten Nahrungsmittel der Eingeborenen und einen Leckerbiſſen der Coloniſten aus. Leguans, eine einheimiſche Eidechſenart von 2—3 Fuß Länge, ſind ebenfalls zahlreich, doch ſehr harmlos, außer daß ſie zuweilen ins Hühnerhaus einbrechen und die Eier verzehren. Eine große Menge großer giftiger Schlangen ſind die gefährlichſte Peſt Auſtraliens. Man kann kaum vermeiden, mit ihnen in Berührung zu kommen. Kein Ort iſt vor ihnen ſicher; ſie liegen auf allen Wegen, hauſen im Buſch, ſchauen von den Obſtbäumen herunter, ja dringen ſelbſt in die Häuſer ein, wo man ihnen nicht ſelten auf der Veranda, ja ſelbſt im Schlaf- oder Geſellſchaftszimmer begegnet. Am furchtbarſten iſt die 2—3 Fuß lange Todnatter, deren Gift von ſehr ſchneller und tödtlicher Wirkung iſt. Unter den auſtraliſchen Ameiſen gibt es einige von 1—1½ Zoll Länge; theils ſind ſie weiß oder ſchwarz, theils grün oder roth. Von manchen iſt der Biß ebenfalls giftig und ſehr ſchmerzhaft, beſonders von jener großen giftigen Art, die dort Löwenameiſe heißt. Im Frühjahre kriechen zeitig ganze Scharen von Inſekten aus ihren Winteraſylen hervor, doch wird ihr zartes Leben durch den raſchen Witterungswechſel, der von den heißen nordweſtlichen und kalten ſüdöſtlichen Winden herrührt, ſchnell zerſtört und ſie erfreuen ſich nur eines kurzen Daſeins.

Wenden wir uns nun zu den ſchwarzen Eingeborenen. Wir finden ſie in ihrer äußern Geſtalt keinem andern Menſchenſtamme ähnlich, ſie bilden vielmehr eine eigene Raſſe. Es ſind dunkelſchwarze Geſtalten von mittlerer Größe, ſchlank gewachſen, mit auffallend dünnen Armen und Beinen und überhaupt von zarterm Knochenbau als die Weißen. Ein kleiner Kopf mit affenartigem Geſicht, das aber wenig Negerartiges hat, mit niedriger Stirn, breitem Mund und platter Naſe, tiefliegenden Augen und hervorſtehenden Backenknochen gibt ihnen einen etwas ſtupiden, faſt thieriſchen Ausdruck. Das Haupthaar iſt ſchwarz und ſtruppig, aber lockig, und die Männer tragen einen langen Bart, der über der Lippe jedoch kurz und kraus iſt. Sie ſind vielleicht der ſchmuzigſte Menſchenſtamm der Erde und ſcheinen, entgegen den Orientalen, Waſchungen für eine Entweihung zu halten. Dahingegen reiben ſie ſich den Körper und die Haare mit Fett ein, da bei der Art des dortigen Klimas die Haut auf eine ſolche Weiſe austrocknet, daß auch Europäer ſchon bei längerm Aufenthalt im Innern zu demſelben Mittel ihre Zuflucht genommen haben. Auch bemalen ſie ſich Geſicht, Haare und Körper mit bunten Streifen, wozu ſie Ocker, Kohle oder Kalk benutzen, und tätowiren die Haut durch rohe, mit einem ſcharfen Kieſel gemachte Einſchnitte, deren Heilung ſie mit Fleiß ſolcher Art erſchweren, daß die Narbe hoch aufſchwillt und ſich drei bis vier Zoll dicke Schwielen bilden. Schmuckſachen tragen ſie ſelten und wenig; nur einige weiße Kakadufedern in dem Bande von rohem Känguruleder, das ſie um den Kopf tragen, ein Halsband von Kängurazähnen und in dem durchbohrten Naſenknorpel einen dünnen, quer durchgeſteckten Knochen. Sie bewohnen noch als ein freies, unabhängiges Naturvolk den größten Theil Auſtraliens und ſtreifen in Gebieten umher, die ſelten ein europäiſcher Fuß betrat. Als reine Nomaden ſtehen ſie auf der tiefſten Stufe menſchlicher Cultur, ja ihr Zuſtand grenzt nahe an Thierheit, und alle europäiſche Reiſende, die mit ihnen in Berührung kamen, wurden von ihrem hülfloſen erbärmlichen Zuſtande unangenehm berührt. Sie kennen weder ordentliche Kleidung noch feſte Wohnungen und kümmern ſich nur um die augenblicklichen Bedürfniſſe. Von Gewürmen, Fiſchen, Eidechſen, Schlangen und Wurzeln lebend, werden ſie nur durch drückenden Mangel zu den größern Mühen der Jagd getrieben. In ihren geſelligen Verhält-

niſſen iſt keine Spur von Recht und Geſetz zu finden, ausgenommen das Recht des Stärkern über den Schwachen. Sie ziehen in Stämmen, deren jeder aus 30—50 Familien beſteht, gemeinſam umher und ſind die einzige Raſſe, welche ſich nie zum Bewußtſein erhoben hat, ein Volk zu ſein. An der Spitze eines jeden Stammes ſteht ein Häuptling, der durch Körpergröße und Fertigkeit im Gebrauche der Waffen den andern überlegen iſt, eine eigentliche Gewalt aber nicht auszuüben ſcheint und nur bei großen Zuſammenkünften das Wort führt. Ebenſo reichen Anſehen und Gewalt des Familienvaters nicht ſehr weit und die Seinen gehen nach Gefallen ihren eigenen Zwecken nach. Sie leben in einer Art Ehe, der jedoch der Begriff ſtrenger äußerer Formen und die tiefinnere Bedeutung fehlt. Die Bande der Blutsverwandtſchaft kommen dabei nicht in Betracht, auch iſt die Zahl der Frauen nicht beſchränkt. Mittels der Beredſamkeit, der Wurfkeule, der Schlinge und ſonſtigen Gewaltthätigkeiten überredet der junge Wilde das Weib ſeiner Wahl, ihm als ſeine Gattin auf ſeinen endloſen Wanderungen zu folgen. Meiſtens ſtiehlt er ſich die Gattin von einem fremden Stamm, was mitunter zu blutigen Streitigkeiten führt. Die Frauen befinden ſich, wie faſt bei allen wilden Völkern, in einem Zuſtand, der an Dienſtbarkeit, ja faſt an Erniedrigung grenzt. Sie müſſen im Lager die Nahrung bereiten, für die Erhaltung des Feuers ſorgen, während der Mann ſich mit Jagd und Fiſchfang beſchäftigt, die jungen Kinder in einer Falte ihrer wollenen Decke auf dem Rücken tragen, die Nahrungsmittel geringer Art, als Gummi, Engerlinge und Wurzeln, ſammeln und bei Weiterzügen die ganze Bagage ſchleppen, außer den Waffen, mit denen der Mann bewehrt ſtolz vorausſchreitet. Während der Lagerruhe oder der Mahlzeiten ſitzen ſie von den Männern getrennt in beſondern Hütten, die Männer nehmen das beſte Fleiſch vorweg und geben den Frauen nur die Ueberreſte oder die Eingeweide. Ein eigenthümlicher, roher Gebrauch iſt es bei dieſen Wilden, daß allen Mannsperſonen, wenn ſie das mannbare Alter erreicht haben, zum Zeichen ihrer Mannbarkeit unter beſonders feierlicher Ceremonie zwei von den Vorderzähnen ausgeſchlagen werden. Auch tödtet der Vater ſein eigenes Kind, wenn die Frau ein anderes gebiert, bevor jenes gehen kann, damit die kaum geneſene Mutter auf der ermüdenden Wanderung nicht mit zwei Kindern belaſtet ſei.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Aus deutſchen Städten.

Einige Schriften liegen uns vor, die, ſo widerſprechend ſie in allem, in Form und Inhalt, auch untereinander ſind, uns doch in die merkwürdige Vergangenheit deutſcher Städte verſetzen. Es ſind: „Heinrich Rubenow. Drama in fünf Aufzügen von Pyl“ (Greifswald, Scharff, 1864); „Das Rubenowbild in der Nikolaikirche zu Greifswald von demſelben Verfaſſer“ (Ebendaſelbſt); „Die Juden in der Leopoldſtadt im 17. Jahrhundert in Wien. Von G. Wolf“ (Wien, Herzfeld u. Bauer, 1864); „Das hundertjährige Jubiläum der iſraelitiſchen Cultusgemeinde im Jahre 1864“, von demſelben Verfaſſer (Ebendaſelbſt).

Im Norden, in Greifswald, ſpielt ein düſteres Ereigniß aus dem 15. Jahrhundert, im Süden, in Wien, ein nicht minder düſteres von jüngerm Datum. Dort Verbannung, hier Verbannung und unendlicher Familienjammer — hier wie dort Maſſen gegeneinander, Chriſten gegen Chriſten, Chriſten gegen Juden.

Es war eine rauhe Zeit, als 1456 die greifswalder Univerſität gegründet wurde, das letzte Auflodern des ſtarken Hanſabürgerthums gegen die fürſtlichen „Schirmherren“, die in ſolcher Armuth auf ihren Schlöſſern ſaßen, daß der gefüllte Seckel der Bürger wie der Juden oft genug hülfreich eintreten mußte, um nur das Nöthigſte zu beſchaffen, und die dennoch den Schutz der reichen Städte in ihre Hände nehmen wollten.

Neben Jürgen Wullenweber von Lübeck und ſeinem Feldhauptmann Markus Meyer, denen Gutzkow in ſeiner Tragödie ein Denkmal geſetzt hat, neben Otto Voge (Fuge) von Stralſund, der ſeinen Geſchichtſchreiber voll dramatiſcher Lebendigkeit in Barthold gefunden, tritt Heinrich Rubenow, erſter Bürgermeiſter von Greifswald und Gründer der Univerſität. Der Städtetag vom Jahre 1453, den Fuge nach Stralſund berufen, war vorüber; er hatte mit Raven Barnekow's, des herzoglichen Vogts auf Rügen, Hinrichtung geendet, und Herzog Wratiſlaw IX. nebſt ſeinen ſtreitbaren Söhnen, dem ſchönen, aber ungetreuen Erich und Wratiſlaw X., ſahen ſich zu ſchwach, die mächtige Stadt zu ſtrafen. Sie ſuchten geheime Wege zu ihrem Ziel und ſchufen ſich in Stralſund wie in Greifswald eine Partei; bald loderte der Aufruhr hoch auf. Fuge ließ hinrichten, Rubenow nicht minder; ſogar der zweite Bürgermeiſter, Dietrich Dörplen, beſtieg wegen Hochverraths an der Stadt das Schaffot. Fuge mußte endlich flüchten, kehrte aber nach fünfjähriger Verbannung zurück, eingeholt von den reuigen, durch die Herzoge viel geſchädigten Bürgern, und ſtarb in hohem Alter, reich an Ehren.

Rubenow hatte ſich nach der Verbannung ſeines Freundes dem Herzog genähert und die Univerſität war gegründet und vom Herzog mit zwei ſilbernen Scepteru — in unſerm zweiten Werkchen beſchrieben — beſchenkt worden. Dennoch ruhte der Verrath im Innern nicht, Rubenow ward von den Rächern Dörpten's erſchlagen. Dieſer innere Zwiſt Greifswalds iſt es nun, welchen Pyl in poetiſcher Sprache zu geſtalten verſucht, in den er ein Familiendrama, etwas von „Romeo und Julia", hineinflicht, um einem Theaterpublikum — das Drama iſt „für die Bühne bearbeitet" — zu genügen. Wir hätten nur gewünſcht, in einer jener Zeit und ihren wuchtig aufeinanderſtoßenden Charakteren noch mehr entſprechenden Weiſe den Sturm mitzuerleben; die Sprache iſt uns nicht kräftig genug, die Handlung wandelt zu ruhig. Im zweiten Schriftchen erfahren wir Näheres noch über Rubenow's Denkſtein und ſeine Bibliothek. Auch iſt beiden Werken ein Bild Rubenow's beigegeben.

Wir wandern gen **Wien**, die eigentlich älteſte deutſche Univerſitätsſtadt, wenn wir das czechiſche Prag ausnehmen — wandern über Jahrhunderte weg wie über die deutſchen Gauen, in das Ghetto, die Judengaſſe Wiens.

Dreimal wurden die Juden aus Wien vertrieben, das erſte mal im Jahre 1349, wo man ihnen die Schwarze Peſt zuſchrieb, zum zweiten mal 1421, wo 110 Juden auf der Gänſewieſe verbrannt wurden; die übrigen flüchteten; endlich im Jahre 1670, auf Antrag des wiener Magiſtrats, weil die Gewerbe der Chriſten nur durch die Vertreibung der Juden zu höherer Blüte gelangen könnten. Erſt 1624 hatte man die vielgedrückten und ſtets zu Contributionen herangezogenen Juden in die Leopoldſtadt (Unterer Werd) überſiedelt; ſie hatten 14 Häuſer daſelbſt und einige Bauſtellen gekauft, errichteten zuerſt eine Synagoge, die heutige Kirche zu St.-Leopold, und fingen an, ſich einzuwohnen. Sie durften auch „Gewölber" in der Stadt halten, Handwerke betreiben, Märkte beziehen, vermochten ſogar Kaiſer Ferdinand II., dem Grafen von Hanau 1627 zu befehlen, „keine occasion zur Aufwiglung des gemainten Volkhs zu geben" — man ſchrieb nämlich daſelbſt den Juden die ſo lange Dauer des Kriegs zu, der doch nun eigentlich erſt recht anfing und noch bis 1648 währte. Die wiener Judenſchaft ſtand alſo im ganzen gut angeſchrieben, bis endlich unter Leopold I. die Unduldſamkeit der Bürger und Studenten immer größer wurde, man die Juden der abſcheulichſten Verbrechen bezichtigte und am 28. Februar 1670 der Befehl erging, daß alle Juden bis zum 5. Juni Wien und Niederöſterreich überhaupt zu verlaſſen hätten. Düſter iſt das Bild, welches der Verfaſſer vor uns entrollt. Er gedenkt der Worte Gottes zu Abraham: „Ziehe weg aus deiner Heimat in ein Land, das ich dir zeigen werde!" — und erinnert daran, wie oft ſich dieſe ſchwere Prüfung wiederholt hat. Er ſpricht von der liebgewonnenen Heimat, von den Jugendträumen, von den Gräbern der Väter und der Wiege ihrer Kinder — und nun hinweg von alledem, Kranke und Geſunde, Greiſe und Säuglinge — alle — all die Dreitauſend in eine düſtere, feindliche Fremde. Sie zogen fort, die einen hierhin, die andern dorthin, die meiſten wandten ſich nach Mähren. Ihre Synagoge wurde geſchleift, „wo" — nach dem Ausdruck des Magiſtrats — „der Name Chriſti geſchmähet worden", und der Grundſtein zu der Leopoldskirche gelegt. Aber trotzdem gingen die Geſchäfte der Chriſten nicht beſſer und ſchon nach wenigen Jahren vermochten ſie nicht, die 14000 Gulden Judenſteuer, wie ſie verſprochen, der Staatskaſſe zu zahlen. Die Regierung ließ ſich deshalb gern herbei, mit den Vertriebenen wieder anzuknüpfen, und ſie kehrten — nur die Armen waren ausdrücklich ausgenommen — im Jahre 1675 gegen Zahlung von 300000 Gulden in die Staatskaſſe und 14000 Gulden jährlicher Judenſteuer wieder zurück. Die Leopoldſtadt aber nahm ſie nicht auf, ſie mußten wieder in die enge innere Stadt; nur beim Gottesacker in der Roßau durften zwei iſraelitiſche Männer und Frauen wohnen.

Das letzte Schriftchen knüpft an die kaiſerliche Verordnung vom 5. Mai 1764 an, in welcher nach gewiſſen Eigenſchaften ein Jude berechtigt war, lebenslänglich in Wien wohnen zu dürfen, und „kann von derſelben das Entſtehen der Gemeinde datirt werden".

Die vernichtenden Maſſen in der Weltgeſchichte kommen uns vor wie die Heuſchreckenſchwärme. Wo ſie, von einer Strömung fortgeriſſen, hungerig oder ermüdet niederfallen, vernichten ſie, nur um über den Augenblick der Erſchöpfung hinwegzukommen — ja ſie bemerken nicht, ob ſie beim Niederlaſſen in Waſſer oder Feuer fallen und umkommen. Die einzelnen gehören ſich in dem Moment nicht an, ſie ſind ein unendlich ſchwaches Atom eines ungeheuern durch die Geſammtſchwere verkitteten Körpers, mit dem ſie ſiegen oder fallen. So iſt es noch heute in den Schlachten, ſo war es in allen Revolutionen, ſo im Mittelalter bei den Judenverfolgungen, den Kreuzzügen, in den ſtädtiſchen Kämpfen. Lange und mit Vorliebe hat man von begeiſternden Ideen geſprochen, welche die Maſſen zu dieſem oder jenem Unternehmen getrieben hätten. War wirklich eine ſolche Idee vorhanden, die in einem oder dem andern aufflammte und die Menge eine kurze Weile elektriſirte, ſo ging ſie doch bald im beginnenden Wogen der Maſſen unter. Wo aber eine Idee im kleinen wuchs, ſtill von einem zum andern griff und durch die Verhältniſſe vor einer begeiſterten Maſſe glücklich geſchützt wurde, da ward die Idee ſtark trotz der mächtigſten Gegnerſchaft. So iſt es mit der chriſtlichen Idee geweſen, ſo iſt es mit der Idee des Judenthums geworden. Beide ruhen, wie auch die wiſſenſchaftliche Idee Rubenow's, auf ein und demſelben Grunde, der göttlichen Kraft im Menſchen.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Die Entscheidung in der Schillerstiftung.

Die diesjährige Generalversammlung der Schillerstiftung tagte vom 17. bis 22. October in Weimar; sie hat über die wichtigsten Fragen entscheidende Beschlüsse gefaßt und im vollsten Maße für ihre Thätigkeit, ihr Wirken den Dank des Publikums verdient. Nicht, daß man nicht in Einzelheiten anderer Meinung sein könnte! Aber die Wirksamkeit einer Versammlung muß im ganzen betrachtet werden und in dieser Hinsicht werden die Debatten und die Beschlüsse der Generalversammlung für die Schillerstiftung segensreich sein.

Mit großer Genugthuung haben gewiß alle das Urtheil der Revisionscommission, welche die Maßregeln des Verwaltungsraths, die Unterstützungsangelegenheiten, den Kassenbestand zu prüfen hatte, vernommen: daß von seiten des Vorstands in allen diesen Dingen mit musterhafter Sorglichkeit und Umsicht, mit strengster Gerechtigkeit und Unparteilichkeit verfahren worden sei. Damit sind all die schlimmen Gerüchte, die im Publikum herrschten, aus dem einen und andern Misgriff entstanden, niedergeschlagen, ist das Vertrauen zu der Verwaltung wiederhergestellt. Man hat zwar behauptet, das deutsche Volk in seiner Masse hätte gar keinen Antheil an der Stiftung, gar kein Recht ihr gegenüber; nur die Mitglieder der einzelnen Zweigstiftungen könnten dies beanspruchen. Als ob die Schillerlotterie nicht durch die Beihülfe des deutschen Volks zu Stande gekommen; als ob die vielen Concerte, Theatervorstellungen, die 1856 — 59 die ersten größern Summen für die Stiftung einbrachten, ohne die Theilnahme des großen Publikums hätten stattfinden können! Durch die Einführung der Oeffentlichkeit in die Stiftung ist dies Recht der Allgemeinheit gewahrt worden. Wir hatten diese Forderung für die erste und wichtigste erklärt, die wir an die Generalversammlung zu stellen hätten. Im ausreichendsten Maße ist diesem Verlangen genügt worden. In seinem Jahresbericht wird der Vorstand die Namen der ihrer Verdienste wegen geehrten Schriftsteller fortan nennen. Die Gründe, die man gegen die Oeffentlichkeit vorgebracht, erscheinen uns nicht stichhaltig. Daß die deutschen Schriftsteller nicht auf Rosen gebettet sind, daß beinahe jeder von ihnen eine „Unterstützung" sehr gut gebrauchen könnte, weiß das ganze Publikum. Da nur die wenigsten Theater z. B. eine Tantième zahlen, so kann der dramatische Dichter, wenn er nicht fort und fort producirt und das Glück hat, „aufgeführt" zu werden, sehr bald und ohne sein Verschulden in Lebenssorgen gerathen. Hielten es alle deutschen Theater für eine Ehrenpflicht, alljährlich ein Drama von Julius Mosen und Otto Ludwig darzustellen und zu honoriren, dann wäre beide vielleicht der Unterstützung der Schillerstiftung entrathen. Beläme ein deutscher Gelehrter für ein Buch über Shakspeare wie Victor Hugo 30000 Francs, brauchte er freilich nicht die leidige Summe von 300 Thalern von seiten der Stiftung, nur um es in Muße beenden zu können. Unsere Verhältnisse sind wesentlich andere als die englischer und französischer Schriftsteller = das weiß das gebildete Publikum recht wohl. Die „Unterstützungen" der Schillerstiftung sind nicht Armenspenden, es sind Ehrengaben. Wir begreifen nicht, welcher Schriftsteller nur den leisesten Makel darin finden könnte, neben Otto Ludwig genannt zu werden! Grell tritt hier wieder ein Gegensatz unseres Volkscharakters auf: unserer Gesinnung nach sind wir Demokraten, freier als die englischen; in der Wirklichkeit indeß finden wir die Pension, die uns ein König gibt, ehrenvoll, und schrecken vor dem Goldenen Kranz zurück, den uns das Volk schenkt. Es hätte sich vielleicht in der Oeffentlichkeitsfrage das Amendement empfohlen: für Gaben unter 1000 Thalern Generalversammlung, die genheit beizubehalten; die Satzung, die dem Princip treu geblieben, neuen Mißbilligung der fast allgemein ausgesprochenen Geheimnisses wol geboten war

Was die Akademiefrage betrifft, so wurde stillschweigend beseitigt. Fast es, als hätte keine der Zweigstiftungen einer Akademie gedacht. In Berlin aber und Leipzig war das Gerücht darüber an der Tagesordnung. Der Entwurf sollte von einem einflußreichen deutschen Schriftsteller ausgehen. Wir hätten gewünscht, dies Akademieproject wäre formell lung verworfen worden; es n der Generalversammhanden, daß es noch ein= immer Gefahr vor auftaucht. Die Aenderung und ein anderes mal Statuten, der von den „Unter des Paragraphen der thatsächlich sowol die Akade= beseitigt; die Stiftung wird und ihre Hinterbliebenen durch besondere" in Fällen über sie bensorge. Dies geschickt ein besondere" wird über den die Verwendung ihrer Gelder mehr lassen.

Bei der Stellung des Vorstand, bei der vorzunehmenden Wahl eines Vororts war den Debatten nicht zu nehmen; dennoch muß werden, mit der die Generalversammlung gen entschieden hat. Sowol Generalsecretär, hatte bei dem Vorort zurückzöge, als Dingelstedt,

des Verwaltungsraths, daß Weimar für die nächste Periode auf die Ehre, Vorort zu ſein, verzichte. Mit Recht ließ ſich die Verſammlung dadurch nicht abhalten, die principiellen Seiten beider Fragen zu unterſuchen. Der Zwieſpalt zwiſchen dem Vorſtand und dem Generalſecretär war aus der verſchiedenen Interpretation mehrerer Paragraphen der Geſchäftsordnung entſtanden; die Verſammlung ſchloß ſich an die Auffaſſung des Vorſtands an. Wir leben der Hoffnung, daß bei richtiger Erkenntniß und Würdigung der gegenſeitigen Rechte und Pflichten ſich ein erträgliches Verhältniß zwiſchen dem Vorſtand und ſeinem Secretär herſtellen werde. In Hinſicht auf die Wahl eines neuen Vororts erhob ſich eine lebhafte Debatte, die mit einem Proteſt der leipziger Zweigſtiftung ſchloß. Sollte Weimar wieder zum Vorort gewählt werden, ſo mußte eine Statutenveränderung vorhergehen. Das Statut beſtimmte nach je fünf Jahren den Wechſel des Vororts. Die Verſammlung hat beſchloſſen, die Statuten dahin abzuändern, daß dieſelbe Zweigſtiftung auch für eine zweite Verwaltungsperiode Vorort ſein könne. Dagegen ſprach die Vielſeitigkeit, Mannichfaltigkeit des deutſchen Lebens und der deutſchen Literatur; wanderte der Vorort der Schillerſtiftung nach Frankfurt, Darmſtadt, Leipzig und ſo allmählich durch alle Zweigſtiftungen, ſo waren der Verwaltung neue Anregungen ſicher, ſie blieb vor gewiſſen Gewohnheiten und Vorurtheilen bewahrt, die ſich nur allzu leicht in einer kleinen Stadt feſtniſten und nicht ohne jeden Einfluß auf ſie bleiben. Dafür, für das Verbleiben der Stiftung in Weimar, ſprach vor allem ein idealer Grund: dieſe Stätte iſt durch eben jenen Dichter geweiht, von dem die Stiftung ihren Namen trägt; das Bureau der Schillerſtiftung iſt im Schillerhauſe. Zweckmäßig mochte erſcheinen, die noch ſo junge Stiftung erſt Kraft und Stetigkeit gewinnen zu laſſen, ehe man ſie den Gefahren der „Wanderjahre" ausſetzte. Von dieſen Gründen ließ ſich die Majorität der Generalverſammlung beſtimmen, das Statut in dem obenangeführten Sinne zu ändern und mit 11 Stimmen gegen 8 Weimar für die nächſten fünf Jahre wieder zum Vorort zu wählen. Wenn wir ſelbſt auch uns auf die Seite der diſſentirenden Stimmen neigen und gerade der freiern Bewegung der Stiftung, der Einſammlung neuer Erfahrungen wegen die Veränderung des Vororts gewünſcht hätten, ſo ſind doch die Vortheile nicht zu verkennen, die ſich an Weimar knüpfen. An eine Trennung der Minderheit von der Stiftung glauben wir nicht; der „Bruch" wird nur auf den Lippen, nicht im Herzen der Redenden gelegen haben. Die Befürchtung, daß die Stiftung in Weimar einer gewiſſen Beeinfluſſung ausgeſetzt ſei, hat der Bericht der Reviſionscommiſſion als grundlos bezeichnet; die neuen Elemente, die Zweigſtiftungen Wien und Köln, die in den Vorſtand gewählt worden ſind, bringen friſche Kräfte und jene „ſüddeutſchen Anſchauungen" in die Verwaltung, deren Fehlen hier und dort bedauert wurde.

In zwei Fragen, die wir als die weſentlichſten an die Spitze unſers neulichen Artikels geſtellt, hat ſich die Generalverſammlung männlich und populär gezeigt: ſie hat die Oeffentlichkeit eingeführt und das Akademieproject beſeitigt. Es bedarf jetzt nur der lebendigen, andauernden Theilnahme des Publikums, um die Stiftung zu der ſegensreichſten, zu einem wahren Aſyl der deutſchen Literatur zu machen.

Die Macht der Einbildung.

II.

Zuweilen ſcheint der bloße Anblick eines hydrophobiſchen Kranken zu genügen, um daſſelbe Leiden in Menſchen von leicht erregbarer Gemüthsart hervorzubringen. Ein Studirender in Wittenberg verfiel in Waſſerſcheu, nachdem er mit inniger Theilnahme einen heftigen Paroxysmus mit angeſehen, deſſen Opfer ein mit dem Tode ringendes Mädchen war. Er wurde zwar hergeſtellt, litt aber jahrelang nachher noch an einer großen Schwäche und Unſicherheit der Stimme. Etwas Aehnliches erfuhr an ſich der Arzt Themiſon, nachdem er einen an der Waſſerſcheu erkrankten Freund ärztlich behandelt und ſterben geſehen hatte. Eine Angſt überfiel ihn ſtets, ſobald er an dieſes Leiden dachte. Peter Frank, welcher viele dieſer Thatſachen zuſammengeſtellt hat, mußte ſelbſt die unwiderſtehliche Macht der Einbildung auf den Körper erfahren, als er einen an der Wuth Sterbenden mit dem Finger berührt hatte — und aus bloßer Einbildung fiel nach der Section eines an Hydrophobie geſtorbenen Kindes ein junger Arzt in Waſſerſcheu.

Nicht ſelten iſt die aus Einbildung entſtandene Krankheit mit allen ihren gefahrdrohenden Erſcheinungen verſchwunden, ſobald der Ungrund der Einbildung erkannt wird. So bei einem Manne, welchen ein kühner Arzt von der Waſſerſcheu heilte, indem er ihn auf den Mund küßte und ihm dadurch die feſte Ueberzeugung gab, daß ſein Leiden ein eingebildetes ſei.

Eine merkwürdige Cur gelang einem engliſchen Arzt durch die Erregung der Einbildungskraft bei einem gelähmten Manne. Derſelbe ſollte zur Heilung des Uebels ſalpeterſaure Dämpfe einathmen; vorher aber brachte man, um die Wärmeentwickelung zu prüfen, welche die Gaseinhalation hervorzubringen pflegt, ein Thermometer unter die Zunge des Patienten. Dieſer, der dem Arzte volles Vertrauen ſchenkte, hielt das Thermometer für die wirkende Kraft und erklärte, ſobald dieſer wieder von der Zunge entfernt war, daß er bereits weſentliche Erleichterung ſpüre. Der Arzt, welcher begierig war, zu erfahren, wie weit die Macht der Einbildung in ſolchem Falle ginge, klärte den Irrthum nicht auf, ſondern applicirte am nächſten Tage das Thermometer in gleicher Weiſe und ſetzte dies vierzehn Tage lang fort, nach welcher Zeit der Patient vollſtändig hergeſtellt war.

Bei der Belagerung der Festung Breda in Brabant bewährte die Einbildungskraft sich ebenfalls als Wunderthäterin. Der Ort war seit lange vom Feinde eingeschlossen und zu dem Mangel an allem zum Leben Nöthigen und zu der rastlosen Arbeit an den Befestigungswerken gesellten sich bösartige Krankheiten. Namentlich war ein großer Theil der Soldaten sowie der Einwohner vom Skorbut ergriffen und viele waren bereits gestorben. Die Entmuthigung war so allgemein, daß man ernstlich an die Uebergabe der Festung dachte, als es dem Prinzen von Oranien gelang, einen Boten in die Stadt zu schmuggeln, welcher die Hoffnung auf baldige Hülfe sowie einige Arzneimittel von unfehlbarer Wirkung brachte. Jeder Arzt hatte von dem angeblichen Heilmittel nur einige Fläschchen erhalten, allein sie thaten Wunder. Einige Tropfen der Tinctur, welche, aus völlig indifferenten Stoffen zusammengesetzt, ohne alle medicinische Wirkung war, verwandelte eine Gallone Wasser in die kräftigste Medicin und führte selbst in hoffnungslosen Fällen Heilung herbei. Kranke, welche vorher monatelang die Glieder nicht brauchen konnten, bei denen die kräftigsten Medicamente nicht anschlugen, wurden zur Verwunderung der Aerzte in wenigen Tagen gesund und rühmten laut das Heilmittel ihres Prinzen. Die neubelebte Hoffnung auf Befreiung und die Einbildung hatten mehr vermocht als die Kunst der Aerzte.

Auch der alte Volksglaube, welcher den Königen von Frankreich die Macht beilegte, durch die Berührung mit ihrer Hand den Kropf zu heilen, scheint sich auf die Thätigkeit der Einbildungskraft gestützt zu haben. Scharen von Misgebildeten, welche an jenem skrofulösen Uebel litten, wurden an gewissen Tagen den Königen vorgestellt, von diesen an der leidenden Stelle berührt und nach den Zeugnissen der Aerzte hat bei vielen diese sonderbare Heilart günstig gewirkt und den Kropf verschwinden gemacht. Ludwig der Heilige heilte, wie man sagt, auf einmal 1500 Menschen von diesem Uebel und ließ jede Woche solche Kranke zu seiner Berührung zu. Die Könige legten zwei gekreuzte Finger der rechten Hand auf die Geschwulst und sagten dabei die Worte: „Le roi te touche, Dieu te guérisse!" In späterer Zeit fügte man diesem Spruch noch den Namen der Dreieinigkeit bei. Auf ähnliche Weise wirkt noch jetzt im Volke der Glaube an die sogenannten sympathetischen Mittel heilend auf krankhafte Auswüchse an der Außenfläche des Leibes.

Bilder aus Paris.

II.

Die Ausstellung. Die neuen Theater. Dichter und Componisten.

Die Ecole des beaux arts hatte im September ihre Räume für die Bewerber um die großen Preise — Stipendien nach Italien — geöffnet. Unter den zehn Statuen des gleichen Vorwurfs: „Der bogenspannende Odysseus", hatten die Herren Delaplanche und Dechamp den ersten Preis gewonnen. Die Statue von Delaplanche war mit großer Meisterschaft ausgeführt: die nervige Gestalt des Odysseus hat den Bogen gefaßt und hat mit der rechten Hand, während sein linker Fuß zieht ihn gewaltig herab, bringt das Bild: um ihn auf dem andern Ende des Bogens steht, werk die Idee der Kraft, die keine Anstrengung kennt, festzuhalten. Vortrefflich zur Erscheinung.

Der erste Preis in der Architektur wurde einem Herrn Quadet zuerkannt. Die Aufgabe für die Concurrenten bestand in der Construction und Darstellung eines Hospizes auf einer der Alpenhöhen. Ueberall umragten die Schneehäupter die ärmlich in Wasserfarben ausgeführten Gebäude. Quadet hatte am praktischsten die Aufgabe gelöst und daher den ersten Preis erhalten; mehrere andere Entwürfe wurden belobt.

Der voreilig herannahende Herbst mit seinen naßkalten Abenden drängt noch mehr als gewöhnlich zum Besuch der Theater, die überhaupt außer den Kaffeehäusern für die Fremden, sobald die Blätter von den Bäumen fallen, die einzigen Vergnügungsorte sind.

Die beiden neugebauten Häuser auf dem Platze du Châtelet, wo Opern aufgeführt werden, und das Théâtre lyrique, sind ungleich besser construirt als ihre Vorgänger auf den Boulevards; sie sind nicht nur geräumiger und eleganter, sondern haben auch den Vorzug, die jener lästigen Hitze zu bewahren, die oft stickend auf einem lastete.

Der große Kronleuchter [illegible] hinter einer Kuppel mattgeschliffenen Glases angebracht, ebenso sind Lampen von Glasglocken umschlossen und ist für richtige Ventilation gesorgt. Die Maschinerien vortrefflich, ein nothwendiges Zubehör, da man Zauberstücke aller Art aufführt. Man gab hier Wochen „Les sept châteaux du diable, féerie trois actes et vingt tableaux, par Dennery et Clairville". Diese „Sept châteaux du diable" haben wie weiland Raimund's Zauberstücke ihre moralischen Sentenzen und Folgerungen; es scheint zur Gewissenssache zu machen, in die „unterhaltendsten" Weise Moral zu predigen und vor der nackte Entblößungen zu Sittenfäulniß, vor der die Bühne deutscher weilen zusammenschauert.

Der Teufel sieht von ferne ein junge Mädchen in der Bretagne Schlosse auf See gegangenen Vater vor Gefahr, um den Wallfahrt zur Kapelle der Barmherzigen geloben. Er beschließt, sie auf dieselben zu führen, suchung zu führen und ruft sofort seine Diener herbei: Faulheit, Neid, Wollust und Schwelgerei; sie sollen ihren Schlössern einfangen, und ehe die Kapelle erreichen, sollen sie dem Sathaniel aber, ein abgefallener

wieder zum Guten bekehrt hat, beſchließt, die Mädchen und ihre Geliebten: Raymond und Canuche, zu beſchützen. Er geht mit dem Teufel eine Wette ein: Azelie und Régaillette, die beiden Mädchen, ſollen in jedem der Schlöſſer zwei Stunden feſtgehalten werden; widerſtehen ſie während dieſer Zeit den Verführungen, ſo ſind ſie frei; ebenſo ſoll die Tugend der einen Schweſter die andere retten. Canuche und Régaillette, das komiſche Paar, erliegen denn auch in jedem Schloſſe der Verführung, woran ſich eine Menge von Verwandlungen und unterhaltenden Scenen anreiht; ſchließlich wird Régaillette durch die Tugend der Azelie gerettet. Geſpielt wurde vortrefflich, was wir bei Darſtellung des Gounod'ſchen „Fauſt" im Théâtre lyrique nicht ſagen können; der Vergleich zwiſchen der pariſer und berliner Vorſtellung fiel ſehr zum Vortheil der letztern aus. Madame Miolan-Carvalho ſtand für die Margarethe doch in zu vorgerückten Jahren und hat nicht jenes dramatiſche Talent, das im Stande iſt, darüber fortzuhelfen. Fauſt nahm ſeine Rolle zu ſentimental, nur Mephiſto und Martha waren befriedigend; mir machte es den Eindruck, als wollten ſie den ruhigern deutſchen Charakter zur Geltung bringen, wodurch das Ganze eine langweilige, aber nichts weniger als frivole Färbung, die ich erwartet hatte, gewann; die Ausſtattung ſtand ebenfalls weit der berliner nach.

Man erzählte, Gounod ſtehe im Begriff, „Agnes de Méranie" von Ponſard zu componiren. Dabei fiel mir ein Wort Rameau's ein: Er wolle ſich verbindlich machen, die „Holländiſche Zeitung" in Muſik zu ſetzen. Endlich erfuhr man, daß M. Legouvé einen ähnlichen Stoff wie jener Ponſard's unter der Feder habe und daß man Gounod auf dieſen Vorwurf aufmerkſam gemacht habe, der ſich zu einer Oper eignen werde. Während nun der Componiſt den Vorſchlag in Erwägung zog, Legouvé auf Verſe ſann, erſchien die Riſtori bei dem Dichter, der ihr den Inhalt ſeines neuen Stücks mittheilte; die Hauptrolle begeiſterte ſie ſo ſehr, daß ſie Legouvé beſtimmte, ſeinem Werk die Form des Dramas zu geben; dieſer aber, um den berühmten muſikaliſchen Mitarbeiter nicht zu verlieren, hat nun in ſein Stück Chöre hineingewebt und Gounod erſucht, ſie in Muſik zu ſetzen; jedermann iſt auf Gounod's Arbeit geſpannt.

George Sand hat unter Beihülfe von M. P. Meurice aus ihrem in Nohant geſpielten kleinen Stück: „Le Drac", ein dreiactiges, verunglücktes Drama gemacht. Es kam am 29. September im Théâtre du Vaudeville zur Aufführung; kein Platz war leer geblieben. Der Vorhang hob ſich, und Drac, in einer roſenrothen Muſchel, in duftigen Azur gekleidet, ruhte neben Cyane, der Königin der Waſſerwelt. Drac, der Geiſt des Mittelländiſchen Meeres, bittet die Königin, ihm zu geſtatten, für einige Zeit menſchliche Geſtalt annehmen zu dürfen, um die Menſchenwelt kennen zu lernen. Cyane, die bereits Erfahrungen geſammelt und ihren Drac ſehr liebt, gibt nur mit einem Seufzer ihre Einwilligung und entläßt ihn. Drac hofft zwar, auch als Menſch ſeine himmliſchen Eigenſchaften zu bewahren, aber er verfällt nur zu bald den menſchlichen Leidenſchaften und Schwächen. Er verliebt ſich in die Tochter eines Fiſchers, die ſchon einem andern gehört. Eiferſucht und Rache zerreißen ſein Herz; er zerſtört das Glück der Liebenden und iſt nahe daran, ſie zu tödten. Da, in einer ſtillen Minute, entdeckt er, daß die Menſchen höher ſtehen als er, daß ſie beſſer und edler ſind — er bereut, ſich dem Böſen hingegeben zu haben, und opfert ſich nun ſeinerſeits wieder, um das durch ihn geſtörte Glück wiederherzuſtellen.

Es iſt keine Frage, daß man aus dieſer Phantaſie eine hübſche Oper hätte machen können; die Muſik hätte dem duftigen Gedicht mehr Seele eingehaucht; ſo, wie er iſt, hat der mit ſo vieler Spannung erwartete „Drac" die allgemeine Befriedigung ſich nicht errungen. Ein Glück für George Sand iſt, daß „Drac" in einem Augenblick zur Aufführung gekommen, wo die vornehme Welt aus den Seebädern, die jetzt vorwiegend Mode ſind, zurückkehrt. Man hört gleichſam noch das Rauſchen der Wogen, ſieht noch die weite blaue Waſſerfläche vor ſich: alles wiederholt ſich im „Drac"; die Scenerie iſt reizend und ſo erſcheint das Stück den Heimgekehrten wie eine liebliche Erinnerung. Im Augenblick ſchwärmt man für den „Drac", in einem Monat wird man ihn vergeſſen haben.

Das Genie der George Sand leidet indeß durch ſo kleine Niederlagen keinen Schiffbruch. Ihr „Marquis de Villemer", der als ihr beſtes dramatiſches Werk gilt, iſt vom Odeon wieder aufgenommen und auch in Brüſſel mit großem Erfolg gegeben worden*). die überaus productive Dichterin arbeitet gegenwärtig an einem neuen Stück: „Valvédre", das dieſen Winter im Odeon zur Aufführung kommen ſoll.

Der Held der Oper, der alte Maeſtro Roſſini, hat die Präſidentſchaft des Comité, das ſich in Italien zur Errichtung eines Monuments für Guido d'Arezzo gebildet hatte, angenommen. Roſſini iſt Bürger von Arezzo, in dieſer Eigenſchaft hat er ſein Dankſagungsſchreiben an das Comité unterzeichnet. Roſſini lebt in einem Landhauſe zu Paſſy, jeder iſt voll von ſeiner Liebenswürdigkeit und Geiſtesfriſche.

Die Nachricht, daß Richard Wagner vom jungen König von Baiern mit 4000 Gulden Gehalt als Kapellmeiſter in München angeſtellt ſei, hat viele Anerkennung in Paris gefunden.

*) Die jetzt in Berlin gaſtirende Truppe franzöſiſcher Schauſpieler, deren vorzüglichſter Mr. Laterrière iſt, hat den „Marquis de Villemer" zweimal mit ſehr geringem Erfolg zur Aufführung gebracht. Das Drama, aus einem Roman entſtanden, verleugnet in keiner Scene ſeinen Urſprung; uns erſchien es als ein endloſes Gerede hin und her. D. Her.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 46.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf bewegter Flut. Novelle von Arthur Stahl. II. — Ines de Castro und Dom Pedro der Strenge. Von Dr. Hugo Schramm. — Thier- und Menschenleben in Australien. Von Wilhelm Girschner. IV. — Die Bettler-Oper. — William Bryant. — **Beiblatt:** Die Volksschule — ihre Noth und deren Hülfsmittel. — Die Macht der Einbildung. III. — Bilder aus Paris III. Corneille's Todestag. Maison de refuge. Deutscher Musikverein. Deutsche Wissenschaft. — Für die Winterabende. I.

Auf bewegter Flut.

Novelle von Arthur Stahl.

II.

Felicia van Bruck war in ihrem Hause allein. Sie ging bewegten Schrittes im Salon auf und nieder und drückte die Hände auf das stürmende Herz. Zuweilen blieb sie lauschend stehen und es irrte wie Seufzer über die halb geöffneten Lippen. Die ungewohnte Stille des Hauses that ihren aufgeregten Sinnen wohl; Erwartung und Sehnsucht sind so qualvoll, wenn jeder fremde Laut täuschend versucht, den Schall eines eilenden Fußes nachzuahmen. Sie sah auf die Uhr und wollte versuchen, am Flügel die schleichende Zeit zu betrügen. Aber der erste Ton erschreckte sie fast und die Stimme versagte ihr. Warum zögerst du, Eugen? Weil du fühlst, daß es um dein Glück und deine Ruhe geschehen ist, wenn der Athem dieser Frau jetzt deine Lippen berührt und sie die Wärme aus deinem Herzen saugt, um darin die zerstörende Flamme anzuschüren!

Auf dem Notenpult lag eine abgebrochene Centifolie. Felicia nahm sie und drückte die kühle Blume an die Augen und an den Mund. Wieder stand sie auf und begann ihr rastloses Gehen. Er kam nicht — die Zeit verrann und fast verzweifelt warf sie sich in ihrem Boudoir auf die seidenen Kissen. Noch eine tödlich lange Viertelstunde, dann endlich, endlich hörte sie Geräusch im Vorzimmer — die Thür des Salons öffnete sich und Eugen stand auf der Schwelle. Felicia betrachtete eine Secunde seine schlanke, herrliche Gestalt, aber ihr blitzendes Auge war von einer ungewohnten Thräne verschleiert, sonst hätte sie bemerken müssen, wie krank und verstört seine Züge waren. Felicia blieb still, wo sie saß, weil sie unfähig war, sich zu erheben.

Eugen bemerkte sie und war leichten Schrittes an ihrer Seite. Er blieb an der Lehne des Divans stehen und küßte Felicia's Hand. So leise die Berührung war, Felicia vergingen darunter die Gedanken und blitzschnell ließ Eugen die zuckende Hand wieder aus der seinen, als wären daraus elektrische Funken in seine Finger übergesprungen. Er brach zuerst das Schweigen. Felicia sah ihn an, als müsse sie sich auf das äußere Ereigniß, das ihn hergeführt und nun den Gegenstand seines Gesprächs bildete, besinnen. Doch ermannte sie sich und trat mit ihm an das Fenster im Salon. Aber ein Wald von Masten verdeckte heute den Anblick auf das gegenüberliegende Ufer. Eugen gab ihr den Arm und sie

Digitized by Google

ſtiegen die teppichbedeckten Treppen hinauf in die obere Etage. Sie mußte ſich leicht auf ihn ſtützen und vielleicht lieh dieſe weibliche Schwäche ihr einen ungekannten Reiz in ſeinen Augen.

Sie gingen durch einen ſchöndecorirten Saal und traten in ein kleines rundes Gemach, welches einer der Eckthürme bildete und das mit Balkon und tief niedergehenden Fenſtern den weiteſten Blick geſtattete. Es enthielt nichts als ein Tiſchchen mit Karten und Ferngläſern und Divans zwiſchen den Fenſtern; aber es war ſo von Sonnenglut überſtrahlt, daß die Augen ſich geblendet ſchloſſen. Felicia ließ einige der purpurnen Vorhänge herab, um den Glanz zu dämpfen.

Und da ſtanden ſie nun in dem ruhigen Dämmer, hoch oben, allein und ungeſehen, während tief unter ihnen der bunte Strom des Lebens wogte.

Der ganze Hafen breitete ſich vor ihren Blicken aus, das feſtliche Menſchengewühl und darüber, ſich ſcharf von dem blauen Himmel abhebend, der gewaltige Dreimaſter, noch immer hoch auf den ſchrägen Gerüſten thronend.

Aber ſchon lauſchte die Menge athemlos, denn die Axt war an die tragenden Balken gelegt und ihre Ungeduld zählte nur nach Minuten.

Jetzt endlich verkündete ein lautes Hurrah der Zimmerleute, daß nur ein einziger Balken das Schiff noch halte, und wer ſehen konnte, blickte ängſtlich und geſpannt nach dem kecken Burſchen, der ſich die gefährliche Ehrenaufgabe erbeten, mit den Schlägen ſeiner Axt den Rieſen zu erlöſen.

Noch einige Secunden der höchſten Spannung und ſo tiefer Stille, daß die Schläge weithin ſchallten. Nun — langſam, majeſtätiſch gleitet das gewaltige Schiff herab, und mit mächtigem Brauſen die Flut durchſchneidend, taucht es den Kiel und die breite Bruſt ſo tief in den Waſſerſchlund, als könne es der Umarmung des Meeres nicht widerſtehen, die es niederziehen will in den Grund. Aber es ſiegt! Noch ein gigantiſches Ringen und Schwanken, dann taucht es empor und auf den grollenden Wogen ſchwimmt es ruhig und ſtolz.

Die Menge war ſtumm, ſolange der großartige Eindruck ſie berührte; nun aber begann die Muſik auf dem Schiffe zu ſpielen, die Kanone wurde gelöſt und alles brach in hellen Jubel aus.

Felicia zog ſich vom Balkon zurück. Ohnehin ſchon erregt und empfänglich, war dieſer Anblick nur geeignet geweſen, ihre Nervenſpannung noch höher zu ſteigern. Sie fühlte ſich unfähig, ſie länger zu ertragen — ſie wollte wiſſen, welches Räthſel die Lippen jenes ſeltſamen Mannes ſchließe, deſſen warmdurchleuchtetes Weſen ſie ſeit Monden gleichſam mit einer Atmoſphäre von Zärtlichkeit umgab, ohne daß nur je eine Silbe verrathen hatte, was er für ſie empfand. Sie, an eine Lebensweiſe gewöhnt, in welcher es wenig Zurückhaltung gibt, verſtand ihn nicht und wollte ihr Schickſal kennen. Mit dem Entſchluß, gewaltſam ſein Schweigen zu brechen, wurden ihr auch die andern halbreifen Entſchlüſſe plötzlich zur Wirklichkeit; ſie kannte keine Rückſicht mehr.

„So ſei es denn der letzte Tag!“ ſagte ſie, tief aufathmend.

„Der letzte Tag? Mein Gott, ich ertrüg' es nicht!“ ſagte Eugen und trat dem Divan näher, wo ſie ſaß. „Und doch — Felicia — ach, hätten wir beide die Kraft!“

Felicia ſah ihn an, es flackerte unſtet aus ſeinen Augen.

„Ich habe ſie nicht!“ ſagte ſie, bitter lächelnd und die Glut ihrer Wangen erloſch.

„Was wollen Sie thun?“

„Ich will dieſes Haus verlaſſen!“

„Felicia! . . . Und warum? . . .“

„Warum, Eugen? Warum? Weil ich liebe, wo ich keine Erwiderung finde, und nicht lieben kann, wo ich ſollte!“

„Keine Erwiderung!“ murmelte er und drückte die Hand gegen die klopfende Stirn. Felicia hätte ihre Worte nicht gefährlicher wählen können. Nach ſeinem Charakter vermochte eine Frau, welche ihren Gatten hinterging, vielleicht eine Leidenſchaft in ihm zu entzünden, aber er war geſchützt, derſelben nachzugeben, weil er ſie nicht achtete; eine Frau, welche ihren Gatten und ihr Haus aufgeben wollte um ſeinetwillen, trat ihm um viele Schritte näher; aber ſie wühlte zugleich alle die Scrupel auf, welche ſeit lange ſeine Ruhe zerſtörten.

„Keine Erwiderung!“ wiederholte er und verbarg, vor ihr niederſinkend, den Kopf in ihrem Schoß. „Und Sie ſehen nicht, Felicia, daß ich dem Kampf faſt erliege?“

Sie ſah es — und wie ein Glutſtrom lief es durch ihre Adern, wie Feuerſchein flammte es über ihr Geſicht. Sie hatte geſiegt — und der weiche Klang entfloh aus ihrem Weſen. Eine Sirene beugte ſich über ihn.

„Du liebſt mich, Eugen? Was gibt es in der Welt noch außerdem? Ich reiße dich zu mir

und wollten tauſend Arme dich halten! Sei mein, und die Vergangenheit iſt ausgelöſcht!"

Sie legte die Hand auf ſein lockiges Haar und richtete mit der andern ſeinen Kopf empor. Eugen erbebte beim veränderten Laut ihrer Stimme und der Ausdruck ihrer Züge erſchreckte ihn. Für ihn hatte dieſe Leidenſchaft nichts von Seligkeit — Qual war ſie geweſen vom Moment ihres Entſtehens.

„Felicia! . . ."

Sie preßte ihn an ſich und berührte mit brennendem Hauch ſeinen Mund. Er war kalt wie die Blätter der welken Roſe an ihrem Buſen. Zum erſten mal ließ bei dieſer Empfindung die eigene Aufregung ihr Ruhe, ihn aufmerkſam zu betrachten, und ſie bemerkte den wirren Blick ſeiner Augen und die zuckende Bewegung ſeines Antlitzes.

„Eugen, du leideſt! du verbirgſt mir etwas! O rede! . . . Sieh', wenn du es willſt, folge ich dir bis ans Ende der Welt! Wenn du es willſt, ſammle ich neue Lorbern, um ſie zu deinen Füßen niederzulegen! Ich opfere dir meine Gegenwart, meine Stellung, und werde niemals zurückblicken in deinem Arm! Und du? Man ſagt, du hatteſt vor Jahren eine Braut. . ."

Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, riß ſich Eugen bei dieſem Wort aus Felicia's Armen und ſprang empor.

„Felicia, o ſprich das Wort nicht aus! Du machſt mich wahnſinnig damit! Fordere mein Leben, aber nicht dieſe Entſagung!"

Felicia erwiderte nichts, aber ſie ſtand haſtig auf, weil plötzlich etwas in ſeinen Bewegungen und in ſeinem Weſen ſie wie eine entſetzliche Ahnung befiel.

Eugen trat ans Fenſter und ließ den Blick über den Hafen gleiten. Felicia ſtand an ſeiner Seite. Noch immer wogte dort unten eine bunte Menſchenmenge und in der Mitte der Waſſerfläche ſchwamm das Schiff majeſtätiſch und ruhig. Aber jetzt drehte es ſich langſam, die Segel rauſchten und blähten ſich und die letzten Sonnenſtrahlen fielen golden auf die weithin glänzenden Buchſtaben des Namens, den es heut' empfangen hatte: „Eliſabeth".

Eugen's Augen haſteten darauf, als ſähen ſie ein Phantom, und Todtenbläſſe bedeckte ſeine Wangen.

„Dort ſollte einſt mein Name ſtehen!" ſagte Felicia lächelnd.

„Und dort ſteht der ihre!" rie Eugen wie völlig außer ſich, und bevor Felicia ſich noch klar zum Bewußtſein brachte, was geſchah, hatte Eugen ſie verlaſſen.

Von dem, was weiter geſchehen war, um die Kataſtrophe herbeizuführen, wußte Felicia nichts. Zwei Tage lang hatte ſie ſich auf der Folter befunden, weil er nicht gekommen war; am vierten hatte man ihr geſagt, daß Eugen von Kandersdorf ſeit vierundzwanzig Stunden im Irrenhauſe ſei — es war der heutige. Der heutige — an welchem ſie geſungen, an welchem ſie ein Feſt verherrlicht, an welchem ſie das Haar mit Blumen geſchmückt, an welchem ſie die tragiſchſte Komödie ihres Lebens geſpielt hatte.

Sie ahnte endlich, daß van Bruck ihr das wiſſentlich bereitet hatte; ſo grauſam iſt der Zufall nicht, ſo grauſam iſt nur der Menſch. Sie würde es nicht ertragen haben, wenn nicht alles leicht erſchienen wäre neben dem Gedanken, daß ein entſcheidender Schritt jetzt ſie auch von Eugen entfernen müſſe.

Die kurze Unterredung mit dem Arzt während der Geſellſchaft hatte, wennmöglich, noch ihre Qual erhöht. Er gehörte zu jenen Menſchen, welche ſich gern den Anſchein geben, jedermanns Geheimniſſe zu kennen, ohne es zu thun; und wenn er in dieſem Falle die Beziehungen des jungen Offiziers, den er oft bei van Bruck geſehen, zu der ſchönen Frau ahnte, ſo beſtimmte ihn gerade dieſer Umſtand, ihr nichts zu ſagen, um aus ihrer ſchlechtverhehlten und faſt verzweiflungsvollen Spannung den wahren Sachverhalt ſchließen zu können.

Felicia ſaß noch immer an derſelben Stelle. Es bedarf nur kurzer Zeit, um eine Welt von Qual durchzuempfinden. Jetzt endlich wollte ſie ſich erheben, als die Thür des Salons ſich öffnete und van Bruck eintrat. Er ging in den Räumen umher und betrachtete die lebloſen Gegenſtände, als laſſe ſich an ihnen die Wirkung ſeiner Handlungsweiſe wahrnehmen; zuletzt blieb er vor ſeiner Gattin ſtehen und fixirte ſie in derſelben Weiſe.

„Ich hoffe, der Abend hat dich unterhalten, Felicia!"

„Sehr!"

„Für morgen habe ich eine Einladung zum Ball für uns angenommen."

Felicia antwortete nicht.

Ihr Gatte wünſchte ihr zufrieden Gute Nacht! und ließ ſie allein.

Eugen von Kandersdorf hatte nur von ſeinem Vater den Adel geerbt. Derſelbe war Marineoffizier geweſen wie er und hatte, in einem Seegefecht verwundet und frühzeitig zum Dienſt untüchtig gemacht, die Tochter eines kaufmänniſchen Hauſes, in welchem er die ſorgfältigſte Pflege genoſſen, geheirathet. Dies war in einer der größern Hafenſtädte geſchehen und er hatte dort ſeinen Wohnſitz behalten. Später war die Erziehung ſeines einzigen Sohnes ſeine ausſchließliche Lebensaufgabe geworden und das Reſultat derſelben war ein lebendiges Zeugniß für ſeine eigene Vortrefflichkeit. Dieſer Familie eng befreundet war eine andere, Mutter und Tochter, die Hinterbliebenen eines reichen Schiffsmaklers. Madame Bertrand war eine geſunde, aber äußerſt derbe Natur, ohne einen Anflug von moderner Ueberfeinerung. Obwol ſie ſelbſt den Freunden vielfachen Anlaß gab, über ihre unumwundene Sprache oder ihre Weiſe zu lächeln, wurde ſie doch aufrichtig von ihnen geſchätzt um des guten Kerns willen, der unter dieſer rauhen Schale ſtak. Daß ſie zuweilen in Männerſtiefeln gehe, ihre Pferde ſelbſt ſchirre und auf ihrer Beſitzung mit Piſtolen auf Obſtdiebe ſchieße, waren wol unſchuldige Sagen.

Eugen's Vater nannte ſie, da ſie in derſelben entſchloſſenen und derben Weiſe ihr Vermögen ſelbſt verwaltete und ihre Speculationen ſich, wie ehemals die ihres Mannes, ſtets um Schiffsladungen oder dergleichen maritime Unternehmungen drehten, den „Kapitän".

Ganz verſchieden von dieſer Mutter war die Tochter. Wie die Natur zuweilen ſeltſame Capricen zeigt, ſo konnte man keinen größern Gegenſatz ſehen. Eliſabeth oder Lili, wie Eugen die Spielgefährtin taufte, war zart und fein wie eine Elfe. Schon als kleines gebrechliches Ding bereitete ſie der muskulöſen Mutter Aengſtlichkeiten, die ſpäter noch ſtiegen, da die derbe Frau vollends nicht wußte, wie ſie die ätheriſche und fremdartige Duftgeſtalt anfaſſen ſollte.

Die unruhige Zärtlichkeit, mit welcher ſie ihr eigenes Kind betrachtete, hatte etwas von der komiſchen Unruhe des Huhns, welches ſein Schwanenküchlein auf das Waſſer gehen ſieht, und dies war der rührende Zug in ihrem Weſen. Denn wie barſch, wie derb, wie rückſichtslos ſie auch gegen ihre Umgebung ſein konnte, ein einziger ſanfter Blick aus den blauen Sammtaugen der Kleinen genügte, den heftigſten Ausbruch ihres Temperaments zu mäßigen.

In beiden Familien bezogen ſich, wie ſchon erwähnt, alle materiellen Intereſſen auf das Seeleben, auf ſeine Poeſie und ſeine Gefahren; und wie die Unternehmungsluſt des „Kapitäns" ſich immer dahin richtete, ſo würde es auch Eugen's Vater nicht in den Sinn gekommen ſein, den Sohn für eine andere Carrière zu beſtimmen. Der geweckte Knabe zeigte von früh dieſelbe Meinung, für jetzt aber befand er ſich noch in der Obhut der Aeltern, welche der Hoffnung entſprechend war, die ſie auf den Erben ihres Namens ſetzten. Für einzige Kinder pflegt man auch weit hinauszudenken, und wenn nun Madame Bertrand oder Eugen's Aeltern den ſchönen, kräftigen Knaben mit der wunderlieblichen Lili ſpielen ſahen, was, begünſtigt durch die nachbarliche Lage ihrer Beſitzungen, täglich geſchah, ſo hatten ſie bereits heimlich den Wunſch, ſpäter die beiden vereinigt zu ſehen; Madame Bertrand nicht ohne einen Nebengedanken an die ſtattliche Mitgift ihrer Tochter.

Was aber die Aeltern heimlich wünſchten, das keimte ſchon früh in den Herzen der Kinder. Es war ein reiner und heiliger Frühling. Sie wuchſen zuſammen auf wie Baum und Blume, die aus gemeinſamem Erdreich ihre Nahrung ſaugen und ihre Wurzeln dort vereinigen. Der junge Baum breitete ſeine friſchen Aeſte über die Blume, ſie ſchützend vor dem heißen Stich der Sonne, der ſie verdorren, oder vor dem mächtigen Regenſchwall, der ſie knicken könnte; durch die flüſternden Blätter glitt nur ſo viel Sonnenſtrahl, als dem Gedeihen der Blume taugte, und aus ihren Spitzen fielen die kryſtallenen Tropfen leiſe zu ihr herab.

Als Eugen, faſt noch ein Knabe, zum erſten mal die Kleine verließ, um ſich dem Meere anzuvertrauen, war ſie kaum traurig beim Scheiden, denn ſie kannte die Trennung noch nicht, und ſie hatte keine Vorſtellung davon, wie es ſein werde, wenn ihr Erinnern und ihre Gegenwart, ihr Träumen und Denken jäh durchſchnitten und ein Weſen von ihr geriſſen würde, mit dem ſie Eins geweſen.

Aber das Gefühl des Alleinſeins, das Kinder am bängſten empfinden, brach faſt zerſtörend über das junge Herz herein und aus ihm löſte ſich leiſe die Sehnſucht, die Blütenhülle der Liebe.

Schon beim erſten Wiederſehen waren die hellen Kinderaugen ſinnend und träumeriſch geworden; die warmen Lippen lächelten anders, und als Eugen zum dritten mal kam und ging, nahm

er ſelig den Brautkuß von ihnen und ſie gab ihm ihre Seele für Zeit und Ewigkeit, bewußt, zu eigen.

Die Aeltern waren glücklich darüber, auch Madame Bertrand; aber in ihre Freude miſchte ſich doch dann und wann ein bitterer Tropfen. Gewiß konnte man nichts Lieblicheres ſehen als Eliſabeth, die kindliche Jungfrau, von allen Schauern erſter Liebe angehaucht, mit jener wunderbaren Keuſchheit des Weſens, die ſich in ſchönen Frauennaturen durch das Bewußtwerden erhöht, mit jener köſtlichen Innigkeit des Blicks, welche ſich nur in den Augen erhält, die niemals keck von einem Bilde zum andern geflattert; aber gerade dieſe Mutter vermochte die ſeltene und unberührte Schönheit, welche ihr Kind geiſtig und körperlich beſaß, nicht ihrem vollen Werth nach aufzufaſſen. Sie vergötterte die Tochter und wünſchte ſie doch anders, ſich ähnlicher; ſie verſtand ſie nicht und das ſchmerzte ſie. Wenn aber etwas rohe und ungebildete Menſchen traurig ſind, ſo äußern ſie das durch Heftigkeit, und Eliſabeth litt jetzt öfter unter dem inconſequenten und unſteten Weſen ihrer Mutter, weil ſie nicht mehr die Unbefangenheit des Kindes beſaß und jetzt ſelbſt die Urſache deſſelben war.

Daß Eliſabeth während Eugen's Abweſenheit ſich wie eine Nonne ins Haus verſchloß, daß ſie keinen „Staat" mit ihr machen konnte, daß ihr mit Sammt und Seide und Schmuck nicht beizukommen war und manche Leute kaum wußten, welch reizende Tochter ſie beſitze, war Madame Bertrand nach außen hin verdrießlich. Aengſtlich aber machte ſie der Umſtand, daß Eliſabeth's Zartheit ſeit ihrer Verlobung nur noch zunahm. Das arme Kind war immer von dem Geliebten getrennt, die Liebe zog ihr ganzes Fühlen und Denken nach ſich, wie die Sonne den Thautropfen auffaugt. Madame Bertrand wählte nun nicht gerade dieſes Bild; ſie konnte Eliſabeth nicht verzeihen, daß ſie nicht — ſtark werde. Ach, die Liebe zu ihrem ſeligen Schiffsmakler! Das war doch ganz anders geweſen! Schmachten? Man hatte mit der Ausſteuer zu thun und in vier Wochen war Hochzeit.

Hier vergingen nun freilich manche Jahre.

Eugen's Aeltern wußten in hohem Maße das Glück zu ſchätzen, ihrem Sohne ſolch wunderholde Braut verlobt zu wiſſen. Sie hatten volles Verſtändniß für den angeborenen Adel ihres Weſens und vor allen Eugen's Vater vergötterte ſie. Er war durch Lähmung an ſeinen Lehnſtuhl gefeſſelt und Eliſabeth war ein Engel neben ihm. Wenn ihre Mutter es zugegeben hätte, ſo würde ſie dieſen Platz kaum verlaſſen haben. Sie beide lebten eigentlich nur in dem Gedanken an Eugen; das feſſelte ſie ſo rührend aneinander.

Das letzte mal war er als Offizier gekommen und in beiden Häuſern war der Freude kein Ende geweſen. Der Vater hatte ſich nicht ſatt ſehen können an dem ſtattlichen Sohn, für welchen er die Zukunft hoffte, die ihm ſelbſt verſchloſſen worden, und Eliſabeth liebte eben alles an ihm; aber dennoch — wie kam es? — war ſie noch nie ſo glücklich geweſen als dies letzte mal. Hatte Amor ihre Augen heißer geküßt? So ſchön hatte ſie ihn nie geſehen, ſo waren ihr ſeine Worte nie ins Gemüth gedrungen, ſo ſchwindelnd ſelig hatte ſie ſich noch nie in ſeinem Arm gefühlt!

Die Zeit ihrer Verbindung mit Eugen war nun auch nahe gerückt, und als er fort war, beſchäftigten ſich alle Betheiligten damit. Eugen's Vater bedauerte nur, daß ſein Schwiegertöchterchen als Frau eines Marineoffiziers die Seereiſen nicht mitmachen könne und ſich ſo häufig von ihm trennen müſſe. Er malte ihr aus, wie ſie ihr das Alleinſein verſüßen wollten, wie ſie bald bei ihnen, bald bei der Mutter wohnen müſſe und wie doch auch die Erwartung ſo reizend ſei — aber der „Kapitän" hatte es anders beſchloſſen. Er hatte das Erwarten, das Sehnen und die bleichen Wangen des Kindes ſo über alle maßen ſatt, daß er plötzlich beſchloß, auf eigene — Fauſt zu handeln.

Wie bereits erwähnt, hatte Madame Bertrand von ihrem Manne die Leidenſchaft geerbt, ihr Geld in maritimen Unternehmungen anzulegen. Sie war durch ihn vollſtändig in das Geſchäft eingeführt und hatte, ohnehin energiſch, als Witwe ihre Selbſtändigkeit und ihre Kenntniß noch befeſtigt. Als Frau aber ſtand ihr auch noch Liſt zu Gebote, und ſie beſchloß, alle durch einen Schlag zu überraſchen. Was hinderte ſie zum Beiſpiel, ſelbſt ein Schiff zu kaufen und rund zu erklären: ſie werde ihr Kind nur dem geben, der zugleich der Herr und Führer dieſes Fahrzeugs, Eliſabeth's Mitgift, ſein wolle?

Dann konnte die junge Frau mitgehen, wann ſie wollte; ſie konnten ihre Reiſen nach ihrer Bequemlichkeit einrichten, ſie hatten das Ziel und die Dauer des Aufenthalts an intereſſanten Küſten in ihrer Hand, ſie waren mit Einem Wort ſelbſtſtändige Menſchen.

Der Gedanke, ihre einzige Tochter auf weitem

Meer zu wiſſen, beängſtigte ſie nicht; ſie war zu ſehr mit demſelben vertraut und ſelbſt zu viel gereiſt. Das point d'honneur aber, welches Eugen's Vater darin ſuchte, ſeinen Sohn der Marine angehörig, im Staatsdienſt zu wiſſen und ihn einſt kriegeriſche Lorbern pflücken zu ſehen, theilte ſie nicht und machte ſich gar nichts aus der Uniform. Sie war eine echte Kaufmannsfrau, ſchätzte den Frieden, weil er die Geſchäfte hebt, und die Marine nur, inſofern ſie die Häfen und die Handelsfahrzeuge ſchützt. Nach ihren Anſchauungen alſo fürchtete ſie nicht auf großen Widerſtand zu ſtoßen, aber ſie hatte auch in dem Falle gar nicht die Abſicht, mit einem Vorrath von vernünftigen Argumenten langſam Breſche zu ſchießen; der „Kapitän" wollte ſich gewiſſermaßen im Sturm der Situation bemächtigen. Gedacht, gethan. Ohne Eugen's Aeltern und noch weniger Eliſabeth — wie hätte man von dem Kinde einen kaufmänniſchen Rath erwarten können! — ihren Plan mitzutheilen, machte ſie ſich auf die Reiſe, nur von einem Vertrauten begleitet, in der Perſon eines alten erprobten Rheders, der ſchon ihrem Mann ähnliche Dienſte geleiſtet und vor dem „Kapitän" allen Reſpect hatte.

Sie langte glücklich in demſelben Seehafen an, wo wir ſie ſpäter mit ihrer Tochter wiederfinden, und nahm ſofort die berühmten Werfte in Augenſchein.

Der ſtolze Dreimaſter, damals im Bau begriffen, bemächtigte ſich ſogleich der Phantaſie der Madame Bertrand und regte ihre Kaufluſt mächtig an. Aber er hatte bereits einen Beſitzer: Herrn van Bruck. Sie ließ ſich indeſſen dadurch nicht abſchrecken, da ſie der Meinung war, daß man für Geld alles haben könnte, und ſchickte ihren Bevollmächtigten mit den nöthigen Inſtructionen an ihn ab. Der Handel kam aber trotz des Bevollmächtigten Geſchicklichkeit nicht ſogleich zum Abſchluß, da Herr van Bruck damals noch die Abſicht hatte, die „Felicia" ſelbſt hinauszuſchicken; doch erklärte er ſich bereit, noch einmal in Unterhandlungen zu treten, wenn das Schiff bereit ſei, von Stapel zu laufen, und Madame Bertrand, welche ganz eingenommen war von den koloſſalen Verhältniſſen des Seefahrers, denen die Pracht der innern Einrichtung entſprechen ſollte, ging darauf ein, ſo wenig es auch ſonſt ihre Sache war, ſich mit einem halbfertigen Reſultat zu begnügen.

Sie kehrte zurück und nun begann das Jahr, welches ſie und Eugen's Aeltern in die peinigendſte Unruhe verſetzte, die arme Eliſabeth an den Rand des Grabes brachte. Faſt drei Vierteljahre kam keine Zeile von ihm, der ſonſt ſo regelmäßig Nachricht zu ſenden wußte, als ſei er auf feſtem Lande; und von ſeiner erſten Wiederkehr, nach welcher er Felicia kennen lernte, hörten ſie nur, nachdem er bereits wieder abgereiſt war, durch eine ſchriftliche Anfrage bei der Admiralität. Dieſer Umſtand war Eugen's Aeltern und Madame Bertrand vollſtändig unerklärlich und ſie ergingen ſich in den verſchiedenſten Muthmaßungen; Eliſabeth ſagte nichts, aber ſie litt bis zur Verzweiflung. Madame Bertrand ſah es, und da paſſive Traurigkeit durchaus nicht ihre Sache war, ſo entbrannte ſie in Zorn gegen Eugen. Sein Stillſchweigen dauerte fort und die Stimmung in den beiden Familien wurde immer trüber. Kaum ſchaute einer dem andern frei ins Auge und Madame Bertrand übertrug ihren Groll auf jeden, der in ihre Nähe kam.

Um dieſe Zeit erhielt ſie die Nachricht, daß Herr van Bruck bereit ſei, ſein Schiff zu verkaufen — man erinnert ſich, weshalb er der „Felicia" überdrüßig geworden war —; ſie begab ſich ſogleich abermals auf die Reiſe, und da ihr der Seefahrer nach ſeiner Vollendung noch bei weitem prächtiger erſchien als zuvor, ſchloß ſie den Handel ſogleich ab, ohne zu ahnen, in welch ſeltſamer Beziehung ſie zu dem Mann ſtehe, welcher bisher der Beſitzer des Schiffs war.

Es gelang ihr indeſſen nicht, etwas Näheres über Eugen's letzten Aufenthalt zu erfahren; kaum aber war ſie zurückgekehrt und hatte ſich mit ihren Geſchäftsfreunden in Verbindung geſetzt wegen des Ziels und der Befrachtung des Seefahrers für ſeine erſte Reiſe, als abermals die Heimkehr des Marinegeſchwaders gemeldet wurde, welches auch Eugen zurückbringen ſollte. Wiederum verging eine Woche ohne Nachricht von ihm und nun ließ ſich die energiſche Frau nicht länger halten; ſie wollte ohne Umſchweife wiſſen, wie die Sache ſtehe, und machte ſich zum dritten mal auf die Reiſe; aber diesmal nahm ſie Eliſabeth mit, da ihr Zuſtand nicht erlaubte, ſie auch nur auf Tage allein zu laſſen. Das arme Kind! Wie gern wäre ſie mit Eugen's Vater gereiſt, ihrem milden, vielgeliebten Freunde, der allein ihr eine wirkliche Stütze geweſen war und in deſſen treuen alten Augen ſie ohne Worte ein ganzes Verſtändniß ihrer Schmerzen gefunden hatte! Aber die Krankheit feſſelte ihn. Eliſabeth

fürchtete unendlich ein erstes Zusammentreffen Eugen's mit ihrer Mutter; sie hatte ein Gefühl, als werde dann alles über ihr zusammenbrechen und ihre letzten Hoffnungen vernichten.

Was auch geschehen sein mochte — nur Eine Stunde mit ihm allein, nur Einen Blick, Seele in Seele, das war der fieberische Wunsch, der jetzt noch ihr armes gemartetes Herz bewegte!

Nach einigen Tagen befanden sie sich im „Hôtel-de-l'Europe".

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ines de Castro und Dom Pedro der Strenge von Portugal.

Von Dr. Hugo Schramm.

Noch zu keiner Zeit sind die Schranken, welche Vorurtheil und Gewohnheit zwischen den verschiedenen Ständen der menschlichen Gesellschaft aufgerichtet haben, ungestraft durchbrochen worden.

Das ist eine jener traurigen Wahrheiten, für deren Beweis es keiner Romane, keiner Erfindungen einer Dichterphantasie bedarf — o nein! das wirkliche Leben eines jeden Volks fast ist reich genug an unglücklichen Ereignissen, welche dadurch schon heraufbeschworen worden sind, und in allen Ländern erregen einige jener meist durch die Poesie unsterblich gemachten Opfer unser Interesse, die es mit ihrem Glück, mit ihrer Freiheit, ja mit ihrem Leben haben büßen müssen, daß sie die Herzensneigung von gesellschaftlich Höhergestellten erwiderten.

Aus jener fernen Zeit namentlich, welche eine schwärmerische Minne so sehr begünstigte, wo die höchste Zartheit des Gefühls mit der tiefsten Roheit so seltsam vermischt war und mit dem blutigen Schwert furchtbar gerächt wurde, was der Leichtsinn des Augenblicks verschuldet — aus dem Mittelalter —, finden wir in den Annalen der Liebe eine große Anzahl ähnlicher Begebenheiten verzeichnet, die sich beinahe nur durch die Nationalität, durch die Namen und andere geringe Aeußerlichkeiten der handelnden und leidenden Personen und Umstände voneinander unterscheiden, sonst jedoch in einem so wunderbaren innern Zusammenhange stehen, daß man sich leicht zu dem Glauben veranlaßt fühlen könnte, die Berichterstatter der verschiedenen Völker hätten die Erzählungen gegenseitig voneinander entlehnt.

Am frappantesten unter allen derartigen Beispielen ist die Aehnlichkeit, welche eine Vergleichung der Schicksale jener Tochter eines Baders in Augsburg, Agnes Bernauer, und Herzog Albrecht's von Baiern mit denen der Ines de Castro und Dom Pedro's des Strengen von Portugal ergibt.

König Alfons IV. von Portugal, genannt der Kühne (1325—1357), der sich durch seine Kämpfe gegen die Sarazenen und die Zweckmäßigkeit seiner Regierungsweise bei seinem Volke wie bei seinen Nachbarn und selbst bei seinen Feinden hohe Achtung erworben hatte, besaß nur einen einzigen Sohn. Der Infant Dom Pedro, geboren im Jahre 1320, war ein Jüngling von einnehmendem Aeußern, ernst und heiter zugleich, gewandt und hervorragend in allen ritterlichen Uebungen, dem edeln Weidwerk zugethan, aber auch der hohen Dichtkunst befreundet, von seltener Willensstärke und großer Charakterfestigkeit und von einem Rechtsgefühl beseelt, welches später allerdings — aber erst, wie wir sehen werden, nach den entsetzlichsten Lebenserfahrungen — bis an die äußersten Grenzen wohlgemeinter Gerechtigkeit hinanführte.

Bei dem vorgerückten Alter seines Vaters lag es diesem sehr daran, den Frieden seines Landes durch wechselseitige Familienbande mit den von jeher zu Feindseligkeiten geneigten Nachbarkönigen zu sichern und das echt burgundische Geschlecht mit seinem einzigen Thronerben nicht aussterben zu lassen.

Daher ward Pedro, nachdem ein Plan, ihn mit der castilischen Prinzessin Blanca zu verheirathen, an politischen Intriguen gescheitert war, in seinem zwanzigsten Lebensjahre, ohne nach seiner eigenen Herzensmeinung gefragt zu werden, mit Constanza, der reichen Erbtochter des mächtigen castilischen Vasallen Herzog Juan Manuel von Villena, vermählt.

Mit Constanza war Donna Ines (Agnes) de Castro, aus einem altadelichen Geschlecht zwar stammend und durch die Mutter sogar mit dem königlichen Hause verwandt, jedoch nur eine natürliche Tochter des Grafen Fernandez de Castro, als Hoffräulein nach Portugal gekommen. Diese stand damals in der Blüte ihrer Jugend und anmuthvollen Schönheit, neben der sie auch die größte Sittenreinheit, Bescheidenheit, Milde des Charakters und ein edles, der treuesten Liebe und einer schwärmerischen Anhänglichkeit fähiges Gemüth besaß.

War es da wol bei allen diesen herrlichen Eigenschaften ein Wunder, wenn das Mädchen die Blicke des Infanten, der freilich schon im Besitz eines liebenswürdigen, aber, weil es ihm

nur aus politiſchen Intereſſen angetraut worden, ungeliebten Weibes war, auf ſich lenkte und einen ſo bezaubernden Eindruck auf ihn ohne ihr Zuthun machte, daß er bald ſein ganzes Herz von den Banden der Liebe umſtrickt fühlte?! Nein — und wir können es ſogar, wenn auch nimmermehr entſchuldigen, ſo doch gewiß erklärlich finden, wenn Dom Pedro's Liebe zu Donna Ines, ſelbſt nachdem ihm ſeine Gemahlin einen Sohn geboren, mit dem der Jugend und beſonders ſeinem Charakter eigenthümlichen Feuer von Tag zu Tag in ſeiner Bruſt wuchs. Wie ſo viele andere Unglückliche ſeines Standes, ſuchte er neben einer conventionellen Ehe, mit ſtolzem Vergeſſen aller Rückſichten, welche Politik und Pflicht ihm auferlegten, ein ſelbſterworbenes „Glück", das aber noch keinem jemals wirklich Glück gebracht!

Die glühende Neigung des Infanten hatte natürlich weder ſeiner Gemahlin noch ſeinem Vater verborgen bleiben können. Mit kluger Mäßigung ſuchte jene der Leidenſchaft ihres Gemahls nur Schwierigkeiten entgegenzuſtellen; namentlich hoffte ſie auf das zuverläſſigſte, als ſie im Einverſtändniß mit König Alfons Donna Ines Pathenſtelle bei ihrem Sohne vertreten ließ, durch dieſe geiſtliche Verwandtſchaft eine Scheidewand zwiſchen ihrem Gemahl und ihrer Nebenbuhlerin aufzurichten. Darauf deutet auch ein noch vorhandenes Gedicht Dom Pedro's an den Gegenſtand ſeiner Liebe hin.

Aber die Ketten der einmal zur Gewalt gekommenen Liebe ſind ebenſo ſtark als ſchön! Keine irdiſche Macht gibt es da, die ſie zerreißen könnte! So war es auch hier; denn als der Tod Conſtanza's (1345), welche der Infant bis zu ihrem Hinſcheiden wenigſtens mit aller ihr gebührenden Hochachtung behandelt hatte, die durch der Kirche Wort allein geknüpfte Verbindung löſte, da war nichts mehr im Stande, das Geſtändniß ſeiner heißen Liebe zur ſchönen Ines länger noch in der Bruſt Dom Pedro's zurückzuhalten. Obgleich nun Ines durch dieſes Geſtändniß hochbeſeligt wurde — hatte doch auch ihr Herz ſchon ſeit längerer Zeit für den ſie mit den zarteſten Huldigungen bevorzugenden Infanten nicht minder ſtürmiſch geſchlagen, ſo ſehr ſie dagegen angekämpft —, ſo verachtete ſie doch jedes andere als ein auch durch die Kirche geheiligtes Verhältniß. Und Pedro's Liebe war zu rein und lauter, als daß er nicht mit Freuden die zu ſeinem Weibe hätte erheben ſollen, welche er über alle Hoheiten dieſer Welt ſetzte.

Ein zuverläſſiger Prieſter vollzog in größter Stille die Trauung und ein freundlicher Landſitz, von der Hauptſtadt ziemlich weit entfernt, ſollte die Glückliche den Blicken der Neugier und den Gefahren des Hofs entrücken. Aber trotzdem war es allmählich bekannt geworden, daß Ines die Geliebte des Infanten ſei; nur die alle Zweifel über Würdigkeit und Heiligkeit ihres Verhältniſſes beſeitigende geſetzliche Form deſſelben blieb dem Vater wie jedermann verborgen. Drei Söhne, von denen aber der Erſtgeborene bald wieder ſtarb, und eine Tochter beſiegelten den Bund, deſſen Liebeleben Camoens in rührenden Worten beſingt:

Von Ruhe, holde Ines, mild umfangen,
Brach deine Hand der Jahre ſchönſte Blüte,
Und frohe, heit're Täuſchungen umſchlangen,
Bald dem Geſchick zu weichen, das Gemüthe:
Den Bergen nur vertrauend das Verlangen
Nach ihm, deß Name dir im Herzen glühte,
In des Mondego blumenreichen Auen,
Wo noch die Augen nicht von Thränen thauen.

Dort ſuchen dich die ſteten Phantaſien,
Die mild um deines Fürſten Seele ſchweben,
Daß deiner Züge Schatten zu ihm fliehen,
Wenn fern er muß den ſchönen Augen leben,
Und Träume nachts ihm ſanft vorüberziehen,
Gedanken ihn am Tage froh umweben;
Denn was er ſinnt und ſeine Blicke ſchauen,
Wird zu Erinn'rung ihm und zu Vertrauen.

Er ſieht der Fürſtentöchter hohes Prangen
Und ſchöner Frauen vielbegehrte Hand;
Denn treue Liebe will ja nichts verlangen,
Wenn ſie der Einen lieblich Antlitz fand.
Doch —

heißt es weiter,

zürnend ſolchem kühnen Unterfangen,
Bereitet ſchon der Vater Widerſtand,
Der, klug und alt, des Volkes Murren achtet,
Weil noch der Sohn nach ſeiner Gattin trachtet.

Drum will er Ines nun der Erde rauben
Und ihr den Sohn, dem liebend ſie verbunden:
Mit ihrem Blut, deß hat er feſten Glauben,
Sei auch der Liebe Flamme bald verſchwunden!
O, welche Wuth kann Männern es erlauben,
Das ſcharfe Schwert, das Mauren überwunden,
Nun gegen eines zarten Weibes Leben
Und gegen ihre Thränen aufzuheben!

Und wirklich ſollte ſich das nur zu bald und zu ſchrecklich erfüllen, was uns dieſe letztern Worte befürchten laſſen.

Da der Infant von ſeiner erſten Gemahlin nur einen einzigen Sohn, Fernando, hatte, ſo wünſchte es König Alfons ſehnlichſt, daß ſich

Dom Pedro wieder verheirathen möge. Aber dieſer widerſetzte ſich natürlich auf das beharrlichſte jedwedem Heirathsplan und begegnete dem Drängen ſeines Vaters mit der Entſchuldigung: das Andenken an ſeine verſtorbene Gemahlin halte ihn von einer neuen Verbindung zurück. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er hierin keinen Glauben fand, ſondern daß König Alfons den wahren Grund errieth. Auf deſſen beſtimmte Frage jedoch, ob er mit Ines verheirathet ſei, gab er eine verneinende Antwort, bei der er auch hartnäckig ſtehen blieb. Was ihn dazu bewog, berichten uns die Chroniſten nicht, und ſie konnten wol auch nicht berichten, was in der verſchloſſenen Seele Pedro's vorging und was ihm vielleicht ſelbſt zum Theil nicht klar war. Er ahnte nicht, daß einſt der Schmerz über den Verluſt der Geliebten ihm ein Geſtändniß abdringen werde, welches, jetzt gethan, das Verbrechen mit allen ſeinen ſchrecklichen Folgen wahrſcheinlich abgewendet hätte. Er wurde zwar von ſeiner Mutter, der Königin, und von dem Erzbiſchof von Braga, Gonzalo Pereira, vor dem, was im geheimen zu ſeinem Verderben vorbereitet ward, gewarnt, allein dieſe Warnungen dünkten ihm blos leere Drohungen, die ihn zu einer Trennung von Ines bewegen ſollten, und ſo ließen ihn denn ſeine natürliche Furchtloſigkeit, die Liebe zu ſeinem Weibe und der Glaube an die Rechtlichkeit ſeines Vaters ſorglos auf ſeinem Pfade fortwandeln. Unterdeſſen bereitete das Verbrechen die blutige That vor und ſuchte auch die königliche Hand dafür zu gewinnen.

Mit neidiſchem Auge und wachſendem Haß hatten es nämlich viele Große am Hofe und die Vertrauten des Königs bemerkt, in welch hoher Gunſt die Brüder der Donna Ines, Fernando und Alvaro Perez de Caſtro, bei dem Infanten ſtanden. Daß ſie Ausländer waren, reichte hin, ſie verhaßt zu machen. Schon Conſtanza hatte viele Caſtilier, die in ihrem Dienſt ſtanden, nach Portugal mitgebracht. Ihre Zahl vermehrte ſich hier, beſonders ſeitdem Pedro der Grauſame den Thron von Caſtilien beſtiegen hatte. Viele Misvergnügte verließen ihr Vaterland und harrten im nahen Portugal auf beſſere Zeiten, um wieder zurückkehren zu können. Andere, von des Königs Grauſamkeit verfolgt, retteten ſich auf portugieſiſchen Boden und fanden hier eine gaſtliche Aufnahme. Der Infant behandelte die Landsleute ſeines Weibes mit rückſichtsvoller Aufmerkſamkeit; von den Brüdern der Ines wurden ſie als Willkommene freundlich begrüßt. Um ſo erbitterter waren die Adelichen und die Höflinge Alfonſo's über jene Fremdlinge, die, wenn auch nicht unter dieſer Regierung, ſo doch unter Dom Pedro ihr Anſehen zu beſchränken und ihren Einfluß zu untergraben drohten. Ines aber wurde als der Anziehungspunkt, die Beſchützerin und Gönnerin der verhaßten Ausländer angeſehen, und ob ſie gleich bei ihrem jetzigen geringen Einfluß und vielleicht auch bei ihrer Denkart ihre Landsleute nicht auf Koſten der Portugieſen begünſtigen konnte und mochte, ſo fürchtete man doch Schlimmes für die Zukunft. Auf Ines warfen daher die Mächtigen am Hofe und die Vertrauten des Königs all ihren Haß. Indem ſie ihn unter dem Schein der Sorge für das Wohl und die Ruhe des Reichs und der königlichen Familie verbargen, beſtärkten ſie den König in ſeinem Wunſche einer Wiederverheirathung des Infanten und in ſeinem Argwohn, und ſtellten ihm zugleich vor, wie die beiden Caſtro, Ines' Brüder, ſchon mächtig in Caſtilien, noch mächtiger in Portugal zu werden anfingen, daß ihre Ehrſucht und Herrſchbegierde, indem ſie ihren Neffen auf dem portugieſiſchen Throne zu ſehen hofften, die Rechte und ſelbſt das Leben des Infanten Fernando gefährdeten. Dieſe bange Beſorgniß, dieſe drohende Gefahr, die über dem rechtmäßigen Thronerben ſchwebe, werde nur Ines' Tod beſeitigen.

Er ward auch wirklich beſchloſſen!

Von Montemor, wo der blutige Entſchluß gefaßt worden, begab ſich der König, von vielen Großen und Adelichen, unter andern Alvaro Gonzalves, dem Meirinho-mor des Reichs, Pedro Coelho und Diego Lopes Pacheco, den Herren von Ferreira, welche die vornehmſten Rathgeber des Königs in dieſer Angelegenheit waren, begleitet, nach Coimbra. Hier war es, wo Ines mit ihren drei Kindern harmlos im Kloſter Santa-Clara lebte. Als ſie die plötzliche Ankunft des Königs mit vielen bewaffneten Rittern vernahm, durchfuhr eine ſchreckliche Ahnung ihre Seele. Ihr und ihrer Kinder Leben zu retten, ſah ſie jeden Ausweg verſchloſſen und keine Hülfe ſich nahen; denn der Infant hatte ſich — dies war dem König bekannt — auf einige Tage auf die Jagd begeben. Bleich wie ein Bild des Todes, zwei ihrer Lieblinge auf den zitternden Armen, warf ſich Ines zu den Füßen des Königs nieder, als er in das Kloſter eintrat, und beſchwor unter einem Strom von Thränen und mit Worten, die nur das Mutterherz in einem ſo verhängnißvollen

Augenblick einzugeben vermag, das Mitleid des Königs.

Wol ergriffen und erſchütterten ſolche Worte des ſchönen Weibes, deſſen Thränen, der rührende Anblick der Kinder, lieblicher Weſen von gleicher unbeſchreiblicher Schönheit, den König und er zog ſich aus dem Zimmer zurück, um der Stimme zu folgen, die in ſeinem eigenen Innern für Ines' Unſchuld ſprach. Aber die Rachſüchtigen ängſtigte nun auch die Furcht vor den Folgen des mislungenen Unternehmens, vor der Rache des erzürnten Infanten. Sie beſtürmten von neuem den gerührten, wankend gewordenen König mit vorgeſpiegelten Gefahren, womit die Unglücksſtifterin Thron und Vaterland bedrohe, und miſchten bittern Tadel wegen des Monarchen Wankelmuth und ſeiner falſch angebrachten Weichherzigkeit unter die geſteigerten Beſorgniſſe und Befürchtungen. So von allen Seiten gedrängt, von den böſen Geiſtern der Rache und Blutgier umlagert, vergaß der König wieder die rührende Geſtalt der Unglückſeligen, und nur, wie vorher, in ihr die ſchlaue Buhlerin und Verführerin ſeines Sohnes, Fernando's Feindin und Portugals Furcht ſehend, entfielen ihm endlich die verhängnißvollen Worte: „Thut, was ihr wollt!"

Und ſie thaten es. Ines wurde das ſchuldloſe Opfer des langverhaltenen Haſſes. Dieſelben Ritter, welche das Todesurtel über ſie geſprochen, vollzogen es auch mit teufliſcher Freude und befleckten ihre Hände als Henker, wie ſie ihr Gewiſſen als Rathgeber befleckt hatten. Zugleich riſſen ſie Alfons zu einer Unthat fort, die wie ein ſchweres, düſteres Gewölk über ſeiner Regierung ſchwebt und auf ſie einen Schatten wirft, den der Menſchenfreund ſo gern aus ihr vertilgen möchte. Aber

Noch lange werden, trüb' in bangem Sehnen,
Mondegos Töchter Ines' Tod beklagen.
Es muß ein Quell, zum Zeugniß ihrer Thränen,
Von Ines' Liebe ſeinen Namen tragen,
Von ihrem Glück und ihrem frohen Wähnen,
Das er vernommen, Kunde ſtets zu ſagen;
Und friſche Blumen werden ringsum ſchwellen,
Sein Nam' iſt Lieb' und Thränen ſind die Wellen!

Ueber das bisher Erzählte eilen die Chroniſten und Geſchichtſchreiber Portugals mit bedauernswerther Kürze hin, um die Schreckbarkeit und Blutrache des „ſtrengen" Dom Pedro deſto vollſtändiger und greller zu ſchildern und ſeiner Regierung über Gebühr das Gepräge der entſetzlichſten Grauſamkeit aufzudrücken.

Darf es uns denn aber, zumal in jener Zeit, wunder nehmen, wenn des heißblütigen Infanten namenloſer Schmerz, von dem er ergriffen wurde, als er nach ſeiner Rückkehr die blutige Leiche ſeiner Ines erblickte, bald mit einem andern, freilich weniger edeln Gefühl, mit der heftigſten Rachbegierde, wechſelte? Durch die Ermordung ſeines geliebten Weibes war auch ſein innerſtes Leben für die ganze Dauer ſeines noch künftigen Daſeins vernichtet. Und ſein eigener Vater war im Stande geweſen, zur Ausführung dieſes himmelſchreienden Frevels ſeine königliche Autoriſation zu geben! Für alles das fand Dom Pedro keinen Troſt, und gegen jede Mahnung von außen taub, löſte ſich all ſeinen Sehnen, Denken und Wollen in dem einen unverwandt ihre Opfer ſuchenden Gefühl der Rache an den Mördern auf.

Trotzig und ſonder Scheu entfaltete er die Fahne des Aufruhrs. Mit den Brüdern der Gemordeten, den beiden Caſtro und ihren Verwandten, fiel der Infant an der Spitze eines Reiterhaufens, ſo groß er ihn in der Eile zuſammenraffen konnte, in die Provinzen zwiſchen dem Duero und Minho verheerend ein, ſchreckte vor allen die königlichen Unterthanen mit Feuer und Schwert und ſtrafte, von blinder Leidenſchaft getrieben, die königlichen Unterthanen (welche bald ſeine eigenen werden ſollten), um an dem König Rache zu üben. Erſt als ſein wilder Verheerungszug an den Mauern von Oporto ſcheiterte, der zweiten Hauptſtadt des Königreichs, die der Erzbiſchof von Braga, Gonzalo Pereira, vom König beauftragt, mit Kraft und Entſchloſſenheit beſchirmte, als die eindringlichen Vorſtellungen dieſes Prälaten, deſſen Einſichten und wohlwollende Geſinnungen Dom Pedro ſtets verehrt hatte, ihn auf die Bahn der Pflicht zurückwieſen und ihn ſich ſelber wiedergaben, als die rührenden Ermahnungen, die mütterlichen Bitten der Königin in Guimaraes das Herz des Sohnes milder ſtimmten, ward eine Ausſöhnung zwiſchen Vater und Sohn möglich.

Es wurde am 5. Auguſt 1355 in Canaveſes ein förmlicher Vertrag zwiſchen beiden abgeſchloſſen. Der Infant verſprach allen Verzeihung, welche zu dem Tod ſeiner Ines mit Rath und That beigetragen, der König gelobte ſie jedem, der mit dem Infanten Partei gegen ihn ergriffen hatte. Die Vertragsurkunde wurde ſogar durch einen feierlichen Eid von beiden Seiten bekräftigt. Aber der Frieden war doch nur äußerlich, im Innern blieben ſich Vater und Sohn entfremdet, ja dem

letztern ſchien ſogar ein Eidbruch minder ſchrecklich als der unverſöhnte Schatten ſeines ſchändlich gewürgten Weibes und der ſtumme Racheruf der vier Waiſen. Somit war die Ahndung nur auf kommende Tage verſpart.

Nicht volle zwei Jahre überlebte der König dieſe Begebenheiten. Er mochte indeſſen empfunden haben, daß auch das feierlichſte Verſprechen des Infanten die Mörder der Ines nicht vor neuen Ausbrüchen ſeiner Rache ſchützen werde. Deshalb rieth er ihnen, als er ſein Ende herannahen fühlte, ſo ſchnell als möglich und ſelbſt mit Hintanſetzung ihres Vermögens, das Reich zu verlaſſen, um im Auslande eine Sicherheit zu ſuchen, welche ſie nach ſeinem Tode in Portugal ſchwerlich finden würden. Sie folgten ſeinem Rath und flüchteten ſich nach Caſtilien.

Bald darauf ſtarb Alfons IV., am 28. Mai 1357.

Ines' Tod und ſeine Folgen ſcheinen in des Königs letzten Lebenstagen ſeine Seele am meiſten beſchäftigt zu haben. Ihr unſchuldig vergoſſenes Blut bezeichnete ja auch die einzige Unthat, welche ſein Alter befleckt hatte, wie der Ungehorſam gegen ſeinen Vater Diniz und der Haß gegen ſeinen Halbbruder der einzige Tadel war, der ſeine Jugend traf.

Als Dom Pedro das ſchöne Erbe ſeines Vaters übernommen hatte, war es ſeine erſte Sorge, nachdem er den äußern Zuſtand ſeines Landes und das Verhältniß zu den Nachbarn geordnet, den Manen ſeiner gemordeten Gattin eine Genugthuung zu verſchaffen, wie ſie noch ſelten ein König geliebten Weſen gebracht hat. Die Genugthuung forderte zuerſt, wie er noch immer wähnte, Rache an den Mördern, dann aber Verherrlichung des Andenkens der ihm ſo grauſam entriſſenen Gemahlin.

Gegen die ſeine fürſtliche Ehre und ſeinen königlichen Edelmuth allerdings ſchändende Auslieferung dreier caſtilianiſcher Adelichen und Ritter, die vor der Grauſamkeit ihres Königs einen Zufluchtsort in Portugal geſucht und gefunden hatten, ſollten ihm auch die Mörder der Ines ausgeliefert werden. Die caſtilianiſchen Ritter wurden in Sevilla hingerichtet. Die Portugieſen Gonzalves und Coelho wurden gefangen nach Santarem geführt, wo ſie das Todesurtel erwartete. Dom Pedro begnügte ſich leider mit einer einfachen Hinrichtung nicht. Dem Coelho ließ er das Herz durch die Bruſt, dem Gonzalves das ſeine durch die Achſel herausziehen! Sie ertrugen den ungeheuern Schmerz mit kaltem Muth. „Lege", ſprach Coelho zu dem Henker, der im Begriff ſtand, ihm das Herz auszuziehen, „lege die Hand an die linke Seite und du wirſt ein Herz finden, ſtärker als das eines Stiers und treuer als das eines Pferdes!" Darauf wurden beide Verbrecher, während der König zur Tafel ſaß, auf dem Platze vor der königlichen Burg verbrannt. Pacheco war entkommen. Ein Bettler, dem er oft Almoſen gegeben hatte, vernahm, als die Thore der Stadt, worin Pacheco lebte, geſchloſſen wurden, die Gefahr, in welcher ſein Wohlthäter ſchwebte, und eilte, ihn davon zu benachrichtigen. Es gelang ihm auch, verdachtlos ſich das Stadtthor öffnen zu laſſen und dem unkundigen Pacheco, der ſich mit den Seinigen gerade auf der Jagd befand, die Schreckenskunde zu hinterbringen. Auf des Bettlers Rath zog der Ritter deſſen ärmliche Kleidung an, ſchlug den Weg nach Aragonien ein und erreichte die Grenze von Frankreich, wo er bei dem Grafen Henrique de Traſtamara eine Freiſtätte fand. Jener arme Mann aber hatte nicht allein dem Pacheco das Leben gerettet; die Vorſehung wollte, daß er auch dem König ein Verbrechen erſparte. Kurz vor ſeinem Tode erinnerte ſich Pedro auf dem Krankenbett, wie er ſich nach der Hinrichtung des Gonzalves und Coelho von der Unſchuld des entflohenen Pacheco am Morde der unglücklichen Ines überzeugt habe, und befahl das Urtheil über ihn zu vernichten und ihm alle ſeine Güter wieder zurückzugeben. König Fernando, Pedro's Sohn, erfüllte nach ſeinem Regierungsantrttt dieſen letzten verſöhnenden Willen ſeines Vaters.

Nachdem Pedro ſeinem unverſöhnlichen Rachegefühl Genüge geleiſtet, wollte er auch die Ehre der unglücklichen Ines noch über ihrem Grabe retten, indem er vor allen Großen des Reichs und vor ſeinem ganzen Volke ſeine Vermählung mit der Hingeſchiedenen öffentlich beſchwur und durch Augenzeugen bewies. Um aber jede Bedenklichkeit in Hinſicht auf die Rechtmäßigkeit der Ehe nach den Geſetzen der Kirche, da der Infant mit Ines, als der Pathin ſeines Sohnes aus erſter Ehe, in verwandtſchaftlichem Verhältniß geſtanden, zu beſeitigen, ließ er eine päpſtliche Bulle vorleſen, in welcher Papſt Johann XXII. dem Infanten Dispens wegen der Verwandtſchaft ertheilt hatte. Darauf ließ er die Leiche der Ines aus dem Grabe im Kloſter Santa-Clara, wo ſie bisher geruht hatte, nehmen und 17 Legoas weit, auf reichgeſchmückter Bahre, nach dem Kloſter Alcobaza bringen. Zu beiden Seiten des ganzen

Wegs ſtanden Fackelträger, und Biſchöfe, Geiſtliche, Mönche, Edle, Bürger, Frauen und Mädchen nahmen theil an dieſem Triumphzuge, wie er in ſolcher Weiſe nur einmal in der Weltgeſchichte vorgekommen. In Alcobaza ward die Leiche königlich gekleidet, auf einen Thron geſetzt, ihr Haupt mit der Krone geziert und ihr von den Rittern und Großen des Reichs der Saum ihres koſtbaren Gewandes geküßt. Nun erſt legte man ſie in ihr neues, prachtvolles Grab, über welches ſich ihr marmornes, mit einer Königskrone geſchmücktes Standbild erhob, ein rührendes Denkmal der Liebe für die Mit- und Nachwelt. Neben der Grabſtätte hatte ſich ſchon jetzt auch der König eine ähnliche errichten laſſen, damit er im Tode an der Seite ſeiner Gemahlin ruhe. So war denn Ines wie zwiſchen zwei unabſehlichen Sternenreihen zur ewigen Ruhe gebracht worden. Die Ewigkeit ihres Andenkens hienieden aber iſt ihr durch das unauslöſchliche Mitgefühl in jeder Menſchenbruſt geſichert!

Jetzt aber, nachdem Pedro das Drängen ſeines Herzens befriedigt hatte, bewies er fortan durch ſein nur den Regierungspflichten gewidmetes Leben, daß er auch das Wohl ſeines Volks wollte. Nach den Vorſchriften der ſtrengſten Gerechtigkeit freilich herrſchte er über Luſitanien. Weder Anſehen der Perſon noch Einfluß des Standes vermochte einen Verbrecher zu ſchützen: die Edeln und die Prieſter, wenn ſie die Geſetze des Landes verletzt oder die Heiligkeit des Familienrechts gekränkt hatten, beſtiegen gleich dem Niedrigſten das Schaffot. Aber wie ihn ſein Gerechtigkeitsgefühl ſelbſt oft zu einem grauſamen Verfahren hinriß, ſo konnte er auch von der freundlichſten Herablaſſung gegen den Geringſten ſeines Volks und von der größten Freigebigkeit ſein. Man hörte ihn oft ſagen: „An dem Tage, an dem der König nicht gibt, verdient er nicht König genannt zu werden!“ Damit er möglichſt viele erfreuen könnte, ließ er kleine Münzen und Schmuckſachen von Silber und Gold zum Verſchenken anfertigen. „Macht mir“, ſprach er zu den Seinen, „den Gürtel lockerer, daß ich mich frei zu bewegen und die Hand (zum Geben) recht weit auszuſtrecken vermag.“ Am freundlichſten und reichlichſten ſpendete er, wenn mit ſeiner Freigebigkeit ſich ſeine Dankbarkeit vereinigte, Dienſte, die man ihm oder ſeinem Vater erzeigt hatte, belohnte er königlich und entzog keinem, was ihm Alfons IV. gegeben hatte; lieber fügte er neue Geſchenke hinzu.

So erſcheint uns Pedro's Charakter in den Zügen, die uns die Geſchichte aufbewahrt hat, in ſcharfen Gegenſätzen; das Liebenswürdigſte neben Verabſcheuungswürdigem, ein milder Sinn der Freigebigkeit, ſo zartfühlend, daß er mit kindlicher Pietät die Schenkungen des abgeſchiedenen Vaters ehrte und mehrte, Dankbarkeit, die unter den Tugenden nie allein ſteht, und — Härte und Grauſamkeit in einer und derſelben Bruſt. Eine und dieſelbe Hand, die in der einen Stunde ſich weit ausſtrecken möchte, um mit den Wohlthaten, die ſie ſpendet, recht viele zu erfreuen, und die in der andern Stunde die Peitſche ſchwingt, um dem Angeſchuldigten durch grauſame Streiche das Geſtändniß abzupreſſen oder den überwieſenen Verbrecher zu züchtigen. Wunderbar fühlen wir uns bald angezogen, bald abgeſtoßen von dieſem ſeltſamen und ſeltenen Fürſten, bald von Liebe zu ihm, bald von Unwillen gegen ihn bewegt. Doch nicht aus dieſen Gefühlen dürfen wir unſer Urtheil über ihn ſchöpfen. Die Gerechtigkeit, die er erſtrebte, und die ihn ſein Zeitalter und der Sturm ſeiner Gefühle nicht erreichen ließen, ſind wir ihm ſchuldig im Lichte unſerer Zeit und in der Ruhe unſerer Betrachtung. Der Fürſt, der ſo oft wiederholte: „Wenn ihr die Geſetze nicht verletztet, ſo würdet ihr auch mich nicht beleidigen!“, der ſonach in ſeiner Perſon den erſten Vertreter der Geſetze ſah, Geſetz und König in Einen Begriff faßte — er verdient wohl, daß wir von ſeinem Standpunkt aus, mit ſeinen Augen ſeine Handlungen betrachten und beurtheilen. Pedro aber, der ſich des Strebens nach Gerechtigkeit ſo innig bewußt war, in deſſen Seele die Idee der Geſetzmäßigkeit ſo lebendig wallte, hielt er ſich wol für ungerecht, für hart und grauſam?

Doch ſei dem wie ihm wolle, ſein Volk fühlte ſich wohl bei ſeinen Fehlern wie bei ſeinen Tugenden, bei ſeinem Uebermaß im Beſtrafen und im Belohnen, und als er am 18. Januar 1367 ſeiner heißgeliebten und bis zu ſeinen letzten Athemzügen betrauerten Ines in den Tod folgte, da ſagte das Volk über ſeinem Grabe: „Solche zehn Jahre hat Portugal niemals gehabt!“ Gewiß ein ſchöner Lobſpruch aus ſeinem Munde! Aber herrlicher noch verkündete den Ruhm von Pedro's Regierung der blühende Zuſtand, in welchem er das Reich hinterließ.

Thier- und Menſchenleben in Auſtralien.

Von Wilhelm Girſchner.

IV.

Ohne Prieſter, ohne einen Wohnſitz, ohne eine Häuslichkeit, ohne Geſchichte irgendeiner Art durchzieht dieſer Menſchenſchlag der Eingeborenen Auſtraliens die weiten Gegenden im Innern des Erdtheils, die ſelten eines Europäers Fuß betrat. Bei ihrer einfachen Lebensweiſe, ihren geringen Bedürfniſſen, der Menge von Nahrungsmitteln, die ihnen die Natur bietet und die ſie der Sorge für den nächſten Tag überhebt, führen ſie übrigens ein ſtilles, harmloſes Leben. Selten entwickeln ſich Veranlaſſungen zu Streitigkeiten zwiſchen ihnen, und die blutigen Händel, die zuweilen zwiſchen den einzelnen Stämmen entſtehen, werden gewöhnlich durch Gebietsverletzungen herbeigeführt. Sie ſind im allgemeinen mehr friedlicher als kriegeriſcher Natur; auch thut man ihnen zu viel, wenn man ſie für niedrige, verworfene Menſchen hält, die wenig über das Thier erhaben ſind, da von vielen Reiſenden verſichert wird, daß ſie nicht ſchlechter und bösartiger als andere wilde Völker ſeien.

Ihr ganzes Leben beſteht zum großen Theil in einem Wechſel von Jagen und Eſſen, Tanzen und Schlafen. Sobald die Wilden an dem Orte angekommen ſind, wo ſie einige Zeit campiren wollen, gewöhnlich an einer Quelle friſchen Waſſers in der Nähe eines Gehölzes, brechen die Männer Baumzweige ab und ſtreifen Rinde von den Bäumen, woraus ſie ihre Hütten oder Worleys aufrichten, was übrigens raſch genug geſchieht. Denn es gibt in der That nichts Einfacheres als dieſe Hütten, die eigentlich nicht einmal den Namen von Hütten verdienen. Es ſind nur ſchräg in einen Mittelpunkt zuſammengeſtellte Stücken Baumrinde, die von einem in die Erde gerammten Stock ſchief aufrecht gehalten und durch Binſen und Baumzweige für den Regen undurchdringlich gemacht werden; an der dem Winde entgegengeſetzten Seite ſind ſie offen. Auch ſchlagen die Wilden zuweilen ihre Wohnſitze in Felſenhöhlen und in hohlen Baumſtämmen auf. Selbſt im härteſten Winter bereitet ſich der auſtraliſche Wilde kein beſſeres Obdach, ja er nimmt ſich nicht einmal die Mühe, wenigſtens Rindenſtücke auf die Erde zu legen, um die ſtets aufſteigende Feuchtigkeit von ſeinem Körper abzuhalten. Sobald die Hütten fertig ſind, wird in der Mitte ein Feuer angezündet und ſo viel Holz herbeigeholt, als nöthig iſt, um daſſelbe den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch ſorgfältig zu unterhalten; denn der auſtraliſche Wilde hat einen Abſcheu davor, während der Nacht ohne Licht zu ſein, da er ſehr argwöhniſch und abergläubiſch iſt und hinter jedem Strauch oder Buſch einen Feind oder ein Geſpenſt vermuthet. Mit Sonnenaufgang begeben ſich die Männer und Knaben auf den Fang von Thieren zur Nahrung, zumeiſt auf die Kängurujagd und verfolgen das Thier über Berg und Thal, durch Gebüſch und Sumpf. Dann kehren ſie mit Beute beladen in ihr Lager zurück, wo die Frauen das Feuer bereit halten müſſen. Während nun die Männer auf dem Boden ausruhen, ſind die Frauen mit der Zubereitung des Mahls beſchäftigt, das aus den erlegten oder gefangenen Thieren beſteht. Dies erfordert wenig Kunſt, denn ſie haben weder Töpfe noch anderes Kochgeſchirr noch Kochgeräth. In einem in die Erde gegrabenen Loche liegen einige Feuerbrände und Steine; während letztere ſich erhitzen, wird das Känguru mit dem Laube des Eukalyptus gefüllt, auch thut man einige der heißen Steine hinein, und dann wird das Thier in das Loch hineingeſchoben und mit den übrigen heißen Steinen und der Aſche bedeckt, worauf man das Ganze mit Erde ſchließt. Nach einer Stunde iſt das Fleiſch gar, wird in Stücke geriſſen und verzehrt. Zum Tranchiren bedienen ſich die Wilden nur ihrer Zähne und theilen ihren Braten brüderlich mit ihren gelben Hunden, die ſie außerordentlich lieben und die ihnen überall folgen und ſie ſtets zahlreich begleiten. Oft müſſen ſie auch wol ein beſonders leckeres Stück dem verderbendrohenden Rachen dieſer vierbeinigen Genoſſen entreißen. Es kommt jedoch nicht häufig vor, daß ſie einen ſolchen leckern Wildbraten oder ein anderes größeres Thier oder einen Vogel zur Mahlzeit haben; ihre Hauptnahrung bilden Fiſche, von den Frauen in den von ihnen geſtrickten Netzen gefangen, Schlangen, große Eidechſen, Engerlinge und die Larven einer weißen Art Ameiſe, Thiere, die ſie mit großem Appetit verſpeiſen; ferner auch das ſüßſchmeckende Akaziengummi und das zu Mehl geriebene Mark eines Schilfs. Zu ihren größten Leckerbiſſen gehört Honig, den ſie ſich auf eine ſcharfſinnige Weiſe zu verſchaffen wiſſen. Sie fangen eine Biene, kleben ihr mit Gummi ein klein wenig von einer weißen Daunfeder auf und folgen nun mit Auge und Fuß der Richtung, bis

ſie den hohlen Baum finden, die Bienen ausräuchern und die Waben dann mit ihrer kleinen ſteinernen Art herausſchlagen. Der Beſchuldigung, daß das Eſſen von Menſchenfleiſch etwas Gewöhnliches bei ihnen ſei, wird neuerdings widerſprochen; dies kommt vielmehr nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, bei einem errungenen Siege über ihre Feinde, bei Beſchwörungen und derartigen Ceremonien vor. Dem reichlichen Mahle folgt eine lange Mittagsruhe. Gruppen aus zwei bis drei Familien kauern und liegen um das Feuer, in deſſen Dampfwolken ſie ſich behaglich einhüllen und bei deſſen ſchwankender Beleuchtung, von hohen Bäumen und dunkeln Gebüſchen umgeben, eine Gruppe ſolcher Figuren einen grotesken Anblick gewährt. Dann vereinigt ſich alt und jung zum Tanze, den ſie mit ſonderbaren Geberden und einer Trommel begleiten, die ſie ſich aus den ausgeſtopften Häuten des Opoſſums gefertigt haben, bis ſie aufs neue Hunger verſpüren und die Reſte des Mahls aufſuchen. Ein paar Stunden vor Sonnenuntergang ſammeln die Männer die Waffen und gehen wieder auf Nahrung aus, und nach dem Abendmahle ergötzt man ſich wiederum an Geſang und Tanz; dann überdecken die Weiber die Feuer mit Aſche und jede Familie lagert ſich in einem Kreiſe auf dem Boden, um am andern Morgen dieſelbe Lebensweiſe wieder zu beginnen. Hütte und Lagerplatz wird nach kurzer Zeit wieder gewechſelt und die Wanderung nach einem andern Theile des Landes fortgeſetzt.

Zur Beſchaffung ihrer Bedürfniſſe bedienen ſie ſich der roheſten Mittel, wie ſie der bloße Inſtinct an die Hand gibt. Feuerſteine oder Muſcheln benutzen ſie entweder als Meſſer oder, mit Harz an einem Stiel befeſtigt, als Beil oder Meiſel (Kamlappe). Sonſt ſind ihr einziger Hausrath ihre Waffen. Wie roh und unförmlich dieſe ausfallen müſſen, läßt ſich leicht ermeſſen, da ſie ſich zur Anfertigung derſelben jenes Steinbeils, ſcharfer Muſcheln und ihres eigenen Gebiſſes bedienen. Sie ſind ferner ſämmtlich von Holz; aber man ſehe ſie nicht zu leicht und zu geringſchätzig an, denn die Wilden wiſſen vortrefflich damit umzugehen, und die Genauigkeit, mit der ſie beſonders die leichten Speere werfen, iſt außerordentlich. Der letztere bildet die Hauptwaffe, iſt aus dem Schößling irgendeines zähen Baumes geformt, neun bis zehn Fuß lang, ſehr dünn und mit im Feuer gehärteter Spitze, manchmal auch mit einem Widerhaken, und ſie bringen ihn, um dem Fluge mehr Sicherheit zu geben, durch eine zuckende Bewegung des Armes in Schwingung und können ihn mit ziemlicher Sicherheit auf 20—30 Fuß weit werfen. Für die Jagd bedienen ſie ſich einer Art Wurfpfeil, der ſogenannten Wammera, einem etwa 2 Fuß langen Rohr, deſſen ebenfalls 3—4 Fuß lange Spitze aus einem harten Holze beſteht und ſehr glatt und haarſcharf iſt. Dieſe Pfeile ſchleudern ſie nicht blos durch den Schwung ihres Arms, ſondern geben ihrem Wurf noch weit mehr Stärke durch ihr ſogenanntes Wurfholz. Dies iſt ein etwa zwei Fuß langes ſchmales Stück Holz, an dem obern Ende mit einer Art Widerhaken verſehen; in dieſen wird das untere mit einem Loch verſehene Ende des Speers gelegt, und während der Widerhaken in der Hand bleibt, wird der Speer mit Hebelkraft vorwärts geſchleudert. Auf dieſe Weiſe können ſie ihre Speere, von denen ſie gewöhnlich vier oder fünf bei ſich führen, manchmal hundert Schritt weit werfen. Außer ihnen haben ſie eine kurze, leichte Wurfkeule, Watty genannt, ein ſchmales gebogenes, ſehr dünnes und ſcharfes Inſtrument mit breitem radirmeſſerartigem Kopf, das ſie im Handgemenge gebrauchen, wo der Speer nicht anwendbar iſt, und einen kleinen rechteckigen Schild von Baumrinde, mit dem ſie ſehr geſchickt die Speere aufzufangen und die Keulenſchläge zu pariren wiſſen. Bogen und Pfeile, die doch ſonſt der ärmſte Stamm anderer Indianer nicht entbehrt, kennt der auſtraliſche Indianer nicht, was wol daran liegen mag, daß das Holz ihrer Wälder nicht elaſtiſch genug zu Bogen iſt und ſie ihre kleinen ſpitzen Speere mit Hülfe ihres Wurfſtocks ebenſo weit und ſicher werfen können als Pfeile vom Bogen. Noch müſſen wir einer höchſt ſinnvollen eigenthümlichen Waffe erwähnen, deren Erfindung den auſtraliſchen Indianern alle Ehre macht. Dies iſt der ſogenannte Bumerang. Er iſt ein gekrümmtes hartes Stück Holz, faſt in paraboliſcher Form, an Größe und Form einer Sichel ähnlich, 30—40 Zoll lang und ungefähr 3 Zoll breit; an beiden Enden nicht ſpitz, ſondern mehr ſcharf abgerundet, die concave Seite einen Zoll dick und die convexe Kante ganz ſcharf. Die Art, wie man ihn gebraucht, iſt ebenſo eigenthümlich als die Waffe ſelbſt. Es gibt zwei Arten. Die eine, an der die beiden Schenkel der Sichel vollkommen gleich ſind, iſt nur ein gewöhnliches Wurfgeſchoß, das durch die Biegung ſchärfern Nachdruck erhält; ſie wird geradeaus geworfen und kann, 3—4 Fuß vom Boden in horizontaler

Richtung dahinschwirrend, 200 Schritt weit fliegen. Mit der andern Art, bei welcher der eine Schenkel ein klein wenig kürzer und das Instrument selber auch etwas mehr gebogen ist, können auch noch erstaunlichere Kunststücke gemacht werden. Dieser Bumerang wird nicht direct nach dem Gegenstande geworfen, den er zu treffen bestimmt ist, sondern er fliegt erst in Brusthöhe, während er sich dabei, einen schwirrenden Laut verbreitend, mit großer Schnelligkeit um seine eigene Achse wie auf einem Zapfen dreht, eine ganze Strecke, etwa zwanzig Schritt, geradeaus über den Boden hin, berührt hier erst die Erde und prallt nun von dieser wie mit neugewonnener Kraft ab, dem bestimmten Ziele zu, wohin ihn die Eingeborenen mit großer Geschicklichkeit zu dirigiren wissen, indem der Werfende ziemlich genau die Höhe von der Erde und die Entfernung von dem Orte des Niederfallens zu bestimmen weiß, wo dies geschehen muß. Trifft das gefährliche Holz hier Mann oder Thier, so schlägt es, da es sich in einer gewaltigen Schwingung befindet, mit seinen scharfen Kanten tiefe, bösartige Wunden. Es schneidet selbst durch das dickste Tuch und ist auch in seinem unregelmäßigen Fluge gar nicht zu pariren. Wenn aber der Bumerang sein Ziel verfehlt, so fliegt er, etwa bis zu 20 Fuß Höhe vom Boden emporsteigend, 100 bis 120 Schritt Entfernung weiter, beschreibt hier eine kleine Curve zur Linken, wobei es aussieht, als ob er ein paar Secunden gänzlich stillstände, und schwirrt nun plötzlich sausend und ziſchend, fast in gerader Linie, nach der Stelle hin, von wo aus er geworfen wurde, und schlägt wol noch zehn, zwölf Schritt weiter zurück an 6 Zoll tief in den Boden ein.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Bettler-Oper.

Im Ausgang der Regierung Georg's I. von England und Hannover (1727) machte die sogenannte „Bettler-Oper" von John Gay ein gewaltiges Aufsehen in London. Bisher kannten die Engländer nur italienische Opern, ausgeführt von italienischen Sängern und Sängerinnen; in der „Bettler-Oper" vernahmen sie zuerst englische Lieder, Melodien und Arien auf der Bühne, eine junge englische Sängerin, Lavinia Fenton, spielte eine der Hauptrollen. Polly Parchum. Es war aber nicht die befriedigte Eitelkeit der Nation allein, die der Oper ihren außerordentlichen Erfolg gewann, wie vor Jahren in Addison's „Cato" vermuthete das Publikum auch in der „Beggars-Opera" eine Art politischer Satire. In einem der Spitzbuben wollten die Zuschauer den wenig beliebten und doch allmächtigen Minister Robert Walpole erkennen; noch nach Jahren schrieb der Sohn dieses Mannes, Horace Walpole, darüber: „Dies ganze Ding ist und bleibt in der That eine köstliche Satire; die Leute haben recht; aber es ist nicht allein eine Satire auf ein Stück Zeit aus der Regierung Georg's I., sondern auf die Welt und das Treiben der Menschen überhaupt."

John Gay, der Dichter des Textes, war durchaus kein hervorragender Genius; in der vornehmen Gesellschaft hatte er sich durch seine Schäfergedichte bekannt und beliebt gemacht, die nicht ohne Anmuth und noch größere Zierlichkeit sind. Im Jahre 1688 geboren, starb er 1732, im Hause seiner letzten Beschützerin, der Herzogin von Queensberry; im Leben wie in seinen Dichtungen hat er eine gewisse Aehnlichkeit mit Lafontaine. Ein guter, harmloser, liebenswürdiger Mensch, dem mehrmals ein großes Vermögen zwischen den Fingern verlief. Der Staatssecretär Craggs machte ihm ein Geschenk von einigen Südsee-Actien und Gay ward eine Zeit lang auf 20000 Pf. St. geschätzt, verlor aber alles wieder. Die Entstehung der „Bettler-Oper" erzählt Pope so:

„Swift bemerkte einst zu Gay, daß ein Hirtengedicht über die Bettler, Strolche und Spitzbuben in Newgate ein ganz eigenthümlich interessantes Ding sein müsse. Gay ging auf den Vorschlag ein, statt des Gedichts aber machte er eine Komödie daraus. Pope und Swift gaben dann und wann eine Verbesserung oder ein Wort des Raths, allein ist das Ganze durchaus sein Werk". Doch glaubte niemand nach der Vollendung der Komödie an ihren Erfolg. Congreve, der berühmteste Lustspieldichter, den damals England besaß, meinte, als er sie gelesen, sie würde entweder sehr viel machen oder bis in den Boden verdammt werden. Das erstere trat ein, das Publikum war entzückt. Wie ganz anders wußten aber auch schon damals die Engländer ihre Dichter zu belohnen! Für die erste Auflage der „Bettler-Oper" erhielt Gay 500, für die zweite 1100 Pf. St..

Diesen Stoff hat Elise Polko zu einem neuen dreibändigen Roman benutzt: „Die Bettler-Oper. Ein Lebensbild aus der Dichter- und Musikerwelt der Zeit Georg's I." (Hannover, Rümpler, 1864). Gleich bekannt sind die Vorzüge und Schwächen der Verfasserin. Eine gewisse Sentimentalität, die zuweilen mehr gekünstelt als empfunden ist, raubt ihren Schilderungen die natürliche Frische; die Gestalten sind allzu sehr Geschöpfe einer träumerischen Einbildungskraft, die Farben verschwimmen allzu weich ineinander, den Situationen fehlt es an ursprünglicher Lebendigkeit. Aber diese Mängel verschwinden, wenn dies Unbestimmte, Gekünstelte den geschilderten Zuständen und Menschen selbst in der Wirklichkeit, stärker oder schwächer, anhaftete. Und dies ist in der „Bettler-Oper" der Fall. Pope, Gay, Carrey, Lord Chesterfield gehörten niemals zu jenen harten, un-

beugſamen Charaktern, den tragiſchen „Nußknackern" der Realiſten, wie ſie Karl Gutzkow ſo geiſtvoll wie bezeichnend genannt; es ſind gemiſchte Naturen mit der Hinneigung zu einer erträumten, arkadiſchen Schäfer-, Liebes- und Freundſchaftswelt. Ohne Zweifel hatten auch ſie wie die ganze Rococowelt ihre Stunden des Spottes, wo ſie über dieſe „Schäfereien" lachten, aber ein ſentimentaler Grundzug iſt in ihnen. Zur Zeichnung ſolcher Geſtalten beſitzt Eliſe Polko ein gefälliges Talent, welches durch ihr feines muſikaliſches Gefühl, ihre lebhafte Empfindung für alles Künſtleriſche unterſtützt wird. Nach der Seite des Männlichen und Kräftigen hin iſt ihr der „königliche" Händel und der humoriſtiſche Maler Hogarth beſonders gelungen. Weniger befriedigt uns ihre Schilderung Swift's; das Dämoniſche dieſes Mannes entzieht ſich eben ihrer Anſchauung und ſie weiß den Schlüſſel zu ſeinem Innern nicht zu finden. Swift hat etwas von dem Blaubart der Märchen; ſein Blick ſchlägt die Herzen der Frauen in Feſſeln, er ſelbſt aber bleibt von ihrer Hingebung ungerührt und tödtet ſie kaltblütig, wenn ſie ihm läſtig fallen. Die Studien der Verfaſſerin zu ihrem Werke ſind anerkennenswerth; ſie dringen nicht in die Tiefen der engliſchen Literatur und der engliſchen Geſellſchaft jener Epoche, aber ſie geben im allgemeinen ein klares und richtiges Bild. Vielleicht haben Thackeray's „Engliſche Humoriſten" den erſten Gedanken des Romans in ihr erregt. Raſch wechſelnde, hübſchgemalte Scenen, Genrebilder aus herzoglichen Schlöſſern, luſtigen Schenken und ſtillen, weinumrankten Häuſern, drin muſicirt wird, in die Frühlingsnacht hinein, um die Wette mit den Nachtigallen, unterhalten den Leſer und noch mehr die Leſerin; einzelne dieſer Schilderungen ſind mit ſolcher Feinheit und ſolchem Farbenſchmelz ausgeführt, daß ſie mit Bildern Netſcher's wetteifern könnten. Schade, daß dem Ganzen der rechte Mittelpunkt fehlt; die „Beggars-Opera" dient eben nur zum Titel und zur Einleitung; auch die Liebe der jungen Sängerin Lavinia zum Herzog von Belton erringt nicht unſere volle Theilnahme, die bald von dem tragiſchen Liebespaar, Stella und Swift, bald von Gay's traurigem, Hogarth's komiſchem Liebeshandel in Anſpruch genommen wird. Platoniſche Freundſchaften aus der vornehmen Geſellſchaft, das ſeltſame Verhältniß, in dem Pope eine Weile zur Lady Montague ſtand, fordern daneben unſere Aufmerkſamkeit, unſern Antheil; unſer Herz wird für ſo viele ſchöne Damen zerſplittert, daß ſchließlich keine etwas von ihm behält. In dem rühmlichen Beſtreben, ihre Schilderungen nach allen Seiten hin abzurunden, dem Publikum ein vollkommenes Ganzes vorzuführen, hat die Verfaſſerin überſehen, daß für einen hiſtoriſchen Roman, gerade bei der Fülle des Details, das uns zu Gebote ſteht, Beſchränkung das wichtigſte Geſetz iſt. Man komme uns doch nicht beſtändig im Gebiet des hiſtoriſchen Romans mit Walter Scott! Walter Scott ſchrieb ſeine Romane nach einigen alten Chroniken, die den wenigſten bekannt waren; man nehme zwei ſeiner vorzüglichſten Romane: „Das Kloſter" und „Der Abt" zur Hand und frage ſich, ob ein Schriftſteller der Gegenwart, wo Mignet's Buch über Maria Stuart in aller Händen iſt, mit dieſer Naivetät die Geſchichte der ſchottiſchen Königin erzählen könnte! Die Beſchaffenheit unſerer Quellen iſt weitaus eine andere als die, denen Walter Scott mit Vorliebe folgte, wir haben zehnfach mehr Einzelheiten zu verarbeiten als er. Und hier iſt die verwundbarſte Stelle der Verfaſſerin der „Bettler-Oper"; ſie beherrſcht den ungeberdigen, vielgeſtaltigen Stoff noch nicht vollkommen. Was indeß das künſtleriſche Auge verletzt: der Mangel an Einheit, iſt vielleicht in der Meinung des Publikums ein Vorzug. Das Skizzenhafte des Werks zieht durch ſeine Buntheit, Mannichfaltigkeit und Abwechſelung an; der Stil iſt leicht und anmuthig

William Bryant.

Neben Longfellow gilt William Cullen Bryant, 1794 geboren, in Nordamerika für den größten Lyriker der „großen Republik". Nur einzelne ſeiner Gedichte ſind durch Ueberſetzungen Strodtmann's, Spielhagen's, Altmüller's dem deutſchen Publikum bekannt geworden; jetzt hat Adolf Laun die meiſten in ſehr anſprechender Uebertragung zu einer Sammlung: „Amerikaniſche Gedichte von W. C. Bryant" (Bremen, Heyſe, 1863), vereinigt. Die kritiſche Einleitung würdigt ohne Uebertreibung das bedeutende Talent Bryant's. Es iſt Poeſie des Geiſtes, die uns entgegenweht, nichts von der, wenn wir aufrichtig ſein wollen, gedankenarmen Lyrik unſerer neueſten Literatur. Bei Bryant treten die Natur und der Gedanke in ihr Recht; die ſchließliche Wendung, die er in ſeiner proteſtantiſchen Gläubigkeit aus allen ſeinen Zweifeln zur Offenbarung nimmt, befriedigt zwar das künſtleriſche Gefühl oft ſo wenig als das philoſophiſche Denken, immer aber wohnt ſeinen Verſen Tiefe und Fülle der Anſchauungen bei. Seine vorzüglichſten Gedichte ſind die „Hymnen auf den Tod", „Thanatopſis", die Schilderungen des Urwalds, der großen amerikaniſchen Ströme und Prairien. Wir ſetzen eins der kürzern her:

Der Strom des Lebens.

O Silberſtrom, wie voll und frei
Rannſt du durch dieſe Au!
Der Regen träuft im Lenz auf dich,
Auf dich des Himmels Thau;
Und wenn im Herbſt, beim Sturmesweha,
Die letzte Blume ſinkt,
So rauſchen Winterquellen dir,
Bis Mai dir Blumen bringt.

O Lebensſtrom, nur einmal ſchmückt
Dein Bett mit Veilchen ſich!
Nur einen kurzen Sommer träuft
Der Thau des Himmels dich!
Die Schwefterquellen rinnen fern
Von dir auf fremder Spur,
Und wo ſo ſchimmernd du gerauſcht,
Blieb Staub und Moder nur.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 47.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf bewegter Flut. Novelle von Arthur Stahl. III. — Karl Martell. Ein deutsches Geschichtsbild von Karl Silberschlag. I. — Thier- und Menschenleben in Australien. Von Wilhelm Girschner. V. — Die epischen Gedichte Lord Byron's. — **Beiblatt:** Monaco. I. — Bilder aus Paris. IV. Roland in Ronceval. Eine Galavorstellung in der Großen Oper. — Iwan Turgénjew. — Kalender für 1865.

Auf bewegter Flut.

Novelle von Arthur Stahl.

III.

Man hatte seit einiger Zeit in der Stadt angefangen, viel über Felicia van Bruck und den jungen Marineoffizier zu sprechen, und diesmal drang das Gerücht sogleich zu den horchenden Ohren der Madame Bertrand. Sie theilte es Elisabeth ziemlich schonungslos mit, weil ihr für zarte Empfindungen eben der zarte Ausdruck fehlte, und daß Elisabeth unter demselben körperlich zusammensank, steigerte ihren eigenen Schmerz und ihre Empörung nur noch mehr. An demselben Tage kam Eugen's Freund, um in Elisabeth's Hände zu legen, was Eugen ihm übergeben hatte. Er konnte sie nicht sehen an dem Tage. Aber der Mutter gegenüber vermochte er die umlaufenden Gerüchte nicht zu leugnen und ihr brachte er die erschütternde Nachricht, daß Eugen sich im Irrenhause befinde.

Dies verschwieg die Mutter ihrem Kinde. Sie hatte nicht den Muth, es ihr zu sagen, sie schauderte bei dem Gedanken daran; und als sie später, nachdem der junge Offizier und der Arzt sie verlassen hatten, allein an Elisabeth's Lager saß und ihre fiebernden Hände hielt, rollten große Thränen über ihr strenges Gesicht.

Es war eine traurige Nacht, welche folgte. Elisabeth saß in ihrem Bett wach, Stunde um Stunde, und verbarg das Gesicht in den Händen. Die Mutter verwandte kein Auge von ihr, aber die Stille wurde der lebhaften Frau unerträglich und Elisabeth's Regungslosigkeit marterte sie. Sie sann auf Trostgründe, sie war ganz hülflos. Wie man einem kranken Kinde jedes erdenkliche Spielzeug bringt, so begann sie plötzlich Elisabeth von dem majestätischen Dreimaster zu erzählen, den sie ihr schenken wolle; daß er schon von Stapel gelaufen und auf ihren Namen getauft sei.

„Willst du morgen dein Schiff ansehen, Elisabeth?"

„Uebermorgen, gute Mutter! Ich danke dir recht sehr!"

Elisabeth lächelte. Nichts ist herzzerreißender als ein Lächeln auf einem jungen, schmerzbewegten Gesicht. Die arme Mutter fühlte es und wandte sich ab.

„Mutter, liebe Mutter, sei nicht böse, daß ich nicht mit dir spreche, daß ich immer nur das Eine denken kann!" schluchzte Elisabeth. Madame Bertrand schüttelte den Kopf und setzte sich still

auf den Rand ihres Bettes. Eliſabeth weinte leiſe bis zum Morgen.

Der Doctor kam des andern Tags zeitig. Die Geſchichte war pikant und intereſſirte ihn. Schon geſtern hatte er die Beziehung der Familie zu ſeinem Patienten und Frau van Bruck zu durchſchauen begonnen, und was ihm noch an Aufklärung fehlte, erhielt er heute durch Madame Bertrand. Er fand Eliſabeth im Vergleich zu geſtern ſehr aufgeregt, ſie war wie gefoltert von innerer Unruhe. Um ſo eindringlicher rieth Madame Bertrand dem Arzt, ihr keine Ahnung von Eugen's Gemüthsverwirrung zu geben. Derſelbe ſei krank und befinde ſich in einer Klinik, ſagte man ihr.

Der Doctor ſah, wie bereits bemerkt, vor allem darauf, vornehme Patienten zu haben, aber ſchöne Frauen rechnete er unbedingt unter die vornehmen Leute. Ein Blick, heute am hellen Tage, auf Eliſabeth's bezauberndes Geſicht und ihre liebliche Geſtalt nahm ihn ganz und gar für ſie ein. Vielleicht war Frau van Bruck ſchöner, gewiß bei weitem impoſanter, aber Eliſabeth beſaß dafür eine Anmuth, welche jene in den Hintergrund ſtellte. In ganz ähnlicher Weiſe erging es Eugen's Freund, welcher kam und auf Eliſabeth's Wunſch zu ihr geführt wurde. Alle Männer, vor allen aber die Roués fühlen etwas wie Ehrfurcht einer unberührten Frauenerſcheinung gegenüber. Man konnte nichts Kunſtloſeres ſehen als Eliſabeth's Weſen. Sie ſprach zu ihm, der ſich Eugen's Freund nannte, wie zu einem Bruder, und wenn er der Intrigue gedient hätte, ſo würde er durch ihre Unſchuld entwaffnet ſein. Harri von Platen war ein Roué und Gewiſſensſcrupel nicht eben ſeine Sache; aber während er mit Eliſabeth ſprach, ſtieg jeder Schritt, den er zu Gunſten Felicia's gethan, wie ein rieſengroßer Leichtſinn vor ihm auf und er fühlte ſich dem ahnungsloſen Kinde, das ihn ſo vertrauend anſah, ſo ſchuldig, wie noch nie in ſeinem Leben einem Menſchen gegenüber. Was Harri von Platen am meiſten in Erſtaunen ſetzte und rührte, weil es Eliſabeth ſo vollkommen von gewöhnlichen Frauen unterſchied, war, daß nicht die eiferſüchtige Braut gekommen war, um Rechenſchaft zu fordern, ſondern nur das liebende Mädchen, welches auch im tiefſten Schmerz an den Geliebten glaubt. Die reine Frauenliebe, welche die ſtärkſte iſt, hat immer eine Beimiſchung von ſchweſterlichem, ja mütterlichem Gefühl, welches ſich nicht tödten läßt.

„Kann ich Eugen nicht ſehen?“ fragte jetzt Eliſabeth zum zweiten mal.

„Er iſt krank, gnädiges Fräulein!“

„Dann um ſo mehr! Dann wird ihn die — fremde Frau verlaſſen haben und er bedarf meiner. O, verſchweigen Sie mir nichts!“

„Er iſt in der Klinik“, ſagte Platen.

„Iſt er verwundet?“

„Ja!... Eugen glaubte dort die beſte Pflege zu finden.“

„Die beſte Pflege von einem andern als von mir! Wo iſt der Arzt dieſer Klinik? Glauben Sie nicht, daß er Mitleid haben wird und mich zu ihm läßt? Bitten Sie ihn für mich! Nur eine Stunde will ich Eugen ſehen, aber allein, und früher als meine gute Mutter, die auf ihn zürnt — um meinetwillen! Ich thue es nicht; ich fühle nur, daß ich daran ſterbe, wenn er noch länger ſchweigt. Warum that er es mir? Wollen Sie mir nicht ſagen, warum?“ Eliſabeth ſtreckte ihm flehend die Hände entgegen.

Platen legte Eugen's Porteſeuille hinein. Eliſabeth erglühte und erblaßte. Haſtig öffnete ſie es, aber als ihr ein Blatt daraus entgegenfiel, zögerte ſie ſeltſamerweiſe, es zu entfalten und ſah Harri an.

„Es iſt zu ſpät“, ſagte ſie, „zu ſpät für das geſchriebene Wort! Ich fürchte mich faſt, es zu leſen. Nur Aug' in Auge können wir jetzt uns noch einander wiederfinden! Führen Sie mich zu ihm, heute noch, ich beſchwöre Sie!“

Platen wollte ihren Bitten ausweichen.

„Leſen Sie!“ drängte er. Sie that es zitternd.

„Lili, ich bin Deiner nicht mehr werth! Dir und mir ſelbſt war ich untreu. Vergiß mich und verzeihe mir, wenn Du kannſt!“ ſchrieb Eugen.

„Eugen kann nichts thun, was ihn meiner unwerth machte!“ ſagte Eliſabeth, und ihre ſchönen Augen glänzten zuverſichtlich. Sie ſtand auf. „Wollen Sie mich noch heute Abend zu ihm führen?“ fragte ſie wieder und ihre Wangen röthten ſich tiefer.

„Ich muß zuvor den Arzt fragen, gnädigſtes Fräulein!“ ſagte Platen, um eine Antwort gepeinigt.

Und er ging zum Arzt, ſelbſt nicht viel weniger aufgeregt als Eliſabeth.

Im Irrenhauſe war am Abend deſſelben Tags bereits alles ſtill geworden. Schweigend und unheimlich lag der maſſige Bau auf der Düne und kein Geräuſch in ſeiner Umgebung drang an

das Ohr als das ferne Brauſen des Meeres und dann und wann ein Schrei aus dem Innern des Hauſes. Der Hof war öde, aus den Fenſtern blickte hier und da ein Licht, die Corridore lagen ſchweigend und verlaſſen.

Der Doctor ging mit großen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab. Er hatte eine Verabredung mit Harri von Platen getroffen, welche ihn jetzt beunruhigte und die er gern rückgängig gemacht hätte. Allein Platen hatte ihm Eliſabeth's Wunſch, ihren Bräutigam zu ſehen, ſo dringend vorgetragen, daß er nicht widerſtehen konnte, den pſychologiſchen Verſuch zu wagen, die Braut zu ihm zu führen, ohne ihr zu ſagen, daß man ihn für geiſteskrank halte, und andererſeits den Eindruck zu beobachten, welchen dieſe plötzliche Erſcheinung auf den Kranken übte. In der That war der Arzt über Eugen's Zuſtand noch nicht weiter im klaren als am erſten Tage. Immer noch daſſelbe ſtarre Schweigen, dieſelbe Theilnahmloſigkeit für alles, dieſelbe Zerriſſenheit in ſeinen Zügen.

Was dieſen Zuſtand herbeigeführt hatte, das wußte nur Eugen's Gewiſſen zu erzählen. Kein anderes Motiv lag ihm zu Grunde als die Höllenpein der Selbſtvorwürfe; die Schlange, welche an ihm nagte, war die Reue eines einfältigen Herzens über ein moraliſches Vergehen: eine Untreue.

Gewiß iſt ſolch zarte Gewiſſenhaftigkeit eine ſehr ſeltene und häufig belächelte Tugend unter Männern; aber Eugen beſaß ſie einmal und ſie hatte ihn faſt wahnſinnig gemacht — ein neuer Beweis, wie unpraktiſch ſie iſt.

Eugen war von den Verhältniſſen beſonders erzogen worden. Andere jungen Männer machen ihre Studien auf der Univerſität, in der Geſellſchaft, in großen Städten, auf Bällen — Eugen war faſt mädchenhaft rein von Eliſabeth geſchieden; er hatte dann mit dem Meere verkehrt und ſeine großartige Poeſie in ſich aufgeſogen.

Aber das Meer iſt auch wild, es iſt eine gefährliche Vertraute, es weckt die Leidenſchaften, ohne ſie abzuſchwächen durch Misbrauch.

Eliſabeth's reine Gegenwart glättete immer wieder die ſturmbewegten Wolken und ihr glückliches Lächeln ſpielte wie Sonnengold über die ſtillgewordene Flut. Aber in der Tiefe brandeten die Wogen, und als vom Ufer die Sirene ihren verführeriſchen Sang erſchallen ließ, war es um ihn geſchehen. Sie riſſen ihn hinab und ein neuer Strom der Liebe umbrauſte ihn mit ſeinem Glutgewoge.

„Felicia!“ ſtöhnte der Kranke.

Schön war ſie und verlockend — —
Sie thät ihm geben einen Schlag aufs Herz,
Sein Lebtag fühlt' er nicht ſolchen Schmerz.

Sein Herz wurde krank davon, endlich wurde es der Kopf auch und die Gedanken gingen irre.

Der Arzt trat jetzt bei ihm ein. Eugen ſchloß die Augen, als ſchlummere er. Der erſtere ging im Zimmer umher, unterſuchte alle Gegenſtände und nahm fort, was einer Waffe ähnlich ſah. Dann fühlte er dem Kranken den Puls, zündete die Kerze an, welche auf dem Tiſche ſtand, und verließ das Zimmer wieder.

Eugen erhob ſich nach einer Weile. Er ſtieß das Licht vom Tiſch, daß es herabfiel und erloſch; dann öffnete er beide Fenſterflügel und das volle Mondlicht ſtrömte herein. Der Divan war dicht ans Fenſter gerollt. Eugen ſtreckte ſich auf dem Teppich vor demſelben hin und ließ ſeinen Kopf auf den Kiſſen ruhen, ſodaß er die volle Mondſcheibe ſehen konnte. Das lockige Haar hing wirr um das edle Geſicht, der Hemdkragen war zurückgeſchlagen, ein ſchwarzes Tuch hielt ihn nachläſſig zuſammen. Die Hände krampften ſich ineinander, wie man es in höchſter Unruhe zu thun pflegt.

Jetzt läutete die große Thorglocke, und wie der Klang für alle, welche hinter Mauern wohnen müſſen, melodiſch iſt, horchte auch Eugen auf. Aber alles blieb ſtill, und die Schritte, welche ſich gleich darauf ſeiner Thür näherten, waren zu leicht, um von innen gehört zu werden. Die Thür öffnete ſich leiſe und Eliſabeth trat ein. Das mondüberglänzte Zimmer, Eugen's Lage und Ausſehen überraſchten ſie ſo, daß ſie, von Bewegung übermannt, wie angewurzelt ſtehen blieb.

Eugen ſah die weiße Geſtalt ſtarr an, dann bedeckte er einige Secunden die Augen mit den Händen und ſah wieder hin. Er blieb, wo er war, nur die Arme ſtreckte er nach ihr aus, als halte er ſie für eine Traumerſcheinung.

Eliſabeth flog zu ihm hin und kniete neben ihm nieder.

„Eugen!“ flüſterte ſie; „Eugen!“ und ſchlang die Arme um ſeinen Nacken. Sie küßte ihm den Mund und die todtbleichen Wangen; aber ihre Worte wurden von Thränen erſtickt.

Mit der wirklichen Berührung ſchien Eugen auch das Bewußtſein der Wirklichkeit zu kommen.

er riß ſich plötzlich empor und ſtand hochaufgerichtet vor der Knienden.

„Felicia, kommſt du in Lili's Geſtalt, mich zu peinigen? O, ich habe ſchon genug gelitten! Rühr' mich nicht an, du beleidigſt meine Braut! Lili! — Biſt du geſtorben, iſt es dein Geiſt? . . . Wie habe ich dich geliebt — du warſt meine Seele und dich und mich hat die wilde Loreley elend gemacht! Felicia, ſinge! Warum ſingſt du nicht? Küſſe mich wieder — warum willſt du es nicht? Hörſt du, wie das Meer brauſt? Dort iſt der Rand des Schiffs! Komm! — Ich will dich umſchlingen, und dann hinab! . . ."

Mit einem Ruck hob er Eliſabeth empor und ſtürzte mit ihr an das offene Fenſter.

Aber Eliſabeth fürchtete ſich nicht. Sie war einen Augenblick wie vernichtet geweſen, dann aber fand ſie plötzlich eine Kraft, welche zarten Frauen oft eigen iſt, und obwol ſie begriff, daß er irre rede, erſtickte das Uebermaß des Glücks, wieder bei ihm zu ſein, jedes andere Gefühl. Sie klammerte ſich feſt an ihn.

„Beſinne dich, Eugen! — — Wir ſind im Garten, wir ſpielen wieder miteinander, zwei glückliche Kinder! Du fährſt mich im Nachen, du pflückſt mir Blumen und nennſt mich Lili! Wie hell ſcheint die Sonne! Dort ſitzt dein kranker Vater im Rollſtuhl und ſieht uns zu! Wenn wir müde ſind, laufen wir zu ihm, lehnen an ſeinen Schos und er ſtreichelt uns das Haar und die Wangen. . ."

Eugen lauſchte auf die Stimme dicht an ſeinem Ohr; er legte Eliſabeth ſanft auf den Divan nieder und ſtrich mit beiden Händen über die Stirn, als wolle er ſeine Gedanken ſammeln; dann fielen ſie ihm ſchlaff am Körper herab und er ſtarrte in den Nachthimmel.

„Eugen — lieber Eugen, ſieh' mich an, deine Lili! Ich bin es wirklich!"

Eugen warf ſich am Divan nieder und drückte den Kopf in die Kiſſen.

Eliſabeth legte ihm die kühlen, kleinen Hände auf die brennende Stirn, die Pulſe hämmerten darin, als wollten ſie zerſpringen. Es ſchien ihn zu beruhigen, er lag eine Weile ſo ganz ſtill.

Ein Schimmer von Hoffnung fiel in Eliſabeth's gequältes Herz. Aber ſie ſollte noch mehr leiden, die Allmacht ihrer Liebe daran zu prüfen. Eugen raffte ſich wie aus einer Betäubung empor, um von neuem und ſchlimmer als zuvor in irre Phantaſien auszubrechen. Sein Körper war wie vom Fieber geſchüttelt und es ſtrömte ſo wild, ſo verzweifelnd und klagend von ſeinen Lippen, als ſei er von den Furien verfolgt. Das Grauenvolle der Situation, von Eliſabeth ſchaudernd empfunden, beſtand darin, daß Eugen fortwährend beide Namen, beide Geſtalten, beide Empfindungen verwechſelte. Was ein ſtarkes Männerherz von wilder Glut und reiner Zuneigung nebeneinander zu bergen vermag, ihm war es unvermittelt, zur Qual geworden, und er riß ſie jetzt zurück, als müſſe er ſich mit Gewalt daran zu Grunde richten. Warum war ihm Eliſabeth ſo fern geweſen, als es galt, dieſe Elemente zu verſöhnen?

Wie unheimlich flammte jetzt die glühende Lohe, welche Felicia's Schönheit angefacht, durch die Nacht ſeines Geiſtes! Wie ſtrömten die Rhapſodien ungekannter Leidenſchaft in Eliſabeth's unſchuldiges Ohr; ihr war, als würde etwas zertreten in ihrem Herzen. . .

Es zuckte ihr keuſcher Mund und die zarte junge Bruſt unter ſeinen Küſſen, aber ſie litt es wie ein Engel, der Erbarmen hat. . .

Eliſabeth ſchluchzte leiſe und erſchöpft. Und ebenſo unerwartet wie vorher, ließ Eugen ſie aus ſeinen Armen und ſank vor ihr auf die Knie. Er ſah ſie feſt an, lange — und als ſei ein Schleier von ſeinen Augen gefallen, erhob er die Hände wie zum Gebet und flüſterte ſanft Lili's Namen.

Das war die ſüße Stimme — das war der alte traute Klang, der ſie ſo ſelig machte! Das waren die Augen, die lieben Augen wieder, mit ihren milden, ſeelenvollen Blicken!

Eine Stunde des Ausruhens, Seele in Seele wie jetzt, hätte Eliſabeth entſchädigen können für das ſchreckliche Jahr. Sie neigte ſich zu ihm. . .

In dieſem Augenblick wurde die Thür aufgeriſſen und Felicia van Bruck ſtürzte über die Schwelle. Sie blieb in der Mitte des Zimmers ſtehen.

„Eugen!" flüſterte ſie und ihre Stimme bebte vor Aufregung. „Sie ſagen, du wäreſt wahnſinnig — ich glaube nicht daran. Komm, laß uns fliehen! Ich führe dich ans Ende der Welt und will dich heilen von der innern Qual! Die Wächter ſind beſtochen, die Pferde harren unſer, zaudre nicht, Eugen!"

Sie warf ſich neben ihm nieder und umſchlang ihn. Erſt jetzt bemerkte ſie Eliſabeth, welche die Lehne des Divans und die halbe Dämmerung des Gemachs verborgen hatte.

„Eliſabeth, zu mir und ſchütze mich!“ rief Eugen außer ſich und ſtieß Felicia zurück.

Felicia ſank, wild aufſchreiend, ohnmächtig zu Boden.

Der Arzt trat ein mit Licht.

Es war ein halbes Jahr ſeit jenem Tage verfloſſen. Derſelbe hatte, wie der Arzt richtig berechnet, eine Kriſis in Eugen's Zuſtande herbeigeführt, den Ausbruch eines typhöſen Fiebers, zu welchem die heißen Klimaten, welche er bereiſt, wahrſcheinlich bereits den Grund gelegt.

Die Pflege Eliſabeth's und der Aeltern hatten ihn dem Tode abgerungen und jetzt genas er in ihrer Mitte. Eliſabeth hatte nicht die Mühen, ſie hatte nur die Poeſie der Krankheit empfunden, welche ſie dem Geliebten wiedergab. Denn mit dem erſten hellen Licht, das in ſeinen umnachteten Geiſt fiel, erkannte ſie, daß die Schrecken des Irrſinns nur Folgen der Krankheit geweſen waren und mit ihr, ſcheinbar bis auf die Erinnerung ihrer Urſache, verſchwanden. Eugen hatte Felicia's Namen nicht wieder erwähnt; er verſuchte keine Rechtfertigung des letzten Jahres; die Zeit war wie verlöſcht aus ſeinem Gedächtniß, und Eliſabeth beſchwur ſeine Aeltern und die Mutter, nie dieſelbe mit einer Silbe zu berühren.

Die letztere ergab ſich nur widerſtrebend darein, aber ſie ergab ſich, da ſich durch den Umſtand das Material mehrte, welches ſie ſammelte, um der Familie eine — Rede zu halten, und vor allem, da Eliſabeth ihr endlich den Gefallen that, aufzublühen wie eine Roſe.

Jetzt waren freilich die Bedingungen zum Blühen da!

Der „Kapitän“ war jetzt mit ſeinen Plänen fertig, und wenn die Leute in der Stadt und die Familienglieder ſelbſt von der noch bevorſtehenden Hochzeit ſprachen, ſo lachte er heimlich.

Daß Madame Bertrand von Herrn van Bruck ein Schiff gekauft habe, wie Eugen's Vater ſagte: der Admiral eines ſtattlichen Dreimaſters ſei, war kein Geheimniß mehr; die Ausrüſtung und Befrachtung des Schiffs wurde eifrig betrieben und ſie war mit ihrem alten Adjutanten, dem Schiffsrheder, häufig auf der Reiſe zwiſchen den beiden Städten, aber über den eigentlichen Zweck ihres Kaufs ſchwieg ſie hartnäckig, denn der Staatsſtreich ſollte mit Aplomb erfolgen.

Sie wartete mit dieſem Coup aber auch keinen Augenblick länger, als bis der Adjutant ihr die Meldung brachte, daß die Auftakelung des Schiffs bis auf das letzte Wimpelchen vollendet ſei und die Bemannung bis auf den kleinſten Küchenjungen angeſtellt.

An dieſem Tage arrangirte ſie ein prächtiges Familiendiner, lud den Rheder dazu ein, damit er über alles Techniſche Rede ſtehe, und begann daſſelbe mit ihrer feierlichſten Feſthaube und mit der goldenſten Laune von der Welt. In der Mitte der Tafel, vor dem Brautpaar, welches der Mutter gegenüberſaß, ſtand ein prächtiger Dreimaſter von Zuckerkant mit Segeln von Silbergaze und Feſtons von Roſen.

Zum Nachtiſch, als Madame Bertrand das Geſpräch geführt hatte, wohin ſie es haben wollte, als Eugen's Aeltern von der zukünftigen Einrichtung und dem Wohnſitz des jungen Paars redeten, Eugen von den kriegeriſchen Ausſichten der Marine und ſeiner jährlichen Abweſenheit, und Eliſabeth, ſo oft dies verhängnißvolle Wort ihr Ohr traf, erblaßt war, erhob ſie ſich plötzlich mit dem Glaſe in der Hand und ſagte: „Mein Töchterchen, komm hierher, zu mir!“

Eliſabeth erwartete einen Scherz und ſtand lächelnd auf; als ſie aber das vollkommen ernſte und bewegte Geſicht ihrer Mutter ſah, ging ſie zu ihr und ſtellte ſich neben ſie.

Madame Bertrand nahm Eliſabeth's kleine Hand und legte ſie auf den Rand des Dreimaſters von Zucker.

„Mein liebes Kind“, ſagte ſie, „dies iſt das genaue Model des Schiffs, welches zum Auslaufen bereit im Hafen liegt und auf deinen Namen getauft iſt. Heute übergebe ich es dir als dein Eigenthum und erkläre zugleich, daß ich dich nur dem zur Gattin geben werde, welcher als Führer deines Lebens zugleich Führer und Kapitän dieſes Schiffs ſein will!“

„Dixi!“ ſtand in ihren Zügen, und ſo komiſch lächerlich, daß niemand von der Tiſchgeſellſchaft an der Ernſthaftigkeit ihres Entſchluſſes zu zweifeln wagte.

Es erfolgte eine athemloſe Pauſe und dann eröffnete Eugen's Vater den Sturm des Widerſtandes.

Eugen ſelbſt, welcher den Ort und Eliſabeth's Gegenwart der Discuſſion nicht angemeſſen fand, ſtand auf und verließ das Zimmer. Eliſabeth wollte ihm folgen, aber die Mutter hielt ſie ſtreng zurück, ja ſie gewann es über ſich, zu thun, als kümmere ſie ſich während der folgenden drei Tage, wo die Unterhandlungen ſchwebten, nicht

im mindeſten um Eliſabeth's rothgeweinte Augen, und — ſie gewann ihr Spiel.

Nach langen Verhandlungen mit Vater und Sohn unter vier Augen beſiegte ſie geſchickt alle Einwendungen. Der erſtere, für den Staatsdienſt erzogen und in ſeiner Carrière unterbrochen, voll Ehrgeiz und militäriſcher Bravour, befand ſich im empfindlichſten Dilemma; Eugen nicht in dem Grade wie ſein Vater; er war ein Kind der neuern Zeit und fand die ernſte Bethätigung der Kräfte in jeder Richtung gleich ehrenhaft; was ihn von dem Entſchluß zurückſchreckte, war der Gedanke, den Staatsdienſt zu verlaſſen und ſich von der Willkür eines einzelnen Menſchen abhängig zu machen.

Aber ein ſelbſtändiger Gedanke weiß den andern zu ſchätzen. Nicht ſobald als Madame Bertrand dieſe ſeine Befürchtung entdeckte, legte ſie ihm ein ſchriftliches Document vor, welches, im Fall Eugen einwillige, ihm den unverantwortlichen Beſitz des Schiffs garantirte. Kurz — was die beiden Männer aus Liebe zu der holden Eliſabeth an Logik einbüßten, das gewann die Mutter aus demſelben Gefühl, und nur die kleine Zauberin ſelbſt ahnte wenig, wie groß ihre Macht ſei.

Die Hochzeit war nahe und die „Eliſabeth" lag, feſtlich geſchmückt, zur Aufnahme des jungen Paars im Hafen bereit.

Eugen's Freund, Harri von Platen, hatte ſich von Madame Bertrand die Gunſt erbeten, das Brautſchiff aus dem einen Hafen in den andern hinüberzuführen, und da dieſe ihm, jetzt ausgeſöhnt, die Bitte gern erfüllte, ſo trat das ſtattliche Schiff die erſte kurze Seefahrt unter ſeinem Befehl an.

Nur Herr van Bruck ſah vom Balkon ſeines Hauſes der Abfahrt der „Eliſabeth" zu; Felicia's Räume lagen öde — ſie war fort.

Bald nach der Kataſtrophe im Irrenhauſe, welche ihr die Ueberzeugung aufgezwungen, daß Eugen für ſie verloren ſei, war es zu ſtürmiſchen Erklärungen zwiſchen ihr und ihrem Gatten gekommen; ſie hatte ihm ihren Entſchluß, ſein Haus zu verlaſſen, erklärt und ihn ausgeführt.

Die Leute und Freunde und ehrbaren Frauen hatten ſich des „Skandals" herzlich gefreut, konnten aber nicht ausmitteln, wohin Felicia, „die Komödiantin", gegangen ſei, und ob Herr van Bruck es wußte, war ſein Geheimniß. Platen brachte Eugen und Madame Bertrand nur dieſe Nachricht, und es war ſehr natürlich, daß man Eliſabeth's flehenden Augen gehorchte und die Angelegenheit, welche alle ſchmerzlich berührte, nicht weiter beſprach.

Außerdem ſtand die Vermählungsfeier, als Platen angekommen, in zwei Tagen bevor und der Gedanke daran löſchte jeden andern aus. Nur für Harri von Platen enthielten dieſe Tage noch eine beſondere Wendung ſeines Geſchicks. Er hatte das „Brautſchiff", wie Seeleute ſo häufig thun, auf der Fahrt faſt perſönlich lieb gewonnen; er freute ſich des Wiederſehens Eugen's und ſeiner reizenden Braut, er gefiel ſich in deſſen Familie, er ſöhnte ſich vollſtändig mit dem Entſchluſſe Eugen's aus und fürchtete ſich — obwol ſonſt ſehr wenig ſentimental — vor einer neuen Trennung von dem Freunde. Als Platen dies äußerte und Eugen ihn ſcherzend aufforderte, als erſter Offizier die Brautreiſe der „Eliſabeth" nach Weſtindien mitzumachen, ging dieſer faſt leidenſchaftlich darauf ein, und da das Schiff nicht für Paſſagiere eingerichtet war, dem jungen Paar alſo, wenn es ſich ſelbſt nicht vollſtändig genügte, ein gebildeter Umgang fehlte, ſo fand niemand etwas gegen ſeinen Entſchluß einzuwenden, und er that ſchleunigſt die nöthigen Schritte, um reiſebereit zu ſein.

Am Tage nach der Hochzeit betrat die junge von Glück ſtrahlende Frau zum erſten mal an Eugen's Arm ihr ſchwimmendes Palais.

Das Schiff hatte geflaggt, die Mannſchaft ſtand im Feſtſtaat, die junge Herrin feierlich zu begrüßen, das Verdeck war mit Blumen und die Maſten mit Laubgewinden geſchmückt; Platen empfing ſie, ſalutirend, in Steuermannsuniform und machte ihnen die Honneurs des Schiffs.

Madame Bertrand war gewiß eine praktiſche und im gewöhnlichen Leben proſaiſche Frau; aber in irgendeinem oft verſchütteten Winkelchen des Gemüths hat jeder Menſch ſein Fünkchen Poeſie, und da ſie nie von derſelben unnütz ausgegeben hatte, ſo war ihr der ganze Vorrath unangetaſtet geblieben und nun verſchwendet worden, um ihrem Kinde ein Aſyl der Liebe von der eigenſten und prächtigſten Art zu bereiten.

Die innere Einrichtung des Schiffs war gewiſſermaßen das Meiſterwerk ihres Lebens, und ſelbſt die Fehler ihres Geſchmacks, welche ſonſt häufig in prahleriſchem Luxus beſtanden, waren hier, da ſie gleichſam in Eliſabeth's Geiſte handelte, glücklich vermieden worden. Was es im Reiche der Kunſt und Induſtrie Schönes und

Zweckentſprechendes gab, ſie hatte es zu beſchaffen gewußt und das Ganze war im edelſten Stil gehalten. Der Salon mit ſeinen wundervollen Schnitzereien von koſtbaren Holzarten, ſeinem Parquet, ſeinen venetianiſchen Spiegeln, Oelgemälden und kunſtvoll eingerichteten Karten und Bücherſchränken gefiel beſonders den Männern; Eliſabeth dagegen war bezaubert, als Eugen die ſchweren Damaſtvorhänge hob und ſie in ihr Boudoir eintreten ließ. Die Wände waren mit purpurrothem Seidenzeug drapirt, die Decke von Sandelholz und reicher Goldbronze, im weichen Sammet des Teppichs verſank Eliſabeth's kleiner Fuß, die Divans luden zu ſtillen Träumereien der Liebe ein — ihr war, als könnten weder Sturm noch Wellen je hier eindringen, hier, in das noch verſchwiegenere Heiligthum, in deſſen Märchenpracht Eugen jetzt die junge Gattin führte und der Erröthenden die feuchten Augen küßte.

Noch einen Tag blieb die „Eliſabeth" im Hafen liegen und unter dem zierlichen Glaspavillon des Verdecks machte am Nachmittag deſſelben die anmuthigſte junge Frau einem auserleſenen Kreiſe die Wirthin ihres ſchwimmenden Hauſes. Sie war ſtill, wie es das höchſte Glück iſt, und ſie ſah aus wie verklärt. Eugen verwandte kein Auge von ihr, und ebenſo Platen, aber niemand beachtete ſeine ſeltſame Bewegung.

Eugen's Aeltern beſchäftigten ſich viel mit dem jungen Paar und dachten mit Wehmuth an die Trennung; nur der „Kapitän" ſchwamm, um ſo zu ſagen, mit vollen Segeln in Zufriedenheit; denn dies alles war ſein Werk und er war ſtolz darauf.

Am nächſten Morgen lichtete die „Eliſabeth" die Anker, ein friſcher Morgenwind ſchwellte die ſchneeweißen Segel und ſie ſteuerte nach Süden, entgegen der Tropenpracht Weſtindiens.

Faſt ein Jahr ſpäter befand ſich die „Eliſabeth" auf der Rückreiſe. Zwar ſteuerte ſie noch auf hoher See, aber in kurzem ſollte ſie in den Hafen von Amſterdam einlaufen, um dort zu verwerthen, was ſie von den Zeugniſſen Weſtindiens als Rückfracht mitgebracht hatte.

„Alles wohl an Bord", hatte Eugen jedem ſchnellen Dampfer mitgeben können, der ihnen auf der Fahrt begegnet und Europa früher als ſie erreichte.

Ja, einige Monden lang hatte der kleine Raum eines Schiffs ein Glück umſchloſſen, für deſſen verſchwiegene Seligkeit das Wort vergebens einen Ausdruck ſuchen würde. Eine Welt im kleinen, eine engumſchloſſene Welt, und doch Himmel und Ocean als Zeugen ihres Liebesglücks; ſo hatten Eugen uud Eliſabeth es empfunden, ſo hatten ſie es genoſſen und nicht daran gedacht, den Ring ins Meer zu werfen!

Aber wenn die Elemente von außen ihnen kein Unheil brachten, wenn Sturm und Wellen nicht eindrangen in Eliſabeth's zauberiſches Aſyl — ein anderes Element verfolgte ſie, ein wildes Feuer, vor dem ſie ſchauderte, als es ſie zum erſten mal aus glühendem Auge traf.

Man hatte Eliſabeth keinerlei weibliche Bedienung mitgegeben, weil man jede Fährlichkeit vermeiden wollte und mit Recht annahm, daß die Augen der Schiffsmannſchaft nicht wagen würden, ſich bis zu ihrer Herrin zu erheben; aber man hatte nicht daran gedacht und nicht gewußt, welche Gefahr man heraufbeſchwur, als man Platen geſtattete, die Reiſe der „Eliſabeth" mitzumachen.

Harri von Platen war Eugen's Freund, ſolange ihre Intereſſen nicht collidirten; er war es noch zu ſehr, um direct in ſein Recht einzugreifen, aber nicht genug, um mit feſtem Entſchluß ſeine Wünſche im Keim zu erſticken.

Sie richteten ſich auf Eugen's junge Gattin. Entſtanden, als er Eliſabeth zum erſten mal im Hotel, von Eugen verlaſſen, ſah, genährt durch die Trennung, waren ſie durch tägliches Beiſammenſein am Bord des Schiffs, durch ſtündliches Sehen der ſchönen Frau zu verzehrenden Flammen gewachſen.

„Schwach ſein, iſt ſchlimmer, als ſchlecht ſein", ſagt ein alter Spruch.

Harri ließ ſich Eliſabeth gegenüber zu jeder Aeußerung der Liebe fortreißen, welche nicht das Bekenntniß durch Worte iſt. Ein ſolches, eine Handlung, welche Platen aus einem Reſt von Gewiſſenhaftigkeit vermied, würde Eliſabeth ergriffen und die Situation geklärt haben. Aber eine Frau, welche liebt wie ſie Eugen, iſt unbefangen andern Männern gegenüber.

Als Eliſabeth Harri's wilde Aufregung bemerkte, war das Verhältniß zwiſchen den beiden Männern bereits zur qualvollſten Pein geworden, und vergebens machte ſie ſich die bitterſten Vorwürfe, den jungen Mann zu ſchweſterlich behandelt zu haben, nie das Alleinſein mit ihm vermieden, ihm jederzeit den Eintritt in ihre Gemächer geſtattet zu haben. Es war ſo natürlich geweſen! Wo hätte er ſich, bei der Einförmigkeit der Lebensweiſe, bei einer ihn nicht ausfüllenden

Thätigkeit, ohne andern Verkehr denn wohler fühlen ſollen als bei ihnen im Salon, leſend oder ſchreibend, als in ihrem Boudoir auf behaglichem Fauteuil oder neben ihr am Piano, da der alte verwetterte zweite Steuermann bei ruhiger Fahrt ſeine Stelle ebenſo gut vertreten konnte, wie Eliſabeth dachte, und ſie ſich unter deſſen Obhut inſtinctiv noch ſicherer fühlte als unter der Leitung von Harri's Händen.

Zu dieſer Zeit würde Eliſabeth ihrem Gatten unbefangen mitgetheilt haben, was ſie bemerkt zu haben glaubte, wenn Eugen nur die leiſeſte Andeutung in dieſer Richtung gemacht hätte; aber ſie ſchwieg, theils aus Rückſicht für Harri, theils weil ſie fürchtete, einem Unbeſtimmten feſte Geſtalt zu geben. Sie wollte die natürliche Löſung dieſer Wirren der Rückkehr anheimgeben und beunruhigte ſich nicht allzu ſehr darum, denn ein anderer Schatten zog nach einem halben Jahre der Ehe an ihrem Himmel herauf: der düſtere und unſtete Geiſt, welcher ſich Eugen's von neuem zu bemächtigen ſchien, ohne daß ſie ihn zu bannen vermochte, oder ihr nur in den Sinn gekommen wäre, denſelben mit Harri's Verirrung in Verbindung zu bringen.

In Wahrheit war der Grund, daß Eugen ſchwieg und bis zur Verzweiflung litt, die Schuld. Die unerbittliche Schuld, welche ſich am unfehlbarſten an den edelſten Naturen rächt, die Schuld, von ihm begangen an dem reinſten und anbetungswürdigſten Weſen, die Schuld, unverſöhnt und unvergeſſen ſein Herz belaſtend und nur von der himmliſchen Liebe und der ſchweigenden Verzeihung ſeines Weibes dann und wann in Schlaf gelullt.

Der Fluch der Schuld vergiftete ihm die reinſte Seligkeit des Augenblicks, denn ſie iſt ſo furchtbar, weil ſie dem, der die Treue gebrochen, den Glauben an die Treue des andern nimmt. Die Mitwiſſenſchaft Harri's zwang ihn zur Duldung gegen deſſen Verrath der Freundſchaft, welcher ihn empörte; das eigene böſe Gewiſſen trieb ihn zum Zweifel an Eliſabeth's Reinheit und würde ihm den Vorwurf auf der Lippe erſtickt haben, wenn der Beweis, daß ſie ihm thue, wie er ihr gethan, das Maß ſeines Unglücks voll gemacht hätte.

Der Dämon, welcher ihn verfolgte, ließ ihn mit glühenden Augen ſuchen nach dieſem Beweis; ein Erröthen ſeiner Gattin glaubte er von dem Liebesblick eines andern auf ihr keuſches Antlitz gehaucht; ein Zucken ihrer Hand erſchreckte ihn, ein Schweigen ihrer kindlichen Lippen ſchien ihm Sehnſucht nach einem fremden Bilde.

Derſelbe Dämon war es, welcher, den böſen Samen der Schuld weiter tragend, in Harri's Anſichten von Ehrenhaftigkeit die Verwirrung brachte und ihn, von Leidenſchaft verblendet, der Sünde ledig ſprach, weil er ſelbſt Eugen derſelben zeihen konnte.

In ſolchem Conflict nebeneinander geſtellt, jeder durch ein beſtimmtes Motiv zum Schweigen verurtheilt, in einer räumlichen Nähe, welche das Ausweichen unmöglich machte, ſteigerte ſich die Lage dieſer drei Menſchen, welche unter den vollen Auſpicien des Glücks hinausgeſchifft waren, allmählich zu einer ſo äußerſt qualvollen, daß gegen das Ende der Reiſe jeder von ihnen dem folgenden Tage wie einem Abgrunde entgegenſah, der einen unheilbaren Riß in ihr Leben bringen könne. In dieſer Lebensſtimmung und in dieſer Stellung zueinander näherten ſie ſich den heimatlichen Küſten und die „Eliſabeth" lief wohlbehalten in den prachtvollen Hafen von Amſterdam ein.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Karl Martell.

Ein deutſches Geſchichtsbild von Karl Silberſchlag.

I.

Um die Geſchichte Karl Martell's richtig beurtheilen zu können, müſſen wir einen Blick auf die Zeitverhältniſſe werfen, unter denen er auftrat.

Schon im 7. Jahrhundert waren die Könige der Franken aus dem Geſchlecht der Merovinger zu bloßen Schattenfürſten herabgeſunken, die blos noch dem Namen nach Könige waren, während die wirkliche Regierung in den Händen der Großen lag.

Der Vater Karl Martell's, Pipin, hatte urſprünglich durch Wahl des Volks und der Großen die oberſte Gewalt in Auſtraſien, einem Gebiet, welches etwa das jetzige Belgien und die preußiſche Rheinprovinz umfaßte, errungen; ſpäter hatte er auch Neuſtrien, das weſtlich von Auſtraſien belegene nördliche Frankreich, ſich unterworfen. Sein Verhältniß zu dem merovingiſchen König ſcheint ein ähnliches geweſen zu ſein, wie etwa jetzt in Japan das Verhältniß des Teikun zum Mikado oder wie lange Zeit in Oſtindien das Verhältniß des Groß-Moguls zu ſeinen Vaſallen. Der merovingiſche König lebte auf einem unbedeutenden Gute, Mamaccä, unweit der heutigen Stadt Compiègne, in einer Art Gefangenſchaft;

die Regierung ward von Pipin als Majordomus und Herzog jedoch nur im Namen des Königs geführt. Bei den jährlichen Verſammlungen der Großen, die gewöhnlich im März ſtattfanden, hatte der König, auf einem Thron ſitzend, den Vorſitz; aber der Majordomus leitete die Verhandlungen und verkündigte zuletzt, vor dem Thron ſtehend, ſeine nach Rückſprache mit den Großen gefaßten Beſchlüſſe ſo, als ob ſie Anordnungen des Königs wären. Dieſer ſelbſt wurde von den Reichstagen aus ſofort mit geringer Begleitung in ſeine halbe Gefangenſchaft nach Mamaccä zurückgeführt.

Uebrigens erſtreckte ſich Pipin's Herrſchaft nur über Auſtraſien, Neuſtrien und einen Theil von dem rechts-rheiniſchen Deutſchland. Seine Oberhoheit über Baiern, Schwaben und Aquitanien, welches letztere damals das Land von den Pyrenäen bis zur Loire umfaßte, war nur eine nominelle; denn dieſe Länder erkannten zwar die Oberhoheit des merovingiſchen Königs an, hatten aber eigene Herzoge, welche in ihren Gebieten factiſch ebenſo unabhängig waren als Pipin in dem ſeinigen, und welche wiederholt mit Pipin Krieg führten.

Von großer Bedeutung für die ſpätern Schickſale Karl Martell's waren die häuslichen Verhältniſſe Pipin's. Dieſer hatte nämlich zugleich zwei Frauen, Plectrudis und Alpais. Wir müſſen uns hier erinnern an die Angabe des Tacitus, welcher über unſere Vorfahren mittheilt, unter allen Barbaren ſeien die Deutſchen faſt die einzigen, bei denen Monogamie herrſche; nur die Fürſten der Deutſchen pflegten in der Regel mehrere Weiber zugleich zu haben.

Aus Cäſar's Mittheilung iſt auch bekannt, daß Arioviſt, der ſueviſche Fürſt, der von Cäſar beſiegt wurde, zugleich zwei Frauen hatte, und dieſe Sitte der Polygamie, die unſern heutigen Gewohnheiten ſo ſehr widerſpricht, blieb bei den fränkiſchen Fürſten noch lange nach ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum in Gebrauch. So z. B. hatte der König Dagobert, der um das Jahr 630 lebte, zugleich drei Ehefrauen, welche alle den Rang von Königinnen hatten, und noch eine Anzahl Concubinen. (Pertz, „Geſchichte der fränkiſchen Hausmeier", S. 37.)

Wir können uns daher nicht wundern, daß auch Pipin, dem zum König nichts als der Titel fehlte, für ſich die Erlaubniß der Polygamie in Anſpruch nahm. Seine Gemahlinnen, Plectrudis und Alpais, waren beide von edler fränkiſcher Abſtammung. Die chriſtliche Kirche wollte jedoch — und gewiß mit Recht — zu jener Zeit auch den Fürſten nicht mehr das Recht der Polygamie zugeſtehen und betrachtete nur Plectrudis, welche zuerſt mit Pipin vermählt war, als deſſen wahre Ehefrau. Der Biſchof Lambert von Tongern, der einmal öffentlich der Alpais erklärt hatte, daß ſie nach den Satzungen der Kirche nicht die wahre Ehefrau Pipin's ſei, zog ſich dadurch den Haß der nächſten Blutsverwandten der Alpais zu und ward nach manchen andern Verfolgungen auf deren Anſtiftung im Jahre 707 von einem gewiſſen Dado, einem der vornehmſten Beamten Pipin's, bei Nacht überfallen und am Altar einer Kirche, in die er ſich geflüchtet hatte, ermordet. Dieſe blutige That erregte ſelbſt in jener rohen und gewaltthätigen Zeit den allgemeinen Unwillen. Lambert gewann durch ſeinen Tod den Ruf eines Heiligen. An dem Orte, wo er erſchlagen war, ward über ſeiner Leiche eine prächtige Kirche erbaut; es ward dieſer bis dahin unbedeutende Ort, das jetzige Lüttich, zum Sitz eines Biſchofs und bald zu einer bedeutenden Stadt, in deren Bezirk noch jetzt Lambert der höchſten Verehrung genießt. In der That war er als Opfer gefallen in dem Kampfe, welchen er mit männlichem Muth für das Princip der Monogamie gegen die altheidniſchen Rechtsgewohnheiten jener rohen Zeit gekämpft hatte.

Pipin hatte nun aus der Ehe mit Plectrudis zwei Söhne, Drogo und Grimuald, und aus der Ehe mit Alpais gleichfalls mehrere Kinder, deren älteſter Karl war, der ſpäter unter dem Namen Karl Martell hohen Ruhm und Ehre erwerben ſollte.

Da nun aber Drogo und Grimuald vor Pipin ſtarben, ſo beſtimmte er, daß der unmündige Sohn des Grimuald, Theoduald, ihm in ſeinem Amte als Majordomus folgen ſollte, und übergab der Plectrudis die Führung der Regierung während der Unmündigkeit des Theoduald. Bald darauf ſtarb Pipin im Jahre 714, und Plectrudis ergriff in der That im Namen ihres unmündigen Enkels Theoduald die Zügel der Regierung. Ihren Stiefſohn, Karl Martell — wir wollen ihn ſchon jetzt ſo nennen, obwol der Beiname Martell ihm erſt ſpäter beigelegt wurde —, der damals achtzehn Jahre alt war, ließ Plectrudis ins Gefängniß werfen.

Allein es gelang ihr nicht, die Herrſchaft längere Zeit zu behaupten. Zunächſt empörten ſich die Neuſtrier unter einem Majordomus, Ragan-

frid, und ſchlugen das von ihr abgeſandte Heer, fielen auch ſelbſt verwüſtend in Auſtraſien ein. Dann ergriffen auch die Frieſen, welche zu jener Zeit Holland, Seeland und überhaupt den nördlichen Theil des jetzigen Königreichs der Niederlande bewohnten und ſeit langer Zeit erbitterte Feinde der auſtraſiſchen Franken waren, unter ihrem Herzog Radbod die Waffen gegen die Franken. Während Plectrudis nach Köln flüchtete, welches damals als die bedeutendſte Stadt Auſtraſiens galt, entſprang Karl Martell aus dem Gefängniß. Raſch gelang es ihm, ein Heer zuſammenzubringen, denn unter den alten Kriegsleuten ſeines Vaters Pipin waren viele, welche der Meinung waren, daß er der eigentliche Erbe der Herrſchaft Pipin's hätte ſein müſſen; andere ſchloſſen ſich an ihn an, weil ſie zu ihm trotz ſeiner Jugend das Zutrauen hatten, daß er ſeinem Vater an Tapferkeit und Gerechtigkeit gleichen werde und weil ſie keinen andern Führer hatten, unter dem ſie den verwüſtenden Feinden hätten entgegentreten können.

Als nun im März des Jahres 716 der Herzog Radbod mit einer frieſiſchen Flotte den Rhein aufwärts gegen Köln vordrang, während gleichzeitig die Neuſtrier von Weſten her in Auſtraſien einfielen, ging Karl Martell den Frieſen entgegen. Es kam zwiſchen ihm und dem Radbod zu einer blutigen Schlacht, die zwar unentſchieden blieb, nach welcher aber Karl, deſſen Heer an Zahl weit ſchwächer war als das der Frieſen, ſich zurückziehen mußte. Die Frieſen und Neuſtrier vereinigten ſich nun und belagerten Köln, während Karl ſich genöthigt ſah, ſein Heer in einzelne Haufen zu theilen, um zu verſuchen, durch Abſchneiden der Zufuhr und kleinere Gefechte dem Feinde zu ſchaden.

Die Frieſen und Neuſtrier gaben zuletzt gegen eine Geldſumme, welche ſie von Plectrudis erhielten, die Belagerung von Köln auf und zogen in ihre Heimat zurück. Karl verfolgte die Neuſtrier. Es gelang ihm, mit einer Schar von nur 500 Mann in den Ardennen unerwartet ein bedeutendes Heer der Neuſtrier zu überfallen und in die Flucht zu ſchlagen; dieſe kühne That verſchaffte ihm ſo vielen Ruf und Anhang, daß er es wagen konnte, im Jahre 717 ſelbſt zum Angriff gegen die Neuſtrier überzugehen. Am 21. März 717 kam es zwiſchen ihm und dem Heerführer der Neuſtrier bei Vincy zur entſcheidenden Schlacht. Das Heer der Neuſtrier war an Zahl weit überlegen, aber es beſtand meiſtens aus ungeübten Truppen, während das Heer Karl Martell's größtentheils aus Männern beſtand, die ſchon unter ſeinem Vater und ſeinem ältern Bruder Grimuald in zahlreichen Feldzügen gegen Alemannen, Frieſen, Baiern gedient hatten.

Dieſem Umſtand wird der glänzende Sieg zugeſchrieben, den Karl Martell erfocht und nach welchem ſich ihm der größere Theil der Neuſtrier unterwarf. Hierauf zwang er ſeine Stiefmutter Plectrudis, ihm den Schatz ſeines Vaters Pipin auszuliefern und ihn als den Nachfolger von deſſen Macht anzuerkennen. Den Titel eines Königs nahm er nicht an, ſondern ließ einen Abkömmling aus dem merovingiſchen Fürſtengeſchlecht, Namens Clothar, den Thron beſteigen, gab demſelben auch nach ſeiner Willkür Nachfolger bis zum Jahre 737, er ſelbſt aber führte, ohne dem König mehr als den leeren Namen der Herrſchaft zuzugeſtehen, die Regierung unter dem Titel eines Majordomus oder eines Herzogs und Fürſten der Franken (dux et princeps Francorum).

Auch nach ſeiner Anerkennung durch Plectrudis blieb nun aber die Regierung Karl's bis wenige Jahre vor ſeinem Tode eine faſt ununterbrochene Folge von Kriegen.

Im Jahre 718 wies er einen Angriff der Sachſen zurück und drang durch Weſtfalen bis zur Weſer vor. Im Jahre 719 hatte er abermals mit Raganfrid zu kämpfen, der ſich mit den ſüdlich von der Loire wohnenden Aquitaniern verbündet hatte, beſiegte die Neuſtrier und Aquitanier nochmals in einer blutigen Schlacht bei Soiſſons und erſtürmte die Stadt Paris, damals ſchon die größte Stadt des heutigen Frankreich, worauf ſich Raganfrid unterwarf. Im Jahre 720 zog er gegen die Sachſen. In den Jahren 722 und 723 hatte er wieder mit den Frieſen zu kämpfen. Als er von dieſen einmal geſchlagen war, empörte ſich Raganfrid abermals wieder gegen ihn. Nachdem er dieſen beſiegt hatte, griff er die Alemannen und Baiern an und nöthigte ſie, nicht ohne blutige Kämpfe, ſeine Oberhoheit anzuerkennen.

Im Jahre 731 griff er den Herzog Eudo von Aquitanien an, der das ſüdliche Frankreich von den Pyrenäen bis zur Loire beherrſchte, und ging in Einem Jahre zweimal über dieſen Fluß. Der Kampf zwiſchen ihm und Eudo ward jedoch plötzlich durch das Auftreten eines dritten Gegners, der beide gleich ſtark bedrohte, unterbrochen.

Es waren dies die Araber, welche von Spanien aus im Jahre 732 einen Angriff auf Frankreich machten.

Ehe wir nun auf dieſen Kampf von wahrhaft weltgeſchichtlicher Bedeutung eingehen, den Karl Martell und Eudo gemeinſam gegen die Araber zu beſtehen hatten, wollen wir kurz betrachten, in welchem Zuſtande ſich zu Anfang des Jahres 732 Reich und Kriegsmacht Karl Martell's befanden. Der Hauptſitz ſeiner Macht war zu jener Zeit noch immer Auſtraſien, d. h. ein Landſtrich, welcher etwa das jetzige Belgien und die preußiſche Rheinprovinz umfaßte und an den ſich auch die fränkiſchen Länder öſtlich des Rhein, nördlich vom Gebiet der Schwaben oder Alemannen und Baiern, anſchloſſen. Neuſtrien, d. i. das jetzige nordweſtliche Frankreich, hatte ſich ungern unterworfen, die Alemannen und Baiern hatten Karl Martell zwar gehuldigt, aber doch ihre eigenen Herzoge und ſomit eine Art provinzieller Selbſtſtändigkeit beibehalten.

Die Kriegsmacht Karl's hatte bis dahin lediglich in den Lehnsleuten ſeines Vaters, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, und in Soldtruppen beſtanden, die er durch für jene Zeiten hohe Belohnungen in ſeinen Dienſt gezogen hatte. Ueber die Art, wie er dieſe Truppen bezahlte, wird in der Chronik von Verdun, deſſen Verfaſſer freilich ein Feind unſers Helden iſt, geſagt:

„Er hat mit ſolcher Verſchwendung den Schatz verſchleudert, er hat ſo viel den Soldaten gegeben, welche man soldarii zu nennen pflegte und welche aus allen Ländern der Welt des Gewinnes wegen zu ihm zuſammenliefen, eine Menſchengattung, die verhaßt und unredlich iſt und damals zuerſt ins Leben trat, daß er nicht genug hatte am Schatze des Reichs, an der Plünderung der Städte, vielfacher Verwüſtung auswärtiger Länder, Beraubung von Kirchen und Klöſtern und den Tributen der Provinzen. Er wagte ſogar, als dies nicht mehr ausreichte, die Ländereien der Kirchen in Beſitz zu nehmen und ſie ſeinen Kriegsgefährten zu übergeben. Zuletzt ſcheute er ſich nicht, ſelbſt die Biſchofsſtellen an Laien zu geben.“

Unrichtig iſt in dieſer Darſtellung allerdings die Angabe, daß in jener Zeit zuerſt Soldtruppen aufgetreten ſeien; hatte ja doch ſchon Cäſar deutſche Soldtruppen angeworben! Aber es mag wol ſein, daß lange Zeit die Kriege der Franken nur von den Lehnsleuten der Fürſten und Großen oder von Scharen, die durch Hoffnung auf Beute gelockt waren, geführt waren und daß erſt Karl Martell bei den faſt ununterbrochenen Kriegen, die er führte, ſich genöthigt ſah, für Geld Truppen zu werben.

Der Krieg gegen die Araber im Jahre 732 iſt nun aber offenbar nicht von einem bloßen Söldnerheer, ſondern von einem Maſſenaufgebot der Deutſchen und der den Franken unterworfenen nichtdeutſchen Volksſtämme geführt.

Die Araber hatten ſeit dem Tode Mohammed's im Jahre 632, getrieben von religiöſem Fanatismus, von Ehrgeiz und Beutegier, eine Reihe von Eroberungskriegen begonnen; ſie hatten Perſien, den größern Theil von Vorderaſien, Aegypten, das nördliche Afrika und zuletzt noch Spanien ihrer Herrſchaft unterworfen. Allerdings war ihre Siegeslaufbahn zuweilen durch Unglücksfälle und Niederlagen unterbrochen worden, wie ſie denn zweimal die von ihnen unternommene Belagerung von Konſtantinopel hatten aufgeben müſſen; im ganzen und großen aber hatten ſie in dem Zeitraum vom Jahre 632 — 732 keinen Feind gefunden, der ihnen in offener Feldſchlacht gewachſen geweſen wäre; die Perſer, die Heere des oſtrömiſchen Kaiſerreichs, die Mauren und die übrigen Völker Nordafrikas und zuletzt die in Spanien herrſchenden Weſtgothen hatten in blutigen Schlachten die Ueberlegenheit der Araber kennen gelernt.

Als dieſe nach der Eroberung Spaniens in das ſüdliche Frankreich eindrangen, hatte ihnen Eudo, der Herzog von Aquitanien, eine Zeit lang erfolgreich widerſtanden, namentlich hatte er im Jahre 719 bei der Stadt Toloſa, dem jetzigen Toulouſe, ein arabiſches Heer geſchlagen. Im Jahre 732 fiel nun aber Abderrhaman, Statthalter des Khalifen in Spanien, mit einem Heer, deſſen Zahl von gleichzeitigen Chroniſten auf 400000 Mann angegeben wird, in das ſüdliche Frankreich ein. Eudo fühlte ſich dieſem Angriff nicht gewachſen und bat Karl Martell um Hülfe. Dieſer verſprach ſofort die erbetene Hülfe, rieth aber Eudo, wie namentlich ein ſpäterer ſpaniſcher Geſchichtſchreiber, Rodericus Toletanus, auf Grund arabiſcher Berichte mittheilt, bis zu ſeiner Ankunft eine Schlacht zu vermeiden. Eudo hatte geſchrieben, er hoffe den Sieg davonzutragen, denn die Franken (d. h. wahrſcheinlich die geſammte Macht Eudo's und Karl Martell's) ſeien den Arabern an Zahl überlegen und auch beſſer bewaffnet, weil ſie Schilde trügen, welche die Araber nicht hätten. Karl Martell antwortete

ihm jedoch, nicht durch die Zahl der Truppen, auch nicht durch die beſſere Bewaffnung werde der Sieg entſchieden, ſondern durch die Tapferkeit der Soldaten; er möge durch die Plünderungen der Araber ſich nicht zu früh zu einer Schlacht verlocken laſſen.

Als nun aber die Araber nach Einnahme einer großen Zahl anderer Städte auch Burdegala, das heutige Bordeaux, welches einſt mit Erfolg dem Attila widerſtanden hatte, erobert hatten und über die Garonne gegangen waren, glaubte Eudo ihnen entgegentreten zu müſſen und wurde vollſtändig geſchlagen. Hierauf nahmen und zerſtörten die Araber Poitiers und Tours; bei letzterer Stadt trat ihnen nun aber das Heer entgegen, welches Karl Martell bei Paris zuſammengezogen hatte und dem ſich die Reſte der Truppen Eudo's angeſchloſſen hatten. Es war dies im October des Jahres 732; früher hatte, wie man annehmen muß, Karl Martell ſein Heer nicht in genügender Stärke zuſammenziehen können.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Thier- und Menſchenleben in Auſtralien.

Von Wilhelm Girſchner.

V.

Ein ſolcher von einem Wilden ausgeführter Bumerangwurf iſt für einen europäiſchen Zuſchauer ein höchſt gefährliches Spiel. Die Bewegung dieſer Waffe ſcheint den Wurfgeſetzen Hohn zu ſprechen und grenzt ans Wunderbare; ihr Bau gründet ſich indeſſen auf ein ſtreng mathematiſches Princip, das aber von den Wilden gewiß nur durch Zufall gefunden wurde. In ihren Händen iſt der Bumerang eine furchtbare Waffe, welche den Getroffenen ungewiß läßt, von wo der Schlag kommt, und womit ſie recht leicht einen hinter einem Baum verſteckten Feind erreichen können, dem Kugel oder Speer nichts anhaben würden; während er, von einem Europäer gebraucht, ebenſo gefährlich für den Werfenden wie für das Ziel iſt. Er verdankt ſeinen Urſprung ohne Zweifel der Emu- und Kängurujagd, indem hierbei das Thier den Jäger nicht ſehen darf. Selbſt wenn ein Gebüſch dazwiſchen iſt, wird es mit unfehlbarer Gewißheit von dem um die Ecke kommenden Bumerang niedergeſtreckt; auch unter einer Kette aufſteigender Enten richtet dieſe Waffe entſetzliche Verwüſtung an.

Die künſtlichen Arbeiten der Auſtralneger beſtehen in Spinnen von Faden aus einer Waſſerpflanze und den Haaren und Sehnen verſchiedener Thiere, die ſie kauen und durch Reiben der Hand auf dem Schenkel zu Fäden bilden, woraus die Weiber Netze ſtricken und Taſchen anfertigen. Auch machen ſie Beutel aus Känguruſellen und Trommeln aus den ausgeklopften Häuten des Opoſſums. Aus einer eigenthümlichen Grasart flechten ſie niedliche Matten und Körbe. Aus Thierfellen verfertigen ſie ihre Kleidungsſtücke, indem ſie mit Fäden aus den Muskelfaſern des Känguru's recht hübſch nähen können, wobei ein zugeſpitztes Stück Knochen die Stelle der Nadel vertritt. Dieſe Kleidungsſtücke oder vielmehr Decken ſind faſt viereckig und werden über die linke Schulter geworfen und an der rechten befeſtigt, ſodaß ſie den rechten Arm frei und unbehindert laſſen; im übrigen beſteht ihr Anzug aus nichts weiter als einer mitten um den Leib geſchlungenen Matte. Die Frauen ſchlagen die Felldecke über den Rücken und die linke Schulter und nehmen ſie unter dem rechten Arm durch; das Ganze wird dann durch eine Schnur, die über Decke und Rücken geworfen wird, zuſammengehalten, wodurch eine Art Taſche auf dem Rücken bleibt, in der ſie ſtets die Kinder tragen. Die Canots der auſtraliſchen Wilden ſind merkwürdige Dinger und gar ſehr verſchieden von jenen ſorgfältig und künſtlich gebauten Canots aus der elaſtiſchen und zähen Birkenrinde der nordamerikaniſchen Indianer, womit dieſe ſelbſt über die erregten Wogen der gewaltigen Seen Nordamerikas blitzſchnell hinüberziehen. Es iſt nur ein einfaches Stück Rinde von einem Gummibaum, und zwar, um ſich aller weitern Mühe zu überheben, von einem gebogenen Baume, von dem das äußere Knie genommen wird; um das Einlaufen des Waſſers zu verhindern, iſt vorn und hinten ein Erddamm erbaut. Auf dieſem einfachen Canot rudert der Wilde blos mit ſeinem Speer den Fluß hinauf nnd herunter, hinüber und herüber, wobei er fortwährend genau balanciren muß, denn durch die geringſte falſche Bewegung würde ſich das Canot unrettbar füllen und ſinken.

Die auſtraliſchen Wilden ſind keineswegs ſo ungeſellig, als man glauben ſollte. Einigemal im Jahre halten ſie mit verſchiedenen andern Stämmen ordentliche Zuſammenkünfte, entweder zu einem freundlichen Feſt oder zu Krieg. Dann ſind ſie, manchmal zu 200 — 300, nach den

Stämmen über die Ebene vertheilt. Ein gewiſſer Stamm, zu dem man marſchirt, hat zur Aufnahme ſeiner Gäſte ein großes Feuer angezündet und eine Menge Zelte aus Baumzweigen errichtet. Die verſchiedenen Gruppen verſammeln ſich in kriegeriſcher Stellung, die Körper und Schilde mit bunten Farben bemalt, und jeder erwachſene Mann trägt einen Speer. Die ſich nicht kennen, werden einander förmlich vorgeſtellt, wobei alle Leute ihren Stammbaum und die Lage ihres Landes den übrigen mittheilen. Sobald die Nacht einbricht, beginnen die großen Corroberies oder Nationaltänze, der wunderlichſte und ſcheußlichſte Tanz, den eine wilde Nation aufzuweiſen hat. Die Männer ſetzen ſich in den Mittelpunkt eines von Weibern und Kindern geformten Kreiſes. Die Weiber beginnen auf einem feſt über die Knie geſpannten Fell ein trauriges Getrommel, das ſie mit einförmigen Tönen begleiten. Plötzlich ſpringt eine Anzahl Männer mit einem lauten Geheul empor und eröffnet den ſchauerlichen Tanz. Beinahe nackt und auf die wunderlichſte Art über und über mit weißen und gelben Farbeſtoffen bemalt, indem ſie erſt den ganzen Körper, Haut und Barthaar mit einer Miſchung von Fett nnd rothem Ocker beſchmieren und darauf gepulverten Kalk in Streifen und Kreiſen ſtreuen, was beſonders des Abends bei Flammenbeleuchtung eine geſpenſterähnliche Wirkung thut, nähern ſie ſich einem großen Feuer, das ſie außerordentlich genau nach dem Takt der Trommel und des Geſanges mit den wunderlichſten Sprüngen, Bewegungen und Grimaſſen umtanzen. Einige ſehen, indem ſie die Rippen und Gebeine durch weiße Streifen auf der Haut andeuteten, ſcheußlichen Todtengerippen ähnlich, andere haben, gleich dem Gott Mercur, Zweige um die Knöchel gewunden, während andere ihre Haarlocken wie Schlangen um die Köpfe ſchütteln, das Weiße des Auges hervordrehen und die Zähne fletſchen; zwiſchen ihnen bewegen ſich ſcheußliche Kerle mit langen Stangen, Keulen und Knitteln, die ſie über die Köpfe ſchwingen. Die Tänzer drücken jedesmal durch ihre Bewegungen und Geberden den Inhalt der ſie begleitenden Geſänge aus, der ſich bald auf Liebe oder Jagd, bald auf Krieg oder anderes bezieht. Eine Nachahmung des Orkans, wie er durch den Wald ſauſt, beginnt mit langſamen und gemeſſenen Bewegungen; oder mit wechſelnder Heftigkeit und Schnelligkeit ertönen die Schläge der Trommel und auch der Tanz wächſt zu ſchnellerm Tempo an, bis die Bewegungen ſo heftig werden, wie menſchliche Glieder nur überhaupt dergleichen zu machen im Stande ſind und die Scene ein unbeſchreibliches Chaos von Springen, Heulen und Fratzen darbietet und in ſo ſchreckliche Wildheit ausartet, daß der Zuſchauer unwillkürlich um ſeine Sicherheit beſorgt wird. Dann wieder folgt ein wilder Kriegstanz. Die ganze Schar theilt ſich in zwei Parteien und ſtürmt nach einem Chor von wahrhaft betäubendem Gebrüll zu dichtem Handgemenge gegeneinander. Eine Partei wird beſiegt und in das Dunkel getrieben, von wo dumpfe Keulenſchläge, Stöhnen und wildes Siegesſchrei den Eindruck eines wirklichen blutigen Gemetzels vollenden. Das flackernde Licht der Flammen erhöht den eigenthümlichen, ſeltſamen Eindruck der hier vorgeführten Scenen. Den ergötzlichſten Theil der Feſtlichkeit bildet der „Känguru- oder „Emutanz", wo die ſchwarzen Burſchen in höchſt komiſcher und ergötzlicher Weiſe eine aufgeſcheuchte Heerde dieſer Thiere nachahmen, zuſammenſpringen und -laufen, oder auch der geſchickteſte eines Stammes plötzlich in der Mitte der verſammelten Zuſchauer mit einem langen Schwanze erſcheint, auf den Knien umherſpringt, Gras frißt, raſch in die Höhe guckt und um ſich ſchaut, als ob er Gefahr wittere, und ſo das Känguru in jeder Weiſe überraſchend nachäfft.

Kommen jedoch dieſe Stämme in feindlicher Abſicht zuſammen, dann hält jede Partei ihren Tanz für ſich, wobei ſie ſich durch paſſende Worte und Geberden anzufeuern und zu ermuthigen pflegen. Die eigentliche Schlacht wird am andern Morgen geliefert, wobei es unter dem Zuſchauen der Frauen und Kinder zu kaltblütigen Gefechten kommt, die meiſt nicht angeſtellt werden, um ſeine Rache zu kühlen, ſondern ſeine Bravour und Tapferkeit zu zeigen, obgleich es auch bisweilen gilt, einen von einem fremden Stamme angethanen Schimpf zu rächen.

Veranlaſſung zu Zwiſtigkeiten gibt meiſtens eine Art religiöſen Wahnſinns oder Aberglaubens. Dieſe Wilden glauben nämlich an keinen natürlichen Tod, und jeder, der von dem Stamm ſtirbt, iſt ihrer Meinung nach das Opfer der heimlichen Zauberei irgendeines andern Stammes. Der nächſte Verwandte des Geſtorbenen zieht nun, angetrieben von dem Geheul und Wehklagen der Weiber, aus und ruht nicht eher, als bis er das Nierenfett des erſten beſten Mannes vom feindlichen Stamme, den er antrifft, als Sühnopfer ins Lager gebracht. Wie nämlich der nord-

amerikaniſche Indianer den Skalp, einzelne afrikaniſche Stämme den Kinnbacken, die Neuſeeländer den ganzen Kopf, der Eingeborene der Inſel Luzon die Waden des in ihre Gewalt gekommenen Feindes verlangen, ſo nimmt der auſtraliſche Wilde das Nierenfett deſſelben als entriſſene Siegestrophäre mit hinweg und reibt ſich damit ein, in der Meinung, dadurch die geraubte Stärke des Beſiegten auf ſich zu übertragen. Nach einem Todesfalle beſprenkeln und bemalen ſich Männer und Weiber mit weißem Thon, da weiß die Trauerfarbe iſt, Haupthaar und Bart wird abgeſchnitten, manchmal auch heiße Aſche auf den Kopf gelegt, daß das Haar bis auf die Wurzeln abſengt. Bei der Leichenfeier finden Tänze oder eine Art Kampfſpiele ſtatt, in denen Blut fließen muß, um die Manen des Todten zu verſöhnen. Sie glauben, der böſe Geiſt (ihr Teufel) habe ſie nach ihrem Tode in ſeiner Gewalt, weshalb ſie ihn durch allerhand Lärmen und wunderliche Sprünge über den Leichnam wegzuſcheuchen, und, da ſie ihn für furchtſam halten, in Schrecken zu ſetzen ſuchen. Todtgeborene oder ſehr kleine Kinder werden meiſtens verbrannt, ältere Perſonen dagegen werden unverbrannt in die Erde begraben; doch iſt es bei einigen Männern auch Sitte, bis vier Jahre alte Kinder erſt mehrere Monate nach ihrem Tode zu begraben. Dieſe werden ſorgfältig eingepackt und den Tag über von der Mutter auf dem Rücken herumgetragen und in der Nacht von ihr als Kopfkiſſen gebraucht; erſt wenn ſie ganz trocken und mumienartig geworden ſind, werden ſie begraben. Die Leichname werden mit dem Kopf nach Weſten, wo ſie ſich ihre Unterwelt denken, in eine Grube von 4—6 Fuß Tiefe gelegt. Die Grabmäler beſtehen aus einfach aufgeworfenen Hügeln, die von einer Maſſe von Büſchen bedeckt und über die eine kleine Hütte von jungen Bäumen und Reiſig errichtet wird. Der Reiſende ſieht ſie oft im Schatten einiger Gummibäume ſtill und unheimlich in der Wildniß liegen. Verwandte ſpringen nach der Beerdigung auf das Grab, reißen ſich die Haare aus und balgen ſich hin und her; die Frauen ſitzen noch monatelang wehklagend an den Gräbern der Ihrigen und zerſchneiden ſich Bruſt und Lenden mit ſcharfen Feuerſteinen. Einige Stämme ſetzen ihre Leichen, als Zeichen großer Achtung, nachdem ſie dieſelben getrocknet, in Bäume hinauf.

Soviel bisjetzt bekannt geworden, ſind die Stämme der auſtraliſchen Indianer ſämmtlich ohne eine eigentliche Religion. Nicht die geringſten religiöſen Ceremonien bekunden die Verehrung höherer, ſchaffender und erhaltender Weſen. Woher die Welt und alles, was ſie umgibt, entſtanden ſei, kümmert ſie wenig, und irgendeine Sage über den Urſprung der Welt iſt nicht vorhanden. Dagegen glauben ſie an einen Böſen Geiſt, bald Debil, bald Tong Kingawiall, bald Toh genannt, ein ſchwarzes Ungeheuer, das ſehr mächtig iſt und immer umhergeht, ſie zu tödten, oder im Dickicht auf ſeine Opfer lauert und Krankheit und Tod verurſacht. Um ſich gegen ihn zu ſchützen, haben ſie Zauberer, welche, ehe ſie einen magiſchen Einfluß üben können, ſich verſchiedenen Ceremonien unterwerfen, zu einer Periode ſogar Menſchenfleiſch eſſen müſſen. Dieſe ſind zugleich Aerzte, da nur ſie allein die Krankheiten heilen können; ſchlagen aber ihre Mittel fehl, ſo werden ſie mishandelt; auch glaubt man, daß ſie Regen und Hagel machen, Flüſſe bezaubern und ſich in andere Geſtalten verwandeln können. Alles iſt Furcht und Schrecken. Böſe Geiſter gehen des Nachts um, und darum ſind die Wilden nach dem Dunkelwerden beſtändig auf ihrer Hut beim Feuer, das fortwährend in Glut und Flamme erhalten wird, und rühren ſich unter keiner Bedingung aus ihren Hütten. Ihre Vorſtellungen von einer andern Welt haben nichts Verſöhnendes und Tröſtliches. Sie glauben an einen Geiſt, der vom Körper getrennt exiſtirt und nach dem Tode gen Weſten geht, wo die Seelen aller Menſchen zuſammenkommen, von dort aber, wenn alle todt ſind, wieder auf die Oberwelt, um niemals wieder zu ſterben, zurückkehrt, während des Tags in den Bäumen lebt, aber nachts auf den Boden herabkommt, wo er Raupen, Eidechſen, Fröſche und Kängururatten verzehrt. Ihre Mythologie und ihre Traditionen bieten manches Intereſſante. Die Sonne halten ſie für eine Frau, die, wenn ſie untergeht, die Wohnplätze der Todten paſſirt. Wenn ſie ſich nähert, verſammeln ſich die Männer der Todten, theilen ſich in zwei Maſſen, zwiſchen denen ſie hindurchgeht, und laden ſie ein, bei ihnen zu bleiben, was ſie aber nur auf kurze Zeit gewähren kann, da ſie ſich wieder für ihren nächſten Tagesmarſch rüſten muß. Für irgendeine gewährte Gunſt erhält ſie ein rothes Kängurufell und deshalb erſcheint ſie morgens in einem rothen Kleide. Der Mond iſt der Mann der Sonne; jeden Neumond tödtet die Sonne ihren Mann, aber durch ſeinen Tod wird dieſer wieder neu belebt. Die Sterne waren früher Menſchen und verlaſſen nur abends

ihre Hütten, um ſich mit denſelben Sachen zu beſchäftigen, die ſie hier auf Erden getrieben haben, Kängurus und Emus auf der weiten Himmelsebene zu jagen u. dgl. Es ſind einige bedeutende Männer und Frauen unter den Sternen, von denen beſondere Sagen exiſtiren. Die Milchſtraße iſt eine Reihe von Hütten, unter denen ſie Aſchenhaufen und aufſteigenden Rauch deutlich unterſcheiden wollen. Und ſo haben ſie noch eine Menge Mythen, Sagen und Legenden, die den Ideen- und Phantaſiegang dieſes wunderlichen Naturvolks treffend charakteriſiren.

Bis auf den heutigen Tag ſind die Ureinwohner Auſtraliens ſo geblieben, ohne Denkmäler und dauernde Spuren ihres Aufenthalts die weiten Gegenden durchwandernd, ohne die Segnungen der Civiliſation und Wohnung in feſten Häuſern anzunehmen, ohne ſich weiter auszubilden als da, wo ſie unter Weißen leben, ein wenig Engliſch zu lernen und ſich einzelner europäiſcher Kleidungsſtücke zu bedienen. Die Vertilgung dieſer Unglücklichen geht mit wachſender Schnelligkeit vor ſich; das immer weitere Vordringen der Anſiedler auf ihre Jagddiſtricte und Verſtecke drängt ſie immer weiter zurück, der Vernichtungskampf mit überlegenen europäiſchen Waffen lichtet gewaltig ihre Reihen, ganze Stämme ſterben aus, und wenn ſie die Geſchenke der Cultur und Geſittung nicht bald ergreifen, ſind ſie gleich den Indianern Amerikas unrettbar dem ſichern Untergange verfallen. Doch leben gegenwärtig immer noch an den Küſten und im Innern an 350000 Auſtralneger.

Die epiſchen Gedichte Lord Byron's.

Uebermäßig gelobt, übermäßig getadelt zu werden: das ſollte im Leben wie im Tode das Los Lord Byron's ſein. Der Glanz ſeines Namens, ſeiner Jugend gab ſeinen erſten Gedichten bei ihrem Erſcheinen einen wunderbaren Zauber; man betrachtete nicht, man bewunderte nur; „über Nacht", ſagte er ſelbſt, „bin ich ein berühmter Mann geworden." Später, als ſich die Geſellſchaft nach der Flucht ſeiner Gattin aus ſeinem Hauſe in einen wahren Wuthausbruch heuchleriſchen Tugendeifers gegen ihn erhob, der ihn nöthigte, England zu verlaſſen, fand man ein Vergnügen darin, den Menſchen und den Dichter zugleich zu verdammen. Und dies zwieſpältige Urtheil der Menſchen über ihn dauerte über ſein Grab hinaus. Seine Nachahmer, die ſeinen Weltſchmerz und den Schwung ſeines Halstuchs nachzuäffen ſuchten, trugen nicht wenig dazu bei, ihn in einem zweideutigen Licht erſcheinen zu laſſen. Das Gekünſtelte, das zuweilen ſeinen Empfindungen und ſeinem Ausdruck anhaftete, wollte man jetzt überall heraushören; der Aufſchrei ſeines gequälten Herzens war „Bombaſtiſche Uebertreibung", ſein Schmerz ſelbſt Heuchelei.

Mehr als bei andern Dichtern wird die Nachwelt bei Lord Byron die Spreu von dem Weizen zu ſondern haben und die Ausbeute wird eine nicht allzu reichliche ſein; wer aber möchte bei alledem leugnen, daß Byron ein großer, ein noch viel zu wenig gekannter Dichter ſei? Darum heißen wir die vortreffliche Ueberſetzung, die ſoeben Otto Gildemeiſter herauszugeben begonnen, doppelt willkommen; die erſten beiden Bände liegen uns vor: „Lord Byron's Werke. Ueberſetzt von Otto Gildemeiſter" (Berlin, Reimer, 1864). Das Ganze ſoll ſechs Bände umfaſſen. In der Einleitung ſpricht ſich Gildemeiſter darüber aus, daß er nicht willens ſei, den „ganzen" Byron zu überſetzen. Manche Trauerſpiele des Dichters will er ausſchließen, „ganz unzweifelhaft aber dünkt es mich", ſagt er, „daß in eine deutſche Ueberſetzung der Werke Byron's unreife Jugendgedichte, ephemere Schwänke und diejenigen polemiſchen Reimereien, deren Pointen nur die Zeitgenoſſen verſtehen konnten, nicht hineingehören. Für den Literarhiſtoriker und den Biographen hat dergleichen ſein Intereſſe. Für den Leſer, welcher poetiſchen Genuß ſucht, nicht das geringſte. Was würde man wol von einem Engländer denken, der Goethe's ſämmtliche Werke, ohne Ausſonderung des Abgeſtorbenen und des Todtgeborenen, mit Haut und Haar ins Engliſche übertragen und drucken laſſen wollte?" Anſichten, die wir durchaus billigen. Die erſten beiden Bände bringen uns nun den „Giaur"; „Die Braut von Abydos"; den „Korſar"; „Lara"; „Die Belagerung Korinths"; „Pariſina"; den „Gefangenen von Chillon"; „Mazeppa"; „Beppo"; „Die Inſel"; „Harold's Pilgerfahrt" — mit Ausnahme „Don Juan's" alſo ſämmtliche epiſche Gedichte Byron's. Dieſe Dichtungen ſind allbekannt; unwillkürlich aber, wenn man ſie einmal wieder durchgeleſen und über ihre Schönheit nachſinnt, regt ſich die Frage in uns: was würde, ſeinen „Laokoon" in der Hand, Leſſing zu ihnen ſagen? Was Leſſing verurtheilte, die beſchreibende Poeſie, das iſt die Stärke Byron's. Es iſt nicht die beſchreibende Poeſie Haller's, Thompſon's, Kleiſt's, nicht einmal die Stanzen, in denen Arioſto die Schönheit Alcinens ſchildert, die in Byron widerklingen, aber der letzte Grund ſeiner Dichtkunſt bleibt doch die Naturſchilderung. Die Decoration und ſeine Empfindung darüber ſind ihm wichtiger als die Handlung, als ſeine Helden. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß „Der Giaur"; „Der Korſar"; „Die Braut von Abydos" weit mehr dem Meer und dem Himmel, der Luft und den Bergen Griechenlands ihre Entſtehung verdanken als der Anekdote, die ihnen zu Grunde liegt. Wenn eine

raſch vorſchreitende Handlung, der Wechſel der Scenen und Gemälde, das Zurücktreten des Dichters hinter ſeinen Gegenſtand, eine objective Betrachtung der Welt und des Lebens das Weſen eines epiſchen Gedichts ausmachen, ſo verdienen Byron's Dichtungen eigentlich nicht dieſen Namen. Seine Helden ſind eben nur ſeine Ebenbilder, Züge ſeines Weſens, die er verkörperte. Statt klar und einfach ſich zu entwickeln, zu gliedern und zu löſen, beſitzen ſeine Fabeln eine gewiſſe Unklarheit, ein Schleier verhüllt ſie halb vor unſern Blicken. In „Beppo", haben wir nur eine Verſchlingung von Arabesken, die Begebenheit als ſolche tritt zurück. „Harold's Pilgerfahrt" entbehrt jeder Entwickelung; es iſt eine Schilderung von Reiſeeindrücken, die ſich ins Unbegrenzte fortſetzen könnte. „Der Gefangene von Chillon" gibt uns ſtatt einer Erzählung einen Monolog Bonnivard's oder beſſer des Dichters über die Gegenſätze der Freiheit und der Gefangenſchaft. Nicht die Handlung noch die Charaktere der Helden, die Landſchaft und Byron's Stimmung verleihen dieſen Schöpfungen ihr beſonderes Colorit. Wie wenig er ſeine Figuren individuell geſtalten konnte, erkannte ſchon Macaulay, als er meinte: „eine geringe Veränderung der Umſtände würde Gülnare zu Medora's Harfe und Medora zu Gülnare's Dolch geſchickt gemacht haben." Ueberall begegnet uns der lyriſche Dichter, der ſeine Gefühle und Gedanken, ſeine Liebe und ſeinen Haß beliebigen Perſonen unterſchiebt, heute einem griechiſchen Korſaren, morgen dem Koſackenhetman Mazeppa. Selbſt die Geſchichte aufrühreriſcher Matroſen, die ſich auf einer Inſel der Südſee niederlaſſen, muß ſich mit ſeinen Anſchauungen wie mit einem Purpurmantel umkleiden laſſen; wenn er einen Flibuſtier mit Nero vergleicht und ſich dann in eine philoſophiſche Betrachtung über das Los der Menſchen vertieft, ſo ſpricht der Lyriker, nicht der Epiker zu uns. Auch an ſtofflichem Intereſſe kann ſich keins dieſer Gedichte mit einem Geſange der Odyſſee, des „Befreiten Jeruſalem", mit Wieland's „Oberon" und den Erfindungen Bojardo's und Arioſto's vergleichen. Der Kunſtkritiker wird überdies eine gewiſſe Nachläſſigkeit des Dichters in Bezug auf alles entdecken, was zum Fortgang und zur Löſung der Handlung, zur Vertiefung der Charaktere beiträgt. Das Große, Wildſchöne, uns Berauſchende und Entzückende in Byron's Werken iſt nicht ſeine Kunſt, ſondern immer er ſelbſt. Gewiß verſtand er die Kunſt, die Leier Apollo's zu rühren, aber der mächtige Schlag ſeines Herzens übertönte den kunſtgeregelten Klang der goldenen Saiten. Er war ein Sänger, doch vielleicht noch mehr ein Held. Nicht ſtill und leidenſchaftslos konnte er, wie beglücktere, harmoniſcher gebildete Künſtlernaturen, Rafael, Mozart, Goethe, an einem Kunſtwerk formen: ihn riß der Dämon hin. Die Zeit ſeines Ruhms fällt mit der Epoche der ſchlimmſten Reaction in Europa zuſammen: Waterloo, die Regierung der Tories in England, der Bourbons in Frankreich, die Unterdrückung Spaniens, Italiens, Griechenlands, der Congreß von Verona: es ſind die Ringe einer großen Kette, welche den Welttheil umſpannt und in Sklavenbande ſchlägt. Byron's Seele empörte ſich gegen ſolchen Zwang; alles in ihm, ſeine Tugenden wie ſeine Laſter, drängte, jauchzte nach Freiheit! Dieſe Freiheit, die er forderte, mochte aus ariſtokratiſchen Gewohnheiten und Gelüſten entſpringen und ſehr weit von jener echten und reinen Liebe zum Volke, dem er, der Lord und Peer von England, ja doch ſich nicht nahen konnte, entfernt ſein; damals wie noch heute mußte allen, die an den Fortſchritt der Menſchheit glauben, das Herz aufgehen, wenn ſie dieſe beredte, gewaltige Stimme die Tyrannei anklagen, die Märtyrer verherrlichen, die Unterdrückten zum Kampfe aufrufen hörten. Und nicht ſtehen hier Wort und That auseinander: Byron's Tod iſt die Apotheoſe ſeiner Dichtungen, ſeines Lebens. Er ſtarb auf dem Boden, von dem er die ſchönſten, tiefſten und heiligſten Anregungen empfangen hatte, unter jenem Himmel, an jenem Meer, die ſeinen Genius geweckt und ihn zum Dichter gemacht. Dieſe Töne ſichern ſeinen Gedichten die Unſterblichkeit. Das Lied, in dem ſie zuerſt widerhallten: „Harold's Pilgerfahrt", iſt bei all ſeinen Schwächen ſeine eigenthümlichſte Schöpfung geblieben; wenn man im „Don Juan" mit Recht die größere Abwechſelung und Mannichfaltigkeit, im „Kain" die Gedankentiefe, im „Korſar" die ſchönere Vollendung der Form hervorhebt, ſo hat dafür „Die Pilgerfahrt" das Urſprüngliche, Mächtige des erſten Wurfes: man ſieht gleichſam den Löwen, der zum Sprung anſetzt.

Gildemeiſter's Ueberſetzung vereint Treue und Kraft; die Verſe leſen ſich ungezwungen, es iſt der volle und ſtolze Strom des Originals. Zur Probe ſetzen wir die Anfangsſtrophen aus dem zweiten Geſang der „Pilgerfahrt" her:

Wo ſind die Edeln und Gewalt'gen, wo?
Die einſt Athen geſchmückt mit hehrem Glanze?
Traumbilder einer Zeit, die längſt entflob!
Die erſten auf der Bahn zum Lorberkranze —
Sie ſiegten — und ſind Staub! Iſt dies das Ganze?
Thema für Schüler und Touriſtenſchau?
Des Redners Stola und des Kriegers Lanze
Sucht ihr umſonſt: um jeden Trümmerbau
Ziehn Schatten alter Macht vom Duft der Jahre grau

Erheb' dich, Sohn des Morgens! Wandle hier!
Komm — aber laß die Urnen unverſehret!
Sieh' da, ein Völkergrab iſt dies Revier,
Ein Sitz der Götter mit erloſch'nem Herd.
Auch Götter fallen — Nichts, was ewig währt;
Erſt Zeus, dann Allah, und ein künftiger Chor
Preiſt neue Namen, — bis der Menſch erfährt,
Daß nutzlos all ſein Weihrauch ſteigt empor, —
Des Todes blindes Kind, das Hoffnung ſtutzt auf Rohr.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Monaco.

I.

A. B. — An jedem Morgen, den Sonntag nicht ausgenommen, sieht man ein kleines weißes Dampfboot mit langsamem Ruderschlag aus dem Hafen von Nizza auslaufen und den Leuchtthurm von Villafranca umfahren. Die Ladung besteht meist aus einigen Körben mit Mundvorrath und 20—30 wohlgekleideten Personen in heiterster Laune. Das kleine Schiff ist die Palmaria, das Eigenthum eines bekannten Industriellen, François Blanc, und das Ziel der Fahrt das Fürstenthum Monaco, wo der unternehmende Besitzer vor kurzem ein Spielhaus gegründet hat, welches ein würdiger Nebenbuhler seiner Spielbank in Homburg ist.

Um Mitternacht kehrt die Palmaria in den Hafen zurück und ihre 20—30 Passagiere eilen müde, seekrank, mit leeren Taschen, schweigend und zu Fuß in ihre Wohnungen zurück; Rouge et noir, Roulette und ihre Rechnung im Hotel haben sie selten in der Verfassung gelassen, noch eine Droschke bezahlen zu können.

Man kann Monaco von Nizza aus auf zwei Wegen erreichen, entweder zu Lande oder zur See. Der Landweg beträgt vier Stunden, der Reisende müßte denn die Straße nach Genua bis Turbia hinauf wählen, einem Dorfe hoch im Gebirge, gerade über Monaco, und von dort den steilen, krummen Bergpfad zur Küste hinabschreiten. Auf diese Weise verkürzt er, freilich durch große Anstrengung, den Weg um eine Stunde. Die „Palmaria“ dagegen fährt, wenn das Meer ruhig ist, in $4\frac{1}{4}$ Stunden bis Monaco; im Sturm, bei hochgehender See wird die Fahrt gefährlich. Im Mittelländischen Meere kann der ruhigste Tag einen stürmischen Abend bringen, und es ist sehr möglich, daß die Palmaria einmal in einer schönen Nacht auf die Felsen laufen und mit Mann und Maus untergehen wird.

Es gibt nichts Schöneres als die Landschaft zwischen Nizza und Monaco, ob man nun von der See- oder der Landseite kommt, ob man von Turbia zu Fuß oder über Roccabruna zu Wagen dahin gelangt. Der einzige Unterschied ist, daß man dort von dem hohen Bergpfade auf das prachtvolle Panorama herabschaut und hier vom Verdeck des Schiffs frei aufsieht. Wenn man Nizza zu Wasser verläßt, so durchkreuzt man die Mündung des Hafens von Villafranca, windet sich um den Felsen von St.-Hospice, der weiten Bucht von Beaulieu hin, die wegen ihrer ungeheuern Olivenbäume, ihrer Orangengärten und Veilchenfelder berühmt ist, und blickt mit Staunen zu den zackigen Felsen von Esa und Testa di Can auf. In einer Stunde etwa erreicht man Capo d'Aglio und in weitern 10—15 Minuten liegt man vor Anker in der Bucht von Monaco, das jetzt halb dem Fürsten Karl III. und halb François Blanc von Homburg gehört.

Die Geschichte der Grimaldi, Prinzen von Monaco, ist in den letzten Jahrhunderten innig verwebt mit der von Frankreich, Italien und Spanien. Wer sie genauer kennen zu lernen wünscht, nehme „Monaco et ses princes, par Henri Mélivier“, oder ein kleineres Buch: „Menton, Roquebrune et Monaco, par Abel Rendu“ (Paris 1848), zur Hand. Ehe es Landstraßen gab und das Schießpulver erfunden wurde, als vornehme Damen noch die Alpen auf Mauleseln überstiegen und Schlachten mit dem Bogen ausgefochten wurden, waren Monaco und Mourges, die Festungen der Grimaldi, gewiß von großer Bedeutung. Man konnte damals nur zur See zu ihnen gelangen und sie nur durch Ueberrumpelung oder Hunger einnehmen. Solange die Garnison wachsam, die Kornkammer gefüllt war, der Waffenvorrath zureichte, mochten sie der ganzen Welt Trotz bieten. Es war daher für die christlichen Galeren des Mittelmeers ein bewundernswerther Hafen, zu einer Zeit, wo sie stets miteinander oder gegen die Ungläubigen Krieg führten, wo die Küsten von Italien und Frankreich Räubereien ausgesetzt waren, ihre Bewohner fortgeschleppt, ihre Städte geplündert wurden. Die Grimaldi, einst gefürchtete Piraten, nahmen später einen bevorzugten Rang unter den ersten Familien Frankreichs und Italiens unter dem Namen der Prinzen von Monaco ein. Sie heiratheten in die fürstlichen Familien von Aquitanien, der Normandie, Arragoniens, in die Häuser Orleans und Bourbon; sie waren ausgezeichnete Soldaten und Diplomaten an allen europäischen Höfen, sie gaben Frankreich vier Großadmirale, der Kirche mehrere Cardinäle, Genua elf Dogen, Florenz einen Generalkapitän. Je nachdem es vortheilhaft für sie war, empfingen sie in ihren Mauern italienische, spanische, französische Garnisonen und wurden von Karl V. und seinen Nachfolgern für eine über ein Jahrhundert ausdauernde Treue zu Granden von Spanien erhoben, mit dem Goldenen Vlies bekleidet und mit werthvollem Besitzthum im Mailändischen, in Neapel und in Spanien belehnt. Im Jahre 1641 aber verjagten die Bewohner von Monaco, angeführt von Honorio Grimaldi, die spanische Besatzung. Im folgenden Jahre besuchte der Prinz von Monaco den König von Frankreich in Peronne und schloß mit ihm ein Bündniß, demzufolge seine Hauptstadt künftig französische Truppen aufnehmen sollte, jedoch unter seiner Oberleitung. Bei dieser Gelegenheit erhob Ludwig XIII. Honorio zum Herzog von Valentinois und Marquis von Baux, verlieh ihm den St.-Michaels- und Heiligen-Geist-Orden und schenkte ihm einen großen Landbesitz in

Frankreich zum Erſatz für die in Spanien verlorenen Güter und Ehren.

Seit dem Bündniß von Peronne nahm die Macht und das Glück der Grimaldi langſam ab. Die Verbeſſerungen im Schiffbau, in der Seefahrt und der Artillerie machten ihre Feſtung weniger ſicher, ihren Hafen weniger nützlich; ſie ſelbſt ſanken von unabhängigen Fürſten zu franzöſiſchen Magnaten herab. Unter der Regierung Ludwig's XIV. fehlte dem Fürſtenthum Monaco ein männlicher Nachkomme. Anton I. hatte mit ſeiner Gattin Marie von Lothringen keinen männlichen Erben und wählte für ſeine älteſte Tochter den franzöſiſchen Edelmann Franz Leonor de Goyon-Matignon, Grafen von Thorigny, zum Gemahl, welcher den Namen und die Wappen der Grimaldi annahm und vom König von Frankreich, während ſein Schwiegervater lebte, zum Herzog von Valentinois ernannt ward. Aus dieſer Ehe ſtammen die jetzigen Grimaldi von Monaco ab, ſodaß ſie in Wirklichkeit Franzoſen ſind.

Monaco ſah von da an ſeine Prinzen nur ſelten. Ihre Intendanten drückten die Bewohner, man überließ fremder Speculation die Sorge für ihre Lebensbedürfniſſe und das in dieſer Weiſe von den einfachen Landbewohnern erpreßte Geld wanderte nach Frankreich, um dort von den Prinzen verſchwendet zu werden. So hatte das Volk, als die Revolution ausbrach, alle Anhänglichkeit an ſeine Herren verloren und ergriff freudig die Gelegenheit, das drückende Joch abzuſchütteln und ſich der großen Republik einverleiben zu laſſen.

Zu jener Zeit beſtand das Fürſtenthum aus drei Kirchſpielen und Städten: Monaco, Mentone und Roccabruna, mit einer Bevölkerung von 8000 Seelen, welche auf einem ſchmalen Felſenabhange am Fuße der Seealpen lebten, eine Strecke, die vielleicht 8 Meilen lang war und im Weſten von Monaco, im Oſten von der Stadt Mentona begrenzt ward. Dieſes ſchmale Ländchen, mühſam in Terraſſen aufgebaut, Oliven, Feigen, Orangen, Citronen und Veilchen tragend, brachte weder Wein noch Korn hervor, ernährte weder Kühe noch Schafe und hatte wenig Waſſer. Die Bewohner lebten von der Ausfuhr ihrer Luxusartikel, wogegen ſie die Nothwendigkeiten des Lebens eintauſchten — eine Lage, die ſie gänzlich abhängig von ihrer Adminiſtration machte, welche durch ſehr hohe Steuern ſie in einem Zuſtand beſtändiger Hungersnoth erhielt.

Am 3. September 1767 lief ein Schiff mit den Farben Englands in den Hafen von Monaco ein; es trug an Bord den Herzog von York, Bruder König Georg's III. von England, welcher auf ſeiner Reiſe von Toulon nach Genua krank geworden war und die Gaſtfreundſchaft des Prinzen beanſpruchte. Am 14. ſtarb Se. königliche Hoheit. Im Palaſt von Monaco bewahrt man noch einen Brief des Königs, worin er Honorio III. für die ſeinem Bruder bewieſene Güte dankt, ihm ein Geſpann prächtiger Pferde zum Geſchenk macht und ihn nach London einladet. Im Frühling 1768 kam der Prinz dieſer Einladung nach und war entzückt über ſeinen Empfang in England. Dieſer Fürſt ſtarb hochbejahrt 1795 in Paris an den Folgen ſeiner langen Haft. Sein zweiter Sohn, Joſeph, hatte ſich 1782 mit Thereſe de Choiſeul Stainville vermählt und war beim Ausbruch der Revolution mit ihr geflohen, ſeine Kinder in Frankreich zurücklaſſend. Die Prinzeſſin konnte jedoch dieſe Trennung nicht ertragen, ſie kehrte heimlich zurück, ward entdeckt, ergriffen und in das Gefängniß als „verdächtig" geworfen. Man brachte ſie vor das Revolutionstribunal — ſie ward zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Als die verbündeten Mächte Ludwig XVIII. auf den Thron Frankreichs ſetzten, gaben ſie auch den Grimaldi ihr Fürſtenthum am Ufer des Mittelländiſchen Meeres zurück; der Herzog von Valentinois, älteſter Sohn Honorio's IV., verließ Ende Februar 1815 Paris, um im Namen ſeines Vaters von Monaco Beſitz zu nehmen. Am 1. März um Mitternacht wurde des Herzogs Wagen zwiſchen Antibes und Cannes von bewaffneten Leuten unter dem Befehl des Generals Cambronne angehalten. Der Prinz ſtieg aus und ſah ſich Napoleon gegenüber, dem er genau bekannt war, weil er nacheinander zu dem Gefolge des Königs von Neapel, Spanien und der Kaiſerin Joſephine gehört hatte. Der von Elba zurückkehrende Imperator bivouakirte die Nacht bei hellem Feuer in einem Olivenwäldchen. Nach kurzer Unterhaltung trennten ſich beide mit gegenſeitigen Glückwünſchen, der eine, um nach Monaco zu gehen, der andere nach den Tuilerien, nach Waterloo und St.-Helena.

Bilder aus Paris.

IV.

Roland in Ronceval. Eine Galavorſtellung in der Großen Oper.

Die Franzoſen haben in M. Mermet einen Richard Wagner bekommen, d. h. einen Componiſten, der ſich den Text zu ſeinen Opern ſelbſt dichtet oder verfertigt — welches Wort man nun vorziehen mag.

Im Théâtre-de-l'Opéra ging vor einiger Zeit ſein „Roland in Ronceval" in Scene und gewann, wie die Franzoſen ſich ausdrückten, „un succès très-honorable". Schon Wochen vor der Aufführung hatte man von der neuen Oper geſprochen und ihr mit Spannung entgegengeſehen. Mermet trat mit ihr nicht als Neuling auf, ſein erſtes Debut machte er vor funfzehn Jahren mit der Oper „König David". Ihre vielfach anmuthigen Melodien konnten ſie jedoch trotz mannichfacher Anerkennung nicht vor dem Fall bewahren.

Mermet iſt kein junger Mann mehr, doch in der Muſik wie in andern Dingen hat man immer das Alter, was man zu haben ſcheint, und Auber fing bekanntlich mit vierzig Jahren erſt ſeine künſtleriſche Jünglingslaufbahn an. Mermet wird mit dieſem

„Roland" auch ſein Schwanenlied noch nicht geſungen haben, da der Erfolg ihn neu beſeelen muß. Wie Richard Wagner, hat er nach einem tragiſch-romantiſchen Stoff gegriffen und dichtet ſich alles ihm zu ſeiner Muſik Fehlende in den Stoff hinein. In dem Gedicht, das ſeinem „Roland" zu Grunde liegt, von Théroulde, iſt z. B. kaum eine Spur von Liebe zu finden, da nur im letzten Geſang deſſelben die ſchöne Alde, die Verlobte Roland's, erſcheint, um aus dem Munde Karl's des Großen den Tod ihres Geliebten zu erfahren und vor Schreck darüber zu ſterben. Dieſe Alde hat Mermet zu ſeiner Heldin erhoben und das ſtrenge, eiſerne Frankenepos mit leidenſchaftlichen Liebesſcenen durchwebt; friſchduftende Blüten, die ſich um altes Gemäuer ranken. Der Dichter ſteht ſo dem Componiſten gleich; Text und Muſik ſind gleich ernſt, romantiſch und maßvoll behandelt, die Handlung entwickelt ſich mit ſteigendem Intereſſe. Die Muſik trägt noch vorzugsweiſe den Stempel der franzöſiſchen Schule; man fühlt, der Componiſt hat den Errungenſchaften und Bedürfniſſen der neuern Zeit, welche die deutſche Schule in ſehr beſtimmter Weiſe in ihre Opern eingeführt, keine Rechnung getragen. Ueberdies iſt ſeine Inſtrumentation mitunter ſchwer und undurchſichtig.

Die Ouverture iſt keine ganz charakteriſtiſche Symphonie, ſie hat zu viel Präludien, die mit kriegeriſchen Fanfaren und Hörnerruf vermiſcht ſind. Der erſte Act hat etwas ſehnſüchtig Schmachtendes, in welchem ſich die Romanze der Prinzeſſin Alde ſehr ſchön hervorhebt. Die Muſe Mermet's offenbart ſich darin und findet in dem lebendig bewegten Schlußchor einen kräftigern Ausdruck. Der zweite Act iſt noch reicher und ſtilvoller, die Krone aber ſetzt dem Ganzen der dritte Act auf. Bei einem Kriegerchor: „Montjoye à Charlemagne", widerhallte das Theater vom Beifallsſturm, die Hörer verlangten die Weiſe dacapo und ſie dürfte im beſten Sinne bald ebenſo populär werden wie der Soldatenchor aus Gounod's „Margaretha". Um ſo ſchwächer wirkt der vierte Act. In Mermet's Muſik lebt ein heroiſcher Hauch altnormänniſcher Poeſie, und iſt in ihr, wie geſagt, auch nicht die glühende und helle Sonne des Thals von Ronceval, ſo iſt es doch der Mondſchein, der es ſilbern beleuchtet.

Ein ganz beſonderes Vergnügen gewährt es, an einem Galatage der Großen Oper beizuwohnen; ſo theuer man auch den kleinen Platz bezahlen muß, man kommt doch „auf ſeine Koſten", ſobald man nur mit gutbewaffneten Augen ihn einnimmt; denn hier ſieht man die ganze vornehme Geſellſchaft, die Miniſter, Generale, Diplomaten und Finanzmänner des Kaiſerthums. In der großen in Tageshelle ſtrahlenden Hofloge ſieht man eine Viertelſtunde vor dem Beginn der Ouverture die dienſtthuenden Rothröcke erſcheinen, Graf Bacciochi an der Spitze — er ſieht einem etwas verwitterten berliner Geheimrath viel ähnlicher als einem Kunſtintendanten: ab und zu erſcheinen die Marſchälle Magnan und Regnault de St.-Jean d'Angely, die ſich mit ihm unterhalten und wieder verſchwinden. Der letztere iſt Commandant der kaiſerlichen Garde, ein ſtattlich alter Herr (er iſt 1794 geboren), mit vornehmem Geſicht. Wenn der Kaiſer eintritt, haben ſich links und rechts ſchon die Logen gefüllt. Links in der Proſceniumsloge, wo der Hof bei nichtfeſtlichen Gelegenheiten ſelbſt erſcheint, ſieht man heute die kaiſerliche Sippe, welche bei alledem keinen Hofrang hat. Es ſind Muhmen und Baſen und Bäschen; eine Fürſtin Ruspoli, eine Prinzeſſin Canino haben durch glänzende Toiletten einen kaiſerlichen Schatten über ſich geworfen. Wie zum Schutz ſo koſtbaren Schmucks lehnt ſich die Loge des Seinepräfecten an die der Muhmen an; Herr Haußmann — „Baron Haußmann", verbeſſerte mich mein Begleiter — iſt trotz des kreisrund ausraſirten Vollbarts und des ſchlaublickenden Bürgerantlitzes ein Genie, das dem Kaiſer im Einreißen und im Neubau von Paris ganz unentbehrlich iſt. Neben ihm der Polizeipräfect, Herr Boitelle, und vor ihnen die einſt ihrer Schönheit wegen vielgefeierten Baroneſſen Haußmann, gleich zwei abgeblühten und nur künſtlich aufgefriſchten Roſen. Dieſer Loge folgt die des Grafen Nieuwekerke, eines Mannes von edler und ſtolzer Perſönlichkeit. Herr Delangle und der Senats-Vicepräſident d'Hautpoul haben ſich ſo viel zu erzählen, daß ich trotz Brille und Opernglas nicht Lavater bei ihnen ſpielen kann. Unter den Offizieren fällt beſonders der ſcharf ausgeprägte Soldatenkopf des alten Generals Mellinet auf. In Afrika, vor manchem Jahr, diente ſein Kopf den Arabern als Block, auf welchem ſie zehn Feinden, die gefallen waren, die Köpfe abſäbelten, um ſie als Siegestrophäen mitzunehmen; der Kopf des todtgewähnten Generals war ihnen zu blutig geworden, um ihn mit Anſtand abzuſchneiden und fortzuſchleppen. Dieſem Zufall verdankte der Held ſein Leben, aber die zerſchmetterte Kinnlade war nicht ſo weit zu erſetzen, daß ihn nicht die tiefe Grube täglich an jenen fürchterlichen Moment erinnern müßte. In der Miniſterloge ſitzen Drouin de Lhuys, Rouher, Chaſſeloup-Laubat: intereſſante Phyſiognomien; unter den Damen macht die Gemahlin des Marineminiſters uns den anmuthigſten Eindruck. Der Herzog von Morny, den man zum Talleyrand (!) des zweiten Kaiſerreichs ſtempeln will, ſcheint den Geſchmack des Marineminiſters anzuerkennen: er ſpricht überaus verbindlich mit ſeiner ſchönen Nachbarin. Nicht nur durch ſeinen ſehr gepflegten Napoleonsbart, ſondern auch durch ſein feines Aeußere, den bedeutungsvollen, energievollen Kopf zieht er an; man erinnert ſich, wem er ähnelt. Die Herzogin, eine Prinzeſſin Trubetzkoi, war mir eine alte Bekannte; ich ſah ſie vor zwei Jahren in Wildbad mit Cigarre und kleinem Stock ſpazieren gehen wie die Miniaturausgabe eines Studenten. Das graublonde Haar ſchien ihr heute noch ſpärlicher zugemeſſen zu ſein als damals, wo ein rundes Hütchen, an deſſen Rande ein Schmetterling, ob als Sinnbild der Ewigkeit oder der Flüchtigkeit? — ſteckte, es halb ver-

barg; heute wand ſich ein reiches Diadem von bunten Steinen um das feingeformte Haupt.

Den rechten Flügel des erſten Ranges hat das diplomatiſche Corps eingenommen; als Sterne erſter Größe prangt darin die — ehemalige oder die neue? — Heilige Allianz: Oeſterreich, Rußland, Preußen! Die Fürſtin Metternich, die kleine wilde Sandor, die ich ſo oft in Marienbad nach der Scheibe ſchießen ſah, die ſich dann mit ihrem Oheim vermählte, in Geſtalt und Haltung eine Grazie — leider mit einem Mulattenkopf; und doch feſſelt ſie vor allen andern, weniger durch ihre Brillanten als den intelligenten Ausdruck ihres Geſichts. Dicht an die Hofloge grenzen die für die Gäſte ſtets offen gehaltenen Räume; hier findet man mitunter jene Köpfe, wie Velasquez ſie uns gemalt, im Leben wieder, von denen man den Blick nicht wenden mag, da ein beſonderer Reiz in Form und Ausdruck ſie kennzeichnet. Das ſind die Geſtalten jener ſtolzen, aber edeln Spanier und Spanierinnen mit Feueraugen, wie man ihnen eben nur jenſeit der Pyrenäen begegnet, wenn ſie mit Fächer und Mantille an uns vorüberſtreifen.

Iwan Turgénjew.

Iwan Turgénjew, einer der Meiſter der ruſſiſchen Novelliſtik, iſt uns Deutſchen hauptſächlich durch ſeine „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers“ bekannt, die in anſchaulichſter und lebendigſter Weiſe uns das ruſſiſche Leben in Wald und Dorf, auf dem Edelhof und in den Landſtädten ſchildern; für die Darſtellung dieſer Zuſtände und Volkseigenthümlichkeit beſitzt Turgénjew ein ausgeſprochenes, bedeutſames Talent. Jetzt hat der treffliche beliebte Ueberſetzer F. Bodenſtedt es unternommen, uns auch mit den andern Schöpfungen des ruſſiſchen Schriftſtellers bekannt zu machen; ein erſter Band: „Erzählungen von Iwan Turgénjew“ (München, Rieger'ſche Univerſitätsbuchhandlung), liegt uns vor. Der Einleitung entnehmen wir, daß Turgénjew am 9. November 1818 mitten im Herzen Rußlands zu Orel geboren wurde. Sein Vater war ein in jenen Gegenden begüterter Edelmann. Durch Hauslehrer erhielt Turgénjew ſeine erſte Bildung; er lebte meiſt auf dem Lande und gewann ſo ſchon in der Jugend eine große Liebe zur Natur, einen Einblick in das Leben der Bauern und der kleinen Landedelleute. Zu Moskau, Petersburg und Berlin ſtudirte er in ſeinen Jünglingsjahren. Wie auf Puſchkin und Lermontow wirkten auch auf ihn die deutſchen Dichter, Goethe und die Romantiker, Shakſpeare und Byron mächtig ein. Seine erſten Schöpfungen, zwei Gedichte, die er 1843 und 1845 herausgab, erregten keine beſondere Theilnahme; erſt ſeine „Aufzeichnungen eines Jägers“ (1852) erwarben ihm einen großen Ruf, zogen ihm aber auch, da er manche öffentliche Einrichtungen einer ſcharfen Kritik unterzogen hatte, eine zweijährige Verbannung zu. Der Großfürſt, der jetzige Kaiſer Alexander II., verwandte ſich für ihn auf das wärmſte und Turgénjew's Exil endete früher, als er gehofft. „Seit einigen Jahren pflegt er ſeinen Aufenthalt zwiſchen Rußland und Deutſchland zu theilen, und zwar ſo, daß der größere Theil auf Deutſchland kommt, wo ſeine letzten Erzählungen entſtanden ſind.“ Der erſte Band der Bodenſtedt'ſchen Ueberſetzung enthält vier Erzählungen: „Fauſt“ — eine Novelle, die zuerſt in der von W. Wolfſohn trefflich geleiteten „Ruſſiſchen Revue“ veröffentlicht wurde; „Ein Ausflug in die Waldregion“; „Das Wirthshaus an der Heerſtraße“ und „Mumu“. Weitaus die vorzüglichſte Erzählung iſt der „Ausflug in die Waldregion“; hier ſteht der Verfaſſer auf ſeinem eigenſten Gebiete; „Mumu“ erhebt ſich nicht über das Niveau der Anekdote, und „Fauſt“, worin Turgénjew den größten Anlauf genommen und einige überraſchend tiefſinnige Gedanken und pſychologiſche Wahrheiten ausſpricht, artet ſchließlich zu ſehr in eine romantiſche Spukgeſchichte aus.

Kalender für 1865.

Als ausführlichſter und inhaltreichſter Kalender für das Jahr 1865 iſt der zwanzigſte Jahrgang des „Illuſtrirten Kalender“ (Leipzig, J. J. Weber) erſchienen. Der Charakter dieſes Kalenders iſt weſentlich ein künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher; in kurzen, gediegenen Aufſätzen gibt er eine Ueberſicht der im vergangenen Jahre geſchehenen Ereigniſſe, der Beſtrebungen und Fortſchritte im Völkerleben und im Gebiet der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe. Eine Fülle von Abbildungen, Illuſtrationen von Maſchinen, Gebäuden, Kunſtwerken, Porträts hervorragender Perſönlichkeiten dient zur Erläuterung und zum Schmuck und erhöht für die meiſten Leſer den Genuß der Lektüre. Die hübſche Ausſtattung, der Reichthum des Inhalts in mannichfachſter Belehrung machen aus dem „Illuſtrirten Kalender“ einen Hausfreund im beſten Sinne des Worts. Der neunte Jahrgang des „Illuſtrirten Familien-Kalender“ (H. Payne in Dresden u. Leipzig), der ſich eine große Zahl von Leſern durch ſeine Billigkeit, ſeine Ausſtattung und ſeinen volksthümlichen Inhalt erworben hat, enthält neben dem gewohnten gutgeordneten Kalenderinhalt einige ſehr hübſche Illuſtrationen deutſcher Hafenſtädte; die Erzählung: „Schickſale und Abenteuer des Knopfmachergeſellen Pechmann aus Leipzig“, empfiehlt ſich durch friſchen Humor; eine Reihe anderer Aufſätze ſind unterhaltenden und belehrenden Inhalts. Die Kalender ſind vielleicht das wichtigſte, wirkſamſte Element der Volksliteratur, um ſo größere Sorgſamkeit muß auf ihren Inhalt verwandt werden; aus dieſen Quellen ſollen alt und jung ihre geiſtige Nahrung ſchöpfen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 48.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf bewegter Flut. Novelle von Arthur Stahl. IV. — Karl Martell. Ein deutsches Geschichtsbild von Karl Silberschlag. II. — Die Erle. Ein Naturbild von Karl Ruß. — Gebräuche in den griechisch-albanesischen Colonien Siciliens. I. — Spätherbst. Gedicht von Otto Buchwald. — Beiblatt: Monaco. II. — Das Begräbniß eines Königs. — Die Mühle von Gournay. — Für die Winterabende. II.

Auf bewegter Flut.

Novelle von Arthur Stahl.

IV.

Nichts würde jetzt natürlicher und vernunftgemäßer erschienen sein, als daß Eugen und Harri mit dem ersten Schritt ans Land ihre Verbindung gelöst und sich getrennt hätten; aber es scheint ein seltsames Gesetz, daß Schuld und Unglück die Menschen mit höhnischer Ironie aneinander fesselt wie das Glück, bis das Verhängniß sie ereilt hat.

Sie sprachen also noch nicht von Trennung, aber unwillkürlich sahen alle drei vom Bord der „Elisabeth" das Wogen auf den Kais der großen Stadt mit freudiger Erregung und dachten an die Zerstreuungen, welche sie zu bieten habe, als an eine Rettung aus einer ihnen unerträglich gewordenen Situation.

Die Gelegenheit dazu bot sich schnell und leicht.

Die Stadt war von Fremden gefüllt und hatte fürstlichen Besuch. Ihm zu Ehren waren in der Oper Festvorstellungen angesagt; das Admiralitätsschiff, welches mit einem Theil der königlichen Marine im Hafen lag, machte Vorbereitungen zu einem glänzenden Ball, welchen es am folgenden Tage am Bord den hohen Gästen, der Aristokratie und Schönheit geben wollte.

Eugen und Harri hatten frühere Bekannte unter den fremden Marineoffizieren und nahmen mit Elisabeth die Einladung, welche man ihnen brachte, mit einer Hast an, als würde ihnen im Rausch des Festes ein Mittel gewährt, sich selbst zu entfliehen. Am Abend vor diesem Tage war in der Oper die „Semiramis" angekündigt. Eugen wollte mit Elisabeth derselben allein beiwohnen, aber Platen verließ sie nicht, und Eugen hatte, von Qual gefoltert, nicht den Muth, den Mann von Elisabeth's Seite fortzuweisen, vor dessen Einfluß auf sie er wie vor einem gewissen Recht der Vergeltung bebte.

Ueberkam Harri dennoch das Gefühl einer nahe bevorstehenden gewaltsamen Trennung? Seine Leidenschaft steigerte sich an diesem Abend ins Maßlose. Die Bekenntnisse flammten auf seinen Lippen und in seinen Augen; er wich nicht aus Elisabeth's Nähe und diese schmiegte sich bebend an die Seite ihres Gatten. Hätte Eugen sie jetzt in seine Arme genommen, ihr tief in die klaren Augen gesehen und sie gefragt, ob sie noch sein eigen sei, es wäre die Sorge von ihm genommen, bevor die Vergeltung noch weiter ihr grausames Spiel mit ihm getrieben hätte.

Digitized by Google

Sie ſaßen in der Loge des Opernhauſes.

Das glänzende Publikum, das Haus und die rauſchende Muſik berührten ſie wohlthätig und zogen einige Augenblicke ihre Gedanken von der eigenen Bewegung ab. Aber der Vorhang öffnete ſich und vor Eugen's entſetzten Augen ſtand — Felicia van Bruck als Semiramis.

Zuerſt glaubte er, es täuſche ihn ein Hirngeſpinſt, aber mit jedem Laut, welcher von ihren Lippen quoll, faßte die dämoniſche Gewalt ihres Geſangs wieder ſein Herz an.

Felicia's Schönheit hatte gelitten, aber der Sturm, welcher über ſie hingegangen war, hatte den Ausdruck ihrer Züge vertieft; es war etwas äußerſt Tragiſches in ihrer Erſcheinung, ihr Spiel war von größerm Stil als früher und von einer Tiefe der Leidenſchaft, welche Eugen das Blut erſtarren machte.

Eugen ſah hinüber zu ſeiner Gattin. Sie ſchien Felicia nicht wiederzuerkennen und lauſchte bewegt ihrem Geſange. Ein einziger langer, ſpöttiſcher, triumphirender Blick aber aus Harri's Auge ſagte Eugen, daß der Mann, welcher ſein Weib liebte, ſogleich die Frau erkannt habe, um derentwillen er Eliſabeth die Treue gebrochen hatte. Seine Gedanken verwirrten ſich wieder wie ehemals, er ſtarrte wild und verzweifelt Eliſabeth an, als wolle er ihren Zügen das Geheimniß entreißen, ob auch ſie ihn verrathen und auch ihre Reinheit ihm lügen könne; und drüben im Lichtmeer ſtand ſein böſer Geiſt, in den Prunkgewändern der Semiramis, und ſang wieder ſein gefährliches Lied.

„Du biſt ſo bleich, Eugen, iſt dir nicht wohl?“ fragte nach dem erſten Act Harri mit Nachdruck, als er Eugen ſich erheben und nach dem Ausgang ſpähen ſah.

„In der That, die Luft hier hat mich krank gemacht, ich will gehen!“

Eliſabeth ſah ihn geängſtigt an und ſtand auf, um ihn zu begleiten; aber Eugen ſelbſt hielt ſie faſt heftig zurück. Er wollte ihr Vergnügen nicht ſtören — und das arme Kind blieb in der bängſten Gemüthsſtimmung zurück.

„Vielleicht iſt ihm beſſer allein“, ſagte Harri, und der Verdacht, Eugen gehe, um Felicia aufzuſuchen, erſtickte die letzte edle Regung in ihm, des Freundes zu ſchonen — Schuld um Schuld!

Wirklich mußte Eugen allein ſein; die Gegenwart eines Menſchen als Zeugen ſeiner Verzweiflung wäre ihm unerträglich geweſen. Er ſtürzte aus den Räumen des Theaters, als ſei er von Furien verfolgt, und irrte am Ufer des Meeres hin und her, mit Wolluſt in die brandenden Wogen ſchauend. Aus dem Kajütenfenſter der „Eliſabeth“ blickte von fern mattes Lampenlicht; ohne zu wiſſen wie befand er ſich auf dem Verdeck und ſtieg in Eliſabeth's ſtillere Räume hinab. Sie waren mild erleuchtet, duftend von Blumen. Zum erſten mal, ſeit er ſie hierher geführt, war Eliſabeth nicht da — — es graute ihm vor ſeiner Einſamkeit. Er betrachtete jeden Gegenſtand in ihrem Gemach, als könne er ihm etwas von dem Geheimniß ſeiner Herrin verrathen; ihre Arbeit auf dem Nähtiſch, das Buch, in welchem ſie geleſen, den kleinen Schemel, auf welchen ihr Fuß ſich ſtützte, und dann trat er in das Schlafgemach, öffnete leiſe die Vorhänge, als ſchlummere ſie, und küßte die Stelle, auf welcher ihr anmuthiger Kopf zu ruhen pflegte. Es war die bitterſte Stunde ſeines Lebens.

Harri und ſeine Gattin kamen ſpät. Was war zwiſchen ihnen geſchehen? Das fragten Eugen's zuckende Pulſe und ſeine todbleiche Stirn. War jetzt ſein Glück zertreten, vernichtet auf immer?

Harri kam nicht mehr zu ihnen hinein wie ſonſt; warum zog er ſich jetzt zurück? Warum wollte er heute nicht mehr den Nachttrunk mit dem Freunde nehmen? Es wehte ſchwül um Eugen's Stirn, es brauſte ihm in den Ohren wie von Stimmen — dort in der Niſche blitzte der Griff ſeines Degens. . .

Aber wie, wenn ſeine Gattin ihm in den Arm fiele, um zu verhindern, daß er im Zweikampf ihr den Geliebten tödte?

Eliſabeth war um ihn bemüht, ſie begegnete ihm mit Engelsmilde; aber iſt das Weib nicht Meiſterin der Vorſtellung? Kann ſie ihn nicht täuſchen wollen? Der Argwohn iſt ein Teufel.

Eugen verlebte eine Nacht voll Qualen und der folgende Morgen fand ihn entſchloſſen, um jeden Preis dieſen Zuſtand zu enden. Noch einen Tag war ſeine Anweſenheit hier unumgänglich nöthig, dann wollte er Eliſabeth fragen, ob ſie hier bleiben wollte in — Harri's Nähe, oder ob ſie ihm folgen wolle in die Heimat. Gewißheit — o hätte er Gewißheit! In dieſem Einen Gedanken concentrirte ſich jetzt ſein Leben. Denn konnte er die Rechte des Gatten ihr gegenüber geltend machen, ihr, der er einſt ſo unſagliche Schmerzen bereitet, ohne daß ſie je Rechenſchaft von ihm gefordert? Eugen war eine zu edle Natur, um gemein zu empfinden; er liebte eine Frau, nicht eine

Sklavin. Er fühlte, daß er ihr Genugthuung ſchuldig ſei und daß er ſeine eigene Schuld nur ſühnen könne, wenn er ſein künftiges Lebensglück jetzt ihrem freien Entſchluß anheimgebe.

Harri war faſt den ganzen Tag abweſend, und Eugen, mit ſeinen eigenen düſtern Gedanken beſchäftigt, ahnte nicht, daß jener bei Felicia ſei, um ſie von Eugen's Anweſenheit zu unterrichten und, indem er verſuchte, die kaum erſtickten Flammen in der Bruſt der leidenſchaftlichen Frau wieder anzufachen, ſich ſelbſt neuen Boden für ſeine Hoffnung zu gewinnen.

Eliſabeth allein, von Harri's Gegenwart wie von einem Druck befreit, war unbefangen und heiter, ſobald ſich für einen Moment die düſtere Wolke auf Eugen's Stirn lichtete. Sie ſaß unter dem Pavillon auf dem Verdeck und ſah dann und wann nach den Schiffen der Marine hinüber, wo alles in geſchäftigſter Bewegung war mit Vorbereitungen zu dem glänzenden Ballfeſt, welches das Admiralitätsſchiff heute Abend geben wollte. Aber der Tag war nicht günſtig, Feuerwerk und Illumination waren von grauem Himmel mit Regen bedroht und zuweilen ſauſte ein plötzlicher Windſtoß durch das Takelwerk der Schiffe, welche mit Hunderten von Maſten den Hafen einfaßten.

„Eliſabeth, beſuchſt du den Ball heute gern?" fragte Eugen.

Eliſabeth lächelte nur. Hätte ſie gewußt, daß Eugen ihr ein Opfer bringe, wie gern wäre ſie zurückgeblieben, hätte ſie geahnt, welche Kataſtrophe ihnen bevorſtehe!

Aber Eugen ſagte nichts und ſie hatte nie ein ähnliches Feſt geſehen; er redete ihr nun ſelbſt zu.

Der Abend kam.

Harri kehrte aus der Stadt zurück und verließ ſchon vor Eugen und Eliſabeth die „Eliſabeth", um hinüberzufahren. Die erſtern zögerten noch, weil von Bord ihres Schiffs das erleuchtete Geſchwader drüben einen wahrhaft prachtvollen Anblick bot. Bis hoch in die Maſten hinauf waren die Schiffe illuminirt und tauſendfältig ſpiegelten ſich die Lichter in den tanzenden Meereswellen. Mächtige Feuergarben ſtiegen empor und ſetzten die ganze Umgebung des Hafens in ſtrahlenden Glanz, um dann wieder die Contouren in den milden Farben der bengaliſchen Flammen verſchwimmen zu laſſen. Auf den emporgerichteten Kanonenläufen der kleinern Boote brannten gewaltige Pechfackeln und ſie alle umgaben in weitem Kreiſe das Admiralſchiff, welches allein lag. Hunderte von Gondeln, mit Neugierigen gefüllt, ſchaukelten ſich im Hafen, rauſchende Muſik tönte über ihn hin und eine prächtig geſchmückte Barke holte vom Ufer die ankommenden Gäſte.

Sie waren faſt alle verſammelt, als Eugen und Eliſabeth ankamen. Der Anblick des Schiffs war feenhaft. Das Lichtmeer, die ſtrahlenden Uniformen, die blitzenden Augen und Diamanten, die prächtigen Damen, und alle der Beſonderheit des Feſtes wegen im Glanz der Stimmung, waren wohl geeignet, das ruhigſte Auge zu blenden.

Der Ariſtokratie und Schönheit wurde der Ball gegeben. Zu ihr gehörte Eliſabeth, und als Harri's ſuchendes Auge ſie beim Eintritt in den Ballſaal traf, wie ſie, in Wolken von Roſakrepp gehüllt, den reizenden blonden Kopf mit Roſen geſchmückt, erröthend umherſchaute, verglich er ſie kühn den ſchönſten der ſtolzen Frauen.

Harri hatte ſie den ganzen Tag abſichtlich vermieden, mit den erſten rauſchenden Klängen der Feſtmuſik aber zog er ſie jetzt in den Taumel des Feſtes, und bevor ſie faſt wußte, wie ihr geſchah, war ſie von Eugen getrennt und flog in Harri's Armen im Tanze dahin.

Mitternacht war nicht mehr fern.

Die Nacht war dunkel, das Wetter ſtürmiſch geworden, aber man achtete jetzt nicht mehr auf die erlöſchende Illumination der andern Schiffe, denn der Feſtrauſch hatte ſeine Höhe erreicht. Die Muſik wurde immer ſtürmiſcher, der Tanz leidenſchaftlicher, die Frauen glühten von Bewegung, die Männer von Champagner und der Luſt des Schauens — es wurde allmählich zu einem Bacchanal trunkener Lebensfreude.

Harri hatte Eliſabeth immer von neuem von Eugen zu trennen gewußt. Wie dieſer, ſo wollte auch er Entſcheidung, und eine Frau ſollte ihm helfen, welche er ſchon einmal für Eugen unwiderſtehlich geſehen — Felicia. Die bewunderte Künſtlerin war zum Ball eingeladen worden und hatte anfänglich abgeſagt; als aber Harri von Platen gekommen und ihr dort eine Unterredung mit Eugen in Ausſicht geſtellt hatte, war ſie mit Haſt darauf eingegangen.

Felicia wollte erſt gegen Mitternacht erſcheinen, und dieſe Stunde nahte.

Harri hatte Eliſabeth einem andern Cavalier zum Tanze überlaſſen, Eugen durch eine Vorſtellung mit einem der höhern Marineoffiziere in ein Geſpräch verwickelt und harrte nun in einer der prächtig decorirten Kajüten der Ankunft Felicia's. Die kleinen Logen neben dieſen und dem

großen Salon waren mit verſchwenderiſchem Luxus von Blumen und Stoffen zu reizenden Grotten und Zelten umgeſtaltet; von den Haupträumen durch purpurne Sammtvorhänge getrennt, waren die meiſten einſam.

Felicia kam endlich. Sie war durchſchauert von der Kälte des Nachtwindes und ſo erregt, daß ſie ſich auf Harri's Arm ſtützen mußte. Ihr Geſicht erſchien in dem Kleide von meergrünem Flor, welches ſie trug, äußerſt bleich, ein goldener Reif ſchlang ſich durch ihr ſchwarzes Haar und hielt eine große weiße Waſſerroſe.

„Kann ich ihn ſehen? Die Luft erſtickt mich hier!“ — flüſterte Felicia, haſtig an ſeinem Arm hineilend. Er führte ſie in eine der entfernteſten kleinen Grotten, ohne daß ſie von der Geſellſchaft bemerkt wurde. Er ließ die bebende Frau auf einen Sitz unter duftenden Orangen niedergleiten.

„Eugen wird gleich hier ſein!“ ſagte er, ſich entfernend, und ließ die Vorhänge herab.

Harri bahnte ſich einen Weg durch das Gewoge der Tanzenden, ſprach einige Worte mit Eliſabeth und ſuchte Eugen. Er fand ihn weder im Salon noch in den andern Räumen; endlich aber ſtieg er hinauf und hörte ſeine Stimme auf dem Verdeck.

„Ich will unſern Nachen losketten laſſen und mit Eliſabeth hinüberfahren“, ſagte Eugen, „die Nacht wird ſehr ſtürmiſch.“

„Noch einige Augenblicke, Eugen! Unten harren noch manche alte Bekannte, die dich dringend zu ſprechen wünſchen! Das Zwiſchendeck iſt ausgeräumt, dort erholen ſich die Herren vom Tanz und von äſthetiſcher Unterhaltung, und die Matroſen, als Mohren ausſtaffirt, bewirthen ſie mit Tſchibuk und Sect. Es iſt die heiterſte Scene, komm! . . .“

Eugen folgte ihm und im nächſten Augenblick ſtand er vor Felicia.

Harri befand ſich in dem Stadium der Leidenſchaft, in welchem der gute Geiſt vom Menſchen weicht und nur noch der blinde Trieb die Handlungen dictirt. Er hatte Felicia getäuſcht. Sie glaubte ſich von Eugen erwartet; ſie glaubte ſich endlich befreit von dem Weh, welches ſie um ihn trug. Sie hatte nur Einmal geliebt, ſie hatte auch nur Einmal gefühlt, was Liebesſchmerzen ſeien. Neben ihnen waren die Opfer, welche ſie Eugen unaufgefordert gebracht, nichts geweſen, aber ſie hatte ſich mit wundem Herzen den Tod geſungen und ging an der Sehnſucht langſam zu Grunde.

Der erſte Blick auf Eugen war namenloſes, ſtammelndes Entzücken, der zweite in ſein entſetztes Geſicht, auf ſeine feſtgeſchloſſenen Lippen und ſeine zurückweichende Haltung, ſagte ihr erbarmungslos alles, und der Rückſchlag war entſetzlich. Stolz, Scham, Verzweiflung kämpften in ihr, aber die Leidenſchaft, die ſinnloſe für dieſen Mann, erſtickte ſie alle und wild ſchluchzend warf ſie ſich ihm zu Füßen.

„Eugen, Eugen, ich wurde betrogen wie nie ein Weib! Der Augenblick, welcher dich mir in den Armen deiner Braut zeigte, war glücklich neben dieſem! Du verachteſt mich, deine Augen ſind kalt — tödte mich, o tödte mich, die Qual muß enden! . . .“

Ihren verzweiflungsvollen Anrufungen antwortete das Schickſal.

Die Tanzmuſik ſcholl rauſchend herüber, die Cavaliere tranken und lachten, die Jugend und Schönheit tanzte, Harri verſuchte in Eliſabeth's unſchuldiges Ohr das Gift der Verführung zu träufeln; Eugen beugte ſich zu Felicia herab, um ſie aufzurichten — —

Plötzlich ging ein Krachen durch alle Räume des Schiffs, ſo furchtbar und gewaltſam, daß ſofort das Werk der Zerſtörung in grauenhafter Weiſe begann. Das Schiff legte ſich auf die Seite, ein dumpfes, donnerähnliches Rollen drang brüllend aus den untern Räumen herauf, dann wurde es mit derſelben Gewalt auf die andere Seite geworfen und über das Verdeck und die zertrümmerten Fenſter ſtürzten die Wogen.

Die Verwirrung war grenzenlos, und der Ruf: „Es ſinkt, es ſinkt!“ drang von hundert Lippen.

Ein mächtiger Windſtoß hatte das Schiff auf die Seite geneigt, die Kanonen im Zwiſchendeck, losgelöſt, um dem Feſte Raum zu geben, waren der Neigung gefolgt und rollten unaufhaltſam nach derſelben Seite, und die Wirkung des Uebergewichts war ſo gewaltig, daß in wenigen Minuten und bevor noch die Maßregeln zur Rettung genommen werden konnten, das prachtvolle Schiff in unaufhaltſamem Sinken begriffen war.

Eugen hatte Felicia emporgeriſſen und bahnte ſich durch die Flammen, welche überall die leichten Stoffe ergriffen hatten, den Weg in den Tanzſaal. Der Anblick war grauenhaft und er ſah Eliſabeth nicht; er rief und rief, aber ſie antwortete nicht. Er ſtürzte auf das Verdeck,

auch hier fand er ſie nicht ſogleich. Es war kein Moment zu verlieren, wenn er ſich ſeines Nachens verſichern wollte, welcher allein ſie retten konnte. Er ſah ihn wie eine Nußſchale von den aufgeriſſenen Wogen ſchaukeln, jeden Augenblick bedroht, mit dem ſinkenden Koloß hinabgezogen zu werden.

Felicia, welche Eugen mit ſich fortgeriſſen hatte, machte ſich gewaltſam von ihm los; Eliſabeth's Namen ſo verzweiflungsvoll von ſeinen Lippen zu hören, gab ihr Kraft zum letzten Entſchluß.

„Lebe wohl, Eugen, dort unten iſt Erlöſung!" rief ſie; und noch bevor Eugen die Hand ausſtrecken konnte, ſie zu halten, hatte ſie es vollbracht und hoch über ihr ſpritzten die Wogen zuſammen.

Eugen befand ſich in einer entſetzlichen Lage. Er konnte Felicia nicht retten, denn jeder Augenblick der Verzögerung bedrohte Eliſabeth's Leben. Noch ſah er ſie nicht, und doch mußte er einige Secunden aufhören, ſie in dem furchtbaren Chaos zu ſuchen, wenn ihm nicht ſein Nachen, das einzige ſichere Mittel zur Rettung, verloren gehen ſollte.

Er flieg an der Seite des ſchnell ſinkenden Schiffs hinab und erreichte ihn. Mit Anſtrengung aller Kräfte löſte er die Kette und verſuchte an eine Stelle des Dampfers heranzurudern, welche leichter für Eliſabeth erſteiglich wäre. Aber obwol ihm die Flammen leuchteten, welche jetzt von allen Seiten aus dem Verdeck aufſchlugen, gelang es ihm nicht — das Meer war zu ſtürmiſch.

In höchſter Verzweiflung wollte Eugen das gebrechliche Fahrzeug verlaſſen, um zu verſuchen, Eliſabeth durch Schwimmen zu retten oder dort oben mit ihr zu ſterben, als ſein Auge ſich erhob und plötzlich inmitten des ſchaurigen Feuerglanzes Eliſabeth erſchien, ihren Fuß auf den äußerſten Rand des Schiffes ſetzend.

„Lili, Lili!"

Sie hörte ſeine Stimme und ſah ihn. Harri war neben ihr.

„Lili, bleibe, ich rette dich mir!" rief Harri außer ſich, als er ſah, was ſie beſchloß, und umklammerte ſie wild. Aber im Nu riß ſich Eliſabeth von ihm los und lag mit einem einzigen Schwung in ihres Gatten Armen.

Eliſabeth lag in Sicherheit. Eugen kehrte mit Booten und Mannſchaft zurück, aber es war nichts mehr zu retten. Das Meer hatte ſich über ſeinem Raube geſchloſſen und lag jetzt ruhig, als ſei es zufrieden mit dem Menſchenopfer. Gerettet waren nur die wenigen, welche Eugen's Nachen aufnehmen konnte, alle andern waren von der grauenhaften Kataſtrophe ereilt, deren Verlauf ſo ſchnell eintrat, daß alle Hülfe von außen zu ſpät gekommen war.

Auch Platen ſahen Eugen und Eliſabeth nicht wieder. Konnte er ſich nicht retten, hatte er den Tod geſucht wie Felicia? Das Geheimniß des Meeres lag verſöhnend über ihrer Schuld und ihren Schmerzen.

Und Eugen? Jetzt hatte er Gewißheit! Schwer und bitter erkauft war ſie, aber über alle Täuſchung erhaben. Die Bewegung, welche Eliſabeth gemacht hatte, ſich von Harri loszureißen und in ſeine Arme zu ſtürzen, hatte ihm den innerſten Zug ihres Weſens zweifelloſer offenbart, als es die ſtärkſte Verſicherung gekonnt hätte; denn im Moment der Todesgefahr hört jede Verſtellung und jede Berechnung auf. Beide bedurften der Zeit, um die Erſchütterung dieſer Ereigniſſe zu überwinden, aber dann ging ihnen eine neue und nicht mehr zu trübende Lebensſtimmung daraus hervor, und als die „Eliſabeth" endlich in den heimatlichen Hafen einlief, brachte ſie ein Glück heim, koſtbarer als die Schätze beider Indien — ſagte der „Kapitän".

Karl Martell.

Ein deutſches Geſchichtsbild von Karl Silberſchlag.

II.

Zwiſchen dem Heer der Franken und dem der Araber kam es nun zwiſchen Tours und Poitiers ſechs Tage lang nur zu kleinern Gefechten, an welchen hauptſächlich wol Reiterei und Leichtbewaffnete theilnahmen und in denen im ganzen die Araber die Oberhand hatten. Erſt am ſiebenten Tage kam es zum Kampfe zwiſchen den ganzen feindlichen Heeren, und nachdem dieſer Kampf vom Morgen bis zum Abend gewährt hatte, warfen, wie Rodericus Toletanus ſagt, wie in einem Augenblick die hochgewachſenen Männer von Auſtraſien und die ebenſo durch Muth als durch Größe ausgezeichneten Deutſchen mit eiſerner Hand und in gerader Haltung die Araber zu Boden („manu ferrea et arduo pectore quasi ictu oculi Arabes extinxerunt").

Abderrhaman ſelbſt fiel in dem Kampfe. Die Araber, welche der angreifende Theil geweſen zu ſein ſcheinen, zogen ſich in ihr Lager zurück. Dort

beriethen ſich ihre Anführer über die Wahl eines neuen Oberfeldherrn, konnten ſich aber nicht einigen und traten daher noch in der Nacht ihren Rückzug an. Die Franken erwarteten am darauffolgenden Morgen einen neuen Angriff der Feinde, bis ihre Kundſchafter ihnen meldeten, daß deren Lager leer ſei. Eine eigentliche Verfolgung der Fliehenden fand nicht ſtatt; anſcheinend waren dieſe an Reiterei den Franken, deren Hauptſtärke im Fußvolk beſtand, noch immer überlegen und mochte daher wol Grund zu der Beſorgniß ſein, daß durch eine übereilte Verfolgung alle Früchte des ſchwererrungenen Siegs wieder verloren gehen könnten. Die Beute der Sieger beſtand faſt nur in den Waffen der Erſchlagenen.

Nach dem Bericht zweier etwas ſpäter lebenden italieniſchen Chroniſten ſollen in dieſer Schlacht 350000 oder gar 375000 Araber und Mauren und nur 1500 Franken gefallen ſein. Dieſe Angabe iſt nun aber ſo offenbar übertrieben, daß ſie eigentlich keiner Widerlegung bedarf. Daß die erwähnte Schlacht indeſſen ſehr blutig war, iſt wol unzweifelhaft; es ſcheint, daß jedes der beiden kämpfenden Heere wol die Zahl von 2—300000 Mann erreicht haben mag; denn die Zahl der Franken war der der Araber und Mauren mindeſtens gleich, wenigſtens wird ſie von keinem Chroniſten als eine geringere bezeichnet; die Zahl des Heers der Araber aber wird von den Chroniſten auf 400000 Mann angegeben, und man darf wol annehmen, daß dieſe Zahl nicht allzu hoch übertrieben war. Man muß erwägen, daß das Reich der Khalifen damals auf dem Gipfel ſeiner Macht angelangt war und daß die kriegeriſche und zahlreiche Bevölkerung der Mauren und eine große Zahl zum Islam abgefallener Spanier die arabiſchen Heerſcharen verſtärkten. Im Jahre 717 hatte der Khalif ein Heer von 130000 Mann zur Eroberung Konſtantinopels abgeſchickt, während zu gleicher Zeit ein zweites großes Heer von Arabern und Mauren in Spanien und ein drittes Heer im Innern Aſiens mit Eroberungskriegen beſchäftigt war. Die Annahme alſo, daß Abderrhaman ein Heer von 2—300000 Mann bei Tours in die Schlacht führte, iſt gewiß keine unwahrſcheinliche. Das Heer der Franken müſſen wir, wie ſchon bemerkt, als ebenſo zahlreich betrachten. Offenbar beſtand es bei dieſem Feldzuge nicht blos aus den Lehnsleuten und Soldtruppen des Majordomus, deren Zahl nicht ſehr groß geweſen ſein kann, ſondern aus dem Aufgebot des beſten Theils der wehrhaften Bevölkerung Frankreichs und Deutſchlands, des letztern jedoch mit Ausſchluß des Gebiets der Frieſen und Sachſen. Hierdurch erklärt es ſich auch, weshalb Karl Martell erſt im October des Jahres 732 ins Feld zog, während doch ſchon im Frühjahr dieſes Jahres Eudo ſeine Hülfe erbeten hatte und während er doch ſonſt ſeine Feldzüge mit dem Beginn des Frühjahrs, ja oft noch im Winter zu eröffnen pflegte. Um ein Heer von 2—300000 Mann zu ſammeln und die nöthigen Lebensmittel für eine ſolche Menſchenmaſſe aufzuhäufen, war bei dem mangelhaften Zuſtand der Communicationsmittel jener Zeit ein Zeitraum von fünf bis ſechs Monaten nicht zu groß; wir dürfen auch nicht vergeſſen, daß Deutſchland und Frankreich zu jener Zeit kaum ein Viertel oder Fünftel ihrer heutigen Bevölkerung hatten und daß daher ein Heer von 2—300000 Mann im Verhältniß zur damaligen Bevölkerung etwa ſo groß war, als ein Heer von 1 Million Mann im Verhältniß zur heutigen Bevölkerung ſein würde.

Wahrſcheinlich übrigens iſt es wol, daß der Einfluß der chriſtlichen Kirche, zu welcher damals bereits die Deutſchen auf dem linken Ufer des Rhein und im größern Theil von Süddeutſchland bekehrt waren, weſentlich dazu beitrug, die Aufſtellung eines ſo großen Heeres möglich zu machen. Ohne dieſen Einfluß würden namentlich die Baiern und Alemannen, welche ja nur widerwillig und nach blutigen Kämpfen wenige Jahre vorher die Oberhoheit Karl's anerkannt hatten, dieſen gewiß nicht unterſtützt haben. Sicher iſt aber, daß die Schlacht bei Tours zu den größten und in ihren Folgen wichtigſten Thaten gehört, welche in der Geſchichte des deutſchen Volks vorgekommen ſind.

Während eines Zeitraums von hundert Jahren hatten die Araber kein Volk gefunden, welches ihrem Angriff in offener Feldſchlacht Stand hielt; Eudo mit ſeinen Aquitaniern hatte zwar bei Toloſa ein arabiſches Heer geſchlagen, aber dieſe Niederlage war von Abderrhaman, wie wir geſehen haben, im Jahre 732 durch Beſiegung Eudo's und Eroberung ſeines Landes gerächt; da ſetzte Karl Martell an der Spitze eines Heeres, als deſſen tüchtigſten Beſtandtheil der Spanier Rodericus Toletanus Deutſche und Auſtraſier nennt, in einer einzigen Schlacht den Eroberungen der Araber ein Ziel, indem er ihnen zugleich faſt das ganze Land von den Pyrenäen bis zur Loire wieder abnahm.

Ohne dieſen Sieg würde, ſoweit menſchliche Beurtheilung reicht, der Islam ebenſo in Frankreich, Deutſchland und dem übrigen Europa die Herrſchaft über das Chriſtenthum errungen haben, wie er dieſelbe leider in Vorderaſien, Nordafrika und auf mehrere Jahrhunderte hin auch in Spanien errungen hat.

Faſſen wir das ganze Benehmen Karl Martell's in Bezug auf dieſen Kampf gegen die Araber ins Auge, ſo erinnert daſſelbe mehr an die Beſonnenheit des Fabius Cunctator als an die Kühnheit des Cäſar. Namentlich zeigte ſich dieſe Beſonnenheit darin, daß er ſich nicht eher auf eine Schlacht einließ, als bis er alle Truppen, die er überhaupt aufbieten konnte, zuſammen hatte, und daß er nach der Schlacht keinen Angriff auf das Lager der Araber machte und keine unbeſonnene Verfolgung der Feinde zuließ, durch welche die errungenen Vortheile leicht wieder hätten verloren gehen können. Dieſe vorſichtige Beſonnenheit bildet einen ſcharfen Contraſt zu der raſchen Kühnheit, die ſich z. B. in dem Feldzuge Karl's gegen die Neuſtrier im Jahre 717 zeigte; ſie beweiſt, daß er ſich der Bedeutung des Kampfes gegen die Araber wohl bewußt war; gerade aber weil er die Gefahren dieſes Kampfes nicht unterſchätzte, gelang es ihm, dieſelben zu überwinden. Was ihm hierbei nächſt der Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit der Deutſchen am meiſten zu ſtatten kam, war der Umſtand, daß Eudo durch den Widerſtand, welchen er den Arabern entgegenſetzte, ihm mehrere Monate Zeit verſchaffte, um ſein Heer zuſammenzubringen.

Gehen wir nun aber über zu den ſpätern Schickſalen und Thaten unſers Helden.

Schon im Frühjahr des Jahres 733 griff er die Burgunder an, eroberte ihre Hauptſtadt Lyon und zwang ſie zur Unterwerfung. Im Herbſt deſſelben Jahres griff er ſeine alten Feinde, die Frieſen, an. Dieſe verſprachen Unterwerfung; da es aber den Anſchein hatte, daß ſie auch diesmal wie bei frühern Gelegenheiten raſch wieder zu ihrem alten Trotz und der eingewurzelten Feindſchaft gegen die Franken zurückkehren würden, benutzte er den Winter des Jahres 733, um eine Flotte zu bauen, mit der er dann im folgenden Frühjahr die Frieſen angriff.

Die Franken hatten bis dahin das Seeweſen faſt gänzlich vernachläſſigt; ebendarum hatten ſie aber auch gegen die Frieſen niemals etwas Entſcheidendes ausrichten können. Zwar hatten Pipin und Karl Martell durch die frühern Kriege den Frieſen das Land zwiſchen Leck und Rhein entzogen, allein das ganze Land nördlich vom Leck und öſtlich von der Yſſel, alſo der größere Theil des jetzigen Königreichs der Niederlande, hatten die Frieſen bis zum Jahre 734 in völliger Unabhängigkeit in Beſitz.

Karl Martell durchzog nun die Inſeln und das Feſtland der Frieſen; am Fluſſe Burdim (wahrſcheinlich dem Fluſſe Borde-Aa in der jetzigen Provinz Friesland im nördlichſten Theil der Niederlande) lieferten ihm die Frieſen eine Schlacht, in welcher ſie jedoch geſchlagen wurden und ihr Herzog Poppo fiel. Die Götzentempel und heiligen Haine der Frieſen wurden nun zerſtört und die Franken kehrten mit großer Beute nach Auſtraſien zurück.

Durch dieſen Sieg war die Unterwerfung der Frieſen, eines ebenſo tapfern als freiheitsliebenden Volksſtammes, entſchieden. Sie verſuchten ſeitdem keine neue Schilderhebung, weder gegen Karl Martell noch gegen deſſen Nachfolger. Allmählich breitete ſich auch unter ihnen das Chriſtenthum aus, geſchützt durch die fränkiſchen Herrſcher, jedoch ohne daß Karl Martell zur Ausbreitung ſeines Glaubens ſolche Zwangsmittel angewandt hätte, wie ſie ſein Enkel, Karl der Große, ſpäter gegen die Sachſen in Anwendung brachte. In den nächſtfolgenden Jahren hatte Karl Martell vorzugsweiſe gegen die Burgunder zu kämpfen, welche ſich wiederholt gegen ihn empörten und von denen ihm namentlich Maurontus, Graf von Maſſilia, dem jetzigen Marſeille, zu ſchaffen machte; außerdem aber führte er auch Krieg gegen die Söhne Eudo's, des Herzogs von Aquitanien, welcher im Jahre 735 geſtorben war. Dieſe Kämpfe gaben den Arabern abermals Gelegenheit zu Angriffen auf das jetzige Frankreich. Juſſufebbin, der arabiſche Statthalter von Narbonne, eroberte und zerſtörte die Stadt Arles am Ausfluß der Rhône, und beſetzte, von dem burgundiſchen Grafen Maurontus zu Hülfe gerufen, das jetzige Avignon, damals Avenio genannt. Hierauf ward jedoch Avignon von den Franken belagert, und nachdem die Mauern der Stadt durch Belagerungsmaſchinen zerſtört waren, mit Sturm genommen. Demnächſt eroberte Karl Martell auch die übrigen Städte, welche die Araber im ſüdlichen Frankreich beſaßen, bis auf die Stadt Narbonne. Als er dieſe belagerte, verſuchte ein großes Heer unter dem arabiſchen Statthalter von Spanien, Amur-Ebn-Ailet, die Stadt zu entſetzen. Karl ging jedoch dieſem Heer entgegen,

griff es am Fluſſe Birra, ſieben Meilen von Narbonne, an, ſchlug die Araber, deren Anführer, Amur-Ebn-Ailet, fiel, vollſtändig und verfolgte ſie bis zu ihren Schiffen; ja es gelang ihm, eine Anzahl der Schiffe, auf denen ſich die fliehenden Araber einſchiffen wollten, zu nehmen und andere in der Bucht mit Wurfgeſchütz zu verſenken. Dieſer Sieg war allerdings nicht ſo bedeutend als der bei Tours errungene; denn das mohammedaniſche Heer, welches blos aus den in Spanien angeſiedelten Mauren und Arabern gebildet war, war in dieſer Schlacht lange nicht ſo ſtark, als das des Abderrhaman bei Tours geweſen war; auch war Amur-Ebn-Ailet nur zum Entſatz von Narbonne, nicht, wie Abderrhaman, zur Eroberung Frankreichs ausgezogen; allein inſofern war der bei Narbonne erfochtene Sieg vollſtändiger wie jener frühere, als bei ihm auch eine Verfolgung der Beſiegten ſtattfand. Die Stadt Narbonne einzunehmen, gelang Karl Martell nicht. Dieſe Stadt blieb der einzige Beſitz, den die Araber damals noch im Norden der Pyrenäen behielten. Uebrigens waren ihre Verluſte ſo bedeutend geweſen, daß ſie keinen neuen Angriff auf das ſüdliche Frankreich verſuchten. Bei den Kämpfen, welche unter Pipin und Karl dem Großen zwiſchen Franken und Arabern ſtattfanden, waren die Franken die Angreifer; übrigens hatten ſich bald nach Karl Martell's Tode die in Spanien angeſiedelten Araber von der Herrſchaft des Khalifen zu Bagdad freigemacht, welcher Umſtand nächſt den Siegen bei Tours und Narbonne wol das meiſte dazu beitrug, die Gefahr einer Ueberwältigung des weſtlichen Europa durch die Araber zu beſeitigen.

Im Jahre 739 gelang es endlich Karl Martell, mit Hülfe des ihm verbündeten Longobardenkönigs Luitprand auch unter den Burgundern in der heutigen Provence die letzten Keime der Empörung zu erſticken.

Als er nun endlich nach 24 Jahren des Kriegs der Ruhe des Friedens genoß, kam vom Papſt Gregor III. aus Rom eine Geſandtſchaft zu ihm, welche ihm außer andern höchſt koſtbaren Geſchenken die angeblichen Schlüſſel zum Grabe der Apoſtel zu Rom überbrachte und ihm im Namen des Papſtes verſprach, derſelbe werde ſich vom griechiſchen Reiche losſagen und ihm die Würde eines Conſuls, d. h. im Sinne jener Zeit eines Schutzherrn von Rom übertragen, wenn er ihm mit den Waffen gegen Luitprand, den König der Longobarden, Beiſtand leiſten wollte. Noch ſtand Karl, als er dieſen Antrag erhielt, in der Blüte des männlichen Alters, denn er war erſt 44 Jahre alt; aber es ſcheint, daß er, ungleich andern großen Feldherren und Eroberern, welche ihren Siegen kein Ziel ſetzen konnten, des Kriegs müde geworden war; vielleicht auch zog er die bewährte Freundſchaft des Luitprand den lockenden Anerbietungen des Papſtes vor. Jedenfalls ſchickte er dem Papſt keine Hülfstruppen. Dieſer ſchickte ihm eine neue Geſandtſchaft und ſchrieb ihm unter andern:

„Verachte nicht meine Bitte und verſchließ Dein Ohr nicht vor meiner Forderung, wie Dir der Fürſt der Apoſtel nicht das himmliſche Reich verſchließen möge! Ich beſchwöre Dich bei dem lebendigen Gott und den verehrungswürdigen Schlüſſeln des heiligen Petrus, welche wir Dir zum Herrſchen geſandt haben, daß Du die Freundſchaft des Königs der Longobarden nicht vorziehſt der Liebe des erſten der Apoſtel!"

Allein alle dieſe Vorſtellungen vermochten Karl Martell nicht zu einem Einfall in Italien zu bewegen; doch ſchickte er Geſandte nach Italien, welche einen friedlichen Vergleich zwiſchen dem Papſt und dem König Luitprand zu Stand brachten.

Bald nachher traf Karl im Vorgefühl ſeines nahen Todes Anordnungen über die Nachfolger in ſeiner Regierung, indem er das Reich unter ſeine Söhne Karlomann und Pipin theilte. Hierauf ſtarb er auf der Reiſe nach ſeinen Gütern in Auſtraſien auf ſeinem Schloſſe zu Cariſiacum (jetzt Kierſy) an der Oiſe am 15. October des Jahres 741.

Während der letzten vier Jahre ſeines Lebens hatte er nach dem Tode des von ihm eingeſetzten merovingiſchen Schattenkönigs die Wiederbeſetzung des Throns nicht für nöthig gehalten, ſondern, indem er ſelbſt den Titel eines Majordomus oder eines Herzogs und Fürſten der Franken beibehielt, allein die volle königliche Gewalt ausgeübt.

Er war es eigentlich, der die Macht des karolingiſchen Hauſes begründete. Während er ſelbſt ſich ſeine Anerkennung blutig hatte erkämpfen müſſen, überkamen ſeine Söhne Karlomann und Pipin von ihm eine geſicherte Herrſchaft, deren Glanz Pipin, nachdem Karlomann ſich freiwillig in ein Kloſter zurückgezogen hatte, ſpäter durch Annahme des Königstitels vermehrte und die dann von Pipin auf deſſen Sohn, Karl den Großen, überging, der den Titel eines Königs

der Franken mit dem eines römiſchen Kaiſers vertauſchte.

Bleiben wir nun aber beim Leben Karl Martell's ſelbſt ſtehen, ſo ſehen wir, daß ſeine ganze Regierung faſt nur eine Folge von Kriegen iſt. Dieſen vielfachen Kämpfen hat er auch den Beinamen Martellus oder Tudites, Hammer, zu danken. „Weil er ſeinen Feinden niemals wich und ſie niemals verſchonte", ſo heißt es bei einem gleichzeitigen Chroniſten (Pertz, „Fränkiſcher Hausmeier", S. 185), „ſo erhielt er von den Nachkommen den harten Namen eines Hammers."

Möglich iſt es, daß ſeine deutſchen Krieger dabei an den Hammer des Donar oder Thor dachten, mit welchem nach der heidniſchen Sage, die damals bei den Franken wol noch unvergeſſen war, der Donnergott die feindlichen Rieſen bekämpfte und den Blitz ſchleuderte. Es fehlt in der deutſchen Geſchichte ſeit den älteſten Zeiten nicht an Beiſpielen von Fürſten, welche Beinamen erhalten haben; wir wollen hier nur an Dietrich von Berne, Pipin den Kleinen, Ludwig den Frommen, Karl den Kahlen, Heinrich den Finkler, Otto den Rothen, Friedrich Barbaroſſa, Albrecht den Bären, Heinrich den Stolzen, Friedrich mit der gebiſſenen Wange erinnern. Faſt immer ſind aber dieſe Beinamen von dem gewöhnlichen Aufenthalt oder von einer beſondern Beſchaffenheit des Körpers hergenommen. Karl Martell iſt, ungeachtet faſt alle Fürſten jener Zeit Kriege führten, faſt der einzige, der ſeinen Beinamen ſeinen Kriegsthaten zu danken hat. Und in der That iſt die Menge und Größe ſeiner Siege ſo bedeutend, daß ſich wol kein anderer deutſcher Fürſt des Alterthums oder auch des Mittelalters und unſerer Zeit mit ihm vergleichen läßt. Wir wollen hier nicht auf eine ſpecielle Vergleichung ſeiner Feldzüge mit denen Karl's des Großen, ſeines Enkels — wie Gibbon eine ſolche gegeben hat —, uns einlaſſen, ſondern nur das hervorheben, daß die Zahl der Kämpfer auf beiden Seiten in der Schlacht bei Tours — ſelbſt wenn wir die Angaben der Chroniſten über das Heer der Araber auf die Hälfte herabſetzen — größer war als die in irgendeiner Schlacht, welche ſeit jener Zeit in Europa geſchlagen wurde, mit einziger Ausnahme der Völkerſchlacht bei Leipzig.

Es bedarf nun wol keines weitern Nachweiſes, daß die vielen Siege, welche unſer Held häufig gegen überlegene Feinde erfocht, nicht blos dem Glück, das ihn begünſtigte, zugeſchrieben werden dürfen, ebenſo wenig wie wir etwa Cäſar's oder Alexander's Siege blos auf Rechnung ihres Glücks ſchreiben dürfen. Uebrigens fehlt es den Feldzügen Karl Martell's nicht an Beweiſen dafür, daß die Franken zu jener Zeit neben der bloßen rohen Tapferkeit auch ſchon die Kriegswiſſenſchaft zu ſchätzen wußten; wir wollen hier nur an die Belagerungsmaſchinen erinnern, mit denen die Mauern von Avignon niedergeſchlagen wurden, welche Maſchinen denen der alten Römer und Griechen nicht nachgeſtanden zu haben ſcheinen, und an den Bau der Kriegsflotte, durch welche die Unterwerfung der bis dahin durch See und Sumpf geſchützten Frieſen herbeigeführt wurde.

Aber wenn das Urtheil über Karl Martell als Feldherr keinem weitern Bedenken unterliegen kann, ſo iſt es deſto ſchwerer, über ihn als Menſch zu urtheilen, weil die Nachrichten der Zeitgenoſſen in dieſer Beziehung äußerſt dürftig ſind. Wir haben aus jener Zeit faſt nur Schriften von Geiſtlichen. Da nun Karl Martell ſich gerade um Beſchirmung des chriſtlichen Glaubens gegen die Angriffe der Mohammedaner die größten Verdienſte erworben hat, ſo ſollte man meinen, daß er ſich der beſondern Gunſt der Geiſtlichkeit zu erfreuen gehabt hätte; dies iſt jedoch keineswegs der Fall. Der Umſtand, daß er die meiſten Güter der Geiſtlichkeit confiscirt und zur Befriedigung ſeiner Soldtruppen verwendet hatte, hat ihm die heftigſte Abneigung der Geiſtlichkeit zugezogen. Noch im Jahre 858, alſo mehr als hundert Jahre nach Karl's Tode, ſchrieb eine zu Kierſy verſammelte Synode an einen ſeiner Nachkommen, Ludwig den Deutſchen: „Fürſt Karl, der Vater des Königs Pipin, welcher zuerſt unter allen fränkiſchen Fürſten und Königen die Güter der Kirchen ihnen abnahm und vertheilte, iſt allein deswegen in Ewigkeit verdammt. Denn der heilige Biſchof Eucherius von Orleans, welcher in St.-Trudo's Kloſter ruht, ward betend in die andere Welt verſetzt und unter andern, was ihm der Herr zeigte, ſah er jenen in den Martern der tiefſten Hölle... Als Eucherius wieder in ſich ſelbſt zurückgekehrt war, rief er den heiligen Bonifacius und Abt Fulrad von St.-Denis, den Erzkaplanen des Königs Pipin, zu ſich und ſagte ihnen, um ſeine Erzählung zu beglaubigen, ſie würden den Leichnam Karl's in ſeinem Grabe nicht finden. Sie aber gingen in das Kloſter St.-Denis, wo Karl's Körper beerdigt war, und als ſie das Grab öffneten, ſahen ſie plötzlich einen Drachen herausfahren und das ganze Grab war innen ſchwarz wie verbrannt."

Gewiß zeigt dieſe von einer ganzen Synode ausgehende Vorſtellung klar, nicht nur, wie groß der Aberglaube in jener Zeit, ſondern auch, wie bitter der Haß war, den noch hundert Jahre nach ſeinem Tode die Geiſtlichkeit wegen der geraubten Güter gegen ihn hegte!

In der That aber ſcheint es, als ob unſer Held gerade wegen der Confiscation der geiſtlichen Güter gar keinen Vorwurf verdient.

Sehr bald nach der Eroberung Galliens durch Chlodwig und die Franken war es nämlich dahin gekommen, daß der größere Theil des Grundbeſitzes und überhaupt des Reichthums des Landes ſich in den Händen der Geiſtlichen befand. Da nun die Finanzwirthſchaft und das Steuerweſen in jener Zeit ſich noch auf einer ſehr tiefen Stufe befanden, war es die Geiſtlichkeit hauptſächlich, welche bei außerordentlichen Ausgaben mit ihren Gütern herhalten mußte.

Schon der König Dagobert hatte etwa im Jahre 630 ſich genöthigt geſehen, um die Koſten ſeiner Kriege zu bezahlen, die Hälfte der Güter der Geiſtlichkeit einzuziehen, bei den faſt unabläſſigen Kriegen Karl's darf man ſich nicht wundern, daß er ſich genöthigt ſah, dieſelbe Maßregel in noch ausgedehnterer Weiſe zur Anwendung zu bringen.

Auf Feindſchaft gegen die chriſtliche Religion zu ſchließen, dazu wird man keinenfalls durch dieſe Maßregel berechtigt. Jeder derartige Verdacht wird aufs vollſtändigſte dadurch widerlegt, daß Karl Martell die Bemühungen der edeln, aufopferungsvollen Miſſionare, welche zu jener Zeit in Deutſchland zur Bekehrung der Heiden thätig waren, namentlich des Bonifacius und Willibrod, aufs eifrigſte und mit außerordentlich gutem Erfolg unterſtützte.

Aber, ſo kann man fragen, wenn die Einziehung der Kirchengüter zu den Kriegen Karl's nöthig war, waren denn dieſe Kriege überhaupt nöthig? Waren nicht die meiſten darunter blos durch Karl's Ehrgeiz herbeigeführt? Dieſe Frage muß man, wie uns dünkt, verneinen.

Karl war allerdings inſofern ein Uſurpator, als er kein eigentlich legitimes Recht zur Nachfolge in die Macht und das Amt ſeines Vaters hatte, allein den heutigen Rechtsbegriff der Legitimität dürfen wir auf die Verhältniſſe des 8. Jahrhunderts nicht anwenden. Nach den Begriffen jener Zeit war es unbedingt gerechtfertigt, daß er, als die ſchwache Plectrudis die Regierung nicht hatte behaupten können, ſelbſt ſich zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes an die Spitze der Lehnsleute ſeines Vaters ſtellte und dann auch Anſpruch auf den Rang und die Macht ſeines Vaters machte.

Gibt man dies aber zu, ſo muß man die meiſten ſeiner Kriege als gerechte anſehen; denn ſoweit ſie nicht gegen die angreifenden Araber, Frieſen und Sachſen gerichtet waren, bezweckten ſie im weſentlichen nur, die Oberhoheit, welche Karl als Stellvertreter der merovingiſchen Könige ausübte, von allen den Volksſtämmen, welche früher den Merovingern gehuldigt hatten, anerkannt zu ſehen. Daß er nicht den Krieg um des Krieges willen liebte, beweiſt der Umſtand, daß er den dringenden Aufforderungen des Papſtes Gregor's III., Italien anzugreifen, kein Gehör gab.

Von größter Bedeutung für die Würdigung von Karl's Charakter iſt nun aber der Umſtand, daß er ſich von Grauſamkeit gegen überwundene Feinde ganz freigehalten hat. Dies iſt um ſo mehr anzuerkennen, als im allgemeinen die Franken bei ihren innern Fehden in jener Zeit eine entſetzliche Härte und Roheit zeigen. Als z. B. der König Chlotar in der erſten Hälfte des 7. Jahrhunderts die Königin Brunhild gefangen genommen hatte, welche mehrere Jahrzehnte einen großen Theil des Frankenreichs beherrſcht hatte und Tochter, Gattin, Mutter und Großmutter von Königen war, ließ er ſie an den Schweif eines Pferdes binden und ſo durch das Lager der Franken hin zu Tode ſchleifen. Pipin, Karl Martell's Vater, und dieſer ſelbſt ſind unter ihren Zeitgenoſſen faſt die einzigen, welche dem von ihnen beſiegten Großen das Leben ſchenkten. Zweimal beſiegte Karl den Raganfrid und beidemal verzieh er ihm; ebenſo hielt er Waifar, einen der Söhne des Herzogs Eudo, welchen er im Kriege gefangen genommen hatte, in anſtändiger Haft. Kaum hatte er aber den Waifar aus der Haft entlaſſen, ſo ward dieſer von ſeinem eigenen Bruder Hunold aus eiferſüchtigem Ehrgeiz geblendet. Es kommt in allen Feldzügen Karl's kein Beiſpiel einer ſolchen Blutthat, wie ſie z. B. ſein Enkel, Karl der Große, ausübte, als er einſt mehrere Tauſend ſächſiſcher Edeln, die ſich freiwillig ergeben hatten, unter der Anſchuldigung des Verraths kaltblütig niederhauen ließ.

Sollen wir alſo unſer Urtheil über Karl zuſammenfaſſen, ſo fällt es dahin aus, daß er als Feldherr unſtreitig zu den ausgezeichnetſten Männern gehört, welche die Geſchichte kennt; unter den deutſchen Feldherren iſt er vielleicht der einzige,

den man, was Zahl und Bedeutung ſeiner Siege betrifft, mit Cäſar oder dem König Alexander von Macedonien vergleichen kann. Was aber ſeinen Charakter als Menſch betrifft, ſo ſpricht es jedenfalls ſehr zu ſeinen Gunſten, daß er bei den mehr als zwanzigjährigen höchſt gefahrvollen Kämpfen, die er mit innern und äußern Feinden zu führen hatte, ſich in einer rohen und barbariſchen Zeit niemals zu einer Handlung der Grauſamkeit hinreißen ließ; es ſpricht ferner für ihn, daß er, während die Geiſtlichkeit ſeines Reichs zum großen Theil ihn offen und geheim anfeindete, mit Eifer die Verbreitung des Chriſtenthums im Innern Deutſchlands beförderte.

Die von ihm verrichteten Kriegsthaten, namentlich ſeine und Eudo's Kämpfe gegen die Araber, haben, wie es ſcheint, faſt während des ganzen Mittelalters in der Erinnerung des Volks, namentlich in Frankreich, fortgelebt; aber ſchon Gibbon hat in ſeinem Geſchichtswerk mit Recht bemerkt, daß in den Sagen und Gedichten, welche durch die Kämpfe Eudo's und Karl Martell's entſtanden ſind, im Laufe der Zeit Karl Martell mit ſeinem Enkel, Karl dem Großen, verwechſelt wurde und daß daher auf letztern ein guter Theil des Ruhms, welcher ſeinem Großvater gebührte, übergegangen iſt.

In den mittelalterlichen Sagen und Gedichten, welche hauptſächlich in Frankreich verbreitet waren, aber auch in Deutſchland und Italien Eingang fanden und zuletzt noch dem Arioſt den Stoff zu ſeinem „Raſenden Roland" lieferten, wird Karl der Große vorzugsweiſe gefeiert wegen ſeiner Kriegsthaten gegen die Araber und Mauren. Es wird auf Grund alter Sagen im „Raſenden Roland" beſchrieben, wie Agramant, König von Afrika, und ſein Bundesgenoſſe, der König Marſil von Spanien, in Frankreich einfallen, wie ſie am Fuße der Pyrenäen den König Karl ſchlagen, verwüſtend durch Frankreich vordringen, bis ſie an den Mauern von Paris von König Karl zurückgeſchlagen werden und zuletzt ſchwache Reſte ihres nochmals bei Arles am Ufer des Meeres geſchlagenen Heeres ſich zu Schiffe aus Frankreich retten.

Indem Arioſt die letzte Niederlage der Araber beſchreibt, die ſie nach ſeiner Darſtellung bei Arles am Ufer des Meeres erlitten haben, ſagt er:

Welch eine Schar von jenen Völkern beiden
In dieſer letzten Schlacht ihr Ende fand. . .
Davon zeigt noch die Spuren dieſes Land;
Denn dort, wo ſich der Rhône Fluten ſtauen,
Bei Arles ſind noch von Gräbern voll die Auen.

In der That wurden nun auch während des ganzen Mittelalters bei Arles die Gräber der Franken gezeigt, die dort in den Kämpfen gegen die Araber umgekommen ſein ſollten; derartige Kämpfe hatten aber gerade bei Arles zur Zeit Karl's des Großen gar nicht ſtattgefunden, während allerdings zur Zeit Karl Martell's, wie wir geſehen haben, Juſſuf-Ebn Arles erobert und zerſtört hatte.

Ueberhaupt aber iſt in der Geſchichte Karl's des Großen gar nichts, was zu ſolchen Sagen, wie die von Arioſt verbreiteten, hätte Anlaß geben können. Seit dem Siege Karl Martell's am Fluſſe Birra bei Narbonne waren die Araber nicht wieder in Frankreich eingefallen. Karl der Große ſelbſt machte zwar einmal einen Feldzug über die Pyrenäen nach Spanien, ohne jedoch dabei große Siege zu erfechten; beim Rückmarſch wurde ihm im Thal von Ronceval ein Theil ſeines Nachtrabs mit dem berühmten Roland von den Basken erſchlagen. So wenig nun dieſer kurze Feldzug Anlaß zu Sagen von der erwähnten Art geben konnte, ſo leicht iſt es zu erklären, daß aus den Kämpfen Eudo's und Karl Martell's dieſe Sagen entſtehen konnten. Daß dabei an Stelle der Stadt Tours Paris geſetzt wurde als der äußerſte Ort, wohin die Araber vordrangen, daß als Ort der letzten Niederlage der Araber ſtatt Narbonne Arles genannt wurde, und daß Karl Martell ſelbſt mit ſeinem Enkel, Karl dem Großen, verwechſelt wurde, darf nicht befremden, denn Perſonen, namentlich gleichnamige Perſonen, pflegen ebenſo wie Ortſchaften gar leicht in den Sagen verwechſelt zu werden. Iſt ja doch in deutſchen mittelalterlichen Sagen Kaiſer Otto I. vielfach mit ſeinem Enkel Otto III. verwechſelt. Auch die Sage von König Karl's Meerfahrt, bekannt durch das ſchöne Gedicht Uhland's, konnte wol entſtehen durch die dunkle Erinnerung von Karl Martell's Seezug gegen die heidniſchen Frieſen, während in der Geſchichte Karl's des Großen durchaus kein Ereigniß vorkommt, welches zu einer ſolchen Sage hätte Anlaß geben können.

Wenn aber die Sage das Bild des großen Majordomus Karl mit dem ſeines Enkels verſchmolzen hat, ſo hat doch die Geſchichte in den kurzen und trockenen Aufzeichnungen der gleichzeitigen Chroniſten uns genügende Thatſachen aufbewahrt, um in Karl Martell einen Mann zu erkennen, der ſeinen Enkel nicht nur an Feldherrngaben und durch die Größe ſeiner

Siege weit überragte, ſondern ihn auch in der Menſchlichkeit gegen überwundene Feinde übertraf.

Die Erle.

Ein Naturbild von Karl Ruß.

Im Oſten dämmert das erſte Roth und ein plötzlich ſich erhebender kalter Nordoſt kündet uns das Anbrechen eines Spätherbſttags. Die ganze Nacht hindurch ſind wir gefahren, eine ſternenklare, kalte Nacht; doch mehr noch als ihr viele Stunden hindurch währender Froſt durchdringt uns jetzt jener ungeſtüme Tagesbote und macht uns im Innern erſchauern trotz Pelz und Fußſack. Dann brechen die erſten Sonnenſtrahlen hervor — und welch wundervolles Bild bieten ſie unſern ſtaunenden Blicken!

Zu beiden Seiten des Bachs ziehen ſich Erlen hin, und während alle andern Bäume ſchon kahl und fahl uns entgegenſtarren, erſcheinen ſie noch mit dichten Laubmaſſen. Ihre kräftigen Blätter hat der rauhe Hauch des Herbſtes noch nicht ertödten können. Während die ſchlankgewachſene Erle uns aber ſonſt als ein anmuthiger Baum entgegentritt, deſſen tiefes Grün von dem lichten Gelbgrün der ihn umgebenden Matten und Wieſen lieblich ſich abhebt und deſſen volle, ſchön abgerundete Geſtalt ſchwermüthig ernſt und doch ſo reizend im linden Winde hin- und herſchwankt, erglänzt ſie jetzt faſt als ein Wunder- und Zauberbild.

Millionen Brillanten werfen ihre Blitze von den Erlenblättern zurück und ſchillern in allen Farben. Vom höchſten Wipfel bis zu den niedrigſten Zweigen ſind die Blättchen mit Eiskryſtallen und Tröpfchen beſetzt, in denen die Sonnenſtrahlen ſich brechen. Während der Wagen langſam bergan fährt, ſteigen wir herunter, um unſere erſtarrten Glieder durch einen Gang wieder zu beleben. Und wenn wir von der Höhe aus die Landſchaft überblicken, die uns in der klaren Beleuchtung des Herbſtmorgens entgegentritt, dann ſind es hauptſächlich die noch belaubten, maleriſch ſich hinziehenden Erlen, welche ihr den eigenthümlichſten Reiz geben.

Nicht lange aber, ſobald wir bergab uns wenden, beginnen die klaren Farben des Himmels ſich zu trüben. Allmählich überziehen Wolkenſchauer den Horizont, der Wind erſtirbt und bald hat uns dichter, ſchwerer Nebel eingehüllt, noch ehe wir's uns recht bewußt werden. Dann und wann löſt er ſich in feinen, einförmig rieſelnden kalten Regen auf. Einförmig ſchleichen die Stunden vorüber, während mühſelig die Pferde den Wagen im mahlenden Sande weiterſchleppen. Faſt tiefe, finſtere Nacht erſcheint es um uns her, mindeſtens iſt die Ausſicht bis auf Armeslänge dicht verſchleiert. Das iſt heute ſo ein rechter böſer Herbſttag, der jede heitere Regung ertödten und auch das fröhlichſte Gemüth mit ſeinem einförmigen, naßkalten Grau zur Verzweiflung bringen kann.

Darum wird's auch uns auf einmal ſo weh und unheimlich um das Herz. Der ſchwere Flügelſchlag eines großen Vogels ſauſt über unſern Köpfen hinweg — könnten wir doch mit ihm ziehen in lichtere, fröhlichere Gegenden, mindeſtens fort aus dieſer troſtloſen Einöde! Die Gebüſche zu beiden Seiten des Wegs beengen uns mit ihrem Düſter, immer ſchmaler ſcheinen ſie ſich zuſammenzuziehen, immer drückender uns zu nahen mit ihren ſchwarzen, naſſen Blättermaſſen. Dann rauſcht es ſo geheimnißvoll in ihren Zweigen, regt und bewegt es ſich, um dann wieder ruhig und einförmig lautlos zu ſein. Was war's, was bewegte ſich dort? Ein Vogel, der davonflog, oder — —?

Langſam wühlen ſich die Wagenräder in dem tiefen Moor dahin; unſere Phantaſie hat Muße genug, ſeltſame Bilder in Fülle hervorzuzaubern. Zwiſchen den dunkeln, vielſchoſſigen Erlengebüſchen blinkt das trübe Gewäſſer eines Grabens, beſtreut mit dem bunten Allerlei erſtorbener und hinabgefallener Blätter, dann wechſelt eine öde, graugrüne Wieſenfläche, umrahmt von den ſchwarzen Erlen und gleichſam überſchleiert von wunderſam phantaſtiſchen Nebelgebilden. Was erhebt ſich dort? Ein Nebelſtreif, ein Zerrbild unſerer Einbildungskraft oder eine wirkliche Geſtalt?

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang' dein Geſicht?
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig, mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, das iſt ein Nebelſtreif!

Und immer wirrer werden unſere Vorſtellungen, immer beängſtigender klemmt und preßt es unſere Bruſt zuſammen, bis wir endlich, endlich den Ausgang des Gebüſches erreichen und auf der nächſten Anhöhe, wie aus einem ſchweren, böſen Traume erwachend, frei und erleichtert tief aufathmen in der wenigſtens etwas reinern und leichtern Luft.

Das war eine Fahrt durch das Reich des Erlkönigs — durch den ſchmuzig düſtern Grund

eines Erlenmoors, deſſen geſpenſtig ſchauervolle Eindrücke uns keine Jahreszeit in ſo hohem Grade und ſo charakteriſtiſch zu zeigen vermag als gerade der Spätherbſt an ſeinen nebelſchweren und ſtaubregneriſchen Tagen. Immerhin aber, ſelbſt im blütenreichen Frühling oder im lichten Sommer, ja ſogar an dem friſch klaren, wundervolle Kryſtallſäulen ſchaffenden Wintertage, ſtets erſcheint uns das Erlenmoor mehr oder minder unheimlich und daher träumen wir in ſeiner Einſamkeit auch zu jeder Zeit uns unwillkürlich in die düſtere Sage des Erlkönigs. Ein Raſcheln in den Blättern, ein Stöhnen im Schilf, ein Sauſen in den Föhrenwipfeln — und ein Schauer und Grauſen überrieſelt uns . . .

Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!

Wie bei der Weide, ſo gerade auch bei der Erle im Moor wird die Vorſtellung düſter unheimlicher Gebilde eben dadurch bedingt, daß man ſie verunſtaltet; ſie wird ebenfalls meiſtens „geköpft" oder bis auf einen häßlichen Stumpf gefällt. Ungleich übler erſcheint ſie uns aber, beſonders im letztern Falle, dadurch, daß ſie, abweichend von der Weide, nun um den verunſtalteten Stamm ein Dickicht zahlloſer, unſchöner Lohden emportreibt, welche eben den ſtarren, unangenehmen Eindruck des Erlendickichts verurſachen, während ein Gebüſch aus andern jungen Erlen uns keineswegs ſo abſtoßend, im Gegentheil, wol freundlich und mild, wenn auch ernſt und ſchwermüthig erſcheint.

In unſerm deutſchen Vaterlande gibt es zwei dieſer Bäume: die Schwarzerle und die Weißoder Nordiſche Erle; und jene erſtere iſt es vornehmlich, welche als „Erle im Moor" uns die Erlkönigs-Landſchaft ſo unübertrefflich kennzeichnet, wie dies eben kein anderes Geſträuch vermag, ſelbſt nicht einmal die tief ſchwarzgrünen Büſche junger Kiefern. Doch auch ſie erſcheint nur dann, wenn ſie, geköpft, Lohdendickichte bildet, in dieſer ihrer vollen Bedeutung, während ſie, hoch und frei emporgeſchoſſen, ſelbſt im dunkeln Moor faſt völlig den finſtern Eindruck verliert, der dann in einen ſanft-melancholiſchen übergegangen iſt.

Noch ungleich lichter und heiterer lacht uns die Weißerle entgegen mit ihren etwas hellern Blättern und ihrem gleich polirtem Stahlpanzer erglänzenden Stamme. Sie iſt ein ſchöner Baum, der eigentlich im hohen Norden oder auf Gebirgen einheimiſch und in der norddeutſchen Ebene nur eingebürgert iſt. Wir finden ſie niemals im naſſen, tiefliegenden Bruch wie ihre Schweſter, ſondern ſtets auf ſandigen, trockenen Höhen.

Daher würde ſie zu der Erlkönigſage auch in keiner Weiſe in Beziehung ſtehen, ſondern uns vielmehr ſtets das Bild eines loſen, lieblichen, blondköpfigen Kindes vergegenwärtigen; — allein dann, wenn ſie, faſt von allen Bäumen zuletzt, noch in den Laubmantel ſich hüllt, der, mit dichten Thauperlen oder Reifbrillanten überſäet, uns ſo überirdiſch ſchön, ſo wunderbar und geheimnißvoll dünkt . . . dann, im tiefen, dichten Spätherbſtnebel, birgt auch ſie eine Welt der Geſpenſter, die erſt weichen und flüchtig davoneilen, wenn die vom Reif ertödteten Blätter, noch grün und friſch, doch nicht mehr lebensfähig, hinabfallen zur Mutter Erde.

Gebräuche in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien Siciliens.

I.

Unter Bezug auf die in Nr. 31 dieſes Jahrgangs der „Unterhaltungen" mitgetheilten „Albaneſiſchen Volkslieder" ſowie auf das, was wir ſchon früher in Nr. 2 im allgemeinen über die „Albaneſiſchen Colonien in Italien" bemerkten, laſſen wir hier noch einiges über Gebräuche in jenen griechiſch-albaneſiſchen Colonien folgen. Wir benutzen dabei im weſentlichen die ſchon ebenfalls erwähnte Schrift des Giuſeppe Criſpi, des Biſchofs der albaneſiſchen Gemeinden in Sicilien, welche unter dem Titel: „Memorie storiche di talune costumanze appartenenti alle colonie greco-albanesi di Sicilia", in Palermo 1853 erſchienen, und wir entlehnen daraus zunächſt die Mittheilungen Criſpi's über diejenigen Gebräuche, welche ſich an Geburt, Hochzeit und Tod anknüpfen. Daß dieſe Gebräuche an und für ſich ihr Eigenthümliches haben, und daß dies theils die Nationalität, theils das Weſen der morgenländiſchen Kirche charakteriſirt, welcher jene Colonien angehören, bedarf keiner beſondern Erwähnung; aber wir bemerken zugleich im allgemeinen, daß manche Gebräuche nicht allen Gemeinden eigenthümlich ſind, ebenſo wie ſie im einzelnen mit denen, die in der urſprünglichen Heimat, von der die Colonien durch frühere Auswanderungen ſich getrennt hatten, bald übereinſtimmen, bald davon abweichen. Aus einem Anhange bei Criſpi fügen wir dann noch Einiges über andere Gebräuche in den fraglichen Colonien bei.

Wenn in den in Rede ſtehenden Colonien ein Kind geboren iſt, ſo wird es zufolge kirchlicher Vorſchrift nach acht Tagen von der Hebamme zur Kirche

gebracht, wo es durch den Geiſtlichen ſeinen Namen erhält, und am vierzigſten Tage wird es abermals in die Kirche getragen, um feierlich in die chriſtliche Gemeinde aufgenommen zu werden (der griechiſche Ausdruck dafür iſt ἐκκλησιάζω). Dies geſchieht, indem der Geiſtliche das Kind vor der Kirche in die Arme nimmt, es dann in die Kirche ſelbſt hineinträgt und unter Anrufung Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes und unter Herſagen bezeichnender kirchlicher, zum Theil der Heiligen Schrift entlehnter Sprüche die erfolgte Aufnahme des Kindes in die Gemeinde ausdrücklich erklärt. Dann folgt die Taufhandlung ſelbſt, wobei der Geiſtliche die Umſtehenden auffordert, im Namen des Kindes dem Teufel und allen ſeinen Werken und der Welt zu entſagen. Er fragt ſie hierauf, ob ſie dieſe Entſagung von Herzen ausgeſprochen haben und ob ſie mit Chriſto vereinigt ſeien, und nachdem ſie dieſe doppelte Frage im Namen des Kindes bejaht haben, fordert der Geiſtliche von ihnen die Herſagung des Glaubensbekenntniſſes. Iſt dies geſchehen, ſo folgt die Handlung des Exorcismus, wobei der Geiſtliche dem Teufel im Namen Gottes gebietet, aus dem Kinde auszufahren, und darauf ſalbt er letzteres mit dem Oel der Katechumenen. Nun wird das Kind entkleidet, zum Taufbecken gebracht und im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes zu dreien malen in das Waſſer getaucht, das zu dieſem Zweck ſchon vorher im Taufbecken ſelbſt geweiht worden iſt, und hierbei wird das Kind mit Oel in Geſtalt des Kreuzes beſtrichen (die ſogenannte Firmung oder Firmelung). Nicht immer findet jedoch bei dieſer Handlung das dreimalige Untertauchen ſtatt, vielmehr wird das Kind häufig mit Waſſer beſprengt, und zwar auf den Kopf und unter Herſagung der Taufformel. Nach dieſem wird von denen, die an der Taufhandlung theilgenommen haben, eine Art geiſtlicher Tanz unter Leitung des Geiſtlichen aufgeführt, wobei das Kind, je nach dem Geſchlecht deſſelben, entweder von einem Mann oder von einer Frau herumgetragen wird. Hat die Taufhandlung mit Untertauchen ſtattgefunden, ſo wird das zu dieſem Zweck entkleidete Kind in ein Tuch gelegt und eins hält letzteres an einem, ein anderes am andern Ende. Der Tanz ſelbſt wird in drei Umzügen im Kreiſe ausgeführt, in denen der Charakter ernſten Anſtandes ſich ausſpricht und wobei jeder Theilnehmer eine Wachskerze in der Hand hält. Dazu wird bei allen drei malen der Hymnus geſungen: „Alle, die ihr in Chriſto getauft ſeid und Chriſtum angezogen habt, lobet den Herrn!“

Hiermit iſt die Taufhandlung ſelbſt zu Ende.

Heutzutage — bemerkt jedoch Criſpi — geſchieht alles auf einmal. Man geht bald nach der Geburt des Kindes zur Kirche, wobei letzteres ſeinen Namen empfängt und die Aufnahme deſſelben in die Gemeinde, der Exorcismus, die Taufe u. ſ. w. ſtattfinden. Am vierzigſten Tage kommt man nochmals zur Kirche, um das Kind der Gemeinde ſelbſt vorzuſtellen, was aber viele Mütter als eine Wiederholung unterlaſſen. Dagegen pflegen ſie, da bei ihnen, ganz in Uebereinſtimmung mit der altgriechiſchen Anſchauungsweiſe, wie bei den heutigen Griechen und bei den Albaneſen die Anſicht und der Glaube herrſcht, daß ſie während der erſten vierzig Tage nach ihrer Niederkunft die Kirche nicht betreten dürfen — am vierzigſten Tage ihren Kirchgang zu halten und ihr Dankfeſt zu feiern, indem dann die Mutter frei von allem Makel iſt. Statt dieſes Kirchgangs, für den Fall nämlich, daß die Wöchnerin denſelben noch nicht halten kann oder auch neben und außer demſelben geſchieht es bisweilen, in Gemäßheit des Geſetzes im Alten Teſtament, daß der Kirche dafür zwei Tauben dargeboten werden; aber auch ſonſt wird im Ritual vorausgeſetzt, daß in einzelnen Fällen die Darſtellung des Kindes an die Gemeinde nach der Taufe ſtattfinden könne.

Iſt die Taufe erfolgt und iſt in dem Falle, daß dieſelbe durch Untertauchen geſchehen, wobei das Kind entkleidet worden war, letzteres wieder angekleidet, ſo wird ihm wol auch das Abendmahl in beiderlei Geſtalt gereicht, da dies die griechiſche Kirche bei Kindern zuläßt; aber nach Criſpi geſchähe dies in den gedachten Colonien Siciliens nicht mehr. Iſt das Kind nach der Taufe wieder im Hauſe, ſo iſt es Sitte, daß eine Frau, meiſtens die Hebamme, an der Thür erſcheint und geröſtete Erbſen auf die Straße wirft, auf welcher ſich dann andere Kinder verſammeln, die, während ſie jene Frau beim Namen rufen, ſich gegenſeitig drängen und ſtoßen und ſchlagen, indem jedes ſo viel als möglich von den Erbſen zu erhaſchen und zu erlangen bemüht iſt. Bei wohlhabendern Leuten wurden wol auch Süßigkeiten ausgeworfen, aber gegenwärtig beſchränkt ſich der ganze Gebrauch nur auf die Aermern und auf Erbſen. Von jenem Gebrauch ſind übrigens in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien die Sprichwörter entſtanden, theils: „Quando faremo li ceci? („Wann gibt's Erbſen?“), um zu ſagen: Wann kommt die Frau nieder? theils: „Vogliamo far li ceci?“ („Wollen wir nicht die Erbſen werfen?“), in dem Falle nämlich, wenn die Frau bald niederkommt.

Was die Hochzeitsgebräuche in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien anlangt, ſo haben dieſe der Volkspoeſie den mannichfachſten Stoff dargeboten und dieſe hat ihn in ihrer eigenthümlichen Weiſe benutzt und verwendet. Der Hochzeit geht die Verlobungsfeierlichkeit voraus, wobei auch die Eheverträge geſchloſſen werden. Bei der kirchlichen Vollziehung der Ehe ſelbſt iſt es nun Sitte, daß ein Zug von Frauen und Mädchen die Braut, dagegen ein ſolcher von Männern und Burſchen den Bräutigam zur Kirche geleitet. In einzelnen Gemeinden herrſcht dabei der Gebrauch, daß dem Zuge eine Fahne vorangetragen wird, wie denn auch in griechiſchen und albaneſiſchen Volksliedern die Erwähnung einer Fahne oder Standarte vorkommt, welche bei Verlöbniſſen der Liebende im Hofe

des Hauſes der Geliebten aufpflanzte, um damit ſymboliſch von ihr Beſitz zu nehmen. Vorher wird, nach der in einzelnen jener Gemeinden herrſchenden Gewohnheit, die Braut feierlich von ihren Freundinnen geſchmückt, wobei ausnahmsweiſe die griechiſche Tracht auch da gebräuchlich iſt, wo ſie von den Frauen und Mädchen gewöhnlich nicht getragen zu werden pflegt. Eine beſondere Rolle ſpielt bei dieſem hochzeitlichen Putz der weiße Schleier. Auf dem Kopfe trägt die Braut außerdem einen Kranz von Cypreſſen und Weinlaub, — als Symbol der innigen Vereinigung, welche die Ehe iſt und bezeichnet. Die ernſte Cypreſſe gilt als das Bild des Mannes und das Grün des ſich anſchmiegenden Weinſtocks iſt das der Frau.

Bei der Verlobung, die ebenfalls durch kirchliche Feierlichkeiten ihre Weihe erhält, fragt der Geiſtliche das Brautpaar nach der Einwilligung zum Ehebund, und nachdem er verſchiedene Gebete über beide geſprochen hat, wechſelt er an ihren Fingern zwei Ringe, einen von Gold, den des Bräutigams, den andern von Silber, den der Braut. Dann ſetzt der Geiſtliche beiden zwei Kränze, von Lorberblättern mit Blumen untermiſcht, auf, die er ſodann ebenfalls wieder mit den als Zeugen gegenwärtigen Brautführern wechſelt, worauf er über jeden der beiden Verlobten einen weißen Schleier breitet. Nach der Verlobung füllt der Geiſtliche einen Becher von Kryſtall oder Glas mit Wein, in welchen Brot oder Biscuit gebrochen wird, und dann reicht er beiden zu dreien malen davon dar, wobei geſungen wird, mit den Worten des Pſalmiſten: „Ich werde nehmen aus dem Becher des Heils und werde den Namen des Herrn anrufen.“ Iſt dies geſchehen, ſo wirft er den Becher zur Erde, damit er in Stücke zerbricht, und dies wird mit der Abſicht erklärt, daß der Becher ſpäter nicht etwa zu weltlichen Zwecken wieder benutzt werden ſoll. Hierauf folgt ein beſtimmter Tanz, der ſelbſtverſtändlich mit dem ernſten Anſtand einer kirchlichen Handlung und auch hierbei, wie bei der Taufe, vom Geiſtlichen geführt, zu dreien malen, und zwar unter Abſingung verſchiedener Hymnen, im Kreiſe um die Verlobten ſich herumbewegt. Neben dieſen Ceremonien fand auch früher die Sitte ſtatt, daß der Geiſtliche den Bräutigam küßte und dies dann auch alle gegenwärtigen Männer thaten, desgleichen die Braut, und dieſe ward dann auch von den anweſenden Frauen und Mädchen geküßt. Allein dieſe Sitte iſt jetzt gänzlich abgeſchafft, weil „die größere Cultur weit mehr die Bosheit verfeinert hat und dieſe dann die einfachſten Handlungen zum Böſen wendet“.

Wenn der Bräutigam mit ſeinen Begleitern ſeine Wohnung verläßt, um in die Kirche zur Trauung ſich zu begeben, iſt es Gebrauch, aus der Thür oder aus den Fenſtern Weizen und Gemüſe ſowie auch Stücke von Brot zu werfen, zum Zeichen des Ueberfluſſes und als Symbol des Wunſches, daß es dem Hauſe nie an dem allen fehlen möge. Noch häufiger geſchieht dies bei der Rückkehr zum Hauſe des Bräutigams, wenn die Trauung vorüber iſt. Die Schwiegermutter pflegte dann die Braut an der Thür zu erwarten und ihr Honig in einem Löffel darzureichen. Aber dieſe Sitte fängt an außer Gebrauch zu kommen, und nur ſelten wird ſie noch von denen beobachtet, die an alten Gewohnheiten beſonders hängen. Ebenſo iſt es auch mit andern ſolcher Gebräuche. So ward früher bei der Rückkehr der Verlobten nach der Trauung ein Geſang in albaneſiſcher Sprache geſungen, der mit den Worten anhob: „Willkommen ſei, die da kommt, willkommen ſei die Braut und die Frau!“ Criſpi bemerkt von dieſem Geſange, daß er voll Anmuth und einfachen, natürlichen Gefühls geweſen ſei; aber der Gebrauch habe ſich verloren und der Geſang ſelbſt habe ſich nur noch theilweiſe erhalten.

In den unter dem Namen Piana dei Greci bekannten griechiſch-albaneſiſchen Colonien Siciliens pflegten die Verwandten und Freunde des Bräutigams in der Nacht, die dem Tage der Verlobung voranging, an die Thür der Braut zu ziehen, wo ſie ihr dann in einem albaneſiſchen Geſang ein Ständchen brachten. Der Geſang drückte das Verlangen aus, daß man ihnen den Eintritt geſtatten ſolle. Darauf erfolgte erſt eine verneinende Antwort in der nämlichen Sprache, bis endlich die Verwandten der Braut ſich entſchloſſen, den Eintritt zu geſtatten. Aber auch dieſe Geſänge ſind verloren gegangen und nur das Gedächtniß davon hat ſich erhalten. In derſelben Gemeinde, in Piana dei Greci, pflegte die Schwiegermutter der Braut einige Tage vor der Verlobung die Schwiegertochter an den Brunnen zu führen, um zu waſchen, dann an einem andern Tage, um Waſſer zu ſchöpfen, endlich an den Backofen, um Brot zu backen, und zwar dies alles in der Abſicht, ſie dadurch an ſolche Geſchäfte und Arbeiten in der neuen Wohnung deſſen zu gewöhnen, mit dem ſie ſich verbinden wollte. *)

So oft in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien ein Menſch geſtorben war und man ihm die Augen geſchloſſen hatte, begannen die Todtenklagen. Sie beſtanden in Klageliedern, welche Lobeserhebungen des Verſtorbenen enthielten, und ſie wurden in albaneſiſcher Sprache von den mit der Familie verwandten Frauen, beſonders von den Töchtern, wenn die Mutter geſtorben war, und von der Mutter beim Tode einer Tochter geſungen. Sie hatten durchgängig eine einfache Melancholie und waren nicht ohne Pathos, wie ſich dieſe Geſänge von alten Zeiten her von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt hatten. Indeß hat die falſche Civiliſation, die auch dort ſich einzuſchleichen gewußt hat, einen Gebrauch abzuſchaffen geſucht, den

---

*) Es iſt nicht ohne Intereſſe, die bei den Griechen des Königreichs üblichen Hochzeitsgebräuche, worüber Wachsmuth: „Das alte Griechenland im neuen“ (Bonn, Cohen u. Sohn, 1864), S. 81 fg. Ausführliches mittheilt, mit den obigen zu vergleichen. In manchem ſtimmen ſie ganz überein.

man, wie ſo viele andere, für einen „barbariſchen Ueberreſt aus alter Zeit“ anſah. „Je mehr wir uns“, bemerkt Criſpi auch hier, „von der Natur entfernen, deſto civiliſirter meinen wir zu ſein!“ Denn jene Klagelieder wurden nicht etwa von dazu gedungenen und bezahlten Klageweibern, ſondern, wie ſchon bemerkt, von den nächſten Verwandten angeſtimmt, und es waren alſo keine gemachten und bezahlten, ſondern wahrhafte, freiwillige Klagen. Dagegen hat ſich eine andere Sitte erhalten, auch wenn ſie ſeltener vorkommt, daß nämlich dieſe klagenden Frauen bei dieſen Geſängen ſich nicht auf Stühle, ſondern auf die Betten ſetzen, auf denen die Verſtorbenen gelegen, und welche ſie zu dieſem Zweck auf die Erde werfen. Beſonders die Töchter beobachten dieſe Sitte, wenn die Mutter geſtorben iſt, und der Grund, der dafür angeführt wird, iſt der, daß dadurch die Niedergeſchlagenheit über den großen Verluſt ausgedrückt werden ſoll, den ſie erlitten haben. Sie raufen ſich dabei auch die Haare aus und überſtreuen damit weinend die Leiche.*)

Nach einer andern Sitte pflegt man, wenn in den fraglichen Colonien ein Menſch geſtorben iſt, eine Art Brot in der Geſtalt eines Kreuzes zu backen (albaneſiſch heißt dieſes Brot 'nerikiet, d. i. in Geſtalt des Kreuzes), das dann am Tage des Todes von dem nächſten Verwandten des Verſtorbenen an Arme vertheilt wird. Das Nämliche geſchieht wol auch mit in Waſſer gekochtem Weizen ſowie mit Wein.**)

Der alte Gebrauch, nach dem die Verwandten den Verſtorbenen bis zum Begräbnißort begleiteten, fängt auch an, in einzelnen Gemeinden der griechiſch-albaneſiſchen Colonien außer Uebung zu kommen. In Piana dei Greci hatte er ſich bis zum Jahre 1837 erhalten, aber damals, zur Zeit der Cholera, begann er ſeltener zu werden und bald ganz zu verſchwinden.

Bei der Beerdigung ſelbſt ſchreibt die Kirche noch den ſogenannten Abſchiedskuß vor, den die an ihr Theilnehmenden dem Verſtorbenen auf den erblaßten Mund geben, indem die Leiche offen auf der Bahre hinausgetragen wird. Dieſer Abſchiedsgruß iſt die letzte der der morgenländiſchen Kirche eigenthümlichen religiöſen Ceremonien. Uebrigens pflegten die Verwandten auch noch der Verſchließung des Grabmals beizuwohnen und dann erſt kehrten ſie unter lautem Klagen heim.

Die der Familie des Verſtorbenen naheſtehenden Frauen gingen zu beſtimmten Zeiten, in braune Gewänder gekleidet, nach den Gräbern, indem ſie von Dienerinnen Kohlenbecken mit Weihrauch voraustragen ließen, die zu den kirchlichen Gebeten für die Verſtorbenen benutzt wurden, wie dergleichen auf beſondern Wunſch der Familie oder an beſondern Kirchenfeſten ſtattfanden. Es herrſchte vormals der Gebrauch, am dritten, neunten und vierzigſten Tage nach dem Tode ſowie am Jahrestage deſſelben die Gräber zu beſuchen, — ein Gebrauch, der ſich auch noch beim griechiſchen Volke anderswo, theils im Königreich Griechenland, theils in der Türkei vorfindet.

So viel von Sitten in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien Siciliens, welche ſich auf Geburt, Hochzeit und Tod beziehen. Nun noch einiges über andere dortige Gebräuche in nächſter Nummer.

*) Dieſer Gebrauch erinnert an die gleiche Sitte im alten Griechenland. Bei Homer (Iliade, 23, 135) wird der Leichnam des Patroklus „ganz mit geſchorenen Locken überſtreut“, und in der „Elektra“ des Sophokles (V. 878 der Donner'ſchen Ueberſetzung) wird erzählt, daß „Oreſtes friſchabgeſchnittne Locken auf das Grab des Vaters, des Agamemnon, gelegt habe“. Ebenſo opfert Helena bei Euripides (im „Oreſtes“, V. 96) „die Erſtlinge ihres Haares auf dem Grabe der Klytemnäſtra“.

**) Eine ähnliche Sitte herrſcht auch unter den Griechen, wo man Backwerk und Wein oder einen Brei aus gekochtem Weizen mit Roſinen, Mandeln, Granatkörnern, Honig, auch wol Seſam und Braſilienkraut, mit Brot und Wein auszutheilen pflegt. Vgl Wachsmuth, a. a. O., S. 120. fg. Man ſtellt auch etwas davon auf das Grab. Der gedachte Brei, eine Art Todtenmahl, wie ein ſolches auch im alten Griechenland vorkam, wird nach albaneſiſchem Brauch in Epirus ſelbſt gleich nach der Beſtattung vertheilt.

Spätherbſt.

Welch trübes Bild von Herbſtestrauer:
Verwelkte Haine, kalte Flächen!
Der Winter liegt ſchon auf der Lauer,
Ins öde Thal hereinzubrechen.

Und doch iſt mir, als ob die Bäume
Noch wiegten ihre grünen Schwingen;
Als ob ich durch die leeren Räume
Des Frühlings Sänger hörte ſingen.

So iſt's nach einem lauten Feſte,
Wenn alle Gäſte ſind entwichen,
Und auf den Dielen ruhn die Reſte
Des Schmucks, zertreten und verblichen.

Die Roſe dort vom üpp'gen Kranze,
Du ſiehſt ſie noch im Haar der Schönen;
Du hörſt noch die Muſik zum Tanze
Durch dieſe weiten Hallen tönen.

Und doch nur Wahn, nur in der Seele
Von todter Luſt ein Wiederholen;
Ein Bild, daß dich ſein Schatten quäle,
Vom Schos des Grabes weggeſtohlen.

O Einſamkeit, nach lautem Lärmen,
Wie tief ergreifſt dein banger Schauer!
O Herbſt, nach frohem Frühlingsſchwärmen,
Wie quält mich deine Todestrauer!

Otto Buchwald.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Monaco.

II.

A. B. — Der Vertrag von Paris (1815) hob die Vereinbarung von Peronne auf und fernerhin bezog also keine französische Garnison die Stadt auf dem Felsen, bis ein neuer Vertrag zwischen Piemont und Monaco, geschlossen zu Stupiniggi 1817, den König von Sardinien auf denselben Platz setzte, den der König von Frankreich bis dahin eingenommen hatte.

Das Unglück hatte die Grimaldi nicht weiser und nicht rücksichtsvoller gegen ihre Unterthanen gemacht; sie waren überdies jetzt viel ärmer als vormals. Abgaben wurden aufs neue eingefordert und Steuern auf die Einfuhr der Lebensmittel erhoben. Endlich, nach vielen vergeblichen Vorstellungen, erhoben sich 1847 die Bewohner von Roccabruna und Mentone, trieben die Beamten der Grimaldi fort, erklärten sich für frei und forderten und erhielten den Schutz Piemonts; nur die Stadt Monaco und ihr Weichbild blieben ihrem Fürsten treu. Dieser Zustand blieb bis zum Jahre 1859, wo nach der Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich auch der Fürst von Monaco gegen 4 Millionen Francs Roccabruna und Mentone den Franzosen überließ.

Der gegenwärtige Prinz von Monaco besitzt daher nur noch seine alte Hauptstadt und ungefähr eine Quadratmeile steinigen Bodens mit Orangen- und Citronenbäumen. Die Zahl seiner Unterthanen beläuft sich auf 1000, seine stehende Armee auf 12 Gensdarmen und 2 Offiziere auf Halbsold und einen Trommelschläger; sein Gebiet ist auf drei Seiten von französischen Grenzhütern bewacht und an der vierten von den blauen Fluten des Mittelmeers.

Und mit diesem Repräsentanten des ältesten italienischen Adels, der berühmten Familie der Grimaldi, hat Herr François Blanc von Homburg ein Abkommen getroffen, welches ihn berechtigt, Roulette und Rouge et noir dort zu spielen.

Herr Blanc und seine Actionäre sind vorsichtige Leute. Der deutsche Bundestag hat in letzter Zeit mehrmals sein Misfallen darüber laut werden lassen, daß Fürsten des Geldes willen die Moralität ihres Volks opfern können. Benazet in Baden-Baden hat bereits seine Kündigung erhalten, und es ist wahrscheinlich, daß den Spielbanken von Ems, Wiesbaden, Homburg und Manheim dasselbe Los bevorsteht. Diesem Schicksal zuvorzukommen, hat Herr Blanc Monaco zu seinem Hafen und zukünftigen Asyl ausersehen. Die Wahl ist vortrefflich. Ein herrliches Klima, geschützt im Winter vor kalten Winden durch die Nähe von Bergen und dem Meere, im Sommer gegen die Hitze durch dichte Olivenhaine; die wunderbare Schönheit der Landschaft, der Sand der Dünen, die hohen schwarzen Felsen, die vortrefflichen Seebäder ziehen den Fremden an. In kurzer Zeit wird die Eisenbahn von Nizza nach Genua Herrn Blanc immer neues „Mehl für seine Mühle" liefern, werden Frankreich und Italien seine Tische füllen und die Gefahren und die Unbequemlichkeit der kleinen Palmaria und die Ermüdung des steilen Bergpfads nach Monaco zu einer verschollenen Sage machen.

Die Palmaria legt um Mittag vor Anker; Boote, welche Herr Blanc bezahlt, landen die Passagiere, Wagen und Omnibusse führen sie sogleich weiter — auch auf Herrn Blanc's Rechnung — nach dem Casino, welches an der östlichen Seite des Hafens, etwa eine Meile vom Landungsplatze und der Stadt entfernt, liegt.

Der Anblick Monacos von der Seeseite ist unbeschreiblich. Die Stadt liegt auf einer kleinen röthlichen Felsplatte, welche sich einige hundert Fuß hoch steil aus dem Meere erhebt und das Vorgebirge des hohen Berges ausmacht, auf dessen Gipfel man den düster herabschauenden Felsenvorsprung, bekannt unter dem Namen Testa di Can, erblickt. Diese kleine Halbinsel ist mit malerischen Festungswerken bedeckt, welche vor 200 Jahren nicht einzunehmen waren und jetzt ein Kinderspiel sind. Dahinter leuchten die weißen Häuser und Kirchen der alten Stadt hervor, eine alte Kaserne, worin kürzlich die Jesuiten sich niedergelassen. Dazwischen Gärten und öffentliche Spaziergänge, geschmückt mit Fächerpalmen, dunkeln Cypressen, phantastischen Feigenbäumen, goldenen Orangen; die verfallenen Mauern und den Felsen überwuchern wilder Geranium, Myrte, Oleander, Aloë, Cactus und die Indianische Feige. Eine Fahrstraße ist vom Ufer hinaufgeführt; früher konnte man Monaco nur auf einem für Maulthiere gangbaren Fußpfade erreichen. In der Stadt ist wenig zu sehen. Der Palast war während der Französischen Revolution geplündert, diente nachher unter Napoleon erst zum Hospital für Kranke und Verwundete und wurde von 1806—14 als Dépôt de mendicité für das Departement der Seealpen benutzt. Im Jahre 1841 ließ Florestan I. das Haus wiederherstellen, der jetzige Fürst gestaltete alles neu. Dem Publikum wird der Palast nicht gezeigt; auch enthält er weder Bilder, Statuen noch Alterthümer, welche der Aufmerksamkeit werth wären. Vor dem Palast befindet sich ein großer Paradeplatz, von Platanen überschattet, unter denen friedlich 40 ungeheure Kanonen ruhen — eine Gabe Ludwig's XIV. an seinen Bundesgenossen. Vier Straßen führen vom Paradeplatz nach der Promenade St.-Martin am untern Ende der Stadt; hat der Fremde diese gesehen, so wandelt er über die Wälle der Stadt, blickt in einen hübschen Garten, Le désert, hinein und ist mit Monaco fertig.

Nach dem Hafen hinabsteigend, kommt man an

den Bädern vorbei, welche die Gäste im Frühling und Herbst benutzen; läßt man darauf die prachtvollen Orangengärten von La Condamnie zur Linken liegen, klettert den Felsen hinauf, so kommt man auf die Plattform Des spelugnes, welches die „Räuberplatte" im Volksdialekt heißt. Und auf dieser Platte hat Herr Blanc sein Spielhaus errichtet!

Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es ihm nicht an Geschmack fehlt. Alles, was Geld und Kunst zur Verschönerung haben beitragen können, ist geschehen und geschieht, um die Reize des Orts zu erhöhen. Mehrere Acker Landes sind von ihren Olivenbäumen befreit worden und ein elegantes Gebäude im griechischen Stil hat sich dafür erhoben mit weithin reichender Aussicht.

Die Ceremonie der Grundsteinlegung zu diesem Elysium Alberti, wie man es 1858 nannte, wurde zu einer Staatsaction gemacht, die der Thronerbe, Prinz Alberto, ein Kind von zehn Jahren, verrichten mußte; in demselben Jahre stiftete sein Vater einen neuen Orden. Der Abhang vor dem Casino ist zu einer Reihe von Terrassen benutzt worden, die man mit Blumen und Stauden geschmückt hat, und am Fuße derselben läuft nun die von Nizza nach Genua führende Eisenbahn hin.

Hinter dem Casino ist ein großes Viereck ausgeschnitten, dessen westliche Seite das Grand Hôtel-de-Paris einnimmt, während die entgegengesetzte in ein Schweizerhaus verkleidete Ställe birgt. Einige neuerbaute Villen liegen zerstreut umher, andere sind im Entstehen. Das Innere des Casino bietet uns die wohlbekannten Räumlichkeiten deutscher Curhäuser. An der Thür steht der bekannte große ernste Diener, halb Lakai, halb Mouchard, gekleidet in Herrn Blanc's wohlbekannte Livree, blau und roth mit goldenen Schnüren, in den unvermeidlichen grauen Gamaschen. Im Ballsaal sind die gleichen Marmorsäulen, vergoldeten Decken, parquetirten Fußboden wie in Homburg. An einer Seite des Ballsaals ist der Salon de lecture, an der andern der Salon de jeu. Bis jetzt geht es darin noch nicht lebhaft zu und Herrn Blanc's tägliche Ausgaben sind gewaltig. Das Grand Hôtel-de-Paris ist jedoch stets gefüllt, und da niemand hier gewinnt, so muß Herr Blanc doch seine Rechnung dabei finden; ist aber die Eisenbahn erst eröffnet, dann geht seine wahre Ernte an. Geheimnißvolle junge Paare, gut gekleidet, die Herren von den Kellnern als Mitglieder des Jockeyclubs, die Damen als pariser Schauspielerinnen bezeichnet, schlendern auf den Promenaden umher, speisen kostbar allein bei dem Restaurant, spielen hoch und verschwinden dann; ältliche, etwas verlebt aussehende Engländer, denen man es ansieht, daß sie eine glänzende Jugend gehabt, sitzen an der Table-d'hôte, tadeln den Koch, geben dem Kellner Lehren und deuten an, daß sie hier auf Briefe, die aber nie ankommen, warten; eine Menge junger Damen mit Matrosenhüten und vielem gekräuselten Haar, hohen Schuhen und kleinen Schleiern sitzen in dem Garten und in den Sälen umher, rauchen Cigaretten, scherzen mit den Employés und scheinen niemand anzugehören. Wer sie sind, wie sie leben, was sie nach Monaco führt, das können nur Karl III. und Herr Blanc wissen.

Roulette ist jetzt noch das Hauptspiel: ein Zeichen, daß es jetzt noch nicht ernsthaft hergeht. Die Croupiers beim Rouge et noir thun ihre Arbeit wie aus Gewohnheit, so klein sind die Sätze. Doch hat Herr Blanc am Roulettetisch sich sehr weise 2 Zeros reservirt, während er in Homburg nur Eine Null hat, und es ist daher nicht sehr schwer, zu errathen, wie es kommt, daß die mit der Palmaria abfahrenden Passagiere fast immer zu Fuß ihre Wohnungen zu erreichen suchen müssen.

Das Journal von Monaco, das Organ des Palastes und Casinos, wird einmal in der Woche herausgegeben. Es enthält die Regierungsbescheide, welche hauptsächlich die Consuls in der Ferne und die Vertheilung des neuen Ordens betreffen. Es verzeichnet die Mittagsmahle, Empfangstage, Concerte und Bälle, welche der Fürst und Herr Blanc geben, und einen Sonntag um den andern enthält es einen Artikel zum Lobe der Spielhäuser.

Das Begräbniß eines Königs.

Dr. Wilhelm Krohn hat soeben eine interessante auf trefflichen Studien begründete historische Monographie: „Die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV." (Jena u. Leipzig, Costenoble, 1865), veröffentlicht: die Charaktere der Frau von Maintenon, des nachmaligen Regenten, des Herzogs von Orleans, des alt und müde gewordenen Königs treten uns lebendig daraus entgegen. Wir theilen eine Stelle daraus mit, die wol auf allgemeine Theilnahme rechnen darf:

„Als sich die Nachricht vom Tode Ludwig's XIV. — des „Großen" — verbreitete, erzitterte Paris in wilder Freude; das Volk schlug in die Hände, tanzte, sang, frohlockte, zündete Freudenfeuer an, und der Polizeilieutenant d'Argenson, der vergebliche Anstrengungen gemacht, sich dem Strome der stürmischen Kundgebungen, mit denen man das Andenken des verblichenen Monarchen beschimpfte, zu widersetzen, sah sich zu der Erklärung gezwungen, er würde für nichts einstehen können, käme der Leichenzug durch Paris... Der Tag der Bestattung, 9. September 1715, wurde deshalb auch geheim gehalten und schweigsam verließ der Trauerzug Versailles, umging in scheuer Eile Paris, durchzog das Boulogner Wäldchen und nahte sich verstohlen der alten Basilika Dagobert's, um dort die Hülle Ludwig's XIV. beizusetzen. Nur wenige Trauerwagen begleiteten den Zug. Von allen Prinzen vom Geblüt war der Herzog von Bourbon der einzige, der das königliche Haus unter den Leidtragenden vertrat; sonst sah man keinen der legitimirten Prinzen, keinen der Herzoge und Pairs, keinen der Höflinge, die sich von Generation zu Generation in den Vorsälen von Versailles abgelöst hatten, um den Morgengruß des vergötterten Monarchen zu er-

haſchen — von allen jenen Menſchen empfand jetzt auch nicht Einer den Drang, ihn ſeiner letzten Ruheſtätte zuzuführen und ihm dort den Todesgruß nachzurufen.

„Aber dafür war das Volk zugegen. Seit ſo langer Zeit hatte es nur religiöſe Proceſſionen geſehen, es verlangte nach andern Schauſpielen, und es hatte ſich gleichſam verſchworen, ſich dieſes nicht entgehen zu laſſen.

„Schon ſeit dem 6. September haſte es ſich in ungeheuern Scharen auf der Ebene, die Paris vom Grabe der franzöſiſchen Könige trennt, verſammelt; Tag für Tag ſtrömten neue Maſſen hinzu und geduldig harrte man des Augenblicks, wo der königliche Leichenwagen an ſeinem unvermeidlichen Ziel, St.-Denis, anlangen würde.

„Wie auf einem Jahrmarkt ging es auf der Ebene zu. Wirthsbuden, Spielzelte, Gaukler und Muſikanten, alles reizte das Volk zu einer unanſtändigen Fröhlichkeit. Man tanzte, ſang, trank, ſchrie und überließ ſich dem tollſten Leben, wo nur Gedanken an den Tod hätten herrſchen ſollen.

„Endlich nahte der Zug... Die ärmliche Nacktheit und Verlaſſenheit des Leichenwagens, das Fehlen aller derer, die bisher den König umſchmeichelt und den Blicken des Volks entzogen hatten, die kalte Gleichgültigkeit derer, die, um nicht jeden Anſtand zu verletzen, ſich dem Zuge angeſchloſſen, und endlich die unanſtändige Eile, mit der er ſeinem Ziel zuſtrebte — alles das reizte den groben Sinn des Pöbels, und auf der ganzen Länge des Wegs, auf deſſen Seiten er ſich aufgeſtellt hatte, verhöhnte er mit frechem Spott die Hülle deſſen, der ſonſt mit Einem Blick, mit Einem Wort den Millionen ſeines Volks zitternde Ehrfurcht eingeflößt, nannte ihn den «ſchlechten König» und hielt ſich Zwiebeln vor die Augen, «um dem Verblichenen doch nicht das ſchuldige Beileid» zu verſagen.

„An den Thoren von St.-Denis verdoppelte ſich der Tumult, vom Spott ging man zu Thätlichkeiten über. Man wollte den Leichenwagen umwerfen, man wollte den Sarg zertrümmern und den Leichnam herausreißen und mishandeln; die Soldaten waren genöthigt, einzuſchreiten. Ein Herr, der in einem der Trauerwagen ſaß, beugte ſich etwas vor und rief, als er das wüſte Treiben des Pöbels ſah, aus: «Ich glaubte nicht, daß der Carneval im September wäre.» Ein anderer ſtieß zwei Pariſer zurück, die betrunken waren und unflätige Lieder ſangen; ſie taumelten in einen Graben und jener entfernte ſich mit den Worten: «Schurken, das mag euch lehren, ob man ſingen darf, wenn die Sonne untergeht!»“

Aber nicht blos ſie, die ganze Menge war trunken, die ganze Menge ſang, ſang Spottlieder, verhöhnte das Andenken des Königs mit allerlei Witzen ... und ſcheute ſich ſogar nicht, ihn mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen zu verfluchen. Als dann endlich das Grab ſich vor ihrer Wuth und ihrem Spott ſchloß und die aufgeregten Scharen nach Paris zurückſtrömten, wiederholten ſich die Scenen des erſten September; man zündete Freudenfeuer an, jubelte in viehiſcher Trunkenheit, umtanzte die Standbilder Ludwig's XIV., verhöhnte ſie mit wüſten Geſängen, verſtümmelte ſie, ſtürzte ſie von ihren Poſtamenten herab und ſchrieb auf die bronzene Statue des Place de la Victoire, da ſie den Beſchädigungsverſuchen Trotz bot: „Tyran de bronce, il fut toujours ainsi.“

Ein Volk, das ſeinem todten König dies anthat, konnte ſpäter wol ſeinem lebenden, Ludwig XVI., das Haupt abſchlagen.

Die Mühle von Gournay.

Wer vor Jahrzehnten durch das Thal der Marne wanderte, machte zwiſchen Lagny und Gournay halt, um eine alte, überaus maleriſche Mühle zu betrachten, die auf zwei Pfeilern über einem Arm der Marne, die hier eine grüne Inſel bildete, erbaut war. Vielen Künſtlern hatte ſie als maleriſches Motiv gedient, und der Reiſende war überraſcht, hier das Original jener Mühle zu ſehen, die ihm ſchon in manchem Bilde begegnet war.

Im Jahre 1789 trug ſie eine Wetterfahne mit ſtolzem Wappen; Ludwig VII., König von Frankreich, Baron von Lagny, Herr von Gournay hatte ſie bauen laſſen und gegen hohen Zins verpachtet; da nach alten Privilegien, die im Feudalſtaat ja alles galten, das Getreide aus der Umgegend nur auf dieſer Mühle gemahlen werden durfte, war der Ertrag nicht gering; König und Müller ſtanden ſich gut dabei. Ja man behauptete, dieſer Zins ſei damals der beſte der königlichen Einkünfte geweſen; als aber das Privilegium aufgehoben wurde, war es mit der Einnahme zu Ende; die Mühle ward verkauft, und der neue Müller, der den frühern Beſitzer goldbeladen hatte abziehen ſehen, konnte kaum von der Arbeit ſeiner Räder und Mühlſteine leben. So ging ſie aus einer Hand in die andere, bis endlich ein induſtrieller Kopf in dem Waſſerfall und der Mühle weniger die poetiſche als praktiſche Seite gewahr wurde und ſie von dem Müller für einen billigen Preis kaufte.

Im Jahre 1825 erſtand hier ein großartiges Etabliſſement, deſſen Fabrikat heut in der ganzen Welt unter dem Namen „Chocolat Ménier“ bekannt iſt. Vor 1825 war die Herſtellung der Chocolade überaus mühſam, da ſie nur auf einem erhitzten Marmortiſch bereitet werden konnte. Hatte ein Arbeiter 20 Pfund fabrizirt, ſo waren ſeine Kräfte erſchöpft; die Chocolade war überhaupt noch eine Seltenheit und nur für die reichen Leute erſchwingbar. Man verbrauchte zu jener Zeit in Frankreich etwa nur 250000 Pfund Chocolade im Jahre.

Heute iſt die beſcheidene Mühle eine der größten Fabriken des Landes geworden. Ein weites Parallelogramm hoher Gebäude iſt durch zwei Brücken verbunden, die zu der in einen geſchmackvollen engliſchen

Garten verwandelten Insel führen. Das Räderwerk, durch den Wassersturz in Bewegung gesetzt, kommt der Kraft von 150 Pferden gleich und geht Tag und Nacht. Durch drei Etagen ziehen sich die Maschinerien der Zuckerstampfe, der Cacaostampfe und der Mengemaschinen.

Das reizende Dörfchen Noisiel, welches der Werkstatt den Namen gegeben, erhebt sich ringsum und ist von den 200 Arbeitern bewohnt, die in einem gewissen Wohlstande dort leben und die süße Quelle ihres Einkommens segnen. Mehrere Schiffe, von denen der Noisiel das bekannteste ist, die vom Hause Ménier gemiethet wurden, holen die besten Cacaonüsse aus fernen Landen und laden sie hier ab. Diese einst dürftige Anlage ist so mächtig geworden, daß sie eine Colonie in Nicaragua angelegt hat, wo 100 Arbeiter beschäftigt sind, Cacaoplantagen anzulegen.

Die Fabrik liefert jährlich 5 Millionen Pfund Chocolade, zwanzigmal mehr für sich allein, als man vor 1825 in ganz Frankreich producirte. Täglich werden 16000 Pfund gemacht und zum Mittelpreise von 2 Francs für das Pfund verkauft, was 10 Millionen Francs im Jahre abwirft. Ein Fünftel dieser Summe macht der Rabatt der Detailverkäufer und der Niederlagen, welche das Haus Ménier überall hat, aus; man kann die Zahl der Personen, welche von diesen Vergünstigungen der Fabrik leben, auf mehrere tausend anschlagen. So hat Herr Ménier aus der poetischen Mühle eine sehr reale Fabrik geschaffen, die auch ihre Poesie hat und die eines Besuchs vielleicht werther ist als die frühere.

Für die Winterabende.

II.

Wir fahren in unserer kürzlich begonnenen Anzeige einiger uns vorliegenden Romane fort: „Die Brüder", ein Roman von Karoline Mitzenius (drei Bände, Hamm, Grote'sche Buchhandlung, 1864), empfiehlt sich zumeist der Frauenwelt durch sinnvolle Schilderungen und gefällige Darstellung, die Fabel ist nicht ohne Spannung und poetische Anschauung, erhebt sich aber nicht über das Niveau der meisten modernen Romanstoffe. Von Marie Sophie Schwartz, der beliebten schwedischen Schriftstellerin, liegen zwei neue Werke vor: „Die Leidenschaften" und „Gold und Name", beide in der trefflichen Uebersetzung von August Kretzschmar und gefälliger Ausstattung (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865). „Gold und Name" besitzt eine reichere, verwickelte und spannende Handlung, während „Die Leidenschaften" sich mehr durch psychologische Feinheit auszeichnen. Der Charakter einer künstlerisch begabten Frau, Thora, die sich in einer ihr unleidlichen Ehe allmählich durch ihr leidenschaftliches Wesen zu Grunde richtet, ist der Verfasserin, namentlich in seinem Gegensatz zu der sanften und zärtlichen Nina, sehr wohl gelungen. In beiden Romanen herrscht jene sichere, scharfe und doch wieder feinfühlige Beobachtung des Alltagslebens vor, die den Erzählungen der Frau Schwartz den größten Reiz verleihen; damit verbindet sich ein streng sittlicher, moralischer Inhalt, der wohlthätig und wohlthuend von den Ungeheuerlichkeiten und Verbrechen in den Romanen der englischen Schriftstellerin Miß Braddon z. B. absticht. In den „Eichenblättern. Vaterländische Erzählungen" von Karl Göhring (Leipzig, G. Purfürst, 1865) suchten wir etwas anderes, als uns erwartete. Statt historischer Darstellungen fanden wir Abhandlungen, wie „Der Verein gegen die Thierquälerei", eine etwas nüchterne Allegorie, „Schleswig-Holstein", endlich drei Erzählungen, die darum wol den Namen „vaterländisch" verdienen sollen, weil sie auf deutschem Boden, unter deutschen Menschen spielen. Zwei: „Zu meiner Zeit" und „Das Bürgerthum", die moderne Zustände schildern, sind nicht glücklich erfunden, doch lebendig und charakteristisch dargestellt; die dritte dagegen: „Ein altdeutsches Paar" — eine Geschichte aus den Tagen Hermann's —, ist verfehlt; der Darstellung fehlt der naive Ton, der uns allein solche Dinge noch erträglich machen kann; wir sind ja nicht mehr im Zeitalter Klopstock'scher Bardenpoesie. In seinem Roman, aus dem idealen und realen Leben: „Paul Bruno" (zwei Bände, Nordhausen, Büchting, 1865), entwickelt Karl Robert ein hübsches Talent für Naturschilderungen — z. B. des Neckarthals — und psychologische Entwickelungen; darin besteht der Hauptreiz des Romans; die Erfindung behagte uns weniger, und die Anschauung: daß sich das Ideal hienieden nicht verwirklichen läßt und wir den Ansprüchen der einmal gegebenen realen Verhältnisse im vollsten Maße Rechnung tragen müssen, ist denn doch gar zu nüchtern und prosaisch, natürlich für den Dichter und Denker. Ein Werk, welches wir wiederholt der Aufmerksamkeit und Theilnahme unserer Leser empfahlen, liegt jetzt vollendet vor: „Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder, illustrirt von Georg Bleibtreu. Mit einer Einleitung von Robert Prutz" (Leipzig, Loes). Sechs stattliche Lieferungen bilden in Inhalt und Form eine Art deutscher Walhalla. Nicht nur die Kampf- und Sturmlieder der Freiheitskriege, auch die einer frühern Zeit, Luther's „Ein' feste Burg ist unser Gott", die Lieder aus dem Dreißigjährigen Kriege werden mitgetheilt. Die vortrefflichen Illustrationen Bleibtreu's geben zu dem Worte das Bild; bald sind es größere Schlachtscenen, bald einzelne allegorische Gestalten und die charakteristischen deutschen Heldenfiguren, die uns der Zeichner vorführt: alle von derselben kriegerischen Thatenlust erfüllt wie die Lieder, denen sie zur Illustration dienen. Das Werk ist ein echt nationales, es sei vor allem der Jugend empfohlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 49.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Liebe heilt. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. I. — Eine Nacht in den Straßen von London. Von Theodor Küster. — Was bringst du mit? Von Karl Neumann-Strela. I. — Gebräuche in den griechisch-albanesischen Colonien Siciliens. II. — Die kranke Nachtigall. Gedicht von Otto Buchwald. — Beiblatt: Sprachforschung und Darwinismus. I. — „Beaumarchais", ein Roman von Brachvogel. — Für den Weihnachtstisch. I.

Liebe heilt.

Erzählung von Franz von Nemmersdorf.

I.

Ein junges Mädchen stand am Fenster ihres Gemachs und schaute, soweit es die Eisblumen gestatteten, hinab in den Garten. Es war die lustigste Zeit in Paris, die Stadt voll von Fremden und Leuten aus der Provinz, welche häufig während einiger Wintermonate das Einkommen des Jahres verzehren.

Der Ehrgeizige spann seine Netze politischer Intrigue, Künstler warben in prächtigen Sälen um Ruhm und Gold. Die große Welt tanzte. Es ward gewaltig viel verdient und verbraucht. Doch gab es Kellergewölbe, in denen ein vom Schicksal gefaßtes Geschlecht wohnte, unberührt von dem durch die Adern der großen Stadt rollenden lebendigen Strom des Verkehrs. Das Glied eines Organismus aber ist krank, wenn es nicht in richtiger Wechselbeziehung zum Ganzen steht. Die Armen sind die Krankheit des modernen Staats. Seit der Saturnring des Glaubens sprang, wird nicht mehr gegeben, genommen in Gottes Namen! Die friedliche Lösung ist abhanden gekommen.

Indessen drang in die entlegene Vorstadt wenig vom großstädtischen Treiben. Hier sah man die geschminkte Wange der gefallenen Frau nicht, noch vernahm man den Fluch des betrunkenen Proletariers. „Zwischen Hof und Garten" lag das aristokratische Hotel, an der stattlichen Einfassungsmauer brach sich sogar der Straßenlärm. Der vornehme Besitzer war nicht mehr reich genug, es zu behaupten, deshalb nahm er Herrn von Raucourt mit seiner Tochter in das zweite Stock.

Keine Nonnenzelle konnte stiller sein als das Gemach des jungen Mädchens. In der guten Jahreszeit bot der Garten einen freundlichen Anblick, Vögel sangen in den grünen Wipfeln. Jetzt hatte der Frost die Bäume entlaubt, die letzte spätblühende Blume der Beete war erstarrt. Das klare Auge des Mädchens traf überall auf den Winterschlaf der Natur.

Auch der Umgebung fehlte die behagliche, gemüthliche Färbung. Ein Bett mit weißen Vorhängen, zwei Lehnstühle vor dem Kamin, ein Schreibtisch mit darüberhängendem Bücherbret war alles, was der enge Raum faßte. Nicht die liebende Hand einer Frau hatte hier gewaltet.

Jeanne von Raucourt kannte im eigentlichen Sinne niemals eine Heimat, die freundlichen Familienbeziehungen fehlten ihr. Warum lebten ihre

Aeltern getrennt? Hier lag ein Geheimniß zu Grunde. Niemand mochte es dem Mädchen offenbaren. In den Jahren ihrer zunehmenden Reife beſchäftigte ſich ihr Geiſt damit. In der älteſten Erinnerung ſah ſie ſich einſam neben dem Vater. Einmal die Woche wurde ſie regelmäßig zu ihrer Mutter geführt, einer kränklichen, bleichen, abgeſpannten Dame, die ſehr zurückgezogen bei Verwandten lebte. Sie trafen ſich auch ſonſt noch zuweilen, aber das Haus ihres Gatten betrat Frau von Raucourt unter keiner Bedingung. Die gegenſeitige Abneigung grenzte an Haß. Jeanne hatte gelernt, bei dem einen ihrer Aeltern von dem andern zu ſchweigen.

Unter ſolchen Verhältniſſen entwickelte ſich der Charakter des jungen Mädchens feſt, entſchieden. Ihr Vater, zugleich ihr Lehrer, hatte ihr nüchterne, verſtandesklare Begriffe vom Leben beigebracht.

Jeanne verfiel auch jetzt nicht in welches Träumen, ſehnſüchtige Liebesahnung. Die Gedanken wanderten hinüber nach dem wimmelnden Paris; den Kerker ihrer Jugend zu verlaſſen, thätigen Antheil am Leben zu nehmen, das war das Verlangen des Fräulein von Raucourt.

Ein leichter Schlag auf die Schulter unterbrach ihr Sinnen.

„Kann ich erfahren, Jeanne", fragte eine ſcharfe Stimme, „welcher intereſſante Gegenſtand deine Aufmerkſamkeit feſſelt?"

Sie wandte ſich und erkannte, erröthend, ihren Vater.

„Ich dachte über meine Lage nach", entgegnete Jeanne zögernd.

„Das beweiſt gewöhnlich Unzufriedenheit und den Wunſch der Veränderung", verſetzte Herr von Raucourt kühl.

„Du ließeſt das Feuer ausgehen", fügte er in ſeinem gewöhnlichen Ton hinzu und bückte ſich dann, um die Kohlen in Brand zu ſetzen.

„Ja", begann das Mädchen entſchloſſen, „ich möchte gern mehr von der Welt ſehen als bisher! Der Großvater meint auch, es ſei Zeit für mich und" —

Hier fiel ihr der Vater etwas ungeduldig ins Wort; er fürchtete die Erwähnung noch einer Perſon. „So iſt der ſeltene Fall eingetreten, daß — deine Verwandten und ich übereinſtimmen."

Ein bitterer Ausdruck nahm auf den geiſtreichen Zügen Platz.

Nachher fuhr er ruhiger fort: „Dein Wunſch ſoll erfüllt werden, nur erwarte nicht von mir, daß ich dir in Kreiſe folge, aus welchen ich mich längſt zurückzog! Du ſollſt Welt und Leben kennen lernen, aber an der Seite eines jüngern Gefährten — eines Gatten!"

Dieſe Ankündigung brachte auf Jeanne weniger Eindruck hervor, als ſie es auf irgendein anderes Mädchen gethan haben würde.

„Wer iſt mein Zukünftiger?" fragte ſie.

„Octave von Mirval, ein junger Advocat."

„Ich ſah ihn niemals!"

„Du wirſt ſeine Bekanntſchaft heute bei Tiſche machen! Er iſt talentvoll, fleißig und geordnet in ſeinen Verhältniſſen. Keiner von denen, bei welchen zu befürchten ſteht, daß ſie das Vermögen ihrer Frau vergeuden. Seine Familie gehört, gleich der unſerigen, zu den altparlamentariſchen. Du weißt es, der Robenadel nahm erſt vor nicht langer Zeit Titel an. Ich glaube, durch meine Wahl nach beſten Kräften für dein Glück geſorgt zu haben."

Herr von Raucourt erwartete eine Erwiderung von ſeiner Tochter, aber Jeanne ſchwieg, in Gedanken das Gehörte erwägend.

Der Vater heftete die ſcharfen, geiſtreichen Augen auf ſein Kind. Es lag Zärtlichkeit in dem Blick, ſo wenig dies Gefühl zu der harten, kalten Phyſiognomie ſtimmte. Leonce von Raucourt war ein hübſcher Mann — noch jetzt. Nur zeigten ſich auf dem Geſicht ſtarke Spuren, daß er gelebt hatte; heiße Leidenſchaften mochten der gegenwärtigen marmornen Ruhe vorhergegangen ſein. Er trug einen blonden Schnurrbart, welchem er, wie er zuweilen in ſeiner ſatiriſchen Art zu ſagen pflegte, die Toga geopfert hatte. Seit mehrern Jahren beſchäftigte er ſich, zurückgezogen von den öffentlichen Geſchäften, nur mit gelehrten Forſchungen.

Jeanne ſtarrte ſinnend in die Flamme. Als ſie das Schweigen nicht unterbrach, nahm ihr Vater wieder das Wort.

„Ich trachtete ſtets, dir von der Ehe vernünftige Anſichten beizubringen und dich vor Gefühlsüberſpannung zu bewahren", verſetzte er. „Suche keine Ideale im Leben, du würdeſt dadurch nur dir und deiner Umgebung Elend bereiten! Uebrigens ſtrebe danach, deinen Gatten zu lieben und deſſen Zuneigung zu erwerben! Die gerechtfertigten Gefühle tragen viel dazu bei, das moraliſche Gleichgewicht zu bewahren, dem Charakter ruhigen Halt zu verſchaffen. Wo ſie fehlen, geräth der Menſch leicht in Schwankungen, verfällt in Leidenſchaften. Familieninnigkeit iſt die ſicherſte

Grundlage der Harmonie, welche man Glück nennt."

In diesem Augenblick sah Herr von Raucourt aus, als ob er stets nur die Theorie, nie die Wirklichkeit des Glücks gekannt hätte. Ueber die bleichen Züge zuckten die Schatten einer unterdrückten Bewegung.

„Vater", bat Jeanne schmeichelnd, „du liebst mich, du wirst mich vermissen, dich einsam fühlen! Soll denn keine Versöhnung möglich sein?"

„Nie!" entgegnete er energisch und sprang in die Höhe.

„Ich lasse dich nicht so!" bemerkte das Mädchen und sah ihn bittend an. „Was mich seit Jahren quält, es muß jetzt heraus! Du warst gegen mich stets gerecht, wenn auch streng. Was that dir meine Mutter, daß du sie von deinem Herd vertriebst?"

„Ich klage Frau von Raucourt nicht an!" stieß er dumpf hervor und riß sich los.

„Nie ein Wort mehr von der Sache, Jeanne!" befahl er zornig; seine Augen glühten, die Ader der Stirn schwoll.

In peinlicher Aufregung trat Herr von Raucourt den Rückweg an. Mechanisch erwiderte er den Gruß einer Dame in mittlern Jahren, welche damit beschäftigt war, ein veraltetes Kleidungsstück der neuen Mode anzupassen. Denn gegen französische Anstandsbegriffe verstieß es nicht, daß der Hausherr den Weg durch das Schlafzimmer der Gesellschafterin seiner Tochter nahm. Jenseits lag der neutrale Grund des Speise- und Vorzimmers, nachher erreichte er seine eigenen Gemächer, die wegen der vielen Bilder und Bücher den größten Theil der Wohnung ausmachten.

„Was hat der Papa?" fragte die Deutsche, ihren Kopf neugierig ins Zimmer steckend; „er sah ja ganz verstört aus!"

Sie war die Tochter eines Professors; Herr von Raucourt brachte sie von einer Reise nach Deutschland mit zurück. Sie führte den Haushalt und leistete dem jungen Mädchen Gesellschaft.

„Ich wollte den Grund wissen, weshalb er von meiner Mutter getrennt ist", flüsterte Jeanne bewegt.

„O weh, Kind, da kamst du übel an! Im Anfang versuchte ich auch das Geheimniß zu durchdringen. Herr von Raucourt wird zornig bei der geringsten Anspielung, Frau von Raucourt weint und bekommt Nervenzufälle, da lernt man schweigen."

„Papa kündete mir einen Bräutigam an", sagte Fräulein von Raucourt.

„Du sollst heirathen?" rief die Gesellschafterin überrascht, „so jung schon?"

Ein eigenthümlicher Seufzer folgte aus der Brust des alternden Mädchens diesen Worten, sie war jetzt ganz ins Zimmer getreten.

„Ist er hübsch?" forschte sie erregt.

„Ich weiß es nicht, Gertrud; wir werden ihn indessen heute Mittag zu sehen bekommen."

„Was willst du für ein Kleid anziehen, Jeanne? Ich stimme für das blaue mit den schwarzen Spitzen, es paßt vortrefflich zu deiner Gesichtsfarbe."

„Ich bleibe, wie ich bin!" versetzte Fräulein von Raucourt gelassen.

Die Gesellschafterin schüttelte den Kopf und murmelte: „Seltsames Mädchen!" Nachher eilte sie in die Küche, um noch einige besondere Gerichte anzuordnen. Dann begab sie sich an die etwas undankbare und im gegenwärtigen Fall unnütze Aufgabe, ihre eigene Person zu schmücken.

Ein Gast bildete ein Ereigniß in dem puritanisch langweiligen Haushalt.

Jeanne blieb vor dem Kamin sitzen, bis ein Cabriolet durch den Hof rollte. Sie warf keinen Blick nach dem Spiegel, bevor sie unter die Augen ihres zukünftigen Gatten trat. Es war eben ein ungewöhnliches Mädchen.

Kühl, klar und fest prüfte sie die männliche Gestalt, welche neben ihrem Vater stand. Octave von Mirval war unter der Mittelhöhe. Sein Gesicht kündete etwas von der trotzigen Entschlossenheit der Bullenbeißer. Die Züge waren ziemlich regelmäßig; man konnte ihn nicht häßlich nennen, nur fehlte alles, was der Physiognomie Annehmlichkeit verleiht. Im Aeußern erschien er als Mann von Geschmack und Bildung.

Der junge Advocat mochte kurzsichtig sein, denn ungeachtet seiner Brille ging er, angezogen von dem Rauschen ihres seidenen Kleides, auf Gertrud zu und richtete an diese seine Verbeugung.

Ein schelmisches Lächeln spielte um die frische, volle Lippe Jeanne's.

„Meine Tochter!" sagte Herr von Raucourt, die Hand des jungen Mädchens ergreifend.

Der Hausherr erschien wieder vollständig gefaßt, keine Spur des vorhergegangenen Sturms zeigte sich mehr. Mirval gerieth nicht in Verlegenheit; vor einer solchen Anwandlung bewahrte ihn ein hoher Grad von Selbstvertrauen. Er

verbeſſerte ruhig ſeinen Irrthum und die Geſellſchaft nahm die Stühle ein.

Die Unterhaltung wurde faſt ausſchließlich zwiſchen den Männern geführt. Jeanne bemerkte, daß Sprechen ihren Zukünftigen verſchönere, der Geiſt breitete dann einen Schimmer über ſeine Züge. Herr von Raucourt ſprach viel und angeregt, es verrieth ſich in den kurzen, kauſtiſchen Sätzen der Redner, der einſt der Stolz der Advocatur geweſen war. Attiſches Salz würzte die Entgegnung, wie der Blitz zündete die Satire. Uebrigens blieb ſein Gefährte nicht weit hinter ihm zurück. Nur beſchränkte ſich der jüngere Mann, witzig die Lächerlichkeiten zu beleuchten; zur philoſophiſchen Ironie, die unter dem Gewand des Scherzes das Pathos des Lebens birgt, vertiefte er ſich niemals.

Jeanne hörte dem Geſpräch zu, aber Mirval's bald geiſtreiche, bald hohle und oberflächliche Worte erweckten kein eigentliches Intereſſe bei dem Mädchen.

Später kam die Politik an die Reihe. Der Hausherr gehörte der echt conſervativen Partei an, die als Baſis des Staats den Rechtsbegriff hinſtellt. Er beugte ſich vor der Majeſtät des Geſetzes; wer dieſelbe verletzte, galt ihm als Hochverräther, geſchah es nach oben oder unten. Nie war mit ſchärferer Logik das Hirngeſpinſt des Socialismus bekämpft worden, nie mit feinerm Spotte die Zuſtände des heutigen Frankreich beleuchtet.

Octave wurde hitzig; er ſtürzte raſch ein paar Gläſer Wein hinab; das bleiche Geſicht röthete ſich. Was Leonce von Raucourt durch Gründe bekämpfte, wollte er mit Kartätſchen niederſchmettern. Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie, war wohlhabend, beſaß Talent und die zähe Ausdauer, welche unfehlbar zum Ziel führt. Dieſe perſönlichen Motive beſtimmten Octave von Mirval's politiſche Meinung; ſo wurde er ultraconſervativ aus Egoismus.

Der künftige Schwiegervater freute ſich, den jungen Mann ſo wenig von den Zeitideen angeſteckt zu ſehen. An Einfluß konnte es dem thätigen, geiſtig gewandten Mirval unter keiner Regierung fehlen, ſei es auf den Bänken der Oppoſition oder im Miniſterium. Dieſer nüchterne Octave mußte ſeinen Weg machen, gerade durch ſein überlegtes, berechnendes Weſen vor den Klippen geſchützt. Herr von Raucourt gedachte einiger Unordnungen ſeiner eigenen, mehr genialen Natur, und freute ſich des Unterſchieds ihrer Charaktere. Er glaubte, durch die Wahl als guter Vater für Jeanne's Glück geſorgt zu haben, unter dieſem angenehmen Eindruck verlor ſich die gewöhnliche Bitterkeit ſeiner Stimmung. Leonce von Raucourt wurde heiter, wie er es geweſen, bevor noch die Kämpfe des Lebens ſein Gemüth verdüſtert hatten.

„Ich laſſe euch, Kinder", ſagte er gut gelaunt, am Ende des Mahls. „Bis zum Thee bin ich zurück! Einſtweilen, Octave, unterhalten Sie ſich mit Jeanne!"

Ein Wink des Hausherrn veranlaßte die Deutſche, nach ihrem Zimmer zu gehen. Die jungen Leute befanden ſich allein. Im Hauſe des Herrn von Raucourt, dem die Dame fehlte, gab es keinen Salon, dieſen Hauptſchauplatz des franzöſiſchen Lebens. Jeanne ſchritt dem Gaſt voran nach dem innern Gemach ihres Vaters. Dort nahmen ſie vor luſtig praſſelndem Kohlenfeuer Platz.

Octave's kleine Geſtalt verſchwand beinahe im Lehnſtuhl. Er vermißte ſeine Nachmittagscigarre. Uebrigens ſagte ſich der praktiſche junge Mann, Freien ſei eine Arbeit, und er beſchloß, mit gewöhnter Energie daranzugehen. Er faßte den Vorſatz, liebenswürdig zu ſein; nur wußte er nicht recht, über was man mit „kleinen Mädchen" plaudern kann. Einſtweilen betrachtete Mirval Fräulein von Raucourt durch ſeine Brille.

Sie war hübſch, nur durchaus nicht nach ſeinem Geſchmack; die claſſiſchen Züge ließen ihn kalt; er zog das Stumpfnäschen einer Griſette vor. Die lichtbräunlichen Wangen bedurften der Erregung, um einen leichten Hauch von Röthe anzunehmen. Octave beſaß den begehrlichen Farbenſinn der Wilden. Die zarte Hagerkeit der erſten Jugend widerte ihn an. Aber hier handelte es ſich nicht um Liebe — die Partie erſchien vollkommen paſſend und Mirval wollte eine Frau nehmen aus denſelben Gründen, weshalb er einen ſorgfältig gebürſteten Rock trug — um den äußerlichen Schein ſeiner Rechtſchaffenheit zu verſtärken.

Jeanne erwartete die Anrede ihres Bräutigams, nicht mit Verlegenheit, es ſchwebte eher ein Zug von leichtem Spott um ihren Mund. Als die Pauſe zu lange währte, begann ſie ruhig. Der geiſtreiche, gelehrte Raucourt hatte mit Liebe die ungewöhnlichen Fähigkeiten ſeines einzigen Kindes gepflegt. Er wußte, daß echtes Wiſſen eine Kraft verleihe, welche den Menſchen aufrecht erhält in den Prüfungen und ihn vor kränkelnder Empfindſamkeit ſchützt.

In welche Regionen führte Jeanne ihren Verlobten! Die mächtigen Bücherschränke, die kostbaren Gemälde an den Wänden boten Anknüpfungspunkte. Durch die Gebiete der Kunst und Literatur mußte er ihr fast ermattet folgen, zu allen allgemeinen Interessen der Menschheit. Die meisten dieser Dinge hatte er als unnütz und unpraktisch längst aus seinen Gedanken beseitigt. Nur ihre genaue Kenntniß der französischen Geschichte war ihm lieb, die konnte ihm die Mühe des Nachschlagens ersparen, wenn er zur Verstärkung einer rhetorischen Floskel des Citats bedurfte.

Als geistreicher Mann gab sich zwar Octave von Mirval keine Blöße, aber es war in der That eine Arbeit für ihn, sich auf der geforderten Höhe zu erhalten. Er begrüßte Herrn von Raucourt's Eintritt wie eine Erlösung.

Frauen dünkten dem Advocaten ein Spielzeug, mit dem man sich nach beendigtem Tagewerk erholt; gemüthliche Beziehungen kannte er nicht und geistige ermüdeten ihn, sobald sie ihn aus dem engen Kreise seines Interesses herauszuführen drohten. Mit dem Vater fand er die Berührung des Handwerks, aber vor der Tochter begann er sich gelind zu fürchten.

Auch Jeanne, obwol ein Mädchen von sehr bestimmter Richtung, vermochte ein gewisses Misbehagen nicht zu überwinden. Ihr Geist war nicht angeregt, ihr Gemüth nicht belebt worden im Verkehr mit Octave. Fräulein von Raucourt glaubte an einen Mai des Lebens — sollte der nicht andere Knospen und Blüten treiben?

Indessen dachte weder das Mädchen noch der Mann daran, gegen das Beschlossene Einwendung zu erheben. Eine feste Verabredung kam noch denselben Abend zu Stand.

„Liebst du ihn?" flüsterte Gertrud der Braut verschämt ins Ohr, als sie sich wieder allein befanden in dem engen Mädchenzimmer.

„Wir halten das in Frankreich nicht für nöthig", entgegnete Jeanne scharf.

Es lag etwas Wundes in ihrer Stimmung, was sie bitter machte.

„Mein Gott!" rief die Gesellschafterin bestürzt, „was bietet dann die Ehe ohne die echte, feste Liebe?"

Der weichen, empfindsamen Seele hatte das Gefühl nicht gefehlt, nur die äußern Mittel zur Gründung eines bürgerlichen Hausstandes, und sie war ins Ausland gegangen, um sich über den Abbruch ihres Verlöbnisses zu zerstreuen.

Gertrud stand am Fenster und blickte in den Mond, den Vertrauten einsamer, gefühlvoller Herzen, während ihr dabei Thränen über die Wangen rollten.

Jeanne fand diese Ausgleichung des gepreßten Gemüths nicht. Sie konnte auch mit niemand sprechen, die Gesellschafterin stand geistig zu tief unter ihr, um Vertrauen zu erwecken. Bei der Mutter, die dem Mädchen nicht durch den Verkehr des täglichen Lebens verbunden war, hemmte eine gewisse kränkliche Stimmung die Mittheilung. Der Vater würde sie kaum verstanden oder durch einen kalten Sarkasmus verletzt haben.

So überwand Fräulein von Raucourt, was ihre durchaus verständige Richtung sie doch nur als Phantasterei verurtheilen ließ.

Sie zwang sich zur Versöhnung mit Octave von Mirval's unsympathischer Persönlichkeit.

Voll beschien die Morgensonne die Fenster eines hübschen Hauses in einer neuen Straße der Umgebung der Elysäischen Felder. Die Strahlen drangen durch die Gardinen und liebkosten die Wangen eines Schläfers. Es ruhte ein schöner Männerkopf auf den feinen, weißen Linnen. Dichte, lichtbraune Haare umwallten ihn.

Seine Züge trugen den Stempel eines glücklichen Traums. Aristokratisch geformte Hände lagen auf der blauseidenen Decke gekreuzt. Die weiche Haltung des Körpers drückte Behagen aus.

Wie viele der geschäftigen Tagesstunden noch der sorglose Schläfer verträumt haben würde, wäre schwer zu bestimmen gewesen. Aber laute Stimmen, ein Lärm wie durch Ringen hervorgebracht, weckten ihn. Jetzt schlug er ein Auge auf, blau und treuherzig; seine Physiognomie ward noch weit angenehmer als im Schlafe.

Die Thür flog auf, mit einer wilden Geberde stürzte ein Mädchen ins Zimmer, entrüstet folgte ein alter Diener.

„Es ist nicht meine Schuld, Herr Graf!" stammelte letzterer.

„Schon gut, Bertrand", erwiderte der Gebieter freundlich, „besorge mein Frühstück, ich stehe auf!"

„Weißt du, daß mich die Nachteule mit Gewalt zurückhalten wollte", sagte die Besucherin und schüttelte ihre Locken gleich der Mähne eines Löwen. Aber — — und sie drückte durch kraftvolle Mimik aus, wie sie den Sieg erfocht.

Robert von Lusignan lachte. „Wir sind eben keine Damenbesuche gewohnt", bemerkte er.

Das Mädchen warf unbekümmert ihren Pelzkragen auf den Divan, legte den kleinen Hut mit Federn darauf und ſetzte ſich neben das Bett.

„Ich bin gekommen, dich zu Rathe zu ziehen", begann ſie und ſuchte in ihren Taſchen.

„Laſſe dich hier nicht häuslich nieder, Heloiſe", entgegnete der Graf, „ſondern gehe ins Nebenzimmer und unterhalte dich mit dem Frühſtück, bis ich nachkomme!"

Nachdem ſie zögernd das Feld geräumt, rief die Silberklingel den weißhaarigen Diener herbei.

Robert ließ ſich mit vornehmer Nachläſſigkeit ankleiden und las daneben zwei Briefe.

„Ein doppeltes Unglück, Bernard", wandte er ſich an den Kammerdiener.

„Sie erſchrecken mich, gräfliche Gnaden!"

„Ich muß die freundliche Wohnung hier räumen, in der ich fünf Jahre glücklich lebte. Weißt du, ich bin zwar niemals zu Hauſe, aber dennoch liebe ich meine Zimmer."

„Es läßt ſich leicht ein Erſatz finden", tröſtete Bernard.

Der Graf ſchüttelte den Kopf.

„Die zweite Nachricht kommt aus der Picardie; der Verwalter verlangt dringend meine Anweſenheit für nächſten Sommer. Verbeſſerungen ſind nöthig, ſchreibt er, wenn große Nachtheile vermieden werden ſollen."

„Ich glaube, Duvand hat recht; wir kamen eigentlich nur auf ein paar Monate nach Paris und ſind ſeit fünf Jahren hier. Das Auge des Herrn thut aber daheim noth."

„Ja, mein Freund, ich fürchte meine Lebensweiſe ändern zu müſſen, und doch war es ein ſanftes, müheloſes Daſein."

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Eine Nacht in den Straßen von London.

„Guter Gott! was ſoll man den ganzen Abend in dieſem langweiligen London anfangen? . . ." So fragte ein deutſcher Beſucher mich in dieſem Jahre an einem Auguſtabend, etwa um 7 Uhr.

„Sie wiſſen nicht, was beginnen? Nun wohl, da gehen Sie die ganze Nacht ſpazieren!"

So antwortete ich auf ſeine Frage, und Herr Dr. R. ſtarrte mich verwundert an ob der ſeltſamen Zumuthung, die ich ihm machte. Sein Blick ſchien einigen Zweifel auszudrücken, ob ich denn wirklich im Ernſt geſprochen und ob nicht etwa der londoner Nebel ſtörend auf meinen Verſtand gewirkt. „Thun Sie, was ich Ihnen rathe", wiederholte ich, „und es wird dies eine Nacht ſein, die Sie wahrſcheinlich Ihr ganzes Leben hindurch nicht vergeſſen dürften! Um Ihnen jedoch zu zeigen, daß es mir Ernſt iſt mit meinem Vorſchlag, und da ich nicht wünſchen möchte, Sie allein eine derartige Promenade antreten zu laſſen, ſo biete ich Ihnen meine Begleitung an."

„Wohin wollen wir gehen?"

„Aufs Gerathewohl."

„Doch wir müſſen erſt zu Abend eſſen."

„Damit beginnen wir."

Bald hatten wir die große Pulsader Orford-Street erreicht; die Gasflammen der Straßenbeleuchtung flackerten bereits luſtig in den hohen Laternen und die unabſehbare Reihe von Läden und eleganten Schaufenſtern, ohne die kein Haus in dieſer Straße iſt, ſandte ihre ſtrahlenden Reflexe in die beginnende Nacht hinaus. Nur eine kurze Strecke verfolgten wir die Trottoirs der großen, hellen, vom Wagengeraſſel und dem Geſchrei der Ausrufer widerhallenden Straße, bogen dann links ab und befanden uns nach wenigen Schritten auf dem kleinen, dunkeln Soho-Square, dem einſtigen Centrum alles deſſen, was in London zum bon ton gehörte, jetzt das Hauptquartier der Pianofortefabrikanten und der ausländiſchen Literatur. Die Häuſer ſtrahlten hier kein Licht auf die Straße hinaus und die Laternen brannten ſo düſter, daß mein Begleiter faſt über eine anſcheinend leb- und bewegungsloſe Maſſe ſtolperte, die da, wo das Trottoir einen rechten Winkel beſchreibt, gegen das Eiſengitter eines Hauſes gelehnt — kauerte, denn die anſcheinend lebloſe dunkle Maſſe war ein Kind von etwa ſieben Jahren, ein Mädchen. Als Dr. R. abſichtslos, doch hart, mit dem Fuße ſie berührte, erwachte ſie offenbar aus dem Schlaf, rief jedoch ſchnell: „Box of matches, please?", was ſo viel heißen ſollte als: „Kaufen Sie mir doch um Gotteswillen eine Büchſe Streichhölzer ab!" „Nun", ſagte ich zum Doctor, „unterhalten Sie ſich einmal mit der Kleinen, fragen Sie ſie aus! Sie ſprechen ja trefflich engliſch!" Er fragte das Kind, wie alt es ſei, wie es heiße. Auf die erſte Frage wußte ſie ihm nicht zu antworten, auf die zweite gab ſie ihren Namen als Jane an; von einem Familiennamen wußte ſie nichts, nichts von Aeltern, nichts von einer Heimat, doch viel von Hunger und Durſt, und man ſah es ihr an, daß ſie hungern mußte. Zwei Pence hatte ſie im Laufe des ganzen Tags eingenom-

men, geſtern nichts und alſo auch nichts gegeſſen. Und ihre geſammte Bekleidung beſtand in einem zerriſſenen, dünnen Röckchen; die kleinen Füße waren mit einer verhärteten, dichten Kruſte von Straßenkoth überzogen, die Händchen ſo dünn und ſo mager, daß man ſie faſt für die eines Skelets halten konnte. Der Doctor war ein weichherziger Mann, ihm ſtanden die Thränen in den Augen und er beſchenkte das Kind reichlich, nahm ſie außerdem mit zum nächſten Caffeeſhop, um ihr warmen Thee und Fleiſch und Brot geben zu laſſen; ja er ſchien faſt nicht abgeneigt, das Kind zu adoptiren. Ich konnte mich eines traurigen Lachens nicht erwehren bei dieſer Idee. „Wenn Sie ſo fortfahren", rief ich, „da können Sie nur gleich ein Waiſenhaus gründen, wenn Sie nach Deutſchland zurückkommen! Solche Kinder will ich Ihnen zu Hunderten verſchaffen, wenn Sie's gelüſtet, die reichen londoner Kirchſpiele von ihren Laſten zu befreien! Sehen Sie, da ſind gleich zwei andere! Nun machen Sie geſchwind, daß wir nach Greek-Street kommen, ſonſt haben wir ein Dutzend auf unſern Ferſen, ehe wir's uns verſehen!"

Greek-Street mündet in Soho-Square und wenige Schritte nur vom letztern entfernt iſt die deutſche Reſtauration von Wedde, wo man jeden Abend ſicher iſt, eine ebenſo bunte als kosmopolitiſche Verſammlung zu finden. Das Gros der Stammgäſte und gelegentlichen Beſucher beſteht natürlich aus Deutſchen, allein auch Franzoſen, Italiener, Ruſſen, Polen verſchmähen die treffliche deutſche Koſt nicht, die der brave und behäbige halberſtädter Reſtaurateur ihnen vorſetzt. Und wie gut mundet die vorzügliche Taſſe Kaffee nach dem Diner und die excellente Havaña, die der Wirth uns zu verſchaffen weiß! Die Auswahl von deutſchen und franzöſiſchen Zeitungen und das gemüthlich eingerichtete Local, in dem man ſich ſo gern ein Stündchen ausruht! Wie erinnert nicht alles das ſo ſehr an das deutſche „Kneipenleben", während man hier nur des kalten, förmlichen, engliſchen Speiſelocals mit ſeinem pferdeſtallartigen Arrangement gewohnt geworden, wo kein Wort gehört wird, alles Sprechen flüſternd geſchieht und Eſſen und Trinken dem deutſchen Gaumen doch ſo ganz und gar nicht munden wollen!

Nachdem wir uns bei Wedde für unſer nächtiges Umherziehen geſtärkt, wandten wir uns der Richtung von Oxford-Street zu. Welch ein Treiben!... Ich will verſuchen, es annähernd zu ſchildern. Auf den breiten Trottoirs zu beiden Seiten der Straße wogt es von Fußgängern jeden Alters und Geſchlechts, von dem auf Abenteuer ausziehenden jungen Lord oder Parlamentsmitglied bis zum Schuhputzerjungen mit ſeinem kleinen ſchwarzen Fußkaſten auf dem Rücken und dem in Lumpen ſchrecklichſter Art gehüllten Bettler und Vagabunden; von der eleganten Dame des londoner Demi-Monde bis zur kleinen Blumen- und Orangenverkäuferin, welche mit ihrem Zetergeſchrei die Luft erfüllt; vom Arbeiter, der nach ſeinem Tagewerk zu den Seinen heimkehrt, bis zu dem Arbeiter, deſſen Tagewerk die Nacht, und der ſeinen Weg ändert, wenn er von weitem den mit Glanzleder bedeckten Hut des Polizeiconſtablers blinken ſieht; von der anſtändigen Hausfrau und der redlichen Arbeiterin bis zur Dirne, die uns den Weg vertritt und es als unſere Schuldigkeit betrachtet, ſie ins nächſte beſte Trinkhaus zu führen. Da ſind langſam Gehende und im Flug Dahineilende; hier eine ſtationäre Gruppe vor der Thür eines der zahlreichen Ginpaläſte (Trinkläden), dort ein Borkampf; hier zwei ſich bis aufs Blut ſchlagende Weiber, dort ein vor Hunger Umgefallener, dem — wie doch die Extreme ſich berühren! — ſeine Kräfte gerade in dem Augenblick verſagten, als er die glänzend erleuchtete Auslage eines Paſtetenbäckers erreichte. Und nun die Mitte der Straße! — Welch ein Gewühl von Omnibuſſen, Droſchken, zweiräderigen Cabs, eleganten Equipagen, Laſtwagen, Bierkarren, Güterwagen, Bäckerwagen und ...

„Platz!... Feuer!" ertönt's plötzlich, und in raſender Carrière fliegt eine Spritze daher, die Straße hinab; macht ihr Platz oder ſie fliegt über Menſchen und Thiere gleich rückſichtslos dahin. Im Nu iſt ſie verſchwunden. Da naht ſchon eine zweite, eine Dampfſpritze; ſie iſt geheizt und die Funken fliegen umher. „Wo iſt das Feuer?" „Irgendwo im Weſten; morgen früh werden wir's in den Morgenblättern leſen!" Langſamer windet ſich eine gewaltige Rettungsleiter auf zwei mehr als mannshohen Rädern die Straße entlang. Alle verſchwinden in derſelben Richtung und mit ihnen iſt auch der Gedanke an Feuer und Gefahr verſchwunden. Das Schreien der Straßenverkäufer, die ſchrecklichen Diſſonanzen mehrerer zu gleicher Zeit gelcierten Drehorgeln; hier ein iſolirter Trompeter, der die „Letzte Roſe" mit unglaublichen Variationen producirt; dort eine ſentimentale Sängerin, welche, accompagnirt von einem blinden Flötiſten, das Mitleid der

Vorübergehenden zu erregen ſich bemüht, doch nur hin und wieder ihrer widerſpenſtigen Kehle einen Ton zu entlocken vermag — — das iſt ein ſchwaches Bild deſſen, was uns jeder Abend auf jeder größern Straße Londons zeigt.

Unter ſolchen Umgebungen hatten wir, ohne es zu bemerken, das Ende der ſtundenlangen Oxford-Street erreicht und fanden uns unerwartet dem vom Hydepark herkommenden friſchen Luftzug ausgeſetzt, der auf uns etwa einen ähnlichen Eindruck erzeugte, als die Berührung der gewöhnlichen atmoſphäriſchen Luft auf den, der ein Dampfbad ſoeben verläßt, hervorbringt. Da lag der weite zum größten Theil baum- und ſtrauchloſe Raſenplatz, der königliche Park für das londoner Volk, vor uns.

„Das iſt alſo Hydepark?“ ſagte mein Begleiter. „Ich hatte mir ihn anders gedacht.“

„Sie können in der Dunkelheit ja nichts ſehen!“

„Wenn auch — ich hatte mir eine andere Vorſtellung gemacht! Ich glaubte einen vollen Baumwuchs, einen Wald mit abwechſelnden Blumenanlagen, geſchmackvoll verſchlungenen Wegen, Springbrunnen, Statuen zu finden und ſehe hier trotz der Nacht doch noch genug, um zu erkennen, daß wir nur eine weite, leere Ebene vor uns haben.“

Unter dieſem kurzen Geſpräch hatten wir das Marmorthor paſſirt und gingen nun auf dem mit Rotten-Row zuſammenhängenden Hauptwege hin, an deſſen einer Seite einige kümmerliche Gartenanlagen den Wunſch erkennen ließen, dem Auge wenigſtens etwas an dieſer der Stadt nächſten Seite des Parks zu bieten. Bequeme, ja ſelbſt elegante Bänke befanden ſich alle zehn Schritte am Wege. Sie waren alle bereits beſetzt und — wenn nicht ein rückſichtsloſer Policeman ſein Veto einlegte — mochten es wol auch für die ganze Nacht bleiben. Da ſaßen, lagerten und kauerten zarte Kinder und Perſonen reifen und reifſten Alters; manche unter dieſen waren ſo gekleidet, daß man ſich wundern konnte, ſie in einem ſolchen Nachtquartier zu ſehen; andern war in Kleidung und Geſicht der Stempel von Jammer und Elend aufgedrückt. Auf dem feuchten Raſenboden ließen ſich auch, je mehr man das Auge zum Sehen anſtrengte, deſto mehr menſchliche Geſtalten unterſcheiden, die lang ausgeſtreckt, oft mehrere dicht aneinander geſchmiegt, für die Nacht ſich niedergelegt hatten.

„Das iſt himmelſchreiend!“ rief Dr. R. entrüſtet. „Wie iſt das möglich bei all dem Reichthum Londons, bei den zahlloſen Wohlthätigkeitsanſtalten, für die Millionen jährlich von der engliſchen Ariſtokratie und von den reichen Handelsfirmen —“

„Unterſchrieben und gezahlt werden“, fiel ich ihm ins Wort. „Ganz recht! Deren nächſter Zweck jedoch iſt, Sinecuren zu ſtiften und ein Heer von Secretären und Beamten zu ernähren. So bleibt denn wenig Gutes zurück für die, um derentwillen eigentlich ſolche Inſtitutionen ins Leben gerufen wurden. Doch wir müſſen eilen, den Park zu verlaſſen, um nicht eingeſchloſſen zu werden.“

Bald hatten wir Apsley-Houſe paſſirt, von deſſen Fenſtern Wellington zwei zu ſeiner Ehre errichtete koloſſale Monumente noch bei ſeinen Lebzeiten ſehen konnte, und ſchritten nun, den Green-Park mit dem daranſtoßenden Reſidenzſchloß der Königin Victoria, Buckingham-Palace, rechts liegen laſſend, Piccadilly hinan. Es ging gegen 10 Uhr, doch je mehr wir uns Regent-Circus näherten, um ſo größer wurden Gewühl und Straßenlärm, um ſo heller und glänzender die Läden, um ſo reicher die Toiletten der zu Fuß promenirenden Damen und um ſo auffallender ſelbſt die Geſellſchaft im allgemeinen, in der wir uns bewegten. Es ward viel um uns her geſprochen und ein recht aufmerkſamer Zuhörer hätte wenig Mühe gehabt, in ſehr kurzer Zeit von jeder europäiſchen Sprache etwas zu vernehmen. Regent-Circus iſt nicht umſonſt der Brennpunkt des kosmopolitiſchen London: die Inſchriften: „Ici l'on parle français“, „Hier ſpricht man deutſch“, „Qui si parla italiano“, „Aqui se habla español“ u. ſ. w. prangen an den meiſten dieſer prächtig decorirten Ladenfenſter; und die dem Blick eines jeden Vorübergehenden weit offenen franzöſiſchen, deutſchen, italieniſchen und ſonſtigen Cafés und Reſtaurationen, die pomphaft ausgeſchmückten Trinkhäuſer, die Bureaux de change mit ihren Töpfen voller Goldſtücke, ihren Banknoten aus aller Herren Länder und ihren Mulden mit Goldſtaub ſind in ſo genügender Menge vorhanden, daß über den Charakter dieſes Stadttheils niemand in Zweifel ſein kann. Wir traten in das Café de la Régence und nahmen an einem der Miniatur-Marmortiſche Platz, auf die man ſich fürchtet, die Arme zu legen. Wir beſtellten Kaffee, den uns drei Kellner ſervirten; der erſte brachte die Taſſen, der zweite füllte ſie, der dritte ſtrich das Geld ein.

Die Tassen sind so über alle Begriffe dick, daß, obgleich sie äußerlich groß erscheinen, ihr Inhalt eben kaum mehr als „einen guten Schluck" beträgt; der Kaffee ist sehr gut und kostet 1 Schilling (10 Sgr.) die Tasse. Außerdem erwarten die Kellner, die keine Bezahlung von ihrem Principal erhalten, ein Geschenk. Sie sind nicht allein unbesoldet, sondern müssen für die Ehre, in solchen Häusern zu serviren, dem Wirth allabendlich eine fixirte Summe bezahlen. Daß sie sich dessenungeachtet zu dieser Ehre drängen, beweist der Umstand, daß kürzlich einer dieser Kellner seinen Platz für 250 Pf. St. an einen andern verkaufte, um sich nach siebenjähriger Thätigkeit ins Privatleben zurückzuziehen.

„Wer verkehrt hier?" fragte mich mein Begleiter.

„Ich kenne zufällig einige der Anwesenden und will Ihre Menschenkenntniß nach Kräften bereichern. Sehen Sie dort nahe dem Buffet den ältlichen Gentleman mit martialisch gewichstem Schnurrbart und von elegantem Aeußern: er gibt sich den Anschein, aufmerksam die «Revue des deux mondes» zu lesen; wenn wir indessen noch lange hier sitzen, werden wir ihn bald zur Seite haben; im Jahre 1849 war er Offizier unter Bém in Ungarn und lebt jetzt hier als harmloser Chevalier d'industrie, oder, um mich kurz zu fassen, vom «anständigen» Betteln. In seiner Tasche finden Sie stets ein Verzeichniß der liberalen Parlamentsmitglieder und der revolutionsfreundlichen Aristokraten. An diese hält er sich und fristet so sein Leben. Neuerdings scheint er von einer vornehmen Dame patronisirt zu sein. Er gehört in die Kategorie der mysteriösen Existenzen. Jener dort mit dem braunen Calabresenhut ist ein früherer deutscher Opernsänger, dessen gesunde Sinne im Nebellande offenbar afficirt wurden. Zuerst spielte ihm diese Affection den Possen, ihn religiös, das heißt englisch-religiös, muckerisch und heuchlerisch, zu machen. Dies Experiment warf ihm jedoch nicht den Reingewinn ab, dessen er zu einem «anständigen» Leben bedurfte, und er ging nun auf das Gebiet der «packenden», überwältigenden Erfindungen; seine neueste Leistung in diesem Genre ist nichts Geringeres als ein von Adlern gezogener und so von ihm beliebig gelenkter Luftballon — natürlich vorderhand nur in seinem Gehirn. Er hat ein dickes Buch über diesen kühnen Gedanken geschrieben, das er ins Englische und Französische übersetzt zu haben wünscht. Diese Arbeit hatte er mir zugedacht. Ich bedauerte, sie ablehnen zu müssen und war kühn genug, an dem Erfolg seines Projects zu zweifeln. Ein vernichtender Blick war seine Antwort und ich sah ihn nie wieder. Doch muß er andere Gläubige Seelen gefunden haben, denn es gelingt ihm noch immer, sich mit Anstand über Wasser zu halten. Von den Damen sehen Sie jene Brunette an, welche sich mit einem jungen Dandy in ein eifriges Gespräch vertieft hat. Sie ist nicht die Jüngste mehr; doch sie weiß noch zu siegen. Vor etwa zwei Monaten trat sie in einem Proceß als Klägerin gegen den Sohn eines reichen Bankiers auf. Er war thöricht genug gewesen, ihr ein schriftliches Heirathsversprechen zu geben. Es realisirt zu sehen, fiel ihr nicht ein; doch es war so gut wie baares Geld in ihrer Hand und genügte vollkommen, um eine Jury von 12 vorurtheilsvollen Engländern zu dem Ausspruch zu bringen, der ihr 2000 Pf. St. Abstandsgeld zuerkannte. Und «Sic transit gloria mundi!» können Sie in Rücksicht auf jene kleine Person dort drüben ausrufen, die so sinnig ihre Tasse Chocolade schlürft und vor siebzehn Jahren noch die Haushälterin dessen hier in London war, von dem ein gewisses berliner Witzblatt stets ehrfurchtsvoll und nur in der dritten Person redet."

„Doch nun auf die Straße!" rief der Doctor, indem er hastig aufsprang und Tisch mit Tassen und Blumenvase zur Erde warf.

„Sehen Sie, wie gut Ihnen die dicken Tassen zu statten kommen", lachte ich, als nicht eine derselben beschädigt war; „selbst die Blumenvase hat Stand gehalten." Doch die Cognac-Caraffe war dafür in tausend Stücken zerschellt und ihr aromatischer Inhalt tränkte den weichen, brüsseler Teppich. Eine halbe Krone in die Hand eines der im Fluge herbeieilenden Kellner gedrückt machte alles wieder gut und wir fanden uns bald aufs neue im Gewühl der Straße.

Inzwischen war es halb zwölf geworden; die weitgeöffneten Pforten von Her Majesty's Theatre am Ende von Haymarket entsandten eine dichte Menschenwelle, die den Tönen der Titjens und des Signor Giuglini gelauscht hatte und nun die breite Straße förmlich überschwemmte. Nicht ohne Mühe arbeiteten wir uns durch die Menge und kamen endlich in Trafalgar-Square an, um Luft zu schöpfen und uns einen Plan für die nächsten Stunden zu machen.

Der klare, gestirnte Himmel — ein so seltenes Ding in London — versprach eine schöne Nacht,

und da das nächtige Treiben jetzt erst begann und ich die Absicht hatte, dem Freunde hauptsächlich Contraste vorzuführen, so entschied ich für einen Abstecher nach dem andern Themseufer, nach dem New-Cut, nach dem Bahnhofe an London-Bridge, dann zurück nach der City, und — wenn thunlich — einen kurzen Besuch auf einer der Polizeistationen und in einer der Officinen der großen londoner Morgenblätter. Wir steuerten daher auf Westminster-Bridge zu, von der aus wir einer herrlichen Perspective nach zwei Seiten hin — Osten und Westen — auf die auf beiden Seiten und durch die zahlreichen Brücken erleuchtete Themse genossen. Bald nahm uns das düstere, unheimliche Lambeth auf, ein Stadttheil auf dem rechten Ufer des Stroms, in welchem bei Tage schon, geschweige bei Nacht, man es vorzieht, in den Hauptstraßen zu bleiben. Das thaten wir denn auch und machten einen Umweg, um nach dem New-Cut, dem Marktplatz dieses Viertels, zu kommen.

„Was in aller Welt wollen Sie mit mir um Mitternacht auf dem Markte?" meinte der Doctor bei meinem Vorschlag.

Doch er begriff meine Absicht bald, als er, erst von weitem schon, den wüsten, aller Beschreibung spottenden Lärm wahrnahm, dann, näher kommend, den Lichtschein sah, den der Uneingeweihte für Feuerschein halten würde und dessen Reflex allabendlich am Himmel sichtbar ist. Und als nun dieses abenteuerliche, mitternächtige, grell beleuchtete Treiben, Wuchern und Schachern, dieses Brüllen und Toben, dieses Fahren und Rennen, diese Tausende von Käufern und Verkäufern, Trödelbuden und Hausirkarren, dieses Meer von Gas-, Lampen-, Talg- und Fackellicht bei einer Biegung des Wegs plötzlich in unabsehbarer, breiter Straße vor uns dalag, — da staunte und begriff mein deutscher Gelehrter, daß es sich doch der Mühe lohne, eine Nacht auf den Straßen Londons umherzuirren, und daß es hier Dinge zu sehen gäbe, die irgendwo sonst in Gottes weiter Welt suchen zu wollen eitel Bemühen wäre!

Ach, unsere armen Ohren! „Fünf für zwei Pence! . . . Frische Heringe, drei geräuchert!" „Kaufen Sie, meine Herren und Damen, diese unübertrefflichen Morgenschuhe, sechs Pence das Paar!" „Zehn Wallnüsse für einen Penny!" „Feinster yorker Schinken, spottbillig!... Soll ich abschneiden?" „Grüne Bohnen, acht Pence die Metze!" „Neueste Crinolinenfaçon, 18 Pence das Stück!" „Wer kauft Exhibitions-Streichhölzer?" „Treten Sie ein, meine Herren, unverfälschte Waare, vorzügliche Rosinen, feinsten Kaffee, besten Thee! Alles spottbillig und echt!" „Hier ist die wahre Niederlage von Griffith's patentirten feuerfesten Geldschränken!" „Nur noch einen Tag für die lächerlich billigen Sydenham-Beinkleider und Westen!... Einen ganzen Anzug für zehn Schillinge!... Kauft! Kauft! Kauft!... Eine Flasche Portwein als Zugabe an jeden Käufer!... Nieder mit der Concurrenz!" „Großes Schuh- und Stiefellager!" „Zwiebeln! Zwiebeln und Kohl! . . ."

„Um Gottes willen, lassen Sie uns schnell aus diesem Babel hinauskommen!" schrie der Doctor, denn bloßes Sprechen würde unverständlich gewesen sein. „Himmel! welch ein Geruch, bester Freund, welch ein Aufenthalt!"

Ich lachte, bis wir den großen Bahnhöfen bei London-Bridge gegenüber zum Vorschein kamen und das Gewühl des New-Cut-Ameisenhaufens längst hinter uns hatten. Der Doctor wollte nichts mehr hören; nach Haus wollte er auf dem kürzesten Wege, und so waren wir denn bald inmitten der stets, selbst um 1 Uhr nachts, belebten Brücke von London und wanderten mehr oder weniger müde durch die nun öden Straßen der City, in denen es von 10 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags zuweilen unmöglich ist, vorwärts zu kommen. Dort waren alle Kaffee- und Trinkhäuser längst geschlossen, alle Läden längst zu; denn die Stadt des Welthandels, die City of London, ist nur am Tage bewohnt, und die, welche sie dann lebhaft machen, wohnen bei Nacht oft Hunderte englischer Meilen entfernt auf ihren Landsitzen; und in den gewaltigen Waarenmagazinen, den Bankgewölben und den Comptoirs, da sind nur Wächter und Portiers, keine Bewohner sonst.

Es war nahe an 2 Uhr, als wir den Bezirk von Fleet-Street erreichten, in welchem die großen Zeitungsdruckereien um diese Zeit in emsiger Thätigkeit sind; wenn man dann ein Geräusch dort herum hört, so ist es das Knarren der riesigen Hoe'schen Maschinen, die 20000 und mehr Exemplare per Stunde produciren. Ganz nahe diesem Quartier der londoner politischen und commerziellen Reclame wartete noch ein anderes Schauspiel unser; dort ist eine der thätigsten Polizeistationen der Metropole, in deren Umgebung man um diese späte Nacht- oder besser frühe Morgenstunde einen tiefen Blick in das sociale Elend der Dreimillionenstadt thun kann.

Auch wir waren Zeugen der Einbringung einer zahlreichen Gesellschaft unter Begleitung einer nicht minder zahlreichen Escorte von Cityconstablern. Männer, Weiber und Kinder fanden da theils ein unfreiwilliges Nachtlager, theils auch mochten sie froh sein, ein solches zu haben. Obdachlose, Diebe — und ein Mann, der soeben seinen drei Kindern die irdische Laufbahn verkürzt hatte, bildeten diesen Zuwachs, dieses nie fehlende Material für die alltäglich abgehaltenen Polizeigerichtssitzungen. Ich fragte einen der Polizisten, was der Mann verbrochen, den sie mit Handschellen und unter der speciellen Bewachung von vier Constablern in die Station führten. „He has only murdered his three children", war die ruhige Antwort, die genügend zeigte, wie sehr die Polizeibeamten an dergleichen Vorkommnisse gewöhnt sind.

Und als wir nun durch das nur dem Eingeweihten hier bekannte Labyrinth von kleinen Gäßchen, Winkeln und Passagen uns hindurchwanden, aus denen das Buchdruckereiviertel von London, die Gegend zwischen Fleet-Street und Holborn, besteht, sahen wir so manche lange Reihe von Fenstern glänzend erhellt, wo noch die letzten Correspondenzen und telegraphischen Berichte aus Reuter's Bureau gesetzt wurden, während schon einzelne Zeitungsagenten an den Eingangsthüren der verschiedenen großen Zeitungsexpeditionen sich eingefunden hatten und mit Ungeduld auf die ersten Bogen zu warten schienen, welche die Maschinen lieferten.

„Doch nun endlich nach Hause!" rief mein deutscher Doctor, „ich habe nun genug von dieser Nacht in den Straßen Londons!"

Und um 3 Uhr früh träumte er wahrscheinlich schon von dem New-Cut und dem Manne, der seine drei Kinder ermordet; vielleicht sogar von dem durch Adler gezogenen Luftballon.

Theodor Küſter.

Was bringſt Du mit?

Von Karl Neumann-Strela.

I.

Ein Herbſtabend. Durch das Dorf Mellingen galopirt der Wind. Wie er um die Kirche ſauſt und ſich dann gegen die Fenſterladen des Pfarrhauſes wirft, daß ſie klappern und ſchier aus den Fugen gehen wollen, ſpringen die beiden da drinnen — der Pfarrer Hieronymus Schneider und Minchen, ſeine Frau — mit beſorgten Blicken von den Stühlen auf.

„Wird doch alles nagelfeſt ſein?" meinte Hieronymus. „Sonſt können wir erleben, daß uns dieſer garſtige Sturm die Laden entführt."

„Sorge dich deshalb nicht, Alter! Wir werden morgen jedes Stück an ſeinem Platze finden. Ein echter Herbſtabend! Wärſt du nicht bei mir", ſagte ſie, den Arm auf ſeine Schulter legend, „würde ich mich fürchten."

„Liebe Frau" — und er führte ſie wieder zum Stuhl zurück — „vertraue auf Gott, ſo wird dich ſelbſt in der Wüſte keine Furcht beſchleichen. Wer bin denn ich? Nur ein Rohr, das jeder Windſtoß knicken kann."

Aber die Pfarrerin ſchien doch zu denken, ihres Mannes Anweſenheit wäre, wenn auch nicht der größte, ſo doch ein recht großer Troſt. Mit dem Spinnrad beſchäftigt, gab ſie dieſem Gedanken Worte und fügte darauf hinzu: „Mich dauert's eigentlich, Alter, daß du gar nicht mehr aus Mellingen herauskommſt. Was hockſt du hier immer? Warum gehſt du nicht mehr nach Weimar und beſuchſt Hildebrand und plauderſt dich mit ihm aus?"

Darauf verſetzte er, eine Pfeife vom Bret nehmend: „Meinen Amtsbruder Hildebrand ſpräche ich wol gern einmal. Er ſoll zu uns kommen! Ich will ihm ſchreiben."

„Was er dir antworten wird? Lieber Bruder, wird er antworten, ich erwarte dich übermorgen in der Stadt, du darfſt bei der Conferenz nicht fehlen."

„Das iſt's ja eben!" rief da Schneider und ſchob das Käppchen auf ſeinem Haupte heftig hin und her. „Dieſer Verſammlung oder dieſer Conferenz, wie's Herr Conſiſtorialrath Herder benennt, will ich ja gerade aus dem Wege gehen! Was werden ſie da berathen? Lauter Neuerungen Und zu welchem Zweck? Ja, das bleibt mir ein Räthſel! — O dieſer neue Geiſt, der jetzt das ſonſt ſo liebe und ſo friedliche Weimar bedroht! Wie gern war ich dort und plauderte ein Stündchen mit Hildebrand! Weißt du noch, Minchen, wie ich mich einmal in jeder Woche dorthin auf den Weg machte? — Und jetzt?" ſprach er ſeufzend weiter, „ja, du haſt recht, ich komme nicht mehr aus Mellingen heraus. Und lieber will ich die Reſidenz auch gar nicht mehr ſehen, lieber Freund Hildebrand nie wieder ſprechen — Dieſe Conferenz und dieſer Hang zu Neuerungen ſind mir ein Dorn im Auge!"

„Mit der wahren Frömmigkeit iſt's in der Stadt vorbei", ſagte die Frau, während ſie das

Rad ausſchnurren ließ. „Aber kannſt du etwas dagegen machen? Unmöglich! Der Herzog hat Herder berufen, alſo hat er die Macht in Händen. . .“

„Nicht er allein“, unterbrach der Pfarrer. „Da ſind noch der Geheimrath Goethe und der Hofrath Wieland, beides Ausländer, die, was unbegreiflich iſt, den Eingeborenen vorgezogen wurden. Der eine hat ein fürchterliches Buch geſchrieben, das «Werther's Leiden» heißt, der andere ſchreibt Romane, die der Teufel Oberſter dictiren muß. Und dieſes Kleeblatt hat Weimar auf den Kopf geſtellt! Goethe will den ganzen Rath verbeſſern, Wieland das Heidenthum einführen, Herder die Säulen der Kirche umſtürzen — O, wo hat der Herzog nur die Augen! Und ich, der ich Gottes Wort im Herzen trage, ich ſoll dieſe Stadt wieder betreten, ſoll der Einladung zur Conferenz Folge leiſten — Nein, nein, Minchen, ich thu's nimmermehr, und ſollte ich den braven Hildebrand niemals wiederſehen!“

Die Pfarrerin ſprach noch: „Aber ſage mir, was du willſt, ſchmeichelhaft iſt dieſe Einladung doch für dich! Und willſt du ſie übergehen — nun gut, ich ſtimme dir darin ganz bei, aber weshalb du der Stadt den Rücken kehrſt, das ſehe ich nicht ein! Nein, gerade jetzt ſollteſt du hinwandern, und das morgen in der Frühe! Du gehſt zu Hildebrand, und zur Conferenz gehſt du nicht.“

„Und warum jetzt?“

„Du bekommſt etwas zu ſehen und zu hören. Die Straßen werden belebt ſein, die Jenenſer ſich zahlreich einſtellen. Was haſt du hier? Ewig daſſelbe Einerlei. Und das fortwährende Studiren macht dich noch zum Grübler und Sonderling.“

Hieronymus verſicherte zwar, daß er ſich an der Seite ſeines Minchens ſtets am zufriedenſten und glücklichſten fühle, allein verhehlen konnte er ſich doch nicht, daß ihn die Einſamkeit Mellingens zuweilen drücke. Wol ein Jahr war vergangen, ſeit er Weimar und Hildebrand zum letzten mal geſehen. Die Neuerungen, über die er ſich vorhin beklagte, hatten ihn völlig zurückgeſchreckt. Aber jetzt, nachdem die Frau von dem Leben in der Stadt, von dem Eintreffen zahlreicher Fremden geſprochen und bemerkt hatte, daß er ja den Freund beſuchen könne, ohne an der Conferenz theilzunehmen — jetzt geſtand er ſich, daß ſein Minchen nicht unrecht habe und daß er in ſeinem Eifer zu weit gegangen. Was konnte auch das friedliche Weimar für den neuen Geiſt, der jetzt darin zum Kampfe rief! . . . Indem pochte es. Die Magd ließ den Boten eintreten, der das Wochenblatt brachte.

Er ſetzte ſich auf die Ofenbank und erzählte: „Eben komme ich aus der Stadt. Nur beim Lammswirth war ich ein Weilchen, um ein Glas Warmbier zu trinken. Iſt das ein Wetter! Der Wind läßt einen kaum vorwärts und die jungen Bäume an der Straße liegen ſämmtlich im Graben. Oho, gehen der Herr Pfarrer nur morgen in die Stadt und die Frau Pfarrerin müßten eigentlich auch mit. Solch ein Treiben und ſolch ein Spectakel iſt mir noch gar nicht vorgekommen! Alle Stuben in den Schenkhäuſern vorausbeſtellt, von Jena ſind ſie ſchon da, ſelbſt von Apolda werden welche eintreffen — Und warum das alles? Der Knecht im «Anker» ſagte mir, daß eine große Kirchenumwälzung ſtattfinden und daß der berühmte Herr Conſiſtorialrath Herder predigen würde. . .“

„Mein Mann iſt beſonders dazu eingeladen worden“, ſprach die Pfarrerin, ſtolz auf Hieronymus blickend.

„Das kann ich mir lebhaft denken“, meinte der Bote; „der Herr Pfarrer ſprechen ja auch ſo ſchön und ſo rührend. Mir iſt bei der Predigt des Herrn Pfarrers das blanke Waſſer aus den Augen gelaufen.“ Dann erhob er ſich und ging, und die Frau ſuchte die Brille und griff nach dem Wochenblatt.

Hieronymus dachte an ſeine jenenſer Studienzeit und mußte lächeln. Damals hatte er einen Stiefelputzer, ſo einen Menſchen für alles, gehabt, der gerade ſo geredet wie vorhin der Bote. Und wie ſich nun Hieronymus dieſes wol längſt geſtorbenen Individuums erinnerte, da kehrte jeder tolle Studentenſtreich in ſein Gedächtniß zurück, da zog er eine Parallele zwiſchen damals und heute — welch ein Abſtand! Auch mein Herz iſt alt geworden, ſagte er ſich. Aber warum? Warum blicke ich ſcheel auf alle Freuden, warum ſchließe ich mich ab? Ja doch, der neue Geiſt. . . Doch Minchen hat recht. Eins läßt ſich vom andern ſondern; es läßt ſich ſehr gut machen, daß ich mich am bunten Leben in Weimar erfreue, ohne der Conferenz beiwohnen zu müſſen. So redete er noch viel in ſich hinein. Seine Neugierde, durch das Geſpräch mit der Frau einmal erweckt, war durch des Boten lebendige Schilderung nur noch heftiger geworden. Er ſehnte ſich aus der Stille heraus, es drängte

ihn, wieder ein freundliches Wort mit Hildebrand auszutauschen. Und konnte die Gelegenheit dazu günstiger sein?

Jetzt rief die Frau: „Hör', Alter, hier steht's sogar im Blatte! „Nun", sagte er, „so lies, ich bitte dich!" Und sie reinigte die Brillengläser und las: „Wie wir in Erfahrung gebracht, wird am 20. October eine Kirchenconferenz in Weimar stattfinden. Es sollen wichtige Beschlüsse gefaßt werden; den Gottesdienst wird Herr Consistorialrath Herder abhalten. Außer der Geistlichkeit unserer Residenz werden dazu erscheinen: Die Herren Prediger von Berka, Stadtilm, Tannenroda, Ehringsdorf, Mellingen. . ."

„Sieh' einer an", sprach Hieronymus, „was der Zeitungsschreiber alles wissen will! Aber fehlgeschossen, mich wird man nicht dabei sehen!"

„Das steht ja ganz bei dir, lieber Mann! Immer bleibt's doch eine Ehre! Und nun hier weiter unten — Willst du noch hören?"

„Ei gewiß, mein Kind!" Er bog sich vornüber, um kein Wort zu verlieren.

Und sie las: „Unsere Bewohner werden in den Tagen vom 20.—22. zahlreichen Besuch empfangen. Auch sind die Zimmer in den Schenkhäusern bereits bestellt, was besonders von Professoren und Studenten Jenas . . ."

„Vielleicht ist ein Lehrer oder ein Studiengenosse darunter! O, werden die Augen machen, wenn ihnen der alte Hieronymus so mir nichts dir nichts um den Hals fällt! Wird das eine Freude geben!" So rief er, die Stube durchschreitend. Er fühlte sich ordentlich wieder jung und sah sich schon, mit dem einen von der schönen Lene in Dornburg schwatzend, mit dem andern das Du und Du erneuernd — es geht doch nichts über Erinnerung! . . .

Also war es entschieden. Er wollte hin, und das morgen in der Frühe. „Recht so!" sagte die Pfarrerin und dann gähnte sie, und da meinte der Pfarrer, es wäre am besten, wenn sie sich schlafen legten. Sie war's zufrieden und folgte ihm zur Kammer. Während des Auskleidens erzählte sie noch, wie sie heute überrascht worden. Das Grab ihres Sohnes sei mit einem prächtigen Kranze geschmückt, und sie habe nicht die leiseste Ahnung, wer außer ihnen des Todten gedächte. Hieronymus fand das sehr hübsch und sehr christlich, und nachdem er das Licht gelöscht, zerdrückte er eine Thräne und seufzte ganz leise; München durfte nichts davon hören. Sie hätte sonst bis zum hellen Morgen kein Auge geschlossen und still vor sich hingeweint, denn der Gedanke an das einzige Kind, das nun schon so lange unter dem Fliederbaum neben der Kirche schlief . . . Hieronymus selbst dachte jetzt an seinen Schlaf; er warf sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite und dachte an den todten Sohn, und weiter, wie so ganz allein sein München dastände, wenn er einmal abberufen würde, und wie es so tieftraurig wäre, wenn dann seine brave Frau nicht eine einzige Stütze hätte. Er drückte das Haupt in die Kissen, damit sein Schmerz nicht vernommen werde, und die Stunden schlichen und endlich ward es Tag.

Der Pfarrer war zwar gar nicht in der Stimmung, seinen Weg nach Weimar anzutreten, allein die Pfarrerin nahm stillschweigend die stattlichste Pfeife vom Bret und füllte den Tabacksbeutel bis zum Rand. Dann trug sie Brot, ein Stückchen zarten Schinken — saftig wie Muß, betheuerte sie — und ein Fläschchen herbei, das einen erquickenden Trank enthielt. „Alter", rief sie, „dir soll das Herz im Leibe lachen!" Darauf zog denn Hieronymus die hohen Stiefeln über die Füße und griff nach Hut und Stock, nachdem er sich erst überzeugt, daß der Himmel heute blau und wolkenlos bleiben würde.

Sie geleitete ihn bis zum Zaun, der den kleinen Garten vor dem Hause begrenzte. Hier küßten sie sich und die Frau sagte: „Nun sprich, lieber Mann, was wirst du mir mitbringen? Aber etwas recht Schönes, so ganz 'was Apartes muß es sein, sonst machst du mich ernstlich böse!"

Auf ihren Scherz eingehend, versetzte er: „Du sollst etwas bekommen, wovon du dir nichts träumen lässest! Wie wär's mit einer Kutsche und einem Pferd davor?"

„Das ist das Wenigste!" rief sie noch hinterdrein, denn er war bereits auf die Landstraße getreten.

Welch ein Morgen! Wie es da lachte und glänzte ringsumher! Der Wind hatte die Luft und den Weg gereinigt; nun stieg kein Körnchen Staub auf, kein welkes Blatt rauschte unter den Tritten. Der Himmel schien viel höher als sonst. Häuser, Bäume und Hügel in weiter Ferne lagen so klar da, und selbst die Fenster in der Mühle ganz hinten am Horizont konnte Hieronymus erkennen — wie ein Kind freute er sich darüber. Und er sang ein Liedchen und fragte jeden, der ihm begegnete: „Woher — Wohin?" Und einem Knaben streichelte er die rothen

Wangen, einer Bauernfrau nahm er einen der ſchweren Körbe ab und ließ ſie von dem ſaftigen Schinken koſten und aus der Flaſche nippen. Ihm war ſo wunderbar leicht und ſeine Bruſt war ſo weit, und beſtändig mußte er ſingen und lachen, er konnte gar nicht anders. „Jetzt ſieht man ſchon die Thürme", ſagte die Frau. „Ein herrlicher Anblick", meinte der Pfarrer. „Es wird arg in Weimar hergehen." „Warum das?" Verwundert blickte er ſie an. „Unſer Schulmeiſter ſchwört Stein und Bein, daß der Herr Conſiſtorialrath morgen den Teufel austreiben würde."

Darauf verſetzte Hieronymus nichts, aber er ließ den Kopf hängen und ſeine roſige Laune erhielt einen förmlichen Hieb. Die Conferenz! Die hatte er faſt vergeſſen. Doch wurde ſein Auge bald wieder heller, als er nun in die Straßen trat und all die freudigen Geſichter, all die vorübereilenden Menſchen ſah. Was kümmerte ihn auch die Conferenz? War er etwa ihretwillen gekommen? Laß die nur den Neuerungen huldigen, ſagte er ſich, du bleibſt beim Alten, denn das iſt ſo alt wie Gott.

Alſo denkend, hatte er den Töpfermarkt erreicht. Richtig, da ſtand ja das Haus hinter der Stadtkirche, in dem Freund Hildebrand anzutreffen. Wie er jetzt pochte, ſchlug ſein Herz ordentlich vor Erwartung. Eine Magd öffnete und rief ihren Herrn. Der kam ſogleich und nun erſchallte ein Jubel, wie ihn dieſe alten Mauern lange nicht vernommen. „Liebe Frau, Hannchen, Lottchen, kommt doch heraus!" rief Hildebrand. Die Paſtorin und ihre Töchter ſtürzten die Stiege hinunter, da ſie ein Unglück vermutheten. O dieſe Freude! „In meiner Stube iſt's wärmer", ſagte die Frau. „Aber in meiner iſt's gemüthlicher", meinte der Pfarrer. „Bei uns ſteht ein ganz neuer Lederſtuhl am Fenſter!" riefen die Töchter. Hieronymus hätte ſich am liebſten getheilt, wenn's angegangen wäre, allein nun machte Hildebrand kurzen Proceß, indem er den Gaſt bei der Hand nahm und ihn in ſein Studirzimmer führte. Die Pfarrerin folgte, Hannchen und Lottchen hingegen wetteiferten in der Küche, einen tüchtigen Imbiß herzuſtellen.

Nachdem dann die Gläſer auf das Wohl aller guten Menſchen geleert worden, ging es ans Erzählen. Wie Schneider auf die blühenden Töchter ſeines Freundes blickte, vermochte er ein Gefühl von Neid kaum zu unterdrücken; wie Hildebrand von ſeinem Sohne ſprach, der das letzte Semeſter auf der Univerſität verlebe, rollte eine Thräne in ſein Glas. Die Pfarrerin winkte ihrem Manne und ſogleich brach der davon ab und fragte nach dem Leben in Mellingen; aber Hieronymus konnte nur halbe Antworten geben, das Reden fiel ihm ſchwer und ſeine Augen wollten gar nicht trocken werden.

Hildebrand haſchte nach einer geſchickten Wendung. „Du warſt lange nicht bei uns", meinte er, ſeine Rechte auf die Schneider's legend.

„Wie's ſo manchmal kommt. Was iſt ein Jahr? Ein Augenblick!"

„Ach", ſagte die Pfarrerin, „in einem Jahre geſchieht viel! Was haben wir nicht erlebt! Die Kirchenbuße wurde abgeſchafft, bei Herder's nebenan kam ein Junge zur Welt und mein Lottchen wurde Braut."

„Ei", rief Hieronymus und reichte Lotten die Hand hin, „Gott ſegne dich, meine Tochter, und mache dich von Herzen glücklich! Und wer iſt der Herr Liebſte?"

Statt ihrer nahm der Vater das Wort. „Nun, wer anders als der junge Candidatus, der bei Herdern aus- und eingeht! Haſt du denn von Fritz Wilhelmi, ſeinem Liebling, nicht gehört? O, ich ſage dir, der iſt der würdige Schüler ſeines trefflichen Meiſters! Unſer hochverehrter Conſiſtorialrath! Iſt das ein Mann! Du thateſt klug, Freund, daß du hergekommen, um dir ſeine morgende Predigt nicht entgehen zu laſſen! Jeder muß er begeiſtern! Lauter Gold hat er auf den Lippen, jedes ſeiner Worte iſt Weisheit!"

Stumm und ſtarr ſaß der gute Pfarrer aus Mellingen da. Die Gabel legte er hin, das Meſſer legte er hin, der Biſſen blieb ihm im Munde ſtecken. Unmöglich! Er hatte nicht recht gehört. „Hildebrand", rief er jetzt, „auch du? Auch du?"

Sichtlich erſtaunt ſah dieſer auf. „Was iſt dir, Freund?"

„So hätteſt du dich verändert?"

Nun begriff Hildebrand, und ein wenig verdrießlich fuhr er fort: „Wie kannſt du nur von Veränderung reden! Bin ich etwa ungläubig geworden? Licht! iſt der große Ruf, der —"

Aber Hieronymus ließ ihn nicht weiter ſprechen. „Wohl bekomm's allerſeits!" Und er ſtand vom Stuhle auf.

Jener drehte die Daumen herum und murmelte: „Ja, ja, ja!" Augenſcheinlich wollte er mehr ſagen, allein er biß ſich auf die Lippen, da er Schweigen für das Beſte hielt.

Die Stille drückte und ihr mußte ein Ende

gemacht werden. Dies ſah die Pfarrerin nur zu wohl ein, daher meinte ſie jetzt: „Wie wär's, mein lieber Herr Schneider, wenn Ihr einmal nachſchautet, ob Euch das Nachtlager bequem genug? Kommt, ich will Euch führen!"

Hieronymus war es zufrieden. Sie verließen die Stube. Eine, die zweite Treppe hinauf, über einen langen, ſchmalen Gang, dann um eine Ecke. . . „Ein wenig ſehr abgelegen", entſchuldigte die Führerin, „aber das liegt an dem alten Hauſe, da iſt alles die Kreuz und die Quer gebaut."

Ein helles und freundliches Zimmer. Die Sonne grüßte hinein. Schneider meinte: „Hier werde ich ungewiegt ſchlafen." „Wenigſtens ruhiger als bei meinem Mann, zu dem ich Euch eigentlich betten wollte. Aber ich überlegte hin und her und dachte: Nein, bei deinem Alten hält's unſer Freund keine Minute aus, denn der ſchnarcht ja ſo entſetzlich, daß man es bei Herders hören kann." So ſprach die Frau und lachend ſtiegen ſie dann die Treppen wieder hinab.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Gebräuche in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien Siciliens.

II.

In der griechiſch-albaneſiſchen Colonie in Palazzo Adriano herrſchte vormals während der Carnevalszeit eine eigenthümliche Sitte. Die jungen, vor andern witzigen und kräftigen Burſchen verkleideten ſich als Hirten; mit großen Stöcken in den Händen liefen ſie über die Plätze und durch die Hauptſtraßen des Orts, indem ſie zuſammen tanzten und lärmten, und das übrige Volk begleitete ſie mit dem gewöhnlichen Carnevalsſpectakel auf ihren Kreuz- und Querzügen. Außer dem Stock trugen ſie Taſchen über der Schulter, die ſie zu Zeiten mit Orangen füllten, und wenn ſie mit Tanzen aufhörten, warfen ſie ſich untereinander mit dieſen Früchten. Auch hatten ſie ein Glöckchen um ſich hängen, wie es der Leithammel zu tragen pflegt, und während ſie nun ſo liefen und ſprangen, machte das Glöckchen einen immerwährenden Lärm. Dabei neckten und höhnten ſie die Fremden, die Albaneſen aber ließen ſie unbeläſtigt. Auf einem großen Platze ward dann ein Balken aufgerichtet und daran wurde eine Faſtnachtspuppe befeſtigt, die jeder Fremde küſſen mußte. Wer dies gethan hatte, durfte ungehindert und unbeläſtigt vorübergehen und erhielt als Zeichen einen ſchwarzen Strich auf die Stirn. Ohne einen ſolchen Strich ließen ſie niemand vorübergehen, wenn er nicht zur griechiſch-albaneſiſchen Colonie gehörte. Wer ſich aber zu dem Kuſſe nicht bequemen wollte, der wurde gewaltſam entweder in einen nahen Waſſerbehälter oder in den Bach auf dem Platz getaucht und dann unter höhniſchem Lachen und Beifallklatſchen der Menge entlaſſen.

Dieſer Gebrauch iſt jedoch ſeit 60 — 70 Jahren abgeſchafft worden, weil er die Grenzen eines erlaubten Scherzes überſchritt und eine Klaſſe von Perſonen ungebührlich beläſtigte.

Sonſt war es auch in Palazzo Adriano allgemeine Sitte, daß an den vorzüglichſten Jahresfeſten, beſonders zu Weihnachten, Faſtnachten und Oſtern, die Verwandten in der Wohnung des Familienoberhauptes ſich verſammelten, um daſelbſt das Mittagseſſen einzunehmen. Dabei war es aber gebräuchlich, daß jeder der Theilnehmer etwas dazu beitrug, etwa ein Huhn, ein Lamm, ein Stück Fleiſch, Reis oder dergleichen, was dann alles gemeinſchaftlich verzehrt ward. Der albaneſiſche Name für dieſes gemeinſchaftliche Mittagseſſen, eine Art Pickenik, war machadarè, d. h. große Heiterkeit. Aehnliche Schmäuſe gab es auch bei der Fratria und bei andern Vereinen, deren Mitglieder eng zuſammenhielten. Die Fratria war eine religiös-politiſche Verbindung der Mitglieder eines Stammes oder Geſchlechts, die untereinander nicht verwandt waren, aber in inniger Verbindung zueinander ſtanden und gleichſam eine einzige große Familie ausmachten. Ihre Mahlzeiten waren öffentlich, und ſie hatten zunächſt den Zweck, die dazu gehörigen an Mäßigkeit zu gewöhnen und ſie untereinander in genauer und inniger Verbindung zu erhalten. Daher hatten auch dieſe gemeinſchaftlichen Mahlzeiten den Namen Agapè (Liebesmahl), wie bei den Chriſten der erſten Jahrhunderte.

In der Freitagsnacht vor dem Palmenſonntag bekleidet ſich einer mit irgendeinem weißen Gewand, Mantel, Chorhemd oder dergleichen, und er zieht dann in Begleitung anderer vor die Thüren der Gläubigen, wo ſie im Chor nach einer einfachen rührenden Muſik ein Lied ſingen, das die Erzählung von der Auferweckung des Lazarus enthält. Nach beendigtem Geſang bitten ſie um eine Gabe; die Frau des Hauſes kommt heraus und gibt ihnen Eier, Speck, Käſe u. ſ. w. Aehnliche Gebräuche gibt oder gab es auch bei ähnlichen Veranlaſſungen unter den Bewohnern griechiſcher Dörfer in Griechenland und der Türkei; aber in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien Siciliens fängt die Sitte an in Wegfall zu kommen, weil die Fremden ſie in ſchlechten Ruf gebracht haben. Aehnlich iſt es mit einer andern Sitte, die ebenfalls einen chriſtlichen Urſprung und eine religiöſe Bedeutung hat und die deshalb die Diener der Kirche da, wo nicht ein falſcher Eifer, ſondern ein kindlich-from-

mer Glaube die Sitte beibehalten und gepflegt hat, zu erhalten bemüht sein sollten. Man zog nämlich am Ostermorgen in früher Stunde (in Gemäßheit der evangelischen Erzählung) unter Führung eines Geistlichen vor die Wohnungen der Vornehmen und Priester des Orts und sang da einen auch in der Kirche üblichen griechischen Lobgesang: „Christus ist von den Todten erstanden, und mit dem Tode hat er den Tod zertreten und hat denen, die in den Gräbern liegen, das Leben geschenkt.“ Aber auch dieser Gebrauch und die ihm zu Grunde liegende Frömmigkeit des Glaubens ist von der Frivolität der Spötter ins Lächerliche gezogen worden, und er ist in Gefahr, gänzlich zu verschwinden.

Dagegen herrscht in der griechisch-albanesischen Colonie in Contessa in Sicilien ein anderer eigenthümlicher Gebrauch, der freilich von zu weltlicher Art ist, als daß er zu befürchten hätte, Gegenstand frivolen Spottes zu werden. In den Tagen nach Ostern kommen nämlich die kräftigsten unter den jungen Leuten des Orts zusammen, um miteinander zu kämpfen und gegenseitig ihre Körperstärke in ihrer Geschicklichkeit zu erproben. Nach Art der alten Athleten ringen immer zwei miteinander und einer sucht den andern zu Boden zu werfen, und dies geschieht in Contessa auf einem freien Platze außerhalb des Orts, wo in Gegenwart vieler Zuschauer und Zuschauerinnen die Kämpfe in einem großen Kreise, nach Art der alten Amphitheater, stattfinden. Der Wettstreit erstreckt sich dann auch noch auf andere Körperübungen in Springen, Aufheben großer, schwerer Steine u. s. w.

Auch eine eigenthümliche Verwünschung haben die Albanesen in Sicilien, welcher eine geschichtliche Thatsache und alte Erinnerung zu Grunde liegt. Diese albanesische Verwünschung ist eine doppelte und lautet in unserer Sprache: „Alle andern Sabbate mögen kommen, nur der von sciaglies möge nie kommen!“ oder: „Alle Sabbate im Jahre sollen gehen und kommen, aber der Sabbat von sciaglies soll nimmermehr kommen!“ Dabei ist nämlich — sagt Crispi — der Sabbat vor Pfingsten gemeint, an welchem die Türken sich einst Konstantinopel näherten, um die Stadt zu belagern, und in den Tagen des Pfingstfestes war es, da sie die Stadt nahmen, den letzten Kaiser tödteten und das Reich zerstörten — im Jahre 1453, (bekanntlich am 29. Mai, an einem Dienstag). Sie haben dort in Sicilien einen Volksgesang, der sich namentlich auch auf jene Zeit und jene Begebenheit bezieht, und welcher unter andern den Georg Castriota Skanderbeg, den „großen Alexander von Epirus“, in hohem Schwunge feiert. Dieser Gesang beginnt mit obiger Verwünschung und sie kehrt auch als Refrain häufig in ihm wieder. In dem nämlichen Gesange ist zugleich eine Anspielung auf das Wiedererstehen Griechenlands, sowie ein prophetischer Wunsch enthalten, indem es darin heißt:

„Nie kehre jener fluchwürdige Sabbat wieder! Ein anderer Sabbat ist gekommen, und er hat dem Stier die Hörner zerbrochen. Auf dem Throne in der Stadt der alten Athener sitzt der, der die Geschicke Griechenlands beherrscht. Die Stadt selbst birgt viele tapfere Männer, und sie werden Rache für uns nehmen: sie werden den Räuber in die Wüsten zurückjagen, aus denen er gekommen ist, und in Unwillen und mit Flüchen wird er Byzanz verlassen, und ganz Griechenland wird glücklich werden wie zuvor!“

Eine ähnliche Prophezeihung und patriotische Hoffnung spricht auch ein anderer Volksgesang der griechisch-albanesischen Colonien in Sicilien aus, den man dort an einem Tage zu Ende des Frühlings zu singen pflegte, wo dann die Eingewanderten aus Griechenland und Albanien auf einen nahen Berg zogen und mit sehnsüchtigen, der frühern Heimat zugewandten Blicken die alten großen Erinnerungen und die neuen wach gewordenen Hoffnungen in christlich-patriotischer Glaubenszuversicht feierten. Crispi bemerkt übrigens dabei, daß die Sitte, auf den Berg zu ziehen, viele Jahre vor der Wiedergeburt Griechenlands in Verfall gekommen sei.

Die kranke Nachtigall.

Im Käfig, struppend ihr Gefieder,
Sitzt still die kranke Nachtigall;
Sie hört des Herbstes rauhe Lieder
Und sieht der Blätter raschen Fall.

Wie quält der Schmerz sie herb und bitter,
Im Herbst von hinnen nun zu gehn,
Und selbst durch ihres Kerkers Gitter
Den holden Lenz nicht mehr zu sehn!

Da, einmal noch von ihm zu träumen,
Schließt sie das matte Augenlid,
Und träumt von duft'gen Blütenbäumen,
Vom Waldesquell, vom Blumenried.

Doch ach, ein Bild nur ohne Seele
Hinzaubert ihr das Traumgesicht!
Und was zu ihrem Frühling fehle,
Dem heißersehnten, ahnt sie nicht.

Da lischt im Schmerz des Auges Schimmer,
Sie hebt die Flügel wie zum Flug
Und stirbt — und grüßt den Frühling nimmer,
Den sie in ihrem Busen trug.

Otto Buchwald.

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Sprachforschung und Darwinismus.

I.

Dg. — Der Gedanke Darwin's, daß die jetzt bestehenden Thier- und Pflanzengattungen durch allmähliche Entwickelung, nicht aber durch plötzliche Schöpfung entstanden seien, bricht sich immer mehr Bahn. Die alte Schöpfungsvorstellung, derzufolge eine einmalige Schöpfungsthat die Arten der uns bekannten lebendigen Gebilde erzeugt, dann aber die einmal in Gang gebrachten Kräfte sich selbst überlassen haben soll, verliert von Tag zu Tag an Boden. Man findet es verständiger, dieselben Kräfte, welche jetzt die lebenden Wesen erhalten und ändern, auch als die ursprünglich schaffenden Mächte anzusehen. Man überzeugt sich mehr und mehr, daß man die Einsicht, wie die Dinge geworden sind, nur dann gewinnt, wenn man darauf achtet, wie sie noch jetzt werden. Darwin's Lehre von der Umwandlung der Arten vermittels einer durch den Kampf um das Dasein geübten Naturzüchtung ist ein Stück Naturphilosophie des Tages geworden. Man streitet über das Für und Wider derselben in Kreisen, denen die naturwissenschaftliche Wahrheit selbst fern liegt.

Die Darwin'sche Grundanschauung ist eine Art Glaubensartikel geworden und noch dazu ein für gewisse Vorurtheile höchst gefährlicher. Hier bei uns in Deutschland denkt man freilich weniger an diese Seite der Sache. In England und zum Theil in Frankreich verhält es sich anders. Dort hat der Darwin'sche Grundgedanke noch ein Stück allzu strengen Bibelglaubens in weiten Kreisen zu überwinden. Dort muß sich ein Gelehrter noch immer mit der Kriegführung gegen die wissenschaftliche Autorität der heiligen Urkunden befassen, und selbst, wo dies nicht der Fall ist, wo man also zugibt, daß die Bibel nicht dazu da sei, um Naturwissenschaft oder gar Logik zu lehren, wurzeln dennoch die phantastischen Schöpfungsideen so fest und klingen gleichsam noch immer in den philosophischen Lehren so nach, daß man sie selbst da antrifft, wo sonst die bloße Autorität nicht das geringste Ansehen hat. Der Darwinismus hat daher besonders für das bigote England noch eine Nebenbedeutung, die man durchaus nicht gering anzuschlagen hat. Der allgemeine durch ihn vertretene Gedanke von einem stetigen und allmählichen Werden, der sich den Vorstellungen von einem plötzlichen Machen der Dinge entgegenstellt, wirkt als eine Art philosophischer Sauerteig, dieselben Mächte, die vor unsern Augen die Dinge bestehen, sich vernichten und wieder hervorbringen lassen, — eben diese Mächte sollen es auch gewesen sein, welche die verschiedenen Gattungen und Arten von Wesen herausgebildet und im Laufe unermeßlicher Zeiten gewandelt haben. Durch diese Anschauungsweise wird die Vergangenheit und Zukunft innig verknüpft. Dieselben Antriebe, die in der Erzeugung lebendiger Wesen noch heute thätig sind, zeigen sich auch als die ursprünglichen Bildner der Arten und Abarten. Es ist nichts uns Fremdes, was ehemals der Thier- und Pflanzenwelt die Gestalt gegeben hat, die sie heute zeigt, und die wir so gern für ewig dauerbar halten. Es sind die uns wohlbekannten Kräfte, wie sie der Züchter für seine Zwecke leitet, die in der unermeßlichen Vergangenheit der allmählichen Schöpfung vorgestanden haben und auch unsere Erwartungen einer durchaus beständigen Zukunft in gewissem Maße Lügen strafen. Der Mensch kann durch seine Willkür Thiere und Pflanzen veredeln; die Natur arbeitet nach Darwin's Anschauungsart fast ganz auf dieselbe Weise, nur mit ungleich mächtigern Mitteln. Die Natur schafft nicht nur einmal, sondern zu jeder Zeit; nur ist der beständige Theil des Daseins verhältnißmäßig so groß und die Veränderungen sind selbst für längere Zeiträume so wenig merklich, daß der oberflächliche Blick und der beschränkte Horizont uns zunächst zu dem Irrthum veranlassen, an einen wandellosen Bestand der heutigen Dinge zu glauben. Diesem natürlichen und ursprünglich unvermeidlichen Irrthum, der die schaffende Kraft nur in der Vergangenheit sieht und in der Zukunft höchstens eine Vernichtung träumt, tritt der allgemeine Gedanke Darwin's entgegen und verzweigt sich, wie bereits die Thatsachen lehren, nach allen Richtungen. Der Darwin'sche Grundgedanke ist eine Macht, deren Einfluß sich nicht auf das Gebiet beschränkt, auf welchem er mit der größten Energie geltend gemacht worden ist. Ihm verwandte Ideen sind auch in andern Wissenschaften vertreten. Der Grundsatz, die gegenwärtig bildenden Kräfte auch als die ursprünglichen Bildner anzusehen, ist schon vor Darwin durch die Lehre des Umwälzers der Geologie zum Stützpunkt seiner neuen Wissenschaft gemacht worden. Lyell hat an die Stelle einer Geologie, die nur von Katastrophen, Umwälzungen und plötzlichen blitzartigen Metamorphosen zu erzählen weiß, eine besser begründete Erdgeschichte gesetzt, die zu ihrer Erklärung nur die heutige langsame Wirkungsart der Naturkräfte in Anspruch nimmt. Hierdurch sind allerdings die Zeitausdehnungen, in denen man sich die erdgeschichtlichen Bildungen vollzogen denken muß, gegen die frühere Vorstellung außerordentlich erweitert worden. Das Alter des Menschengeschlechts hat nicht wenig weit hinausgerückt werden müssen und die neuen Vorstellungen von der Vergangenheit unsers Geschlechts sind zu einer überwältigenden Größe angewachsen. Ein Zug von Erhabenheit umgibt jetzt die unermeßliche Vergangenheit der vorgeschichtlichen Schicksale des Menschen. Was wir heute sind, erscheint als bedeutender, wenn wir auf den gewaltigen

Weg zurückblicken, den wir durchwandert haben müssen. Der Reiz der phantastischen und plötzlichen Schöpfung ist geschwunden, aber die erhebende Vorstellung der großen, unabsehbaren ununterbrochenen Arbeit der Natur ist an seine Stelle getreten.

Dieser selbe Lyell, der uns gezeigt hat, wie wir den Reichthum in den Fundstätten der Erdrinde zu deuten und richtig auf die Vergangenheit des Schauplatzes, an dem alle unsere Arbeit haftet, zu schließen haben, hat nun den Darwin'schen Grundgedanken, den er als eine verwandte Idee begrüßte, auch noch in das Gebiet einer andern Sprache übertragen, als diejenige ist, die von den Gebirgsformationen, den stummen Felsen und den todten Versteinerungen geredet wird.

Philologie und Geologie sind nicht so gänzlich verschiedenartig, als man bisweilen annimmt. Die entlegensten Wissenschaften reichen einander die Hand, und zwar um so mehr, je weiter sie fortschreiten. Es gibt zwei Arten von Urkunden, die, so verschieden sie auch sind, einander ergänzen müssen. Alte Handschriften oder Denkmäler, die sich der menschliche Stolz als Wahrzeichen seiner schnell dahineilenden und leichtvergessenen Thaten errichtet hat, antworten oft weniger auf unsere Fragen als die Spuren, in denen die rastlos arbeitende Natur einige ihr Schaffen verrathende Züge hingezeichnet hat. Ja, obwol die Natur nichts weniger als eitel und sehr wenig darauf bedacht ist, ihre eigene Geschichte zu schreiben, obwol also es oft nur Abfälle ihrer Werkstätte sind, worin sie uns zu suchen erlaubt hat, so ist das Auslegungsgenie in den Versteinerungen doch oft glücklicher als in der Deutung der Spuren des menschlichen Willens und der bewußten geschichtlichen Hinterlassenschaften.

Lyell hat in seiner Schrift über das Alter des Menschengeschlechts (von der eben eine deutsche Uebersetzung von Büchner erschienen ist) eine höchst anziehende Vergleichung zwischen der Darwin'schen Lehre der Artenumwandlung und zwischen den neuesten philologischen Ergebnissen über die ursprüngliche Sprachbildung angestellt. Sein Grundgedanke besteht darin, Entstehung und Wandlung der Sprachen in einer ähnlichen Weise zu denken, wie sich Darwin das Werden der Gattungen und Arten von Thieren und Pflanzen vorstellt. Unsere obige Bemerkung über die große Tragweite der allgemeinen Idee, welche Darwin's Aufstellungen zu Grunde liegt, bestätigt sich also hier wiederum an einem neuen großartigen Beispiel.

Man kann den Sprachforschern nicht vorwerfen, daß sie etwa noch in ihrer Mehrheit die alte rohe Meinung hegen, der Mensch habe die Sprache ursprünglich auf eine ganz außerordentliche Weise und bis zu einem gewissen Grade fertig überliefert erhalten. Die Annahme eines ursprünglichen Unterrichts von seiten eines übernatürlichen Lehrers, und alles, was dieser Annahme ähnlich oder verwandt ist, gehört in das Reich der Märchen. Allein die Vorstellung von einer mehr oder minder plötzlichen Eingebung, wenn auch auf natürlichem Wege, ist darum noch nicht beseitigt; die meisten Sprachgelehrten, und besonders diejenigen, die sich auf die Erforschung einer einzigen Sprache beschränken, kümmern sich entweder gar nicht um das Nähere der ursprünglichen Entstehungsart der Sprachverschiedenheiten oder huldigen solchen Meinungen, welche noch ein wenig an die Annahme einer plötzlich schöpferischen Kraft, durch welche die einzelnen Wörter sogleich fertig hervorgebracht sein sollen, zu streifen pflegen. Jedenfalls hat sich eine neue fruchtbare Anschauungsweise von dem Werden der Sprachen, d. h. von der Entstehung der verschiedenen Sprachen und Dialekte, noch nicht an die Stelle der in das Märchenreich verwiesenen Annahmen gesetzt. Die Beziehung, in welche Lyell die Bildung der Spracharten und die Entstehung der Thier- und Pflanzenarten zu einander bringt, ist daher nicht als bloßes geistreiches Spiel, sondern geradezu als dauernder und fruchtbarer Gedanke zu betrachten.

Es ist unvermeidlich, daß sich über den Stammbaum der Sprachen (die, beiläufig bemerkt, gegenwärtig nach Tausenden zählen) bald ähnliche Streitfragen wie über den der lebendigen Wesen ernstlich geltend machen werden. Darwin fragte die Zoologen und Botaniker, wodurch sich eine Art von einer Spielart unterscheide, oder überhaupt, was eine Art sei. Durch diese Frage hat er die hemmenden Schranken der gelehrten Eintheilungen durchbrochen; er hat gezeigt, wie durch Bildung von Abweichungen und kleinen Verschiedenheiten (die man Spielarten nennt) große Wandlungen eingeleitet werden können und wie durch die Häufung zunächst unerheblicher Aenderungen selbst die Ausbildung der verschiedensten Arten denkbar sei. Aehnlich muß es sich nun auch mit allen Lebensäußerungen verhalten, die man nach Arten unterscheiden kann. Was ist eine Sprachgattung? Was ist ein bloßer Dialekt? Wie werden die Sprachen geboren und wie sterben sie? Welches Verhältniß haben die Schicksale der Sprachen zu den Schicksalen der Rassen und Völkerstämme? Was verspricht uns die Zukunft? Ist irgendeine Sprache für die Ewigkeit geschaffen oder werden auch unsere Arten und Weisen der Mittheilung einst zu den todten Verständigungsmitteln gehören und sich zum Lateinischen, Griechischen und Sanskrit gesellen? Dies sind Fragen, die der Sprachforscher am leichtesten beantworten wird, wenn er sich nach dem Darwin'schen Gedanken richtet. Wir wollen versuchen, diesen Punkt nach Anleitung Lyell's in einem folgenden Artikel zu veranschaulichen.

„Beaumarchais", ein Roman von Brachvogel.

Neben Voltaire gibt es keinen französischen Schriftsteller, der im vergangenen Jahrhundert ein größeres Aufsehen erregt, seine Zeitgenossen mehr in Haß und Liebe von sich hätte reden lassen als Pierre Augustin Caron, Sieur de Beaumarchais, wie er sich am liebsten nach einem kleinen Gute nannte. In

jedem politiſchen oder literariſchen Handel in den letzten dreißig Jahren des 18. Jahrhunderts hat er eine Rolle geſpielt, zuweilen die eines Marktſchreiers, ein und ein anderes mal die eines Genius. Er bekämpfte in ſeinem Proceß gegen den Parlamentsrath Goesman das Parlament Maupeou; den aufſtändiſchen Amerikanern hat er ſowol aus Liebe zur Freiheit, als weil es Geld zu verdienen gab, Waffen und Munition geſandt; auf literariſchem Gebiet begründete er mit Diderot, Sedaine und Mercier das Familienſchauſpiel „Le drame sérieux" durch ſeine „Eugenie" (1767) und ſeine „Beiden Freunde" (1770). Mehr als ein Jahr lang iſt die Aufführung oder Nichtaufführung ſeiner Komödie: „Die Hochzeit des Figaro", die wichtigſte Frage der innern Politik Frankreichs geweſen. Ein Humoriſt könnte die Regierung Ludwig's XVI. bis zur Nationalverſammlung in drei Abſchnitte theilen: Die amerikaniſche Revolution, die Hochzeit des Figaro, die Halsbandgeſchichte. In der Revolution galt Beaumarchais für einen Freund der Monarchie; er hat manche Gefahren zu beſtehen gehabt, aber mit dem wunderbaren Glück, das ihn ſtets begünſtigt, entging er ihnen allen und ſtarb ruhig in ſeinem Bett, plötzlich, ohne Krankheit, am 19. Mai 1799 — er war ein Greis von ſiebenundſechzig Jahren und dennoch, wie in ſeiner Jugend, das Ideal eines pariſer Gamins: geiſtreich, witzig, neuerungsſüchtig, zu jedem Streich aufgelegt; einer, der zwanzig Proceſſe geführt, Voltaire's Werke gedruckt, mehr als eine Million Francs von der Regierung in Waſhington zu fordern hatte, endlich ein Luſtſpiel gedichtet hatte, das nur um einen Schritt hinter Molière's „Tartufe" zurückweicht und ewig leben wird wie die franzöſiſche Sprache, wie Mozart's Muſik und das Lachen der Menſchen. Ein ſolches Leben bot der dichteriſchen Darſtellung genug Stoff und Momente dar, vorzüglich einem Dichter wie Brachvogel, der durch ſeinen „Narziß" gleichſam unwillkürlich zu einer Geſtalt wie Beaumarchais ſich hingezogen fühlen mußte.

Aber Brachvogel iſt ein Autodidakt, ſeine Begabung befähigt ihn mehr zur dramatiſchen als zur epiſchen Darſtellung. Wie ſeinem „Venoni" fehlte auch ſeinem „Schubart", fehlt auch ſeinem jetzt erſchienenen Roman „Beaumarchais" (vier Bände, Jena u. Leipzig, Coſtenoble, 1865) jeder Mittelpunkt, jeder innere Zuſammenhang. Von 1758—86 etwa wird in wechſelnden Bildern die geſammte Geſchichte Frankreichs vorgeführt. Der einzige Kampf in Beaumarchais' abenteuerlichem Leben, der dauernd die Theilnahme der Nachwelt erregen wird und über das vergängliche perſönliche Intereſſe hinaus ein Moment des „Ewigen" darſtellt, der Kampf um die Aufführung der „Hochzeit des Figaro", wird beiläufig im vierten Bande abgemacht. Dinge dagegen, die mit Beaumarchais in der Wirklichkeit nie etwas zu thun hatten, wie die Hofintriguen des Prinzen Orleans, der Marquiſe Pompadour, die wunderlichen — und trotz Brachvogel's Begeiſterung halbwegs kindiſchen Träumereien Morelly's nehmen den größten Raum ein. Die Fabel des Romans, ſoweit ſie ſich auf Beaumarchais bezieht, iſt nicht ungeſchickt: Beaumarchais' Gattin Suſanne wird von dem Grafen de la Blache, mit dem er einen langwierigen Proceß hatte, geliebt, ja ſie gilt für deſſen Leibeigene. Das Gewebe aus „Figaro's Hochzeit" erſcheint ſo wieder in dem Leben des Dichters. Wie glücklich und poetiſch hätte ſich dieſe Erfindung geſtalten und ausführen laſſen, wenn es ſich eben in dem Roman um dies Dichtwerk gehandelt hätte! Welcher Leſer aber kann ein Lächeln zurückhalten, ſieht er den Grafen, der 1758 von der kleinen Suſanne zurückgewieſen wurde, zwölf Jahre ſpäter ſeine Verſuche bei ihr, in Begleitung des Polizeilieutenants, erneuern! Und wäre nur jede Epiſode durch einen noch ſo dünnen Faden an dieſe Haupthandlung geknüpft! Der ganze zweite Band des Romans aber z. B. beſchäftigt ſich mit allem Möglichen, nur nicht mit Beaumarchais. Sinnreich und lebendig weiß Brachvogel ſeine Perſonen vorzuführen, die einzelne Scene bis zu einer großen Wirkung von geringen Anfängen aus zu ſteigern, allein ihm fehlt das Talent der Gruppirung. Die Fülle des Stoffs erdrückt den Dichter; da er in ſchwierigen Studien ſich ſeine Kenntniß erworben, will er auch keine Gelegenheit verlieren, ſie aufzuzeigen. Das iſt das Unglück dieſer biographiſchen Romane, ſie zerreißen das Leben eines großen Menſchen in hundert einzelne Scenen und Anekdoten, ſtatt uns in einer entſcheidenden That das Geſammtbild ſeines Charakters und ſeines Seins zu geben. Indem Brachvogel, durchaus unhiſtoriſch, ſeinen Helden zum Mittelpunkt aller Hofintriguen macht, behält er weder Raum noch Zeit, das eigenthümliche Weſen deſſelben zu begründen; Beaumarchais iſt ein Induſtrieritter erſten Ranges, ein Vorläufer von Mirès, daneben ein Dichter, im Gebiet der Komödie einer der erſten; die Widerſprüche ſeines Charakters, ſeiner Beſtrebungen, halb Mercur, halb Apollo, treten bei Brachvogel faſt nie hervor. Es hieße ungerecht urtheilen, wollte man Einzelheiten der Schilderung nicht rühmend hervorheben, nicht den Fleiß anerkennen, mit dem der Verfaſſer ſich um ſeinen Stoff bemüht.

Dieſer Fleiß hat nur eine unangenehme Seite: er prunkt; auf dem zweiten Blatt ſeiner Vorrede gibt der Verfaſſer einen „Quellen-Bericht", namentlich führt er die von ihm benutzten Bücher an. Schade, daß die darunter fehlen, die authentiſche Auskunft über Beaumarchais geben: die Memoiren der Baronin von Oberkirch, die Beaumarchais perſönlich kannte, die Memoiren von Bachaumont, die Correſpondenz von Grimm und endlich, oder beſſer zuerſt, die ausführliche, vortreffliche Lebensbeſchreibung des ſeltenen Mannes von Louis de Loménie: „Vie de Beaumarchais" (zwei Bände, Paris 1856), dem die Familienpapiere zur Einſicht vorlagen. Ein „hiſtoriſcher Roman" iſt keine Geſchichte; nur diejenigen können von ihm abſolute Wahrheit verlangen, die weder eine Einſicht in das Weſen der Hiſtorie noch

der Dichtung haben; uns fiele es darum zuletzt ein, an der Fabel dieſes Romans zu mäkeln, die, was Suſanne, Beaumarchais' Frau, betrifft, von der erſten zur letzten Zeile erfunden iſt. Beaumarchais' Gattin war eine Witwe Francquet, Marie Madelaine Auburtin; er war nichts weniger als arm; kein Zufall, ſein Geld brachte ihn an den Hof von Verſailles: er kaufte unterm 9. November 1755 das Amt eines „Contrôleur clerc d'office du roi" — eines königlichen Küchenaufſehers. Dieſe Dinge ſind an ſich gleichgültig, aber wenn ein Dichter uns ſtolz auf ſeine „Quellen" verweiſt, ſo muß er es ſchon erlauben, daß wir auf ſeine „Studien" einen Blick werfen. Gleich das Motto des Romans: „Ma vie est un combat, Caron de Beaumarchais", enthält einen Irrthum; „Mein Leben iſt ein Kampf", hat Voltaire einmal geſagt, und der Herausgeber von Beaumarchais' Werken ſetzte es als Motto darauf. „Wer zumal Mozart's «Barbier» und «Figaro's Hochzeit» in ſein Herz geſchloſſen", meint die Vorrede, der werde ſich auch an ihrem Urbild erfreuen. Aber „Der Barbier von Sevilla" iſt von Roſſini, nicht von Mozart componirt. Im Anfang des Romans begegnet uns ein Chevalier Piron; leider war Piron wol einer der witzigſten Köpfe Frankreichs, doch nichts weniger als Chevalier; er ſtarb auch nicht vor der Marquiſe von Pompadour, ſondern erſt 1773. Warum 1753 an Montesquieu's „Geiſt der Geſetze" noch nicht zu denken geweſen wäre, iſt auch nicht abzuſehen, da er ſeit vier Jahren in den Händen aller war. Um das Jahr 1758, zur Zeit, als der erbittertſte Krieg zwiſchen England und Frankreich in Nordamerika geführt wurde, ſollen die Colonien ſchon an Abfall gedacht und „Franklin mit ihren letzten Bedingungen" nach England hinübergeſandt haben. Noch unter Ludwig XV. läßt Brachvogel den Herzog Philipp von Chartres, den nachmaligen Orleans, in einer Verſammlung von „Freiheitsmännern" den Namen „Egalité" annehmen und die rothe Mütze ſich aufſetzen. Das iſt doch thöricht wie ein Ammenmärchen. Im einzelnen alle Flüchtigkeiten des Buches aufzuweiſen, ermüdete den Leſer; ein Vorwurf aber gegen Brachvogel darf nicht unerörtert bleiben: es iſt die laut in die Welt hinausgerufene Behauptung, der Herzog von Orleans habe die Marquiſe Pompadour, den Dauphin, die Dauphine vergiftet. Welche Quellen kann der Verfaſſer für dieſe ungeheuerliche Behauptung anführen? Für die andere Behauptung, Philipp Egalité habe Mirabeau vergiftet? Solche Anklagen erhebt man doch nur auf Beweiſe geſtützt. Sind die Lügen von Kammerfrauen und Bedienten authentiſche Berichte? Die ſchändliche Rolle, welche man Philipp von Orleans in den Jahren vor der Revolution hat ſpielen laſſen, iſt durch die Forſchung beſeitigt: nicht Orleans, die Grafen von Provence und Artois haben die Schmähſchriften gegen Marie Antoinette veröffentlicht. Wenn man, wie Brachvogel, einen Roman ſchreiben will, auf Quellen geſtützt, dann muß man Eins ſein: gerecht und genau in jeder Einzelheit, die man berichtet; dann hört das Spielen mit vergifteter Chocolade oder vergiftetem Parfum, dieſen nie verſagenden Mitteln eines Pfennigromans, auf.

Für den Weihnachtstiſch.

I.

Auch in dieſem Jahre wollen wir, unſerer Gewohnheit treu bleibend, die freundlichen Leſer auf eine und die andere Gabe für den Weihnachtstiſch aufmerkſam machen. Dieſen Vorzug haben ja Bücher vor allen andern Geſchenken, daß ſie niemals veralten und ſchon auf Erden einen unvergänglichen und dauernden Schatz darbieten. Wer läſe die Gedichte von Wilhelm Müller, vom Grafen Strachwitz nicht immer mit gleichem Wohlgefallen, gleicher Erregung des Herzens wieder? In außerordentlich geſchmackvoller Ausſtattung liegen uns „Ausgewählte Gedichte" von Wilhelm Müller (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865) vor: das Liebenswürdigſte und Bedeutſamſte, was Wilhelm Müller geſchaffen, iſt hier vereinigt. Neben ſeinen Trink- und Wanderliedern, ſeinen Gedichten von der „ſchönen Müllerin", die durch ihre Friſche, Treuherzigkeit und ihren Wohlklang ſchon zu Volksweiſen geworden ſind, enthält die Sammlung die ſchönſten Perlen aus ſeinen „Griechenliedern". Tiefſinniger, gewaltſamer, rauher, aber auch männlicher erſcheint uns die dichteriſche Natur des Grafen Moritz von Strachwitz, deſſen „Gedichte" ſoeben in fünfter Auflage, koſtbar ausgeſtattet, erſchienen ſind (Breslau, Trewendt). Graf Strachwitz war ein ganzer Mann und ein ganzer Dichter; er verdient den Namen des letzten ritterlichen Sängers. Eine ſtürmiſche Begeiſterung reißt ihn fort, oft zu wilden, rauhen Liedern; aber um ſo rührender klingt dazwiſchen ſeine „Sehnſucht nach Milde"! Alles Mittelmäßige iſt ihm verhaßt; nicht die Schale, den Kern der Dinge will er erkennen. Welch ein wohlthuendes, kräftigendes Gefühl ſtrömt dem Leſer aus dieſen energiſchen Verſen entgegen! In „Dichterſtimmen aus Heimat und Fremde" bietet uns Luiſe Büchner ſchon in zweiter Auflage, die Fr. Baumgarten und P. Thumann (Hamm, Grote'ſche Buchhandlung) ſinnig illuſtrirt, einen Schatz der ſchönſten Gedichte aus unſerer eigenen, der franzöſiſchen und engliſchen Literatur. Die Auswahl iſt eine glückliche; die Zuſammenſtellung ſo vieler in ihrem innerſten Weſen verſchiedenen Dichternaturen gewährt einen außerordentlichen Reiz: das Nützliche, eine gewiſſe Kenntniß der beiden fremden Literaturen, iſt hier in anziehendſter Weiſe mit dem Schönen und Angenehmen verbunden. Der Jugend empfehlen wir, den Knaben: „Der Waldläufer", die bekannte, vortreffliche Erzählung Gabriel Ferry's, die Julius Hoffmann bearbeitet hat, in geſchmackvoller und reicher Ausſtattung (Breslau, Trewendt), den Mädchen: vier anmuthige Erzählungen von Mary Oſten: „Junge Mädchen", illuſtrirt von Luiſe Thalheim (Breslau, Trewendt).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 50.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Liebe heilt. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. II. — Ein Held der Wissenschaft. Von Ludwig Habicht. — Was bringst du mit? Von Karl Neumann-Strela. II. — Frauenschönheit und Gesundheit. — Ein Weihnachtslied. Von Karl Stieler. — Beiblatt: Sprachforschung und Darwinismus. II. — Bilder aus Paris. V. Der Park von Monceaux. — Noch einmal die Schillerstiftung.

Liebe heilt.

Erzählung von Franz von Nemmersdorf.

II.

Ein Stoß an die Thür und der Schall von zerschmettertem Glas unterbrachen die vertrauliche Unterredung des jungen Grafen von Lusignan mit einem treuen Diener seines Hauses, welcher ihn als Knaben schon auf den Knien geschaukelt hatte.

„Die Dame da draußen zerbricht das Service", versetzte Bernard.

Robert öffnete die Thür, als Heloise eben im Begriff war, ein zweites Projectil danach zu schleudern.

„Ich bin mit dem Essen fertig und langweilte mich", erklärte sie schmollend.

Der Graf befand sich eben nicht in der Stimmung, in welcher er sonst die Ausfälle „der Künstlerin" hinzuzunehmen pflegte.

„Wie steht es mit deinem Engagement in St.-Petersburg?" fragte er trocken und goß sich Kaffee ein.

„Eben darum kam ich", erwiderte das Mädchen. „Gestern erhielt ich einen kategorischen Brief vom Director; er verlangt, daß ich unverzüglich abreise, sonst droht er meine Stelle zu besetzen."

„Dann zögere nicht länger, Heloise!"

„Robert!" rief die Kleine leidenschaftlich. „Wenn ich aber die vortheilhaften Anträge verschmähe und hier bleibe, um bei dir zu sein?"

„In dem Fall begingest du eine Thorheit, Kind", entgegnete der Graf von Lusignan, in dessen Reformplänen es lag, sich der Kunstreiterin zu entledigen.

„Aber Robert, ich liebe dich!" versetzte das Mädchen, den Arm um seinen Hals schlingend und den hübschen Kopf an sich heranziehend.

Er entwand sich der Umarmung und bemühte sich, kalt zu bleiben.

„Heloise", sagte er, „man kann nicht ewig mit Blumen spielen, ich that es vielleicht schon zu lange."

„Du — du liebst eine andere! Die Baronin von Menars!" stieß die Heldin des Circus hervor.

Sie hatte eins der Tischmesser ergriffen und erhob es mit tragischer Geberde, als wollte sie es ihrer vermeinten Nebenbuhlerin ins Herz stoßen.

Robert schüttelte verneinend den Kopf; ein schwermüthiger Ausdruck überschattete die edeln Züge.

„Ich liebte nur einmal im Leben zärtlich", murmelte er.

„Wen?" forschte Heloise athemlos.

„Meine Mutter", verſetzte Robert mit Würde, und die herrlichen, blauen Augen ſchimmerten feucht.

Das Meſſer fiel klirrend zu Boden, die Kunſtreiterin brach in ein lautes Gelächter aus.

„Auf die todte Mama bin ich nicht eiferſüchtig", bemerkte ſie übermüthig.

„Und doch muß unſer Verhältniß ein Ende nehmen!" verſetzte der Graf, dem ihre Luſtigkeit widerwärtig in den Ohren gellte. „Es löſt ſich jetzt friedlich und natürlich, wenn du nach Petersburg gehſt."

„Robert, du treibſt mich fort aus dem ſchönen Frankreich! Fort von dir!"

Heloiſens Bruſt hob und ſenkte ſich in heftiger Bewegung, die unterdrückten Thränen drängten ſich gewaltſam hervor. Wildes Schluchzen erſchütterte ihren Körper. Diesmal war es ein wahrer Schmerz. Warum ſollte ſie ihn auch nicht lieben, den hübſchen, heitern, gutmüthigen Luſignan, der auch dem armen Mädchen der Reiterbande niemals rauh begegnet war?

„Faſſe dich, armes Kind", ſagte er beſchwichtigend, „die Reiſe wird dich zerſtreuen, neue Eindrücke werden die Erinnerung an mich verwiſchen!"

Sie blieb in der Heftigkeit ihrer Betrübniß allen Troſtgründen unzugänglich. Robert beſaß keinen ſtarken Charakter, der ſich allein von innen heraus beſtimmt. Es miſchte ſich viel liebenswürdige Schwachheit in ſein Weſen und erhielt ihn den Einwirkungen ſeiner Umgebung zugänglich. Er verſtand es auch nicht, heroiſch auf Thränen zu blicken; wo er Kummer ſah, regte ſich ſein Mitgefühl.

Wer ſie jetzt geſehen hätte, Heloiſens Kopf an ſeine Bruſt gelehnt, mußte eher an eine zärtliche Stunde als an Bruch denken. Das Mädchen lächelte wieder.

„Sei vernünftig, mein Kind", bat er ſchmeichelnd leiſe, „miſche die Tragödie nicht unnütz ins Leben, ſie kommt von ſelbſt! Unter Roſen begann unſere Bekanntſchaft und ſo laß ſie enden! Heute um ſechs Uhr nehmen wir im Maiſon dorée ein heiteres Abſchiedsmahl zuſammen ein."

„So ſei es, Robert", erwiderte die Kunſtreiterin mit einer Art von Energie emporſchnellend. „Ich beginne meine Reiſevorbereitungen. Lebe wohl bis zum Abend!"

Sie reichte ihm die Hand.

„Warte, Heloiſe", ſagte der junge Mann, „deine Augen ſind zu roth, um dich zu Fuß auf der Straße zu zeigen! Bernard ſoll dir einen Fiaker holen!"

Wie thun dieſe zarten, kleinen Aufmerkſamkeiten dem Herzen wohl! Selbſt das rohe, verwilderte Gemüth empfand ſie tief. Es ſchoſſen wieder ſalzige Tropfen in die dunkeln Sterne, aber das Kind des Volks, früh hinausgeſchleudert ins rauhe Leben, vermochte tapfer zu ſein.

Heloiſe nickte grüßend, ſprang über die Treppe hinab und pfiff ein Liedchen dabei.

„Arme Kleine!" murmelte der Graf von Luſignan, während er mit ſeines Kammerdieners Hülfe ſich zum Ausgehen ankleidete.

Nachher nahm er aus den Eiderdunen ſeines Bettes, auf welchen es ſanft ſchlief, ein niedliches, ſeidenhaariges Hündchen und trug es zum Wagen hinab.

Der junge Mann lehnte behaglich in ſeinem Coupé. Aus dem Pelzrock ſchaute der reizende Kopf Pomare's hervor. Von den weichen Polſtern eines Wagens herab nimmt ſich Paris ganz gut aus, die vielen Hinderniſſe, welche des Fußgängers Schritte hemmen, berühren den Fahrenden nicht. Er mag bequem ſeinen Gedanken nachhängen oder das Treiben der Straße muſtern, die erinnerungsreichen Gebäude und Plätze.

Robert liebte ſeine tägliche Promenade durch einen großen Theil von Paris. Er fuhr den Cours la reine hinab, in welchem früher ſich allein die vornehme Welt bewegen durfte. Den Tuilerien entlang folgte er dem Ufer des Fluſſes und blickte ohne Zorn auf den Königsbau mit ſeinem ſeltſamen Bewohner.

Der Graf von Luſignan gehörte keiner beſtimmten politiſchen Partei an, obwol ihn ſeine Geburt unter die Legitimiſten ſtellte. Freilich mochte er dem jetzigen Syſtem auch nicht dienen und war damit von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens verdrängt. Indeſſen brauchte ſich darum der große Grundbeſitzer keinem entnervenden Müßiggang hinzugeben. Er fand ſeine Aufgabe fertig — nur feſſelten die Reize der Hauptſtadt Robert allzu ſehr. Er hatte noch immer nicht vermocht, ſich loszureißen; die Briefe ſeines Verwalters wurden dringender, die Breſche des Vermögens größer.

Der junge Mann war aber jetzt am allerwenigſten durch ökonomiſche Sorgen gequält, ſowie er auch das kleine Drama des Morgens mit Heloiſen gänzlich vergeſſen hatte. Sein künſtleriſches Auge hing am Louvre der Valois,

er musterte mit Vergnügen die reichen Verzierungen der Mauern.

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch Drängen und Laufen am Rand der Seine erregt. Man zog einen Ertrunkenen aus dem Fluß und brachte ihn nach dem düstern kleinen Haus gegenüber von Notre-Dame — der Morgue. Robert war peinlich aus seinem leichten Gedankenspiel gerissen. Sein Blick richtete sich auf die düstere Cité. Wie viel Elend umschloß der kleine Raum! In den engen, finstern Straßen, jetzt freilich dem Niederreißen geweiht, unter dem Manne, der das alte Frankreich aufwühlt, wohnte ein verworfener Theil der Bevölkerung. Der düstere Tempel mit seinem Cultus vermag nichts über die Hefe des Volks. Sie findet ihren Weg ins Hôtel-Dieu. Nebenan liegen auf den steinernen Tischen die Bankrottirer des Lebens. Wenn Leidenschaft den Sieg über die Vernunft davonträgt, der Wahn herrscht, dann bedarf es blos einer äußern Bedingung — zum Selbstmord.

Robert war ernst geworden über diesen Betrachtungen; er fragte sich, ob die Menschheit berufen sei, stets denselben Kreis von Irrthum und Verbrechen zu durchlaufen. Eben fuhr er über den Pontneuf; da steht die Reiterstatue des guten Königs auf der nämlichen Stelle, wo man vor fünfhundert Jahren die Templer verbrannte. Diese Thatsache antwortete genügend und der Graf erstarkte in seinem Glauben an das ewige Licht!

Einige Straßen noch durch den häßlichen Faubourg St.-Germain und das Gitterthor des Luxembourg ist erreicht.

Robert sprang leichtfüßig aus dem Wagen und trat in den Garten. Er war noch immer Landbewohner genug, um diese stillen, luftigen Alleen der ermüdenden Schaustellung des Boulogner Wäldchens vorzuziehen.

Pomare wurde sanft zur Erde gesetzt, sie lief freundlich wedelnd auf ein paar Damen zu. Der Graf von Lusignan folgte dem Hündchen. Die Luft war so nervenbelebend und frisch, daß eine köstliche Empfindung seine Brust hob. Fünf Jahre des Vergnügens in der Hauptstadt hatten den Hauch der Gesundheit etwas von Robert's Wangen verwischt; aber ein hoffnungsfreudiges Gefühl goß neue Jugendkraft durch seine Adern.

Jetzt fand eine lebhafte, zärtliche Begrüßung zwischen Pomare und einer jungen Dame statt. Graf von Lusignan nahm seinen Hut ab und ein sympathisches Lächeln spiegelte sich auf drei Gesichtern wider. Denn auch Gertrudens welke Züge trugen den Stempel der Freude, als er ihr herzlich die Hand schüttelte.

Die ernsthafte Jeanne, Octave von Mirval's kalte, abgemessene Braut, erschien ungewandelt. Sie liebkoste das niedliche Thierchen, welches die Bekanntschaft mit dem Herrn vermittelt hatte. Dann warf sie einen Ball aus und sprang danach mit Pomare. Robert nahm unbefangen an dem Spiel theil. Er ward wieder der fröhliche Junge aus seinem Schloß in der Picardie.

Wer unsern Gefühlen Jugendfrische zurückzugeben vermag, erweist uns eine Wohlthat; der Graf von Lusignan empfand dies in Fräulein von Raucourt's Nähe. Er blickte heiter in ihr von Morgenluft und Bewegung gerötheles Gesicht, als sie am Ende der langen Allee athemlos im Laufen innehielten.

Die guten Kinder, wie sie sich unterhalten, dachte Gertrud, ohne zu bedenken, daß Jeanne achtzehn und Robert sechsundzwanzig Jahre zählte; ein gefährliches Alter — zum Spielen. In den einfachen Sitten einer kleinen Stadt aufgewachsen, sah die Gesellschafterin nichts Arges bei der durch Zufall geschlossenen Bekanntschaft. Aber war es Liebe zur Heimlichkeit oder Mangel an Vertrauen: beide schwiegen zu Hause von dem Freund aus dem Garten des Luxembourg.

Jetzt kamen die jungen Leute, ruhig nebeneinander gehend, zu Gertrud zurück. Robert erzählte seiner Gefährtin von den Freuden des echten Landlebens, die er als Knabe und Jüngling gekostet hatte.

„Ich kenne nur die Umgegend von Paris", versetzte Jeanne sinnend und traurig.

„O, könnte ich Ihnen die schöne Picardie zeigen!" rief der Graf lebhaft.

„Warum vertauschten Sie die traute, liebe Heimat für immer mit der lärmenden Stadt?" fragte das Mädchen theilnehmend.

„Es ward mir auf einmal leer und öde in meinem Schloß, denn zwei theure Augen schlossen sich", sagte er bewegt und das schöne Gesicht nahm einen tieftraurigen Ausdruck an.

Jeanne schwieg, aber eine sympathische Empfindung regte sich. Haben nur erst zwei zusammen gefühlt, dann ist das Fremdsein auf immer gebannt. Das graue Auge des Mädchens ruhte auf ihm ernst und innig.

„Meine Mutter, eine Frau von starkem, männlichem Geiste, früh verwitwet, lebte für mich allein. Sie war mir Verwalter, Erzieher, Vater

und die zärtlichſte Freundin zugleich. Wundern Sie ſich noch, Fräulein, daß es mich forttrieb von der Stelle, auf welcher ſie fehlt?"

Es klang wie unterdrückte Bewegung in Robert's Stimme.

„Nein!" lispelte Jeanne.

„Sie kennen ja doch ſicher den Genuß innigen Zuſammenlebens", fuhr er fort, „des unbedingten Vertrauens! Es trägt uns dieſe ſüße Vereinigung über das Elend der Erde; ebendarum iſt auch der Riß tief ſchmerzlich, unheilbar faſt, wenn ſo ein Band zerreißt."

Jeanne hatte das Gefühl nie empfunden, welches er ſchilderte, aber ſie ſchwieg. Sie war weniger mittheilſam, ſtarrer als der junge Mann; ihr Herz thaute der Sonnenſchein der Liebe nicht auf. Zum erſten mal jetzt bei Robert's Worten wurde ſie ſich ihrer Armuth klar.

„Der Menſch iſt ein gebrechliches Weſen, ſelbſt in ſeinem Schmerz", fügte der Graf hinzu. „Nach Paris war ich gekommen, mich zu zerſtreuen, zu tröſten. Bald erfaßte mich der Strudel und hält mich nun ſeit fünf Jahren feſt. Indeſſen kann und darf ich nicht für immer mein Gut verlaſſen. Mahnungen, heimzukehren, treffen häufig ein und doch wird es ſchwer, ſich loszureißen."

„Sie ſind ein guter Menſch", entgegnete Jeanne warm und liebenswürdig, „ſelbſt in Ihrer Schwachheit, wenn ich ſo ſagen darf!"

„Da erſchwert noch ein anderer Umſtand meinen Entſchluß", bemerkte Robert. „Soll ich mich für einen Theil des Jahres auf dem Lande feſtſetzen, ſo brauche ich eine Frau, und Heirathen iſt langweilig ohne Liebe. Aber jemand recht zu lieben, ſo wie meine Mutter, dazu brachte ich es noch nie."

„Es mag ſchwer ſein", entgegnete Jeanne plötzlich kalt, die angenehme Täuſchung war vorüber.

„Auch mir ſteht der Schritt bevor, den Sie zu fürchten ſcheinen", fügte ſie entſchloſſen hinzu, „ich bin Braut."

„Sie? Und von wem, darf ich fragen?"

„Mein Verlobter heißt Octave von Mirval", antwortete Jeanne.

Der Graf ſuchte in ſeinem Gedächtniß, ob ihm die Perſon bekannt ſei; er meinte, wol irgendwo mit dem Genannten zuſammengetroffen zu ſein — auch von ihm gehört zu haben; nur war der Kreis, in dem er verkehrte, zu groß, die Erinnerung kam ihm nicht zu Hülfe.

Für Fräulein von Raucourt war die gemüthliche Stunde geſtört, ein widriges Bild drängte ſich ein.

„Es ſollen neue Gemälde in den Sälen ſein", wandte ſie ſich an Gertrud; „gehen wir, ſie zu beſehen."

Vollkommen unbefangen begleitete Robert die Damen. Er beſaß einen guten Geſchmack, ausgebildet durch eigene Uebung. Jeanne war durch ihren Vater der Wiſſenſchaft näher gebracht worden als der heitern, das Leben verſchönernden Kunſt. Unter Robert's Erklärung gewannen die Bilder erhöhtes Intereſſe.

Wenn zwei ſich ſympathiſch angezogen fühlen, dann währt eine Verſtimmung niemals lange. Die Zeit ſchien auf Flügeln davonzueilen, man mußte ſich trennen. Es geſchah in gewohnter, freundſchaftlicher Weiſe, beinahe noch etwas inniger als ſonſt. Ohne Verabredung wußten das Mädchen und der junge Mann, daß ſie ſich morgen wiederfinden würden, und beide empfanden Vergnügen dabei.

„Wie ſchade, daß nicht der Graf von Luſignan dein zukünftiger Gatte iſt!" bemerkte Gertrud nach einer Pauſe.

„Heirathet man jemand, mit dem man einigemal in einem Garten hin- und herging?" entgegnete Jeanne ſcharf.

„Mein Gott, aber du kannteſt Herrn von Mirval noch weniger!" ſagte die erſchreckte Geſellſchafterin.

„Er ward mir durch meinen Vater zugeführt", erwiderte das junge Mädchen, „folglich iſt die Sache paſſend."

Gertrud ſchwieg; wie ſie nach langjährigem Aufenthalt in Frankreich die Sprache nicht zu bemeiſtern vermochte, ſo blieb ihr auch die Sitte fremd.

Dem nüchternen Sinne des Fräulein von Raucourt wäre der hingeworfene Gedanke wol nie von ſelbſt gekommen, jetzt von außen an ſie herangebracht, wurzelte er feſt im ſtarken Gemüth. Daß ſie einen Feuerbrand in Jeanne's Seele ſchleuderte, ahnte Gertrud nicht.

Niemand iſt beſchäftigter als der Flaneur einer großen Stadt. So erfinderiſch iſt er meiſtens in ſeinem Kampf gegen die Zeit, daß er buchſtäblich nie zur Beſinnung gelangt.

Robert von Luſignan ſah auf ſeiner Uhr mit Schrecken, wie ſpät es ſei. Der kräftige Normanne mußte laufen, um die Elyſäiſchen Felder

zu erreichen. Der Graf hatte ein Rendezvous auf der Reitſchule mit mehrern der Genoſſen aus dem Jockeyclub; es galt ein neues Pferd zu probiren.

Eine Stunde im Sattel verleiht wunderbaren Appetit; die Erinnerung an Heloiſe nebſt dem Abſchiedsmahl kehrte zurück.

Robert fuhr raſch an den heimkehrenden Spaziergängern vorbei. Ein prächtiger Abendhimmel hing über den kahlen, laubloſen Bäumen, geheimnißvoll ſtieg der Mond herauf. Aber die ſchwirrende, ſummende Menge achtete des ſchönen Naturſchauſpiels nicht. Auch Luſignan warf nur einen flüchtigen, zerſtreuten Blick auf die magiſchen Lichteffecte. Sein kräftiges Thier brachte ihn ſchnell vor den Eingang des berühmten Reſtaurants in der Rue Lafitte.

Fünf Minuten früher ſtieg ein anderer Gaſt die etwas ſteile, aber teppichbelegte Treppe hinauf. Er war klein und unſcheinbar, in einen dicken Paletot gehüllt, der Rockkragen in die Höhe gezogen, der Hut hereingedrückt. Man mußte vermuthen, dieſer Beſucher der Maiſon dorée wünſche nicht erkannt zu werden. Eben ſchloß ſich geheimnißvoll leiſe die Thür eines verſchwiegenen Cabinets hinter ihm, als Robert oben anlangte.

Der Graf wurde als Stammgaſt von dem Garçon begrüßt, welcher manche Proben ſeiner Freigebigkeit empfangen hatte. Auf Robert's lächelnde Erklärung, er erwarte „eine Dame", öffnete ſich auch für ihn das berühmte „Privatcabinet". In Erwartung Heloiſens beſchäftigte er ſich damit, „die Karte zu machen", wie man im pariſer Rothwelſch das Beſtellen des Eſſens nennt. Mit voller Börſe und in einer der claſſiſchen Speiſeanſtalten iſt die Aufgabe eine ſehr angenehme.

Gleichzeitig hielten ein paar beſcheidene Droſchken in der Rue Lafitte; daraus ſprangen zwei Damen. Die Gasflammen der Treppe vermittelten das Erkennen.

„Heloiſe!"

„Leontine!"

Der Ruf wurde auf dem erſten Abſatz gewechſelt.

„Wie hübſch, daß wir uns treffen!"

„Mit wem biſt du da?"

„Ach, mit einem häßlichen geizigen Affen von Advocaten!" erwiderte die Aeltere; „die Zeiten werden ſchlecht. Und du, Heloiſe, immer noch Luſignan?"

Die Kunſtreiterin nickte bejahend.

„Da kommt mir ein köſtlicher Einfall!" nahm die erſte wieder das Wort. „Du führſt deinen hübſchen Grafen zu uns herüber und wir vereinigen unſer Mahl! Damit ärgere ich aber Mirval halb zu Tode, denn wenn er Streiche begeht, nimmt er immer die Manieren eines Mädchens an, das zum erſten mal erröthet. Er iſt ein Heuchler von reinſtem Waſſer!"

„Ich will Robert bereden", erwiderte Heloiſe; „unſer Beiſammenſein würde ohnedies traurig ſein; es iſt das letzte, morgen reiſe ich nach Rußland."

„Bah!" warf Leontine ein, „für das Gelächter laß mich ſorgen, und wäre es nur über «meines Freundes» verwundertes Geſicht."

Das „Karte machen" wurde Octave nicht ſo leicht als Robert. Dieſer ſuchte nur nach den guten, jener aber hauptſächlich nach den wohlfeilen Dingen. Er war noch mit pedantiſchem Ernſt über der Addition beſchäftigt, als die Thür aufſchnellte und Leontine hereinflog.

„Gib dir keine Mühe, Monſtre!" rief ſie und riß ihm das Blatt übermüthig aus der Hand.

„Sie, Garçon, verlaſſen uns jetzt!" wandte ſie ſich an den Kellner. „Wenn wir klingeln, bringen Sie genau daſſelbe, was der Graf von Luſignan beſtellte! Hören Sie! Dann bin ich ſicher, gut zu ſpeiſen!"

„Aber, Leontine, wenn Sie ſich nur wenigſtens vor den Leuten gewöhnen würden, ein zurückhaltenderes Betragen anzunehmen!" bat der junge Mann, als ſie allein waren.

„Herr Octave von Mirval, ich erlaube Ihnen, mich du zu nennen!" verſetzte Leontine mit einer ſpöttiſchen Verbeugung. „Es-tu bête?" fügte ſie, in Gelächter ausbrechend, hinzu.

Hierauf warf ſie ihren Hut in eine Ecke, ordnete die Haare vor dem Spiegel und ſetzte ſich auf den Divan neben Octave. Ihre Grobheiten unterhielten ihn, ſie wirkten als angenehmer Reiz auf ſein träges, lymphatiſches Blut. Das trockene Geſicht verzerrte ſich zum Verſuch eines Lächelns. Leontine war nicht jung und weit davon, hübſch zu ſein. Aber ſie hatte das Glück, eine feſte, dauerhafte Geſundheit zu beſitzen, welche allen Stürmen des Lebens widerſtand. Sie gab ſeit zwanzig Jahren Liebhaberinnenrollen im Palais-Royal. Die Zeit hatte ihren Reizen wenig genommen, dafür aber ihr einen hohen Grad von Menſchenkenntniß und Erfahrung verliehen. Nur unterliegen die meiſten Franzöſinnen dem Geſetz, mit den dreißigen ſehr mager oder ſehr ſtark zu werden. Bei der Schauſpielerin traf

das letztere ein — sie schwamm in der Fülle physischen Wohlbehagens.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ein Held der Wissenschaft.

Von Ludwig Habicht.

Kein Land hat den Forschern so viel zu rathen gegeben als Aegypten. Hier redeten die Steine in einer dunkeln, geheimnißvollen Sprache von dem Leben und Treiben vergangener Jahrtausende und stachelten den Scharfsinn und die Wißbegier unserer Gelehrten auf, nach dem Schlüssel zu dieser Sprache und damit zur Geschichte früherer Jahrtausende zu forschen.

Nicht nur die Hieroglyphen, alles in diesem Lande war räthselhaft, dunkel und wunderbar. Die Hochebenen Persiens hat man als die Wiege der Menschheit, die Stätte, wo unser altes, verlorenes Paradies lag, bezeichnet; mit weit größerer Sicherheit könnten wir die „Kinderstube" der Menschen in Aegypten suchen. Die früheste Kindheit bleibt uns völlig dunkel, nicht der Schatten einer Erinnerung haftet in unserer Seele, der einzelne erkennt sie als bewußtlosen Zustand, — die Menschheit fand darin ihr Paradies. Erst später beginnt unser Leben, — unsere Vergangenheit, und wenn wir nach Jahren die Stätte betreten, wo wir gespielt und unsere Kindheit verlebt, werden alte Erinnerungen in uns wach, tauchen die Tage der Kindheit vor uns auf und wir erinnern uns plötzlich an das kleinste, unbedeutendste Ereigniß. Auch Aegypten erzählt der Menschheit alte, längstvergessene Geschichten — die Pyramiden und Obelisken erscheinen uns wie übriggebliebenes Spielzeug, das die Träume und Versuche der Kindheit wach rufen soll, und wir blättern sinnend, gedankenvoll wie in einem alten, abgegriffenen Bilderbuche in den Ueberresten vergangener Jahrtausende herum. Deshalb hat Aegypten für uns seine so geheimnißvollen, eigenthümlichen Reize bewahrt; wir werden nicht müde, uns mit ihm zu beschäftigen und die letzten Schleier zu lüften, die über diesem Wunderlande ruhen. Nicht allein die Hieroglyphen gaben uns Räthsel auf, auch der Ursprung der Quellen des Nil hüllte sich in ein geheimnißvolles Dunkel. Vergeblich waren alle Bemühungen einzelner kühner Forscher wie ganzer Expeditionen, bis zu diesem Punkte vorzudringen; es stellten sich ihnen stets unübersteigliche Hindernisse entgegen und viele büßten ihr Unternehmen mit dem Tode.

Erst vor wenigen Jahren gelang es dem englischen Kapitän Speke, diesen dunkeln Punkt in der Erdkunde aufzuhellen und überzeugend nachzuweisen, daß der wahre oder Stammnil aus dem Victoria-Nyanzasee entspringe.

Seit Jahrtausenden war diese Aufgabe ungelöst geblieben und das kühne, glückliche Unternehmen Speke's erregte in allen wissenschaftlichen und gebildeten Kreisen den höchsten Enthusiasmus. Als der Entdecker der Nilquellen nach London zurückkehrte, wurde er wie einer der außerordentlichsten Helden gefeiert. Speke konnte mit Stolz und Befriedigung auf seine wahrhaft großartige That zurückblicken, und der Mann, der allen Gefahren der Wildniß getrotzt, mußte demnächst — o seltsames Menschenlos! — sein ruhmvolles Dasein durch einen unglücklichen Zufall enden. Er verlor sein Leben auf der Jagd durch Selbstentladung seiner Büchse. Ein Freund hörte den Schuß und sah den Kapitän noch zwei Minuten aufrecht auf einer Mauer stehen, die er gerade überklettern wollte. Als der Freund hinzulief, flüsterte Speke: „Bewege mich nicht von der Stelle! Ich bete!" Zehn Minuten später brach sein Auge.

Speke hat die Resultate seines Forschens, das Interessanteste seiner Erlebnisse und Beobachtungen in einem Werke zusammengestellt, das durch die Fülle neuer Anschauungen, die klare, übersichtliche Darstellung weit über gewöhnliche Reisebeschreibungen emporragt und auf einen bleibenden Werth Anspruch machen kann. *)

Wir verfolgen mit großer Theilnahme den Weg des kühnen Mannes, der unerschütterlich sein Ziel vor Augen behält und es mit der zähen Ausdauer eines Helden zu erreichen weiß; denn es gehört ein größerer Aufwand von Kraft und Muth dazu, die Höhe langsam und unter unsaglichen Schwierigkeiten zu erklimmen, als einen Sieg im Fluge zu erreichen.

Die Kleinen fangen gar nicht an, aus Furcht vor Hindernissen;
Die Mittelmäß'gen hören auf, begegnend Hindernissen;
Die Großen aber halten aus trotz tausend Hindernissen.

Der kühne Kapitän war bereits zweimal nach Afrika vorgedrungen und hatte die Vermuthung aufgestellt, daß der Victoria-Nyanza, den er am

*) „Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch von John Hanning Speke, Kapitän der englischen Armee in Indien. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit zwei Karten, zwei Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten" (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864).

30. Juli 1858 entdeckt, sich als die Quelle des Nil herausstellen werde. Um die Wahrheit dieser Behauptung festzustellen, wurde von der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu London eine dritte Expedition veranstaltet, zu der die englische Regierung 2500 Pf. St. bewilligte. Speke ging nicht, wie es die meisten Forscher vor ihm gethan, den Nil aufwärts, sondern nahm seinen Weg vom Südosten Afrikas, von Zanzibar aus. Kapitän Grant, ein Bekannter Speke's, hatte sich der Expedition angeschlossen, die mit großer Umsicht und Gewandtheit ins Werk gesetzt wurde. Speke sandte 56 Lasten Zeuge, Perlen und andern zu Geschenken für die wilden Stämme bestimmten Tand nach der Karavanenstation Kazé voraus und 100 Lasten ähnlicher Waare begleiteten seinen Zug. Die Expedition bildete ein kleines Heer und bestand aus einem Corporal und neun Gemeinen, Hottentotten, 26 Belutschen, einem arabischen Lasila Bassi und 75 freigewordenen Sklaven, einem Kirangozi oder Anführer und 100 Negerträgern, 12 nicht abgerichteten Maulthieren, 3 Eseln und 22 Ziegen. Freilich wurde diese stattliche Karavane auf dem langen, beschwerlichen Wege durch Todesfälle und Desertionen sehr gelichtet und nur 18 Mann hielten bei Speke bis ans Ende der Reise getreulich aus.

Sobald die Expedition die Insel Zanzibar verlassen, das Festland betreten hat und etwas tiefer in das Innere Afrikas gedrungen ist, empfängt sie die ganze trostlose Oede jenes Welttheils, an dessen äußerstem Rande kaum erst europäische Cultur Boden fassen konnte.

Die Bewohner des Flachlandes Uzaramo können sich noch sehen lassen, aber schon die Bevölkerung des benachbarten Hochlandes Usagarve besteht aus schwarzbraunen Wilden, die meist wie Affen auf den Bäumen von der Calabassenfrucht leben.

Durch die Wildniß von Mgunda-Mkfali brach sich Speke die Bahn zum Lande des Mondes, U-e-ya-murézi, das, früher eins der größten Reiche Afrikas, der Größe nach kaum kleiner als England gewesen, aber jetzt in kleine Staaten zertheilt worden. Die Schwierigkeiten und Gefahren der Expedition begannen sich zu häufen, denn die Leute Speke's verweigerten den Gehorsam und die Könige der Wilden begannen ihr Plünderungsgeschäft. Sie hielten unter allerhand Vorwänden Speke zurück und suchten so viel wie möglich „in Güte" von ihm zu erpressen. So schickte einer dieser Herren der Wüste noch zuguterletzt, ehe die Expedition sich auf den Weg machen konnte, seinen Premierminister zu Speke: Die Schwestern und die andern Glieder der königlichen Familie hätten die ganze Nacht geweint, und ihn, den König, gequält, daß er Speke so billig entlassen habe, sie hätten nichts, ihre Blöße zu bedecken und der Fremde müsse noch etwas mehr zahlen.

Alle Häuptlinge, durch deren Länder Speke seinen Weg nahm, waren begierig, den fremdenweißen Mann zu sehen und fürchteten sich doch wiederum vor seinem bösen Blick. Einen dieser Häuptlinge, der die Pfähle seiner Hütte mit den Schädeln der erschlagenen Feinde geschmückt hatte, schildert Speke als einen hübsch aussehenden Mann von dreißig Jahren. Er trug das weite Ende einer großen Seemuschel, kreisförmig zugeschnitten, als Krone an seine Stirn gebunden, außerdem mehrere Hörner der Saltiana-Antilope mit magischem Pulver gefüllt, um den bösen Blick abzuwenden. Seine Diener krochen alle vor ihm und schnippten mit ihren Fingern, so oft er nieste. Es war all diesen Herren der Wüste nur um das Erbetteln von Geschenken zu thun, und da Speke niemals die Zudringlichen mit Gewalt abwehren konnte, weil er sich dann den einzigen Weg durch die wilden Stämme verlegt haben würde, so mußte er sich stets durch reiche Geschenke loskaufen. Nur einer dieser Könige macht eine rühmliche Ausnahme und zeichnet sich durch einen Anflug von Geist und feinere Gefühlsregungen aus: Rumanika, König von Karague.

„Als wir eintraten, sahen wir Rumanika und seinen Bruder Rnanaji, beides Leute von nobler Erscheinung und Größe, mit gekreuzten Beinen auf der Erde sitzend. Der König war einfach in eine schwarze Araber-Choga gekleidet und trug als Schmuck Perlengewinde von reichgefärbten Perlen über den Knöcheln und nett gearbeitete Armbänder von Kupfer. Beide Brüder hatten schöne, ovale Gesichter, große Augen und hohe Nasen, das beste abyssinische Blut verkündend. Nachdem wir in echt englischer Art die Hand gedrückt hatten, was der eigenthümliche Gebrauch der Leute in diesem Lande ist, bat uns der ewig lächelnde Rumanika, uns ihm gegenüber auf die Erde zu setzen, und wollte nun sofort hören, was wir von Karague dächten; denn es wäre ihm doch aufgefallen, daß seine Berge die schönsten der Welt seien; und der See auch, bewunderten wir ihn nicht?"

Rumanika zeigte ſich gegen Speke liebenswürdig und freundlich; er war auch der erſte Fürſt, der das Betteln verſchmähte und mit großem Intereſſe auf die Schilderungen des europäiſchen Lebens horchte, und ſeine Intelligenz ging ſogar ſo weit, zuzugeben, daß die Macht der Feder der des Schwertes überlegen ſei und daß der elektriſche Telegraph und die Dampfmaſchinen die wunderbarſten Kräfte ſeien, von denen er je gehört. Bei jedem Geſchenk, das Rumanika von Speke erhielt, fragte er nach dem Gebrauch und legte es dann mit großer Freude in ſein Zinnkäſtchen, auf das er ſtolzer war als auf irgendeinen andern Beſitz. Die übrigen Könige der Wüſte hatten wie Kinder nach allem die Hände ausgeſtreckt, ohne zu wiſſen, was ſie damit anfangen ſollten. Auch die Privathütte Rumanika's zeichnete ſich durch Sauberkeit aus. Das Dach wurde durch zahlreiche reine Stangen getragen, an welche er eine große Auswahl von Speeren von ausgezeichneter Arbeit befeſtigt hatte, meſſingene Spitzen mit eiſernen Griffen und eiſerne Spitzen mit meſſingenen Griffen. Ein großer ſtehender Schirm von ſchönem Strohgeflecht in geſchmackvollen Muſtern theilte einen Raum des Zimmers ab und auf der gegenüberliegenden Seite befanden ſich als bloße Schmuckſachen eine Anzahl meſſingener Anker und kleine Modelle von Kühen, welche die Araber in Kufro zu ſeiner Unterhaltung in Eiſen gearbeitet hatten. Die Staatsequipage dieſes Fürſten beſtand freilich nur aus einem großen offenen, auf zwei ſehr langen Stangen getragenen Korbe und überall wird der Reiſende an Urzuſtände erinnert. Rumanika glaubte, da die Fremden ihren Weg über die ganze Erde finden könnten, würde es ihnen auch keine Schwierigkeit machen, einige Zauberformeln vorzuſchreiben, ſeinen Bruder Rogéro zu tödten, der auf einem den Kitangulé überblickenden Berge lebte. Zuletzt geſtand er, daß er ihn nicht tödten, nur blenden wolle, um ihn unſchädlich zu machen. Auch Rumanika und ſeine Unterthanen hatten keine Idee von Gott oder einem zukünftigen Leben, dennoch opfert der König jährlich am Grabe ſeines Vaters eine Kuh, ohne eigentlich zu wiſſen, warum; er hofft nur, durch dieſe Feier mit einer beſſern Ernte beglückt zu werden. Die Damen des Hofes zeichneten ſich durch Fettleibigkeit aus. „Ich machte einer Schwägerin Rumanika's einen Beſuch", erzählt Speke. „Sie war ein zweites Wunder der Fettleibigkeit, nicht fähig, zu ſtehen, ausgenommen auf allen Vieren. Ich war begierig, einen ordentlichen Anblick von ihr zu erhalten und ſie wirklich zu meſſen, und veranlaßte ſie, mir die Sache zu erleichtern dadurch, daß ich mich erbot, ihr auch ein Stück meiner nackten Beine und Arme ſehen zu laſſen. Der Köder fing, wie ich wollte, und nachdem ich es dahin gebracht hatte, daß ſie ſich bis in die Mitte der Hütte gedreht und gewälzt hatte, that ich, wie ich es verſprochen hatte und maß dann ihre Dimenſionen.*) Alle dieſe Maße ſind exact mit Ausnahme der Höhe, und ich glaube, ich hätte dieſe genauer erhalten können, wenn ich ſie hätte auf den Boden legen laſſen können. Die Schwierigkeiten nicht kennend, mit denen ich bei einer ſolchen Ingenieurarbeit zu kämpfen haben würde, verſuchte ich, ihre Höhe zu erhalten, indem ich ſie aufrichtete. Nach unendlichen Anſtrengungen von beiden Seiten gelang dies; ſie ſank aber ſofort ohnmächtig um, da ihr das Blut nach dem Kopfe geſtiegen war. Unterdeß ſaß ihre Tochter, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, völlig nackt vor uns, an einem Milchkrug ſaugend, zu welcher Arbeit ſie ihr Vater mit einem Stock in der Hand anhielt; da das Fettwerden die erſte Pflicht des faſhionablen Lebens iſt, muß es mit dem Stock, wenn nöthig, gehörig eingeſchärft werden. Ich fing ein bischen mit dem Fräulein zu kokettiren an und bewog ſie, aufzuſtehen und mir die Hand zu drücken. Ihr Geſicht war lieblich, ihr Körper aber rund wie eine Kugel."

Trotz dieſer Wunderlichkeiten könnte uns einiges beinahe an europäiſche Staatseinrichtungen erinnern. Allmonatlich findet eine große Cerémonie ſtatt, um den König zu vergewiſſern, wie viele ſeiner Unterthanen loyal ſind, und hier genügt es nicht, Adreſſen zu unterſchreiben und allenfalls einen Loyalitätsfrack anzuziehen — ganz andere Beweiſe unterthänigſter Ergebenheit werden verlangt. Der König kauert auf der Erde und nach einem wilden Trommelwirbel kommen die Diſtrictshauptleute einer nach dem andern auf den Fußſpitzen heran, paſſiren dann, ihre Körper verrenkend und ſchüttelnd, wieder mit einem ſpringenden Gange und ausgebreiteten Armen, die ſie bewegen, als wollten ſie dieſelben aus ihren Gelenken herausbringen, vorwärts; bei all dieſen Handlungen hatten ſie Trommelſchlägel oder Zweige in den Händen, ſchwuren hierauf mit wüthender

*) Um den Arm 1 Fuß 11 Zoll, Bruſt 4 Fuß 4 Zoll. Schenkel 2 Fuß 7 Zoll, Wade 1 Fuß 8 Zoll, Höhe 5 Fuß 8 Zoll.

Stimme dem König einen Eid ihrer Loyalität und Ergebenheit, begleitet von dem Ausdruck der Hoffnung, daß er ihre Köpfe abschneiden solle, wenn sie je vor seinen Feinden umkehren sollten, und knien dann, ihre Stöcke ausstreckend, vor ihm nieder, damit er sie berühren kann.

Rumanika bewies in allen seinen Gesprächen viel natürlichen Verstand und zeigte, daß er über die Dinge dieser Welt seine eigenen Gedanken hatte. So frug er einmal Speke, ob dieselbe Sonne, die an einem Tage schiene, wiedererscheine oder ob alle Tage frische Sonnen kämen, und ob der Mond verschiedene Gesichter mache, um über uns Sterbliche auf der Erde zu lachen, oder nicht. Auch das Land Rumanika's hatte seine Schönheiten und Speke schweifte viel, bald mit Rumanika, bald mit seinen Leuten, in der Umgegend herum. „Die ganze Scenerie war wunderschön. Die Bergabhänge waren grün und frisch mit Gras bedeckt, dazwischen nur wenige Fuß über dem Wasser kleine Gruppen weicher, wollig aussehender Akazien, und über ihnen, die Berge überblickend, einzelne schöne Bäume und hier und da die gigantische Aloë. Am Ende des Moga-Namirinzibergs im zweiten See angekommen, sprangen die Ruderer ans Land, wo eine große Menge von Rnanaji (dem Bruder des Königs) angeführter Menschen aufgestellt war, mich zu empfangen. Ich landete mit aller Würde eines Fürsten, die königliche Musikbande stimmte einen Marsch an und wir setzten uns alle nach Rumanika's Grenzpalast in Bewegung, uns in einer sehr complimentirenden Weise unterhaltend, nicht unähnlich der sehr höflichen und blumenreichen Sitte gebildeter Orientalen."

Der milde Rumanika hatte recht gehabt, als er gesagt: „Ihr müßt nicht glauben, je wieder einen so vernünftigen Menschen zu finden wie mich!" Schon Mtésa, der König von Uganda, zeigte sich in seiner schauerlichen Wildheit. In dem Augenblick, wo ihm in seinem Palast der Besuch Speke's angekündigt wurde, ließ er funfzig große und vierhundert kleine Männer hinrichten, weil seine Unterthanen so dummköpfig waren und darauf bestanden hatten, daß ihm kein Weißer nahen solle. Mit der ganzen Gesellschaft, in einem großen Halbkreis oder drei Seiten eines Vierecks in vielen Reihen tief hintereinander vor ihm hockend, in der Mitte mit Trommlern und andern Musikanten, sitzt der König in großer Würde auf seinem Thron und gibt die Befehle des Tags aus, ungefähr in folgender Weise: „Rinder, Weiber und Kinder sind knapp in Uganda; eine Armee von zweitausend muß gebildet werden, um Unyoro zu plündern! Die Wahaiya haben neuerdings Sr. Herrlichkeit keinen Tribut gezahlt und sind zu besteuern", u. s. w. Für alle diese Sachen ruft der Commandeur-en-chef die Divisionsoffiziere auf, die der König zu bestätigen hat, und so wird die Sache bei Hofe beendet. Die Divisionscommandanten finden dann niedere Offiziere, diese suchen Leute und die Armee tritt ihren Marsch an. Sollte eine Mission nicht gelingen, so werden Verstärkungen abgeschickt, und die Ausreißer, Weiber genannt, werden so lange mit rothglühenden Eisen geschlagen, bis sie nicht länger Menschen sind und wegen ihrer Feigheit sterben. Dagegen bringt jeder Heroismus sicher Beförderung mit sich. Der König empfängt seine Armee von Offizieren mit großer Ceremonie, horcht auf ihre Auseinandersetzungen und vertheilt als Belohnungen Weiber, Rinder und Befehl über Mannschaft — die größten Elemente des Wohlstandes in Uganda — mit freigebiger Hand. Wir sehen, daß wir uns hier in einem wohlgeordneten Militärstaat befinden. Es fehlt nicht an Paraden und militärischen Schauspielen und den europäischen Orden muß ein afrikanisches Rind ersetzen. Ein König, der sich auf die Speere seiner Unterthanen stützt, ist stets Despot. Auch der Herrscher von Uganda zeigt sich in seiner ganzen entsetzlichen Herrlichkeit. Niemand darf vor dem König stehen, während dieser entweder still steht oder sitzt, sondern muß sich ihm mit niedergeschlagenen Augen und gebeugten Knien nähern und sitzen oder knien, wenn er angelangt ist. Des Königs Thron oder Kleider, selbst zufällig, zu berühren oder seine Frauen anzusehen, ist sicherer Tod. Allgemein genommen ist es die Pflicht aller Beamten, so beständig als möglich bei Hofe aufzuwarten; sollten sie dies nicht thun, so verwirken sie dadurch ihre Ländereien, Weiber und Besitzungen. Diese werden ergriffen und andern, ihrer Würdigern gegeben, da angenommen wird, daß entweder Unverschämtheit oder Abneigung das einzige Motiv sein könne, welches sie bestimme, sich für irgendwelche Zeit des Vergnügens, den Souverän zu sehen, zu begeben. Nettigkeit im Anzuge ist ganz imperatorisch nothwendig, und für irgendeine Vernachlässigung dieser Regel kann der Kopf verwirkt werden. Alle Handlungen des Königs werden für Wohlthaten angerechnet, für die man danken muß; jede seinen Unterthanen zugefügte That ist

ein von ihnen erhaltenes Geſchenk, wenn es auch die Form von Prügeln oder Geldſtrafen annimmt; denn ſind nicht dieſe, die beſſere Menſchen aus ihnen machen, ſo nothwendig als irgendetwas? — Der Dank wird abgeſtattet durch Kriechen auf der Erde, Zappeln und Winſeln nach der Art lebhafter Hunde, und worauf ſie plötzlich aufſtehen, Stöcke ergreifen — Speere dürfen bei Hofe nicht getragen werden —, thun, als wenn ſie auf den König zielten, mit der geläufigſten Zunge ſchnalzen und ſo Treue für ihr ganzes Leben ſchwören. An dieſem ceremonienreichen Hofe hatte es ſeine Schwierigkeiten, eine Audienz zu erhalten. So ſehr ſich auch Mtéſa geſehnt, ſeinen weißen Gaſt zu ſehen, litt es ſeine Königswürde nicht, den Fremden augenblicklich zu empfangen. Immer wieder wurde Speke auf einen andern Tag beſtellt, und es gehörte eine engliſche Geduld dazu, des Königs Verſtocktheit zu ertragen. Endlich ſah Speke den König.

„Einen theatraliſchern Anblick habe ich nie gehabt! Der König, ein gutausſehender, hübſchgewachſener langer junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, ſaß auf einer viereckigen Plattform von Königsgras, mit einem rothen Laken bedeckt, eingefaßt mit Tigergrashalmen, und war ſehr gut gekleidet. Das Kopfhaar trug er kurz abgeſchnitten, mit Ausnahme des Scheitels, wo es in eine hohe Leiſte aufgekämmt war, die von vorn bis hinten wie ein Hahnenkamm ſich erſtreckte. Um den Hals hatte er einen netten Schmuck, einen großen Ring aus ſchöngearbeiteten kleinen Perlen, die durch ihre verſchiedenen Farben hübſche Muſter bildeten. An dem einen Arm war ein anderer hübſchgezeichneter Perlenſchmuck, am andern ein hölzernes Amulet mit einem von Schlangenhaut überzogenen Strick befeſtigt. An jedem Finger und jeder Zehe befanden ſich abwechſelnd Meſſing- und Kupferringe und über den Knöcheln, halbwegs bis zur Wade, eine Art Strumpf von hübſchen Perlen. Alles war leicht, nett und in ſeiner Art elegant; man konnte dem Geſchmack ſeines Aufputzes nichts anhaben. Als Schnupftuch hielt er ein gefaltetes Stück Rinde und ein Stück goldgeſtickter Seide, das er beſtändig benutzte, um ſeinen großen Mund zu verbergen, wenn er lachte, oder ihn abzuwiſchen, nachdem er Bananenwein getrunken hatte, wovon er häufige und reichliche Züge aus netten kleinen Kürbisbechern nahm, die ihm ſeine aufwartenden Damen, gleichzeitig ſeine Schweſtern und Frauen, darreichten."

Wie wenig im Königreich Uganda ein Menſchenleben gilt, dafür iſt folgende Scene ein Beweis. Der König erhielt von Speke einen Karabiner geſchenkt, und nachdem er ihn mit eigenen Händen geladen, überreichte er ihn mit geſpanntem Hahn einem Pagen und befahl ihm, er ſolle in den äußern Hof gehen und einen Menſchen niederſchießen. Dies war kaum geſchehen, als der kleine Kerl zurückkam, um ſeinen Erfolg mit ſolcher Freude zu verkünden, als es ein Junge thun würde, der ein Vogelneſt beraubt, eine Forelle gefangen oder irgendeinen andern Knabenſtreich ausgeführt hätte. Der König fragte ihn: „Haſt du's gut gemacht?" „O ja, ganz vortrefflich!"

Es gehörte der Muth und die Kraft eines ganzen Mannes dazu, um die vielfachen Gefahren und Hinderniſſe zu beſiegen, die der Expedition in den Weg gelegt wurden. Dieſe Wilden hatten ſtets die ſtärkſten Karavanenzüge geplündert, lebten meiſt von Raub und Plünderung und noch hatte kein Weißer dieſe gefährlichen Gegenden zu durchſtreifen gewagt — dennoch ließen ſie den Fremden endlich friedlich ziehen. Er führte große Schätze mit ſich, die in ihren beutelüſternen Augen noch koſtbarer wurden; ſie waren ſtets der Expedition in der Zahl kampfbereiter Männer weit überlegen, durften nur den weißen Fremden überfallen und die Schätze kamen in ihren Beſitz. Nur das kluge Auftreten Speke's, der ebenſo gewandt ſein Anſehen zu behaupten wie jedem ernſtlichen Conflict auszuweichen wußte, verhinderte ſie daran. Wol ſuchten ihn die wilden Fürſten nach Möglichkeit auszuplündern und unter allerhand Vorwänden gewaltſam zurückzuhalten, aber Speke verlor nie die Geduld und die Beſonnenheit und wußte ſo geſchickt ſelbſt mit den wildeſten Königen der Wüſte zu verkehren, daß beide gewöhnlich als Freunde ſchieden.

Koſtbare Zeit ging oft bei dieſen Zwangsbeſuchen an einem Königshofe verloren. Speke erkrankte, ſah ſich oft in Lebensgefahr und verlor dennoch keinen Augenblick ſein Ziel aus den Augen und erreichte es endlich. „Mit einem guten Ruck vorwärts, Berge überſchreitend und große Grasflächen ſowie ausgedehnte, kürzlich von Elefanten verwüſtete Dorfanpflanzungen durchziehend — die Elefanten hatten das Eßbare gefreſſen und was nicht als Nahrung dienen konnte, hatten ſie mit den Rüſſeln zerſtört, ſodaß nicht Eine Banane und Eine Hütte ganz geblieben waren —, kamen wir am äußerſten Ende unſerer

Reise an, dem weitesten Punkt, den die Expedition je in derselben Breitenparallele mit König Mtésa's Palast und vierzig Meilen östlich von diesem erreicht hatte.

„Wir wurden gut belohnt, denn die «Steine», wie die Wayanda die Fälle nennen, waren weitaus der interessanteste Anblick, den ich in Afrika gehabt habe. Alle meine Begleiter rannten sofort hin, sie zu sehen, obgleich der Marsch lang und ermüdend gewesen war, und selbst mein Skizzenstuhl kam in Thätigkeit. Obgleich sehr schön, so war die Scene doch nicht so, wie ich erwartet hatte; denn die breite Fläche des Sees war durch einen Bergausläufer von der Ansicht ausgeschlossen, und die ungefähr 12 Fuß hohen Fälle, 4 — 500 Fuß breit, waren durch Felsen gebrochen. Doch war es ein Anblick, der stundenlang fesseln konnte: das Getöse des Wassers, die Tausende von wandernden Fischen, die mit aller Gewalt aus den Fällen herausſprangen; die Wasogoo- und Wagantafischer, die mit Booten herauskamen und sich auf den Felsen mit Ruthen und Haken postirten; die Krokodile und Hippopotamus (Nilpferde), die schläfrig auf dem Wasser lagen; die Fähre, die oberhalb der Fälle im Gange war; Rinder, die zum Trinken an den Rand des Sees getrieben wurden, dies alles zusammen mit dem hübschen Rahmen des Landes — kleinere mit Gras gegipfelte Berge und Bäume in den Einsenkungen und Gärten an den untern Abhängen —, machte das Bild zu einem so interessanten, wie man nur zu sehen wünschen konnte.

„Der Zweck der Expedition war nun erreicht. Ich sah, daß der alte Vater Nil ohne Zweifel in dem Victoria-Nyanza entspringe und daß, wie ich vorhergesagt hatte, jener See die große Quelle des heiligen Flusses sei, welcher die Wiege des ersten Verkünders unsers Glaubens trug."

Die entferntesten Gewässer oder das oberste Ende des Nil ist das südliche Ende des Sees, dicht beim dritten Grad südlicher Breite gelegen, was dem Nil in directem Maß die überraschende Länge seines Laufs über 34 Breitengrade von ungefähr 2300 Meilen oder mehr als ein Elftel des Erdumfangs gibt. Von diesem südlichsten Punkte nun westlich herum bis dahin, wo der Große Nil ausströmt, ist nur ein Zufluß von Bedeutung vorhanden, und dies ist der Kitangulé-Fluß, während von jenem südlichsten Punkt östlich herum bis zu jener Straße gar keine Flüsse von Bedeutung existiren.

Speke berichtigt auch manche falsche Angaben über die Nebenflüsse des Nil. Der erste Zufluß, der Bahr oder Ghazal, überraschte Speke; denn statt einen großen See zu finden, wie er in unsern Karten an einem Knie des Nil beschrieben wird, fand der gewissenhafte Forscher nur eine kleine Wasserfläche, ähnlich einem Ententeich zwischen einem Binnensee. Der alte Nil fließt mit majestätischer Grazie durch ihn und brachte die Reisenden zunächst an den Giraffenarm des Sobatflusses, den sie mit einer leichten halbkreisförmigen Schwenkung und guten starken Strömung in den Nil einfließen sahen.

Auch dem Blauen Nil, der auf unsern Karten sich als ein mächtiger Fluß zeigt, raubt Speke seine Majestät und schildert ihn als einen erbärmlichen Fluß. Er ist allerdings an der Mündung sehr breit, aber so seicht, daß die Fahrzeuge der Reisenden nur mit Mühe in ihn einfahren konnten. Er hatte das Aussehen eines Bergstroms, großen periodischen Schwankungen unterworfen. Speke versichert, daß er niemals mehr enttäuscht gewesen als über diesen Fluß; würde der Weiße Fluß von ihm abgeschnitten, so würde sein Wasser völlig absorbirt werden, ehe es Unterägypten erreichen könnte.

„Ich hatte nun genug gesehen", fährt Speke dann fort, „um mich zu überzeugen, daß der Weiße Fluß, der an den Riponfällen aus dem Victoria-Nyanza entspringt, der wahre oder Stammnil ist; denn in jedem Fall seiner Verzweigung zeigt sich dies in der allerdeutlichsten Art, besonders wenn man, wie ich es mit all diesen Strömen that, sie in der trockenen Jahreszeit sieht, welche die beste Gelegenheit bietet, ihre relative bleibende Bedeutung abzuschätzen."

Es macht einen rührenden und tiefen Eindruck, wenn wir an das traurige Ende des kühnen Forschers denken und ihn im Anschauen der prächtigen Riponfälle, an deren Ufern er einen ganzen Tag verbringt, träumerisch ausrufen hören: „Mir war es, als fehle mir nur eine Frau und Familie, ein Garten, eine Jacht, Büchse und Angelruthe, um mich hier zeitlebens glücklich zu machen, so reizend war der Platz. . ."

Der Zweck der Expedition war nicht allein erreicht, sondern auch noch andere wichtige Resultate für die Wissenschaft waren gewonnen. Speke hatte auf seiner abenteuerreichen und gefahrvollen Reise die sorgfältigsten Messungen vorgenommen, Karten und Zeichnungen gefertigt und eine außerordentlich reiche Sammlung der merk-

würdigſten Pflanzen und Thiere angelegt und wohlbehalten heimgebracht.

Blicken wir auf das große, glücklich ausgeführte Unternehmen des kühnen Speke zurück, dann müſſen wir ihn zu jenen Helden zählen, die unſere Zeit auf den Schild erhebt. Mit der wachſenden Bildung der Völker machen auch die Anſichten über Helden und Heldenverehrung eine Wandlung durch. In den früheſten, ſtürmiſchſten Tagen galt der einzelne Mann als Held, der am ſchonungsloſeſten auf ſeine Feinde losſchlug. Der Held ſpäterer Zeiten mußte ſchon an der Spitze einer Armee ſtehen und ſie durch kluge und kühne Führung von Sieg zu Sieg leiten. Für uns fangen auch bereits dieſe Bilder von Helden zu erblaſſen an. Wir lernen diejenigen Männer als Helden verehren, die mit unendlicher Selbſtverleugnung und dem Aufwand aller Kraft im Reiche der Wiſſenſchaft neue Siege gewannen oder der ganzen Menſchheit den Segen einer neuen Erfindung und Entdeckung zu verſchaffen ſuchten! Zu ihnen gehört Kapitän Speke.

Was bringſt Du mit?

Von Karl Neumann-Strela.

II.

Hieronymus Schneider hatte zu Weimar im Hauſe ſeines alten Freundes Hildebrand ein treffliches Mittagsſchläfchen gehalten und fragte, ob er ihn zu begleiten gedenke. Erſt wolle er ein wenig durch die Straßen ſpazieren, alten Studiengenoſſen zu begegnen, dann aber müſſe er ſeinen ehemaligen Spielkameraden aufſuchen, den Beutler Hertel, der in einem Laden am Markt ſeinen Kram feilböte. Hildebrand jedoch entſchuldigte ſich ob überhäufter Geſchäfte. „So gehe ich allein", verſetzte Schneider, „und wenn ich ſchön bitten darf, haltet euch nicht nach mir auf! Wann ich zurückkehre, das iſt nicht abzuſehen. Denn einmal gibt's mit den alten Bekannten in Hülle und Fülle zu ſchwatzen und dann — ja darin kenne ich Hertel nur zu gut — von dem kommt man ſo bald nicht wieder fort. Deshalb iſt's wol das Beſte, wenn ihr mir den Schlüſſel zum Hauſe anvertraut. Wie ein Dieb werde ich hereinſchleichen, niemand ſoll durch mich im Schlafe beläſtigt werden!"

„Nein, nein", ſprach da die Pfarrerin, „die Magd kann Euch erwarten!"

Hieronymus wehrte ab. „Die wird am Abend müde genug ſein! Bliebe ſie wach, ſo wär's ein Opfer. Und das liebe ich nicht. Wollt ihr jedoch die Lampe neben der Treppe anzünden, ſo werde ich's euch herzlichſten Dank wiſſen. Lebt wohl, Jungfer Braut! Ich weiß, von wem Euch träumen wird. Angenehmſte Ruhe allerſeits!"

Damit ging er. Aber draußen ließ er den Kopf hängen. Hildebrand ein leidenſchaftlicher Verehrer der neuen Richtung — wie hätte er das jemals erwarten können! O, war der ſonſt ſo beſonnene Mann nicht gänzlich aus dem Häuschen gerathen? Während ſich Schneider dieſen Gedanken noch ſeufzend hingab, hatte er nicht einmal bemerkt, wie eine Gruppe ſilberhaariger Männer ihm forſchend nachgeblickt. Jetzt ſprach der eine: „Er muß es ſein!" „Den krummen Knien nach, gewiß!" ſagte der zweite. Und der dritte rief: „Ich eile hinterher, ich hole ihn ein!" Er nahm die größten Schritte und an der Ecke der Jakobsſtraße — „Schneider, alter Freund und Genoſſe!" „Sie — Du — Ja, du biſt Hans Huber aus Weißenſee!" Beide feierten dieſes Wiederſehen, indem ſie ſich herzlichſt umarmten, und jeder fand, daß der andere recht grau geworden; doch gab keiner ſeinen Gedanken Worte. „Du mußt mitkommen, Schneider! Michaelis, Kaiſer und Lübke ſtehen da oben. Wir müſſen ein Gläschen zuſammen trinken und vergangener Tage gedenken. Ach, die Abende im Burgkeller und die ſchöne Lene in Dornburg!..." Die andern hoben ſchon die Hände empor, wie ſie Hieronymus wieder erblickten. Dann fiel er aus einer Umarmung in die andere und dann eilte man dem nächſten Schenkhauſe, der „Sonne", zu. Nun wurde gefragt, erzählt, geſcherzt und gelacht; als Michaelis zu Schneider ſagte, ob er noch wiſſe, wie er Lene einmal geküßt, ward der dunkelroth gleich einer Jungfer. „Laßt die alten Geſchichten", rief Kaiſer, „ich weiß etwas Beſſeres! Der Conſiſtorialrath Herder ſoll leben, vivat hoch!" „Vivat hoch!" echoten die übrigen und hoben die Gläſer; nur Hieronymus blieb wie angeſchmiedet auf der Bank ſitzen. „Was iſt das mit dir?" fragte Lübke verwundert. „Ihr ſeid auch — Freunde — wo blieben eure Grundſätze — die neue Richtung . . ." ſtotterte jener, und der Blick, den er dabei auf jeden warf, war ein tiefbekümmerter. Jetzt drängte ein Ruf den andern: „Was ſoll das heißen? Du ein Gegner des erſten Kanzelredners? Iſt Herder etwa ein Freigeiſt? Haſt du ihn denn predigen hören?" So ging's weiter; kühle Aeußerungen miſchten ſich hinein, allein Schneider vernahm nichts mehr

davon, er war ſchon wieder draußen auf der Straße. Gewiß, er wäre ſtracks nach Mellingen zurückgeeilt, ohne Hildebrand Lebewohl zu ſagen, ohne erſt den anvertrauten Hausſchlüſſel abzuliefern; aber die Dämmerung war bereits eingetreten, ein ſchwerer Nebel hatte ſich herabgeſenkt und deshalb mußte er bleiben, er hätte ſonſt Schaden nehmen können. „Verwünſchte Zeit!“ murmelte er. „Da finde ſich ein anderer zurecht! Nun, Freund Hertel, mein Spielkamerad aus beſſern Tagen, der ſoll mich auf andere Gedanken bringen!“

Aermſter Hieronymus! Jetzt kommſt du vom Regen unter die Traufe! Denn iſt nicht Hertel's erſtes Wort: „Na, alſo dem großen Herder hab' ich's zu verdanken, daß du dich endlich einmal ſehen läßt! Ohne die Conferenz wärſt du wol in deinem ganzen Leben nicht wieder in die Stadt gekommen! Ein zu vortrefflicher Menſch, dieſer Herder, und höchſt anſtändig, ſage ich dir, denn niemals findet er meine Halsbinden und Handſchuhe zu theuer!“ Wäre ein plötzlicher Blitz aus heiterm Himmel herabgefallen, ſo hätte Schneider unmöglich erſchrockener ſein können, als wie er's jetzt nach dieſer Begrüßung war. „Keinen Tropfen trinke ich!“ rief er jetzt dem Beutler zu, da dieſer Anſtalt machte, Flaſche und Gläſer herbeizuholen. Aber alles Wehren nützte nichts. Einmal müſſe er austrinken und dann noch einmal, und vom baldigen Scheiden dürfe keine Rede ſein — „Dein braves Weib ſoll leben!“ rief Hertel, und Hieronymus mußte darauf anſtoßen und alles nur Mögliche von Minchen erzählen, denn des Beutlers Fragen nach ihr nahmen gar kein Ende. „Daß ich nur die Zeit nicht verſchwatze!“ meinte der Pfarrer, der über dem neuen Thema die Hertel'ſche Begeiſterung für Herder allmählich vergeſſen hatte. „Ei was, ſo jung kommen wir nie wieder zuſammen! Jetzt will ich auskramen!“ Und der Beutler erzählte von ſeiner kürzlich verſchiedenen Frau, vom glücklichen Fortgange ſeines Geſchäfts, von dem Aerger, den ihm der neue Lehrburſche verurſache. . . „Herr Gott, deine Uhr geht ja auf elf!“ rief plötzlich Schneider. „Laß ſie doch zwölf, eins, zwei ſchlagen! Was thut das?“ Aber jener ließ ſich durchaus nicht länger zurückhalten, und Hertel willigte in ſein Scheiden nur unter der Bedingung, daß er morgen in der Frühe wieder vorſpräche.

Der Nebel lag wie ein Alp auf der Stadt. Keine Straßenbeleuchtung? dachte der Pfarrer, obgleich in der Mitte des Markts eine Laterne brannte. Allein er ſah ſie nicht, er ſah auch die nächſte Ecke nicht einmal, mit der er in eine höchſt unſanfte Berührung kam — O, o, ſagte er ſich da, was iſt mit dir geſchehen? Haſt du des Guten zu viel gethan? — Die Uhr auf der Stadtkirche brummte elf. Das machte ihn beſonnener, er ſchritt aus wie ein Bote, und nun ſtand er keuchend vor der Thür ſeines Gaſtfreundes. Den Schlüſſel heraus, ins Schloß damit — ja, der gute Wille war wol da, aber der rechte Schlüſſel war nicht da, und jetzt fluchte Hieronymus über die unverzeihliche Flüchtigkeit der Pfarrerin. Nur Geduld, ich werde pochen. Einmal, zweimal, dreimal, erſt leiſe, dann immer ſtärker und ſtärker — ach, kein Menſch in dem ganzen Hauſe erwacht, die müſſen einen beneidenswerthen Schlaf haben! Dunkel blieb jedes Fenſter. Der arme Hieronymus! Wie ihn die Kälte peinigte, wie ihn ſein Ausſpruch reute, daß das Harren der Magd auf ihn ein Opfer wäre, und wie er nun endlich zu der feſten Ueberzeugung gelangte, daß bei der unglückſeligen Stellung vor der Thür nichts herauskäme und daß nichts weiter bleibe, als beim erſten beſten Schenkhauſe anzupochen! Es war förmlich betrübend, den müden Mann wieder umkehren zu ſehen.

Vor der Wirthſchaft „Zum ſchwarzen Adler“ machte er halt. Viel hätte nicht gefehlt, und er hätte die Thür zerſchlagen; denn es währte gar lange, bevor der Knecht in die Kleider kam. Endlich ward geöffnet. „Ein Bett für dieſe Nacht!“ „Unmöglich! Das ganze Haus iſt bis zum Dach gefüllt!“ „Nur ein einziger Winkel!“ „Nicht für Gold zu haben! Vielleicht gibt's nebenan in der «Sonne» noch einen Platz!“ Dorthin wankte nun der gepeinigte Pfarrer. Und richtig, man ließ ihn ein, man hatte Erbarmen. Zwar drei Stiegen hinauf führte ihn der Schließer, zwar begegnete ihm eine freche Maus auf der Schwelle, allein er fühlte ſich doch, da er ein ſauberes Bette erblickte, wie im Himmel. Ach, jetzt wollte er ſo recht ausſchlafen und ſeine nächtliche Promenade und die verwünſchte Conferenz vergeſſen; hätte er nur die bequemern Schuhe zur Stelle gehabt! Die hohen Stiefeln, die den lieben langen Tag an den Füßen geſeſſen, drückten ja, als ob ſie von Eiſen wären. Aber herunter damit — o weh, wie der Boden kältete! „Was, wer pocht da? Soll ich denn gar keine Ruhe haben?“

„Um Vergebung! Verzeihen Sie gütigſt!

Bitte tauſendmal um Entſchuldigung!" Mit dieſem Schweif von Höflichkeiten trat jetzt ein Weſen ein, juſt wie eine Nachteule anzuſehen. Das wirre Haar drängte unter der Haube hervor, das Kleid war nur leicht übergeworfen, das Tuch über der Bruſt hatte ſich gelöſt und erſchien gleich einer Fahne bei totaler Windſtille. „Was iſt denn? Brennt's irgendwo?" fragte Hieronymus mit ſichtlichem Verdruß. „Bitte tauſendmal, erſchrecken Sie nicht, die Stadt iſt ruhig, aber ich bin es nicht! Mein Knecht nämlich kommt an mein Bett und ſpricht: «Frau Wirthin, noch ein Fremder da!» «Gut, Johann», ſage ich, «das iſt der Herr Geiſtliche aus Rudolſtadt!» «Ne», ſagt Johann, «der kann's nicht ſein! Der hat gemeldet, daß er mit der Poſtkutſche um 2 Uhr eintrifft, und eben hat's 12 geſchlagen!» «Was?» rufe ich, «das weißt du und haſt dem Fremden doch die einzige leere Stube gegeben, die für den Geiſtlichen aus Rudolſtadt iſt?» «Na, ich dachte —», ſagt Johann. «Nichts zu denken!», ſage ich darauf und ſpringe aus dem Bett und ſpringe die drei Stiegen herauf, und nun bin ich hier, um den Herrn gütigſt zu bitten..." „Was?" ſchrie Hieronymus und blickte die achſelzuckende Wirthin mit flammenden Augen an, „ich ſoll wieder fort? Unmöglich!" „Ach du lieber Gott!" jammerte die Frau, „ich bin die unglücklichſte Perſon in der ganzen Welt, aber es geht doch nicht anders!" Und jetzt ſetzte ſie ihre Verlegenheiten auseinander und ſprach von dem guten Klang, den ihre „Sonne" habe, den ſie jedoch verlieren würde, ſobald der Rudolſtädter die beſtellte Stube beſetzt finde — und den Pfarrer dauerte dieſe Verlegenheit herzinniglich, dieſer Klaggeſang ſtimmte ihn weich, und mit der Entſchloſſenheit eines Verzweifelnden warf er ſich auf den Stuhl und zog die peinigenden Stiefeln wieder über die Füße. „Ich werde leuchten, ſtolpern Sie nur nicht, lieber Herr! O, wie Sie mir leid thun! Gott iſt mein Zeuge!" So ging's die Treppe hinab. Noch unter der Thür meinte die Wirthin: „Hoffentlich finden Sie noch im «Anker» ein leeres Bett. Ich will's wünſchen!"

Dahin ſtürzte nun der obdachloſe Hieronymus. Vergebens! „So will ich denn zu Hildebrand zurück und ſollte ich das ganze Pfarrhaus zertrümmern!" Alſo that er. Der Weg war zwar ein kurzer, allein für ihn ohne Ziel, denn die Kälte ſchüttelte ihn und der Nebel feuchtete ſeine Röcke an. Jetzt die Stadtkirche entlang, um den Thurm herum — da — Schneider zuckte förmlich zuſammen — der Mann, der ihn plötzlich anrief, hatte etwas von einem Rieſen. Und die Glocke ſchlug eins.

„Seid Ihr ein Fremder? Kann ich Euch Auskunft geben?" Wie ſonderbar klang dieſe Stimme!

„Ich bin ſogleich zur Stelle. Der Pfarrer Hildebrand —" Hieronymus mußte ſich zur Antwort zwingen, denn beim Anblick dieſer Geſtalt fröſtelte ihn noch mehr.

„Wenn Ihr zu dem wollt, werdet Ihr lange pochen müſſen! Wählt lieber ein Schenkhaus!"

Nun faßte jener größern Muth. Er ließ etwas von ſeinen Leiden fallen.

„Dann mache ich Euch einen Vorſchlag! Steigt mit zu mir hinauf!"

„Wo — hinauf?"

„Ich bin der Thürmer. Mein Kleinſter liegt krank danieder, deshalb war ich beim Medicus."

Es währte geraume Zeit, bevor Schneider ausſprach, daß er die Einladung annehmen würde. Aber was blieb ihm? Hier war er doch gewiß, die erſehnte Ruhe endlich zu finden. „So kommt", ſagte der Thürmer, „ich heiße Fritz Seifferth! Wie heißt Ihr?" „Ich bin der Pfarrer Schneider aus Mellingen. „Aha, ein Mitglied der Conferenz. Ja, ja, unſer Conſiſtorialrath iſt ein wahres Wunder! Wenn der ſpricht, muß die ganze Geiſtlichkeit in den Sack kriechen!" Hieronymus brummte etwas vor ſich hin, was gerade wie „Zu arg! Zu arg!" klang. Währenddeſſen hatte der Thürmer eine kleine Laterne unter dem Mantel hervorgezogen, ſie angezündet und die ſchwere Thür aufgeſchloſſen.

Eine Stufenreihe, dann ein Abſatz, eine erſte und zweite Leiter — ſo ging's hinauf. Das Licht warf gar unheimliche Schatten, Fledermäuſe jagten vorüber, ein Käuzchen ſchrie, der Wind pfiff durch Ritzen und Luken. Hier ragte ein Balken aus der Mauer und zwang zur Vorſicht, dort war die Wand ſchwarz wie in einer Todtengruft und drüben hingen Stricke herab, lagen unförmliche Gegenſtände umher; man konnte wähnen, ſich in einer Folterkammer zu befinden. Der Pfarrer mußte auch ſo etwas denken. Er ließ den Mantelzipfel des Thürmers nicht aus der Hand und war herzlich froh, als er nun vernahm, daß das Ziel nahe ſei. „Jetzt bückt Euch, wir müſſen kriechen!" War das entſetzlich! Seifferth legte ſich platt auf den Boden — der erſchrockene Mellinger zauderte noch, allein was half's? Auch er mußte nun die Stellung ſeines

Führers nachahmen und hinterdreinkriechen durch ein nicht allzu weites Loch. Wie der Schweiß auf seiner Stirn perlte! Dann noch ein Stückchen die Mauer entlang und — „So, da wären wir!"

„Ach, lieber, bester Herr Medicus", rief sogleich die Frau, „ich glaube, mein Ernst hat das Fieber! Helft doch!"

„Der Junge. Medicus schickt hier Tropfen für den Er brauche nicht selber zu kommen, sagte er. Dieser gute Herr ist der Pfarrer Schneider aus Mellingen, der bei uns bleiben will, bis es Tag wird. Bleib' sitzen, Hanne, der Junge scheint zu schlafen! Ich werde eine Streu aufschütten, so gut es geht. Der Herr muß fürlieb nehmen!"

In den Augen der Frau Thürmerin war ein Pfarrer wenigstens ein naher Anverwandter Gottes. Daher nahmen ihre Entschuldigungen wegen der engen Stube, wegen der vielen Kinder und des erbärmlichen Lagers darin auch gar kein Ende. Erst nachdem Hieronymus sein Schicksal kurz angedeutet und wiederholt versichert hatte, daß er mit allem zufrieden, beruhigte sie sich ein wenig und gab ihrem Bedauern beredte Worte. „Aber", fügte sie hinzu, „der Herr wird morgen am allerschönsten getröstet werden. Bei einer Predigt unsers geliebten Herrn Consistorialraths vergißt man Unglück und Krankheit und alle Noth..."

„Eine trauliche Stube", fiel da Schneider schnell ein und streichelte die Wange des Knaben, der auf dem Schoße der Mutter schlummerte. „Ein schönes Kind! Acht Jahre alt? Konnte mir's denken. Ihre Familie ist stark, liebe Frau?"

„Schaue der Herr nur umher! Da liegen noch fünf Rangen in zwei Betten! Sie müssen sich zwar ein wenig drücken, aber es geht doch. Und Gott sei gedankt, alle sind sie gesund! Nur mein Ernst hier hat gestern zu lange vor den Luken gestanden und zu viel Kälte abbekommen. Der würde noch einst ein tüchtiger Mann werden, wenn wir etwas an ihn wenden könnten! Alles spielt er auf der Geige nach. Sein Vater fidelt nämlich so ein bischen."

Während Seifferth nun die Streu bereitete, blickte Hieronymus den kleinen Virtuosen unverwandt an. Es ward ihm gar eigen dabei. Gerade in diesem Alter war sein einziges Kind gestorben, ebenso blühend war es gewesen; er glaubte eine Aehnlichkeit zu entdecken...

„Wenn's gefällig ist, Herr Pfarrer!" sagte jetzt der Thürmer. Seine Frau entschuldigte sich, daß sie wegen ihres Ernst das Licht nicht löschen könne, allein sie wolle nebenan in die Küche gehen. Doch Schneider gab das nicht zu. Er würde nur die Stiefeln von sich werfen, versetzte er. Seifferth fügte noch hinzu, daß er nicht gewagt habe, sein eigenes Bett anzubieten; dann schritt er hinaus. Und Hieronymus legte sich nieder.

Wenn die Glocke schlug, erzitterte die Wand; wenn der Wind seufzte, klirrten die bleiumgossenen Scheiben. Sonst war es ganz still; allein Schneider warf sich doch bald nach rechts, bald nach links; der Schlummer floh ihn. Er mochte die Augen schließen, mochte jeden Gedanken zurückdrängen, nichts half — die Gedanken kamen doch wieder, sie nahmen Gestalt an... Was sich wol in der Conferenz begeben würde! Wie Herder wol predigen! Ist nicht die ganze Stadt davon erfüllt? War man nicht begeistert, wo ich nur hinkam?... Jetzt schlug er die Augen auf. Die Frau war ein wenig eingenickt, der Knabe schlief fest. Das ist ein schönes Bild, sagte sich Schneider; so saß mein Minchen auch einst mit unserm Kinde — ach, nun träumt es unter dem Fliederbaum!... Aber ich will nun auch träumen, alles Weh will ich vergessen — und er bedeckte die Augen mit der Hand. Die Uhr meldete die dritte Stunde. Der Thürmer blies das erhebende Lied: „Herr Gott, dich loben wir!" Hieronymus horchte auf. Wie heilig das klingt! Ob's mein freundlicher Wirth in jeder Nacht bläst oder ob Herder es bestimmte, weil er morgen darüber sprechen wird? Ei, darüber läßt sich viel sagen! Herder würde allerdings mit der Schöpfung beginnen und ich würde zuerst den ganzen Gesang vortragen — Aber des Consistorialraths Art und Weise ist vielleicht bündiger, fesselnder? Wenn ich ihn hörte, wenn ich mich an der Conferenz betheiligte? — Warum nicht? Kann ich doch sehr gut Zeuge der Verhandlungen sein, ohne daß ich nöthig habe, den Beschlüssen beizustimmen...

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Frauenschönheit und Gesundheit.

O Frauenschönheit, vieles ist zu preisen
An dir in ewig unerschöpften Weisen!

Aus dem Meer taucht die Göttin der Schönheit herauf, als rosenfingerige Eos entwindet sie sich dem Gewölk des Morgens, als „Göttin mit den Rosenwangen" schwebt sie durch den Saal des Olymps. Seit jener Urzeit ist für alle Zeiten das Ideal weiblicher Schönheit festgestellt und dieser Typus ist nicht untergegangen und wird auch nicht untergehen wie

die Typen der äginetiſchen Schule, wie jene der Byzantiner untergehen mußten, um dem Leben in Geſicht und Körper Ausdruck zu geben,

Frei von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin göttlicher Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Geſtalt —

Die „lebende Geſtalt" — und „lebende Geſtalt", ſagt der Dichter, „iſt Schönheit. Der Menſch, wiewol er lebt und Geſtalt hat, iſt darum noch keine lebende Geſtalt. Dazu gehört, daß ſeine Geſtalt Leben ſei und ſein Leben Geſtalt." Das war bei jener Aphrodite, bei der Hebe — ſie ſind darum ewige Typen.

Da liegt ein Werk vor uns: „Des Weibes Schönheit und Geſundheit" von Karl Reclam (Leipzig u. Heidelberg, Winter'ſche Verlagshandlung, 1864) — ein Werk im zarteſten farbigen Umſchlag, der nirgends andersher ſein kann als aus der Fabrik der Gebrüder Rauch zu Heilbronn — ein Werk, das man nur mit Roſenfingern anrühren möchte. Ein Duft liegt über dieſem Werke. Es duftet aber nicht nur von all den Eſſenzen, Seifen und Pommaden, deren Bereitung der Verfaſſer mittheilt bis auf das Eau de Cologne Nr. 4711 — das beſte —, es weht noch ein anderer duftigerer Hauch durch die Blätter des Buches, ein Etwas, das zu der lebenden Geſtalt, zur vollendeten Schönheit führt. Nicht nur Verſchönerung des eigenen Leibes und Geiſtes lehrt es, ſondern Verſchönerung des Hauſes, der Umgebung, der Geſellſchaft, die eine Frau bei ſich ſieht, vor allem der Kinder. Kapitel um Kapitel — eins ſo reich als das andere an Beobachtungen und Bemerkungen, die nicht genug zu empfehlen ſind — ſpricht der Verfaſſer von Haut-, Zahn-, Muskelpflege, von der Kleidung (auch unverbrennlichen Küchenkleidern), von Boudoir und Kinderſtube, von den Vergnügungen, den geſelligen Cirkeln, endlich von Heirath und Ehe. Und überall berührt er das Geſchichtliche, ſo der Parfumerien, der Crinoline — die er zurück verfolgt bis zu dem Hüftenpult der wohlhabenden Negerinnen von Fetu und der Vertugada der Spanierinnen um 1555 — ein Name, in dem etwas wie „Tugend" zu liegen ſcheint. Noch intereſſanter iſt das Kapitel über „Frauenarbeit ſonſt und jetzt", von der Thätigkeit unſerer Großmütter, von Fürſtinnen vergangener Zeiten, die noch ſelbſt für ihre Männer kochten wie die Herzogin Dorothea von Preußen. Welche beherzigenswerthen Winke gibt dann der als Polizeiarzt in Leipzig thätige Verfaſſer über die Beſchäftigung von Frauenkräften im Leben, außer dem Hauſe, in Künſten und Gewerben, die geſünder ſind als manches, das Frauen heute faſt nur noch üben. Vor allem dringt er auf die Geſundheitspflege, welche er als geiſtige und körperliche Selbſterziehung gibt — „denn in dieſem Sinne geſund ſein heißt ſchön ſein", ſchließt er ſein nicht genug zu empfehlendes Werk.

Ein Weihnachtslied.

Von Karl Stelter.

Weihnacht iſt's und ringsumher
Jubelndes Frohlocken;
Innen wogt ein Lichtermeer,
Draußen wirbeln Flocken.

In Palaſt und Hütte ſtehn
Bunte Weihnachtsbäume,
Und durch ihre Zweige wehn
Holde Märchenträume.

Draußen blicken nach der Pracht
Hinter hellen Fenſtern
Zwei Verlaſſ'ne, durch die Nacht
Gleichen ſie Geſpenſtern.

Arme Kinder, bleich und hohl,
Frieren ſie im Winde —
Ihnen auch erzählte wol
Mutter von dem Kinde.

Von dem Kinde, das da ſprach:
„Laßt die Kindlein kommen!"
Das die ſieben Brote brach
Für die Gläubig-Frommen.

Und ſie gehn von Thür zu Thür,
Schauen nach den Lichtern,
Und die Freude tritt herfür
Auf den Angeſichtern.

Hand in Hand, durch Sturm und Nacht
Wandern ſie die Straßen;
Sie, die über all der Pracht
Ihre Noth vergaßen.

In dem engen Kämmerlein
Sitzt die Mutter, ſtickend,
Bei der Lampe trübem Schein
Nicht vom Rahmen blickend.

Was ſie ſchafft, iſt Feſtgeſchenk,
Morgen muß ſie's bringen,
Muß, der Kinder eingedenk,
Brot damit erringen.

Keine Kerze, keinen Baum,
Nichts für ihre Kleinen,
Denen nur im Weihnachtstraum
Fremde Lichter ſcheinen.

Und ſie treten, weißbeſchneit,
In die dunkle Stube —
Mägdlein klagt betrübt ſein Leid,
Schweigend ſteht der Bube.

Weihnachtsfreude ringsumher,
Jubelndes Frohlocken —
Dieſer Aermſten Lichtermeer
Wirbelt in den Flocken!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Sprachforschung und Darwinismus.

II.

Die alte Ansicht von den Arten nahm da eine gemeinsame Gattung an, wo gegenseitige Fortpflanzung stattfindet. Hiernach müßte der Sprachforscher nicht etwa, wie Lyell will, da eine besondere Sprachart oder, wie wir gewöhnlich sagen, eine besondere selbständige Sprache annehmen, wo die Mundarten sich ihrer Verschiedenheit ungeachtet noch miteinander verständigen können, sondern er müßte darauf sehen, ob die Mundarten, die ein und derselben Gattung angehören sollen, fähig sind, sich miteinander zu verschmelzen und eine ihnen ähnliche Mundart zu bilden. Doch wollen wir hier nicht darüber streiten, ob Lyell mit der besondern Ausführung seiner Vergleichung recht habe. Genug, daß es überhaupt erlaubt sein muß, die Zusammengehörigkeit der Dialekte nach der Möglichkeit der gegenseitigen Verständigung zu beurtheilen. Zwei Mundarten, welche diejenigen, von denen sie geredet werden, in den Stand setzen, einander gehörig zu verstehen, müssen offenbar als Verschiedenheiten ein und derselben Sprechart betrachtet werden. Man denke an die vielen italienischen Dialekte. Im untern und im obern Italien werden bekanntlich Mundarten von höchst ausgeprägter Verschiedenheit gesprochen. Dennoch ist das Italienische die einheitliche Art. Niemand wird daran zweifeln, daß sich diese verschiedenen Mundarten verschmelzen können und mit der politischen und socialen Einheit des Landes auch im Laufe der Zeit einander stark beeinflussen werden. Jedoch würde der Sprachforscher, der überall eine so nahe Beziehung als Kennzeichen einer besondern Sprachart fordern wollte, sehr bald in Verlegenheit gerathen. Wie steht es z. B. mit jenem Idiom, welches in Italien etwa im 12. Jahrhundert gesprochen wurde? Es war nicht das alte Lateinisch und auch nicht das heutige Italienisch, und die sieben Jahrhunderte sind eine Kluft, welche die Verständigung ausschließt. Kämen die Leute von damals zu den heutigen Italienern, so würden sie sich ebenso wenig wie Spanier und Franzosen verstehen. Doch uns liegt ja das Beispiel unserer eigenen Sprache noch näher. Wir müssen uns die Nibelungendichtung erst von den Gelehrten übersetzen lassen, um sie lesen zu können, und dennoch versteht das Auge leichter als das Ohr. Die Orthographie bewahrt allerlei Spuren, welche die lebendige Sprache nicht mehr kennt, und so hat der Leser oft noch den Schlüssel zum Verständniß, wo ihn der Hörer sicherlich nicht mehr haben würde. Gerade also, wenn man jene alte Sprache noch in ihrer ursprünglichen Lebendigkeit an unser Ohr bringen könnte, würden wir sie am wenigsten verstehen. Der Deutsche des 12. Jahrhunderts würde, wenn man ihn neben den des 19. Jahrhunderts hinzaubern könnte, nach dem Glossar greifen müssen und nach einem Conversationsbüchelchen fragen. Doch ist offenbar jene alte Mundart, in der die Nibelungen gedichtet sind, nicht minder deutsch als unsere jetzige Sprechweise. Wo bleibt nun die Abgrenzung von Art und Art, oder was ist denn eigentlich ein Dialekt? Offenbar liegt allen solchen Eintheilungen nur ein Mehr oder Minder der Verschiedenheit zu Grunde. Die Dialekte sind für die Sprachen dasselbe, was die Spielarten im Thier- und Pflanzenreich. Es gibt kein gebietendes Halt für die besondere Entwickelung der Mundarten. Aus einem Dialekt kann eine besondere Sprache werden, wie aus einer spielenden Abweichung überhaupt eine Art werden kann. Die Sprachbildung ist also fortwährend in einer gewissen Strömung begriffen. Je größer die Abschließung des Landes und der Menschen, bei denen sich eine gewisse Mundart findet, um so sicherer geht die Entwickelung dieses Dialekts ihren ungestörten Gang und um so leichter steigern sich die Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten desselben. Sind nun etwa gar noch besondere Naturkräfte — ich meine hauptsächlich besondere klimatische Verhältnisse — thätig und bilden diese Mächte das Empfindungsleben (welches ja zum großen Theil nur eine Rückwirkung der Naturanregungen ist) in einer besondern Richtung stetig aus, so mag aus dem Dialekt sehr wohl im Laufe langer Zeiträume eine besondere Sprache werden, durch die man sich schließlich nicht mehr mit den ursprünglichen Nebenmundarten verständigen kann.

Höchst merkwürdig ist die Anwendung, die Lyell von dem Darwin'schen Grundsatz der Ausmerzung der Zwischengebilde macht. Diese Ausmerzung findet im Wege des Kampfes ums Dasein statt. Dieser Kampf, d. h. die Mitbewerbung um die Ergreifung der günstigen Chancen des Daseins, ist am heftigsten zwischen den einander am nächsten stehenden und am meisten verwandten Gebilden. Die Concurrenz um den Preis des Lebens spannt sich am entschiedensten zwischen gleich und gleich, d. h. sie tritt vorherrschend da ein, wo das gemeinsame Ziel die meisten Berührungspunkte bietet. Wer in der Weise einer überwundenen Naturphilosophie spielen wollte, könnte sagen, daß das allgemeine Polaritätsgesetz sich auch hier bewähre. Das Gleiche stößt sich ab, während das Verschiedene Anhaltspunkte zur Combination darbietet. Doch auch abgesehen von dieser spielenden Färbung des Gedankens steht es fest, daß jene Concurrenz abstößt, vernichtet und so Lücken reißt. Indem die Zwischenspielarten verschwinden, wird der Abstand zwischen den bestehen bleibenden größer, und es wird uns meist sehr schwer, die Mittelglieder aufzufinden. Denn wir haben diese Mittelglieder in einer Welt von Gebilden zu suchen, die längst von

der Bühne abgetreten sind. Die Grabstätten der Natur sind die Zeugen der ausgemerzten Arten; sie geben uns Kunde von jenem Ringen, in welchem die schwächern Gestaltungskräfte weichen mußten.

Eine solche Vorstellung von Ausmerzungen ist nun auch auf die Schicksale der Sprachen anwendbar. Setzen wir, um bei den Verhältnissen der Gegenwart zu bleiben, irgendein kleines Winkelvolk mit besonderer Sprache könnte künftighin der auffaugenden Kraft der großen Nationalitäten nicht widerstehen. Dann würde auch seine Sprache in derjenigen einer andern Nation aufgehen und eine Zwischenmundart wäre ausgemerzt. Als Deutsche sollten wir die Höflichkeit haben, unser verlorenes Kind Holland nicht gerade zum Beispiel zu wählen. Allein der Engländer Lyell überhebt uns dieser Delicatesse. Verschwände, sagt er, die holländische Sprache, so würde damit eine Zwischenbildung zwischen dem Englischen und Deutschen ausgetilgt. Hierbei müssen wir des Patriotismus halber hinzusetzen, daß das Holländische eine ursprünglich deutsche Mundart ist und uns jedenfalls näher steht als unserm lieben Freunde John Bull. Auch die dänische Sprache ist eine Winkelsprache und möchte im Kampfe um das Dasein sich nicht leicht selbständig behaupten, sondern höchstens in dem Aufgehen in einer skandinavischen Union einen Theil ihres Wesens retten. Der Rassen- und Nationalitätenkampf ist die besondere Gestalt, in welcher der sogenannte Kampf um das Dasein zwischen den Verschiedenheiten der menschlichen Gattung geführt wird. An diese Verschiedenheiten knüpfen sich aber auch die Spracharten, und so ist es erklärlich, daß jene Ausmerzungen auch im Gebiete der Sprachbildung stattfinden. Alle todten Sprachen, also vornehmlich das Lateinische, Griechische und das Sanskrit, sind als Ausmerzungen und untergegangene Zwischenbildungen aufzufassen. Doch wäre es nicht nothwendig, daß sie gerade als durch Concurrenz verdrängte Gebilde angesehen würden. In den Verschmelzungen kann auch die herrschende Sprache ihre Eigenthümlichkeit in hohem Grade aufgeben, und streng genommen ist das Lateinische nicht etwa in dem Sinne einer durch Ueberwältigung ausgemerzten Mundart todt zu nennen. Allerdings sind die Römer als Römer verschwunden und von den Germanen von der Bühne verdrängt worden. Allein das Italienische, Französische, Spanische, Portugiesische und ein paar weniger bekannte Idiome sind die Gestalten, in denen die alte Römersprache mit einem ansehnlichen Theil ihrer Eigenthümlichkeit fortbesteht und in einem gewissen Sinne noch Leben hat. Das Neugriechische ist nun offenbar nur eine Wandlung des Altgriechischen, die nicht viel größer ist, als sie die deutsche Sprache in einem halben Jahrtausend erfahren hat.

Die Sprachen ändern sich viel schneller als die Nationalitäten und Rassen. Dem Sprachforscher, meint Lyell, wird es viel leichter als dem Zoologen und Botaniker, die Richtigkeit der Umwandlungslehre nachzuweisen. Der große Geologe erinnert in dieser Beziehung an die Ergebnisse der neuesten Untersuchungen über die Urschicksale der Sprachen. Er beruft sich besonders auf Max Müller und dessen Vertheidigung des Rückschlusses auf eine arische Sprache, welche die gemeinsame Wurzel der Nebenmundarten, die wir Sanskrit, Griechisch und Lateinisch nennen, sowie einiger anderer auf gleicher Stufe stehender Nebendialekte gewesen sei. Die Beweisführung Max Müller's ist höchst bezeichnend. Wüßte man, meint er, nichts vom lateinischen und einem römischen Weltreich, so würde man doch aus der Beschaffenheit der romanischen Sprachen, d. h. des Italienischen, Französischen, Spanischen u. s. w. schließen können, daß diese Sprachen nur Mundarten einer Stammsprache (des Lateinischen) seien. Ebenso gelange man nun vom Lateinischen, Griechischen, Sanskrit u. s. w. zu der ihnen zugehörigen, übrigens unbekannten arischen Stammsprache. Man sieht, es ist für einen Stammbaum schon ein ansehnlicher Anfang vorhanden und der Darwinismus wird auch hier seine wohlthätige Wirkung nicht verfehlen.

Bilder aus Paris.

V.

Der Park von Monceaux.

Wer den neuangelegten Boulevard Malesherbes verfolgt, den ladet nach einer stündlichen Wanderung ein duftig grüner Park zur Ruhe ein. Ein gemischtes Publikum elegant und dürftig gekleideter Leute wandert in den grünen Gängen umher oder ruht auf den zierlichen Holzbänken aus: wir sind in dem erst seit kurzem neuerstandenen Park von Monceaux.

Die Domäne Monceaux gehörte früher zu der Herrschaft Clichy und war im vorigen Jahrhundert das Eigenthum des Generalpächters Grimold de la Reynière, eines reichen Narren, der sich einmal in einer Seidenfabrik zu Lyon eine Weste weben ließ, die das Repertoire der Comédie française auf ihren Vordertheilen zur Schau trug. Er verkaufte Monceaux an den Herzog von Orleans, der von Carmontel, einem damals berühmten Gartendirector, den Park anlegen ließ. Carmontel verfuhr nach einem originellen Plan. „Unser Vermögen, unsere Sitten, unser Geschmack und unser Klima", sagte er, „ist anders beschaffen als das der Engländer, daher dürfen unsere Gärten keine Nachahmungen der ihrigen sein, sondern müssen diesen Verschiedenheiten gemäß danach eingerichtet werden. Wenn man aus einem einfachen Garten sich ein ideales Ländchen schaffen kann, warum soll man es nicht thun? Uebertragen wir in unsere Gärten den Scenenwechsel unserer Opern! Zeigen wir durch sinniges Arrangement in der Wirklichkeit das, was ein geschickter Maler in der Decoration leisten kann, zaubern wir alle Jahreszeiten und alle Orte in den gegebenen Raum! Möge es uns vergönnt sein, jene kalte Eintönigkeit der Vorschriften

eines strengen Stils zu vermeiden, welche nur die Einbildungskraft lähmen. Da hier alles neu zu gestalten ist, so will ich die Freiheit benutzen, um zu gefallen, zu beleben und zu interessiren.

„Die Annehmlichkeit eines hübschen Gartens besteht darin, daß man bei jedem neuen Schritt immer neue Bilder vor sich hat; jeder Gegenstand muß daher so eingerichtet sein, daß er mehrern zugleich dient, je nach den verschiedenen Lichteffecten. Es ist auch nicht nöthig, daß die Natur sich uns stets nur in harmonischen Formen zeigt: man muß nur den Zauber, den man beim Eintritt empfindet, in verschiedenster Weise zu erneuern wissen, sodaß wir wünschen, den Garten täglich wiederzusehen und ihn zu besitzen; die echte Gartenkunst weiß die Spaziergänger durch den Wechsel der Gegenstände immer länger zu fesseln."

Heute ist es schwer, zu sagen, ob Carmontel vollständig sein Ziel erreichte. Indeß zeigen die gothischen Ueberreste, die griechischen Ruinen, der Säulengang, die mit Statuen geschmückten Bäder, die Obelisken, die rautenförmig gepflanzten Gehölze von dem Bestreben des Künstlers, anmuthige Contraste hervorzurufen, bald durch ländliche Einfachheit, durch wildnißartige Bosquets, durch Weinberge, Felsenpartien, sich hinschlängelnde Bäche, Wasserfälle und Fußsteige. Delille erlag denn auch, wie alle Welt, dem Zauber dieser eigenthümlichen Schöpfung und feierte Monceau in seinem Gedicht über die Gärten.

Im Besitz des Herzogs von Orleans wurde Monceau zum Garten der Armide, wo die vornehme Gesellschaft Schäferspiele und ländliche Tänze aufführte. Die Pracht, die dabei entfaltet wurde, war unerhört; die Herzogin von Chartres, die Mutter Ludwig Philipp's, zeigte sich 1774 dort in einem Kopfputz, den man „Pouf" nannte; in demselben sah man den Herzog von Beaujolais, ihren ältesten Sohn, in den Armen seiner Amme, und einen kleinen Neger, der hinter beiden ging, auf seiner Hand einen Papagai tragend, der an einer Kirsche sein Schnäbelchen wetzte. Dieses Bild war aus Haaren des Herzogs von Orleans, von Chartres und Penthièvre künstlich dargestellt; mußte dieser Pouf nicht Aufsehen machen und alle Frauengemüther mit Neid erfüllen?

Mit der Revolution endeten die Feste im Park von Monceaur; als Nationaleigenthum ward dasselbe von Napoleon I. dem Erzkanzler Cambacérès gegeben, der, vor den großen Kosten der Unterhaltung dieses Parks zurückschreckend, ihn dem Kaiser zurückgab. Während der letzten funfzig Jahre dem Publikum verschlossen, wenigstens der Masse desselben — denn den Bewohnern jenes Stadttheils war der Besuch an gewissen Tagen gestattet —, an der äußersten Grenze von Paris ohne alle directe Verbindung mit der Stadt gelegen, war er denn auch von der pariser Bevölkerung fast vergessen worden.

Die gegenwärtige städtische Verwaltung, die durch breite Boulevards ganz Paris durchschneidet und verbindet, nahm sich des Gartens wieder an und seine Einsamkeit ist einem regen Leben gewichen. Der liebliche Park wurde unter der geschickten Leitung des Chef-ingénieur der öffentlichen Promenaden von Paris, Herrn Alphand, wiederhergestellt. Der Garten von Monceaux nimmt den weiten Raum ein, der von den Straßen von Valois, von Courcelles, den äußern Boulevards sowie dem von Malesherbes begrenzt wird. Vier Eingänge öffnen sich auf verschiedenen Seiten. Die Seite des Gartens, welche sich dem Boulevard extérieur zuwendet, ist nur durch ein monumentales Gitter verschlossen. In der Mitte steht ein kleiner Tempel, rings von Säulen umgeben. Je tiefer wir eindringen, desto schattenreicher umfängt uns der Platz mit seinen Bäumen. Zierliche Lauben, ein reicher Blumenflor, exotische Stauden aller Art, kleine Seen, in denen sich Säulengänge widerspiegeln, die, wie es scheint, absichtlich unvollendet blieben, um den Eindruck von Ruinen hervorzurufen; zierliche Fußsteige und breite Wege für die Wagen; die türkischen Zelte, das Carrousel und die sonstigen Spielereien des Rococo sind verschwunden; was geblieben ist, hat durch den verschönernden Reiz des Alterthümlichen eher gewonnen als verloren.

Noch einmal die Schillerstiftung.

Während wir uns der Hoffnung überließen, daß die in Hinsicht auf die Beschlüsse der letzten Generalversammlung der Schillerstiftung so vielfach getrennten Meinungen sich endlich einigen, die hitzige Leidenschaft ruhiger Ueberlegung und der Erkenntniß Platz machen würde, daß in dieser Angelegenheit Nachgiebigkeit keine Schande sei, ist gerade das Gegentheil eingetroffen. Die leipziger Zweigstiftung hat eine Anklage gegen die Majorität der Generalversammlung bei der sächsischen Regierung erhoben und die Regierung daraufhin den beiden sächsischen Zweigstiftungen Dresden und Leipzig verboten, ihre Geldbeiträge dem Vorort Weimar zuzustellen. Zugleich geht uns eine Zuschrift des dresdner Literarischen Vereins zu, der sich ebenfalls gegen die Beschlüsse der Generalversammlung erklärt.

Was hat denn nun die Generalversammlung so Schlimmes gethan? Denn daß sie die Hoffnung einiger Ehrgeizigen gebrochen hat, das wird ihr doch kein Verständiger zum Vorwurf anrechnen. Sie hat die Oeffentlichkeit eingeführt, den Zweck der Stiftung über das bloße Almosenspenden ausgedehnt und endlich Weimar wieder zum Vorort gewählt. Durch diese Wahl hat sie sich die Gegner zugezogen. Zwar hat Herr Kürnberger in der „Neuen Freien Presse" sich auch gegen die Oeffentlichkeit erklärt, weil man bei einem Dichter, der von der Stiftung „unterstützt" würde, ja nicht mehr ruhig eine Tasse Thee trinken könnte oder weil ein Vater einem andern Stipendiaten der Stiftung möglicherweise die Hand seiner Tochter verweigerte; indeß die große Mehrzahl der Stiftungsgenossen wie des Publikums ist mit der Oeffentlichkeit einverstanden und die Ansicht des einen oder andern ändert die allgemeine Meinung nicht.

Urſprünglich hatte die Stiftung ihren Zweck dahin beſtimmt, in Noth gerathene Schriftſteller zu unterſtützen. Bei den geringen Mitteln, über welche die Stiftung im Jahre 1859 verfügte, mußte ſie ſelbſtverſtändlich ihre Ziele auf den engſten Kreis beſchränken; ſie durfte nicht Hoffnungen erregen, welche ſie nicht erfüllen konnte. Seit dem Erträgniß der Schillerlotterie verfügt die Stiftung aber alljährlich faſt über 20000 Thaler, und die Frage tritt nothwendig an jeden, der dieſen Dingen ſeine Theilnahme widmet, heran: Soll eine ſo große Summe nur für Krankenpenſionen verwendet werden? Gewiß ſoll die Stiftung gerade für die Leidenden ein Aſyl ſein, wo ſind denn aber die zwanzig deutſchen Schriftſteller, wohlverdient um die Literatur, in Sorge und Krankheit, die in dieſem Prytaneum öffentlich allein geſpeiſt werden ſollten? Gewiß ſtimmen wir mit denen überein, die für Otto Ludwig und Julius Moſen eine Erhöhung der Penſion auf 1000 Thaler wünſchen; aber wer einen Blick in die Unterſtützungsliſten der Stiftung gethan, dem muß es klar geworden ſein, daß der ſtricte Wortlaut des Statuts: „nur in Fällen dringender Lebensſorge oder über ſie verhängter ſchwerer Krankheit“ Schriftſteller oder ihre Hinterbliebenen zu unterſtützen, nicht mehr zum Maßſtab für die Wirkſamkeit der Stiftung genommen werden kann. Im Gegentheil — und wir loben den Verwaltungsrath dafür —, ſchon jetzt iſt in einzelnen Fällen davon abgewichen worden; ein Mißgriff, wie er nach dieſer Seite hin vorgekommen, wird durch die Oeffentlichkeit fortan vermieden werden. Gerade das „Unterſtützen“ der Bedürftigen droht die Stiftung zu einer vollſtändigen Armenanſtalt zu machen; viele ſchriftſtellernde Damen, die eben etwas Beſſeres thun ſollten als Bücher ſchreiben, die kein Publikum finden, ſuchen und erhalten von der Stiftung Rath und Hülfe; ſtatt nach dieſer Seite hin die Wirkſamkeit der Stiftung auszudehnen, halten wir es doch unter allen Umſtänden für gerathener, einen verdienten Schriftſteller mit einer Ehrengabe zu bedenken, um ihm einmal in ſeinem aufreibenden Schaffen eine freudige und ſorgloſe Mußezeit zu verſchaffen. Der Literariſche Verein in Dresden eifert gegen die Aenderung des Statuts, das dem Verwaltungsrath eben nur erlaubt, ſeine Gaben nicht durchaus von Krankheit oder Armuth abhängig zu machen; war es nicht Dresden, das Karl Gutzkow die Ehrengabe von tauſend Thalern antrug? Ueberhaupt, und das iſt der rechtliche Punkt der Sache: wer herrſcht in der Schillerſtiftung? Die Generalverſammlung? Oder hat jede Zweigſtiftung das Recht, heute zu ſagen: Ich gehe mit — und morgen: Heute will ich nicht? Wo gäbe es freilich drei Deutſche, die, wie das Sprichwort ſagt, nicht vier Meinungen hätten!

Monatelang vorher war die Generalverſammlung angeſagt worden, jede Zweigſtiftung wußte, daß es ſich um die Wahl eines neuen Vororts handelte, daß von einzelnen an eine Wiederwahl Weimars gedacht werde. Was war alſo einfacher, als daß die Zweigſtiftungen ihre Abgeordneten zur Generalverſammlung mit den entſprechenden Inſtructionen verſahen? Iſt dies geſchehen, ſo hat ja die Mehrzahl der Zweigſtiftungen ſich für die Wiederwahl Weimars entſchieden. Wo liegt darin ein Rechtsbruch? Kann die Majorität einer Geſellſchaft nicht die Aenderung ihrer Statuten beſchließen? Alle großen Stiftungen: Dresden, Wien, Berlin, Hamburg, ſind für die Wiederwahl Weimars; die Proteſtirenden ſind die Minderzahl; das Vermögen, das ſie vertreten, iſt eine verhältnißmäßig geringe Summe gegen das der Mehrzahl gehalten; aber, Oppoſition um jeden Preis! Strenges Einhalten parlamentariſcher Formen! Recurs der „freien deutſchen Männer“ an die Regierungen! Einer Regierung wird es niemand verargen, wenn ſie, in vollem Recht, angerufen von den einen, ſich nun in ihrer Weiſe der Sache annimmt; aber ob es nicht beſſer geweſen wäre, ſich der Majorität zu fügen, als die Regierung in eine Angelegenheit zu ziehen, die ihr für immer hätte verſchloſſen bleiben ſollen, iſt eine andere Frage.

Was ſoll, was kann nun geſchehen? Der Literariſche Verein zu Dresden fordert die Zuſammenberufung einer außerordentlichen Generalverſammlung — „und glaubt die Gewißheit zu haben, daß alle auf jener letzten Generalverſammlung ohne die moraliſche und rechtliche Stütze ihres alten Vororts, Dresdens, verbliebenen proteſtirenden Zweigvereine dieſen nachträglichen Schritt mit vertrauensvoller Zuverſicht erwarten“. Es fällt uns nicht ein, dem Verein ſeinen Glauben zu beſtreiten; wenn aber nun die Majorität der Zweigſtiftungen, ihrerſeits auf ihr „Recht“ trotzend, gar nicht auf dieſer neuen Generalverſammlung erſcheint? Wenn der Vorſtand: Weimar, Berlin, Wien, Dresden, München und Köln, ſich überhaupt weigert, ſie auszuſchreiben? Der Literariſche Verein thut, als ob die Zweigſtiftung Dresden ſeine Anſicht theilte, als hätten ihre Abgeordneten „ohne ausdrückliche Weiſungen“ gehandelt. Möglich, objectiv ſteht dagegen die Thatſache feſt, daß dieſe Abgeordneten für Weimar geſtimmt. Und angenommen, die neue Generalverſammlung käme zu Stande, ſo tritt von zwei Dingen eins ein: entweder ſiegt Weimar wieder und die Stiftung befindet ſich nur um einige hundert Thaler ärmer und einige ſchwerfällige Protokolle reicher auf demſelben Standpunkt wie heute, oder Weimar verliert und die jetzige Mehrheit wird zur proteſtirenden Minderheit. Aber für die Stiftung dürfte es denn doch eine andere Frage ſein, ob Darmſtadt und Nürnberg oder Wien und Berlin ausſcheiden. Wir erwarten von einer Generalverſammlung kein Heil, wenn nicht zuvor der Geiſt des Friedens und der Verſöhnlichkeit in die Herzen derer eingekehrt iſt, die dieſen Streit begonnen haben, und alle bereit ſind, wenigſtens in dieſer Sache Schiller's Wort zu verwirklichen: „Wir wollen ſein ein einzig Volk von Brüdern!“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 51.** Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Liebe heilt. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. III. — Was bringst du mit? Von Karl Neumann-Strela. III. — Das Medaillon. Von Heinrich Asmus. I. — Das deutsche Lied. — Beiblatt: Deutsche Herzen. Erinnerung an zwei Heimgegangene. — Bilder aus Paris. VI. Ein Blick auf Paris. — Für den Weihnachtstisch. II.

Liebe heilt.

Erzählung von Franz von Nemmersdorf.

III.

Leontine Lacroix trug zum heutigen Diner ein braunrothes Sammtkleid; das ausgeschnittene Leibchen ließ eine schneeige Spitzenhülle sehen. Der Ausdruck der Menschenverachtung saß auf ihren kecken Zügen, der Mund war zusammengekniffen. Die Augen blickten herausfordernd auf Octave. Sie war sich der Ueberlegenheit bewußt über den Mann, dessen scharfer Verstand, dessen gewandte Zunge häufig den Gerichtssaal beherrschten. Sie hielt ihn am stärksten Seil, woran ein Mensch den andern zu gängeln vermag — an dem der Thorheit.

„Ma biche! Ma bichette!" begann der verliebte Advocat.

Er sah entzückt auf den Gegenstand seiner zärtlichen Gefühle und rückte näher, als ein Geräusch an der Thür ihn erschreckt in die äußerste Ecke des Divans trieb.

„Ich glaubte, der Kellner käme nicht, bevor man klingele", stammelte er verwirrt.

„Es wird auch nicht der Garçon sein", entgegnete Leontine höhnisch.

Herein hüpfte Heloise am Arm des Grafen von Lusignan und die Mädchen begrüßten sich mit Gelächter, welches wuchs, als sie Octave's Verlegenheit gewahrten.

„Mein Herr", sagte Robert, mit seiner natürlichen Anmuth auf Mirval zugehend, „ich kann mein Eindringen nur mit dem Wunsch dieser Damen entschuldigen! Sie wollen zusammen speisen."

Der Advocat verbeugte sich etwas steif, der Vorschlag kam ihm aus mehrfachen Gründen unerwünscht; indessen ergab er sich in das Unvermeidliche. Denn abschlagen, hieße einen „Löwen" beleidigen, und damit verband sich stets der Gedanke an scharfe Klingen. Octave liebte aber sein Leben viel zu sehr, um sich einer so unangenehmen Möglichkeit auszusetzen.

Die jungen Leute maßen sich einige Secunden mit nicht eben freundlichen Blicken. Robert erinnerte sich jetzt, den andern einigemal gesehen zu haben. Auch fielen ihm Heloisens Mittheilungen ein, aus welchen er entnehmen mußte, daß jener sich in den Banden einer der gefährlichsten Frauen befinde, die Circe's Wunder an den Männern vollziehen.

Das also war Jeanne's Bräutigam!

Das großmüthige Herz des Grafen empörte sich und seine Augen funkelten zornig.

Digitized by Google

Octave von Mirval dagegen athmete leichter, als er sich in der Person des Störers seiner geheimen Freuden zurechtfand. Sogleich hatte ihm sein Gedächtniß, geordnet wie die Fascikel eines Archivs, alles auf Lusignan Bezügliche vorgeführt. Ihre Bekanntschaft beschränkte sich auf ein zufälliges Zusammentreffen; indessen reichte dieses hin, den Grafen zu „klassificiren". Robert von Lusignan gehörte zu den Sportsmen der goldenen Jugend von Frankreich. Aus diesen Kreisen reichte keine Verbindung in das Studirzimmer des Herrn von Raucourt.

„Monstre, klingele jetzt!" befahl Leontine. „Der Garçon wird uns nicht geniren und ich habe Hunger."

Octave wurde roth und flüsterte vorbeigehend zu Leontine: „Könntest du mir vor den Leuten nicht einen andern Namen geben?"

Die Schauspielerin lachte übermüthig; außer dem Vergnügen, ihn zu quälen, wußte sie auch, daß gerade diese vielfachen Gemüthsbewegungen ihren Liebhaber an sie fesselten.

„Meine Herrschaften", begann sie mit erkünsteltem Ernst, „bevor wir uns zu Tische setzen, muß ich Sie über ein Misverständniß aufklären, welches dem Rufe meines geehrten Freundes hier, eines der tugendhaftesten Männer von Paris, nachtheilig sein könnte. Die Privatcabinete der Restaurants gelten dafür, der Moral sehr nachtheilig zu sein. Ich betheuere, Herrn Octave von Mirval die Zusammenkunft hier nur gewährt zu haben, um über einen Proceß mit ihm zu reden."

Man nahm lachend die Sitze ein, die eng beisammen standen, da der Raum nur für zwei berechnet war. Octave machte sich in stiller Verzweiflung über die Austern und trank dazu einige Gläser ausgezeichneten Chablis.

Mitten in dem ihn allmählich friedlicher stimmenden Genuß erhielt er einen scharfen Stoß in die Seite.

„Du weißt, daß ich nur Einen Wein trinke, und zwar Champagner", bemerkte Leontine; „dafür fange ich auch gleich bei der Suppe an."

Herr von Mirval beeilte sich, den Wunsch seiner Schönen zu erfüllen und gelangte nun wirklich zu einiger Ruhe. Sei es, daß Octave das Mädchen zu langweilen begann, denn seine eingewurzelte Heuchelei ließ ihn auch jetzt noch, obwol er damit niemand täuschen konnte, einen puritanischen Ernst des Betragens festhalten: oder auch Leontine gab sich der Hoffnung hin, Heloisens Erbe anzutreten.

Auf Lusignan blieben fortan die Geschosse ihrer Liebenswürdigkeit gerichtet. Der Graf überließ sich der natürlichen Heiterkeit seines Temperaments. Der kleine Raum war behaglich durchwärmt und glänzend beleuchtet, das Mahl köstlich. Alles trug dazu bei, die Lebensgeister freudig zu heben. Die Mädchen verwickelten ihn in ein Kreuzfeuer von Witzen, Anekdoten der Coulissen und des Circus wurden pikant und naiv erzählt. Robert lachte, trank, aß, plauderte unbefangen. Fast schien es, als bestände die Gesellschaft nur aus drei Personen. Die vierte glich einem todten Gast. Den unterhaltenden Geschichten schenkte er kein äußeres Zeichen des Beifalls. Wenn sich aber jemand die Mühe gegeben hätte, ihn zu beobachten, so würde man an der Gier, mit welcher er die Speisen verschlang, die Gläser leerte, des Schlemmers häßliche Gewohnheiten entdeckt haben.

Prächtiges Tafelobst prangte in den Krystallschalen, Früchte aus Afrika mischten ihren Schmelz unter die herrlichen Erzeugnisse der französischen Treibhäuser. Robert aß eine Banane, schlürfte langsam ein Glas mousstrenden Weins, dann rückte er seinen Stuhl von der Tafel weg an den Kamin.

Er war außerordentlich mäßig, den Eindrücken der Erziehung getreu und den Gewohnheiten einer verfeinerten Natur. Wie ein zierlicher Reiher über den Sumpf schwebt, ohne sich die Flügel zu beschmuzen, verstand auch er, in der Orgie nicht unterzugehen.

Robert zündete eine Havaña an, lehnte bequem in seinem Sitz und blies den Rauch zur Decke. Heloise blickte auf den hübschen, liebenswürdigen und geliebten Mann, die aufsteigende Wehmuth mußte bekämpft werden; die kleine Reiterin trank Lethe. Leontine besaß viel zu viel Takt, um jetzt noch einen Angriff auf Robert zu wagen. Sie hatte das Hoffnungslose ihrer Versuche erkannt und kehrte zu Octave zurück.

Er saß stillselig in sich versunken, nicht, als ob er eigentlich berauscht gewesen wäre, sondern er fühlte sich nur unsaglich wohl. Ein gutes Mahl hatte auch auf die Schauspielerin den Einfluß, ihr die Stacheln zu nehmen; müde und glücklich, hörte sie auf, boshaft zu sein.

Sie goß lächelnd zwei Humpen voll, stieß mit Octave an, dann brachte sie, eine brennende Cigarette zwischen ihren Lippen, diese seinem Munde nahe. Der Advocat wagte einen Kuß — die Maske fiel. Er war jetzt weit davon entfernt,

die Lage zu beherrschen. Octave von Mirval gerieth in ein freundschaftliches Gespräch mit dem Mädchen — er sank zu ihrem Gefährten herab — die rohen Neigungen zogen ihn schwerfällig nieder in den Schlamm.

Das, was sie zusammen sprachen, gelangte nur in abgebrochenen Sätzen zu Robert. Er hörte den Namen Raucourt und wurde aufmerksam.

„Tiens c'est drôle!" sagte Leontine; „ich und Leonce von Raucourt waren mehr als zu gut bekannt — seit sein Zieraffe von Tochter heranwächst, lebt er wie ein Wehrwolf — nun heirathet mein Freund Octave die Puppe!"

„Die Pille ist vergoldet", lallte die allmählich schwerer werdende Zunge des Advocaten. „Wenn ich an die Langeweile dieses Ehestandes denke, dann bleibt mir nur Ein Trost, du, ma princesse!"

„Also du wirst mir nicht untreu? Wir bleiben die Alten?

„Ma cocote, schwatze keinen Unsinn! Wenn du wüßtest, wie ich diese magern Schulmädchen hasse mit ihrem zimperlichen Wesen und dem Kopf voll unpraktischen Schnickschnacks! Die meinige ist noch dazu so gelehrt wie ein Professor der Sorbonne."

„Ich beklage dich, Monstre!"

Das Geflüster wurde leiser, die Stimmen undeutlicher; übrigens hatte Robert genug gehört, entrüstet zu sein. Indessen war er viel im Freien gewesen, jetzt lullte ihn die Wärme, das Gesumse im Gemach sanft ein.

Er empfing während seines Halbschlafs einen Kuß auf die Stirn, begleitet von einer Thräne — Heloise schied. Bald nachher hörte auch das Geplauder am Tische auf; der Graf von Lusignan erwachte über die Stille. Er sah sich allein und verließ den Restaurant. In der Straße angekommen, konnte er noch bemerken, wie Octave die Schauspielerin des Palais-Royal in einen Fiaker hob und rasch nachsprang. Der Advocat erlag jetzt gänzlich dem Einfluß Leontinens, der Würze seines pergamentartig trockenen Wesens.

Robert empfand einen Rückschlag der Stimmung; verschwunden war die frohe Erregung von vorhin. Die Nachtluft strich um seine heißen Schläfe. Milliarden von Sternen funkelten klar und frostig am Horizont. Es ist Zeit, ein Ende zu machen, dachte der junge Mann, während er nach einer der stillsten Straßen des Quartier de la Madeleine eilte.

Paris ist eine sehr große Stadt, dessenungeachtet oder vielleicht eben darum hält es schwer, eine angenehme Wohnung zu finden. Das entsetzliche Rasseln der Omnibusse, das Geschrei der Verkäufer versetzt den Lärm der Straße in die Häuslichkeit. Man ist nicht bei sich, denn die gemeinen Störungen dringen ein. Die meisten Straßen sind düster, ohne malerisch zu sein. Wer Luft und Licht genießen will mit Ruhe, muß weit hinausrücken unter Bäume und Büsche, welche im Winter einen traurigen Anblick bieten.

Fast jede politische Partei, jede Gesellschaftsklasse besitzt ihr eigenes Stadtviertel. Es gibt auch Uebergangsstufen zwischen den Extremen. Manche beten und schmollen mit dem Faubourg St.-Germain, verachten aber dabei keineswegs die bacchanalische Lust des modernen Lebens, wie es von der Madeleine bis zum Boulevard Montmartre tobt. Die Rue Ville-l'Evêque ist eine solche Fusionsstraße.

Aus der ersten Etage eines Hauses strahlte mildes Licht. Der ruhelose Großstädter, immerfort hin- und hergeschleudert von den Wogen eines fast dämonischen Treibens, mochte volles Behagen empfinden, wenn er diese heimlichen Räume betrat. Die Einrichtung erschien einfach, aber kostbar, nirgends war der leeren Sucht, zu glänzen, gehuldigt. Es mußte eine reiche Person von gutem Geschmack sein, welche verstand, sich inmitten von Paris eine solche Häuslichkeit zu schaffen.

Im innersten Gemach brannte ein helles Kohlenfeuer, ein Ruhebett, mit buntem, echt türkischem Stoff überzogen, stand dicht daneben und darauf lag eine Dame, sich behaglich wärmend wie ein Kätzchen an der Sonne. Die Deckenlampe beleuchtete feine, kleine Züge von kindlicher Zartheit. Ein weißer Kaschmirschlafrock verhüllte faltig die zierliche Gestalt, eine niedliche Haube vermischte ihre Spitzen mit den Löckchen des Kopfes.

Ein runder Tisch, beladen mit all dem Zubehör eines üppigen Thees, war vor das Ruhebett gerückt. Das japanische Porzellan, das Silbergeschirr, die appetitlichen kalten Fleischsorten, flankirt von den feinsten Erzeugnissen der pariser Kuchenbäckerei, boten einen freundlichen Anblick.

Am Fuße des Ruhebetts saß ein alter Mann. Seine Haare waren sorgfältig schwarz gefärbt, der Bart gewichst, die Haltung stramm, wie sie nur der besitzt, der jahrelang dem Trommelfell folgte. Sauber erschien sein Anzug; im Knopfloch steckte

die Roſette eines rothen Bandes. Die Sechzig verriethen ſich dennoch; über die breiten, gewöhnlichen Züge mochte mancher Lebenssturm dahingebrauſt ſein. Eine weite Kluft trennte die Baronin von Menars und den Chevalier Dumont; deſſenungeachtet befanden ſie ſich hier beiſammen in der Vertraulichkeit des Privatlebens.

Die Dame war jung, ſchön, reich und Witwe. So günſtig dieſe Verhältniſſe dem oberflächlichen Beobachter dünken, eine einzeln ſtehende, unbeſchäftigte Frau wird ſtets an Langeweile leiden. Mehreremal bot ſich der Baronin die Gelegenheit der Wiedervermählung, immer trat ein hemmender Zwiſchenfall ein. Die Familie lebte in der Provinz, ſie hatte ſich emancipirt und nach dem Tode ihres Gatten ſelbſtändig in Paris eingerichtet. Wenn ſie Abend für Abend an Feſten theilnahm, verbarg ſich das Einſame ihrer Lage; aber die Beziehungen der großen Welt ſind hohl. Seit ein Unfall ſie an ihr Zimmer feſſelte, mußte ſie ſelbſt dem Chevalier Dumont danken, daß er ihr die Stunden ausfüllen half.

In einem Bade knüpfte ſich die Bekanntſchaft durch eine unbedeutende Dienſtleiſtung Dumont's. Dieſer gehörte zu den modernen Rittern, die nichts umſonſt thun. Seit der Zeit heftete er ſich gleich einem Schatten an Frau von Menars' Ferſen. Mit Ausdauer verfolgte er ſein Ziel. Es lag eine Tüchtigkeit im Charakter des Chevaliers, die beſſern Erfolges würdig geweſen wäre. Vergebens warb er um die Gunſt der ſtörrigen Glücksgöttin; nach bewegtem Leben fand er ſich faſt mittellos auf das Pflaſter von Paris geſchleudert. Der Punkt ſeines Ausgangs, das erſehnte Ziel ſtanden eben zu weit auseinander, auch der kühnſte Sprung half nicht hinüber.

Claudine von Menars wählte launenhaft unter den Leckereien, nippte nur vom feinduftenden Thee; in ihrem Weſen gab ſich eine gewiſſe Unruhe kund, mancher Sturm brach über den Gefährten los. Dieſer ſaß unerſchüttert; was vermochten die Weſpenſtiche weiblichen Unmuths über einen Menſchen, der abwechſelnd mit Fürſten geſchwelgt und einen Stein zum Kopfkiſſen gehabt hatte? Chevalier Dumont genoß gegenwärtig die Frucht mancher Demüthigung, mancher Lüge. Er ſah ſich in die Atmoſphäre des Wohlſtandes und der Vornehmheit verſetzt. In dem behaglichen Boudoir glaubte er ſich zu Hauſe, der türkiſche Teppich unter den Füßen war — ſein eigen. So im Zuge des Träumens und Vergeſſens dachte er auch nicht länger daran, daß er erſt vor kurzem geſpeiſt hatte. Er richtete eine wahre Verheerung unter den Vorräthen des Theetiſches an.

„Zehn Uhr und noch immer kommt er nicht!" bemerkte die Baronin verſtimmt.

Der Chevalier erwartete niemand, nichts fehlte zu ſeinem Glück; das zarte Bruſtſtück eines Faſans nahm ihn vollkommen in Anſpruch, die dunkeln Trüffeln zeichneten ſich ſo hübſch ab vom weißen Fleiſch; Dumont verſchlang mit künſtleriſchem Entzücken.

„Werden Sie bald fertig ſein?" nahm Claudine mit ſteigender Ungeduld das Wort. „Es ermüdet mich, dieſe Taſſen vor mir zu ſehen."

Der ſo Angeredete ſtieß einen Seufzer aus, übrigens legte er heroiſch Meſſer und Gabel nieder — er hatte wirklich genug.

„Meine Freundin", ſagte er, „glauben Sie jemand, der erfahren iſt und Ihnen ergeben! Mit einem jungen Manne iſt kein feſtes Band zu knüpfen, vielfache Lockungen rufen ihn von Ihrer Seite! Benutzen Sie ihn zur Unterhaltung, aber nehmen Sie die Sache niemals ernſthaft, ſonſt iſt es um Ihren Frieden geſchehen!"

Frau von Menars benutzte ihre Unabhängigkeit, ihre goldene Freiheit dazu, recht unvernünftig zu ſein. So brachte auch dieſer Rath gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervor.

„Leſen Sie!" befahl die hübſche kleine Dame.

Chevalier Dumont ergriff das „Petit Journal"; es enthielt keine Politik, riß alte Wunden nicht auf; das pariſer Stadtgeſpräch paßte zur Nachtiſchſtimmung. Was ſeine Gefährtin betraf, ſo konnte er ebenſo gut den Talmud vortragen — ſie hörte nicht.

Der alte Mann vertiefte ſich in den Gegenſtand; die Anekdote intereſſirte ihn, ſie reifte ihrer Pointe entgegen.

„Er kommt!" rief Claudine.

„Zur unrechten Zeit, denn ſeine Gattin erwartete ihn nicht", verſetzte der Chevalier mit der Miene eines ehemaligen Don Juan.

„Wer denkt an das dumme Zeug!" entgegnete die Baronin verächtlich.

Sie richtete ſich lauſchend empor, und wirklich ließen ſich leichte Schritte vernehmen. Unter dem Thürvorhang erſchien das ſchöne Geſicht Robert von Luſignan's.

„Willkommen, wenn auch ſpät!" rief Frau von Menars freudig.

„Laſſen Sie uns allein!" wandte ſie ſich geringſchätzend an den Chevalier Dumont.

So wenig von Ehrgefühl in der Bruſt des Abenteuerers lebte, dieſe Behandlung empfand er doch. Er haßte auch Claudine und ſie verachtete ihn, die gewöhnliche Folge jeder menſchlichen Verbindung, welche nicht auf ſittlichen Gründen wurzelt. Einen finſtern Blick warf er ſcheidend auf den Grafen, der alles beſaß, was ihm fehlte. Der Neid tobte im Herzen.

Die er zurückließ, vergaßen ihn, bevor noch ſeine Schritte verhallten.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte Robert, zärtlich die Hand Claudinens küſſend.

„Gut“, erwiderte ſie lächelnd, „aber ich ärgere mich über meine Geneſung, wenn Sie dann aufhören, mich täglich zu beſuchen. Weiß ich nachher doch, daß Sie nicht aus Freundſchaft kamen, ſondern aus Pflichtgefühl.“

„Claudine, wie können Sie nur zweifeln! Allerdings würden Reue und Beſorgniß mich zu Ihnen treiben, thäte es nicht ſchon die Sympathie für ſich allein.“

„Es war ein glücklicher Zufall, als Ihr Normann durchging und ich mir die Schulter ausfiel.“

Ein zärtlicher Liebesblick ging herüber und hinüber.

Robert liebte ſie in dieſem Augenblick wirklich; er war geſonnen, ſeinem muntern Garçonleben ein Ende zu machen; auch glaubte er nicht, eines ernſtern Gefühles fähig zu ſein.

„Claudine“, lispelte er, „über unſere Bekanntſchaft waltet ein gewiſſes Verhängniß, wir trafen uns unter Hunderten in der großen Welt! So wohl Sie mir gefielen, wir konnten aneinander vorübergehen; da geſchieht etwas, wodurch wir uns näher kommen. Folgen Sie dem Fingerzeig des Schickſals, werden Sie meine Frau!“

„Mit Freuden, Robert! Es iſt eine Heirath aus Liebe, wirklich entzückend und kommt doch ſo ſelten vor!“

„Dann machen wir eine Ausnahme, meine Theure! Unſere Verhältniſſe ſind gleich, wir ſuchen nur die Perſon.“

Der Traum der Zukunft zu zwei ſtieg ihnen empor — die reizende Fata-Morgana, wie ſie am Morgenhimmel der Brautſchaft ſich ſpiegelt. Drinnen im Boudoir der Straße Ville-l'Evêque ſchien das Paradies aufgegangen. Während der daraus Verſtoßene in bitterm Unmuth ſeinen Heimweg zurücklegte, floh den beiden die Stunde in traulichem Geplauder. Spät trennten ſie ſich, um im Schlaf von ihrem Glück zu träumen.

Sie träumten auch noch ſüß, als am nächſten Morgen grau und ſchwer die Nebelmaſſen über Paris hingen. Eine Droſchke kämpfte ſich durch die öde Straße. Darin ſaßen ein weibliches Weſen und ein häßlicher Hund, halb Pudel, halb Pintſcher. Es war Heloiſe, nach der Bahn fahrend. Fort vom ſchönen Frankreich, fort von Robert, einem unſichern Geſchick entgegen.

Die fürchterliche Verlaſſenheit ihrer Lage trat jetzt am grauen Wintermorgen vor des Mädchens Seele, als die gewöhnlichen Blendemittel fehlten. Eine Ausgeſtoßene unter Fremden! Das Herz zuckte ſchmerzlich — Heloiſe war noch nicht wie Leontine erſtarrt. Sie vermochte noch nicht den entſetzlichen Strich unter ihre Lebensrechnung zu ziehen, nach dem es heißt, jedermanns Feind und niemandes Freund! Erſt dann vermag der Menſch im Taumel auch noch Blumen zu pflücken unter den Ruinen.

Die Thränen fielen heiß auf den zottigen Kopf ihres Gefährten. Sie drückte „Amour“, wie der Hund ganz uneigentlich hieß, an ſich. Das arme Thier, von dem Mädchen halbverhungert auf der Straße gefunden und in einigen Kunſtſtücken unterrichtet, war das einzige Band mit der Vergangenheit — der letzte Freund!

„Wir werden arbeiten, Amour, du und ich“, lispelte Heloiſe.

Bei dem Gedanken beruhigte ſich das erſchütterte Gemüth ein wenig. Es liegt eine rettende Kraft in jeder Arbeit, ſelbſt in einer ſo wenig ſittlichen als die, durch gewagte Sprünge dem Publikum über eine müßige Stunde zu helfen.

Wie es oft geſchieht in der Ungeduld und Aufregung der Abreiſe, Heloiſe traf zu früh im Bahnhof ein. Die kalten, düſtern Warteſäle ſtanden noch verlaſſen. Das Mädchen wollte nicht wieder in Traurigkeit verfallen, daher mußte ſie die Einſamkeit fliehen.

Sie trat, von Amour gefolgt, auf den Perron; von der Ecke des Boulevard Sewaſtopol glänzten die hellen Fenſter eines Kaffeehauſes herüber. Heloiſe ſchritt über die Straße, ſie befand ſich unter dem belebenden Einfluß von Licht und Wärme.

An einem der kleinen Tiſche, unmittelbar über den Ausſtrömungen der Caloriſere, ſaß Chevalier Dumont. Ein Lächeln flog über das Geſicht der Kunſtreiterin. Sie kannte den alten Mann, der häufig die Anſtandsrolle übernahm bei den Soupers der freien Frauen. Freudig ſtreckte ſie ihm die Hand hin; der Abenteurer würde erblaßt ſein,

wenn die bronzene Geſichtsfarbe einer Aenderung fähig geweſen wäre — es handelte ſich um das wohlbewahrte Geheimniß des Chevalier Dumont.

Indeſſen rückte er mechaniſch und das Mädchen ſetzte ſich zu ihm. Jung, hübſch wie Heloiſe, verlebt, wie er war, bot doch ihr Geſchick manche Aehnlichkeit, beide ſahen ſich darauf angewieſen, die menſchliche Thorheit auszubeuten. Nur that es Heloiſe offen und ehrlich, während Dumont keine hohle Lüge, keinen Betrug verſchmähte. Das arme Kind des Elends und der Schande fand ſeine Straße vorgezeichnet, der Mann aber konnte andere Wege wählen; deshalb ſank er unendlich tief unter das Mädchen.

„Wie kommen Sie hierher, Chevalier?“ fragte Heloiſe.

Sie glaubte an ſeine Vornehmheit, glaubte an ſeine Wohnung im gefeierten Quartier de la Madeleine, und ein ſolcher Pariſer, wie ſie ihn ſich dachte, entſchließt ſich eher zur Reiſe nach Baden-Baden als zu der Wanderung in die nicht eleganten Theile ſeiner Stadt.

„Ich will es Ihnen anvertrauen, liebes Kind“, entgegnete Dumont gefaßt. „Sehen Sie, früher hatte ich viel zu thun, half das Geſchick der Staaten lenken, Völker regieren; nun, das Otium cum dignitate ſchmeckt ſüß, aber wer an Thätigkeit gewohnt iſt, kann nicht ganz müßig bleiben. Menſchen zu ſtudiren, komme ich hierher. Die Abreiſenden treten gewöhnlich noch ein. Es ſpielen ſich intereſſante Scenen vor dem Beobachter ab. Die Provinzler in ihrer naiven Bewunderung, die enttäuſchten Ehrgeizigen, die Zugrundegerichteten wie die glücklichen Reichen, Menſchen aller Nationen, aller Stände zeichnen mir ihre chineſiſchen Schatten ab.“

„Sie haben vielleicht vor, ein Luſtſpiel zu ſchreiben?“ bemerkte Heloiſe.

„Nicht doch, meine Theure, das wäre keine paſſende Beſchäftigung für einen «Edelmann»!“ Und Dumont blies bei dieſen Worten den Rauch ſeiner groben Cigarre zu einem Sou verächtlich von ſich. „Aber was veranlaßt Sie, Paris ſeiner ſchönen Zierde zu berauben?“ fügte er hinzu.

„Ein vortheilhaftes Engagement ruft mich nach Petersburg.“

„Wie erträgt der Graf von Luſignan die Trennung?“

„Chevalier, ein Bruch kommt ihm gelegen.“

„Das iſt die gewöhnliche Folge, wenn man ſich mit einem jungen Mann einläßt; die ſind immer treulos.“

Dumont trug ſeine Lieblingstheorie der Kunſtreiterin gleich der Baronin Menars vor.

„Mir ſcheint, Robert beginnt ſich zu rangiren; er will heirathen!“

„Wen?“

„Frau von Menars.“

„Den Teufel auch! Das kann, das darf nicht ſein!“ rief der Abenteurer wild; der Zorn ließ ihn die Beſonnenheit verlieren.

„Sie werden es doch nicht mit ſolchem Nebenbuhler wagen!“

„Meine Sache! Bleiben Sie, Heloiſe, in kurzer Zeit kehrt der Graf reuig zu Ihnen zurück!“

„Nein, Chevalier, wir gehen, Amour und ich!“ erwiderte die Kunſtreiterin mit trotzig aufgeworfener Lippe. „Wir werden den Herren Ruſſen Künſte vormachen; es ſoll ein närriſches Volk ſein, toll und freigebig!“

„Leben Sie wohl, mein Kind!“ ſagte Dumont ſich erhebend.

Bald nachher ſchlug auch die Heloiſe nach dem Bahnhofe rufende Stunde.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Was bringſt Du mit?

Von Karl Neumann-Strela.

III.

Während Schneider noch ſtill bei ſich hin- und herdachte, ob er die Conferenz beſuchen ſolle oder nicht, regte ſich eine der fünf Rangen in den zwei Betten und rief: „Mutter, Paul drückt mich!“ Die Mutter beſchwichtigte — der Pfarrer hingegen richtete ſich leiſe empor und blickte zum kleinen Schreier hinüber. Wie ihn da die Erinnerung packte! Ach, ſo manche Nacht hatte er und ſein Minchen das Lager verlaſſen und ihr ungeduldiges Kindchen beſänftigen müſſen! So manche Nacht hatten ſie betend, verzweifelnd und hoffend vor dem Bett des todkranken Weſens gelegen — und hier bei dieſen armen Leuten ſechs rothwangige Kinder, und mein einziger liegt auf dem Friedhof! Wer iſt da glücklicher?... So dachte Hieronymus, an ſeiner Wimper zitterte eine Thräne. Und dann legte er ſich wieder zurück und dachte nichts mehr. Der Schlummer war gekommen. Nur einmal breitete er die Arme aus. Das war, als ihm träumte: er weine vor Entzücken über Herder's Predigt, und nach dieſer Predigt eile ein Knabe auf ihn zu, umſchlänge ihn und rufe: Ich habe dich recht, recht lieb!...

„Herr Pfarrer, es iſt ſpät!“ Nachdem der

Thürmer also gesprochen, schlug Schneider die Augen auf. „Guten Morgen!“ riefen die Kinder, die insgesammt die Streu umstanden. Er erhob sich und schüttelte allen die Hand. „Ei sieh' da, der kranke Ernst! Wieder gesund, mein Junge? Die Tropfen waren wol ein Zaubertrank?“ „Hier etwas Warmes!“ sagte die Frau und stellte einen Napf auf den Tisch. „Nehmen der Herr Pfarrer mit der Grütze fürlieb!“ Er dankte und langte zu. „Höre, Ernst“, meinte der Vater, „während der Herr ißt, könntest du ihm etwas auf der Geige vorspielen! Zwar ist's nur Stümperei“, fügte er, gegen Schneider gewendet, entschuldigend hinzu, „ich bin ein schlechter Lehrmeister!“

Der Knabe trug sein Instrument herbei, strich sich die blonden Locken von der Stirn und begann. Hieronymus vernahm eine einfache Melodie. Und er legte den Löffel hin und legte den Kopf gegen die Stuhllehne und drückte die Augen zu und sann und sann — und plötzlich sprang er empor und rief aus: „Leute, gebt mir euern Ernst mit! In dem steckt 'was! Ich will ihn erziehen, und der Cantor in Mellingen spielt die Geige sehr gut! Bei dem soll er etwas Ordentliches lernen!“

„Herr Jesus!“ schrie die Frau.

„Herr Pfarrer!“ rief Seifferth. Er rannte förmlich durch die Stube. Dann blieb er vor der Frau stehen. „Was meinst du, Hanne?“

Sie blickte ihn sprachlos an.

Da fuhr er fort: „Ein Glück wär's für den Jungen. Wir können nichts an ihn wenden, wir sind arm. Das ist richtig! Aber ihn missen...“

Schneider wandte ein: „Denkt, der liebe Gott wolle es so. Er habe mich auf diesen Thurm hinaufgeschickt — und gewiß, Er hat's auch gethan!“

Der Mann sagte: „Das ist wieder richtig! Aber —“

„Aber — aber —“ sagte die Frau.

Hieronymus sprach weiter: „Ich und mein gutes Weib, wir sind allein. Was wir haben, soll Euer Ernst bekommen! Und er soll werden, was er will, Musiker oder Pfarrer! Doch glaube ich, er wird ein Pfarrer werden.“

„Geiger will ich werden!“ rief der Knabe.

„Möchtest du denn mit? Was?“ fragte der Thürmer.

„Warum nicht, Vater? Bei dem guten Mann kann ich viel lernen und alle Tage kann ich zu euch kommen.“

„Das sollst du, mein Kind!“ sagte Schneider.

Die fünf Rangen standen weinend in den Ecken. Auch die Frau weinte; der Thürmer hingegen faßte des Pfarrers Hand und sprach: „Nichts für ungut, Herr, aber so was will bedacht sein! Das trifft das Herz!“

„Gewiß“, versetzte Hieronymus, „überlegt es reiflich! Ich gehe zu meinem Amtsbruder und spreche am Nachmittag wieder vor. Der Herr vergelte eure Güte!“

Damit verließ er das Zimmer. Seifferth führte ihn den schwindelnden Weg zurück. Unten angekommen, warf er noch einen langen Blick zur Höhe hinauf, hoffend, daß der Familienrath dort oben freudebringend für das Pfarrhaus in Mellingen ausfallen würde. Dann wandte er sich nach Hildebrand's Behausung. Welches Bedauern, welche Entschuldigungen, als er seine nächtlichen Abenteuer vorbrachte! Er mochte noch so leicht darüber hingehen, sogar dazu lachen, Hildebrand war doch entsetzlich verdrossen und Frau und Töchter weinten. Alle riefen sie durcheinander: „Die häßliche Geschichte wird in der Stadt bekannt werden! Denke dir meinen Schreck, als ich dich wecken will und das Bett leer finde! Ein zu fester Schlaf führt stets zum Unglück! Was wird Ihre liebe Frau sagen!“ „So seid doch nur still!“ rief Hieronymus. „Setzt euch um mich, ich werde euch etwas erzählen!“ Und er erzählte von dem blondgelockten Jungen auf dem Thurm und daß er die Absicht habe, ihn sein Kind zu nennen, und daß er hoffe, die Aeltern würden seinen Entschluß zu schätzen wissen und beistimmen. Nun weinten die Frau und ihre Töchter wieder, aber diesmal waren es Thränen der Rührung und der Freude; und Hildebrand sagte, die Hände des Freundes drückend: „Der Lohn für so viel Liebe wird nicht ausbleiben!“

Da läuteten die Glocken zur Kirche. Die Pfarrerin mahnte zur Eile. „Hannchen, setze den weißen Hut auf! Lottchen, das blaue Tuch kleidet dich am besten!“ „Jetzt laßt alle irdischen Gedanken fahren!“ tadelte der Pfarrer und nahm das Gesangbuch aus dem Schrein. „Ich werde mitgehen“, sagte Schneider. Hildebrand blickte ihn einen Moment verwundert an, dann versetzte er: „Das freut mich wahrhaft!“ „Ich möchte Herdern predigen hören. Im übrigen, weißt du, bin ich kein Freund —“ „So kommt, ihr Lieben!“ fiel jener ein und öffnete die Thür.

In der Kirche Kopf an Kopf. Auf den ersten

Bänken ſaßen die Pfarrer der Stadt und der Umgegend, dann folgten die Zuhörer bunt durcheinander. Dem Altar gegenüber die herzogliche Familie. Hieronymus ſah Karl Auguſt und die Herzoginnen Amalia und Luiſe; Hildebrand zeigte ihm auch den Geheimrath Goethe und den Hofrath Wieland. Ein Geſang leitete die Conferenz ein. Nachdem die Orgel verſtummt, trat Herder an den Altar. Die Verhandlungen begannen. Herder gab zuerſt einen Ueberblick über die Religionsangelegenheiten des Landes, darauf wandte er ſich fragend an einzelne der Amtsbrüder. Sie erhoben ſich und ertheilten den gewünſchten Beſcheid. Plötzlich glaubte Hieronymus, er ſchlafe und träume. Aber nein, es war Wirklichkeit — eben hatte der Conſiſtorialrath gefragt: „Iſt der Herr Bruder Schneider aus Mellingen erſchienen?“ Wie der Blitz fuhr er empor. „Herr Bruder“, ſagte Herder, „ich freue mich innigſt, Sie verſichern zu können, daß Ihre geſammte Gemeinde mit der größten Liebe von Ihnen redet! Von Zeit zu Zeit wandere ich unbeachtet von einem Ort zum andern, um die Urtheile der Pfarrkinder zu vernehmen. Welche Sachen bekomme ich da oft anzuhören! Allein in Mellingen nur Eine herzliche Stimme, nur Ein Gebet: «Gott erhalte unſern Pfarrer!» Das hier auszuſprechen, fühle ich mich um ſo mehr genöthigt, da, wie meine Herren Brüder wiſſen, der Tempel des Glaubens, der Liebe, des Troſtes nur dann ohne Makel ausgebaut werden kann, wenn alle, ſo daran mitbauen, in Freude und Leid zu ihrem Bauherrn ſtehen. Die Eintracht iſt eine Kette aus Roſen und Gold!“

Hieronymus war blutroth geworden. Wie er ſich bei dieſer ſchmeichelhafteſten aller Reden benommen, was er danach geſtammelt, unter welchen Gedanken er wieder ſeinen Sitz eingenommen — von all dem wollte er nichts angeben können. Hildebrand, der neben ihm ſaß, faßte ſeine Hand und drückte ſie innigſt. „Nun, Freund?“ „Ich bin ganz ſprachlos!“ flüſterte Schneider. „Was that ich denn? Meine Schuldigkeit. O, daß Herder der liebenswürdigſte, freundlichſte Mann, muß ſelbſt ſein Feind geſtehen! In ſeinem ganzen Weſen iſt ſo etwas von einem Apoſtel, einem der Kirchenväter —“ „Ich bitte um Stille!“ bemerkte der Nachbar. Hieronymus entſchuldigte ſich vielmal und lieh den fernern Verhandlungen ſein Ohr; allein mit ſeiner geſpannten Aufmerkſamkeit war's vorbei; er dachte mehr an das Lob zurück und an das Vorurtheil, das er gegen dieſe Conferenz gehegt. War's nicht unrecht geweſen? Das war jetzt ſeine Frage. Hätte er nicht erſt hören müſſen? War ihm ſein Cantor nicht als Schwätzer bekannt, und er hatte ſeinem Gerede, daß Herder den alten Glauben umſtürzen wolle, dennoch Gehör geſchenkt! Ich Thor, ſprach er nun in ſich hinein. Wie oft rief ich meiner Gemeinde zu: Erſt prüfet und dann richtet! Und ich ſelbſt hab' nicht nach meinen Worten gehandelt. Wer rüttelt hier an dem ewigen Gott? Erfüllt nicht die größte Ehrfurcht für ihn die ganze Verſammlung? Schwebt Gottes Gnade nicht ſichtlich über ihr?

Während er ſo in Gedanken verſunken daſaß, war Herder von dem Altar getreten. Dann brauſte die Orgel. Ein Geſang folgte. „Nun kommt die Predigt“, ſagte Hildebrand und ſchob das Liederbuch, in ſchwarze Seide gebunden, in das Futteral. „Herr Gott, dich loben wir!“ ſo begann Herder. „Amen!“ ſetzte Hieronymus ganz leiſe hinzu. Herder ſprach weiter und weiter, immer erhebender, immer begeiſternder; und Hieronymus ſtieß Hildebrand an und ſagte: „In ihm iſt der Heilige Geiſt! Er redet mit feuriger Zunge!“ „Herr Gott, dich loben wir! Du biſt unſer Licht in der Finſterniß, deine Liebe iſt unſer A und O, ſie iſt der Leitſtern für jene Liebe, die uns an die Menſchheit kettet, neben deinem ſchattenloſen Leben einſt weiter zu leben; das iſt für uns, die uns hienieden Schatten ohne Zahl bedräuen, Hoffnung, Troſt, Stärke!...“ ſo Herder. „Er iſt der größte Geiſt! Sein Name wird unſterblich werden!“ ſo Hieronymus zu Hildebrand. Viel hätte nicht gefehlt, und er hätte ſich vergeſſen und ſein Entzücken laut verkündet. „Halleluja!“ tönte es von der Kanzel herab. Und die Schüler auf dem Chore ſangen: „Halleluja! Halleluja!“

Somit war die Conferenz zu Ende. Der Kirchner öffnete die Thüren. Die Carroſſe für die herzogliche Familie rollte vor. Am Ausgange geſellten ſich die Pfarrerin und ihre Töchter — der Candidatus Fritz Wilhelmi führte die Jungfer Braut — zu Hildebrand und Schneider. Vereint ſchritten ſie — Schneider taumelte mehr — die Stufen hinab. Da breitete dieſer die Arme aus... „Ernſt! Du willſt? Du darfſt?...“

„Ja, Herr Pfarrer!“ ſagte der Thürmer, in deſſen Rechte die Hand des Knaben ruhte, deſſen Linke ein Bündel hielt, „wir dürfen Euer Anerbieten nicht ausſchlagen! Wenn wir's thäten, wär's Sünde. Gott will's! Bei Euch kann der

Junge viel lernen, ohne Euch würd' es nichts damit werden, denn wir sind ja arm wie die Mäuse auf unserm Thurm!"

„Wir werden viele Freude an ihm erleben", rief Hieronymus, „er ist ein guter Knabe!"

„Das ist er, das muß ich sagen, obgleich ich sein Vater bin! Und noch eins", fügte er hinzu und seine riesige Gestalt erbebte, „wenn er so an den Sonntagsnachmittagen zu uns kommen dürfte, sollte es uns herzlich freuen. Mein Weib und meine übrigen Kinder bitten auch darum, sie weinen da oben um die Wette."

Darauf gab der Pfarrer sein festes Versprechen.

„Dann Gott befohlen! Hier das Bündel, Ernst! Lebt wohl, Herr! . . . Junge — Junge, leb' wohl!" Und blitzschnell wandte er sich. Keinen Blick warf er zurück. Aber den Mantelkragen schlug er hoch und barg sein Gesicht darin; niemand sollte sehen, was darauf zu lesen stand.

Der Knabe warf das Bündel auf den Boden und lief, „Vater! Vater!" rufend, ein Stückchen hinterdrein. Doch plötzlich besann er sich und blieb stehen. Dann eilte er zurück, umschlang den Pfarrer und rief: „Ich habe dich recht, recht lieb!"

Hildebrand sah frohbewegt drein. Seine Frau hatte Mühe, so viel Fassung zu behaupten, daß sie zu sprechen vermochte: „Nun zu mir ins Haus! Bei dampfender Suppe läßt es sich besser mit dem Ernst plaudern!" Allein Hieronymus hatte nicht den geringsten Appetit. Er wäre geistig gesättigt, behauptete er, und habe nicht eher Ruhe, als bis er sich und den Knaben daheim beim lieben Minchen wüßte. So schieden sie denn vor den Kirchenstufen. Noch sagte Schneider: „Ich bitte mir aus, daß ihr über acht Tage nach Mellingen kommt! Dann soll dieser Sohn, der mir heute beschert worden, die Taufe empfangen! Versteht ihr mich? Ich will nur sagen, daß wir anstoßen wollen auf sein ferneres Gedeihen, auf sein und mein Glück! Die Hand darauf, Hildebrand!"

Der Wind blies wieder. Die Luken der Dachfenster klapperten, die welken Blätter spielten auf der Landstraße Haschen. Allein Hieronymus spürte nichts davon, auch fröstelte ihn nicht; die Hand des Knaben, die in der seinen ruhte, strömte eine Wärme aus, die ihm bis ans Herz ging. Nur dünkte ihn der Weg diesmal endlos. Immer noch ein Baum, ein weißer Merkstein — endlich grüßte der mellinger Thurm aus der Ferne. Jetzt den Hügel hinan — den ersten Häusern, der Cantorwohnung vorüber — jetzt vor der Zaunthür — Flink, der Hund, schlug an — drinnen im Hause Schritte. . .

„Alter, lieber Alter! . . . Und nicht allein?"

„Du wolltest ja, daß ich dir etwas mitbringen sollte! Etwas recht Schönes, so ganz 'was Apartes müsse es sein, sagtest du. Nun, gutes Minchen, hier ist das Schönste und Beste, hier ist ein Sohn!"

Sie war sprachlos. Sie lachte und weinte und geberdete sich fast komisch. Sie wußte kaum, was sie eigentlich that. Er führte sie in die warme Stube. Hier erzählte er alles. Er segnete die Conferenz und den festen Schlaf der Hildebrand'schen Familie, er pries die Predigt des Mannes, dessen Name unsterblich werden würde, und er sagte: „Nein, Minchen, wir hatten unrecht: mit der wahren Frömmigkeit ist's in der Stadt nicht vorbei!"

Sie herzte den Knaben und trug aus der Küche vom Allerbesten herbei. Wie er sich's schmecken ließ! Die beiden sahen ihm zu und wurden satt von lauter Sehen; nicht den geringsten Hunger spürten sie. Dann nahm er die Geige aus dem Bündel und spielte ein Liedchen nach dem andern, dann sprang er vor die Thür, in den Garten hinaus, dann begrüßte er die Magd, die seine goldenen Locken strich und dabei meinte: „Ei, das ist der Echte! Der bringt Lustigkeit ins Haus!"

Und es ward Abend. Das Bettchen wurde geholt, worin der Sohn geschlafen, der nun in der kalten Erde schlief. Jetzt rückte die Pfarrerin wieder die Kissen zurecht und legte ihren lieben Ernst hinein und deckte ihn recht, recht zu. Und sie betete, daß Gott ihn beschirmen möge. Und der Pfarrer nahm die Bibel aus der Lade und schrieb auf die Rückseite des Einbandes: „Am 20. October des Jahres 1780 hat der Herr mich wunderbar gesegnet. An diesem Tage ist Ernst Seifferth in mein Haus getreten, den ich lieben will wie einen Sproß meines Blutes, den ich erziehen will zur Ehre des Höchsten, zur Freude seiner Mitmenschen. Lob und Dank dem Herrn! Amen!"

Dann sprach er: „Gute Frau, laß uns zur Ruhe gehen! Ich freue mich wie ein Kind aufs Erwachen." „Werden wir vor Seligkeit schlafen können?" meinte sie da. . . Aber der holde Schlummer küßte ihnen die Augen zu und der

Traumgott ſchwang ſein Scepter und zauberte die freundlichſten Bilder. Vor ihrem Blick war Ernſt zum Mann geworden, der ſeinen Erſtgeborenen ſpringen und tanzen ließ und dabei rief: „Sieh' nur den Jungen! Er gleicht dir, Großmama!" Vor Schneider's Auge ſtand Johann Gottfried Herder. Ueber ihm öffnete ſich der Himmel und ſandte ſeinen goldigſten Strahl auf ihn herab; zu ihm kamen groß und klein, Kranke ohne Zahl, und für alle hatte er Troſt, alle zog er ſie ans Herz und machte ſie geſund durch das Wort: „Seid wahr gegen euch ſelbſt und glaubet, dann iſt euch der Tod nur der Führer zur ewigen Herrlichkeit!" Und Schneider blickte auf. Ein Regenbogen prangte. Harfenſpiel erklang und Milliarden Stimmen ſangen: „Licht! Liebe! Leben!"

„Mit dem Ernſt macht ſich's!" Wie oft hat das der Cantor zum Pfarrer, der Pfarrer zur Pfarrerin geſagt! Auch die Leute auf dem Thurm haben es geſagt und ſind unendlich froh darüber geweſen. Zwar hätte ſich die Pflegemutter noch mehr, weit mehr gefreut, wenn er mehr die Wiſſenſchaft, weniger die Geige geliebt hätte; ſie hätte gar zu gern einen künftigen Candidatus theologiae in ihm geſehen, allein der Pflegevater hat ſich ganz auf den Cantor verlaſſen, der verſichert hat: „Zwingt der Herr Pfarrer den Ernſt zum Studiren, ſo wird's nie und nimmer nichts, aber läßt der Herr Pfarrer ihn bei der Muſik, ſo wird's was Tüchtiges werden!" Und Hieronymus Schneider hat beigeſtimmt und ſo iſt's weiter gegangen. Einmal kommt der Cantor und ſagt: „Von mir kann Ernſt nichts mehr lernen, er iſt weiter wie ich!" Und da ſchluchzen die beiden Alten zwar wie die Kinder, allein ſie thun doch das Beſte: ſie ſchicken den Ernſt zum Stadtpfeifer Fiſcher nach Weimar zurück. Und die Jahre fliegen vorüber wie Herbſtfäden. Todt iſt der Pfarrer und todt der Thürmer — und aus dem Lehrjungen Ernſt Seifferth iſt ein Männlein geworden, auf deſſen Kinn und Oberlippe der erſte Flaum ſprießt. Bald wird auch ein Mann und ein Vater daraus und die greiſe Pfarrerin jubelt über die Erfüllung ihres Traums, denn der Erſtgeborene tanzt und ſpringt auf ihrem Schoſe und ruft: „Liebe Großmutter!" Weiter! Ernſt Seifferth iſt ein angeſehenes Mitglied der herzoglichen Kapelle; er geigt und componirt, führt ſeine eigene Muſik gar bei Hofe auf und pilgert oft zum alten Wieland nach Aßmannſtedt hinaus, deſſen Freundſchaft er ſich zu erfreuen hat... Weiter! Die Mutter, die Pflegemutter, der alte Wieland ſind nicht mehr. Der Hofmuſikus Seifferth ſteht viel vor ihren Gräbern und drückt die müden Augen zu... Und weiter? Tretet auf den Friedhof in Weimar — Hart an der Mauer wölbt ſich ein Hügel, ein Kreuz davor. Und auf dem Kreuz ſteht zu leſen: „Ernſt Seifferth."

Das Medaillon.

Von Heinrich Aomus.

I.

An einem ſchönen Frühlingsabend ſaßen in einer Birkhütte, die unweit eines Fluſſes ſtand, deſſen ſchroffe Ufer mit Ulmen und Erlen bepflanzt waren, zwei junge Mädchen plaudernd nebeneinander, zwiſchen denen eine Aehnlichkeit zu finden eine ſchwierige Aufgabe geweſen wäre. Das jüngſte von ihnen hatte ein ausdrucksvolles Geſicht und ſchöne Formen, die ein verzogener Künſtler der italieniſchen Schule ſich unbedingt zum Modell gewählt hätte. Dunkle Locken ringelten ſich bis zu den Schultern hinab und lange Wimpern bedeckten eiferſüchtig die braunen Augen, in denen neben dem Unſchuldslächeln der Jugend doch auch bereits das Feuer der Leidenſchaften glimmte. Das Mädchen ſaß in jener ungezwungenen Stellung, die Frauen, wenn ſie ſich einem geheimen Verlangen hingeben, ſo außerordentlich anziehend macht. Ihre Hände ſpielten mit einer goldenen Kette, an der ein Medaillon hing, das die zu ihren Füßen ſitzende Geſpielin aufmerkſam betrachtete. Dies Mädchen bildete zu dem erſtern einen ſcharfen Contraſt. Eine durch Schmerzen erzeugte Bläſſe bedeckte die Wangen, rothe Augenlider ſchloſſen faſt die kleinen grauen Augen und überdies hatten ihre Geſichtszüge nichts Anziehendes, wenn ſie auch einiger Annehmlichkeiten nicht entbehrten. Dazu lag in ihnen diejenige Unbeweglichkeit, die wir häufig an denjenigen Menſchen wahrnehmen, welche von Kindheit auf einſam lebten und alle ihre Gefühle in ſich verſchließen mußten. Dies Mädchen war eine Waiſe und hieß Anna. Noch im zarten Alter, verlor ſie ſchon Vater und Mutter. Der reiche Gutsbeſitzer von Dorn, ein Bruder ihrer Mutter, nahm die Aelternloſe zu ſich und ließ ſie mit ſeiner einzigen Tochter Clara erziehen.

Als Anna das Miniaturbild eine kurze Zeit betrachtet hatte, blickte ſie ſinnend zu ihrer Begleiterin auf.

„Sprich, was du willſt, Clara", ſagte ſie dann, auf das Bild zeigend, „ſo weit reicht deine Kunſt doch nicht! Das iſt ja ſein Blick, wie aus dem Spiegel geſtohlen!"

Die Angeredete lachte laut auf.

„Du möchteſt es wol gern der Gefälligkeit unſers Lehrers zuſchreiben?" erwiderte ſie darauf faſt ſpöttiſch. „Wir Mädchen können ja auch kein Blättchen zeichnen, wobei uns nicht geholfen —"

„Dieſe Deutung lag nicht in meinen Worten!" lächelte jene unterbrechend und blickte die Zeichnerin feſt an.

Clara erröthete, als wenn ſie eine geheime Freude fühle.

„Kann denn nicht Amor auch meine Pinſel geführt haben, Anna?" fragte ſie dann ſchelmiſch.

Anna blickte ſinnend vor ſich hin.

„Kunſt und Liebe ſind allerdings verwandt", entgegnete ſie endlich, „und wenn es mir wie den alten Griechen erlaubt würde, jeden Gedanken, jegliches Gefühl zu verſinnlichen oder in eine Gottheit zu verwandeln, ſo möchte ich behaupten, nicht ſinnlicher Genuß, ſondern Malerei, Poeſie und Muſik ſeien des Amors und der Pſyche Kinder; denn wenn die heilige Liebe ohne irgendeinen irdiſchen Zuſatz das Herz erfüllt, iſt dieſe Verſchmelzung nicht Poeſie? Wo keine Liebe, iſt auch keine Poeſie. Liebe und Poeſie ſind unzertrennlich!"

„Das merke ich!" lächelte Clara vielſagend.

Anna erröthete.

„O ich bitte, nicht auf mich fremde Sünden wälzen zu wollen!" rief ſie im nächſten Augenblick. „Nicht mich ſieht man ganze Stunden lang verſtohlen in den Spiegel blickend — nicht mich findet man im Gehölz, hinter halbgeſchloſſenen Jalouſien —"

„Sünde?" unterbrach Clara die Eiferin, ihre Hände auf Anna's Schulter legend. „Iſt das Sünde, Schweſter?" fragte ſie mit theatraliſchem Affect.

„Ach nein!" verſetzte die Waiſe begeiſtert. „Nein, ſo meinte ich es nicht! Die Liebe ſtammt von Gott und ein Seraph trägt ſie in Augenblicken des Kummers als eine tröſtende Gabe den Sterblichen herab. In meiner Kindheit erzählte mir meine Mutter mitunter von Schutzengeln und ich glaubte ſo feſt und gern an ihre Gegenwart und ihren Schutz, daß ſie mir unſichtbare Freunde geworden ſind, denen ich meinen Kummer und meine Freuden anvertraut und von ihnen Troſt und Hülfe erwarte. Ja oft ſchwärme ich ſogar: das Mädchen, dem ein ſolcher himmliſcher Gaſt ſich naht, muß ein irdiſcher lieben, da ſelbſt Engel es unterſtützen. Er grüßt, er küßt ſie — und das iſt Liebe! Sie iſt eine Gabe des Seraph!"

Während die zwanzigjährige Schwärmerin dies ſprach, ſpielte eine leichte Röthe auf ihren Wangen und ſie war ungeachtet ihrer Häßlichkeit in dieſem Moment einnehmend wie die Liebe ſelbſt.

„O wie rührend!" lächelte Clara. „Aus welchem Roman haſt du denn dies? Was ihr excentriſchen Köpfe doch alles in der Liebe zu finden glaubt und die dennoch nichts weiter iſt als ein beluſtigendes Spielwerk wie die Puppe dem fünfjährigen Kinde! Ich gebe ihr wol einen Platz unter meinen Bleifedern, Armbändern, Noten und Büchern — ſonſt aber nirgends."

„Verſtell' dich nur!" drohte Anna, aufſpringend. „Dir zur Strafe, denn ich weiß, daß dies Porträt dir theuer iſt, gebe ich es nicht zurück!"

Und raſch eilte ſie das ſchroffe Ufer hinab; Clara, in dem Glauben, daß Anna das Bild in den Fluß werfen wollte, ihr nach. Anna ſprang wie eine Gazelle leichten Schritts voraus, ihre Begleiterin folgte nur mit Mühe. Da plötzlich, unweit des Fluſſes, gleitet Anna's flüchtiger Fuß aus und ſie rollt mit dem gelöſten Sande in das Waſſer.

Clara ſteht wie eingewurzelt, aber ſich gewaltſam aufraffend, ruft ſie im nächſten Augenblick: „Gott, ſie iſt verloren! Hülfe! Hülfe!"

Raſch ſtürzt jemand ſich in den Fluß. Clara kniete am Ufer und betete. In dieſem Augenblick, wo das Mädchen ſich unbemerkt wußte, machte ein ungekünſteltes Gefühl es wahrhaft ſchön.

Das Waſſer rauſchte. Clara eilte an den Fluß. Blaß, regungslos, gleich einem Marmorbilde, lag Anna in den Armen ihres Retters. Dieſer trug ſeine Bürde vollends ans Land und legte ſie auf den Raſen nieder. Clara warf ſich über die Gerettete, weinte und rieb ihre Hände und Schläfe.

„Retten Sie ſie, Doctor!" rief ſie dann dem Erretter zu, den ſie jetzt erkannte. „Nicht wahr, ſie lebt und ſtirbt nicht?"

„Aengſtigen Sie ſich nicht ohne Noth, Fräulein von Dorn!" entgegnete der Arzt beruhigend. „Etwas Waſſer — eine Ohnmacht — —"

Hier ſchlug Anna die Augen auf und ath-

mete tief. Ihr erſter Blick traf ihren Lebensretter. „Wilibald!“ hauchte ſie hervor; und als wenn ſie ſich etwas ins Gedächtniß zurückrufen wollte, ſtrich ſie ſich mit der Hand über die Stirn. Dann drückte ſie dieſelbe auf das Herz und eine lebhafte Röthe ſpielte auf ihren Wangen, die jedoch ſchnell wieder der gewöhnlichen Bläſſe Platz machte. Sie legte ihren Kopf auf Clara's Schulter und leichte Thränen perlten aus ihren Augen, während ſie des Doctors Hand drückte und ihn mit einem Blick anſah, in dem die Dankbarkeit beredter ſprach als in den wärmſten Ausdrücken. Dann aber drängte der Arzt auf ſchnelle Wechſelung der Kleider und Clara eilte mit ihrer Gefährtin dem nahen Schloſſe zu, während der junge Doctor einen andern Weg nach demſelben einſchlug, nachdem er das Fräulein artig gegrüßt hatte.

In einem einfach, aber geſchmackvoll eingerichteten Zimmer ſaß Frau von Dorn, vor ihr, auf einem koſtbaren Fußteppich, Clara, ihre Tochter. Der Abendſonne letzter Strahl liebäugelte durch das mit Wein belaubte Fenſter und beleuchtete ihr ſchönes Geſicht, worauf der Mutter Augen mit Wohlgefallen und Stolz ruhten.

„Ich kann noch immer nicht begreifen, Clara“, hub Frau von Dorn an, „warum du des Doctors Porträt nicht zu Hauſe gelaſſen, da du es doch lediglich deshalb gezeichnet, um ihm oder vielmehr ſeiner Mutter damit eine Freude zu machen.“

„Mama, das kam ganz zufällig! Als mir heute morgen der Juwelier das Medaillon brachte, legte ich es in meine Zeichenmappe, um es ſpäter dem Doctor zu überreichen, wozu ſich aber im Laufe des Tags keine Gelegenheit fand.“

„Warum nahmſt du es denn mit auf deinen Spaziergang? Wollteſt du vielleicht noch einige Verbeſſerungen daran treffen?“

„Das gerade nicht, aber Anna —“

„Wollte ſich an deiner Kunſtfertigkeit ergötzen — das weiß ich bereits, aber noch nicht die Urſache, warum du das Medaillon mit auf die Promenade genommen.“

„Ein Scherz, Mama, ein Spaß zweier jungen Mädchen, weiter nichts!“ ſchmeichelte Clara, die Mutter umſchlingend. „Sie ſind auch einmal achtzehn Jahre alt geweſen, theure Mutter, und haben ebenfalls mit den Augen der Doctoren und der Majore geſpielt!“

Frau von Dorn lächelte über dieſe Aeußerung ihrer Tochter und ſtrich liebkoſend über deren Wangen.

„Ich will glauben“, ſagte ſie darauf, „daß nur ein Scherz zu Grunde gelegen, obwol ich nicht zu denjenigen Müttern gehöre, deren Ausſpruch lautet: ‹Meine Tochter iſt zu gut erzogen, als daß ſie ohne meine Einwilligung lieben könnte!›“

„Sie können dreiſt behaupten“, entgegnete Clara mit einem ſtolzen Lächeln: „‹Meine Tochter kennt zu gut ihre Pflichten, als daß ſie ſich je in einen Bürgerlichen verlieben könnte!›“

„Du triffſt den Nagel auf den Kopf!“ ſeufzte die Edelfrau. „Du darfſt an unſern Arzt nicht denken, denn dein Vater würde dir eine ſolche Zuneigung nie vergeben! Du kennſt ſeine Grundſätze und Vorurtheile.“

Clara's verſtecktes Lächeln ſchien dies jedoch zu bezweifeln.

„Wenn du aber den Doctor nicht liebſt“, fuhr Frau von Dorn fort, „warum ſuchſt du denn ſeit einiger Zeit beſtändig ſeine Nähe? Er muß dich häufig begleiten, auf deine Bitten dir die Notenblätter umſchlagen, auf ihn beziehen ſich deine Worte, ſelbſt wenn du mit andern ſprichſt; ihn ſuchen deine Blicke — Clara, Liebe iſt dir in deinen Verhältniſſen zu der Welt erlaubt, aber Koketterie iſt deines Charakters unwürdig!“

„Sie nehmen die Sache doch auch gar zu ernſthaft, Mutter!“ antwortete Clara unbefangen. „Hier iſt weder Liebe noch Koketterie! Ich könnte Ihnen entgegnen, daß ich ſeine Geſellſchaft deshalb ſuche, weil ſeine Geſpräche ſo unterhaltend ſind — aber das iſt doch nicht die eigentliche Urſache, warum ich mich in ſeine Nähe dränge. Sie werden über mich lächeln, wenn ich ſie Ihnen mittheile, aber ſei es darum! So hören Sie, Mama! Ich ärgere mich über den Doctor Wilibald! Seit ſeiner Ankunft bei uns benimmt er ſich gegen mich höchſt auffallend: mit Anna iſt er luſtig, leutſelig, geſprächig, aber gegen mich iſt er immer in einen dreifachen Harniſch der Höflichkeiten und des Anſtandes geſchmiedet. Nie ſpricht er mit mir auch nur Ein freundliches Wort, wie es doch ſonſt üblich iſt. Er äußert gegen mich weder Freundlichkeit, was auf dem Lande wol erlaubt wäre, noch irgendeine Aufmerkſamkeit, ſondern immer und immer kalte Höflichkeit. Iſt das nicht himmelſchreiend, Mama?“

Frau von Dorn klopfte leiſe ihrer Tochter roſige Wangen, die von dem kleinen Aerger noch mehr geröthet waren.

„Er blickt von der Höhe seiner deutschen Gelehrsamkeit geringschätzend auf mich herab, und wiederum unterhält er sich mit Anna stundenlang über Goethe, Schiller, Jean Paul — nur mit mir wechselt er kein Wort, als wenn er mich für unfähig hielte, ihn zu verstehen, weil ich nicht wie sie über «Schlözer» und «Gibbon» liege.

„Der Doctor ist aber auch kein Mädchen von achtzehn Jahren!" entgegnete die Edelfrau besänftigend. „Er weiß recht gut, daß ein vertrauter Umgang zwischen euch leicht gefährlich werden könnte."

„Für wen?" fragte Clara. „Wilibald ist zu klug, um je hoffen zu dürfen, und ein Fräulein von Dorn weiß, daß es mit einem Sohn Aesculap's nie Hand in Hand gehen darf. Aber zwingen möchte ich ihn, gestehen zu müssen, daß es trotz eines muntern Aeußern möglich, der Gelehrsamkeit eines Mannes würdig zu sein. Jetzt wissen Sie alles, Mama!"

Frau von Dorn wollte soeben noch etwas über die Nachtheile der Koketterie sprechen, als in Anna's Zimmer geschellt wurde.

Clara eilte und die Edelfrau folgte. Sie fanden schon den Doctor gegenwärtig.

„Du fühlst dich wol sehr schwach, Anna?" fragte Frau von Dorn, ins Zimmer tretend und der Kranken die battistene Haube zurechtschiebend, die mit einem hellblauen Bande festgebunden war. „Diese Stunden sind dir wol recht schwer geworden? Und nicht wahr, Herr Doctor, wir vermehren noch das Uebel, daß wir sie so wenig allein lassen?" Sie gab Anna einen leichten Kuß und Clara einen Wink. Mutter und Tochter verließen das Krankenzimmer, der Arzt folgte und Anna war allein.

Waren ihr die Stunden denn so schwer gewesen, wie Frau von Dorn sich äußerte? Wem ist es nicht angenehm, der Gegenstand der Sorgen und Aufmerksamkeit zu sein? Das Herz täuscht sich ja so leicht, wenn es etwas begehrt, und schreibt es unbedingt der Liebe zu, was vielleicht nur eine Wirkung der Eitelkeit ist.

Stille herrschte im Hause. Die Lichter waren erloschen und nur der leise Schritt des Kammermädchens war noch im Nebenzimmer hörbar — jetzt aber war auch dieses zur Ruhe gegangen.

Anna hob den Kopf empor und horchte. Ihre Herzensschläge folgten rasch; eine dunkle Glut bedeckte ihre Wangen und ihr Busen wogte stürmisch auf und ab. Leise setzte sie die Füße auf den vor ihrem Bett ausgebreiteten Teppich und stand auf, vor dem kleinsten Geräusch erbebend. Stehend horchte sie wiederum, aber rings um sie her herrschte nächtliche Stille. Dennoch trat sie furchtsam an den kleinen Tisch, auf dem eine Nachtlampe brannte; es war ihr, als wenn das Herz ihr zerspringen wollte. Zitternd löst sie jetzt das Haubenband und die dichten Haare fallen auf Nacken und Schultern herab; unter denselben zieht sie ein Miniaturbild hervor, und in demselben Moment, da die Freude ihre Wangen mit Purpur übergießt, begegnet ihr Blick im Spiegel ihrem Bilde.

Im Nu verschwindet der Ausdruck der Freude, welcher ihre Gesichtszüge belebt hatte. Wehmüthig senkt sie seufzend den Kopf und die Hände fallen schlaff und willenlos in ihren Schos. Ein vernichtender Gedanke, der centnerschwer ihre Seele drückt, taucht aus der augenblicklichen Vergessenheit auf und eine große Thräne glänzt unter den Augenlidern, in der sich der Lampenstrahl bricht.

Armes Mädchen, wie reizend wäre deine Freundin in dieser nächtlichen Unordnung und in dieser malerischen Lage! Dich aber erinnert der Spiegel an deine Häßlichkeit! O Dante, auf ihrem blassen Gesicht las sie schon von Jugend auf die Inschrift deiner Hölle: „Hier ist kein Raum für die Hoffnung!"

Jedoch war für Anna der Kummer kein Fremdling mehr; sie war ja in der Schule des Waisenstandes und der Entsagung gebildet, sie hatte sich von Jugend auf zu denken gewöhnt. War sie doch eine Waise, für die weder Lehrer noch Gouvernanten denken. Und überdies hatte das Mädchen nicht nur Phantasie, sondern sie verstand auch über das Leben und die menschlichen Zustände nachzudenken und sich der Nothwendigkeit zu fügen. Auch im jetzigen Fall legte sie sich sogleich die Fessel der Unterwürfigkeit an, wennschon ihr Herz einige Blumen fand, womit sie die schweren Ringe zierte.

Sie trat leise ans Fenster und öffnete es geräuschlos: vor ihr lag die stille, verschleierte Nacht. „Alliebender", hauchte sie vor sich hin, „erfreuen wir uns nicht an deinem sternenhellen Himmel? Berauschen wir uns nicht in dem Duft der Blumen? Genießen wir nicht die Frische der Nacht? Warum begnügt das Herz sich nicht mit dem Gefühl, das du in dasselbe gelegt? Warum fordert es mehr, da es doch sein Glück in der Fähigkeit, zu empfinden, zu lieben, finden sollte? Und ist nicht die Liebe das Wetterleuchten gött-

licher Strahlen, die den Himmelsthron des Allmächtigen umfließen? Sprudelt nicht in dieser reinen Liebe die Quelle der größten Glückſeligkeit? Ja, dem iſt ſo! Er iſt beſſer als der Himmel, die Erde, die ganze Schöpfung! Er iſt das beſte Werk Gottes! Ihn will ich wie einen Engel, wie die Sonne, wie die Natur lieben! Nur ihn will ich lieben und ſein Bild ſehen!"

Sie drückte das Medaillon feſt ans Herz und küßte es einigemal; dann ſchloß ſie das Fenſter und trat auf den Zehen wieder an den Tiſch. Hier öffnete ſie das Medaillon — lange ruhten ihre Blicke auf dem Porträt Wilibald's, das Clara's Hand gezeichnet hatte. Sorgſam verwahrte ſie es dann.

Alſo Anna, das vorſichtige und mistrauiſche Mädchen, liebt den Doctor Wilibald? Und er?

Wilibald war der Sohn eines unbemittelten Beamten in der nahen Stadt D., wo noch gegenwärtig ſeine Mutter von dem geringen Nachlaß ihres verſtorbenen Mannes lebte. Er hatte ſich derjenigen Wiſſenſchaft mit Vorliebe gewidmet, die unendlich viel Studium und Beobachtung bedingt; aber ihm war auch der forſchende Geiſt verliehen, welcher die Gegenſtände nicht einſeitig auffaßt, ſondern in ihre ganze Weſentlichkeit eindringt.

In der Familie von Dorn, in deren Kreiſe er ſich ſeit kurzem bewegte, da die Edelfrau ſo ſehr nach einem Arzt verlangt hatte, machte die hübſche und muntere Clara ſogleich auf ihn einen beſondern Eindruck, aber er erkannte auch ebenſo ſchnell den Charakter und die Vorurtheile des Edelmanns, für den nur Wappen und Reichthum Werth hatten. Allerdings bewies Herr von Dorn jedem ſeine perſönliche Achtung, auch war er bereit, Hülfe zu leiſten, aber ſich von der höhern Ariſtokratie auch nur einen Zoll breit zu entfernen, war ſeiner Denkungsart unmöglich. Deshalb hielt Wilibald ſich in einer ehrerbietigen Entfernung von dem Edelfräulein, fand ſich aber hingezogen zu Anna, da er bald bemerkte, daß dies Mädchen geiſtig ungemein gebildet war. Anfangs ward ihm die Annäherung ſchwer, denn die Blödigkeit oder richtiger die Wildheit Anna's war nicht zu beſiegen. Als ihm dies aber gelungen, entſpann ſich zwiſchen ihm und dem Mädchen ein Geſpräch, das nie enden wollte. Er erzählte ihr von ſeinem Studentenleben, ſeinen Reiſen, von der Natur und dem menſchlichen Herzen. Bald fieberte Anna in Ungeduld, daß die Klingel zum Abendeſſen rief, das gewöhnlich bis Mitternacht dauerte. Wenn die Converſation begann, ſchob ſie — ich glaube ohne Abſicht — einen Stuhl ihrem Nähtahmen näher, und während nun Clara mit dem Muſiklehrer Gutenherz im Nebenzimmer muſicirte, Herr von Dorn mit der bejahrten franzöſiſchen Gouvernante Piquet ſpielte, nahm der junge Doctor neben Anna Platz, ſpielte mit der Schere, ſchnitt einige Fäden von dem Nähtahmen, erzählte oder las einen neuen Roman vor; entfernte ſich aber die Edelfrau auf einige Augenblicke, ſo unterhielten ſich beide über die Natur.

Und wie verändert ward Anna! Sie ging ſelten nach der Birkhütte, ihrem Lieblingsplatz, und noch ſeltener in das nahe Luſtholz: ſie las jetzt alles in Wilibald's Augen, was früher ihr die Natur geſagt. Mit dem Gedanken: Heute werde ich ihn ſehen! erwachte ſie, und das ſich wiederholend, was er am Abend mit ihr geſprochen, ſchlief ſie ein. O wie nahrhaft war jetzt ihr Seelenleben! Sie lüftete durchaus nicht den Schleier der Zukunft — in der Gegenwart glücklich, benahm ſie ſich wie ein ſorgloſes Kind, deſſen Daſein nur der gegenwärtigen Minute gehört. Nur das Glück ſelbſt, das ihr bisher gänzlich unbekannt geblieben, ſchreckte ſie bisweilen auf, indem ſie ſich fragte: Warum erſcheint mir jetzt die Welt mit Feſtkleidern geſchmückt? Woher dieſe Seelenwonne in mir? Bald jedoch löſte ſie das Räthſel mit dem Einen Wort: Liebe. Aber dies magiſche Wort verurſachte ihrem Herzen doch mitunter Unruhe. Darf ich ihn lieben? Kann ich auf Gegenliebe hoffen? Er, ein gebildeter, hübſcher Jüngling, und ich — ſeufzend ließ ſie den Satz unbeendet.

Als Anna ſich von dem Schreck erholt hatte und an den Abendcirkeln wieder theilnehmen konnte, bemerkte ſie, daß der Stuhl neben ihr leer blieb, der Doctor ungemein zerſtreut war und aufgeregt auf- und abging, ohne ſich dies auffallende Benehmen erklären zu können. Als aber Clara am nächſten Abend mit Wilibald wegen ſeiner kalten Höflichkeit und Ehrerbietung ſchmollte und Frau von Dorn Klage über ſeine Gefühlloſigkeit führte, da wußte Anna ſich das Räthſel zu löſen und ſagte den genußvollen Abenden Lebewohl. Während nun Wilibald und Clara allabendlich im Nebenzimmer muſicirten, horchte wol Anna mit Begeiſterung ſeinem Geſange, ob

Digitized by Google

die Eiferſucht raunte ihr zu: Er ſingt nicht für dich, nicht du beſeelſt ihn!

Es liegt für ein liebendes Herz ein ungewöhnlicher Zauber in der Stimme und in dem Spiel des Geliebten; in den Tönen ſpricht gleichſam ſeine Seele und ſein Herz verräth in ihnen ſeine Gefühle. Wenn aber dieß Gefühl einer andern gilt, was iſt ſolcher Tantalusqual zu vergleichen? Anna ſog einen Tropfen Wermuth nach dem andern ein und bebte, jeden Augenblick ihr Herz zu verrathen; denn ſie wußte, was ihr bevorſtand, wenn jemand ihr Geheimniß durchſchaute. Nur gegen Gutenherz, den Muſiklehrer, der ihr volles Vertrauen beſaß, ſprach ſie ſich offen aus.

„Es iſt ſo, mein alter Freund", ſagte ſie eines Tags zu ihm, „er liebt Clara, es iſt kein Zweifel mehr vorhanden! O es iſt ſchrecklich, lieben und nicht wiedergeliebt zu werden! Meine Phantaſie zaubert ſich die Möglichkeit, daß er mein ſein könnte. Verſtehen Sie, was dann jeder Blick, jedes Wort, jede Bewegung für mich ſein würde?"

„Ihre Brille ſieht nicht ganz richtig, Fräulein!" entgegnete der Muſiklehrer. „Nicht nur blühende Wieſen und grüne Lauben bietet die Fee Morgana, ſondern auch Felſen und finſteres Steingeklüft erſchrecken das Auge. Sehen Sie eben jetzt im Weſten die verſchiedenartigen Wolkenmaſſen? Die Strahlen der untergehenden Sonne geben keine geregelten Geſtalten, aber doch legt unſere Phantaſie ihnen eine beliebige Form bei. Horchen wir abends dem Rieſeln der Quelle, dem Blätterſäuſeln oder dem Sturm, der in der nahen Ruine pfeift, ſo meinen wir, bald ein Stöhnen der Verzweiflung unterirdiſcher Schatten, bald Klagen um eine von der Erde entflohene Seele, bald das Echo unſichtbarer Seraphsharfen zu vernehmen; aber die Verſchiedenheit rührt weder von den Tönen noch von den Wolken her. Was ſind dieſe anders als einzelne Noten eines vollſtimmigen Accords? Glauben Sie mir, Fräulein, die Einbildung und das Glück oder Unglück hängt öfter, als wir es ahnen, von dieſem magiſchen Stäbchen ab!"

Anna verſank in Nachdenken.

„Sie können recht haben, Gutenherz!" antwortete ſie nach einer Pauſe. „Sollte aber geſtern meine Einbildung ſeinem Geſicht Entzücken und den Ausdruck unerwarteter Freude beim Anblick Clara's ebenfalls gegeben haben? Sie wiſſen, daß uns das Gewitter am äußerſten Ende des Dorfs überraſchte, da, wo einige Witwenhütten ſtehen. Wir flüchteten uns in Katharinens Hütte. Sie kennen das Häuschen, das zur Hälfte in die Erde gewachſen ſcheint. Gott weiß, wie die Leute darin leben können! Als wir eintraten, ſaß Katharine auf ihrem Bett, auf den Schemel einen Fuß geſetzt, um den ein erwachſener Knabe einen Verband legte, während zwei jüngere Kinder ſich verſtohlen aus einem Korbe, der auf der Bank ſtand und mit weißen Linnen bedeckt war, einige Stücke Weißbrot nahmen. Auch den Doctor trafen wir dort. Hätten Sie doch den himmliſchen Ausdruck ſeines Geſichts geſehen! O wie bedeutungsvoll erſchien mir in dieſem Moment die Beſtimmung eines Arztes! Er iſt ein Freund der geſammten Menſchheit, ein Genius, der die Leiden der Sterblichen lindert!"

Der Muſiklehrer lächelte.

„Fahren Sie fort, Fräulein!" ſagte er dann, als Anna plötzlich ſchwieg. „Bisweilen betrachten wir das Gemälde im falſchen Lichte. Alſo weiter!"

Anna bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht; endlich aber fuhr ſie fort:

„Der Doctor hörte unſer Eintreten nicht und ich vernahm aus dem Geſpräch, daß der Brotkorb von ihm nicht zum erſten mal dahin gebracht ſei. Der Segen, mit dem ihn Katharine überhäufte, die Liebe, das Vertrauen, womit ſie ihn anblickte, enthüllten mir die ganze Schönheit ſeiner Seele. Endlich erblickte er uns — nein, Clara, die, aufgeregt durch die Scene, ihm die Hand drückte. Sie hätten ſeine Beſtürzung ſehen ſollen! O wie ſchön war er in dieſem Augenblick! Von ſeiner abgemeſſenen Zurückhaltung gegen Clara fand man keine Spur; er trug ſie faſt auf die Bank, umhüllte ſie mit ſeinem Shawl, rieb ihre Hände und ſtrich ihr die Regentropfen von den Kleidern. Hätten Sie geſehen, welch Beben ſeine Fibern durchzitterte, als ſeine Hände ihre Locken berührten! Ja, es iſt gewiß, er liebt ſie! Und Clara? Kaum begreift ſie vielleicht die Größe ſeiner Seele! Uns wurde ein Wagen nachgeſchickt; als der Diener in die Hütte trat, nahm der Doctor ſogleich ein kälteres Benehmen gegen uns an und entfernte ſich ſogleich. Später ſah ich ihn auf der Terraſſe ſitzend, das Haupt geſtützt, lange über Mitternacht hinaus."

Anna ſchwieg und Gutenherz ſetzte das Geſpräch nicht fort. Wozu auch? Die Vernunft iſt für die Leidenſchaft unverſtändlich.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Das deutſche Lied.

— Solange noch deutſcher Wald auf deutſchen Bergen ſteht, noch friſche Quellen ihm entrieſeln, noch ein Meer an ſeine Geſtade ſchlägt, hört deutſcher Sang nicht auf. Das ſind die Wecker der deutſchen Sangesluſt, wie ſie es geweſen ſeit jenen Tagen, da die Weiſen des Volks, die Mime und Eigel, die Schmiede und Jäger im Bergwald, von Tuiſto dem erdgeborenen Quell, dem Allbeleber, ſangen und von ſeinen großen Söhnen, dem Sangſchwert, das in die Herzen fährt gleich dem Kriegsſchwert, aber nicht um zu tödten, ſondern erſt recht zu beleben.

Eine reiche Leſe aus vergangenen Tagen, in denen das laute Leben der Städte Deutſchlands noch minder laut war, in denen das Rauſchen des Waldes, das Klingen der Quellen in Hütten und Burgen hineinſang und die Herzen der Ritter wie des Volks in das göttliche Schwingen hineinzog — aus jenen Tagen eine reiche Leſe bietet uns ein Werk von Karl Bartſch: „Deutſche Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts“ (Leipzig, Göſchen'ſche Verlagshandlung, 1864). Es iſt's werth, ſich einmal zu vertiefen in die alte Sprache der Väter, ſie ſich wieder zu beleben, wenn auch nur auf kurze Stunden, die das Leben der Gegenwart uns karg zumißt, und nachzuſingen, wenigſtens nachzuſummen, was die Väter ſangen. Wie klingt es doch ſo voll, wenn Herr Reinmar ſingt:

Des Tages, da ich das Kriuze nahm,
Da huote (behütete) ich der Gedanke min,
Als es dem Zeichen wol gezam (geziemte)
Und als ein rechter Bilgerin (Pilgrim) u. ſ. w. —

und wie ſo lieblich und neckiſch bei Herrn Burkart von Hohenfels:

Wir ſun (ſollen) den Winder
In Stuben enfahen (empfangen).
Wol uf, ihr Kinder,
ze Tanze ſun wir gahen,
Volgent ir mir,
So ſun wir ſmieren (lächeln)
Und zwinken und zwieren (blinzeln und verſtohlen blicken)
Nach lieplicher Gir.

Und wie klingt's von allen Burgen, auf allen Straßen, in allen grünen Hagen, wo Blümelein ſtehen, auf Wieſenbreiten, in grünem Wald und Heide. Von dem von Kürenberg, welchem man heute das Nibelungenlied zuſchreiben möchte, bis zu den „Namenloſen Liedern“ am Schluß — welcher blühende Reigen von Burg- und Markgrafen, Herzogen und edeln Herren, Schreibern und Schulmeiſtern und ſonſtigen Meiſtern — ja auch ein König, Wenzel von Böhmen, und ein Jude, Süßkind von Trimberg, treten herein. Gar traurig ſingt der letztere von ſeiner „Thorenfahrt“, auf der er gehofft, ſich Ehren zu erſingen an den Herrenhöfen.

Will nun als alter Jude tragen
Von grauem Haar den langen Bart,
Den Mantel ärmlich umgeſchlagen
Auf meiner düſtern Fahrt.
Tief will ich unter einem Hute
Demüthig gehn den ſchweren Gang,
Weil meinen höfelichen Sang
Die Herren trieben von ihrem Gute.

Wie hoch ſein Sang geſtanden, iſt aus dem wenigen, das ſich von ihm erhalten hat, kaum erſichtlich. Daß er arm geweſen und mit Kindern geſegnet, von denen vielleicht die Süßkind in Ballenſtedt ſtammen, erhellt aus den Zeilen, die der Verfaſſer mittheilt. Gewiß war's ſchwer für einen Juden damaliger Zeit, ſchwerer als für jeden andern, ſich in die Reihe der ſangkundigen Ritter und Fürſten zu ſtellen — vielleicht war er kein ſchlechterer Sänger als König Wenzel; nur trieb den keiner der Herren von ſeinem Schloſſe, denn er war Chriſt und adelich. Aus all der Liederluſt von Liebe und „großer Swäre“ (Leid), von „ſehnender Sorge“, von Freude und Tanz wählen wir zum Schluß eins der volksthümlichen Lieder Herzog Jans' I. von Brabant, das in niederländiſcher Rückübertragung vorliegt — wir geben es deutſch. Der Dichter, der Held der worringer Schlacht (1288) ſtarb an einer Wunde, die er (1299) auf dem Turnier zu Bar erhalten.

Früh an einem Maientag
War ich aufgeſtanden,
Ging nach einem grünen Hag,
Wo drei Jungfrau'n ſtanden;
Sangen, ach! ſo wunderrein,
Eine vor, die and're drein:
Juvivallera, Juvivallera, Juvivallera!

Ich vergaß, was all erblüht
In der Gartenrunde;
Lauſchte nur dem ſüßen Lied
Aus der Mädchen Munde;
Und mein Herz ging auf in Luſt,
Daß ich laut mitſingen mußt' —
Juvivallera, Juvivallera, Juvivallera!

Der ſchönſten von den dreien
Bot ich meinen Gruß,
Schlang meinen Arm in Treuen
Um ſie zu einem Kuß.
Sie aber rief zur ſelben Stund':
„Laß ſein, laß ſein, laß ſein den Mund!“
Juvivallera, Juvivallera, Juvivallera!

(Hierzu ein **Beiblatt**.)

Deutsche Herzen.

Erinnerung an zwei Heimgegangene.

J. M. — Leipzig hat binnen Jahresfrist zwei Verluste durch den Tod erlitten, die nicht nur diese Stadt allein, sondern die deutsche Literatur betrafen. Es hat zwei Männer verloren, die als Schriftsteller und Dichter geachtet und verehrt und als Menschen geliebt wurden von jedem, der sie kannte; zwei Männer mit Charakteren und Herzen so recht aus dem Vollen herausgegriffen, auf die alle diejenigen, welche über Befähigung und Leistung nie den Menschen vergessen, mit Stolz und Hochachtung schauen.

Diese beiden Männer waren Hermann Marggraff und August Peters, letzterer in der literarischen Welt als Elfried von Taura weit und rühmlich bekannt.

Ich will hier keine Lebensgeschichte dieser Männer schreiben, sie gehört wol auf ein anderes Blatt und erforderte andern Raum als den hier gewährten, wenn man sich nicht mit Notizen des „Conversations-Lexikon" begnügen will; ich möchte nur den Lesern, welchen die vorstehenden Namen aus ihrem Wirken lieb geworden sind, durch einige Züge, wie sie mir selbst noch aus dem Verkehr mit den theuern, mir freundschaftlich gesinnten Verstorbenen in Erinnerung sind, einen Blick auf die deutschen Herzen derselben zu öffnen versuchen.

Es war im Jahre 1861, als ich, vom Verlangen getrieben, den Mann, welchen ich in seinem literarischen Schaffen schon so lange verehrte, persönlich kennen zu lernen, zum ersten mal zu ihm ging. Marggraff bewohnte damals das obere Stockwerk eines kleinen Hauses in Reudnitz. Schon auf der Treppe begegneten mir mehrere blondlockige Kinder, die mich mit hellen Augen anschauten und auf meine Frage nach dem Doctor Marggraff lustig vor mir hereilten, ein Entrée durchstürmten und mit dem Rufe: „Papa, da ist ein Herr, der zu dir will!" in das Eckzimmer eilten, wo ich aus der Entfernung einen Mann am Schreibtisch gewahrte.

Ich trat näher und Marggraff kam mir entgegen. Ohne mich nach Weiterem zu fragen, nöthigte er mich sogleich zum Sitzen, und ich erzählte ihm, wer ich sei und daß ich eben erst nach Leipzig gekommen.

Ich hatte dabei Muße, ihn zu beobachten.

Hermann Marggraff war fast noch unter mittelgroß und erschien noch kleiner, weil er etwas gebückt ging. Oft wenn ich ihn auf der Straße sah, erschien er mir wie von der Last des Alters gedrückt, bis ich ihm dann in die lieben, geistvollen Züge mit den sanften Augen blicken konnte, die mir so oft freundlich zugelächelt haben. Er konnte ja wol gar nicht anders als so sein! Dann erkannte ich wohl, daß er nicht vom Alter gedrückt war: es war eben auch der allgemeine Fluch des deutschen Schriftstellerthums, der seinen Nacken beugte, derselbe Fluch, unter dem schon Schiller ächzen mußte und Tausende noch nach ihm: die Sorge um das tägliche Brot.

Hermann Marggraff's Züge waren bleich und nervös. Das bemerkte ich gleich bei meinem ersten Besuch, und das etwas Hastige seiner Bewegungen, im Verein mit dem langen Haar, das gelockt ihm um den Kopf hing und die Stirn beschattete, befremdete mich im ersten Moment.

Aber schon nach den ersten Worten, welche er sprach, schwand dieses Gefühl; aus ihnen erkannte ich das mir sympathische Herz, welches ich schon in seinen Schriften und Gedichten geliebt hatte, und nie anders als mit dem Gefühl herzlichster Liebe weilte ich später in seiner Gesellschaft.

Nachdem ich bei jenem ersten Besuch eine Weile bei ihm war und er mich über mancherlei gefragt hatte, wobei er, im Gegensatz zur sonstigen Weise geistig hochstehender Leute, die Antworten nicht nur wirklich hörte, sondern auch würdigte und, sich selbst belehren wollend, bis zum Kleinsten auf das genaueste Auskunft erbat, fragte er mich endlich: ob mich ein besonderer Wunsch zu ihm geführt hätte?

Ich erwiderte ihm, daß es nur der gewesen sei, ihn kennen zu lernen.

Da lächelte er freundlich und bat, daß ich dann nur oft wiederkommen möge; auch sei er gern bereit, mir, wo er könne, behülflich zu sein.

Ich habe von dieser Einladung Gebrauch gemacht; doch wünschte ich heute, nun ihn uns der Tod so schnell entrissen hat, daß ich es noch häufiger gethan hätte. Stunden in Marggraff's Nähe verbracht, waren Stunden der Weihe, die veredelten und Geist und Herz zugleich erhoben. Er sprach nicht sehr viel, nichts Pathetisches und nicht pathetisch; wenn er redete, glaubte man einen einfachen Handwerker zu hören; aber er sprach nichts Unbedeutendes, nichts Unklares — so einfach, herzlich, aber klar anschaulich machend; wie seine belehrenden und kritischen Artikel in den *„Blättern für literarische Unterhaltung"* sind, ebenso war seine Rede, und an ihr erkannte man sofort den Geadelten des Geistes.

Als ich Leipzig für einige Zeit verlassen wollte, war ich zum Abschied einen Abend hindurch in seinem Familienkreise. Darin muß man Hermann Marggraff gesehen haben, um sein Glück begreifen zu können, trotz der ewig drückenden Last, welche sein Dasein auf ihn lud und die ihn gebieterisch zwang, um Brot zu arbeiten, die Blüten seines Geistes zur Milchkuh herabzuwürdigen und nur selten das schaffen zu dürfen, wozu der Geist ihn trieb.

Daß dieses Herz sich noch immer ein so schönes,

heiliges Glück, ſo offene Heiterkeit, ſo rein ſprudelnden Humor bewahrte, iſt vielen als ein Räthſel erſchienen, das ſich aber dem ſofort löſte, wer ihn einmal im Kreiſe ſeiner Familie, umſpielt, belagert, erobert von dieſer Schar goldiger Lockenköpfe ſah, die er über alles liebte und die ihn vergötterten.

Zu ſchnell, zu früh ſtarb Hermann Marggraff, zu früh für ſeine zahlreiche Familie, zu früh für die deutſche Nation, im beſten Mannesalter, mitten im regſten Schaffen. Er hatte noch ſo manchen Plan für dieſes Leben und erzählte mir noch kurz vor ſeinem Tode von denſelben, an demſelben Tage, wo ich ihn zum letzten mal ſah und an welchem er nachmittags noch von der Krankheit überfallen wurde, der er acht Tage ſpäter erlag.

Sein Tod traf allgemein, traf auch mich gewaltig, vernichtend wie ein Wetterſchlag aus heiterm Himmel.

Die Literatur hat viel an ihm verloren, ſeine Wirkſamkeit auf dem Felde der Lyrik, der Ballade, der Literaturgeſchichte und literariſchen Kritik, die er in Zeiten allgemeiner Entſittlichung wie Veſta's Flamme hütete und heilig hielt, ſichert ihm einen Platz im Ehrentempel der deutſchen Nation; aber mehr noch hat ſeine troſtloſe Familie, haben ſeine Freunde an ſeinem großen ſchönen Herzen verloren.

Ich theile noch einen Satz mit, den mir der Verſtorbene in das Album ſchrieb, weil er eine Art Glaubensbekenntniß enthält: „...Nur den Einen Wunſch möchte ich noch ausſprechen, daß Sie ſich durch den verführeriſchen Geſang der Lurlei nicht verlocken laſſen mögen, der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, und zwar der auch von Ihnen angebauten, edlern und gemüthvollern Richtung, untreu zu werden. Zwar es wachſen auf dieſem Gebiet mehr Dornen als Roſen; der Schriftſteller ſoll ein Verkünder der reinen Humanität ſein, und er ſelbſt fühlt ſich von ſo vielen Seiten unhuman behandelt. Indeß je mehr dies der Fall iſt, um ſo mehr ſollten ſich alle Beſſern dazu aufgefordert fühlen, gegen den gemeinſamen Feind zuſammenzuhalten." —

„Rüſtig vorwärts! Muthig aufwärts!" finde ich mit großen, klaren Buchſtaben auf der folgenden Seite meines Albums, und darunter mit eben ſolchen Schriftzügen, die mich ſtets an die offenen, klaren, das treue deutſche Herz in den Augen wie auf der Junge tragenden Züge meines verſtorbenen Freundes gemahnen: „Unwandelbar Ihr Auguſt Peters, Elfried von Laura."

Die beiden Worte oben waren ſein Loſungszeichen, ja und unwandelbar, mit echt deutſchem Herzen und Sinne hat er an ihm feſtgehalten, der Mann mit Schwert und Leier, wie ihn Ludwig Eckardt unübertrefflich ſchön genannt hat, der ſeinem Freund Marggraff nach wenigen Monaten in die kühle Gruft nachfolgte, welche die dunkle Pforte zum ewigen Licht der Geiſter öffnet.

Auch Auguſt Peters war eine in Leipzig ſehr bekannte und hochgeachtete Perſönlichkeit. Während Marggraff mehr auf die höher Gebildeten wirkte und den eigentlichen Volkskreiſen fern blieb, hatte Peters gerade in dieſen, denen er ſelbſt, ein echter Sohn des Volks, entſtammte und deren geheimſten Pulsſchlag er verſtand und zu würdigen wußte, ſeine Sympathien und befeſtigte dieſelben immer mehr durch ſeine geiſtige Schöpfung, die „Mitteldeutſche Volks-Zeitung", deren Leitartikel aus ſeiner Feder in Klarheit und Volksthümlichkeit muſtergültig ſein dürften.

Peters kam nach Leipzig mit einem Leben voll reicher und bitterer Erfahrungen hinter ſich. Wenige Jahre zuvor erſt aus dem Zuchthauſe in Waldheim entlaſſen, wo er, nach Raſtatt und Bruchſal, ſeine Theilnahme an den Ereigniſſen von 1848/49 abgebüßt hatte, ergriff er doch wieder und ſofort die Fahne des Fortſchritts und entfaltete ſie offen vor den Augen der Gegner. „Rüſtig vorwärts! Muthig aufwärts!" freudig begeiſtert rufend, hielt er ſie hoch und „unwandelbar" im Kampfe, bis der Tod ſie ihm aus der erſtarrenden Hand nahm und der getreue Streiter einem langwierigen Lungen- und Herzübel erlag, welches, wie ich feſt glaube, ſeinen Urſprung auf die gefährliche Luftheizung im Zellengefängniß zu Bruchſal zurückführt.

Wie hatte er, als ſich die düſtern Pforten des Gefängniſſes öffneten, der Freiheit, welche ihm die Angehörigen und die ſo lange Jahre hindurch treu und ſtets ausharrende Braut zurückgab, entgegengejubelt! Wie freudig hatte er den blauen Himmel und die grünen Höhen ſeiner erzgebirgiſchen Heimat mit kräftigem Dichterwort begrüßt:

Es iſt kein Traum! Der Heimat Tannen rauſchen,
Und grüßen mich mit Weiſen und mit Düften,
Aus meines Gottes balſamreichen Lüften
Tränkt ſich das Herz mit ſeligem Berauſchen.

Es iſt kein Traum! Ich durfte Leben tauſchen
Für Todesnacht in öden Kerkergrüften,
Statt Kettenklirren darf in Waldesklüften
Mein Ohr der Freiheit holden Liedern lauſchen!

O wunderbares, langentbehrtes Klingen!
O Nektarduft, o lebendſpendend Wehen!
Wie hebſt du mächtig meines Geiſtes Schwingen!

Hinauf, hinan zur Heimat höchſten Höhen,
Dort auf des Weltenſchöpfers Hochaltären,
Der Freiheit Glück durch frommen Dank zu ehren!

Der Traum war kurz!

Im November 1858 führte er die treu ausharrende Braut, die wohlbekannte Schriftſtellerin Luiſe Otto, heim und verlebte mit ihr ein Jahr zu Freiberg, im ſtillen Glück gemeinſchaftlich ſchaffend und diejenige Wonne tauſchend, welche großen und edeln Seelen auch in kleinen Verhältniſſen und flacher, wenig anregender Umgebung Erhebung und Genügen bereitet.

Ich lernte Peters im Jahre 1857, alſo kurz nach ſeiner Befreiung, in Meißen im Hauſe ſeiner Braut kennen. Gleich der erſte Eindruck auf mich war ein ſo bedeutender, daß ich ihn nie vergaß, ſondern getreu

festhielt, bis ich ihn vier Jahre später in Leipzig wiederfand.

Wie lebendig lebt er mir von damals noch in der Erinnerung, der große, kräftige Mann mit dem langen blonden Haar und vollem Bart und mit der wohllautenden Stimme, welche so lieb und freundlich klang in tiefen Accorden, die aber auch donnerähnlich zu tönen vermochte, wenn er bei Festlichkeiten oder Versammlungen, seinem Losungswort getreu, derbe kräftige Worte für Freiheit und Fortschritt, für politische und geistige Entwickelung des Vaterlandes ertönen ließ, deren Gedächtniß seine irdische Laufbahn weiter überdauern, deren Früchte über seinem Grabe als köstlichste Ehrensäule reifen.

Wer Peters einmal gesehen hatte, der vergaß ihn nicht wieder, und wer einmal ein Stündchen mit ihm verplaudert oder ihn gar in seinem stillen häuslichen Glück, neben der liebenden Frau seines Herzens, die sowol seines Herzens als seines Geistes würdig war, beobachten durfte, der liebte ihn auch und trug ein Gefühl mit sich in die flache Welt hinaus, das ihn draußen in ihrer Alltäglichkeit wol wie eine Art Heimweh gemahnte.

Ich habe den Dahingeschiedenen im letzten Jahre fast täglich gesehen, fast täglich mit ihm verkehrt; die Hälfte von diesem Jahre war er schon sichtbar leidend, und sein Zustand verschlimmerte sich allmählich immer mehr.

Erst in den Tagen seiner Krankheit lernte ich sein großes, edles Herz recht erkennen; erst in den schwersten Stunden seines Leidens, während schon die Lettern des Todes sich tiefer und tiefer in die edeln Züge gruben, welche doch noch immer für jedes Wort und jeden Liebesdienst ein Lächeln hatten, entfaltete sich ganz die Seelengröße des Märtyrers, die, auf dem Plane des Wortes vor dem Meteorenschein der Parasiten erbleichend, auf dem Plane der That mit der Morgenröthe muthiger Siegeszuversicht sich verklärt.

Ich habe den nun Dahingeschiedenen nie so mild und so duldend gesehen als in den Tagen seines schweren Leidens, das alsgleich schmerzvoll ihm auf den letzten Schwingungen der Lebenskraft lastete..

Diese Milde hatte etwas Heiliges, Weihevolles, sie trug in sich die Zuversicht des Sieges und gestaltete die kleine Friedensstätte, an welcher er litt und starb, zu einem Tempel heiligster Erinnerungen.

So, wie das körperliche Leiden jetzt, mochte er ehemals die Schmach des Zuchthauses getragen haben; nur an den Leib konnten ihm Menschen und Tod: aber die freie, edle Seele trug er als Siegespanier empor über das Leid der Erde.

Wie kleinlich erschien dieses neben ihm! Seine „Briefe aus dem Zuchthause" mahnen mich an die letzten Unterredungen mit dem Verblichenen. Dieselbe Milde, liebevolle Anschauung, dieselbe Klarheit! Unvergeßlich werden mir dieselben bleiben, welche bis zum letzten Tage nichts Niedergedrücktes, nichts Erlöschendes verriethen, sondern mir oft gleich Verkündigungen eines Sehers erschienen.

Mild und friedlich auch, gleich dem Engel des Traumes, die vorher, nach einem schweren Leidenstage, schmerzentstellten Züge mit wunderbar verklärender Glorie verschönend, senkte sich der Tod in die treue Dichterbrust.

Am 4. Juli d. J. abends halb acht Uhr hörte eins der bravsten deutschen Herzen auf zu schlagen und die schwergeprüfte Witwe betete weinend an einer Leiche.

Bilder aus Paris.

VI.

Ein Blick auf Paris.

Von dem Höhepunkt des Parks zu Monceaux übersieht man noch einmal seine herrliche Lage, sieht die Ebene von Asnière und Neuilly und athmet eine frische, gesunde Luft ein. Fragt man nach dem Grunde dieser schnellen Ausdehnung der Stadt nach den Höhen zu, die Paris beherrschen, so finden wir eine Erklärung in der Thatsache, daß die günstigste Lage in den Städten, sobald man von den besondern Vorzügen, die einzelne Stadtviertel haben mögen, absieht, an weiten Promenaden, an öffentlichen Plätzen oder breiten, luftigen Straßen zu suchen ist. In Paris hat so die Bevölkerung in den höher liegenden Stadttheilen, welche durch den südlichen Abhang des Montmartre gebildet werden, sich seit Jahren auszubreiten gesucht; die luftige vor Feuchtigkeit geschützte Lage ist ungleich gesünder als die der alten sumpfigen Flächen, wo vor einem halben Jahrhundert die ärmere Bevölkerung, eng zusammengepreßt, ihre Wohnungen hatte. Zwar war durch die großartige Kanalisirung der Stadt Paris der Gesundheitszustand dieser Stadttheile verbessert, aber sie blieben doch der frischen Luft beraubt und die Seine drang bei Hochwasser in die Straßen ein. So war der Aufbau der höher gelegenen Stadttheile keine Laune und kein Zufall, sondern eine weise und nothwendige Maßregel. Von der Höhe des Thurms von St.-Jacques übersieht man dies Panorama. Er ist der letzte Ueberrest einer 1789 als Nationaleigenthum verkauften und damals zerstörten gothischen Kirche.

Das schnelle Wachsen der Stadt bringt aber dem Landbau höchst bedenklichen Schaden. In kaum funfzig Jahren ist die Einwohnerzahl der Gemeinden von Passy und Vatignolles, die damals nach Neuilly, hundertten zählte, auf mehr als 100000 gestiegen. Aus ganz Frankreich drängt alles nach Paris; der reichere Arbeitslohn ist der Magnet, der dem Lande eine Menge nicht zu entbehrender Hände entzieht; die Noth der Gutsbesitzer ist eine stets steigende. Ja, die Regierung würde es nicht ungern sehen, wenn Auswanderer, statt nach Amerika zu gehen, sich in den schwachbevölkerten Departements niederließen.

Außerhalb der Umfassung des alten Paris, das durch die innern Boulevards von der Bastille bis zur Madelaine gebildet wird, findet man jetzt ein neues Paris zwischen den Boulevards und dem Kanal St.-Martin. Zwanzig Jahre nach dem Frieden von

1815 genügten, um die großartigen Gebäude aufzuführen, die vom Faubourg St.-Denis bis zum Faubourg St.-Honoré sich hinziehen und den schönsten Theil der jetzigen Stadt bilden, der von reichen Leuten bewohnt und von den prachtvollsten Läden in Beschlag genommen ist. Neben den wohlhabenden breiteten sich aber auch seit der Julirevolution die arbeitenden Klassen mit wunderbarer Schnelle nach den Höhen hin aus.

Das hochliegende wird jetzt vielfach das „gesunde Paris" genannt; kein Wunder, wenn diese neuen Stadttheile immer mehr an Ausdehnung gewinnen. Dazu trägt nicht wenig bei, daß die Eisenbahnen im Herzen dieser Quartiere ihre Station haben.

Diese großartige Entwickelung der Stadt ist übrigens von Napoleon I. vorausgesehen worden, als er sagte: Paris würde einst seine Thore zwischen Neuilly und St.-Ouen haben.

Die zwölf Millionen Reisenden des Weichbildes, welche alljährlich die Nordbahn, die Ostbahn von St.-Germain, Versailles, Anteuil benutzen, sind zugleich Beweis und Resultat der Massenbewegung. Alle innern Boulevards sind jetzt schon durch zweckmäßige Durchschnittslinien mit den äußern Boulevards und den großen Promenaden verbunden, auf denen sich die elegante Welt zu Pferde und zu Wagen bewegt. Die alte Stadt des Luxus, des Vergnügens, der Muße und des Nichtsthuns fühlt sich freilich nach wie vor zu den Champs-élysées und dem Bois de Boulogne hingezogen, während das arbeitende, handeltreibende und productive Paris nach der Ebene von St.-Denis, den Eisenbahnen und Wasserwegen, die es umgibt, gezogen wird, sodaß der Weg von St.-Germain die Scheidelinie zwischen diesen beiden Stadttheilen bildet. Die große Anzahl neuer palastartiger Häuser, die wir vorzugsweise auf dem neuen Boulevard Malesherbes sehen, soll dazu dienen, den alten Häusern in der Stadt Concurrenz zu machen und auch die vornehme Welt herauszulocken, um dadurch die gegenwärtig sehr hochgesteigerten Miethen herabzudrücken, obwol die neuen Häuser keineswegs billig vermiethet werden, da sie, der Zeit Rechnung tragend, theuer gebaut wurden; doch bieten sie einen andern Comfort und eine viel glänzendere Einrichtung im Innern dar als die alten Häuser.

Für den Weihnachtstisch.

II.

An die Gedichte von Wilhelm Müller und Moritz von Strachwitz, deren wir neulich erwähnten, schließen wir die Gedichte des verstorbenen Ludwig Seeger: „Ein Sohn der Zeit" und „Liederbuch" (zwei Bände, Stuttgart, Ebner, 1865). Zwar folgt, um mit Platen zu reden, Seeger den beiden erstgenannten Dichtern „nur wie der Aehrenleser dem Schnitter"; dennoch ist in den beiden Gedichtsammlungen manch kräftiges, ansprechendes Wort, manch schlichtes, zum Herzen dringendes Lied enthalten. Seeger's eigentliche Begabung bestand freilich mehr in der Reproduction, und da mag es mit Recht von uns bedauert werden, daß es ihm nicht vergönnt war, die Lieblingsaufgabe seines Lebens, die Uebersetzung Shakspeare's, zu vollenden. Wir möchten den Freunden des Verewigten empfehlen, eine Sammlung seiner vorzüglichsten Gedichte in einem Bändchen zu veranstalten; diese Sammlung würde gewiß in die weitesten Kreise des deutschen Volks dringen. Friedrich Ruperti's „Einfache Geschichten" (Bremen, Heyse, 1865) empfehlen sich alt und jung durch die Schlichtheit und das Volksthümliche ihrer Darstellung, durch die sittliche Reinheit ihres Inhalts. In gefälligster Ausstattung liegt uns „Ein Weihnachtslied in Prosa von Voz" (Elberfeld und Barmen, Bädeker'sche Buchhandlung, 1865) in einer neuen, recht gelungenen Uebersetzung vor; die Bekehrung des alten Geizhalses Scrooge zu menschlichern Gefühlen ist von Voz mit jener Kunst und Kraft, jener Naturwahrheit geschildert, die auch denen zusagen muß, die sonst nicht zur Fahne des berühmten, aber mehr als einmal manierirten englischen Humoristen schwören. Der bekannte Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt beschenkt seine jungen Freunde wieder mit einer Reihe anziehender Erzählungen: „Gudrun"; „Friedrich der Große vor seiner Thronbesteigung"; „Wilhelm Tell" (sämmtlich Berlin, Kestner, 1865). In einer größern Erzählung: „Wallenstein" (Berlin, Böttcher, 1865), schildert er uns in anschaulicher Weise die Belagerung der Stadt Stralsund durch den gefürchteten Feldherrn, dessen Siegeslauf sich zuerst an ihren Mauern brach. Als schönste Weihnachtsgabe für die Kleinen, die eben die schwierige Kunst des Lesens erlernt haben, empfiehlt sich „Georg Scherer's Illustrirtes deutsches Kinderbuch" (Stuttgart, Scherer, 1865); die künstlerische Ausstattung des Buches ist eine der vorzüglichsten, die wir noch gesehen. Schon im vergangenen Jahre zeigten wir ein „Deutsches Knabenbuch", hundert Gestalten in Wort und Bild von L. Eichrodt und den Malern Ad. Schrödter, W. Camphausen und F. Soder (Lahr, Schauenburg) als passendes Geschenk für die heranwachsende Jugend, welche sich der That und des Kampfes freut, an; gern rufen wir das anziehende und künstlerisch schöne Werk unsern Lesern zur Bereicherung ihres Weihnachtstisches ins Gedächtniß zurück. Die Bilder stellen die berühmtesten Männer der Welt dar: Weise und Gelehrte, Künstler und Dichter, Herrscher und Helden. In schlichten, kräftigen Versen, die sich leicht der Erinnerung einprägen, schildert Eichrodt den Charakter, die Thaten derselben; so vereinigen sich in diesem Buche Belehrung und Genuß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 52.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Liebe heilt. Erzählung von Franz von Uemmersdorf. IV. — Das Medaillon. Von Heinrich Asmus. II. — Nachklänge aus der deutschen Vorzeit. Von Hans Weininger. — Beiblatt: Marie Antoinette. — A. Stifft. — Literarische Uebersicht. — Zum Abschied, an unsere Leser.

Liebe heilt.

Erzählung von Franz von Uemmersdorf.

IV.

Der Chevalier Dumont verließ das Kaffeehaus des Boulevard von Sewastopol nicht, denn er war da zu Haus; er stieg nur nach seiner Dachkammer, sechs Treppen hoch, um ungestört zu überlegen. Vor der Thür des elenden Gemachs erblaßte die Lüge. Der Mann, welcher vernichtet auf einen Holzschemel sank, war einfach Michel Berg, der Pastetenbäckerjunge von Strasburg.

In Gedanken durchmaß er den Raum zwischen damals und jetzt. Hoffnungsfreudig, lebensmuthig zog er aus, focht unter verschiedenen Fahnen, sah sich von Revolutionen und Reactionen hin- und hergeschleudert. Zuletzt blieb er haften auf dem Pflaster von Paris, mit einem gallisirten Namen, dem Bändchen im Knopfloch und einem Ruhegehalt, der zum Leben, wie er es verstand, nicht hinreichte, aber ihn doch abhielt, in die Seine zu springen.

Kurz nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, mit allen Leiden des armen Mannes kämpfend, ging er finster über den Boulevard von Sewastopol. Unter der Thür des Kaffeehauses stand eine starke, blühende Matrone. Unwillkürlich betrachteten sich die beiden scharf. Ein paar fleischige Arme hoben sich nach dem Halse des Chevalier und die gute Frau war im Begriff, mit dem Rufe: „Michel!“ an seine Brust zu stürzen.

„Nicht auf der Straße, Madelon!“ murmelte er entsetzt, ließ sich aber willig in die Hinterstube ziehen. Er hatte die einzige Schwester als Witwe wiedergefunden. Von dem Tage an bezog Dumont die Dachkammer im Hause. Er hatte die Herrin desselben vermocht, ihre Verwandtschaft geheim zu halten. Niemand ahnte, daß der Chevalier hier im Schoße seiner Familie ruhe. Niemand von seinen Bekannten entdeckte das geheime Nest, in welches sich der Abenteurer nach seinem Tagewerk zurückzog.

Jetzt schüttelte ihm Kälte die Glieder, die bedeckenden Hände sanken von dem Gesicht. Mit hohler Lache schaute er sich um und verglich seine Dachkammer mit den Gemächern Claudinens.

Hier die Hölle! Dort das Himmelreich!

Chevalier Dumont sprang in die Höhe, entschlossen, zu kämpfen bis auf das Aeußerste, bevor er dem zukünftigen Gatten wich.

Zugeknöpft in seinen dicken blauen Ueberrock maß er mit rüstigen Soldatenschritten eine weite Strecke. Bis ins Herz der Cité ging Dumont in der grauen Dämmerungsstunde. Dort in

engem Gäßchen am Rand der Seine wohnte ein Geſchäftsmann, deſſen lichtſcheue Thätigkeit ſich nothgedrungen der Beobachtung entzog.

Uebrigens beſaß Dr. Lenoir, ſo hieß der Mann, dem des Chevaliers Morgenbeſuch galt, wichtige Bekanntſchaften. Er ſtand auch durch ein räudiges Schaf der Herde in Verbindung mit der Arbeitsſtube eines fürſtlich reichen Notars der Chauſſée-d'Antin. Letzterer hatte die angenehme Aufgabe, der Baronin von Menars in der Verwaltung ihres ſehr hübſchen Vermögens beizuſtehen. Zufällig zählte der nämliche Notar unter ſeinen Clienten auch den Grafen von Luſignan.

Der Abenteurer wob mit entſchloſſener Hand einen ſchmuzigen Faden.

Mildes Wetter folgte auf den kurzen Froſt. Herrlicher Sonnenſchein lockte die Menſchen ins Freie. Als Robert eines Morgens in den Garten des Luxembourg kam, bemerkte er eine bleiche Dame in mittlern Jahren an Jeanne's Seite. Er begnügte ſich, diesmal aus der Ferne zu grüßen. Es ſchien ihm aber, als ob man von ihm ſpräche. Die Unbekannte blickte nach Robert und ein wohlwollendes Lächeln verklärte die müden Züge.

Nie noch hatte das Auge einer Frau anders als freundlich auf dem Grafen von Luſignan geruht; es überraſchte ihn deswegen auch der Eindruck nicht, den er, wie er wahrnahm, hervorgebracht hatte. Indeſſen empfand auch er eine ſympathiſche Regung; er mußte beim Anblick jener Dame an ſeine Mutter denken.

Doch Pomare ließ ſich von der neuen Erſcheinung nicht abhalten, auf ihre Spielgefährtin zuzulaufen. Das niedliche Hündchen wurde lachend gefangen genommen und wanderte von einem Arm auf den andern. Die Damen näherten ſich Robert's Bank.

„Wir wollen Ihnen Ihr Eigenthum zurückgeben, mein Herr", ſagte die Unbekannte mit wohllautender Stimme.

„Meine Tochter hat mir Sie genannt und das Geſtändniß abgelegt, wie dies reizende Thierchen, allerdings nicht nach den Regeln der Geſellſchaft, ihre Bekanntſchaft vermittelte. Erlauben Sie mir, nachträglich meine Sanction zu ertheilen; der Sohn von Athenais von Grignon iſt uns kein Fremder", ſchloß Frau von Raucourt.

„Wie, Sie wären Blanche von Mollard?" rief Robert freudig überraſcht.

„Alſo iſt Ihnen mein Mädchenname nicht unbekannt?"

„Meine Mutter erwähnte häufig ihrer zärtlich geliebten Jugendfreundin. Jetzt, da ich Ihre Züge näher betrachte, erkenne ich wohl das Original eines Medaillons, welches niemals den Hals meiner Mutter verließ."

„Jeanne, du kannſt daran das Schickſal der Mädchenfreundſchaften abnehmen!" wandte ſich Frau von Raucourt an ihre Tochter. „Wir vergötterten uns, Athenais und ich. Alle Schwärmerei jugendlicher Gemüther wurde auf unſer Verhältniß übertragen. Meine Freundin vermählte ſich ſehr früh, ſie kam nie wieder nach Paris und in einigen Jahren erloſch ſogar unſer Briefwechſel."

„Ich hatte keine Mädchenfreundſchaft", bemerkte Jeanne, „obwol ich oft deine Erinnerungen beneidete."

„Ja, ungeachtet alles Kummers, der trüben Erfahrungen des Lebens blieb das Andenken der gegenſeitigen Hingebung friſch", verſetzte die ältere Dame.

„Laſſen Sie uns von Athenais ſprechen, Graf!" fügte ſie hinzu.

Robert führte Frau von Raucourt am Arm; der Gegenſtand ſtimmte ihn beredt, die ſchönen Züge belebten ſich; er ahnte nicht einmal, wie ſeine warmen Worte ihm ein Herz gewannen.

Jeanne und Gertrud folgten; das junge Mädchen, faſt ausgelaſſen fröhlich, ſprang zuweilen vor an Frau von Raucourt's Seite; dann kehrte ſie wieder zu ihrer Gefährtin zurück.

„Wie Mama heute glücklich ſcheint!" plauderte ſie. „Wenn ich dieſe Folge der Entdeckung geahnt haben würde, ſo wäre mir mein kleines Geheimniß früher entſchlüpft. Weißt du, daß ſie ſehr liebenswürdig ſein kann? Ich begreife nicht, warum ſich Papa von ihr trennte! Ich meine, unſer Haus wäre weniger traurig geweſen und ich hätte mehr von dem Glück der Jugend gekannt, wenn ſie bei uns wohnte."

„Es muß ein Misverſtändniß ſcheidend zwiſchen deine Aeltern getreten ſein", bemerkte die Geſellſchafterin, „denn ich kann an keinem von ihnen einen das Zuſammenleben unmöglich machenden Fehler entdecken."

„Wie trocken und arm verfloß meine Jugend gegen die roſigen Erinnerungen meiner Mutter!" fuhr Jeanne fort, dem angeregten Strome folgend. „Ich ſpielte mit Büchern — Bücher waren meine Freundinnen. Den Kopf klug, das Herz kalt, ſo wuchs ich auf. Gleich den Höhlen-

bewohnern des Plato, welche die Sonne nicht kannten, so hielt auch ich diesen Zustand für den normalen. Jetzt auf einmal erwacht neues Leben in mir, die Ahnung reichern Seins. Ich möchte lieben!"

„Du wirst in wenigen Wochen heirathen und dein Gatte deine Gefühle befriedigen."

„Herr von Mirval!"

Der Ton klang verächtlich; es blitzte zornig in Jeanne's Auge und sie sprang wieder vor, um an dem Gespräch ihrer Mutter mit Robert theilzunehmen.

Der Graf von Lusignan war kein Geck, er hatte zu viel wirkliche Erfolge, um sich solche einzubilden. Er dachte nicht einen Augenblick daran, Eindruck auf das Herz des jungen Mädchens hervorzubringen. Robert selbst glaubte brüderliche Freundschaft für Jeanne zu empfinden. So fest, friedlich und stürmelos wurzelte seine Neigung, daß er sie mit nichts Erlebtem vergleichen konnte, am wenigsten mit dem Wechsel von Verliebtheit und Gleichgültigkeit gegenüber seiner hübschen Braut. Jetzt breitete sich ein wärmerer Schein über beide, das Verhältniß wurde inniger. Jeanne war fröhlich, sehr fröhlich; zu unerfahren, um sich von ihrem Gefühl Rechenschaft zu geben, folgte sie unbefangen dem Reiz.

Als sie das nächste mal bei Frau von Raucourt aß, fand sich auch Robert unter den Gästen ein. Er war etwas früher eingetroffen und hatte eine Privatunterredung mit der Dame des Hauses gehabt.

„Jeanne, eine Neuigkeit!" sagte die Mutter. „Wünsche dem Grafen von Lusignan Glück zu seiner Verlobung mit der Baronin von Menars!"

Fräulein von Raucourt wurde bleich, sie stammelte einige unzusammenhängende Worte. Sie wußte nicht, daß sie Robert liebe, aber sie fühlte, daß sie seine Braut haßte. Und welchen vernünftigen Grund besaß sie dazu? War sie nicht selbst verlobt! Aber freilich, Octave von Mirval zählte so wenig in ihren Gefühlen; sie konnte nicht annehmen, Robert befände sich im selben Falle mit seiner Braut.

Das Diner ging etwas gezwungen und steif vorüber.

Jeanne war ein stolzes, starkes Mädchen; sie zog sich wieder mehr in sich selbst zurück, besuchte weniger den Garten des Luxembourg und wenn sie mit Robert zusammentraf, machte die alte Vertraulichkeit einer kühlen, ruhigen Höflichkeit Platz. Sonst verrieth nichts, daß Fräulein von Raucourt die Prüfung bestand, unter welcher manches kindische, schwache Herz gebrochen ist.

Wenn sie im Garten fehlte, blieben doch Frau von Raucourt und Robert dem Spaziergang treu. Häufig sprachen sie von Jeanne. Die Mutter klagte sich an, in selbstsüchtigem Schmerz sich zu wenig mit ihres Kindes Zukunft befaßt zu haben.

„Jeanne entbehrte schon der Rosen der Jugend, wird sie glücklich in der Ehe sein?" sagte Frau von Raucourt eines Tags zu Robert. „Auf mich brachte Herr von Mirval bei der förmlichen Zusammenkunft, welche wir hatten, einen sehr unangenehmen Eindruck hervor", fügte sie hinzu.

Robert schwieg verlegen.

„Lusignan", nahm Jeanne's Mutter wieder das Wort, „die Verhältnisse des von Herrn von Raucourt erwählten Bräutigams sind günstig, sein Ruf unbescholten, mein Widerwille allein vermag diese Verbindung nicht zu lösen. Aber junge Männer kennen sich oft anders, als es den Aeltern möglich wird. Wissen Sie etwas von Mirval, was Sie für die Zukunft meiner Tochter fürchten läßt? Ich fordere Sie bei dem Andenken Ihrer Mutter auf, mir die volle Wahrheit mitzutheilen!"

„Nun denn, so will ich im Geiste meiner Mutter reden, welche jede Lüge haßte! Octave von Mirval ist Fräulein von Raucourt's unwürdig!"

„Erklären Sie sich näher!"

„Gnädige Frau, wir jungen Leute unterliegen wol alle den Lockungen des Vergnügens, aber bei den bessern folgt Widerwille auf den Rausch der schwachen Stunde; sie sind männlicher Erhebung fähig. Wehe dem, der sich behaglich im Schlamm bettet! Das thut Octave von Mirval. Er ist in den Fesseln einer gefährlichen Person."

„Jetzt noch?" fragte Frau von Raucourt zitternd.

„Ja; vor der Welt ein Heuchler, wagt er es insgeheim, ungeachtet seiner jugendlichen Braut, diese Verbindung fortzusetzen."

„Abscheulich! Aber wir müssen Beweise haben!"

„Für Geld ist alles zu erhalten von Leontine Lacroix!"

Hier blickte Robert erschrocken in die verzerrten Gesichtszüge der Dame.

„Welcher Name?" stieß sie mühsam hervor.

Der Graf von Lusignan wiederholte ihn.

„Retten Sie mein Kind!"

Mit diesem Aufschrei brach Frau von Raucourt zusammen. Der junge Mann bemerkte mit

Entſetzen, daß das Licht der Vernunft ihren Augen entflohen ſei. Er trug ſie in den Wagen, brachte ſie nach Hauſe und erfuhr dort von den Verwandten, der Anfall ſei nur eine Wiederholung, indem ſie ſchon vor Jahren an geiſtiger Störung gelitten.

Robert kam verſtimmt heim; ſein alter Diener überreichte ihm ein Billet mit den Schriftzügen ſeiner Braut. Er öffnete es gleichgültig. Frau von Menars ſchrieb in heftigem Zorn. Oefters hatte er ſchon Gelegenheit gehabt, ſich von dem lebhaften Charakter Claudinens zu überzeugen. Bisher war er jedoch nie ſelbſt das Opfer einer ihrer übeln Launen geweſen.

Was er jetzt las, kam ihm unſinnig vor; er drückte das Papier zornig zuſammen und warf es zu Boden. Mehreremal ſtrich er mit der Hand über die Stirn; war er verwirrt oder die Baronin? Die Gedanken wirbelten ihm im Kopfe. In dieſer durchaus nicht klaren Stimmung beantwortete er Claudinens Schreiben.

„Was Sie mir andeuten wollen, verſtehe ich nicht. Nur kann der Ausdruck «betrügen» auf mich keine Anwendung finden. Mein ſogenannter Ruin beſchränkt ſich darauf, daß ich mich infolge des pariſer Aufenthalts genöthigt ſah, eine Hypothek von hunderttauſend Francs aufzunehmen — bei dem fünffachen Werth meines Gutes.

„Dies zum Beweis, daß ich mich nicht als Abenteurer und Intriguant zu der Ehre drängte, Ihr Gatte zu werden. Im übrigen verzichte ich vollkommen auf Ihren Beſitz.

Robert, Graf von Luſignan.“

Es ward ihm leichter, nachdem er geſchrieben hatte. Wenn ſich etwas Falſches von uns losläſt, iſt es immer Gewinn. Der junge Mann erkannte jetzt, Claudine nie geliebt zu haben; nur ſein Selbſtgefühl wurde durch ihren den Bruch herbeiführenden Brief verwundet. Indeſſen nahmen andere Sorgen ſein Gemüth in Anſpruch. Er dachte gegenwärtig nicht einmal daran, das Unbegreifliche zu ergründen.

Tag für Tag erkundigte er ſich nach Frau von Raucourt's Befinden. Die Gefahr ging bald vorüber nebſt der Geiſtesverwirrung; ein großer Schwächezuſtand folgte; jede Aufregung mußte vermieden werden; wahrſcheinlich mochte ſie auch über der Krankheit das Geſpräch vergeſſen haben. Dafür gellten in Robert's Ohren beſtändig die Worte: „Retten Sie mein Kind!“ Waren ſie ernſt gemeint oder ſchon Vorboten des hereinbrechenden Wahnſinns?

Jeanne traf er nur ſelten mehr und dann ſo verändert! Die Zeit drängte, der Graf von Luſignan entſchloß ſich zu einem entſcheidenden Schritt. Er ſchrieb einige Zeilen an Jeanne, die Bitte enthaltend, ihm eine Unterredung mit ihrem Vater zu verſchaffen.

Nur kurz blieben die Herren beiſammen. Fräulein von Raucourt erwartete geſpannt den Ausgang des Geſprächs. Was konnte Robert von ihrem Vater wollen? Wie zufällig trat ſie in das Vorzimmer im Augenblick, als ſie am Oeffnen der Thür wahrnahm, der Beſuch entferne ſich. Herr von Raucourt begleitete den jungen Mann; auf ſeinem Geſicht waren noch Spuren einer unterdrückten Bewegung ſichtbar.

„Sie handelten als Freund, Graf“, ſagte der Herr des Hauſes; „darf ich Sie bitten, als ſolcher uns zuweilen mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen?“

Dann grüßte er und kehrte nach ſeinem Zimmer zurück. Robert und Jeanne befanden ſich allein zuſammen. Die großen ausdrucksvollen Augen des Mädchens hingen fragend an Luſignan's ſchönem, unter freudiger Erregung glühendem Geſicht.

„Ihre Verlobung iſt gelöſt wie die meinige, Jeanne!“ flüſterte er und hielt ihre Hand feſt mit zärtlichem Druck. „Wir glichen bisher den Blinden, theures Mädchen, daß wir unſere Liebe nicht früher erkannten“, fügte er hinzu.

„Robert!“ war das Einzige, was ſie hervorzubringen vermochte, und er zog die ſchlanke Geſtalt an ſich, in inniger Umarmung ſchlugen ihre Herzen zuſammen.

Der Graf von Luſignan gelangte auf die Straße; er legte den größten Theil ſeines weiten Heimwegs zurück, bevor der ſüße Taumel ruhiger Ueberlegung Platz machte. Das war alſo die wirkliche, die echte Liebe, ſcheu und ſtill im Innern gewachſen, bis ſie gewaltig alle Feſſeln ſprengte! Das Gefühl, ſo wunderbar friſch, beſaß auch noch ſeinen beſondern Duft für ihn, der manche Lebensroſe entblättert hatte. Die ernſte, gehaltreiche Jeanne paßte zu ihm als Gefährtin wie keine.

Wie kam es denn eigentlich ſo? Einige Stunden früher ſchien Jeanne's Heirath mit Octave von Mirval noch unabwendbar. Nur eine gewiſſe innere Unruhe trieb Robert zum Handeln; er hörte Frau von Raucourt's Worte: „Retten Sie mein Kind!“ Ohne Hoffnung auf Erfolg begann er ſeinen Bericht bei Herrn von Raucourt. Die ſarkaſtiſche Miene ſeines Zuhö-

rers war oft nahe daran, ihm die Worte in die Kehle zu bannen. Als er aber die Unterredung mit Jeanne's Mutter erwähnte, welche dem Krankheitsanfall der Dame vorherging, als er Leontine Lacroix nannte, da änderte sich die Scene. Herr von Raucourt erschien bei der Erwähnung der Schauspielerin des Palais-Royal beinahe ebenso erschüttert, als seine Gattin es gewesen. Fahle Bläſſe bedeckte die geistreiche Physiognomie und nervöse Zuckungen flogen darüber hin.

„Nach Ihren Eröffnungen bietet mir Herr von Mirval keine Sicherheit mehr für das Glück meines Kindes", verſetzte er, ſich mit Anſtrengung faſſend; „Jeanne wird niemals deſſen Gattin!"

Der überraſchenden Wendung des heutigen Vormittags gedachte Robert. Manches blieb ihm räthselhaft; doch muthmaßte er, die gefährliche Geliebte des jungen Advocaten habe auch zu den Zerwürfniſſen zwiſchen Herrn und Frau von Raucourt beigetragen. Es fiel ihm ein, daß Leontine dieſen Namen in der Maiſon-dorée erwähnte.

Zu Hauſe angekommen, fand Robert einen Brief Claudinens. Was konnte ſie von ihm noch wollen? Wäre er weniger mit andern Gedanken beſchäftigt geweſen, ſo würde er geſucht haben, die Erklärung ihrer ſonderbaren Handlungsweiſe zu erhalten; unter den gegenwärtigen Verhältniſſen lag ihm indeſſen Frau von Menars ſchon ſehr fern. Gleichgültig und zerſtreut brach der Graf von Luſignan das Siegel.

Die Dame ſchrieb:

„Geliebter Freund!

„Empfangen Sie den Olivenzweig! Nein, eine ganze Friedenspalme ſchicke ich Ihnen! Ich war das Opfer einer ſchändlichen Täuſchung. Unſer Notar brachte Licht in die Sache, die Schuldigen ſind beſtraft. Chevalier Dumont brachte mir falſche Papiere, nach denen ich Sie für gänzlich verarmt halten mußte. Unter den Einflüſterungen des Elenden, der mich glauben machte, Sie ſuchten meine Hand blos des Geldes willen, ſchrieb ich das unglückliche Billet von voriger Woche. Dumont wollte mich ſogleich zur Abreiſe nach Italien bewegen. Eine ſchlafloſe Nacht flüſterte mir allerlei Argwohn ein; es war nun ſchon die dritte durch den Chevalier geſtörte Heirath! In meiner Rathloſigkeit fuhr ich zum Notar Melville. Die mitgetheilten Papiere verwirrten den Mann des Geſetzes vollſtändig; er behauptete, die Sache ſei unmöglich und doch wahr! Endlich, nach vieler Mühe, entdeckte er das Falſum, wie er es nannte. Eine mit Ihren Angelegenheiten ſehr vertraute Perſon mußte geholfen haben, ſonſt war es nicht möglich, Wahrheit und Lüge ſo geſchickt zu miſchen. Die Unterſuchung leitete auf einen von den Schreibern des Notars. Melville belangt die beiden wegen Fälſchung vor Gericht. Der Chevalier iſt für immer mit Schande aus meinem Hauſe gejagt.

„Ich bereue, Sie verzeihen, wir verſöhnen uns!

„Auf Wiederſehen!

Ihre Claudine."

Mit einem Gefühl von Widerwillen warf Robert das Blatt von ſich. War es möglich, daß er je daran hatte denken können, dies leichtſinnige Geſchöpf zur Lebensgefährtin zu wählen? Aber freilich, wer das Höhere nicht kennt, begnügt ſich mit dem Geringern.

Jetzt hatte ſich alles geändert. Jeanne und er waren frei, und ſie wußten, daß ſie ſich liebten.

Es grünte und blühte der Mai.

Eine vornehme Hochzeit drängte ſich an dem alterthümlichen Portal von St.-Sulpice. Wagen folgte auf Wagen. Es gab wirklich viel zu ſehen; hiſtoriſche Namen, berühmte Männer befanden ſich unter den Gäſten. Die Damen erſchienen reich geputzt. Aber am meiſten lohnte es ſich der Mühe, auf das Brautpaar ſelbſt zu blicken. Es war ſehr hübſch und ſah glücklich aus.

Was auch mancher Hypochonder von der Ehe und vom Leben überhaupt ausſagen mag, wenn die rechten Elemente vereint ſind, iſt die Ausfahrt zur gemeinſchaftlichen Lebensreiſe eine hoffnungs- und freudenreiche. Die echte Liebe gleicht der Freundſchaft in Achtung, ſanfter Ruhe und Beſtändigkeit. Wehe dem, der den Taumel der Sinne damit verwechſelt — er beraubt ſich mit jedem Kuß, bis das hohle Deficit der Lebensrechnung ihn angrinſt! Wer in momentaner Aufwallung meint, mit ſeiner religiöſen Ueberzeugung, Sitte, Stand oder Vermögen leichtſinnig verfahren zu können, bereitet ſich nur die ſichere Reue.

Robert und Jeanne paßten vortrefflich zuſammen dem Charakter und den Verhältniſſen nach, aber doch fehlte auch bei ihnen der Tropfen Wermuth nicht, des irdiſchen Glücks allzu häufige Beimiſchung.

Sonſt iſt es ein freudiges Familienfeſt, wenn

die Tochter zum Altar tritt. Sie gewinnt eine neue Heimat, ohne die alte zu verlieren; der Mutter Erfahrung, des Vaters erprobte Freundschaft ſtehen ihr ſchützend zur Seite, bis die junge Pflanze ſich feſtwurzelt im fremden Boden. Der Flugſand des Alltagslebens iſt verweht, unter welchem der Aeltern Liebe faſt verborgen lag. Hoch lodert die heilige Flamme empor am häuslichen Herd. Dieſe Eintracht iſt zugleich dem Brautpaar die ſchönſte Vorbedeutung. „Sieh' deinen Vater, deine Mutter an", liſpelt der glückliche Bräutigam, „ſo werden auch wir einſt noch unter dem Schnee des Alters fühlen!"

Wenn aber die Eintracht fehlt, dann gebricht der Braut die ſchönſte Krone; der Muth muß größer ſein, das Wagniß iſt ſtärker. Die unglückliche Spaltung von Jeanne's Aeltern warf einen Schatten der Trauer über das ſonſt ſo zufriedene Paar.

Der Hochzeitstag der Tochter führte ſie wieder zuſammen nach achtzehn Jahren. Frau von Raucourt hob den geſenkten Blick nicht, um ihren Gatten nicht zu ſehen. Indeſſen erbebte ſie unwillkürlich unter ſeiner Nähe, ein leiſes Zittern lief durch ihre Glieder. Wie der Gequälte das Inſtrument des Leidens flieht, vermied ſie ſcheu, was ſie an Leonce von Raucourt gemahnte.

Er dagegen betrachtete lang und ernſt die bleiche Frau ihm gegenüber — ein Bild des Leidens fand er — ſein Werk. Was auch ihre Fehler geweſen, jetzt geſtand er's ſich ein, da die Sophismen der Leidenſchaft ſchwiegen; ihr Leben zu zerſtören, rechtfertigte ihn nichts. Eine tiefſchmerzliche Bewegung ergriff ihn, das peinlichſte aller Gefühle, die Reue.

Nach der Trauung verſammelten ſich die Verwandten in der Sakriſtei.

Herr von Raucourt ging entſchloſſen auf ſeine Gattin zu. „Blanche!" flüſterte er und ſtreckte die Hand aus.

Es war nicht der erſte Verſuch der Verſöhnung; jeden wies ſie bis dahin zurück und die Bitterkeit wuchs. Jedoch ſtanden ſie ſich nie gegenüber — Mittelsperſonen konnten den Bann nicht löſen.

Frau von Raucourt erſchrak heftig. Aber ſo hatte ſie ihren Namen nicht mehr ausſprechen hören ſeit vielen Jahren. Es gemahnte ſie jugendlich, eine alte Saite erklang und ſie legte ein paar zitternde Finger in ſeine Hand.

Doch gleichſam entſetzt über das, was ſie gethan, floh ſie nach ihrem Wagen.

„Haſt du es geſehen, Robert?" ſagte Jeanne freudig; „ſie gaben ſich die Hand!"

„Ja, meine Freundin, auch ich hoffe das Beſte! Laß uns indeſſen vorſichtig zu Werke gehen, denn nichts auf Erden iſt zarter und leichter verletzt als menſchliche Zuneigung. Wer ungeſchickt die Wunde faßt, macht ſie unheilbar!"

„Robert, ich will dir ganz allein die Heilung überlaſſen, du mußt dich darauf verſtehen! Faſt möchte ich das Märchen von der Fee für wahr halten, die ihrem Liebling ein Angebinde in die Wiege legt. Ein ſolches erhielt auch der hier gegenwärtige Graf von Luſignan; es zwingt die Menſchen, ihn zu lieben."

„Alſo erklärt es ſich auf keinem natürlichen Wege, daß ich dein Herz gewann?"

„Komm, denn ich bin kalt wie Eis! Uebrigens ſpreche ich weder von mir, noch von der gefühlvollen Gertrud, die dich mit andächtiger Verehrung liebt wie ein zärtlicher Mönch die Madonna. Ich meine, daß du in wenigen Wochen des Vaters Liebling wurdeſt und meine Mutter dich mehr liebt als mich."

„Biſt du eiferſüchtig, Jeanne?"

„Nein, Robert, dieſe thörichtſte aller Leidenſchaften liegt mir fern!"

„Konnte ich es doch von deiner kühlen Beſonnenheit nicht anders erwarten. Vernimm meinen Plan! Mama ſoll den Sommer mit uns in der Picardie zubringen, Papa laden wir nicht ein."

„Bravo! Es iſt ein herrliches Mittel, die Menſchen zu verſöhnen, wenn man hundert Meilen zwiſchen ſie legt! Aber ich gebe die Sache in deine Hände, meine Verſuche fielen alle ſchlecht aus."

Umſonſt forſchte Herr von Raucourt nach der Gattin bei dem Hochzeitsmahl; ſie hatte ſich unter dem Vorwand eines Unwohlſeins zurückgezogen. Den folgenden Tag reiſte ſie nach Luſignan's Schloß, das junge Paar dort bei der Heimkehr von einer kleinen Tour zu empfangen.

Der Sommer verging langweilig für Leonce von Raucourt. Seit Jeanne fehlte, war ſein Haus völlig öde geworden. Er vergrub ſich mehr als jemals zwiſchen den Büchern. Bei den ungeſelligen Mahlen wechſelte er kaum ein Wort mit Gertrud.

Unwillkürlich wanderten in mancher einſamen Stunde die Gedanken um zwanzig Jahre zurück. Blanche von Mollard wurde damals ſeine Braut. Er, nüchtern, ſcharfſinnig, thätig, bedurfte einer

vernünftigen Gefährtin. Das eben war die Gattin nicht; *geistreich*, liebenswürdig, hochgebildet, wußte sie ihre oft maßlosen Gefühle nicht in Schranken zu halten. Ihre Zärtlichkeit hatte für den Gatten etwas durchaus Unbequemes. Genügte er überspannten Ansprüchen nicht, dann kamen Vorwürfe. Leonce von Raucourt selbst litt an der krankhaften Reizbarkeit eines Gelehrten. Er wurde bitter, sehr bitter und verwundete immer tiefer das Gemüth seiner Frau. Zwischen Streit und Versöhnung verfloß das erste Jahr. Nur kam ersterer stets häufiger und letztere seltener. Der Gatte lernte den häuslichen Herd fliehen, an dem er die nach seiner angestrengten Thätigkeit so nothwendige Erholung nicht fand.

Bei einem Junggesellendiner lernte er Leontine Lacroix kennen. Das Mädchen war damals noch sehr jung, aber schon schlau und verdorben. Der wohlhabende Raucourt wurde das Ziel ihrer Bestrebungen. Sie unterhielt ihn, sie wußte mehr und mehr ihn zu umspinnen. Blanche, immer traurig, sie, immer heiter, voll toller Einfälle, kämpften um ihn. Frau von Raucourt war auch sehr eifersüchtig, sie folgte heimlich ihrem Gatten, um seine Schritte auszukundschaften. So entdeckte sie seine Beziehungen zur Schauspielerin des Palais-Royal.

Eines Tags bewirthete Herr von Raucourt einen kleinen, gewählten Kreis bei Leontinen. Champagnergläser klangen zusammen, Liedchen wurden gesungen, das Kreuzfeuer von Witzen bekundete die gehobene Stimmung der Gäste. Mitten in der Lust flog die Thür auf und Frau von Raucourt erschien, ganz verstört. Niemand der Gäste war nüchtern genug, um nicht zu lachen. Leonce wurde bitter und zornig. Leontine hatte die Frechheit, die Dame auf einen Sitz zu nöthigen und ihr ein Weinglas in die Hand zu drücken. Diese machte sich los und floh nach einigen heftigen Worten den Schauplatz des Gelags. Raucourt nöthigte die Gesellschaft wieder an den Tisch zurück mit der Erklärung, seine Frau leide gelegentlich an — Geistesverwirrung.

Seine Worte wurden zur fürchterlichen Wahrheit. Frau von Raucourt's Gemüth widerstand der heftigen Erschütterung nicht. Denselben Tag verließ sie noch mit der einige Monate alten Jeanne das Haus ihres Gatten. Ihr Zustand steigerte sich in der Weise, daß sie in eine öffentliche Anstalt gebracht werden mußte. Herr von Raucourt forderte sein Kind zurück. Im übrigen suchte er sich bestmöglichst zu zerstreuen und peinigenden Erinnerungen zu entfliehen. Mit dem Heranwachsen Jeanne's zog er sich von dem lockern Leben zurück, sich fortan einzig seinen Studien und der Erziehung des Mädchens widmend.

Frau von Raucourt genas nach einigen Jahren, nur verblieb sie noch lange in schwermüthiger Stimmung. Die einst so leidenschaftliche Liebe für den Gatten hatte einer scheuen Abneigung Platz gemacht; selbst gegen ihr Kind schien sie gleichgültig und versuchte nicht, es an sich zu ziehen. Jede Annäherung des Herrn von Raucourt wies sie mit Abscheu zurück, sodaß er allmählich im Gefühl erlittener Kränkungen das eigene Unrecht vergaß. Jetzt war die Binde von seinen Augen gezogen; er blickte klar und ruhig auf Vergangenheit und Gegenwart. Nicht ohne Bitterkeit sah er sich gänzlich vereinsamt, sogar Jeanne und der rasch liebgewonnene Lusignan hielten es mit seiner Frau.

Herr von Raucourt erfuhr, daß sein Schwiegersohn eine große, schöne Wohnung gemiethet habe. Der Spätherbst endlich brachte die jungen Leute wieder nach Paris. Robert kam sogleich. Vor der heitern Lebhaftigkeit des Grafen wich die Verstimmung Raucourt's. Die von ihm überbrachte Einladung zum Mittagessen, welche Gertrud freundlich mit einschloß, ward angenommen.

Nicht ohne einige Aufregung erwartete Leonce das Zusammentreffen mit Blanche. Eine friedliche Beilegung des langjährigen Streits schien unwahrscheinlich. Der Bruch mußte in den Folgen noch das Familienleben vergiften.

Was sich auch Herr von Raucourt auf der Hinfahrt mit Gertrud für Grillen ausdachte, sie mußten weichen, als Jeanne lächelnd in seine Arme flog; aus ihren glänzenden Augen sprach das Glück. Aber die merkwürdigste Veränderung schien mit Frau von Raucourt selbst vorgegangen zu sein. Ihr gesundes Aussehen kündete den wohlthätigen Einfluß der letzten sechs Monate. Nicht mehr die bleierne Gleichgültigkeit, sondern friedliche Ruhe drückte sich in ihrem Wesen aus. *Liebe hatte ihre Wundermacht an einem krankhaft erregten Gemüth bewiesen.*

Bei Tische kam eine unbefangene Unterhaltung zu Stande. Als man sich erhob, reichte Herr von Raucourt seiner Frau den Arm und sie legte ihre Hand darauf. Er führte sie vor den Kamin und setzte sich ihr gegenüber.

Der Salon bot den Anblick einer warmen, gemüthlichen Scene. Auf dem Divan an der Wand lehnte behaglich ein hübsches Paar; sie

plauderten und lachten zuſammen. In der Mitte des Gemachs, von der Decklampe beſchienen, war die anſpruchsloſe Gertrud ſichtbar in eine endloſe weibliche Arbeit vertieft. Auf zierlichem Stuhl mit goldener Lehne lag Pomare; die kleine noch immer ſchöne Hand Frau von Raucourt's ſpielte in den Seidenlocken des Thierchens, während ſie lebhaft mit ihrem Gatten ſprach. Der ſcharfe, ſarkaſtiſche Zug war aus dem Geſicht des letztern verſchwunden. Sie fanden ſich heute wieder — ein beſſeres Einverſtändniß war nun zwiſchen den geläuterten Charakteren möglich. Liebe hat ihre gefährliche Klippe, innige Freundſchaft kann aus Trümmern erblühen.

Herr von Raucourt entdeckte, daß er mit ſeiner Gattin über Dinge ſprechen konnte, die bei ſeinen gelehrten Freunden ſtets einen geiſtigen Kampf entzündeten. Hier fehlte Nebenbuhlerſchaft, was dem Verkehr mit dem eigenen Geſchlecht mehr oder minder anhaftet. Die ſcharfen, logiſchen Sätze, die glänzenden Schilderungen trafen auf keine Entgegnung, ſondern auf verſtändiges, theilnehmendes Eingehen. Es wurde Leonce von Raucourt wohl, wie es ihm in ſeiner öden Klauſe niemals geweſen.

Robert ſtieß Jeanne lächelnd an. „Was ſagſt du zu meinem diplomatiſchen Talent?"

„Du verſtehſt glücklich zu machen und wirſt es deshalb auch ſtets ſein!" entgegnete ſie zärtlich.

Die jungen Leute blickten froh nach dem Kamin.

„Blanche, willſt du mich hier behalten?" fragte Herr von Raucourt.

„Ja, Leonce!" erwiderte ſie heiter.

„Wir erwarteten Sie, Papa!" rief Robert aufſpringend. „Laſſen Sie mich Ihnen die für Sie beſtimmten Zimmer zeigen!"

„Luſignan, Sie ſtellten den Frieden meines Hauſes wieder her", ſagte der Schwiegervater mit einer ihm ganz ungewöhnlicher Weichheit, „Sie verwandelten die ernſte Jeanne in ein frohes Weſen, Sie heilten Blanche, ſind Sie ein Zauberer?"

„Nein, Papa! Das einzige Geheimmittel, welches ich beſitze, heißt Liebe! Meine Mutter lehrte es mich, es thut dem ſchwächern, zartern Geſchlecht wohl."

Freundliche, ruhige Räume waren für Leonce gewählt, eine Tapetenthür ſtellte die Verbindung mit Frau von Raucourt her.

„Es iſt Platz für die Bücherſchränke", bemerkte der Graf.

„Ich danke Ihnen, Robert! Indeſſen werde ich meine Folianten weniger benutzen und mehr in euerm lieben Kreiſe weilen! Wo das Studium alle Kräfte in Anſpruch nimmt, iſt es nur gleich dem Trank und Spiel, ein wenn auch edleres — Betäubungsmittel. In vernünftiger Wechſelbeziehung zu der Familie im engern, dem Staate in weiterm Sinne zu ſtehen, iſt des Menſchen wahre Beſtimmung und ſchafft Zufriedenheit."

„Das Glück liegt nahe, doch häufig ſind wir verblendet genug, es fern zu ſuchen", ſchloß Leonce von Raucourt.

Das Medaillon.

Von Heinrich Asmus.

II.

Der Herbſtwind pfiff über die Felder, dicke Regentropfen peitſchten gegen die Fenſter und der Himmel bedeckte ſich mit der Dunkelheit eines Novemberabends.

Herr von Dorn, am Podagra leidend, warf ſich auf dem Divan vor Schmerzen hin und her und fragte unaufhörlich nach dem Doctor. Frau von Dorn und ihre Tochter ſaßen neben dem Kranken, mit weiblichen Handarbeiten beſchäftigt; Anna ſtand am Fenſter und horchte klopfenden Herzens dem Aufruhr der Elemente.

„Was hockſt du fortwährend am Fenſter, Anna?" fuhr endlich der Edelmann auf. „Es iſt ja ſtockfinſter draußen, was willſt du da erſehen? Frage lieber nach, ob der Doctor ſchon zurückgekommen!"

Die Waiſe gehorchte ſtillſchweigend und entfernte ſich eiligſt; ja ſie erſtreckte ihren Gehorſam noch weiter: ſie ſtellte längs des Fluſſes Wachen aus mit dem Befehl, die Rückkehr des Doctors, der nach dem jenſeitigen Ufer zu einer Kranken gefahren war, abzuwarten und im Nothfall bereit zu ſein, ihm Hülfe zu leiſten. Der Fluß brach mit Getös die ihm ſeit einigen Tagen angelegten Feſſeln und ſchaukelte ziſchend die Eisſchollen auf ſeinen ſchäumenden Wellen, die der Sturm durchwühlte. Die Fähre war zertrümmert und die Ueberfahrt in einem Boot mit Gefahr des Lebens verbunden.

Eben näherten ſich zwei Geſtalten dem jenſeitigen Ufer.

„Nicht wahr, Herr Doctor, der Sturm bläſt aus vollen Backen?" fragte die eine, ein junger Burſche, in einen Leinenrock gehüllt, auf den Fluß zeigend.

„Ist die Ueberfahrt möglich?" fragte der Angeredte nachdenklich zurück.

„Gewiß, Herr, wenn man durstig ist! Schauen's, Herr! Meint man nicht lauter Schwäne zu sehen, wenn der Mond durchblickt?"

Unter diesem Wechselgespräch hatten beide den Fluß erreicht. Während hier der Bursche einen leichten Kahn von seiner Kette löste, blickte Wilibald bald auf den Fluß, der tosend daherbrauste, bald gen Himmel, an dem zerrissene Wolken pfeilschnell dahinjagten.

„Wäre es aber nicht besser, Herr Doctor", sagte der Bauer, in den Kahn steigend, „Sie übernachteten hier im Dorfe und beschafften morgen Ihre Ueberfahrt? Der Bauervogt hat eine ganz gemüthliche Stube."

„Hast du Furcht?"

„O für unsereinen ist so 'was eine Gewohnheit!"

Wilibald überlegte; in seinem Herzen kämpfte der Gedanke an die Gefahr mit dem der Pflicht. Herr von Dorn lag krank danieder und wartete auf ihn; und war er nicht in seinem Dienste? Konnte jener nicht mit Recht strenge Gewissenhaftigkeit von ihm verlangen? Die Pflicht siegte. Er drückte den Hut fester aufs Haupt, knöpfte den Rock vollends zu und setzte den einen Fuß in das tanzende Boot.

„Wenn ich nicht hinüberfahre", fragte er plötzlich den Gefährten, „so bleibst du hier, nicht wahr?"

„Warum nicht gar, Herr Doctor!" rief der Bursche. „Was würde man zu Hause von mir denken? Freilich stürmt's etwas stark, aber mit Tagesanbruch muß ich doch hinüber, um bei dem gnädigen Herrn zu dreschen."

„Nun denn, in Gottes Namen!" entgegnete Wilibald und zog den andern Fuß nach.

„So recht, den Kühnen schützt Gott!" lobte der Bursche, stieß mit kräftiger Faust den Kahn vom Strand und lenkte ihn kundig durch das brausende Wasser und die Eisschollen. Auch der Doctor ergriff ein Ruder und half; aber bald spottete das empörte Wasser der vereinten Kraft und schaukelte das Boot nach Belieben.

„Wir kommen zu weit abwärts!" warnte Wilibald, in die Gegend spähend. „Und was sind das für Feuer?" fragte er dann plötzlich, rechts zeigend.

„Wahrscheinlich hat man sie aus Vorsicht angelegt", entgegnete der Bursche, angestrengt rudernd.

Jetzt jagte der Sturm eine mächtige Eisscholle heran und aneinanderstoßend warf sie mehrere aufeinandergethürmte um; auf einen Augenblick befreite der Sturz der Eisschollen das Boot, dann aber wieder auftauchend mit verstärktem Schwunge rissen sie zwei Ruder mit sich fort.

„Was nun anfangen?" rief der Bursche entsetzt, vergebens sich abmühend, mit Einem Ruder dem reißenden Strome zu widerstehen. Verzweiflungsvoll sprang er auf, und in die Gegend spähend, wo das Feuer brannte, rief er laut nach Hülfe.

„Vielleicht hat man mich gehört!" sagte er, sich selbst tröstend. „Vielleicht ist jemand in der Nähe, der uns —"

Hier bekam das Boot einen so starken Stoß, daß es knatterte.

Im Schlosse des Herrn von Dorn war große Bewegung; alles lief ängstlich und geschäftig durcheinander. Der Doctor Wilibald lag in seinem Zimmer auf einem Divan, dessen grüne Saffiankissen die Blässe seines schönen Gesichts noch verstärkten.

Wo weilst du, Anna? Warum stehst du lautlos und unbeweglich beiseite? Warum trittst du nicht näher? Es ist ja noch Hoffnung vorhanden! Die von dir beauftragten Leute trafen Wilibald und seinen Gefährten, als beide die Kräfte verließen, und zogen sie aus dem Wasser, während du für deinen Liebling betetest. Du erwärmtest mit deinem Hauch seine Hände und suchtest ihn dem Leben zurückzugeben. Erröthe nicht! Niemand bemerkte es, daß deine Lippen seine kalte Stirn berührten. Du hieltest ihn ja für verloren — es war der erste und auch der Abschiedskuß der Liebe. Warum trittst du jetzt aber nicht näher und überlässt alle Sorgen Clara? Fürchtest du, in ihren Augen dein Urtheil zu lesen?

Clara kniete neben dem Kranken und rieb ihm die Schläfe; auch Frau von Dorn war bemüht, ihn durch starke Essenzen wieder ins Leben zurückzurufen. Plötzlich verklärte ein Lächeln das Gesicht des knienden Mädchens. Bemerkst du es, Anna? O, knie hin, er lebt! Er schlägt die Augen auf — und seine ersten Worte sind: „Clara! Mein rettender Engel!"

Anna erbebte, denn sie wurde inne, daß der Doctor die Gestalt, die er am Ufer erblickt und die ihn auf Augenblicke zur Besinnung gebracht, mit Clara verglich; aber es war ihr nicht möglich, zu ihm zu sagen: Nicht Clara, sondern mir

ſchuldeſt du dein Leben! Schon ihre Furchtſamkeit ließ dies nicht zu. Mehrere Stunden lag Wilibald im Fieber, und der aus dem nächſten Städtchen herbeigerufene Arzt gab wenig Hoffnung. Schon erkannte er niemand mehr und nur die Fieberphantaſien verriethen ſeine Herzensgeheimniſſe. Allen waren aber ſeine Worte unverſtändlich, nur Anna wußte ſie zu deuten, vielleicht auch ihre ſtolze Freundin.

Gegen Mitternacht waren Anna und Clara um den Kranken allein. Beide ſchlichen eben ans Bett, als Wilibald tief aufathmete. Clara legte ihre rechte Hand auf ſeine Stirn, Anna ſtützte ſich auf ihre Schultern. Da plötzlich ward ſein Athem leichter, ein Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt und ſein Auge ruhte auf Clara.

„Sage mir noch einmal dein göttliches Geheimniß, Clara!“ hauchte er. „Warſt du nicht eben hier und ſprach deine Lippe nicht zu mir: «Ich liebe dich!» O, dieſe Worte könnten mich dem Leben wiedergeben!“

Clara konnte nicht länger widerſtehen, ſie umſchlang den Kranken mit beiden Armen leidenſchaftlich und ſagte: „Ja, Wilibald, ich liebe dich, und ſchwöre in dieſer heiligen Minute, dich ewig zu lieben!“

Ein Kuß beſiegelte den Schwur.

Wirklichkeit und Traum floſſen vor des Kranken Einbildung zuſammen; er überließ ſich dem Glück der Liebe, ohne zu wiſſen, wie es gekommen. Er war glücklich in ſeinem halbbewußten Daſein.

Und Anna?

Als ſie das Zimmer verließ, ſchloß ſie Clara krampfhaft an die Bruſt und zwei große Thränen entquollen ihren Augen.

„Gründe ſein Glück!“ hauchte ſie und verſchwand.

Noch ſpät in der Nacht kniete ſie auf dem Grabe ihrer Mutter und betete.

Wilibald genas ſchnell: Liebe und Glück reichten ihm die Lebensſchale. Wenn auch noch ſchwach, konnte er doch ſchon wieder ſeine Stellung als Arzt einnehmen. Wer je die Freude genoſſen, den Liebling ſeines Herzens von einer lebensgefährlichen Krankheit geneſen zu ſehen, nur der wird die Gefühle der beiden Mädchen enträthſeln können. Anna dachte keineswegs, er iſt ja nicht für dich dem Leben wiedergegeben — die Erinnerung an die qualvolle Angſt, ihn auf immer zu verlieren, war noch zu friſch, um irgend Perſönliches zuzulaſſen. Nein, ſie freute ſich, daß er gerettet, daß er lebe, daß ſie ihn wieder ſehe und das ſchreckliche Todesbild ihr nicht mehr drohe. Sie genoß, Wilibald anſehend, das ſtille Vergnügen einer Mutter, die ihr neugeborenes Kind betrachtet. Dieſe Freude iſt aber nur dem bekannt, der nach Unwetter und Lebensſtürmen im ſichern Hafen landete. Eigentlich kennen wir das Glück auch nur in der Phantaſie, in der Wirklichkeit iſt es uns fremd und erſt mit ſeinem Verſchwinden ſprechen wir wie der gottesfürchtige Iſraelit: „Das war ein Bote Gottes!“

Aber Wilibald war glücklich. Noch zu ſchwach, ſeinen Zuſtand recht zu erkennen oder in die geheimnißvolle Zukunft blicken zu können, ergab er ſich ganz der gegenwärtigen Minute und trank aus voller Schale Leben und Genuß. Es war für ihn die Zeit, wo unſer Herz ein Glück erfüllt, das ſo unendlich reich an Gefühlen, jenes geheimnißvolle Leben, das uns eine lange Blumenkette zu ſein ſcheint und in der jedes Blatt, ſelbſt das allerkleinſte, für uns ſo hohen Werth hat. Mit Einem Wort, es erging ihm wie dem, der Philoſophie ſtudirt, deſſen Beſtimmung aber die Mathematik iſt. Eine jegliche Geneſung iſt ja Halbleben, wo das Gefühl immer die Oberhand behält.

Clara ſang und ſpielte wieder und Wilibald accompagnirte — ſchien ſie ihm doch ſelbſt ein wundervoller Accord in der Harmonie der Schöpfung zu ſein. Zuweilen ſaßen ſie auch neben Frau von Dorn und Anna las einen neuen Roman vor; bezog ſich ein Gedanke des Autors auf ihre geheime Liebe, ſo begegneten ſich ihre Blicke und ihre Wangen bedeckten ſich mit Purpur.

Aber dieſe unſchuldsvollen Schäferſtunden ſollten mit Schrecken ein Ende nehmen!

Es war völlig Winter geworden und das Weihnachtsfeſt nahe bevorſtehend, als ſich eines Abends aus einem großen Hauſe in der Reſidenzſtadt *** ein Lichtmeer verbreitete, das auf Augenblicke die Neugier der Vorüberpaſſirenden feſſelte. Manche Schöne bückte ſich aus dem Wagenfenſter und rief mit geheimem Neide: „Welche Menge Wagen! Gewiß ein Ball!“

Dem war ſo. Als man ſich näher erkundigte, erfuhr man, daß Herr von Dorn, den das Podagra bisher von der Reſidenz zurückgehalten, heute ſeine Ankunft durch einen glänzenden Ball kundgeben und ſeine neunzehnjährige Tochter, deren Schönheit man rühmte, der Geſellſchaft vorſtellen wollte.

Die Gesellschaft war auserlesen. Diplomaten, mit und ohne Orden, Adeliche, Militärs waren zahlreich vertreten. Das Palais glich einem Garten des blühenden Griechenland, in dem zwischen Blumen Nymphen schwebten, die so bezaubernd waren wie die schönen Mythen selbst. Allen fremd und die Rolle eines Beobachters spielend, verharrte Wilibald unweit der Thür des Salons, die Arme übereinandergeschlagen. Wie kam er hierher? Das wußte er selbst nicht. Ihm war eine Karte gebracht, von wem, wußte er nicht. In den letzten Tagen hatte er Clara nur im Theater, auf der Promenade oder im Magazin gesehen, wohin sie in Begleitung einer adelichen Tante, die ein lebendiger Katalog ihres Stammbaums war, gleich einem Schmetterling flog.

Als sie den Doctor erblickte, warf sie ihm erröthend einen derjenigen Blicke zu, die andere für eine gewöhnliche Freundlichkeit halten, die aber Liebenden ein Buch voll Zärtlichkeiten sind. Wilibald jedoch blickte unstet umher, denn er fühlte sich in diesem Kreise nicht heimisch, und überdies sah er Clara in vollem Glanze, der ihn nur zu sehr an die Verschiedenheit ihres Standes erinnerte. Kann sie, dachte er, diese phantasmagorische Welt der Pracht und des Glanzes mit einem zwar friedlichen, aber stillen Leben vertauschen? Wird sie beides einem Manne opfern, dem das Verhängniß eine Stellung gegeben, die von der ihrigen so sehr abweicht? Ich will sie um einen Walzer bitten, schloß er seine Fragen, um Aufschluß zu bekommen. Er zog die Glacéhandschuhe an und in demselben Moment begann die Musik in rauschenden Tönen und lebhaftem Takt einen Walzer zu spielen. Er blickte forschend umher, konnte aber Clara nirgends erspähen. Da weckte ihn ein leichter Schlag auf die Schulter aus seinen Betrachtungen. Neben ihm stand Gutenherz und gab ein Zeichen, ihm zu folgen. Beide gingen schweigend durch mehrere Zimmer. Ohne zu wissen warum, fühlte Wilibald Beklemmungen, Ahnungen von etwas Schrecklichem. Doch wurden jetzt im Nebenzimmer, dessen Glasthür nur angelehnt war, Stimmen laut und er erblickte die Frau von Dorn, wie sie eben Clara aufgeregt in die Arme schloß. Mutter und Tochter schienen zu weinen. Clara war aber zum Entzücken schön und der Doctor wagte kaum zu athmen.

„Gott wird deinen Gehorsam dir lohnen!" hörte er Frau von Dorn zu ihrer Tochter sagen. „Kindliche Liebe bleibt nie unbelohnt! Träume bleiben Träume. Der historische Name des Grafen, seine Liebe und sein Reichthum werden dir Ersatz gewähren."

Bei den letzten Worten der Edelfrau öffnete sich eine Seitenthür, in die Herr von Dorn mit einem jungen Manne trat, der zwar ein angenehmes Aeußere, aber auch die Verzärtelung der Boudoirs zur Schau trug.

„Hier stelle ich Ihnen unsern Sohn vor!" sprach der Edelmann zu seiner Frau, des jungen Mannes Hand fassend. „Herr Graf", wandte er sich an diesen, „dies ist Ihre Braut! Es wird Ihnen angenehm sein, dies Geständniß aus ihrem eigenen Munde zu hören."

Die Antwort Clara's hatte Wilibald nicht gehört, es war vor seinen Augen dunkel geworden. Ein heftiges Frösteln brachte ihn wieder zur Besinnung. Kein Stern leuchtete am Himmel, der wie eine bleierne Kugel über der Hauptstadt hing. Alles war still um ihn her; nur ein verspäteter Droschkenkutscher pfiff ein melancholisches Lied und brachte ihn in seine Wohnung.

Als er folgenden Tags gegen Mittag aufgestanden, brachte ihm der Postbote eine Zuschrift von einem Freunde, worin es unter anderm hieß: „Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen noch anzeigen zu können, daß die Regierung Ihnen soeben eine Stelle als Oberarzt in L. bestimmte. In Ihrem Alter und ein solches Vertrauen!"

„Wem verdanke ich die Stelle?" fragte Wilibald seinen Freund, als er diesen auf der Promenade traf.

„Sie sind ein Glückskind", lautete die Antwort, „aber freilich, was vermag nicht die Fürsprache einer schönen Dame! Die Braut des Grafen W. soll Ihre Fürsprecherin gewesen sein."

„Ah so!" brachte Wilibald hervor, lüftete den Hut ein wenig und verließ den erstaunten Freund.

Neun Jahre sind dahingerauscht.

Auf einem Divan ruhte in dem Halbputz einer Kranken eine Frau von ungefähr 30 Jahren, deren eingefallene Wangen und wechselnde Farbe von einem schmerzvollen Zustande zeugten. Neben dem geöffneten Fenster, in das des Frühlings balsamische Düfte strömten, stand ein Fortepiano, obgleich das sonst so einfache Haus nur einem Bauernhause glich. Die Kranke hielt ein Medaillon in den Händen, das sie aufmerksam betrachtete, während sie sich mit einem Greise, der neben ihr saß, unterhielt.

„Seit kurzem erlaube ich mir nun täglich das

Vergnügen, das Porträt zu beſehen", ſagte die Frau, „das ich ſieben Jahre von dem Tage meiner Verheirathung an entbehrte. Erinnern Sie ſich noch dieſes Tages, Gutenherz?" fragte ſie nach längerm Schweigen den Genannten mit einem melancholiſchen Lächeln.

„Als Sie dem Wunſche der Frau von Dorn entſprachen und Ihre Hand dem Vetter reichten?"

Die Kranke nickte.

„Mir war alles gleichgültig geworden", fuhr ſie fort. „Er exiſtirte für mich nicht mehr und Clara ward in den Wirbel des Vergnügens fortgeriſſen. Robert Wolf wünſchte nur, glaube ich, mein kleines Vermögen, um dies Beſitzthum nicht räumen zu müſſen. Einfache Pflichterfüllung und ein freundliches Benehmen war alles, was er von mir zu ſeinem Glück verlangte. Ihm meine Hand reichend, zahlte ich der Tante meine Schuld für ihre der Waiſe erwieſene Fürſorge. Es iſt ja nichts bleibend auf dieſer Erde, lieber Gutenherz, ſelbſt die Leiden ſind vorübergehend! Die Gewohnheit macht nur für alles gleichgültig. Glauben Sie aber nicht, daß ich mich vor dem Tode fürchte!" fügte ſie mit einem Lächeln hinzu. „Ich laſſe hier ja viele Freunde zurück, Sie, meine Kinder, meine Bücher und —" ſie blickte auf das Medaillon.

„Sprechen wir nicht davon, meine liebe Schülerin!" entgegnete Gutenherz mit erzwungener Fröhlichkeit, indem er die Hand der Kranken faßte. „Wozu alte Wunden wieder aufreißen wollen! Gewiß, Sie werden geſunden und wir noch oft muſiciren! Ich habe herrliche Variationen mitgebracht und wir wollen uns das Leben noch recht angenehm machen!"

Die Frau lächelte.

„Das Medaillon wollen wir etwas beiſeite legen", fuhr er fort, ſeine Hand nach demſelben ausſtreckend; aber die Kranke verbarg es unter die Kiſſen.

„Den Geſunden ſind ja ähnliche Spielereien erlaubt —"

Hier wurde raſch, aber leiſe die Thür geöffnet und mit heiterm Geſicht trat Robert Wolf in dieſelbe.

„Wie geht's, Anna?" fragte er, die Genannte auf die Stirn küſſend. „Ich bin mit meinem Ritt ſehr zufrieden, denn ich habe in L. einen Arzt gefunden, der in großem Rufe ſteht und in den erſten Häuſern der Stadt Wunder thut. Er folgt mir auf dem Fuße.

„Wozu nützt das?" fragte die Frau, den Kopf ſchüttelnd, aber mit dankendem Blick. „Du biſt zu beſorgt um mich! Es wird auch ſo ſchon vorübergehen."

„Vorübergehen? Das Wort höre ich nun ſchon ſeit drei Jahren! Wenn keine Gefahr zu befürchten wäre, woher denn dieſes beſtändige Herzklopfen und dieſe Schwäche? Du ſprichſt freilich immer von Schwindſucht, aber der Doctor wird dir ſchon begreiflich machen, daß du ſolche nie gehabt!"

„Ich denke auch nicht mehr daran! Was ſoll alſo der Arzt? Ich traue meinem alten Lampe."

„Jener iſt aber jünger!" brauſte der Ehemann auf. „Er geht zu allen vornehmen Leuten, den Adel nicht ausgenommen!"

Hier blickte er auf die Leidensgeſtalt ſeiner Frau, und ſeine Heftigkeit bereuend, näherte er ſich ihr, ergriff ihre Hand und fuhr mit bittender Stimme fort: „Nicht wahr, Anna, du wirſt ihn meiner Ruhe wegen zu Rathe ziehen?"

Die Frau drückte ihm die Hand.

In demſelben Moment rollte ein Wagen daher und hielt vor dem Hauſe ſtill.

„Wo iſt die Kranke?" fragte eintretend der Arzt.

Die Frau fuhr convulſiviſch zuſammen.

Der Doctor näherte ſich ihr — es war Willibald. Ein ſchwerer und langer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, und als der Arzt ihre Hand ergriff, klirrte etwas Schweres auf den Fußboden hinab. Er bückte ſich und hielt in ſeinen Händen ein geöffnetes Medaillon mit ſeinem Porträt.

Er erbebte.

„Anna!" rief er.

Aber Anna war nicht mehr!

Nachklänge aus der deutſchen Vorzeit.

Von Hans Weininger.

Unſere heidniſchen Vorfahren liebten es nicht und fanden es unpaſſend, ihre Götter in Tempel zu bannen. In Gottes freier Natur, in den geheiligten Hainen dem höchſten Weſen zu dienen, ſich dieſem unterzuordnen, hielten ſie für das Paſſendſte. Unſer heutiger Ausdruck Wallfahrt ſtammt aus dieſer Zeit und bezeichnet nichts anderes, als einen Gang in den Wald zu thun, wo die den Göttern geheiligten Zeichen hingen oder dieſen geweihte Bäume und Quellen ſich fanden.

Still abgelegene Waldgründe erhielten vor andern den Vorzug. Ihrer hütete als Prieſter der „Hoymann". Wo er geht, klagt er „Hoy, hoy!", weil ſein Reich zu Ende gegangen. Die-

ser Ruf, der früher, als Wodan's Dienst noch blühte, die Unberufenen von der geheimnißvollen Feier fern halten sollte, ist jetzt zum Klageruf geworden. Hoy — gleichbedeutend mit Hag — bezeichnet einen eingehegten, befriedeten Wald. Der Hoymann ist der den heiligen Hain hütende Priester, und Strafe ereilt den, welcher unbefugt den Hag betritt, dessen Allerheiligstes durch eine Schnur abgegrenzt war. Er wird vom Hoymann gepfändet und zahlt Buße. Vor allem aber ist es der Schimmel, das heilige Thier des schlachtenlenkenden Wodan, welcher nach dem herrschenden Volksglauben in und an diesen Hoyen (Gehölzen) bald mit, bald ohne Kopf und Reiter geht.

Am Böhmerwalde hin werden die Schimmel schon seltener. An deren Stelle treten Rinder. Weiß wie Wodan's Schimmel erscheinen sie auf Waldwiesen und deuten auf den Dienst des Freyr. Unweit Thannstein bei Winklarn in der Oberpfalz liegt ein Granitblock, der seiner eigenthümlichen Gestalt wegen das „Steinerne Kanapee" heißt. Die Nacht war schon hereingebrochen, als ein Hirt sich da ausruhte. Brüllend umkreiste der plötzlich erschienene weiße Stier den Steinblock. Vor Schrecken fiel der Hirt in eine tödliche Krankheit und starb. Im Walde zwischen Tiefenbach und Hochfeld an der bairisch-böhmischen Grenze ist ein Felsenstück, das wegen seiner höchst auffallenden Gestaltung den Namen das „Steinerne Kirchlein" hat. Einst spannte man beim Heuabladen die zwei Kühe vom Wagen und ließ sie weiden. Als die Bäuerin das Mittagsessen brachte, zankte sie, daß man fremdes Vieh da weiden lasse; denn diese hatte fünf Kühe wahrgenommen, darunter drei weiße. Dieser Ort ist sehr gefürchtet und man scheut sich sogar, ihn abzumähen. *) Allem nach kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß dieses dem Freyr geheiligte Stätten waren, wo dessen Haine und Opfersteine zu suchen sind.

Bei der Verbreitung des Christenthums gebot Papst Gregor der Große (gest. 604), daß die Priester den altheidnischen Sitten und Gebräuchen die möglichste Schonung angedeihen, die alten zu Ehren der heidnischen Götter üblichen Feste und Feierlichkeiten fortbestehen lassen, statt dieser aber christliche Heilige substituiren sollten. Die alten Cultusstätten sollten beibehalten, aber Heiligen geweiht und die altherkömmlichen Opfermahle zu Ehren dieser begangen werden. „Unser Herr hat seine Märtyrer an die Stelle der alten Götter gesetzt, die er ihren Geschäften nachgehen hieß", sagt der 458 verstorbene Theodoretes von Alexandrien.

So traten Heilige in Sitten und Bräuchen an die Stelle der vormaligen Gottheiten. Die Attribute Odin's oder Wuotan's (wie er in Süddeutschland hieß) gingen entweder auf Gottvater, den Erzengel Michael oder auf den heiligen Martin und Oswald über. An die Stelle Donar's (Thor), des Donnergottes, trat Petrus, während Maria, die hohe Frau, an die Stätte Frouwa's, Hulda's oder Perchta's gesetzt wurde. Sogar das blaue Gewand Perchta's ging auf Maria, die Himmelskönigin, über. Katharina mit dem Rade vertrat die Sunna, die zwölf Apostel die zwölf Asen (Thor, Baldr, Tyr, Bragi u. s. w.). Aus Mercur, dem ägyptisch-phönizischen Anubis, dem Hüter der Wege, wurde der heilige Schutzengel. An die Stelle des sogenannten und ihm geweihten Drudenfußes traten über den Thüren die drei Kreuze mit den Anfangsbuchstaben von Kaspar, Melchior und Balthasar, welche in katholischen Ländern der Hausbesitzer vor dem Tage der Heiligen drei Könige (6. Januar) mit Kreide über jeder Thür anzuschreiben pflegt.

Wie man vorher Odin (Wuotan) zu Ehren getrunken, that man dies zu Ehren des heiligen Martin. Schon Kaiser Karl der Große (gest. 814) schritt ein gegen die Minne des heiligen Johannes, der Freyr's (Fro's) Stelle eingenommen hat. Wie Freyr's Kleid roth und grün gedacht wurde, so gewandet sich nun Johann der Evangelist, der Lieblingsjünger unsers Herrn. Das Weintrinken (die Minne) zu Ehren dieses hat sich in Süddeutschland bis dato überall erhalten. An die Stelle des Freudenfestes der Wintersonnenwende (am 24. December) trat die Geburt Christi, an jene der Sommersonnenwende (am 24. Juni) der Tag Johannes des Täufers, an jene Gerdhr's, Freyr's Gattin, die heilige Gertrud, deren Tag auf den 17. März fällt. Sie gilt als die Wiederbringerin des Frühlings und ist die Beschützerin des Garten- und Feldbaues. In Tirol pflegt man zu sagen: „Am Gertrudentag steht der Bär auf", in Baiern: „Um Gertraud geht die Wärm' von der Erd' auf."

Am übelsten kam aber Wodan (Odin) weg, der oberste Gott der alten Deutschen, deren Schlachtenlenker auf weithin sichtbarem Schimmel er war, welcher den Elementargeist in der gesammten Natur vertrat, denn aus ihm wurde der Teufel, der Inbegriff alles Heidnischen und Verabscheuungswürdigen. Dem Wodan waren als Waldvögel zwei Raben zuständig, die ihn durch ihr Ab- und Zufliegen von allen Ereignissen der Welt in Kenntniß erhielten. Einer dieser Raben findet sich bei St.-Oswald wieder. Dieser gilt in Süddeutschland (besonders in Tirol) als der mächtigste Wetterherr. Zürnt er, schlägt der Heilige das Korn in Grund und Boden hinein, daß es ein Graus ist. Der Gebrauch, bei der Ernte drei Halme stehen zu lassen, ist in Ober- und Niederbaiern, Oberschwaben und Franken

*) Vgl. Schönwerth's „Sitten und Sagen aus der Oberpfalz", Thl. II.

noch zu Hause. Diese Halme werden in einen Knoten geschlungen, zuweilen mit Feldblumen geziert und man nennt diese Handlung des Dankes für gute Ernte den „St.-Oswald oder Danswald machen". In altheidnischer Zeit ließ man diese Büschel für Wodan's Pferd — den achtbeinigen Sleipnir — stehen.

Wie man ehedem die Täuflinge befragte, ob sie von Thor und Wodan lassen wollten, so jetzt, ob sie sich vom Teufel lossagen.

Als höllischer Jäger führte Odin das Wilde Heer an. Er und der Teufel verlieren ihre Macht beim Schall der Kirchenglocken, dem Wodan weihten sich Kriegsleute oder thaten Gelübde, während man sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Teufel verschrieb. Wie Wodan für den Erfinder des Würfelspiels galt, muß jetzt der Gottseibeiuns die Karten aufgebracht haben. Letzterer sowol wie der abgedankte Schlachtengott führen breitkrämpige Hüte und weit nach rückwärts rauschende Mäntel. Der Aufenthalt des Höllenfürsten wird in Felsenklüfte und dichte Wälder von unheimlicher Stille verlegt. Gerade in solchen geheimnißvollen Forsten, deren Baumwipfel ein leises Säuseln des Windes umspielte, wurde Wodan verehrt. Da stand oder hing das ihm geheiligte Zeichen.

Die heidnischen Götter wurden sohin als Unmächtige gegen den wahren Gott hingestellt und in böse Gewalten (Dämone, Teufel) verkehrt. Aus den Alrunen oder weisen Frauen wurden Gespenster und Nachtschatten, wie man Frau Hulda oder Perchta zu einer Hexe und ihre Gefährtinnen zu Truden machte. Perchta heißt eigentlich die leuchtende, glänzende, hehre, welche wie Holda den glänzenden Schnee erzeugt. Im Elsaß, in Schwaben, Baiern und Oesterreich gilt dieser Name für Holla oder Hulda, denn es ist ein und dieselbe Person. Den Frauen gibt sie Gesundheit und Fruchtbarkeit. Aus der Tiefe des Brunnens, wo sie unter den Wassern, als dem Urquell alles Lebens, thront, sendet sie ihnen die neugeborenen Kinder zu.

Es läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß an jenen Stellen unsers deutschen Vaterlandes, wo in altheidnischer Vorzeit Opferplätze, heilige Quellen, Bäume und Haine sich befanden, der Glaube sich fort erhielt, daß da zuweilen dieser oder jener gespenstische Spuk gesehen worden. Ist von weißen Pferden oder dem warnenden Rufe des Hoymann die Rede, so ist fast als gewiß anzunehmen, daß hier dem Wodan zu Ehren weiße Pferde in geheiligten Hainen gehalten wurden, aus deren Wiehern, Benehmen und Freßlust die Priester ebenso gut prophezeiten wie aus dem Geschrei und dem Fluge der Vögel oder aus der Beschaffenheit des Innern der geopferten Menschen und Thiere. Mit dem Antlitz gegen die aufgehende Sonne gewendet wahrsagte der Hohepriester bei Menschenopfern aus den letzten Zuckungen des rauchenden Herzens, das er mit der rechten Hand emporhielt.

Gehen, um uns eines beliebten Volksausdrucks zu bedienen, weiße Stiere zu gewissen Zeiten wo um, so waren jene Reviere der Verehrung des Gottes Freyr geweiht. Werden weißgekleidete, schöndrapirte Männer mit ehrfurchtgebietenden langen Bärten, einem weißen Stab oder einer Bronzesichel (zum Abschneiden der heiligen Mispel) in der Hand gesehen, deutet dies auf den Aufenthalt unserer heidnischen Vorfahren.

Mit Seherinnen oder weissagenden Frauen hat es die gleiche Bewandtniß.

Machen wir einmal den Versuch mit drei kleinen Geschichten, welche ausführlich in Alois Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen" zu finden sind und dem Großherzogthum Baden angehören.

Auf dem Wege nach Schloß Neu-Eberstein hinter Gernsbach steht eine ziemlich alte, aus Bruchsteinen aufgeführte Kapelle, welche den Namen „Der Klingel" führt. Die Sage behauptet, hier sei vordem ein heiliger Hain gewesen, dessen Eichen sich stellenweise noch lange erhielten. Eine Priesterin habe da dem zuströmenden Heidenvolke geweissagt und ihrer Gottheit Opfer gebracht. Als sich das Christenthum dahin verbreitete, Odin und Perchta dem neuen Gotte weichen mußten, verschwand jene Seherin und ein Klausner baute sich da ein Hüttchen, um fern von dem eiteln Getriebe der Welt sich seinen frommen Betrachtungen zu überlassen. Neben seinem Häuschen richtete er ein Kreuz auf. In einer Herbstnacht, als rauhe Stürme an seinem Hüttchen rüttelten, hörte er eine klagende weibliche Stimme. Mit brennender Kienfackel dem Jammerton nachgehend, fand er ein junges schönes Weib in weißen faltigen Gewändern. Lange dunkle Locken quollen unter dem Tuche hervor, welches die Umhüllung des Kopfes bildete. Auf ihren Schuhen war das Trudenzeichen abgebildet*) und in der einen Hand hielt sie einen weißen, ziemlich langen Stab, in welchen allerlei Zeichen (Runen) eingekerbt waren. Weiß galt als die heilige Farbe und deshalb trugen Priester und Seherinnen Gewänder von dieser Farbe.

„Die Nacht ist kalt und es beginnt zu regnen", sprach sie, „gib mir eine Zuflucht in deiner Klause, laß mich in diesem Unwetter nicht zu Grunde gehen!"

Doch weigerte sie sich, da einzutreten, bis der

*) Daß die Druiden den Drudenfuß ✡ auf ihren Schuhen trugen, entspricht ebenfalls dem Attribut des Anubis, Hüter der Wege zu sein, und wol richtiger als die Deutung aus dem fünffach verschlungenen Alpha des Drudenfußes als Hinweisung auf Gott, den Anfang und Ursprung aller Dinge; denn die Erklärung von Alpha und Omega wäre Uebertragung einer modernen Vorstellung auf jene orientalische Mythe.

Klausner nicht das Kreuz beseitigt; das sei das Zeichen des Christengottes.

Dazu wollte sich der Eremit nicht verstehen und bat die Himmelsmutter, hier zu helfen.

Plötzlich vernahm man den Schall eines Glöckleins. Bei dessen erstem Tone verschwand die Erscheinung. Aber das Glöckchen klang noch immer fort, wenn auch scheinbar entfernter. Der Einsiedler ging dem Tone nach und fand in einem Strauche ein bronzenes Glöckchen, das sich munter hin- und herbewegte. Aus jungen Tannenzweigen und Baumrinde erbaute er ein Bethäuschen und hing darin die Glocke auf. Hoch über dem steilen Ufer der Murg, aus Steinen aufgeführt, ist diese Kapelle unter dem Namen „Der Klingel" ringsum bekannt.

Als sich an den Ufern des Rhein die Kunde verbreitete, Attila sei mit seinen alles verheerenden Scharen im Anzug gegen diesen Fluß, entschloß sich ein vornehmer Alemanne, Namens Siegbert, seinen bisherigen Wohnsitz aufzugeben und mit den Seinen sich in die damals fast undurchdringlichen Wälder zu flüchten. In den Bergen am Neckar fand er eine ihm passende Stelle. Nur von seiner Hausfrau, seiner Tochter und ein paar treuen Knechten begleitet, siedelte er sich unter einem überhängenden Felsen an, der nahezu eine Höhle bildete.

Seine Tochter traf eines Morgens am Ufer des Neckar einen jungen Jäger, der sich hierher verirrt. Er grüßte die Jungfrau freundlich und erkundigte sich nach dem Wege. Die Jungfrau entgegnete, daß sie als fremd selbst wenig Bescheid geben könne. Dabei lud sie ihn ein zur Zufluchtsstätte ihrer Familie. Griso, so hieß der fremde Jüngling, faßte eine heftige Liebe zu Friedehilden, kam nach etlichen Tagen wieder und hielt um die Hand des blühenden Mädchens an. Die Aeltern hatten nichts dagegen. Friedehilde schwamm in einem Meer von Wonne, denn alle ihre Gedanken waren bei Griso. Da zog der Jüngling eine künstlich gearbeitete goldene Kette hervor und reichte sie Friedehilden dar. „Diese Kette", bemerkte er, „hat schon früher einen schönen Nacken geschmückt. Meine Schwester trug sie und schenkte sie mir zum Andenken, als sie in den Hain der Hertha geführt wurde, um der Göttin geopfert zu werden."

„Ihr seid also kein Christ?" fragte die Mutter theilnehmend.

„Nein!" entgegnete Griso.

„So Ihr Euch nicht taufen laßt, könnt Ihr nie der Gatte meiner Tochter werden!" bemerkte Siegbert. „Wir sind Bekenner des Kreuzes und werden uns nie dazu verstehen, unsere Tochter einem Heiden zu überlassen! Es gibt nur Einen wahren Gott und das ist jener der Christen!"

Nachdem Griso wiederholt versichert, daß er die Jungfrau mehr liebe als sein Leben, daß er aber den Zorn der Götter nicht auf sich und sein Geschlecht laden könne, wandelte er traurig nach Hause. Trotz allen Kämpfen konnte Griso sich nicht entschließen, Thor und Wodan zu entsagen. Als er eines Tags einen dem Wodan geheiligten Baum fällen wollte, war ihm, als stünde im Dämmerschein des Abends sein Vater davor. Auch aus Hertha's geweihtem Haine schien eine warnende Stimme zu rufen.

Also fühlten Friedehild und Griso sich namenlos elend. Mit hoher Ergebung brachte erstere ihre Liebe zum Opfer, aber ein verzehrendes Weh blieb in ihrem Herzen. Nicht lange, so begrub sie ihren lebensmüden Vater, dann die bekümmerte Mutter.

Nun beschloß Friedehild, ihre Tage dem Herrn zu weihen und eine Klause zu erbauen. Dazu wählte sie die Wildniß des nahen Gebirgs. Ein härenes Gewand bedeckte ihre zarten Glieder. Waldtauben und Finken nisteten in den breitästigen Bäumen vor ihrer Hütte. Hirsche und Rehe lagerten sich traulich um dieselbe. Nachdem vier Jahre verstrichen, Entbehrung und rauhes Klima der Armen sehr zugesetzt, fühlte sie ihr Ende herannahen. Es war ein herrlicher Sommerabend. Da schleppte sie sich mühsam bis zum Stamm des Kreuzes, das wenige Schritte vor der Klause stand. „Hier will ich sterben", hauchte sie kaum hörbar. Ein alter Priester, der sich in der wilden Gegend verirrt, kam des Wegs daher. Friedehild begrüßte ihn mit sanftem Lächeln. „Vater", sprach sie, „auf daß du mich einsegnest zum Tode, schickt dich der Herr." Die Jungfrau bat ihn, sie unter den Steinen am Kreuze zu begraben. Dann legte der Priester ihr die Hände auf das Haupt und segnete sie. Sie hatte ausgerungen. Ihr Antlitz zeigte keinerlei Todeskampf, sondern die Ruhe eines schlummernden Kindes. Am kommenden Morgen gruben einige Bewohner der Gegend ihr ein Grab. Die Thiere des Waldes hatten sich wie alltäglich eingefunden und sahen in tiefer Trauer zu, als der Leichnam der frommen Klausnerin der kühlen Erde übergeben wurde. Es war, als verständen diese Geschöpfe ganz gut, um was es sich hier handle. Den Leichnam vor reißenden Thieren zu schützen, wälzte das Landvolk schwere Steine auf das Grab. In den größten derselben grub der betagte Priester ihren Namen ein mit dem Zeichen des Kreuzes.

Ein Hirsch von seltener Schönheit und Größe, welchen Griso jagte, brachte diesen im kommenden Spätherbst vor Friedehildens verlassene Klause und blieb, furchtlos um sich schauend, am Grabe dee jungen Dulderin stehen.

Als Griso gehört, wer hier ruhe, warf er sich zur Erde und benetzte die harten Steine mit seinen strömenden Thränen. Wozu er sich vordem nicht entschließen wollte, that er jetzt. Griso

entſagte den Göttern ſeiner Väter und ließ ſich taufen. Er bezog die kleine Zelle und that Gutes, wie und wo er nur konnte. Sein Ende war ſanft und gottergeben. Von dem Gelde, das er aus dem Verkauf ſeines Beſitzthums erlöſt, ſtiftete er ein Kloſter und nannte es Himmelreich. Die guten Mönche begruben ihn auf ſeinen Wunſch neben Friedehilden.

Wenn die gegebenen Mittheilungen richtig ſind, verließ gegen Ende des 15. Jahrhunderts Markgraf Chriſtoph von Baden das alte Schloß ſeiner Väter und zog in das neue hinab, welches er auf einer Höhe dicht an der Stadt ſich erbaut. Dieſe alten Schlöſſer waren auch gar zu düſter und unwohnlich, wenngleich ſehr feſt. Auf der nun längſt in Ruinen liegenden Burg blieb zurück des Markgrafen Frau Mutter mit zwei Hoffräulein, einem Cavalier und dem nöthigen Dienſtperſonal.

Dieſer Cavalier aus dem Geſchlecht der Freiherren von Keller, ein anziehender, ſchöngewachſener Mann, galt wegen ſeiner Gabe der Unterhaltung viel bei den Damen. Die Auserkorene ſeines Herzens war die ſchöne Clara von Tiefenau, deren Vater als markgräflicher Vogt in Kuppenheim amtirte. Dieſes Städtchen war dazumal noch durch Gräben, Mauern und Thürme bewehrt. Ein bequemer Weg, der von dem umwohnenden Landvolk noch benutzt wird, geleitete von der alten Burg Baden durch dichten Tannenwald nach Kuppenheim. Morgens oder abends, wie es gerade ſeine dienſtlichen Verhältniſſe zuließen, machte der Edle von Keller dieſen Weg, um die Dame ſeines Herzens, wenn auch nur auf Augenblicke, zu ſehen.

Seitwärts dieſes Fußſteigs ragte ein gewaltiger Granitblock aus dem Geſträuch hervor. Im Munde des Landvolks galt er für einen heidniſchen Opferaltar. Die Vertiefungen, die in denſelben gehauen waren, entgingen den Landleuten nicht, ſo wenig wie die ſeitwärts angebrachte Blutrinne. Auch ſollte vordem unter dieſem Stein eine Quelle zu Tage getreten ſein, die nun weiter unten hervorrieſelte. Dieſer Platz war verrufen durch Geiſterſpuk und niemand wagte ſich nach dem Einbruch der Dämmerung da vorbei.

Einſt, als unſer Hofcavalier beim hellen Schein des Mondes durch den dichten Wald ſchritt, ohne daran zu denken, wie verrufen dieſe Stelle, ſah er unfern des Opferſteins eine weibliche Geſtalt in weißen Gewändern ſitzen. Doch ſchien dieſe ohne Leben, gleich einem Steinbilde zu ſein. Pochenden Herzens und voll innern Grauens ſchritt er vorüber. Auf dem Heimwege ſah er ſie nicht mehr.

Als in der folgenden Nacht der Mond wieder ſeinen Silberſchimmer über das ganze Thal ausgoß, ſchritt unſer Cavalier um dieſelbe Zeit dem Drudenſtein zu. Am gleichen Platz ſaß wieder die weißgekleidete heidniſche Prieſterin. Ein wallendes Tuch floß von der Stirn zu den Achſeln nieder und bedeckte das Hinterhaupt. Volles Haar ſtahl ſich in dichten Locken darunter hervor. Das Haupt auf die Hand geſtützt, hielt ſie in der andern einen weißen Stab. Ihr zur Seite blinkte im Moos eine Bronzeſichel. Regungslos wie geſtern ſaß auch heute wieder die unheimliche Geſtalt.

Obgleich weder furchtſam noch abergläubiſch, war der junge Cavalier des Geſehenen ſo gewiß wie etwas, aber erklären konnte er ſich die ſchreckhafte Erſcheinung nicht. Der Caſtellan des alten Schloſſes Baden, ein hochbejahrter treuer Diener, im Vertrauen über dieſe Erſcheinung befragt, wußte nur mitzutheilen, wie im Volke das Gerede ginge, daß zu gewiſſen Zeiten an jenem bemooſten Stein eine weibliche Geſtalt von jugendlich-ſchönen Formen geſehen werde. Das ſei eine altheidniſche Prieſterin, welche um das Verſchwinden ihres Glaubens trauere.

Es verging wieder einige Zeit, ohne daß der junge Edelmann die geſpenſtiſche Prieſterin ſah. Er konnte es ſich nicht erklären, warum ein innerer Drang ihn immer wieder zu jener Stelle führe. Tag und Nacht beſchäftigte er ſich mit dieſer räthſelhaften Erſcheinung. Darüber ſchien auch ſeine Liebe zu der ſchönen Clara von Tiefenau zu erkalten. Der alte Caſtellan, dem all dies nicht entgangen, beauftragte einen ſeiner Dienſtleute, dem jungen Herrn jedesmal bis über den Opferſtein hinaus, aber ohne daß es dieſer bemerke, das Geleite zu geben.

In einer prachtvoll ſtillen Mondnacht ſchlich dieſer wieder dem jungen Herrn nach. Da gewahrte er aus der Ferne, wie der Cavalier ein Geſpräch mit dieſer geſpenſtiſchen Jungfrau anknüpfte, wie er auf deren Einladung neben ihr Platz nahm. Aber als er ſie in ſeine Arme ſchloß und küßte, wandelte den Knecht ein ſolches Grauen an, daß er eiligſt nach der Burg zurückflob.

Der Edle von Keller wurde am folgenden Morgen unfern des Drudenſteins todt gefunden. Sein Bruder ließ den granitnen Opferſtein zerſchlagen und an deſſen Stelle einen Bildſtock mit Chriſtum am Kreuze, und wo der Leichnam lag, ein Steinkreuz errichten. Am Wege, der von der alten Burg Baden nach Kuppenheim geleitet, ſtehen beide heute noch.

Wie viele derartige Funde wie dieſe drei Erzählungen ließen ſich noch machen, wenn jemand all das zuſammenſtellen wollte, was in dieſer Art da und dort ſich noch erhalten. Es würde ſicherlich des Einſenders Anſicht nur beſtätigen und wahrmachen, daß aus der heidniſchen Vorzeit in Sitte und Sage ſich mehr erhalten hat, als man für gewöhnlich anzunehmen gewillt iſt.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Marie Antoinette.

Bei ihren Lebzeiten wie nach ihrem Tode hat die unglückliche Tochter Maria Thereſia's, die „Enkelin deutſcher Cäſaren", von ihren Zeitgenoſſen wie von der Nachwelt die verſchiedenartigſten Beurtheilungen erfahren; noch bis auf den heutigen Tag ſind die franzöſiſchen Schriftſteller geneigt, den alten Haß des Volks gegen die „Oeſterreicherin" geltend zu machen, und entſchließen ſich nur ſchwer und in Ausnahmefällen zu einer Anerkennung ihrer Tugenden. Wir Deutſchen laſſen unſerer Landsmännin eher Gerechtigkeit widerfahren und ſchreiben ihren traurigen Ausgang mehr dem Schickſal als ihrer eigenen Verſchuldung zu.

Aufs neue wird jetzt unſere Aufmerkſamkeit auf ſie hingelenkt; Feuillet de Conches iſt mit einer eingehenden Arbeit über Maria Antoinette, Ludwig XVI. und die Prinzeſſin Eliſabeth beſchäftigt; uns ſelbſt liegen in zweiter Auflage und hübſcher Ausſtattung eine Reihe von Briefen der Königin vor: „Marie Antoinette. Ein Lebensbild in Briefen von eigener Hand. Nach den Originalhandſchriften herausgegeben von Graf Paul Vogt von Hunolſtein. Aus dem Franzöſiſchen" (Berlin, Haſſelberg'ſche Verlagshandlung). Dieſe Briefe umfaſſen einen weiten Zeitraum; ſie beginnen mit einigen Zeilen der funfzehnjährigen Erzherzogin, am 27. März 1770 an ihren Verlobten, den Dauphin von Frankreich, gerichtet, und enden mit einem Briefe an den Fürſten von Kaunitz vom 4. Juli 1792. Die Wetterwolke des 10. Auguſt, die das Königthum in Frankreich ſtürzen und Marie Antoinette zur Gefangenen machen ſollte, wirft ſchon ihren Schrecken darüber: ein Leben, im herrlichſten Sonnenſchein, an einem Frühlingstage beginnend, ein Ende mit Schrecken. Die meiſten der vorliegenden Briefe der Königin ſind an ihre Verwandten, ihre Mutter, ihre Brüder Joſeph und Leopold, ihre Schweſtern, namentlich an Marie Chriſtine, die Statthalterin der Niederlande, und an den Grafen Mercy, den öſterreichiſchen Geſandten in Paris, gerichtet; mit ihm hat die Königin während der Revolution in eifrigſter Correſpondenz geſtanden. Graf Hunolſtein, der Herausgeber, iſt im Beſitz der Originalien; „die Königin", ſagt er, „pflegte nicht allein ihre eigenen Briefe, ſondern ſogar gewiſſe Schreiben und Mémoires, die an ſie gerichtet waren, zwei-, ja dreimal zu copiren, um ſie verſchiedenen Perſonen anvertrauen zu können und ſie auf dieſe Weiſe ſicherer den Mitgliedern ihrer Familie und ihren Freunden, welche ſie über ihre traurige Lage zu unterrichten wünſchte, zukommen zu laſſen."

Etwas durchaus Neues, Thatſachen von entſcheidender Wichtigkeit, die bisher unbekannt geblieben, erfahren wir aus dieſem Briefwechſel nicht. Marie Antoinette hat keinen politiſchen Einfluß auf ihren Gemahl geübt; vor der Revolution traute er ihr als einer Tochter des Hauſes Habsburg in den Geſchäften nicht; Ludwig XVI. war ein echter Bourbon, voll Abneigung gegen die Oeſterreicher, wie es nur je ſein Ahnherr Heinrich IV. geweſen, und durch ſeinen erſten Miniſter, Maurepas, überdies gegen die Königin eingenommen; „mein Gemahl", ſchreibt ſie einmal ihrer Schweſter Marie Chriſtine, „hat ihm verſprochen, daß ich in meiner Eigenſchaft als Oeſterreicherin nie gekrönt werden ſollte, und du ſiehſt, daß, wenn ich ſo unglücklich geweſen wäre, dieſe Ceremonie zu wünſchen, es um meine Hoffnung und meine Klagen geſchehen ſein würde." Während der Revolution beſprach ſich der König, mehr durch die Noth als ſeinen Willen beſtimmt, öfters über die politiſchen Angelegenheiten mit ihr; da mag ein und ein anderes mal ihr Wort die Entſcheidung herbeigeführt haben — aber „Sie kennen", geſteht ſie dem Grafen Mercy, „die Perſon, mit der ich zu thun habe; in dem Augenblick, da man ſie für überzeugt hält, ändert ſie ſich infolge eines Worts, ohne daß man es erwartet." Die natürliche Unentſchloſſenheit Ludwig's XVI. wurde nur ſelten von ihrem angeborenen Muthe überwunden. Auf Erweiterung ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe in Bezug auf den Gang der franzöſiſchen Dinge muß der Leſer darum, dieſe Briefſammlung durchblätternd, verzichten; nicht einmal die geheimnißvolle Halsbandgeſchichte — denn „aufgeklärt" iſt ſie noch nicht — erfährt aus ihr eine neue Beleuchtung. Marie Antoinette erwähnt eben auch nur des Dunkels, das dieſe Angelegenheit bedeckt. „In der ganzen Sache iſt ein Netz von Umtrieben verborgen, welches dem Gerichtshof entgeht." Ihrer Anſicht nach iſt der Cardinal von Rohan — der das Halsband kaufte, wie er meinte für die Königin, während es nur in die Hände der Lamotte und ihrer Freunde kam — kein Narr, ſondern ein Böſewicht. Schon in Wien, 1770, als er die Heirath zwiſchen ihr und dem Dauphin veranlaßt half, „betrug er ſich unverſchämt"; im Jagdkleid durchſchritt er da eine Fronleichnamsproceſſion. „Das Gerede des Publikums", ſchreibt ſie am 10. April 1786, „ſcheint den Cardinal günſtiger zu behandeln als im Anfang des Proceſſes, und der Polizeilieutenant hat dem Könige geſagt, daß viele Leute ihn eher für einen gefoppten Narren als für einen Betrüger halten. Wie kann ein verſtändiger Menſch ſolche Anſicht haben! Wie kann man in ſeinen Erklärungen die handgreiflichen Unmöglichkeiten gelten laſſen, welche dem geſunden Menſchenverſtand widerſprechen! Iſt nicht die geheimnißvolle Zuſammenkunft, wo dieſer Menſch in einer ihm eine Roſe überreichenden Creatur meine Perſon erkannt haben

will, die unverſchämteſte Erfindung?“ Marie Antoinette irrt ſich in ihrem Zorn: Fräulein Oliva, die im Garten ihre Rolle ſpielte, ſah ihr zum Verwechſeln ähnlich und der Cardinal wurde getäuſcht. Nicht hierin liegt das Seltſame der Begebenheit; wer wie der Cardinal an Caglioſtro glaubte, konnte auch wol ein Fräulein Oliva für Marie Antoinette halten. Wie aber kam er dazu, die vielen Briefe, die ihm die Gräfin Lamotte als von der Königin geſchrieben zuſtellte, niemals näher zu prüfen? Er wie die Juweliere kannten die Handſchrift der Königin und ließen ſich dennoch in einer ſo wichtigen Angelegenheit ſo ganz wie Schulknaben hinter das Licht führen. Die Vergangenheit der Lamotte war ebenſo wenig mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt — und dennoch hätte ein Prinz von Geblüt, wie der Cardinal es war, ohne jeden haltbaren Grund, an den innigen Verkehr dieſer Abenteurerin mit Marie Antoinette glauben ſollen? Dies Räthſel iſt nicht gelöſt. Zwar erzählt Marie Antoinette: „Die Frau von Lamotte habe ich niemals geſehen; wie es ſcheint, iſt ſie eine Intriguantin der niedrigſten Art, welche eine gewiſſe Tournure nebſt einem cavaliermäßigen Ausſehen beſitzt; man ſagt, ſie ſei zwei- oder dreimal auf den Treppen, welche zum Prinzenhof führen, geſehen worden; das war augenſcheinlich ein guterdachtes Spiel, um diejenigen, welche ſie prellen wollte, zu täuſchen und glauben zu machen, ſie werde in meinen Gemächern empfangen.“ Allein dies „guterdachte Spiel“ konnte wol Leute täuſchen, die mit dem Hofe in keiner nähern Verbindung ſtanden, aber doch nicht einen Prinzen und Cardinal. Marie Antoinette wollte die Sache in despotiſcher Weiſe zu Ende bringen, die Gerichtsverhandlung war ihr widerwärtig: „Ich wünſchte von Anfang an, daß der König ſelbſt das unverſchämte Betragen des Cardinals durch Entſetzung von ſeinem Amte und mit Verbannung beſtrafte“: ein Mittel, das ihr ſicherlich in dieſer Angelegenheit keinen beſſern Leumund verſchafft. In Zorn und Schmerz bricht ſie bei der Verkündigung des Urtheilsſpruches aus: „Das iſt eine ſchmähliche Beleidigung und ich bin in Thränen der Verzweiflung gebadet. Wie, ein Menſch, welcher die Kühnheit haben ſollte, ſich zu dieſer dummen und infamen Gartenſcene herzugeben, welcher geglaubt hat, er habe ein Rendezvous mit der Königin von Frankreich ... ein ſolcher Menſch ſollte nicht, ſolange es noch einen Thron gibt, ein Majeſtätsverbrecher ſein, das wäre nur ein Menſch, der ſich geirrt hat?... Beklage mich, liebe Schweſter! Ich, die ich geſucht habe, ſo viel Gutes zu thun, die ich mich nur erinnert habe, daß ich Maria Thereſia's Tochter ſei — ich verdiente nicht dieſe Schmach, einem meineidigen Prieſter, einem ſchamloſen Intriguanten geopfert zu werden.“ Daß die Königin bei der Halsbandgeſchichte nicht betheiligt war, das bedarf jetzt keines Beweiſes mehr, aber der Schwerpunkt des Ereigniſſes iſt nicht in der wirklichen Betheiligung der Königin zu ſuchen: darin liegt er, daß ganz Frankreich an die Möglichkeit derſelben glaubte.

Die Briefe geſtatten indeß einen lehrreichen Einblick in den Charakter Maria Antoinettens. Die guten und ſchönen Eigenſchaften ihres Herzens überwogen die ſchlechten: der geheime Zug nach dem Böſen, der in uns allen liegt, offenbarte ſich bei ihr nur in einem ſtark hervortretenden Hochmuth und in jenem glücklichen Leichtſinn in Wort und That, der nun einmal der Majeſtät einer Königin vor der Revolution nicht geziemte. Sie war weder grauſam noch rachſüchtig, eine zärtliche Mutter, eine treue Freundin; nie vergaß ſie ihre ſtillen, friedlichen Jugendtage in Schönbrunn und in der wiener Hofburg. „Ich ſehe mich noch immer bei der Mutter oder auf ihren Knien in dem großen Saale der Burg, wo Joſeph uns keine Ruhe ließ.“ Mit großer Verehrung hing ſie an dieſer Mutter, ihren Bruder Joſeph ſchätzte ſie vielleicht über Gebühr. Möglich, ja wahrſcheinlich, daß ſie ihren Gatten, den kalten, verſchloſſenen, wenig redenden Ludwig XVI. nicht liebte, daß ihre Phantaſie ſich ein und ein anderes mal mit dem Bilde anderer Männer beſchäftigte: auf dem Schauplatz der wirklichen Welt zeigte ſie ſich als getreue, hingebende, gehorſame Gattin. Ihren Freunden bewahrte ſie ein gutes Gedächtniß: ein Beweis iſt Gluck. Sie hat nicht den geringſten Theil zu den großen Erfolgen ſeiner Opern in Paris beigetragen.

Mit der Revolution brachen die Unglückstage der Königin an; nie haben ſich zwei Menſchen in einer Stellung befunden, der ſie weniger gewachſen waren als Ludwig XVI. und Maria Antoinette inmitten jener gewaltigen Bewegung. Weder wollten ſie ſich von ihr tragen laſſen, noch hatten ſie ein Mittel, ihr zu widerſtehen. In echt habsburgiſchem Sinne war die Königin jeder Neuerung abgeneigt, ihr Haß gegen die Häupter der Bewegung hatte etwas von dem Fanatismus der Glaubenskriege. Schon den Krieg für die Republikaner Amerikas hatte ſie gemisbilligt. „Ich denke wie Du“, ſchreibt ſie ihrem Bruder Joſeph, „daß es nämlich meine Sache iſt, Royaliſtin zu ſein.“ Die Notabelnverſammlung (1787) erſchien ihr gefährlich: „Mir ahnt nichts Gutes davon; das regt nur die Gemüther auf und kann viel zu weit führen.“ Der Nationalverſammlung ſtanden beide, König wie Königin, rathlos, planlos, waffenlos gegenüber. Es kommen die Klagen über die „ſchrecklichen Ereigniſſe“ des Baſtilleſturms, der Octobertage — Klagen, die ſich in jedem Briefe wiederholen, die auch unſer Mitleid erwecken, denen man aber doch entgegenhalten muß, daß von ſeiten des Hofs nichts geſchah, dieſe Ereigniſſe abzuwenden, die Nation zu befriedigen. Wie Karl I. Stuart, ſo handelte Ludwig XVI.: er gab Verſprechungen, er beſchwur die Verfaſſung mit dem feſten Willen, ſie nicht zu halten. Unklarheit und Unentſchloſſenheit herrſchten in den Tuilerien: ſie, Marie Antoinette, hätte ſich die Rechte des Thrones nicht ſo leicht rauben laſſen, ruft ſie öfters aus, allein ein Mittel, ſie zu bewahren, weiß ſie nicht anzugeben. Selbſt mit Mirabeau unterhandelte man nur widerwillig, mit halbem Herzen.

Doch muß der Zauber dieſes Mannes außerordentlich geweſen ſein. Durch die Vermittelung der Grafen Mercy und Lamarck hatte Maria Antoinette eine Unterredung mit ihm. „Ich habe in den letzten Tagen das Ungeheuer geſehen, mit einer außerordentlichen Aufregung, die aber ſeine Sprache ſehr ſchnell aufzuwiegen wußte. Der König war bei mir und iſt mit Mirabeau, der ihm von der beſten Geſinnung und ſehr ergeben zu ſein ſchien, ſehr zufrieden, man hält alles für gerettet.“ „Dieſer Mann iſt ein Vulkan, der ein ganzes Reich entzünden konnte; rechne da alſo einer auf ihn, daß er den Brand löſche, welcher uns verzehrt!“ Mirabeau konnte ſich, wie groß auch ſein Ehrgeiz und ſeine Abneigung gegen Lafayette ſein mochte, doch nicht rückhaltlos einem Hofe anſchließen, der ihm nicht traute und ihn geopfert haben würde, ſobald die Wogen der Bewegung ſich geebnet, ganz abgeſehen von dieſer Bewegung ſelbſt, der ein einzelner nicht mehr ſtillzuſtehen gebieten konnte. Nach ſeinem Tode verdrängte ein Plan den andern im Cabinet des Königs; keiner kam zur Ausführung als der unglückliche der Flucht: er ſcheiterte vollends an kleinen Zufällen und an der großen Thatloſigkeit und Schwäche des Königs. Die Flucht, die Gefangennahme, die Zurückführung der königlichen Familie nach Paris raubten ihr alles Anſehen; man kann authentiſch nachweiſen, daß der Gedanke, eine franzöſiſche Republick aufzurichten, erſt in jenen Tagen in den Köpfen der leitenden Männer entſprang.

Die Briefe der Königin ſind für die Frau, die Tochter und die Mutter ein ehrenvolles Denkmal; niemand wird ſie ohne Theilnahme durchblättern und ohne Rührung aus den Händen legen.

A. Stifft.

Zu den eigenthümlichern Schriftſtellern Oeſterreichs im Gebiete des Feuilleton und der Novelle gehört A. Stifft — ein Name, der bisher in Norddeutſchland noch wenig genannt wurde. Mit Unrecht, denn A. Stifft iſt ein gedankenreicher Schriftſteller, der viel geſehen, geleſen und, wie z. B. ſeine Briefe aus Kopenhagen und Amſterdam beweiſen, den Dingen eine ganz eigene Seite abzugewinnen weiß; niemand wird es für leicht halten, über ſo vielbeſprochene Gegenſtände wie Thorwaldſen's Muſeum und Rembrandt's Bilder anziehend, originell und ſinnig zugleich zu reden. Wir möchten unſern Leſern A. Stifft's neueſten Roman: „Im Sturm des Lebens“ (zwei Bände, Wien, Schönewerk, 1865), zur Lektüre empfehlen. Die Fabel der Erzählung freilich iſt nicht eben künſtleriſch geordnet, ein gewiſſer traumhafter Zug macht ſich in der Compoſition wie in mancher Charakteriſtik der auftretenden Geſtalten geltend, ein Etwas, das ſich mit einer Miſchung aus Jean Paul und dem Nachtwandleriſchen in Heinrich von Kleiſt vergleichen ließe. Dafür aber wird der ſinnende Leſer — und nur ſolche verträgt das Buch — durch eine Fülle einzelner Schönheiten entſchädigt. Die Geſpräche, die Stifft ſeine Helden führen läßt, ſind in Wahrheit bedeutſam, anregend; immer ſuchen ſie in den Kern der Dinge zu dringen und halten ſich frei von jener Unnatur und übertriebenen Düftelei, an der denn doch mehr als Ein Geſpräch in Freytag's „Verlorener Handſchrift“ leidet. Stifft's Darſtellung iſt warm belebt, ſeine Schilderungen von friſcher, oft glühender Färbung. Wie alle Coloriſten, in der Dichtkunſt wie in der Malerei, vernachläſſigt er zu ſehr die Linie, die Zeichnung und die Compoſition. Weit reicher, harmoniſcher, glauben wir, würde ſich ſein Talent entfalten, wenn er ſich in kleinern Erzählungen, etwa in der Weiſe von Stifter's „Condor“, verſuchte. In dieſem beſchränktern Rahmen behielte er eine größere Gewalt über ſeinen Stoff und überſähe die Anordnung deſſelben beſſer. Seiner raſchen Phantaſie fehlt noch zu ſehr das Gegengewicht des rechnenden Verſtandes, und es iſt ja doch nur eine Phraſe, wenn es heißt, man könne Kunſtwerke mit Phantaſie und Leidenſchaft allein, ohne den Verſtand, ſchaffen, während doch gerade der Verſtand das in eine Schöpfung hineinbringt, was ſie zum Kunſtwerk erhebt: den Stil und das Maß.

Literariſche Ueberſicht.

Eine Reihe von Büchern verlangt bei dem Schluß unſers Blattes wenigſtens eine ſummariſche Anzeige, vielleicht findet der Leſer das eine oder andere für ſeine beſondern Zwecke, des Studiums oder Genuſſes, geeignet.

Guſtav von Keſſel hat das „Tagebuch Dietrich Sigismund's von Buch“ (zwei Bände, Jena u. Leipzig, Coſtenoble, 1865), einen ſehr werthvollen Beitrag zur Geſchichte des Großen Kurfürſten von Brandenburg, in einer deutſchen Uebertragung — Sigismund von Buch hat ſein Tagebuch in einem barbariſchen Franzöſiſch geführt — herausgegeben. Buch war in den Jahren 1674 — 83 der Reiſemarſchall des Kurfürſten. Seine Schilderungen ſind ein wenig weitſchweifig und verworren, aber in ihrem Kern wahr, treu und außerordentlich lehrreich. Für die Kenntniß der politiſchen Ereigniſſe der Zeit trägt das Tagebuch eben nicht Weſentliches und Neues bei, um ſo bedeutſamer dagegen iſt es für uns in Hinſicht auf die Zuſtände des Landes, die Sitten und Gewohnheiten des Adels, der Hofgeſellſchaft, der Armee. Für den Sittenſchilderer bietet es eine Fülle von Thatſachen, die nur einer geſchickten Feder, zur allgemeinen Verbreitung, zu warten ſcheinen. Wahrſcheinlich wird Frau Luiſe Mühlbach eine dieſer Schatzgräberinnen ſein; uns liegt die erſte Abtheilung eines neuen großen Romanwerks der begabten Schriftſtellerin vor: „Der große Kurfürſt und ſeine Zeit“; die erſten drei Bände führen den beſondern Titel: „Der junge Kurfürſt“ (Jena u. Leipzig, Coſtenoble). Alle Mängel und alle Vorzüge der Schriftſtellerin zeigen ſich auch hier: ein Werk, dem jede Compoſition fehlt, das mit den

Digitized by Google

20/204

Jahren in gerader Linie vorrückt, immer neue Scenen und Gestalten vorführt; daneben eine rasche, lebendige, anziehende Darstellung, die auf die Menge der Leser ihre Wirkung niemals verfehlen wird. Eins haben wir der Verfasserin abzubitten: wir haben so oft ihre historischen Schnitzer, absichtliche und absichtslose, getadelt und müssen jetzt, nach der Lektüre von Brachvogel's Roman über Beaumarchais, gestehen, daß Frau Luise Mühlbach mit einer anerkennenswerthen Gründlichkeit verfährt; hier ist nichts von schreienden Irrthümern, von einer grenzenlosen Verwirrung der Thatsachen, alles hat eine gewisse historische Richtigkeit. Dieser „Junge Kurfürst" kann wirklich zur Unterhaltung und Belehrung empfohlen werden.

„Eine Rolle Gold", Erzählung von Mathilde Raven (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865), ist eine geistreich erfundene und geschickt durchgeführte Geschichte aus der Kaufmannswelt unserer Hansestädte. Unter den deutschen Schriftstellerinnen zeichnet sich Mathilde Raven durch den Ernst ihres Denkens, ihrer Bestrebungen aus; gleichweit von Oberflächlichkeit wie Phantastik entfernt sucht sie in den Kern der Dinge und der modernen Verhältnisse zu dringen.

J. V. Glöckler bietet uns „Schwäbische Frauen" (Stuttgart, Koch, 1865): hübsch gezeichnete Lebensbilder aus den drei letzten Jahrhunderten; eins derselben, „Helene Schubart", ward zuerst in unsern „Unterhaltungen" veröffentlicht.

„Hans Sachs", eine Familiensage, nacherzählt von Dr. August Wildenhahn (Leipzig, Gebhardt u. Reisland, 1865), versetzt uns mitten in das geschäftige Kunst- und Handwerkerleben Nürnbergs; ganz vortrefflich ist dem Verfasser der Ton, die Färbung jener Zeit gelungen. Das Buch wird allen Freunden unserer ältern Literatur willkommen sein.

Robert Geißler erzählt uns drei „Geschichten" (Celle, Verlag der Schulze'schen Buchhandlung, 1865): „Aus schwüler Sommerzeit"; „Im Hinterhause"; „Der Gutserbe". Die Darstellung ist nicht ungefällig, einzelne psychologische Bemerkungen zeugen von dem Scharfsinn und der Beobachtung des Verfassers, dagegen haben die Erfindungen ein gar zu alltägliches Aussehen.

„Wohlthaten." Aufzeichnungen für edle Herzen, herausgegeben von C. Drärler-Manfred (Stuttgart, Koch, 1865): ein sinniges, liebenswürdiges Büchlein, in dem jeder eine ihn anziehende oder rührende Seite finden wird.

Zum Abschied, an unsere Leser.

Mit dieser Nummer beschließen wir den zwölften und letzten Jahrgang der „Unterhaltungen am häuslichen Herd". Die Verlagshandlung und der Herausgeber haben sich entschlossen, diese Wochenschrift mit dem Ende des Jahres 1864 vorläufig nicht weiter erscheinen zu lassen. Mannichfache Gründe bestimmen sie dazu. Bei dem außerordentlichen Aufschwung, den die illustrirten Zeitschriften in den letzten Jahren genommen, fällt es einem bescheidenen Blatt „ohne Bilder" täglich schwerer, die Gunst des Publikums zu gewinnen und zu erhalten. Nicht mehr lesen, die Menge will nur sehen und eine Augenweide haben; eine Zeitschrift, die doch ihrem Wesen nach für den Familientisch und nicht für die Gelehrtenrepublik und die Kaffeehäuser bestimmt war, stand schon äußerlich zu sehr im Schatten gegen die prächtigen Bilderbogen, welche die „Gartenlaube" oder „Daheim" ihren Abonnenten, zur Freude der Großen wie der Kleinen, bieten. Darüber klagen, würde die Thatsache nicht ändern: wir erkennen sie an.

Herzlichen Dank und Gruß sagen wir jetzt zum Abschied allen Freunden unsers Blattes: denen, die uns mit ihrer Arbeit so willfährig und beständig unterstützt, wie jenen, deren Theilnahme und Treue uns bisher begleitet hat. Nicht alle, doch ein guter Theil derer, die sich uns zuerst angeschlossen, hat bei uns ausgehalten. Möge ihnen die Erinnerung an diese Blätter darum immer eine freundliche sein. Dem Geiste, den der erste Begründer und Herausgeber dieser Zeitschrift, Karl Gutzkow, ihr eingeflößt, ist sie bis zu ihrem Ausgang treu geblieben. Auch sie kann in ihrem Ganzen als eine Chronik und ein Spiegel der Zeit betrachtet werden. Nicht fällt es uns ein, zu behaupten, daß wir nie in Irrthümer und Fehler gefallen: wer aber unbefangen überblickt, was der Kreis von Schriftstellern, der sich um unsern „häuslichen Herd" geschart hatte, in diesen zwölf Jahren geleistet, wird uns nicht ganz seine Anerkennung versagen; er wird bemerken, daß, auch wo wir fehlten, unsere Absicht eine gute gewesen, daß es uns ernsthaft zu thun war um das Gute, Wahre und Schöne. Die Literatur, die Wissenschaft ist nicht mehr das ausschließliche Eigenthum einer Kaste: die Musen wenden sich an alle und bemühen sich, eine Sprache zu reden, die jeder versteht, die zum Herzen eines jeglichen dringt. Diesem Zwecke dienen die Zeitungen, sie sind auf literarischem Gebiete weitaus die erste Macht geworden, sie haben den Einfluß des Folianten, den der Gelehrte einsam in seiner Studirstube las, wie den lebendigen Zauber des Theaters überwunden. Allein diese Macht legt Pflichten auf, höchste und schwerste Pflichten: die erste wird sein, dem Ideal und nicht einer vorübergehenden Laune, Richtung und Stimmung des Tages zu huldigen, in dem Wirrwar der Erscheinungen, in dem Wechsel der Ereignisse, in den Kämpfen der Wissenschaften und der politischen Parteien unverrückt die großen Ziele der Menschheit im Auge zu behalten und fort und fort darauf hinzudeuten. Dies wollten wir, dahin ging unser Streben; mögen die, welche unsere Arbeit fortsetzen, mehr erreichen als wir. Und da wir jetzt gerade an der Jahreswende stehen, rufen wir in jedem Sinne: „Vivat sequens!"

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Univ. Buchbinder
GEORG KONRA
MÜNCHEN 13
Schellingstr. 10 · Tel. 25

Digitized by Google